

Die Aktion

Herausgegeben von Franz Pfemfert

I. Jahrgang 1911

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 1. am 20. Februar.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch, Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: RL 1.— vierteljährl. (exkl. Bestell- handlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Oberstraße 4, Kromsdorfer, Berlin, Charlottenburg, Bülowstraße 4
Verleger: Alle Anfragen sind an Herrn Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu richten.
Inseratenpreis: die 4 gespalt. Kompartimente 50 Pf.

Inhalt: Der Aufmarsch der Parteien. Von Franz Pfemfert / Das deutsch-russische Abkommen. Von Ernest Kirchenberger / Material für den Historiker / Der Antiklerikalismus als Exportartikel. Von Otto Corbach / Glossen / Abend. Von Viktor Habwiger / Die Organisierung der Intelligenz / Die Jungfrau. Von Ernst Bläß / Ein offener Brief an Dr. G. Zeppler. Von Dr. Kurt Hiller / Lesbos. Von Charles Baudelaire / Die schlechtesten Bücher des Jahres 1910. Antwort von Dr. Anselm Kuest / Die Schläfer. Von Georg Heym / Der Träumende. Von Jakob van Hobbis / Theater. Von Lorral / Gros und Psyche. Von U. W. Jüricher / Literarische Neuerscheinungen / Bornotizen / Zeitschriftenschau / Note /

Mitteilungen des Komitees Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Der Aufmarsch der Parteien

Schon beginnt das Wahlfieber mit all seinen traurigen Begleiterscheinungen um sich zu greifen. Die Herrschaften, die sich während der fünf langen Jahre so gar nicht um die Volksstimmung kümmern zu brauchen glaubten, entdecken, vom Mandats hunger gepeinigt, urplötzlich ihre volksfreundliche Gesinnung. Die Taten, die sie noch nicht getan, werden in Flugschriften und Versammlungen angekündigt. Die Sünden, die ihnen die Verachtung der Wähler verdient haben, sollen jetzt durch einen Berg von leeren Lügen verdeckt werden.

Die kommenden Reichstagswahlen werden alle häßlichen Seiten des politischen Lebens enthüllen. Die Reaktion wird das Land mit einem Strom von Niedrigkeiten überschwemmen. Es gilt für die freiheitlichen Parteien gerufen zu sein. Denn nichts ist unzuverlässiger als das Gedächtnis der Wähler! Wär's anders, die freiheitlichen Parteien könnten dem Verzweiflungskampfe der reaktionären Elemente mit Gleichmut zuschauen. Die politischen Kösttäuscher würden wenig ausrichten. Das Urteil des Volkes wäre durch keine Verleumdung zu beeinträchtigen.

Aber das Gedächtnis der Zeitgenossen ist in politischen Dingen leider nicht stark genug. Versammlungstiraden und Flugblätter gewerbsmäßiger Reaktionäre können nur zu leicht die Wahrheit verschleiern. Können den Jörn des Volkes ablenken. Da gilt es auf der Hut zu sein. Da gilt es, der Verwirrung, die von den Volksfeinden im Bande systematisch erzeugt wird, nach Kräften entgegenzuwirken.

Für Fortschritt, Freiheit und Kultur! Alle Parteien, die sich unter diesem Schlagtruf zusammensuchen, sollten (schon bei der Aufstellung der Kandidaten) versuchen, sich auf diese Formel für den kommenden Wahlkampf zusammenzuschließen um als geschlossener Kulturblock der Reaktion gegenüberzutreten. Es handelt sich ja nicht um Preisgabe von Grundsätzen. Aber es darf in diesen Kämpfen nicht

auf das Trennende, es muß auf das Einende der Parteien der Linken hingewiesen werden.

Jede Zersplitterung der Kraft dient der Reaktion! Nach diesem Gesichtspunkte sollten die wirklichen Freunde des Fortschritts in den Wahlkampf ziehen. Nach diesem Gesichtspunkte ist es ein Vergehen am Gedanken der Freiheit, wenn im Wahlkreise, wo die Reaktion niederzuringen ist (und, wenn der Kulturblock Tatsache wäre, niedergerungen werden könnte), sich die freiheitlichen Parteien gegenseitig zerfleischen.

Als vor kurzem die Nachricht durch die Presse ging, Herr Schwaner, der Herausgeber des „Volkszeigers“ habe den Grafen Posadowski in allen Wahlkreisen als Kandidaten aufgestellt, fanden sich Stimmen, die Schwaners Unternehmen mit Recht als Spielerei scharf verurteilten. Leider sehen wir ähnliches jetzt nur zu oft. Und in der „Demokratischen Vereinigung“ nimmt diese Spielerei geradezu gemeingefährliche Dimensionen an, artet sie direkt in politischen Unfug aus. Dieses Berliner Vereinsgebilde, das als politische Aufklärungstruppe seine Daseinsberechtigung hätte, wird von einigen Herren, die durchaus die Buchstaben M. d. R. hinter ihrem Namen haben möchten, als Mittel zum Zweck benutzt. Wenn die „D. V.“ sich in Wahlkreise begeben wollte, wo noch die Reaktion Alleinherrscherin ist, so könnte man das billigen. Aber die Herren wollen Mandate um einen billigen Preis. Und so drängen sie sich in Wahlkreise, wo sie Vertretern der Linken diese streitig machen können. Nicht um die Vertretung des reinen demokratischen Gedankens ist es diesem politischen Fragment zu tun (Herr von Gerlach scheint in Marburg bis zur Stunde nicht zu wissen, mit welcher Weltanschauung er seinen Wählern kommen soll), man will nicht die Sache, man will Personen vorwärtsbringen. Deshalb das Erscheinen der „D. V.“ als Mandatsinteressen rücksichtslos zu verurteilen. Franz Pfemfert.

Das deutsch-russische Abkommen

In wenigen Wochen werden die Resultate der Potsdamer Besprechungen bekanntgegeben und perfekt werden.

Herr Ribben-Lohse wird in seiner nächsten Spezialrede Gelegenheit haben, von einer „friedlichen Entwicklung“ unserer auswärtigen Politik zu sprechen, von „anerkannten Rechten“ im Mittel Oriente, kurzum von einer „neuen Phase“ der Weltpolitik, in die nun das Reich eingetreten wäre.

Wir gestatten uns schon jetzt, die Erfolge unseres auswärtigen Amtes zu bezweifeln.

Infolge der Potsdamer Verhandlungen erkennt Rußland die deutschen Interessen im Mittel Oriente an und verspricht seine regierende Haltung dem Bagdadbahnprojekte gegenüber aufzugeben.

Das ist beinahe lustig.

Die Gründung der Bagdadbahngesellschaft (bekanntlich: deutsch-französisches Syndikat) lehrt alles Mögliche, nur nicht das Recht Rußlands, in Fragen des projektierten Unternehmens, irgendeine Macht, am allerwenigsten aber das Deutsche Reich, beraten zu dürfen.

Die russische Diplomatie aber hat es verstanden, durch die Form des, von zweifellos gut unterrichteten englischen Blättern, bereits veröffentlichten Textes, ihre Regierung auf die Höhe eines nicht zu umgehenden, in Kleinasien geradezu kompetenten Beraters hinaufzuschrauben.

Das Deutsche Reich tauscht für die Anerkennung der russischen Interessensphäre in Persien die gütige Erlaubnis ein, fremdes Kapital zur Realisierung des Bagdadbahnprojektes heranziehen zu dürfen. Außerdem ist es ihm gestattet, Selbstmord an seiner mittelasiatischen Einflußsphäre zu verüben.

Wir glauben, in Berlin wäre man sich von allem Anfang an darüber klar gewesen, die Verlängerung der anatolischen Bahn solle lediglich deutschen Interessen dienen.

Zwar war man schon früher durch politische Gründe gezwungen, nicht nur französischem, sondern auch schweizerischem, italienischem und englischem Kapital eine realisierende Beteiligung zu gestatten, aber man hoffte seinerzeit, in Berücksichtigung der überaus günstigen Finanzlage des Reiches, in dem geplanten Unternehmen so viel deutsches Kapital investieren zu können, daß eine erwünschte vorherrschende Stellung im Syndikate ungefährdet scheinen mußte.

Unsere stetig steigenden Kriegsausgaben, die relativ höhere Ansprüche an den deutschen Steuerträger stellen, als die Rüstungskosten anderer Staaten an ihre Bürger, schlechte finanzielle Resultate fast aller Industrien (die Eisenindustrie natürlich ausgenommen), vor kurzer Zeit gezeichnete Anleihen, haben unsere augenblickliche finanzielle Machtstellung um ein Wesentliches geschwächt.

In eingeweihten Kreisen dürfte man ganz gut wissen, daß der ersten türkischen Anleihe eine zweite und dritte folgen werde, die man zeichnen müsse, wolle man nicht all jene Interessen verlieren, welche die erste Anleihe gegeben.

Man arbeitet augenblicklich für Reservefonds, die für mittelorientalische Interessen totes Kapital bleiben.

Man sieht: das Reich ist gegenwärtig finanziell nicht kräftig genug, um einem Ansturm fremder Kapitalien (England hat davon in diesem Jahre genug) erfolgreich entgegenzutreten zu können.

Unverantwortlich war es deshalb von unserer Diplomatie, gerade jetzt die Verhandlungen über die Bahn zu eröffnen und durch offizielle Zustimmung eines Pa. der

durch die Form geradezu die politische und Internationalisierung des geplanten deutschen Unternehmens betont, eine folgenschwere handelspolitische Lage im Oriente herbeizuführen.

Mit den angeführten Nachteilen nicht zufrieden, habe der Reichskanzler und Ribben-Lohse Rußland eine Belohnung durch den Bahnanschluß Chankins an Bagdad versprochen.

Durch diese Linie würde die Verbindung zwischen den Bahnen der russischen und jenen der deutschen Interessensphäre hergestellt werden.

Träfen schon die, durch die Internationalisierung des Syndikats vorausgerichteten Niederlagen für das Reich nicht ein, so könnte die erwähnte Zweiglinie sämtliche deutschen Vorteile im Mittel Oriente fraglich machen.

Seit jeher war Teheran das Zentrum der russischen Interessensphäre in Persien, der gefährlichste Konkurrent Bagdads. Die geschäftliche Tüchtigkeit seiner Bevölkerung ist ebenso bekannt, wie die kommerzielle Lässigkeit der Bagdader. Wenn trotzdem Teheran Bagdad nicht vollständig erdrückt, so liegt der Hauptgrund hierfür in der vorzüglichen Lage letzterer Stadt.

Die abendländischen Produkte gingen immer über Bagdad nach Teheran, in die Hände der persischen Zwischenhändler. In Teheran erst wurden und werden sie der indischen Konsumierung übergeben. Nur die hohen Karawanentransportspesen der bedeutenden Strecke treten dem persischen Willen: das orientalische Handelsleben in Teheran zu vereinigen, entgegen.

So viel wir wissen, wertete man in Berlin seit der Gründung des Bahnsyndikats die orientalische Lage vollständig sinngemäß. Man war sich immer des Nutzens bewußt, der durch politische Verwertung des „passiven Transportwiderstandes“ entstand. Man dachte nie daran, ihn durch eine eventuelle Verbindung Bagdads mit Teheran aufzuheben.

Desto mehr muß man sich über die plötzliche Außerachtlassung unserer politischen Ziele im Mittel Oriente wundern, unserer Ziele, deren Erreichung die einzige Hoffnung für unsere zukünftige politische Weltmachtstellung war.

Schließlich ist ja Bethmann nicht nur Philosoph, sondern auch Reichskanzler, dem man, in Gemeinschaft mit Ribben-Lohse, die Kenntnis national-ökonomischer und politischer Grundtheorien zutrauen kann.

Die politische Naivität unserer Führenden kann nicht so groß sein, um all jene Unflugheiten zu rechtfertigen, die sich in den Bestimmungen des deutsch-russischen Abkommens offenbaren. Man wird eben in Potsdam wieder einmal von der Rettung des konservativen Staatsgedankens gesprochen haben.

Diese anbetungswürdige Gottheit zwang unsere Diplomatie, die Interessen des Volkes zu opfern. Ein neues „deutsch-russisches Abkommen“ zu schaffen. Es fragt sich nur, ob seine Bestimmungen den Weg in das Volksparlament finden können, eine staatsrechtliche Anerkennung also erlangen, die politische Niederlagen erst ermöglichen hilft.

Ernest Kirchnerberger.

Material für den Historiker

Er, der unter seinen Mannen so brave Hürden besitzt, daß auch der frommste Spießer nach einer Reform des Polizeisystems schreit, der Allgewaltige vom Alexanderplatz hat (nach großen Vorbildern schielend) gesprochen. In eigener Sache. Das verdient über den Tag hinaus erhalten zu werden. Denn schließlich ist Herr Jagow doch

ausersehen, in der Geschichte der preußischen Reaktion eine besondere Rolle zu spielen. Am 27. Januar 1911 war's, da Herr Jagow also anhub:

„Bebel sagte in Magdeburg, der preußische Staat ist ein ganz anderes Ding, als jeder andere Staat. Er ist in seiner Art einzig in der Welt. Aber wenn wir einmal diesen Staat in unserer Gewalt haben, so haben wir alles. Nun, meine Herren, im Hinblick auf eine derartige, mit so erfrischender Offenheit dem preußischen Staat angebrohte sozialdemokratische Gewaltherrschaft hat die königliche Polizei der Reichshauptstadt in erster Reihe zu stehen, voran ihre brave Schutzmannschaft. In Anbetracht des heutigen vaterländischen Tages und gegenüber den erzielten Eindrücken, entsprungen aus einem Phantasiesuggestionssystem, sei es auch an dieser Stelle auf Grund eingehender Untersuchung jedes einzelnen Falles der weiteren Öffentlichkeit gesagt, daß der Ehrenschild der Schutzmannschaft rein ist. Sie hielt tabellose Manneszucht.“

Daß Jagow dies so in schlichter Prosa ausdrückte, daß er nicht den Pegasus fattelte und einen Helbensang anstimmte, hat wahrscheinlich Alfred Kerr verschuldet, der (edel, hilfreich und gut) dem obersten Berliner Polizisten diese Arbeit bereits abgenommen hatte. Im „Pan“ ist den Moabiter Ordnungspfeilern das Loblied gesungen worden:

Etwas blöde, etwas hart
Ist die deutsche Gegenwart.
Reich an Wohlstand (dies hauptsächlich),
Somnig, schnellbig . . . und erbrechlich.

Schaudernd biegen sich die Walle
Vor dem großen Hirnverfallen.
Ruscht euch, bis die Schwarte kracht
Wenn Ihr man Geschäfte macht.

In die Moabiter Pflügen
Sah man rote Säfte spritzen.
Mancher, wenn sein Krafttrieb saß,
Scherzte: „Hure! Saustück! Was!“

Wenn sie sanden, wenn sie lagen,
Burden sie halbtot geschlagen.
Wo die Beute schüchtern stockten,
Gab es Spitzel, welche lockten.

Greife haut man über'n Kopp;
Rote Suppe . . . na und ob.
Belbet's Kinder, geht nicht acht, —
Wenn Ihr man Geschäfte macht.

. . . Jagow konnte sich also mit schlichter Prosa begnügen. Er konnte ungebunden Sprachkleinodien wie „Phantasiesuggestionssystem“ zum besten geben. Konnte, mit einem Seitenblick auf das frische Grab des ermordeten Hermann, in einem kühn-männlichen Satze der „weiteren Öffentlichkeit“ die Entdeckung ins Gesicht sagen, daß der Ehrenschild der Schutzmannschaft rein sei. (Von den Ehrenschildern und den Gummiknütern schwieg er.) Konnte (eiblichen Zeugenaussagen und Gerichtsurteilen entgegen) seinen Untergebenen „tabellose Manneszucht“ nachrühmen.

Wir haben in den letzten Wochen manch starkes Stück erlebt. Daß der Justiz von der Reaktion die Rolle der Statistin angetragen wurde, daß unbequeme Zeugen einfach des Meineids verdächtigt werden, daß Minister den heispiellosen Mut aufbrachten, unabhängige Richter zu „ver-

nehmen“, und andere Niedlichkeiten mehr. Aber den Gipfel reaktionärer Volksverhetzung bildet doch die Rede des Berliner Polizeigewaltigen. Die Kühnheit, mit der hier Tatsachen totgeschwiegen werden, mit der hier der Wahrheit zu Leibe gegangen wird, mit der hier Gerichtsurteile ignoriert werden, diese Kühnheit ist der Gipfel. Den feigen Kreaturen, denen der wehrlose Hermann zum Opfer fiel, könnte man, da sie unwissende Drillmaschinen sind, milbernde Umstände zubilligen. . . . Für Herrn von Jagow gibt es keinen Milberungsgrund.

Franz Pfeinfert.

Der Antiklerikalismus als Exportartikel

„Le cléricalisme c'est l'ennemi!“ sagte Gambetta, als er der französischen Geistlichkeit den Fehdehandschuh hinwarf, aber er fügte hinzu: „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation.“ Diese Moral mit doppeltem Boden ist für die französische Politik lange Jahre maßgebend gewesen. Frankreich hatte das Protektorat über die Katholiken im nahen und fernen Orient, und es schien, als ob zum mindesten dort die katholischen Missionen überall mit demselben Eifer dem atheistischen Frankreich wie der alleinseligmachenden Kirche dienten. Seitdem aber die älteste Tochter der Kirche von dieser gar nichts mehr wissen will und alle Beziehungen zu ihr abgebrochen hat, muß sich die französische Diplomatie im Auslande wohl oder übel ohne klerikale Krücken zurechtfinden. Hier schien nun das modernste Frankreich seine Achillesferse zu haben. Die Freunde der von den Staatskrippen verstoßenen Geistlichkeit stimmten schauerliche Klagelieder über den Anfang vom Ende französischen Ansehens und Einflusses im Auslande an. Nach ihnen ist John Bull der eigentliche Urheber des Trennungswerkes. England stehen die katholischen Missionen im Wege; deshalb mußte Frankreich, das schützend seine Hand über sie hielt, entweder vernichtet oder dazu gebracht werden, aufzuhören, katholisch zu sein. Diesen Gedanken enthält die Schrift des ehemaligen französischen auswärtigen Ministers Fourcns: „La France conquise“, in allen möglichen Variationen. Die Männer des neuen Kurses haben jedoch schon bewiesen, daß es auch in der äußeren Politik ohne den Antiklerikalismus geht. Ja, sie zeigen sogar, daß hier gerade mit dem Antiklerikalismus viel anzufangen ist. „Mission laïque française“ nennt sich die Gesellschaft, die sich gleichsam mit dem Export französischen Antiklerikalismus befaßt. Ihr Präsident, Mr. Aulard, Professor an der Pariser Universität, kehrte kürzlich von einer langen Reise zurück, die er im Auftrage der Regierung nach dem Orient unternahm. Die katholischen Schulen, meint er, übten nur über einige Hunderttausend römische Katholiken Einfluß aus; mehrere Tausend Griechen und viele Millionen Muselmanen blieben davon ganz unberührt. „Die Kongregationisten können unsre Sprache lehren, nicht aber unsre moderne Kultur, nicht unsre moderne Kunst, noch den Geist unsrer Institutionen. Unter den Lehrern der Missionschulen mag es Beute von gutem Willen geben, die nichts lieber täten, als den Geist ihres Unterrichts zu modernisieren; aber sie sind nicht frei, sind ohnmächtig, sind gezwungen, Rom zu gehorchen.“ Ueberall, wo weltlicher Unterricht ernsthaft eingerichtet sei, erziele man vorzügliche Wirkungen. Das bewiesen die in Konstantinobel und Sa'oniki bestehenden, stark besuchten französischen Gymnasien. In einer glänzenden Rede verteidigte unlängst Henri Brisson die Sache des französischen weltlichen Unterrichts im Orient. Gerade dort, wo sich Religion und Rationalität zu bedeu pfleg-

ten, verschaffe man sich Feinde statt Freunde durch alle Profektmacherei. Und dann lehrten die Konfessionsschulen nicht das moderne Frankreich kennen. „Das Frankreich von heute ist es, daß in unsern Kolonien und anderwärts im Auslande dargestellt werden muß . . . Es ist nicht nur seine Sprache, es ist sein Geist, der in diese Regionen getragen werden sollte; und dem Geist des jetzigen Frankreich entspricht es gewiß nicht, eine fremde Religion anzugreifen; er gebietet vielmehr, solche zu achten und jene verschiedenen Nationen erkennen zu lehren, was uns mit ihnen verbinden kann, statt ihnen etwas darzustellen, was unvermeidlich von ihnen trennen muß.“ Daß die Verquickung von auswärtiger Politik und Missionstätigkeit keinen wahren Segen bringt, darin sind sich alle unparteiischen Kenner überseeischer Verhältnisse einig. Frankreich hat mit einer weltlichen Kulturpolitik im Auslande den Anfang gemacht, wodurch auch die wissenschaftliche Lehrtätigkeit der Missionen überflüssig wird. Es marschiert also in dieser Hinsicht heute wieder an der Spitze der Zivilisation. Otto Corbach.

Glossen

Unsere „liberalen“ Byzantiner. Die Tatsache, daß der älteste Sprößling des Kaisers zum Bedauern der „Wache“-Photographen seine Amüsierfahrt abgebrochen hat, ließ den Ullstein & Co.-Liberalismus sentimental werden. Mit einer schmalzigen Geste, die jeden Scherl-Reporter überflüssig macht, wird die welterschütternde Nachricht von der „vorzeitigen Rückkehr“ niedergeschmiert und dann geht's los:

„Der Kronprinz trat seine lange und gut vorbereitete Reise nach Ostasien von Berlin aus am 2. November vorigen Jahres in Begleitung der Kronprinzessin an. Von dem Kaiser und der Kaiserin, den Hofchargen und Ministern zum Anhalter Bahnhof geleitet, fuhr er in den regengrauen Morgen hinein . . .

Die Reise war als eine Studien- und Informationsreise gedacht und es war vor allem ein längerer Aufenthalt in Indien vorgesehen. Das Kronprinzenpaar sollte dort unter dem Inkognito eines Grafen und einer Gräfin Ravensberg möglichst eingehende Studien über Land, Leute und Verhältnisse machen . . . Daß auch Elefanten und Tiger zur Strecke gebracht wurden, ist selbstverständlich . . .

Die etwas ausgiebige Beschäftigung des Thronfolgers mit dem Sport auf der Informationsreise wurde in Deutschland vielfach kritisiert. Dagegen . . .“

Politische Buschklepper. Die „Post“, das gegebene Organ für Scharfmachergemeinheiten, weiß an ihrer schäbigen Gesinnung immer neue Züge aufzuzeigen. Es gibt keine politische Schuftigkeit, die sie nicht zu übertreffen wüßte. Jetzt ist es der Moabiter Prozeß, der ihre Nuchlosigkeit vom Lotterbette aufgeschaltet hat. Der Ausgang der Verhandlungen, die den Scharfmachern Material bringen sollten, hat den Gesellen schmerzliche Stunden bereitet. Aber man weiß sich zu helfen. Verfaßten auch die Polizeizeugen, so gibt es doch andere Mittel, um Schamlosigkeit in die Welt zu setzen. Was Jagows Ausruf an sein Polizeivolk nicht vermochte, das tut eine „Zuschrift“, die man fabriziert. Die „Post“ bringt in ihrer Abendausgabe vom 2. Februar einen Brief von „Unbekannt“ zum Abdruck, in dem die Moabiter Krawalle (entgegen allen gerichtlichen einwandsfreien Feststellungen) wieder der Sozialdemokratie angehängt werden. In dem Schreiben, das aus einem Irrenhaus stammen kann (wenn es nicht im Redaktionszimmer der „Post“ entstanden ist), heißt es:

„Das wichtigste bei den Umständen ist aber von der Presse außer acht gelassen worden. Die sämtlichen Ausschreitungen gegen Arbeitswillige, gegen die Polizei, gegen das Eigentum der von den Umständen betroffenen Arbeitgeber, sowie gegen das Eigentum der Gemeinden sind tatsächlich planmäßig von der Gewerkschaft bzw. deren Vertrauensleuten organisiert und geleitet worden. Ich bin in der Lage, den Beweis hierfür in einer ganzen Anzahl von Fällen zu liefern . . . Zum Schein wird in den Versammlungen von den offiziellen Ausschandsleitern zwar stets betont, sie sollten sich ja aller Gewalttätigkeiten enthalten. Es werden aber stets auch recht deutliche Bemerkungen daran geknüpft, welche den Gefolgsleuten keinen Zweifel über die wahren Absichten ihrer Verbandsleitung lassen. So heißt es z. B.: Eine Anzahl recht kräftiger Leute voranschicken zum Verteilen von Handzetteln. Was mit den Handzetteln gemeint ist, ist nur zu klar. Statt des Zettels halten die Hände Messer, Knüppel, Revolver und dergleichen.“

Wenn die Schuftigkeit in solcher Fülle auf uns einströmt, gibt es keine Worte der Empörung mehr. Hier muß man speien und ist versucht, zur Hundeweitsche zu greifen.

Die Steuerfreiheit der deutschen Fürsten löst bei den Kreuzzeitungsrittern folgenden Rotschrei aus:

„Wenn die deutschen Bundesfürsten (und nur um diese handelt es sich), freiwillig auf ihre Steuerfreiheit verzichtet hätten, dann wären die Konservativen die ersten gewesen, die diesen Verzicht im Interesse der Notwendigkeit, überall einen sozialen Ausgleich zu schaffen, freudig begrüßt hätten. Aber eben nur durch freiwilligen Verzicht kann diese Steuerfreiheit der Bundesfürsten beseitigt werden. Da ein solches Verzicht regierungsseitig nicht herbeigeführt ist, mußten die Konservativen . . . Diese ihnen selbst nicht gerade erwünschte Stellungnahme war staatsrechtlich die einzig korrekte und daran ändert die böswillige Auslegung der Demokraten gar nichts.“

Die armen Konservativen! Wie gern würden sie . . . Aber sie müssen korrekt bleiben. Und da bleibt ihnen nichts anderes übrig, als festzustellen, daß sie gerne wollten, wenn nur die Himmelsinstrumente für die Notwendigkeit, „überall einen sozialen Ausgleich zu schaffen“, zu haben wären! Ernsthaft gesprochen: die Erklärung der „Kreuzzeitung“, daß nicht Ueberzeugung, sondern Feigheit den Konservativen ihr Verhalten diktiert hat, daß korrekte Feigheit sie bewogen hat, dem preussischen Volke vor einem Jahre 3 1/2 Millionen Gehaltszulage für den König von Preußen abzuknöpfen, stellt unseren total königstreuen Herrschaften ein gutes Zeugnis aus.

Ein gemütvoller Herr. In der Gemeinderatssitzung in Linden lag das Unterstützungsgesuch eines Bergmannes vor, der am Lohntage keinen Pfennig Geld ausbezahlt erhalten hatte und nun völlig mittellos dastand. In der Not wandte er sich nun an die Gemeindevertretung und ersuchte um Gewährung eines Vorschusses, der wieder zurückgezahlt werden sollte. In dem Unterstützungsgesuch war auf die große Kinderschar hingewiesen. Die Vertreter der Bede beantragten Abweisung des Antrages, in der Regel handele es sich um Bummelanten. Durch das Lohnbuch konnte aber festgestellt werden, daß der Mann seine Schichten stets vollzählig verfahren hatte. Als sich nun die Abweisung so nicht rechtfertigen ließ, erklärte der nationalliberale Fabrikant Wolf: „Die Arbeiter müssen kastriert werden, damit sie nicht so viel Kinder in die Welt setzen.“

Merken wir uns diesen Wolf aus Linden.

Abend

Der Abend neigt sich wie ein müder Fechter,
Ein Gladiator königlicher Rüste,
Der Abend ist ein sterbender Gerechter
Und seine Seele, seine mattgeküßte,
Will schlafen gehn. —
Jetzt hebt er seine müden Augen wieder,
Er will noch einmal in die Ferne sehen
Und von den Lippen bluten ihm die Lieder.
Berlin. Victor Sadwiger.

Die Organisierung der Intelligenz

Der kräftigste Wirtschaftsgebante der neuen Zeit, der Truist wird auf das Geistesleben angewendet. Die humanitären Bestrebungen sollen aus ihrer Isoliertheit herausgehoben und in ein fruchtbares Wechselverhältnis gebracht werden. Der Hauptmann Hueber sagt nicht humanitär sondern intelligent. Und die neue Beleuchtung, die dieses Wort von ihm empfangen hat, gibt ihm eine unerwartete Wertekraft, erweitert seine Peripherie, daß es die Gesamtheit der Kulturbestrebungen in sich zu schließen vermag. Intelligent heißt für Hueber Verpflichtungsgefühl: es ist die denkbar kürzeste Formel, in der die Forderung der kantischen Sittenlehre ausgesprochen werden kann. Jeder, der die eigene Freiheit nur in einer allgemeinen zu denken vermag ist Bürger dieser Gemeinschaft, Mitglied einer Rasse, die jenseits schrankenloser Instinktwillkür steht. Die Organisierung der Intelligenz — das ist ein Versuch, die Wünsche der über die Welt verstreuten besseren Menschen in einen Kanal zu leiten: der allgemeinen Forderung eine entscheidende Resonanz zu geben. Statt des irrlichternden Aufladerns vereinzelter Proteste wird der organisierte Massenprotest treten: die gesamte kultivierte Welt wird mit ihrem Namen die einzelne Forderung vertreten. Ueber Gruppen, Bureaus und immer zusammenfassenderen Instanzen werden die Wünsche zu einer Zentralstelle geleitet, die sie sammelt und in ihrem nun ungeheuer verstärktem Umfang kundgibt. Wie ein Präzisionswerk sollen die einzelnen jetzt bestehenden humanitären Vereinigungen ineinander greifen. Und zur Erfüllung dieses Traumes ist nichts erforderlich als die Besinnung der einzelnen auf das allen Gemeinsame: auf sein Mensch-Sein — und wer die Forderung dieses tiefsten aller Erlebnisse begreift, wird die Bedeutungslosigkeit abweichender Einzelheiten ihm gegenüber begreifen. Dann aber ist es seine Pflicht, sich der Organisation, die keinerlei materielle Ansprüche an ihn stellt, anzuschließen. Es ist jetzt noch Gelegenheit, den Hauptmann Hueber aus Prag, den Organisator dieses Gedankens, persönlich sprechen zu hören. Am Montag, den 20. Februar, wird eine Aussprache über das Thema im Café Austria, Potsdamerstraße, stattfinden. K. W.

Die Jungfrau

Jongleure setzen ihre Köpfe ab
Und schmeißen sie hell pfeifend in die Luft.
Die Knochen meckern, wenn mit lautem Klapp
Ein Kopf ins Universum sich verpufft.

... Jetzt Reiter, die auf Dromedaren reiten.
Und nun tanzt du in deinem engen Rode,
Der fixe Klöppel einer mächt'gen Glocke,
Die laut zerlärm die Bululaffrigkeiten.

Du tanzt vorbei an zitternden Profilen
Verwirrter Antlitze, die dich beschielen.
Du tanzt aus — und gehst allein nach Haus.

Und während weiß sich dehnen deine Lippen
Wird rot und zottig deinen Leib umwippen
Die Nacht, wie eine Riesenflebermaus.

Berlin.

Ernst Bläß.

Offener Brief an Dr. Georg Zepler

antwortlich seines Aufsatzes „Gegen Max Steiner“. *)
Berehrtester!

Sie sind Frauenarzt, Demokrat und ein Herr in den besten Jahren. Weber das eine noch das andere und am allerwenigsten das dritte legitimiert Sie, über Fragen der Philosophie mitzureden. Hierzu bedarf es — nicht einer Fachbildung, wohl aber einer Reihe von intellektuellen Erlebnissen und einer bestimmten seelischen Disposition, deren Formel Ihnen zu entwickeln sich allerdings nicht lohnt, da Sie ja doch nicht in der Lage wären, mit wesentlich anderer Attitüde vor sie hinzutreten als der Schreiner Piefle vor die Orchidee des heiligen Dorian. Das kann ich beweisen.

Sie halten ein Philosophem dann für „abertwizig“ und „jugendlich“, wenn es „Berstöße gegen die Ideen der Demokratie“ enthält. Nun enthält, beiläufig, Max Steiners Werk gar keine solchen „Berstöße“; aber gesetzt selbst, es enthielte sie, so wäre Ihr Einwand immer noch von kostbarer Nichtigkeit. Denn zweifellos lautet eine der Ideen Ihrer Demokratie: Voraussetzungslosigkeit der philosophischen Forschung. Da nun Demokratismus zweifelsohne eine jener Voraussetzungen ist (auf denen kritiklos zu bauen der Philosoph sich versagen soll), so verstößt man ergo gewaltig gegen die Ideen der Demokratie, wenn man einen Berstoß gegen sie einem Philosophen zum Vorwurf macht. Mit Ihrer Denkungsart, mein Herr, beißen Sie sich selber den Kopf ab.

Das wäre nun nicht weiter schlimm, wenn Sie nicht auch gleichzeitig den bedeutungsvollen Versuch unternähmen, an deren Leuten den Kopf abzubeißen, zum Beispiel mir. Sie erklären ernsthaft, daß „in dem Hillerschen Referat“ ein „Beweis“ der Behauptungen Steiners „gar nicht geführt wird“, und ich muß beschämt bekennen, Sie haben recht. Aber schließlich — wenn ich das zu meiner Entschuldigung anführen darf — lebte in mir der Glaube, daß ein Referent von Theorien nicht zugleich als Beweiser der Theorien auftreten müßte, und daß, wer über einen Autor schreibt, darum nicht genötigt ist, ihn (in extenso) abzuschreiben. Sie selbst schöpfen ja aus der Tiefe Ihres Erkenntnislebens das (übrigens richtige) Urteil, daß zu einer „schlagenden“ Argumentation „der Raum unserer Zeitschrift nicht ausreichen würde“. Na also!

Aber laßet uns fortfahren, die Piefle-Hypothese zu verankern. Sie entrüsten sich über meine Attade gegen „den alten Philosophen Wundt und den (zu wissenschaftlichen Leistungen doch nun einmal notwendigen) Suborismus“. Mein Lieber, ich habe — ohne sogar eine gewisse Bedernheit zu scheuen — sachlich genau angegeben, weshalb ich Herrn Wundts „Ethik“ für lächerlich und seine Ernstnahme für empörend halte; Sie aber können zur „Rettung“ dieses Ueberschätzten kein anderes Argument beibringen als dieses, daß er alt sei. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Bescheidenheit. . . Was aber den Suborismus betrifft, so freue ich mich, feststellen zu können, daß Sie nicht mal zu den primitivsten Begriffsdifferen-

*) Vgl. hierzu: „Max Steiner“ von Kurt Hiller, im Schlußheft (Nr. 4) der von Franz Pfemfert geleiteten Zeitschrift „Der Demokrat“; ferner, im ersten Heft einer neuen Zeitschrift gleichen Namens: den Gegenartikel Dr. Georg Zeplers; die Werke Max Steiners sind: „Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums“ und „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen“ (beide im Verlag Ernst Hofmann & Co., Berlin.)

zierungen fähig sind; wenn Sie nämlich (Allah vergeblich mir diese Ueberschreitung des Rechtes auf Ausführlichkeit!) den Sudorismus für eine „zu wissenschaftlichen Leistungen doch nun einmal notwendige“ Sache halten, so meinen Sie gar nicht den Sudorismus, sondern Sie meinen den Sudor, will sagen: ein gewisses Quantum an Arbeit, Fleiß, Sippfleisch. Ohne diesen Sudor ist, was Ihnen nicht abgestritten werde, eine wissenschaftliche Leistung in der Tat kaum zu denken; aber was vom Sudor gilt, gilt noch lange nicht vom Sudorismus — sntemalen dieser nicht ein Quantum Arbeit, sondern eine Bewertung von Arbeit bedeutet, und zwar (wie ich damals zu definieren beliebte) jene Moral, kraft welcher der Wert der menschlichen Handlungen direkt proportional ist der Kubikzahl der Pegelhöhe des dabei vergossenen Schweißes. Diese Moral — beim Styg! — ist zu wissenschaftlichen Leistungen nicht erforderlich. (Wobei ich ganz davon schweige, daß Leistungen in der Philosophie nichts weniger als „wissenschaftliche“ Leistungen sind.)

Des ferneren, erhabener Mann, versichern Sie, die Lehre Darwins sei „eine naturgeschichtliche Erfahrung, eine empirische Erkenntnis“. Ja, da kann man Ihnen nur schonend mitteilen, daß Darwin selber anderer Ansicht war, und kann Sie ersuchen (wenn das nicht zu anspruchsvoll ist), im Gegensatz zu Ihrer bisherigen Übung Steiners Wert einmal zu lesen. Da werden Sie dann den bündigen Nachweis vorfinden, daß der Darwinismus bloß die Hypothese einer Hypothese repräsentiert; wolle Gott, dieser bündige Nachweis möge Ihnen, da Sie sich, als Geburtshelfer und Zeitungsverleger, vermutlich nur wenig mit Erkenntnisritik befaßt haben werden, nicht wiedermal wie eine „agrarisches Birkusvorstellung“ vorkommen; und das Schicksal verhüte es, daß Sie, von Ihrer Verständnislosigkeit auf den Gegenstand Ihrer Verständnislosigkeit schließend, dort, wo es prachtvoll-scharfsinnige (und schneidige) Argumentationen gibt, bloß „schillernde Worte“ und „sich überhebende Sarkasmen“ einer „26 jährigen Weisheit“ entdecken.

Doch verankern wir weiter! — Die Forderung einer „Kombination“ von „bloßem Schöpfungsprinzip und ethischem Prinzip in der Schöpfung“ sagen Sie, sei „doch die reine Willkür“. Diese Forderung, mein Bester, ist nichts weiter als die Forderung des naturalistischen Monismus, also der Anschauung, die Ihnen als aufgeklärt erscheint. Ich will populär mit Ihnen reden: Außer dem Leib eine Seele, außer den Naturgesetzen Vernunftgesetze, außer den Begreifbarkeiten Mysterien anzunehmen — das ist dualistisch; der Monist dagegen und alles Volk, das seit Büchners Zeiten Aufklärung liebt, tendiert dahin, das Universum der Erscheinungen auf ein Prinzip zurückzuführen. Steiner bekämpft nun gar nicht den Dualismus, er zieht lediglich die logischen Konsequenzen aus der monistischen Lehre. (Der Untertitel seines Buches lautet: „Beiträge zu einem systematischen Ausbau des Naturalismus“.) Und da hat er denn freilich sehr recht, jene Flachköpfe zu verspotten, die nicht umhin können, das Mitleid aus dem Kriege und die Gleichheit aus der Selektion abzuleiten. Naturalist sein und die christliche Metaphysik verneinen, die christliche Moral bejahen, ist allerdings ein lächerlicher Widerspruch. Aber davon, Gebenedeiter, verstehen Sie, fürchte ich, ebensoviel wie ich von der Technik der Zangengeburt; vermögen Sie doch nicht einmal die Begriffe „Moral“ und „christliche Moral“ auseinanderzuhalten! Himmel, wie ahnungslos muß einer sein, wenn er auf die Unbedeutung von den wechselnden Inhalten der Moral und von der Möglichkeit, daß auch Normen, die den Christlichen entgegengesetzt sind, Materie der formalen Sollenfunktion wer-

den, in folgender Weise reagiert: „Sonderbarer Philosoph das! Vielleicht ein Antimodernist? Steckt wohl noch in den Kinderschuhen der Philosophie und der Geschichtskennntnis? (Das reizt zu Retourlutschen, Sie! — Anmerkung des Brieffschreibers.) Moralische Dogmen des Christentums! Das sind doch eben nichts anderes als menschliche Dogmen, vielmehr speziell Europäer-Dogmen, Kultur-Dogmen. Die christliche Moral ist die mit dem Mantel des Christentums bekleidete menschliche Moral (man beachte die Symbolik aus der Damenmäntelbranche! — Anm. d. Brieffschreibers), die zwar in Asien ihre hauptsächlichste Entstehung hatte (und wo ihre „nebensächlichste? — Anm. d. Brieffschr.), aber im weiteren Verlaufe der Geschichte —“ Schweig, Musit! — So etwas hat die Stirn, einem Mag Steiner „philosophische Kurpfuscherei“ vorzuwerfen. Schämen Sie sich, Herr Doktor, und vertriehen Sie sich in Ihr äußerstes Mausloch! „Durch die eitle Sucht, etwas Besonderes zu leisten“ (ich zitiere!), haben Sie, der Sie der Philosophie „fremd und unreif gegenüberstehen und Ihre Triebe nach Geltung nicht bemeistern können“ (ich zitiere abermals!), es unternommen, Ihre Ignoranz nicht bloß an den Pranger zu stellen, sondern sie sogar über ein respektgebietendes Phänomen, einen genialischen Außenseiter, einen herrlichen jungen Toten schmähend zu ergießen. Schämen Sie sich! Und glauben Sie ja nicht, mich, der es als seine Aufgabe betrachtet hat und betrachten wird, die Ideen Steiners dem gemeinen Schweigen der pseudoliberalen Presse zu entreißen, dadurch bestechen zu können, daß Sie mich mit „Hochachtung“ anschnalzen und meine „geehrte“, „liebenswürdige“ und „geschätzte“ Mitarbeit „dankbar anerkennen“. Herzensbruder, ich habe nie für Sie geschrieben; begehen Sie keine selbstgefälligen Irrtümer, bitte; ich habe, trotz Ihrer Generosität, stets nur an Franz Pfemfert's Blatt mitgearbeitet. Und meine Kollegen, nebenbeigesagt, dito. —

Diebster, Bester, Erbarmungswürdigster! Hören Sie auf den Rat eines jungen Mannes, der es gut mit Ihnen meint, und nehmen Sie künftig davon Abstand, Ihr Näslein hineinzustecken in Angelegenheiten, von denen Sie (wie Sie doch selber fühlen müssen) keinen Schimmer verstehen. Sehen Sie mal, gesellschaftlich sind Sie ja ein Gentleman, aber intellektuell haben Sie doch schon so viel auf dem Kerbholz (ich erinnere Sie nur an die hehre Komik Ihrer Gedichte), daß Sie leicht, ach allzuleicht in die Rolle des Bourgeois fallen könnten, den man epatiert und der selbst gemäßigteren Verständern als bequeme Zielscheibe freudvoller Verhöhnepicpeleungen willkommen ist. Ich warne Sie rechtzeitig! Ziehen Sie sich, wo nicht in das Privatleben, so doch in die Frauenheilkunde zurück und, wenn schon geschrieben werden muß, dann wenigstens in die gefahrlose Gemeinplägigkeit Ihres politischen Teiles; aber verschonen Sie die Leser des literarischen. Und vor allem (ich meine es wahrhaftig gut!), begehen Sie nicht die Unvorsichtigkeit, im Kampf gegen die Undersdenkenden (ich bin höflich; sonst müßte ich sagen: im Kampf gegen die Denkenden) anstelle von Argumenten — Ihre Bejahrtheit auszuspielen. Solche Scherze führen zu keinem guten Ende. Sie selber haben, in einem lichten Augenblick — als Sie über Paul Singer schrieben —, anerkannt: „Weil dieser Konservatismus der Bejahrten und von Erfahrung Belasteten, darum eben auch Schwerefalligeren, so in der Natur liegt, ist es . . . gut, daß die Natur eine Ablösung durch jüngere Kräfte vorgesehen hat. Nur so kann eine jede Bewegung frischbleiben und vorwärts bringen.“

Goldene Worte. — Wir fühlen uns frisch und wollen vorwärts. Ihnen aber wünschen wir einen sonnigen Lebensabend.

Kurt Hiller.

Lesbos

Von Charles Baudelaire.

Deutsche Nachdichtung von Erich Desterfeld.
Mutter helenische Wollust, latinischer Spiele,
Lesbos, wo freudig die Küsse, begehrtlich und heiß,
Warm wie die Sonne sind und wie Pastetenfrucht kühle,
Glorreicher Tage und Nächte Bekrönung und Preis:
Mutter helenische Wollust, latinischer Spiele!

Lesbos, wo Küsse wie tolle Kaskaden versprühen,
Grundlos in Tiefen sich stürzende Quellwasser sind,
Schluchzende Wellen, die glucksend und ruhelos fliehen,
Tief wie Geheimnisse, wild wie entfesselter Wind, —
Lesbos, wo Küsse wie tolle Kaskaden versprühen!

Lesbos, wo herrliche Frauen sich lieben und einen,
Und wo ein feufzendes Herz niemals Widerhall fand,
Wo wie auf Paphos bewundernde Sterne erscheinen,
Venus in Eifersucht tief gegen Sappho entbrannt,
Lesbos, wo herrliche Frauen sich lieben und einen!

Heimat der schwülen und wollüstig prunkenden Nächte,
Die deine Töchter bezwingen — o fruchtlose Sucht! —
Daß vor dem Spiegel sie lösen sich Gürtel und Flechte,
Brünstig lieblosen der Brüste nackt strotzende Frucht, —
Heimat der schwülen und wollüstig prunkenden Nächte!

Daß Platos Stirne in ehrwürd'ger Strenge sich wölken;
Tief in der Kusse Ekstase verzeihst du dir ganz,
Königin blühender Freuden, die niemals vertrocknen,
Herrscherin seliger Reiche, voll Ehren und Glanz,
Daß Platos Stirne in ehrwürd'ger Strenge sich wölken!

Denn ein unendlich Martyrium ist dir Vergabung,
Dieses Martyrium durchglutet dein ehrgeizig Herz,
Holt aus der Ferne sich lächelnde Huld und Belebung,
Anderer Himmel Licht, dämmernd erblickt, ewigkeitwärts!
Denn ein unendlich Martyrium ist dir Vergabung.

Welcher der Götter, o Lesbos, kann Richter dir werden
Und deine Stirne verlästern, die Mühsal gebleicht,
Daß keine Zähren die goldenen Schalen zur Erden
Wägend geneigt und kein Tröpflein das Weltmeer erreicht!
Welcher der Götter, o Lesbos, kann Richter dir werden!

Können Gesetze uns nützen vom Unrecht und Rechten?
Jungfrau in Ehren, erhabenen Herzens, was macht
Diebe dem Glauben? Gehört er nicht immer zum rechten?
Hat denn die Diebe nicht stets Himmel und Hölle verlacht?
Können Gesetze uns nützen vom Unrecht und Rechten?

Mich unter allen hat Lesbos zum Sänger erkoren
Für seiner blumigen Jungfrau Geheimnis, denn sieh,
Frühe ward in mir ein schwarzes Mysterium geboren,
Das zwischen Lachen sich teilte und Melancholie.
Mich unter allen hat Lesbos zum Sänger erkoren.

Und seitdem wach ich am Horst des leucathischen Felsen
Wie eine Schildwache, mit suchendem, sicherem Blick
Tage und Nächte und seh, wie die Wogen sich wälzen,
Wie in der Ferne verschwimmen Tartanen und Brigg;
Und seitdem wach ich am Horst des leucathischen Felsen.

Um zu erspähn, ob der Meergott voll Nachsicht und Güte,
Ob unter schluchzenden Wellen, die der Felsen zerriß,
Sappho zurückkehrt, Verzeihung im Blick und Gemüte,
Sapphos vergötterter Beichnam, die, weh! uns verließ,
Um zu erspähn, ob der Meergott voll Nachsicht und Güte.

Männliche Sappho, als Dichterin groß und Geliebte,
Schöner als Venus durch traurige Weichheit! — Beflegt
Wurde das Auge des Lichts durch das schwarze, betrübte,
Das deiner Qualen unlösliche Spuren gefügt,
Männliche Sappho, als Dichterin groß und Geliebte!

Schöner als Venus hoch aufgeredt über die Welten,
Warf sie den Schatz ihrer Heiterkeit, göttlich entrückt,
Lautrischer Blondheit Beuchkraft wie aus himmlischen
Zelten

Ueber den greisen Neptun, der von der Tochter entzündet,
Schöner als Venus hoch aufgeredt über die Welten!

Aber sie starb an dem Tag, da sie schwach sich vergessen,
Liebend beleidigte ehrwürdigen Ritus und Kult
Und ihren Leib zum erhabnen Genuße vermessen
Männlichem Ehrgeiz ergab und sich stürzte in Schuld.
Aber sie starb an dem Tag, da sie schwach sich vergessen.

Und seitdem feuzt Lesbos in qualvoller Plage,
Achtet der Ehren nicht, die ihm der Erdbreis erzeigt,
Tage und Nächte berauscht vom Schrei ruhloser Plage,
Die vom verlassenen Uferland himmelwärts steigt;
Und seitdem feuzt Lesbos in qualvoller Plage!

Die schlechtesten Bücher des Jahres 1910 Eine Umfrage III

Bisher wurden Antworten veröffentlicht von: Paul Scheerbart,
John Hjyter, Karl Kraus, Dr. Kurt Hiller.

Sehr geehrter Herr Pfemfert!

Da der Buchstabe Ihrer Umfrage sich ohnedies schon
etwas verschoben hat, kein Vernünftiger indes über Sinn
und tieferen Zweck derselben in Zweifel sein konnte, so
gestatten Sie auch mir in folgendem, einfach der Sache
zu dienen, auf die Sie zielen. Man hat in jüngster Zeit
mehrmals versucht, dem Beruf des Litteraten (bitte, drucken
Sie zwei t) oder Schriftstellers (der war freilich schon
sehr böshaft, der uns den Namen gab!) einfach die Be-
rechtigung abzusprechen; ich selbst besinne mich, etwas,
freilich sehr Verblühtes derart, von Scheffler gelesen zu
haben, und auch in den „Rheinlanden“ — aber ich kann
mich irren — war von uns Menschen des gelegentlichen
schriftlichen Bekenntnisses mit erheuchelter Gleichgültigkeit
und Wissenschaftlichkeit die Rede, so, als ob nicht die
Sünder am Geiste ganz wo anders zu suchen wären...
Der Schriftsteller, jetzt sehen wir einmal von der unglück-
lichen Wortbildung ab, repräsentiert doch der Idee nach
— und nur die Idee ist natürlich erörterbar, das ein-
zeln Empirische ist überall halb lächerlich, halb erhaben
— den vollkommensten Menschen als solchen, er ist doch
derjenige, dem die vernünftige Urteilskraft über die Er-
scheinungen, dieses oberste principium individuationis des
Menschen, mit der bloßen Existenz zugesprochen werden
muß, d. h. alle seine Äußerungen, Betätigungen, sind
gerade nur Beweise seines Menschentums. Man
kann sich ja auch sonst noch Maler, Dichter, Philosoph,
Rechtsanwalt heißen, — aber erst Schriftstellernd, ein bis-
kutables Urteil abgebend, überhaupt sich irgendwie resu-
mierend (und hier könnte zuletzt natürlich auch das eigent-

lich buchstäbliche Schreiben wegfällen, nur daß damit der Boden für alle Diskussion ins Schwanken gerät), legt man gültiges, beweisfähiges Zeugnis von seiner Menschhaftigkeit ab. Nun sind einige Menschen allerdings so boshaft, weiter sonst nichts als urteilen zu wollen, nur Schriftsteller sein zu wollen; das kann ja gewiß recht unpraktisch gedacht sein, müßte doch aber denen, die noch innerhalb eines zweiten, Sonder- oder Erwerbberufs a priori der Möglichkeit Spielraum geben, diesen und ihr Urteil (= natürlichen Beruf) in eine an sich fremdartige Beziehung zu bringen, mindestens Respekt abnötigen. Weit gefehlt! Der Dilettant, der Kluge geschickte Kerl, der von keinen Regeln, Gewohnheiten, Vorgesetzten, Autoritätsfetischen usw. usw. eingeschränkte oder verwirrte Mensch, der uns im Leben so entzückt, der geistvoll und unmittelbar ist und seine Bildung von den Quellen, nicht aus Derivaten und Büchern „darüber“ bezogen hat, er ist äußerlich mißachtet und gedrückt, zurückgedrängt auf allen Gebieten vom — Akademiker. Unsere Kultur ist eine akademische, das ist offenes Geheimnis und pfeifen bei uns die Späßen von den Dächern. Warum erhebt sich darüber niemand, der durch seine Mittel dazu instand gesetzt wird? Warum schreibt niemand diesen neusten und allerwichtigsten Kulturbarbarus? Warum klopft heut niemand der Wissenschaft den Pelz, in dem doch allzuviel Motten wieder behaglich nisten, so, die wenigen Härchen bald kahlgefressen haben werden? Unsere Universität feiert mit jattem Behagen das Fest ihres hundertjährigen Bestehens: wie, fragt man verduht, diese selbe Universität, von der Schopenhauer wie an einem Schulbeispiel sein vernichtendes Urteil über die Universitätsphilosophie und die Philosophieprofessoren ableitete und die wirklich seit Menschenaltern keinen selbständigen, schöpferischen Kopf, allenfalls Gedankenwiederläuer, ihr eigen nannte, dieser Hort des Wissens, wo Helmholtz ungestraft ein Plagiat begeht, Dubois-Reymond voll fröhlicher Ahnungslosigkeit sein Ignorabimus hinausschmettert, womit er Generationen von Ärzten das ohnedies schwache Denken noch verballhornt, Wilamowitz-Möllendorf das aufsteigende Gestirn eines Nietzsche schmählen darf usw. usw.? Aber das Akademische steckt freilich nicht in einer Akademie und ihren Akademikern — oder möge man mich nur so böse mißverstehen . . . ; der kühle Dilettant denkt gar nicht daran, auf jeden möglicherweise noch ganz harmlosen Professorettel sich schon wie auf ein rotes Tuch zu stürzen! . . .

Man versteht jetzt wohl, von wie vielen Büchern gleichzeitig als den schlechtesten des Jahres ich reden müßte — und doch ist die Frage nur nach einem; und doch ist aller dieser Bücher größte Schlechtigkeit gerade nur die eine, daß sie ein Einzelbesein gar nicht zu haben, sondern immer gleich nach einem ganzen Buis ähnlicher Existenzen Klatschbasenmäßig sich zu ziehen scheinen, so daß da plötzlich ein Haufe Dummheit turmartig vor uns aufgeschichtet liegt: „die Terminologie bei Alexander Clemens“, „Hebels Frauengestalten“, „Schiller und Kants Lehre vom Erhabenen und Schönen“, „das bürgerliche Trauerspiel von bis“, „Ibsen der — —“, aber man weiß ja schon . . . Alle diese und ähnliche Bücher könnten natürlich auch anständig geschrieben sein, d. h. streng genommen diese doch nicht mehr, bereits haben sie durch irgendwelche, wenn auch imponderable Geschmacklosigkeit im Titel verraten, daß sie „philologisch“ abgefaßt seien, und das heißt nachgerade in Deutschland: mit dem genauesten Gegenteil von Geist, Wis und Urteilskraft. Da widerstrebt es einem wirklich, unter den vielen schlechten Büchern dieser Art ausgerechnet eines herauszuzureifen, und wenn ich es dennoch tue, so erkläre ich hier gleich von vornherein, daß

Titel und Autorname in diesem Fall absolut nichts zur Sache haben, und daß etwa keins von den schon oben beklagten Büchern deshalb erleichteter aufatmen dürfe, „aha, ich bin doch besser“ Ich greife auch darum absichtlich etwas weiter zurück, und nenne keins von den 1910 erst erstandenen, sondern der steigenden Auflagezahl nach bloß wohlgenut weiterfortwurstelnden, zum Zeichen dessen, daß es die akademische Liebe noch bescheint und der gute Bürger darin weitergewürdigt wird, von der unglaublichen Spürarbeit und dem wahren Dienensleiß seiner „Logosfreunde“ durch ein paar verbindende Sätze unterrichtet zu werden: ich meine Bielschowskys Goethebuch. Zum Ueberfluß habe ich auch im letzten Jahre in den I. Band (522 Seiten stark!) — und nur von diesem will ich möglichst sprechen, weil doch angeblich noch eine Person dahinterstecken soll, der zweite ist schon Unterphilologenarbeit, da der Autor selbst beneidenswerterweise das Ende seiner Illusion nicht mehr mitzuerleben brauchte — wieder öfter hineingesehen, immer in dem löblichen Bestreben, meinen bösen Geistesdefekt, an den mich die fast einmütig jubelnde Kritik glauben machen mußte, endlich auszumerzen, immer wieder mit dem gerabezu niederschmetternden Resultat: das also ist wirklich das Goethebild, das nun wahrscheinlich auch in so und so vielen Köpfen, um die es Goethe nicht verdient hat, herumspukt!! Ich weiß zwar, daß mittlerweile schon wieder neue Goethebücher kursieren, z. B. das Engelsche Werk — er wird das ungeheure Verbrechen, das er an Charlotte von Stein, die ihm einzig durch Goethes Liebe selber charakterisiert sein mußte, begangen hat, auch durch Engelszungen im übrigen nicht wieder gutmachen können; und obgleich ihm die akademische Favoritschaft, soviel ich sehe — diese wird je nach den Jahrgängen und Archivfunden verteilt: erst an Grimm, dann R. M. Meyer, dann Bielschowsky usw. usw. — nicht eigentlich zugefallen ist, so ist auch er, wie man weiß, von einem tranchierten Goethe (was ungefähr jenem Geiste entspricht) ausgegangen, so daß wir wieder so hädelhafte Ankündigungen wie „der Student in Leipzig“, „die Frankfurter Schöpferjahre und dergl. m. erhalten. Da bleibe ich mithin bei Bielschowsky, und schlage gleich die Inhaltstafel, p. IX, auf: 8. Straßburg; 11. Abschied von Straßburg; 20. Eintritt in Weimar — man kommt wirklich auf die Idee, Goethe müsse doch vornehmlich topographisch gedichtet und gedacht haben; auch sonst verspricht der Inhalt nach interessanten Gesichtspunkten zu verfahren, z. B. heißt das 15. Kapitel „Werther“, das 16. aber: „Nach dem Werther“ — womit vermutlich angedeutet werden soll: es ist da zwar kein natürlicher Einschnitt, ich werde aber trotzdem einen machen. Halten wir uns hierbei nicht auf; schlagen wir nun das Buch selber ganz auf gut Glück, so etwa, wie abergläubische Frauen beim Schicksalsraten, immer von neuem auf und lesen — und geben wir uns dabei das Wort, einander nicht zu betrügen, ich will ja halt nur beweisen, daß Goethes Geist in seine Atome aufgelöst zu sein scheint, so wenig werden wir von ihm zu verspüren bekommen, und da ich unmöglich hier erschöpfend sein kann, so kann ich nur jeden eben zur Gegenprobe auffordern. Seite 59 (Schönkopfliebe): „Am 16. hat er mit Rätchen einen dummen Auftritt über einen dummen Zahnstocher. Dann ist er vierzehn Tage ziemlich ruhig. Die Messfremden sind abgereist, ein neuer Rival ist zwar in der Person des Komilitonen Ryden erschienen, aber Rätchen behandelt ihn so schlecht, daß Goethe seine Freude daran hat. Dann ernüchtert ihn und hält ihn zu Hause ein Sturz vom Pferde, bis der 8. November eine Woche einleitet, . . .“ Leser, schreibe groß 8. November, hier ist

ein Riß in Nätchens Empfindungen. Wir eilen fort aus dieser geschwägigen Pubertätsepoche, denn geschwägig muß sie doch wohl durch B. geworden sein, weil wir hier genau den Eindruck erhalten, daß ein gewisser Ryden so groß wie Goethe und Goethe so groß wie Ryden, oder wie ich und du, da wir im ersten Semester standen... S. 104. „Das Schicksal, das ihm so oft freundlich war, hatte ihn zum guten Glück nach Straßburg geführt.“ Folgt Beweisführung, wie das ganze Rudel der Philologen seit Jahrzehnten vorplappert, — daß eine herrliche Dichtung wie „Aus meinem Leben“ von Goethe doch in ganz anderer Weise konstruieren darf, ist wohl sonnenklar — daß Goethe sozusagen nur in Straßburg das werden konnte, was er wurde. Ich könnte beweisen, daß die gesamte Philologenarbeit aus nichts als verschwommenem unklarem Denken sowie Ueberhebung und Dünkel sich zusammensetzt; denn wozu wird alles Riechen und Wittern im Realen und Materialen schließlich führen? Man wird die Elemente, die letzten Bestandteile ausfindig machen und nachweisen, aus denen sich auch — Geist, Dichtung zuletzt ergibt, nicht so? Oeder Materialismus und Skeptizismus; und viel verzeihlicher noch bei Leuten, die solcher Konsequenz fest ins Auge blicken, aber schlimmer bei Idealisten, die ihren Kindern kleine Goethehausandachten veranstalten. Aber weiter, weiter hinten — man wird doch endlich auf eine knappe, jauchzende, küßende Vermählung zwischen einem Goethewort und dem Gedanken eines Entess um 1900 stoßen? S. 305 — richtig, da sind Goethesche Verse selber — Frau von Stein-Episode — lesen wir: „und es bedurfte nur erregter Momente, um ihm zu verraten, daß das, was Frau von Stein für ihn fühle, mehr als Freundschaft sei. Solche Momente kamen im Jahre 1780, und freudvoll vertraut er den Däumen sein Glück.“ [Dies letztere, womit der Inhalt (!) des nun folgenden „Sag' ich's euch, geliebte Bäume“ vorweggenommen wird, klingt in Prosa zum Freischen lächerlich. Nicht genug: Bielschowsky endigt nicht etwa bei „Mir noch reiner wiedergibt“, sondern muß, nach punktierter Zeile, mit den Schlusszeilen die Bächerlichkeit noch erhöhen:

Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag. (!!!)]

Ist es ein Wunder, daß der Genius des Dichters, wenn man sich erst so grausam an ihm vergreift, ihn überall Witzpfeiferisch einzufangen trachtet und vergewaltigt, schließlich mit so böser Münze heimzahlt: „Dichte, dichte, dicht bei ihr genießen mag“ — nun wohl, so etwas kann man ja einmal in 83 sonst beispiellos genial und ruhmwürdig verlaufenen Lebensjahren hinflecken und wegen gewisser sentimental damit verbundener Stimmungen auch aufbewahren — aber daß diese B.'s nun gerade auch darauf immer hineinfallen müssen!

Wie gesagt — ich überlasse anderen die Fortsetzung. Es ist mir noch immer wirklich nur um die Sache zu tun — und da stelle ich mit Betrübnis fest: daß Deutschland bis zum heutigen Tage noch nicht sein Goethebuch besitzt. Man könnte ja fragen, ob es überhaupt nötig wäre, da man doch Goethes Werke hat und ich anscheinend ja aller Forschung in dieser Richtung den Krieg zu erklären scheine. Jawohl — in dieser Richtung; daß überhebt doch keineswegs der Verpflichtung, sich der Summe von Goethes Dasein einmal klar zu werden, so wie er selbst zu allen Tagen und Jahren seines Lebens den Blick unverwandt nur immer auf das Ganze, „die Summe“ gerichtet hielt, und nicht auf seine „Leipziger“ Studentenjahre usw. usw., was ihm alles höchst gleichgültig werden mußte. Aber

an einem Tage hat er selbst diese Summe nicht mehr ziehen können, am Tage seines Todes — und darum bleibt diese Pflicht seinen Enkeln und spätesten Geschlechtern. Ich behaupte nun, daß in Deutschland zu ihrer Erfüllung bisher noch nicht die leisesten Ansätze gemacht worden sind; trotz aller unheimlichen Goethephilologie — nein, wegen derselben. Das Publikum läuft selbstverständlich jeder Darstellung nach, in der die (absolut indifferente) Gretchen- und Riechenabenteurer den breitesten Platz einnehmen; ungehört verhallt daneben die Schopenhauerische Mahnung, die er am Goethetag 1849 ins Frankfurter Jubelbuch eintrug — und heute wirbt und bettelt Max Brod wieder mal vergebens um sachgemäße Aufklärung des Unrechts, das man Goethe möglicherweise in der Farbenlehre angetan hat. Aber es ist nicht das allein; auch von mancher herrlichen Blüte seiner Dichtung streift uns der Philologe, noch eh' wir recht wissen, um was es sich handelt, Schmelz und Duft, — und vom Gift seiner Schuljahre hat mancher, wer weiß, vielleicht seinen Tropfen fürs Leben bekommen: da heißt es doch, Goethe erst recht wieder klar erkennen und vor allem auf seinen Gesamtgeist und unverfälschten Grundton zu bringen suchen, den aber ein Philologe auf seinen Wegen natürlich nicht finden kann. Denn eben durch seine Methode gleicht er ja gerade jenen Ärzten immer, die im entseelten Körper nach der Seele fahnden, um dann womöglich noch hochmütig zu verkünden, sie hätten sie nirgends entdecken können; wie sie, hat auch er stets nur ein Todes vor Augen — kein Lebendiges mehr, keine Totalität, keinen Organismus. Wir Deutsche lachen manchmal über die Engländer, wie sie ihren Shakespeare traktieren; viel schlimmer noch handeln wir an Goethe, über den wir schon mit einer ganz sachimpelnden Terminologie zu reden uns gewöhnt haben, in jenem Philologenjargon, der uns erst eine Bezeichnung wie „Urfauft“ aufgebrängt hat und nun auch wieder einen „Urmeister“ einzuschmuggeln sucht! Hat man in Deutschland denn gar kein Gefühl mehr für solche Geschmacklosigkeiten? Aber überall derselbe leberne Versuch eben, dieselbe Witz- und Urteilslosigkeit, durch Auseinanderklaubung, Aneinanderfühlung materieller Teile Geist zu erhalten. Und überall derselbe Grund eben, weshalb man in einem 522 Seiten starken Goethebuch doch stundenlang blättern kann, ohne auch nur auf einen großen und herrlichen Gedanken (es sei denn auf ein Goethezitat) zu stoßen; und weshalb der große und herrliche Goethe bisher unter seinen Landsleuten (obwohl sie ganze Bibliotheken über ihn schreiben) doch ohne sein Buch geblieben ist! Auf daß es besser werde:

Ihr sehr ergebener

Dr. Anselm Kueft.

Die Schläfer

Es schattet dunkler noch des Wassers Schoß.
Tief unten brennt ein Licht, ein rotes Mal
Am schwarzen Haupt der Nacht, wo bodenlos
Die Tiefe sinkt. Doch auf dem dunklen Tal

Mit grünem Fittich auf der dunklen Flut
Flattert der Schlaf, den Schnabel dunkelrot,
Drin eine Lilie welkt, der Nacht Salut.
Den Kopf von einem Greise, gelb und tot.

Er schüttelt seine Federn wie ein Pfau.
Die Träume wandern wie ein lila Rauch
Von seinen Schwingen, wie ein blasser Tau.
Er taucht hinab in ihrer Wolke Rauch.

Die großen Bäume wandern durch die Nacht
Mit langem Schatten, der hinüberläuft
Ins weiße Herz der Schläfer, die bewacht
Am Ufer kalt der Mond, der Gifte trauert

Wie ein erfahrener Arzt tief in ihr Blut.
Sie liegen, fremd einander, stumm, im Haß
Der dunklen Träume, in verborgener Wut.
Und ihre Stirn wird von den Giften blaß:

Der Baum von Schatten kammert um ihr Herz
Und senkt die Wurzeln ein. Er steigt empor
Und saugt sie aus. Sie stöhnen auf vor Schmerz.
Er ragt herauf, am Turm der Nacht, am Tor

Der blinden Stille. In die Zweige fliegt
Der Schlaf. Und seine kalte Schwinge streift
Die schwere Nacht, die auf den Schläfern liegt,
Und ihren Mund mit Qualen weiß bereift.

Er singt: Ein Ton von krankem Violett
Stößt in den Raum. Der Tod geht. Manches Paar
Streckt er zurück. Ein Kreuz, Asche und Fett,
So malt er seine Frucht im späten Jahr.

Berlin.

Georg Heym.

Der Träumende

Blaugrüne Nacht, die stummen Farben glimmen.
Ist er bedroht vom roten Strahl der Speere
Und roten Panzern? Zieh hier Satans Heere?
Die gelben Flecke, die im Schatten schwimmen,
Sind Augen wesenloser großer Pferde.
Sein Leib ist nackt und bleich und ohne Wehre.
Ein fades Rosa eitert aus der Erde.

Berlin.

Jakob von Hoddis.

Eros und Psyche

Von U. W. Bülicher.

Wenn man die etwas heikle Erfahrung macht, daß sich auf diesem interessantesten Lebensgebiet die Ansichten rasch dem fortschreitenden Erleben anschmiegen, wenn man sieht, wie alles, was über Liebe gesagt werden kann, doch nie so ganz stichhaltig ist, daß immer noch ein paar Hintertüren offen bleiben, durch die uns der Kobold der Wahrheit entgleitet, so soll es durchaus nicht etwa ein Beichtnehmen des Problems bedeuten, wenn im Plauderton darüber gesprochen wird und nicht mit der Festungsartillerie selbstsicherer Dogmatik. Freilich verdient das Problem den höchsten Ernst und es ist ja eins der charakteristischsten Merkmale sowohl aller Philister und Konventionenmenschen, als aller Jaß- und Aneipbrüder, daß sie über Erotik nur oberflächlich denken und sprechen, sei es engherzig befangen oder plump grinsend.

Wenn man mal so fragt, was eigentlich die menschliche Seele sei, und was von ihr als Rest übrig bleibe, wenn man alles direkt und indirekt erotische, ich meine alles, was irgendwie durch das erotische Empfinden in uns hervorgerufen wird, alles was als bewußter oder unbewußter Erasibidealismus und Seelenmimikry aufzufassen ist, subtrahiert; oder wenn man umgekehrt fragt, was denn eigentlich reine Erotik sei, wenn man alles, was Wille zur Erkenntnis, Wille zur Freiheit und Einheit der Persönlichkeit, zur Erhöhung und Würde der Existenz, zur Gestaltung und Umgestaltung in jeder Form, als Wille

zur Kunst, zur Erziehung, zur Menschheitsverneuerung, alles was Wille zur Macht und Harmonie ist, bis hinunter zu jenem primitiven Machtwillen von Wedekinds Lulu, zur Psyche rechnet; wenn man sich also weiter fragt, ob wir überhaupt in unserem Leben etwas Erotisches haben ohne irgendeinen psychischen Einschlag, oder etwas Seelisches, das nicht irgendeine Betonung hat, die einem erotischen Einschlag merkwürdig ähnlich sieht, so muß man sich denn doch sagen, daß die allgemeinherrschende Ansicht, die ganz sicher zu wissen meint, was Eros sei und was Psyche sei, und die da weiter keine Probleme sieht und meint, daß das dumme Fragen seien, wirklich etwas vorschnell fertig ist.

Die Formulierung ist hier nicht leicht, man möchte eigentlich lieber einen Roman schreiben, als eine abstrakte Abhandlung, man wäre der Gefahr des Verallgemeinerns weniger nahe gerückt, aber da uns im Leben doch immer abstrakte Sätze an den Kopf geschnitten werden und zwar vom Propheten bis zum letzten Kommiss mit der Sicherheit eines Blitze schleudernden Zeus, und man dann meistens das Gefühl hat, ja so sei es nun eigentlich gerade nicht, muß man sich eben selber auf das gleiche Gebiet der abstrakten Darlegung begeben.

Ich flehe zu den Göttern, daß, wenn sie etwas Geheimes wissen, sie es mir doch auf irgendeine Art zusteden mögen, wenn es wenigstens in ihrer Macht liegt.

Nun also am Sonntag morgen von 10—11 Uhr glauben viele an ihre unsterbliche Seele und glauben auch zu wissen, was sie damit meinen. Da man aber meistens die Woche durch nicht viel davon merkt, so begreifen wir ja gut, daß, wie uns Heinrich Heine glaubhaft mitteilt, ein naives Nigchen sich zu der letzten Frage versteigen konnte: „Hat eine unsterbliche Seele ein jeder von euch? Ist diese Seele von Leder oder von steifer Leinwand?“ —

Aber von der Seele wollen wir ja nachher sprechen. Vorher Eros: Wir müssen da nun leider zu allererst betonen, daß wir der Ansicht sind, daß der durchschnittliche Mensch ein erotisches Wesen ist, daß er seine Geburt, da ja die Menschen noch nicht wie viele Insekten bis zur Parthenogenese vorgeschritten sind, der Erotik verdankt. Das vorausgeschickt müssen wir ferner betonen, daß wir ein gewisses Mißtrauen, eine gewisse Verachtung den Menschen entgegenbringen, die sich oder andere für schlecht halten, weil sie nun eben erotisch fühlen, ohne vom Standesamt die Erlaubnis dazu eingeholt zu haben.

Auch die Persönlichkeit Christi würde für uns psychologisch wertlos sein, wenn wir uns vorstellen müßten, dieser Mann hätte nie an starkem eigenem erotischem Fühlen und Begehren gelitten, denn wie könnten wir dann annehmen, daß er Verständnis für die anderen Menschen gehabt hätte.

Wenn die Erotik damit erschöpft wäre, daß man nur den Geschlechtsakt vollziehen und die Fortpflanzung der Gattung erreichen will, dann wäre die Geschichte ja wirklich sehr einfach, dann hätten auch die Leute recht, die plump genug die vulgäre Gedankenlosigkeit vertreten, es sei ja egal, wer der Partner sei. So einfach ist's nun eben nicht. Es handelt sich nicht darum zu erforschen, ob das nicht ein Nachteil der entwickelten Menschen vielen Tieren gegenüber sei, daß sie es nicht so einfach haben, wie die Stierlein und Kühelein auf der Weibe, es handelt sich im wesentlichen darum, daß nun einmal hier im gleichen Wesen, das erotisch begehrt, noch viel anderes Begehren, Urteilen, Werten, Wollen vorhanden ist und daß, wenn eine Seite einer Persönlichkeit affigiert wird, auch die anderen davon in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wir müssen doch von uns ausgehen, wie wir jetzt einmal sind, nicht davon, wie's wäre, wenn wir so und so wären. Der lebendige Mensch hat ebensowenig mit dem schematisierten Begriff des Heiligen etwas zu tun, wie mit einer bloßen Geschlechtsmaschine.

Was nennen wir nun bei uns die Seele? Sie läßt sich vielleicht am besten definieren als den Willen, mit seinem gesamten Empfinden und Wollen sich als eine Einheit zu fühlen. Nun haben wir in uns eine Reihe von Anlagen, Fähigkeiten und Eigenschaften, die in uns ererbt oder erworben mal da sind. Die gehören mit zu unserem Sein, ebensogut wie das, was man allgemein als das Animalische bezeichnet. Sie sind, wie dieses, durch unsere Physiologie bedingt, sie veranlassen uns bestimmte Tätigkeiten auszuüben, sie sind die Ursache, daß in uns Anschauungen, Gedankenbildungen entstehen, daß wir Urteile bekommen, erkenntnistheoretische, soziale, ethische, ästhetische.

Und wenn diese Tätigkeiten und Werturteile wirklich aus unserer Anlage entstanden sind, wirklich der Ausdruck unserer Persönlichkeit sind, so müssen sie eben ausgeübt werden können, wenn in unserem Leben nicht eine peinvoll empfundene Hemmung eintreten soll. Und je intensiver das alles in einem Menschen vorhanden, um so mehr tritt es in Konflikt mit seiner Erotik. Ich sage nicht, dies bedinge sein erotisches Empfinden. Das wäre eine Sache für sich zu untersuchen, inwieweit wir es in der Erotik mit völlig unberechenbarem „Ueberfall“ zu tun haben und inwieweit eine gewisse wirkliche oder eingebildete Skelett-, Muskel-, Nerven- und Seelenverwandtschaft ausschlaggebend ist. Ich sage, nur dieser Komplex trete in Konflikt mit der Erotik, eigentlich eine Banalität, wenn nicht so häufig das Gegenteil behauptet würde.

In gewöhnlicher Terminologie ist das, was hier gemeint ist, bekannt als Konflikt von Ueberzeugung und Liebe, von Selbstachtung und Liebe, Ehre und Liebe, Pflicht und Liebe usw. und hat den Stoff zu den meisten Trauerspielen geliefert.

Im alltäglichen ist es ja gewöhnlich so, daß man sich von seinen lebendigen Ansichten geschickt zurückorientiert und seine Seele in den Rauchfang hängt, wenn man mal glücklich „veronkelt und verwettert“ ist.

Im gewöhnlichen ist's aber ganz nüchtern ausgebrüht so, daß jene wenigstens, die die übliche eheliche und uneheliche Prostitution als etwas Unwürdiges empfinden, den Menschen, mit dem sie geschlechtlich intim sind, nicht in der Zwischenzeit auf die Gasse schicken, sondern eben viel in seiner Gesellschaft verkehren. Und wenn dieser Mensch, für das, was du anstrebst, kein Verständnis und keine Sympathie hat, ja wenn er sich dagegen sträubt, wenn du bei ihm für dein bestes Wollen dauernd Gleichgültigkeit und Unbehagen bemerkst, so ist dieser Mensch eben für dich schlechte Gesellschaft, ist er der Feind deiner Seele. Und mit seinem Feind kann man doch nicht auf die Dauer intim sein.

Es ist das Zeichen ganzer Menschen, daß sie sich durch die Liebe zu allem Guten, Rühmen hinreißen lassen, daß sie aber durch sie wohl dazu kommen, störende Launen und Gewohnheiten zu überwinden, nicht aber ihre bessere Einsicht aufzugeben.

Gibt man das alles zu, so ist die Lösung sonnenklar, — für die Logik wenigstens. Nur da sich einlassen, wo Leib und Seele ja sagen. Die blonden germanischen und die nichtblonden nichtgermanischen Bestien freilich in ihren modernsten Kaffeehauseremplaren setzen dem Begriff der integralen Ehe ein überlegenes Vächeln entgegen. Sie kommen sich dabei stark und männlich vor und sind doch

nur Sausbuben, deren Horizont nicht über das Vorbell, verantwortungslose Verführungskünste, und die ökonomisch bedingte Eheprostitution hinausgeht.

Für uns andere beginnt hier die große Tragödie des Seins. Es gibt ein wunderbares Bild von Fibus: Verstrickt in das Netz ihrer Existenz, durchheilen die Wesen das Dasein. Sie sehen in den Augen der andern die gleiche Gebundenheit und das gleiche angstvolle Suchen nach einer Seelenheimat. Mit der Kraft der Verzweiflung suchen sie die Stricke zu zerreißen; umsonst, weiter gleiten sie auf ihrer Bahn und nur die Erinnerung an die tiefen Blicke stärkt Sehnsucht und Dual auf der einsamen Weltfahrt. —

Ja so ist's, und wenn es einmal nicht so ist und es kommt vor, daß es nicht so ist, so klingt's wie ein Märchen von der blauen Blume. Aber mit der blauen Blume meine ich nicht das Glück von Busch's Herr und Frau Knopp, sondern etwas ganz anderes.

Theater: Deutsches Theater: „Der Schatz“

Romödie in vier Akten von David Pinski.

Tönung: Jüdische Ortschaft in Osteuropa; etwas Schmutz, etwas Gedrücktheit, etwas (die Jargonmusik sagt es) metaphysischer Galgenhumor. Reste von Lädchen, der gekrümmte Gehrod, jene sprechenden Hände. (Im ganzen: Sphäre der Vorfahrenschaft nicht nur unserer Konfessionäre, sondern durchaus auch unserer analytischen Genies.)

Gerippe: Judke, schwachsinniger Sohn des Totengräbers Chone, findet, beim Begraben eines Hundes, einen Schatz; schenkt ihn seiner Schwester Tille; eine Handvoll Imperialen, also nichts Fabelhaftes, aber immerhin ausreichend, Tille zu ermöglichen, einen Tag als „Millionärin“ zu leben. Sie kauft sich Galakostüme, Brillanten, eine Uhr; pratscht damit im Dorf herum. Die lieben Glaubensgenossen, folglich Geld witternd, rennen Chone die Tude ein; jeder will was haben: der Heiratsvermittler, die diversen Wohltätigkeitsvereine, der Gemeindevorsteher. Chone, dem wohl wäre, wenn er nur den hundertsten Teil hätte von dem, was man ihm zuschreibt, ist mutvoll-vertattert und nebbich ohne Ahnung, wie er die Leute loswerden soll. Man glaubt ihm nicht, man jagt ihn aus Amt und Wohnung. Vor allem stürmt man den Friedhof, und die ganze Gemeinde, nachts, jagt Laternenbewaffnet durch die Gräberreihen, zwecks Gruierung der gigantischen Ueberbleibsel des Schatzes. Der Schwachsinnige nämlich hat die Stelle, sagt er, vergessen. Auf einmal, mitten in den Wirbel der goldgeilen Sucher, ein Grinsgebrüll: Judke erinnert sich. Aber er stellt (unter Assistenz des Papas) Bedingungen. Chone und Gemeindevorstand schließen rasch einen Vertrag, schriftlich: Chone darf, wenn Judke zeigt, die Hälfte des bevorstehenden Fundes behalten, und — was ihm die Hauptsache ist — bis an sein selbiges Ende Totengräber bleiben. Judke jedoch zeigt immer noch nicht; verlangt erst, daß die versammelte Gemeinde in Reih und Glied etliche Gestikulationen mache und Hiji singe. Man tut's. Nun zeigt er; und man findet, außer der Hundeleiche, statt der erhofften Mine, sage und schreibe vier Münzen. Ergebnis: die aufgeregten Genossen sind die Ladierten, Chone ist wieder im Status quo ante, Judke hat seinen Spaß gehabt, und Tille durfte einen Tag Millionärin sein.

Gehalt: Erstens das Tragische der Unlogik, daß einer ruiniert wird, ohne etwas dafür und ohne etwas dagegen zu können. Zweitens der Akt, daß alle Sozialheil verfliegt und aller Männerstolz verbunftet, sobald die biedere Seele mit Goldchancen geheizt wird; dieser Akt, beikäufig,

würde noch kolossalischer erstrahlen, wenn es sich, statt um Juden, um solche handelte, die Einfachheit, Abkehr von der Sinnenwelt, das Evangelium der Armen predigen: einen Pfaffen, einen Oberlehrer oder gar eine seriös sachphilosophierende Brillenschlange hätte ich gar zu gern auf Befehl dieser launischen Blödgeburt Indianertänze aufzuführen sehen und, um des Geldes willen, tierische Laute ausstoßen hören. . . . Womit schon der dritte Wert angedeutet ist: daß ein Halbtretin hier eine ganze Gemeinde von Ehrenmännern heroisch nasführt (— denn wahrlich, nicht um die Familie zu retten, sondern um die Ehrenmänner heroisch naszuführen, rettet er die Familie; als ein Idiot mit Humor; als ein Blöddian mit gemütlichem Unterbewußtsein!).

*

Obigen Angaben über Tönung, Gerippe und Gehalt soll urteilerisch nur hinzugefügt werden, daß einige Szenen dieser wahrhaften Komödie, ihrer vertieften Grotesktheit nach, durchaus an Wedekind heranreichen; eine kräftigere Aufführung hätte unser augurales Lächeln (deucht mich) in hehres Geknatter verwandelt. Die schauspielerischen Leistungen waren, von dem erstaunlich kitschgemuten Fräulein Eibenschütz abgesehen, erfreuliche; der stets treffliche Victor Arnold (er entwickelt sich immer mehr zu einer Sehenswürdigkeit Berlins), auch Jakob Tiedtke, Rudolf Blümner, die beiden Kühnes und Berthold Reißig ragten hervor; besonders famos aber war John Gottowt, der sich seiner schwierigen Aufgabe (er spielte den Schwachsinnigen) mit Takt, aber auch ohne jene vornehm tuende Parikatur-scheu entledigte, die unsere bürgerlichen Rezensenten, feindlich dem Esprit und allem, was schäumt, freundlich den gedämpften Affekten, meist postulieren.

*

Bleibt dem Liebhaber der lebenden deutschen Literatur (eines Teils! eines kleinen Teils! — versteht sich) zu konstatieren übrig, daß Professor Reinhardt von seiner Gepflogenheit, entweder tote oder fremdländische Dichter zu bringen, wiederum nicht abgewichen ist.

Torral.

Litterarische Neuererscheinungen

Margarete Beutler. Neue Gedichte. Bruno Cassirer, Verlag, Berlin.

Als die „Neue Gemeinschaft“ deutsche Bohémiens im größeren Umfange züchtete, stel unter diesen kulturtriefenden Wald und Wiesenmenschen eine junge Frau auf, Margarete Beutler, deren Temperament die Reizung durch violette Vorhänge, salbungsvolle Liturgien und vor Dyrif strotzende Bacchanale nicht zu bedürfen schien. Und bald darauf erschien ein Bändchen Verse von ihr, in denen diese mänadische Leidenschaft zu sozialen Augenblicksbildern, rauscherfüllten Freiheitsliedern zusammengeslossen war. Wild und formlos strömte die Begeisterung aus einer dionysisch erregten Seele in die willige Masse der Sprache: einen Moment konnte man glauben, daß zu Elfe Laster-Schülers mythischer Selbstverfunkenheit ein aktuelles Gegenpiel erstanden war. Ein neuer Gedichtsband, der eben bei Bruno Cassirer erschienen ist, straft alle Voraussetzungen Lügen. Es herrscht ein Suchen nach klassischer Formstichheit, ein Bestreben, aus der Flut der Bilder ein durchsichtig glas-

klares Gefäß zu bilden, in dem farbig und bewegt die Flut der Gefühle spielt. Hinter der Anbetung einer prachtvoll besonnten Landschaft steht groß dieses majestätische Gefühl: Goethe. Aber die alte Wut gegen die Philister ist nicht ganz gedämpft durch diese Sehnsucht nach Beherrschung. Ein Tropfen leichteres Blut zerseht die ruhig wählende Sprachkunst: und der ironische Unterton formt sich zu witzigen Parikaturen von brennender Schärfe. Aber das Schönste ist, wenn diese strenglinig erzogene Sprachkunst sich mit diesem beweglichen, froh-leichem Gefühl innerer Freiheit und der Bedeutungslosigkeit aller Fesseln und Konventionen trifft, wie in der wundervollen Ballade vom Rhythmus, über deren blühende Anmut leicht ein Schatten Heineschen Geistes streift.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummer der „Aktion“.

Rainer Maria Rilke. Die Aufzeichnung des Malte Laurids Brigge. (Insel-Verlag zu Leipzig.) 2 Bändchen.

Hugo von Hofmannsthal. „Rosentabaliere.“ Komödie für Musik. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Karl Waller hat diesem Buch eine geschmackvolle Einbandzeichnung gegeben.

Michael Kusmin. Laten des großen Alexander. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Rubiner. (Hyperion-Verlag Hans v. Weber, München.) Preis geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hyperion-Almanach 1911. (Hans v. Weber Verlag, München) geb. M. 3.—.

Eduard Stucken. Astrid. Drama in vier Akten. (Verlag Erich Reiß, Berlin W.)

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. Das 3. Heft 1911 enthält: Max Schippel: Paul Singer; Eduard Bernstein: Gibt es Grenzen der Lohnsteigerung?; Wilhelm Kolb: Einzelne oder koalitiert? u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg. Proben, durch den Verlag Berlin W. 35 D. A.

Der „Pan“, Halbmonatsschrift für alle kulturellen Interessen, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Ballade vom Alexanderplatz. Lovis Corinth: Der Einsiedler. Zeichnung. Venturus: Die Weineißblinde. — Oskar Loerte: Gedichte. — Herbert Gulenberg: Horaz. — Robert Waller: Skizze. — Franz Blei: Sternheim. — Ludwig Rubiner: Rosentabaliere. — Max Brod: Die imaginären Zimmer. — Probenummer gratis durch den Verlag Paul Cassirer W. 10 A

Note

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will den imposanten Gedanken einer „Organisierung der Intelligenz“ fördern und dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegengewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenswertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehrlichen Radikalismus zu sein.

Inhalt der nächsten Hefte: Deutschland und Rußland. Von Otto Corbach / Eine deutsche Rittergeschichte. Von Grete Meisel-Hef / Dant an Rilla. Von Dr. Kurt Hiller / Godwi. Von Dr. Anselm Ruest. / Eros und Psyche. Von U. W. Zürcher / Massenmenschen und Individualist. Von Paul Sellin / Die Dämonen der Städte. Von Georg Heym / Die stille Stadt. Von Paul Scheerbart / Der Narr in Christo Emanuel Quint. Von Ignaz Jedower / Halenser. Von Ferdinand Hardekopf / Beiträge: Von Alfred Kerr, Lu Märten, Victor Sadwiger, Prof. Ludwig Gurkitt, Dr. Heinrich Jagenstein, Rudolf Kury, u. v. a. m.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Konstituierung des Komitees. — Das Komitee „Konfessionslos“ hat sich am 8. Februar 1911 konstituiert. Den Vorsitz führt Professor Dr. Ludwig Gurlitt, Steglitz. Schriftführer ist Otto Lehmann-Rußbüldt, Schmargendorf bei Berlin, Mühlener Str. 13. Kassier ist Verlagsbuchhändler Eberhard Frowein, Charlottenburg, Bülowstraße 6.

Die Ziele des Komitees sind durch § 1 der Satzungen bestimmt. Das K. K. ist keine politische Vereinigung und wirbt Mitglieder unbekümmert um ihre politische Zugehörigkeit. Das K. K. bezweckt, die Konfessionslosen zusammenzuschließen, um ihnen zur Ausübung ihrer Ueberzeugung die staatsbürgerliche Gleichberechtigung zu erzwingen. Das K. K. will keine neue Weltanschauung propagieren, sondern nur den bereits bestehenden Weltanschauungsgruppen, die auf dem Boden moderner Anschauungen stehen, Licht und Luft verschaffen. Daher besagt auch der § 11 des Statuts, daß das Komitee sich aufzulösen hat, wenn sein Zweck erreicht ist.

Warum betreibt das K. K. den Kirchenaustritt?

Antwort: Aus Kulturpolitik!

Das Wort „Kultur“ ist ein Schlagwort und kann gernißbraucht werden wie Freiheit oder Wahrheit oder Humanität. Aber es hat den Vorzug, daß bei seinem Klange jeder Finsterling ein Unbehagen verspürt und einen Feind wittert. Kultur ist bei aller scheinbaren Undeutlichkeit immerhin der bestimmteste Ausdruck, um alles das zu bezeichnen, was zulezt ein Menschenideal und ein Menschheitsideal werden muß: Lebensfreude, Güte, Würde.

Keinen grimmigeren Feind hat die Kultur als die Dummheit der Menschen. Und keinen stärkeren Hort hat diese Dummheit der Menschen als die Orthogorie der Kirchen. Die Priester werden erregt fordern, daß man diese unerhörte Behauptung beweist. Aber man verlangt bei strahlendem Tageslicht keinen Beweis, daß die Sonne scheint! Und einem blinden Maulwurf drunten in seinen Erbgängen kann man es nicht beweisen, daß die Sonne scheint! Es interessiert ihn auch gar nicht. Ein fetter Engerling ist ihm mehr wert als alle Sonnen des Weltalls zusammen. Und so interessieren sich auch die Priester gar nicht für die Kultur, sie interessieren sich nur für ihre Kirchen, die eben die stärksten Hochburgen des größten Feindes aller Menschen sind.

Die Ziele des Komitees, die an anderer Stelle skizziert sind, müssen von allen Menschen gutgeheißen werden, die den Begriff Gedankenfreiheit auch innerlich erlebt haben. Die Forderung „Heraus aus der Kirche“ wird aber von sehr, sehr vielen damit entrüstet erwidert, daß sie ja gar nicht in der Kirche seien. Sie denken dabei an das Gebäude der Dogmen, an die Wunder Jesu, seine Himmelfahrt, und an alles das, was in jenem Buche gefabelt ist, von dem Friedrich Nietzsche mit so herzerfrischender Deutlichkeit sagte, man solle es nur mit Handschuhen anfassen.

An diese Legenden, die als Symbole einen tiefen, poetischen Sinn bargen, glaubt allerdings kein Mensch mehr, wenn ihn sein Beruf nicht dazu zwingt oder wenn er nicht hoffnungslos verloren ist. Ja, die Kirche ist jetzt selbst ihrer „ewigen“ und „geoffenbarten Wahrheiten“ bange geworden. Denn während sie früher der Wissenschaft die Richtlinien vorzeichnete, bemüht sie sich jetzt krampfhaft, nachzuweisen, daß sie mit der Wissenschaft in Einklang steht. Während die Kirche früher verlangte, daß die Wissenschaft sich vor ihr rechtfertigte, ist jetzt das Umgekehrte eingetreten, indem die Kirche unwillkürlich das Bedürfnis empfindet, ihre Dogmen vor der Wissenschaft zu rechtfertigen.

Trotzdem also die Kampfstellung der Kirche somit ins Hintertreffen geraten ist, sollte jeder aus der Kirche formell austreten, der ihr auch innerlich den Rücken gekehrt hat. Die Kirche lebt wie jeder Verein vom Gelde und nur durch die Entziehung der Steuern kann ihr endlich der Garaus gemacht werden, da sie innerlich schon längst tot ist.

Alle Programmreden sind im letzten Grunde nicht viel wert. Erreichen wir unseren Zweck, so ist das eine so lebendige Programmrede, daß eine geschriebene überflüssig ist. Erreichen wir unseren Zweck nicht, so sind die schönsten Programmreden ebenso überflüssig.

Nur ein Wort zur Beruhigung für gefühlvolle Gemüter und namentlich für die Frauen. Denn es wird von diesen immer befürchtet, daß mit der Bekämpfung der Kirche eine Bekämpfung religiöser Gefühle verbunden sei. Die Kirche hat als angebliche Vertreterin der Lehren Jesu eine solche Art von Duldung seit jeher geübt, daß man stets dem größten Mißtrauen begegnet, wenn man versichert, man wolle nur die Kirche und nicht die Religion bekämpfen. Die religiösen Leute sagen sich im stillen: „Wir wissen doch, was unser Herr Pastor für eine Meinung über die Gottlosen hat. Und da wollen diese schrecklichen Leute sanfter gegen unseren Herrgott sein, als selbst unser guter Herr Pastor es gegen seine Feinde sein kann?“

Wir wollen ohne Feierlichkeit diesen sentimentalern Gemütern sagen, daß es auf der Erde große, mächtige und kultivierte Länder gibt, wie England, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen fast jeder einen Bekannten oder Verwandten hat, wo die Verhältnisse so liegen, wie wir sie auch in Preußen und Deutschland gestaltet sehen wollen: nämlich, daß der Staat nichts mit den Kirchen zu tun hat. Glauben und denken über Gott und Welt mag jeder, was er will, er mag sich auch ruhig an große Vereine anschließen, die einen Seelsorger oder Sprecher anstellen. Wohl aber muß dem Zustand ein Ende gemacht werden, daß die preussische Regierung durch ihre Gendarmen bestimmte Religionen schützen läßt und andere unterdrückt. Die Regierung ist der Meinung, daß nur bestimmte Religionen gut und ihre Anhänger tabellose Menschen sind, während sie andere Religionen oder Weltanschauungsformen für schlecht und böse hält und ihre Anhänger als Menschen ansieht, die leichter als die Gläubigen silberne Löffel stehlen, weil diese Gottlosen z. B. nicht glauben wollen, daß Jesus auf einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelt habe.

Unser „Fall“. Noch ehe das R. K. offiziell ins Leben getreten war, erlebten wir eine Affäre, bei der man sich doch fragen muß, was sich die preussische Regierung eigentlich unter einer geistigen Bewegung vorstellen mag. Wir hatten uns zu einer privaten Vorbesprechung auf den 1. Februar geeinigt. In unserem Kreise erschien ein Mann, der sich bald als Spion der Polizei klar entpuppte. Die großen Tageszeitungen in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig haben darüber so ausführlich berichtet, daß wir den uns zur Verfügung gestellten Raum mit der nochmaligen Darstellung nicht verschwenden wollen.

Zweifellos war der Fall „von Hellfeld-Weber-Diener“ eine schöne Feuertaupe für das Komitee. Er entbehrt dabei nicht einer geradezu löstlichen Komik. Dem R. K., das sich ernsthaft aufgemacht hat, die Ungläubigen zu sammeln, wird ein Spion auf den Hals geschickt, als ob wir Mädchenhändler wären.

**Austrittsbewegung und Finanznot der Berliner Stadt-
synode.** Der bekannte liberale Pastor Fald hat in einem Leitartikel einer Berliner Tageszeitung auseinandergesetzt, daß die Kirchaustrittsbewegung sich allmählich auch hinsichtlich der Finanzen der Kirche bemerkbar mache. Die Berliner Stadtynode hat für das Etatsjahr 1910 nicht nur einen erwarteten Steuerüberschuß von 3—400 000 Mk. nicht erzielt, sondern muß auch noch mit einem Fehlbetrag von 4—500 000 Mk. rechnen. Wenn das so weitergeht, so muß die Synode den Zuschlag für Kirchensteuer zur Staatseinkommensteuer von 20 auf 25 % erhöhen. Dadurch wird natürlich auch wieder die Austrittsbewegung gefördert. Die Kirche ist hier tatsächlich in der verzweifelt drangvollen Lage, einen entstehenden Brand mit Spiritus löschen zu müssen.

Der Fall Jatho in Köln. Die Freunde des Komitees werden durch die großen Tageszeitungen über die Fälle Jatho in Köln, Traub in Dortmund, Fischer in Berlin genügend unterrichtet sein. Wir wollen hier nur mit der schärfsten Entschiedenheit es als eine Legende charakterisieren, daß in der evangelischen Kirche noch protestantische Freiheit zu finden ist. Man lese einmal die altentworfene Darstellung der jüngsten Denunziation gegen Traub-Dortmund im Organ des Protestantenvereins. Weil Traub, ein hochgebildeter, feingefinnter Denker und Mensch, beim Abendmahl den Einzeltisch angewandt und das Apostolikum irgendwie variiert hatte, wurde ihm die äußerste Mißbilligung durch seine vorgesetzte Behörde ausgesprochen, trotzdem sich seine ganze Gemeinde in lebhaftester Sympathie für ihn erklärte.

Wieviel Dissidenten gibt es in Deutschland? Eine Organisation, die sich die Aufgabe stellt, die verwaltungsrechtliche Gleichberechtigung der Dissidenten und Konfessionslosen mit den Bekenntnern der vom Staate anerkannten Weltanschauungen zu erkämpfen, muß zunächst einmal feststellen, wieviel Deutsche es außerhalb der Landeskirchen und außerhalb der kleinen Korporationen gibt, die den Landeskirchen gleich erachtet werden.

Die Volkszählung von 1905 gibt hierüber nur ungenügenden Aufschluß. Es wurden 37,2 Millionen evangelische, 22,1 Millionen katholische Christen gezählt, 259 000 „sonstige Christen“ und nur 17 203 Bekenntner anderer Re-

ligionen, — neben den Juden. In den 259 000 „sonstigen Christen“ sind auch alle Dissidenten enthalten. Das rührt daher, daß kleine, christliche Sekten, wie die Menoniten, Baptisten, die Apostolischen, zwar nicht der Landeskirche angehören, aber Korporationsrechte erhalten. Sie sind staatsrechtlich Dissidenten. Die Statistik führt nun alle, die sich als Dissidenten bezeichnen, einfach unter „sonstigen Christen“ auf, sie dreht also das Sprichwort um: „Gezählte Schafe frißt der Wolf auch.“

Die Ergebnisse der Volkszählung 1910 hinsichtlich des Bekenntnisses liegen amtlich noch nicht vor.

Nach einer Statistik von liberal-kirchlicher Seite kann man in Berlin mit 50 000 Dissidenten rechnen, die tatsächlich auch keiner christlichen Sekte angehören. 1910 dürften 10 000 der Kirche den Rücken gekehrt haben.

Um Klarheit bei amtlichen Statistiken zu schaffen und um weitere Verschleierungen unmöglich zu machen, raten wir, sich bei allen gegebenen Anlässen nicht als Dissident, auch nicht als Monist oder Freidenker, sondern als konfessionslos zu bezeichnen. Dieser Ausdruck trifft den rechtlichen Begriff am ehesten. Führt uns die Statistik dann weiter als „sonstige Christen“ auf, so wollen wir aus Gütmütigkeit nichts dagegen haben, wenn die Christen aus der Kirche als Steuerzahler verschwinden, dafür aber in der papierernen Welt der Statistik weiter ein doch recht frugales Dasein führen.

Wir fordern alle auf, die aus den anerkannten Religionsgesellschaften rechtlich ausgeschlossen sind, ihre Adresse dem Schriftführer des R. K. mitzuteilen, resp. ihre Dedresse, wenn irgend welche Gründe der offenen Mitteilung gegenüberstehen. Wir wollen damit eine genaue Statistik der Dissidentenbewegung einleiten.

**Sympathieerklärung einer neunzigjährigen Pastoren-
witwe.** Im Dezember 1910 hatte die Flugschrift Nr. 2 des Komitees, das sich damals in der Entwicklung befand, gewaltiges Aufsehen erregt. Herr Korvettenkapitän a. D. von Koppelow hatte in dieser Flugschrift seinen Austritt aus der Landeskirche begründet. Selbstverständlich hagelte es Angriffe und sogar Schmähungen. Daß aber andererseits Herr von Koppelow als tüchtiger Artillerieoffizier auch hier ins Schwarze getroffen hatte, wird die Zukunft lehren. Von all den zahlreichen Zustimmungserklärungen, die er erhalten hat, soll nur eine wegen ihres besonderen Charakters hervorgehoben werden. Eine Dame schreibt:

„Es erlaubt sich eine alte, neunzigjährige Witwe einen Neujahrswunsch zu senden einem Manne, dem es darum zu tun ist, dem wahren Christentum Geltung zu verschaffen; möge es Ihnen gelingen, durch Ihr heldenhaftes Auftreten, Ihrem Bekenntnis, dem ich beistimme, Giltigkeit und Nachfolge in unserem deutschen Volke zu verschaffen. Eine schwere Gewitterwolke liegt über uns, Canossa liegt nicht weit entfernt. Bleiben Sie, geehrter Herr, kampfbereit, es muß anders werden. Bevor ich aus dieser Welt scheide, mußte ich den Wunsch aussprechen: der gütige Gott erhalte Sie in Ihrer Tatkraft und gebe Ihnen immer frischen Mut, gute, gerechte Taten zu unterstützen. — Wir haben mit dem zwanzigsten Jahrhundert viel erhofft, welches nicht in Erfüllung gegangen, hoffen wir auf das kommende neue Jahr, es kann ja vielleicht ein Wendepunkt eintreten. Ihnen, sehr verehrter Herr, Glück und Segen wünschend auf Ihrem ferneren Lebenswege, grüßt Sie dankbarst

Ihre alte Pastorin
(folgt Name).

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 2. 27. Februar.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Kassauischestraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6942 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Nr. 1.— vierteljährl. (einkl. Bestell- handlungen zc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Insertate:** Alle Anfragen sind an Herrn Franz Raab, Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonparvillezeile 60 Pfg.

Inhalt: Die Streichholzschachtel. Von Franz Pfemfert / Die Unzufriedenen. Von Heinrich Jigenstein / „Kulturpolitik“ in China. Von Otto Gorbach / Glossen / Triumph. Von U. Gaday / Die Entstehung des Christentums. Von Du Märten / Vergessenheit. Von Grete Meißel-Hefz / Godwi. Von Anselm Kuest / Die Dämonen der Städte. Von Georg Heym / Dank an Rilke. Von Kurt Hiller / Neue Sezession. Von Arthur Drey / Die neue Oberwelt. Von Paul Scheerbar / Literarische Neuerscheinungen / Bornotizen / Keopathetisches Cabaret / Zeitschriftenschau / Note /

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Die Streichholzschachtel

Die Hoffnungen unserer gewerbmäßigen Scharfmacher, aus den Noabiter Vorfällen eine passable Wahlparole zu gewinnen, sind, allen Anstrengungen der dahlwichtigen Bethmänner zum Trost, gescheitert. Die in ihrer Wirkung auf das Spießbürgergemüt so geschickt ausgeklügelte Revolutionsmär, mit der man im Lande Geschäfte machen wollte, läßt sich leider nicht mehr verwenden. Wollte man Noabit als Beweis für die drohende „rote Gefahr“ nennen, auch der harmloseste Wähler würde unwillkürlich an das rote Blut des von feigen Büttelhänden ermordeten wehrlosen Bürger Herrmann denken müssen. Die Urteile preussischer Richter aus den Krawallprozessen könnte die Regierungsschutztruppe zur Not noch verleumben; das Blut des toten Herrmann wird sie nicht von sich abwaschen.

Es gilt also, eine andere Wahlparole zu entdecken. Es muß etwas Funkelnagelneues sein. Und es darf nicht irgendwie die Denkfähigkeit der Wähler behelligen. Denn das ist die große Gefahr der kommenden Reichstagswahlen: die Vernunftgründe bringen keinen „nationalen“ Stimmzettel in die Urne. Also muß die Regierung einen Bluff ersinnen, der die „Gemütsseite“ kapert. Etwas Hottentottenwahl-Mehnlisches, das aber dennoch die Wähler nicht an den damaligen Reinsfall erinnert.

Am besten wäre eine Kriegsbeize. Da lassen sich so bequem die schmutzigsten Instinkte ausnützen. „Das Vaterland ist in Gefahr“. Hui! wie glänzende Geschäfte lassen sich unter dieser Parole machen. „Wer sein Hab und Gut, wer seinen teutschen Herd schützen will, wählt „national“!“ Alle Sünden der Regierung sind vergessen. Und geschlossen marschiert man gegen den äußeren und gegen den inneren Feind.

Das Schreckgespenst einer Kriegsgefahr an die Wand zumalen ist denn auch der geheime Wunsch unserer Scharfmacher. Und nicht nur der geheime.

Wir wissen aus guten Quellen, daß das deutsche Volk vor den Wahlen mit solcher alleinseligmachenden Wahlparole überrascht werden soll. In den Reihen der reaktionären Parteien ist man sich über die Notwendigkeit einer Ueberumpelung des „Volksgemüts“ lange einig. Man suchte nur den äußeren Anlaß. Man wollte sich selbst ermutigen. Und wartete stündlich auf den Erretter.

Dieser Erretter ist unseren Scharfmachern jetzt erschienen. Der mit Recht sogenannte Carl Peters, dessen Kulturthaten jeder Regier preist, hat den gordischen Knoten zerhauen. Im Scherlschen „Tag“ war's, wo dieser unsägliche Peters den Mut unserer Junker aufstachelte. Der saubere Streiter höhnt die „feige Angst vor einem Krieg“. Und sagt dann (wörtlich!): „Um jede Streichholzdose muß ein großes Volk zur Not Krieg führen wollen, wenn ein nationales Recht und damit das eigene Prestige in Frage kommt“. Na also! Bei den kommenden Wahlen kämpfen die Junker um mehr als um eine Streichholzdose; sie kämpfen um das „nationale Recht“ der Volksausbeutung.

Werden die Scharfmacher Herrn Peters Wink befolgen? Warten wirs ab. Aber das eine sei schon heute gesagt. Sollte die Regierung glauben, ihre Sünden etwa jetzt dadurch ungefühnt machen zu können, daß sie dem Volke die Gefahr eines Krieges in Aussicht stellt, so irrt sie. Das deutsche Volk hat keine Kriegsgelüste. Mag man auch die Stirn haben mit dem Ruf: „Das Vaterland ist bedroht“, eine Wahlparole zu machen. Das deutsche Volk hat Wichtigeres zu tun, als um Streichholzschachteln zu bangen, oder gar sein Blut dafür zu verprützen. Mögen die Junker rufen: Vaterland, Teutschtum, Patriotismus — wir wissen: eine Streichholzschachtel ist in Gefahr.

Franz Pfemfert.

Die Unzufriedenen

Zu viel Kritik! Man kann es bei unseren Parlamentsverhandlungen stets aufs neue hören, und immer ist es die rechte Seite des Hauses, die über des Deutschen Reigung, an den Verhältnissen des eigenen Landes mehr oder minder scharfe Kritik zu üben, wie über eine nationale Schwäche klagt.

„Positive Arbeit Vb. Kritik Ia . . .“ Wenn einst Fürst Billow diese bekannte Zensur auch nur einer bestimmten Partei erteilte, so wissen wir doch, daß seit dem rühmlichen Ende dieser Kanzlerschaft an den maßgebenden Stellen die öffentliche Kritik nicht an Ansehen gewachsen. „Sie sind allzumal Mörgler, und wenn sie nicht etwas zu tabeln und zu kritisieren haben, fühlen sie sich nicht wohl . . .“ Es ist immer die Neigung der Bequemen gewesen, statt auf die Vorwürfe der Tablet ernstlich einzugehen, lieber die Kritik als solche von vornherein in Mißkredit zu bringen. Und das ist ja leicht genug. „Ich bin ein Zufriedener . . .“ Das klingt natürlich schöner, als von sich sagen zu müssen: „Ich bin ein Unzufriedener . . .“ Aber wie sagt doch Gerhart Hauptmann in den „Einsamen Menschen . . .“? „Die Zufriedenen sind die Drohnen . . .“ Sie sind die Drohnen. Nicht immer natürlich. Und nicht unter allen Umständen. Aber man lästere nicht über die Unzufriedenen. Kein Volk der Erde ist bis jetzt an seinen Kritikern zugrunde gegangen. Aber schon so manches Volk, das dahinschwand, begann sein langsames Sterben mit immer mehr um sich greifender Selbstzufriedenheit.

Die erste und wichtigste Voraussetzung für alle Entwicklung ist eine gewisse Unzufriedenheit oder, vielleicht besser gesagt, ein gewisses nie zur Ruhe kommendes Vorwärtsdrängen nach immer besseren Lebensbedingungen. Natürlich nicht die Unzufriedenheit aus Charakteranlage, nicht die Unzufriedenheit aus Gewohnheit und aus Lust am Tadel, sondern die edle, schon auf bestimmte Ziele gerichtete Unzufriedenheit aus der Erkenntnis des Unzulänglichen und schon Ueberlebten heraus. Es ist gewiß, daß diese Art Unzufriedenheit das eigentliche Salz der Menschenerde, das Postivste vom Postiven und doch schon etwas Aufbauendes, keine Armut, ein Besitz, kein nur zersehender Haß, sondern die stärkste, nie zu erschöpfende Liebe, die Liebe zu den werdenden bedeutet.

Solange es ein staatliches Zusammenleben und eine Ueberlieferung gibt, solange waren diese Unzufriedenen schon stets eine Minderheit, die von der Mehrzahl der Gesättigten und der Zufriedenen bekämpft wurde. Doch fortschreitende Kultur hat auch hier Wandel geschafft. Abndeten einst staatliche Willkür und Absolutismus schon die theoretische Unzufriedenheit mit dem Ueberlieferten und Bestehenden wie de facto begangene Staatsverbrechen, so ist heute das Recht auf Kritik längst selbstverständliches Menschenrecht, und jeder Staatsbürger kann in Wort und Schrift auch über Einrichtungen und Maßnahmen der Regierung, wie es in den Staatsverfassungen so schön heißt, unumwunden seine Meinung sagen.

Das Reich der Geister ist frei. Das Schwert im Kampfe um Weltanschauungen ist ausgeschaltet . . . Man sollte meinen, daß sich eine festgefügte und ihrer Kraft bewußte Regierung bei solchem Stande der Dinge außerordentlich wohl fühlte, sich reger Meinungsäußerungen nur freut, und wenn die Zeit gekommen, das Resultat der aus der Praxis geborenen Erörterungen sich einfach zu nütze macht. Damit hat es aber — zumal in Preußen — noch weite Wege. Tatsächlich ist der Wert offener Kritik und selbst die theoretische Erörterung neuer Möglich-

keiten noch immer über alle Maßen verpönt, und wenn moderne Rebergerichte nicht einfach an der Tagesordnung sind, so liegt das an den Gesetzen, nicht daran, daß staatlischerseits der Kulturwert des freien Wortes nun endlich anerkannt ist.

Ein Blick auf das Verhältnis zwischen der Regierung und den ihr direkt unterstellten Bürgern, den Beamten, zeigt deutlich, wie sehr man in Preußen noch immer von dem fast mittelalterlichen Irrtum befangen ist, daß geistige Knechtschaft „staats-erhaltend“ wirkt. Es genügt der Regierung nicht, daß der Beamte im Dienste seine Pflicht tut, daß er pünktlich und verlässlich ist, nein, er soll sich auch als Mensch der eigenen Ueberzeugung, des eigenen Urteils und des eigenen Glaubens entäußern.

Und es sei zugegeben: Es gibt eine Kategorie von Beamten, bei denen diese Auffassung des Staates mehr als den Schein des Rechts für sich hat. Es sind die direkten Untergebenen der verschiedenen Minister, die ausführenden Organe, wenn man sie so nennen will, die politischen Beamten. Hier, bei dem eigentlichen Sitz der Regierung ist es angebracht, im Interesse der ungeschmälernten Autorität jede Kritik an den Maßnahmen der Regierung als unzulässig zu betrachten. Aber das ist verhältnismäßig eine sehr kleine Sondergruppe. Und weil sie so klein ist, hat auch der Umstand, daß sich für diese politischen Beamten ein Recht der freien Meinungsäußerung aus dem Wesen ihrer Stellung heraus verbietet, nicht allzuviel zu besagen.

Mehr zählt schon, daß zu dieser Gruppe, in der eine gewisse politische Kritiklosigkeit die natürlichste Sache von der Welt ist, auch noch das Gros der Offiziere hinzukommt, das ebenfalls für das politische Leben ausschaltet. Aber auch hier ist das Unpolitische das Natürliche. Das Zugeständnis, daß auch der Offizier ganz nach seiner privaten Ueberzeugung ungeniert am öffentlichen politischen Leben teilnehmen kann, ist ein Unding. Es ist natürlich, daß Angehörige der aktiven Armee weder wählen noch gewählt werden können. Der Offizier braucht in seinem Innern deshalb noch lange kein politisch Uninteressierter zu sein. Aber so lange er Soldat ist, fühlt sich ein Taktbegabter mit Recht nicht zur politischen Gesinnungslosigkeit, aber, so bald die Dessenlichkeit in Frage kommt, zu einer gewissen politischen Zurückhaltung verpflichtet.

Also die unmittelbar politischen Beamten und die Angehörigen der Armee. Es ist natürlich, daß sie für die Politik ausschalten. Aber man wird zugeben, daß es keinesfalls im Interesse des Staates liegt, die Zahl der zur Politiklosigkeit verurteilten Staatsbürger noch künstlich zu vermehren. „Ich habe hier ein Amt und keine Meinung . . .“ Nichts ist bedenklicher, als der in Regierungskreisen immer wiederholte Versuch, diesen Satz auf den Beamten überhaupt anzuwenden. Der Beamte, der das Recht der freien politischen Meinungsäußerung für sich in Anspruch nimmt, das Koalitionsrecht und das Recht auf Kritik, erscheint der preußischen Regierung als etwas sehr Verdächtiges. Die politische Ehrlichkeit ist in ihren Augen noch immer keine Tugend. Oft genug kommt es vor, daß ein freies Manneswort, durch das dem Staat kein Haar gekrümmt wird, zu den kleinlichsten Disziplinerungen führt, und es gibt Fälle, in denen die Regierung die politische Ehrlichkeit eines Beamten ganz ungeniert mit — Hunger belohnt.

Das nichtpolitische Beamtenheer kann und muß sich endlich eine andere Stellung erringen. Das liegt nicht nur im Interesse der Beamten selbst. Das liegt auch im Interesse der Regierung. Die Beamten in Preußen fangen an, sich auf ihr Bürgerrecht zu besinnen. Und das ist gut so. Nichts ist schlimmer als jene Sorte, die, um nur ja

häßlich Karriere zu machen, auch gerne ihre politische Gesinnung verleugnet. Ein diensttüchtiger Beamter, der in seinem Privatleben als Bürger auch durchaus für liberale Politik Propaganda macht . . . Noch kann sich die Regierung nicht daran gewöhnen. Noch sieht sie in diesem neuen Typ des Beamten mit einer eigenen politischen Privatmeinung so etwas, wie das Ende der Dinge. Aber sie wird sich an den politisch ehrlichen Beamten gewöhnen müssen. Der Versuch, Tausende und Abertausende von Bürgern, die zufällig für ihre Arbeit vom Staate besoldet werden, zu innerlich unfreien Menschen zu machen, wird immer aussichtsloser. **Heinrich Jigenstein.**

„Kulturpolitik“ in China

Die Zeiten, da China von fremden Mächten durch Androhung oder Anwendung von Gewaltmitteln Zugeständnisse abgerungen werden konnten, sind unwiederbringlich vorüber. Selbst Japan, das doch unvergleichlich besser als die Westmächte in der Lage ist, China gegenüber eine herausfordernde Haltung einzunehmen, beginnt, durch mancherlei Erfahrungen gewöhnt, einzusehen, daß mit den Chinesen auf die Dauer nur auf gutlichem Wege auszukommen ist. In der ganzen Geschichte der Beziehungen Chinas zum Auslande hat sich immer wieder derselbe Vorgang wiederholt: China wich wohl vor offener Gewalt zurück, sobald aber der Druck nachließ, kam die Gegenbewegung mit einer Regelmäßigkeit, wie Ebbe auf Flut folgt. Gegenwärtig schwindet in China der politische Einfluß Europas zusehends. In Hinsicht auf Deutschland können auch die hoffnungsvollen amtlichen Berichte über die Entwicklung Tsingtaus hierüber nicht hinwegtäuschen. Die Einziehung deutscher Postanstalten in Schantung und die Zurückziehung deutscher Truppen aus dem Hinterlande von Kiautschau lassen sich z. B. nicht recht mit dem angeblichen Wachstum deutschen Einflusses in Einklang bringen, ebensowenig wie der Umstand, daß der Anteil deutscher Waren an dem Handel von Tsingtau bisher kaum über zehn Prozent hinausgebracht werden konnte. England hat Welhetwei fahren lassen, und die Befestigung Singapurs scheint anzudeuten, daß es sich auch für den Fall vorzieht, daß selbst Hongkong geräumt werden müßte. Die Einnahmen der Verwaltung in Hongkong haben sich um Hunderttausende verringert, und sie werden weiter in dem Maße abnehmen, als die englische Regierung ihr mit süßsaurer Miene gegebenes Versprechen, den Opiumbau in Indien allmählich zu unterdrücken, ausführen muß. In Indien opfert England, wenn die Opiumausfuhr nach China unterbunden ist, eine jährliche Einnahme von 3½ bis 4 Millionen Pfund Sterling. In der chinesischen Seezollverwaltung hat die allmähliche Ausmerzungen der europäischen Elemente begonnen, und in den Vertragshäfen verliert das Europäertum eine bevorrechtete Stellung nach der andern. Auch europäische Finanzgruppen haben sich über den Wandel der Zeiten zu beklagen. Alte Konzessionen werden ihnen von den Chinesen abdiplomatiziert, und neue zu erlangen hält so schwer, daß sich die verschiedenen europäischen Banken, die in China Geschäfte machen, jetzt zusammen geschlossen haben, um auf diesem schwierigen Felde künftig nur noch gemeinsam zu operieren.

Nun sind aber plötzlich die Hoffnungen, China dem Weltwesten wirtschaftlich botmäßig zu machen, überall wieder neu belebt worden. Man glaubt ein neues Mittel entdeckt zu haben, um die Chinesen für europäischen Komfort zu erziehen: die Mitarbeit an der Neugestaltung des chinesischen Unterrichtswesens. Der deutsche Reichstag hat

schon im Jahre 1909 dem Reichsmarineamt 600 000 Mk. für die Gründung einer deutsch-chinesischen Schule in Tsingtau bewilligt. Frankreich will eine ähnliche Anstalt in Tientsin gründen, England in Hongkong und in Amerika hat Rockefeller den amerikanischen Missionaren in Schantung jährlich 600 000 Mk. zur Verfügung gestellt, wofür in Tsinansu eine Hochschule unterhalten wird. In England bemüht sich augenblicklich ein Komitee, an dessen Spitze Sir Robert Hart steht, eine Summe von mindestens zwei Millionen Mark aufzubringen, um sie bestehenden philanthropischen und religiösen Gesellschaften in China zu Unterrichtszwecken zur Verfügung stellen.

Die verschiedenen Missionsgesellschaften für China suchen sich den Chinesen längst durch weltlich-wissenschaftlichen Unterricht nützlich zu machen. Sie mußten früh erkennen, daß sie mit bloßem Bekehrungseifer nicht weit kommen würden. Im Jahre 1893 gab es nach Dr. Morrison 1511 protestantische Missionare in China. Sie verbrauchten während desselben Jahres für ihren Unterhalt und ihre Tätigkeit 7 Millionen Mark, mehr als das Gesamteinkommen der zehn größten Hospitäler Londons, und belehrten dafür 3127 Chinesen. Jeder chinesische Christ kostete demnach 2238,37 Mark. Das war ein mageres Ergebnis. So erklärt es sich, warum die Missionare sich größeren Anhang zu erwerben suchen, indem sie in erster Linie die stark entwickelte weltliche Wißbegier der Chinesen befriedigen. Es gibt daher eine ganze Anzahl von Bildungsanstalten in China, die unter der Leitung von Missionaren stehen und vorwiegend weltliches Gepräge tragen. Jeder Kenner der Verhältnisse wird aber zugedenken, daß die Ergebnisse zu der aufgewendeten Mühe in gar keinem Verhältnis stehen, und daran wird sich auch durch die Unterstützung solcher Bestrebungen durch europäische Regierungen oder amerikanische Dollarfürsten nicht viel ändern. Während es für einen Europäer geradezu eine Lebensaufgabe bedeutet, in den Geist der chinesischen Sprache und des chinesischen Volkes einzudringen, ist es für einen geistig geweckten Chinesen leicht, sich durch Erlernung einer oder mehrerer europäischer Sprachen Zugang zu den Quellen westländischer Bildung zu verschaffen und dann seinerseits an der Aufklärung des chinesischen Volkes im modernen Sinne zu arbeiten. Es gibt Chinesen, die 4, 5 europäische Sprachen vollkommen beherrschen und in den entsprechenden Literaturen erstaunlich gut Bescheid wissen. Wie kann es da noch lange dauern, daß Europäer in China als Lehrer mit Chinesen, die im Auslande studiert haben und das Gelernte viel besser in die chinesische Begriffswelt zu übertragen wissen, zu konkurrieren vermögen. Die Frage darf deshalb wohl aufgeworfen werden, ob die großen Summen, die aufgewendet werden, um die Chinesen zum Christentum oder zur westländischen Lebensart zu belehren, für diesen Zweck nicht zu schade sind, und ob wir nicht besser tun, uns mit den Chinesen, statt die Chinesen mit uns näher vertraut zu machen. Die Chinesen werden sich schon von selbst unsere geistigen Waffen zu eigen zu machen wissen, und sie sind die Lehten, die nicht das Beste, was für sie geeignet ist, dort suchen würden, wo es zu finden ist. **Otto Corbach.**

Glossen

Wie der christliche Staat mordet. Sie haben ein robustes Schamgefühl, die Herrschaften, denen der Staat nur dann vollkommen erscheint, wenn er Henker und Prügelknechte zu seinen Stützen zählt. Die Welt wird ihnen schöner mit jedem Tag, wo sie die christliche Gerechtigkeit beim Gewerbe wissen. Deshalb wird ihnen auch der 28. Januar

b. J. wieder recht wehervoll gewesen sein. An diesem Tage wurde nämlich („im Namen des König“) in Jüterburg das Dienstmädchen Auguste Milloweit abgeschlachtet. Die Presse, die dem fatten Vollbürger zum Frühstück die beruhigende Nachricht brachte, wußte zu melden, daß das Mädchen, das der deutschen Sprache nicht mächtig war und die denkbar ostelbischste Erziehung genossen hatte, zur Richtbank geschleppt werden mußte. Jetzt melbet sich ein Augenzeuge des christlichen Schaustücks und erzählt uns Einzelheiten:

„Zwei der allmählig näher an die Milloweit herangegangenen Gehilfen saßen unter die Arme und gingen mit ihr, während der dritte nachfolgte, auf die rotgestrichene Richtbank zu. Der Scharfrichter, der im Grad, Zylinder und weißen Handschuhen zwischen Richtertisch und Richtbank in sichtlich Erregung und Unruhe wartete, hatte Zylinder und Handschuhe abgelegt und ging, als die Milloweit an ihm vorbeigeführt wurde, auf einen in der Nähe befindlichen Tisch zu, um das Richtbeil zu ergreifen und den Todesstreich auszuführen. Jetzt geschah aber das unerwartete Schauderhafte. In dem Moment, als sie an der Richtbank anlangten und der hinter der M. folgende Gehilfe ihr die Bluse von den Schultern riß und die Milloweit dann auf den Klotz der Bank gelegt werden sollte, warf sie sich auf die Erde und umklammerte unter Getöse und Geschrei wie eine Rabe den Richtklotz unter Anwendung aller ihrer Kräfte. Während nun der Scharfrichter mit dem Beil in der Hand da stand und unter persönlicher Erteilung von Direktiven seines Amtes nicht walten konnte, versuchte einer der Gehilfen, den Kopf der Milloweit unter großer Anstrengung über die Schnittfläche des Richtklotzes zu drehen, damit eventuell auch in dieser Stellung der Todesstreich geführt werden konnte, was jedoch nicht gelang. Endlich, nach vielen Hin- und Herzgerren, ließen der M. die Kräfte nach und nun wurde sie, auch noch unter Anstrengungen, wobei, wie oben erwähnt, ein Gehilfe den Kopf über den Klotz brückte, die beiden andern ihr die Hände auf den Rücken bezw. die Fäße hielten, auf die Richtbank gelegt. In diesem Augenblick ließ der Scharfrichter das mit beiden Händen gehobene Beil herunterfallen, der Kopf war vom Rumpfe getrennt und fiel ungefähr einen Meter rechts vom Klotz in den Sand. Der Hieb war so wuchtig geführt, daß das Beil im Klotze stecken blieb . . .“

. . . Und die Welt der Christenmenschen atmete in ihrem Gefühle sittlicher Genugtuung auf. Herr Professor Rahl wird wieder „das Gefühl persönlicher Befriedigung über die gefühnte Gerechtigkeit“ gehabt haben und der frühere Staatssekretär v. Posadowsky wird sich freuen, gerade in der soeben erschienenen neuesten Nummer der „Jur. Ztg.“ geschrieben zu haben:

„M. E. ist der Schutz und die Sicherung der menschlichen Gesellschaft die vornehmste Aufgabe des Staates, in deren Interesse er selbst das Leben des einzelnen Staatsangehörigen opfern muß; die entgegengesetzte Auffassung entspringt einer sentimental, wehleidigen Richtung unserer Zeit.“

Gleichzeitig mit ihm treten in der „Jur. Ztg.“ andere „Intelligenzen“ gegen diese „wehleidige“ Richtung auf. So der Präsident des Reichsgerichts, v. Sedendorf, welcher schreibt:

„Ich erkläre gern, daß ich zurzeit — insbesondere auch im Deutsche Reich — für die Beibehaltung der Todesstrafe eintrete.“

Ebenso „gern“ schreibt der gemütvollere Berliner Prof. Dr. Brunner:

„Daß die grundsätzliche Abschaffung der Todesstrafe jetzt auf neue begehrt wird, mutet mich an, wie ein Rückfall in eine Kinderkrankheit.“

Ein anderer Geistesheros, Prof. v. Gierke, verteidigt die Todesstrafe anscheinend aus Mutarmut:

„Der Staat, der gesund bleiben will, kann auf sie so wenig verzichten, wie auf die ultima ratio des Völkerlebens: den Krieg. Und wenn wir nicht gesonnen sind, um der Utopie des ewigen Friedens willen abzurüsten, so wollen wir auch nicht der Utopie unblutiger Lebens-

sitten zu Liebe der Justiz das Richtschwert entwenden.“

. . . Der Fenster der armen Milloweit scheint, nach dem Bericht des Augenzeugen nicht ganz seines Amtes gewachsen zu sein. Wie wäre, wenn die Herren Rahl und Genossen an seine Stelle träten? Mit ihrer Weltanschauung könnten sie:

Eine besondere Ehrung brachte dieser Tage die Kölner Polizei einem Toten dar. Gelegentlich eines sozialdemokratischen Begräbnisses kam es, als von der Polizei rote Kranzschleifen gewaltsam entfernt werden sollten, zwischen den Leidtragenden und der Polizei zu einem Handgemenge. Der amtierende Priester verließ den Friedhof, ohne die Zeremonie zu beenden, und die Polizei besetzte die Gruft, um Grabreden zu verhindern.

Ein Wort des Priesters würde sicher genügt haben, um die Polizisten abzuschrecken. Der amtierende Herr verließ jedoch mutig den Friedhof. Aber das hätten sich die Leidtragenden auch vorher sagen müssen. Und man sollte den Herrn Priester nicht erst bemüht haben. Die Polizei am Grabe eines Freiheitskämpfers in Tätigkeit — es gibt keine würdigere Ehrung. Doch die offiziellen Vertreter des Staatschristentums sollte man ein für alle mal sich selbst überlassen.

Der Verräter Karl Schnitzler. In der „Deutschen Montagszeitung“, die unter seinen Leitartikeln so entsetzlich leiden muß, hat der urkomische Farbenimitator Karl Schnitzler eine Tat verübt, die als Verrat gebrandmarkt werden muß. R. S. leitartikelte über „Hohenzollern-Neisen und Neben“. Man lese:

„Seine kaiserliche Hoheit, Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und des Königreichs Preußen, kehrt auf stillerem Kahn jetzt der Heimat wieder. Als er auszog, gab's Feste, Neben, Leitartikel und Bilder, die den historischen Moment für graue Nachzeit retten sollten; wurde gesagt, daß die Reise politischer Bedeutung entbehre und hundertfünfzigtausend Mark Subsidien aus Reichsmitteln gefordert, von der verantwortlichen Instanz aber nicht bewilligt . . . Die Telegramme und Bilder nahmen, wie die Empfänge und Vergnügen, kein Ende . . . Vom Studium der Menschen und Werke in dem Wunderland, das Hunderte schon mit seinem zeitlosen Zauber umging, war nicht die Rede . . . Die Geschichte fing an, allgemach langweilig und auf den Deutschen verstimmend zu wirken. Und so erging unter dem Vorwand der Pestgefahr denn die Order zur schleunigen Umkehr.“

Ja, ist es denn auch den Redakteuren der „D. M. Z.“ das Wesen der R. S.-Leitartikel so schwierig wie anderen Menschen? Sie hätten sonst entdecken müssen, daß ihr Held unter dem Schutz des Stillsichters die „D. M. Z.“ schmählich verraten hat. Denn die „D. M. Z.“ war das erste Organ der byzantinischen Druckschriften, das für die Spazierfahrt des Königsproß die Metrametrommel rührte. Am 24. Oktober begann. „Das genaue Reiseprogramm“ wurde von der „D. M. Z.“ der aufhorchenden Kulturwelt bekanntgegeben. Neben einem R. S.-Erguß verkündeten fette Lettern:

„Wir sind ermächtigt, für die Ostasienreise Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen, der bekanntlich Anfang nächster Woche mit seiner Gemahlin von Genua aus Europa verläßt, das folgende genaue Reiseprogramm mit den anzulauenden Orten und der Dauer des jeweiligen Aufenthaltes zu veröffentlichen.“ In der „D. M. Z.“ vom 31. Oktober wurde uns noch einmal von einem Spezialberichterstatter die Versicherung erteilt: verhungern würden die Kronprinzlichen Herrschaften auf der „Prinz Ludwig“ sicher nicht. Dann folgten

die lieblichsten Stimmungstelegramme von Woche zu Woche. Das war brav von der „D. M. Z.“. Und deshalb ist es ein schmerzlicher Schlag, wenn sie jetzt plötzlich von einem der Ihren so gröblichst verraten wird . . .

Die Bundisten, die sonst ihre Generalversammlungen in dem für Clownscherze besonders geeigneten Zirkus Busch abzuhalten pflegten, wollten sich wohl auf die Abkühlung, die ihnen die Wahlen androhen, etwas vorbereiten: sie tagten diesmal auf der Eisfläche im Sportpalast zu Berlin. Darin äußerte sich ein tiefer symbolischer Sinn. Sonst wars diesmal über denn je; nicht mal die übliche Hurra-Stimmung wollte sich einstellen. Nur der edle Januschauer war auf der Höhe. Er wußte recht geschickt einen Chanson der Soubrette, die er am Abend vorher wohl beklatscht hatte, gegen die Nationalliberalen mit dem „sozialdemokratischen Bazillus“ anzuwenden indem er sagte: „Auf sie (nicht auf die Chanteuse!) paßt das Vieh:

Fast du mir an der Kinnektin

Dann kriejt mein Herz 'nen Klaps!“

Das war der geistliche Höhepunkt der Verhandlung. Dagegen mußte der Depeschenwechsel mit Wilhelm II. abfallen, schon weil Wilhelm II. in seinem Antworttelegramm sagte: er würde sich freuen, wenn seine Ausführungen im Landwirtschaftsrat sich für die deutsche Landwirtschaft als nupbringend erweisen würden.

Dieser Hinweis konnte leicht verschmupsen. Denn im Landwirtschaftsrat hatte Wilhelm bekanntlich ausgesprochen, ein Dohse sei noch kein Generalstabsoffizier, weil er auf lateinisch Major heißt . . .

F. P.

Triumph

Triumph! gelst des Satans Lachen.

Und des Pfaffen Mund predigt den Kindern der Not:
Es gibt einen Gott? Es gibt einen Gott!

Und das Elend grinst die Ärmsten an,
Und der Hunger quält den Arbeitsmann,
Und Gewalt setzt ihnen den Fuß ins Geiße,
Und der Schuss schaut sie an mit verächtlichem Blick,
Und die Kinderhelette wimmern nach Brot,
Und der Pfaffe predigt: Es gibt einen Gott,

Einen Gott der Armen und Schwachen.

H. Gadow.

Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur*)

Von Lu Märten

Samuel Lublinski stellt in seinem Vorwort die Beugung eines historischen Jesus zur Voraussetzung. Das ist bei einem modernen, von theologischen Absichten und Instinkten nicht befangenen Autor wohl selbstverständlich. Denn alle Evangelienkritik von Bruno Bauer, Albert Ralt-hof und vielen anderen, alles Material, das selbst theologisch gerichtete Forscher wie Drews und Harnack erbringen konnten, ist ein Material des Negativen, ein Material aus dem die Verneinung des historischen Jesus un-

gewollt herauspringt. Im letzten Grunde wird es dem auf die bloße Geschichtserscheinung des Christentums gerichteten Interesse, einem rein wissenschaftlichen Intellekt, etwas unverständlich bleiben, warum dieser historische Jesus durchaus gefunden und begründet werden muß. Mit dieser Streitfrage steht und fällt das Christentum nicht. Seine Tatsache als kolossale Zeitererscheinung aufzubeden auf ihre Ursachen hin, ihren treibenden Ideengehalt fruchtbar zu machen, kann im letzten Grunde nur noch Aufgabe bleiben. Wenn endlich begriffen wurde, daß große geschichtliche Tatsachen, die antike Kultur, ihr Verfall, die französische Revolution usw. nicht das Werk eines Einzelnen, eines StifTERS, eines Uebermenschen gewesen sein können, warum dann immer noch nach dem historischen Jesus als Stifter des Christentums suchen? Nicht der Einzelne schafft, erregt und formuliert schließlich die unerhörten Kräfte und Forderungen eines neuen Lebensinhaltes, sondern umgekehrt: die Sehnsucht, das Drängende sich immer mehr Verdichtende Denken und Forbern einer Zeit gebietet den Einzigen, den Uebermenschen, den Fleisch und Blut gewordenen Traum, der dann aus dem Chaos des Vorhandenen die bewußte Schöpfung sieht, eventuell gestaltet: Bringt man hiermit den Namen Nietzsche ins Gedächtnis, so ist dabei nicht zu vergessen, daß erst die moderne Zeit den Persönlichkeitsbegriff kennt, der sich selbstbewußt registriert. Die Antike, trotz ihrer Kaiser und Weisen kennt ihn in diesem Sinne nicht. Der Außerordentliche ist hier ein momentaner Wunderbegriff, die Rundgebung einer höchsten Göttlichkeit. Als solche steht und fällt sie. Die individuelle menschliche Persönlichkeit selbst ist erst lange nachher begriffen und bedeutsam gemacht. Wir haben keine Biographien Alexander des Großen, kaum etwas Genügendes über eine der antiken Persönlichkeiten. Mythos und Geschichte vermischt sich und der biographische Instinkt wird nicht von einer scharfen Erkenntnis der menschlich-persönlichen Bedeutung geleitet. So kann es einen Christus gegeben haben oder nicht. Es wird vermutlich viele Christusse, viele Messiasse gegeben haben. Sie sind zulezt Inkarnationen einer Idee. Und sie sind, das erklärt ihre zwiespältige Not und ihre Uebergangsercheinung, ihre strittige Bedeutung in der nachfolgenden Geschichte, sie sind durchaus die Höchstrepräsentanten einer alten Kultur, einer hinüberweisenden, selbst aus ihrer Zeit nicht herausgehenden. Wie auch Nietzsche nicht die Kulmination der mächtigsten materiellen und seelischen Sehnsucht unserer Zeit ist, sondern durchaus Höchstrepräsentant des individualistischen Prinzips. Er steht auf dem Gipfel dieser individualistischen Kultur. Er sieht von da aus gleichsam in zwei Reiche, das ihres Wollens und das ihres schließlichen Werdens. Von daher kommt seine Kritik und seine positive Formel. Und wie er über beiden das bisher Unerreichte formuliert, gewinnt er für etwas Vergangenes, Bestehendes und vielleicht für eine sehr ferne Zukunft Bedeutung. (Man mache hier eine Analogie des Christentums mit oder ohne persönliche Mittlerrolle.) So kommt es auch Lublinski in seinem Buch hauptsächlich darauf an „den Mythos vom Gottmenschen als geschichtsbildenden Faktor anzusehen, nicht den historischen Jesus.“ Lublinski kommt es auf synthetische Darstellung des gesamten Stoffes an. Er sucht oder empfindet durch alles religions-philosophische Denken, Kämpfen, Leiden bis auf unsere Zeit, die Kultursynthese unserer Zeit oder unserer Zukunft. Das ist durchaus berechtigt und das rein philosophische Denken kommt unwillkürlich dazu. Aber auch die liberale Theologie hat dies in einem gewissen Grade versucht. Als müßte die immer sich entwickelnde Synthese menschlichen Denkens über die Grundbedingung ihres

*) Samuel Lublinski. Verlag Eugen Diederichs. Jena 1910. Bd. I und II. „Vom werdenden Dogma“.

Selbst sich auch notwendig immer auf dem Gebiet der Religion und Philosophie, also auf ideellem Wege festhalten lassen. Eine ganz neue Art der Erkenntnis aber über das Wesen dieser Grundbedingungen selbst erschüttert nicht nur den Boden aller spekulativen Philosophie darüber, sondern verdrängt das ganze Problem notwendig auf weitere unbegrenzte Denkgebiete. Damit kann ihre Formulierung auf keiner ideellen seelischen oder nur geistigen Basis genügen. Wir können die Synthese unserer Zeit empfinden, ahnen, vielleicht sogar eine sehr geniale möglichst unverbindliche Formel dafür finden; sie endgültig aussprechen, können wir nicht, da uns die Distanz fehlt, ohne die im einzelnen und allgemeinen keine Synthese möglich ist. Die Wertung des Einzelnen, sein abhängiges Denken gegenüber dem Wert der strebenden und sich widerstreben den Kräfte, die er sieht, mag durchaus jenem gleichen, das die Menschen im Werden des Christentums hatten. Der naiv gläubige Mensch hat früher einfach angenommen: das Christentum stand mit seinem Werden schon als etwas Kolossales im Mittelpunkt der Diskussion und es waren da nur noch Heiden und Christen. Aber es gab vor allem Juden, antike, tiefsinnige Sekten und Kulte, Philosophen und andere Weisheitslehrer, Aufklärer, Gaukler, Spiritisten, Charlatans usw. Alles mit Anhang, alle mit ihrem Für und Wider und auf beiden Seiten gab es Märtyrer. Jesus hat dies im Mittel zu „Kaiser und Galiläer“ sehr glücklich dargestellt. So wissen wir, daß eine Synthese notwendig auch aus diesen unserem Kämpfen hervorgehen wird. Aber so wenig der Intellekt eines Forschers sich zu einer Formulierung im dogmatischen Sinne bestechen lassen darf, so wenig wollen wir sie auch den Theologen als ein neu aufzupropfendes Dogma überlassen. Alles was ernsthaft zu ihrer Gestaltung beiträgt, ist die Kristallisierung der Faktoren selbst; dazu gehört die Arbeit der Forscher im uneigennützigsten Sinne; auf jeglichem Gebiet. Die Arbeit in den Tatsachen. Die großartigste Synthese, die unbeschränkteste, möglichste, genialste, kann meines Erachtens nur der Künstler geben. Der Wissenschaftler kann der Natur der Sache nach nur Tatsache zu Tatsache fügen, Idee zu Idee postulieren, damit dereinst vielleicht einmal so etwas wie eine Synthese der Menschheit herauskommen kann. Die Geschichte des menschlichen Wollens, Sehens und Denkens — und das ist die seiner Mysterien und Philosophien — sie bleibt unvollkommen, und vielfach auch unverständlich, so lange nicht auch die Geschichte des menschlichen Müßens geschrieben ist, d. h. der Faktoren, die dies Sehnen, Wollen, und Denken beeinflussen, erregen, es zeitweilig verhindern, verleiten usw.

Diese Geschichte hat Lublinski in seinem Buch nicht vorausgegeben. Obwohl er sie nicht ignoriert, zieht er sie im einzelnen nicht in diese synthetische Betrachtung und steht da notwendig manchmal vor Fragezeichen. Seine Darstellung sucht das rein Philosophische (im weitesten Sinne des Wortes), das Seelisch-Religiöse, die Ideenkultur der Völker in Beziehung zu bringen. Und hierin (wohl seinem eigensten Gebiet) leistet er Bemerkenswertes. Seine Synthese zu der er strebt und seine Erklärung von den Voraussetzungen des Christentums wäre durch die Darstellung, — der erst die Politik und das Materielle — jener Zeit bewertenden Analyse kaum erschüttert, vielmehr eher sehr fundiert. Was Kautsky in seinem Buch: „Ursprung des Christentums“, über die Entstehung des Christentums rekonstruierte, müßte in seinem wesentlichsten Teil diesem Buch Lublinskis beigegeben oder vorausgedacht werden. Gerade wenn der Verfasser auf breitem, intellektuell umfassenden Boden stand, müßte er dies als notwendig

und bedeutsam einsehen. Sollte er nicht nur die großen Thesen des Altertums: Polytheismus und Monotheismus darstellen, so konnte er die Kulte uralter demokratischer Völkerschaften und neuerer aristokratischer Staaten nicht im luftleeren Raum der Ideenspekulation abhandeln und von daher die Synthese suchen, sondern in Wechselwirkung ihrer politischen und seelischen Faktoren. Das hätte freilich die Arbeit, — und zwar eine grandiose Arbeit eines philosophischen Volkswirtschaftlers sein müssen. — Sehen wir, was Lublinski auf seinem Gebiet wertvolles erbracht hat. Vor allem das sachliche Verdienst, einmal die Mysterien des Altertums in ihren Zusammenhängen und Wesensgleichheiten dargestellt zu haben. Die Mysterien des Orients und Occidents. Der Verfasser zeigt hier in einer gründlichen, guten Darstellung wieder, daß alle für die nationalen Götterkulte wichtigen Symbole und Ueberlieferungen schon alle Elemente des Christentums in sich haben. Von Entstehung der Welt, Erschaffung der ersten Götter und Menschen, unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter, Prinzip des Bösen, Sündenfall, Erlösung, Reinigung (Tausen) Wiedergeburt usw. „Das neue Mysterium des Christentums“ hat diese Dinge nicht verworfen, kaum eigentlich überwunden. Es hat sie aus der naiv konkreten Sprache und Erkenntnis nur in eine höhere geistige abstrakte Vorstellung gesteigert; entsprechend dem sich entwickelten Ideengehalt. Wie der Verfasser hier die Linien bis in die Zeit des werdenden Christentums verfolgt, ist bemerkens- und lesenswert und an und für sich eine starke und erregende Denkmaterie. Einzelheiten können aus solchem Stoff naturgemäß nicht angeführt werden. Dieser erste Band führt äußerlich bis zur Zerstörung Jerusalems bis zur Verdichtung des christlichen Dogmas. Auf einige polemische Artikel, die bis in den II. Bd. vom „Werdenden Dogma“ wiederholt werden, soll hier schon eingegangen werden: „War das Christentum eine soziale Bewegung?“ Hier formuliert Lublinski den Begriff „sozial“ ohne weiteres als „sozialistisch“ im Sinne der „modernen Theorie“. Dies scheint mir höchst verwirrt. Daß das Christentum auch eine soziale Bewegung war, ist meines Erachtens selbstverständlich. Als bloße ethische religiöse Bildung, als eine Art der oppositionellen Strömung jener Zeit hätte sie wohl nie zu ihrer Macht und Bedeutsamkeit gelangen können. Daß sie eine, — in modernem Sinne des „Sozialismus“ gewesene Macht repräsentierte, hat wohl bis heute niemand behauptet. Lublinski selbst erklärt den Begriff Sozialismus ganz richtig mit den Thesen aus dem sozialistischen Lehrgebäude. Da dies erst seit ganz kurzer Zeit besteht und bewußt ist, kann sich kein vernünftiger Mensch die damalige christliche Bewegung in diesem Bewußtsein gedeutet haben. Dies wird um so unverständlicher, wenn der Verfasser gleich hinterher das, worauf es in sozialistischer Betrachtung ankommt, hervorhebt: „daß es verdienstvollen Forschern, wie Bruno Bauer und Albert Rauhoff, kraft ihrer sozialistischen Schulung (soll wohl heißen geschichtsmaterialistische Schulung) auf den ersten Blick gelang, den Ausgangspunkt des ganzen Problems zu fassen.“ Aber wenn es danach nach Lublinski „nicht angeht, Strömungen der eigenen Zeit in die Vergangenheit hinein zu sehen“, so vergißt er, daß er in seiner hypothetischen Methode der Interpretation der antiken Kulturwelt im Kern dasselbe tut, nämlich: seelische Beziehungen, Sehnsüchte, Erkenntnisversuche, gleiche Wesensgründe der Symbole hineinzusehen, vielleicht besser: hineinzusinnen. Und mit Recht. Welche andere sinnliche Vorstellungskraft als die unserer Erfahrung, haben wir denn? Sie kann sich nur differenzieren und kontrollieren durch die Tatsachen. „Tatsachen“ aber wie die Entstehung des Christentums, d.

Evangelien und Alles das, — sind ja von vornherein so hypothetisch, so unkontrolliert, so sehr mehr Dichtung und Sage als Geschichte, daß sie um so mehr zu unbewußten Interpolationen vorführen. Aber der Vorwurf trifft meines Erachtens absolut nicht zu. Es fällt doch niemandem bis heute ein: Christentum gleich Sozialismus zu setzen. Was zu diesem in Beziehung gebracht wird, ist doch lediglich die Massenerscheinung als solche, die kräftige, andere Bewegungen schließlich bezwingende Erscheinung. Einzelheiten, Wesensgleichheiten; das unbewußt revolutionäre Element, ihr Rhythmus, Ueberzeugungskraft usw. und immer wird diese eventuelle Ähnlichkeit als Metaphor gebraucht werden. Etwa in der Art wie Anatole France in seinem „weißen Felsen“ die aristokratischen Weisheitsfreunde sich grübelnd und spintistierend über die letzten Dinge unterhalten läßt und mitten drin, so nebenbei, über fanatischen Pöbel zu Gericht sitzen, ihn verurteilen oder ignorieren. Dieser fanatische Pöbel aber waren Christen, verachtetes Lumpenvolk, was für ein Stück der Weisheit blutete, um das die Machthaber oben suchten und rangen. In eine blöde ausgerechnete Analogie wird sich kein sozialistischer Wissenschaftlicher bisher eingelassen haben, oder gar, wie Lublinski schön vermutet, „eine Ahnen- und Adelsprobe des Sozialismus im Urchristentum versuchen.“ Was von dieser Seite in dieser Frage hauptsächlich erbracht ist, ist eben der geschärfte Blick für das Christentum als Massenerscheinung, die die Einzelheiten anderer Erscheinungen in sich aufsaugte oder verloren gehen ließ. Letzteres ist die Gefahr jeder neuen Bildung und hieraus entspringt der immanente Kampf, den wir Entwicklung nennen. Jedenfalls sind diese letzten Seiten in Lublinski's Buch für den nicht orientierten auf diesem Gebiet irreführend und für ein solches Thema zu oberflächlich.

Dem Buch als Ganzem ist viel Aufmerksamkeit zu wünschen.

Vergessenheit

Dir, Erinnerung, ward so manchen Herzens Flor.
 Wer je den Becher hob der Ferne,
 Wer je den Blick verlor
 In der Vergangenheit abendröthlich Glühen
 Und in der Wellen Eile sah sein Schicksal stehen,
 Der pochte gabenschwer an deinem Lor.

Doch wer hat dir den Kranz gewunden,
 Vergessenheit?
 Wer den Becher dir gehoben,
 Nicht der Trunkenheit,
 Wer seines Herzens grüne Blüte dir gebracht,
 Wer nicht erniedrigt dich zum Hüter seiner Sorgen,
 Wer höhnte nicht nach dir um Mitternacht,
 Nein, grüßte dich mit jedem frühen Morgen.
 Wem warst du Tag?

Du bist mein Tag, Vergessenheit,
 Du blickst mich an, wie jüngster Morgen.
 Nichts ist, was je geschah,
 Wenn nicht bewahrt in einer Menschenstirn.
 Doch ohne dich, Vergessenheit,
 Bleibt alles.
 Kein Körper, der doch sein Leben schon verlor,
 Verliert die Form auch ohne dich
 Zur Mumie wird er ohne dich,
 Im Sarkophag des Menschenhirn.

Du, Vergessenheit,
 Gibst wieder, was verbraucht,
 Dem Unsichtbaren.
 Dir ein frohlockend Lied,
 Du wahrhaft Sterben.
 Mit tausend Feuerblicken
 Strahlst du mich an,
 Zerstäubt zu Millionen Kräften
 Löst du mein Schicksal von mir ab,
 Trägst es dahin, von wo es kam.
 Grete Mäusel-Hess.

Der „Godwi“ des Clemens Brentano

(Zur ersten vollständigen Gesamtausgabe seiner Werke*.)

Von Dr. Anselm Hueft.

Immer wieder dieselbe Erscheinung: die Dichter schämen sich mit Sechzig ihrer zwanzig Jahre! Was aus dunklen Urschlünden feurig, ein glühender Lavaström einmal heraussprühte, das dünkt sie am kühleren Luftzug nun bereits häßlich erstarrt, schmutzige graue Asche. Über der Wanderer nach Jahrhunderten findet an derselben Stelle vielleicht einen tiefen klaren Bergsee. Wie ist er hier hingelommen? Hier noch oben so hoch ins Gebirge? — Aber nirgendwo noch sah er die Wolken sich abgründer spiegelnd . . .

Clemens Brentano hat seinen Jugendroman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter“ (1801/2) vernachlässigt, Brentanos Familie ihn, nach des Dichters eigenem Wunsch, in die „Gesammelten Schriften“ (Frankfurt 1851/6) nicht mitaufgenommen. Erst als wieder der Romantiker eine Stunde schlief, gedachte man mit Inbrunst auch seiner**), und heute feiert er endlich innerhalb der ersten wirklichen Gesamtausgabe von Brentanos Schriften***) die würdige Auferstehung. Was geschah indessen? Sind wir tiefer noch ins alte romantische Land hineingeritten, als die Romantiker selber? Schwerlich; aber Poesie, echte, tut not — das sieht jeder — in diesen grauen nüchternen Tagen mehr als je! Nicht jene gestupte, in Vorgärten gewachsene, nicht jene, die nach einem hübschen Bild Brentanos „wie ein vortrefflicher Adler, dem man eine Papiertüte über den Kopf gestülpt hat, dumm in einer Ecke sitzt.“

Als ich den Godwi zum ersten Male las, da kam mir, ich wußte nicht durch welche Ideenassoziation, jenes Laßwip'sche Märchen von den Seifenblasen wieder in die Erinnerung. Nicht so deutlich mehr im Einzelnen ward es mir bewußt; nur wie da die ganze hunderttausendjährige, brutal gewichtig scheinende Erdgeschichte so hübsch unter dem Modus einer Seifenblase, die gerade vom Strohhalm irgendeines Gottes abfliegt, sich vor Augen stellt, das blühte flüchtig in mir auf . . . Die Seifenblase muß natürlich in der nächsten Sekunde zerplatzen . . . In der Ewigkeitssekunde aber haben ja reichlich ein paar Millionchen Jahre Platz — also kann sich da rasch noch auf der bunten spiegelnden Oberfläche Adam, Assur, Babylonien, Hellas, Rom, heiliges deutsches Reich, Zukunftsmusik abspielen — schillern —

*) Bei Georg Müller, München, in 12 Bdn. Unter Mitarb. verschied. Gelehrten.

**) Eine Separatausgabe des „Godwi“ erschien von mir 1908 bei Fern. Seemann Hfg. Vgl. auch Alfred Kerr, Godwi, Berlin 1898.

***) Band V der Gesamtausgabe.

Doch — jetzt weiß ich's ja: Die Seifenblase lag natürlich keinem Romantiker besonders fern; und auch Brentano nicht, diesem übermütigen, phantastischen Schaumbläser! Hört nur, wie gut theoretisch er mit seinen zweiundzwanzig Jahren schon unterrichtet ist, wie sicher er schon fühlt, wo sein Ziel liegt! „Nehmen Sie eine Seifenblase an“ (so philosophiert er über Kunst), „denken Sie, der innere Raum derselben sei ihr Gedanke, so ist ihre Ausdehnung dann die Gestalt. Nun aber hat eine Seifenblase ein Moment in ihrer Ausdehnung, in der ihre Erscheinung und die Ansicht derselben in vollkommener Harmonie stehen, ihre Form verhält sich dann zu dem Stoffe, zu ihrem inneren Durchmesser nach allen Seiten, und zu dem Lichte so, daß sie einen schönen Blick von sich gibt. Alle Farben der Umgebung in ihr schimmern, und sie selbst steht nun auf dem letzten Punkte ihrer Vollendung. Nun reißt sie sich von dem Strohhalm los und schwebt durch die Luft. Sie war das, was ich unter Gestalt verstehe, eine Begrenzung, welche nur die Idee festhält, und von sich selbst nichts spricht. Alles andere ist Ungestalt, entweder zu viel oder zu wenig.“

O — lieber Godwi: gut gesprochen und herrlich definiert! Nur, mit Verlaub, lieber Godwi — dann bist du Ungestalt, dann bist du zu viel und dann bist du zu wenig! Du bist ein ganz verwahrlostes, flausenhaftes Geschöpf — bitte, erinnere dich nur deiner eigenen Visitenkarte: „ein verwillterter Roman!“ Du hast garnichts von jener erhabenen, notwendigen Kohärenz, jener durchsichtig-harmonischen Kugelgestalt deiner geliebten Seifenblase . . . Und gewiß mag es manche solcher Artefakta geben, bei denen man auf den ersten Blick erkennt, daß der innere Blasebalg aufs genaueste funktionierte, um den leichtesten Stoff zur vollkommensten Rundung zu schwellen; aber — ich habe doch dann nichts dergleichen schweben sehen, ohne die fortwährende ängstliche Spannung: jetzt — jetzt wird es schwinden, plagen, zerstäuben. Begegne dem feinsten, zartesten, reinsten, harmonischsten Hauch eines lyrischen Gedichts, das auch nicht die Idee körnigen Stoffs mit sich führt, mit ein wenig Ironie — und das ganze edle herauschende Ding plumpst ins Wasser! — Aber dafür, weil er so gar nichts von der einzigen herrlichen Rundung einer großen Seifenblase an sich hat, darum hat dergleichen wenigstens der „Godwi“ nie zu fürchten. Da zeterst du nur eifrig auf die alte geschmacklose Empfindsamkeit, die auch hier 'mal wieder „Liliens Bodentwollen“ zufällig mit dem Rauschen von Eichenwäldern verwechselt — lache du nur, auch Brentano selbst lacht schon hinter deinem Rücken und amüsiert sich köstlich über den Spaß. Nein — stehe bloß nie staunend da vor der herrlich wachsenden Allmählichkeit einer einzigen schimmernden, schillernden Welt — dir werden gleich ein halbes Duzend Welten, kleine reizende Seifenkugeln um die Nase tanzen! Nein — kümme dich nur gleich zu ihm selber ins Gras und sieh' ihm auf den Strohhalm, schau zu, wie er sich vergnügt und wie ihm so gar nichts daran liegt, gerade eine große bunte leuchtende Seifenblase zu formen und zur höchsten Expansion zu treiben. „Blasen blies er, der heitere Gott —“ daran, an Morgensterns „Pan“, muß man eher denken — und solch ein unentschlossener, ungeschickter Gott ist Brentano . . . Sieht da auf dem Nasen und bläst Bällchen auf Bällchen in die Luft; und nur das dritte immer steigt

als schöne farbige Kugel in den durchsichtigen Aether . . . Ist das formende Leben anders? Ich möchte das „unnütze“ Gequirle da zwischendurch nicht wissen. Und auch die länglichen Ellipsen nicht, und nicht die wie zu Bienenzellen aufgeblähten Sechsecke u. s. f. Ein großmächtiger Seifennapf steht vor ihm; schaut hin — das ist mal eine Falle —!

Ihr Jünglinge: ich rate euch, wenn ihr nicht über soviel Seifenwasser verfügt, und wie er gleich ein Duzend Strohhalm in allen Breiten danebenhabt — dann laßt lieber überhaupt das Blasen. Ich finde ihn nämlich bei aller Schaumbläse so ungeheuer reich und reif zugleich, diesen jungen Brentano! Er schreibt um 1800; weiß man, was es bedeutet? Damals, wo es alljährlich ein paar geistige Revolutionen durchzumachen gab, wie geschmeibig, wie biegsam und feurig sind da doch die Geister! Und wie erspäunlich reif die — Jüngsten schon; ein Schelling schreibt mit siebzehn Jahren die Paraphrase zur Fichteschen Philosophie, die heute erwachsenen Deuten schweres Kopfzerbrechen bereitet. Brentano gibt ihm sicherlich nicht das geringste nach; mit seinen 22 Jahren weiß er Motive des Wilhelm Meister in die Technik des Jean Paul zu übersetzen und mit den Ideen der Romantiker zu durchglühen. Will er Wallensteinsche Verse seinem — Friseur zu lesen geben und sich aus Kobebues sämtlichen Werken einen „Patent-Papiermachenden Boden, Spuckkasten usw.“ machen lassen. Vermag er Schleiermachers „Monologen“-Individualismus fast noch schöner als der Prediger selbst in Worte zu kleiden, und merkt man seiner geistreichen Verspottung Fichtescher Philosophie vor allem an, daß er sie in tieferem Grade auch beherrscht, das absolute Ich wohl gar im stillen noch verehrt. Nur — er selbst freut sich im „Godwi“ doch vorzüglich darüber, daß er „noch lieben könne“ volles Leben mit strömendem Herzen umarme, und daß das Einzelne „getrennt vom schönen Körper und zergliedert“ seine Seele jederzeit zurückschrede. Und das verrät dann jede Seite, jede Zeile dieses Jugendromans, daß hier wahrlich kein unfruchtbarer Adept stehe, der zum tausendsten Male uns die Gegensätze zwischen Reflexion und Gefühl klarmachen wolle, — daß hier urechte naturalistische Sehnsucht nicht erst aus Ueberfüllung, und romantischer Klage laut nicht aus dem Programm einer Schule geflossen sei! Sondern ein urtiefes, schmerzliches Gemüt war im Grunde dieser Brentano — er, den man heute fast nur noch als Mitarbeiter an „Des Knaben Wunderhorn“ kennt; ein urtiefes, schmerzliches Gemüt — mit dem wahnsinnigen Gang zugleich zur Karrikatur und Selbstverspottung, und besonders zu allem, was abseits von der breitgetretenen Fährte des Alltags lag. Welche Dokumente allein zur Naturgeschichte des Genies sind in diesem „Godwi“ aufbewahrt! Wehe, wenn wahres Genie einmal wirklich Leitstern der Massen würde — wie zähm stellt man sich doch im Grunde noch alles geniale Wesen vor . . . Brentano selbst mag es fühlen: Jugend kann sich an ihm nicht entwickeln.“ Im Zustand eines seligen Schweifens gleichsam ward der Roman geschrieben; einige Jahre davor lag düstere Kontorhaft in einem Dagensalzaer Kaufhaus und finstere régime des Babers. Nun tritt zum Jüngling die Welt, golden glänzend und voll seliger Liebe und Freiheit; jedem anderer hätt' es für Jahre genügt, sich glücklich zu fühlen, — aber in ihm brennt ja der rasende Stachel

der Ruhmsucht und läßt vollkommene Seligkeit so wenig wie vollkommene Erkenntnis Besitz ergreifen. Dafür strömt es dann in glühenden Dithyramben nächstens über den Bogen — : „nimmer weilt solches Leben — wohin, wohin gleitet die sehnsüchtige Fahrt? o Heimat! fliehe ich dich, eile ich dir entgegen? — wie löst sich aller Besitz! ist die Welt mein, und bin ein Bettler? wo ist mein Vaterland, wo ist meine Liebe? — ach! bist du nicht für die Erde? Annonziata! wer löst dir die Hauberei des Frühlings, wer löst dir dein Herz? das in Sehnsucht bricht, will keine Sonne kommen? die tiefen dunkeln Augen der Gedanken zu öffnen, die aus deinem Herzen steigen, und ist dein Kissen eine Wiege der Kinder, die hier nicht leben dürfen? Schmerz, Schmerz, brennendes Verlangen, wer bricht dir das Siegel im Herzen, und welchem bist du gesendet? du dunkler Edelstein im Diadem der weißagenden Zeit — Wunderkind!“ — Solcher Enthusiasmus läßt sich schon im grauwitternden Morgenlicht nicht mehr halten; aber die Abkühlung besorgt nun wiederum — Brentano selbst. „Ich habe heute abend einige rührende Gedanken bemerkt, die mir aus dem Herzen heraufkletterten, . . . ich habe ihnen gleich eine solche Quantität Wein entgegengeschickt, daß ihnen Hören und Sehen verging. . .“ Ist er fröhlich darüber? Schwerlich. Aber es sind eben Mächte im Spiel die auf sein Ja oder Nein nie erst lange warten, sondern dämonisch wie der Rigel z. B., in der Kirche am liebsten zu pfeifen, aus dem Boden steigen. Frivolität? Wenn indessen der Spötter dafür tausend neue Kirchen und Heiligtümer baut, offenbar weil alle alten zusammengenommen zu eng, all seine strömende Inbrunst zu fassen?! Vermögt ihr euch Menschen zu denken, zu denen die sinnlosesten alltäglichsten Dinge plötzlich wie ungeahnte Offenbarungen sprechen? Mit solchen Seelenapparaten sind aber zwei Drittel der Brentanoschen Personen ausgerüstet. Bei einem gedankenlos gebotenen Gruß, beim Klang eines „Guten Morgen“ oder „Guten Abends“ kann sie plötzlich ein urtiefes Heimweh beschleichen, und der gleichgültigen Frage „wie geht es?“ korrespondieren bei ihnen Gefühle von Schicksalschwere und Vergänglichkeit.

Es konnte wohl gar nicht anders geschehen, als daß ein so vollkommen sich hingebender enthusiastischer Dichter zum Mystiker wurde, der dann endlich sein Jugendprodukt selbst nur noch in staubgebannter Sphäre zu erblicken vermochte. Im „Godwi“ selbst aber heißt es bereits, daß alles Wissen nur ein langweiligeres Glauben sei; es ist der alte Zusammenhang zwischen feinsten hypersensibler Kultur und der Hinneigung zum intuitiven Schauen wieder, zum primitiven Erlebnis. Und hier ist auch der geheim-gemeinsame Boden zu suchen, in dem neben den bizarrsten und seltsamsten Erdbhausgewächsen auch die Blüte des Volksliedes wieder gebelien konnte. Sich so entfalten konnte, daß Brentanosche Strophen mit Minneliedern des 13. und 14. Jahrhunderts im „Wunderhorn“ unerkannt unter gleicher Flagge segeln durften. In unserem Roman befindet sich wohl die charakteristischste Probe eingestreut: die überhaupt erste Erfindung und Liedform der Lorelei; ästhetische Verzärtelung und betnahe primitive Freude am Gesangsmäßigen berühren sich wieder. Höchste Geistigkeit und instinktiver Erleb vermählen sich wieder; — es ist das Problem

der ganzen Brentanoschen Mythologie, das aus dem „Godwi“ am tiefsten, und am rührendsten und gärtlichsten zugleich herauschaut: reifer und ursprünglicher zugleich konnte man beinahe gar nicht mehr sein, als hier — mit zweiundzwanzig Jahren! Vom Inhalt des „Godwi“ habe ich absichtlich nichts erzählen wollen; eine grotesk-phantastische Ver-schlingung reizender Liebesabenteuer; viel Episodisches; und vieles, was wie die monumentale Novelle aus den Tagen italienischer Renaissance anmutet. Man würde nur Stoff und Form zugleich zersprengen, wollte man jenen für sich und ohne Brentanos Wunderlaute wiederzugeben trachten. Denn diese tönende, tönende Sprache zuletzt — wie sollte man anders einen Begriff von ihr erwecken können, als wieder nur durch sie selbst? Am „Godwi“ ist es mir abermals zweifelhaft geworden, ob Boesje wirklich noch etwas mehr zu bedeuten oder auszudrücken habe als — einen besonderen Zusammenklang von Silben.

Die Dämonen der Städte

Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,
Die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.
Wie Schifferbärte stehen um ihr Sinn
Die Wolken, schwarz vom Rauch und Kohlenruß.

Ihr langer Schatten schwankt im Häusermeer,
Und löscht der Straßen Lichterreihen aus.
Er kriecht wie Rebel auf dem Pflaster schwer
Und tastet langsam vorwärts Haus für Haus.

Den einen Fuß auf einen Platz gestellt,
Den anderen gekniet auf einen Turm,
Ragen sie auf, wo schwarz der Regen fällt,
Panzerpfeifen blasend in den Wolkensturm.

Um ihre Füße kreist das Ritornell
Des Städtemeeres mit trauriger Musik,
Ein großes Sterbelied. Bald dumpf, bald grell
Wechselt der Ton, der in das Dunkel stieg.

Sie wandern an dem Strom, der schwarz und breit
Wie ein Reptil, den Rücken gelb gefleckt
Von den Laternen, in die Dunkelheit
Sich traurig wälzt, die schwarz den Himmel deckt.

Sie lehnen schwer auf einer Brückentwand
Und stecken ihre Hände in den Schwarm
Der Menschen aus, wie Faune die am Rand
Der Sümpfe bohren in dem Schlamm den Arm.

Einer steht auf. Dem weißen Monde hängt
Er eine schwarze Larve vor. Die Nacht,
Die sich wie Blei von finstern Himmel senkt,
Drückt tief die Häuser in des Dunkels Schacht.

Der Städte Schultern knacken. Und es birzt
Ein Dach, daraus ein rotes Feuer schwemmt.
Breitbeinig sitzen sie auf seinem First,
Und schreien wie Raben auf zum Firmament.

In einer Stube voll von Finsternissen
Schreit eine Wöchnerin in ihren Wehn.
Ihr starker Leib ragt riesig aus den Kissen,
Um den herum die großen Teufel stehn.

Sie hält sich zitternd an der Behebant.
Das Zimmer schwankt um sie von ihrem Schrei,
Da kommt die Frucht. Ihr Schoß klappt rot und lang
Und blutend reißt er von der Frucht entzwei.

Der Teufel Hälse wachsen wie Giraffen.
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält
Es vor sich hin. In ihrem Rücken kaffen
Des Schrecks Froschsinger, wenn sie rückwärts fällt.

Doch die Dämonen wachsen riesengroß.
Ihr Schlafhorn zerreißt den Himmel rot.
Erdbeben donnert durch der Städte Schoß,
Um ihren Fuß, den Feuer überloht.

Georg Heym

Von Georg Heym erscheint in den nächsten Tagen bei Ernst Rowohlt in Leipzig ein Band Gedichte, in den die „Dämonen“ aufgenommen sind.

Dank an Rilke (mit Zwischenzörnen)

Von Kurt Hiller

Lärm der Laffen zur Rechten, der Lügner zur Linken.
Jammer der Därm! Und ekelhaft die bekannte Aufforde-
rung zu ungeistig-vertiefter Stummheit, zu vornehmer Zu-
rückhaltung, zur edlen Einsamkeit und stillen Größe geruhig
gleitenden Dahinlebens à la Rittergutsbesitzer mit Bib-
liothek.

Dennoch besteht zuweilen der Wunsch, kindlich und
taumelnd auf einer Worpstwebe-Insel zu sein — wo Federn
sind, die bornig blühen; umflossen von einem ganz breiten
Rundstreifen frischblauen Meeres . . . O Wellen voll dia-
mantener Sonne; o naß-herbe Luft der Vögel; o Traum
und aufatmende Entrücktheit!

. . . Einmal, als mir so war, geriet ich an Rilkes
„Aufzeichnungen“. Die aber paßten in die Stunde wie
das fließende Metall in die Form — unglaublich herrlich.
Und seit langem endlich wieder konnte Gottesdienst er-
stehen. Dafür will ich dem Dichter danken.

Ich will das jedoch nicht tun durch kenneerisches Ber-
raten etlicher literarischer Genealogietipps; auch nicht durch
Auflegen einer Metaphysik oder Starten eines Mythos;
am allerwenigsten durch Stilbeschreibungen, welche, kraft
verblüffenden Konsums nicht passender Adjektiva, fein-
sinnige sind. (Der liebe Abdullah, Mörike- und Kaffee-
hausverehrer zugleich, sinkt getroffen vom Stuhle).

Ich will nur kurz angeben, welches, meiner Vermutung
nach, der Grund ist des Bewegenden an diesem Buche.
Der Grund ist: daß ein auf leiseste Reize widerstandslos
Reagierender (ein adeligstes Exemplar von „dégénéré
supérieur“) hier Allmenschliches gestaltet, — zumal die
dumpfen Erlebnisse der Kindheit, der fragevollen, schlaf-
trunkenen. Was wird da herausgeholt aus den Schächten!
Und wie gleißt die Unberührtheit der Worte, in denen es
geformt ist zu Visionen von erschütternder Dichtigkeit . . .
„Extrakte“ sind Morde; und ich sage nichts, wenn ich,
ohne Abschrift vieler Seiten, einfach versichere, daß nie
in deutscher Sprache die Kinderkrankheit oder das Sterben
eines Hundes oder die Sprechstunde in der Poliklinik oder
der Schrei nach der Mutter oder die Halluzination einer
weißen lebendigen rumpflosen Hand (beim Suchen eines
Gegenstandes unter dem Tische) oder das kataphonische
Chaos der Gerüche aus Häusern, die, abgerissen, halb offen
dastehen, und besonders die Angst, die Angst, die hundert
wirren Abhängige des in Einsamkeit Fiebernden —: daß
all dieses niemals sinnlicher, eindringlicher, stärker for-
muliert worden ist. Wie in den Gedichten dieses Be-

gnabeten, so reißt auch hier die Eindeutigkeit und Ge-
drungenheit der Symbole zu weinender Bewunderung hin.

— Es ist wahr: es findet sich Selbsthasserisches bei
Rilke. Allein dieser Selbsthaß (wenn wäre er fremd?)
ist einer der anklingt. Er läßt ja nicht weimarisch die
Flagellantenweitsche auf Andere niedersausen (auf Artungs-
genossen statt auf den Haß selber); und er schwindelt
auch nicht den gehähten Ich-Teil schmal hinweg, wie jener
larg wuchternde Adertreter und Antiquitätenfälscher es tut,
der knorr'ge Bissauer.

Auch Rilke haßt etwas in sich und gestaltet den Haß,
aber gestaltet obendrein das Gehähte. Als ein Künstler,
will sagen — Bekenner.

Noch in einem anderen ist er den Neuklassischen ent-
gegengesetzt. Er verschmäht es, das „Zeitliche“ und das
„Individuelle“ hochnäsiger-unehrlich zu ignorieren. Es muß
durchaus erwähnt werden, daß dieser unanalytische, dieser
musikalisch sich hingebende, dieser — wie man es nennt —
katholische Dichter mit Ehrfurcht von Ibsen spricht; und
das in einem kindhaften, die Elemente bloßlegenden Buche.
Das hat mich ergriffen. Auch über Beethoven und Ber-
laine schreibt er, prachtvolle Seiten, und darüber, wie Verse
entstehen müssen, und über die Gefahr des Ruhms. Rainer
Maria Rilke schweigt nicht von dem, was ihm, als einem
schaffenden Wesen dieser Tage, nahe gehen muß.

Allmenschliches lebt in diesen „Aufzeichnungen“; aber
der Stoff, an dem es sich vollzieht, ist die Seele oberster
Menschen von heute. Und dies ist überall die Größe von
Dichtungen (und, wenn ihr wollt, das Ziel von Dichtungen):
daß Allmenschliches an letzten Menschen gezeugt, Letzmensch-
liches allmenschlich gestaltet wird.

Kunst. Neue Sezession (Vorbericht)

Von Arthur Drey.

Kunst ist der Ausdruck einer Persönlichkeit und nicht
freie, willkürliche Betätigung mehr oder weniger stark
ausgeprägter Eigenschaften und Begabungen. Menschen
mit eminenter Klugheit, Gewandtheit, Scharfsichtigkeit,
Willens- und Tatkraft können große Staatsmänner, wich-
tige Regisseure, erfolgreiche Wissenschaftler sein, Künstler
aber sind sie nicht, wenn ihnen die geschlossene Persönlich-
keit fehlt. Die erste und vornehmste Aufgabe der Kunst-
betrachtung ist das Auslesen der Werke und, beim einzelnen,
der Schichten, in denen sich Persönlichkeit ausgedrückt zeigt,
das Abwägen ihrer Stärke und Fülle. Die Frage nach
der zufälligen Beschaffenheit der Persönlichkeit ist eine
untergeordnete. Diese zeigt sich in ihrem Ausdruck in
Linie, Farbe, Ton, Rhythmus, Wort und Metrik. Beim
Maler ist Linie und Farbe Bestandteil seiner Persönlichkeit;
aber nicht etwa die spezielle Krümmung, Strichführung,
Fleckenverteilung oder das Blau, Grün, Rot des jeweiligen
Gemäldes, sondern der aus dem allen zusammengezogene,
gemeinsame Inhalt, die kristallisierte Einheitsform und
-farbe.

Der heftige Pulsschlag, der die Ausstellung der neuen
Sezession auszeichnet, rührt von dem Vorhandensein starker
Persönlichkeiten her, die in mutigem, bedürfnisstarkem Be-
mühen, sich auszuströmen, eine bunte Fülle vorzüglicher
Werke hervorgebracht haben. Die nach Klarheit und Ruhe
strebende Zeit, in der sie leben, gibt ihnen allen das ge-
meinsame Grundgepräge. Ihre Farbe ist nicht, wie fälsch-
lich in dem Vorwort zum Katalog gesagt wurde, die durch
den Impressionismus gewonnene, in dekorativem Neben-
einander (das ist bei der Scholle der Fall gewesen: Erler,
Fuß, Münzer), sondern aus dem pleinairistisch gesehenen,
belichteten oder beschatteten, wärmeren oder kälteren Grün
ist ein Eigen-Grün geworden, eine von freilichtiger An-

*) Rainer Maria Rilke: „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids
Brigge“, Leipzig 1910, Inselverlag.

schauungsweise losgelöste, aus sich selbst herausgeborene, entblöhte, selbstwertig empfundene Farbe. Und doch ist ein gänzlich Freiwerden noch nicht zu finden. Noch immer ein Vor- und Zurückgehen im Raume, der auch für die Linie noch nicht überwunden ist. Es ist ein Übergang, aber ein echter und darum wertvoller. Kirchner's „Tänzerin mit Fächer“ sitzt nicht und schwebt nicht und ist auch nicht völlig auseinandergefaltet, nicht restlos in die Fläche gespannt. Der Abstand aber zu solchem Prozeßpunkt ist überall in dem Bilde der gleiche und daher organisch gemußt. Welzer versucht diesen Konflikt dadurch zu umgehen, daß er ins Monumentale schreitet, wobei er sehr viel gewinnt. Die Sicherheit und Großzügigkeit seiner ausgeprägten kompositionellen Begabung zeigt in demselben Maße, wie die in der vorigen Ausstellung gebrachten prächtigen Holzschnitte, seine große Arbeit „Krieger und Frauen“. Kolbe zeichnet mit Pinsel und Spachtel. Das aber gut. Pechsteins Raubtierpersönlichkeit kommt sehr stark in der „Orangenschale“ zur Entfaltung. Interessant ist es bei seinem „Bildnis“ das Wirken des künstlerischen Impulses in seinem Auf und Ab zu beobachten. So ist der grüne, seitliche Hintergrund leer davon geblieben und zuviel gestrichen im Gegensatz zu der Figur selbst und dem Fußboden. Tappert wirkt gegen diesen Löwen ganz häuslich. Auch Segal, Kohl's, Bengen sind keine starken Persönlichkeiten, wenn sie auch so viel besitzen, daß ihre Werke von mittlerer, immerhin sehr erfreulicher Qualität sind. Gänzlich nichtsagend, in solcher Umgebung direkt wütend schlecht, sind die Bildchen von Rosenkranz und Müller. Ein unglücklicher Zufall trifft es, daß letzterer auch noch gerade mit dem Riesen Schmidt-Rottluff zusammenhängt; dessen „Gitarre-Spielerin“ und „Nachmittagssonne“ zum Besten gehört, was hier zu sehen ist. Ich weise nur auf die durch und durch empfunden nuancierte Gelb-Differenzierung des Himmels und der Lichtflecken auf dem Wege seiner Landschaft hin. Ihm ebenbürtig ist Hedel, dessen urwüchsiges Temperament, herrlichste Früchte hervorbringt.

Die neue Oberwelt

Venus-Noblette von Paul Scheerbart.

„Wenn man,“ sagte der weise Anag, „sich nicht zu helfen weiß, so kann man nicht behaupten, daß man sehr schlau ist.“

„Zweifellos!“ riefen lachend die Zuhörer.

Aber die Zuhörer hörten bald wieder zu lachen auf; ihnen war gar nicht so lächerlich zumute, da sie große Sorgen hatten.

Auf dem Stern der Venus war die große Fruchtbarkeit zu Hause. Anag mit seinen Zuhörern lebte auch auf dem Stern Venus, auf dem alles unter der großen Fruchtbarkeit sehr zu leiden hatte.

Der Stern Venus ist bekanntlich nicht ein Stern, der sich wie Jupiter, Mars und Erde um sich selber dreht — der Stern Venus hat immer nur die eine Seite seines Kugelleibes zur Sonne gewendet, und da diese sehr heiß ist, so ist es die eine Seite der Venus auch. Daher darf es nicht verwunderlich erscheinen, daß auf dieser einen Venusseite die Fruchtbarkeit eine Plage ist.

Blumenartige Bildungen auf der Rückenseite der Venusbewohner verwandeln sich sehr rasch, bekommen lange, schwirrende Schmetterlingsflügel, die sich bald wieder zusammenballen und mit dem Ganzen ein kompliziertes Fruchtgebilde darstellen, das sehr schnell größer wird und sich dann vom Körper löst und danach zu einem neuen Venusbewohner wird. Diese Nachkommen entstehen, ohne daß ihre Vorfahren in die Lage kämen, die blumenartigen Bildungen mit ihren Verwandlungen irgendwie zu beeinflussen. In der Nähe der Sonne vollzieht sich eben

die Vermehrung der Arten in sehr einfacher Weise — ohne jede Spur eines irdischen Dualismus.

Man kann sich leicht denken, daß diese Bequemlichkeit der Natur auch erhebliche Unbequemlichkeiten im Leben berer, die sich so einfach fortpflanzen, zur Folge hat — denn die Alten sterben nicht so schnell aus auf der Venus, so daß sich die Zahl der Venushautbewohner unablässig vergrößert. Diese Vermehrung behindert die Bewegungsfreiheit der Generationen. Und — wer sähe es gerne, wenn er samt seinen Lebensgenossen in seiner Bewegungsfreiheit behindert wird? Dabei geht ja alle Heiterkeit und Grazie ohne Anmut zum Teufel.

Nun kam noch hinzu, daß auf der heißen Venusseite zwei ganz verschiedene Arten von Lebewesen existieren; die einen waren groß, dick und faul und hatten eine Art Schildkrötensfell oben und unten, die anderen Lebewesen besaßen zwanzig Arme mit langen feinen Händen, die sie, faustartig gekrümmt, leicht als Füße gebrauchen konnten, so daß diesen Zwanzigarmigen eine geradezu unheimliche Lebendigkeit innewohnte.

Daß den bequemen, faul und ruhig daliegenden Schildkrötensfellbedeckten die Lebendigkeit und Ruhelosigkeit der Arm- und Handreichen sehr peinlich — ja zuweilen unerträglich — vorkam, das braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Anag gehörte nun mit seinen Zuhörern zu den beweglichen Venushautbewohnern.

Anag dachte täglich in reichlichem Maße über die verdamnte Fruchtbarkeit der heißen Venusstugelseite nach; er war schon vor vielen Jahren auf die Idee gekommen, daß eine große Anzahl von Türmen und freischwebenden Brückenarrangements wohl dem Platzmangel auf der Venushaut steuern könnte. Und man hatte danach auch Türme und Brücken in Tälern und Höhen massenhaft erbaut.

Indessen — die verdamnte Fruchtbarkeit der Venusbewohner war eine derartig ergiebige gewesen, daß alle diese Türme und Brücken nicht mehr dem allgemeinen Verkehrsbedürfnisse der Beweglichen genügten; der Beweglichen gab es eben zu viele — und die Schildkrötenartigen bedeckten fast überall den Sternboden und litten nicht, daß die Zwanzigfüßigen auf ihren Rücken oder in ihrer Nähe herumtiefen, da ihnen die Ruhe das wertvollste Lebensprinzip zu sein schien.

Anag, der Weise, sagte traurig:

„Weiß der liebe Himmel — wir haben in unserer sonnigen Heimat nicht mal mehr zum Spaziergehen Platz. Wo sollen wir denn bleiben? Wir können doch nicht immerzu auf unseren Brücken und Türmen sitzen und malen. Wir müssen doch mal spazieren gehen; wir sind doch nicht so konstruiert, daß wir auf die Spaziergänge ganz und gar verzichten können.“

Anagens Zuhörer sagten dazu:

„Er hat recht, der Anag!“

Aber sie wußten nicht, wie dem Freiheitsmangel begegnet werden könnte; natürlich kam keines von diesen höher entwickelten Lebewesen auf die brutale Idee, die Nachkommen, die überflüssig erschienen, einfach abzugurgeln; alles Töten war den Venushautbewohnern unbekannt.

Die Geschichte wäre ja zweifellos zu einem Kampfe aller gegen alle geworden, wenn sich die ruhigen und die beweglichen Hautbewohner in einer Weise ernährt hätten, die sich mit der, die man auf dem Stern Erde sattfam kennen gelernt hat, vergleichen ließe. Aber ein derartiger Vergleich erscheint hier ganz unstatthaft, da sich die Hautbewohner gar nicht von dem ernährten, was auf der Haut der Venus zu finden ist; die Venusbewohner — sowohl die ruhigen wie die beweglichen — nahmen nur einmal im

Venusjahr Nahrung zu sich und das geschah folgendermaßen:

Es wuchsen ihnen plötzlich die Haare ihres Körpers länger und daraus erfahen sie, daß sie Hunger hatten; fühlen taten sie den Hunger keineswegs. Nun wuchsen die Haare plötzlich in die lautschulartige Venushaut hinein — und wuchsen in der Haut sehr schnell in einigen Stunden mehrere tausend Meter tief ins Innere des Sterns hinein. Und in diesem Innern des Sterns sogon die Haare, die allerfeinsten Röhren darstellten, den Nahrungsstoff auf und führten ihn dem auf der Haut des Sterns liegenden Körper zu. Hatte dieser genug, so gingen die Haare entzwei und der Gesättigte konnte wieder davonlaufen.

Hätten nun die Schilbkrötenartigen die ganze Sternseite mit ihren Körpern bedeckt, so hätten natürlich die Beweglichen keinen Platz gehabt, Nahrung aufzunehmen. Aber so schlimm war's nicht; so viel Schilbkröten konnten gar nicht entstehen, da die Venushaut doch eine ungeheure Fläche repräsentierte.

Nur zum Spazierengehen und zum Laufen fehlte der Platz auf der Halbtugeloberfläche; zum Nahrungsaufnehmen langte diese Oberfläche in jedem Falle; die Schilbkröten waren sonst sehr gutmütig und hätten auch den Zwanzigarmigen gerne durch Aufeinanderlagerung Platz gemacht, wenn dieser nur zum ruhigen Nahrungsaufnehmen verwendet werden sollte: nur für Lauferei und Springerei hatten die Ruhigen nicht das geringste Verständnis — alle Unruhe störte ja die ruhige philosophische Spekulation, die das Leben der Schilbkröten ganz und gar erfüllte.

Doch Anax, der Weise, ließ nicht nach, über den Bewegungsfreiheitsmangel in reichlichem Maße täglich nachzudenken und kam eines Tages zu folgendem Einfall und zu folgender Rede:

„Lebensgenossen auf der Venushaut! Wie ihr alle wißt, haben wir auf unserer Sternseite unzählige Krater, aus denen von Zeit zu Zeit ganz heiße Luft herauspufft, die mit gewaltiger Geschwindigkeit zum Himmel emporsteigt und dort nutzlos am kalten Aether sich wieder erkaltet. Könnten wir diese heiße, sehr leichte Kraterluft nicht als Luftballonträger verwenden? Und könnten wir uns dann nicht auf diesen Luftballons die nötige Bewegungsfreiheit schaffen? Wie denkt ihr darüber?“

„Ach was! Was werden wir darüber weiter nachdenken! Wir werden sofort aus unserer Sternhaut, die sich zu Ballonzwecken trefflich eignet, die nötigen Ballonhüllen herauschneiden.“

Also antwortete man dem weisen Anax.

Und die Jove sand solchen Anklang, daß man ganz vergaß, dem weisen Anax für seinen Einfall zu danken! Mit der größten Schnelligkeit gingen alle Zwanzigarmigen an die Arbeit, die Schilbkröten machten, als sie von dem Plan hörten, gerne Platz — und halfen auch beim Hautaufschneiden.

Heller Jubel scholl über die helle Venushaut und dem weisen Anax brückte man bald danach so eifrig voll Dankgefühl die Hände, daß ihm diese anschwellen und sehr weh taten.

„Die Dankbarkeit ist auch nicht leicht zu ertragen!“ rief er lachend.

Doch die Ballons über den Kratern wölbten sich bald himmelhoch empor.

An Stricken, die an der Ballonhaut befestigt wurden, kletterten die Beweglichen mit Bequemlichkeit hinauf und hinunter.

Inbessen — viele Ballonhäute spannten sich bald ganz kugelförmig und so fest, daß die Haut ganz glatt wurde und nicht leicht auf ihr zu laufen war.

Anax, der Weise, erklärte daher:

„Lebensgenossen auf den Ballonhäuten der Venushaut! Macht schnell neue Ballonhäute und macht kleine Böcher in die alten, allzu straff gespannten Ballonhäute — dann wird der Hauptballon an vielen Stellen kleine Nebenballons bekommen und das Terrain, auf dem wir herumlaufen wollen, wird dadurch wieder uneben und reicher gegliedert erscheinen.“

Dies mußte Anax mehrfach auseinandersetzen — doch die Lebensgenossen verstanden ihn dann allmählich und machten wie er gesagt hatte.

Und da wurde denn die Freude auf allen Ballons noch viel größer und Anax wurde gefeiert wie ein Retter und Erlöser.

Und die Schilbkröten, die jetzt unten schecklich ruhig lebten, freuten sich auch.

Weiber wehrte die Freude der Schilbkröten nicht sehr lange, denn sie bemerkten bald, daß ihnen die riesigen Kraterballons, die durch all die neuen Auswuchsballons täglich größer wurden, die Aussicht in die große Sonne benahmen, so daß die Schilbkröten überall im Schatten liegen mußten.

Man rief nach dem weisen Anax und setzte ihm die Unerträglichkeit der Schattensfülle auseinander.

„Wir sind,“ sagten die Kröten, „an die Schattensfülle nicht gewöhnt; wir sind doch so konstruiert, daß wir Licht und Sonne zum philosophischen Nachdenken alle Tage brauchen. Mit der Nacht, die ja bislang auf unserer Venushälfte noch ganz unbekannt war, wissen wir nichts anzufangen. Darum sagen wir dir, Anax, gib dem Schatten bald einen solchen Anax, daß alles Nachtartige verschwindet. Sonst gehen wir alle an Lichtmangel zugrunde. Und das werdet ihr doch nicht wollen.“

Anax kraute sich mit seinen zwanzig Händen hinter seinen sieben Ohren und rief wehlagend:

„Wie soll ich das machen? Wie soll ich das machen? Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!“

Er lief in eine Höhle und dachte wieder nach — und ihm fiel ein, daß man ja alle Ballons am Kraterande zusammenbinden und in die Lüfte emporsteigen lassen könnte, durch längere Stride ließ sich ja die Verbindung mit der Venushaut der Nahrungsaufnahme wegen leicht herstellen — und wenn die Ballons ein paar Meilen hoch steigen.

Und siehe — bald stiegen sie auch ein paar Meilen hoch empor.

Und da machte man dann neue Ballons über den Kratern und ließ diese neuen Ballons auch — bevölkert mit vielen Zwanzigarmigen — zum Himmel emporsteigen.

Und da schwebten dann bald sehr viele Ballons, die alle möglichen Formen annahmen, in den Venuslüften herum.

Und die schilbkrötenartigen Bewohner der Venusoberfläche freuten sich über die Belebung der Atmosphäre ebenso sehr wie die Zwanzigarmigen, die natürlich niemals runter fielen, da sie ja viel zu gut klettern konnten.

„Jetzt sind alle Schatten weg!“ sagten die dicken Faulen.

„Und die unruhigen Geister auch!“ führen sie fort.

Anax aber ließ sich oben auf dem größten Ballon, aus dem nicht weniger als zweihundert keulenförmige Nebenballons herausgewachsen waren, als Retter verehren und sagte dazu:

„Ja, ja, Ballonhautbewohner! Wenn man sich nicht zu helfen weiß, so ist man nicht sehr schlau. Im anderen Falle aber ist man's ganz bestimmt.“

Und die riesengroße Sonne mit ihren Protuberanzen machte die Wangen und die Hände des weisen Anax ganz braun — so heftig brannte sie hoch oben in der Venusluft.

Stücklicherweise schadete allen Venusbewohnern die größte Hitze nicht im mindesten; in der Nähe einer Sonne ist man immer an die größte Hitze gewöhnt — alle Körper sind da so konstruiert, daß es gar nicht zu heiß werden kann

Literarische Neuererscheinungen

Siegfried Jacobsohn: Max Reinhardt. Kritiken. Erich Reiß Verlag, Berlin W. 62.

„Sie ist so schön, daß ich vor lauter Bewunderung zu keiner Ergriffenheit komme. Ich bleibe vor der bunten Fülle dieser prachtvollen Einzelheiten immer Zuschauer“ sagt Jacobsohn erfreulicherweise von der Dichtung Hofmannsthals, doch leider nie von der Regiekunst seines Liebblings, trotzdem er betont, daß Reinhardt in dieser Dichtung in seinem Element ist. Er schreibt in der Faustkritik: „diesmal ist die Liebe zum Wort wirklich geringer als die Liebe zum Bild“ und in der späteren über Don Carlos: „Die Ausstattung ist bei Reinhardt niemals Selbstzweck gewesen“. Wer's glaubt, sehe sich die Jubithaufführung an. In der Szene zwischen Jubith und Mirza sitzt diese mit einem dunkel-lila Kleid auf einem knallgelben Teppich, eine wunder-volle Farbkombination. Im folgenden Akt — das selbe Gemach der Jubith — hat Mirza mit dem dunkel-lila Kleid nichts zu suchen, der knallgelbe Teppich ist verschwunden! Das Bühnenbild hat hier also keinesfalls nur Stimmungswert. Man könnte meinen, daß das Uebertriebendekorative in Reinhardts Regie eine Konzeption an das Publikum bedeutet. Darin läge ein großer Fortschritt, wenn man bedenkt, daß die Zwischenakte in der Minna von Barnhelm vor 130 Jahren von Lustsprüngen ausgefüllt werden mußten, damit jemand ins Theater ging. Doch glaube ich, daß die Betonung des Dekorativen Reinhardts Natur entspricht, daß Jacobsohn sie zuweilen überschätzt und daß ein Unternehmen wie den Faust abwechselnd in drei Besetzungen spielen zu lassen, eher der Sucht nach etwas Niedagewesenem als dem genialischen Spürsinn dieses gewiß großen Regisseurs sein Dasein verbannt.

Aber ich weiß keinen Kritiker in Berlin, außer Alfred Kerr, der so klar und eindringend Kunstwerke zerlegt, so verständnisfreudig und so urteilsfähig ist, wie Siegfried Jacobsohn*. Besonders in den Kritiken Wedekinds, Maeterlinds, Leo Greiners, Vollmoellers und der von Don Carlos. Er urteilt mit scharfem gliedern-dem Intellekt. Dies scheint mir der Unterschied zwischen ihm und Kerr zu sein: In den Fühlern, die sie nach der Kunst strecken, sitzt bei Kerr mehr Seele, bei Jacobsohn mehr Gehirn. Die Macht Kerrs, der mehr Künstler ist, ist Einfühlungs-, die Jacobsohns „Eins-verstehungs“vermögen. Kerrs Kritik gibt sich auch in durchgeführter künstlerischer Form, die bei Jacobsohn oft von der Bequemlichkeit durchbrochen wird. Zum Beispiel, wenn er etwas wiederholt, um den Faden wieder aufnehmen zu können (Eo S. 115: „Der Erfolg, noch einmal, war enorm“). Aber dies wie der Stil überhaupt sind Eigenschaften des Schriftstellers, die den Kritiker nicht herabsetzen, seine Erzeugnisse nur schmählicher machen können. Alfred Bemm.

*) Ich gehe weiter. Ich halte Jacobsohn für den bedeutendsten lebenden Theaterrezensenten Deutschlands. Aber ein Vergleich mit Alfred Kerr, mit dem Kritikerdichter Alfred Kerr ist mir doch an-nähernd Gotteslästerung. F. P.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in der nächsten Nummer der „Aktion“.

Ch. Seignobos. Politische Geschichte des modernen Europa. Ent-wicklung der Parteien. (Verlag von Dr. Werner Klinckschardt, Leipzig).

Goethe Torquato Tasso. Erstes Buch der Reihe der Drugulin-Drucke des Verlages Ernst Rowohlt, Leipzig. Preis elegant geb. M. 3.80.

Heinrich Heines sämtliche Werke in zehn Bänden. In dieser vom Insel-Verlag, Leipzig, veranstalteten Ausgabe ist sechsen Band VII erschienen. Jeder Bd. kostet geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Clemens Brentanos sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddelopf. (Verlag Georg Müller in München.) Jeder Band Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Perceval Lowell. Die Seele des fernen Ostens (Eugen Diederichs, Verlag, Jena).

Herbert Eulenberg. Alles um Liebe. Eine Komödie. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig) geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Zeitschriftenschau

Die **Schaubühne**, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 8: Alfred Koller. Von Ludwig Illmann. — Carl Sternheims „Niese“ in den Kammerpielen. Von S. J. — Myosa-Von Peter Altenberg. Kritik. Von Hermann Bahr. — U. C. Woerner-Von Julius Bab. — Wiener Premieren. Von Alfred Polgar. — Kläre Schmid-Romberg. Von Hermann Sinsheimer. — Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf., die Nummer. Probe-nummer gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W. 62 D. A.

Sozialistische Monatshefte, herausgegeben von Dr. F. Bloch. Heft 4 enthält u. a.: Karl Beuthner: Rebellion der Intellektuellen; Paul Kampfmeyer: Die religiöse Einigung im Sozialismus; Kurt Eisner: Der Dramatiker der Revolution; Dr. Ludwig Quessel: Das Zweifelhafte in Berlin. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Die **Bille**, Herausgeber Friedrich Raumann. Nr. 7 enthält: Friedrich Raumann: Die drei gefährlichen Stimmen; Heinz Botthoff: Selbstverwaltung in der Angestellten Versicherung; Raumann-Hofer: Die Zuzugssteuer; Paul Hschorlich: Humperebind u. a. Probeab. d. d. Verlag Berlin-Schöneberg A.

Neopathetisches Cabaret

Der neue Club veranstaltet Montag am 27. Februar, abends 9 Uhr, im Café Austria, Potsdamerstr. 28, wieder ein „Neopathetisches Cabaret“. Es werden vortragen: Peter Baum, Rudolf Blümner, Anselm Ruest, Ernst Blass, Golo Gangl, Georg Heym, Kurt Hiller, Erich Unger u. a. Karten zu Mk. 1.— bei Edmund Meyer, Buchhandlung, Potsdamerstr. 27b, und an der Abendkasse.

Note

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will den imposanten Gedanken einer „Organisierung der Intelligenz“ fördern und dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegen-gewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenwertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehelichen Radikalismus zu sein.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Aufmarsch der Parteien. Von Franz Pfemfert / Das deutsch-russische Abkommen. / Material für den Historiker / Der Antiklerikalismus als Exportartikel. Von Otto Corbach / Glossen / Abend. Von Viktor Habwiger / Die Organisierung der Intelligenz / Die Jungfrau. Von Ernst Blaf / Ein offener Brief an Dr. G. Zepler. Von Dr. Kurt Hiller / Lesbos. Von Charles Daubelatre / Die schlechtesten Bücher des Jahres 1910. Antwort von Dr. Anselm Ruest / Die Schläfer. Von Georg Heym / Der Träumende. Von Jakob van Hobbis / Theater. Von Torral / Gros und Psyche. Von U. W. Zürcher / Zeitschriftenschau

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Wem gilt unser Kampf?

Unser Kampf gilt keinem Bekenntnis, und wir wollen keine neue Kultusgemeinde bilden. Unser Kampf gilt der Organisation der Landeskirche. Das Komitee nennt sich darum Komitee Konfessionslos, weil der Staat die, die nicht zur Landeskirche gehören, als die Konfessionslosen bezeichnet. Das soll also auf keinen Fall heißen, daß wir die werben wollen, die ohne Bekenntnis sind. Im Gegenteil, wir wollen aufrechte Bekenntnismänner in unserer Mitte haben, weil wir wissen, daß selbst der, der seine Religion auf christlicher Grundlage aufbaut, die Landeskirche verabscheuen muß. Denn gerade die uns überlieferten Worte von Jesus sind ein flammender Protest gegen jede Landeskirche.

Es geht nun einmal nicht an, Glaubenssachen mit Geschäft und Staat zu vermengen, das muß zur Korruption führen. Und wohin haben uns unsere Landeskirchen geführt?

Die katholische Kirche hat nunmehr endgültig das freie Denken verboten und läßt sich durch ihre Priester Stumpfsinnseide leisten. Die protestantische Kirche erinnert sich nicht mehr an ihren Namen. Wer protestiert, dem wird der Prozeß gemacht.

Nicht der Geist herrscht auf den Kanzeln, sondern die Worte; Worte, die unserm Wissen oft kindlich erscheinen; Worte, die den Geist töten. Wir aber wenden uns an alle Protestanten, wir wollen uns losmachen von dieser Heuchelei und Knechtschaft; wir wollen wieder frei atmen können.

Niederreißen wollen wir das alte Gebäude; außen ist es plump, vergolbet und verziert, aber innen ist es verfault. Niederreißen wollen wir, weil sich schon die neuen Bauten erheben, denen das alte die Aussicht versperrt. Gerade an die Bekenntnismänner wenden wir uns, an die Protestanten und bitten sie:

Protestiert mit uns, tretet aus der Landeskirche aus, aus der Kirche, die den Geist jeder Religion verleugnet, dafür aber den Menschen mit dem Buchstaben knechtet

Eberhard Fromein.

An die Dissidenten! Das Komitee „Konfessionslos“ bezweckt, die Konfessionslosen zusammenzuschließen und für die volle Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Rechte einzutreten. In Fragen der Weltanschauung und der Parteipolitik ist das Komitee neutral. Deshalb können sich den Bestrebungen des Komitees die widerstrebensten Richtungen anschließen, von den extrem spiritualistischen bis zu den extrem materialistischen. Das Komitee fordert auf, daß alle, die mit dem vom Staate anerkannten Religionsgesellschaften in ihrem Bekenntnis zerfallen sind, aus diesen Religionsgesellschaften auch formell austreten und ihre Adresse oder Dedresse dem Komitee mitteilen. Das Komitee wird darauf allen, die sich bei ihm gemeldet haben, die Flugschriften aller Vereine zusenden, die bisher vom Staate nicht anerkannt worden sind. Es wird den Be-

treffenden überlassen bleiben, sich irgend einer Gruppe anzuschließen, deren Weltanschauung ihnen zusagt.

Den Vorsitz des Komitees führt Prof. Dr. Ludwig Gurkitt in Steglitz.

Alle Mitteilungen werden erbeten an den Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt, Schmargendorf-Berlin, Wisbrother Straße 13, alle Geldsendungen an den Kassenwart Eberhard Fromein, Charlottenburg, Dresdner Bank Depositenkasse J. Berlinerstraße 58. Konto 15.

Religionsfreiheit in — Oesterreich. Wir entnehmen dem „Protestantenblatt“ eine Nachricht, die uns für unser eigenes Vaterland, Preußen, mit dieser Beschämung erfüllen muß. Das Protestantenblatt meldet aus Wien:

Bei den Kindern konfessionsloser Eltern stand dem Unterrichtsministerium bisher das Recht zu, solche Kinder zur Teilnahme an den Unterricht in derjenigen Religion zu zwingen, zu der sich die Eltern vor ihrem Austritt aus der Kirche bekannten. Es handelte sich dabei fast ausschließlich um den katholischen Religionsunterricht. Gegen diese Bestimmung wurde immer und immer wieder Einspruch erhoben, so daß sich jetzt das österreichische Unterrichtsministerium veranlaßt sah, sie aufzuheben. Die konfessionslosen Kinder werden demnach in Zukunft von jedem Religionsunterricht befreit sein.

Der österreichische Unterrichtsminister heißt Graf Stürgkh. Der preussische Unterrichtsminister heißt von Trost zu Solz. Er hat das Verdienst im Vaterlande Luthers und Goethes entgegen den klaren Worten der Verfassung und entgegen der Haltung des Ministeriums unter dem Minister Fall die Dissidentenkinder zwangsweise zum Religionsunterricht heranzuführen zu lassen, nachdem selbst sein Vorgänger der Minister von Studt wenigstens stillschweigend davon Abstand genommen hatte.

Alle Dissidenten und Konfessionslosen und alle, die den Bestrebungen des Komitees Konfessionslos sympathisch gegenüber stehen, werden gebeten, ihre Adresse oder Dedresse dem Schriftführer des Komitees mitzutteilen, Otto Lehmann-Rußbüldt, Berlin-Schmargendorf.

Aufruf zur Bildung eines Fonds. Das Komitee „Konfessionslos“ hat im Gegensatz zu den meisten Vereinigungen das Bestreben, sobald als möglich wieder auseinander gehen zu können. Sein Statut besagt, daß es sich auflösen hat, wenn sein Zweck erreicht ist, nämlich die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung für Alle durchzusetzen, die keiner Landeskirche angehören. Um diese Bestrebungen recht nachdrücklich verfolgen zu können, bedarf das Komitee eines Betriebsfonds. Wir fordern alle Konfessionslosen auf, die die Bestrebungen des Komitees gutheißen und unterstützen wollen, wenigstens einen Teil ihrer bisherigen Kirchensteuer an den Kassenwart des Komitees abzuführen. Adresse Eberhard Fromein, Depositenkasse J. der Dresdner Bank, Charlottenburg I, Berliner Straße 58, Konto K.

Ueber die erhaltenen Beiträge wird öffentlich quittiert. Für Abhebungen auf das Konto sind 3 Unterschriften erforderlich.

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 3. 88 6. März.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin: Wilmersdorf, Nassauischestraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242. :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Nr. 1.— vierteljährl. (inkl. Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Frommelt, Verlag, Charlottenburg, Pflaumenstraße 6, Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate.** Alle Anfragen sind an Herrn Franz Pfemfert, Wilm. 21, Nassauischestraße 17, zu richten. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Die Organisierung der Intelligenz. Von Prof. Dr. S. Leberer / Einige Fragen an Bethmann Hollweg. Von Franz Pfemfert / Deutschland und Rußland. Von Otto Corbach / Glossen / Sonnenuntergang. Von Ernst Bläß / Autoritäten. Von Torral / Die blinden Frauen. Gedicht von Georg Heym / Schwere Kraft, Astrophysik und drückende Luft. Von Paul Scheerhart / Zwei Gedichte von Kurt Hiller / Im Parl. Von Alexandra Rannin / Spielhagen / Theater. Von Anselm Kuest / Eine teutsche Rittergeschichte. Von Grete Meißel-Hopf / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau / Brief von Hauptmann Viktor Hueber /

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Die Organisierung der Intelligenz

(Nach der Idee des österreichischen Hauptmanns Viktor Hueber.)

Von Professor Dr. Siegfried Leberer in Prag.

Im Mai vorigen Jahres veröffentlichte der bis vor zwei Monaten noch aktive, nummehr im Ruhestande befindliche k. k. Hauptmann Viktor Hueber in Prag — als Manuskript einen Aufruf zur „Organisierung der Intelligenz“. Dieser Aufruf ist bereits in dritter Auflage (mit einem Vorworte von dem berühmten Physiker Hofrat Professor Dr. Ernst Mach in Wien), im September v. J. im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienen. Gegenwärtig wird an der Uebersetzung dieses Aufrufes in alle Weltsprachen gearbeitet. Gegen zwanzig der größten in- und ausländischen Zeitungen (z. B. die Neue Freie Presse, der Tag, die Vossische Zeitung, der Berner Bund, die Dokumente des Fortschritts, der Pester Blohb, die Friedenswarte, die Oesterreichische Rundschau, die sozialdemokratische Chemnitzer Volksstimme, die Ethische Kultur, der Türmer, die Münchener Neuesten Nachrichten, die Frankfurter Zeitung usw.) haben Huebers Buch in Leitartikeln und längeren Feuilletons besprochen. Der Titel „Die Organisierung der Intelligenz“ ist heute bereits in weiteren Kreisen zu einem Schlagworte geworden. Freilich wissen diese Kreise zum Teil nicht genau, was sie sich unter der „Organisierung der Intelligenz“ vorzustellen haben. Es dürfte deshalb die Verbreitung der großen Idee stützen, wenn in kurzer Fassung der Inhalt des von Hauptmann Hueber veröffentlichten Aufrufes wiedergegeben wird. Es mag dies auch für diejenigen von Nutzen sein, die sich aus Voreingenommenheit nicht der Mühe unterziehen wollen, Huebers (in jeder Buchhandlung erhältlich) Buch zu lesen, ebenso für alle, die der Ver-

wirklichung des neuen Gedankens überhaupt nicht näher treten mögen, weil sie die vorgefasste Meinung hegen, eine Organisierung der Intelligenz im großen Stile sei undurchführbar.

Hauptmann Hueber geht von zwei Episoden aus, die sich im Jahre 1910 in Oesterreich abgespielt haben: von der kommunalen und politischen Machtstellung des verstorbenen Wiener Bürgermeisters Dr. Lueger und von der Millionensammlung des deutschen Schulvereins, die einer Anregung des Dichters Peter Kosegger ihre Verwirklichung dankt. Luegers Aufstieg und seine Macht, sagt Hueber, waren die unbeabsichtigte Wirkung der vom altösterreichischen Liberalismus gehegten falschen Doktrin, es müsse die Uneigennützigkeit des öffentlichen Wirkens mit einer Bildung verbunden sein, die jeder Tagesströmung Rechnung trägt. Der Bildungsbüffel der Liberalen hat Lueger, den uneigennütigen Volksmann, reaktionären Bestrebungen zugetrieben und dadurch die Sache des Fortschritts schwer geschädigt.

Andererseits zeigt die Kosegger-Sammlung, welche moralische Macht der wahre Bildungsträger, der Intelligente, in unseren sozialen Verhältnissen aufbieten kann, wenn er sie zu gebrauchen weiß. Deshalb ist es Pflicht der Intelligenz, die Führung der Menschheit zu übernehmen, die Uneigennützigkeit in den Dienst d. S. Fortschritts zu stellen und die Gesellschaft aus ihrem heutigen sozialen Tiefstand zu befreien.

Hueber ist der Ansicht, daß die Ursache dieses Tiefstandes darin zu suchen ist, daß nicht die Intelligenz,

sondern das Kapital die Welt beherrscht, daß das Kapital sich die gesamte Tätigkeit der Menschheit, auch die geistige, untertan gemacht hat. Auch der geistige Arbeiter ist zum Bohrarbeiter herabgewürdigt und dadurch gehen die größten Leistungen verloren, die um ihrer selbst willen geschaffen sein wollen. Es hat alles eine Mission zu erfüllen; die ungebildete, einer Führung bedürftige Masse, das Kapital und ebenso auch die Intelligenz. Die Masse erfüllt ihre Mission, hart und heroisch, das Kapital erfüllt die seine mit einer gewissen Brutalität, aber doch — die Intelligenz aber hat ihre Mission bisher noch nicht erfüllt. Die Intelligenz gehört nicht unter den Kapitalismus, sondern als mindestens gleichbedeutende Macht neben ihn. Wissenschaft und Kunst müssen mit Hilfe des Kapitals die Herrschaft über die Menschheit antreten. Der Staat kann dieser Aufgabe nicht genügen, da er, um nur eine wesentliche Ursache anzuführen, selbst auch vom Kapitalismus abhängig ist.

Der erste Weg, meint Hauptmann Hueber, auf welchem der kapitalistischen Strömung, d. h. dem ausschließlichen Hange nach Kapitalbesitz und dessen Mißbrauche, entgegen gewirkt werden kann, wird angebahnt, wenn die Ueberzeugung entsteht, daß der Erwerb eines die eigenen Bedürfnisse weit übersteigenden Vermögens dazu verpflichtet, denjenigen Teil des Vermögens, der über die Lebensansprüche des einzelnen hinausgeht, an die Allgemeinheit zurückzuerstatten; so soll das, was bis nun einzelne, wie z. B. Carnegie, in viel bewunderter Ausnahme taten, zur Selbstverständlichkeit werden. Das Maß der subjektiven Lebensansprüche zu ermessen, bleibt natürlich dem einzelnen überlassen. — Weiter muß es in Zukunft allgemein als Selbstverständlichkeit erscheinen, daß die Verwendung dieser Ueberschüsse nicht dem Ermessen der Spender anheimgestellt werden kann, wie dies jetzt mit oft ganz unzweckmäßigem Erfolge der Fall ist, sondern daß die Verfügung über derartige Kapitalien nur der Entscheidung der organisierten Intelligenz zusteht. Eine neue Anschauung muß sich entwickeln: der Maßstab für die soziale Schätzung soll künftighin nicht die Möglichkeit sein, sich in Aufwand und Luxus zu überbieten, sondern die Höhe der Summe, welche als jährlicher Ueberschuß der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt wird.

Um eine derartige Wandlung herbeizuführen, muß vorerst die Intelligenz organisiert werden, und zwar international. Die größten Menschen, die bedeutendsten Köpfe müssen ihre moralische Macht zur Geltung bringen und die Führung der organisierten Intelligenz übernehmen. Sie, die Auslese einer den ganzen Erdball umspannenden Vereinigung der Intelligenten aller Länder, entlasten den Staat, so daß er künftig nur die seiner Erhaltung dienenden Interessen zu wahren braucht; alle dem Menschheitsfortschritt, der Gesamtkultur dienenden Institutionen werden vereinheitlicht und stehen unter der Leitung jener Auslese geistiger Potenzen.

Die Durchführung dieses Planes ist nur möglich, wenn in der Intelligenz das Solidaritätsgefühl geweckt, gestärkt und bleibend hoch erhalten wird. Wer für den Kulturfortschritt ist, wer sich an einer Hebung des sittlichen Niveaus beteiligen will, wer das Bedürfnis oder nur den Wunsch hegt, dem herrschenden moralischen und materiellen Elend zu steuern — er fühle sich solidarisch mit allen jenen, die auch so denken, und in diesem Gefühle soll er die Gewähr empfinden, daß seine an sich vielleicht geringe Leistungsfähigkeit für die Gesamtheit von der größten Bedeutung ist. Dieses Solidaritätsgefühl muß seinen Ausdruck zunächst darin finden, daß der einzelne sich für die Organisation der Intelligenz anmeldet. Die Gesamtheit

dieser Anmeldungen bildet die Grundlage für die Organisation der Intelligenz. Durch die bisher erfolgten zahlreichen Beitrittserklärungen ist für diese Organisation heute schon der Erfolg verbürgende Anfang geschaffen.

Es soll also, um es kurz zu sagen, ein Weltamt geschaffen werden, das die Aufgabe hat, das ganze Denken der Allgemeinheit in diesem neuen Sinne zu beeinflussen. Dieses internationale Weltamt hat unter anderem die Vereinheitlichung aller heute noch ungerichtet nebeneinander laufenden humanitären Bestrebungen vorzunehmen, und, was besonders wichtig ist, eine Konzentration der Förderung alles schöpferischen Wirkens durchzuführen. Von diesem Zentrum aus, das von den geistigen Koryphäen der Zeit gebildet wird, soll der Kulturfortschritt der Menschheit systematisch gefördert werden.

Die Verwirklichung des Planes hat, wie erwähnt, bereits begonnen. Hauptmann Hueber hat in der ganzen Kulturwelt Anhänger gefunden; es seien nur genannt Prof. Wilhelm Foerster, Prof. Forel, Sven Hedin, Ellen Key, Prof. Samprecht, Prof. Mach, Mag Nordau, der russische Staatsrat Nowikow, Prof. Ostwald, Baronin Suttner u. v. a. Es ist ein Bureau mit dem vorläufigen Sitz in Prag-Rgl. Weinberge, König-Georgsplatz 19, aktiviert worden, das die ersten Vorbereitungen zur Durchführung des Organisationsplanes in Angriff nimmt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: die Organisation der Intelligenz wird kein Verein im landläufigen Sinne sein. Es wird dies durch den Aufbau der Organisation selbst erklärt und bedingt. Jedes Mitglied arbeitet nach Lust und Möglichkeit und bestimmt selbst nach Wollen und Können die Art seiner Tätigkeit: diese vermag in der Verarbeitung zu bestehen, die den Gedanken der Intelligenz-Organisation verbreitet und die Intelligenz heranzieht, oder auch bei Wohlhabenden und Reichen in materielle Hilfe, die zur Deckung der Organisationskosten beiträgt, und insbesondere in sachlich-wissenschaftlicher Mitarbeit mannigfaltigster individueller Art.

Als Anmeldung genügt eine Postkarte mit den Worten: „Ich trete der Organisation der Intelligenz bei,“ dann Name, Beruf und genaue Adresse; diese Anmeldungen sind wie alle auf die Organisation und die von dem einzelnen gewünschte Art der Beteiligung bezugnehmenden Zuschriften an Hauptmann Viktor Hueber, Prag-Rgl. Weinberge, König-Georgsplatz 19, zu richten; die Mitarbeit des einzelnen wird dann in direktem Einvernehmen im Rahmen eines einheitlichen Planes geregelt.

Die Organisation der Intelligenz stellt unserer Generation eine große und unermesslich bedeutungsvolle Aufgabe. Wer von sozialem Empfinden erfüllt ist, muß sie stolz und freudig begrüßen und das Bedürfnis empfinden, nach Maßgabe seiner Kraft an ihrer Lösung mitzuwirken. Er sei als Mitarbeiter willkommen!

Einige Fragen an Bethmann Hollweg

Sehr geehrter Herr,

„Die Aktion“ fühlt sich verpflichtet, Ihnen (als Reichskanzler und somit als verantwortlichem Repräsentanten der deutschen Regierung) einige Fragen zur umgehenden Beantwortung (die Sache eilt; es geht um die Interessen des Volkes!) zu unterbreiten. Von Ihrer Antwort (oder Ihrem Schweigen) wird es abhängen, ob die ernste Anklage, die wir zu erheben gezwungen sind, sich gegen die Regierung oder gegen Regierungsstützen zu richten hat. Von Ihrer Antwort (auch das Schweigen wird als Antwort gewertet werden) hängt es ab, ob wir der Regierung vorwerfen müssen, daß sie dem frivolen Plan einiger ge-

wissenschaftlicher Scharfmacher, eine Kriegsbege als Wahlparole zu inszenieren, ihre Unterstützung zugesagt hat. Daß sie — doch die Formulierung der Anklage soll erst nach der Feststellung des Tatbestandes erfolgen.

Es ist Ihnen, verantwortungsmüder Herr, seit Wochen von Personen, deren reaktionäre Gesinnung Sie schätzen, wahrscheinlich sehr oft die Aufgabe gestellt worden, eine Wahlparole zu finden. Ihre Bereitwilligkeit war größer als Ihre Fähigkeit. Sie bauten auf einen Zufall. Da sind denn . . . doch ich will fragend sprechen. Ist Ihnen, Herr Bethmann Hollweg, bekannt, daß in Berlin kürzlich (zweimal, dreimal) „vertrauliche“ Besprechungen zwischen einigen „maßgebenden“ Politikern stattgefunden haben zwecks Dichtung einer Wahlparole für die Regierung? Mit Vertrauensleuten der Regierung? Waren diese Vertrauensleute als „Privatpersonen“ zugegen? Und wenn auch als Privatpersonen: sind Ihnen die Resultate der Verhandlungen bekannt geworden? Haben Sie in irgendeiner Form (als Kanzler oder als Gesellschaftsmensch) dazu Stellung genommen? Ist Ihnen der Wink geworden, daß eigentlich unser Vaterland doch „gar zu selbstsüchtig träumt“? Ja: ist Ihnen vielleicht auch schon der Wink geworden, unsere Auslandspolitik aufmerksamer denn je belauern zu lassen, um (das wurde dem Unterbewußtsein gesagt) eine Wahlparole zu entdecken?

Kennen Sie Aeußerungen wie: „Wir können der Volksverhetzung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir an die nationale Ehre des Volkes appellieren?“ Oder ähnliche? Kennen Sie den Satz: „Das deutsche Volk muß wieder an seine Ideale, für die seine Väter ihr Leben einsetzten, erinnert werden, soll es von den Kleinlichen Interessen, die ihm von Versammlungsdemagogen ans Herz gelegt werden, absehen?“ Und diesen: „Wir können des inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbesinnung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken?“ Wissen Sie, Herr Reichskanzler, daß schon die Drohnote an Serbien der Stimmung Rechnung getragen hat. Weiter. Ist Ihnen, Herr, der Vorschlag gemacht worden, im Sommer (wenn die Vorarbeiten zur Ueberrumpelung weit genug gediehen wären) den Reichstag nach Hause schicken zu lassen (auch der Vorwand ist schon erwogen!) und sofort die Neuwahlen („der Augenblick muß Laten zeitigen“) auszusprechen? . . .

Diese wenigen Fragen für heute. Sie werden, Herr Reichskanzler, sich schon die Mühe geben müssen, eine deutliche Antwort zu geben.

Wir warten.

Mit geziemender Achtung

Franz Pfemfert.

Deutschland und Rußland

Otto Corbach, Charlottenburg.

Die Freundschaft, die Preußen nach den Tagen von Jena und Auerstädt im Gefühl eigener Schwäche mit Rußland schloß und bei der Gründung des Reiches dem übrigen Deutschland als Angebinde mitbrachte, läßt noch heute die deutsche Diplomatie der Ausbreitung europäischer Kultur in der Richtung von Westen nach Osten mit allen Kräften entgegenwirken. Weil es eine Lebensbedingung des in Rußland herrschenden Regierungssystems ist, daß dem russischen Volke sein geistiges und materielles Glend erhalten bleibe, deshalb suchen die Petersburger Machthaber den Austausch geistiger und materieller Güter zwischen Deutsch-

land und Rußland möglichst zu unterbrechen. In Berlin finden sie dabei willige Helfershelfer. Die Diplomatie eines Landes, das ein paar hundert Jahre Kulturfortschritt verschlafen hat, hält die Diplomatie eines Landes an der Strippe, dessen Bevölkerung, oft gegen den Willen seiner Gewalthaber, durch den Weltverkehr in die vorberste Reihe der Kulturnationen mit fortgerissen wurde. Was würde die deutsche Diplomatie wollen müssen, wenn sie den Interessen der Kreise gerecht werden sollte, die am deutsch-russischen Handelsverkehr unmittelbar beteiligt sind? Von den 140 Millionen Menschen, die in Rußland leben, kommen als Käufer von gewerbsmäßig hergestellten Gegenständen, abgesehen von einfachen Textilerzeugnissen, nur etwa 30 bis 40 Millionen in Betracht. Das industriell hochentwickelte Deutschland bezieht noch jährlich für eine halbe Milliarde Mark fertige Fabrikate vom Ausland. In Rußland betrug im Jahre 1909 die gesamte Einfuhr nur 1,7 Milliarden Mark, während in Deutschland insgesamt für mehr als 9 Milliarden Waren eingeführt wurden. Auf der kürzlich stattgehabten Generalversammlung des „Deutsch-russischen Vereins zur Pflege und Förderung der gegenseitigen Handelsbeziehungen“ wurde von deutscher Seite unter Hinweis auf solche Tatsachen ausdrücklich erklärt, der deutsche Export könne nur Vorteil davon haben, wenn die unermesslichen, noch unentwickelten produktiven Kräfte Rußlands von den politischen Mächten aus ihrer Gebundenheit befreit und nicht mehr, wie bisher, vernachlässigt, geschweige mit künstlichen Hindernissen umgeben würden.

Geistige und materielle Kulturwerte sind nicht zu trennen. Solange der russische Bauer so ungebildet bleibt wie bisher, könnte es ihm kaum etwas helfen, wenn man ihm bessere Ackergeräte in die Hand drückte und ihn mit Geldvorschußen für eine intensivere Bodenbestellung unterstützte. Nun ist jedoch der russische Staat der bildungsfeindlichste, den es geben kann. Schon deshalb dürfte Preußen-Deutschland nicht sein Freund sein. Wie das aufstrebende Japan im fernen Osten seine Kräfte nicht voll entfalten konnte, solange der Damm der russischen Vorherrschaft in Nordchina nicht gebrochen war, so legt sich heute noch der politische Einfluß Rußlands lähmend auf alles, was rascher vorwärts kommen will als die Riesenschnecke russischer Kultur. Als die Ostseeprovinzen noch ihre die Herrschaft des deutschen Elements sichernden Sonderrechte besaßen, hatte das anspornende Beispiel der deutschen Kultur so günstig auf die Betten und Esten eingewirkt, daß es selbst unter ihnen nur 4—5 v. H. Analphabeten gab, gegen 70 v. H. im eigentlichen Rußland, und die Universität Dorpat erfreute sich als Pflanzstätte deutscher Bildung im ganzen Osten Europas eines vorzüglichen Rufes. Seit aber das russische Gesetzbuch, die russische Amtssprache (samt ihrer Dolmetscherin, der Knute) und die griechisch-orthodoxe Religion am Werke sind, Land und Leute zu russifizieren, sind die Ergebnisse jahrhundertelanger deutscher Kulturarbeit zerstörenden Einflüssen preisgegeben. Die frühere Sicherheit für Leben und Eigentum ist fogut wie geschwunden; Verbrechen aller Art mehren sich; die Schulen veröden, und die Universität Dorpat ist schon glücklich auf das Niveau russischer „Hochschulen“ hinabgezerrt. Was im Baltenslande geschah, wird sich in Finnland wiederholen. Alles was sich der finnländische Landtag zu Kulturzwecken für die nächste Zeit vorgenommen hatte, findet sich auf der von der Duma genehmigten amtlich-russischen „Liste der Kürzungen und Verbesserungen“ gestrichen. Es wird nichts aus der geplanten Verbesserung der Forstwirtschaft, der Anlage von Kanälen, der Einrichtung eines Laboratoriums an der technischen Hochschule in Helsingfors, aus

ber Unterstützung von Volkstheatern und aus ähnlichen schönen löblichen Absichten. Viel, viel wichtiger erschien es den Petersburger Machthabern, die finanziellen Verhältnisse der Kanzlei des Generalgouverneurs erheblich aufzubessern. Ein wirtschaftlicher Vorsprung vor dem eigentlichen Rußland hatte es dem autonomen Großfürstentum Finnland gestattet, für den Außenhandel eine liberalere Zollpolitik anzuwenden als das rückständige eigentliche Rußland; als russisches Generalgouvernement darf sich Finnland natürlich eine solche Extravaganz nicht leisten. Die Einbeziehung Finnlands in das russische Zollgebiet ist abgemachte Sache. Was das für den fremden Handel bedeutet, erhellt aus folgenden Beispielen: das Verhältnis der Zollsätze des finnländischen und des russischen Tarifes zueinander ist für Maschinen, Apparate usw. 11,90:42,20; für Buchdruckmaschinen 0:158,45; für Metallarbeiten 94,—:191,46; für Bücher 169,44:660,18; für Dampfessel 9,56:27,80; für Buchdrucklettern 4,72:118,84 usw. Hatte sich die Lebensführung in Finnland in den letzten Jahrzehnten unaufhaltsam gehoben, so muß sie nach der Russifizierung sicher wieder sinken. Man wird das besonders in Deutschland mit verspüren; betrug doch im Jahre 1908 unser Anteil an der Einfuhr nach Finnland 152 Millionen Mark, das in Finnland investierte deutsche Kapital 300 Millionen.

87 v. H. der russischen Bevölkerung sind arme Bauern, und die haben nichts Gutes gehabt von den vielen Milliarden, die Frankreich und Deutschland im Wettbewerb um die russische Freundschaft der absoluten Petersburger Regierung gepumpt haben. Vielmehr ist der russische Bauer genötigt, einen großen, oft den größten Teil seiner Ernte zu verkaufen, um die Steuern, die der von ausländischem Kredit gestärkte Tscharin von ihm fordert, bezahlen zu können. Wie sollte da in den breiten Massen des russischen Volkes ein Gefühl der Dankbarkeit für die Dienste aufkommen können, die die deutsche Regierung dem offiziellen Rußland leistet?! Das Gefühl der Abhängigkeit, das die Berliner Regierung Rußland gegenüber empfindet, kam am trassesten zum Ausdruck, als beim Tode Alexanders I. Offizierkorps und Aristokratie in Preußen „Trauermedaillen mit dem Bildnis des Kaisers Nikolaus am schwarzen Bande“ trugen und in Brandenburg zum Trauergottesdienst die Uniform des Kaisers Nikolaus in Prozession zur Kirche getragen wurde. Und doch hatte gerade Nikolaus I., demzuliebe in Preußen auch die Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Freiheit verfolgt worden waren, den entscheidenden Stoß bei der Erniedrigung geführt, die Preußen durch Olmutz erlitt. Seitdem hat man in Berlin am russischen Kurse mit kurzen Unterbrechungen unverdrossen festgehalten; denn auch die Bekundung unserer Nibelungentreue gegenüber Oesterreich infolge der Annexion Bosniens war nichts als eine widerwillige kurze Unterbrechung. Und doch hat man in all der Zeit in Rußland für preußisch-deutsche Sympathiebeweise keinerlei Fassungsvermögen geschweige Gedächtnis gehabt. Wir unterstützten Rußland, als es nach dem japanisch-chines. Kriege Japan verhinderte, sich auf dem asiatischen Festlande schon damals festzusetzen, und verscherten uns dadurch die Freundschaft der gelben Großmacht; wir verquickten unsere an und für sich vernünftige Ansiedlungspolitik in den „Ostmarken“ auf Wunsch des Zaren mit der törichtesten Bekämpfung der polnischen Nationalität, so daß die Regierung des Zaren weder vor der deutschen Nachbarschaft noch vor polnischen Aufstandsgelüsten in Sorge zu sein brauchte, als sie ihren ostasiatischen Plänen nachging, die sie in den Krieg mit Japan verwickelten. Alles Mögliche geschah also von deutscher Seite, um es Rußland leicht zu machen, mit dem japanischen Widerstande im fernen Osten fertig zu werden. Und doch wird das russische

Volk heute eifriger denn je durch die Presse in eine kriegerische Stimmung gegen Deutschland hineingepeitscht. Das verhasste Deutschland soll für die Niederlagen im letzten Kriege büßen. Man hat sich mit Japan vertragen, um gegen uns freie Hand zu bekommen. Der Artikel, womit das Organ des russischen Heeres, der von einem aktiven Generalstabsoffizier geleitete „Russische Invaliden“ das Jubiläum der Schlacht bei Tannenberg feierte, muß den letzten Zweifel hierüber zerstören. Offen wird darin gesagt, daß die Rückenbedeckung gegen Japan“ dazu dienen sollte, das Vertrauen des Slaventums zum Zarenreiche wieder zurückzugewinnen und die Feinde im Westen, besonders, wie ausdrücklich betont wird, die Deutschen zu beunruhigen: „Wie uns das alte ritterliche Japan besiegt hat, so wird das alte Rußland alle seine Feinde niedertreten. Peter der Große erlitt auch erst eine Niederlage durch die Türken; er besiegte dann aber die Schweden, nachdem er mit den Türken Frieden geschlossen hatte.“

Wie lange will, angesichts solcher Herausforderung, unsere Regierung noch ihren demütig bittenden Russen Kurs einhalten?

Glossen

Auswärtige Politik. Statt des Kaisers wird der Kronprinz am 17. April in Rom eintreffen und dort eine Rede reden, die er hoffentlich schon in den Dschungeln Indiens präpariert hat.

Wir sind, offen gesagt, neugierig auf seine Auslassungen, die durch beim Polospiel in den Tropen erworbenen Erfahrungen, gewiß viel zu stiller Erheiterung der ernstesten Festteilnehmer beitragen werden, keineswegs aber über die Frage hinwegtäuschen können: „Warum tut dies nicht der Papa?“ Und von der Komik wird man zur tragischen Tagesordnung übergehen, wird sich der Schulweisheit erinnern, daß ein Kronprinz noch kein Kaiser wäre, sehr taktvoll erinnern, aber weniger taktvoll Konsequenzen folgern.

Die eigentümliche Struktur unserer Monarchie bedingt den außergewöhnlich starken Einfluß rein persönlicher Elemente auf die Politik. So hat sich im Laufe der Zeit und mit der Erhöhung der praktischen Betätigung unserer Politiker ein System gebildet, das in der Theorie vom demokratischen Standpunkte aus zwar immer haltlos sein muß, in der Praxis aber nur dann schädlich zu wirken imstande ist, wenn einige nicht ganz korrekte Elemente, die ethischen Grenzen zu sprengen bemüht sind.

Leider ist dieser Fall vor einigen Tagen eingetreten. Der deutsche Botschafter in Belgrad hat den serbischen Kriegsminister Oberst Gostowitsch in den Zeiten der Annexionskrise bestimmt, die Bestellung von leichten und schweren Geschützen einer anderen, nichtdeutschen Firma nicht zu befürworten, sondern Krupp vorzuziehen, obwohl erstere Firma das günstigste Angebot gemacht hatte.

Vor einigen Tagen verlangte die Skupstina, anläßlich der Beratung des Nachtragskredits Auskunft über die seinerzeitigen Vorgänge. Oberst Gostowitsch gab den Interpellanten nicht unbedeutlich zu verstehen, die Interpellanten verstanden es wenigstens nicht unbedeutlich, daß den deutschen Botschafter: „Vielleicht, vielleicht auch nicht!“ persönliche Beziehungen zur Firma Krupp bewogen haben könnten, seine Stimme für sie zu verwenden.

Folgen: Auf Grund dieser Erklärung verlangte die deutsche Regierung unter der bombastischen Drohung, ev. alle diplomatischen Beziehungen mit Serbien abzubrechen, Gemugtuung durch den Rücktritt des Kriegsministers.

Am 28. Februar nun arrangierte die serbische Regierung mit balkanischer List den Rücktritt des Kriegs-

ministers, indem sie ihn, wie ein Telegramm aus Belgien meldet, nach einigen Einwürfen der Opposition sagen ließ: „In diesem Momente gebe ich meine Demission.“

Dieser ausgezeichneten Sache können wir die Anerkennung schon deshalb nicht versagen, weil wir sie als die geschickteste Antwort auf das brutale Verlangen einer Regierung ansehen, die, pochend auf ihre Machtstellung einem Staate gegenüber, in ganz plumper Weise, moralische Schäden eines vertrachten Systems zu verhüllen sucht.

Einen erfreulichen Lichtschein auf das Dunkel unserer auswärtigen Politik, wirft der nur noch der formellen Bestätigung bedürftige Handelsvertrag mit Schweden.
Ernest Kirchenberger.

Ueber Patriotismus.

Wir können unbedingt schließen, daß der lauteste Patriotismus immer der faulste ist und dann, wenn einmal wirklich Opfer und Kraftleistungen gefordert werden, am gründlichsten versagt. Wo ein Volk anfängt, mit seinem Können, seinem Wollen, seinem Rechte und seiner Freiheit nach außen hin zu schreien, geht es sicher mit diesen gepriesenen Gütern im Innern rapide bergab. In dieses Scheindasein wächst der Mensch im heutigen Leben schon mit seiner frühesten Kindheit hinein. Sein Sinnen und Denken wird darauf angelegt, sich diejenigen Werte anzueignen, die, wie die Dekoration und der Stuck am Hause, mit dem inneren Leben des Menschen nichts zu tun haben. Es ist eben die offenkundige Tendenz jener Zeit, aus der wir alle herkommen, für jede innere Fäulnis einen äußeren Glanz zu suchen, weil diese Zeit aus dem Selbstbetrug ihren Glauben und ihre Lebenskraft meinte abzunehmen zu können und die Wahrheit hart und rauh, die feineren Sinne verlegend nannte. So sind wir, die Kinder dieser Zeit, unehrlich geworden bis ins Mark. Wir lassen uns imponieren, wenn die Lüge im Leben recht glatt und geschickt aufgetragen ist, und geben uns nicht einmal die Mühe, zu sehen, wie der Menschenforn ausfieht, der unter dieser Lüge verborgen liegt. Das ist also erste und unerlässliche Kulturarbeit, die echten Menschenwerte wieder ans Licht zu bringen und sie auszuprägen für den neuen Kurs der Menschheit.
Kalthoff.

Eine Schamlosigkeit. Das in Münchberg (Oberfranken) erscheinende liberale Blatt bringt einen Bericht über eine in Thurnau bei Kulmbach stattgefundene Versammlung des Bundes der Landwirte, in dem es heißt:

„Herr Senior Brügel-Rasendorf sprach über die Sozialdemokratie und begrüßte es, daß Rebel am Ende sei und nun Gott sei Dank bald hinübergehe.“

Dieser Brügel ist evangelischer Pfarrer. Ist Vertreter der „offiziellen“ Staatskirche. Allsonntäglich wird er nach wie vor es wagen dürfen, von der Kanzel herab die „gottlose“ neue Zeit zu beschimpfen, dieser Brügel, dieses Musterexemplar ausgewachsener „christlicher“ Nächstenliebe.

Heinrich Heine vom Olymp an den (verunglückten) Berliner Polizeichef v. Jagow.

I.

Zuweilen dünkt es mich, als trübe
Geheimne Sehnsucht deinen Blick —
Ich kenn' es wohl, dein Mißgeschick!
Verfehltes Leben, verfehlte Liebe.

Du nicht so traurig! Wiebergeben
Kann ich dir nicht die Zensurzeit,
Unheilbar ist dein Herzeleid.
Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!

II.

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsern Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

III.

Wenn dich ein Weib verraten hat,
Nimm „fühlungshalber“ 'ne andre.
Noch besser wär's, du ließest die Stadt,
Schnüre dein Bündel und wandre. . .

IV.

Bieviel Trübsal, Aerger, Leid
Bringt die Zensortätigkeit.

Die „Bosische Zeitung“, deren Sittenstrenge jede Masseuse aus dem Inseratenteil eidesstattlich versichern kann, ist auch für Geld nicht zu bewegen, ihre Leser über wichtige Kulturfragen zu unterrichten. Hat da vor einigen Tagen der „Bund für Mutterchutz“ eine Versammlung vorbereitet, die sich gegen den von einer rückschrittstreuen Regierung geplanten Eingriff in das Privatleben der Frau richten sollte. Man sandte der Presse Vornotizen und der „Bos.“, die diese unterdrückte, ließ man ein Inserat zugehen, um wenigstens vom Inseratenteil aus den Lesern die Versammlung bekannt zu geben. Aber die kluge Bosin war auf der Hut. „Homosexualität“ — was sollen da unsere Masseusen sagen! — Man ließ das harte Wort fallen. Schrieb: Vorentwurf § 250 (§ 175) — aber die alte Dame blieb standhaft. Und noch heute wissen die Leser der „Bos. Ztg.“ nichts von dem Vorhaben der Regierung, die Freiheit der Frau gesetzmäßig zu ächten. Ein Protest gegen eine geplante Unkulturthat darf nicht laut werden. Die Doctrinen der massigen Masseusen könnten sonst ungehört verhallen.
F. P.

Sonnenuntergang

Noch träum ich von den Ländern, wo die roten
Palastfassaden wie Gesichter stieren.
Der Mond hängt strohend.
Weiß er von den Tosen?
Ich gehe an dem weichen Strand spazieren.
Schräg durch Bekannte. (Schreien nicht einst Löwen?)
Vom Kaffeegarten kommt Musik her.
Die große Sonne fährt mit seidnen Möwen
Ueber das Meer.

Ernst Bloß.

Autoritäten

Von Torral

Nichts Gemeineres gibt es, als Respekt vor Autoritäten, und es gibt nichts Edleres, als Respekt vor Autoritäten. Jemanden deshalb süßen Lächelns und kagenbudelelnb ernstnehmen (oder: mit Stirngekräusel ernstnehmen), weil es gang und gäbe und quasi vorgeschrieben ist, ihn ernstzunehmen, das heiße ich mir eine Feigheit und eine plebejische Bequemlichkeit; Feigheit, sofern man nicht wagt, — Bequemlichkeit, sofern man zu faul ist, sich seine eigene, seine ehrliche, seine Urwuchs-Meinung zu bilden. . . . Andererseits liegt herrliche Schönheit in einer Hierarchie; in einer Pyramide der Werte, welche unter Menschen lebendig besteht. Ehrfurcht vor dem Größeren

und aufrechte Unterordnung unter den Größeren: ein Kennzeichen edler Rasse.

Wer aber ist der Größere? Das kann nicht der gestempelte Bonze lehren, nicht das Herkommen, nicht jene vox populi, die sich als Druderschwärze niederschlägt. Wer der Größere sei, lehrt allein das Erlebnis. Man wird, in Diskussionen, stets erregt versuchen, dem Gegner die Größe des verehrten Mannes argumentativ zu beweisen; aber man wird nie reüssieren damit. Denn die Verehrung hat letzten Endes keinen verständigen Grund, sondern eine gefühlige Ursache. Nur in den seltensten Fällen ist es wahr, daß man einen Denker seines ausgezeichneten Erkenntnisvermögens wegen oder einen Künstler wegen seiner starken Gestaltungskraft lebend verehrt; vielmehr pflegt es die Willensrichtung, die sogenannte Persönlichkeit, kurzum der Typus Mensch zu sein, dem die Begeisterung gilt. Jeder bewußt Lebende trägt das Gespenst seines Antipoden in sich, als heroisch komprimiertes Symbolon alles Widrigen, alles Feindlichen, aller heimlichen Angst; als imaginäre Borgpuppe seiner sämtlichen kämpferischen Vorstöße. Liebe, Veneration, Ehrfurcht flößt nun ein, wer mit besonders trefflichen Puffen nach derselben Puppe zielt; wer der Bekämpfer des Gleichen ist, an andren Objekten und mit besseren Mitteln; der sozusagen kapitalträchtigere Ethos-Associé; der potenzierte Kollege.

Wer zu der heute so einflußreichen Gattung der Selbsthasser oder psychischen Masochisten gehört, wird dessen, was ich Ehrfurcht nenne, gemeinhin nicht fähig sein; sondern höchstens einer „sachlichen Wertschätzung“, einer „objektiven Würdigung“, eines „aner kennenden Geltenlassens“ — was besonders ekelhaft ist. Ehrfurcht zu fühlen vermag nur der Selbstbesitzer; denn Gegenstand dieses Gefühls ist eben der gesteigerte eigene Typus. —

Je erfüllter aber von Ehrfurcht einer lebt, mit desto grimmigerer Wut verfolgt er die, welche den Mantel des Priesters zu Unrecht tragen. Ja, es kann kommen, daß er zum Sklaven seiner Ehrfurcht und daß sein ganzes Schaffen, ohne daß er es weiß, der Absolutheit und unabhängigen Positivität beraubt, ein bloßes Verteidigen seiner Götter und Kriegsführen gegen seine Teufel wird. Dieses aber ist die tragische Ironie: daß gerade der Sklave der Ehrfurcht, weil er mit den falschen Autoritäten vollkommen respektlos, frech, zynisch verfährt, bei der Mehrheit als ein Komdy, ein Bube, ein aller Ehrfurcht barer Bümmel gilt. Niemand entrüstet sich ja heftiger über Entrüstungen als der Ehrfurchtslose, der Objektive, der Mäßigkeitmeier; und natürlicherweise wird die enthusiastische Impertinenz von keinem frecher zensiert, als von dem Förderer der Zähmheit. . . . Der Moderantist (ein Prachtwort Friedrich Schlegels!), der unaufgeregte Bürger, der, ein Schwachmatikus in der Liebe wie im Haß, als das maue Gefäß limonadiger Instinkte erscheint, kann selbstverständlich niemals dahinterkommen, daß, wo viel Haß raucht, viele Liebe glüht, und daß kaum jemand Blasphemien verspricht, dem nicht ein Gott im Busen wohnt.

Besonders häufig begegnet man dieser Bürgerforte im Caféhaus und unter radikalen Politikern. Im Caféhaus (einem Heiligtume, das sie entweihen) hoden jene Bigeuner, die's nicht nötig haben, und verzudern ihr albernes Gelächter über die selbstverständliche Forderung, in soziologischen Dingen zuverlässig zu sein, mit der Strenge des Postulates, der Erscheinung Qualvoller Tod wohlwollend gegenüberzustehen. Diese Philister der Antiphilistrosität machen aus ihrem Schmutz eine Theorie, aus ihrer Bohemerei ein Sittengesetz, und jeden, der es wagt,

auf somatische Gesundheit wertzu legen, den stempeln sie zum Spleßer. Man ist bemitleidenswert in ihren Augen, wenn man espritlose Stinkbesoffenheit eher peinlich und schweinisch als Dionysisch und parisiöb findet, — und ein Dummkopf, wenn man (beispielshaber) den „Faust“ nicht einiger Gebärden, Mysterien und Klangeffekte, sondern seines Gedankengehalts wegen (diese grandiosen Tiefen in dieser grandiosen Form!) liebhat. Recht kraßbürtig und ungütig benehmen sich jene spottenden Pseudo-Absonder, und wenn man ihren Tonfällen glauben darf, dann fühlen sie sich allen Größen, die leben, herzhast überlegen. Kommt aber ein Opfer ihres Wises und Wahnwises einmal in die Bage, eine tote Größe — nicht zu töten (denn das wäre, wie Karl Kraus mit Recht bemerkt, Leichenschändung) . . . sondern als tot zu proklamieren, hassend das Padj, das sie, aus Dummheit, Selbster oder sonstiger Gemeinheit, lebendig zu lügen sucht —: dann regt sich bei den Herren Aesthetowicz und Sarkastaplöblich das Solidaritätsgefühl mit dem verstorbenen Kunstbruder, und das erstaunte Opfer sieht sich vor Alwin Oberlehrerose und vor Johannes Antihosbid. Die Ehrfurcht aber, die sie verlegt glauben, und die Tiefgründigkeit, die sie vermissen, bekunden sie inderart, daß sie zwecks Rettung des Professors N. den Sokrates einen Schweißfuß — und zu Ehren der attischen Tragiker den Jöfen einen Ritscher schimpfen.

Unter radikalen Politikern jedoch trifft man des öfteren solche, die Schwefel hauchen und Pech schäumen, wenn ihr Parteiplunder zur Debatte steht; für die es kein Schwähwort gibt, das ihnen zu gossig räche, ihre oppositionellen Bierreden zu schmücken; die das, was tausendmal gesagt worden ist und worin Tausende, wie sie wissen, ihnen zustimmen werden, mit tapirhafter Plumpheit und hemmungslos-rübe in die Massen schreien; die aber jedem, der sich untersteht, Götzen zu kühlen, die zufällig keine politischen sind, sondern als philosophische, wissenschaftliche, artistische in der Kultur herumstehen und stören . . . die einem solchen Frechling sogleich indigniert den Rücken lehren und die Schwere und Gewichtigkeit ihres männlichen Ernstes würdevoll entgegenhalten. Heil ihnen! Sie sorgen dafür, daß uns besseren Menschen, die wir so oft so traurig sind, der Sachstoff nicht ganz verkümmert.

Die blinden Frauen

Die Blinden gehen mit ihren Wärterinnen,
Schwarze Kolosse, Koloche aus Ton.

Die Sklaven vorwärts ziehn. Und sie beginnen
Ein Blindenlied mit lang gezogenem Ton.

Sie ziehn wie Ehöre auf mit starkem Schritte,
Im Eisenhimmel, der sie kalt umspannt.
Der Wind türmt auf der großen Schüssel Mitte
Ihr graues Haar wie einen Aschenbrand.

Sie tasten sich an ihrem großen Stabe
Die lange Straße auf zu ihrem Kamm.
Auf ihrer ungeheuren Stirnen Grabe
Drennt eines dunklen Gottes Pentagramm.

Der Abend hängt wie eine Feuertonne
Am Horizont auf einem Pappelbaum.
Der Blinden Arme stechen in die Sonne
Wie Kreuze schwarz am frohen Himmelraum.
Georg Heym.

Von unserem Mitarbeiter Georg Heym erscheint in den nächsten Tagen bei Ernst Rowohlt, Leipzig, Königstraße 10, ein Band Gedichte.

Schwerkraft, Astrophysik und drückende Luft

Ein Essay von Paul Scheerbart. (Nachdruck verboten)

Der große Physiker William Thomson (Lord Kelvin) wollte bekanntlich mal das Problem der Anziehungskraft durch Aetherdruck erklären; er meinte, daß die Fülle von Aether, die zwischen den Sternen da ist, sehr wohl in der Lage wäre, derartig auf die Oberfläche der Sterne zu drücken, daß alles auf diesen Oberflächen durch den Aetherdruck angepreßt oder angebrückt bliebe. Diese reinphysikalische Theorie ist wohl allen Physikern bekannt und auch in größeren Kreisen vielfach erörtert worden. Die Hypothese ist schon über 30 Jahre alt, Anerkennung hat sie sich nicht öfters erworben, aber wir haben hier zum ersten Male einen Versuch, die Anziehungskraft oder die Schwerkraft zu erklären — und sie nicht einfach, wie es die meisten Physiker der letzten Jahrhunderte taten, als Eigenschaft der Materie aufzufassen. Diese Auffassung ist maßlos bequem und schneidet eigentlich alle Erklärungsversuche kurzweg ab. Man geht einfach auf das Rätselhafte der Anziehungskraft, die man auch Schwerkraft nennt, garnicht weiter ein. Und trotzdem bleibt es ein kolossales Problem, daß diese Anziehungskraft überhaupt da ist. Natürlich ist da gar nichts. Es ist keineswegs natürlich, daß auf der Erdoberfläche alles so fest haftet und schenbar hinuntergezogen wird.

Biel natürlicher wärs, wenn alle Gegenstände der Erdoberfläche einfach in den Raum hinausflögen, denn die perpetuierliche Drehung des Sternes Erde (4 Meilen in der Sekunde) müßte doch, wenn wir logisch denken, eine Abschleuderung zur Folge haben.

Nun sagen die Physiker: die Erde zieht an. Die meisten Physiker sagen sogar noch: Alles wird nach dem Mittelpunkte der Erde angezogen. Die theoretisch exakter denkenden Physiker wie Ernst Mach konstatieren aber bereits, daß eine Anziehung zum Mittelpunkte der Erde nicht stattfinden kann, da jedes Pendel von jedem Turm und von jedem Berge abgelenkt wird. Wäre man hier ganz logisch, so müßte man gleich hinzufügen, daß nach dieser Erkenntnis ein Ausrechnen des Gewichtes der Sterne nicht mehr möglich ist. Aber das tut man nicht. Alte Anschauungen haben zu zähe Wurzeln.

Indessen — zu leugnen ist jetzt wohl nicht mehr, daß die sämtlichen Methoden, das Gewicht der Erde und damit das der verschiedenen Sterne festzustellen, veraltet sind. Wenn eine Anziehung nach dem Mittelpunkte der Erde nicht mehr vorausgesetzt wird, so ist es selbstverständlich nicht mehr möglich, Erdmasse und Bergmasse gegenüber zu stellen — und daraus auf das Gewicht der Erde zu schließen — — worauf alle astralen Gewichtsbestimmungen doch hinauslaufen.

Außerdem ist leider immer noch nicht genügend bekannt, daß Newton selbst in seinem Briefe an Bentley klipp und klar erklärte, daß er die gegenseitige Anziehung von großen Sternen und Weltmassen auf größere Entfernung hin für ein Absurdum halte. Newton hielt es sogar für absurd, wenn Jemand behaupten wollte, daß die Erde den Mond anziehe — oder umgekehrt.

Nachdem Newton sein Attraktionsgesetz (für die Erdoberfläche nur gültig nach seiner Meinung) gefunden hatte, priesen sehr viele Naturforscher (und schließlich alle) den alten Newton als Entdecker der kosmischen und astralen Anziehungskraft. Das hat aber Newton, wie schon gesagt, für ein Absurdum erklärt. Er schwieg allerdings zu der perpetuierlichen „Verhimmelung“ seines Attraktionsgesetzes, und darin haben wir zwei Jahrhunderte hindurch eine „absurde“ Grundlage unserer gesamten kosmischen

Weltanschauung. Selbst der große Kant konnte nicht einmal der landesüblichen Anschauung Widerstand leisten. Hätte Kant Widerstand geleistet, so hätte er die Welt niemals mit seiner ungeheuerlichen Nebulartheorie verwirrt, die noch heute immer wieder die gesamten Naturwissenschaften in ganz absurde Bahnen treibt; es ist doch gar nicht unsere Aufgabe, über die Entstehung der Sterne nachzudenken. Mit der Nebulartheorie ist die linksläufige Bewegung der Uranus- und Neptunmonde nicht vereinbar. Auch der zehnte Saturnsmond läuft in anderer Richtung als die anderen Saturnsmonde. Wir haben die Nebulartheorie also zum alten Eisen zu tun. Darauf im Ernst zurückzukommen, ist einfach nicht mehr gestattet.

Nach dem Gesagten wird nun aber wohl deutlich sein, daß eine Erklärung der Anziehungskraft allmählich immer wichtiger geworden ist. Wir können nicht mehr von einer gegenseitigen Anziehungskraft der astralen Weltkörper sprechen. Wir können eigentlich nicht mehr so ohne weiteres von einer Anziehung der Erde sprechen. Was zieht denn auf der Erde an? Und wohin wird alles angezogen? Nach dem Mittelpunkte der Erde wirds ganz bestimmt nicht angezogen. Demnach können wir nur sagen, daß dorthin eine Anziehung stattfindet, wo die meiste Fülle von Materie da ist. Das ist herzlich ungenau und eigentlich sehr unverständlich. Wie kommt dann eine größere Masse von Erdenstoff dazu, schärfer anzuziehen als eine kleinere? Und warum zieht Gold drei mal schärfer als Blei? Mir scheint das alles ein sehr großes Rätsel zu sein, und ich sehne mich nach einer Hypothese, die das große Anziehungsproblem ein wenig klarer macht. Thomsons Aetherdruck ist eine Hypothese, die hier eine gewisse Erklärung bietet. Aber — der Aether ist doch eine so unbekannte Größe, daß man mit diesem wahrhaftig nicht viel Bestimmtes erzeugen kann.

Nun denke ich aber, daß wir auf Thomsons' Bahn ein wenig weiter gehen könnten. Wärs nicht möglich, den Aether fallen zu lassen — und anstelle des Aethers die Erdatmosphäre zu setzen?

Könnten wir uns nicht die gesamte Erdatmosphäre (man hält sie übrigens heute mindestens für 100 Meilen hoch, da in dieser Höhe noch elektrisch leuchtende Wolken entbedt wurden) — als eine Art Mattenbandage vorstellen, die jedes Höhersteigen des auf der Erdrinde befindlichen verhindert?

Sehr viele Naturforscher werden diese Theorie leicht hin auch für absurd erklären; sie vergessen dabei, daß dem alten Newton andererseits die gegenseitige Anziehung der Gestirne als absurd erschien. Jedenfalls haben wir doch eine ziemlich verständliche Hypothese, wenn wir die Schwerkraft durch Annahme von Atmosphärendruck erklären möchten.

Leute, die immer den Mund gerne sehr voll nehmen, fabeln ja heute schon in Folge der Entwicklung unserer lenkbaren Luftschiffe von einer Eroberung der Luft.

Man sollte nicht so ohne weiteres von Eroberungen sprechen, wenn man das, was erobert sein soll, noch so wenig kennt wie die Luft.

Wir kennen ja die Erdluft noch gar nicht zur Genüge. Vielleicht ist sie viel bedeutender, als wir ahnen. Es ist doch wohl möglich, daß unsere Atmosphäre nur drückt — und daß demnach die Erde gar nicht nötig hat, alle Erdringegenstände (es sind schrecklich viele) perpetuierlich anzuziehen. Diese Tätigkeit hat sogar nach meinem Empfinden einen grotesken abenteuerlichen Anstrich. Man stelle sich nur ein Wesen vor, das perpetuierlich immerzu alles, was auf seiner Haut liegt, fliegt und herumkrabbelt, festhalten muß, damit's ja nicht in die Welträume hinaus-

fliegt. Diese Tätigkeit wirkt doch komisch. Man denke nur: all den vielen Billionen von Lebewesen, Gesteinsmassen und den vielen anderen Gegenständen der Erdoberfläche müßte der Stern Erde eine drollig wirkende Zärtlichkeit entgegenbringen, wenn er sie unaufhörlich festhalten oder anziehen müßte.

Da ist doch wohl viel natürlicher, wenn der Stern Erde einfach seine ganze Atmosphäre als ein Ganzes anzieht und festhält. Mit dieser summarischen Tätigkeit ergibt sich dann ganz von selbst, daß auch alles, was auf der Erdrinde da ist, festgehalten wird.

Wenn wir etwas begreifen wollen, so müssen wir zunächst die Sache vereinfachen. Fassen wir die Schwerkraft als Atmosphärendruck auf, so vereinfachen wir uns die Geschichte doch sehr. Wir können leichter verstehen, daß die Erde eine ziemlich gleichartige Masse wie die Luft anzieht — als daß sie ungezählte Gegenstände und Lebewesen einzeln anzieht. Diese letztere Tätigkeit hat tatsächlich etwas Absurdes an sich; sehr viele Gegenstände und auch sehr viele Lebewesen gibt es auf der Erdrinde, um die sich der Stern Erde ganz bestimmt nicht viel kümmern wird. Und die sollte der Stern tatsächlich perpetuierlich festhalten? Man bedenke nur: der Stern müßte Löwen, Flibben und alten Zuchtthäuslern immerzu eine große Zärtlichkeit entgegenbringen; was man perpetuierlich festhält, muß man doch für sympathisch halten. Und — der Stern Erde sollte so wohllos alles, was auf seiner Haut da ist, so zärtlich behandeln? Das würde doch nicht einen vernünftigen Eindruck machen.

Allerdings: jetzt habe ich das physikalische Gebiet ein wenig verlassen, wird man sagen. Die Erde soll „vernünftig“ sein?

Unsre Wissenschaftler nehmen den, der die Sterne für vernünftig begabte Lebewesen hält, nicht ernst; am liebsten würde jeder Wissenschaftler nur sich selber für ein vernünftig begabtes Lebewesen halten.

Da muß man aber doch mal ganz energisch widersprechen. Ein Stern wie die Erde ist ein ganz kolossales Stück — so riesenhaft groß einem Wissenschaftler gegenüber, daß dieser doch einfach dagegen verschwindet. Und ein dermaßen riesenhaftes Stück Materie — das sollte nur ein einfacher Lehmklumpen sein und keine Spur von Vernunft besitzen? Ich glaube, daß eine derartige Auffassung denn doch so absurd ist, daß man eine Diskussion darüber gern vermeiden wird. Im Ernste kann man da tatsächlich nicht mehr diskutieren.

Andererseits aber dürfte uns nach dem Gesagten die Erbluft noch interessanter werden als bisher. Wir wissen nicht, was noch alles in der Luft liegen kann; sie ist zweifellos nicht ein nebensächliches Stück der Sterne. Möglich ist es auch, daß wir viele Rätsel der Mechanik anders betrachten können, wenn wir die Schwerkraft als Luftdruck auffassen. Hebel und Pendel sind als Folgen des Luftdrucks zweifellos begreiflicher als bisher.

Im vollkommen luftleeren Raume müßte jeder Gegenstand leichter sein als außerhalb in der Luft. Ob sich das experimentell nachprüfen läßt, weiß ich nicht. Man müßte die Wagschale so anbringen, daß sich eine Seite im luftleeren Raume, die andere Seite aber im gewöhnlichen Lufttraume befindet. Ich weiß nicht, ob das Experiment möglich ist, da der luftleere Raum nicht intakt zu erhalten sein dürfte, wenn der Balken der Wagschale „beweglich“ in der Wand des luftleeren Raumes sein soll.

Zwei Gedichte von Kurt Hiller

Nachtschluf bei Bols

Noch starret die schwarze Nacht, mit Matternarben,
Die Sterne heißen. Laßt uns weiter Thronen,
Rosenkör auf magischen Balkonen
Durch Salme schlürfen, und in süßen Farben

Traumtrunken schwimmen: Deine Fliederweste,
Du fahler Maler, küßt mich sehr; Bohème-Girl,
Dein Schawl glänzt ganz zitronen; du, System-Carl,
Trägst statt des Schlips zerwalte Himbeerreste.

Ein seliger Glanz zeigt mir Ewiges —
O schaut aus dem verdrehten Licht der Birnen:
Es wehen Hauche, naß, von kühlen Firnen,
Am Stahl des Himmels zude Mäwiges.

Bude

Biel farbengeile Fingerspizen lösen
Der Japandrucke Pracht mit Dreistigkeit,
Den braunen Raum durchrinnen Nebelhofen
Von Zigarettenbust und Geistigkeit.

Und Einer hebt sich trunken aus der Runde,
Die Redenden ertönen ihm wie Fiskler,
Er überschaut die violette Stunde
— Draußen flimmert die Stadt Lichter von Whistler —

Und lehrt zurück und künbet den gescheiten,
Friedlosen Kennern komplizierter Betos,
Prinzen der Nacht, grauen, vermaledeiten,
Gleißender Inbrunst voll ein neues Ethos.

Im Park

Von Alexandra Kamm.

Ein klarer, sonniger Spätherbstmorgen. Die große Sentimentalität, das Einssein mit der Natur, das grüblerische Fühlen überwältigt. Gelbe Blätter, die kleinen Zeichen des großen Todes, liegen unter den Füßen.

Man erinnert sich des Frühlings, gleich eines kleinen Mädchens neben einer großen Dame.

Mein siebenjähriger Junge, mit dem ich durch den Park gehe, fragt unvermittelt: „Mama, sterben auch die Feen?“ . . .

Seine großen Augen blicken mich so fremd an, als sähen sie Geister. Ich denke an meinen Mann. Er würde sagen: „Sie macht auch das Kind hysterisch.“

Spielhagen

Spielhagens Tod belebt für einen Augenblick einen Typus, der dem zeitgenössischen Literaturbetrieb fremd geworden ist. Er macht noch einmal die Gestalt des Schriftstellers sichtbar, der seine Erlebnisse nicht dem Verkauf der eigenen Seele, sondern der zeitlichen Konstellation entnimmt, ihrem Verhältnis zu einem idealen Soll, das sein ganzes Leben genau bestimmt. Dieser spezifisch gerichtete Wille hat sich die Zwischenform des „Zeitromans“ geschaffen, der seine moderne Prägung in den Bildungskämpfen des achtzehnten Jahrhunderts empfing (und durch Gestalten wie Wieland repräsentiert wird). Wer diese Bücher aufschlägt, spürt den leisen Moberbust ihrer Atmosphäre, und genau dies ist das Schicksal der Werke Spielhagens. Es blüht leidenschaftlicher Zorn um Interessen, die uns gleichgültig geworden sind, weil sie sich dem nationalen Gemeingut einverleibt haben. Die Zeit banalisiert, was eben nur zeitliches Interesse hat und

nicht durch ästhetische Kraft ins Ewige gehoben wurde. Auch der Menschentypus, den er als neu aus den Strömungen der Zeit kristallisierte, ist uns belanglos und gleichgültig geworden: da er seine Bedeutsamkeit nur einem schon historisch gerichteten Interesse offenbart. Als die Epoche, die den wesentlichen Inhalt seiner Romane bildet, Geschichte geworden war, hatte er dem ästhetischen Interesse nichts mehr zu sagen. Vielleicht bezeugt gerade dies die Bedeutung seiner Literatur, daß sie einen so starken Zeitgeschmack hinterläßt, daß sie so ganz vollgesogen scheint mit Kämpfen, die wir nicht mehr zu sehen vermögen. Es beweist aber auch, daß sein dichterisches Vermögen hinter dem im Sturm der Zeit atmenden Menschen zu weit zurück stand, um aktueller Anteilnahme entblößt uns bereichern zu können. Aber so gering war der Künstler in Spielhagen keineswegs, daß seine Romane nichts als dialogisierte, in Kapitel gestopfte Zeitartikel sind: seinen Personen war so lange Leben gegeben, als seine Zeit im Leser mit so großer Leidenschaft brauste, daß er den letzten, fehlenden Rest Blut von sich aus zu geben vermochte. So lange er die Enge der Perspektive über der Kraft des Angriffs übersah. Wie auch sein Schicksal in der Kunstgeschichte sein mag: der Pionier wird seinen festen Platz einnehmen. So wird Spielhagen der Geschichte erhalten bleiben: als ein atmender, sehnsüchtiger Mensch, der mehr ein Volk zur Freiheit erziehen, als es durch künstlerische Gestaltungen bereichern wollte. Vom Künstler aus gesehen: gewiß ein sehr mittelmäßiger Typus. Aber wie not würde er (in zeitgemäßer Form) uns tun: einem Publikum gegenüber, das mit feister Behaglichkeit Erregungswerte verschlingt, die stachellos in seinem Fett verrinnen. J. M.

Theater

Dr. Anselm Kuest.

Der Riese. Ein bürgerliches Lustspiel in vier Akten von Carl Sternheim. Premiere der „Kammerspiele des Deutschen Theaters“ Mittwoch, 15. Februar 1911.

Selbst die Wellen der Spree, dieses devoten Flüsschens, rollen heute mit kleinen Schaumklämmen (habt Ihr's gesehen?); auf Bahnhof Friedrichstraße fluche ich dem Sturm. Ich bin durchaus nicht in anmutiger Stimmung; ich wate durch Pfützen. . . Dann wird plötzlich alles so anders; ein richtiger vierschrötiger Mann zankt mit seiner vollständig verheirateten Frau, weil sie in Gegenwart des Königs die Hosen verloren hat; worüber er sich doch eigentlich hätte freuen müssen — doch nein, er zankt ehrlich, mit untermischten Lobsuchtsanfällen, und ohne verschmizte Skandalität sogar. Fast kriegt sie Gaue — er fürchtet nämlich für sein Amt! Man muß der kleinen bedrängten Frau zu Hilfe springen. . . Das tun auch bald ein hyper-sensorischer Gärtling voll überschwachen Willens und ein Friseur, Kulturbastard und Bazillenträger in einer Person; der Zuschauer bleibt bis zum Schluß in die schmunzelnde Sicherheit gewiegt, daß sie der gefährdeten Tugend Frau Maske's wenig oder garnichts anhaben werden, daß diese weiterhin die gönnerhaften Liebesumarmungen bald, bald die Wutausbrüche ihres gesunden Gemahls hinnehmen wird als das ihr einzig von Gott selber bestimmte Los, und daß dann endlich — wenn nur die Einkünfte steigen, und das tun sie! — neue, waschechte Maskes mit schlauchbilden Nerven das löbliche Fortpflanzungsgeschäft der Erde weiterbesorgen werden.

Mir wird so wundervoll behaglich zu Mute — ich glaube, ich sehe ein gutes Lustspiel vor mir; deutschen Sanden zur Kunde: ein gutes Lustspiel, — wie lange

ringt man schon um seine Palme? Da verzeiht man mir, daß ich noch schüchtern und unsicher bin, ich urteile ja nicht nach der unbestechlichen Konstanz eines Manuskripts, sondern nach lauter fließenden Gesicht- und Gehörsvorstellungen, aber wie wunderbar schießt nun eben alles kristallisch zusammen. Schließt geheimnisvoll um einen Mittelpunkt, einen kleinen dürftigen Punkt nur, früher die „Fabel“ genannt, die absichtlich so an und für sich noch nichts sagen soll und dennoch im Verlauf zu etwas ganz Typischem, Symbolischem, gerinnen kann: zweifellos, das ist hier grade die Geschichte von den verlorenen Höschen allein, die Jose also. Vielleicht war es bloß hypermodern von der Zensur, daß sie einen „Riesen“ dafür an die Stelle setzte, weil sich neuestens Inhalt und Uberschrift nicht mehr zu entsprechen brauchten, wie? Denn wenn sie sich wirklich über ein paar Beinkleider aufgeregt haben sollte, wenn sie wirklich die ungeheuer tiefe Dezenz, die diesem realistischen Kleidungsstück hier nur die Ehre unendlich tiefer Idealisierung und beinahe mythischer Ausdrucksvertretung zukommen läßt, nicht verspürt haben sollte, — wenn das wirklich der Fall ist, dann muß man doch endgültig zweifeln, ob in einem Staate höhere Sittlichkeit überhaupt möglich sei. Also mein erstes Empfinden: wie tiefmoralisch ist vielmehr dieses Stück! Weil es so intelligent ist, und in so vornehmer, nur den Besten sich unauffällig gesellender Form die Schäden des Dritten aufdeckt (vielleicht die einzige Erhöhung und Modernisierung, die der Molièreschen Art — um diese handelt es sich — heute werden konnte). Schopenhauer sagt, wer nicht ins Schauspiel gehe, gleiche demjenigen, der seine Toilette ohne Spiegel mache; wie große Freude hätte er an dieser ironischen und wirklich überlegenen Hechelung des Spießerbaseins, an dem glatten Sieg seines alten dumpfen Willens (Maske) über so schwächliche Erkenntnisansätze (wie hier bei den Gegenspielern) gehabt! Es scheint doch, als ob wir wieder einem höheren Realismus zusteuerten — aber ich muß auch sogleich erklären, was dieses „höhere“ beim wirklich guten und modernen Lustspiel nur bedeuten könnte. In diesem Stück, das von nur fünf Personen eigentlich agiert wird, — schon welche edle Dekonomie wieder! — empfangen wir fortwährend Eindrücke eines wahren Seins und Vorkommens im Leben, aber durch keine Wahrscheinlichkeit der Handlung, keine Naturechtheit der Situationen und Verwicklungen, sondern einzig immer von der bloß durchschimmernden Wahrheit eines zugrunde liegenden Tatsächlichen. Das klingt so, als ob demnach Sternheim exemplifiziere und moralisiere: seht, Herr Maske, „der Riese“, dieser Durchschnittsbarbar und wirklich nur infolge seiner eigenen Dumpfheit und Ungeschmintheit erträglich und selbst überlegen wirkende Kerl, ist so, und seine Frau Luise, die Gans, ist so, und Frank Skarron, die eine der nach der Hosen Geschichte sich begeistert bei Maskes einmietenden Personen, zeigt den impotenten, am Wirklichen vorbeischwärmenden Zwitterheros als solchen, Mandelstam, die andre, wieder den viel zu potenten Tiermenschen, dessen Kulturtünche und geliebene Neurasthenie vor lauter Gier suchte und Ausschweifung bald ebenso wie sein letztes helles Fleisch abfallen dürften, Fräulein Deuter endlich, die Nachbarin und Rupplerin — und sehet also, von solchen Narren ist die Welt zu Duzenden heut voll, und ich, Sternheim, zeige euch eben usw. usw. Ich sage, so kann man es aus jedem Satz, jeder Zeile heraushören, das tat twam asi — und dennoch ist es keine Predigt, keine Moralität. Sternheim hat das große Problem gelöst, an dem auch Ibsen kläglich gescheitert ist: trotzdem man die Wirkung eines Exempels in fortwährender lichter Klarheit verspürt, sieht man doch nirgend ein Exempel,

denn die Handlung ist ohne Ausbrüche, ohne scharfe Ecken und Kanten, sie spißt sich nicht gerade auf Maskierung oder Demaskierung des Herrn — Maste usw. zu, sondern mit allen, auch den scheinbar triumphierendsten Personen, leicht ihr Spiel, Ironie treibend, reißt sich vor unjeren Augen etwas aneinander, das schließlich auch als Handlung gelten kann, vor allem aber durch sein Ineinander wie Erleuchtung, Aufklärung schlechthin wirkt.

Ich komme also zu dem einfachsten und scheinbar höchst allgemeinen Schluß: Sternheim hat die heruntergerutschten Höschen Frau Mastes zu einer statutarischen Darlegung und Exemplifizierung von Welt und Menschen „erhöht“. Wodurch erweist er sich nun aber auch gerade als Moberner, nicht bloß als irgend ein Komödienschreiber bon je, der uns trotz einer gewissen Vortrefflichkeit schließlich kalt lassen muß, wenn sein Witz ein zu häufig gehörter ist? Wie gesagt, ich urteile wieder bloß nach der summarischen Wirkung, aber sie scheint mir restlos glücklich. Sternheim kommt auch rein intellektuell aus einer Welt, die aus den psychologischen Impressionen der Hofmannsthal, der alten wie der neuen Romantiker eine neue, komprimiertere Geistesblüte sich gezogen und sie als Ueberlegenheit sowohl der falschverstandenen Darwinischen Naturanschauung (Ibsen) als der verballhornten Nietzsche'schen Moral (Wilbrandt und Konsorten) gegenüber vortrefflich auszuspielen verstanden hat: bei ihm ist gerade der von kaputen Nerven, Medizin, Dekadenz der andern Schwäbende der als Brutalist und Egoist heimlich Gefoppte und (vom Zuschauer aus) böse Ironisierte; und der als ästhetischer Schwächling und Niegenießer freilich auch genug Genarrte immerhin derjenige, der seine Weltanschauung der des Durchschnittsbarbaren gegenüber den höheren Abgang sichert. . . Jetzt aber stelle man sich den Fall des Publikums vor: Armer Reinhardt! Du bist doch hier in jedem Falle, möchte man fast sagen, ein Prediger in der Wüste, — vorausgesetzt selbst, daß du einer sein wolltest! Du bist ja beinahe hier in dem Fall des Predigers, der den einen Teil seines Publikums durch die Wucht seiner Wahrheiten bald überhaupt aus der Kirche getrieben, den anderen, der durch seine Dickfelligkeit und Selbstverliebtheit ohnedies vor ihnen bewahrt bleibt, durch Langeweile bald eingeschlafert haben wird. Nein, schlimmer, diese Ironie wird sich womöglich zu einem Mißverständnis größter Art auswachsen, denn indem die Zuschauer den blutigen Hohn auf sie selber gerade dumpf noch spüren, behalten sie daneben (der Autor ist kolossal weise, überlegen und intelligent!) noch immer so viel aufrechten Mut, sich nur — ein bißchen ironisiert zu fühlen und es daher — Tableau! — dem Dichter in die Schuhe zu schieben, daß er gewissermaßen nicht doch noch mehr Witz und Humor aufzubringen vermochte, sie sozusagen deutlicher zu treffen. Sie halten ihn gleichsam für einen kleineren Witzbold, der von ihnen, den Gründlern in Parterre, immerhin noch lernen könne. . . Tableau und Parbleu! Sie sind so vollständig getroffen und niederkartätscht, so gut und schmerzlos zugleich, daß sie infolge der Wohlgezieltheit der Streiche — beinahe nichts verspürt haben und jetzt erst schwerfällig auf die rechten Schläge warten. . . O menschliche Komödie — fast noch unfaßbarer als diese Komödie auf der Bühne! Ich habe verdutzte Männer, Frauen gesehen, Leute wie Herrn Maste und Frau Maste, Mandelstams und Starrons, — sie ahnten garnichts, garnichts. Und vielleicht war es darum doch gut, den Titel „Hose“ in „Riese“ zu ändern, d. h. dem Philister erst gar nichts von einer Damenhose zu erzählen: was hätte seine Brutalität erst daraus vorhergemacht — und wie enttäuscht wäre er dann erst! . . . Jetzt ist er wenigstens noch gutwillig dem Autor gegenüber.

Aristophanes: haben dir deine Athener auch so gegenübergestanden? Ah, pardon, du warst politisch — ja, und — o, auf die politische Satire dieser Art müssen wir noch warten, vielleicht — jetzt — hier wäre das Eis am Ende zu brechen! . . . Aber Molière: deine Einsamkeit, deine Tragödie, du Komödiant, verstehe ich jetzt —

Ganz innerlich rund und glücklich ging ich nach Hause. Da ich solchen Tiefsinn zu spüren bekam, kann das Spiel selbst wahrhaft nicht schlecht gewesen sein. Immerhin war Margarete Rupper als kupplerische Nachbarin etwas zu äußerlich, tolett und aufdringlich in ihrer Rolle und auch Herr Biensfeldt als Friseur Benjamin Mandelstam übertrieb sichtlich die feine Komik des Gefellen. Freilich ist es auch immer gut, an letzte Zwede zu denken, und ein so überfein gearbeitetes Stück gerade deshalb an manchen Stellen durch Uebertreibung zu retten. Josef Wörz ließ es dagegen seinem Frank Starron sowohl in seiner Hyperzartheit wie Schwachklappenhaftigkeit beidemal an einem Körnchen Geschmeibigkeit und Glaubhaftigkeit fehlen, oder er brachte wenigstens keine persönliche Mischung beider Elemente recht heraus. Vortrefflich war dagegen Elise Heims als Frau Maste, und ganz vorzüglich Jakob Tiedtke als „der Riese“ selber: wohl noch nie kann blutiger Hohn auf die Philister- und Spießermoral zu so adäquater Erscheinung, wie hier.

Paul Scheerbart: Jsis, Schauspiel in einem Aufzuge. Darauf Der Direktor. Schauspiel in einem Aufzuge. (Matinee in den „Kammerspielen des Deutschen Theaters“, veranstaltet von Caterine Gwynne, Donnerstag, den 2. März 1911.)

Es war nicht glücklich, dem Publikum gerade diese Stücke, während leider die viel wirkungsvolleren Revolutionsdramen Scheerbarts noch immer an keiner Bühne Berlins eine dauernde Stätte haben, einzeln szenisch vorzuführen. Sie sind kompositionell zu einfach, sie stellen an die Phantasie zu einheitliche, zusammenhängende Ansprüche, als daß sie durch irgend welches sinnliche Anschauungsmaterial gleichsam unterbrochen werden dürften. Fräulein Caterine Gwynne bevorzugte ihrerseits offenbar etwas, was ihrem Talent für monostyle, pantomimische Ausdruckskunst entgegenzukommen schien, aber sie hat für sich fehlgegriffen. Ihre Gesten, ihre Bewegungen geben gleichsam nur das körperliche Gerippe Scheerbart'scher Dichtung, nicht deren Geist und tiefe Ironie wieder. Dieser Geist hätte richtigverstanden auch aus der „Jsis“ sprechen müssen, die ja allerdings auch ganz naiv, einfach als Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Geliebten, aufgefaßt werden kann: so spielte sie Gwynne, ganz naturalistisch — im herbsten Gegensatz zu allem Ägyptischen und Orientalen, woran doch schon Draperie und Szenerie gemahnten. Welche tiefsinnigen Kontraste auch des Spiels aber hätten sich erst beim „Direktor“ ergeben müssen, wenn Gwynne wirklich die ganze reiche, zugrunde liegende Ironie erfaßt hätte, diese viel ironischer gefaßte Paraphrase auf den Jüngling zu Saïs. Immerhin sapienti sat; dies Spiel kann für die Verstehenden selbst zum Symbol werden, und man muß es in einer so phantasiearmen Zeit Caterine Gwynne schon hoch anrechnen, daß sie sich gerade nur von echter Phantasie, von Scheerbart'scher inspiriert fühlt. Das bedeutet doch schon einen gewaltigen Unterschied dem andern Publikum gegenüber, dem man anscheinend noch immer vor jeder Scheerbart-Aufführung Dichters Art und Verdienste auseinander setzen muß; Dr. Edgar Groß tat es diesmal wenigstens mit viel Geschick und ästhetischem Urteil.

Dr. Hueff.

Eine teutsche Rittergeschichte

(Nachdruck verboten.)

Von Grete Meisel-Hefß.

Es begab sich zu Anfang des Trecentischen Säculums, daß eine große Mannesnot war in unserm teutschen Vaterlande. Nicht daß irgendwelche Not oder Plage unter den Mannen herrschte, noch etwa, daß es dem Vaterlande an Mannen gebrach. Seit länger denn einem halben Jahrhundert war es dem Vaterlande nicht glorreicher ergangen denn ebenda, — zweiundsechzig Jahre seit Friedrichs II. Tode waren dahingegangen, daß Teutschland keinen Kaiser, das Reich keinen Herrn besaß, und daß teutsche Macht in Rom nicht mehr geübet worden war. Erst als der Sohn des Herrn vom Limburg und der Luxemburgerin, der erste Turnierheld, Heinrich VII., teutscher Kaiser ward, vom fünften Clemens begrüßt als sein innigst geliebter Sohn, hatte das Reich seinen Herrn. Zu Paaren trieb er die rebellischen Vasallen, und der Graf von Wirtemberg ward, da er die Dienstmannschaft dem neuen Herrn versagte, in die Acht getan. Drei Heere wurden in einem Jahre gerüstet und nach dreien Seiten zu gleicher Zeit geführt: das eine, die Acht an Eberhard von Wirtemberg zu vollziehen, ihn zu vertreiben von Grund und Boden. Das zweite, Böhmen zu gewinnen für Heinrichs Sohn, Johann, den er vierzehnjährig der Schwester Wenzeslaus II. vermählt. Mit dem dritten Heere aber zieht Heinrich selbst über die Alpen, — von Clemens gesalbt zu werden in Rom, trotz Guelfen und Gibellinen, die um Italien streiten. Vertrauend führt er Teutschlands Fürsten nach zweiundsechzigjährigem italischem Exil zum neuen Römerzug, überschreitet den Genis, begleitet von seiner Ehefrau, Margrete von Brabant, von zweien Brüdern, dem Erzbischof Balbain und dem Grafen Wolfram von Luxemburg, dem Pfalzgrafen Rudolf, dem Herzog Leopold von Oesterreich, den Grafen Amadeus von Savoyen und Guido von Flandern und den Bischöfen Lüttich und Basel. Die gesamte Ritterschaft Teutschlands ist unterwegs, da der Reichstag zu Speier gesprochen —, drei Heere tragen nach dreien Seiten Teutschlands Macht.

Und die Mannesnot in Teutschlands Rittersitzen wird groß und immer größer; die Mannesnot ist die Not der unbemannten Wip. Teutschlands Ritterschaft ist in dreien Heereszügen unterwegs, — Teutschlands Jungfrauen aber entbehren der Freier.

Unebler Haber entbrennet immer öfter zwischen den Schwestern eines Stammes. Kommt von ferne ein Rittersmann nur in Sicht, so zieht mit ihm die Zwietracht in die Burg. Allzu hitzig umstreiten den Werbenden des Hauses unvermählte Töchter, und bange wird manchem Streiter Gottes vor solcher Fehde. Ja es geschieht, daß die Ge reizten nicht selten der Zucht vergessen.

Da fassen die Väter der Ritterschaft, in kurzem Waffenstillstand heimgekehrt, in besonderem Consilium einen Beschluß, die Ehefolge der edlen Geschlechter zu regeln. Freiwillig ist der Beitritt zu dem Bunde, aber auf den Bruch des Gelöbnisses steht der Tod. Die Würde der teutschen Frauen wieder herzustellen, die Ruhe der Freier zu sichern, Zwist zu bannen, wird beschlossen, daß jeweils nur die älteste Schwester eines Stammes für jeden Freier als Ehegemahl in Frage käme und daß, falls die Gattin einem Ritter verstürbe — das Kinbettstieber raffte die Frauen, wie stets in Kriegszeiten, damals zahlreich dahin, — der Wittiber ihrer nächstältesten, unvermählten Schwester die Hand reichen müsse zu neuem Ehebunde.

Der Wirtemberger ist vertrieben, streift geächtet durchs Land. Der Knabe Johann, Elisabeths kindlicher Gemahl, ist gekrönter Herr von Böhmen. Zweidrittel der teutschen Ritterschaft kehrt heim.

Die edlen Brüder von Hohenberg, Graf Joachim und Graf Runo, ziehen werbend nach der Feste Schwarzenstein. Joachim, der ältere, nach vertraueter Witwerschaft seiner Pflicht und seiner Herzensneigung zu genügen, Johanna von Schwarzenstein, die nun älteste von den unvermählten Töchtern des Hauses heimzuführen in seine Burg, in der die ältere Schwester Herrin gewesen. Nie hat Joachim ein ander Weib begehrt denn Johanna und wenn er der älteren Schwester die Hand bot, geschah es, weil sie ihn Johannes nicht allzu unähnlich dünkte. Und da er wiederkehrt vom Feldzuge, währenddessen er sein Weib, mit dem er vier Jahre in treuer Ehe gelebt, verlor, und Johanna frei geblieben war in den Jahren seiner Ehe, säumt er nicht, die Pflicht, die er als Mitglied des Bundes der Ehefolge teutscher Ritter übernommen, zu erfüllen, der Schwester der Toten die Hand zu bieten und mit ihr sein Glück heim zu holen. Ihn geleitet der jugendliche Bruder, Runo, der die jüngste Schwester, die blütenfrische Hadwiga begehrt, und nun erst, da Joachim die ältere Johanna freit, ihrer begehren darf.

Der Turmwächter von Schwarzenstein stößt ins Horn, den Vortrab der Ritter von Hohenburg zu melden. Schon kommen sie selbst herangesprengt durch den Wald, der dicht das Schloß umgibt. Rasselnd fällt die Zugbrücke nieder, alle Fahnen des Hauses flattern im Abendwind zur Begrüßung der hochwillkommenen Gäste, — hellerleuchtet strahlt der Saal.

Der Vater der Schwestern von Schwarzenstein ist tot, Friedrich, der einzige Sohn, ist ihr Schützer. Vor kurzem heimgekehrt aus Böhmen, erwartet ihn ein neuer ehrenvoller Ruf des Kaisers, zu ihm zu stoßen, der vor Brescia steht, von Robert von Neapel bedroht.

Friedrich von Schwarzenstein, umgeben von seinen Mannen, erwartet die Brüder an der Schwelle des Schlosses. Herzlich umarmen einander die Schwäher und Kampfgenossen. Dann geleiten Page die Ritter zum Bade.

Als die Brüder den festlichen Saal betreten, finden sie die geliebten Mädchen zu beiden Seiten des Bruders. Nie hat Joachim, dem Schweigsamen, in sich Wlidenben, ein lieblicher Gefühl das strenge Herz durchzogen, als da er Johannes, die einzig Geliebte, die Treue, nun wieder sieht. Reif erblüht leuchtet sie in vollem Glanze der zweiten Jugend, ihr blauer Blick, sonst niedergeschlagen, strahlt beseligt dem teuren Mann entgegen, den ihr endlich das Schicksal gönnt. Umflossen vom Gewoge der dunkeln Loden schreitet sie ihm in edler Ruhe entgegen und bietet ihm den Willkommtrunk. Ihr folgt Hadwiga, die den Potal dem jungen Runo bietet, — und ein Flammenwerk, mühsam gebändigt, sprüht aus ihrem schlehdornfarbenen Auge in sein empfindsam Herz.

Joachim und Runo ergreifen die vollen Becher, dann tritt Graf Joachim vor Friedrich.

„Mein teurer Bruder, vergönnt mir, die süße Pflicht noch in dieser Stunde zu erfüllen! Die uns das Bundesgesetz zugebacht, Johannes und Hadwigen, Euerer vielebsten Schwestern, zu freien, stehen wir Brüder vom Hohenberg werbend vor Euch. Wir, dem Wittmann Euerer älteren Schwester Berta, meiner nunmehr in Gott ruhenden Hausfrau, gebietet das Bundesgesetz die Hand zu bieten ihrer nächstälteren Schwester. Aber, laßt es mich auf meinen Eid versichern, Friedrich von Hohenberg, mein teurer Schwäher und Genosse, auf meinen Eid als Vasall des

Kaisers, als Ritter des Templerordens, auf meinen Eid als gläubiger Christ, daß freien Herzens Sehnen mit meiner Bundespflicht sich löstlich eint. So biete ich, treu meinem Bundesseid und treuer noch meiner Herzenssehnsucht, Hand und Herz Eurer Schwester Johanna."

Die Liebliche wankt bei diesen Worten des Ritters, die Freude droht, sie zu töten. Aber von ihren Frauen gelobt, rafft sie sich rasch empor, — während Graf Runo vortritt und in heißen Worten um Hadwigen wirbt.

Ein Freudenmahl vereint die Glücklichen. Seite an Seite sitzen und tafeln die Liebenden. Die Mannen der Burg und des Gefolges der Freier, gleichwie die Gespielen und Dienerinnen der Frauen nehmen teil am Mahle. Gütig wacht des Hauses Herr darüber, daß das Maß der Freude nicht überfließe.

Da, — kurz nach Mitternacht — ertönt das Horn des Wächters. Alarm. Ein Trupp Bewaffneter sprengt heran und verlangt Einlaß. Aber Freunde sind es, Knappen aus Pomerellen, Mannen des alten Ritters Walram, der Friedrichs Stiefschwester, die Tochter aus seines Vaters erster Ehe, Simone, zum Weibe hat. Eilends wird die Zugbrücke gesenkt, da die nächtlichen Reiter als Freunde erkannt sind, und bald stehen die Boten im Saal.

Schlimme Botschaft bringen die Knappen: von Brescia, wo Hunger, Seuche und die Waffen Roberts den Römerzug des deutschen Kaisers hemmen, wo Margrete von Brabant, des Kaisers Gemahlin, die ihn geleitete, vom Fieber hingerafft ward, wo die Brüder des Kaisers fielen, — dort ist auch des Herrn von Schwarzenstein Schwäher, Ritter Walram, gefallen. Seine Stiefschwester Simone, nun verwitwet, ist aufgebrochen aus ihrem Schloß in Pomerellen, sich zu den Geschwistern nach Schwarzenstein zu begeben. Noch vor Morgengrauen wird Walrams Witwe angelangt sein.

Banges Schreien durchweht den Saal, da die Knappen ihre Botschaft geendet. Friedrich ist in dumpfes Grübeln versunken. Dann hebt er die Tafel auf und bittet die Verwandten und Gäste sich zur Nachtruhe zu begeben. Die Lichter werden gelöscht, — mit gesenkten Fackeln geleiteten Pagen die Ritter von Hohenberg in ihre Gemächer.

Früh morgens berief Ritter Friedrich seine Gäste und seine Schwestern Johanna und Hadwiga zu sich. Kein Zweifel sei möglich über das, was nun zu geschehen habe. Nach dem Ehebundesgesetz der deutschen Ritterschaft, dem die Brüder von Hohenberg Folgschaft gelobt, müsse Graf Joachim nunmehr die Witwe Simone freien. Sie zur Ehefrau zu nehmen, zwänge ihn, da er die Schwester besessen, die Pflicht. Frei jedoch stünde es dem jüngeren Bruder, um die Hand der zweiten Schwester, Johanna, zu werben, oder auch nicht. Hadwiga dürste jedoch nicht umworben werden, bevor Johanna vermählt.

So das Gesetz. Daß daran nicht zu rütteln, nicht zu deuteln sei, wußten die Liebenden.

Graf Joachim zaudert nicht. Unwürdig wäre eines deutschen Ritters, mit dem Schicksal zu hadern. Er erklärt sich zur Vermählung mit Simone bereit. Derselbe ritterliche Geist bewirkt, daß Graf Runo seiner Liebe zu Hadwigen entsagen und Johannes heimführen will. Aber starr weist Johanna die Werbung ab. —

Friedrich von Schwarzenstein rüstet zum Ausbruch nach Brescia. Dort will er dem Kaiser sein Schwert leihen und nicht eher weichen, bis Heinrich in Italien gekrönt und gesalbt, oder er selbst gefallen ist. Die Knappen Walrams haben ihm den Ruf des kaiserlichen Herrn überbracht.

Heinrich ist vom Papste gesalbt und gekrönt im Lateran zu Rom. Die deutschen Vasallen ziehen der Heimat zu, das Bündnis mit dem König von Sizilien schützt den Thron des Kaisers in Rom.

Als Friedrich von Schwarzenstein wiederkehrt, wartet seiner seine Schwester Simone. Sie begehrt Scheidung — vom unberührten Ehebett. Scheidung, weil ein ungeheuerliches Verbrechen begangen ward: Hadwiga, der Schwestern jüngste, ist gesegneten Leibes, und Graf Joachim, der ältere der Brüder (Simones Gatte), bekennet sich als ihr Verführer. Im Kloster des Marienordens zu Pomerellen will Simone im Gedanken des heimgegangenen Gatten ihr Leben beschließen.

Kaiser Heinrich löst die Ehe. Aber Acht und Kirchenbann drohen dem Verführer der Jungfrau, so nicht ein deutscher Ritter ihr die Ehre wiedergibt und sie zu seinem ehelichen Weibe macht.

Friedrich ist der Verwunderung voll. Liebt Joachim nicht Johanna? Hat er nicht die beiden Schwestern verraten, da er die Jüngste verführt? Mit dem Schwert ist er bereit, der Schwester Schmach zu rächen, so nicht Sühne durch Herz und Hand eines Ritters, der sie minnen darf, ihr geboten wird. Denn der Verführer selbst, Joachim, darf ihr die Ehre nicht wiedergeben, — Simones ledig, dürfte er nur Johannes freien.

Und siehe, — der ritterliche Ketter naht: Graf Runo ist bereit, Hadwigen heimzuführen; er darf es, wenn Johanna an Joachim vermählt ist. Nimmer wird die Stolge, — so fürchtet Friedrich, — dem Treulosen nunmehr folgen wollen. Aber — o Wunder — Johanna erklärt sich bereit.

Nimmermehr log Euch Edda, Ihr Herren und Frauen, die Ihr diese krause Geschichte laset, — da sie Euch Bilber bot, von stolzen und starken und doch listig verschlagenen Helden. Auch Odysseus war ein listiger Held und doch edlen Sinnes voll. Der deutschen Helden Art aber ist vom selben Schlag, wie Euch schon die Saga in den Liebern der Edda erzählt.

Und daß kein Leid und kein Groll war zwischen den Schwestern und Brüdern, die sich in dieser Geschichte endlich glücklich fanden, — daß Graf Runo und die stolze Johanna ungekränkt bereit waren zum Werke der Sühne, daß die züchtige Hadwiga sich dem Schwäher ergab und der ehrsame Joachim als Verführer einer Jungfrau galt, — die er doch nimmer berührt, — es hat, o Ihr Herren und Frauen, seinen Grund. Denn wie hätte Graf Joachim Simones ledig werden sollen, hätte nicht er sondern sein Bruder als Verführer gegolten? Was hätte es Runo genügt, sich als Geliebter Hadwigens zu bekennen, da er sie doch niemals freien durfte, solange Johanna unvermählt? — So mußte List die verschlungenen Fäden entwirren, Ihr Herren und Frauen, und deutsche Tauglichkeit sich in verwirrendem Liebespieler erweisen.

Literarische Neuererscheinungen

Robert Jacques, *Heiße Städte. Eine Reise nach Brasilien.* (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Der Unterschied ist groß, ob ein Dichter oder ein Reporter reist. Der Dichter braucht dem Berichtstatter von Beruf in nichts unterlegen zu sein, weder in der Exaktheit der Beobachtung noch in der Mannigfaltigkeit der Interessen. Aber voraus hat er etwas immer vor ihm: daß ihm alles, was ihm begegnet, zum Erlebnis wird. Jacques ist als reisender Dichter, dieser sehr moderne Typ des Menschen mit offenen Augen, weltgewandt,

die Romantik der Tatsachen empfindend und genießend. Und überdies ist sein Gestaltungstrieb so ursprünglich, daß er sich an Einzelbeobachtungen nicht Genüge sein läßt. Von der Ausfahrt aus dem Hamburger Hafen bis zu den heißen Städten Brasiliens geht ein einheitlicher Fluß und Zug durch sein Erlebnis. Was er sieht, bleibt niemals trockene Notiz, sondern wird zu einem Bild, einem Traum im Wachen oder im Schlafen, einem Abenteuer, einer Novelle.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in der nächsten Nummer der „Aktion“.

Vom Studium und von den Studenten. Ein Almanach. Herausgegeben vom Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien. (Verlag Bruno Cassirer, Berlin W. 85.) Geb. M. 2.50.

Ringer. Faust's Leben, Taten und Höllenfahrt. In 5 Bänden zum ersten Male aufgelegt 1731 in St. Petersburg. (Neu erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig.) Geb. M. 5.—

Ferdinand Kürnberger's Werke. Band 4: Der Amerika-Räbe. (Verlegt bei Georg Müller in München.)

Platen. Venezianische Sonette. Buch 2 der Drugulin-Drucke des Verlages Ernst Rowohlt, Leipzig. Geb. M. 2.—

Zeitschriftenchau

Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 9: Die Rauberslöte. Von S. F. — Das Problem des untragischen Dramas. Von Georg von Lütacs. — Alfred Capus. Von René Schidole. — Der neue Culenberg (Alles um Liebe). Von Lion Feuchtschwanger. — Im Stadtparl. Von Peter Altenberg. — Kleinigkeiten. Von Alfred Polgar. — Otto Gysa's „Höhere Menschen“ in Köln. Von Saladin Schmitt. — Bahrs „Kinder“ im Lessing-Theater. Von Herbert Ihering.

Der Arbeiter. Monatschrift. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. (Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart D. A., Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des Februarheftes: Das Schwinden der monarchischen Gesinnung. Von Prof. Dr. Ed. Heng. — Die Hausfrau und das Bürgerliche Gesetzbuch. Vom Justizrat Dr. Korn. — „Das namenlose Fräulein.“ Von Marie Hansen. — Zur Frage: Leichenverbrennung oder Erdbestattung? Von Otto Popp. — Lürmers Tagebuch! Rom in Deutschland voran! Staatsrettung und Präventivprügel. — Märzheft: Die elsässische Tragödie. Von Dr. Karl Stord. — Zwei Menschen. Roman von Richard Voß. (Fortsetzung.) — Gleichmut. Von H. Scharrelmann. — Die Prügelstrafe in der Schule. Von W. Mader. — Napoleon auf Elba. — Seine aus seiner Matrahengruft. — Die Psychologie der Aussage. — Lürmers Tagebuch. — Berliner Theater-Chronik. Von Felix Poppenberg. — Wiener Theater. Von Carl Seefeld. — Zum Ableben von Ludwig Knaus. Von Dr. Karl Stord. —

„Pan“, Halbmonatschrift für alle kulturellen Interessen, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Vorletzter Brief an Jagow (Dieser Brief Alfred Kerrs belichtet die, sagen wir: herzlichsten Seiten des ehemaligen Berliner Polizeipräsidenten). — Max Siebott: Zeichnung. — Heinrich Mann: Die Rückkehr vom Hades. — Oskar Loerle: Hinterhaus. — Ein Doppelgänger. — Robert Musil: Das Unanständige und Kranke in der Kunst. — Herbert Culenberg: Fernweh u. a. — Stendhal: Römische Spaziergänge. Der „Pan“ kostet 50 Pf. die Nummer, Probenummern gratis und franko durch den Verlag Paul Cassirer, W. 10, Victoriastr. 5 A.

Die Hilfe. Herausgeber Friedrich Raumann. Nr. 9 enthält: Friedrich Raumann: 65 Millionen. — Friedrich Weinhausen: Die Wahlpflicht. — Karl Hans Strobl: Der Kinematograph. — Theodor Feuß: Frig v. Uhde †. — Hermann Kienzl: Friedrich Spielhagen u. a. m. Einzelheft 20 Pf., Probeabonn. gratis d. d. Verlag Berlin-Schöneberg A.

Das literarische Echo Herausgegeben von Dr. Ettliger. Das 1. Märzheft hat folgenden Inhalt: Paul Fechter: Emil Götts. — Theodor Feuß: Schwaben im Osten. — Leo Greiner: Lustspiele. — Hans Legebund: Die Sammlung Göschen. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften etc. Probenummer d. d. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9 A.

Publikationen der Organisation der Intelligenz

(Redigiert von Hauptmann Viktor Hueber, Prag)

An die verehrten Mitglieder der „Organisation der Intelligenz“ in Berlin!

Auf vielfachen Wunsch meiner Anhänger in Dresden und Berlin war ich Ende vorigen Monats nach Dresden, und Anfang dieses Monats nach Berlin gefahren.

Mit meinem Aufenthalt in Berlin verband ich die Absicht, die Anhänger der Sache, welche bisher nur direkt mit mir in Kontakt gestanden hatten, nun auch miteinander in Verbindung zu bringen. Dies geschah auch zuerst in einem kleinen Kreise, welcher sich rasch erweiterte. Bei unserer letzten Zusammenkunft am 20. v. M. hatte sich bekanntlich ein engeres Komitee konstituiert, als dessen Vorsitzender Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Foerster in Aussicht genommen war. Dieses Komitee hätte am 24. v. M. zusammentreten sollen, um über die Art der Bildung der Organisation endgültig schlüssig zu werden.

Da bei meiner Abreise von Prag eine längere Abwesenheit meiner Person nicht vorgesehen war, so wurde ich in Prag durch ein ad hoc zusammengestelltes Kollegium von Mitgliedern zu Fortführung der Korrespondenz und sonstiger dringlichster Agenda vertreten. Da sich mein Aufenthalt in Berlin dann auf mehrere Wochen ausdehnte, trat hier eine derartige Stauung der Tätigkeit ein, daß ich telegraphisch um meine Rückkehr gebeten wurde, zumal auch die Notwendigkeit, der Organisation in Oesterreich eine gesetzliche Form zu geben, akut geworden war.

Infolge dieser plötzlich eingetretenen Notwendigkeit, welche mich veranlaßte, meinen Aufenthalt in Berlin so gleich abzubrechen und nach Prag zurückzukehren, mußte leider die für den 24. v. M. beschlossene Besprechung aus dem Grunde ausfallen, weil bei dieser die Mitteilung einiger Grundsätze hinsichtlich der Art der Konstituierung für Berlin, resp. für das Deutsche Reich, von meiner Seite erwünscht schien.

Ich beabsichtige, sobald meine momentane Aufgabe hier erfüllt ist, nach Berlin wieder zurückzukehren, und das dort Begonnene zu Ende zu führen. Was mir für Berlin vorschwebt, ist, dort ein provisorisches Zentrum der „Organisation der Intelligenz“ für alle Anhänger der Sache im Deutschen Reiche zu schaffen. Durch dieses Zentrum würde eine engere Zusammenfassung der Mitglieder für Deutschland Platz greifen, und zugleich ich in meiner Tätigkeit hier wesentlich entlastet werden. (Die Schaffung gleicher Zentren wird dann sukzessive auch in Wien, Bern, wo Prof. Forel für die Sache gewonnen ist, usw. erfolgen.)

Bis zu meiner Rückkehr nach Berlin werde ich mit dem engeren Komitee in direkter brieflicher Verbindung bleiben; das Komitee wird die vorläufige weitere Verbindung mit den übrigen Mitgliedern erhalten. Zuschriften bitte ich an die Redaktion der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, oder an meine Adresse, Prag-Rgl. Weinberge, König-Georgsplatz 19, zu richten.

Rgl. Weinberge, 28. Februar 1911.

Hauptmann Viktor Hueber.

Inhalt der vorigen Nummer: Die Streichholzsachtel. Von Franz Pfemfert / Die Unzufriedenen. / „Kulturpolitik“ in China. Von Otto Corbach / Glossen / Triumph. Von U. Gabay / Die Entstehung des Christentums. Von Lu Warten / Vergessenheit. Von Grete Meißel-Heß / Sobwi. Von Anselm Kuest / Die Dämonen der Städte. Von Georg Heym / Dank an Hilfe. Von Kurt Giller / Neue Sezession. Von Arthur Drey / Die neue Oberwelt. Von Paul Scheerbart / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Neopatheisches Cabaret /

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Das Komitee „Konfessionslos“ will die Dissidenten und Konfessionslosen zusammenschließen, um die volle Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Rechte durchzusetzen.

Den Vorsitz des Komitees führt Professor Dr. Ludwig Gurlitt in Berlin-Steglitz.

Alle Mitteilungen werden erbeten an den Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt, Schmargendorf-Berlin, Misdroyer Straße 13, alle Geldsendungen an den Kassierwart Eberhard Fromein, Charlottenburg, Dresdner Bank Depostenkasse 3., Berliner Straße 58. Konto K.

Stellungsuchende Dissidenten und Konfessionslose!

In Berlin hat sich unter dem Vorsitz von Professor Ludwig Gurlitt ein Komitee „Konfessionslos“ gebildet, das die staatsbürgerliche und öffentliche Gleichberechtigung der aus den Landeskirchen Ausgetretenen erkämpfen will. Es ist dem Komitee bekannt geworden, daß gewisse Arbeitsnachweise Schwierigkeiten bereitet haben, wenn die Stellungsuchenden konfessionslos waren. Das K. K. ersucht alle Personen, die von bestimmten Arbeitsnachweisen eine derartige Behandlung erfahren haben, ihre Erlebnisse darüber dem Schriftführer des K. K. Otto Lehmann-Rußbüldt, Schmargendorf-Berlin, Misdroyer Straße 13, mitzuteilen. Das K. K. wird den Stellungsuchenden, die wegen ihrer Konfessionslosigkeit anders als andere Stellungsuchende behandelt worden sind, Arbeitsnachweis namhaft machen, die die religiöse Ueberzeugung des Stellungsuchenden außer acht lassen.

Pfarrer Traub über den Kirchenaustritt

In dem Leitartikel eines Berliner Blattes hat einer der temperamentvollen und sympathischen Führer der sog. freien Protestanten, Pfarrer Lic. Traub aus Dortmund, den Fall des renitenten Pfarrers Jatho aus Köln behandelt. Dem Pfarrer Jatho soll vom Oberkirchenrat der Prozeß gemacht werden, weil er so redet und schreibt wie auch Goethe über Gott und All gedacht hat, weil er also nicht so redet, daß der in Preußen zugelassene Gott seine Existenz bekräftigt erhält.

„Wozu bezahlt man sonst die Kerl!“ würde Gluck von Oldenburg in seiner populären Ausdrucksweise die kürzeste Formel prägen.

Im Verlaufe seiner Ausführungen streift Traub den Kirchenaustritt und sagt:

„Man sagt uns, wir sollten doch nicht durch Drohung mit dem Kirchenaustritt eine Einschüchterung des Oberkirchenrats versuchen, und stellt das sogar als ein Ein-

greifen in ein schwebendes Verfahren dar. Da frage ich mich immer, wie eigentlich die Reformation des siebzehnten Jahrhunderts zustande gekommen wäre, wenn sie sich derart in rechtliche Bedenken hätte einwickeln lassen, wie wir das heute so langsam gewöhnt werden. Geistige Bewegungsfreiheit scheint nachgerade von rechtlichen Bedenken so angekränkt, daß man sich in frühere Zeiten ordentlich zurücksehnt. Es muß dem Menschen heutzutage wieder energischer wie je klar gemacht werden, daß „Recht“ noch lange nicht Gerechtigkeit zu sein braucht. Abgesehen davon möchten wir alle diese Warner bitten, sich doch an die andere Seite zu wenden. In Solingen und Köln, in großer und kleiner positiver Presse wird jeden Tag so deutlich mit dem Kirchenaustritt im Fall einer Schonung Jathos gedroht, daß es komisch berührt, wenn man nun gerade uns zum Schweigen auffordert.“

Sehr gut! Ja, was hätte der „fanatische und exaltierte Mensch“ Luther — um mit Sr. Erzellenz von Dallwitz zu sprechen — nicht alles bedenken müssen, ehe er die Bannbulle des Papstes ins Feuer warf.

Ein weiteres interessantes Wort spricht Traub, das auch für bestimmte Strömungen des Monismus gilt:

„Wenn Schleiermacher vor hundert Jahren seine Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Berächtern hielt, um wieder religiöses Interesse zu wecken, so haben wir heute sachlich und formell die geschichtliche Parallele. Wenn man trotzdem versucht hat, Schleiermacher theologisch weit von Jatho wegzurücken, so würde er selbst für ihn eintreten. Denn er hat selbst die Anlage auf Pantheismus geschmeckt. Daneben steht ein leibhaftiger Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrat, der als Zeuge für Jathos Auffassungen ins Feld geführt werden kann: der Pfarrer zu Wetmar, Herder. Aber wozu denn immer das Recht des individuellen religiösen Erlebnisses erweisen wollen durch Berufung auf Dritte? Es steht auf sich selbst und auf seiner Wirkung.“

Auch sehr gut, Herr D. Traub. Aber zu diesen „Dritten“ gehört doch letzten Endes auch der geschichtliche Jesus, den der liberale Protestantismus so übermäßig ob seines geläuterten Menschentums feiert, daß dieses Menschentum beinahe auf daselbe hinauskommt wie die von der Orthodogie konstruierte Göttlichkeit. Sie haben durchaus recht, aber sehen Sie sich vor, daß die zwölf Männer in Berlin Sie nicht wegen dieser Auslassung fassen. Sie wissen doch, daß die zwölf Männer des Evangelischen Oberkirchenrats das katholische Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes überraschend variierten. Während der Papst der Nachfolger Jesu auf Erden ist, haben wir zu erwarten, daß, vielleicht in 100 Jahren, die zwölf Männer als die Nachfolger der Apostel gelten. Die Unfehlbarkeit in Dingen der religiösen Lehre wurde zwar gezwölftelt, aber o Wunder der Wunder, dafür wurde bann aus einem Unfehlbaren gleich ein Dupend. Wer das nicht versteht, denke an Mephistos Hexenmaleins über das Wesen der Dreieinigkeit.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 4. & 13. März.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unerlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

**Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig**

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (erst Bebestellungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Gerhard Frovwin, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionsdr.: Eduard Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, Nr. 17, Nassauische Straße, Berlin-Wilmersdorf. Telefon: Amt Wilmersdorf 7613. Inseratenpreis: die 4gepalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: An Bethmann Hollweg den Wahlparolenjucher. Von Franz Pfemfert. / Der Gemüts-Staat. Von Kurt Hiller. / Patriotismus. Von Leo Tolstoi. / Louis Capet. Von Georg Heym. / Brief an Paul Scheerbart. Von Dr. S. Friedländer. / Mozart. Von Theophil Gauthier. / Väter und Söhne. Von Dr. A. Ruest. / Freundliche Bitte. Von Torral. / Von Leuten, die den Kopf verloren. Von Paul Scheerbart. / Zwei Gedichte. Von Peter Hille. / Gedicht. Von Anselm Ruest. / Gegen die Seele des Herrn Corinth. Von Guttmann. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen / Zeitschriftenchau. / Brief v. Hauptm. Gueber. / Mein Kirchenaustritt. Von Prof. Ludw. Gurllitt

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

An Bethmann Hollweg den Wahlparolenjucher

Sehr geehrter Herr!

„Die Aktion“ dankt Ihnen herzlichst für die Antwort, die Sie ihr in Form eines philosophischen Schweigens gegeben haben. Wir sind vollauf zufriedengestellt. Ihr tiefgründiges Stummsein sagt uns mehr als das wirre Wutgestammel der „Post“, die (man wird sagen müssen: aus Ratlosigkeit) sich mutig aufs Dementieren verlegt.

Also, Herr Bethmann Hollweg, wir wollen uns weiter aussprechen. Ruhig, sachlich, ernst. Wie man über einen Unglücksfall redet. Ueber Unabänderliches. Denn daß der famose Parolenplan, den man Ihnen präsentiert hat, durch das vorlaute Benehmen der „Aktion“ vereitelt worden ist, darüber sind sich ja die Erfinder seit dem vorigen Montag einig. Es gibt nichts zu retten. Und es gibt (hören Sie, Herr v. Hedwig, und bläuen Sie es doch bitte den leichtsinnigen „Post“-Redaktionshelfern ein) nichts abzuleugnen. Daß man, verantwortungsmüder Herr, überhaupt versucht hat, Tatsachen durch dreistes Ableugnen aus der Welt zu schaffen, das allein ist das Peinliche an dieser Wahlparolenposse. Daß die bedrängte Regierung in ihrer Not den Einfall in Erwägung gezogen hat, den „äußeren Feind“ als zugkräftige Wahlparole zu benutzen, war tollkühn — aber schlau. Die Ableugnungstaktik der Herren, die Ihnen (politisch) nahesteht, ist lächerlich und unklug.

Wir haben Ihnen, Herr Bethmann Hollweg, in der vorigen Nummer der „Aktion“ einige Zitate mitgeteilt. Zitate, die Sie (hoffen wir) bekannt ammuteten. Sie haben wahrscheinlich darob Ihre Philosophenstirn in ernste Falten gelegt und angestrengt nachgegrübelt, wo Ihnen die vertraulich klingenden Sätze begegnet sein könnten. Sind Sie dahinter gekommen? Wir wollen Ihnen das Suchen erleichtern. Lesen Sie:

„... Ein lähmendes Gefühl von Unsicherheit ist leider auch in aufrichtig nationalgesinnten Volkskreisen zu kon-

statieren. An den Ausgang der bevorstehenden Wahlkämpfe müssen die schlimmsten Befürchtungen geknüpft werden, wenn es der Regierung nicht gelingen sollte, Maßregeln zu treffen, um die Wirkung der monatelangen gefährlichen Agitation der regierungsfeindlichen Parteien abzuwenden. Die Hoffnungen unserer treuen Anhänger im Lande bauen auf eine nationale Demonstration der Regierung. Diese Hoffnungen zu erfüllen ist ein Gebot der Stunde. Die Parteien, die es mit ihrem monarchischen Empfinden nicht vereinbaren können, ruhig zuzusehen, wie breite Volksschichten von der Sozialdemokratie und der ihr gesinnungsverwandten „Fortschrittlichen Volkspartei“ Tag für Tag in der Presse und in Volksversammlungen erregt werden, die Parteien, die treu zu Kaiser und Reich stehen, blicken in dieser politisch so bewegten Zeit erwartungsvoll auf ihre Regierung. Wir können nur dann zuversichtlich den kommenden Kämpfen entgegensehen, wir können den inneren Feind, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbesinnung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken. Wir können der Volksverheerung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nationale Ehre des Volkes zu appellieren. Das deutsche Volk muß wieder an seine Ideale, für die seine Väter ihr Leben einsetzten, erinnert werden, soll es von den kleinsten Interessen, die ihm von Versammlungsdemagogen ans Herz gelegt werden, absehen. Wir müssen das nationale Gewissen des Volkes, das gar zu selbstsicher träumt, aufrütteln. Eine Wahlparole, die diesem Gedanken Rechnung trägt, wird zweifellos im Lande begeisterten Widerhall finden...“

Diese „Erklärung“, Herr Bethmann Hollweg, ist den Regierungsvertretern seitens „maßgebender Politiker“ abgegeben worden, als diese Herren ihre erste „rückhaltlos-

vertrauliche Aussprache" zwecks Dichtung einer Wahlsparole für die Regierung hatten. Diese Aussprache hatte, Sie wissen es ja, Herr Reichskanzler, einige Fortsetzungen. (Herr v. Zedlitz oder Herr v. Heydebrand: vielleicht können Sie uns die Namen der einzelnen Konferenzteilnehmer nennen?) Von den theoretischen Erörterungen kam man zu praktischen Vorschlägen. Es ist dabei (als Antwort auf eine diesbezügliche Anregung) ausdrücklich abgelehnt worden, irgendwelche neuen materiellen Interessenfragen in den Wahlkampf zu tragen. Idealisten waren beisammen und erhofften alles von den „Idealen“, an die man die Wähler erinnern wollte. „Zeigen wir dem Volke in diesem Kampfe große Ziele, und wir werden der zersetzenden Kritik der Linken trotzen können.“ Diese „großen Ziele“ sollten im Juli gezeigt und der Reichstag nach Hause geschickt werden. Für die erste Hälfte des September waren die Neuwahlen, der Kampf um die Ideale erwogen worden.

Wirklich, Herr Bethmann Hollweg, der Plan, den unsere Scharfmacher der Regierung „zur Erwägung“ unterbreiteten, war verteuftest schlau erdacht. Politische Gewitterwolken waren (bei dem Geschick unserer Diplomaten) so leicht hervorzuloden. Druckpapiere vom Schlage der „Post“ und der „Kreuzzeitung“ wären schnell dabei gewesen, „Sturm“ zu blasen. Und alles soll jetzt unmöglich geworden sein? Wir begreifen Ihren Schmerz . . .

Bis auf Weiteres Franz Pfemfert.

Der Gemüts-Staat

Von Kurt Hiller.

Von den beiden Möglichkeiten: Anarchie und Organisation — ist die erste ohne Frage die natürlichere, näher liegende, holdere. Uns romantischen oder menschlichen Menschen, die wir vor allem strudelnde Freiheit wollen, scheint es selbstverständlicher, wie der Vogel in den Lüften zu leben oder wie der Fisch im Wasser, als eingezwängt in Zweck-Scharniere und Rücksichtskläfge. Dennoch muß sich der Einzelne der Tatsache seiner Unisoliertheit beugen; und, um nicht sein ganzes Dasein mit Defensivem zu verbringen, schließt er notgedrungen den Staatsvertrag. Do ut des. Er opfert seine freie Willkür seiner Sicherheit. . .

Der Grad der Organisation, den europäische Staatsgebilde heute erreicht haben, ist ein erstaunlich hoher, und alle Verständigen müssen wünschen, daß er sich noch erhöhe. Der Anarchismus, obschon die freiheitlichste, seelischste, edelste aller politischen Theorien, wird anzusprechen sein als die Tendenz zu einer universalen Reaktion; hier wird einmal der Gemeinplatz wahr, daß die Extreme sich berühren: die alleräußerste Linke bildet zugleich die alleräußerste Rechte. Denn gesetzt, das Ideal des Anarchismus (soweit es bloß negativ ist) realisiert sich, so würde, unter Zerstampfung der Kultur, jener prähistorische Blutrunst-Zustand sich wieder in Szene setzen, in welchem der Kampf Aller gegen Alle hemmungslos und tierhaft sich vollzieht. Das positive Ideal des Anarchismus vermag dieser mit seinen eigenen Mitteln nie zu erreichen; denn der ohne Zwangsnormen, nur kraft Konventionalnormen automatisch sich regelnde Verkehr, die gefesselte Friedfertigkeit einer solidarisch fühlenden und sozialethisch handelnden Menschenschaft — ist ein unpsychologischer Traum, und seinen Inhalt als Wahrscheinlichkeit zu proklamieren, eine sträfliche Optimistik. Der entfesselte Mensch wird Bestie sein, nicht Göttersohn; und dieser einzige Einwand gegen den Anarchismus, daß er einen psychologischen Irrtum bedeutet, ist allerdings ein Einwand, der tötet.

Was aber tun unsere lieben Staaten nicht alles, seine Tötungskraft zu paralytisieren! Welche Till Gulenspiegelchen leisten sie sich, um ja den logisch leider unmöglichen Nach-

weis ihrer Nicht-Existenzberechtigung auf Gemütswegen wirklich zu machen!

Wir Deutsche, beispielsweise, leben in folgender Staatsordnung: Wer einen heillos Stochen (einen Pöthiker, Quetiker, Vollkrüppel oder so) auf sein ausdrückliches und ernstliches Verlangen aus purer Menschenliebe tötet, der wird, laut Nummer 216 unseres hanebüchenen Strafgesetzbuchs, mit Gefängnis nicht unter drei Jahren bestraft; wen aber abends auf der Straße eine Ohnmacht anwandelt oder der Schlag rührt, der wird von einem beliebigen Kosaken als „betrunken“ stigmatisiert, ins Polizeipräsidium geschleift und — mag seine Tasche auch voll sein von Legitimationspapieren — über Nacht in eine eke Zelle gesperrt; wo er ohne Erquickung, ohne Luft, ohne Arzt bleibt, bis man ihn am nächsten Morgen als Leiche auffindet. Den Charlottenburger Kaufmann Rubinstein hat in Berlin dieses Schicksal getroffen, und wenn seine Hinterbliebenen selbst tausendmal unrecht haben sollten mit der Behauptung, R. wäre am Leben geblieben, falls der Kosak für ärztliche Hilfe Sorge getragen oder der Familie rechtzeitig Nachricht gegeben hätte — die Möglichkeit, die Möglichkeit, die Möglichkeit, daß hierzulande einem Erkrankten durch blöds-brutale Manöver eines Polizisten die Chance der Genesung genommen und wie mit Hypokrepensfaustschlag der Tod versetzt wird — diese aufstachelnde Möglichkeit bleibt bestehen. Es darf dem Staatsbürger auch gleich sein, ob der Kosak seiner Dienstanzweisung gemäß oder zuwider gehandelt hat; entweder ist eben die Vorschrift Viehisch oder der Beamte; und war bloß der Beamte Viehisch, so ist es empörend genug, daß solche Viehischkeit beamtet werden konnte.

Der Fall ist der preussischen Staatsanwaltschaft übergeben worden, bekanntlich der objektivsten Behörde der Welt. Noch ist der Totschlag, den vor Monaten Kollegen jenes Kosaken an dem harmlosen Arbeiter Hermann verübt, gänzlich ungeführt, und man hat das Recht, auch an eine Bestrafung des diesmal Schuldigen nicht zu glauben. Eine Bestrafung aber ist, damit ähnlichen Taten vorgebeugt werde, unbedingt vonnöten. . . Die liberalen Zeitungen haben die Begebenheit zwar teilweise registriert, aber ihren symptomatischen Charakter nicht hinreichend erkannt; und den Lärm, der hier von einer wirklich freiheitlichen Presse anstandshalber hätte geschlagen werden müssen, hat man nirgends vernommen.

Die Körperintegrität des Menschen ist an sich vom Recht ebensowenig geschützt wie die des Tieres; nur um einen Schutz der Interessen, die sich an die Körperintegrität knüpfen, kann es sich handeln. Es ist daher sinnlos, wenn das Strafrecht, im Falle der Tötung auf Verlangen, das Lebensinteresse eines Menschen „schützt“, das dieser durchaus aufgegeben und mit dem entgegengesetzten, nämlich dem Interesse zu sterben, vertauscht hat. Aber doppelt sinnlos, dreifach lächerlich und hundertfach empörend finde ich das angesichts der Methode, nach welcher, wie der Fall Rubinstein zeigt, das wirklich vorhandene Lebensinteresse in unserem Vaterlande behandelt wird. So riesenhaft ist die Überlogik deutscher Zustände, daß der Lebenslustige schuldlos, aber der Lebensmüde nur bei Strafe getötet werden darf. Dieser Gemüts-Staat vergift ganz und gar, daß zwar jede Verletzung des Lebensgutes Tötung, allein nicht jede Tötung Verletzung des Lebensgutes ist. Dieser Gemüts-Staat kultiviert eine Humanität, die dem Besinnungslosen die Kehle zuschnürt und der Todessehnsucht das Dogma von der Unveräußerlichkeit der Menschenrechte vor die Nase hält. Dieser Gemüts-Staat arbeitet für die Anarchie; denn durch sein einfaches Funktionieren entkleidet er sie ihrer Schreden.

Patriotismus

Von Leo Tolstoi

1.

Der Patriotismus, unter dessen Einfluß sich die Mehrheit aller Menschen unserer Zeit befindet, und unter dem die Menschheit so schwer leidet — ist nicht etwa der Wunsch geistiger Güter für sein Volk (geistige Güter kann man nicht seinem Volke allein wünschen) noch auch die Eigenart nationaler Individuen (diese ist eine Eigenschaft, und durchaus kein Gefühl) — sondern der Patriotismus ist das sehr bestimmte Gefühl der Bevorzugung seines Volkes oder Staates allen anderen Völkern oder Staaten gegenüber und darum der Wunsch, daß das eigene Volk oder der eigene Staat möglichst viel Wohlstand und Macht erringe, Dinge die nicht anders gewonnen werden können und gewonnen werden als auf Kosten des Wohlstandes und der Macht anderer Völker und Staaten.

Es müßte scheinen, als ob es ganz klar ist, daß der Patriotismus als ein Gefühl, ein böses und schädliches Gefühl, als Lehre eine törichte Lehre ist, da es doch offenbar ist, daß wenn jedes Volk oder jeder Staat sich für das Beste unter den Völkern, für den besten aller Staaten halten würde, sich alle in einem groben und schädlichen Irrtum befinden würden.

2.

Es scheint doch auch, daß die Schädlichkeit und Unvernünftigkeit des Patriotismus den Menschen offenkundig sein müßte. Indeß erkennen wunderbarerweise selbst aufgeklärte gelehrte Männer nicht nur selber nicht diese Wahrheit, sondern sie bestreiten sogar mit dem größten Eifer und mit großer Heftigkeit, obgleich freilich ohne alle vernünftigen Gründe, jede Hinweisung auf die Verderblichkeit und Unsinnigkeit des Patriotismus und fahren fort, ihn als eine Wohltat und als ein erhabenes Gefühl zu preisen.

Was bedeutet das also?

Ich kann nur eine Erklärung für diese wunderliche Erscheinung finden. Die ganze Geschichte der Menschheit von den ältesten Zeiten her bis auf unsere Zeit kann angesehen werden als eine Bewegung des Bewußtseins, wie der einzelnen Menschen so auch homogener Gruppen derselben von niederen Ideen zu höheren.

Der ganze Weg, der von jedem einzelnen Menschen ebenso wie von den homogenen Gruppen von Menschen zurückgelegt wird, läßt sich vorstellen als eine Reihenfolge von Stufen, von der niedrigsten an, die noch durch das Niveau des tierischen Lebens bezeichnet ist, bis hinauf zur höchsten, bis zu welchem sich nur immer das Bewußtsein der Menschheit in einem gegebenen historischen Zeitmoment erheben kann.

Jeder Mensch und mit ihm die einzelnen gleichartigen Gruppen, Völker und Staaten sind immer längs diesen Stufen der Ideen entporgelommen und tun es noch heute. Ein Teil der Menschheit geht voran, ein anderer bleibt weit zurück, ein dritter — und dieser ist die Mehrheit — bewegt sich in der Mitte. Aber alle, auf welcher Stufe sie auch stehen mögen, bewegen sich unentrinnbar und unaufhaltsam von den niederen Ideen zu den höheren empor. Und immer befindet sich in jedem gegebenen Moment der einzelne Mensch, so gut wie jede homogene Gruppe von Menschen, in drei verschiedenen Verhältnissen zu den drei Stufen der Ideen, innerhalb welcher sie sich bewegen. Jederzeit gibt es wie für den einzelnen, so wie für die einzelne Menschengruppe, Ideen der Vergangenheit, die sich überlebt haben und ihnen fremd geworden sind, und zu denen die Menschen schon nicht mehr zurückkehren können,

wie z. B. für unsere christliche Welt die Ideen der Menschenfresserei, einer allgemeinen Raubwirtschaft, des Frauenraubes und andere, die nur noch in der Erinnerung fortleben; dann gibt es Ideen der Gegenwart, welche den Menschen durch Erziehung, Beispiel und die gesamte Wirksamkeit des ihn umgebenden Milieus eingepflanzt sind, Ideen, unter deren Gewalt sie zu einer bestimmten Zeit leben: wie z. B. in unserer Zeit die Ideen des Eigentums, der staatlichen Einrichtungen, des Handels, der Benutzung von Haustieren usw. Es gibt auch Ideen der Zukunft, von denen die einen sich schon der Verwirklichung nähern und gegen die früheren Formen ankämpfen, wie z. B. in unserer Welt die Ideen der Arbeiterbefreiung, der Gleichberechtigung der Frauen, das Aufhören der Ernährung durch Fleisch und noch andere Ideen, deren sich zwar die Menschen schon bewußt sind, die aber den Kampf mit den alten Formen des Lebens noch nicht aufgenommen haben. Dieser Art sind die zu unserer Zeit so genannten Ideale der Vernichtung der Gewalt, der Herstellung der Gütergemeinschaft, einer einzigen Religion, einer allgemeinen Verbrüderung der Menschen. Daher befindet sich jeder Mensch und jede Gemeinschaft von Menschen, auf welcher Stufe sie auch stehen mag, da sie hinter sich die überlebte Erinnerung an die Vergangenheit, vor sich die Ideale der Zukunft hat, im Zustand des Kampfes zwischen den sich überlebenden Ideen der Gegenwart und den ins Leben tretenden Ideen der Zukunft. Es ereignet sich gewöhnlich so, daß, wenn eine Idee, die einmal in der Vergangenheit nützlich oder sogar notwendig war, überflüssig wird, nach einem mehr oder minder langem Kampf, einer neuen Idee den Platz räumen muß, die früher ein Ideal gewesen und nun zu einer Idee der Gegenwart wird.

Aber es kommt auch vor, daß eine überlebte Idee, die schon im Bewußtsein der Menschen durch eine höhere Idee ersetzt ist, so beschaffen ist, daß die Erhaltung dieser Idee, die sich überlebt hat, vorteilhaft ist für einige Menschen, die den größten Einfluß in der Gesellschaft besitzen. Dann passiert es, daß diese abgelebte Idee trotz ihres scharfen Gegensatzes zu dem in anderen Beziehungen total veränderten Bau des Lebens, fortfährt auf die Menschen zu wirken und ihre Handlungen zu leiten. So eine Erhaltung einer abgelebten Idee kam jederzeit, und so auch noch heute, in der religiösen Sphäre vor. Die Ursache davon ist die, daß die Priester, deren vorteilhafte Position mit einer überlebten Idee zusammenhängt, ihre Macht benutzen, um die Menschen bewußt in dieser Idee zu erhalten. Dasselbe geschieht und zwar aus demselben Grunde auf staatlichem Gebiet in bezug auf die Idee des Patriotismus, auf den jeder Staat gegründet ist. Die Menschen, für die die Aufrechterhaltung dieser Idee, die schon jeden Sinn und Nutzen verloren hat, von Vorteil ist, erhalten sie künstlich. Und da sie über mächtige Mittel zur Beeinflussung der Menschen verfügen, können sie das jederzeit tun.

Dieses scheint mir die Erklärung jenes sonderbaren Widerspruchs zu geben, in dem sich die überlebte Idee des Patriotismus zu dem ganzen System der Ideen befindet, die in unserer Zeit schon in das Bewußtsein der christlichen Welt eingedrungen sind.

3.

Der Patriotismus, als ein Gefühl der ausschließlichen Liebe zum eigenen Volk und als eine Lehre vom Edelmute eines Opfers seiner Ruhe, seines Besitzes und selbst seines Lebens für den Schutz der Schwachen gegen Tötung und Vergewaltigung durch den Feind — war zu jener Zeit die höchste Idee, als noch ein jedes Volk es für erlaubt und gerecht hielt, um seines eigenen Wohles und

seiner eigenen Macht willen Menschen, die einem anderen Volk angehört zu töten und zu berauben, aber schon etwa vor 2000 Jahren begann den höchsten Repräsentanten der menschlichen Weisheit der Gedanke, der Verbrüderung der Völker bewußt zu werden, und dieser Gedanke hat, indem er immer tiefer in das Bewußtsein der Menschen einbrang, heute schon die verschiedensten Arten der Verwirklichung erhalten. Dank der Erleichterung der Verkehrsmittel, der Einheit der Industrie, des Handels, der Künste und Wissenschaften sind die Menschen unserer Zeit in einem solchen Maße miteinander verbunden, daß die Gefahr einer Eroberung, Vernichtung, Vergewaltigung durch die benachbarten Völker schon ganz verschwunden ist und daß alle Völker (die Völker, nicht die Regierungen) miteinander in friedlichen, gegenseitig sich fördernden, freundschaftlichen Beziehungen leben, im Handel wie in der Industrie und dem geistigen Leben, Beziehungen, die zu untergraben für sie weder eine Notwendigkeit noch ein vernünftiger Sinn vorliegt. Und daher, so sollte es scheinen, müßte das überlebte Gefühl des Patriotismus als überflüssig geworden und unvereinbar mit dem ins Leben getretenen Bewußtsein der Verbrüderung der Völker verschiedener Nationalität immer mehr zurücktreten und ganz verschwinden. Aber statt dessen geschieht das Gegenteil davon: dieses schädliche überlebte Gefühl fährt nicht nur fort zu existieren, es entbrennt noch immer heftiger.

Die Völker sympathisieren nicht nur ohne allen vernünftigen Grund, und im Gegensatz zu ihrem Bewußtsein und ihrem Vorteil, mit ihren Regierungen, bei deren Ueberfällen anderer Völker, bei ihren Besitzergreifungen eines fremden Gebietes, und bei der gewaltsamen Festhaltung desjenigen, dessen sie sich schon bemächtigt haben; — sie fordern vielmehr selbst diese Ueberfälle, diese Besitzergreifungen und Festhaltungen, freuen sich ihrer, sind stolz auf sie. Kleine unterdrückte Nationen, die unter die Macht großer Staaten gelangt sind — die Polen, Irländer, Tschechen, Finnländer, Armenier — sind, während sie selbst gegen den sie erdrückenden Patriotismus ihrer Unterdrücker reagieren, doch in dem Maße von diesem überlebten, überflüssig gewordenen, sinnlosen und schädlichen Gefühl des Patriotismus angesteckt, daß ihre ganze Tätigkeit sich auf ihn konzentriert und sie selber, die sie unter dem Patriotismus der starken Völker leiden, bereit sind, an anderen Völkern das zu üben, von demselben Patriotismus geleitet, was die Nationen, die sie sich unterworfen, an ihnen geübt haben und noch üben.

Es kommt das daher, weil die regierenden Klassen (ich verstehe hierunter nicht allein die Regierungen mit ihren Beamten, sondern auch alle Klassen, die sich einer ausschließlichen vorteilhaften Position erfreuen: die Kapitalisten, Journalisten, die Mehrzahl der Künstler und Gelehrten), weil diese ihre ausschließlich günstige Stellung — im Vergleich mit den Volksmassen — nur dank der staatlichen Organisation, welche sich auf den Patriotismus stützt — erhalten können. Da sie aber alle starken und mächtigen Mittel zur Beeinflussung des Volkes in der Hand haben, erhalten sie unentwegt in sich selbst und in anderen die politischen Gefühle, um so mehr, als diese Gefühle, weil sie die Staatsgewalt stützen, von dieser Gewalt höher als alles andere belohnt werden. Jeder Beamte hat um so mehr Erfolg in seinem Dienst, je mehr Patriot er ist; ebenso kann ein Soldat in seinem Beruf nur im Kriege avancieren, der ja durch den Patriotismus erregt wird. Der Patriotismus und seine Begleiterscheinungen, die Kriege, führen den Zeitungsschreibern und der Mehrheit der Kaufleute große Gewinne zu. Jeder Schriftsteller,

Lehrer, Professor stellt seine Stellung um so sicherer, je mehr er den Patriotismus predigt. Jeder Kaiser und König erringt sich um so mehr Ruhm, je mehr er dem Patriotismus ergeben ist.

In den Händen der herrschenden Massen ist das Geld, die Armee, die Schule, die Religion, die Presse. In den Schulen erregen sie in den Kindern den Patriotismus durch Geschichten, in denen sie ihr Volk als das beste unter allen Völkern, welches immer recht hat, darstellen; in den Erwachsenen wird dieses Gefühl entzündet durch Schaustellungen, Feierlichkeiten, Denkmäler und durch die patriotische bürgerliche Presse; aber was die Hauptsache ist, der Patriotismus wird erregt, indem man zuerst allenthalben Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen andere Völker begeht, bis man in dieser Feindschaft gegen das eigene Volk erweckt; dann aber bemußt man diese Feindschaft, um auch im eigenen Volke Feindschaft gegen das fremde Volk zu erregen.

(Uebersetzung aus dem russischen Original.)

Glossen

Der Gesetzentwurf über die Feuerbestattung in Preußen, ein Scherzspiel, das uns die Regierung vorspielt, da sie sicher ist, daß die Schreckenstammer für preußische Politik der Vorlage nie ihre Zustimmung geben wird, dieser Gesetzentwurf hat die frommen schwarzblauen Herrschaften vollzählig auf den Plan gerufen. Die „christliche“ Weltanschauung, die Noabit und Eisen und Volksausbeutung und Henker ertragen kann, ist plötzlich bedroht. Hören wir, was z. B. der lomische „Reichsbote“ salbabert:

„Durch alle diese liberalen Forderungen wird die christliche Sitte, in der sich die christliche Weltanschauung Ausdruck gegeben hat, zerbrochen und ein großer, sittlicher Schaden angerichtet, wie die Geschichte der Zivilehe beweist. Auch die Leichenverbrennung ist nichts anderes als ein Ausdruck der naturalistischen Weltanschauung gegen die christliche und wird auch so wirken. Auf Beseitigung des Christentums und seines Einflusses ist ja der ganze Liberalismus gerichtet: Trennung des Staates von der Kirche, Trennung von Schule und Kirche, konfessionsloser Eid; Beseitigung der Geistlichen aus der Schulaufsicht — als wäre die Kirche eine Verbrecherin und das Christentum Gift für die Menschen und die Religions- oder Gottlosigkeit das Heil der Welt. Obgleich das Gegenteil überall mit Händen zu greifen ist, läuft doch der große gedankenlose Haufe, der nur auf Schlagworte hört, dieser liberalen Volksverführung nach. Wie lange? So lange, bis Gottes Gericht drein fahren wird, wie am Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo der aufklärerische Liberalismus eine ähnliche Herrschaft führte wie jetzt. Auf Worte hört man nicht, nur die Tatsachen des Verderbens und des Zusammenbruchs können wirken.“

Gedruckt in Berlin im Jahre 1911. Und doch gibt es Optimisten, die da wähnen, das graue Mittelalter läge hinter uns in nebelhafter Fernen. Ach nein! So lange man (ohne daß sich der Psychiater engagiert fühlt) berartige Herrschaften unbeaufsichtigt schreiben läßt, haben wir bescheiden auszusprechen: wir wollen das Mittelalter erst überwinden. Wir wollen wirken, daß der Morddunst morscher Neste uns nicht mehr den Atem beschwert.

Die unwürdige Presse. Was hat man uns doch als eine besondere Errungenschaft der toten „liberalen Ära“ gepriesen? Die Abänderung des Majestätsbeleidigungs-Paragrafen. War es ehemals Sportsangelegenheit eifriger Staatsanwälte, Prozesse wegen Majestätsbelei-

gung anzustrengen, so sollte das neue Gesetz so ausschauen, daß nur der des Verbrechens anzuklagen wäre, der unverkennbar in der böswilligen Absicht, das Staatsoberhaupt zu beleidigen, handeln würde. Aber — der Gesetzgeber denkt, die Staatsanwaltschaft denkt daneben, und mit der „Errungenschaft“ ist's Essig. In diesen Tagen wurde uns der deutliche Beweis erbracht, wie gefährlich es ist, eine ehrliche Meinung frei zu äußern.

Carl Wieselthal, der Leiter des „Allgemeinen Metallarbeiter-Verbandes“, hatte in seinem Organ, dem „Deutschen Metallarbeiter“, die Königsberger Kaiserrede einer Kritik unterzogen. Er hat dabei viel weniger gesagt, als dem allgemeinen Volksempfinden entsprochen hätte. Weniger, als die freiheitliche Presse zum Thema Himmelsinstrument zu sagen für nötig hielt.

Aber — tapfer, wie unsere Staatsanwaltschaft nun einmal ist, stürmte sie gerade diese absolut unangreifbare Artikelserie. Und erhob Anklage wegen böswilliger Beleidigung des preussischen Königs (nicht des Kaisers; ein feinsinniger Zug, der noch an dieser Stelle gewürdigt werden wird.) Resultat: sechs Monate Gefängnis.

Hast du, lieber Leser, in der Presse über diesen Prozeß und über das unglaubliche Urteil etwas gelesen? Wenig? Das ist begreiflich. Denn die Staatsanwaltschaft war so vorsichtig, das Licht der Öffentlichkeit fernzuhalten. Grund? Der Oberstaatsanwalt, Preuß heißt er, gab eine Erklärung: er beantragte den Ausschluß der Öffentlichkeit wegen der drohenden Gefährdung der Sicherheit des Staates. Gleichzeitig behnte der Oberstaatsanwalt (Preuß, den Namen haben wir uns zu merken) seinen Antrag auch auf den Ausschluß der Presse aus. Für den Antrag wurde die Begründung gegeben, die Presse habe bei den letzten großen Prozessen gezeigt, daß sie dieses Vertrauens nicht würdig sei, da sie in ihrer Berichterstattung über nicht öffentliche Sitzungen zu weit gehe.

Niedlich, wie? Aber Herr Oberstaatsanwalt Preuß hat sich doch wesentlich verrechnet.

Die „unwürdige Presse“ wird sich die Pflicht der Kritik nicht nehmen lassen. Und gerade der Prozeß Wieselthal wird mehr kritisiert werden, als Herr Preuß lieb sein kann.

Wie wir Kulturarbeit leisten . . . Aus dem Gebiet der Karolinen, wo man, durch das System der Zwangsarbeit mit Prügel, glücklich den schönsten Zustand inszeniert hat, meldet jetzt der älteste Offizier der dortigen deutschen Seestreitkräfte:

Die Operationen gegen die Auführer von Bonape sind am 22. Februar beendet worden. Der ganze Stamm der Dscholatsch ist gefangen, 15 Mörder, die am Muthade vom 18. Oktober beteiligt waren, sind auf Grund des Urteils des Bezirksamtmanns vom 24. Februar standrechtlich erschossen worden. Alle übrigen Aufständischen, zusammen 426 Menschen, sind nach Nap verbannt und werden dorthin von Titania übergeführt. Fast alle im Besitze von Eingeborenen befindlichen Gewehre sind abgeliefert. Die schnelle und gründliche Erledigung hat nachhaltigen Eindruck gemacht. Die Eingeborenen, bei denen starke Friedensneigung vorherrscht, empfinden die verhängten Strafen als gerecht. (!!) 130 Mann der Polizeitruppe bleiben zurück. Nürnberg geht nach den Erufinseln (Karolinen), um dort Urteil und Strafe bekannt zu geben.

Die „schnelle und gründliche Erledigung“, zu der man nicht einmal Herrn Peters brauchte, verdient allerhand Anerkennung. Am 22. Februar war die christliche Kultur-tätigkeit, das Erschießen der ausgebeuteten Sklaven be-

endet und das Urteil vom 24. Februar hinkt schon etwas nach. „Aufständische“, d. h. Eingeborene, die unter all der Heiarbeit noch einen Funken Freiheitssehnen sich bewahrt hatten und diesen nicht auslöschen lassen wollten, werden wie lästige Hunde „verbannt“, erschossen, geprügelt. Und stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot. F. P.

Louis Capet

Die Trommeln schallen am Schaffott im Kreis,
Das wie ein Sarg steht, schwarz, mit Tuch verschlagen.
Drauf steht der Mod. Dabei der offene Schragen
Für seinen Leib. Das Fallbeil glitzert weiß.

Von vollen Dächern flattern rot Standbarten.

Die Auser schrein der Fensterplätze Preis.

Im Winter ist es. Doch dem Volk wird heiß,

Es drängt sich murrend vor. Man läßt es warten.

Da hört man ferne Lärm. Er steigt. Das Schreien braust.

Auf seinem Karren kommt Capet, bedeckt,

Mit Rot beworfen, und das Haar zerzaust.

Man schleift ihn schnell herauf. Er wird gestreckt.

Der Kopf liegt auf dem Mod. Das Fallbeil faust.

Blut speit sein Hals, der fest im Boche steckt.

Berlin.

Georg Heym.

Von unserem Mitarbeiter Georg Heym erscheint in den nächsten Tagen bei Ernst Rowohlt, Leipzig, ein Band Gedichte.

Offener Brief

an Herrn Paul Scheerbar.

Von Dr. S. Friedländer.

Paul! Bevor man etwas erklärt, muß man doch untersuchen, ob es dieses Etwas überhaupt auch richtig gebe — sonst fällt man in die Tinte: Du bist in die Tinte gefallen. Paul, mit Deiner verfluchten „Schwerkraft“.

Es gibt ja gar keine Schwerkraft anders wie als flache, schiefe, einseitige Interpretation eines Urphänomens, das man doch erst einmal ansehen muß, bevor man, Paul, Rabau darüber macht; wie gesagt entschieden. Paß mal auf!

Zunächst einmal der Bequemlichkeit wegen das Fall en zugegeben — so fällt nichts zur Erde noch zum Zentrum der Erde hin, sondern es fällt überall hin, am allermeisten und drastischsten freilich zum Erdboden, aber auch zur Sonne, zum Monde, zu jeder anderen Masse hin — es fällt in infinitum. Manu verlangst Du nach einem Mechanismus, Paul, der das erklärt? So betrachte das Fallen etwas näher!

Das Fallen, die Attraktion der Massen stößt doch auf deren Widerstand; eine alte Geschichte! Die Massenzerstreuung ist geradezu die andere Hälfte der Massenanziehung: und also ist eine solche Anziehung, an sich genommen, ein solches Unding wie links ohne rechts. Das ist, Paul, unser Phänomen, aus dem man irgendwie Flug werden sollte. Kant (und Laplace) hatten auch keinen richtigen Witz für die offenbare Polarität dieses Phänomens. Diese ist nun wie jede abzuleiten aus einer Fülle und Ueberfülle, aus der Eruberanz des identischen Vorganges. Zum Beispiel illustriert die Beobachtung, daß einige widerspenstige Gestirne der Richtung aller anderen entgegenlaufen, den verborgenen Antagonismus der Kraft, welche hier wirkt. Ähnlich lauert im Männlichen das Weibliche, im Weiblichen, Paul, das Männliche. So lauert schon im „Fallen“ das Gegenteil; und im Erdzentrum die Zentren aller Sterne. Das sind nicht zwei Kräfte, sondern die eine ist für sich selber zu mächtig, als daß sie die eigene Identität nicht polarisieren müßte.

Ohne die Voraussetzung, Paul, dieser ungeheuren Macht und Kraft, Paul, sind Erklärungen ein Darum ohne Warum.

Nichts fällt — alles fliegt, schwebt, bringt entgegengesetzte „Gewichte“ in eine Harmonie, deren idealer Fall die Gewichtlosigkeit oder besser das Gleichgewicht wäre. Paul, es handelt sich nicht darum, dem Sinnenschein zu entgehen, sondern in ihn Vogit bringen zu lassen. Der Geist soll sehen, nicht das Auge — ja, schließlich soll man mit dem ganzen Charakter sehen. Am Schein des Fallens ist zuletzt unser eigener Charakter schuld, eine Disproportion unseres eigenen Wesens. Paul, wenn wir maschinell, technisch jezt etwas leichter, flughafter werden — Paul, so werden wir eben insgeheim bereits physiologisch flügge. Die Welt krankt an ihrer Identität, welche, als monströs per excessum und per defectum, polarisiert ist. Eine Heilung ist nur durch Balancement in jeder erdenklichen Hinsicht möglich. —

Du nimmst auch, Paul, die Sterne, wie soll ich sagen — zu grammatikalisch. Es gibt Materie (zu der auch Deine Luft gehört) und sie treibt ihr polares Spiel, Paul. Alle Sphären durchdringen, erfüllen einander und wirken wechselseitig auf Entfremdungen, weil Nähe zur Ferne gehört. Aller Raum ist ebensosehr kontinent als distant. Wir wandeln hier schon in allen Sternen umher. Doch gibt es ein Geheimnis! Die Erde, das „Fallen“ ist nah; die Sterne, das „Steigen“ fern: aber in diesem factum brutum röchelt erstickt, erstickt dieses Subtile des Gegenteils wie in unserem Leben unser Gegenleben, das Sterben. Wann, Paul; wie, Paul; wodurch, Paul, kann das nach Möglichkeit äquilibrirt werden?

Total, Paul,

Der Deinige.

Mozart

In rote Töne bin ich eingebettet. Nun rauscht es weiß und golden dort hervor. Springbrunnen aus weißem Porzellan wirbeln in die Höhe. Goldene Türme strecken sich empor. — Vorbei! Die Oktave des Grundtones, die dreimal lärmend auf mich einbrang, stampfte die Brunnen und Türme in den Boden und — alles — ist — leer. — Hilfe! Auf der Nase des ersten Geigers sieht — ganz groß — ein Bär aus Rubin! Er wird die Violine zertraben. Auf seinem Rücken erstreckt sich eine schmale weiße Frau! Der Bär will fliehen! Man muß ihn aufhalten! (Außerdem kann er Unglück anrichten!) Ist niemand hier? Niemand? Golden entspringt ein Knabe dem Boden! Wie flink er nacheilt; wie die Kette, die er schwingt, das Tier umschlingt! Ich danke Ihnen! Worauf warten Sie noch? Seine Hände hüpfen wie Kanarienvögel über ihre unerhört bleiche Haut! Deine Haut gleicht straffen Totentüchern aus gewebten Tränen! . . . Unkultur! Sie streckt ihre Brüste, die den Kuppeln eines Barockschloßchens ähneln, ihm entgegen und er versenkt sich — Pfui!!! — in ihre Tiefen. Wie kann man sich dem ersten Besten, der aus dem Boden sprang, ergeben — einem Menschen ohne erotische Erziehung!!

Im Dezember 1829.

Théophile Gautier.

Zum ersten Male ins Deutsche übertragen von René Gil Flauther.

Väter und Söhne

Ein Turgenjewjubiläum von Dr. Anselm Kuest.

In demselben Jahre, wo der erste kümmerliche Freiheitshauch in Rußland die Selbsteigenschaft zu Fall brachte, schrieb ein russischer Dichter, sich weit hinausredend über die engen Grenzen der Heimat, sein Lied von der ewigen

Freiheit und Gebundenheit der Menschennatur: Ivan Turgenjew seinen Roman „Väter und Söhne“. Darum, wenn den Kulturmenschen nur geheimes Gruseln beschleicht, daß ihn erst fünfzig Jahre vom finstersten Mittelalter trennen sollen, möge er statt dessen das Jubiläum des Buches feiern: er wird dabei an die alte russische Legende vom Bauernsohn Nja von Murom erinnert werden, der lange Jahre auf der Ofenbank gehockt hatte, weil er der Meinung gewesen, nicht gehen zu können, dann aber, als durstige Pilger vorbeikamen, plötzlich aufgesprungen war, um Wasser zu holen, und nachdem er selbst davon getrunken, fast den Erdball durch seine Riesenkraft aus der Bahn gelenkt hätte. . . . Uebrigens sind ja auch Turgenjew's Erzählungen schon seit langem Lieblingsbücher der Deutschen, wenn ich wenigstens nach mancher recht zerlesenen und schon vergilbten Bibliothekschwarte schließen darf, die ich hier und da selbst in kleinen Provinzstädten gefunden habe. Menschen, deren Denken und Fühlen noch ganz in der Auerbach-Hense-Zeit wurzelte, müssen sie wohl überseht haben, Menschen, die noch nicht gelernt haben konnten, zwischen der edlen, säulnisgefeiten Süße eines Dvid oder Shakespeare und der morgen in Ekel und Verwerfung übergegangenen „Viliennatur“ des Epigonenzeitalters zu scheiden (sie warteten dieses Morgen gar nicht ab). Nun aber erscheint Turgenjew bei uns wieder in einer neuen großen modernen Ausgabe,* und Menschen, — Böglinge unserer Zeit, die alles härter, kürzer, prägnanter nehmen, die der bloß empfindelnden Phrase aus dem Wege gehen, sie werden heute beweisen, daß das Genie Turgenjew's gerade nichts von jener fatalen Süßigkeit an sich hatte, daß der Freund Flaubert's schon früher nie einer gewesen, der den nächsten Tag zu fürchten hatte. . . .

Denn der erste Band ist erschienen: darin — zusammen mit einer überaus zarten Liebeserzählung „Am Vorabend“ (oder „Helene“), einer Schilderung von jener unbeschreiblichen Keuschheit und Herbheit, wie sie südlichen Völkern immer ein Rätsel mit sieben Siegeln geblieben sein muß — „Väter und Söhne“ wieder, dieser halb-hundert-jährige Roman, der nun manchem, dem vielleicht wie mir an der alten vergilbten Scharteke zufällig ein ganzes Jünglingserleben hängen geblieben, in so schmuder Neugestalt fast Enttäuschungsangst einjagt. Doch getrost, getrost — es ist noch alles wie einst; dem knapperen, gemesseneren Wort entspricht nur die knappere, gedrungenere Empfindung heut, die nicht weniger tief, nur befreiter schon ist. Die Götter hatten wirklich (was wir damals bloß dumpf ahnten) Turgenjew von der Wiege an zum Sänger der „bleibenden Verhältnisse“ bestimmt, sie haben ihm ein Menschheitsproblem ganz leichtthin in den Schoß geworfen: „Väter und Söhne“ muß geradezu wieder jenen Texten zugezählt werden, die sich den uralten Grundmotiven und ewigen Fabeln des Menschenfanges würdig anreihen, — von der Adam- und Ewabichtung über Cain und Prometheus, Don Juan und Ahasver, Hamlet und Don Quixote hinweg bis zum Faust. Das Schicksal und die ewig gleichlaufende Zeit scheinen ja zu wollen, daß dieselben, die einst Söhne gewesen, bermalenst zu Vätern sich auswachsen, „und so fort bis hin zur Ewigkeit.“ Aber wir alle wissen auch, daß nichts den Individuen so schwer fällt, wie ihre Selbstbescheidung und Selbstabgrenzung hinsichtlich der Rolle, die sie etwa noch als Söhne, etwa

*) Ivan Turgenjew: Sämtliche Werke in 12 Bdn. Uebersetzt von Fred W. Balte, Fega Frisch, Ludwig Anbiner, Alexandra Ramm u. a., herausgegeben von Dr. Otto Duet. Verlag Georg Müller, München und Leipzig.

schon als Väter im Weltenplan zu spielen haben. Denn die Tatsache, daß einige wenige Begnadete sich als Söhne bis zu den Marken des Todes vorwagen durften, tausend andere dafür niemals jung gewesen sind und greisenhaft schon mit zwanzig Jahren ein stilles Gärtchen sich wünschten, nimmt natürlich keinem einzelnen die schwierige Forderung unablässiger ehrlicher Selbstprüfung ab. Da gestehe ich nun früh aus „Väter und Söhne“ gelernt zu haben, worüber ich später in der Welt viel Ältere ständig im Dunkel tappen und mit ungereimten Fragen, vernunftlosen Zweifeln und Windmühlenscheitereien sich mindestens — unnütz veräuern sah! Ja, da ist natürlich ein Problem, und sogar eins, das nicht erst die Philosophie mühselig aufgräbt, sondern das fast ein jeder am eigenen Leibe erfährt, fühlt, wenigstens dunkel empfindet, nur seltsamerweise meist mit der ungerechten Forderung auch, daß sich's behaglich lösen lassen, daß es irgendwie vielleicht auch nicht sein oder umgangen werden könne. Merkwürdigerweise ohne einen Zweifel zumeist, ob nicht ein Zwiespalt vorliege, der auf gewohnte Art gar nicht hinweggeräumt sein wolle, weil er zu den Widersprüchen gehört, auf deren täuschender Vorpiegelung ein Innerlich-Harmonisches gerade ruht! Aber wie oft mir dann auch im Leben jener Student begegnet sein mag, der zur hohen Verehrung aller Schulweisheit erzogen nun nicht sonderlich beglückt juristische Kollegen besucht und daheim sich immer von neuem verwundert, wie sein angebeteter und aufgeklärter Vater doch im Grunde längst noch nicht aufgeklärt und fortschrittlich genug denke; jene „höhere Tochter“, die, seit sie zur jüngsten deutschen Dichtung vorgebrungen ist, keine Gelegenheit vorbeiziehen läßt, um über das „Elend zu Hause“ zu jammern, den Zerfall sämtlicher Familienmitglieder in den beweglichsten Tönen zu schildern und programmatische Gespräche mit ihrer Mutter, einer sanften Professorsgattin, ibsenistisch zu arrangieren — ich dachte nur immer bei mir: „Väter und Söhne“ lesen! Was beklagen, was erwarten sie eigentlich? Wie kann man wollen, daß das Natürlichste, die natürliche Weltordnung sich völlig verleugne, eines schönen Tages nicht sei? Tun solche Pseudo-Jugendlichen nicht, als ob sie wirklich diese Disharmonien zwischen zwei Sphären auflösen, lieber verwischt sehen möchten, träumen sie nicht schon heut von Kompromissen gerade, einem lieblich-gemüthlichen Mittlerzustand? — Geduld, diesen wird er werden, früher sogar, als sie selbst heut zu hoffen wagen; sie werden am ersten bei den Vätern sein.

Väter und Söhne: Turgenjew hat beide versöhnt, zwischen beiden einen Ausgleich gefunden und tiefgründigen harmonischen Zusammenklang sogar, aber nicht, indem er die Kontraste abschwächte, die Gegensätze sich berühren oder irgend welchen saulen Frieden schließen ließ, sondern indem er sie nach Hegelscher Art gleichsam „aufhob“, d. h. in ihrer größten Schärfe eben für Ewigkeiten bestehen ließ, um nur von weitem ein höheres Drittes zu zeigen, darin sie einmal zusammentreffen würden — nicht im Endlichen mehr, im Unendlichen erst! Wir sehen eine ferne, ferne, überstannliche Welt erhellt. Basarow, der Jugendliche, wird von seinen alten Eltern überlebt, Wassilij Iwanitsch und Arina Wassiljewna, sie beide weinen am Grabe ihres Sohnes, des ersten russischen „Nihilisten“.*) Aber jener stirbt nicht, weil er in Wahrheit das schwächere, unterliegende Prinzip verkörpert, diese überdauern nicht, weil sie zugleich auch

die Sieghafteren, Lebensmächtigeren sind, sondern Basarows früherer Tod ist nur Symbol des Ewig-Jugendlichen an sich, der Eltern Weiterleben lediglich Ausdruck des Zäherseins als solchen. Diese beiden Welten haben sich gerade nicht gefunden, sie existieren fort, jede in ihrer eigenen unendlichen Sphäre, die eine in der unendlichen Sehnsucht, die dem Pelidenschicksal, den unsterblichen Jünglingen immer so nachweint, die andere in dem mählichen, mählichen Hinwelken und Hinschwinden, das ebenfalls für den Blick kein Ende zu haben und als steinaltes, unvorbenkliches Greisentum vor erstaunten Kinderäugen nie zu vergehen scheint. Aber wie sehr getrennt und geschieden in ihren äußeren Wandelskreisen, sie erleiden gegenseitig voneinander Berührungen, und tiefere, innerlichere, als das Bewußtsein zunächst erkennt, die Oberfläche an den Strand wirft. Denn das eherne ewige Schicksal hat sie seit Menschengedenken aneinandergekettet, ineinanderverschlungen, erlaubt ihnen ein Auseinanderfliehen nur bis zu gewissen heimlichen Grenzen und beugt sie ringartig, dem Willen entzogen, einander wieder entgegen. Basarow, der Harte, der Zyniker und Empfindungslose — er findet das grausame Wort doch nur mit Mühe, das den Eltern nach drei Jahren der Trennung seine abermalige rasche Abreise ankünden soll; Basarow, der scheinbar Lieb- und Mitleidslose, der den Glauben an alles in der Welt verloren und abgeschworen hat — er muß es sich endlich zähneknirschend gestehen, daß eine Frauenhand Gewalt über das Steuer seines Lebensschiffleins bekommen hat und wehrt nun der Brandung nicht mehr, die ihn erbarmungslos in die Tiefe reißt. Sie haben zu viel geglaubt, diese Eltern, zu viel Gefühle und Empfindungen über sich anerkannt — da genügt wohl das letzte leiseste Echo auch, um die Welt in den gewohnten Angeln der Liebe und des Herkommens, in denen sie sich dreht, noch ein Weilchen zu erhalten. Aber auch die Eltern — sie haben umsonst nicht diesen Sohn gehabt, an dessen Bahre sie weinen, in ihnen scheint jene Ahnung sich ungeschwächt zu fristen und dauernd über das Grab zu fliegen: daß ihr Sohn ihnen eigentlich immer nur scheinbar gehörte, daß er sein eigenes individuelles Leben und Schicksal neben dem ihren erfüllen mußte, daran kein Mutterleib und engbegrenztes Vaterhaus etwas ändern konnte, worauf nur die Welt selbst und ihre ewigen Gesetze von jeher ihren unmittelbaren Einfluß hatten! Und so geschieht hier in Wahrheit kein Anknüpfen, kein unsinniges Daviderwölken zwischen zwei Welten, deren Grenzen Gott selbst so deutlich gesetzt zu haben scheint, sondern nur wie ein trauriges, aber harmonisches Empfinden schwebt es, ungesagt und unbetont, zwischen beiden, daß doch das Leben so reich sei an mannigfachen Bildungen, am ewigen Fluten und Ebben seiner Geschöpfe. . . Dieser Vater, dieser Wassilij Iwanitsch, weiß von dem inneren Sein, den Anschauungen, Arbeiten, Kämpfen seines Sohnes so gut wie gar nichts; aber dennoch kündigt ihm eine innere Stimme und bilbet sich der felsenfeste Glaube bei ihm, daß sein Sohn etwas Tüchtiges sei und etwas Großes zu bedeuten haben werde in jenen Tagen, die den Jungen gehören würden, wie die frühere Zeit den Alten; und er und Arina Wassiljewna, sie beide sind glücklich, ihren Sohn nur überhaupt zu haben. Und nun erst bricht das allmächtige, noch überlegenere Schicksal ein, und das ist nichts anderes, als die gewaltige, poetische Intuition selber, mit der Turgenjew sein Thema wie in einem einzigen Begriff sogleich erfährt hat, und zeigt, wie sie wahrscheinlich beide irren und dem Weltgeist gegenüber irren müssen: die Väter, wenn sie glauben, daß es gar so anders, so anders nicht mehr kommen könne, die Söhne, wenn sie ihr Entferntsein vom Früheren als völlig beisspiellos immer aufzufassen geneigt

*) In „Väter und Söhne“ hat Turgenjew bekanntlich zum ersten Mal den Ausdruck „Nihilismus“ für die jung-russische Bewegung geprägt.

sind. Sondern Väter — Söhne, dies könnte vielmehr immer noch das bloße Auf und Ab der Wogen des Lebens darstellen, ihr beständiges Sichfliehen und Wiederbegeggen, ihr ringförmiges Geschaufeltwerden im ewigen Kreislauf der Kräfte! — —

Und darum wird „Väter und Söhne“ für alle Zeit zu den entsiegelnden Büchern gezählt werden, das ist zu denen, die, während man auf Schritt und Tritt Worten und Sätzen begegnet, die man selbst schon einmal gedacht zu haben glaubt und so, nach Platos Anschauung, etwa in einem früheren Leben gehört haben mag, in der Tat die Seele nur von einem lastenbeunruhigenden Dunkel, einer quälenden Ahnung erst wirklich befreien. Noch immer finde ich heute in Basarow den künstlerisch-reifsten, modernsten Hamlettypus*) gezeichnet, der, wie sehr auch die innere Anschauungswelt und seine Ideen selbst wieder verblaßt sein mögen, die Zerrissenheit als solche, das Ringen der neuen Seele am tiefsten veranschaulichen kann. Wir wissen ja, wie vielfach und mannigfaltig gerade auch seitdem wieder um diese Figur gerungen worden ist, wie sie bei Huhsmans, Oskar Wilde, Laforgue, Webekind, endlich in Heinrich Manns Romanen unter immer neuen Namen und Verkleidungen aufgetaucht ist — bunter, pridelnder, unerhörter junger Sensationen trüchtig, aber nicht mehr so geschlossen und einfach überzeugend. Das führt fast auf die Vermutung, daß niemals eine Zeit, die selbst so stark hamletisch ist wie die unsere, diesen Typ am stärksten einfangen wird (Wink auch für Shakespeare als Menschen!); das Erlebnis Hamlet muß gleichsam von außen, als Objekt einströmen, und etwas derartiges scheint auch bei Turgenjew vorzuliegen. Er hatte bekanntlich sonst nichts Hamletisches. Man findet vielmehr eine große, ruhige Dichterseele, die im Harmonischen am meisten an Goethe erinnert; Goethe war ihm auch zeitlebens das am höchsten bewunderte Vorbild. Wie Goethe war er ebenso sehr Weltmann wie Dichter; über alles liebte er die Jagd, der herrlichen Natureindrücke wegen, die sie böte, und fast widerwillig ließ er sich stets nur von der überhandnehmenden Zudringlichkeit der Phantasiebilder an den Schreibtisch fesseln. Er hat fast sein ganzes Leben außerhalb Rußlands verbracht, besonders häufig in Baden-Baden und Paris gewohnt, mit den Schriftstellerkreisen Deutschlands und Frankreichs daselbst in naher Berührung. Von bekannten Frauen scheint Pauline Viardot, die berühmte Tochter Manuel Garcias, in seinem Leben die wichtigste Rolle gespielt zu haben. Die Heimat hat ihn erst spät anerkannt.

Freundliche Bitte

Donnerstag im Choralionsaal gab uns Herr Subwig Harbt wieder Gelegenheit, die beherrschte Kraft eines Rezitators zu bewundern, der, von monotoner Rhythmen-Emphatik ebensoweit entfernt wie von reflexionsmäßiger Zerhackung der Versgebilde, soviel Einfühlungsfähigkeit, Temperament und Takt mitzubringen scheint, wie für die adäquate Interpretation guter Dichtung und Prosa erforderlich ist. Die Litteratur, die Herr Harbt uns vorsetzte, war leider größtenteils minderwertig; er hat, als Künstler, durchaus Pionierpflichten; er hat freikonservativen Anketbotenkitsch und wuchtiges Waffengerassel (von Hopfen bis Bissauer) durch Unrezitiertlassen gefälligst zu bekämpfen; dafür die Kunst der Goethe, Hölderlin, George, Rilke,

*) Dazu brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, daß der Typus gar nichts mit dem Problem und der Idee zu tun habe.

Heym (die er offenbar sämtlich nicht kennt) vor jener besseren Bourgeoisie, die seine Abende aufsucht, unermüdetlich zu vertreten; er hat nicht so zu tun, als ob die Entwicklung der deutschen Wortkunst in Fontane und Villenron ihren Abschluß gefunden hätte; und wenn er Prosa liest, so richten wir die freundliche Bitte an ihn, Schäfer durch Kleist und vielleicht den tiefsinnigen Wied durch Jean Paul, Heine, Meyrink, Heinrich Mann, Brod zu ersetzen und womöglich durch Dichtenberg, Schopenhauer, Nietzsche, Kraus. Man darf wohl hoffen, daß Herr Harbts Können, welches die groben, elementaren, ungeistigen Materien musterhaft meistert, sich auch an jenen feineren, tieferen, zusammengesetzteren Gestaltungen bewähren würde.
Lorra.

Zwei Gedichte

Von Peter Hille.

Nacht

Dunkel
Vor Gefunkel
Ihr loses Haar,
So Friede,
So müde,
So wunder-, wunderklar.

Schmetterling

Steigen
Und neigen,
In Farben spielen,
Schwingenatmend in Sonne ruhn
Und alle Blumen
In sich fühlen.

Gegen die Seele des Herrn Corinth

Im Pan schreibt ein Mann von unheilbarer Gesundheit (namens Franz): „Corinth ist ein Vetter des Grünwalb.“ Woher wissen Sie das, hochgesteigter Handwerker? Leichen — Trompeten blasend — rasen übers Feld. Das ist Grünwalb. Biberbe Ekstasen, rücksichtsvoll gebämpft; Bauernwildheit en miniature. Bescheidene Exzesse. Pathos aus traulichen Kaffeestuben in Berlin W. Neurasthenisch verkrampfte Wurstfinger. Das ist Corinth. Er ist also ein Vetter der Herren Knaus und von Werner. Weichen wir nicht, unter dem Krachen imaginärer Weiswürste, einem Temperament, das — zu den Folgen des Münchener Hofbräuhauses gehörig — als einzigen Maßstab das Fieberthermometer zuläßt, so enthüllen sich die corinthischen Freilichtbordelle als Schaustellungen zur Bekämpfung der Unsittlichkeit.

Warum machen die Akademiker also Corinth zum Märtyrer? Sie können ihn doch nicht hindern, ihresgleichen zu sein! Akademiker ist jeder, dessen einziges künstlerisches Erlebnis das Erlebnis der Schablone ist.

Unter dem corinthischen Bewußtsein dürfte über den Akademismus des Herrn Corinth Klarheit herrschen. Mit der Wildheit eines Oberlehrers, der pensioniert zu werden fürchtet, stürzt er sich — deshalb — auf die fettesten Gesinde und ruht nicht, ehe er ihre vagina mit sorgfältiger Zeichnung und lebensvollem Fleishton en face portraitiert hat. Der Abstand, den er dann von den

Akademikern zu haben meint, findet sich auf seinen Silbern. Der Erfolg der Anstrengung aber ist: daß er uns das Unanständige durch den Akademismus vererbt und den andern seinen Akademismus durch das Unanständige sympathisch macht. So erwirbt er doppelte Verdienste. Warum sollte also Corinth ohne Ehrenkompagnie begraben werden?!

Immerhin wird man ihn loben müssen: er ist Synthetiker und fortschrittlich (wie die Bossische Zeitung). Kurz: er eignet sich zum Präsidenten der Akademie. Daß er von den Akademikern verfolgt wird, dieses ist seine Tragik! Daß seine Freunde überzeugt sind, er werde mit Recht gehaßt, ist die Komik des Falles.

W. S. Schuttman.

Abend im Zimmer

Nun rücken dichter im Gemach die schweren
Gebräunten Truh'n und dunklen Eichenstühle;
Wie lastend Eisen stehn die samtnen Pfühle
Und können der Umklammerung nicht wehren,

In die sie Abend hält mit finstern Mären.
Und im Verwallen hebt sich sanft die Diele
Bis zu des Leuchters mattkrystallnem Stiele —
Und taucht in warmen Teppich alle Beeren . .

Da plötzlich fängt noch kurz vor dem Versinken
Ein goldner Rahmen ihre Sonnensinken,
Und schwillt vor Blut wie taumelwitz und trunken, —

Daß es wie Purpursaft von Kelchen tropfet,
Und wie das Blut verwunschener Wesen klopft,
Die sich zur Ruhe Rausch im Weine trinken . . .

Unselm Kueft.

Von Leuten, die den Kopf verloren

Palmyrenische Fackeltanz-Novelle
von Paul Scheerbart.

Still war die Nacht. Die Sterne funkelten. Und große
Fackeln qualmten auf den Dachterrassen der palmyrenischen
Königsburg — in hohen Opferschalen, von denen
jede von drei langen Speeren gehalten wurde; die drei
Speere waren immer so zusammengebunden, daß sie ein
festes Fußgestell bildeten — mit drei Füßen.

Neben dem einen dieser Gestelle stand der gewaltige
Scharfrichter Aglibol. Nach altassyrischer Sitte trug er
Haar und Bart gekräuselt; ein großes blankes Schwert
blühte an seiner Dinten; es hing an einem Lederriemen,
der seine linke Schulter umspannte. Ein gutmütiges
Bächeln ging über seine breiten Lippen. Sein braunes
volles Gesicht glänzte im Fackellicht.

Zum Fenster Aglibol trat der Arzt Jaribol, der auch
assyrisch frisiert war. Beide blickten schweigend in die große
syrische Wüste hinein, und dann drehten sie sich langsam
um und blickten nach Westen — zum Westmeere, wo die
Sonne untergegangen war; man sah nichts mehr von ihr.

Die Christen schrieben das Jahr 269. Und Palmyra
bildete ein mächtiges Königreich, das Zenobia, die große
Königin beherrschte — an Stelle ihres unmündigen Sohnes
Baballathus. Der Gatte der Königin war schon vor vielen
Jahren ermordet. Niemand dachte mehr an ihn. Und sein
Sohn blieb unmündig — sein ganzes Leben hindurch.

Zenobia jedoch liebte die Konfitüren und das gute
Gebäd; ihr Küchenmeister Schemun spielte eine große Rolle
am Königshof zu Palmyra.

Schemun kam weinselig lachend zu Aglibol und Jaribol
und sagte:

„Die Sonne ist untergegangen. Die Königin Zenobia
wird gleich aufstehen. Warten wir ab, was sie sagen wird.
Die Nacht ist still. Wir verstehen hier jedes Wort.“

Und die Königin kam auf die Terrasse mit Tama,
ihrer Dieblings-Klavin.

Beide sagten gar nichts.

Da näherte sich langsam und ehrfurchtsvoll der Fenster
Aglibol der königlichen Majestät.

Aber die Königin warf sich mit finsterner Miene auf
einen römischen Diwan.

Tama fächelte ihr kühle Luft zu.

Und die Königin Zenobia rief plötzlich ganz wild und
heftig:

„Hau ihm den Kopf ab!“

Aglibol warf sich zur Erde und küßte den Steinboden
der Terrasse, erhob sich und ging neben Rosengebüschen
zurück zu Jaribol und Schemun.

„Kommt mit,“ sagte er, „Ihr habt gehört, was ich
tun soll.“

„Hat sie den Namen,“ fragte Schemun, „ganz leise
gesagt? Wir haben den Namen nicht gehört.“

Aglibol antwortete nicht.

Sie kamen auf eine tiefer gelegene Terrasse, auf der
sie nicht mehr gehört werden konnten.

Hier sagte Aglibol:

„Jaribol, dir soll ich den Kopf abhauen.“

„Du bist wohl,“ versetzte Jaribol, der Arzt, „wieder
berauscht. Ich werde dich kurieren, mein edler Freund.
Zenobia hat keinen Namen geflüstert. Ich habe vortreffliche
Ohren, höre jeden Laut. Tu hier nicht so wichtig.“

„Oho!“ rief nun der Fenster Aglibol, „die Königin
hat den Namen nicht gesagt — also: dann kann ich doch
dem den Kopf abschlagen, dem ich den Kopf abschlagen
will — also auch beinen, mein lieber Freund! Mein lieber
Leibarzt, du kannst mir leid tun.“

Da lachte Schemun.

Und der Leibarzt Jaribol lachte ebenfalls, daß ihm
die Tränen in den gekräuselten Bart rollten.

Schemun sagte:

„Unsere Zenobia heißt die Konfitüren-Königin. Sie
liebt aber die Männerköpfe noch mehr als das gute Ge-
bäd. Wir sollten sie Männerkopf-Königin nennen. Ein
Glück, daß sie kein Blut sehen kann.“

Da sagte Jaribol:

„Das ist wirklich ein Glück. Sonst würde Aglibol so
oft zuschlagen, daß er Arm- und Bein- bekommen würde.“

„Fällt sie denn,“ fragte Schemun, „immer in Ohn-
macht, wenn sie Blut sieht?“

Doch da wurde es oben sehr laut. Sklaven stürmten
treppauf und treppab. Und ein Sklave kam zu Aglibol
und sagte hastig:

„Die Königin hat einen Anfall und ruft nach dir —
immerzu.“

„Sie ruft,“ schrie Jaribol, „nach mir. Ich bin doch
der Arzt. Der da schlägt hier nur alte Männerköpfe ab.“

Die beiden Herren gingen lächelnd zusammen wieder
hinauf zur Königin, die noch immer auf dem Diwan lag.
Als sie Aglibol und Jaribol erblickte rief sie zornig:

„Eben Zwieback aus Damaskus gegessen mit sydonischer
Erdbeerfüllung. Und — verfluchter Koch! — ranziges Del
war darin. Ausgespuht hab ich alles. Wer hat gebacken
— solches Zeug?“

Jaribol sagte kalt:

„Das macht alles der Küchenmeister Schemun. Sonst
ein so guter Kerl.“

Da rief die Königin sofort:

„Hau ihm den Kopf ab!“

Da nahm Aglibol sein Schwert, reichte es dem Jaribol und sagte:

„Schleife mein Schwert.“

Der fing gleich an mit einem dolchartig geformten Schleifstein das Schwert zu schleifen. Es rasselte nur so — durch die stille Nacht hindurch.

Nun rief aber die Königin, als Jaribol eine Pause machte:

„Ich will beim Kopfabhauen zusehen. Will sehen, ob ich noch ohnmächtig werde. Jaribol muß neben mir stehen. Während die Sonne aufgeht, wird's gemacht.“

Die Lama zwinkerte den Jaribol und den Aglibol mit den Augen an. Die beiden gingen langsam ab und schüttelten mit dem Kopf. Als sie Schemun wiedersehen, lachte der und fragte, was los sei.

Aglibol sagte weinerlich:

„Du hast keinen Grund zum Lachen. Du sollst bei Sonnenaufgang deinen Kopf verlieren.“

Schemun lachte abermals.

Da sagte aber Jaribol, der Arzt:

„Armer Freund, Königin will zusehen, will wissen, ob sie immer noch ohnmächtig wird.“

Nun war der Aglibol ein sehr gutmütiger Herr, und er schlug selten die Köpfe ab, die er abhauen sollte. Die Königin schaute ja nicht zu, und die anderen schwiegen — wie das Grab; ein gutmütiger Herr regierte sehr selten in Palmyra.

Jetzt war der Gutmütige in der größten Verlegenheit.

Da kam aber die Lama zu den dreien und sagte leise zum Herr:

„Nimm ein Schaf, setz ihm Menschenkopfmaste auf und mach ihm Menschenleib aus Gewändern. Dem Schaf hau den Schafskopf ab. Dann denkt Frau Königin: Schemun ist auch wieder tot.“

Schemun fiel der Sklavin zu Füßen, küßte ihr ehrfurchtsvoll den Saum des Gewandes und weinte.

Da verschwand die Sklavin — lautlos, wie sie kam. Und sie lächelte.

Der Rat der wichtigen Lama wurde beim Sonnenaufgang genau befolgt, und die Königin Zenobia fiel bei der Prozedur abermals in Ohnmacht; Jaribol, der Arzt, hatte viel Mühe, die königliche Majestät wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Schemun war währenddem schon weit fort in einem Dorf nicht weit von Damaskus. Dort blieb er und trank auf Lamas Wohl so viel, daß er auch — ohnmächtig wie die Königin — in einen langen Schlaf fiel.

Lama jedoch kam abermals zu Aglibol und Jaribol und sprach:

„Ihr müßt machen heute abend Fackeltanz. Die ganze Leibwache muß mit Fackeln tanzen — drüben am Schloßteich, wo die Schwäne sind. Königin sitzt auf Thron so, daß großes Platz vor ihr ist. Nun müßt Ihr zehn Sklaven wählen. Die so kleiden, daß man denkt, sie hätten den Kopf verloren. Ihnen Schweinsblasen mit Blut unter den Kleidern zu halten geben. Dann müssen die Zehn, die auch Fackeln tragen, sich verbeugen und dabei aus Schweinsblase Blut rausprühen lassen — aus Öffnung überm Kopf. Königin fällt wieder um. Sagt: das sind die Leute, die den Kopf verloren.“

Die Lama stammte aus Babylon und konnte noch nicht ordentlich palmyrenisch.

Aber Jaribol und Aglibol verstanden wohl und taten, wie die Listige sagte.

Und sie schickten auch Reiter aus, die den Schemun zurückbringen sollten — zur Lama.

Nun kam die nächste Nacht. Und die Krieger tanzten in ihren römischen Rüstungen vor ihrer Königin. Und da kamen plötzlich auch die Vermummten ohne Kopf — und als denen das Blut aus dem Rumpf spritzte und Ochsen- und Schafsblood den Thron besudelte, da fiel die königliche Majestät zum anderen Mal in Ohnmacht.

„Wer war das?“ rief Zenobia weinend, als sie wieder zu sich kam.

„Das waren,“ sprach hart der Aglibol, „ein paar von den Leuten, die in Palmyra den Kopf verloren.“

„War Schemun,“ rief sie, „auch darunter? Oh — was gäbe ich darum, wenn er noch am Leben wäre!“

„Wie viel?“ fragte Aglibol.

„Hundert Sessel!“ erwiderte die Königin.

Da brachte man den Schemun — er lebte noch.

Aglibol schenkte die hundert Sessel der Lama und verließ den Hof der Königin von Palmyra schleunigst, Jaribol begleitete ihn. Lama verschwand mit Schemun zusammen.

Drei Jahre später führte man die gefangene Königin Zenobia im Triumphzuge durch die Straßen Roms.

Literarische Neuererscheinungen

Karin Michaelis. Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart. 3 Mark.

Vange, lange vor dem „gefährlichen Alter“ hat Karin dieses Buch geschrieben. Hoffentlich wird es jetzt seinen Weg machen. Denn es verdient, wie die übrigen Bücher der Autorin, gelesen zu werden. Wir lassen jetzt die Selbstanzeige der Dichterin folgen:

Der Gedanke an „Ulla Fangel“ war anfangs nicht größer als ein Fäserchen; an dem Tage jedoch, da er flügge wurde, baute er auch sein Nest in meinem Kopf und gebar in jeder Minute sechzig lebendige Junge. Am liebsten hätte ich gleich den ganzen Korb ausgeschwefelt; aber man hatte mir gesagt, daß Wein erst gähren müsse; und mit Honig verhält es sich wohl ähnlich. Ich wartete. Ich wurde eine verbrießliche, mürrische Person. Im Sommer pflegte ich mit meinem lustigen besten Freund jeden geschlagenen Tag in den Wald zu fahren und dann zu baden. Zwei zusammen ist immer nett, ein Drittes ist von Uebel, — und „Ulla“ war überall dabei. Ich wurde ein Plagegeist, ein Essigtopf, eine Kopfhängerin. Endlich gelang es mir, den Freund zu überlisten und von mir fortzuloden; er ging seine Wege. In Deutschland sollten wir einander treffen, wenn der Kopf ausgeräuchert und der Honig ins Handlungshaus geschickt sein würde. Ein ganzer, schöner Monat gehörte mir nun. Ich ließ die Gardinen herab, setzte mich ins Speisezimmer, wo mein Papier am besten Platz fand und Zigarettenasche auf den Fußboden fallen durfte: und dann schrieb ich. Wenn ich hungrig wurde, aß ich Rühreier, die ich mir selbst rührte; denn ich war ganz allein. Abends machte ich einen Spaziergang nach dem Friedhof von Frederiksberg, las meinen Brief aus Deutschland und beantwortete ihn. Nachts lag ich und zitterte vor Furcht. Diese Angst vor dem Dunkel ist sicher schuld, daß „Ulla Fangel“ solch ein verschickertes Buch wurde. Ulla hat vielleicht niemals gelebt, außer in meinem Herzen und in meinen Gedanken. Nina, die Bilblake, dagegen ist nach einem sehr lebendigen Modell geschaffen. Es heißt Sonja, ist mein Patenkind und drei Jahre alt. Hoffentlich hat meine Biographie keinen schädlichen Einfluß auf Sonjas Zukunft.

Ich möchte gern Unmengen von Bob ernten, so lange ich am Leben bin, und am liebsten würde ich hundert

Jahre alt. Nach meinem Tode aber mag man die Blätter meiner Bücher meinetwegen zum Einwickeln von grüner Seife benutzen. Wenn sich meine zwei großen Zukunftswünsche erfüllen, will ich sogar schon mit neunzig Lebensjahren zufrieden sein. Erster Wunsch: ein eingelegter Empireschreibtisch mit einem Geheimschloß; zweiter: das Drama, das ich einmal schreiben werde, möge alle Leute im Theater zu Thränen rühren, — alle ohne Ausnahme. Aber es soll nicht gut sein, wenn alle Wünsche in Erfüllung gehen, sagt meine Mutter. Und sie behält fast immer recht; denn sie ist so schön.

Erland Nordenskjöld. „Wälder“. Streifzüge in Südamerika. — Uebersetzt von Dr. E. Auerbach. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.

Die tropischen Abenteuer Johannes B. Jensens haben unser Gehirn mit einer brünstigen Feuerwelt betäubt; dunkle Flammengarben zischten breit empor und beleuchteten einen Hintergrund voll wilder Vegetationen und grotesk wahnsinniger Fabeltiere. Wie ein Mysterium quoll aus diesem rauchigen Chaos ein phantastisches Wortwelt-Ungeheuer auf: der Urwald. Jetzt führt uns ein sachlicher, zurückhaltender Gelehrter (in dem das Abenteuererblut eines Ianderobernden Vaters kreist) Erland Nordenskjöld in diese Welt. Der wüste Opiumrausch zerrinnt und licht im Grunde breitet sich eine Landschaft aus: voll Größe und Einsamkeit. Wir durchstreifen phantastische Gebiete mit dem ruhigen Schritt des Spaziergängers, langsam baut sich eine Wunderwelt auf, die unsere Sinne traumhaft erfüllt. Und wir verlassen willig das Reich der Träume und tragen in unsere Wirklichkeit einen Duft jener Erlebnisse, der sie buntfarbig und neu macht — wie eine Wiederkehr nach einer langen wohligh ermüdenden Reise.

Percival Lowell. Die Seele des fernen Ostens. (Eugen Dieberichs Verlag in Jena.) Broch. Nr. 3.—

An Professor Basil Hall Chamberlain: Ich habe ein Buch für Sie — ein wundervolles Buch. Aber Sie müssen mir versprechen, es Wort für Wort zu lesen. Jedes Wort ist dynamisch. Es ist das feinste Buch über den Osten, das je geschrieben wurde und enthält, trotz seines geringen Umfangs, mehr über den Orient, als meine ganze Bibliothek orientalischer Werke. Und ein Amerikaner hat das Buch geschrieben. Es heißt: „Die Seele des fernen Ostens“. — Es wird Sie überwältigen wie Schopenhauer — dieselbe Tiefe und Klarheit. Der Mann, der es schrieb, ist bei alledem ein hochgelehrter Mathematiker. Aber Sie werden erkennen, daß seine göttliche Poesie nur das berührt, was keine Gelehrsamkeit erklären kann, — was keine Mathematik zu lösen vermag — was ein Mysterium bleiben muß in Zeit und Ewigkeit. Das geheimnisvolle Regen der menschlichen Psyche in ihrer Chrysalis, die sie zugleich haßt und liebt, und haßt weil sie liebt — die zu durchbrechen es sie verlangt und die zu durchbrechen sie sich scheut, obgleich sich des geisterhaften Friedens jenseits dunkel bewußt.

Rascadio Hearn.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinerungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in der nächsten Nummer der „Aktion“.

Clara Viebig. Die vor den Toren. Roman. (Egon Fleischel u. Co., Verlag, Berlin). Geh. Nr. 8.—

Inhalt der vorigen Nummer: Die Organisation der Intelligenz. / Einige Fragen an Bethmann Hollweg. Von Franz Pfemfert / Deutschland und Rußland. Von Otto Corbach / Glossen / Sonnenuntergang. Von Ernst Bläß / Autoritäten. Von Lorrall / Die blinden Frauen. Gedicht von Georg Heym / Schwerkraft, Atrophysik und bräunende Luft. Von Paul Scheerbart / Zwei Gedichte von Kurt Hiller / Im Parl. Von Alexandra Stamm / Spielhagen / Theater. Von Anselm Ruest / Eine teutsche Rittergeschichte. Von Grete Meißel-Hefß / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenchau / Brief von Hauptmann Viktor Fieber /

Gustave Flaubert. Nachgelassene Werke. Uebersetzt von Paul Bifferer. (F. E. C. Bruns, Verlag, Minden i. W.) Geh. Nr. 18.—

Peladan. Das allmächtige Gold. Roman verdeutschelt von Emil Schering. Mit einem Vorwort von August Strindberg. (Verlag Georg Müller in München).

Rnut Rasmjuns Werke in Einzelbänden. (Verlag Albert Langen in München).

Schillers Gespräche. Herausgegeben von Julius Peterfen. (Im Insel-Verlag zu Leipzig). Pappband Nr. 3.—

G. R. Chesterton. Der Mann, der Donnerstag war. Eine Nachtmahr. (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München). Geh. Nr. 3,50, geb. Nr. 4,50

G. R. Chesterton. Orthobogie. (Hyperion-Verlag), Hans von Weber, München). Geh. Nr. 3,50, geb. Nr. 4,50.

Goethe, Briefgedichte. Druckgussdruck. (Ernst Rowohlt, Verlag Leipzig). Geh. Nr. 2,50.

Zeitschriftenchau

Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 10: Hauptmanns Weg. Von Georg von Sulsac. — Ehebruch. Von Peter Altenberg. — Der Kritiker. Von Egon Friedell. — Theater in der fremden Stadt. Von Karl Friedrich Rowal. — Gespenster in Lichtenberg. Von Heinrich Eduard Jacob u. a.

Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf. Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W 62.

Sozialistische Monatshefte, Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 5 enthält u. a.: Ebnard Bernstein: Der kanadisch-amerikanische Schicksalschlag; Prof. Franz Staudinger: Sozialismus und Religion; Josef Kluge: Arbeiterlektüre; Wilhelm Hausenstein: Gedanken zu einer Soziallogie des Stils; Wilhelm Rimmig: Die Lage der deutschen Eisenbahner. Das Einzelheft kostet 50 Pfg. Probenummern gratis durch den Verlag der S. W. Berlin W 35 A.

Kenzen. Eine Monatschrift für literarische Aesthetik und Kritik. Schriftleiter Paul Kunab. (Zenien-Verlag, Leipzig). Heft Nr. 3 enthält: Hans von Hülsen: Thomas Mann; Schulz-Tharau: A. Daubel, der Humorist; Hennigs: Vom Tragischen; Carl Hauptmann: Aus meinem Tagebuche; Literarische Berichte von Paul Kunab; Edgar Groß, Benzmann u. a. Das Einzelheft kostet 40 Pf.

Die Wille. Herausgegeben von Friedrich Roumann. Nr. 10 bringt folgende Aufsätze: Friedrich Roumann: Junger Liberalismus; Hermann Fernau: Das Kabinett Rouis; Gottfried Traut: Zu viel Menschen?; R. F. Rowal: Elise Lehmann u. a. Das Einzelheft kostet 20 Pf., Probeabonn. grat. d. d. Verlag Berlin-Schöneberg A.

Unsere „literarischen Abende“

„Die Aktion“ wird literarische Abende veranstalten, an denen sie vornehmlich für solche Dichter eintreten wird, die Publikum und Presse nicht nach Gebühr beachten. Die Leitung der Abende übernehmen Franz Pfemfert, Dr. Anselm Ruest, Dr. Kurt Hiller, Grete Meißel-Hefß. Der erste Abend wird Paul Scheerbart gewidmet sein, der zweite August Strindberg. Der Scheerbart-Abend findet Mittwoch, den 22. März, abends 1/29 Uhr statt. Genaueres bringt die nächste Nummer der „Aktion“.

Briefkasten

Unser Mitarbeiter Dr. Kurt Hiller teilt uns mit, daß er aus dem „Neuen Club“, den er seit seiner Gründung geleitet hat, vor kurzem ausgetreten ist, gelangweilt durch das taktlose Verhalten einiger Mitglieder; er legt Wert darauf, für künftige Taten dieser Vereinigung nicht mehr verantwortlich gemacht zu werden.

Publikationen der Organisation der Intelligenz

(Redigiert von Hauptmann Viktor Hueber, Prag, Verfasser des Buches „Die Organisation der Intelligenz“.)

Die Bewertung der menschlichen Existenzen

Sehr geehrter Herr! — Sie hatten die Güte, mir Ihr jüngstes Buch zu senden.*) Der Eindruck, den sein Inhalt auf mich hervorgerufen, bedurfte einiger Zeit, ehe er zu der Antwort reifte, die ich nachstehend wiedergeben will. Ich greife gleich den Kern Ihres Buches heraus: Was sagt Ihr Buch?

Also es sagt: Du sollst nicht töten! Sollst Achtung haben vor jeder menschlichen Existenz. Und diese Achtung soll so groß, das Leben jedes Menschen dir so heilig sein, daß niemals auch nur der Gedanke daran in dir entstehen könne, die Opferung menschlichen Lebens als geeignetes Mittel zur Erreichung eines Zweckes, und erscheine er dir auch als ein vermeintlich noch so hoher Zweck, ins Auge zu fassen oder gar zu vollführen. Denn es gibt keinen Zweck, der so groß wäre, daß er die willkürliche Hinopferung auch nur eines einzigen Menschen zu rechtfertigen vermöchte. Folgenden Satz stellen Sie als Motto Ihrem Buche voran, dessen ganzer weiterer Inhalt dem Nachweis der Richtigkeit dieser Behauptung gewidmet ist: „Wenn irgend ein, selbst noch so unbedeutendes Individuum, das keines anderen Leben mit Absicht gefährdet, ohne oder gar wider seinen Willen aus der Welt verschwindet, so ist das ein ungleich wichtigeres Ereignis als alle politischen, religiösen oder nationalen Ereignisse und als sämtliche wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Fortschritte aller Jahrhunderte und aller Völker zusammen.“

Man fragt sich: Ist das wahr? — Wenn man diese Frage vollkommen durchdacht hat, kann man sie nur bejahend beantworten.

Freilich, und das haben Sie unterlassen, ist an den Begriff „Fortschritt“ ein Vorbehalt zu knüpfen. Sie nahmer diesen Begriff in jener Auslegung, in der man ihn heute allgemein noch anzusehen pflegt. Diese Auslegung krankt aber an einem Irrtum. Ihr zufolge wird der Fortschritt als etwas für sich Bestehendes, von den Menschen Losgelöstes oder Loslösbares, gedacht. Aber diese Auffassung ist irrig. Der menschliche Fortschritt ist an die Menschen gebunden. Ein Fortschritt, der sich um den Preis der gewaltsamen Vernichtung menschlichen Lebens vollzieht, ist widersinnig. Ein Fortschritt um einen solchen Preis ist überhaupt kein Fortschritt. Was wir als solchen ansehen, ist trügerisch; es widerspricht der primären Voraussetzung des Fortschritts: daß dieser sich an das Leben der Menschen habe, den Menschen weiter-, höherbringe. Aber selbstredend den lebenden Menschen, da es für den toten einen Fortschritt im menschlichen Sinne nicht mehr gibt. Ein Fortschritt, welcher sich demnach unter willkürlicher Vernichtung lebender Menschen vollzieht, hebt den Begriff des Fortschritts für diese, und daher überhaupt, auf. Ein Fortschritt, der allen Lebenden nicht mindestens zugute kommen kann, ein Fortschritt, der Menschen bewußt vernichtet, um zu entstehen, ein Fortschritt, der also gleichsam um seiner selbst willen, und nicht um der lebendigen Menschen willen vor sich geht, ist ein Unding. Der Begriff des Fortschritts setzt voraus, daß jeder Lebende sein s Vorteils wenigstens theoretisch teilhaftig werden könne.

Man kann daher nicht sagen, wenn ein menschliches Individuum gewaltsam getötet wurde, so bedeute neben diesem Ereignis die Bedeutung aller Fortschritte aller Zeiten zusammengenommen nichts. Sondern die

*) Dyneus: Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen. Verlag Karl Reißner, Dresden 1910.

Fortschritte aller Art und aller Zeiten, welche um den Preis der Hinopferung von Menschen als Mittel zur Erreichung angeblicher Fortschrittszwecke erzielt wurden, waren überhaupt keine Fortschritte. Der Relativität dieser Fortschritte steht der Nachteil des Opfers von Menschenleben entgegen, und dieser Nachteil ist so unermessbar größer, als die ausdenkbar größte Größe des erzielten Fortschritts, daß er den Wert des letzteren, die Berechtigung seiner Erkennung als Fortschritt, einfach aufhebt.

Sie verweisen darauf, wie zu allen Zeiten und auch heute noch, der Erreichung irgend eines Zweckes wegen, Menschen gegen ihren Willen hingeopfert wurden; am krassesten äußerte sich dieser Wahnglaube, Menschen zur Durchsetzung von Interessen anderer hinopfern zu dürfen, in den verschiedenen Kriegen der Vergangenheit und Gegenwart. Sie verweisen u. a. auf die Religionskriege, bei denen viele Hunderttausende von Menschen veranlaßt wurden ihr Leben zu lassen, um irgend einer religiösen Idee zum „Siege“ zu verhelfen; auf die Kriege unserer Zeit, die durch Wehrgesetze Massen gesunder, lebensfroher Menschen zwingt, um einen wirtschaftlichen „höheren“ Zweck erringen zu helfen, ihr Leben hinzugeben. Als ob nicht der einzige und höchste Zweck all unseres Wollens und Tuns darin liege, das menschliche Dasein besser zu gestalten, dies aber zunächst vor allem das Dasein, nicht aber das Aufhören des Daseins bedinge.

Ihre Auffassung von der primären Bedeutung des Lebens, des Lebenwollens des einzelnen Individuums, — teile ich durchaus und unbedingt. Ich finde jedoch, daß die Auffassung vom Wert des Lebens, und von der Gegenseitigkeitspflicht der Menschen, das Leben jedes Menschen zu achten und einander bei der Erhaltung des Lebens wechselseitig zu schützen, — wie sie in Ihrem Buche verfochten wird, — noch zu enge gezogen ist. Sie treten für die sozusagen gesetzliche Anerkennung des persönlichen, durch keine Gewalt beschränkbareren Rechtes jedes Menschen auf sein Leben ein; erklären die Anerkennung dieses Rechts als „Fundamentalprinzip einer gesitteten Gesellschaftsordnung“. Und Sie brandmarken den „Fortschritt“, der vorgibt, Menschen morben zu müssen und zu dürfen, um — über deren Leiden — fortschreiten zu können.

Sie sprechen damit die Wahrheit aus, aber Sie sprechen sie nicht ganz, nicht zu Ende aus. Sie verurteilen die Tötung eines Menschen, der angeblichen Erhaltung oder Förderung der übrigen wegen; aber Ihre Verurteilung beschränkt sich auf die gewaltsame, brachiale Tötung, auf die direkte Entsendung in den Tod. Ist es aber nicht auch Mord, wenn man einen Menschen durch indirekten Zwang soweit bringt, daß ihm kein anderer Ausweg mehr bleibt, als, von hilfloser Verzweiflung erfaßt, sich selbst zu töten? Sind nicht alle Selbstmorde, die alle Tage auf der ganzen Welt von aus Not zur Verzweiflung Getriebenen begangen werden, auch ein Massenmord, den die Gesellschaft, in der egoistischen Sucht, sich, um den Preis der Opferung einer Anzahl Mitmenschen, besser zu erhalten, an diesen begeht? Einen Menschen direkt gewaltsam töten oder aber ihm indirekt gewaltsam jede Möglichkeit zu leben entziehen, ist das nicht ein und dasselbe?

Wenn aber ja, — was folgt daraus? Daß es solidarische Pflicht aller Menschen ist, jedem Menschen das Existierenkönnen wenigstens zu ermöglichen. Wir müssen zu dem menschlichen Pflichtbewußtsein gelangen, daß wir alle füreinander zur gegenseitigen Fürsorge verpflichtet sind. Und dies Bewußtsein führt jeden dazu, in all seiner

Arbeit einen Beitrag zu dieser allgemeinen Ermöglichung und fortschreitenden Besserung der Existenz aller zu erblicken, den Antrieb zu aller Tätigkeit aus einem menschlichen Gemeingefühl zu schöpfen; aus dem Bewußtsein her-

aus, daß nur eine auf solcher Grundlage aufgebaute Tätigkeit zum wirklichen Fortschritt führt, an dem die Menschheit insgesamt teilhat.

Hauptmann Viktor Hueber.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Rechtfertigung meines Kirchnaustretes

Von Prof. Ludwig Gurlitt, Steglitz.

Ich glaube das getan zu haben, was im Deutschen Reiche hunderttausende tun müßten, wenn ihnen die Ueberzeugung mehr wert wäre als der Schein. Wenn ich mit Deuten meiner Gesellschafts- und Bildungsschicht über das Thema des Kirchnaustretes spreche, so ist das Fragen bei mir die Selbstverantwortung bei den anderen. Die Verlegenheitsauskünfte, die ich dabei zu hören bekomme, geben keinen Anlaß zu nationalem Stolz: „Na ja! Gewiß doch; die Sachen haben sich überlebt. Glauben tut ja kein vernünftiger Mensch mehr daran. Aber, sehen Sie, man hat doch seine Rücksichten zu nehmen! Man ist Beamter, man hat Frau und Kinder. Es würde oben unangenehm bemerkt werden. Man hätte allerlei Konflikte, Scherereien, Zurücksetzungen. Und vor allem aber die Kinder! Die müßten es ausbaden. Meine Schwiegermutter ist schauderhaft orthodox. Es gäbe also auch zu Hause einen Mordskandal. Es liegt auch gar nicht in meiner Natur. Ich bin nicht zum Reformator geboren. In die Kirche gehe ich ja nicht, aber ich mag kein Aufsehen erregen als Kirchnegener. Und dann — vergessen Sie nicht: die Verpflichtung, die wir Gebildeten nun doch einmal haben, dem niederen Volke das gute Beispiel zu geben. Und Majestät hat doch, wie Sie wissen, wiederholt und mit allem Nachdruck betont, daß dem Volke der Glaube . . .“

Schluß, Schluß! — —

Also, meine Gründe:

Ich bin nie in die christliche Kirche eingetreten. Man hat mich hineingetauft, hineinkonfirmiert, ohne mich zu fragen. Oder sollte jemand behaupten, daß dem Konfirmanden eine freie Willensbestimmung zustände, und daß die ihm abgenötigten Bekenntnisse und Gelübde auch für den Mann irgend welche bindende Kraft hätten? Als Lehrer wurde ich dann durch den Diensteid verpflichtet, nichts gegen die Lehren der Landeskirche der Schuljugend vorzutragen und habe mich dazu verpflichtet, einmal weil ich nur so Zutritt zum Lehramt erhalten konnte, sodann, weil ich den Vorsatz hatte, mich vollständig vom Religionsunterricht fern zu halten, mich deshalb auch nicht um eine Lehrbefähigung in diesem Fache bemüht hatte. In den beiden ersten Schulen, an denen ich sechs Jahre lang unterrichtete, wurde ich nur zum Anhören der Schulandachten verpflichtet; am Gymnasium zu Steglitz aber wurden alle Lehrer vom ältesten Professor bis zum jüngsten Vorschullehrer zum eigenen Abhalten der Schulandachten kommandiert. Ich habe das, noch während ich im Amte stand, als den schwersten Teil meiner Dienstpflicht öffentlich bezeichnet und um Dispens davon gebeten — ohne Erfolg. Es wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Lehrer Mann für Mann kirchengläubig wären und der Direktor wachte streng darüber, daß keine Entgleisung aus den Bahnen der Rechtgläubigkeit vorkam. Das mittelalterliche Glaubensgebot: cuius regio, eius religio fand

keine Uebertragung in die Schulautokratie: Wie der Direktor, so der Glaube des Kollegiums und natürlich auch der Schüler. In ihrer Not nahmen Freidenker und Haedelianer, die es heute in einem noch so kleinen Kollegium gibt, ihre Zuflucht zu den gedruckten Gebetbüchern und Agenden und lasen mit leicht erkennbarem inneren Widerstreben Gebete voll schwülstiger Brünstigkeit vor, von deren Inhalt ihr Herz nichts wußte. Ich nehme mich davon nicht aus: ich machte es ebenso. Die Not lehrte mich nicht, sie zwang mich beten. Nein, nicht beten, denn das waren keine Gebete, das waren Beseßungen, Deklamationsproben.

Im Jahre 1861, also genau vor einem halben Jahrhundert, hat Heinrich von Treitschke in Leipzig einen Aufsatz über das Thema „die Freiheit“ veröffentlicht; man findet ihn jetzt in seinen „historischen und politischen Aufsätzen“ (vierte vermehrte Auflage, dritter Band: Freiheit und Königtum, Leipzig, Verlag G. Hirzel 1871). Dort heißt es Seite 25:

„Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogene Tausende einem Bippenglauben hulbigen, der ihren Herzen fremd geworden. Nur die wenigen haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juristischen Fiktion, in welcher Staat und Kirche bei uns dahinleben, der Annahme: Jeder bekennt sich zu dem Glauben, worin er geboren ist. Wie jedes staatliche Uebel die Sitten der Bürger berührt, so hat auch die lange unselige Gewohnheit, vor dem Staate zu schweigen und sich zu beugen, entsittlichend eingewirkt auf das religiöse Verhalten des Volkes.“

Auch ich empfinde es als eine unerhörte Dreistigkeit von Staat und Gesellschaft, daß man von uns deutschen Bürgern das Verharren in der Kirche, in die uns der Zufall hineingeworfen hat, wie eine Selbstverständlichkeit fordert. Rousseau sagte sehr richtig: „Religion ist eine Sache der Geographie.“ Wenn die Herren von der preussischen Synode in Zentral-China geboren wären, so würden sie wahrscheinlich als Führer des Dzerkausstandes — Ausrottung der Christen fordern. Mein ältester, mir nachweisbarer Vorfahre kam im Türkenkriege in Gefangenschaft und wenn es ihm nicht gelungen wäre, nach Oesterreich zurückzuziehen, so wäre er jedenfalls Mohammedaner geworden und mit ihm seine Nachkommen. Ich kam also, leider etwas spät, zu der Erkenntnis, daß man mich nur irrtümlich unter die Christen gezählt hat. Ich unterzog mich selbst einer Prüfung im Glauben, legte mir jeden einzelnen Satz des evangelischen Glaubensbekenntnisses mit der Verpflichtung vor, ihn ehrlich zu beantworten und mußte mir das Zeugnis im christlichen Glauben ausstellen als völlig ungenügend. Denn ich glaube von all dem, was dort als Kern und Inhalt der christlichen Lehre gebucht steht, kein einziges Wort. Man hat mich aus Irr-

tum einer Gemeinschaft zugeschrieben, zu der ich nicht gehöre. Jetzt erst komme ich selbst zu Wort und sage, ohne Bitterkeit und ohne irgend welche Kritik an den Lehren des Christentums zu üben: es liegt ein Irrtum vor, ich bin kein Christ. Ich habe von den Rechten, die mir die Kirche zusprach, keinen Gebrauch gemacht. Ich habe seit meiner Konfirmation, außer einmal im Schulzwange, keine evangelische Kirche betreten und wenn ich, der Landesfitte folgend, meine Kinder taufen ließ, den Prediger dafür besonders honoriert. Ginge es nach Recht und Billigkeit, so müßte mir eigentlich die Kirche die Steuern, die ich ihr seit mehr als dreißig Jahren zahle, jetzt, da der Irrtum erkannt wurde, wieder zurückgeben. Aber ich bin nicht kleinlich, wundere mich nur, weshalb ich sogar für meinen Austritt noch 3 Mark 50 Pfg. zu zahlen habe und noch ein Jahr lang die vollen Kirchensteuern; wie verträgt sich das mit dem Geist des Stifters, der immer nur für Geben und nie für Nehmen war? Wenn die Kirche sich nicht scheute, für ihre Zwecke auch Geld von Monisten einzuziehen, die aus der Kirche ausgetreten sind, so darf ich an diese amtlichen Vertreter christlicher Nächstenliebe gewiß die Bitte richten, auch unserem Monistenbunde ein Scherflein zuzuwenden. Wir Monisten verpflichten uns nicht zur christlichen Nächstenliebe; unsere Menschenliebe hat andere Wurzeln; aber die Frommen im Herrn darf ich an das höchste Gebot ihres Meisters erinnern: „Liebet eure Feinde!“

Eines muß ich zum Schluß noch mit aller Entschiedenheit fordern: daß Staat und Gesellschaft in uns die durch die Verfassung gewährleistete Gewissensfreiheit respektieren. Wir verwahren uns dagegen, daß man uns als Bürger niederen Grades betrachte und behandle. Wir werden auch streng darüber wachen, daß es unseren Kindern nicht im Uebeln vergolten wird, daß ihre Väter Männer sind. Es gibt keinen Paragraphen in irgend einer deutschen Verfassung, der uns verpflichtet, Christen zu sein. Wir fordern unter Berufung auf Gesetz und Menschenwürde, daß man unsere Ueberzeugung nicht tiefer einschätzt, als die eines evangelischen Hofpredigers oder eines katholischen Bischofs. Leider haben wir berechtigten Grund, in Preußen über Zurücksetzung und Verfolgung der Dissidenten zu klagen. Wir sind aber nicht gewillt, dieses Unrecht schweigend hinzunehmen. Wir verwahren uns aus Gewissenspflicht und aus Vaterlandsliebe gegen einen Verfassungsbruch, durch den in Preußen an Dissidentenkindern brutale Zwangsverfremdung geübt wird. Wer es mit uns als kulturwidrig und unwürdig empfindet, daß man uns unsere Ueberzeugung in pharisaischem Hochmuth als „Unglauben“ deutet, und uns und unsere Kinder dafür büßen lassen will, den bitten wir dringend, unsere Macht dadurch zu stärken, daß er mit eintritt in unsere Reihen. Wenn die unzähligen Bürger Deutschlands, die innerlich schon mit den Kirchen gebrochen haben, ihrer Ueberzeugung, — wie es doch wohl ehrliche Mannes- und Frauenpflicht ist — auch einen sichtbaren Ausdruck gehen, dann sind wir Dissidenten eine Macht, die jedes Unrecht von sich abweisen kann. So lange aber der Staat die Dissidenten verfolgt, werden wir Austritte aus der Landeskirche als wirksamste Gegenwehr empfehlen.

Müssen Kinder getauft werden? Sehr häufig stößt man auf die Meinung, daß Kinder einen Taufschein beibringen müssen, wenn sie für den Schulunterricht angemeldet werden. In Westdeutschland hatte ein Schulleiter einer höheren Töchterchule einem Kinde die Aufnahme verweigert, da es nicht getauft worden war. Der Vater hat dagegen die vorgesetzte Behörde angerufen und selbstverständlich mußte der Schulleiter sich zur Einschulung be-

quemen, ohne daß das Kind getauft wurde. Die Rechtslage ist die, daß kein Mensch in Deutschland einer bestimmten Konfession oder Religionsgemeinschaft anzugehören hat. Er braucht weder getauft noch konfirmiert zu werden. Es wird sogar ein Geistlicher, der eine kirchliche Trauung vornimmt, ohne daß ihm der Nachweis der standesamtlich geschlossenen Zivilehe erbracht ist, mit Gefängnis bestraft. Natürlich wird aber immer versucht, einen Druck auf die Eltern auszuüben, ihre Kinder taufen zu lassen. Dagegen muß man sich mit Berufung auf das Gesetz verwahren. Sollten trotzdem die Drangsalierungen nicht aufhören, so wende man sich an den Schriftführer des Komitees „Konfessionslos“, Schmargendorf-Berlin, Misbroyer Str. 13.

Das Komitee „Konfessionslos“ will die Dissidenten und Konfessionslosen zusammenschließen, um die volle Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Rechte durchzusetzen.

Den Vorsitz des Komitees führt Professor Dr. Ludwig Gurlitt in Berlin-Steglitz.

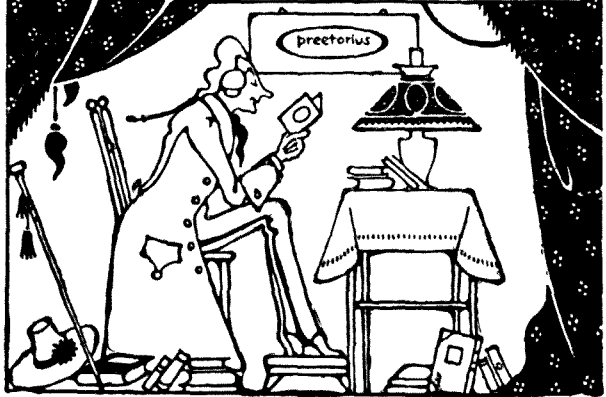
Alle Mitteilungen werden erbeten an den Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt, Schmargendorf-Berlin, Misbroyer Straße 13, alle Geldsendungen an den Kassierwart Eberhard Fromein, Charlottenburg, Dresdner Bank Depofitenkasse 3., Berliner Straße 58. Konto K.

Formulare Austritt aus der Landeskirche

zum versendet in beliebiger Anzahl gegen Einsendung des Portos
Leon Hirsch, Schöneberg b. Berlin Sachsendam 53.

M.K. Fischers Bibliothek M.K.
zeitgenössischer Romane
Soeben erschienen:

Th. Fontane: Irrungen Wirrungen
Björnsterne Björnson: Mary
Gabriele Reuter: Frauenseelen



Moderne Romane erster Autoren
Jeden Monat ein Band geb. für 1 Mark
in Leinen: 1,25 M. in besserer Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 5. & 20. März.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Raffaufstraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Nr. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Gerhard Krowein, Verlag, Charlottenburg, Bügowerstraße 6, Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, W.B. 21, Greifelderstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7513. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareillezeile 50 Pfg.

Inhalt: Wir klagen an. Von Franz Pfemfert. / Bucher und Liebe. Von Otto Corbach. / Der 18. März. Von Franz Pfemfert. / Glossen. / Deutsche Mondnacht. Von U. Gaday. / Literaturpolitik. Von Dr. Kurt Hiller. / Der Anfang. Von John Hörter. / Erich Mühsam. Von Senna Hoy. / Vahr's „Kinder“. Von Heinrich Eduard Jacob. / Nach Haus. Gedicht von Ernst Bläß. / Theater. Von Dr. Anselm Kuest. / Aialanta. Drama von Georg Heym. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Unser Paul Scheerbar-Abend. / Note.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Wir klagen an

Vor vierzehn Tagen sah sich „Die Aktion“ gezwungen, Herrn von Bethmann Hollweg, dem verantwortlichen Vertreter der deutschen Regierung einige Fragen zur freundlichen Beantwortung zu unterbreiten. Der verantwortliche Vertreter der deutschen Regierung hat von dem Recht des Schweigens Gebrauch gemacht. Die Dementierspritze, die sonst so vorzüglich funktioniert, wurde diesmal nicht in Tätigkeit gesetzt. Vierzehn Tage haben wir gewartet. Jetzt müssen wir unsere Anklage erheben.

Wir müssen die deutsche Regierung als hinreichend verdächtig erklären, daß sie dem frivolen Plan einiger gewissenloser Scharfmacher, eine Kriegsbege als Wahlparole zu inszenieren, ihre Zustimmung erteilt hat. Daß sie, um der Strafe für ihre volksfeindliche reaktionäre Politik zu entgehen, zu unfairen Mitteln zu greifen bereit war.

Wir haben vor acht Tagen an dieser Stelle eine Erklärung abgedruckt, von der wir behaupten, daß sie mit Zustimmung des Herrn von Seydewitz der Regierung als Kundgebung der rechtsstehenden Parteien (nicht nur der Konservativen!) mündlich und schriftlich abgegeben worden ist. Wir behaupten weiter, daß bei Konferenzen, die daraufhin stattgefunden haben, diese Erklärung Gegenstand der Beratung war und daß dabei besonders die zu wenig energische Stellung der Regierung in Fragen der Auslandspolitik bemängelt wurde (bemängelt in dem Augenblick, da man sich über eine zweedmäßige Wahlparole verständigen wollte!). Gewiß: man hat keinen Kriegsalarmlaut verlangt. Aber man hat (auf der Suche nach einer zweedmäßigen Wahlparole!) von der Regierung eine energische Vertretung unserer Auslandsinteressen gefordert. Wir behaupten, daß diese Forderung eine Illustration sein sollte zu den Sätzen der Erklärung:

„Die Hoffnungen unserer treuen Anhänger im Lande bauen auf eine nationale Demonstration der Regierung. Diese Hoffnungen zu erfüllen ist ein Gebot der Stunde. Die Parteien, die es mit ihrem monarchischen Empfinden nicht vereinbaren können, ruhig zuzusehen, wie breite Volksschichten von der Sozialdemokratie und der ihr gesinnungsverwandten „Fortschrittlichen Volkspartei“ Tag für Tag in der Presse und in Volksversammlungen erregt werden, die Parteien, die treu zu Kaiser und Reich stehen, bilden in dieser politisch so bewegten Zeit erwartungsvoll auf ihre Regierung. Wir können nur dann zuversichtlich den kommenden Kämpfen entgegensetzen, wir können des inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken. Wir können der Volksverhetzung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nationale Ehre des Volkes zu appellieren. Das deutsche Volk muß wieder an seine Ideale, für die seine Väter ihr Leben einsetzten, erinnert werden, soll es von den kleinlichen Interessen, die ihm von Versammlungsdemagogen ans Herz gelegt werden, absehen. Wir müssen das nationale Gewissen des Volkes, das gar zu selbstsicher träumt, aufrütteln. Eine Wahlparole, die diesem Gedanken Rechnung trägt, wird zweifellos im Lande begeisterten Widerhall finden...“

Wir behaupten, daß die Regierung den tieferen Sinn dieser Zumutung verstanden hat und trotzdem bereit war, den „Anregungen“ der „maßgebenden Politiker“ nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Wir behaupten, daß die Drohnote an Serbien eine Kundgebung dieses guten Willens der Regierung darstellte, daß sie jedenfalls von interessierter Seite so ausgelegt worden ist.

Von den „maßgebenden Politikern“, die mit der Regierung die Parolensache beraten haben, nennen wir die Herren von Heydebrand und von Zeblich. Die Regierung hat (einmal) . . . Herr von Bethmann Hollweg vertreten.

Da man vielleicht doch den Mut aufbringen könnte, diese Nachricht zu dementieren: in unserem Besitz befindet sich (unter anderem interessantem Material) ein Schreiben, das von Berlin an die konservativen Häupter im Lande (in diesem Falle nach Ostpreußen) versandt worden ist. Dieses „streng vertrauliche“ Schreiben, das gar reizvoll von Besprechungen zu berichten weiß, die zwecks Dichtung einer Wahlparole dreimal stattgefunden haben, war bestimmt, den konservativen Häuptern im Reiche Trost und Mut zu geben und „Verhaltensmaßregeln bei den Wahlvorbereitungen.“ Die Besprechungen werden darin mit Genugtuung als äußerst wertvoll registriert. „Es nahmen außer unseren engeren Parteifreunden auch Führer politisch und nahesteherer Fraktionen daran teil.“ Es wird die oben zitierte „Erklärung“ wiedergegeben. Es wird empfohlen, die „zuverlässigen Presseorgane, insbesondere die Kreisblätter wiederholt im Sinne unserer Rundgebung zu beeinflussen.“ Es wird ganz besonders das Einverständnis der Regierung betont, und es wird darauf aufmerksam gemacht, daß schon das „würdige Verhalten im Falle Serbien in der Auslandspolitik unserer Regierung einen erfreulichen Umschwung“ bedeute . . .

Einige Quartseiten umfassen diese traulichen Mitteilungen. Alle Für und Wider sind erwähnt. Auch das „Für“ des Regierungsvertreters. Als Absender zeichnet — ein „Mitglied der Deutsch-Konservativen Partei . . .“

Ist unsere Anklage begründet?

Neben dem Täter und Mittäter kennt das Gesetz Mitwisser.

Und: Der Versuch ist strafbar.

Franz Pfemfert.

Wucher und Liebe

Von Otto Corbach.

Unsere öffentliche Rechtspflege spricht von „strafbarem Eigennuß“ und denkt dabei fast ausschließlich an nackte wucherische Gewinnsucht. Wer z. B. „unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines andern mit bezug auf ein Darlehn oder auf die Stundung einer Geldforderung oder auf ein anderes zweiseitiges Rechtsgeschäft, welches denselben wirtschaftlichen Zwecken dienen soll, sich oder einem Dritten Vermögensvorteile versprechen oder gewähren läßt, welche den üblichen Zinsfuß bergestalt überschreiten, daß nach den Umständen des Falles die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältnis zu der Leistung stehen“, wird vom Gesetz „wegen Wuchers“ mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark bedroht. „Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“ Ist es aber nicht viel schlimmer, wenn ein Arbeitgeber die Notlage, den Leichtsinns oder die Unerfahrenheit eines Arbeitstuchenden ausbeutet, indem er ihn einen Arbeitsvertrag eingehen läßt, bei dem der Lohn oder Gehalt nicht entfernt der üblichen Höhe für die geforderten Leistungen entspricht? Und doch weiß unser Strafrecht nichts von solchem Wucher an der menschlichen Arbeitskraft, der Muttersubstanz des Geldes. Trotzdem sich hier mit der materiellen Schädigung oft genug eine dauernde Einschränkung der persönlichen Freiheit verbindet. Wer den Umständen nach gezwungen ist, in einem Arbeitsverhältnis zu bleiben, der darf nichts tun, was dem Produktionsleiter mißfällig ist. Noch ferner hat es dem positiven Recht bisher gelegen, den Wucherbegriff auf das Gebiet der geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib zu über-

tragen. Auch hier verleugnet es nicht seine römische Herkunft, indem es von Grund aus geneigt ist, vor allem Sachen und Einrichtungen, und nur nebenher zuweilen auch Personen an und für sich zu schützen. Es nimmt sich weniger der Ehegatten als der Ehe, weniger der Familienangehörigen als der Familie an und ist immer bereit, gegenüber unsittlichen Handlungen ein Auge oder beide Augen zuzubringen, wenn nicht die Autorität von Vormündern, Pflegeeltern, Geistlichen, Lehrern und Erziehern, oder irgendwelchen obrigkeitlichen Personen dadurch verletzt wird. Besonders kennzeichnend ist in dieser Hinsicht der § 179 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich: „Wer eine Frauensperson zur Gestattung des Beischlafs dadurch verleitet, daß er eine Trauung vorspiegelt, oder einen andern Irrtum in ihr erregt oder benützt, in welchem sie den Beischlaf für einen ehelichen hielt, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.“ Man braucht das gemeine Leben nur einigermaßen zu kennen, um zu wissen, daß es sich in solchen Fällen in der Regel um „Frauenspersonen“ handelt, die nicht aus äußerer Not einen Ehehasen suchen. Und dann ist's um sie nicht so sehr schade, daß sie betrogen wurden; denn ein Weib, das sich ohne Not einem Manne in erster Linie nicht um seiner selbst willen, sondern um von ihm geheiratet zu werden, hingibt, ist unter keinen Umständen viel wert. Es kann also schwerlich des geschädigten Subjektes wegen geschehen, daß der Gesetzgeber den Betrüger mit „Zuchthaus bis zu fünf Jahren“ bestraft. Vielmehr soll die Ehe als staatliche Institution geschützt werden. Wenn aber jemand „die Notlage, den Leichtsinns oder die Unerfahrenheit“ eines Weibes ausnützt, indem er sie ein Konkubinat mit ihm eingehen läßt, ohne ihr viel mehr als bloße Versprechungen dafür zu bieten, was sagt das Strafgesetz dann? Es schweigt, es bleibt stumm; es weiß nicht, daß solcher Eigennuß als der schlimmste Wucher gelten darf, der sich denken läßt, und demgemäß bestraft werden sollte. Doch auch die von Männern gemachte öffentliche Meinung ist heutzutage allzugern geneigt, den hier aufgedeckten kausalen Zusammenhang zu übersehen. Wie kann man nur, so wird von allen Seiten eingewendet, in einem Atem von zwei so grundverschiedenen Gegenständen, wie materiellen Daseinsbedingungen und geschlechtlichem Verkehr, reden? Ist das Gewebe von Beziehungen, das die Liebe zwischen Mann und Weib spinnt, nicht viel zu zart, als daß die rohe Hand des Gesetzgebers daran herumzerran dürfte? Heißt das nicht die Liebe profanieren! Gegen ähnlich ethisch aufgeputzte Einwendungen hat bisher der Rechtsgebende auch bei jedem Schritt vorwärts auf dem Gebiete des Arbeitsvertrages zu kämpfen gehabt. Ein Gutsherr, der, noch in den Vorstellungen mittelalterlicher feudaler Zustände befangen, das Verhältnis zwischen ihm und seinen Arbeitern patriarchalisch auffaßt, wird auch regelmäßig sittlich enttäuscht tun, oder wirklich sein, wenn diese eine gesetzliche Handhabe benutzen, um bestimmte Vorteile gegen ihn durchzusetzen. Der Gutsherr mag sich sogar schwer gekränkt fühlen und es unbegreiflich finden, wie die, die „sein Brot“ essen, für die Regelung ihrer Beziehungen zu ihm noch eine höhere Instanz anerkennen, als sein persönliches Wohlwollen. Daß sie nicht von diesem Wohlwollen, sondern nur von greifbaren Gegenwerten für ihre Arbeitsleistungen satt werden, überlegt er nicht. Für ihn handelt es sich um einen brutalen Eingriff des öffentlichen Rechts in vermeintliche private Angelegenheiten, eine Beschränkung persönlicher Freiheit, eine Zerreißung aller Bande frommer Scheu vom Knecht zum Herrn. Und wie sich kein patriarchalisch denkender Arbeitgeber vorzustellen vermag, daß die allmähliche Einbeziehung der Arbeit in die Rechts-

sphäre dem modernen Arbeiter je durch materielle Vorteile zu ersetzen vermag, was er durch die Auflösung des alten gemüthlicheren Verhältnisses an ideellen Vorteilen verlor, so wollen die Männer von heute in ihren Beziehungen zum andern Geschlecht gewöhnlich nicht recht begreifen, daß die Frauen mehr gewinnen als verlieren, wenn sie sich öffentlichen Rechtsschutz gegen Vergewaltigung gewähren lassen, statt ganz der „ritterlichen“ Sinnesart der Männerwelt zu vertrauen.

In Wirklichkeit ist es gleich schändlich, ob man die Ausbeutung der Liebe, oder die Ausbeutung des Hungers mit gehäuchelter Tugendhaftigkeit beschönigt. Ein Millionär kann es sich leisten, einer Arbeit um der Arbeit, und einer Liebe um der Liebe willen obzuliegen, wie eine gewisse bekabente Kunstichtung Kunst um der Kunst willen zu treiben sucht; ein Arbeiter aber, der nichts hat, als seine Arbeitskraft, und ein Weib, das nichts hat als seine Schönheit, können beide ihr Gut nicht freiwillig umsonst weggeben. Personenkreise, die größtenteils von Fremder, nicht eigener Arbeit leben, entwickeln immer Anschauungen, die verheerend wirken, wenn das niedere Volk, das sich lediglich von seiner Hände Arbeit nährt, davon angesteckt wird. Insofern die Frau durch ihre Schonungsbedürftigkeit zugunsten der Erhaltung der Rasse, durch ihre sozialen Funktionen als Mutter und durch politische Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit jeweils daran gehindert ist, am Erwerbssleben teilzunehmen, insofern hat sie auch ein natürliches Recht auf Versorgung durch den Mann, mit dem sie geschlechtlich verkehrt, und wenn das Gesetz die Ehe so streng gegen Mißbrauch schützt, so ist es um so unbegreiflicher, daß es die außerehelichen Liebesverhältnisse nicht nur duldet, was eine lobenswerte Toleranz ist, sondern auch indirekt privilegiert, indem es den Mann dabei fast aller Verantwortlichkeiten ledig sein läßt, zu denen eine regelrechte Ehe verpflichtet. Welch grauenhaftes Elend daraus entstehen kann, lehrt z. B. folgender Fall. In der kleinen Hauptstadt eines preussischen Regierungsbezirks, wo es natürlich verhältnismäßig sehr viele Beamte und unter der übrigen Bevölkerung wenige Leute gibt, die nicht wirtschaftlich mit den vielen Behörden am Orte irgendwie zusammenhängen, wo mithin die Würde und Autorität eines Beamten sich besonders leicht geltend machen kann, dort lebt der Herr Kreissekretär mit einer kinderreichen Witwe zusammen, heimlich im Konkubinat. Als die Geschichte vor acht Jahren anfing, stand die Frau, 34 Jahre alt, mit neun Kindern, fünf Knaben und vier Mädchen, von denen noch sechs schulpflichtig waren, seit einem Jahre allein da. Die Sparkassenpfennige sängen an zur Reize zu gehen, als der Herr Kreissekretär als Pensionär zu ihr zog, sich herabließ, ihr den Hof zu machen, ihr goldene Berge vorzuspiegeln, sie dahin zu bringen, sich ihm preiszugeben. Es bleibt in Wirklichkeit bei Versprechungen, Andeutungen auf eine in Aussicht stehende große Erbschaft. Die Witwe merkt bald, wem sie sich übergeben hat, aber sie erfährt die Wahrheit des Mephistophelischen Spruches: „Das Erste steht uns frei, beim Zweiten sind wir Knechte.“ Sie sucht die Größe ihres Elends zu verbergen, damit der andere nicht merke, daß seinem Ausbeutungsbrange keinerlei Schranken mehr gesetzt sind, aber der heimliche Hunger macht sie immer gieriger auf die Zeit, wo sie für ihre Aufopferung belohnt werden soll. Wenn sie nur erst der Kinder alle ledig wäre! Die sehen eine der besten aller Mütter im Handumdrehen in ihre schlimmste Feindin verwandelt, die sie vernachlässigt, sinnlos auszankt, mißhandelt. Ihr Gemüt wird durch die Vertraulichkeiten, die sie zwischen der Mutter und ihrem Pensionär vor sich gehen, aber nach außen hin ängstlich verheimlicht sehen,

vergiftet. Der Fremde ist ein Dämling, würdig, der Feber eines Dostojewski als Modell zu dienen; die jungen Reize der heranwachsenden Töchter loden ihn. Unstille Annäherungen. Eifersucht der Mutter auf die Töchter. Mißhandlungen. Flucht der Töchter in die Fremde als halbschlügge, verbitterte, verzweifelte, rüchhaltlose, ganz unzulänglich ausgerüsteten Wesen. Eine Tochter wird allerdings gleich nach Verlassen der Schule unter das Hauspersonal einer sehr angesehenen, reichen Beamtenfamilie der Vaterstadt aufgenommen. Sie darf die Mutter in der Folge regelmäßig besuchen, muß aber dieses Vorrecht damit erkaufen, daß sie ihre ganzen Ersparnisse abliefern. Im Laufe von sechs Jahren gegen 1000 Mark. Der Kreissekretär hat inzwischen ein eigenes kleines Wohnhaus bezogen und darin die Mutter, die ihre Möbel hergibt, als Wirtschaftlerin angestellt. Sie bekommt monatlich 100 Mark, muß dafür ihn und — er ist leidenschaftlicher Jäger — seine Hunde auf das Beste reichlich verpflegen, das Haus in Ordnung halten, und zusehen, was sie anfängt, um selbst mit ihren Kindern durchzukommen. Vor einiger Zeit verliert die in der Heimat gebliebene erwachsene Tochter ihre Stelle, wird bei der Mutter im Hause des Kreissekretärs erst freundlich aufgenommen, liefert einige hundert Mark ab, wird aber nach vierzehn Tagen fortgejagt. Sie geht nach Berlin, wo sie bald darauf an einem Magengeschwür lebensgefährlich erkrankt. Daran wäre sie, die gänzlich mittellose, unrettbar zugrunde gegangen, wenn sie nicht entfernte Verwandte bei sich aufgenommen und sie gepflegt hätten. Die Mutter erklärte, ihr Herr dulde es nicht, daß sie die kranke Tochter bei sich aufnehme.

Hätte der Kreissekretär, der mittlerweile zur königlichen Regierung am betreffenden Orte versetzt wurde, die Frau, die er seit acht Jahren als Rebsweib ausbeutet, sich selber überlassen, so hätte sie sich irgendwie mit ihren Kindern durchgeschlagen; es wäre das hundertmal besser gewesen. Es ist schlimm genug, daß die Gesellschaft eine Mutter, die bis zum 34. Lebensjahr schon neun Kindern das Leben geben und sie größtenteils aufziehen konnte, mit ihrer Brut fast ganz sich selber überläßt, wenn sie zufällig so früh ihres Ernährers beraubt wird; tausendmal schlimmer aber noch ist es, daß die Gesellschaft es ruhig geschehen läßt, wenn sich feige Dämlinge, wie Weichenfledderer, über solche Witwen herstürzen, sie berauben und mißbrauchen.

Der 18. März

„ . . . Wachtet, o ihr Brüder, daß der Freiheit, für die wir starben, nichts mehr verkümmert, nichts geraubt, nichts abgelistet werde. Wachtet, o ihr Brüder, daß Preußens Stern nicht mehr bloß auf dem rohen Schlachtgefilde, nicht auf der feilen Brust des Hölflings, sondern daß er hoch an jenem friedlichen Himmel erglänze, wo die Zeichen der freien gebildeten Nationen sich zu einem Sternbilbe vereinen.

Es gibt keinen Böbel, keinen rohen Haufen, kein Gesindel mehr; denn wir, so sprechen die Toten, haben mit unserm Blute euren Bürger- und Freiheitsbrief besiegelt.

So vermachen wir denn auch allen gleiche Rechte, gleiches Gesetz, gleiches Gericht, gleiche Teilnahme an der Gesetzgebung. Frei mögt ihr reden und schreiben, frei euch vereinigen.

Wehe dem, der irgend einen Mann, den das Urteil eines Volksgerichts nicht gebrandmarkt hat, für unfähig oder unwürdig zu irgend einem dieser Rechte erklären wollte. Das Volk wähle seine Gesetzgeber selbst aus jedem Stande,

der ihm beliebt, und schützend wird es die Einrichtungen umstehen, die es sich selbst gegeben hat.

Wehe dem, der dem Geringsten unter ihm das Recht verkümmern wollte, welches wir ihm hier mit unserm Blute vermachen. Denn wir haben gezeigt, wie auch der Mann des Volkes für sein Vaterland reden kann, reden mit dem Köheln der tobendwunden Brust.

Wehe dem, der denjenigen, der da sterben konnte für sein Vaterland, für unwürdig, für unfähig erklären will, zu wissen, was ihm gut ist und danach seine Gesetzgeber zu wählen. . .

O, wachet und strebet, und denkt der blutigmahnen- den Schatten eurer Brüder, die wahrlich nicht für ein Kleines zu sterben gedachten. . .

In seiner Rede, die er am 22. März 1848 an der offenen Gruft der Freiheitskämpfer hielt, sprach der Assessor Jung diese Worte, die er als das Testament der gemordeten Söhne des Volkes bezeichnete, als das Testament schlichter aber freier Männer vom Volke für das Volk, die mehr als alle Schätze, die ihr Herzblut hingaben für die Freiheit.

Und im Hinblick auf die verheißenen Errungenschaften läßt Jung die Toten sprechen: „Noch sind euch die wichtigsten Rechte, wie das allgemeine Wahlrecht, Sicherheit der Person vor der Gewalt der Polizei, freie Vereinigung, freie Versammlung, nicht gewährt, noch sind Leute eure gesetzlichen Vertreter, die nicht euer Wille, sondern ihr Privilegium, der zufällige Umstand ihrer Geburt, ihres Besitzes und ihrer Fäntierung dazu machten. Wir konnten euch nur das Anrecht auf diese hohen Güter vermachen und den Weg dazu anbahnen. . .“

Die Reaktion schreitet heute stolzer denn je durch preußische Lande. Dreister denn je wagt preußischer Junkergeist sich heraus. Schamlosigkeit und brutale Willkür haben sich vereint, um jedes Freiheitssehnen des Volkes gewaltsam zu erbroffel. . . Wird das preußische Bürgertum jetzt tun, was einzig zur Freiheit führt? Wird es seinen politischen Willen zeigen und der Junkerfrechheit das eherner Recht des Volkes gegenüberstellen?

Gedenket der Toten! Es gilt Das zurückzuerobern, was sie uns mit ihrem Blute erstritten. Die schwarze Reaktion hat uns das, wofür unsere Helden ihr Leben opferten, verkümmert und geraubt. Jetzt gilt es, das heilige Vermächtnis wiederzugewinnen.

Draußen am Friedrichshain ruhen die Männer der Kunst, der Literatur, des Gewerbes und der Arbeit. Sie alle haben vereint für unsere Freiheit gekämpft. Sollen wir uns heute isolieren? Die Junkerherrschaft kann nur überwunden werden, wenn das Bürgertum geschlossen mit der Arbeiterschaft um die Rechte des Volkes streitet, wie Bürgertum und Arbeiter gestritten haben vor dreißig Jahren. Wird das Bürgertum sich seiner heiligen Mission bewußt sein? Wir hoffen es. F. P.

Glossen

Die „Demokratische Vereinigung“ hat nun auch ihren Interessenten für das Reichstagsmandat des Wahlkreises Teltow-Beeskow namhaft gemacht. Es geht also vorwärts. Bald wird das letzte Mitglied dieser Partei seinen Wahlkreis haben, und dann kann der Kampf beginnen.

Ernsthaft gesprochen: in dem Augenblick, da sowohl auf seiten der Sozialdemokratie wie auf seiten der Fortschrittlichen Volkspartei die Einsicht wächst, daß bei den kommenden Wahlen nur ein Bloß der Linken der Reaktion gefährlich werden kann, in dem Augenblick weiß die Parteiparodie „D. B.“ nichts Besseres zu tun, als durch Kandidatur-

mädchen diese Einigung zu erschweren. Man zeige uns doch den Wahlkreis, wo diese Partei reaktionäres Bestium angreift! Aber vielleicht kommt das noch? In Kürze wird berichtet werden, daß auch Herr Dr. Breitscheid seinen Kampfplatz gewählt hat. Dessau sollte es erst sein. Wir können diesen Kampfplatz schon heute verraten: es ist Sonneberg-Saalfeld. Dort hat 1907 Enderß (F. P.) 13181 Stimmen erhalten gegen den Sozialdemokraten Reihaus, der 469 Stimmen weniger bekam. Wo ist, frage ich, in diesem Wahlkreise die Reaktion, gegen die die „D. B.“ männiglich streitet? F. P.

Nur Feigheit? . . . Waren da kürzlich in Moabit vor dem Schöffengericht der Verleger und der frühere verantwortliche Redakteur der „Großen Glocke“ wegen Preßbeleidigung angeklagt. Der Redakteur heißt Walter Steinthal. Er hat eine Glosse verdient, denn er scheint ganz seltsame Vorstellungen zu haben von den Anstandspflichten eines Journalisten. Er war bei der „Großen Glocke“ nicht einfacher Sipredakteur. Er war auch ihr Zeitartikler. Also ein Mann, der sich der Verantwortlichkeit seines Postens wohl bewußt sein mußte. Jetzt sollte er sich einmal verantworten — und da verleugnete er sich selbst. Plötzlich war er's gar nicht gewesen. Wirklich: nach der Beendigung des Prozesses hatte Herr Walter Steinthal den Einfall, dem „B. T.“, das den Prozeßbericht gebracht hatte, mitzuteilen, daß Walter Steinthal mit sich nicht identisch sei. Ist's nur Feigheit? Oder ist es schlimmeres? Jedenfalls ist es unverantwortlich. Jedenfalls sei die Tat festgenagelt.

Herr von Jagow und die gewisse Presse. Daß der „Pressepranger“, der in der „Aktion“ errichtet werden wird, notwendig ist, hat der Fall Jagow bewiesen. Am gefährlichsten (immer mal wieder) war der „Berliner Lokal-Anzeiger“. Dieses im flottesten Niedergang befindliche Druckerzeugnis (das sich „unparteiisch“ nennt, weil es vorwiegend von der Polizei bedient wird, die, wie ihr Leiter bekundete, niemals Partei ist), diese papierne Gemeingefährlichkeit hat es zuerst fertig gebracht, für den verunglückten Herrn von Jagow bedingungslos einzutreten. Der Scherlmalatur folgten in bunter Reihe „Deutsche Tageszeitung“, „Post“ usw. Aber die Herrschaften sind diesmal an die verkerrte Adresse gekommen. In der neuen Nummer des „Pan“ werden sie von Alfred Kerr nach Gebühr ausgepeitscht. „Privatangelegenheiten sind heilig“, hatten die sauberen Deutschen plötzlich entdeckt. „Man hat Privatangelegenheiten öffentlich besprochen!“ . . . Kerr antwortet darauf:

„Privatangelegenheit, öffentlich besprochen. Diese Behauptung ist bei der laffrigen Spielart von Jagows Freunden ein übelriechender, dicker, schwachsinniger Schwindel. Die laffrigsten Jagow-Freunde hatten sich heiser geleist und „Drauf!“ geöhlt, als von Paul Singers Leben wirkliche Privatvorgänge beschnattert wurden: selbstverständliche Handlungen, die zu vollziehen ein Jagestolz befugt ist. Heisergequelt und violettgegröhlt. Das da war eine Privatangelegenheit: und Ihr habt jahrelang davon gestessen. Niemand hatte sich darum zu kümmern — denn niemand hatte sich in einer Frauengeschichte glatt auf sein Amt berufen. Da wollt Ihr Euch mausig machen?

Wie dumm, die Annäherung an eine Weiblichkeit jemandem zu verargen. Der zweitstärkste Lebensreiz fiel damit weg. Aber wenn der Aufseher Berlins, der gefasste Wächter, der Ordnungsentseider, der Anstandsrichter, der Taktwart diesen Takt betätigt: bann, in drei Teufels Namen, ist man im Recht, eine zweifellos öffentliche Komik publice zu belupfen, zu belichten, zu bewerten, zu belachen.

Daß man darüber sprechen muß . . . In zwei Sätzen ist der Unterschied ausgedrückt. Ein Privatbrief an eine Dame würde lauten: „Ich will Sie Sonntags 1/5 besuchen.“ Basta. Nicht mehr Privatbrief ist ein Schreiben, das beginnt: „Da ich der Zensor bin, will ich Sie besuchen.“

Die Frankfurter Zeitung betont mit Recht, es handle sich um keine nur „private Sache“ . . . In der „Berliner Volkszeitung“ sagt Karl Vollrath: „Wir konstatieren mit Vergnügen, daß nun auch die „Deutsche Tageszeitung“ zugibt, es handle sich um eine öffentliche Angelegenheit.“ Wieviel Stimmen des Südens haben hell, mitten im Lachen, das Gleiche gesagt. Der ganze Vorfall wirkt auf herzhafte Menschen wie ein europäischer Schwanz von Heinrich Meist — im Rhythmus des zerbrochenen Krugs. . .

Über bei uns muß man feierlich werden. „Die Deutschen,“ sagt Jean Paul, „versehn ein Epigramm mit einer Vorrede, und ein Liebesmadrigal mit einem Sachregister.“ Eine schwäbische Zeitung hat zwar geschrieben: „Das ganze Deutschland lacht“ — aber ich will nun der Einfachheit und Unmißverständlichkeit halber bemerken:

Wer noch behauptet, ein Privatbrief sei von mir öffentlich behandelt worden, der ist ein Hallunke.

. . . Unsere Oligarchen sind so kitzlig. Im Ehrenpunkt. Ein öffentlich vortragender Mathematiker, der sich zum Sozialismus bekennt, müßte gehn, als der Achtung unwürdig, — und hätt' er die Quadratur des Kreises mit samt der unentdeckten Formel für die Materie gefunden. Gehn, gehn. Kommentbolde beherrschen uns. Ein künftiger Leutnant, dessen Vater ein offenes Wurstgeschäft hat (wofür er selber nichts kann), muß zurücktreten. Und wär' es ein Bonaparte. Gehn. Ein aktiver Major, dessen Gattin Agnes Sorma heiße, würde zur Verfügung gestellt. Er müßte gehn. Sehr kitzlig. Nein, wie kitzlig. Ein Landrat, dessen Mutter heiße Dinge verübe, wofür er nichts kann, müßte gehn, gehn, gehn — —: Herr v. Jagow bleibt.

Auch nach dem letzten Tropfen, der in ein volles Faß fiel.

Wenn er bleibt: so liegt es nicht an mir. Wollen abwarten, was sich ferner tun läßt.“

. . . Wette: die Deutschen (vom „Vol.-Anz.“ usw.) werden diesen Aufsatz totschweigen. Der „Pressepranger“ wird die Namen nennen . . .

Deutsche Mondnacht

Der erdenalte Silberschmied,
Freund Mond, ist wieder fleißig.
Im lichten Silber schwimmt die Welt,
Es blinkt im dürrsten Reifig.

Vom Marktplatzbrunnen Kirren leis
Die feuchten Diamanten.
Der Rathausroland reckt sich stolz,
Als droh er unbekanntem

Gefahren, die dem Städtchen nah.
Doch Liebe und Treue und Glauben,
Die schlummern sorglos und träumen süß
Unter der Häuschen Hauben.

Sie schlafen ruhig und träumen süß
Die deutschesten aller Träume:
Der Gatte zeugt Helden, die Gattin gebiert
(Im Traume!) Eichenbäume.

Der Gatte zeugt Helden, die Tochter umfängt
(Im Traum!) den Leutnant, den blaffen,
Der eben betrunken aus einem Bordell
Bitzadelt durch die Gassen . . .

U. G a b a n.

Litteraturpolitik

Von Kurt Hiller.

Gegen den Typus der Bekämpfer des Kampfs braucht nicht mehr eingeschritten zu werden. Er stellt eine fleischliche Unlogik dar. Die Herren Schaulal und Schmitz haben ihn enbгүйtig diskreditiert. Kein Snob darf mehr ungestraft den Fanatismus fanatisch verspotten und dem Temperament temperamentvoll vorhalten, daß es in die Gebärde Unruhe bringe. Heute gilt es wohl unter den Besten wieder als standesgemäß, für eine Sache einzutreten oder gegen eine Sache vorzugehen; mit Treue, mit Eifer, ja mit Ungestüm. Karl Kraus, Alfred Kerr, Heinrich Mann (drei Genies des Zeitalters; drei Gipfel . . . ob schon einander vielleicht nicht als solche erkennbar) haben sich durch ihre Manifestationen an die Spitze derer gestellt, denen der blasierte, hochnüstige, herzlose, müde und latentere Nostalgismus nachgerade zum Halse herausgewachsen war.

Politik also, im Sinne einer bestimmten Funktionsart oder Form des Geistes, gegensätzlich zum bloßen Begreifen und bloßen Genießen der Welt, gegensätzlich zu jener Passivität, kraft deren der Mensch sich zum Objekt der Erscheinungen, zum Opfer der Ordnungen, zu einem nur noch der Impression offenen und dem Reagieren sich hingebenden Wesen macht — Politik also ist wieder zugelassen. Der Eth braucht sich nicht mehr zu schämen.

Nun tritt aber das Merkwürdige ein, daß diese Neuerung im kulturellen Wertekode sich lediglich auf gewisse Inhalte jener Form „Politik“ bezieht. Das ist darum so merkwürdig, weil die ehemalige (ästhetisch-funktionale) Abneigung gegen Politik keineswegs gegen „Politik“ im staatsrechtlichen Sinn, gegen Parlaments- und Zeitartikelpolitik, gerichtet war, sondern durchaus gegen die Form geistiger Betätigung. Man sollte erwarten, daß bei der Umwälzung nun gleichfalls nicht einzelne Inhalts-Möglichkeiten von Politik, sondern die Politik als Form, unabhängig von ihrem jeweiligen Inhalt, kulturell rehabilitiert werde. Dem aber ist nicht so. Der männliche Ernst unserer Landesgenossen duldet Begeisterung nur, wo es um Kopf und Kragen und insbesondere, wo es um den Geldbeutel geht. Alle jene Politik, die sich um den Begriff der politischen Partei kristallisiert und letzten Endes auf das Phänomen Gesetz hinzielt, also die „große“ Staatspolitik, die Verfassungs-, Wirtschafts-, Verkehrs-, Sozial-, Sexual-, Strafrechtspolitik, emblemtisch das, was sich ohne ersichtlichen Grund (und mit dem Erfolge größter Mißverständlichkeit) „Kulturpolitik“ nennt — nämlich der (sympathische) Kampf zur Schwächung der kirchlichen Mächte —: all dies mit Verve zu betreiben, ist heute zwar wieder angängig; aber verpönt und als lächerlich, pueril, albern gebrauchsmäßig ist nach wie vor das programmatische Eintreten für Ideen, welche rein intellektuellen Charakters sind welche nicht die staatliche Regelung, sondern das persönliche Erlebnis angehen, welche nicht im Bereich der Zivilisation, sondern im Bereich der Kultur liegen.

Sonderbar: wenn das Leben irgendwozu da ist, dann doch gewiß nicht für seine Regelung, sondern für sein Erlebnis; nicht für den Unterbau, auf dem sich der Palast der erlauchteren Sensationen erst erhebt, sondern für die erlauchteren Sensationen selber. Kurz: das, worum die Geister kämpfen in Philosophie, Kunst, Schrifttum, ist wichtiger, ernster, wesentlicher als das, worum mit Recht Bezirksvereine, Zeitartikler, Volksvertreter kämpfen. Sonderbar: gerade wer nicht so leicht ist, der Nützlichkeit die höchste Dignität zuzusprechen, wer im Zivilisatorischen nur das (unentbehrliche, aber belangarme) Mittel zu dem Zwecke des Kulturellen erblickt, gerade ein solcher sollte doch —

sofern er Politik als Form überhaupt billigt — Literaturpolitik als etwas auffassen, was an Würdigkeit die Parlamentspolitik bei weitem übertrifft. In den Kontroversen des gesteigertsten geistigen Lebens Partei ergreifen, Gruppierungen bilden, Parteien bilden: das sollte wahrhaftig nicht als knabenhaft-spielerisch, sondern als vornehm gelten. Jedenfalls hat die Plattform, von der aus das Spielerisch scheint, die Eigenschaft, sämtliche übrigen Betätigungen der Welt gleichfalls als spielerisch erscheinen zu lassen. Wer aber mit gutem Gewissen gar nichts ernst zu nehmen vermag (ich respektiere diese Klasse durchaus!), der handelt widerwärtig, wenn er eine einzelne Aktivität hoheitsvoll-entrüstet mit der Begründung abtut, sie sei ja nur Jokus.

Ich schlage also probeweise allen Beteiligten vor, folgende sehr geistigen, sehr prinzipiellen und sehr akuten Gegensätze mit bewußter leidenschaftlicher Gesinnungsbekundung zum Austrag zu bringen: Romantik und Klassizismus, Naturalismus und Stilismus, Ehrlichkeit und Verhaltenseit; Intellektualismus und Chaotik, Universalismus und Spezialismus, Aphorismus und System; Kritik und Psychologie, Rationalismus und Historismus, Ethizität und Metaphysikertum.

Ich eröffne das Turnier, und ohne mich bereits in Argumente zu stürzen, bekenne ich einfach und bescheiden: Ich bin gegen Neuklassiker, Distance-Frisen, Parge; gegen Mystikmacher, Fachlaffern, Systemklöppler; gegen Genetiker, Faktasammler, Weltanschauer . . . In unbedeutenderen Fragen, zum Beispiel: freie Rhythmen, Atheismus, Hofenrod, lasse ich mit mir reden.

Ein vielleicht nicht allzu einheitliches Programm? Oh! Die Synthese ist da, wenn auch unterirdisch; man grabe nur; man wird schon auf sie stoßen. Und so wage ich es denn, mitzuteilen: Anmeldungen zur Parteigenossenschaft nimmt die Redaktion dieser Zeitschrift entgegen!

Der Anfang

Eine Zeitschrift der Jugend

Jenes erlebnisreiche Jugendalter, das Plato und uns, denen seine Akademie die Vorschule eines erleuchteteren Judentums war, alle Jünglinge gleich schön erscheinen läßt, steht mit seinem ganzen Reichtume in tiefen Schweigens unnahbarem Schatten.

Dennoch haben wir mit jäh erwachtem Sehnen ein Fest aufgeschlagen, daraus von nie vergessenen Mysterien dem in des Lebens Halbdunkel Irrenden alte Kunde kommen sollte. Aber ach, kein Echo erkündete und fremde Worte ersticken jeden geliebten Wiederklang.

Desto besser verstehen die Stummen einander. Euerer leuschen Mund hören wir, sehen das Geheimnis eurerer mystischen Augen und lieben den fast vollendeten Leib, der aus eigenen Händen sich mit des Todes blutigem Rosenkranz schmückte. Diesseits der Wasser von Pen-El hügel sich euerer Gräber; aber nicht die Kraft sondern der Segen des Engels bezwang euch.

John Höpfer.

Erich Mühjam

Von Senna Höp.

Es ist Einer, den wir lieben.

Wir, die wir noch nicht so übermenschliche Uebermenschen sind, daß wir Einen bestaunen weniger schähen, weil er ein guter Mensch ist und ein blödsinnig gutmütiger; die wir dem Dichter gestatten, auch Dichter zu sein, wo er

auf Erden sich bewegt und in verbannt prosaisch irdischen Problemen; die wir nicht mit dem strengen Richterblid Harmonie verlangen und Ausgeglichenheit und Abgeklärtheit kat oxochon, das erhaben ist über den Mittagssturm der Empörung und Leidenschaft, wie über das Trauweinen der Sehnsucht und das Trauertwehen der Enttäuschung, — mit dem strengen Richterblid, der im Grunde und unter des Bewußtseins Schwelle das kluge Wort spricht: Richtet schnell, auf daß man Euch nicht richte . . .

Daß du hart wärest, Erich Mühjam! daß deine Kinderaugen einmal blitzen könnten, zornig zerschmetternd jene Süßchen, die Gold haben und morgen erzählen, sie hätten an deinem Tische gefessen im Café des Westens oder du an dem ihren, und du hättest schöne Wiße erzählt und Schüttelreime, worüber sie sehr gelacht hätten, und es war sehr schön . . . und jene Süßchen, die sich weltweise dünken, weil sie von Schönheit reden und sagen, daß sie den Jünglingskörper wahnsinnig gern sähen und verächtlich von den Weibern reden und schelten, wenn andre sie anschauen, namentlich „Weiber“, und die so merkwürdig sicher urteilen über Menschen, Kömmer und Nichtkömmer — meistens sind's Nichtkömmer und fast immer Deute, wie sie schön sagen und uns schöne Worte verderben —, und die kein Auge verwenden von denen, die gedruckt sind, und von Weibern, wenn sie glauben, man folge ihren Augen nicht; auch ihren innern . . .

Oder tun sie dir leid, Erich Mühjam, wie man so warmes Mitleid fühlt mit den kleinen Mädchen, denen man nichts gesagt hat, und um deren Augen heiße einsame wunschtolle Nachtstunden dunkle Schatten zeichnen? Du bist Einer, den wir lieben.

Wie wir Peter Hille lieben, über den du so wunderbar geschrieben hast, Peter Hille, den wunderfeinen Menschen, dessen feinen weißen Körper, dessen wunderfeine Seele man durch den Gehrod sah, den er statt der Toga trug, dem wir die feinen weißen Hände küssen konnten, — mit einer Liebe der Art lieben wir dich, Erich Mühjam.

Wären wir nicht stolz, würden wir sagen, es sei ein Stück heilige Ehrfurcht in dieser Liebe. —

Ich glaube: Du meinst immer noch, du seiest ein Jhniker. Und wenn du den Radikalismus predigst, dann ist der Egoismus dein Fanal. — Ach Erich Mühjam, wer soll dir das glauben, der einmal in deine Augen gesehen hat, wenn du wußtest, daß einem geholfen werden müsse; der dich in deinem großen, stets halbdunklen Zimmer herumlaufen sah, dessen Wände Bilder tragen von Margarethe Beutler und Wilhelm Bölsche und manchen andern und Federzeichnungen und die heilige Maria, die deiner Wirtin gehört und deinen Schlaf beschirmt, — die Augen ratlos, die Hände tief in den Hosentaschen, den Kopf vorgestreckt und „Donnerwetter, was macht man da?“ murmelnd . . . Wer soll dir das glauben, der dich von deinem letzten Fünfgroschenstück sechs Sechser weggeben sah für Zigaretten, da irgenbein lieber Kamerad gefragt, ob du welche habest, und Mittag hattest du noch nicht geessen . . . Wer glauben, der deine Empörung gesehen, wenn du an' te vergewaltigt fahst, der dich reden gehört in Versammlungen.

Und wer da weiß, daß man auf dich rechnen kann in jeder Stunde, und daß du dein Caféhaus opferst, wenn es nicht gerade dich angeht, was dazu veranlassen könnte, und wie du alles für andre hast: Zeit und Geld, erarbeitetes und erpumptes, Kraft, Worte, Hände . . .

Weider auch Gedichte.

Bei Eißelt sind sie erschienen in Gr.-Sichterfelde-Berlin,

Büttenpapier, Buchschmuck von Kaspar Hauser, und kosten M. 2.40. „Wüste“ heißen sie.

Deine Gedichte sind gut, Erich Mühsam. Nicht gar sehr oft sind bessere erschienen. Und öfter nicht gute, wie diese. Ich habe sie mit dem tiefen Atmen gelesen, das uns die Brust hebt, wenn der Flügelschlag des Genies den Alltagsstag gestreift. Und mir tut es leid, Erich Mühsam, daß du deine Wüstengebichte in die Welt gesendet hast; hinausgestreut. Nicht, weil sie so wunderbar schön klingen aus dem individuellen tönenden Manuskriptpapier, darauf dein Herz sie geschrieben, auch nicht, weil schlechte darunter, die nicht du sind, sondern keine sein sollen und andre, — sondern weil „Man“ sie lesen wird, wenn man gerade eine halbe Stunde Zeit hat und auf der Couchette liegt oder auf der Hochbahn fährt, und weil man von ihnen sagen wird: sie seien süß oder frech oder goldig oder entzündend und weil man hinzufügen wird: „Donnerwetter, das hätte ich diesem Mühsam nicht zugetraut!“ O Gott, dieses „Man“ und dieses „zutraut“! Zum Teufel mit beiden und mit allen, die Dir was zutrauen und nicht zutrauen! Als siehst du eine Maschine, die man mit veritablen Pferdebkräften mißt, und als hättest du sie für sie geschrieben. Aber sie haben sie ja gekauft bei Lazarus oder bei Bilienthal für M. 2.40.

Aber von uns laß dir danken. Wir wissen, daß du ein Guter bist, und ich weiß, daß du ein Kömmer bist, den ich so gern bei Dalbelli neben Peter Hille sah, dieser menschengewordene Aesthetik, dieser körperlichen Harmonie. Und du bist das menschengewordene Leben mit seinen Tiefen und Untiefen, mit seinen öben zerstörenden Wüsten und seinen goldenen Sommertagen, seinem tosenden Frühlingsföhn und seinen sehnennden, aufpeitschenden Winternächten. Und seinen Caféhausnächten.

Ach ja, Erich Mühsam, seinen Caféhausnächten! —

Und wenn sie sagen, ich hätte Blödsinn über dich geschrieben, das sei gar nichts, dann sehn wir uns an, und du drückst mir wieder die Hand, wie nur wenige mir sie gedrückt haben. Dein Auge blickt mich an mit dem merkwürdigen augurenlächelnden Kinderblick, — den du wohl gelernt hast, als du den Kamin liehest und auf die Straße gingst . . .

Damals kannte ich dich nicht, aber ich liebte dich damals. Ich liebe überhaupt immer Abstraktes.

Es sind jetzt sieben Jahre vorüber, da diese Zellen geschrieben wurden. Der sie schrieb war ein Zwanzigjähriger. Heute ist er auf achtundzwanzig Jahre in der Zitadelle zu Warschau begraben. Im Namen der russischen Willkür. Dem er sie schrieb, Erich Mühsam, darbt in dem Rationalzuchthaus Deutschland. Im Namen der deutschen Presse. Ein Protest unserer Großen (Heinrich Mann, Thomas Mann, Frank Wedekind) gegen das Folterverfahren unserer Reaktionen verpuffte wirkungslos. Denn unbarmherziger als alle Zarenbiener sind deutsche Zeitungen. Sie schämen sich nicht, Unbeträchtlichkeiten vom Schlage eines Leo Heller zu drucken und Dichter auszuhungern. Daß sie im Falle Mühsam einen schmunzelnden Zuschauer in Karl Kraus gefunden haben, sei nur nebenbei erwähnt.

Franz Pfemfert.

Bahr's „Kinder“)

Wer Hermann Bahr liebt, der . . . Und wer sollte ihn nicht lieben, nachdem er die „Kahl“ geschaffen, die mit allem Süßen und allen Säften des Wiener Lebens an-

*) Im Verlage S. Fischer, Berlin, erschienen.

gefüllt ist, oder das „Konzert“, in dem das Ethos Peter Altenbergs — der Kaffeehausgeste, des Speiserezepts, der forcierten, unablässig aus dem Leib unwichtiger Tänzerinnen strahlenden Entzündungen entkleidet — zum ersten Male von der Bühne spricht. Aber: wer Hermann Bahr liebt, der werfe getrost einen Stein, und einen nach Kräften gewichtigen, auf seine „Kinder“. Sie sind wert, erschlagen zu werden; sie verdienen das Leben nicht.

Was begibt sich? Eine eines französischen Schwankonfektionärs würdige Handlung. Der junge Graf Konrad Freyhn liebt die Tochter eines alten Landarztes und verspricht sich heimlich mit ihr; erster Akt. Zweiter Akt: der Alte eröffnet Konrad, daß diese Verbindung nicht stattfinden kann, da — halb verlegen eröffnet er's — der junge Graf sein eigener Sohn ist, den er im ehebrecherischen Verkehr mit der verstorbenen Gräfin Freyhn gezeugt hat. Dritter Akt: das Mädchen entpuppt sich als ebenfalls illegitimes Gewächs. Graf Freyhn hat sich, ohne von dem Betrug der eigenen Gattin zu wissen, an der Frau des Arztes schablos gehalten. Die Heirat zwischen den nun nicht mehr Verschwisterten kann also stattfinden. — Gleich es nicht einem Wunder, daß dieser Kasus den Händen der leicht-lustigen Franzosen entgangen ist? Von den deutschen Dichtern aber wäre es Oskar Blumenthal, der ihn am sachgemäßesten behandelt hätte. Bei Bahr hört immerhin einige Chemie des Herzens, einiges Können, das, rebellisch, sich nicht unterdrücken ließ . . .

Während ich diese Bitterkeit niederschreibe, fühle ich jedoch ein paar Wohlmeinende auf mich zutreten und mit ausgestrecktem Zeigefinger sagen: „Siehst du! Das hast du nun freilich gänzlich mißverstanden. Vergißt du, daß du bei Hermann Bahr zu Gaste bist? Du glaubst, daß er dir noch Menschen von gestern zeigt, Menschen, die so entgottet, so entmenscht, so tiergeworden sind, daß sie über ein so blutiges, herzzerstörerndes Ding wie den Ehebruch witzeln können. Das glaubst du, weil du und die deinen, Menschen von heute, über den Ehebruch nicht witzeln. Aber du irrst: diese Bahr'schen Menschen hier sind Menschen von morgen. Sie tabeln nicht frivol, wenn sie lächelnd das längst Vergangene hinnehmen. Sie sind nicht Kompromißler, nicht jene Börjaner der Crotil — verfluchter Typus, den das sterbende Zweite Kaiserreich der Gestaltungskraft unseres Paul Lindau und seiner Schüler hinterließ! — sie sind vielmehr die Kommenden, ganz Starke, in deren Herzen für Atavismen, als da sind: Rache, Schmerz, Sexualneid, Männerstolz, das Phantom der Hausehre, nicht mehr Raum sein wird. In diesem Stück beginnen die Glocken Advent zu läuten.“

Ich höre solche Botschaft, aber jede Seite dieses Stückes gemahnt mich, daß mir der Glaube an sie immer fehlen wird. Mag sein, daß Bahr ähnliches gewollt hat — es ist sogar wahrscheinlich, denn bereits im „Konzert“ befindet sich untrüglich manche Geste (ebenjenes von Mousseaubroden genährten und durch Altenberg propagierten Sexualaltruismus), welcher eine neue Konventionlose Menschheit heraufwinken möchte. Aber als Bahr diesmal die Feder ansetzte, war von dieser Absicht schon beinahe alles verfliegen. Die Gefahr, deren Abkreis sich dieser Dichter noch niemals ganz entwunden hat, die Gefahr, der puren Unterhaltung zu dienen, stürzte sich so gleich mit beiden Fängen über sein neuestes Stück und schuf es nach ihrem Bilde. So ward es statt der Morgenverklündung ein Sturz in's Gestrige, eine Sache, von der man mit Trauer bemerkt, daß sie an zweiundzwanzig deutschen Bühnen gespielt wird. Ein unser und seines Dichters unwürdiges Ding, allen Freunden Hermann Bahr's peinlichste Stunden bereitend. Heinrich Eduard Jacob.

Nach Haus

Die Straße tut mir wohl: die ist schön breit.
Wie ist das lieb von diesem rosa Licht!
Das macht so singend müde mein Gesicht.
Bald sind die Straßenlanten weich verschneit.

Nun schließt die Stimmung meiner Augenlider
Ein Seelchen, das einst schraubte in den Wind.
Wo blieben deine Augen, deine Glieder?
Und deines Meids aufregender Absinth?
Berlin. Ernst Bläß

Theater

Dr. Anselm Ruest.

Literarische Abende des Modernen Theaters, veranstaltet
von Dr. Walter Reiß:

Medusa. Tragödie in vier Akten von Hans Rysler.
(Dienstag, 14. März.)

Ein Symbol wächst aus den Brettern: stark, kräftig, unverwunden. Weil jemand von seiner Seele spricht, die ich ja weder schauen noch hören kann, darum sage ich Symbol; und nur weil sie Klares und Unmißverständliches über sich weiß, darum lese ich jetzt auch ihr Erleben, die Handlung. Daibalos ist ein Bildhauer, der mit der Kunst ringt, und diese Kunst ist — vom Stein. Draußen vergehen Frühlinge und Sommer, er aber muß in den Stein seine Frühlinge zaubern, ach, und darüber wird man so müde, so weß. Nein, noch nicht weß, denn seine Mutter Tisiphone, seine Schwester Korinna, sie schützen ihn, sie werden ihn von der zermühlendsten Arbeit noch grade wegnehmen, sie werden ihm den Meißel einmal verdecken, dann mag er, Herkules in Frauengewändern, in der Fliederlaube sitzen. . . Was können sie ihm geben — ach! Was ist ihm Hetuba? Daibalos will ja das Leben — das Leben!

Da kommt Medusa! Aristaios, der Fürst, ihr Gemahl, führt sie selbst in seine Werkstatt, sie soll ihm Modell sein. Modell? Ihren Kopf soll er meißeln, ihren wilden, süßen, taumelnd-sündhaften Mädchenkopf, der von Gattinnenzucht, von Frauenwürde noch nie etwas ahnte, und so ist auch ihr Leib geblieben, — ein Strom der Fruchtbarkeit über Wiesen, eine Blutflamme der Wollust, an der Eisenmänner zerschmelzen. Aber Wollust und Tod sind Geschwister. Den Daibalos hat sein Totenvogel gerufen, jetzt erst beginnt sein eigentlicher gewaltiger Kampf zwischen Leben und Künstlerschaffen, — und wieder wird der Künstler siegen, aber nicht ohne in der glühendsten, zärtlichsten Umklammerung selbst die heimliche Todeswunde davonzutragen, denn auch höchster Sieg ist Tod. . . (So mußte das Symbol ganz im Geistigen auslaufen, wir werden aber sehen, daß die bloße Versinnlichung von Ideen, die als solche ja möglich ist, allmählich für ursprüngliche Handlung genommen wird, so daß ihr noch andere mehr zufällige, leicht-äußerlich angehängt wird.) Aus der klaren Flut des Wollustbronnens trinkt sich Daibalos zum ersten Mal auch höchste Schöpferkraft, an dem Leib, der sich ganz ihm hingegen, erwächst ihm auch das höchste Maß und Ziel künstlerischer Vollendung. Er erhöht sein tiefstes Erleben in Stein; die ganze Medusa, nicht bloß ihren Kopf, formt er noch einmal nach der ersten Intention ihres Schöpfers, und so macht er sie selbst schon zum Schatten, entsaugt ihr das blühende Leben, das ihr kaum der Zweite noch nehmen kann. Aber nun kehrt ja Aristaios, der fürstliche Gemahl, zurück, bringt in die Werkstatt, findet Medusa, übergibt sie kettenfassend dem Tode.

Und auch über Daibalos, der an seinem vollkommensten, restlosesten Werk sich eigentlich erfüllt hat, der außer ihm — wie ja auch an der alten Medusa die Herzen zu Stein erstarrten — eigentlich schon unwirklich, Un-~~Ich~~ geworden, reiß zum allgemeinen, formlosen Uebergang in Nirwana, verhängt er noch aufdringlich das Todesurteil, wenn er etwa wagen sollte, die letzten fehlenden Meißelschläge an „Medusa“ zu tun. . . Natürlich muß er sie tun; und so geht denn alles auch recht äußerlich in Rauch und Flammen auf.

Und das ist es schließlich, was diesem Drama, dem man den starken Wurf nicht abprechen kann, denn doch zuletzt die volle, unzwiespältige, überzeugende Wirkung wieder raubt. So lange ein Symbol nur die einfachen, monumentalen Linien zu seiner Versinnlichung braucht, so lange kann es mir gleichgültig sein, ob ich nun am Einfachen und Monumentalen selbst mich freue, oder an seinem „heimlichen“ Sinn; sobald aber kompliziertere geistige Wunder in Betracht kommen, z. B. die gesamte innere Umwandlung eines Menschen, sein seelisches Blühen oder Erstarren, da nehme der Dichter sich ja in Acht, daß er nicht ungerechtfertigterweise von der Bühne Requisiten leiht, die auch tausenderlei anderes ausdrücken. Das Erlebnis „Medusa“, so entzündend-äußerlich es auch einmal in einem äußeren Liebestringen, -kämpfen, -werben durchgeführt werden kann (und so entzündend brachten es wahrlich Ludwig Hartau als Daibalos und Helene Ritscher, man merke sich: Helene Ritscher, zur Darstellung!), bleibt doch in jedem Sinne ein echtimmeres des Künstlers, und darum ist allein sein späteres Wegstoßen Medusas, und welcher Art nun sein Seelenleben wird, usw. usw. das, was noch immer den einzigen Gegenstand der Dichtung bildet, — nicht das Benehmen des Aristaios, zumal es auch auf Daibalos nicht den geringsten Eindruck macht, also offenbar nur für den Zuschauer als szenischer Effekt bestimmt sein kann. Wer näher hinschaut, bemerkt aber, daß schon in jenem prachtvollen Boneinanderwegfliehen, Aufeinanderzustürmen zweier Körper, dramatisch genommen sich nur ein Verlegenheits-symptom des Dichters äußert, denn das Dramatische ist ja noch gar nicht diese Liebe, dieses Aufflammen und Begehren des Daibalos, das eigentlich Dramatische resultiert ja erst aus dem Gegensatz all seines Schaffens im grauen Alltag, und nun, nachdem es Licht und Festtag in seiner Seele geworden. O, eine Welt von Wollust, von Liebe, wie könnte sie sonst schon durch zwei, drei lyrische Verse eingehaucht werden, unser Stuhl ganz überatmen, überfluten! Merkwürdig, auch unsere Dramatiker ringen ja wahrscheinlich alle gewaltig um den Stoff, suchen vielleicht wirklich die Handlung zuerst, aus der wie der einsame Stern aus der Flut nur flüchtig die Idee aufzittert: aber dann löst ihnen offenbar schon dieser eine magische Lichtschein alle anderen Lichter der Welt aus, nur die Idee hat noch Glanz, verwischt ihnen Episches und Dramatisches. Nicht das Drama bedarf grade so sehr der breiten Versinnlichung des Liebeswerbens, der Schwüre, der Wortschwalle usw., wo oft ein Blick, eine Geste genügt; viel viel schlimmer aber ist es, wenn daneben ganz ganz neue, feine und tiefe Seelenschichten des modernen Menschen einzig durch monologische Deklamationen oder blutleere Szenen mit farblosen Müttern und Schwestern gespiegelt werden, d. h. dramatisch im Schatten bleiben und keine Stereoskopie erfahren. Ich kann ja natürlich nicht wissen, ob sie auch wirklich im Schatten bleiben mußten, ob der Stoff nicht dennoch reich genug war, um nur mit ihm allein auszukommen; das aber weiß ich, daß ich schließlich nicht mit dem Eindruck schreiben darf, er hätte ruhig auch noch

dünnere, noch fadenförmiger und geripphafter sein können, wenn nur die blanke Idee, das reine Symbol recht blank und rein herausgekommen sind. Denn dann seh' ich ein Experiment, nicht das Leben; dann bin ich sicher, daß dem Zubiell hier fraglos ein Mangel dort entsprechen muß. Warum nur schaffen moderne Dramatiker so vielfach eindimensional? (Wer das Rätsel löst, kennt vielleicht schon die ganze Zukunft des Dramas!) Warum erhalten wir niemals, wenn schon hier und da einen einzelnen modernen Typus, zugleich das Gefühl des großen gemischten Lebens schlechtthin? Ist denn dieser Daidalos allein auf der Welt, mit Medusa? Aristaios wird eingeführt, aber er hat nur Sinn und Zweck in bezug auf Daidalos, als Löter der Medusa dann, als Löter des Daidalos! Was ist dieser Aristaios sonst? Hohl. Puppe. Warum weiß man absolut nichts mehr von Gegenfiguren, vom ablösenden Wechselspiel, warum ist, wenn schon Daidalos immer pathetisch den Arm heben muß, kein einfacher Knabe da, der den Ton knetet und an Frühstüd erinnert? Ah, — doch dafür sind ja Mutter und Schwester vielleicht . . . Weit gefehlt, — und wieder seh' ich vielmehr einen Zug von heute: zwar ein Daidalos ist schon ganz und gar die Seele des modernen Lebens, aber Mutter und Schwester müssen durchaus noch aus der Birchpfeiffer sein, (ich spreche hier nur von der seelischen Gemütslage, die Form nimmt natürlich teil an der allgemeinen Reise.) Echteren Kontrast, bettächtlichere Ironie, rufen wir; es ist un wahr, daß die Bühne je Spiegel grade eines Problems, nur eines Lebens sein kann — sie ist immer das ganze Leben, und darum vermißte ich in dem Pfiferschen Stück, aus dem ja manch troziger Vers in Flammenschrift herausschlägt, grade den verbindenden, ruhigen, klärenden Text der einen Weltmelodie.

Atalanta

Drama in 1 Aufzug von Georg Heym.

Dramatis Personae: Bartolomeo Rucellai, Atalanta Rucellai, Sigismondo Bassi.

Szene: Nacht. Ein Kreuztisch mit einer Lampe. Ein Vorhang durch die ganze Breite des Zimmers, dahinter das unsichtbare Brautbett.

Im Folgenden bringen wir nur die Gipfel- und Schlüßzene dieses dramatischen Gedichts. Aus dem Vorhergegangenen haben wir erfahren, daß Atalanta unter dem dämonischen Einfluß ihres Geliebten Sigismondo Bassi, der ein Stiefbruder des ihr heute angetrauten Bartolomeo Rucellai ist, diesen morden lassen und mit Sigismondo zusammen die Flucht ergreifen will. Aber noch kurz vor dem Vollzug des Schrecklichen regen sich in ihr tiefwiderstrebende Gefühle, und sie machen sich in einer Atalantas Liebe auch zu Rucellai offenbaren Szene vor dem Betreten des Brautgemachs Lust, in die die Lichter drohenden Wahnsinns und prophetischer Todesangst grell hineinzuden. Nun ist Bartolomeo Rucellai noch einen Augenblick hinausgegangen, um die Festmusik wegzuschicken, das Haus zu verwahren, die Tore zu schließen; unterdessen hat sich, von Atalanta angstvoll empfangen und fast verraten, Sigismondo durch ein Geheimtürchen eingeschlichen und hält sich in den Falten des Vorhangs verborgen, um gegen den Rückkehrenden den Todesstoß zu führen. Atalanta, wieder unter der magischen Einwirkung des Stärkeren und im Bann des nun scheinbar unwiderrustlichen Geschehens, vermag nichts mehr aufzuhalten, und jetzt ist sie im Begriff, mit dem Gemahl das Schlafgemach zu betreten.

Bartolomeo: So komm, Geliebte, komm.

Und leuchte Erós freundlich diesem Haus.

(B. ergreift mit der einen Hand den Leuchter, mit der anderen umschlingt er A. Das Liebespaar geht langsam auf den Vorhang zu. A. bleibt plötzlich stehen, als ränge sie mit einem furchtbaren Entschluß.)

Komm doch, komm.

(Er führt sie dicht an den Vorhang, in dessen

Falten der Dolch Sigismondos blitzt. Man sieht die verzweifelte Anstrengung A. d. B. läßt sie los.)

Wie?

Atalanta: Nein, ich kann es nicht.

(B. empfängt den Dolchstoß. Der Schatten der ersten Dämmerung betritt das Gemach. Der Vorhang teilt sich, S. tritt hervor wie ein Gott. In der Hand blinkt der blaue Dolch. Der Ärmel dieses Armes ist halb hochgeschlagen, so daß man das Weiße des Hemdes darunter leuchten sieht. S. wischt den Dolch mit einem Spitzentuche ab, das sich von dem Blute langsam mit Scharlach färbt. A. ist über den Toten hingeworfen.)

Sigismondo: Du hältst den Strom des Blutes nimmer auf.

Dem Leben war zu großes Tor gebrochen.

Aus seinem Kerker schwang es sich heraus,

Ein Purpurovogel in den Raum der Nacht.

Vielleicht zieht seine Seele hier noch um

Und ward noch nicht entführt in freie Lust.

Wir wollen der toten öffnen ihre Bahn,

Daß mit der ziehenden Nacht sie flattere

Ins Dunkel, das im grauen Westen gähnt.

(Er öffnet das Fenster und sieht in die Dämmerung hinaus. Dann wendet er sich der am Boden liegenden Atalanta zu.)

Kommt. Es wird Zeit. Wir müssen vor dem Tag

Der Stadt entfliehen. Gegen Morgen schon

Zieht sich ein heller Streif am dunklen Rand

Der weiten Nacht.

Wie weißer Vordr umläuft den schwarzen Sarg

Und es wird kühl.

(Lange Pause.)

A.: Mein ganzes Kleid hat schon das Blut gesaugt,
Und immer strömt es noch und starret nicht.

O Lob, Lob, Lob.

S.: Bedeck' ihn mit dem Mantel.

A.: Wach doch auf. Wär ich so feige nicht,

So läge ich statt deiner auf dem Boden.

Ich konnt' es nicht. Ich hätt' es nicht gekonnt.

(Zu Sigismondo.)

Du hast mich festgebannt mit deinem Auge,

Du hast mich festgebunden mit der Stirn,

Du hast mich angenagelt an den Boden,

Du hast mich angefesselt mit dem Dolch.

Mit unsichtbarer Schnur ward ich umschürt.

Ich sah den Dolch aus schwarzen Falten glänzen,

Wie Todes offener Rachen sah's mich an.

Da mußte ich die Augen offen halten,

Und konnte mich nicht stürzen in den Dolch.

Ich konnt' es nicht.

(Sie bäumt sich an der Leiche auf.)

S.: Komm, laß ihn.

A.: Du meinst ich stünde auf?

S.: (Wieder an dem Fenster.)

Der Gondel Bug tritt schon aus Dunkel vor,

Das graue Licht bewandert den Kanal,

Ein Fischahn kommt das Wasser schon herab,

Mit braunem Neß, das in den Tiefen schleift. —

Des ersten Fischzugs Stunde ist schon nah. —

Noch kurze Zeit, dann wird Venedig wach.

Und seine Diener klopfen an die Tür.

A.: O großer Gott.

S.: Wie friedlich schläft Venedig noch und träumt

Von Nummenschanz und frohem Maskenrausch,

Wie bald und es erwacht vor Schweden toll.

Siehst du die beiden Masken dort am Tor?

Sie wundern sich der vielen Raben wohl,

Die vor dem Fenster flattern und Wallen,
 Sie wittern Tod.
 Das darf dich wenig kümmern.
 Du darfst des Schreckens Schläuche noch nicht öffnen.
 Tu zu die Andern noch. Du mußt sparen
 Auf die geleg'ne Zeit, den hellen Morgen.
 Da magst du zittern, wenn dein Händchen dir
 Im Eisen klirrt. Du mußt noch vieles tragen,
 Das ist das Vorspiel nur. Der Schüchterne
 Prolog des Grauens. Du erschaust noch mehr.
 Wie bald, noch eine kurze kleine Stunde,
 Dann füllt sich Haus und Hof von dichtem Volk,
 Die Augen weiß vor Schreck, vom Schrein der Diener
 Aus weichem Bette und dem Liebesarm
 Verjagt mit einem Schrei, der wachen macht.
 Mord schrein sie, Mord. Der Ruf macht Greise zittern,
 Sie füllen alle Treppen und die Lür.
 Durch ihren Kreis blinkt, wie ein roter Mond
 Durch weiße Felber scheint, am Abendlicht
 Der Schergen rotes Kleid und ihrer Schellen
 Erhabene Musik.

A.: O Gott verlaß mich nicht.

E.: Wie staunte wohl das dumme Gassenvolk,
 Säh es mit Ketten uns hindurchgebracht
 Auf eines Leiterwagens altem Stroh.
 Statt auf Karossen, o du armes Kind,
 Ich schämte mich für dich und deine Mutter.
 Kennst du das peinliche Verhör, die Folter?
 Auf ihrem Bette ruhst du nicht so sanft,
 Wie auf den Daunen.

A.: Großer, großer Gott,
 Laß mich herunter von der Qual des Lichts,
 O lösch' mich aus. Ich bitte nichts als Tod.
 Ein kleines Quäntchen Tod, ein kleines Gran
 Von deinem großen Speicher voller Lode.
 Du bläfst die alten Leute wellend um,
 Du kannst im Krieg mit Eisensohlen treten,
 Und gelben Schwefel regnen, Pest verstreuen,
 Wie grüne Saat den Aussatz, und du kannst
 Mit einem Hauch mich nicht zerbrechen machen?
 Ich fleh' um Tod, wie andre um das Leben.
 Ich kniee, kniee

(Pause.)

Nicht? Du bist wohl taub?
 Von all dem Jammer ist dein Ohr verstopft,
 Der auf dich regnete, und wie die Motten
 Im Ohr dir summend krabbeln. Keinen Sinn
 Kannst du dir machen. Du bist alt geworden,
 Dein Hirn ist brüchig wie ein altes Haus
 Zum Abbruch reif. Nicht einmal sterben lassen.
 Nicht einmal sterben. Oder bist du tot?
 Vielleicht hast du dich in den Mond verkrochen,
 In seine Löcher nach der Maulwurf Art,
 Vor unsrer Not, die dir die Pfoten brennt.
 Nicht einmal sterben. Wär' ich nicht so feig',
 So tät ich's selber.

(Sie rutscht auf den Knien zu E. hin.)

Ah, was er nicht kann, der Narrenfürst,
 Du kannst es. Liebst du mich,
 Du sagtest es, so tu mir, was ich bitte.
 Dann will ich dir nicht zürnen. Will dich segnen
 Mit letztem Hauche.

(Sie ergreift seinen Dolch, den er noch in der
 Hand hält und legt die Spitze an ihren Hals.
 Sie beugt sich vornüber.)

Wie ist er kalt, ah.

(Sie stößt die Spitze wieder von ihrem Hals
 fort.)

(E. spricht zu ihr, während sie noch liegt.)

E.: Denkst du, ich töte dich? Ich wär' ein Narr,
 Was wär ich für ein Narr.

Ich sollte zusehn, wie das Blut entströmt
 Unhaltbar, wie du kälter wirst und stockst,
 In Lobesstarre wie ein steifes Holz?
 Was sollte mir dein Reichthum.

(Er sucht sie langsam aufzuziehen, sie wehrt sich
 nur schwach.)

A.: Gott, o Gott,

O tut's doch, tu's.

E.: Was war ich ohne dich.

Ich sollte wieder in das Dunkel treten,
 Begraben sein in meine Häßlichkeit?
 Nein. Das nenne ich zuviel gebeten.
 Mein Leben war ein wasserloses Meer,
 Darin ein großer Sandberg wirbelnd kreist. —
 Ich war so trocken wie ein dürrer Wald,
 Der von dem Staube langer Sommer starrt
 Und nach den fernem Donnerwolken murrte. —
 Mein Herz stak in mir eisig, dürr und kalt,
 Wie in dem trocknen Brunnenloch ein Stein.
 Du hast mich erst geheilt mit deinen Küssen,
 Du hast die Andern mir in Brand gesetzt,
 Wie eine Flamme brenne ich nach dir,
 Wie eine Fadel. Ach, ich will dich betten
 In grünen Grotten, fern in weiter Flut
 Vergessner Meere, wo der taube Wind
 Einsam gen Süden braust. Dort will ich ruhn
 An deinem Munde wie Wasser, das verrinnt
 In weißem Sand. Ich soll dich töten, du?
 Wär ich ein Narr.

(Er will sie mit sich nehmen, sie hält sich an
 dem Kreuzifix fest. E. legt seinen Arm um ihre
 Schultern.)

E.: (Kalt.)

Ein jeder Tag füllt Leid auf kleineres Maß,
 Am ersten Tage ist der Schmerz nur grell,
 Dann wird er blässer, wie Brokat verbleicht.
 Und nur die Wehmut gibt noch sanften Reiz,
 Verlor'nem Duft von welken Rosen gleich.
 Ich will dich trösten. Komm, die Zeit vergeht.
 Schon glänzt im Ost der weißbehelmt Tag.
 Komm, komm.

(Er will sie fortziehen.)

A.: Nein.

(Pause, E. läßt sie los tritt ein paar Schritte
 zurück.)

E.: Du wärst zu schön für diese Duzendstadt,
 Daß sie in einer Stunde dich bestarrt.
 Und dich bespeit des Hallenvolkes Maul.
 Zu schön für eines Henkers rohen Arm,
 Und für die Eier der Knechte viel zu hold.
 Mich dauert keines Kopfes. O wie schön
 Er aus den Schultern steigt. Sieh, hier wird bald
 (er tritt auf sie zu und umfährt mit seinem Finger
 ihren Hals)

Das kalte Beil ins warme Fleisch der Haut
 Schneiden wie Eis. Der Henker greift
 In deine Loden und reißt empor
 Dein nasses Haupt und schleudert weit es fort,
 Wie einen blut'gen Ball.

(Pause.)

Doch wie du willst.

Ich zwinge niemand. Da du mir nicht gönnst,
 Mit dir zu leben, sterben wir zusammen.
 Was soll ich ohne dich? Nach einem solchen Wurf
 Bleibt einem Spieler nur der Wurf ins Nichts. —

Ich will die Angst verkürzen, die dich quält.
Ich geh' und rufe Leute her.
(Er geht nach der Tür.)

A.: Bleib hier.
S.: (Sieht sich um.)
Dann komm.
A.: (Gibt keine Antwort.)
S.: Sieh her. Das Licht des Tags ist schon
An dieser Stelle.
Einen Daumen weiter
Und es berührt den Teppich. Bin ich dann
Noch ohne Antwort, gehe ich hinaus
Und rufe nach das Haus!
(Pause. Das Licht des Morgens bescheint das
verzerrte Gesicht der Atalanta, S.'s Gesicht ist
bewegungslos. Das Licht wandert weiter vor. Als
es den Teppich erreicht hat, geht S. wortlos und
schnell nach der Tür. Als er sie aufmachen will,
ruft A.)

A.: Bleib hier.
(Er dreht sich, die Hand an dem Türgriff noch
einmal um und sieht A. fest an. A. läßt das
Kreuzfing' los und folgt seinem Auge, wie das
Tau dem Seile. Während sie langsam und bei
jedem Schritt stockend, auf S. zugeht, läßt er
sie nicht aus den Augen. Als A. bei der Leiche
angekommen ist)

S.: Nimm ihm den Beuchter fort, er braucht ihn nicht
Er ist schon weit vor diesem Schein voraus
Die Toten reisen schnell.
(A. bückt sich nach dem Beuchter.)
Und nimm den Mantel,
Ihm kümmert's nicht, ob er auf Steinen liegt.
Die Toten frieren nicht.
(A. nimmt den Mantel)
Und nimm ihm seinen Rock, denn der Brokat
Ist viel zu lecker für der Würmer Maul
(A. knöpft den Rock auf)

A.: Das Hemd
S.: Es ist ein feines Tuch
Ich brauch' es auf der Reise noch
A.: Es ist noch ganz voll Blut.
S.: Das wäscht das Wasser aus, zieh's ab,
Die Toten haben keine Scham.
(A. berührt das Hemd abziehen)

S.: Wenn sein Gespenst hier hinterm Vorhang stände
Was dächte es. Sieh' einmal her, Gespenst
(Er schlägt mit dem Dolch den Vorhang zurück)
Da kniet ein Weib bei deinem Kopf, Gespenst
Und stiehlt dein Hemd für mich.
(Er läßt den Vorhang fallen.)
Er hat noch Ringe an der Hand, wozu?
Und um den Hals ein goldenes Kreuz, wozu?
Der Toten ziemt sich Einfachheit.

A.: Das Kreuz?
S.: Die Toten sind geduldig. Nimm es nur
Von seinem Hals, es ist mein Begezoll,
Daß ich vor ihm das Todes Schlagbaum zog.
Er gibt es gern, wenn er beschenkt damit
Sein Weib und seinen Bruder. Und was blieb
Ihm nähres auf der Welt als wir.
(A. nimmt die Ringe)
Du müßtest dich Destern auf den Kirchhof gehn,
Du hast Geschick zu einer Leichenbiebin.

A.: Hier
Sind Ringe, Mantel, Rock und Hemd und Licht
Nicht das Kreuz. Ich sah es nicht an.

S.: Das Kreuz,
Es ist von seiner Mutter noch.
A.: Das Kreuz, nicht das Kreuz.
S.: Beeile dich.
(Während A. den Kopf hin und her wackelt, um
das Kreuz loszubekommen, betrachtet sie S.)
(Endlich gelingt es, ihm das Kreuz über den Kopf
zu streifen.)

S.: Sie hat es getan. Sie griff an seinen Kopf
Wie ein Fleischer.
A.: Du hast es doch gewollt.
S.: Gewiß. Ich habe es gewollt, wer kann
Für seine Wünsche. Das beweist doch nicht,
Daß ich es jetzt noch will —.
Wenn jetzt ein Bote bräche auf von hier
Den Toten der vergangnen Stunde nach
Sie einzuholen an dem Meilenstein,
Der Straße nach dem unbekanntem Land
Und träre ihn, wie er ihm zugewandt
Und hieß ihn rückwärts schaun, wo er begann
Hoch oben, wo das letzte Licht noch winkt
Am fernen Ausgang seines dunklen Pfads.
— Was sah' er wohl? Er sah' sein Weib gebeugt
Auf seinen bleichen, wellen, toten Mund.
Zum Kusse? Nein. Zu Tränen? Nein.
Und ihre Hände sah er um sein Haupt,
Daß sie ein letztes Mal ihn streichelte?
Nein. Daß sie die brachen Augen schloße?
Nein. Nein, er sah sie linker Hand beim Leichenraub,
Sie hält den toten Kopf wie einen Sad.
Was träumte er in seiner Dumpsheit wohl,
Wenn er das sähe? Und die Toten selbst,
Sie rückten sich von ihm und seinem Gram.
Die Hahnreiheleiche watschelte allein den Pfad herab
Wie eine alte Gans.
Sie müßte alle Zeit durch Wüste gehn.
Und immer stöh vor ihr der Horizont.
Ich hätte diese Leiche lassen sollen
Es war eine Torheit. Und die ganze Frucht
Des Todes schwindet in das trübe Nichts
Der wolkenreichen Frühe. Armer Toter,
Du hast mir nichts gebracht, ich komm dahin,
Daß ich dich wecken möchte, denn der Mühe
Hat es sich kaum gelohnt, dich umzubringen!

A.: Wie?
S.: Ja, wie.
A.: Du hast es doch gewollt.
S.: Gewollt? Ja, leider. Gewollt.
Ich bin gewillt, es jetzt nicht mehr zu wollen
Ihr seid mir gleichgiltig geworden
Ihr wart zu wohlfeil meiner Leidenschaft.
Jetzt ist sie fort, der Wind hat sie verjagt.
Der bleiche Morgen hat sie aufgefressen.
Da fliegt sie aus dem Fenster. Bah.
(Er schnippt mit dem Finger.)
Verdammt. Lebt wohl. Ich gehe fort, Witwe.
(Er macht schnell die geheime Tür hinter sich
zu. A. richtet sich an der Leiche halb auf und
starrt unverwandt auf den Fleck, in dem S. ver-
schwunden ist.)

Literarische Neuererscheinungen

Birger Moerner. Inshallah. Türkische Impressionen.
Deutsch von Marie Franzos. (Lit. Anstalt Rütten
& Loening, Frankfurt a. M.) Geh. 3,50 M.
Der Verfasser dieses überaus reizvoll und eigen-
artig ausgestatteten Buches führt uns in seiner Doppel-

eigenschaft als Dichter und Diplomat in der lebenswürdigsten Weise durch das ottomanische Reich. Wie in einem farbenschimmernden Kaleidoskop huscht das bewegte traumhafte Leben an uns vorüber. Die Kuppeln der Moscheen flimmern, die Scheiben der Serails leuchten wie Edelsteine, süße, berausende Düfte steigen aus tausend alten Gärten auf, und aus den geschlossenen Fensterluden klingen die Töne wunderlicher Saitenspiele. Konstantinopel, Pera, Stambul, Galata. Paläste, Klöster, Moscheen, Bazare, ja sogar das alte Sternenschloß — an der Hand des einsinnigen Autors durchwandern wir der Wildiz — öffnen uns ihre Pforten, und taumelberauscht versinken wir tiefer und tiefer in Mohammeds Seligkeitswelt. Dazu erhalten wir Eintritt in die diplomatischen Kreise: wir lernen die Gesandten der Weltmächte kennen, die Botschafter der kleineren Staaten, Minister, Großbeziere und sonstige hohe Würbenträger und entwirren so die Fäden, die die Welt Omars mit dem Abendlande verbinden.

Alfred Polgar. *Bewegung ist alles.* Novellen und Skizzen. Verlag Kitten & Böning in Frankfurt a. M.

Ein junger österreichischer Schriftsteller, reichsdeutschen Lesern wohl auch schon aus dem „Simplizissimus“ bekannt, bereitet uns mit diesem Büchlein ein wirkliches Vergnügen. Feuilletonistisch zugespitzt, ermangeln seine Skizzen nicht der Tiefe und zeugen von Lebens- und Menschenbeobachtung. Sie sind voll funkelnder Erfahrungssätze und fest umrissener Bilder; der Stil ist nur stellenweise wienerisch salopp, meist prägnant. „Am Nebentisch“, „Das Mädchen, welches“ und „Das Schicksal meint es gut“ sind glänzende Stücke daraus; sie vor allem erweisen Alfred Polgar als einen Humoristen im echten Wortsinn.

Victor Fraenkl.

George Moore: „Der Apostel“. Ein Szenarium. Nach zwei Entwürfen bearbeitet von Max Meyersfeld. Brosch. M. 1,50. Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin 1911.

Wie Jesus und Paulus, fünfundzwanzig Jahre nach der Kreuzigung, in einem essäischen Kloster zusammen-treffen; wie Jesus die Lehre des Paulus bekämpft, weil sie auf falschen Voraussetzungen beruht; und wie Paulus, durch solchen Widerspruch gereizt, schließlich Christus tötet, damit das Christentum lebe: das bildet den Inhalt dieses dramatischen Entwurfs, durch der die Kühnheit seiner Idee stets einen besonderen Platz in der Christus-literatur behaupten wird. Wenn man will, ist es nur eine Geschichte, eine Anekdote; wer aber für diese ursprünglichste Form der Erzählung empfänglich ist, kann sich dem originellen Reiz ihrer gedanklichen Kombination nicht entziehen. Ein Meister trägt sie vor: George Moore stellt sich hier nicht unebenbürtig neben seinen Landsmann Oscar Wilde.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

W. Fred. *Literatur als Ware.* Bemerkungen über die Wertung schriftstellerischer Arbeit. Herausgegeben vom „Schutzverband deutscher Schriftsteller“. (Verlag von Desterheld & Co.) Geh. M. 1.—.

Hermann Kurz. *Die Schartenmattler.* Roman. (Wiegand & Griepen, G. R. Sarasin, Verlag, Berlin). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Felix Moeschlin. *Die Königsmiebs.* Roman. (Ebenba.) Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Inhalt der vorigen Nummer: An Bethmann Hollweg. Von Franz Pfemfert. / Der Gemüts-Staat. Von Kurt Hiller. / Patriotismus. Von Leo Tolstoi. / Louis Capet. Von Georg Heym. / Brief an Paul Scheerbart. Von Dr. S. Friedländer. / Mozart. Von Theophil Gautschi. / Väter und Söhne. Von Dr. A. Ruest. / Freundliche Bitte. Von Torral. / Von Leuten, die den Kopf verloren. Von Paul Scheerbart. / Zwei Gedichte. Von Peter Hille. / Gedicht. Von Anselm Ruest. / Gegen die Seele des Herrn Corinth. Von Guttman. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Brief v. Hauptm. Queber. / Mein Kirchenaustritt. Von Prof. Ludw. Gurlitt.

Peter Baum. *Im alten Schloß.* Novellen. (Verlag Paul Cassirer Berlin W. 10). Brosch. M. 2.50, geb. M. 4.—.

Hermann Essig. *Maria Heimsuchung.* Tragödie. Verlag Paul Cassirer, Berlin W. 10).

Catherina Godwin. *Begegnungen mit mir.* (Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München).

Robert Muhl. *Die Verwirrungen des Jünglings Törleß.* (Verlegt bei Georg Müller in München). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Heinrich Ilgenstein. *Die Wahrheitsucher.* Schauspiel. (Erich Reiß, Verlag, Berlin).

Zeitschriftenchau

Die *Schaubühne*, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 11: Humor. Von Frig Rauthner. — Der Sterbenden. Von Jakob Picard. — Der Fall Jagow (Offener Brief an Herrn Alfred Herr) Von Oscar A. S. Schmitz. — An — — —. Von Peter Altenberg. — Berliner Theaterkandale. Von W. Fred. — Jovette Guilbert. Von Julius Bab. — Ein Abend im Theater. Von G. J. Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich. Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W. 62 A.

Pan, Halbmonatschrift, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer. In der neuesten Nummer nimmt Alfred Herr noch einmal zum Fall Jagow das Wort. (Wir verweisen auf unsere „Glossen“.) Das Heft bringt außerdem Beiträge von Hermann Bahr: Tagebuch — Heinrich Mann: Rückkehr vom Habes (Schluß) — Robert Walser: Didens — Ludwig Frank: Die Wahlparole — Die juristische Seite — Die Leiche — Schauburgen — Der „Pan“ erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats und kostet 50 Pfg. die Nummer, Probenummern gratis durch den Verlag Paul Cassirer, W. 10, A.

Die *Bille*. Herausgegeben von Friedrich Rauwann. (Hilse-Verlag, Berlin-Schöneberg A). Nr. 11 enthält u. a.: Raumann: Konfession und Beruf; Eugen Kay: Liberale Aggarpolitik; Paul Rohrbach: Vom Globus; Gottfried Frank: Jugend. Die Einzelnummer kostet 20 Pfg. Abonnenten der „Aktion“ erhalten ein Probeabonnement gratis.

Unser Paul Scheerbart-Abend

findet Mittwoch, den 22. März, abends 8 1/2 Uhr im Café Austria, Potsdamerstraße 28 statt. Der Dichter selbst hat sein Erscheinen, Rudolf Blümner, Anselm Ruest haben ihre Mitwirkung zugesagt. Karten zu 1 M. bei Edmund Meyer, Buchhandlung, Potsdamerstraße 27b und an der Abendkasse.

Note

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will den imposanten Gedanken einer „Organisierung der Intelligenz“ fördern und dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegengewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenswertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehrlichen Radikalismus zu sein.

■ **SCHRIFTSTELLER**, Euro Interessen ■
 ■ — wahrt der — ■
 ■ **Schutzverband deutscher Schriftsteller** ■
 ■ Wer über die Ziele und Tätigkeit unterrichtet sein will, ■
 ■ verlange Druckschriften von der Geschäftsstelle des Schutz- ■
 ■ verbandes, BERLIN W. 15, Lietzenburger-Strasse 48. ■

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Ein Erfolg der Kirchaustrittsbewegung

Das Konsistorium der Stadt Berlin hat am 10. März durch die Superintendenten folgendes Rundschreiben an die Berliner Geistlichen gerichtet: Im Auftrage des Königl. Konsistoriums weise ich (d. h. der zuständige Superintendent) darauf hin, daß eine Beteiligung der evangelischen Geistlichen an dem für den 15. März in den Kammerkellern angeetzten Vortragsabend sowie an sonstigen Veranstaltungen des Monistenbundes im Interesse der evangelischen Kirche nicht erwünscht ist. — Denn der Monistenbund mit seiner Ablehnung jeder übernatürlichen Offenbarung, mit seiner Betonung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis als der einzigen Grundlage alles Geisteslebens, mit seiner kräftigen Propaganda für den Austritt aus der Kirche nimmt eine so scharfe gegenfällige Stellung gegen die Kirche und das von ihr gepredigte und betätigte Evangelium ein, daß eine Verständigung zwischen ihm und der Kirche durch irgend welche Diskussion ausgeschlossen erscheint, vielmehr durch die Beteiligung der kirchlichen Kreise nur eine verstärkte Anziehungskraft der vom Monistenbund veranstalteten Vorträge zu befürchten ist, wie denn auch die Berichte über die bisher stattgehabten Religionsgespräche eine Förderung der kirchlichen Interessen in keiner Weise erkennen lassen.

Dieser Erlaß des Berliner Konsistoriums spricht Bände. Während sich die Urchristen im römischen Zirkus von wilden Tieren zerreißen ließen, gehen die Führer der heutigen Christen noch einmal in eine Redeschlacht.

Zu dem Erlaß ist noch zur Erklärung hinzuzufügen, daß die Berliner Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes leider die Austrittsbewegung nicht kräftig propagiert. Der sonst sehr geschätzte Vorsitzende dieser Gruppe, Herr Dr. Bialhaber, erhofft eine Verständigung innerhalb der Kirche. Die Antwort auf seine versöhnlichen Worte ist jener Erlaß. Es ist auffällig, daß der Erlaß erfolgte, nachdem Prof. Gurlitt, der Vorsitzende des Komitees, auf einer Versammlung des Monistenbundes gegen einen Pfarrer gesprochen. Auch der große Vortrag des Prof. Drews mag dazu beigetragen haben. Denn Prof. Drews ist auch aus der Kirche ausgetreten.

Antrag auf Befreiung der Dissidentenkinder

Nachdem in Oesterreich die Aufhebung des Zwanges erfolgt ist, durch den Kinder konfessionsloser Eltern zum Religionsunterricht herangeschleppt werden, hat die nationalliberale Partei des preußischen Abgeordnetenhauses einen ebenfalls dahingehenden Antrag eingebracht und zwar in Form eines Gesetzesentwurfs. Die Bestimmung ist genau nachgebildet der des badischen Schulgesetzes, wo der Zwang zum konfessionellen Religionsunterricht der Dissidentenkinder aufgehoben ist.

Der Gesetzesentwurf lautet:

„Kinder, die keiner Religionsgemeinschaft angehören oder einer solchen, für die Religionsunterricht an der Volksschule, die sie besuchen, nicht erteilt wird, können gegen den Willen des Vaters oder anderer Erziehungsberechtigter zum Besuch des Religionsunterrichtes nicht angehalten werden.“

Unterschrieben ist der Antrag an erster Stelle von den Abgg. Schiffer, einem Oberverwaltungsgerichtsrat, und Sachsenberg, einem evangelischen Geistlichen.

Professor Gurlitts neue Flugchrift

„Los von den Kirchen“ (Flugchrift 3/4 des Komitees „Konfessionslos“, Berlin W. Verlag Eberhard Frome; Preis M. 1.—) wünscht Johannes Gaulke in einem längeren Artikel über die „Trennung von Kirche und Staat“ in der „Dtsch. Montagszeitung“ eine Verbreitung nach Hunderttausenden. Gaulke schreibt, daß Gurlitt in Sorge um Deutschlands Zukunft alle Gesinnungsgenossen zum geistigen Kampfe gegen die Kirchen aufruft, die im Gegensatz zum Geist des ersten Christentums Zwangsanstalten geworden sind. „Es sind ehrliche Mannesworte, die Gurlitt der konservativ-kerikalischen Sippe, die Preußen-Deutschland regiert und verhandelt, entgegenschleudert. Ich wünsche seiner Broschüre eine Auflage von Hunderttausenden, damit die Forderung des Massenaustritts aus der Kirche, die Gurlitt aufgestellt, nie wieder von der Tagesordnung verschwindet.“

Zwecks Massenverbreitung gibt der Verleger die Broschüre in größeren Partien billiger ab.

Weshalb wir kämpfen!

(Diese Zeilen eines Arbeiters sprechen aus, was weite Proletariatskreise fühlen. Die Red.)

Um die volle Anerkennung unserer staatsbürgerlichen Rechte durchzusetzen. Mit anderen Worten, wir verlangen vom Staat, welcher uns gleiche Pflichten auferlegt, auch gleiche Rechte. Die intelligenten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft und der proletarischen Arbeitermassen haben heute schon erkannt, daß die zu Staatsreligionen ernannten religiösen Sekten mit dem Christentum nichts gemein haben. Gerade die christlichen Sekten sind es, welche jeden Fortschritt zur Entwicklung, möge er auf politischem, wirtschaftlichem oder wissenschaftlichem Boden stattfinden, mit Fanatismus bekämpfen. Ein jeder, der die politischen Verhältnisse Deutschlands verfolgt, der wirklich und mit wahrer Ueberzeugung für seine Partei tätig ist, möge er Demokrat oder Sozialdemokrat sein, ob noch religiös gesinnt oder nicht, er wird mit dem Pfaffenstump in Kollision geraten. Nicht nur Kulturstaaten, wie Frankreich, sondern auch noch in der Entwicklung befindliche Staaten, wie Portugal, werfen die Pfaffen aus ihren Ländern hinaus, — — und Deutschland — Preußen?

Die Ereignisse in Deutschlands jüngster Vergangenheit haben gezeigt, daß unsere Regierung gewillt ist, sich dem römischen Joch vollständig zu unterwerfen. Deutschland in der Welt voran, Preußen in Deutschland voran, — — hier scheint's zu stimmen. Armer deutscher Michel, wie lange willst du noch schlafen, Bock der Denker und Freiheitlichdichter, siehst du nicht was die höchsten Diener im Staate gegen dich im Schilde führen? Römlinge machen heute in unserem herrlichen Vaterlande die Politik, und die Vertreter der evangelischen Kirche stützen diese Politik.

Die Reichstagswahlen stehen vor der Tür, das deutsche Bürgertum hat die Wahl, ob es noch länger ein Joch

tragen will, welches es zum Gespött des gesamten Aus-landes macht. Wählt keine Männer ins Reichsparlament, die gewillt sind, sich einer Regierung zur Verfügung zu stellen, die ehrliche Staatsbürger in mehr- und minderwertige Klassen einteilt.

Wir verlangen von unseren Parlamentsvertretern, daß sie dafür eintreten, daß wir Deutschen, ob Beamte, Bürger oder Arbeiter, gleich berechtigt, ohne Gefahr des Existenzverlustes unsere religiöse Gesinnung äußern dürfen. Wir fordern, daß unsere Kinder in den Schulen zu tüchtigen Menschen erzogen, aber nicht zum Werkzeug irgend einer religiösen Sekte gemacht werden. Trennung von Schule und Religionsunterricht. Versagen jeder materiellen Unterstützung aus Staats- und Gemeinbmitteln für kirchliche Zwecke. Für jeden denkenden Menschen ist und soll Religion Herzenssache sein; jeden Mitmenschen nach Kräften zu unterstützen, ihm Gutes zu erweisen, ist eines jeden Pflicht und Schuldbigkeit, ein anständiger Bürger und Arbeiter hält das für selbstverständlich. Wer aber glaubt, ohne die „Segnungen“ der Staatsreligionen nicht fertig werden zu können, der mag auch dafür bezahlen, nicht aber weitere Volkstreife damit belasten und belästigen, die innerlich und äußerlich schon längst mit allem Kirchen- und Teufelsglauben gebrochen haben. Wir verlangen, daß für das Geld, für welches prunkende Kirchen gebaut werden, unseren Kindern moderne Schulen und akademisch gebildete Lehrer zur Verfügung gestellt werden. Nicht die mosaische Genesiß, sondern die Ergebnisse unserer wissenschaftlichen und philosophischen Forschung sollen der jungen Generation klargemacht werden.

Sind die Wahlkandidaten, denen wir unser Vertrauen geben sollen, geneigt, diese Forderungen im Reichstag zu vertreten, dann deutscher Michel hinein mit diesen Bürgern und Arbeitern in den deutschen Reichstag, im anderen Falle aber hinweg mit ihnen, mögen sie sonst einer politischen Richtung angehören, welcher sie wollen.

Emil Heinrich, Meindendorf.

Karlsbad Saison ganzjährig | 1910: 68324 Kurgäste :: ::
oooooooooooooooooooo | 200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostataleiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fettleibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren. 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlen-saure-, Sauerstoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder, Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilanstalten, schwedische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.
Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
Der Stadtrat.

München.  **Hotel Europäischer Hof.**
Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd- ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes Restaurant. Auto-Garage. Besitzer **Hans Häbner.**

Lausanne **Alexandra Gd. Hotel.**
Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privat-
Frankfurt a. M.
bad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich am Hauptbahnhof
Ruhig im Garten gelegen. — 190 modern eingerichtete Zimmer von M. 2.— an.
W. Bopp, Besitzer.

INFLUENZA-
Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Montone.
Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet
Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera
:: **Riviera Splendid-Hotel** ::
Ersten Ranges. Die Direktion.

Budapest = **Hotel Bristol**
Donaukurso, vornehm — modern
Preise mäßig.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

:: **Residenzhotel Posen** ::
Schönstes und vornehmstes Haus
Zimmer von M. 2.50 an.
Restaurant mit vorzüglicher Küche.

Formulare Austritt aus der Landeskirche
zum versendet in beliebiger Anzahl gegen Einsendung des Portos
Leon Hirsch, Schöneberg b. Berlin Sachsendamm 53.

MK. Fischers Bibliothek MK.
zeitgenössischer Romane
Seben erschienen:

Th. Fontane: Irrungen Wirrungen
Björnstjerne Björnson: Mary
Gabriele Reuter: Frauenseelen



Moderne Romane erster Autoren
Jeden Monat ein Band geb. für **1 Mark**
in Leinen: 1,25 M. in besserer Ausstattung
in allen Buchhandlungen zu haben

Die Aktion

H.R.

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 6. & 27. März.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Laus- & Exemulare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Nr. 1.— vierteljährlich (erst Bestellungen zc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate.** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, N.W. 21, Grefelbergstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7513. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Konparenzzeile 50 Pf.

Inhalt: Elsaß-Lothringen und der Europäische Friede. Von Prof. Dr. H. Molenaar / Die Parolendichter Schweigen. Von Franz Pfemfert / Versicherungssozialismus und Freiheit. Von Otto Corbach / Glossen / An unsere Freunde / Massenmensch und Individualist. Von Paul Sellin / Nochmals die verfluchte Schwerkraft. Von Paul Scheerbar / Feuerzauber. Von R. Balmont / Ein besserer Mitteleuropäer. Von Kurt Hiller / Die farge Generation. Von Sebulon / Der Sarg des Niefen. Von Viktor Hadwiger / Frühjahr im Grunewald. Von Anselm Kuest / Magelied. Von Lorrail / Literarische Neuerscheinungen / Bornotizen / Zeitschriftenchau / Die Organisation der Intelligenz. Von Prof. Dr. Ernst Mach.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Elsaß-Lothringen und der Europäische Friede

Jedem unbefangenen Politiker ist klar, daß die elsäß-lothringische Frage ein Haupthindernis für die Friedensbestrebungen bildet. Für den gedankenlosen Durchschnittsdeutschen ist diese Frage längst gelöst, nämlich im Frankfurter Frieden 1871; für den ebenso gedankenlosen Durchschnittsfranzosen wird sie in einem in Paris zu diktierenden zukünftigen Frieden gelöst werden; natürlich so, daß Elsaß-Lothringen nebst dem linken Rheinufer an Frankreich kommen. Wenn die Franzosen den Rhein als Frankreichs Grenze betrachten, so halten wir das für eine Narrheit; wenn wir aber die Maas für unsere natürliche Grenze gegen Frankreich halten, so sind wir in unsern Augen sehr gewiegte Politiker und tiefblickende Geschichtsbeachter. War nicht die Maas, so sagen wir, fast tausend Jahre lang die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich? Wenn man aber aus der Tatsache, daß die Provinzen Ost- und Westpreußen ungefähr ebenso lange nicht zum Reich gehörten, die Folgerung ableiten wollte, sie gehörten von Rechts wegen nicht zu Deutschland, so würde das, mit Fug und Recht, niemand gelten lassen. Mit dem geschichtlichen Rechtsanspruch ist es eine bedenkliche Sache. In der Geschichte gilt nur ein Recht: das der Gewalt; hier geht tatsächlich Macht vor Recht. Erheben wir ein geschichtliches Recht auf Elsaß-Lothringen, so sagen die Franzosen mit demselben Recht: uns hat es 200 Jahre lang gehört, Meß sogar über 300 Jahre, folglich haben wir ein Recht darauf. So kommen wir also nicht weiter.

Viel einleuchtender ist das Selbstbestimmungsrecht, das fast alle Anhänger des Friedensgedankens auf Elsaß-Lothringen angewendet wissen möchten. Aber eine große Schwierigkeit ist doch dabei: Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig. Wenn Elsaß-Lothringen über sich

selbst bestimmen darf, dann dürfen es andere Länder auch. Wo kämen wir aber hin, wenn die 26 deutschen Vaterländer über sich selbst zu bestimmen hätten? Würde Hannover noch einen Tag bei Preußen bleiben?

Damit kommen wir zu dem Prinzip, das besser geeignet sein dürfte, als Grundlage für eine gerechte Entscheidung dieser Frage zu dienen, als das Prinzip der geschichtlich-gewordenen Zugehörigkeit oder des Selbstbestimmungsrechtes, nämlich das Nationalitätsprinzip. Jeder Mensch gehört der Nation an, deren Sprache er als Muttersprache spricht. Wer polnisch spricht, ist Pole; ob er nun in Deutschland oder Rußland, oder Oesterreich geboren ist. Es gibt keine deutschen und russischen Polen; ebenso wenig deutsche Franzosen; oder soll man sagen polnische und französische Deutsche? Die Wortzusammenstellung zeigt die Ungereimtheit dieses Zwitterwesens. Gibt es eine österreichische Nation? Nein, es gibt nur eine deutsche, tschechische, ungarische, rumänische Nation; daß alle diese Nationalitäten in diesem Staat zusammengehalten sind, ist eben sein Unglück und die Ursache seiner voraussichtlich baldigen Zerfegung. Es kann wohl zwei oder mehrere Nationen geben, die ein und dieselbe Sprache sprechen, wie die Amerikaner und Engländer, die Mexikaner, Chilenen und Spanier, aber mehrsprachige Nationen gibt es nicht. Von einer schweizerischen, belgischen, österreichischen Nation zu sprechen, wäre ungereimt. Es gibt nur einen schweizerischen, belgischen, österreichischen Staat. Daß das Staatsprinzip, welches meistens zugleich dynastisches Prinzip ist, je länger, je mehr dem nationalen Prinzip weicht, zeigt die Geschichte. Wenden wir dasselbe nun auf die elsäß-lothringische Frage an, so ergibt sich, daß das ganze Elsaß und der größere Teil von Lothringen zu Deutschland gehören; dagegen der französisch-sprechende Teil des

letzteren, also Metz und Umgebung, an Frankreich zurückfallen müssen. Man erwidere nicht, daß wir Metz als militärischen Stützpunkt brauchen. Wenn Frankreich auf unsern Vorschlag eingeht, so verzichtet es damit für ewige Zeiten auf das Elsaß. Damit fällt der Grund zum Kriege und die Notwendigkeit der Grenzfestungen fort. Unsere Ehre wird durch diese Abtretung durchaus nicht verletzt, wenn wir zur Entschädigung das deutsch-sprechende Luxemburg verlangen. Zudem harret unser ein bedeutender den Franzosen, was französisch ist, den Polen, was polnisch Länderszuwachs beim Zusammenbruch Oesterreichs. Gebt ist, den Tschechen, was tschechisch ist, den Deutschen, was deutsch ist, — dann erst könnt ihr mit Zuversicht auf den endgültigen Frieden Europas hoffen. Ich will damit nicht gegen die Germanisierung fremdsprachiger Landstriche polemisieren, besonders wenn die deutsche Kultur eine niedere verdrängt, wie im Osten. Wenn Polen germanisiert sein wird, aber erst dann, haben die Polen kein Recht mehr darauf, wie wir kein Recht mehr auf das Elsaß gehabt hätten, wenn es 1870 nicht mehr deutsch gesprochen hätte, und wie wir tatsächlich kein Recht auf die Teile Bothringens haben, in denen französisch die Muttersprache der Einwohner ist.

Professor Dr. G. Molenaar.

Die Parolendichter Schweigen

Während Herr von Zedlitz (dem in der famosen Wahlparolensache die kleinste Rolle zugeschrieben worden war) schon vor acht Tagen zu erklären mußte, daß er nichts wußte, hat die deutsche Regierung, haben die Herren von Bethmann Hollweg und von Hedebrand bis zur Stunde nicht den Mut gezeigt, unsere Vorwürfe als unberechtigt zu bezeichnen. Herr von Zedlitz hat in der „Post“, an der sichtbarsten Stelle dieses Druckpapiers, für seine Person jede Mitwisserschaft bestritten.

Ueber diese bestimmte (und glaubwürdig klingende) Erklärung wird noch zu reden sein. Wichtiger als das Reden des Herrn von Zedlitz ist augenblicklich das Schweigen der Regierung. Wir haben hinreichend begründete Anklagen erhoben und die Regierung, die sonst jeden belanglosen Hofplatz bementieren zu müssen glaubt, diese Regierung schweigt. Blätter wie der „Hannoversche Courier“ haben Herrn von Bethmann und Herrn von Hedebrand flehentlich um Antwort gebeten: die Herren Schweigen.

Wir ehren dieses Schweigen . . . Und wir blicken erwartungsvoll auf die freiheitlich gesinnte Presse. Wird sie die Sache als erledigt betrachten? Es wäre ein geradezu verhängnisvoller Irrtum, wollte man glauben, der famose Wahlparolenplan sei ein für allemal erledigt. Er ist nicht einmal zurückgestellt worden. Nach ihm arbeitet die Reaktion schon in diesem Augenblick.

Man erinnere sich unseres Artikels in der vorigen Nummer der „Aktion“. Wir hatten ein Rundschreiben unserer Scharfmacher wiedergegeben, in dem u. a. empfohlen wird, die „zuverlässigen Presseorgane, insbesondere die Kreisblätter wiederholt im Sinne unserer Rundgebung zu beeinflussen.“ In der „Rundgebung“ finden sich folgende Sätze: „Wir können nur dann zuversichtlich den kommenden Kämpfen entgegensetzen, wir können des inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbestimmung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken. Wir können der Volksverheerung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nation-

nale Ehre des Volkes zu appellieren . . . Wir müssen das nationale Gewissen des Volkes, das gar zu selbstsüchtlich träumt, aufwecken.“

Die „Aktion“ veröffentlichte diese Rundgebung am 13. März. Und ein „zuverlässiges Presseorgan“, der „Reichsbote“, schreibt schon acht Tage später: „Aus all dem Wirrwarr gibt es nur noch einen Ausweg, das ist der nachdrücklichste Appell an die nationale Ehre! Für die deutsche Regierung kann es unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt gar keine andere Wahlparole geben, als den Appell an die nationale Ehre, denn das Reich ist nach innen und außen dadurch schwer bedroht, daß der nationale Ehrbegriff im deutschen Volke nur allzu lange geschlummert hat.“

(Man beachte: „Ehrbegriff“ — „Gewissen“ „allzu lange geschlummert“ — „gar zu selbstsüchtlich träumt“.)

Man sieht: die Reaktion wirkt im Sinne des Wahlparolenplans. Wir haben getan, was wir tun konnten. Jetzt hat die freiheitlich gesinnte Presse das Wort.

Franz Siefert.

Versicherungssozialismus und Freiheit

Heinrich Heine, der freche Spötter, ulkt in seinem „Deutschland, ein Wintermärchen“ auch über die so beliebten „Deutschen Federbetten“:

Wie sehnt ich mich oft nach der Süßigkeit
Des vaterländischen Pfühles,
Wenn ich auf harten Matratzen lag
In der schlaflosen Nacht des Exiles.

Man schläft sehr gut und träumt auch gut
In unsern Federbetten.
Hier fühlt die deutsche Seele sich frei
Von allen Erdenketten.

Sie fühlt sich frei und schwingt sich empor
Zu den höchsten Himmelsträumen.
O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen.

Solange nur der deutsche Leib sein Federbett hatte, war die Harmonie des deutschen Gemüths nicht vollkommen. Die quälenden Sorgen um die Sicherheit der Existenz verfolgten unseren Philister bis in seine molligen Federn und verursachten ihm manche schlaflosen Stunden oder gar Nächte. Das Bedürfnis nach einem Federbett für den deutschen Geist wurde mit der Zeit immer dringender, und daher rührt das Bestreben unserer modernen Gesetzgeber und Volkstribunen, das Beamtenprivilegium der sicheren Anstellung und Pensionsberechtigung möglichst zu einem Gemeingut des ganzen Volkes zu machen. Der Zweck ist die Versklavung der breiten Massen. Mit der einen Hand gibt man Bequemlichkeiten und empfängt mit der anderen Herrenrechte, und das Traurige ist, daß selbst die einst so mißtrauischen Lohnarbeiter anfangen, das Gefühl dafür zu verlieren, daß die Gewöhnung an sozialpolitische Wohlthaten nur dazu dienen soll, ihren Freiheitsdrang einzuschläfern. Die sozialistischen Agitatoren sind mitschuldig; denn warum reden sie so viel über die Verelendung der Massen und so wenig über ihre Versklavung. Wenn freie Männer sich zusammentun, um sich gegen bestimmte Gefahren zu versichern, weil die Freiheit von der Sorge vor unglücklichen Zufällen ihnen die volle Entfaltung aller Kräfte erleichtern soll, so ist nichts dagegen einzuwenden. Ebenso ist nichts dagegen zu sagen, wenn unter Umständen die Zuhilfenahme der Staatsgewalt bei sozialen Versicherungszwecken einem Raubbau an Menschenkraft durch strupellose Unternehmer entgegenwirkt.

Aber der staatliche Versicherungszwang als Selbst- und Endzweck, als Mittel, das Individuum im Staate seiner Verantwortlichkeit für das eigene Schicksal zu entheben, ihn zu entmündigen und dafür die Macht der Bureaucratie zu erweitern, kurz, der moderne Staatssozialismus nicht als Uebergang, sondern als Ziel gedacht — das ist vom Uebel. Es geht nicht an, die Einrichtung der staatlichen Zwangsversicherung als Dauerzustand mit der Zweckmäßigkeit des Versicherungsgedankens an und für sich zu entschuldigen, wie z. B. Potthoff es tut. Man konnte ebenso aus dem Nutzen der Arbeit die Notwendigkeit ableiten, wieder zum Zwang zur Arbeit, zur Sklaverei zurückzukehren. Der Liberalismus hat an die Stelle der Sklaverei und Hörigkeit das moderne Lohnsystem gesetzt, und er muß darüber hinaus nach einer Gewinnbeteiligung der Arbeiter streben, um den Zwang auf dem Gebiete der Arbeit vollkommen durch das Eigeninteresse zu ersetzen. Genau so kann der wahre Liberalismus auch auf andern Gebieten nur dahin trachten, das wirtschaftliche Mittel an die Stelle des politischen zu setzen, die Ueberzeugung an die Stelle der Gewalt. „Der Staat“, meint Potthoff, „wünscht nicht, daß der Arbeitsunfähige der Allgemeinheit zur Last fällt und als ein volkswirtschaftlich unnützer Schmarozer vom Volksvermögen zehrt. Deswegen zwingt er jeden wirtschaftlich Unselbständigen, in guten Tagen nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit zu verzehren, sondern einen Teil davon zurückzulegen für die Zeit der Not.“ Ist das nun nicht ganz genau dieselbe Logik, als wenn man sagen würde: „Der Staat wünscht nicht, daß der Faule der Allgemeinheit zur Last fällt und als ein volkswirtschaftlich unnützer Schmarozer vom Volksvermögen zehrt. Deswegen zwingt er jeden wirtschaftlich Unselbständigen — und das sind heute die erdrückende Mehrheit — regelmäßig zu arbeiten.“ Man kann doch ebensogut behaupten, daß die wirtschaftliche Unselbständigkeit im allgemeinen nicht ohne Zwang arbeiten, als daß sie nicht ohne Zwang für ihre Zukunft zu sorgen vermöchte. Gewiß, es läßt sich allerhand anführen, um die Notwendigkeit solchen Zwanges zu begründen, aber das entspricht dann nicht der liberalen Auffassung, vielmehr gerade ihrem Gegenteil. Der Liberalismus will das erwachsene Individuum von aller fremden Autorität befreien, weil er wünscht, daß jeder mündige Mensch selber für die Folge seines Handelns aufkomme. Im Sinne des Liberalismus kann daher weder davon die Rede sein, daß der Staat sich um jemand zu kümmern brauche, der in guten Tagen nicht für seine Zukunft zu sorgen versteht, noch davon, daß die große Masse der wirtschaftlich Unselbständigen als Unmündige behandelt werden dürften. Jacques Novicow, der bekannte Soziologe und Pazifist, der doch über jeden Verdacht reaktionärer Gesinnung erhaben ist, sagt in seinem Buche: „Das Problem des Elends“: „Dem Arbeiter gegenüber entspricht die Altersrente ungefähr folgender Rede des Staates: Ihr seid derartig sorglos, derartig unordentlich, daß ihr niemals imstande sein werdet, für eure alten Tage etwas zu ersparen. Ich schreibe daher vor, daß man euch mit Gewalt zum Sparen bringe, und verpflichte eure Arbeitgeber, von einem bestimmten Teile eures Lohnes für euch Altersrente zu bilden.“ „Man sollte meinen,“ fährt Novicow fort, „daß ein solches Zeugnis über angeborene Unfähigkeit bei den Arbeitern einen Ausbruch des Hasses und des Zornes hervorrufen würde. Das ist aber keineswegs der Fall; es ruft ihren Enthusiasmus hervor und scheint ihnen die kostbarste Eroberung zu sein.“

Der moderne Mensch ist zu wenig von „Humanitätsduselei“ angekränkt, um sich noch darüber zu täuschen,

daß im letzten Grunde wirtschaftliche und nicht moralische Ursachen die Aufhebung der Sklaverei und Hörigkeit bewirkten. Das Prinzip der freien Arbeit erwies sich als wirksamer, billiger als das Prinzip der Zwangsarbeit, und deshalb mußte dieses weichen. Genau so wird einst die Zwangsversicherung der freien Versicherung das Feld räumen müssen. Wenn Potthoff im „riesigen Aufschwung des privaten Versicherungswesens, im besonderen der Hinterbliebenenversicherung“, den „besten Ausdruck für ein wachsendes Verantwortlichkeitsgefühl“ sieht, so ist es unbegreiflich, weshalb er den Zwang für notwendig, und zwar dauernd notwendig erachtet, um bestimmten sozialen Schichten die Segnungen verschiedener Versicherungen zuteil werden zu lassen. „Wenn die Altersrenten der Arbeiter ziemlich lange gewährt haben werden“, um wieder mit Novicow zu reden, „werden die Arbeiter eines Tages bemerken, daß, wenn die ganze Institution nicht durch den Staat, sondern durch die selbst verwaltet werden würde, sie eine ungeheure Ersparnis an Verwaltungskosten machen und viel höhere Renten mit demselben Gelde gewähren könnten. Das ereignet sich bereits in England, wo die Privatgesellschaften auf Gegenseitigkeit ihren Mitgliedern Pensionen gewähren, die zweimal höher sind als die, die z. B. die deutsche Regierung bezahlt.“

Der ganze moderne Staatssozialismus ist im Grunde nichts als ein Neomerkantilismus; deshalb macht er auch genau dieselben Metamorphosen durch wie der alte Merkantilismus. Die Begründer des modernen Staatssozialismus, die Friedrich List und Adolf Wagner — die Sozialpolitik ist nur ein notwendiges Appendix zur Schutzpolitik — wählten genau wie die Begründer des Merkantilismus, die Colbert und Methuen, die Bureaucratie, auf die sie für ihre Zwecke angewiesen waren, sei ein Werkzeug der Allgemeinheit, und nicht, wie mit größerem Recht gesagt werden könnte, ein Werkzeug gegen die Allgemeinheit. So ist denn auch Potthoff im Irrtum, wenn er in den heutigen Beamten schlankweg „Diener der Allgemeinheit“ sieht, da sie doch noch vorwiegend Diener gegen die Allgemeinheit bedeuten. Alle Zeichen sprechen dafür, daß der moderne Staatssozialismus, gerade weil er auf Zwang beruht, zur Verelendung des Volkes führen wird, wie der merkantilistische Staatssozialismus zu einer allgemeinen Verelendung führte, die die große französische Revolution zur Folge hatte. In Frankreich, und namentlich in England, ist man in dieser Erkenntnis schon viel weiter vorgebrungen als bei uns. Man lese das treffliche Werkchen vom Lord Avebury, ehemaligen Präsidenten der Londoner Handelskammer und des Londoner Grasschaftsrats: „Staat und Stadt als Betriebsunternehmer“. Darin findet sich eine wahrhaft erdrückende Fülle von zahlenmäßigen Beweisen dafür, daß infolge des modernen Staats- und Gemeindefeudalismus staatliche und städtische Ausgaben und Schulden überall rascher anwachsen als das steuerpflichtige Eigentum, daß Gewinne bei staatlichen oder städtischen Betrieben, wenn überhaupt, so nur durch ein Monopol erzielt werden, daß die Verteuerung der allgemeinen Lebenshaltung infolge unproduktiver Steuern den privaten Unternehmungsgeist herabdrückt usw. Das sind alles Dinge, die im privaten Wirtschaftsleben für Vorboten eines Bankrotts gelten, und es ist nicht einzusehen, weshalb Staaten oder Gemeinden sich dauernd ungestraft über die elementarsten Voraussetzungen wirtschaftlichen Erfolges nur deshalb hinwegsetzen dürften, weil sie die Macht haben, ihre Defizite mit dem Gelde der Steuerzahler zu decken. Wie alles schließlich ein Ende hat, so muß auch die Schröpfbarkeit der Steuerzahler einmal ein Ende nehmen.

Otto Corbach.

Glossen

Herr Dr. Siebknecht scheint im preußischen Kammergericht große Verehrer zu haben. Das neue Ehrengerichtsverfahren, das gegen ihn angestrengt wird, deutet darauf hin. Eine bessere Ehrung gibt es für freiheitlich Gesinnte nicht, als angeklagt zu werden, dem Blutzaren und der preußischen Reaktion die rechten Worte gesagt zu haben. Wir gratulieren, Herr Dr. Siebknecht.

Die Sorgen des Preussischen Landtags. 49. Sitzung, 15. März. Thema: Kultusetat. (Nach dem offiziellen Stenogramm.)

Abg. Dr. Wagner-Kreslau (frk.): „Bei der Einweihung der technischen Hochschule durch den Kaiser hat sich gezeigt, daß in dem größten Auditorium eine drangvoll fürchterliche Enge geherrscht hat. Deshalb besteht der lebhafteste Wunsch, daß bald mit den Abteilungen für Architektur- und Ingenieurwesen der Bau der Hochschule vollendet werden möge, damit die Hochschule würdige Repräsentationsräume erhält.“

Eine andere Vorstellung des Uffs für politische Rückständigkeit fand am Mittwoch, den 22. März, statt. Thema: Feuerbestattung. Der Zentrumsredner, Dr. Schmidt, faßte: „Wir lehnen den Gesetzentwurf ab . . . , weil wir in der Leichenverbrennung einen Verstoß gegen das Christentum . . . Lob und Verwesung betrachtet die katholische Kirche als göttliche Strafen und die Leichenverbrennung würde einen Eingriff in diese Lehre bedeuten.“ Die Herren vom Zentrum sind für die Beerdigung, damit dereinst die Toten auferstehen können. Gegen diesen Materialismus ist Ernst Haedel ein Theosoph. —

Die Begründung. Das Landgericht Tilsit hat am 3. Dezember v. J. den Militärinvaliden Adolf Gerhard wegen öffentlicher Beleidigung zu 60 Mk. Geldstrafe verurteilt. Gerhard hatte das Verbrechen begangen, seine „Verlobung“ mit der Tochter eines wohlhabenden Bauern scherzhaft bekannt zu geben. Die Verlobung hatte nicht stattgefunden. Im Urteil heißt es: „Das betreffende Mädchen konnte die Zumutung, daß sie als Tochter eines wohlhabenden Besitzers sich mit einem schlichten Arbeiter verloben würde, als Kränkung empfinden.“ Wenn nun ein wohlhabender Bauernsohn eine Arbeitertochter dermaßen beleidigt haben würde? . . .

Ein Unerfener. Wer von Gott weder mit Humor noch mit Mut im Leibe begnadet ist, der lasse von der Journalistik und gehe zur Reportage. Für „entsetzliche Katastrophen“ und „gestohlene Perlenketten“ gibt es flotte Altscheebeschreibungen in genügender Auswahl. Aber die Schwächer, die Schwächer, die die Tinte nicht halten können; die sich stets als die Berufenen fühlen, auch wenn es sich um Fragen handelt, die sie nicht angehen; die nicht den Takt besitzen zu schweigen, sondern schwächen, wenn nur mit Feuerzungen gesprochen werden darf; die sich dort das Richteramt nehmen, wo nur zugehauen werden darf.

Diesmal heißt der Taktlose, der nicht den Mund halten konnte, Paul Barchan. In der russischen Duma hatte einer der berühmtesten Scharfmacher die studierende russische Frau gemein beleidigt, worauf nicht allein die gesamte Linke, sondern auch die gemäßigten Oktobristen ihre Empörung aufs Schärfste äußerten. Aber Herr Paul Barchan, ausgerechnet Herr Paul Barchan, fand nichts Eiligeres zu tun, als den russischen Verleumder zu beden. Nun ist es ja schließlich Sache der Gesinnung, wie Herr Paul Barchan denkt und handelt. Bedauerlich ist aber, daß eine Berliner Zeitung, daß eine der doch anständigen Ber-

liner Zeitungen, das „B. L.“, Herrn Paul Barchan zur Verfügung steht. Dadurch wird die Ahnungslosigkeit des Herrn gemeingefährlich. Wär's die „Post“, wäre es die „Staatsbürger-Zeitung“, die diesen Stimmungsbiden Schreiber aufgenommen hätte, so wäre das nur kollegial gehandelt dem russischen Roddy Oblasow gegenüber. Daß aber Herr Paul Barchan bei Fritz Engel Gastfreundschaft fand, daß Fritz Engel den Niederträchtigkeiten des Herrn wieder und wieder Aufnahme gewährt, ist bedauerlich. Herr Barchan, der Westeuropäer mit der kultivierten slavischen Skepsis, mag getrost über Ballett schreiben; er muß aber schweigen, wo es sich um ernsthafte Dinge handelt.

—mm.

Aus dem Kreislein der „Demokratischen Vereinigung“ gehen uns einige Zuschriften zu, die die Absicht äußern, uns darüber aufzuklären, wie wichtig es sei, daß sämtliche Mitglieder der „D. V.“ ihre Kandidatur erhalten. Eine Zuschrift behauptet sogar, daß die Mitgliederzahl der Parteiparodie „D. V.“ die Zahl der Reichstagswahlkreise übertrage! Ein anderer Herr (der es zweifellos ehrlich mit seiner politischen Ueberzeugung meint) sucht mir zu beweisen, daß die „D. V.“ in Teltow-Beesdow gegen die Reaktion kämpft. Er, Herr Goerke, schreibt u. a.: „Sie behaupten, die „D. V.“ richtet ihren Angriff nur gegen die Freisinnigen. Ihre letzte Entrüstung gilt dem Wahlkreis Potsdam 10, welcher vom Abg. Zubeil, Soz., vertreten wird. Dort siegte der Soz. Zubeil. . . . Die Chancen der Freis. müssen aber sehr gestiegen sein (nach Ihrer Meinung), wenn es nur an der „D. V.“ liegen kann, wenn diesmal der Sieg der vereinigten Liberalen gegen die Soz. zunichte wird.“ Hat das Schreiben einen Sinn, so ist darin gesagt, daß die „D. V.“ damit rechnet, Herrn Zubeil zu besiegen. Ja, so sind die Herren! Sie gehen aufs Ganze. Ein weniger harmloser Herr erklärt die Kandidaturen für notwendig, um „überragende, weit-sichtige Politiker in den Reichstag zu bringen.“ Der harmlose Rentier R. G. Witt aus Wannsee, der in Altena-Nerlöhn kandidiert (und damit möglicherweise den Zentrumskandidaten in die Stichwahl verhilft) ist also ein überragender, weit-sichtiger Politiker. Man muß diesen Rentier R. G. Witt aus Wannsee gehört haben, wenn er sich in Versammlungen mit rührender Hilflosigkeit als Redner versucht und sein sorgsam eingepacktes Sprüchlein herstammelt, um die überragende Wichtigkeit dieses Politikers zu begreifen. Ach nein, ihr Lieben, nicht um die wirklich politisch wertvollen Persönlichkeiten ist es euch zu tun! Die erhaltenen Wahlkreise zugewiesen, wo sie bestimmt durchrasseln. Wer sähe nicht Herrn Oberst Gäble gern im Parlament? Wer nicht Prof. Gurkitt? Jede freiheitlich gesinnte Partei würde diesen Herren freudig einen Wahlkreis anvertraut haben. Gerade die „D. V.“ verhindert es, daß Oberst Gäble und Prof. Gurkitt ein Mandat erhalten. Und dann der Kampf gegen die Reaktion! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sich die Deutschen ausschließlich in Wahlkreise drängen, wo freiheitlich gesinnten Parteien der Kampf zu erschweren ist. Auch Breitscheids Kampfplatz, Sonneberg, ist ein Beweis dafür. Da führen diese Menschen stets den Namen Theodor Barths im Munde. Aber sie haben nicht einmal das einfache Pflichtbewußtsein, in Köslin, Barths letztem Wahlkreise, im Sinne des großen Toten weiterzuwirken — denn hier ist ja ein Konservativer, ein Reaktionsär zu bekämpfen. Warum geht da Herr Breitscheid nach Sonneberg? Wahrlich, wer die „D. V.“ bekämpft, wo sie als Mandatsinteressentengruppe auftritt, dient der Sache der Demokratie!

Franz Pfeiffert.

An unsere Freunde

Nach sechs Seiten werden die Leser der „Aktion“ wissen, wofür, wogegen wir kämpfen; sie werden sich neutral fühlen oder Partei ergriffen haben; von denen, die fortfahren werden, uns zu lesen, dürfen wir vermuten, daß sie unsere Freunde sind. Wer aber ein Freund ist, der hat Pflichten. Ein nur passives, nichts als empfangendes, tatloses Hundesgenossentum tauzt wenig. Wer unser Freund ist, möge seine Freundschaft betätigen. Wir bitten ihn nicht darum, sondern verlangen es von ihm; verlangen es im Namen der Idee... Er kann seine Freundschaft aber nicht besser betätigen als dadurch, daß er mithilft, den Leserkreis zu erweitern. Je breiter die Basis, je schneidiger die Aktion. Finanzielle Fragen sind ideale Fragen. Wer mehr hinter sich weiß, vermag kräftiger, großzügiger, wirkungsreicher aufzutreten. — Wir ersuchen daher jeden unserer Freunde eine rege Werbetätigkeit für unsere Sache zu entfalten; zwei, drei, vier Abonnenten anzubringen, kann niemandem unmöglich sein; und wenn selbst jeder einzelne nur einen Einzigen neu hinzuwirbt, hat er schon viel für die gute Sache getan. Also auf, Freunde der „Aktion“, ernsthaft und in Fröhlichkeit!

Massenmensch und Individualist

Eine psychologische Betrachtung

Von Paul Sellin-Altona.

Man muß sich von vornherein klar sein, daß es zwei Typen von Menschen gibt, Massenmenschen und Individualisten, die sich scharf nach Veranlagung, Temperament, Charakter und Tätigkeit unterscheiden und demgemäß verschieden zu behandeln sind. Allerdings ist es oft sehr schwierig zu unterscheiden, zu welchem Typus einer gehört. Dazu braucht es psychologischen Scharfblick, genaue Kenntnis der Gewohnheiten, geistigen Fähigkeiten und seelischen Veranlagung des Betreffenden.

Ein vorschnelles Urteil kann hier enormen Schaden anrichten, namentlich bei jungen, werdenden Menschen. Es kann kostbares Gut vernichtet, eine vielversprechende Persönlichkeit, die befähigt ist als Schaffender am Weltgetriebe teilzunehmen, zertrümmert werden. Es kann aber auch umgekehrt in einen Herdenmenschen zu seinem Unglück der Stachel des Ehrgeizes und der Ruhmsucht gesenkt werden, der ihn zu einem hohlen Schwärmer, Effekthascher, Seelenlügner und Scheingenie macht. Darum scharfe Scheidung nach gewissenhafter Beobachtung und Ueberlegung!

Der Massenmensch ist der passive, im gewissen Sinne geistlose, der mit Behagen auf den breiten, ausgetretenen Wegen der großen Menge wandelt, Massenanschauungen kultiviert, neben dem geschäftlichen noch den gesellschaftlichen Ehrgeiz hat, sich als berufenen Hüter des herkömmlichen Gesetzes, der traditionellen Religion und bürgerlichen Ordnung fühlt. Er ist der gesellschaftliche Schlangemensch, der Welt und Menschen nimmt wie sie sind, sie häufig, ihre Schwächen klug erspähend, zu eigenem Vorteil ausnützt, dessen Bestreben immer darauf gerichtet ist, nirgendwo anzustoßen und in den Augen der Welt oder der Gesellschaft stets als korrekt dazustehen. Der ideale Massenmensch ist der höfliche, häufig auch süßlich lebenswürdig, stets gefällig und offen scheinende, oft etwas gefühlseelige, in herkömmlicher Weise gebildete Mensch, der glatt, ruhig, oft vom Glück begünstigt durch das Leben geht, entweder als kluger, umsichtiger Kaufmann, der sich

halb eine gewisse Position schafft oder als pflichttreuer, sich unterordnender Beamter. Der Massenmensch hat sein Leben wohl eingeteilt zwischen Genuß und Arbeit. Sein Ziel ist ein behagliches Dasein, die Lücken zwischen den Arbeitszeiten ausgefüllt mit all jenen kleinen, für die Gemütsruhe ungefährlichen Genüssen, die sein epikuräischer Sinn schätzt, jenen kleinen Stimulantien, die er seiner stumpfmachenden Daseinsweise entgegensetzen zu müssen glaubt. Wo einer eine Massennatur ist, soll man ihn nicht aus seinen Wegen herausreißen, denn auf den schmalen Pfaden würde er verirren, straucheln und unglücklich werden. Und ohne Zweifel wandelt es sich auch auf den breiten Wegen bequemer, und man kommt schneller ans Ziel.

Und er füllt auch seine Stellung gut aus in der Welt, der Massenmensch! Er erhält den Mechanismus, sorgt für Austausch und Verarbeitung der Waren und Gedanken und für Verbesserung der Methoden. Er mehrt das Gut, ist ein ruhiger Bürger, ein Hüter von Ordnung und Sitte, wenn auch nicht immer innerlich und im Geheimen, wo er sich unbeobachtet glaubt, so doch äußerlich und in der Öffentlichkeit; ferner auch ein Förderer geselliger Kultur und oft auch der staatlich geschützten und geförderten Kunst und Wissenschaft.

Der Individualist dagegen ist von schon früh Einsame, Verschlossene, Stolze, Herbe, Selbstbewußte, zuweilen Egzentrische. Er ist der ungeselligste Mensch, unbequem, häufig formlos im Kreise konventioneller Gesellschaft, ermangelnd jener Schmiegsamkeit, jener leichten oberflächlichen Denkweise, jener Geistreichigkeit, die jenem zu einem angenehmen, gern gesehenen Gesellschafter und Plauderer macht. Wo jener leichtsüßig darüber hinweggleitet, stolpert der Individualist, beginnt zu grübeln und schweigsam zu werden und erscheint dabei absonderlich, unhöflich, oft auch unintelligent und stumpf.

Der Individualist, der aktiv Schaffende, der, nachdem er gewisse Stufen der Entwicklung erreicht hat, die nach physischem Gesetz ablaufende Energie des Weltgetriebes neu schafft und ergänzt, den Räubern der Welt, die dem toten Punkt zueilen, neue Schwungkraft verleiht, ist der natürliche Optimist, sehr häufig auch Idealist, dabei Feind der Massenkultur und Massenanschauungen, Kämpfer gegen jede Einrichtung und Sitte, die seine freie Entwicklung und Betätigung, die ihm Lebensbedingung ist, zu hemmen droht. Er bleibt nicht wie der Massenmensch an den Erscheinungen haften, sondern blickt gewissermaßen hinter sie, fragt nach ihrem Warum und Wozu. Er steht der Welt gegenüber wie ein Kind, ständig tastend, mit großen verwunderten Augen in die Welt hineinschauend. Natur und Menschheit ist ihm philosophisch ein Problem, künstlerisch-religiös ein ständiges Erleben, und als höchste Aufgabe erkennt er für sich: Nur-Mensch zu sein, sich in den Rhythmus der Natur einzufühlen durch Miterleben, Mitempfinden und Mitschwingen einer leidenschaftlich bewegten Seele in allen Höhen und Tiefen des Lebens. Seiner Natur innerste Bedingung ist Entfesselung aller Triebe, aller Energien, und ihre ständige Umformung in stoffgewordene Erlebnisse.

Der Individualist lebt nicht, um Wissenschaft, Kunst und Philosophie im akademischen Sinne zu treiben, um eine bürgerliche Existenz zu erringen, sondern er muß es tun, um als Mensch, als seelisches Wesen leben zu können. Für ihn gibt es nicht Beruf im herkömmlichen Sinne, sondern ihm ist es Trieb, Bedürfnis, innere Berufung. Der Individualist weiß vor allem, daß ein Kopf voller Ideen mehr wert ist als ein Sack voll Goldstücke, daß ein Gedanke schneller um die Erde kreist wie ein Wechsel,

ja daß der Gedanke eines Augenblicks mehr schaffen kann, als die Arbeit von Jahrzehnten und Jahrhunderten.

Der Massenmensch braucht zur Entwicklung die Gesellschaft, der Individualist die Einsamkeit. Er ist wie der Baum, der auf weiter Heide einsam und ungehindert seine Zweige ausbreitet und den Wolken entgegenreicht, der viel Luft und Licht braucht, mit Begierde den Saft aus dem Boden zieht, gerade und stark emporwächst. Daher verlangt der Individualist Pflege und Schonung seiner Persönlichkeit in der Jugend. Wehe, wenn eine verständnislose Umgebung von Massenmenschen ihn zu hemmen und zu fesseln sucht, seine Persönlichkeit, die zur Ganzheit drängt und nach innerlicher Geschlossenheit ringt, zertrümmert und erdrückt. Wehe auch, wenn er sich von den Worten der Massenmenschen einsaugen läßt, sich abhalten läßt von den Sensationen des Tages, dem Trieb zur Erinnerung, zum Anschauen nachzugehen oder noch dazu feig vor den Kämpfen, dem inneren qualvollen Ringen zurückzuckt.

Der Massenmensch kann Ichmensch, d. h. äußerlicher Ichmensch, oder auch Nächstenmensch sein, sozialer Ausbeuter oder hilfsbereiter Gefühlsmensch, der sich oft ausbeuten läßt. Der Individualist aber ist zunächst innerlicher Egoist, nur darauf bedacht seine Persönlichkeit zu entwickeln, zu pflegen und zu füllen, in sich aufzunehmen, um damit zu wachsen. Er muß sich verpersönlichen, um sich später entpersönlichen, den Kreis seines Ichs begrenzen, um ihn später erweitern zu können auf Familie, Volk und Menschheit. Man muß es ihm schon erlauben, in der oft ziemlich langen Zeit des Wachstums und der Reife Egoist sein zu dürfen, damit er später mitteilen kann von seinen Schätzen, die er sammelte und formte.

Der Massenmensch ist Diener der Gesellschaft und des Kapitals, der Individualist Diener der Idee und der neuen verinnerlichten Kultur. Eins aber bleibt er immer — hart und unerbittlich abweisend gegen jene gesellschaftliche Kultur, die den Menschen entpersönlicht, zur Veräußerlichung, zum konventionellen Dasein treibt; dabei aber demütig gegenüber dem wahrhaft Großen, ein aufopferungsfähiger oft fanatischer Kämpfer für alles Große, Schöne und Ideale und mitempfindend, nicht aus gesellschaftlicher Gefühlseligkeit oder Höflichkeit, sondern aus jenem Geist heraus, der nach Welterschaffung und Weltharmonie ringt.

So haben sie beide ihre Berechtigung und ihren Platz in der Welt — der Massenmensch und der Individualist.

Nochmals die verfluchte Schwerkraft

Offenes Antwortschreiben an Herrn Dr. S. Friedländer
Von Paul Scheerbart.

Fried! Du bist viel zu flink. Und darum schiebst Du mir rasch ein paar Behauptungen unter, die von mir niemals aufgestellt sind. Du tust so, als hätte ich von der Schwerkraft und vom Fallen im universalen Sinne gesprochen. Aber das tat ich doch gerade nicht. Darum darfst Du nach meinem Artikel nicht mehr sagen: nichts fällt zur Erde noch zum Zentrum der Erde hin, sondern es fällt überall hin. Das habe ich ja gerade so lebhaft wie möglich bestritten. Darum darfst Du auch nicht fortfahren mit Attraktion der Massen. Die bestreite ich doch. Ich stelle doch eben nicht — universelle Behauptungen auf. Massenzerstreuung und Massenanziehung sind Worte, die nur im universalen Sinne gedeutet werden können. Diesen universalen Sinn lehne ich aber ab. Ich bleibe diesmal mit

pedantischer Intensität nur auf der Erde. Vergiß das doch nicht. Weiter: ich bleibe nur auf der Erdrinde und behaupte, daß wir das, was über und unter der Erdrinde ist, gar nicht kennen — wir sind ja noch nicht einmal zwei deutsche Meilen unter oder über die Erdrinde gekommen. Demnach ist also Dein Satz: und also ist eine solche Anziehung, an sich genommen, ein solches Unbing wie links ohne rechts — an mir vorbeisauend. Ich denke nicht im Traume daran, von einer „Anziehung an sich“ zu reden — eben gerade nicht!

Und darum verfolge ich Deinen offenen Brief nicht weiter. Deine Polarität, die doch auch nur universal genommen werden will, kommt später. Fried! Bei Philippi sehen wir uns wieder! Schleife Deine Waffen! Aber laß die Erkenntnistheorie möglichst fort, sonst hört die Debatte auf — denn dann beweise ich Dir klipp und klar, daß wir alle beide nicht da sind. Und — wenn die Gegner nicht da sind, können sie doch nicht debattieren, nicht wahr? Darum — darum — sei friedlich, Fried!

— Ich bin auch

Total — —

der Deine.

Feuerzauber

In der Kindheit . . . sind es Funken
Vom Kamin. In rotem Brand
Stieben sie wie toll und trunken,
Schatten malend an die Wand . . .

Später . . . bannen uns die Kerzen
Und ein alter Märchenband.
Nach den Märchen . . . Mädchenherzen
Und der Liebe Zauberland.

Später sind es Gluten, Brände,
Wilbe Flammen grell und rot . . .
Welcher Zauber kommt am Ende:
Ist es nur . . . der Tod?

R. Wal mont.

Ein besserer Mitteleuropäer

Von Kurt Hiller.

„Man muß den Ernst der Gegner durch Gelächter, ihr Gelächter durch Ernst zunichte machen.“ (Gorgias).

In der vorletzten Nummer der Zeitschrift „Die Schaubühne“ hatte Herr Oscar U. H. Schmitz, Verfasser einiger ennuhanter und feinsinniger Dichtungen, neuerlich satzsam bekannt durch seine hochnäsigen Versuche, den Typus des Kavaliere, des temperamentlosen, eleganten, ungeistigen, schlicht-manierlichen, englisch gestuften Antirevolutionärs, auf „tief“ zu bügeln. . . hatte D. U. H. Schmitz, mit erzwingener Eiseskälte und vom Smoking-Standpunkt aus, den Fall Kerr-Jagow zu Ungunsten Kerrs entschieden. Kein Wunder; denn wie sollte ein Gent-Ethiker, ein vor allem auf Bescheidenheit wertlegender Schmod, einer, dessen zu oberst leuchtendes Ideal die mit etwas Marquisen-Improptu gespritzte korrekte Zurückhaltung ist, Sinn haben für herrlich-ungehemmtes Sprudeln kriegerischer Instinkte; für die jenseits der Parlett-Konventionen auflobernde Kampfeslust Geistiger?

Herr Schmitz hätte schweigen dürfen; aber da er einmal geredet, muß anerkannt werden, daß er seine Ueberzeugung ausgesprochen und dabei jede Blümmelhaftigkeit streng vermieden hat.

Diese Anerkennung muß man Herrn Harry Kahn versagen. Herr Kahn veröffentlicht im neuesten Heft des-

selben Journals, in Briefform, einen Angriff gegen Herr, der kein Angriff, sondern eine verlogene Flegerei ist.

Verlogen ist das Elaborat aus folgendem Grunde: Herr Kahn, mag seine Begrenztheit noch so fabelhaft, mag sein Mangel an Unterschiedsempfindlichkeit noch so grotesk sein, weiß ganz genau, daß Alfred Kerr kein Stilwechsler ist ohne Mut und Ueberzeugungstreue; daß er nicht wesensverwandt ist mit dem Sonntagsplauderer der Morgenpost; daß es kein Gemeinsames gibt zwischen Haedels Weltanschauung und seiner; kein Gemeinsames zwischen Holzbock und ihm; zwischen der Marllit und ihm; daß sein Witz nicht mit dem Witz Wippchens vergleichbar ist; daß sein Wort von der Seligkeit des Daseins nimmermehr die Folge sensueller Befriedigungen war; daß er nicht im geringsten aus schlotternder Angst, in Kunstdingen die Führung zu verlieren, und in der Absicht, sich krampfhaft neue Wirkungssegmente zu suchen, sich der Politik zugewendet hat.

Alles dies ist nicht der Fall; das weiß Herr Kahn; dennoch behauptet er's. Er läßt also. (Es kann ihm kaum als mildernder Umstand angerechnet werden, daß der verstorbene Samuel Lublinski, dessen Ablegerchen er ist, ihm da mit schlechtem Beispiel vorgegangen war; Lublinski, der — Schaubühne, Jahrgang I, Seite 442 — wider besseres Wissen geäußert hatte: Kerr sehe „über die Wände des Seminars von Erich Schmidt nicht hinaus“.)

Als Flegerei aber ist das Vorgehen des Herrn Kahn deswegen zu bezeichnen: weil er Kerr der schlimmsten Dinge, die man einem Schriftsteller nachsagen kann: des Philistertums, der Oberflächlichkeit, des Feuilletonismus (Eigenschaften, die Kerr selber, Zeit seines Schaffens, unermüdelich bekämpft hat), ohne auch nur den geringsten Versuch der Begründung, in hämisch wüßelnder Manier, lediglich schimpfend zu bezichtigen magt. — Obwohl ich, wozu ich mich freudig bekenne, Polyttheist bin und meinen Göttern innige Ehrfurcht entgegenbringe — die Frauen und die meioten Männer nennen mich deshalb „jugendlich“ —, gestehe ich jedem, selbst einem Wiebehopf, das Recht zu, Label zu üben an meinen Göttern. (Ich muß es ja leider sogar mit ansehen, wie die Götter sich untereinander tabeln.) Aber eine unausstehliche Gemeinheit ist es, solchen Label nicht zu rechtfertigen; eine ekle Niedrigkeit, bloß Schmutz zu schmeißen; eine grobe Unsitlichkeit, nichts zu tun als zu lästern.

Gegen diese Sorte Angriff ist jeder wehrlos. Argumente, wenn sie falsch sind, lassen sich widerlegen. Aber den Nachweis, daß er kein Esel sei, kann niemand erbringen. Mein Gott, es ist ja so billig, einen inderart zu pfeifen, daß man ihm die Formel seines Antipoden versetzt; was gehört denn dazu, Alfred Kerr einen Philister, einen Flachkopf, einen Plauderer zu schmähen? Was gehört denn dazu — namentlich wenn man es wohlweislich unterläßt, eine Begriffsbestimmung des Philisters, des Flachkopfs, des Plauderers voranzuschicken! Einer mag noch so arm, so impotent, so ideenlos sein: das Zeug zu schimpfen ist ihm doch gegeben. Und selbst das erhabenste Monument kann nichts dawider tun, daß ein beliebiger Rötter sich heranstellt und es bespuckt. Das Privileg, sich der Sprache zu bedienen, ermöglicht jedem Zweifler, Jesus einen Pharisäer, Goethe einen Bedanten, Schopenhauer einen Amolläufer zu nennen. Man erreicht durch solche Praktiken, daß alles neidische Gezucht besugt zu sein glaubt, aufzuatmen, und jegliche goldne Mittelmäßigkeit sich sehr geschmeichelt fühlt. Denn nichts beglückt den Neid und die Trivialität mehr, als wenn dem Genie eins ausgewischt wird.

Besonders niederträchtig aber ist es, einem Lacher, dessen Sachen kein Kasser kaptiert, den Tonfall seines

Sachens zu stehlen und mit diesem Tonfall bewaffnet gegen ihn zu Felde zu ziehen, so daß man die Kaffern als Lacher auf seiner Seite hat. (Beiläufig: hätte der Edle nicht das verfälschte Deutsch seines Opfers, sondern seinen gewohnten Privatstiefel adhibiert, wäre kein Leser über die dritte Zeile hinausgekommen!) Und zum Erbrechen ist es, wenn so ein Knirps von arrogantem Stümper der herrlich-selbstbewußten und kämpferischen, aber gütigen Größe Kerrs zuleist: „Du machst Dich mausig. Du fühlst Dich.“ —

Ein Schwinbel ist's: daß bessere Mitteleuropäer (wie Herr Kahn plagiatorisch sich ausdrückt) seit längerer Zeit auf Kerr pfeifen. Wer sind diese „besseren Mitteleuropäer“? Vielleicht jene paar vermurkten Deutchen, die den Namen der Klassik unmißlich im Munde führen, deren Muse das large Aussehen einer älteren britischen Puritanerin hat, und deren Produktion sich dem Kenner im wesentlichen erweist als das Exhibitionieren halbverwandelter Masochismen? Haben Sie wirklich das Stirnchen, beachtenswerter Herr Kahn, sich selber und den wuchtenden, klüftigen, adergeilen Herrn Lissauer zu den besseren Mitteleuropäern zu zählen, Frank Wedekind aber, unsern stärksten Tragiker, Heinrich Mann, unsern größten Epiker — welche beide, wie Sie wissen, mit Kerr zusammengehen, zu den schlechteren?

Noch gesetzt, Sie hätten recht, und Kerr wäre in der Tat ein Erledigter: welch ein Böbelverfahren dann, einen Erschah mit dieser Hämschkeit zu apostrophieren! Bei den Concours, in „Idées et Sensations“, findet sich die Bemerkung: „Wenn ich sehe, wie ein großer Besiegter beschimpft wird, dann muß ich immer an einen Löwen denken, den ein Bourgeois mit seinem Parapluie zu necken suchte.“ — Aber nein, Sie sind kein Bourgeois; nicht einmal ein Bourgeois sind Sie; denn Kerr ist zwar ein Großer, doch kein Besiegter.

Und selbst wenn Sie die Kerr-Begeisterung Ihres Fri-seurs ins Treffen führen, ist Kerr kein Besiegter. Ebensovienig wie die Größe Friedrich Nietzsche dadurch tangiert wird, daß Sie für ihn Partei nehmen.

Und nicht einmal, daß Sie den Mann, kraft arischer Blondheit, Hoheit und Geradlinigkeit, „Kempner der Jude“ betiteln, nicht einmal das, Sie psychischer Nietzsche, kann seiner Glorie etwas anhaben.

Denn wer sind Sie? — Ein Skribisag, der seit einigen Jahren in öbsten Schachtelsagen nachzuweisen bestrebt ist, daß die Gestaltung menschlichen Fühlens und Erlebens eine verächtliche Sache, Psychologie circa ein Schurkenstück, Persönlichkeit eine Lüge, und Karl Kraus ein „Zappelphilipp unter den Weltverbesserern“ sei; während „in“ der „Gesamtheit“ „bestimmte Tendenzen zittern, die von der Kunst erlöst und erfüllt werden wollen“.

Und wer ist Er? — Ein Mutiger, der zu den Müttern herabgestiegen; ein Tanzender, der die tiefen Dinge voll Heiterkeit kundtut; ein Ueberblinder, der alles Kleine nur sieht als eingespannt in den großen Nexus.

Ein Skeptiker, dessen Töne nicht der eingeübte Gestus des Weltmanns, sondern das stets erneute Resultat tiefsten intellektuellen Erlebens sind; ein Verfeinerter, der seine Rasse froh bejaht und den ununterbrochenen Tolpatsch-Rückruf zur Simplizität mit wundervoll-jünglingshafter Ausdauer lachend verfehmt; ein Fürst der Geister, der, dem Typus „Eng, verkrochen, Spezialist und Sauertopf“ wie nur Einer entgegengesetzt, nie einen Satz geschrieben hat, der nicht, auf irgend eine Weise, an die Achse alles Geschehens gestreift hätte.

Ueberdies: ein beispielloser Abtürzer, Formulator, Pflendrehler; ein köstlicher Lateiner, der schwerste Weine in

Klarste Kristalle zu gießen versteht; der Schöpfer einer Sprache, die aufregt, lachen, weinen macht und in jedem Fall den Kreislauf des Blutes beschleunigt.

Er steht zu der Kunst so, wie ein Philosoph zu ihr zu stehen hat; und zu allem Denken so, wie ein Künstler. Mag er den Weisen von Sils-Maria immerhin mit Urteilen mißhandelt haben: es bleibt wahr, daß Alfred Kerr als Erster seit Nietzsche „fröhliche Wissenschaft“ übt. Alles, was er aus sich herausstellt, ist des heiligen Geistes; er tötet die Philisterei in ihren subtilsten Verflüchtigungen; er ist der größte Artist und das Gegenteil von einem Aestheten.

Ich weiß viele Worte von ihm, die tief sind wie der Ozean, unsterblich wie Basalt, und bleiben werden bis zum jüngsten Tag.

Kerr hieß das berückendste, berauschendste, jubelstetigste Erlebnis unserer Sturmjahre; o Freunde in Europa und anderwärts, wir werden das Standbild unserer Jugend von keiner Fliege beschmutzen lassen.

Die karge Generation

Nicht ganz un—begriffsverrammelt,
(Schärfer: etwas angehammelt)
Über leicht megaloman
Steht sie heiter auf dem Plan.

Kräftig hört man gegen Kerren
Sie legt offene Briefe plärren.
Und es folgen froh dem Stusse
Alle kargen Astmusse.

Unbequem sind die Genies
Allen kargen asinis.
Drauf! Man zieht die Schirme blank.
(Mit verhaltenem Gestank.)

Drauf! Mit distanziertem Bärm
Bildet den Familienscharm
Jetzt auch der Verhaltenstee.
(Schmitz erschien im Cut-away.)

Bums! Sie kommen ihm ironisch.
Denn ihr Größenwahn ist chronisch.
Schon sagt einer Du statt Sie.
Borne schwankt der Parapluie.

Hinten schwankt der Felschwanz.
Es verlor sich die Distanz.
Drauf! Und haut ihm wund und weh!
(Schmitz erschien im Cut-away.)

Sebulon.

Der Sarg des Riesen

Von Viktor Habwiger.

Der Berg blühte, die Schlucht atmete Blüten, und irgendwo rief ein Dorf mit seiner Glocke in den Abend hinaus. — Der Berg war voll von Herrlichkeiten, auf seinen Schultern trug er einen Wald, und an seinem Fuße wuchsen die Märchen.

Da stand ich oft, und starrte hinunter in die Feier der Landschaft. Ich sah das graue Haus mit dem leuchtenden Kranz seiner Fenster in Nebel sinken, und es lud mich zu Gaste; meine Augen und mein Herz lud das Haus des Riesen zu Gaste.

So war es, ein Riese, thronend auf den Schalen menschlicher Träume, in eine Welt hinauftragend, — ein

Atlasnaden des Geistes. Ueber seinen halbgeschlossenen Lidern lasteten die Stunden einer langen Sorge, und ein Haß brannte in ihm, der besser war, als alle Liebe des Weltalls. Alles ahnte ihn, Mensch und Tier. Tausend lebrige Hände streckten sich nach seiner Weisheit, und doch glitt sein Stift leicht und ungehindert.

Und er schrieb sein Werk als ein Evangelium der Kraft, — sein Werk über das Insekt — das böse Prinzip in der Natur, das Insekt, das ewig feige, das säulni-strun-lene, übelriechende Insekt. — — —

Weißer Rosen grüßten in seine Einsamkeit, und warfen ihre Räusche in seine Gemächer. — Und doch verzehrte sein Griffel den Frieden der Mondnacht, die Schritte seines Lebens dröhnten durch den Dom Gottes, wie Glockenruf der Vergeltung.

Da stach ihn eine Fliege in den Scheitel — eine Schmeißfliege. Die Pest der Verwesung rann in sein Blut und staute seine Pulse. Er starb infolge des Stiches einer Schmeißfliege.

Was irgenb ein Zwerg war, nahm seinen Pilgerstab, und wanderte nach dem Haus in der Heide, den toten Riesen zu sehen. Aus allen Höhlen kroch und krabbelte es, gewaffnet mit ihrer kleinen höhnischen Freude kamen sie in breiten Scharen, denn es ist das Recht der Zwerge, dem Riesen in sein Grab zu speien. Ringsum roch es nach Feiertagskleidern, und man sah nichts als gesenkte Koboldköpfe. — — —

Die Sonne stieg in den Tag hinauf, und füllte ihn bis zum Rande mit Glanz und Glück. Ueber den Sand der Heide hatte sie Gold gegossen, und die Kronen der weißen Rosen senkten sich hinab, beschwert von der weichen Wärme. Aus allen Spalten der Erde rief sie das Geschöpf zur Feier. Auf allen Blättern saß das Getier, einzeln und in Gruppen saßen sie da, geschwätzig und übelriechend. Keiner glaubte hoch genug zu sitzen für ein Insekt. So warteten sie auf den Trauerzug und schnarrten und schnarrten, und puzten aus ihren Fresszangen die Ueberreste der letzten Beute. — Eine Wanderheuschrecke wollte eine Rede halten, sie rieb ihr gezähntes Bein an den Flügeldecken, um sich Gehör zu verschaffen. Sie sprach von Idealismus und vegetarischer Kost. Aber niemand wollte sie hören, alles puzte an seinen Fresszangen. Ein hieser Scarabäus schwirrte vorbei, rollte fröhlich durch die Luft, stolz auf sein Mistkäfertalent. Sein blauer Bauch schlug an eine weiße Rose, und jauchzend spreizte er die Beine, versuchte sich festzuhalten. Sanft gewölbte, lichte Kelche schlossen sich und empfingen ihn. — — — „Pui, er hat Läuse an den Beinen,“ bemerkte eine alte erfahrene Rose, die alles beobachtet hatte. — — —

So saßen sie da, Insekt an Insekt, lachend oder streitend, und es war ein Wiegen und Schmiegen in den Zweigen, als käme der Kaiser von Rußland, um eine Allianz mit dem Scarabäus zu schließen.

„Ungezieser!“ schrie der Grasschabe einer Baumwanze zu, die ihn aus Versehen angetastet hatte.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ entgegnete die Wanze. Und eine grüne Träne stand ihr gut an. Kurz, man wartete und sehnte sich, man drängte sich, und begann das Gleichgewicht der Insekten zu verlieren. — — — Da, endlich — — —

„Sie kommen, sie kommen.“ — — Der Scarabäus guckte über den Kelchrand der weißen Rose, und spähte mit müden, verträumten Augen die Waldblichtung entlang.

Die Citaben stellten sich in Positur. Einige schlugen einen Walzer vor, viele einigten sich auf eine Symphonie, schließlich wurde „Das deutsche Lied“ angenommen.

Und wirklich, sie kamen, eine Schar dickbäuchiger Gnomen trug den Sarg. Sie waren schon längst gekommen, aber der Metallsarg! — „Einen Sarg, einen Sarg, ein Königreich für einen Sarg,“ hatte der Shakespeareforscher, ein ganz kleiner, häßlicher Zwerg, gerufen, und die Bakteriologen mußten stundenlang über die Unzuträglichkeit einer unzureichenden Bestattung sich unterhalten.

Aber doch blieb der größte Sarg des Landes zu klein für den toten Riesen, er ließ den Kopf unbedeckt.

„Nur fort, nur fort mit dem Haß, ganz egal wie,“ blieb schließlich die Parole. Die ästhetischen Zwerge hatten sie durchgedrückt.

„Sie kommen, sie kommen!“ und es rauschte in den Blättern von Jubelrufen. Da waren sie auch schon. Man sah die verdrossenen Sargträger, Koboldköpfe, Palmwedel, Fackeln, und man sah den Spalt, aus dem der Kopf des Riesen starrte, die weitaufgerissenen Augen und das wirre Haar, man sah den Zug der Lanten und Gelehrten, wie bei einem anständigen Begräbnis, man sah den Senat der Zwerge. —

Reihenstille, Begräbnistrott, streng gemessene Takte der Heuchelei, schwüles Gemurmel der Väter und Beschwörer.

„Er gehört uns! Er gehört uns!“ schrie etwas mitten in die Andacht hinein. Hoch oben vibrierte ein Ton, es klang wie ein Barriladeruf in der Insektengruppe.

„Er gehört uns!“ — Wieder ein Winken und Wogen in den Zweigen, ein Krabbeln und Schaukeln, und weit in den Glanz empor schillerte ein Flügelpaar.

„Die Schmeißfliege — Schmei — Schmeißfliege“ — — — der Mistläufer hob noch einmal seine übernachtigen Augen, einen Augenblick war es ihm, als hätte er sein Krönlein verloren. Aber bald tröstete er sich in seiner Eifersucht auf die Schmeißfliege. „Sie klebt nur an der Oberfläche, ich aber bringe tief hinein,“ flüsterte er trunken, und sank in seinen weißen Kelch zurück. Der Scarabäus hat eine Weltanschauung.

Die Cilaben hatten den Ausruf der Schmeißfliege vernommen und intonierten. — Die Asseln rasselten mit ihren Panzern, die Schilbläuse bildeten Spalier.

„Er gehört uns!“ quoll es noch einmal aus Millionen Insektenkehlen, und das Heer der reißigen Kerbtiere flatterte auf gegen das Geschlecht der Zwerge.

„Sein oder Nichtsein!“ röchelte der Shakespeareforscher, und ein letztes Lüftchen Pathos kräuselte sich über seine Lippen. Da stach ihn eine Schnake in die linke Wade, und er jagte davon. So wurde er der Anführer eines flüchtenden Heeres, das über den Waldweg stampfte.

Ein Summen und Schnarren erfüllte die Luft, und ein ängstliches Räfeln antwortete auf dem Grunde des Waldes.

„Hurra, hurra, er gehört uns, der Riese gehört uns! Es lebe die Anarchie und der absolute Fraß!“ „Wein-
fraß!“ ergänzte eine junge Knochenmade, und platschte fett und wollüstig auf den Sargbedel . . .

Die acht gebeugten Koboldköpfe hatten am längsten Stand gehalten. „Wir sind ja gar nicht Eure Feinde,“ jammerten sie, „wir lieben ja die Insekten,“ aber es nützte nichts, auch sie wurden in die Flucht gestochen. Am Rande einer Schlucht glitt der Sarg von ihren Schultern und fiel auf blaugrüne Moospolster.

„Die schönste Stelle für einen Leichnam,“ dachte der Scarabäus, als er den dumpfen Ton des fallenden Sarges vernahm.

„Bon soir, monsieur! Die Glückseligkeit ist eine breite Straße. Ich bin sehr glücklich.“ —

Die weißen Rosen hatten böse Träume in dieser Nacht, mit leuchtenden Stirnen lagen sie nebeneinander, und zu Zeiten ging ein Zittern durch ihre Blumenseelen, die Jüngste aber sprach etwas in die Nacht hinaus, etwas von einem Reich, in dem weiße Blätter zur Erde fallen, wie Schnee. Mengstlich fladerte der Atem aus ihren Kelchen, und schlug einen duftenden Tau an die Blätter. Ein leises Weinen schwebte über der Schlucht.

So träumten die Rosen und begannen zu welken, die Insekten aber feierten ein Bacchanal der Weisheit und Fortpflanzung. Alles fühlte sich befriedigt und satt. Nur die Schmeißfliege schwirrte durch das Revier, und deklamierte eine Ballade vom ungetreuen Untertan.

Aber die Tage glitten ins Meer, lautlos und weif, „die Pest — die Pest geht!“ —

Grüne Verwesung kroch wie ein Reptil über den Leib des Riesen. Leichengift quoll aus dem klaffenden Spalt des Sarges. „Er stinkt, er stinkt schon!“ riefen die Blattläuse. „Wie kann ein Riese so stinken?“ schnarrten die Asseln, „es ist nicht mehr schön, psui, in anständiger Gesellschaft so zu stinken! Es ist ja geradezu sanitätswidrig!“

— — — Eine ganz alte Assel trat hervor: „Meine Damen, es muß etwas geschehen, der Riese hier stinkt. Denken Sie an den Bund für Insektenrechte. Wie beseitigen wir den Riesen?“

„Fressen, fressen, nur immer weiter fressen,“ rief es in der Runde; „es lebe der große Fraß und die Verdauung!“

„Wie wir konstituieren uns von neuem,“ setzte die alte Assel pathetisch fort, „ich bestätige hiermit den Bund der Insektenrechte, und beantrage als erste Vereinstat die vollständige Aufzehrung dieses Riesenleichnams, zunächst die Beseitigung des Kopfes als des gefährlichsten Teiles. Im Interesse des allgemeinen Wohles ersuche ich, den Rumpf und die Glieder vorläufig zu ignorieren. Sie sehen diesen gewaltigen Kopf, Sie sehen die starre Schale, unter der einst das Gift einer egoistischen Denkungsart hervorquoll, gerade wie ist das Gift der Verwesung. Hinweg mit diesem Scheitel, auf daß der Nacken in den Sarg sinke, und dieser sich schließe — auf ewig!“ Die alte Assel hob ihren siebenten Fuß zum Zeichen der Bekräftigung des Gesagten. Andächtige Stille erfaßte die Gemüter der Insekten. Nur wenige wagten sich näher, und schüttelten der alten Assel den siebenten Fuß.

„Ich danke Ihnen,“ nickte ein schwarzgesprenkelter Totengräber, „ich danke Ihnen — wir werden fressen.“

Die nächsten Tage brachten eine große Organisation. Die Schnarrheuschrecken wurden als Herolde gewonnen. Die Cilaben versahen eine Art Fest- und Kriegskapelle, dem Scarabäus wurde eine gelbe Binde um den Leib geschlungen, die zu dem Titel „Fahnenjunker“ berechtigte. Die Schmeißfliege erhielt ein Kommando über die Chasseure, die Bombardierläufer durften sich Artillerie nennen, als Zentrum empfanden sich die Blattläuse und Asseln. Grau und grün wuchs das Heer der Pestilenzamazonen in das beleuchtete Land hinaus, und man durfte den Nachtrab der Fresser als geradezu unermesslich bezeichnen.

„Es lebe der große, festliche, alles vertilgende, allbildende, gottselig ewige Fraß!“ Ueber die Böschung taumelte trunken das Heer der Billionen. Im Schatten der Halme krochen sie, und die Sonne segnete lächelnd, was sie nicht bescheinen wollte. Endlich standen sie vor seinem Schädel, ein Gebet fladerte ihre Eier in den Himmel hinauf, ein Schnaufen und Schnappen, ein Schmaßen und Schnabulieren, es war wie an der Tafel des Bischofs an einem feisten Dezembertage. Vier Tage lang währte das Fest. In fahlen Fetzen hing das Gehirn über die kupfer-

nen Wände. Bis an den Atlas war alles überwunden. Immer schmaler wurde der Spalt im Sarge, langsam sank der Deckel. Schon sägte das Insekt an dem Wirbel.

„Den Kopf ab, den Kopf ab,“ rief es. — Da, ein lauter Krach — ein Schmettern wie tönendes Erz, und der Sarg des Riesen schließt sich.

Und während sie so dasigen, die Reste des Unrats noch zwischen den Riefen, schleicht sich eine Feier in die Gemüter der Insekten. Der Scarabäus zupft an seiner Binde, die Blattläuse präsentieren, die Bombardierläufer schießen einen Salut. Da, horch — horch, ein Schwirren in der Luft, ein Vibrieren von Flügeln. — „Laßt die Toten schlafen! Gott mit uns! — Wer hat den Riesen gestochen? — Ein Königreich müssen wir haben, wir müssen ein Königreich werden! Aus unserm Bund der Insektenrechte erhebe sich ein Schmarotzerkönigreich!“

Die Schmeißfliege hatte diese Worte gerufen. Schon waren auch Minister da, die sich verneigten, die alte Assel hielt eine Rede und pries das geordnete Staatswesen, der Scarabäus schlug sich an den blauen Bauch und entschuldigte sich als schlechter Redner. So wurde die Schmeißfliege König, und noch einmal trat jene alte Assel hervor, und lächelte milde wie eine Ministersgattin. „Ich verleihe Dir denn das Großkreuz des Adalensordens erster Klasse am grauen Bande,“ antwortete die Schmeißfliege noch immer schwebend. „Ich danke,“ entgegnete die Bandassel, und verneigte sich noch tiefer. „Vive la reine,“ flüsterte sie, denn sie sprach das Französische geläufig, und liebte es, in Erinnerung an ihre Mädchenzeit.

Frühjahr im Grunewald

Berschneiter Mauern löstliche Stille —
Daran ein Frühlingstag verträumt schon lehnet;
Und aus dem Garten leise lecht und trünet
Ein Nimmal in des Weibers schwellende Fülle

Doch gegenüber spähn aus morscher Hülle
Hellgelbe Binsen, Neugier wie gewöhnet;
Auch sie hat Sonne schalkhaft fast verschönet, —
Auf hundert Hälsen ein geschwät'ger Wille . .

Die weißen Quadern schneiden schwach Grimassen,
Indes der Lautwind ihre Köpfe schmelzet
Und Weilchen haucht aus all den kühlen Hallen —

Die hohen Binsen hat der Schein verlassen;
Als brächten sie nun schwarzen Spul gewälzet
Hörst du die Wellen glucksend um sie lallen . .
Anselm Hueft.

Klagelied

Immer dachte ich, daß die Aergsten unter den Argen nicht befehdet werden müßten. Daß es überflüssig wäre, sich an den vollkommen Ahnungslosen zu vergreifen. Daß das Haarsträubend-Bornierte keine Gefahren bürge. Nun bin ich aber von dieser Meinung abgekommen; denn ich fand neulich in den Händen eines sehr aufgeweckten, brennend fanatischen und prachtvoll verwirrten jungen Gymnasiasten — die Deutsche Litteraturgeschichte des Eduard Engel. Und siehe: die gemeinen Verhöhnungen, die dieser Uhu . . an Stefan George, an Rainer Maria Rilke und an allem, was tief, schwierig, unpopulär und maßlos löstlich ist, zu unserm Elend begeht, hatten dem prächtigen Jungen ein fabelhaftes Vergnügen bereitet. Er kannte

ja von den neueren Dichtern noch nichts; und jeden Anaben von sechzehn Jahren, der anständig konstituiert ist, müssen Spottvogelöne so ipso begeistern. Wenn er nicht den Akzent liebt, der der Würdebärtigkeit seines Geschichtslehrers polar entgegengesetzt ist, wird kein Kerl aus ihm werden; sondern ein Schlappschwanz, eine Susse, ein Duzentiat. — Aber ist es nicht ernsthaft traurig, daß diese Freien, Chaotischen, Zukünftigen . . daß diese trosttragenden Epheben ausgerechnet via Eduard Engel an die gegenwärtige Kultur herangelangen? Mag jener Obersekundaner späterhin tausendfach fähig sein, die Wunder unserer Großen zu erfassen —: ein Rückstand der farblosen Stimmung, die ihm, beim Betreten dieses neuen Erlebnisbezirkes, der gräßliche Banause eingegeben hat, wird immer übrig bleiben und wird — trotz allem — stören, trüben, hemmen.

Deshalb sind auch die Aergsten unter den Argen eine Gefahr; und so langweilig, reizlos, ja unaristokratisch es sein mag, gegen Leute zu kämpfen, die man tief unter sich fühlt: man muß sie bekämpfen, denn sie haben die Macht. Auch Raupen, Tuberkeln, Pestbazillen sind keine ebenbürtigen Gegner; dennoch haben alle Sachverständigen die Pflicht, sie nach Kräften auszurotten; schließlich schreitet man ja nicht ein gegen ihr Dasein, sondern gegen die Wirkung, die von ihrem Dasein ausgeht. *Torra!*

Literarische Neuererscheinungen

Rnut Hamsun, Redakteur Lynge. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane 6. Bd.) Geb. 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk.

Der „Redakteur Lynge“ nimmt unter den Werken Hamsuns eine besondere Stellung ein. Das Buch ist nicht, wie es sonst bei Hamsun zu sein pflegt, ganz von einer dichten, lebenverachtenden, lebenssehnsüchtigen Stimmung umfungen; sondern die Handlung, die Intrige ist stark betont, die Gestalten sind irdischer und bürgerlicher. Es ist ein Satiriker von großer Kraft, der diesen Redakteur Lynge hingestellt hat, einen Typus von Streiber, mit oberflächlicher Bildung und Struzellosigkeit, der sich radikal gebärdet, weil und solange er Geschäfte damit macht, der der Menge schmeichelt, wo er sie zu repräsentieren scheint, und der seine illegitime Macht ebenso bereitwillig in politischen Schachergeschäften als zu privaten Zwecken benutzt. Mit diesem Redakteur Lynge ist in dem Bankbeamten Höjbro der eigentliche Hamsunsche Mensch kontrastiert, ein scheuer, einsamer Mann, der zum Verbrecher wird, weil seine tiefe Liebeskraft ihm die sozialen Ordnungen der Menschen relativ gleichgültig macht. Die schönste Gestalt des Buches aber — und eine der schönsten Hamsuns überhaupt — ist die im Mittelpunkt stehende Frau, von einer wunderbaren Einfachheit, Pflanzenhaftigkeit und Resignation mitten in ihrer impulsivsten Kraft. Am Ende siegt über die Satire doch die schwermütige Geschichte von Liebes-schuld und Liebesirrung, und die Hamsunsche verzauberte, verschollene Stimmung nimmt den Leser gefangen.

Oskar Klein-Gattungen. Geschichte des deutschen Liberalismus, I. Band. Buchverlag der „Hilfe“ G. m. b. H. 508 Seiten mit zahlreichen Porträts.

Ueber dieses Werk wird noch ausführlich zu reden sein. Es ist eine gründliche, sachliche Arbeit, hinter der eine umfassende Durchforschung des zeitgeschichtlichen Materials liegt. Sie wird fundiert durch eine Untersuchung über die geistigen Väter der liberalen Idee und durch eine knappe geschichtliche Darstellung, wo in der

Vergangenheit des deutschen Verfassungslebens die Ansätze praktischer liberal-demokratischer Politik sich zeigen. Dann entrollt der Verfasser ein breites Bild der politischen Kämpfe des 19. Jahrhunderts, weckt die Erinnerung an die liberalen Vorkämpfer, deren Profile scharf gezeichnet sind und führt zu den sachlichen Problemen, die in den jungen Parlamenten die liberalen Politiker beschäftigt haben. Der vorliegende erste Band reicht bis zum Jahre 1871. Das Buch will bei aller Zuverlässigkeit keine wissenschaftliche Publikation im engeren Sinne sein, sondern es hat den Ehrgeiz, ein Volksbuch zu werden. Die klare, einfache Darstellung wird ihm dazu dienen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

- Herbert Eulenberg.** Die Kunst in unserer Zeit. Eine Trauerrede an die deutsche Nation. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.)
Leonid Andrejew. Anathema. Ein tragisches Spiel in sieben Bildern. Deutsch von Karl Ritter. (J. Labyschnitow, Berlin.) Mt. 2.—
Choderlos de Laclos. Gefährliche Liebschaften. (Hyperion-Verlag Hans von Weber, München.) 2. Bb. Geb. Mt. 20.—
Gustave Flaubert. Nachgelassene Werke bis zum Jahre 1838. (J. C. C. Bruns, Verlag, Minden.) Geb. Mt. 18.—, geb. Mt. 20.—
Peladan. Das allmächtige Gold. Roman. Deutsch von Emil Schering Mit einem Vorwort von August Strindberg. (Georg Müller, Verlag, München.)
Fürst Krapotkin. Memoiren eines Revolutionärs. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. (Verlag Robert Luz in Stuttgart.) 2. Bb. Geb. Mt. 11.—
J. F. Cooper. Lederstrumpf-Erzählungen in der ursprünglichen Form. Uebersetzt von R. Federn. (Verlag Paul Cassirer, Berlin.)
Robert Muffl. Vereinigungen Zwei Novellen. (Georg Müller, Verlag, München.) Geb. Mt. 3.—, geb. Mt. 4.—
Valerian Tornius. Die Empfindsamen von Darmstadt. (Verlag Klinckschardt & Biermann, Leipzig.) Geb. Mt. 4.—, geb. Mt. 5.—
Irene Forbes-Moffe. Verberisphen und Andere. (E. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. Mt. 2.50, geb. Mt. 3.50.—

Zeitschriftenchau

Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 12: Humor. Von Fritz Rautner (Schluß). — Glaube und Heintat. Von Dion Feuchtwanger und S. J. — Faust zweiter

Teil. Von S. J. — Medusa. Von Julius Bab. — Mein satirischer Versuch. Von Fritz Wittels. — Wiederkehr. Von Herbert Jhering u. a. — Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf. die Nummer, Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W. 62 A.

Die neue Generation. Monatschrift für Mütterchutz und Sexualreform. Herausgegeben von Dr. Helene Stöcker (Verlag Oesterheld & Co., Berlin). Das 3. Heft 1911 enthält u. a.: Prof. Dr. Bruno Meyer: Die Kunst der Ehe; Helene Stöcker: Die Ausdehnung des § 175 auf die Frau; Ehe und Eheform; Mutter- und Kinderchutz. — Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Die Blüte, herausgegeben von Friedrich Raumann. No. 12 enthält: Georg Gothein: Liberale Bauernpolitik; Friedrich Raumann: Großbetriebsprobleme; Otto Pautsch: Glossen zur Kulturdebatte; Jakob Scherer: Reichszollverwaltung u. a. Das Einzelheft kostet 20 Pfg. Abonnenten der „Aktion“ erhalten Monatsabonnement gratis.

Sozialistische Monatshefte. Herausgegeben von Dr. J. Bloch. Das 6. Heft enthält folgende wertvolle Beiträge: Wally Zeppler: Der Weg zum Frauenwahlrecht; Karl Leuthner: Der britische Imperialismus; Gerhard Hilbrand: Zwischen Amerika und England; Dr. Arthur Schulz: Volksernährung und innere Kolonisation im Osten Deutschlands; Gertrud David: Genossenschaftsbewegung etc. Das Einzelheft kostet 50 Pfg. Proben d. d. Verlag, Berlin W. 35 A.

Note

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will den imposanten Gedanken einer „Organisierung der Intelligenz“ fördern und dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegengewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenswertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehrlichen Radikalismus zu sein.

Publikationen der Organisation der Intelligenz

(Redigiert von Hauptmann Viktor Hueber, Prag, Verfasser des Buches „Die Organisierung der Intelligenz“.)

Die Organisierung der Intelligenz

Ein Einführungsurteil.

Von Professor Dr. Ernst Mach.

Daß der Ausruf den Stempel vornehmer Gesinnung, die Spuren langjähriger Beschäftigung mit der Sache trägt, erkennt man bei der Lektüre der Schrift, ebenso den Anlaß, welcher dem Autor den gegenwärtigen Augenblick als den geeigneten zur Bekanntgabe seiner Ziele erscheinen ließ. Was Herr Hueber anstrebt, ist nämlich nichts Geringeres, als die Gesamtheit der Intellektuellen, welche den großen Horizont verloren haben, die wie alle andern unter dem Druck des Kapitalismus oder, sagen wir lieber, des Egoismus leiden, aufzurütteln, bei ihnen das Gefühl der Solidarität mit der ganzen Menschheit, das Bewußtsein ihres Einflusses zu wecken, um die gesamte menschliche Existenz auf eine gesündere Basis hinüberzu-

leiten. Es ist in den letzten Jahren wiederholt vorgeflusst und diesen zum allgemeinen Besten gekommen, daß sich die großen Geldkönige ihres Ueberwunders haben, nicht nur in Amerika, sondern in erfreulicher Weise auch unter unsern viel bescheideneren Verhältnissen. Dies wurde immer als eine besonders edle Wohltätigkeit gepriesen. Hueber meint aber, es sollte durch Reichtum und Ueberreichtum ein Gefühl der Pflicht sich entwickeln, welches den Inhaber nötigt, was er nicht allein nur durch seine Arbeit erworben, auch wieder der mit-helfenden Menschheit zugute kommen zu lassen. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß bei feineren Menschen dieses Pflichtgefühl tatsächlich besteht und daß dieses allein das Zustandekommen der großartigen Stiftungen und Schenkungen erklärt, welche ja nach unseren Moral- und Rechtsbegriffen niemand fordern konnte.

Inhalt der vorigen Nummer: Wir klagen an. Von Franz Pfemfert. / Bucher und Liebe. Von Otto Corbach. / Der 18. März. / Glossen. / Deutsche Mondnacht. Von U. Gabay. / Literaturpolitik. Von Dr. Kurt Hiller. / Der Anfang. Von John Hjeter. / Erich Mühsam. Von Senna Pop. / Bahr's „Kinder“. Von Heinrich Eduard Jacob. / Nach Haus. Gedicht von Ernst Bläß. / Theater. Von Dr. Anselm Ruest. / Atalanta. Drama von Georg Heym. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Unser Paul Scheerbart-Abend. / Note.

Wie Schreiber dieser Zeilen nicht zweifelt, nähern wir uns wirklich langsam, aber sicher und zusehends dem Zustand, welcher dem Autor des Ausrufes als Ideal vor-schwebt. Um dessen Eintritt zu beschleunigen, ist nur nötig, das gegenseitige Verständnis der Menschen verschiedener Stände und Berufe zu stärken. Schreiber dieses kennt einen Mann, der in seiner Jugend Feldarbeit verrichtet und auch in einer Tischlerwerkstätte gearbeitet hat. Als dieser einem gelehrten Beruf sich zuwandte, verblieb ihm ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Handarbeiter, deren Hilfe ihm das Arbeiten unter bequemeren Umständen ermöglichte. Verhältnisse nötigten einmal auch diesen Mann, dem Erwerb auf technischem Gebiet nachzugehen, was aber mit so viel Sorgen und Unruhe verbunden war, daß er diese Beschäftigung als unvereinbar mit wissenschaftlicher Arbeit bald wieder aufgab. Einen Gewinn brachte ihm aber diese Episode — die Achtung vor dem Kapitalisten. Es müssen nicht notwendig Erlebnisse, es können auch Gedanken und Überlegungen sein, die uns zur Billigkeit gegen die Nebenmenschen erziehen. Es mag recht angenehm sein, ein Vermögen zu erben; etwas weniger angenehm ist es gewiß, eines zu erheiraten; aber ein Leben des Erwerbes, es sei noch so erfolgreich, ist gewiß ein grausamer und aufreibender Krieg, der besondere Verstandes- und Charaktereigenschaften erfordert, die nicht jedermanns Sache sind, der aber solche Eigenschaften bildet und erzieht. Mag nun ein Krieger des Erwerbes am Abend seines Lebens sich freuen, die Zukunft seiner Nachkommen gesichert zu haben, so wird es doch, die Pinfälligkeit des Menschenlebens erwägend, recht oft auch das Bedürfnis fühlen, ein Werk zu hinterlassen, das sich schon eher sub specie aeternitatis betrachten läßt.

Große Werke kommen überhaupt nur zustande durch die Vereinigung vieler Einsichten und Einzelkräfte unter einheitlicher Leitung. Darin liegt eben auch die Macht des Kapitals, die je nach der Art ihres Gebrauches Segen oder auch Verderben bringen kann. Das ist auch im Staat,

in der Wissenschaft, in der Technik, in der Kunst, in jedem Beruf nicht viel anders.

Herr Hauptmann Hueber denkt sich eine allmählich sich erweiternde Vereinigung der Intellektuellen, unter deren Einfluß der Zustand rascher eintreten soll, der bei besserem Einverständnis der Menschen ohnehin von selbst kommen müßte. Darin liegt das Ausblicksvolle seiner Unternehmung. Für sehr schwierig halte ich die Bildung und Zusammensetzung dieses Areopags, unter dessen Leitung oder auf dessen Anregung die heute ungerichtet nebeneinander herlaufenden humanitären Bestrebungen geregelt und zentralisiert werden sollen. Unter den Intellektuellen dürfen wir nicht eine Kaste von Menschen verstehen. Der Intellekt des einzelnen kann nur durch Spezialisierung, durch Teilung der Arbeit an Stärke und Tiefe gewinnen, ohne daß der Intellekt des Volkes dadurch an Umfang verliert. Wir müssen also die Intellektuellen in allen Berufsclassen suchen; dann gerade wird deren Vereinigung eine geistige Potenz darstellen, wie sie kaum noch ermessen wurde und sich noch nicht geltend gemacht hat. In dieser Vereinigung werden natürlich die Carnegie, Rockefeller und Konsorten nicht fehlen dürfen, die uns zuerst und spontan das anzustrebende Ideal gewiesen haben. In einem Nachtrag verwahrt sich Hauptmann Hueber gegen jeden Nimbus, mit dem man seine Idee umgeben sollte, wodurch man die Sache nur schädigen würde. Dem stimmt Schreiber dieses vollkommen zu. Schaffen wir uns die sittliche Weltordnung selbst, dann werden wir sie haben, ohne ihr Hereinbrechen aus unbekanntem Gebenden untätig erwarten zu müssen!

Zuschriften

die „Organisation der Intelligenz“ betreffend, sind an die Schriftleitung der „Aktion“ oder direkt an Herrn Hauptmann Viktor Hueber, Prag-Rgl. Weinberge, König-Georgsplatz 19, zu richten.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Die Behandlung der Dissidentenkinderfrage im preußischen Abgeordnetenhaus

Wir haben bereits mitgeteilt, daß die Nationalliberalen im Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf auf Befreiung der Dissidentenkinder vom Religionsunterricht eingebracht haben. Dieser Antrag ist noch nicht beraten worden. Inzwischen ist aber bei der Erledigung des Kultusetats die Dissidentenkinderfrage zur Sprache gekommen.

Der Abg. D. Hackenberg, derselbe Abgeordnete, der auch den genannten Antrag mit an erster Stelle unterzeichnet hat, führte aus:

„Wir können nicht in den Wunsch der Sozialdemokraten einstimmen, an die Stelle des Religionsunterrichtes in der Volksschule einen religionslosen Moralunterricht zu setzen. Religionsunterricht ist ein zartes Ding, durch Unterricht kann man keinen religiösen Glauben erzeugen. Aber die Aufgabe des Religionsunterrichtes, wie wir ihn verstehen; ist doch die, das Kind mit jenem Glauben von früh auf in engster Beziehung zu erhalten, den es in

der Familie lernt. Hier tritt die Volksschule als Ergänzung des Hauses auf, und gerade von diesem Punkte aus wird es sich verstehen lassen, daß wir in unseren Volksschulen den konfessionellen Religionsunterricht treiben müssen, damit auf diesem zartesten Gebiet keine Dissonanz zwischen Haus und Schule eintritt. Folgerichtig ergibt sich, daß die schwierige Frage endlich gelöst werden muß, wie es mit dem Religionsunterricht der Dissidentenkinder gehalten werden soll. (Sehr richtig!) Wenn meine Ausführungen auf Richtigkeit beruhen, dann halte ich es für ungerecht, daß man Kinder zu einem konfessionellen Religionsunterricht zwingt, deren Eltern auf einem dissidenten Standpunkt stehen. (Sehr richtig! links und: Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Dann ist wirklich nicht der Religion bei dem einzelnen, ebensowenig wie im Ganzen gebietet, wenn man diese Kinder zwangsweise unter einen konfessionellen Religionsunterricht stellt. (Sehr richtig.)“

Der konservative Abg. Hedendorff, auch ein Geistlicher, erwiderte: „Es muß hart erscheinen, Kinder von Dissidenten zu einem Religionsunterricht zu zwingen, dem die Eltern feindlich gegenüberstehen. Ich gebe auch zu,

daß es schwer ist, solchen Kindern Religionsunterricht zu erteilen, da das Elternhaus doch wieder niedereißt, was die Schule mit großer Mühe aufgebaut hat. Es handelt sich zumeist um Kinder von Eltern, die mit allem religiösen Glauben gebrochen haben. Sollen wir diesen Kindern nun auch in der Schule jeden Schall des göttlichen Wortes entziehen? (Sehr richtig! im Zentrum.) Was in der Schule in Treue ausgefät wird, kann schließlich auch Früchte bringen bei Kindern, die allem Religiösen vollständig verschlossen scheinen. Wenn auch vielleicht in 75 Fällen diese Früchte nicht aufgehen, so sind uns die verbleibenden 25 Fälle doch wichtig genug, darauf zu halten, daß die Dissidentenkinder in der Schule Religionsunterricht erhalten. Je mehr Eiseistätte gegenüber allem Göttlichen in dem Elternhause herrscht, mit desto größerer Wärme muß der Lehrer an den Herzen der armen Kinder arbeiten. mit desto größerer Hingebung muß er versuchen, dem Kinde das zu geben, was ihm das Elternhaus versagt.“

Der sozialdemokratische Abg. Hirsch hat dann noch einmal alle Argumente gegen den Zwang zusammengefaßt.

Angabe der Konfession beim Wohnungswechsel

In der jetzigen Zeit des Wohnungswechsels werden viele An- und Abmeldungen zu erfolgen haben.

Es wäre von großer Bedeutung, wenn jemand die Frage, ob man bei der Anmeldung sein religiöses Bekenntnis anzugeben hat, einmal bis zum Oberverwaltungsgericht durchklagt.

Das Allgemeine Landrecht (aus der Zeit Friedrichs des Großen) sagt in § 5 des II. Teils Titel 11: „Auch der Staat kann von einem einzelnen Untertan die Angabe, zu welcher Religionspartei sich derselbe bekennet, nur alsdann fordern, wenn die Kraft und Gültigkeit gewisser bürgerlicher Handlungen davon abhängt.“

Da das Allgemeine Landrecht noch zu Recht besteht, so kann man daraufhin bei Meldungen in der Rubrik Religion schreiben „Angabe verweigert“. Denn mit demselben Recht könnte die Polizei auch Angaben verlangen, ob man konservativ oder liberal ist, ob man Vegetarier oder Temperenzler ist, ob man mehr die Brünnetten oder die Blonden liebt.

Müssen Staatsbeamte einer Landeskirche angehören? Durch die ganze Presse ging in diesen Tagen eine Notiz, wonach ein Volksschullehrer sofort entlassen wurde, nachdem er aus der Landeskirche ausgetreten war und vom Katechismus-Unterricht dispensiert werden wollte. Es ist dadurch die weitverbreitete Meinung noch mehr verstärkt worden, daß Staatsbeamte einer Kirchengemeinschaft angehören müssen. Das ist ein Irrtum. Das Komitee „Konfessionslos“ hat in seiner ersten Flugschrift die Adressen mehrerer Beamten mitteilen können, die sogar etatsmäßig angestellt sind und die mit Kenntnis ihrer vorgesetzten Behörde seit Jahren aus der Kirche ausgetreten sind. Inzwischen sind dem Komitee auch mehrere höhere Beamte bekannt geworden, die diesen Schritt getan haben. In einer weiteren Publikation des Komitees soll darüber Bericht gegeben werden. Wer die Publikationen des Komitees regelmäßig erhalten will, wende sich an den Schriftführer Otto Behmann-Rußbüdt, Schmargendorf-Platz, Misdroher Straße 13.

Formulare Austritt aus der Landeskirche

versendet in beliebiger Anzahl gegen Einsendung des Portos
Leon Hirsch, Schöneberg b. Berlin Sachsendamm 53.

Karlsbad Saison ganzjährig 1910: 68324 Kurgäste :: ::
oooooooooooooooooooo 200000 Passantenu. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostataleiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fettleibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren. 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlen-saure-, Sauerstoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder, Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilanstalten, schwedische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferdereiten etc.
Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
Der Stadtrat.

Lausanne **Alexandra Gd. Hotel.**
Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. Frankfurt a. M.
rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privatbad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
am Hauptbahnhof
Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer
von M. 2.— an. W. Bopp, Besitzer.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone.
Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet.
Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera
:: Riviera Splendid-Hotel ::

Ersten Ranges. Die Direktion.

Budapest = **Hotel Bristol**
Donaukorso, vornehm — modern
Preis mäßig.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

Dürkopp
Räder sind
leicht
schnell

Kataloge kostenlos.

DÜRKOPP & CO. A.-G. BIELEFELD.



SCHRIFTSTELLER, Eure Interessen
— wahrt der —

Schutzverband deutscher Schriftsteller

Wer über die Ziele und Tätigkeit unterrichtet sein will,
verlange Druckschriften von der Geschäftsstelle des Schutzverbandes, BERLIN W. 15, Lietzenburger-Strasse 48.

Eine Schrift, die den geistigen Strömungen
der Gegenwart ihre Entstehung verdankt.

Prof. Ludwig Gurlitt
Schule u. Gegenwartskunst

Fein gebunden 1.50 Mk. :: :: :: Fein gebunden 1.50 Mk.
„Hilfe“-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Max Wenzel

Fabrik moderner
Firmen - Schilder

Berlin N. 4
Boyen-Strasse 10

Variété-Theater-Schule

Komiker-, Soubretten- und Artisten-Schule.

12 Fachlehrer.

Bisher 3000 Schüler (Herren, Damen und Kinder)
mit bestem Erfolg ausgebildet

z. B.: Ernst Kleinert, Walter Bährmann, Willy Walde (Damen-
Imitator), Emil Kante, Heilon Angérie, Berlin, Graff,
Pieper, Direktor Lucas Schwieger, Pohl et c. etc.

Die Damen: Mile. Nanon, Blätter, Neumann, Captive, Hardinis,
Mazoni, Cläre Lorma et c. etc.

Eintritt jederzeit. Kulante Bedingungen.

Nach erfolgter Ausbildung: Engagement.

C. A. Sachse

Konzessionierte Konzert- und Theaterdirektion

Bureau: Berlin N. 39, Müllerstrasse 178

Arrangements von Konzerten, Theater, Kabaret-
und Variété-Vorstellung auf eigene Rechnung oder
garantierte Einnahme.

Rosé's Sprachen-Akademie

Berlin S. 42, Ritterstrasse 68, prt.

garantiert perfekte Ausbildung in den klassischen
sowie neueren Sprachen (für Ausländer in Deutsch)
auf Grund nachweisbar (auch bei älteren Herren
und Damen) erzielter Erfolge, in 15-30 Lektionen

Auch in Zirkeln für 10 M. monatlich
:: :: Im Einzelunterricht 1,50 M. per Stunde :: ::
in Stenographie nebst Schreibmaschinen-Uebung
in 6 Lektionen zusammen für 15 M. pränumerando
(inkl. Lehrmittel).

Gegründet 1896

„Rathaus-Hôtel“

Gegründet 1896

Inhaber Carl Reinhardt, BERLIN C. 2, Stralauer Strasse 33
am Molkenmarkt, Nähe der Post, 4 Minuten vom Bahnhof Alexanderplatz,
vom Bahnhof Friedrichstrasse 10 Minuten, Telefon Amt I, 7845.

Preiswerte Zimmer mit 1-2 Betten

Volle Pension pro Tag von 3,50 Mark, wöchentlich 21 Mark an, bei längerem
Aufenthalt billiger. Anerkannt gute Küche, Berliner und echte Biere, Weine
aus erster Hand. — Seit Jahren Verkehr der Herren Lehrer der Königlichen
Kunst- und Handelsschule.

Zahnpraxis „Metropole“

Berlin, Unter den Linden 51
vis-à-vis d. Passage.
Telephon Amt I 9240.

Hervorragend hygienisch ausgestattet |
Best empfohlen v. Aerzten u. Patienten.

Mindestens ⁹/₁₀ aller erkrank-
ten u. schmer-
zenden Zähne sind zu retten und
dauernd gut zu erhalten, wenn
dieselb. gewissenhaft behandelt
und plombiert werden.

Künstliche Zähne ohne Platte

Amerik. System
im Munde befestigt (Brückenarbeit)

Porzellan-Plomben
Goldplomben, Goldkronen usw.
Goldplatten.

Zahnziehen ohne Narkose

(lokale Betäubung durch „Letargin“)
ist zur größten Zufriedenheit des
Patienten angewandt u. empfind-
lichen oder herzkranken Zahn-
leidenden besond. z. empfehlen.

Reparaturen sofort.
Umarbeiten schlechthühender Gebisse.

Hygienische Artikel nur für
Eheleute.
Prompts und reelle Bedienung.
Ph. Rümpfer, Frankfurt a. Main 3.

Achtung!

Spezialitäten in nur vorzüglich.
Qualitäten und Geschmack
liefern wir:

Kognak-Verschnitt 1.25-3 Mk.

Halb und Halb 1 Mk.

Stonsdorfer 1 Mk.

Ingwer-Magenwein 1.50 Mk.

Danziger Goldwasser 2 Mk.

Rum-Verschnitt 1.25-3 Mk.

Portwein, Madeira, Sherry,

sowie Rot-, Rhein- u. Mosel-

wein von 90 Pfg. bis 3 Mk.

Bei Abnahme von 10 Flaschen

5% Rabatt.

Franz Krzemieniewski

Berlin S.
Kottbuser Damm 39.

München. Hotel Europäischer Hof.

Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
Restaurant. Auto-Garage.
Besitzer Hans Häbner.

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 7. ⌘ 3. April.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährlich. (zwei Heft-
bandlungen je Quartal) bei allen Postanstalten, Buch-
handlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“, Eberhard
Kroewin, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6.
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: ::
Inserate: Anzeigen an Herrn Franz Pfemfert, W.B. 21,
Greifeldstraße 3. Telefon: Amt Moabit 7513.
Anfertigung: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Die revolutionäre Geste. Von Franz Pfemfert. / Die Angeklagten schweigen. / Zum „Fall Ratho“. Von Arthur Bailieu. / Der „Fall Stredor“. Von Prof. Dr. Ludwig Gurliitt. / Die Verdenden. Von Otto Corbach. / Glossen. / Die Selbstverstümmelung bei Tieren. Von Dr. C. Tschering. / Thomas Mann. Von Franz Pfemfert. / Glaube und Heimat. Von Rudolf Kayser. / Unvorhergesehenes. Von Dr. Anselm Ruest. / Die Verrätene. Von Grete Weisel-Heß. / Am französischen Kamin. Von Ferdinand Hardekopf. / Literarische Neuerscheinungen. / Vortrotzen. / Zeitschriftenchau. / An unsere Freunde. /

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Die revolutionäre Geste

August Bebel, der kampfrohe, liebenswerte Todfeind der bürgerlichen Gesellschaftsunordnung, hat gesprochen. Der Inhalt der Rede, die er vor seinen Wählern in Hamburg gehalten hat, konnte nur denen eine Ueberraschung sein, die sich die politische Ahnungslosigkeit aus der Kinderspielschule bewahrt haben.

Es war wieder der ganze August Bebel, den wir da hörten, der Feuerkopf August Bebel, dem ein volles Menschenleben heißer Kämpfe nicht den Eifer und das Temperament lähmen konnte. Es war wieder der ganze Bebel, den wir jetzt in Hamburg vernahmen, der unerbittlichste Kritiker der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, der glühendste Hasser unseres verrotteten Polizeistaates und — der unheilbarste Optimist der internationalen Sozialdemokratie.

August Bebel hat in seiner Hamburger Kandidatenrede zur wichtigsten Frage der kommenden Wahlkämpfe, zur Frage der Wahlbündnisse seinen Standpunkt (und damit den Standpunkt seiner Partei) präzisiert:

„Wir dürfen nicht glauben, daß wir gleich die ganze Hand nehmen können, wenn man uns einmal den kleinen Finger zeigt. Es gibt allerdings auch Leute unter uns, die gemeint haben, wir sollten in allen Kreisen, in denen wir nicht siegen können, von vornherein für die Liberalen stimmen. Wer solche Vorschläge macht, beweist nur, daß er vom eigentlichen Wesen der Partei keine Ahnung hat. Wer einen derartigen Vorschlag auf einem Parteitag machen wollte, dem würde ein Empfang bereitet werden, wie er noch keinem bereitet wurde. Für uns sind nicht die Mandate, sondern die Stimmen die Hauptsache! Wir wollen bei der Wahl vor allen Dingen wissen, wo unsere Freunde stehen, wir wollen konstatieren, wie unsere Agitation gewirkt hat und wie das sozialdemokratische Feuer weiter und weiter züngelt bis in die entlegensten Gegenden! Wir sind vier Millionen Stimmen und 50 Mandate viel lieber als drei Millionen Stimmen und 100 Mandate. Eine Partei wie die unsrige, die eine neue Gesellschafts-

ordnung schaffen, die ganze heutige Wirtschaft umgestalten will, muß, wenn sie in den Kampf geht, vor allem wissen, wie groß die Zahl derer ist, die hinter ihr stehen. Das ist eine Frage, die uns weit mehr interessiert, wie die Frage nach der Zahl der Mandate.“

Daß doch Bebel's Optimismus schwächer wäre, wo es sich um Zukunftsträume handelt!

Der kluge Parteiführer, in dem der Wille zur starken Tat lebendig ist, würde die Wirkung einer revolutionären Geste nicht so arg überschätzen, wie er es hier tut. Denn es bleibt doch eine bedeutungslose leere revolutionäre Geste, wenn er den Unterschied zwischen Stimmzettel und Mandat gar so stark betont.

Ist denn wirklich jeder Stimmzettel, der bei der geheimen Wahl für die Sozialdemokratie abgegeben wird, der Garantieschein auf einen Mitkämpfer?

Sollte der Mandatsverzicht, den August Bebel zu wiederholten Malen ausgesprochen hat, mehr bedeuten als eine revolutionäre Geste; ja, weshalb macht dann die Sozialdemokratie nicht ganze Sache und bekennt sich nicht konsequent zum Antiparlamentarismus? Glaubt die Sozialdemokratie auf parlamentarischem Wege die politische Macht erringen zu können? (Ihr Wirken im Parlament erlaubt diese Annahme.) Dann soll sie das Beimwort „revolutionär“ fallen lassen. Dann hat sie (wie die Badenser praktisch zeigen) in Wahlbündnissen mit den linksliberalen Parteien nur praktische Vorteile zu erwarten. Dann kann es recht wesentlich, ja dann kann es für die Sache einer freiheitlichen Politik ausschlaggebend sein, ob 50 Sozialdemokraten mehr oder weniger im Parlament sitzen.

Ist die Sozialdemokratie für den Parlamentarismus, so muß und wird ihr auch daran gelegen sein, sich dort durch eine möglichst hohe Zahl von Mandaten Wirkung zu verschaffen. Dann kann es aber auch nur eine leere revolutionäre Geste genannt werden, wenn sie außerhalb des Parlaments die Mandate geringschätzig abweist.

Franz Pfemfert

Die Angeeschuldigten Schweigen

(Anmerkung für den Leser: dieser Artikel erscheint bis auf weiteres regelmäßig!)

In der Reichstagsitzung vom 31. März hat Dr. Frank-Mannheim die Anklage, die, am 20. März, von der „Aktion“ gegen die Regierung und gegen die konservativen Parteien erhoben werden mußte, zur Sprache gebracht, um den Reichskanzler zum Reden zu bringen. Eine Antwort hat Dr. Frank so wenig wie wir erhalten.

In jedem konstitutionell regierten Staate wäre ein Minister, der auf eine derartige Anfrage schweigen wollte, einfach unmöglich. Bei uns scheint selbst die links-liberale Presse in dem Schweigen des Herrn von Bethmann Hollweg nichts Ungewöhnliches finden. Sogar das „Berliner Tageblatt“ gibt sich zufrieden. Oder sieht die Presse in der Reporter-Nachricht, die der „Berl. Pol. Tagesdienst“ verbreitet, eine Antwort der Regierung? Diese Korrespondenz erklärt sich angeblich „in den Stand gesetzt“, unsere Behauptungen als „jeder Begründung entbehrend“ zu bezeichnen. Das ist Schwindel.

Die Presse sollte sich doch durch solche Reportertricks nicht von ihrer Pflicht abbringen lassen.

Franz Pfemfert.

Zum „Fall Jatho“

Wie schöne Worte hat man zu dieser Sache geredet — in den Wind geredet! Denn der Erfolg ist im günstigsten Fall, daß die preussischen Pontificos es vermeiden werden, jenen großartigen Mann vor ein Rebergericht zu stellen. Aber was ist damit gewonnen?

Es wäre bedauerlich, wenn es bei einem „Fall Jatho“ bliebe! Bedauerlich, für alle, die sich hinauslehnen aus dem toten Formellram, den ihnen verstaubte Konsistorialräte immer wieder so liebevoll darreichen. Auch Luther war im Anfang nur ein „Fall“. Auch ihn glaubte man leicht nach dem üblichen Verfahren zum Schweigen zu bringen. Dem gut katholischen Mönchlein lag nichts ferner, als eine neue Kirche zu begründen; bis zum letzten hoffte er Duldung seiner „Irrlehren“ im Schoße der Mutterkirche zu finden. Man war damals unklug genug, ihm ein wenig zu schroff entgegen zu treten und dadurch erst den Stein ins Rollen zu bringen. Man drängte ihn hinaus und weckte gerade dadurch das Uebel. Wäre man damals vorsichtiger gewesen, so hätte man es bei einem „Fall Luther“ bewenden lassen. Aber bisher hatte immer bei den Rebergerichten alles einen so glatten Verlauf genommen, daß man sich hätte in Sicherheit lassen lassen.

In den leitenden protestantischen Kreisen ist man heute klüger. Erst nach sehr, sehr langem Zögern, als dem Drängen der positiven Eiferer gar nicht mehr auszuweichen war, unternahm man entschiedenere Schritte gegen den „Irrgeist vom Rhein“. Im Interesse der guten Sache wäre zu wünschen, daß diese Schritte so grob und entschieden ausfallen, wie nur möglich. Denn es gehört schon Donnergepolter dazu, um endlich alle die aus ihren süßen Illusionen zu reißen, welche da hoffen, daß vor einem hohen evangelischen Oberkirchenrat bereits das Heil verkündet werden wird.

Auß dringlichste warnen die liberalen Führer, sich zu unborsichtigen Schritten — d. h. zum Austritt aus der Landeskirche — hinreißen zu lassen. Als wenn jemals aus lammgeduldigem Abwarten und Nachgeben eine rechte Frucht entsprossen wäre! Warum klammert man sich in kindlicher Furcht an diese Institution, die man evangelische Landeskirche nennt? Welches Heil erwartet man von dort? Der summus episcopus dieser Kirche hat oft genug

verkündet, daß diejenigen, welche nicht seinen Glauben haben, Bösewichter sein müssen. Die Männer, welche an der Spitze der liberalen Bewegung stehen, hoffen doch nicht etwa, daß man oben seine Anschauungen ändern wird? Hat man je eine Körperschaft gesehen, die sich aus Liebe — und wäre es auch die allerchristlichste — ihrer Macht entkleidete, um sie an ihre Gegner abzutreten? Und selbst wenn man der positiven Seite einige Zugeständnisse abgezwungen würde, es kann uns doch kaum mit Stolz erfüllen, wenn wir mit Beuten, die, wie mein ehemaliger Religionslehrer — Friede seiner Asche! — die Borniertheit in Erbpacht genommen haben, schließlich in einen Topf geworfen werden!

Nein, hier hilft kein zauderndes Abwarten, kein fauler Kompromiß! Der richtige Weg heißt: das Tischtuch zerschneiden zwischen den „Kindern Gottes“, die den Kontrakt auf die „Seligkeit“ schon in der Tasche tragen, und uns, die wir danach streben, den „Welsmenschen“ in heißem Kampfe zu erringen.

Arthur Bonus schreibt im 10. Heft des März über die Lehren Jathos: „Man kann zu diesen Dingen stehen wie man will, aber daß hierin in der Tat ungefähr umschrieben ist, was mit mehr oder weniger Bewußtsein die Geheimreligion der Gebildeten ist, läßt sich nicht leugnen.“ Er kommt darin zu der Konsequenz, „Die, welche das nicht wollen, die das religiöse Leben des Volkes an der Aussprache, Entfaltung und Entwicklung hindern und Parteireligion pflegen wollen, sollen die Konsequenz ziehen und eine freiwillige Parteikirche auf freiwillige Beiträge gründen.“ Ich fürchte, wir dürften sehr lange warten, bis diese Forderung erfüllt würde. Der Kampf ist unvermeidlich. Darum ist es unklug, noch länger zu zögern. Je eher er kommt, desto frischer sind wir.

Möchten daher alle jenen Männer, die so hohe Worte fanden für den „Apostel am Rhein“ und die dann wieder so ängstlich warnten vor Uebereifer, möchten gerade sie sich erklären zu Herolden des neuen Heils und laut es künden in den Landen: Hinaus aus den morschen Tempeln, ihr alle, die ihr euch nicht an moderne Beichname klammert, sondern mit offenen Augen in das Leben schaut und eigene Wege geht! Hinaus, damit endlich jener altersschwache Bau, den sie evangelische Landeskirche nennen, in sich selbst zusammenstürzt und auf seinen Trümmern der Tempel des neuen Menschentums sich aufbaut!

Auf unsere Banner aber wollen wir die Worte jenes großen Dulders schreiben, dessen hohe Seele vom Dogmenklammer zu Tode gequält wurde:

... Als ich noch ein Knabe war, da mied
Euch Allverderber schon mein frommes Herz,
Das unbestechbar innigliebend hing
An Sonn' und Aether und den Boten allen
Der großen ferngeahndeten Natur;
Denn wohl hab' ich's gefühlt in meiner Furcht,
Daß ihr des Herzens freie Götterliebe
Bereben möchtet zu gemeinem Dienst,
Und daß ich's treiben sollte so wie ihr.
Hintrweg! ich kann den Mann nicht sehn,
Der Göttliches wie ein Gewerbe treibt.
Sein Angesicht ist falsch und kalt und tot,
Wie seine Götter sind.

Arthur Baillieu,

Der „Fall Strecker“

Wer sich seines deutschen Vaterlandes einmal recht gründlich schämen will, der lese die kleine Schrift von Dr. Reinhard Strecker „Meine Behandlung im

heftigen Landtag am 7. Dezember 1910" (Frankfurt am Main 1911. Neuer Frankfurter Verlag). Da kann er sehen, wie verpfählt unser Vaterland ist, wie bei uns Merikate Willkür und Brutalität ungestraft gegen Recht und Billigkeit, gegen Vermunft und Moral schalten dürfen.

Herr Oberlehrer Dr. Streder hatte sehr vernünftiger Weise in einer liberalen Zeitung die schulerklassene Jugend vor den Lehrlern des katholischen Schulkatechismus gewarnt: „Verlehre mit niemandem, der dich in deinen Glauben gefährden könnte.“ Er ermahnt zu religiöser Toleranz. Deshalb der Ruf: „Kreuziget, kreuziget ihn!“

Die vorgesetzte Behörde hat ihn gemahnt, weil's die hohe Geistlichkeit so forderte und dann hat ihn, um die Bückigung voll zu machen, der heftige Landtag „zusammen gepfeffert“, kurz, die katholische Toleranz hat gestegt.

Und die Herren Kollegen? die deutschen Oberlehrer? Stehen sie auch wie ein Mann? — Nein, sie schlafen oder bucken sich.

Wie lange soll dieses Pfaffenregiment in Deutschland noch dauern? Wann wird endlich unser Volk aufwachen? Ober sind wir wirklich schon reif für die ewige geistige Sklaverei?
Prof. Dr. Gurlitt.

Die Werdenden

Die letzten ursprünglichen Kräfte, sich selbständig in der Welt zurechtzufinden und zu behaupten, drohen in unserem Volke zu verkümmern. Goethes Wort: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären“, wird uns zum Fluch, weil die wachsende Entfremdung der Erben von der Natur mit ihrem freien Spiel der Kräfte, zu der unsere gesellschaftlichen Verhältnisse erziehen, auf die Jugend unheilvoll einwirkt. Der Einfluß reicht hinab bis in die Tierwelt; denn unsere Hühner würden nicht so aller natürlichen Rettungsinstitute beraubt sein, daß sie sich von heransausenden Automobilen hilflos überfahren lassen, wenn sie nicht die Berührung mit unserer morschen Zivilisation verdorben hätte. Unsere Buben dürfen es schon nicht mehr riskieren, an anderen als „polizeilich erlaubten“ Stellen der Flüsse zu baden, um nicht zu ertrinken. Weber verfügen sie noch über genügend Anpassungsfähigkeit, um das Schwimmen ohne langwierige Vorbereitungen und Experimente zu erlernen, noch über den sicheren Instinkt der Tiere, der jede wirkliche Gefahr von selbst meidet. Und wie sehr es in unserem öffentlichen Leben schon als Regel gilt, daß unsere Jugend gar nicht mehr in die Lage kommen darf, ihre Kräfte frei zu gebrauchen, lehrt das Schicksal jenes Lehrers, dem seinerzeit zwei Knaben beim Baden an einer polizeilich nicht erlaubten Stelle ertranken. Obgleich die betreffenden Buben auch gegen die Vorschrift des Lehrers, innerhalb des von ihm abgesteckten Bezirkes zu bleiben, gefehlt hatten und erst umgelommen waren, als sie weiter vorbrangen, machte die Staatsanwaltschaft das Verfahren wegen „fahrlässiger Tötung“ gegen ihn anhängig. Die vorgesetzte Behörde, die den Konflikt erhob, indem sie geltend machte, der Lehrer habe nicht ahnen können, daß die Knaben wider seine Vorschrift handeln würden, hatte damit kein Glück. Das Oberverwaltungsgericht entschied, ein Konflikt liege nicht vor; das Verfahren mußte also seinen Fortgang nehmen, und der Lehrer hatte dafür zu büßen, daß unsere modernen Schuljungen zu große Tölpel sind, um ohne Lebensgefahr an anderen Stellen baden zu können, als wo die hohe Polizei festgestellt hat, daß jede Möglichkeit des Ertrinkens ausgeschlossen ist. Wie weit sind wir

noch von natürlichen Verhältnissen abgetrieben worden! Man vergegenwärtige sich die kleinen braunen Knirpse, die in orientalischen Häfen, in ihren winzig kleinen schmalen Booten hockend, jeden ankommenden Dampfer umschwärmen, und die im Chor schreien: „Have a die, have a die!“ (Pidgeon-Englisch: Eine Münze haben.) Sogleich regnet es dann von Bord, aus den Händen der Passagiere, englische Kupfermünzen ins Wasser herab, aber so schnell diese auch, und oft weit ab von einem Boot, sinken, schneller noch tauchen ihnen die farbigen Kinder nach und fangen sie mit den Zähnen auf, wobei sie hin und wieder sogar einen Hai durch Lärm verschrecken müssen. Muß einem nicht um die Zukunft unserer Zivilisation ernsthaft bange werden, wenn man sich vorstellt, welche prächtigen, naturwüchsigen Kerle aus solchen wilden oder halbwildern Kindern entstehen mögen, im Vergleich zu den „Papachen- und Mamachen-Existenzen“, die wir großziehen? Es ist unglaublich, wieviel naturwidriges, aber polizeimäßiges Zucht- und Ordnungsgewissen schon in unseren Großstadtkindern steckt. Gehen wir da neulich eines schönen Nachmittags zu dreien auf einer verkehrsarmen Vorstadtstraße, während keine Elektrische in Sicht ist, gemächlich über den grasbewachsenen Bahnkörper. Ein Büblein von etwa fünf Jahren schaut uns erst staunend zu, erhebt dann drohend den Finger und ruft: „Oho! Das ist bei Strafe verboten!“ Die Worte: „Bei Strafe“ betonte er recht nachdrücklich. Der preussische Staat braucht um seinen Schutzmännernachwuchs nicht besorgt zu sein.

Otto Corbach.

Glossen

Der Dr. Breitscheid, fühlt sich schon wieder. Es ist zwar noch nicht die alte Kühnheit, mit der er sich hervortragt, aber seine letzte Tat berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Wir hatten die Mitteilung gebracht, daß der Dr. Breitscheid als Kandidat für Sonneberg-Saalfeld außersehen sei.

Die Wichtigkeit dieser Mitteilung wagt der junge Politiker nicht zu bestreiten. (Die wäre auch leicht durch seine Parteifreunde zu beweisen gewesen.) Aber er greift (trotz allen Erfahrungen, die er mit mir hatte) wieder zu Polemiken gegen mich und zu Verdächtigungen. Ich sei sensationshungrig (kräht der Doktor Breitscheid). Ich hätte die Mitteilung vor dem Erscheinen unseres Blattes der „Freisinnigen Zeitung“ übermittelt. Schwindel! „Die Aktion“ wird Sonnabend versandt, und wie die „Freis. Ztg.“, so erhalten alle maßgebenden Blätter Berlins sie Sonnabend nachmittag zugestellt. Das mußte sich jeder Redakteur sagen können, auch wenn er nur eine Vereinsdruckchrift verantwortlich zeichnet. Aber der Breitscheid sucht der Selbstverständlichkeit unfaire Absichten anzudichten. Was soll es denn heißen, wenn dieser Agitator in seiner verschwommenen Stilistik sagt, „der „Sonneberger Zeitung“ ging die Mitteilung auf gleichem Wege zu?“ Ich möchte meinem Viebling doch den Rat geben, etwas sachter aufzutreten. In einem Augenblick, da er Herrn v. Baher ersucht, der Parteiburleske „D. B.“ Unehrlichkeit zu beweisen, sollte er doch nicht mit mir anbinden.

Franz Pfemfert.

Den Worten der Schlichtheit, Peter Mosegger, gestüht es nach sozialpolitischen Vorbeeren. Es genügt ihm nicht, der schnurrig-korrige Heros der Erdgerüche, der viel belachte Muserich aller kitschigen „Heimatkunst“ zu sein; er muß durchaus auch in die malthusianischen Diskussionen den Senf seiner bodenständigen Weisheit schütten. Sein Blatt

„Heimgarten“ (welch ein rotwangiger Name!) bringt eine Klage von ihm über das Einkinderprinzip:

„Solche Eheleute benachteiligen ihr Volk doppelt ja unermesslich. Erstens durch Unterschlagung deutscher Kinder, zweitens durch Verderb des einen Kindes, das sie haben. Wie wunderselten, daß Einkinder gesund und tüchtig werden. Sie werden verweichlicht, verzärtelt, weiblich, nervös, ungeschickt und haben eine ihnen selbst ungebührliche Eigenliebe. Mit Bewahrung vor Geschwistern, vor der Erbteilung, glaubt man dem einzigen Kinde sein Leben, seine Zukunft zu erleichtern, und erschwert sie ihm. Denn es ist und bleibt ein Weichling; der zu seiner Zeit doch auch ins rauhe kampfwütige Leben muß, ohne eine Lebensschule gehabt zu haben, und dort vereinsamt steht. Ein affenliebliches Elternhaus ist keine Lebensschule. Fragen wir hervorragend tüchtige Männer, so wirbts fast immer heißen: In meiner Kindheit ging es schmal und strenge her, es waren unser viele Geschwister.“

Keine Seuche und kein verspielter Krieg ist für ein Volk so schädlich, als die absichtliche Unfruchtbarkeit in der Ehe. Wenn nicht dann etwa die heimlichen, lebigen, armen, herb abgehärteten Kinder den Ausschlag geben müssen? So daß diese „Enterbten“ schließlich die Herren der Mutterhöfchen werden! „Wenn wir nur einen haben,“ sagte mir jemand, „dann können wir ihn studieren lassen. Gätten wir mehrere, so müßten sie Handwerk lernen.“ Handwerk lernen! Körperlich arbeiten — na, das wär' ein Unglück! Und solches will ein gesundes Volk bleiben! Weiß man denn noch immer nicht, daß sich mehr junge Leute dumm als geschickt studieren? Und mehr junge Leute sich zum Proletarier hinab, als zum Herrn hinaufstudieren? Viele Kinder! Davon die wenigen, etwa besonders veranlagten studieren lassen, die anderen zur Arbeit auf der Scholle und in der Werkstatt erziehen — das heißt praktisch national sein.“

Der Poet scheint nicht zu wissen, welch furchtbares Elend in kinderreichen Proletarierfamilien vielfach herrscht, und wie entsetzliches Unheil arme und kranke Eheleute über ihr Haus, über ihre Gemeinde, über den Staat bringen durch die naive Tendenz, sich schrankenlos fortzupflanzen. In einer Zeit, wo alle Einsichtigen, sogar schon Juristen, dahintergekommen sind, daß es für eine Nation besser ist, aus wenigen Gesunden als aus vieler Versuchten zu bestehen, äußert der sonnige Volksdichter derartige Plattheiten. Es ist immer derselbe Sang bei diesen schleimbärtigen Lobpreisern der Simplität: Weil es anständige Handwerker gibt, lästern sie den Intellektualismus; und weil manche Persönlichkeit es zu etwas gebracht hat, obwohl es in ihrer Kindheit „schmal, strenge, rauh, arm und herb“ herging, — behaupten sie, verlogenen Unterbewußtseins, die schmale Kindheit sei die Bedingung der Größe.

Die Spartanerei dieser Waldlehrer scheint mir ein schlecht verdrängter Neid zu sein auf das reiche und hohe Leben reicher und hoher Geister. Sie ist aber zu bekämpfen, weil sie die Massen, anstatt sie zu erziehen, in ihrer Reichfertigkeit noch bestärkt. Lorra!

In der Mordsache der Moabiter Schutzleute finden jetzt, kaum daß ein halbes Jahr nach der Tat vergangen ist, Untersuchungen statt. Den Zeugen werden Schutzleute vorgeführt, um die Täter ausfindig zu machen. Dabei scheint man ein liebes System, das in Rußland gebräuchlich ist, erproben zu wollen: es werden Behelme aller Art angeboten, darunter solche, von denen man wissen kann, daß sie zur Zeit der Tat ganz wo anders waren. Eine Mitteilung, die uns aus Fachkreisen zugeht sagt: „Wer die inneren Verhältnisse unseres Polizeireglements kennt, muß staunen, was man sich hier erlaubt. Denn jeder Beamte wird während des Dienstes genau kontrolliert. Zu jeder Stunde, zu jeder Minute wissen die Reviervorstände, wo sie den so und so benummerten Untergebenen antreffen können. Dazu ist außerdem der Beamte verpflichtet, sich durch Notizen selbst zu kontrollieren. Die Notizen unterliegen der Kontrolle der Vorgesetzten. Wie man bei den Untersuchungen feststellt, daß der und der Beamte zu der und der Stunde den Dienst verlassen hat, so kann man, schon auf Grund der Kontrollbücher, die jeder Beamte mit

sich führt, auch leicht feststellen, wer als Täter dringend verdächtig ist. Vielleicht fordert die Staatsanwaltschaft diese Notizbücher ein? Sie wird dann sicher mit Erfolg arbeiten!“

Selbstverstümmelung bei Tieren

Von Dr. C. Thesing.

Unerschöpflich sind die Hilfsmittel, mit denen Mutter Natur ihre Kinder ausrüstet, um sie für den harten Kampf ums Dasein stark und geeignet zu machen. Kein Jahr vergeht, ohne daß die sich mehr und mehr zu einem selbständigen Wissenschaftszweige auswachsende Biologie neue und interessante Erscheinungen aufdeckt und klarstellt, welche diesem Zwecke dienen. Gerade die letzten Jahre brachten wieder mehrere zusammenfassende Arbeiten, die eine der merkwürdigsten Eigenschaften im Reiche der Tiere, die Selbstverstümmelung, eingehend behandelten und ins rechte Licht setzten. Freilich handelt es sich hierbei nicht um eine absolut neue Erscheinung; bereits seit den ältesten Zeiten, als man anfang, Naturforschung zu treiben, sind vereinzelt Fälle von Selbstverstümmelung bekannt, schon bei Aristoteles und Plinius finden wir sie erwähnt, und das Beispiel von der Eidechse dürfte wohl selbst dem städtischsten Großstadtkind vertraut sein.

Wie deutlich steht mir noch die schmerzliche Enttäuschung vor Augen, wenn ich als Knabe auf der Eidechsenjagd durch Feld und Heide streifte und endlich nach langer Mühe eines dieser zierlichen Geschöpfe sicher zu haben glaubte, statt dessen aber nur den zuckenden Schwanz in der Hand hielt, während die Echse sich längst in Sicherheit gebracht hatte. Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Abtrennung des Schwanzes vonstatten geht; ein paar kräftige, schlagende und drehende Bewegungen von seiten des Tieres, und die Durchtrennung ist vollzogen. Die Stelle, an der die Ablösung des Schwanzes erfolgt, ist eine genau bestimmte, sie geschieht nicht etwa, wie man eigentlich annehmen sollte, zwischen zwei Wirbelkörpern, sondern gerade in der Mitte eines der Schwanzwirbel. Vom siebenten Schwanzwirbel, von der Basis aus gerechnet, sind nämlich die Wirbelkörper auf das Doppelte ihrer normalen Größe verlängert und laufen von beiden Seiten nach der Mitte dünn zu, so daß jeder Wirbel etwa die Form einer Sanduhr annimmt. An der dünnsten Stelle schiebt sich eine schmale, nicht verknöcherte Scheidewand ein, und hier ist es, wo der Durchbruch erfolgt. Wie man durch einfache Versuche leicht festzustellen vermag, geschieht die Abtrennung des Schwanzes völlig unabhängig vom Willen des Tieres. Es ist ein reiner Reflexakt oder, mit anderen Worten, ein Vorgang, der nicht der Einwirkung des zentralen Nervensystems, des Gehirnes, unterliegt. Die Unabhängigkeit ist eine so große, daß geköpft oder in der Mitte entzwei geschnittene Echen genau wie gesunde Tiere bei Reizung der Schwanzspitze den Schwanz abwerfen. Wie weitere Untersuchungen ergaben, liegt das Reflexzentrum im Rückenmark zwischen den beiden Hinterbeinen. Wird nämlich eine Eidechse hinter den Schwanzextremitäten zerschnitten, so tritt die Selbstamputation unter keinen Umständen mehr ein. Die Hauptarbeit bei der Verstümmelung fällt der Schwanzmuskulatur zu, und eine heftige Anstrengung des Tieres ist erforderlich, um sich seines Schwanzes zu entledigen. So kommt es, daß nur gesunde und kräftige Eidechsen zum Abwerfen des Schwanzes fähig sind, während durch Hunger oder Frost erschöpfte Tiere nicht mehr die Kraft dazu besitzen. Merkwürdigerweise läßt sich nach dem Tode der Schwanz ebenso schwer austreiben oder abbrechen wie

etwa eines der Beine. Unmittelbar nach der Ablösung des Schwanzes ziehen sich die Muskeln des Stummels fest zusammen, wodurch ein gefahrbringender Blutverlust verhindert wird. Bereits nach wenigen Tagen ist die Wunde völlig vernarbt, ein neues Schwanzende beginnt hervorzuspriessen, und im Verlaufe einiger Wochen ist der Schaden wieder ausgeheilt. Bisweilen kommen bei dem Heilungsprozesse eigentümliche Mißbildungen vor, indem an Stelle der einen Schwanzspitze zwei bis drei neue gebildet werden; ja, Aldrovandus berichtet sogar von einer vierchwänzigen Eidechse. Wenn auch eine verstümmelte Eidechse sicherlich in ihrer Beweglichkeit und Schnelligkeit stark beeinträchtigt ist, so liegt dennoch der Nutzen, welcher dem Tiere aus dieser Fähigkeit erwächst, klar auf der Hand, da es meistens wohl das Schwanzende ist, an dem es den Verfolgern gelingen wird, das flinke Tierchen zu ergreifen.

In weiter Verbreitung findet sich die Selbstverstümmelung im Reiche der Gliedertiere. Namentlich die verschiedenen Krebsarten bieten hervorragende Beispiele dafür, und zwar sind es hier meistens die Beine und Scheren, welche leichtem Herzens dem Feinde geopfert werden. Besonders viele Krabben sind in der Selbstamputation ihrer Gliedmaßen wahre Meister. Betrachtet man die Extremitäten dieser Tiere genauer, so sieht man, daß sich in der Mitte des vom Körper aus gerechnet zweiten Beingliedes eine um das ganze Glied ziehende verblünte Naht findet, grade zwischen den Ansatzpunkten der verschiedenen Muskeln, die von hier aus einerseits nach der Körperwand, andererseits nach der Spitze des Beines verlaufen. Wird nun die Krabbe heftig am Fuße ergriffen, so ziehen sich, ebenfalls unabhängig vom Willen des Tieres, die Muskeln zusammen, das zweite Glied wird infolgedessen heftig gegen einen Vorsprung des ersten Beingliedes gepreßt, und die dünne Naht reißt durch. Um jedoch die Selbstamputation auszulösen, ist ein ziemlich starker, schmerzender Reiz erforderlich, und trotz ihrer Verstümmelungsfähigkeit werden die Krabben nur zu oft eine Beute der Möven und anderen Wassergeflügels, weil die Vögel nicht so kräftig das Bein kneifen, daß die Vorrichtung in Dienst treten könnte. Man kann z. B. einen Krebs ruhig an einem Beine mit Bindfaden festbinden, er wird nicht entfliehen können, da der schmerzhafteste Reiz fehlt, der nötig ist, um die Muskeln zur kräftigen Kontraktion anzuregen. Versagt also die Einrichtung hier bisweilen ihren Zweck, so leistet sie in vielen andern Fällen wertvolle Dienste. Es ist bekannt, daß Krebstiere schon bei geringfügigen Verletzungen der Extremitäten leicht verbluten; wenn jedoch das verwundete Bein rechtzeitig von dem Tiere an der Amputationsnaht abgebrochen wird, so ist alle Gefahr beseitigt, da zarte Häute, die sich sofort an der Bruchstelle über die Wunde ziehen, einen starken Blutverlust verhindern. Das Aufopfern eines Beines bedeutet außerdem für den Krebs keinen sehr schwerwiegenden Verlust, da das verlorene Glied bereits nach kurzer Zeit wieder erneuert werden kann. Die Neubildung wird unter der Oberhaut, dem Panzer, angelegt, doch bereits mit der ersten Häutung wird der neue Fuß über die Schere frei. Wenn auch noch erheblich kleiner, so gleicht er in seiner Gestalt schon völlig den übrigen Gliedmaßen. Mit jeder weiteren Häutung nimmt das neue Bein an Größe zu, bis es endlich den normalen Umfang erreicht hat. Sehr häufig bekommt man ja beim Kaufe Krebse, die verschieden große Beine und namentlich eine große und eine kleine Schere haben; die kleine Schere, die kleinen Beine sind dann immer solche Neubildungen.

Interessante Formen nimmt die Selbstverstümmelung bei den Insekten an. Die Weibchen der Termiten und Ameisen z. B. entleiben sich nach Beendigung ihres Hochzeitsfluges der Flügel, die ihnen für ihr ferneres Leben nur hinderlich wären, indem sie dieselben einfach dicht an der Wurzel abknicken. Häufig genug kann man beobachten, wie diese klugen Tierchen sich gegenseitig bei dieser Selbstverstümmelung unterstützen. An das Abwerfen der Beine bei vielen Spinnen, namentlich den langbeinigen Weberknechten, brauche ich nur zu erinnern, das ist allgemein bekannt.

Ein eigentümliches Verhalten, wie es viele Arten der Laubheuschrecken zeigen, sei aber noch kurz erwähnt. Es ist äußerst schwer, unverletzter Exemplare dieser springenden Robohe habhaft zu werden, da die Tiere im Augenblick ihrer Gefangennahme mit Bließschnelle ein Vorder- oder Hinterbein zwischen die kräftigen Kiefer schieben und es abbeißen. Hält man Laubheuschrecken längere Zeit in der Gefangenschaft im Terrarium, so beginnen diese Sonderlinge, wenn man es ihnen auch an nichts fehlen läßt, nach und nach ihre sämtlichen Extremitäten langsam abzulauen, dann folgt beim Weibchen noch der Legestachel, und endlich fangen sie sogar an, ihren eigenen Hinterleib aufzuressen, bis der Tod sie in diesem grausamen Zerstörungswerke hindert. Bei dieser Selbstaufzehrung vertragen die Tiere nicht das geringste Unbehagen, im Gegenteil werden die Beine mit einer wahren Leidenschaft gelaut. Was die Insekten zu diesem unverständlichen Vorgehen bewegt, ist nicht zu ermitteln. Haben sie jedenfalls einmal ihr eigen Fleisch und Blut gekostet, so sind sie nicht mehr zur Aufnahme andrer Nahrung zu bewegen. Der Laie glaubt oft, die Tiere putzen und reinigen ihre Beine, während sie in Wirklichkeit eifrig mit dem Verzehren beschäftigt sind.

Eine andre, ebenfalls bei manchen Heuschrecken, aber auch andern Insekten vorkommende Art der Selbstverstümmelung ist das Blutspritzen, das hauptsächlich als Abschreck- und Verteidigungsmittel gegen die verschiedensten Feinde in Anwendung kommt. Durch heftige Zusammenpressung der Muskulatur des Hinterleibes wird der Blutdruck im Körper derart gesteigert, daß die Oberhaut an bestimmten Stellen einreißt und ein dünner Blutstrahl dem Angreifer entgegengespritzt wird. Das vollkommenste Beispiel eines Blutspritzers bildet nach Bosseler eine algerische Heuschrecke, Eugaster, die mit einer fabelhaften Treffsicherheit bis auf eine Entfernung von 40—50 cm ihr Blut den Feinden, meist Eidechsen oder Schlangen, entgegenzuschleusen vermag. Da das Blut scharf riechende, den Angreifern widerliche Stoffe enthält, so stehen sie meistens von einer zweiten Attacke ab.

In sehr vollkommener Ausbildung findet sich die Kunst der Selbstamputation auch bei den großen Scharen der unsre Meere bevölkernden Stachelhäuter, den sogenannten Seeesterne und Seegurken, und häufig ist sie hier in den Dienst der Fortpflanzung getreten. So vermögen die Seeesterne ihre sämtlichen Arme abzuwerfen, und aus jedem der abgebrochenen Arme kann sich ein neues, vollständiges Tier entwickeln. Sehr oft entleiben sich die Seeesterne auf diese Weise lästiger Parasiten, indem sie einfach den betreffenden Körperteil, der von Schmarozern befallen ist, abwerfen und aufopfern. Am ausgeprägtesten besitzen die dünnarmigen Schlangensterne die Kunstfertigkeit der Selbstverstümmelung. Werden die Tiere ihrem natürlichen Element entnommen und auf eine Tischplatte gelegt, so ruhen sie nicht eher, als bis ihre langen Arme in zahllose kleine Stücke zerbröckelt sind.

Ein etwas anderes, aber nicht weniger seltsames Verhalten zeigen die Seegurken, die, sowie sie sich unbehaglich fühlen oder angegriffen werden, ihre sämtlichen Eingeweide, Darm, Magen, Wasserlungen, Geschlechtsapparate, kurz alles, was sie an Organen besitzen, zum Munde herausbrechen. Man sollte meinen, daß die Tiere sofort an diesen schaurigen Verletzungen zugrunde gingen, aber das ist nicht der Fall; auch bei ihnen wird in ganz kurzer Zeit alles Verlorene wieder neu gebildet, und die Tiere leben mitunter weiter.

Wie leicht viele Wurmartentypen in Stücke zerfallen, ist seit langem bekannt. Das gewöhnlichste Beispiel bietet unser gemeiner Regenwurm, der auf Verletzungen hin sich in mehrere Teile zerlegen kann, die dann alle wieder zu ganzen Würmern auswachsen. Noch empfindlicher gegen alle möglichen Störungen sind die Schnurwürmer, die bereits bei leichter Berührung in zahlreiche Teile zerfallen. Bisweilen sieht man auch diese Leptern ihren Körper einfach umkrempeln, so daß die Innenfläche des Wurmes nach außen zu liegen kommt.

Diese wenigen Beispiele, die mit Bechtigkeit um viele vermehrt werden könnten, zeigen schon genügend, welche wichtige Rolle die Selbstverstümmelung im Tierreiche spielt. Will man in kurzen Worten eine Begriffsbestimmung der Selbstverstümmelung geben, so kann man sie mit Weißmann als eine Anpassung des Organismus an bestimmte Forderungen der Lebensbedingungen bezeichnen, als einen normalen, auf bestimmte Reize hin eintretenden Vorgang, bei dem ein Teil des Körpers geopfert wird, um den übrigen zu retten.

Thomas Mann

Von Franz Pfeffert.

Das Weltbild, als dessen Ausdruck der Roman sich erweisen soll, setzt eine bestimmte Bewertung des Geschehens voraus. Der Versuch, nur das Geschehene etwa impressionistisch festzuhalten, führt bestenfalls zur Skizze. Für den Roman ist diese Objektivität nichts weiter als ein fadenscheiniger Wortwand für die Unfähigkeit, mit seiner ganzen Menschlichkeit an der Kunst Anteil zu nehmen.

Bei Thomas Mann mischt sich eine stark gesellschaftskritische Note in sein Verhalten zu der Breite des Lebens. Damit soll nicht gesagt sein, daß eine Tendenz sich vorbringlich bemerkbar macht, sondern daß der Dichter, voll tiefen Weltgefühls, das rastlose Streben der Individuen gegenüber der ungeheuren Breite auch nur eines Jahrhunderts tragisch empfindet und ernst in diesem starken Gefühl sich zu dem Leben des Einzelnen einstellt. In der Schwere dieses Gefühls und in dem sittlichen Bewußtsein seiner Anwendung, besonders aber in der unberührten Sachlichkeit der Darstellung (alle Leidenschaft pulst in der erzählten Konstruktion eines prachtvoll gegliederten Satzes) nähert sich Thomas Mann Thackeray, dem unvergleichlichen Darsteller des Alltagslebens das unter seinen deutenden Händen sich ein grausames Inferno von Qual und Leidenschaft, Pein und Schicksal unterbaut. Hier, in diesem Geschlecht, liegt die Wurzel Thomas Manns: sein Temperament ist das des Meisters von *Vanity Fair*, geläutert etwa durch die asketische Stilisierungskraft eines Flaubert. Die Kunst Thomas Manns wuchs empor an diesen Romanen, vor allem an *L'Education sentimentale*, in der die leidenschaftliche Verachtung der Madame Bovary zu einem eifigen, scheinbar unberührten Gleichmut gegenüber den Nöten und den kleinen Glückseligkeiten erstarrt.

Ganz so steht der Dichter der „*Buddenbrocks*“ vor

dem Leben, vielleicht ein wenig zärtlicher, liebender, teilnehmender, weil er noch jung ist, aber eben dieses letzte menschliche Verhältnis zu dem Geschauten, das sich gelegentlich fühlbar macht, gilt dem Dichter Thomas Mann selbst als unkünstlerische Schwäche, gegen die er mit der vollen Schärfe seiner Selbstzucht ankämpft. Er, der als Kriterium für den Beruf des Dichters die subjektive Vertiefung der Wirklichkeit nennt, spricht einmal von dem Dämon, der den Künstler zwingt, zu beobachten, blitschnell und mit einer schmerzlichen Bosheit, jede Einzelheit zu perzipieren, die im literarischen Sinne charakteristisch ist, typisch bedeutsam ist, Perspektiven eröffnet, die Klasse, das Soziale, das Psychologische bezeichnet. Thomas Manns Werke sind unter dem Zwang dieses „Dämons“ entstanden. Die wundervolle Genauigkeit der psychologischen Analyse, die seltene Schärfe der Beobachtung, die eisig-sarcastische Ironie, das sind die äußeren Merkmale der Gesellschafts- und Charaktergemälde, die uns Thomas Manns Kunst geschenkt hat.

Fünf Werke*) haben wir dieser Kunst zu danken: zwei Novellenbändchen („*Der kleine Herr Friedemann*“ und „*Tristan*“), zwei Romane („*Buddenbrocks*“ und „*Königliche Hoheit*“) und das Drama „*Florenza*“. Auf 11 Jahre dichterischen Schaffens verteilt, könnte man den Ertrag gering nennen. Aber schon in der auf den ersten Blick spärlich erscheinenden Produktion äußert sich der Wesenszug des Dichters. Es ist nicht „*Stoffarmut*“, was ihn Jahre hindurch schweigen läßt, es ist das strengkritische künstlerische Gewissen, das ihn vorerst seine Werke erleben heißt, bevor er sie niederschreibt. Zwischen dem „*Buddenbrocks*“, dieser unerhörten Schöpfertat des zwanzigjährigen Lübecker Großkaufmannssohnes und der „*Königlichen Hoheit*“, dem letzten Buche Manns, liegen fast neun Jahre. Doch auch ohne „*Tristan*“ und „*Florenza*“, die in dieser Zwischenzeit erschienen, würde das letzte Werk für die unermüdbare Arbeit des Dichters zeugen. „*Königliche Hoheit*“ ist in seiner kristallklaren, schladenfreien Kunst der sachliche Ausdruck eines Dichters, dem alles Gestalten, Schaffen, Hervorbringen, ja dem sogar, wie Thomas Mann leidet, auch jene künstlerische Erkenntnis, die man „*Beobachtung*“ heißt, Schmerz und Qualen bereitet.

Thomas Mann hat fünf Bücher geschrieben. Die „*Buddenbrocks*“, sein zweites Werk, haben ihn berühmt gemacht. (Der Roman ist anlässlich der 50. Auflage als Jubiläumsausgabe in Luxusausstattung erschienen). „*Tristan*“ und „*Florenza*“ stützen diesen Ruhm. Selbst wenn uns über die Herkunft und Abstammung des Dichters nichts bekannt wäre, aus dem Milieu, das Thomas Mann wieder und wieder in seinen Werken zeichnet, würden wir es mit Bestimmtheit feststellen können. Der Sohn der ehrwürdigen Republik Lübeck, der in den Patrizierskreisen, in denen das Familienoberhaupt, der Senator Mann, eine gewichtige Rolle spielt, aufwächst, in diesen Kreisen, wo noch das Altbergebrachte seine ungebeugte Herrschaft ausübt, muß hier trübe Jugendindrücke empfangen haben. Gewiß war er, der künstlerisch veranlagte Junge, bald ein Außerstehender in jener Gesellschaft gewesen. Jedenfalls hat er uns später in immer neuer Form den tragischen Fall geschildert, wo der Einzelne, Andersgeartete im Gegensatz zu der Allgemeinheit steht. Vielleicht ist der „*Wajazzo*“, die Novelle, in der das Geschick eines Kaufmannssohnes geschildert wird, ein Stück Selbstbiographie Thomas Manns? Oder „*Tonio Kröger*“, der lyrische Träumer? Oder Hanno Buddenbrock, der „*letzte*“ seines Hauses? . . . Ueberall sind

*) Sämtliche Werke von Thomas Mann sind im Verlage S. Fischer, Berlin, erschienen.

es die robusten Kraftnaturen, gegen welche die geistig Höherstehenden den Kampf zu führen haben: immer unterliegt der Geist. Ich muß hier an die vollendet schöne Studie „Glück“ denken, die Thomas Mann vor einigen Jahren in der „Neuen Rundschau“ veröffentlichte. Die Geschichte spielt in einem engen Garnisonwinkel. Baron Harry, Rittmeister, ein Mann, der Takt im Reibe hat, Balzer- und Marschtakt, Frohmut und Stolz, Glück, Rhythmus und Siegesinn, kurz, ein „schweidiger Kerl“, hat in der Baronin Anna eine ihm geistig unendlich überlegene Frau. Sie erkennt seine Mindervortigkeit wohl an — aber sie liebt ihn. Sie liebt ihn, obgleich ihr seine Untreue und seine Gewissenlosigkeit längst zum Bewußtsein gekommen sind. Heute ist Lustbarkeit im Offizierkasino. Baron Harry hat die „Wiener Schwalben“, eine Längeltangruppe zehnten Ranges, zu diesem Vergnügen geladen und attackiert im Laufe des Abends eine der kleinen Chanteusen auf das peinlichste. Baronin Anna sitzt ihm gegenüber auf der anderen Seite des Saales und verfolgt mit einem verzerrten Lächeln im Gesicht das Treiben des Gemahls. Dann, als es ihr unerträglich wird, erhebt sie sich plötzlich und — geht langsam dem Ausgange zu. Der Geist resigniert . . . Diese kleine, stofflich so unscheinbare Studie enthält die ganze reife Kunst Thomas Manns, die das Schicksal des Einzelmenschen zeichnet und gleichzeitig ein vollständiges Gesellschaftsbild als Hintergrund gibt.

Die Stellung des einzelnen zur Allgemeinheit zu schildern, zur großen vielköpfigen Menge, zu dieser Menge, die Persönlichkeiten nicht gelten läßt, darin ruht der Grundgedanke der meisten Werke Thomas Manns. In den „Buddenbrooks“ heißt diese Menge „Familie“. In ihr, dem Bollwerk der Gesellschaft, zeichnet der Dichter die Gesellschaft selbst. Ich darf wohl den Inhalt der „Buddenbrooks“ als allgemein bekannt voraussetzen. Es ist ja nicht der Verfall einer Familie, es ist der Verfall der Familie an sich, es ist der Niedergang, das Absterben der Generationen, das uns hier vor Augen geführt wird. Es ist ein Stück Völkergeschichte, es ist das Weltbild, das in diesem Roman seinen Ausdruck findet. Die Gestalten des Buches leben und wandeln, weil sie das Typische nicht eines besonderen Menschen, sondern einer Generation von Menschen darstellen.

Auch in dem letzten Werk Thomas Manns, der „Königlichen Hoheit“, ist es das Typische, was den Roman seine tiefen Werte verleiht. Der Dichter schildert uns das Dasein eines deutschen Prinzen. Dieser Prinz Klaus Heinrich, der für den kranken Großherzog die Regentschaft führt, hat die „Würde“ zu repräsentieren. Von diesem Prinzen lesen wir: „Ohne rechten Alltag war sein Leben und ohne rechte Wirklichkeit; es setzte sich aus lauter hochgespannten Augenblicken zusammen. Wohin er kam, da war Feier- und Ehrentag, da verherrlichte das Volk sich selber im Feste, da verklärte sich das graue Leben und ward Poesie. Der Hungerleider wurde zum schlichten Mann, die Spelunke zur friedlichen Hütte, schmutzige Gassenkinder wurden zu züchtigen kleinen Mädchen und Buben im Sonntagstaat, das Haar mit Wasser geglättet, ein Gebicht auf der Lippe, und der dumpfe Bürger wurde im Gehrock und Zylinder sein Selber mit Rührung bewußt . . .“ Ist in diesen Worten nicht das ganze Leben der königlichen Hoheiten festgehalten? Die potemkinschen Dörfer, durch die Prinz Klaus Heinrich reist, muten sie uns nicht recht vertraut an? Der Hof und die Bürgerschaft stöhnen unter der Last der Armut. Wenn aber seine Hoheit durch das Land fährt, strahlt überall die Sonne des Glücks.

Der Verfall eines Fürstengeschlechts, den Thomas

Mann in seinem letzten Roman schildert, ist trotz dem märchenhaften Schluß (der Fürstenfamilie wird frisches Blut zugeführt in Gestalt einer Milliardenerbin bürgerlicher Herkunft) mit unheimlicher Folgerichtigkeit gezeichnet.

Dieser Roman gibt uns die Gewißheit, daß Thomas Manns Kunst immer noch im Aufstiege begriffen ist zu den Höhen, die dem deutschen Roman bisher unerreichbar waren.

Unvorhergesehenes

Von Anselm Kueß.

Vielleicht hat nur der Mensch die wunderliche Eigenschaft, seine seelischen Rückstände, alias Werke, aufzubewahren, einbalsamierte Beichname für Lebensvolles zu erklären. Jawohl, Mumienwirtschaft überall — wir haben gar keinen Grund, über Ägypten so erstaunt zu tun.

Im Albert Lange las ich einmal die kuriose Widerlegung des Pessimismus, unter Paragraph Schopenhauer natürlich: Die Welt ist weder gut noch ist sie schlecht, sondern — sie ist eben! Jamoser Papa das. Merkt nicht einmal, für wie prachtvoll, herrlich und vollkommen er selbst sie mit demselben Atemzug erklärt hat, da er sich durchaus im Einverständnis mit ihr hält und nun anderen am liebsten noch das Krittehn an ihr wehren möchte. Das nenn' ich mir doch einen goldenen Optimismus!

Ueber Paul Scheerbarts Fabelwesen, seine seltsamen Kosmosbürger und Sternbewohner, wandelt uns heute oft große Lustigkeit an. Ich denke mir, daß auch Centauren, Chimären und Sphinge zunächst etwas unabwehrlich Heiteres an sich tragen, bevor dieser schauernde Ernst, dieses Rätseltiefe in ihre steinharten Züge kam.

Lösung der „Welträtsel“ (vor einem Teller mit Nüssen, ohne Nußknacker und starles Gebiß): Sind wir wohl gar in dem Fall, daß wir immer eine Nuß an der anderen zerbrüden, bis unwillkürlich die letzte ungeöffnet bleibt?

Ueber Willensfreiheit. — Statt all der theologischen, juristischen u. a. Klugeleien lieber folgende Erwägungen anstellen:

Bestände auch absolute Willensfreiheit, wie man ja reinlogisch zu denken gezwungen wird, so wäre doch mindestens diese Illusion von Willensfreiheit im Menschen miterforderlich gewesen, um ihn überhaupt auch nur sekundenlang am Atem zu erhalten. Dann aber wäre doch auch mindestens dies Denken einer Willensfreiheit, dieses theoretische Durchschauen solchen Truges, auf dem unser Leben basiert, einer Art Willensfreiheit gleichzusetzen.

Oder aber: Bestände auch wirklich, metaphysisch begriffen, absolute Willensfreiheit, so wäre immer schon jedes leiseste Denken oder Rühren an eine auch mögliche Willensunfreiheit einer Willensunfreiheit *de facto* und *in re* gleichzuordnen. — Woraus man schon folgern sollte, daß man dies ganze Problem überhaupt nie in einer dürren und brutalen Begriffssprache treiben, in langatmigen Dissertationen erörtern, in Disputationen fanatisieren, — sondern mehr zart und andeutend, im vorherversicherten Einverständnis mit wenigen Klugen und Weisen, eben noch pantomimisch streifen dürfte.

Ich möchte es gern noch offen lassen, ob Menschengelst wirklich imstande sei, die Welt zu erklären . . . Aber anderseits meine ich es doch mit aller nur denkbaren Gewißheit

verspürt zu haben, daß menschlicher Geist total außer Stande und darum einfach unberechtigt ist, sich selber Probleme zu schaffen und vorzulegen, die er dann nachträglich (er selber — für sich!) „unlösliche“ nennt . . .

Wie höchste Türme und Baumkronen auch bei vollkommener Windstille sich in stetem, leisem Schwanken befinden, so scheinen auch die überragendsten Werke des Geistes, ein Hamlet, ein Faust, niemals auf einem Punkt vollendeter Ruhe oder festgewordener Starrheit zu gelangen, vielmehr in einer unablässigen Flut von Deutungen, Erklärungen und dergl. noch immer hin- und herzuschwanken: und jeder sieht sogleich, daß das nicht ihren baldigen Zusammenbruch, sondern gerade ihre unerschütterliche Konsistenz bedeutet.

Auch das Edelste muß zuweilen zu Menckünsten und Charlatanerie zunächst seine Zuflucht nehmen, — das liegt einfach am Gegenüber; ist doch die Gefahr, sonst nicht einmal als Existierendes überhaupt wahrgenommen zu werden.

Jedes Kunstwerk muß dem Feuerwerk gleichen, welches niemals bloß Feuer ist: zum Feuerwerk gehört unabtrennbar der schwarze Nachthimmel. Die Naturalisten, die uns oft mit unbeschreiblichem Getöse Mond und Sterne zu verpuffen scheinen, haben meist keinen anderen Fehler, als daß sie es unbekümmert gegen lichten Tag tun; sie haben nichts vergessen, als die geheimnisvolle dunkle Rätselwand im Hintergrund.

Die Menschen unterscheiden sich wohl voneinander nur darin, wieviel Dunkles sie in sich zur Klarheit zu erheben vermögen.

Bei den Sentimentalen liegt das ganze Gefühl noch nicht im ersten, frischen, unmittelbaren Eindruck (= Gefühl) als solchem, sondern erst in seiner Wiederholung, zu der sie insbesondere leicht neigen: dies steht ganz beiläufig im Dorian Gray des Oskar Wilde, die meisten haben es schon wieder vergessen . . . Aber das Tieffinnigste über Sentimentalität hat in unseren Zeitläuften doch Paul Scheerbart gesagt, man lese besonders das erste Kapitel der „Seeschlange“.

Diejenigen, die immer so viel von der Röstlichkeit, der Unsicherbarkeit und dem schweigenden Tiefsinn schon der Sprache selber schwärmen, bitte ich bescheidenlich um Aufklärung darüber, warum nur der deutsche — „Schmetterling“ sich bei uns immer mit wuchtigen Trompetenstößen anmeldet.

Wenn nur das kleine Fragewörtchen „Wie?“ in der mündlichen Kommunikation zwischen zwei menschlichen Wesen mißverstanden oder überhört wird, tun sich gleich solche schauerlichen Abgründe der Wildfremdheit zwischen allem und der fast unmöglichen Verständigung über fast alles und jedes auf, daß die hochstehenden Tiraden des gewöhnlichen Skeptizismus auf jeden Vernünftigen nur geschmacklos wirken können.

Wenn dich jemand im Vorbeigehen mit Interesse anzublicken scheint, mußt du dich nicht immer gleich geschmeichelt fühlen; wenn aber ein Zweiter und Dritter dich ebenfalls anblicken, so würde ich doch zur Sicherheit hinfühlen, ob die Krawatte in Ordnung ist.

Es ist unlogisch, lebendigen Wesen, wenn sie dir im Wege stehen, heftiger zu zürnen, als toten Gegenständen.

Seit Diogenes der Einfachheit halber mit der elektrischen Taschenlampe suchen geht, soll er noch weniger Menschen ausfindig machen, als ehedem (sagt man).

Theater

Schönherr „Glaube und Heimat“.

Unter den Beifallselbststufen eines durch Autoritätsanspruch seiner Autonomie beraubten Publikums ist ein an sich nicht schlechtes Theaterstück auf den Gipfel des Schaffens deutscher Dramatiker von heute erhoben worden. Diese nackte Tatsache enthält Bedeutsamkeiten, die ernsthaftes Nachdenken fruchttragend machen könnte. Fruchttragend für uns und für Karl Schönherr. Denn noch durchschimmert uns der wahre Widerschein der (was man auch sagen mag) von humorernsten Arterien durchzogenen „Erbe“-Komödie, die in ihrer bäuerlichen Stille vielen von uns feinsinnige Freude bereitet hatte. Und um jenes Schönherrn willen sollten alle, die noch eine Erinnerung an die sommerliche Freudigkeit dieser Komödie in sich tragen und vielleicht noch das perspektivenreiche Bild des auf seinem frischgezimmerten Sarg sitzenden alten Bauers als sonntägliches Erlebnis beherbergen, mit mir das Nachwerk des heutigen Schönherr gen Golgatha führen.

Der Titel erweckt die Vorstellung eines sich unter schreienden Farben krümmenden Plakates einer Vorstadtbühne, das vielleicht noch durch eine verheißungsvoll fortlaufende Reihe von Untertiteln die staunenden Mundöffnungen der also betroffenen Zeitgenossen an die Grenze ihrer diesbezüglichen Leistungsfähigkeit führt. Doch wir wollen solchen Kleinlichkeiten aus dem Wege gehen und ziehen es vor, die starken Hemmungen ernsthaft zu betasten, die sich in dieser „Tragödie eines Volkes“ unter der schützenden Epidermis breit machen.

Dazu müssen wir allerdings wieder mit beiden Händen nach dem Titelsymbol greifen. Glaube und Heimat: Es liegt, wenn wir uns nur an die beiden Begriffe klammern, etwas von herbstschwerer Tiefe darin, aus der wohl eine allmenschliche, seelenumspannende Tragik emporsteigen könnte. Doch Schönherr vollführt eine radikale Umwertung beider Werte: sie bedeuten für ihn nicht zwei der das Ich formenden Außenmächte, sondern vielmehr zwei vom Ich oder richtiger von der Erwerbsperson angelegte Kanäle, die die Wasser der Erwerbsquelle günstiger über herrschen Volabelschaf: die Nahrung tragende Scholle. Und Glaube? Ja, dieses schwergewichtige Wort läßt sich wohl kaum durch eine sinnfällige Erklärung unterstreichen, da in dem wortreichen Stück die mostige Jugendlichkeit des aufgehenden Luthertums zwar durch unzählige Phrasen-ergüsse beschworen wird, aber selbst nie in Aktion tritt. Die zum ersten Male in die wetterharte Bauernhand gelegte Bibel (das ist die stärkste Betonung des ersten Aktes) weist dem Alt-Kott und dem Christofor Kott nicht die Süßen schmerzlindehenden Tröstungen, sondern nur die Bitterkeiten wilddrohender Anklagen. Derartige Menschen, denen die Heimat als Erwerbszweig erscheint und an denen wir trotz allem Aufwande des Dichters keine Wertigkeit entdecken können, die sie an die Religion bindet, werden vor die Alternative gestellt, entweder Glaube oder Heimat zu opfern.

Wir sollen an einen Konflikt glauben, dessen Werden wir, da es untraglich d. h. (von rückwärts gesehen) hier unsinnig ist, nicht sehen; der als bloßes Faktum vor uns aufgestellt wird. An diesem Faktum sind wir vollständig uninteressiert, da, wo sogar die handelnden Personen in

tieffter Seele von ihm unberührt dastehen, über unser Ich auch nicht in seinem geringsten Bruchteil verhandelt wird. —

bleibt die beherrschende Geste, der äußere Faltenwurf des Stüdes. Es ist nicht von Nöten, dem klugen Bühnenverstand Schönherr's auf all seinen Haupt- und Nebenvegen nachzugehen. Nur dieses sei gerade noch gesagt: Mit scharf kalkulierender Klugheit ist hier versucht worden, der erschrecklichen Seelenarmut der drei Akte durch geschickte Konzentrierung und Komposition beizukommen. Und wo (ach wie oft!) der Glaube schwankend wird und selbst die unkritischste Natur mit Fragezeichen überschüttet wird, stellt sich rechtzeitig ein blutplätscherndes, raketenhaft aufsteigendes Effekchen ein.

So ward also aus diesem mit Münzen und Worten reich gepriesenen Stück ein still verglimmender Feuerwerkkörper, dessen Erflammen aufrechten Kunstpolitikern qualvoll erscheinen mußte und das als Veranlassung zu stürmischen Freudentänzen vielen als Reizung ihrer Lachmuskeln in kommenden Zeiten gelten wird.

Rudolf Kasper.

Die Verrätene

Von Grete Meißel-Heß.

Die schöne, junge Abda North schleicht vorsichtig aus dem Hause, hinaus in den nasskalten Frühlingstag. Eigentlich ist's schon Abend, der Himmel erbleicht, die Schatten kommen und verhüllen ihn dichter und dichter. Die Auerlichter auf der Straße sind schon angezündet und Abda vermeidet vorsichtig den hellen Kreis jeder Laterne. Nahe der Häuserwand huscht sie vorwärts auf dem nassen, glitschigen Trottoir. In der einen Hand hält sie den Stock hoch hinaufgerafft, in der anderen trägt sie den aufgespannten Schirm. Nun ist sie an der Ecke, bleibt stehen und zieht den dichten Brüsseler Schleier herab, der lose auf ihrem Haupte saß, als sie das Haus verließ. — Verschleiern muß sie nun weitertappen, und da sieht sie so schlecht. Und es ist noch so weit, oder es scheint ihr so. Wenn doch ein Wagen käme, denn in die Tramway steigt sie so nicht, nein, so nicht.

Wie ist das doch alles voll Pein — und das andere auch — und wenn sie es nicht täte, wäre alles noch grauer, noch trostloser.

Und diese komischen Leute, die sie beneiden und den Kopf über sie schütteln, weil sie immer so trüb und niedergedrückt ist! — Die „Trauerweibe“ nennen sie sie, das hat sie erfahren . . . ha, wie böse das ist, wie höhnisch — die Trauerweibe!

Ach, das Wetter! Wie der Wind bläst und ihren Hut hebt! Hätte sie das gewußt — nein, das war gräßlich . . . Jetzt muß sie weiter, natürlich, denn sie hat's versprochen. Sie hat zugesagt für heute abend — um sieben Uhr.

Sie ist ohnedies immer unpünktlich. Das ist komisch, denn sie hat gar nichts zu tun. Den ganzen Tag geht sie in ihren Zimmern herum mit nichts, nichts. Ungeduldig wartet sie, daß die Zeit verrinnt — und starrt vor sich hin. Dann schaut sie auf die Uhr und richtig, da ist's zu spät. So geht's ihr immer. Ob sie ihren Mann vom Bureau abholt oder ins Theater geht oder — dorthin. Immer dasselbe.

Wie dumm, wie lächerlich, in diesem Wetter hinzugehen. Soll sie nicht umkehren? Umkehren — nach Hause? Wieder in diese Zimmer, wo die Tapeten Gesichter schneiden, trotzdem sie sie in einem Jahr schon dreimal wechseln ließ. Und die Blumenmuster am Sofa so glokten, wie riesige, blöde Augen . . . und die Rasten unaufhörlich knacken und flüstern . . .

Nicht zurück, nein, nein, nein. Genug, wenn sie um zehn Uhr wieder dort ist, — eine Stunde, bevor ihr Mann aus dem Klub kommt. — — —

Sie hat das Haus erreicht. Scheu blickt sie noch einmal um sich. Da ist niemand, der sie kennt. Eilig schlüpft sie an der Wohnung des Hausmeisters vorbei.

Vier Stock, wie peinlich das ist. Sie ist immer ganz außer Atem, wenn sie oben ankommt und er schon wartend bei der Tür steht und sie küssen will, noch bevor sie den Schleier abnimmt. Ganz allein sind sie immer da oben, seinen Burschen schießt er weg, noch bevor sie kommt. Er richtet auch immer alles selbst her und das ist dann immer sehr nett, wenn der blonde, lange Offizier Lee lacht und so viel zu tun hat, um sie zu bedienen . . . Sie freut sich auf den Tee, heute besonders, wo es so kalt ist.

Ein leises, kleines Säuten, auf das hin er immer selbst zur Tür stürzt: Kling — ling — ling . . . wie drei kleine, feine Stiche.

Niemand kommt.

Wie?

Die Buchstaben seiner Visitenkarte tanzen ein bißchen . . .

Noch einmal: Kling — ling — ling . . .

Aber es rührt sich nichts.

Vor ihren Augen ist alles voll roter Wolken, die sich langsam hin und her bewegen . . . Aber auf einmal blüht in dem Nebelgewoge etwas auf: sie erinnert sich!

Heut' ist ja Dienstag, der Tag, wo ihr Mann länger im Klub bleibt! Und um acht Uhr hat sie versprochen zu kommen, — nicht um sieben Uhr.

Was ist da zu tun? Es ist halb acht. Sie muß warten, hier auf dem Korridor . . .

Er wird ja bald hier sein, er ist immer schon früher zu Hause, wenn er sie erwartet.

Eine peinliche, schreckliche Sache. Das ist noch nie passiert. Sie ist zornig, empört. Kann er nicht eine Stunde früher zu Hause sein! Sie in eine solche Situation zu bringen!

Unten geht das Haustor auf und der Straßenlärm bringt einen Augenblick in das stille, vornehme Haus, bis hinauf in den vierten Stock. Sie stürzt zum Geländer hin, beugt sich über die Brüstung und blickt — tief, tief, tief — die vier Treppen hinunter. Aber das ist er nicht, das ist ein Zivilist. Der Hofrat, der im ersten Stock wohnt. — — —

Wie kolossale Riesenspiralen schlängeln sich die vier Stockwerke in die Höhe empor. Eine schöne, glatte, riesige Windung und dazwischen — rund und gährend und tief — Luft und Leere. Und unten auf der Erde ein schöner, symmetrischer Kreis mit harten, roten Marmorfliesen . . .

Ein leichter Schwindel faßt sie, wie sie da hinunterblickt . . .

So dazustehen und auf ihn zu warten, sie — Abda North! Warum tut sie das? — Siebt sie ihn denn, diesen blonden, langen, säbelkirzenden Geden? Ist ihr Mann nicht mehr Mann als dieser da? Ha, wenn der das wüßte!

Sie spielt mit dem Gedanken — das wäre mal was!

Das wäre sehr interessant: er würde sie schön langsam fassen mit seinen großen, kräftigen Händen und langsam — langsam zu Tode quetschen . . . So in der Hand. Wie man eine Fliege zerdrückt. Er, der Gute, der immer so zärtlich besorgt ist um sie . . . um ihre Gesundheit.

Besorgt . . . Sie fühlt einen bösen Stich. Was fürchtet er denn?

Ja, sie weiß, was er fürchtet, seit damals, wo sie ihre Hoffnung verlor . . .

„Mein — Meines — Kind — hab' — ich — verloren . . .“ summt sie vor sich hin und lächelt dabei und blickt starr hinunter auf den runden Marmor — tief, tief da brunten . . .

Und es hatte doch schon Füßchen — und Händchen — wie die Flossen — und einen großen, entsehlchen Kopf. — Und sie wird nie mehr — — Seit damals, sagen sie, habe sich ihr „Gemüt verbüstert“ . . . Was meinen sie damit? Sie glauben wohl, die Narren — daß sie langsam — wahnsinnig wird? — — — —

Aber der da, ihr Geliebter, der glaubt gar nichts, der freut sich an ihr, denn sie ist schön — sehr schön. Aber der ist fort. Ja — warum — ist er fort — warum — wenn sie sich nur erinnern könnte . . . er — in — n — e — r — n . . . Und ganz allein ist sie irgendwo hoch oben . . . irgendwo —

Aber tief unten, da ist die Erde. Die liebe Erde. Dort, wo der steinerne Kreis flimmert . . . Warum sich die Menschen, die lächerlichen, so weit von der Erde entfernen, von diesem schönen, flimmernden Kreis?

Hier oben ist ja alles so einsam und die Luft so dünn und kalt und — entsehlch — ha — die Schlange! Die vierfach gewundene riesige Schlange, durch die sie hindurch blickt — tief hinunter auf den roten Kreis — die bewegt sich! — Sie windet sich herauf — sie ringelt auf sie zu — sie will sie fassen und zerdrücken — — — nein — nein — — nein — — — —

Hinunter zur Heimat, zur guten, guten Erde, die rund und rot heraufstimmert aus der Tiefe! — — — —

Sie braucht ja nur einen einzigen, kleinen Schwung.

„Den Geliebten zu erwarten,
Tirillili, Tirallala . . .
Schlich Philinchen in den Garten,
Tirillili, Tirallala . . .“

Der Freiherr Alex von Dobshy trällert das Lied vor sich hin. In der stillen, vornehmen Gasse darf er das ungeniert tun. So schön einsam ist diese Gegend. Darum wohnt er auch so gern da.

Er geht langsam. Er wird ohnedies noch warten. Sie ist ja immer so unpünktlich. Er wird alles schön herrichten — — die Süßigkeiten, — die er da eingepackt in der Hand trägt, landierte Früchte, die sie so gern nascht, und andere Schleckereien. Das ist so komisch, so herzig, wenn sie mit ihrem Weltschmerz dasitzt und die Schlagsahne löffelt aus den Waisers, die auch da drin sind im Paßl . . .

Nein, das ist die sonderbarste Geliebte, die er jemals gehabt hat. Daß er die einmal „haben“ wird, hätte er nicht gedacht, so eine anständige Frau.

Zwar er hat schon viele anständige Frauen gehabt.

Aber so verliebt war er noch in keine. Gerade ihr Weltschmerz — der ist so pilant.

In Paris ist er einmal auf dem Mont Martre in einem Lokal gewesen — da waren statt der Betten Särge aufgestellt. Und die Mädchen als Nonnen gekleidet. Das war großartig — famos. Und das ist so ähnlich.

Uebrigens ist sie ein prachtvolles Weib. Diese kleinen, festen Brüste — halt eine gute Kass! Und der tolle schwarze, glänzende Scheitel — Cleo de Marobe, hat er einmal im Spaß gesagt, aber da ist sie böß geworden.

Ihren Mann kennt er kaum, nur flüchtig vorgestellt, zum Glück, denn das ist halt doch immer ein bißl peinlich, sich so die Hand drücken lassen — vom Mann. — —

Aber sie! — Er lächelt. So recht stillvergnügt . . . Und jetzt ist sie schon acht Tage nicht dagewesen . . . acht Tage — — —

Er geht schneller. Der Säbel schlägt bei jedem Schritt auf das Pflaster.

Herrgott — er stellt sich sie vor, wie sie dastehen wird — ganz weiß — — — mit dem traurigen Goscherl — Er biegt um die Ecke.

Warum sind denn so viele Leute vor seinem Haus? Und der Wagen da — von der Rettungsgesellschaft. Da scheint etwas passiert zu sein. Wie peinlich, wenn sie g'rad' in den Trubel hinein kommt.

Er öffnet das Haustor. — — — —

Ist er wahnsinnig — — oder was — — er lehnt an der Wand und stiert und stiert und seine Augen sind wie verglast und sein Gesicht aschfaßl.

Plötzlich kommt der Hausmeister auf ihn zu.

„Herr Baron — was sagen S' — — böß Unglück — und so a Schererei — — eine fremde Person — und g'rad' in unserm Haus! — — Wenn man nur wisset, wer s' is — und wohin man s' schaffen soll? — — Aber, was hat der Herr Baron? Wie schau'n S' denn aus, Guer Gnaden? — Jessas! — Is böß am End' die Dame, die was immer zum Herrn Baron kommt?“ — — —

Er will etwas sagen. Er kann nicht. Aber er muß sprechen. Er muß doch den Leuten sagen, wohin man sie bringen soll.

Die Aerzte haben sie auf eine Mahre gelegt. In die Rettungsgesellschaft wird sie nicht gebracht — denn sie ist tot. Also wohin?

Auf einmal durchguckt's ihn: Herrgott, wenn das bekannt wird! — — — Wenn sie so nach Hause gebracht wird — von ihm aus! — — man wird erfahren — man wird glauben — — — der Mann — der Sclandal — die Karriere. — — — —

Der Hausmeister fragt noch einmal — untertänigst — ob das die Dame sei.

Da tönt eine Stimme an das Ohr des Freiherrn Alex v. Dobshy, die ihm später, in der Erinnerung, noch nach vielen, vielen Jahren, so grauhaft fremd erschien, daß er es niemals fassen konnte, daß es seine eigene war, die da sprach:

„Aber was fällt Ihnen denn ein — — — —“

Und der Säbel klirrt auf den rötlichen Marmorfliesen, als er der Stiege zuschreitet, die sich in vierfachem Ringe emporwindet wie eine riesige Schlange. — — — —

Die Leiche wird in die Totenkammer gebracht — unter die Kaminen — zur Agnoskierung.

Am französischen Kamin.

Von Ferdinand Hardekopf.

Im Atelier brennt keine Lampe. Aber die Glut, die im Kamin fladert, erleuchtet einen weiten Kreis. So kann man sehen, daß die Leinwand auf der Staffelei ganz Gézanne ist (es war im vorigen Jahre, und man malte noch in der Art Gézannes). Walter und Ivonne starren ins Feuer — schon seit Stunden, unaufhörlich endlos. Das ist eine aufregende Beschäftigung. Sie sind wie gebannt.

Walter stammt aus Wien: er ist in schmiegsame, weiche Stoffe gewidelt, er hat Geschmack, spricht so leise

wie die gute Pariser Gesellschaft zur Zeit Stendhals, und er hat gerade soviel Schwindsucht, wie es seiner blaffen Verzärtelung hübsch ansteht.

Yvonne ist sein Modell und liebt ihn wirklich. Sie hat graublau Augen, und auf ihren aschblonden Haaren liegt ein Goldstaub, wie auf den Gedichten des Herrn von Hofmannsthal. Sie ist, wie alle Französinen, zärtlich, häuslich und sanft. Mit welcher Fürsorge sie den Tee bereitet! Ihr Körper hat gar kein Gewicht; sie hebt die Füße unbeschwert und frei. Wer sie irgendwo trittreten sähe, dächte sogleich: „Reh, Reh — gutes, liebes!“

Heute brennt im Kamin das Feuer zum erstenmal. Die Holzscheite knistern: die letzte Schönheit des toten Walbes; und darüber glüht, zur Pyramide aufgeschichtet, ein Haufen schwarzer Eier — die Art Preßkohl ist von ovaler Form. Etwas Reisig liegt nebenbei, leichtfertig und garniert das Menu der Flammen.

Von Zeit zu Zeit gibt es kleine Explosionen: irgend-eine Feuchtigkeit verpufft. Dann sprüht ein niedlicher, kleiner Funkenregen auf, und Madame zieht ihre Füßchen, die sie zu nahe hingehalten hatte, erschreckt zurück. Madame sitzt dann mit nackten Beinen und röstet ihre sehr zarten Fesselgelenke. Ihre Füße stecken in roten Pantoffeln. Madame entdeckt, daß die Flammen, solange sie jung sind, blau brennen. Erst später werden sie rot. Und da auch einige weiß flackern, so hat man schnell die ganze Tricolore beisammen.

Ja, diese feurigen Zungen flattern, wie Fahnen im Wind! Klingt es nicht auch, als wenn Fahnentuch prall sich bläht im Sturm? Oder sind es die Kohlen, die plötzlich wilder heulen? Die Flammen scheinen zu bröhlen. Ist es nicht, als ob durch unsichtbare Röhren, der Lärm der Straße einen dumpfen Nachhall schickte in diesen Kamin?

So oft draußen, auf dem Boulevard, ein Wagen vorbeifährt, tönen die Flammen dumpfer. Sie knurren und murren und raunen. Wer ihre Sprache erlernt hat, der vermag die ganze Chronik des Boulevards aus ihrem Knistern und Wispern herauszuhören!

Ach, man möchte ewig so sitzen mit aufgestütztem Kinn und starren und die Geheimnisse von Paris belauschen! Denn der Kamin, dieser Vertraute alles französischen Glanzes und Glends — er weiß sie alle, diese Geheimnisse. Und er zischelt mit seiner gefährlichen Zunge und erregt sich und tobt und verzehrt sich. Die letzte Blut erstirbt...

Die beiden Menschen erschauern. Aber sie haben nicht die Kraft, neues Feuer zu zünden. Eine Traurigkeit befallt sie, ohne Grund, ganz tief...

Man muß die französischen Kamine sehr lieben; sie sind unpraktisch und wundervoll. Baubelaire, auf seiner belgischen Reise, war ganz trostlos: „Hier sieht man das Feuer nicht, da es in Defen brennt.“

Literarische Neuererscheinungen

Wolff Paul, Mit dem falschen und dem ehrlichen Auge, Berlin, Desterheld & Co., Verlag.

Wolff Paul gibt hier, wie vor ihm Strindberg, eine Art Selbstporträt, indem er sich selbst und die guten Freunde, die ihm nahe getreten, psychologisch sezziert. Manches feine, geistreiche Wort über die Beziehungen des Weibes zum Dichter und Künstler werden hier gesagt. Paul zeigt sich hier wieder als Satiriker und Sittenschlichter von einer Schärfe und Leidenschaft, wie wir sie nur noch dem ihm geistesverwandten Strindberg zusprechen können. Auch Freunde vornehmer Buchaus-

stattung, die Umschlagzeichnung stammt von Josef Sattler, werden gerne zu dem interessanten Büchlein greifen.

Hans Jaeger, Kristiania Bohème. Roman (Verlag Hans Bondy, Berlin W. 15). Geh. 5 M., geb. 6 M.

Hans Jaeger wurde mit einem Schläge berühmt und berüchtigt, als er, dreißig Jahre alt, 1885 seinen ersten Roman „Kristiania Bohème“ veröffentlichte, der am Tage nach seinem Erscheinen als unfittliches Werk konfisziert wurde, seinem Verfasser eine Gefängnisstrafe eintrug und ihn in Kristiania, wo er sich als Storchingsstenograph durchschlug, unmöglich machte. Die sozialistische Kritik, die er in seinem Roman übte, ist merkwürdig, zugleich heftig herausfordernd im Ton und tief hoffnungslos. Sie proklamiert nicht etwa die Rechte der Arbeiterschaft, sondern konstatiert das Elend der bürgerlichen Intelligenzen, die innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht zur Entfaltung ihrer Kräfte kommen, sie ruft die Bohème auf, eine Bohème, die die Elemente der bürgerlichen Gesellschaft umfaßt, die sich in ihren Bedürfnissen so außerhalb ihrer Klasse stehend fühlen, daß die Aussicht, in dieser Gesellschaft eine Rolle zu spielen, ihre Energie nicht in Bewegung zu setzen vermag. Er faßt also den Begriff der Bohème weiter als es gewöhnlich geschieht, beschränkt ihn nicht auf die um Anerkennung ringende Künstlerschaft und wirkt daher weit über die Kreise der Literaten und Künstler hinaus.

So schildert er das Leben derer, die durch ihre Intelligenz zu hohen Stellungen befähigt wären, die aber, weil außerhalb stehend, durch die Gesellschaft zermalmt werden. Dabei betont er mit vorurteilsloser Rücksichtslosigkeit das sexuelle Moment, die sexuelle Not der jungen Intelligenz und macht so bewußt Front gegen die übertriebenen Sittlichkeitsprediger. Der Vergleich mit Szanin drängt sich auf, aber hier handelt es sich wie Jonas Lie sagt um einen „Schrei aus tiefster Not“ und darum um ein Buch von ewig bleibendem Wert. Es ist erfreulich, daß dieses Buch jetzt wieder seine Auf-erlebung feiert. Denn das Bestmenschliche, das Jaeger uns zeigt, ist ein Problem, das uns heute mehr denn je innerlich auswählt, das uns alle angeht. Möge es viele neue Freunde finden, dieses grundehrliche Werk!
U. G.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Gregor Gersdunkl. Aus jüngster Vergangenheit. (Hans Bondy, Verlag, Berlin W. 15). Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bernard Shaw. Rebellianz. Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

H. Kuprin. Olesja und andere Novellen. (Bibliothek Hans Bondy, Band VII). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Grete Melsel-Bess. Die sexuelle Krise. Eine sozialpsychologische Untersuchung. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena). XVI u. 414 S. Geh. M. 5.50, geb. 6.50.

Grazia Deledda. Bis an die Grenze. Roman. (Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München).

Schalom Asch. Die Familie Großwald. Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Dr. Wilhelm Schallmeyer. Berechnung und Auslese. (Verlag von Gustav Fischer in Jena). Zweite Auflage. Geh. M. 9.—, gebunden M. 10.—.

Otto Soyka. Herr im Spiel. Roman. (Hyperion-Verlag Hans von Weber in München). Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Zeitschriftenchau

Die **Schaubühne**, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 13: Theater und Hysterie. Von Theodor Lessing. — Faust zweiter Teil. 2. Von S. J. — Weingartner, Ein Epilog

Von Paul Stefan. — Ein tschechisches Drama. **Von Max Brod.** — An einen unmodernen Arzt. **Von Peter Altenburg.** — Plato, der Dichter. **Von Rudolf Kurz u. a.** — Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf. die Nummer. Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß Berlin W. 62 A.

Das literarische Echo. (Herausgeber: Dr. Josef Ertlinger, Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9 A). Das 1. Aprilheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Hart: Vom Stil und vom Schaffen. — Emil Horner, A. Bettelheim: Grillparzer-Literatur. — Carry Brachvogel u. a.: Weiteres und Weiteres u. a. Echo der Zeit-schriften.

Die Hilfe, herausgegeben von Friedrich Raumann. Nr. 13 enthält u. a.: Friedrich Raumann: Preußengeist ohne Selbstverleugnung; Theodor Heuß: Wir und der „Volkserzieher“; Paul Fichorlik: Sensationen; Wilhelm Bloch: Staatliche Jugendpflege in Preußen. Das Einzelheft der Hilfe kostet 20 Pf. Abonnenten der „Aktion“ erhalten ein Probeabonnement gratis d. d. Verlag Berlin-Schöneberg.

„Pan“, Halbmonatsschrift für alle kulturellen Interessen, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer. Die neueste Nummer enthält: Alfred Kerr: Die Milben. — Lovis Corinth: Bildnis des Abgeordneten Hoffmann. — Herbert Eulenberg: Brief eines Waters unserer Zeit. — Wilhelm Herzog: Kleist und Hoffmann. — Percival Pollard: Berlin, Boston, Kultur. — Otto Corbach: Privat und Öffentlich. — Bagatellen. — Der konstitutionelle Hülsen u. a. Der „Pan“ kostet 50 Pf. die Nummer. Probenummern gratis durch den Verlag Paul Cassirer, W. 10. A.

Inhalt der vorigen Nummer: Elsaß-Lothringen und der Europäische Friede. / Die Parolendichter schweigen. **Von Franz Weinfert / Versicherungssozialismus und Freiheit.** **Von Otto Corbach / Glossen / An unsere Freunde / Massenmensch und Individualist.** **Von Paul Sellin / Nochmals die verfluchte Schwerkraft.** **Von Paul Scheerbart / Feuerzauber.** **Von R. Balmont / Ein besserer Mitteleuropäer.** **Von Kurt Hiller / Die farge Generation.** **Von Sebulton / Der Sarg des Niesen.** **Von Viktor Padwiger / Frühjahr im Grunewald.** **Von Anselm Huejt / Klageged.** **Von Torral / Literarische Neuerscheinungen / Bornotizen / Zeitschriftenchau / Die Organisierung der Intelligenz.** **Von Prof. Dr. Ernst Mach.**

An unsere Freunde

Nach sechs Heften werden die Leser der „Aktion“ wissen, wofür, wogegen wir kämpfen; sie werden sich neutral fühlen oder Partei ergriffen haben; von denen, die fortfahren werden, uns zu lesen, dürfen wir vermuten, daß sie unsere Freunde sind. Wer aber ein Freund ist, der hat Pflichten. Ein nur passives, nichts als empfangendes, tatloses Bundesgenossentum taugt wenig. Wer unser Freund ist, möge seine Freundschaft betätigen. Wir bitten ihn nicht darum, sondern verlangen es von ihm; verlangen es im Namen der Idee... Er kann seine Freundschaft aber nicht besser betätigen als dadurch, daß er mithilft, den Leserkreis zu erweitern. Je breiter die Basis, je schneidiger die Aktion. Finanzielle Fragen sind ideale Fragen. Wer mehr hinter sich weiß, vermag kräftiger, großzügiger, wirkungsreicher aufzutreten. — Wir ersuchen daher jeden unserer Freunde eine rege Werbetätigkeit für unsere Sache zu entfalten; zwei, drei, vier Abonnenten aufzubringen, kann niemandem unmöglich sein; und wenn selbst jeder einzelne nur einen Einzigen neu hinzuwirbt, hat er schon viel für die gute Sache getan. Also auf, Freunde der „Aktion“, ernsthaft und in Fröhlichkeit!

Mitteilungen des Komitees Konfessionslos

erstattet vom Schriftführer Otto Lehmann-Rußbüldt.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

„Mein Austritt aus der Landeskirche“

Von Traugott von Koppelow, Korvettenkapitän a. D.

(Flugschrift Nr. 2 des Komitees „Konfessionslos“, Verlag des Komitees „Konfessionslos“ Otto Lehmann, Berlin-Schmargendorf. Vertrieb und Buchhandel: Eberhard Fromme Verlag, Berlin.

Ich erinnere mich, als Oberst von Egiby mit seinem Glaubensbekenntnis hervortrat, eines Gespräches mit einem mir befreundeten Major: „Schade“, sagte er, „ich kenne Egiby persönlich: ein liebenswürdiger Kamerad, ein tüchtiger Offizier, ein vornehmer Charakter, schade, jammer-schade, daß er — verrückt geworden ist.“ — „Verrückt?!“ — „Na ja, ein Offizier von gesundem Verstande tut doch so was nicht.“ — Es war mir nicht möglich, dem Herrn zu beweisen, daß Herr von Egiby sein freies Bekenntnis zur Ehre gereiche, und daß er sich durch diese Tat weit erhebe über die Masse seiner berufsmäßig christengläubigen Kameraden.

So wird man also auch Herrn Korvettenkapitän a. D. Traugott Koppelow für verrückt erklären, weil er den Mannesmut hatte, aus der Landeskirche auszutreten und diesen Schritt öffentlich anzuzeigen und zu begründen. Noch größer wird das Entsetzen unter den Offizieren sein, wenn sie sehen, daß er sogar nicht „vor der Persönlichkeit

des Allerhöchsten Herrn“ halt gemacht hat. Wenn der Kaiser öffentlich Glaubensbekenntnisse ablegt, so sollte doch wohl jeder deutscher Bürger das Recht haben, sich mit dieser öffentlich auseinanderzusetzen. Aber unsere Offiziere schlagen die Hacken zusammen und stehen stramm. Anders unsere Kapitäne. Er schreibt:

„Mein Schicksal führte mich in einem Kommando auf des Kaisers Yacht, die „Hohenzollern“. So schwer es mir wird, dies hier niederzuschreiben: Des hohen Herrn Persönlichkeit hat es verursacht, daß ich ganz mit der Kirche zerfiel.

Seine Majestät pflegt am Sonntag die vom Hofprediger entworfene Predigt selbst vorzulesen. Wenn man beobachtet, wie der Kaiser jeden Satz, jedes einzelne Wort kontrolliert auf seinen Sinn und seine Zugehörigkeit — mancher Satz wird zum zweiten Male wiederholt — so achtet man überhaupt nicht mehr auf das Vorgetragene, sondern beschäftigt sich lediglich mit der Person des Allerhöchsten Herrn. Was geht in diesem Fürsten vor, wenn er sich mit Gottes Wort beschäftigt? Man fühlt ordentlich — wenigstens damals Ende der neunziger Jahre war es noch so — wie er an manchem aufbäumt. Es klingt ihm fremd, unfaßlich. Aber er will es erfassen, denn der Staat und sein Regierungsgeschäft verlangen es von ihm. Was unser Kaiser will, das setzt er durch. Er hat sich zum Kirchenglauben gezwungen, weil er genau wie der Großgrundbesitzer auf dem Lande fühlt: Wenn ich mich wan-

tend zeige, fällt alles um! Die rasende Energie Seiner Majestät gegen seine eigene Person muß ihn dazu gebracht haben, durch Autosuggestion diesen Standpunkt zu erfassen und daran festzuhalten. Seine göttliche Mission hat er in letzter Zeit verschiedentlich betont, während er im Jahre 1902 noch in Görlik wörtlich sagte: „Freiheit für das Denken, Freiheit in der Weiterbildung der Religion und Freiheit für unsere wissenschaftliche Forschung! Das ist die Freiheit, die ich dem deutschen Volke wünsche und ihm erkämpfen möchte, aber nicht die Freiheit, sich nach Belieben schlecht zu regieren.“

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Majestät heute die Mystik und den berausenden Pomp der katholischen Kirche zu bevorzugen beginnt vor dem verhältnismäßig einfachen protestantischen Kirchendienst. Man denke an die Worte des Kaisers in Neuron. Selbst der konsequenteste Monist fühlt sich in dem Weichrauch und Klängen und Singen eines katholischen Gottesdienstes befangen. Läßt man sich gehen, so ist man unrettbar verloren. Hypnotisch wirkt das Äußere dieses Gottesdienstes, denn ich mich auch stets wieder nach einem Besuch am Rhein entwinden muß.

Wäre der Kaiser nicht durch seine Herrscherpflicht in diese Bahn gebrängt, so stände er nach meiner Ansicht in unseren Reihen.

Es ist mir schwer geworden, meine innerste Ansicht der Öffentlichkeit preiszugeben, aber mein Gewissen als Staatsbürger verlangt es von mir.“

Die ruhige Sachlichkeit, mit der hier eine Ueberzeugung ausgesprochen wird, der rückhaltlose Freimut, die dabei doch bescheidene Sprache und der Verzicht auf alle rhetorischen Mittel, all das zusammen gibt diesem Bekenntnisse einen ganz besonderen Reiz und Wert. Besonders als Symptom ist diese Flugchrift von großer Bedeutung. Es kriselt halt überall, sogar schon im Heere, unter den Offizieren, und unsere kirchlichen Behörden haben schon nicht Hände genug, das wankende Gemäuer von allen Seiten zu stützen.

Alle Gesinnungsgeoffenen, die innerlich schon mit der Kirche zerfallen sind, aber den letzten notwendigen Schritt aus Bequemlichkeit oder kleinlichen Rücksichten noch nicht zu tun gewagt haben, finden hier ein anspornendes Beispiel.

Anfragen über die Werbe- und Organisationsarbeit des Komitees „Konfessionslos“ nimmt entgegen der Sekretär Herr Otto Lehmann-Außbüblt, Schmargendorf-Berlin, Misdroyerstr. 13.

Prof. Ludwig Gurlitt.

Eine Schrift, die den geistigen Strömungen der Gegenwart ihre Entstehung verdankt.			
Prof. Ludwig Gurlitt			
Schule u. Gegenwartskunst			
Fein gebunden 1.50 Mk. :: :: ::		Fein gebunden 1.50 Mk.	
„Hilfe“-Verlag, Berlin-Schöneberg.			

Formulare Austritt aus der Landeskirche
 zum
 versendet in beliebiger Anzahl gegen Einsendung des Portos
Leon Hirsch, Schöneberg b. Berlin Sachsendamm 53.

Karlsbad Saison ganzjährig | 1910: 68324 Kurgäste :: ::
 00000000000000 | 200000 Passantenu.Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostataleiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fettleibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren. 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlensaure-, Sauerstoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder, Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilanstalten, schwedische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
 Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.
 Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
 Der Stadtrat.

Lausanne **Alexandra Gd. Hotel.**
 Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhaus.

Hotel Monopol-Metropole
 I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privatbad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo
Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
 am Hauptbahnhof
 Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer von M. 2.— an.
 W. Bopp, Besitzer.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone. Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet. Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera
 :: Riviera Splendid-Hotel ::
 Ersten Ranges. Die Direktion.

Budapest = **Hotel Bristol**
 Donaukorso, vornehm — modern
 Preise mäßig.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
 Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

Dürkopp
 Räder sind leicht schnell haltbar
 Kataloge kostenlos.
DÜRKOPP & CO. A.-G. BIELEFELD.



SCHRIFTSTELLER, Eure Interessen — wahrt der —
Schutzverband deutscher Schriftsteller
 Wer über die Ziele und Tätigkeit unterrichtet sein will, verlange Druckschriften von der Geschäftsstelle des Schutzverbandes, BERLIN W. 15, Lietzenburger-Strasse 48.

WILHELM JACOB, Seilermeister

Schillingstrasse 34

Reinickendorf-West-Berlin

Schillingstrasse 34

Hanf- u. Drahtseile für Bergwerke, Seiltransmissionen
und Schifffahrt

Drahtseile für Personen- und Lastenaufzüge

Ueber Personen- u. Lastenaufzüge bitte ich die Herren Hausbesitzer
Spezialofferte einzuholen.



TH. DRÄGER
American-Tailor
BERLIN

Unter den Linden 15
Fernspr.: Amt I 6878

**HERREN- UND
DAMEN-MODEN**

Spezialität
für
**Sport- und Salon-
Anzüge**

Spez.-Abteilung für Reparaturen









Variété-Theater-Schule

— Komiker-, Soubretten- und Artisten-Schule. —

12 Fachlehrer.

Bisher 3000 Schüler (Herren, Damen und Kinder)
mit bestem Erfolg ausgebildet

z. B.: Ernst Kleinert, Walter Bährmann, Willy Walde (Damen-
imitator), Emil Kante, Heilon Angérie, Bellini, Graff,
Pieper, Direktor Lucas Schwieger, Pohl et c. etc.
Die Damen: Mile. Nanon, Blätter, Neumann, Captive, Hardina,
Mazoni, Cläre Lorma etc. etc.

Eintritt jederzeit.

Kulante Bedingungen.

Nach erfolgter Ausbildung: Engagement.

C. A. Sachse

Konzessionierte Konzert- und Theaterdirektion

Bureau: Berlin N. 39, Müllerstrasse 178

Arrangements von Konzerten, Theater, Kabaret-
und Variété-Vorstellung auf eigene Rechnung oder
garantierte Einnahme.

Gegründet 1896

„Rathaus-Hôtel“

Gegründet 1896

Inhaber Carl Reinhardt, BERLIN C. 2, Stralauer Strasse 33
am Molkenmarkt, Nähe der Post, 4 Minuten vom Bahnhof Alexanderplatz,
vom Bahnhof Friedrichstrasse 10 Minuten, Telefon Amt I, 7845.

Preiswerte Zimmer mit 1-2 Betten

Volle Pension pro Tag von 3,50 Mark, wöchentlich 21 Mark an, bei längerem
Aufenthalt billiger. Anerkannt gute Küche, Berliner und echte Biere, Weine
aus erster Hand. — Seit Jahren Verkehr der Herren Lehrer der Königlichen
Kunst- und Handelsschule.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN 80. 16. Spreepalast

Großes Nachrichten-Bureau mit
Abteilungen für Bibliographie, Po-
litik, Kunst, Wissenschaft, Handel
und Industrie. Liest neben Tages-
zeitungen des In- und Auslandes
die meisten Revuen, Wochenschrif-
ten-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zu-
verlässigste und reichhaltigste
Lieferung von Zeitungsaus-
schnitten für jedes Interessen-
gebiet. Prospekte gratis.

Musik-Instrumente
aller Art in
größter Auswahl

Gratis:
Reich illustrierte
Preisliste No. 1.



Großes Lager von alten Geigen
Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig

Max Wenzel

Fabrik moderner
Firmen-Schilder

Berlin N. 4
Boyen-Strasse 10

Die Aktion

H 18

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 8. & 10. April.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Nachschuß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (inkl. Postgebühren etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Krowetz, Berlin, Charlottenburg, Bürgowerstraße 6. Kommissionsär: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate:** Erstausgabe: 3. Teles: Amt Moabit 7513. Anzeigenpreis: die 4 Spalten Reuparcellen 50 Pfg.

Inhalt: Er korrigiert die Mütze. Von Franz Pfemfert. / Respektlosigkeiten der Ignoranz. Von G. Hausdorff. / Das Recht über sich selbst und die politischen Parteien. Von Dr. Kurt Hiller. / Der Fluch der toten Religion. Von Prof. Dr. L. Gurllit / Glossen. / Die Professoren. Von Georg Heym. / Die junge Generation. Von Rudolf Kury / Parteilandschaft. Von Viktor Hadwiger. / Der kleine Kraus ist tot. Von Franz Pfemfert. / Strindberg Konfessor. Von Dr. Anselm Kuest. / Das Lied. Von Arthur Silbergleit. / Terrasse von Meudon. Von Ferdinand Hardekopf. / Frühjahr. Von Robert Jenzich. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. /

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Er korrigiert die Mütze . . .

Nachdem nun „Abscheu“ und „Entrüstung“ etwas ermattet zu sein scheinen und auch der letzte Schmock dem „mordbübischen“ Albanesen die angemessene „Empörung“ ausgedrückt hat, ist es nötig, den Tod des Obersten von Schlichting sozusagen vom historischen Standpunkte aus zu betrachten.

Der arme Oberst von Schlichting fand den Tod im heiligen Kampfe um den preussischen Schneid. Er starb als ein richtiger Preußenheld, der arme Oberst. Er ist das Opfer einer „Idee“ geworden, die, hoffen wir, bald von allen denkenden Zeitgenossen in ihrer ganzen Armseligkeit erkannt sein wird. Nach dieser Idee sind korrekt sitzende Soldatenmützen, Paradeesquritte und ähnlicher Humbug Kulturangelegenheiten von Belang, nach dieser Idee ruht das Heil der Menschheit auf der Schneide eines Schutzmännchens und in der Schußbereitschaft der Kanonen.

Ein ganzes leeres Menschenleben schreckt uns, wenn wir einen Vertreter der Idee, für die diesmal ein Oberst starb, für die aber tagtäglich unfreiwillig die besten Söhne des Volkes leiden, betrachten. Eine wehe Komik liegt über dem Schicksal dieser Gestalten. Daß ihnen ein mitleidiger Gott die Gabe nahm, ihr zweckloses hohles Dasein zu durchschauen, daß sie das Groteske ihres Vorhandenseins nicht begreifen, ist das einzig Tröstliche. Ein Nichts, daß sie Patriotismus heißen, täuscht sie hinweg über die Misere ihrer Existenz. Neben ihnen, rings umher sind tausende und abertausende Hände rührig, Werte zu schaffen, Kulturgüter zu mehren, ringsumher ein Streben

nach vorwärts, einer besseren, glücklicheren Menschheits-epoche entgegen. Die Schlichtings wanken, Nachtwandlern gleich, achlos daran vorüber . . .

Der arme Oberst von Schlichting fand den Tod im heiligen Kampfe um den preussischen Schneid. Ein Albanese, dessen Kadavergehorsam noch bedenkliche Mängel aufzeigte, hat eine unbedingt nötige Korrektur, die jeder Preusse als Ehrlung empfunden haben würde, weil sie von einem Glaxuren vorgenommen worden war, nicht geduldet. (Er hat in dem Oberst von Schlichting ungefähr das erblickt, was unsere Chauvinisten in dem schwarzen Unteroffizier sehen: den Vertreter einer minderwertigen Rasse.) Ueber die letzte Lebensstunde des Oberst berichten uns Reporter (mit Tränen der gerührten Bewunderung in den Augen):

„ . . . Trotz der wahnsinnigen Schmerzen, die er litt, gab Schlichting zunächst weitere dienstliche Anordnungen, ließ seinen Adjutanten beauftragen, weiter so wie bisher zu arbeiten, und ließ sich dann den Attentäter vorführen. Als der Albanese eintrat, sagte Schlichting: „Sehen Sie Ihren Kapsal gerade“, und korrigierte ihn, bis die Kopfbedeckung vorschriftsmäßig saß, dann . . .“

Dann starb er. „Er korrigierte die Mütze bis zum letzten Atemzuge“. Man sollte diese Worte auf seinen Grabstein setzen. Sie sind erschöpfend . . . Und noch sind ihrer viele, so sich daran begeistern. Sie leben einer Phrase. Und tritt der Tod an sie heran, so sterben sie mit den hehren Worten auf den Lippen: „Sehen Sie Ihren Kapsal gerade“ . . .
Franz Pfemfert.

Respektlosigkeiten der Ignoranz Zur Konfiskation des „Pan“

Helfiger Born drückt mir die Feder in die Hand — — doch nein, kein Pathos, sondern kurze, sachliche Worte.

Es handelt sich um Herrn von Jagow. Dieser Polizist, dessen Ahnungslosigkeit nur noch übertroffen wird von seiner Unverzagttheit, ist offenbar der Meinung, seine kulturelle Belanglosigkeit der staunenden Mitwelt noch nicht ausreichend genug dokumentiert zu haben.

In diesen Tagen wurde uns die Nachricht „... in den Buchhandlungen erschienen Kriminalbeamte, die die Blätter mit dem Eulenberg'schen Artikel aus dem Heft (Nr. 11 des „Pan“) herausrissen...“ Beim Lesen der Nachricht sehe ich sie vor mir, diese lieben, vom Biere stolz aufgeschwellten Berliner Kriminalbeamten, deren Hals sich hinten über dem niedrigen Kragen drohend in dicke, rote Falten legt, ich sehe sie eintreten und mit dicken, roten Fingern das schlanke Heft zerfetzen. Wie ein Gift, das auch im Dunkel eines Polizeigewahrsams noch die Welt vergiftet, hat Jagow, der Hüter der Sitte, wieder einmal die ernste Arbeit eines Dichters behandelt, hat sich nicht mit Konfiskation begnügt, sondern etwas, über das ihm erst Gerichtsurteil endgültiges Verfügungsrecht zusprechen kann, aus eigener Machtvollkommenheit in roher, unfählich widriger Weise vernichten lassen. Was haben Sie gewagt, Herr von Jagow, einem Eulenberg gegenüber. Sie, unter dessen Augen auf Kgl. preussischen Bahnhöfen Erzeugnisse der Marie Wabeleine die Phantasie Unreifer schon durch das Titelbild vergiften, Sie? Es fällt mir schwer, meine Entrüstung über den kulturellen Tiefstand, den die Polizeität bedeutet, mit den Normen der Preßgesetze in Einklang zu bringen. Eulenberg's Artikel, der in vornehmster Weise einen der wichtigsten Punkte im Leben eines jungen Mannes erörtert, der als ein Erster die traurige Wahrheit ausspricht, wie sehr auch die gemeinste Dirne den Mann verachten muß (selbst wenn er von Abel und sein Vater Diplomat ist, Herr von Jagow), der gierig bei ihr eintritt und und wie ein eßes gesättigtes Tier sie verläßt, Eulenberg's Artikel, den man als schneidenden Mahnspruch verbreiten sollte, den hat der Herr von Jagow zerfetzen lassen. Mit demselben Recht, mit dem man die Tätigkeit des Hautarztes als obscön verbieten könnte.

Und der Grund für dieses Vergehen? Mir scheint der tiefere Grund für diese Respektlosigkeit vor dem höheren Menschen, für diese Un...geniertheit, die sich in Berlin an Flaubert und Eulenberg, in München, Breslau und Köln an Diderot, Zola, Boccacio vergreift, die maßlose, überlebensgroße Ignoranz des Junkers zu sein. Desselben Junkers, der in einer Schauspielerin nur die „Kleine“ sieht, die Ballettante, deren höchstes Erdenziel der obligate Graf oder Baron ist, und die sich vor Freude gar nicht zu halten weiß, wenn ein Erlauchter um 5 Uhr bei ihr Kaffee trinken will.

Vielleicht, vielleicht hätten Sie, gnädige Frau, Herrn von Jagow, damals doch empfangen sollen? Vielleicht hätten Sie ihm doch schonend beibringen können, daß Herbert Eulenberg immerhin doch kein Pornograph ist, sondern ein Dichter, ein Dichter, vor dessen Willen Respekt zu haben Pflicht eines anständigen Menschen ist.

Eulenberg ist Schübling derer um Siegfried Jakobsohn. Werden sie Herrn Jagow wieder herauspauken?
G. Hausdorff.

Das Recht über sich selbst und die politischen Parteien

Von Kurt Hiller.

Das letzte Heft der von Professor Gustav Aschaffenburg herausgegebenen „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform“ ist Franz von Liszt zu seinem sechszigsten Geburtstage gewidmet; es enthält u. a. diesen Aufsatz, den wir, in Erkenntnis der hohen aktuellen und prinzipiellen Wichtigkeit strafrechtlicher Probleme, mit Erlaubnis des Verfassers hier zum Abdruck bringen.

Die Schriftleitung der „Aktion“.

„Recht über sich selbst“ bedeutet die vom Staate in seiner Strafgesetzgebung (negativ) anerkannte Befugnis des Bürgers, über sich selber und über andere — mit deren Einwilligung — nach Belieben leiblich zu verfügen, solange durch solche Dispositionen Rechtsgüter Dritter nicht verletzt oder gefährdet werden. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch (welches leider immer noch in Kraft ist) kennt ein Recht über sich selbst nicht; dennoch darf man den Begriff dieses Rechtes bilden, und zwar ohne befürchten zu müssen, sich damit in den Kreis naturrechtlicher Anschauungen zu begeben. Naturalistisch verführe man, falls man diesem Rechte, obwohl es den positiven Modifikationen fremd ist, empirische Realität vindizierte; das tut man aber keineswegs, wenn man die Realisierung seiner lediglich verlangt. Fordern, daß etwas Rechtens sein soll, ist schwerlich identisch mit der (angeblichen) Feststellung, daß etwas nach einer außerpositiven, überpositiven, absoluten Norm, nach „Naturrecht“, Rechtens sei. Im übrigen beanspruchen die Theoreme des Naturrechts Geltung für alle Völker und Zeiten, — während Forderungen wie die des Rechtes über sich selbst auf bestimmte Völker einer bestimmten Zeit gehen.

Worin zeigt sich nun, daß das Reichsstrafgesetzbuch ein Recht über sich selbst negiert? Das zeigt sich in den §§ 173, 175, 180, 181, 181a, 201—210, 216, 218, 219; hier werden die Blutschande, die widernatürliche Unzucht, die Kuppelei, die Zuhälterei, der Zweikampf mit tödlichen Waffen, die Tötung auf ausdrückliches und ernstliches Verlangen, die Abtreibung und die Lohnabtreibung mit Strafen, und zwar zum Teil mit äußerst strengen Strafen (Zuchthaus bis zu 10 Jahren), belegt, trotzdem die Verwirklichung der in diesen Paragraphen fixierten Tatbestände prinzipiell keineswegs die Verletzung oder Gefährdung irgendwelcher Rechtsgüter involviert. (Soweit Rechtsgüter tatsächlich tangiert werden, genügen meist andere Strafbestimmungen zu deren Schutz; wo dies nicht der Fall ist, würde eine den Tatbestand erheblich einengende Modifizierung der Paragraphen bereits genügen.) Ein geschlechtlicher Verkehr beispielsweise zwischen erwachsenen Geschwistern unter Anwendung von fortpflanzungsverhütenden Mitteln, homosexuelle Akte zwischen Urningen, gewohnheitsmäßige Gewährung von Wohnung an Liebende oder von Schutz an Prostituierte — alles bei Willensübereinstimmung der Beteiligten und ohne Ausbeutungs- und sonstige Schädigungstendenzen —, ferner Duelle zwischen Duellfreunden, Tötung Unheilbarer auf deren bringende Bitten (vielleicht auf Grund der einmütigen Diagnose eines Arztekonsiliums), Abtreibung einer Frucht seitens der Schwangeren oder auf Wunsch der Schwangeren, nicht ohne Zustimmung des Gemahls —: dies sind Fälle, bei denen tatsächlich in keinerlei Interessensphäre eingegriffen wird; auch nicht

in die des Staates; am allerwenigsten aber in die der „Sittlichkeit“ (wie konservative Phrasenreue gern vorgeben), sintemalen es „Sittlichkeit“, als eine außerhalb der Individuen lebende, durch bestimmte typische Verhaltensweisen zu verlebende Macht garnicht gibt.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, des näheren zu begründen, weshalb durch die genannten Delikte Rechtsgüter nicht geschädigt werden; diese Begründung habe ich in meiner strafrechtsphilosophischen Studie „Das Recht über sich selbst“ (Winter, Heidelberg 1908) und in einigen Spezialaufsätzen*) zu geben versucht. Die Absicht dieser Arbeit ist vielmehr, zu untersuchen, ob und bis zu welchem Grade die unter der Formel „Recht über sich selbst“ zusammengefaßten Reformbestrebungen Aussicht haben, bei der Herstellung des neuen Strafgesetzbuches verwirklicht zu werden.

Eine derartige Untersuchung (es ist keine philosophische, sondern eine prognostische, eine empirisch-intuitive, eine sozusagen sozialpsychologische Untersuchung) dürfte vielleicht auch für denjenigen nicht ganz uninteressant sein, der die Forderung des Rechtes über sich selbst in ihrer „Stabilität“ — d. h.: Prinzipienreinheit — und in ihren „revolutionären“ Konsequenzen — d. h.: logischen Konsequenzen — zu akzeptieren nicht über's Herz bringt; für eine partielle Realisierung der Forderung tritt ja auch ein solcher vielfach ein; die Reformbedürftigkeit der Sittlichkeits- und der Abtreibungsparagraphen wird ja sogar von ziemlich rechtsstehenden Kriminalisten anerkannt . . .

Wie werden sich also, wenn die Sache akut wird, die politischen Parteien im Reichstag zu dem Problem verhalten?

Ich sehe zwei Methoden, diese Frage zu beantworten. Man kann erstens feststellen, wie sich die Parteien 1870, im Reichstage des Norddeutschen Bundes, bei der Diskussion des heute geltenden Strafgesetzbuchs verhalten haben, und kann nun, unter Berücksichtigung minimier Grundsatzmorphosen, die sich bei den Parteien inzwischen etwa vollzogen, aus der tatsächlichen Stellungnahme von damals auf die wahrscheinliche Stellungnahme von morgen schließen. Zweitens kann man die offiziellen Programme und die programmatischen Erklärungen der Parteien studieren und, durch Subsumtion des strittigen Gegenstandes unter die im Programm enthaltenen allgemeineren Prinzipien, die logisch notwendige Stellungnahme erforschen. (Das Logisch-Notwendige würde sich in diesem Falle von dem Psychologisch-Wahrscheinlichen nicht allzusehr unterscheiden; zumal da das Subjekt hier Parteien sind, also Verbände von Menschen, die sehr bewußt handeln — was schon daraus hervorgeht, daß sie die Maximen ihres Handelns herausanalysieren und zu einer Architektur, einem System, einem Programm verarbeiten.)

Jede dieser beiden Methoden nun geht von einer bestimmten Voraussetzung aus: die erste von der Voraussetzung, daß die Parteien zu den fraglichen Materien 1870 in der Tat Stellung genommen haben; die zweite von der Voraussetzung, daß sich in den Programmen Sätze finden, denen sich diese Materien subsumieren lassen.

Um es gleich vorwegzunehmen: beide Voraussetzungen sind nur zu einem winzigen Bruchteil erfüllt.

Im Zentrum der Diskussion stand 1870 die Todesstrafe; den Reformatoren von damals war es wichtiger, für milde Behandlung der gefährlichsten Verbrecher zu plädieren

als für Strafflosigkeit derer, die durch ihre Tat keinerlei Interessen verletzen, mithin, nach vernünftigem Ermessen, keinerlei Verbrechen begehen. Es ist ein etwas seltsamer Begriff von Humanität, der damals geherrscht hat. Aber wir haben kein Recht, jene Reformatoren zu tadeln; auch die Nobilitäten von heute werden ja meist mehr stimuliert von ihrem Mitleid mit den Verworfenen als von der Liebe zur Freiheit . . . Das einzige unter den für uns in Frage kommenden Delikten, über dessen Strafbarkeit 1870 im Plenum debattiert wurde, war die Tötung auf Verlangen. Aber wenn schon bei der Erörterung der Todesstrafe — jenes Problems, das die Köpfe damals aufs äußerste erhitzte und wie keines geeignet schien, die Parteien zu scheiden — sich keine klare Stellungnahme der Fraktionen ergab, vielmehr mancher Konservative für und mancher Liberale gegen die Aufhebung der Todesstrafe stimmte, so gestaltete sich die Behandlung der Tötung auf Verlangen erst recht nicht zur Parteisache. Der linksnationalliberale Abgeordnete Basler beispielsweise erklärte: die eigene Herrschaft über die Person könne sich niemals so weit erstrecken, daß eine Aufforderung zum Morde (seitens des zu Ermordenden) eine andere Folge haben dürfte, als die, dem Mörder mildernde Umstände zu bewilligen; „wenn Sie zu der Theorie gelangen, daß die Person des Menschen in Beziehung auf ihre Freiheit, in Beziehung auf ihr Leben und in Beziehung auf ihre ganze Persönlichkeit der Vertragsbedingung unterworfen werden kann, dann haben Sie das sittliche Prinzip auf, welches im Schutze des Lebens liegt . . . Mord bleibt es mit oder ohne Aufforderung.“ (Stenogr. Ber. I. Legisl. Periode, II. Bd., S. 657). Also nicht: Schutz der an das Gut des Lebens geknüpften Interessen, sondern: Lebensschutz als ein unabhängig von Interessen bestehendes, überindividuelles, der sogenannten „Würde des Menschen“ entsprechendes Postulat. Der konservative Abgeordnete v. Steinmeß dagegen führte die Hörer aufs Schlachtfeld: „wenn wir ein Tier auf dem Schlachtfelde leiden sehen, da hat kein Mensch auch nur den geringsten Zweifel, was er tut; hat er eine Pistole bei sich, so schießt er es über den Haufen. Wenn ein Freund seinen Freund so leiden sieht, wenn dessen fürchterliche Qualen und flehentliche Bitten in ihn eindringen und er sich selbst sagt, es muß ja zu Ende gehen, es ist ja nur eine Qual, eine Marter, der mein Freund jetzt unterliegt — da will ich es nicht rechtfertigen, aber ich sage doch: es ist ein Akt der Humanität, wenn sich jemand dadurch hinreißen läßt.“ (Stenogr. Berichte, S. 659).

Der Konservative stellt sich hier zu dem Problem also freiheitlicher und sozusagen intellektueller als der Liberale. Jedenfalls äußern aber Beide Privatmeinungen und nicht Parteiprogrammatische.

Wenn möglich, noch unerfüllter ist die Voraussetzung der zweiten Methode. Mit Ausnahme der jüngsten aller Parteien, der Fortschrittlichen Volkspartei, hat keine einzige eine Reform des materiellen Strafrechts in ihr Programm aufgenommen. Und auch die Fortschrittliche Volkspartei verlangt lediglich, daß diese Reform „zeitgemäß“ sei; Kriterien, unter denen sie sich zu vollziehen habe, gibt sie nicht an. Ein Satz des Inhalts, daß das Strafrecht in die freie Selbstbestimmung der Individuen so wenig wie möglich eingreifen solle, findet sich in keinem einzigen der offiziellen Parteiprogramme; auch nicht in den kriminalistischen Thesen, die der Rechtsanwalt Haase auf dem Mannheimertag der Sozialdemokratie vorgetragen hat, die baselbst mit großer Mehrheit angenommen worden sind, und die, nach den Worten des Präsidenten Singer, „als der Ausdruck der Meinung der sozialdemokratischen Partei angesehen werden können“.

*) „Die Strafbarkeit der Abtreibung“ (Die neue Generation 1909 Jahrg. V Heft 4); „Die Strafbarkeit der Abtreibung und die Prinzipien der Rechtskritik“ (Sexualprobleme 1909 Jahrg. V Heft 8); „Ist Ruppel strafwürdig?“ (Die neue Generation 1910 Jahrg. VI Heft 11)

Wenn wir also das Problem des Rechtes über sich selbst an der Hand logisch übergeordneter Parteiprinzipien lösen wollen (diese Relativität ist zulässig; denn es handelt sich hier nicht um philosophische, sondern um psychologische Erkenntnis) — so wird uns das, da solche Prinzipien fehlen, nicht gelingen; es sei denn, daß wir unsere Zuflucht nehmen zu Prinzipien, die derartig generell und abstrakt sind, daß sie nicht einmal in den Programmen explizite zum Ausdruck kommen, sondern lediglich durch eine sehr universale, also unexakte, sozialpsychologische Untersuchung der Parteien mit einer schwebend-schwankenden praeterpropter-Gewißheit eruiert werden können.

Derlei allgemeine Betrachtungen, die in ihrer vollendetsten Spielart*) darin gipfeln, die konservative Staatsauffassung als die überindividualistische, die liberale als die individualistische hinzustellen, wobei das „Pathos der Absolutheit“ für die erste auf Staat und Strafe, für die zweite auf dem autonomen Subjekt ruhe (das Zentrum als diffizile Mischung: insofern es zwar kirchlich, ergo anti-staatlich — aber auch kirchlich, ergo antiindividualistisch ist; die Sozialdemokratie, da hier nicht ökonomische, sondern „ethische“ Prinzipien in Frage stehen, als radikaler Individualismus) —: ich sage, derlei Betrachtungen sind für die Konstruktion logisch möglicher Parteien äußerst wertvoll, für die Erforschung der wirklichen Parteien aber ziemlich inpraktikabel. Ueberhaupt scheint es mir ein Irrtum zu sein, anzunehmen, daß das Leben und Wirken der politischen Parteien im heutigen Deutschland auf bestimmten staats- und gesellschaftsphilosophischen Grundlehren basiert; mag sein, daß für die Sozialdemokratie dies noch gilt; die andern Parteien sind jedenfalls einfach Vertretungen wirtschaftlicher Interessen; und soweit sie staatsrechtliche Dinge erörtern (Wahlrecht), tun sie das auch nur, weil gewisse staatsrechtliche Zustände der erfolgreichen Propaganda ihrer wirtschaftlichen Interessen förderlich oder hinderlich sind.

Wie wenig es die rechtsphilosophischen Prinzipien sind, die die Parteien differenzieren, zeigt die Stellungnahme der Parlamentarier zu der wichtigsten aller hier postulierten Reformen, zur Aufhebung des § 175, jenes Paragraphen, der eine Minderheit der Nation noch viel barbarischer (und sinnloser) vergewaltigt als es etwa der Antisemitismus irgendswann getan, und der daher die pathetische Bezeichnung „Schmach des Jahrhunderts“ viel eher verdient als dieser. Aus den von Magnus Hirschfeld herausgegebenen „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen“ (1899—1908) läßt sich entnehmen, daß die Ansichten über dieses Thema innerhalb der politischen Parteien durchaus geteilte gewesen sind. Wenn auch im großen Ganzen die mehr rechtsstehenden Parteien der bekannten Petition des wissenschaftlich-humanitären Komitees ungünstiger, die mehr linksstehenden günstiger gesinnt waren, so trat doch von einheitlicher Stellungnahme der einzelnen Parteien mitnichten etwas zutage. Nachdem der sozialdemokratische Abgeordnete Thiele sich in ausführlicher Rede für den Inhalt der Petition ausgesprochen hatte, erklärte sein Fraktionskollege v. Vollmar, für ihn sei die Sache noch nicht spruchreif, und die Ausführungen Thieles dürften keineswegs als Rundgebung der sozialdemokratischen Partei aufgefaßt werden. Während ferner eine Anzahl liberaler Abgeordneter, wie Potthof, Mugdan, Gothein und sogar der nationalliberale Kruse, die Petitionsforderung aufs lebhafteste befürworteten, äußerte sich der Freisinnige Heckscher in entgegengesetzter Richtung und bezeichnete die Hom-

*) Ich meine den vortrefflichen Rechtsphilosophen Gustav Radbruch; man lese seine „Einführung in die Rechtswissenschaft“, ein, trotz Kohler, gar nicht genug zu lobendes Werk.

sexualität als „Sundemoral“. Charakteristisch ist auch die Spaltung innerhalb des Merikalismus: während der Zentrumsabgeordnete Thaler hier den rigoristisch-antiindividualistischen Standpunkt, unter Ignorierung der neueren Forschungsergebnisse, kräftig vertrat, beantwortete eine beträchtliche Anzahl katholischer Geistlicher eine Enquete Hirschfelds im zustimmenden Sinne.

Der hier zur Verfügung stehende Raum gestattet es nicht, nachzuweisen, daß das, was an den Beispielen der §§ 216 und 175 stichprobenhaft gezeigt wurde, auch für die übrigen Normen, in denen das Strafgesetzbuch das Recht über sich selbst negiert, durchweg gilt. Aber jeder, der die einschlägigen Reden und Schriften verfolgt, weiß, daß auch über die Strafwürdigkeit der übrigen (keine Interessen schädigenden) Sittlichkeitsdelikte sowie der Abtreibung und des Duells nichts weniger als parteigenössische Einmütigkeit herrscht. Es ist insbesondere bekannt, wie verschiedener Meinung man auf der rechten Seite des Hauses über den Zweikampf ist, und ein wie umstrittenes Problem innerhalb der Demokratie der Neomalthusianismus bildet.

... Nun liegt der Einwand nahe, die unter der Formel „Recht über sich selbst“ zusammengefaßten Forderungen seien im Grunde keine politischen und daher unter politischer Perspektive uneinheitlich; folglich dürfe man sich nicht darüber wundern, daß die politischen Parteien in so wenig einheitlicher Weise sich dazu stellen. Dieser Einwand aber ist nicht stichhaltig; im Gegenteil: die Forderung des Rechtes über sich selbst — welche weiter nichts als die Forderung größtmöglicher Freiheit der Individuen bedeutet — ist eine eminent politische; zumindest eine viel politischere als diejenigen, um bereitwillen sich die geehrten Parteien seit langem in den Haaren liegen. Unter Zoll- und Steuergesichtspunkten erscheint sie freilich als uneinheitlich; und Parteien, die seit einem Menschenalter unausgesetzt bemüht sind, um Gottes willen keinen „Kulturkampf“ zu führen, werden natürlich nicht imstande sein, Kraft ihrer politischen Prinzipien zu ihr Stellung zu nehmen; sientemalen ihnen die politischen Prinzipien verloren gegangen sind. Indes, weil aus politischen Parteien ökonomische Parteien geworden sind, wird man politische Forderungen nicht plötzlich unpolitische nennen müssen. Man wird vielmehr gut tun, die unpolitisch gewordenen Parteien zu politisieren. Es ist ein seit mehreren Jahren sehr beliebter Schlachtruf, der gerade den Intellektuellen häufig ins Ohr gebrüllt wird: „Das Publikum soll politisiert werden!“ Der Intellektuelle wird darauf erwidern dürfen: „Erst politisiere sich gefälligst der Politiker!“ Das ist, angesichts unserer — nur mit unparlamentarischen Ausbrüchen zu charakterisierenden — parlamentarischen Zustände, eine Parole, der jeder freiheitlich Gesinnte wird zustimmen müssen; will sagen: jeder, der, bei aller Einsicht in den Segen der Ordnung und in die Notwendigkeit des Staates, kein Gesetz zu billigen vermag, das nicht mit einem Tropfen anarchistischen Oeles gesalbt ist.

Nun unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die politischeren, die prinzipielleren Köpfe heute nicht unter sogenannten Praktikern, sondern unter Theoretikern anzutreffen sind; und gerade die Reform des Strafrechts, samt einer Erneuerung der Ideen über Strafbarkeit, wird sehr gefördert werden, wenn ein theoretischer Kriminalist, zumal ein philosophisch orientierter, in den Reichstag einzieht. Es ist gleichgültig, welcher Partei er angehört; es kann dem Verfechter des Rechtes über sich selbst (besser Verwirklichung nach heutiger Lage der Dinge weder wahrscheinlich noch unwahrscheinlich, sondern schlechthin eine Sache vollkommenster Ungewißheit ist) auch halbwegs gleich-

gültig sein, wie er zu dieser These sich stellt; wenn nur die Gewißheit da ist, daß er sich zu ihr stellt. In diesem Fall wird seine Geistigkeit schon jenes Ferment bilden, das wir unter den deutschen Gesetzgebern bisher vermiften. Mit anderen Worten (und zwar nicht mit sentimentalen Worten des verehrenden Schülers, sondern mit unabhängigen Worten des Freiheitsfreundes): Ein das Strafrecht reformierender Reichstag wird ein schlechter Reichstag sein, wenn er nicht Franz von Sifst zu seinen Mitgliebern zählt.

Die Angeeschuldigten schweigen

(Anmerkung für den Leser: dieser Artikel erscheint bis auf weiteres regelmäßig!)

In der Reichstagsſitzung vom 31. März hat Dr. Frank-Mannheim den Vorwurf, der, am 20. März, von der „Aktion“ gegen die Regierung und gegen die konservativen Parteien erhoben werden mußte, zur Sprache gebracht, um den Reichskanzler zum Reden zu zwingen. Eine Antwort hat Dr. Frank ſowenig erhalten wie wir.

In jedem konstitutionell regierten Staate wäre ein Minister, der auf eine derartige Anfrage ſchweigen wollte, einfach unmöglich. F. P.

Der Fluch der toten Religion

Unsere Kultur ist krank. Das fühlen wir mit der Kraft und Ueberzeugung, die eben im Gefühl liegt, und die uns kein Arzt, kein Tröster wegdisputieren kann. Wir sind krank, aber nicht durch eigene Schuld. „Deiner Väter Schuld wirst du, Deutscher, büßen ohne ein eigenes Verschulden“, so mögen wir mit Worten des Horaz klagen. Die Schuld liegt aber ganz wo anders, als wo die Pastoren und Schulmeister suchen. Nur wenige haben das Leiden und seine Ursachen geahnt, einer hat sie erkannt — Friedrich Nietzsche!

Wir sind krank, weil uns alle natürliche Gesundheit verleidet und ins Gegenteil bewertet worden ist. Das danken wir der christlichen Moral, welche eine Moral für Impotente und Lebensflüchtige ist.

Jedes Volk braucht seine nationale Religion, ohne die es ein Volk im wahren Sinne gar nicht werden kann. Den Germanen wurde eine fremdländische Religion aufgezwungen, und damit wurden sie um den Kern und das Wesen ihrer Natur betrogen. Eine untergeschobene Religion! Wie man törichten Hennen Enteneier zum Ausbrüten unterschiebt. Die Folge ist ein verewigtes Mißverstehen. Wir leben mit der Judenreligion, die man die unsere nennt, in der denkbar schlechtesten Ehe. Sie hat uns als Mitgift einen ganzen Dienerstaat gebracht und Schätze an Beute, an Gold und Goldeswert in unabsehbarer Masse. Aber alles das macht uns nicht reich und glücklich. Freilich gibt es viele, die sich einbilden oder einreden lassen, daß sie glücklich, wenigstens doch zufrieden wären. Diese vermiften also die nationale Religion noch nicht. Die aber, die sie vermiften, diese ganz Vereinzelten, vermiften sie nicht schmerzlich genug und begreifen sie noch nicht als eine Notwendigkeit, als die unerläßliche Lebens-Notwendigkeit.

Religion ist nichts anderes, als Sinn für Realität, natürlich für ewige Realität. Was uns heute als solche erscheint, darüber mußte kein Jude von Nazareth etwas zu sagen: darüber sind allein wir selbst kompetent. Am besten wäre, wir verpflichteten uns für Jahrzehnte, über religiöse Fragen nicht mehr zu sprechen. Es gibt zu viel zu vergessen, zu viel sterben zu lassen, ehe wir wieder

über diese Dinge mit reinem Gewissen reden können. Wir müßten erst die ganze theologische und pastorale Phraseologie los werden, die uns alle Worte gefälscht hat und mit jedem Wort die unerfreulichsten Erinnerungen weckt. Meine ganze durch Pastoren und Schulmeister verdorbene Kindheit steht vor mir, wenn ich nur die Worte „Sünde, Gnade, Erlösung“ höre. Was hat man uns armen Haschern, die wir nichts Böses taten und plantem, mit diesen Begriffen geesenbet! Wie gewissenlos hat man damit unser Empfinden gefälscht, wie schamlos unsere innere Wahrhaftigkeit geschädigt!

Unsere ganze sogenannte Gläubigkeit ist uns ambressert worden: sie ist niemals eine Lebendigmachung eigener Lebens- und Glaubenstriebe gewesen, sie hat niemals nach unseren eigenen Seelenbedürfnissen gefragt, sie hat deshalb aber auch niemals Segen gestiftet. Jetzt bekennen unsere Theologen und Pastoren öffentlich, daß das deutsche Volk „religiös verbildet“ sei. Ja, wer hat es denn verbildet? Deshalb haben die deutschen Berufsziehler in Kirche und Schule die tausendfachen Klagen nicht hören wollen, mit denen unsere besten Geister gegen diese unerhört brutale Glaubensbressur protestierten? Jetzt also endlich erkennen die frommen Herren, daß sie unser Volk zugrunde gepredigt und geschulmeister haben? Wir Laten wußten das längst, aber wenn wir es aussprachen, dann wurden wir mit der bekannten düsterhaften Empfindlichkeit abgewiesen, als ob wir in fremde Gärten plündernd eingebrochen wären. Pfaffen und Schulmeister vertragen keine Kritik: Sie sind immer beleidigt, wenn man sich erlaubt, anderer Meinung als sie zu sein. Man hat sie aber bisher viel zu zart angefaßt. Das macht, sie haben uns erst die Reißzähne ausgebrochen und an Milchbrei gewöhnt. Dadurch wurden wir selbst schwach und krank und für diese schwachen Meister erst trätabel.

Die widerlichsten Erinnerungen meines Lebens knüpfen sich an einen Gymnasialdirektor, der Liebe zum klassischen Altertum mit Traktätchen-Frömmigkeit vereinigt, vormittags mit den Primanern Plato liest und abends im Gustav-Adolf-Verein betet. Dieser Mann behandelt das Liebeslied des Horaz „Integer vitae“, um den Schülern daran die Verwerflichkeit des außerehelichen Geschlechtsverkehrs vors Gewissen zu führen. Wie kann man die Griechen verstehen wollen, wenn man alle Sinnlichkeit echt christlich als Teufelswerk ablehnt? Daß die griechische Philosophie, Plastik und Kultur überhaupt ohne Sinnlichkeit nicht möglich gewesen wären, darüber spricht sich Plato doch deutlich genug aus. Aber es ist, wie Leo Berg in seiner Schrift „Geschlechter“ sagt: „Wir haben jahrhundertlang griechische Kunstwerke geistlos in Stoff und Form kopiert. Wir haben erst lernen müssen, daß ein griechisches Metrum nicht übertragbar ist in eine Sprache von anderem Akzent und Rhythmus. Aber wie sinnlos erst die antiken Stoffe für unsere so ganz andere Auffassung vom Leben und von der Liebe geworden sind, davon haben die Schuster, die uns die klassische Literatur übermitteln, noch immer keine Ahnung. Daß auch die griechische Freiheit, besonders in bezug auf die Liebe die Voraussetzung solcher Kultur ist, und sich diese schon deshalb nicht mit unserer Volkzeiaufsicht, unserer Verleugung der Natur verträgt, das ist immer noch für den größeren Teil unseres Volkes eine unbegriffene Lehre: Für uns ist die Liebe nur eine Notdurft, für die Alten war sie ein Kultus.“ — „Wir haben in Europa Akademien und Bordelle, aber keine Pflanzschule des Geistes und der Schönheit.“

Auch das Altertum mußte erst gefälscht werden, um uns zugänglich zu werden; auch hier hat man uns in der Schule betrogen, auch hier mit der Absicht, geschlechtlose Menschen heranzuzüchten.

Unsere Erziehungskunst ist so heruntergekommen, daß führende Pädagogen, wie Fr. W. Förster in Zürich und der verstorbene Friedrich Paulsen, die mittelalterlichen Asketen als pädagogische Vorbilder priesen und auch sonst eine Neigung zum lebensfeindlichen Katholizismus verrieten. Sie wollen die Jugend feig und impotent. Förster tritt auch ein für die Autorität der Kirche, und zwar in dem Grade, daß er — ein Protestant! — die Bibelforschung und Bibelinterpretation allein der katholischen Kirche überlassen will. Ihn erschrickt die Zweifelsucht und der Fortschritt; er fürchtet das Leben. Für Koedukation tritt er mit der Begründung ein, daß dadurch die Sinnlichkeit beider Geschlechter hintangehalten werde. Auch hier ist er für ein Eindämmen der Natur, die er — echt christlich — fürchtet:

„Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.“

An Sinnlichkeit, meint er, gingen die meisten Menschen zugrunde. Sollten nicht mehr Menschen an gefesselter Natur, an zurückgebrängter und verschüchterter Sexualität, an Onanie, Abstinenz, innerer Unbefriedigung, religiösem Wahne und anderen Folgen einer unvernünftigen Erziehung zugrunde gehen?

Unser Staat ist ein Kinderräuber, und unter seiner Fürsorge werden in Schule, Haus und Kirche heute noch mehr Kinder körperlich und geistig geschändet und verdorben, als durch Liebesverführung. Mit Recht fragt wieder Leo Berg: „Was wollen Einzelheiten an Opfern und Schandtatzen besagen gegenüber dem Verbrechen großen Stils, das sich moderne Jugendberziehung und Volkswirtschaft nennt?“

Wer ein Auge für Krankheits Symptome im Völklerleben hat, der muß erkennen, was der wachsende Einfluß des katholischen Geistes und damit zusammen des weiblichen Elementes im Volke bedeutet. Pfaffen, die sich ihrer Geschlechtlichkeit schämen, und wohl gar entlebigen, deshalb weiblich und weibisch werden, in Weiberkleidung und auf Weiberschuh einherschleichen, haben stets gegen die gesunde Vitalität der Männer einen mit Neid gepaarten Haß. Sie wollten die Kinder zur Tugend erziehen, zur Abstinenz, lehren deshalb, daß die Jungfrau höher stehe als die Frau und Mutter, daß „Reinigkeit“ das höchste Lebensziel des Weibes sei. „Tugend“ aber ist seinem Sprachsinne nach so viel wie „Tauglichkeit“. Tauglich ist aber nicht die alte Jungfer, sondern die kinderreiche Mutter, tauglich auch der junge Mann, der Kraft und Willen hat, seine Lebensenergie zu propagieren.

Unser ganzes öffentliches Leben wird durch das Zusammenwirken von Geistlichkeit, emanzipierten Frauen und altersschwachen Pädagogen — effeminiert. Das ist es, woran wir krank, wogegen wir, die wir uns noch als Männer fühlen, energisch Front machen müssen.

Prof. Dr. Ludwig Gurkitt.

Glossen

Sie können nicht anders! Gegen den Lehrer Start in Seehof (Pommern) ist das Disziplinarverfahren eröffnet worden. Gleichzeitig wurde ihm die Erteilung jedes weitem Unterrichts untersagt. Sein Verbrechen ist, daß er einer fortschrittlichen Versammlung in Rummelsburg präsiert hat, in der der Rittergutsbesitzer Becker-Bartmannshagen gesprochen hat! Weiter, nur so weiter meine Herrschaften, wirken Sie recht reaktionär, Sie erleichtern uns die revolutionäre Propaganda.

An den Vorstand der „Fortschrittlichen Volkspartei“ möchten wir die Mahnung richten, Herrn Reichstagsabgeordneten Ghßling zur Ordnung zu rufen. Herr Ghßling hat in Königsberg in seiner Kandidatenrede gesagt:

„Ich hoffe bestimmt, daß die Konservativen auch bei der nächsten Wahl für uns eintreten; denn ich habe das Vertrauen zu den konservativen Wählern, den Mitbürgern unserer Stadt, daß sie den Kampf gegen die Sozialdemokratie ernst nehmen. Es fällt mir nicht ein, um die Stimmen irgendeiner Partei zu buhlen (1) weder der Konservativen noch des Zentrums. . . . Aber ich vertraue auf den gesunden Sinn unserer Bevölkerung, daß sie uns in dem schweren Ernste des kommenden politischen Kampfes nicht verlassen wird, zumal da ein großer Teil der Konservativen den Staat durchaus nicht in solche Bahnen lenken will, wie es Herr v. Heydebrand mit seinem Anhang anstrebt.“

Was Herr Ghßling hier sagt, ist unwürdig eines liberalen Kämpfers. Daß die konservativen Wähler es mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie ernst nehmen mögen, diese „Hoffnung“ auszusprechen in dem Augenblick, da der schwarz-blaue Block mit vereinten Kräften zertrümmert werden soll, darf kein Mann ungestraft aussprechen. Wir hoffen, die „Fortschrittliche Volkspartei“ wird pffziell gegen diese Worte ihres Vertreters Stellung nehmen.

Die Sittlichkeitsvereine entfalten wieder ihre aufbringliche Tätigkeit. Diesen Herrschaften, die gemeinhin im Interesse der Staatskirche wirken, hat einmal Egidh keine Antwort gegeben, so da lautet:

„Es mag im Wesen derartiger Vereine, namentlich im Wesen ihrer seinerzeitigen Entstehung liegen, daß sie sich nur mit den Erscheinungen, nicht aber mit der eigentlichen Ursache des Übels befassen, und daß große Gesichtspunkte von vornherein ausgeschlossen sind. In einer Zeit, wie der jetzigen, sollten sich doch aber auch solche Vereine mehr an die auf Hebung unserer Gesamtlebensführung gerichteten Bestrebungen anlehnen; sie würden dann erkennen, daß auch die Unsittlichkeit ihre nahrhafte Wurzel in der ungerechten Verteilung der Lebensgüter und in einer damit verbundenen, beziehentlich dadurch erregten, Genußsucht hat. Sicherstellung eines menschenwürdigen Daseins, naturgemäße Lebensweise, Kampf gegen den Alkohol, bescheidene Lebensansprüche, dadurch Ermöglichung einer frühzeitigen Familiengründung, gleichmäßigere Verteilung der Arbeit, Vermeidung jeder nervenzerreibenden Ueberanstrengung, mehr Ruhe und Gelassenheit in unser ganzes Volksleben — und wir brauchen keine Sittlichkeitsvereine mehr.“

Natürlich sind unsere Sittlichkeitsvereine für radikale Arbeit nicht zu haben. Ihnen ist der Kampf gegen die Unsittlichkeit gewöhnlich nur ein Vorwand, um „staatsbehaltend“ wirken zu können. Typisch hierfür ist die Art, wie man der Schundliteratur zu Leibe geht. Raub- und Mordgeschichten werden nur bekämpft, wenn sie nicht im „nationalen“ Sinne gehalten sind. Wenn sich aber die Schundliteratur in den Dienst des Chauvinismus stellt, wird sie unterstützt. Man sehe sich doch einmal die „nationalen Jugendschriften“ näher an. Neukerlich unterscheiden sie sich wenig von den Rick Carter- oder Buffalo Bill-Schmölkern.

Aber sie sind gemeingefährlicher in ihrer Tendenz. Was kann schließlich eine tolle Indianergeschichte (wer hat sie in seiner Jugend nicht gierig verschlungen?) bei einem gesunden Jungen Arges anrichten. Das Leben läßt uns nicht Zeit zum Bassowerten und Skalprauben. Diese „nationalen Jugendschriften“ jedoch sind nicht so schnell

übertunden. Unsere Schule mit ihrem entstellten Patriotismus, später eine peinlich widerliche Heppresse (vom Schlage des „Reichsboten“) setzen das Werk fort, was diese „Jugendchriften“ chauvinistischer Tendenz begannen. Man nehme einmal diese Schundhefte zur Hand. „Hurra! Hurra!“ lesen wir auf einem. Von den „Taten deutscher Krieger in Feindesland“ wird darin berichtet. Der „Erbfeind“ wird natürlich in aller „Schrecklichkeit“ geschildert. Auf dem Heft, das mir gerade zur Hand ist, erblickt man einen blödsinnig schlechten Buntdruck als Titelbild. Franzosen stürmen „gegen deutsche Helden“ an! Ein Farbenklez soll eine Frauensperson darstellen. Und unter dem Bilde steht zu lesen: „Die als Marketenberin verkleidete Deutsche . . . rief: Ich hab's ja gewußt, daß Franzosen wehrlose deutsche Frauen . . .“ Dann kommt ein „Wenn“ und ein nickelodender — Gedankenstrich . . .

Und dieses gefährliche Gift wird nicht bekämpft!

Die Professoren

Zu uleren sitzen sie am grünen Tische,
Verdantzt in seines Daches hohe Kanten.
Rahlköpfig hocken sie in den Follanten,
Wie auf dem Flas die alten Tintenfische.

Manchmal erscheinen Hände, die bedrehten
Mit Tintenschwärze. Ihre Lippen fliegen
Oft lautlos auf. Und ihre Zungen wiegen
Wie rote Rüssel über den Pandekten.

Sie scheinen manchmal ferne zu verschwimmen,
Wie Schatten in der weißgetünchten Wand.
Dann klingen wie von weitem ihre Stimmen.

Doch plötzlich wächst ihr Maul. Ein weißer Sturm
Von Gelfer. Stille dann. Und auf dem Rand
Wlegt sich der Paragraph, ein grüner Wurm.

Berlin

Georg Heym

Der hier bereits angekündigte Gedichtband unseres Mitarbeiter wird in diesen Tagen bei Ernst Rowohlt, Leipzig, erscheinen.

Die junge Generation

I. Der Angriff

Von Rudolf Kurb.*)

Der metaphysische Lid erregt die Seelen. Man hat sich mit der Literaturströmung von heute abgefunden, indem man sie als „Neuromantik“ popularisiert hat. Und da nun dieses Wort einmal in einer Atmosphäre von Jugend und Betachtsinn schwimmt, fühlt sich der besonnene Zeitgenosse verpflichtet, sich aus diesem Chaos zu einer ernststen Lebensgestaltung durchzuringen. Man naht sich der Kunst mit einer michelangelischen Geberde: Wir haben Verpflichtungen. Wir stehen vor der Epoche des „ernsten

*) Diese Attade erschien vor zwei Jahren in der „Zukunft“. Daß man ihren erneuten Abdruck für notwendig halten kann, mag Zeugnis für die Entwicklungsträgheit in deutschen Banden ablegen. Der Abdruck geschieht gerade jetzt, als Zeichen der Dankbarkeit für den Denker, dessen Weltbild für diese Polemik durchaus normativ war: Alfred Kerr — und dessen heitere Ausdruckskunst deutscher Gefäßschwere nur als „Oberflächlichkeit“ zugänglich zu sein scheint. Eine Antwort des Herrn Karl Scheffler nebst einer Duplik wird in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift veröffentlicht werden.
R. K.

Menschen“. Um den Namen ist man nicht verlegen: Neuklassizismus.

Im Schatten dieses heroischen Wortes brüten die Fanatiker der Regel. Die Entdecker seltsamer Gesezlichkeiten, die alle Mäusche und Erregungen mit Rezeptnamen belegen. Die ästhetische Schöpfung so von Regeln abhängig machen, daß alle zufällige Heiterkeit wie mürrer Staub abfällt. Debrillierte Piraten, die Alles nehmen, was an Ueberschwang und Reichtum erinnert. Nur das Notwendige ist durch das Gesez gerechtfertigt. Natürlich: der große Zug. Der ernste Mensch hat immer das Bedürfnis nach Großzügigkeit. Transpirierend sollst du schaffen. Wie gesagt: die klassische Tragödie. Voll Strenge und Unerbittlichkeit; mit einem Wort: Heibel.

Franz Serbaes, der auch einmal jung war (und ein Goethebüchlein geschrieben hat, das ihm jetzt wahrscheinlich sehr unangenehm ist) empfahl in einem Aufsatz neulich Heibel als Erzieher. Es „schauen heute auf Heibel fast alle jene jungen Leute, die, mit Zukunftsdrang und schöpferischem Willen begabt, ein Herauskommen aus der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ersehnen und fest entschlossen sind, ihre Kräfte zu hohen Zielen zu spannen“. Welche trostlosen Perspektiven! Und weiter lobt er als ernstster Mensch die durch Heibel erzogenen Paul Ernst und Wilhelm von Scholz. Das langsame Emporwinden der neuweimaraner Klassik beweist von Neuem, wie der Deutsche um den Preis seines Bildungsbedürfnisses (Nietzsche hat ein anderes Wort dafür) zu jeder Qual bereit ist, selbst zur peinvollsten Langeweile. Wie trodenes Holz, das der Wind aufstört, prasselt der Rhythmus der ernstlichen Verse in meiner Erinnerung. Heibel als Erzieher einer jungen Generation! Welch reifes Alter gehört dazu, das mit ernstem Feuer zu verkünden, welch ein endgültiges Vergessen der eigenen Jugend. Welch Vergessen Goethes.

Edermann erzählt: Das Gespräch wendete sich auf den Tasso, und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht. „Idee?“ sagte Goethe; „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso . . . Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! So habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben!“ Ja, Goethe! Was wußte der von deutschem Bildungsbedürfnis? Wie kann ein Kunstwerk vollkommen sein, dessen Dichter sich nicht bewußt war, die letzte Essenz des Daseins und aller Erfahrung in seinen Versen eingefangen zu haben? Heibel, sehen Sie, da vermißt man nie den großen Ernst, das Ringen des Künstlers. Schweiß! Schweiß! Das Abwerfen der Gedankenschalen, das rauchige Aufblitzen und Steigen der Gedanken, die uns in den Strudel hineinreißen: Das ist die peinliche Unklarheit der jungen Leute. Heibel ist bis zum letzten Grunde seiner Seele klar, bis zu dem Punkt, wo Alles als eine mathematische Konstruktion erscheint. Heibel ist der Heros der Unsinnlichen, die durch seine schwer aus gedanklichem Ringen sich lösenden Reliefs ihre Denkraft angetrieben fühlen und die Leichtigkeit, das Freiwerden von Gedanken als Befreiung durch die Kunst ausgeben. Die Kunst hat wenig mit der glasklaren Helle zu tun, die gleich einer chemisch erzeugten Atmosphäre um die Verse Heibels ruht, die wie mit hydraulischer Kraft aus widerpenstigem Material gestanzt scheinen. Nie überrieselt den Leser bei Heibel das plötzliche Blühen der Dinge, das Quellen neuer Schönheit,

wenn der Dichter sie berührt. Nie dieses tiefe Gefühl, daß der Dichter vom Licht der Welt entzündet war und ihre Schönheit im seligen Schauen aussprach. Hebbel trifft, was Goethe von Schiller sagt: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jeds, was er tat, reflektieren.“ Und: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten.“

Hier berührt Goethe (den ich in dieser Abhandlung noch oft sprechen zu lassen gedenke, weil er ein erlauchter Mensch und Feind aller schlechten Musik war) den wunden Punkt: die Stellung des Dichters zur Wirklichkeit. Goethe spiegelte sich gern in einem Wort, das er sehr liebte: Schauen. Der Dichter hat kein höheres Interesse als das, die Wirklichkeit darzustellen, die er geschaut hat. So dachte sich Goethe die Dichter der antiken Tragödien, fernab von jedem „sentimentalen“ Versuch, Ideen in Versen auszudrücken. „Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen.“ Mit der dichterischen Gestaltung der Wirklichkeit muß die Idee gleich mitgestaltet sein: außerhalb ihrer beständige Ideen kennt der Dichter in Hinsicht auf sein Schaffen nicht. Die spekulative Aesthetik der deutschen Romantiker, die Paul Ernst auch allerdings für hoffnungslose Dilettanten hält, mündet in dieser Forderung, daß der Dichter nur seine Wirklichkeit darzustellen habe, daß jedes Kunstwerk sein eigenes Ideal in sich trage. Und den tiefsten Schatz goethischer Erfahrung durch alle verschlungenen Gänge sorgsam achtend, erklären sie immer wieder: der Künstler habe nur die Besonderheit darzustellen, alle Verallgemeinerung geschehe aus unkünstlerischen Absichten. Das trifft Hebbel, wie es Schiller trifft. Hebbel mißachtete die Besonderheit der Erscheinung, der Wirklichkeit. Er sah nicht, daß die künstlerische Erscheinung der Idee erst durch den Reichtum empirischer Zufälligkeiten, Einzelheiten möglich ist. Seine Menschen führen das Leben der Maschinen, deren Schönheit darin besteht, in möglichster Vereinfachung möglichst viele Funktionen zu vollziehen. Aber die ästhetische Wirkung beruht, elementar ausgedrückt, auf dem Schein der Wirklichkeit, auf der Suggestivkraft des Einzelnen.

Es mangelt an Raum, über Hebbel erschöpfend abzuhandeln. Daß er ein großer Mensch war, einer, der in letzte Tiefen mit schmerzhafter Kraft und Zartheit blickte, daran denke ich nicht zu zweifeln. Ich erwähne seine Schauensarmut, weil ein unbedenklicher Schriftsteller ihn beispielhaft für ein junges Geschlecht empfand. Warum er gerade als Erzieher verheerend wirken kann, sagt ein anderes Wort Goethes: „Ich habe mir die ästhetische Ansicht der Welt, die landschaftliche, durch die wissenschaftliche ganz verborben, und dabei kommt endlich auch nicht viel heraus.“ Wenn eine junge Generation denkbar wäre, deren Blutumlauf so träg, deren Sinnlichkeit so mutlos wäre, daß sie gerade dem Beispiel Hebbels folgen würde: sie müßte in einem wüsten Chaos verwirrter Spekulationen enden. Was diese Art ästhetischer Betrachtung zu Tage fördert, zeigt das von Servaes belobte Werk Paul Ernsts „Der Weg zur Form“, zeigen die Dramen der „Neuklassik“, zeigt, wenn Sie wollen, der Essay von Franz Servaes, den ich noch nie mit so tödlich ernstem Munde und in die Ewigkeit gerichteten Augen bozieren hörte.

Das Verwirrende ist die Vorstellung der „Form“. Damit sind wir im Zentrum des weimariischen Irrgartens. Der Begriff der Form ist seit Schiller ein sprudelnder Brunnen von Verwirrung. Die Form ist die Bestimmung, unter der wir eine Erscheinung überhaupt als künstlerisch empfinden. Ist ihrem Inhalt nach ein Verhältnisgesetz, unabhängig und unwandelbar. Veränderlich ist, was der Künstler in dieses Gesetz einordnet. Bei Servaes verselbstständigt sich die Form in seltsamster Weise. Sie muß „organisch ausreifen“ oder er empfindet gar: „Die Form ist der höchste Inhalt.“ Diese Unverständlichkeit der Begriffe entspringt der Methode, allgemein gültige ästhetische Gesetze durch Beobachtung und Vergleichung von Kunstwerken zu finden. Allgemein gültige Gesetze vermag dieser Psychologismus natürlich nicht zu gewähren; nur eine von persönlichsten Eindrücken erfüllte Unklarheit der Begriffe. Bei Servaes tritt diese Methode noch naiv und anspruchslos auf; mit auffaugender Langeweile und magistralem Ernst beherrscht sie die neuklassische Gemeinschaft. Ich denke hier vor allem an Ernsts „Weg zur Form“, das fatale Produkt eines nicht unbegabten Menschen, dem sich „das landschaftliche Bild verborben hat“ und der nun mit der Leidenschaft seines Wirkungstriebes in ästhetischen Unterjuchungen Ausdruck zu finden hofft, ohne sich in die Abstraktionen der Wissenschaft hineinzufinden. Der Rest ist Verwirrung.

Paul Ernst ist um ähnliche Ziele wie Hebbel bemüht. Aber ohne dessen quälende Bitterungsgabe. Einer, dem nicht, wie Hebbel, die Revolte im Blute blüht. Was bei diesem der starre Wille eines Einsamen ist, ist bei Ernst die erarbeitete Ueberzeugung eines nachdenklichen Menschen. Ich halte es aber nun einmal für eine unglückliche Veranlagung, sich bei vorwiegend dichterischer Begabung um ästhetische Spekulationen bemühen zu müssen, während das an Anschaulichkeiten gebundene Denken selbst bei qualvollster Aflöse es nur zu einer unreinen Abstraktion bringt. Steht ein Mensch großen Formates dahinter, so sind seine Aeußerungen eben an sich wertvoll. Ernst ist von dem Gedanken einer absoluten Gesetzmäßigkeit so hingerissen, daß sich ihm die logische Struktur der Erscheinung unwiderstehlich in den Vorbergrund drängt. Es stachelt dieses überreizte Bedürfnis nur noch mehr, daß ihn sein Psychologismus zwingt, alle Erscheinungen als Relativitäten, durch zeitliche Einflüsse bedingt, aufzufassen. So bringt er selbst das Sittengesetz in der kantischen Formulierung um seine Allgemeingültigkeit; es ist ihm nur „Formel für die damalige Sittlichkeit“. Nun sieht die kantische Formulierung des Sittengesetzes von jeder empirischen Erscheinung ab und konstatiert nur, unter welcher Bedingung Menschen mit Bewußtsein ihrer Würde in Gemeinschaft leben können. Jede zeitliche Moral zeigt sich als durch die besonderen Bedingungen geformte Erscheinung dieses Gesetzes. Damit ist zugleich die Definition der Tragödie gegeben, bei der alle auf ihre Analyse abzielende Aesthetik erst beginnen kann und zu der Ernst vermöge seines Relativismus nicht kommt. Das Individuum, das, seine persönliche Freiheit entwickelnd (seine individuelle Auffassung des Sittengesetzes), sie auch gegen das Sittengesetz durchzusetzen sucht, ist Objekt der Tragödie.

Ernst sieht die Tragödie von Zeitlichkeiten abhängig und vergift, daß es sich dabei nur um ihren veränderlichen Inhalt handeln kann. Aber sein Trieb zum Allgemeingültigen muß nun das Absolute an anderer Stelle suchen und er findet es in der Situation. Diese soll „objektiv“ sein. „Jede Handlung, die rein aus dem Charakter entspringt, nicht aus der Notwendigkeit einer objektiven Situation, in die jeder Charakter hineingeraten kann, ist im letzten Grunde willkürlich.“ Das ist der Gipfel des

Begriffskritik. Die Situation ist die Beziehung der Charaktere auf einander innerhalb eines gegebenen Stoffes, die sich in der Erscheinung als status quo zeigt: in der Tragödie ist sie, ihrer Dynamik nach, gemäß ihrer Definition eindeutig bestimmt. Die zeitliche Besonderheit hängt vom Dichter ab. Ernst scheint sich unter Situation etwas Beharrliches vorzustellen, in das bald der, bald jener eintritt, wie der Mensch in Blakes mythologischem System in seine Zoas. Aber diese objektiven Situationen haben entscheidende Wirkungen: Shakespeare, zum Beispiel, weiß, daß sie im „Othello“ fehlen, und „deshalb hat er seine Figuren mit so wundervollem Leben ausgestattet, daß er uns doch wenigstens während der Darstellung das Gefühl der Notwendigkeit suggeriert“. Und als Ernst die Brauchbarkeit seiner ästhetischen Theorie an Shakespeare erprobt, sieht er endlich ein, daß Shakespeare keine Tragödien schreiben konnte. Das, was auf uns wirkt, ist „dramatische Dyril“. Hieraus (aus der dramatischen Dyril) entsteht Shakespeares Reichthum; es gehört schon, meint Ernst, „der ganze Dilettantismus unserer Romantischen Schule dazu, diesen Zusammenhang nicht zu durchschauen!“

So wirkt das bloße Hinsehen auf die logische Struktur der Tragödie. Ernst weiß nicht, daß der vollkommenste logische Organismus erst als Kunst empfunden wird, wenn er mit dem ganzen Reiz der Einmaligkeit auftritt, als als historisches Geschehen wirkt. Seine dramaturgische Kritik beginnt immer damit, daß sie die Tragödie ihrer Einmaligkeit entkleidet und sie ganz naturalistisch für etwas Allgemeingiltiges nimmt. Es zeugt von dieser ästhetischen Barbarei, eine solche Betrachtung niederzuschreiben, wie es Ernst getan hat. Zeugt von einer abgestorbenen Epidermis, von zuchtloser Brutalität des ästhetischen Empfindens, wenn er Lear als die Tragödie eines törichten Greises behandelt. Ein Schauspieler, der Lear so darstellen würde, wäre vor tätlichen Beleidigungen nicht sicher. Die Tragödie Lear ist eben nicht die des typischen alten Mannes, sondern die Tragödie Lear, die nur in diesem Rhythmus des Geschehens in so düsterer Blut aufleuchtet. Das ist das Tragische, daß sich dieser König als die Macht empfindet, die er repräsentiert. Die Abgabe der äußeren Zeichen berührt ihn nicht. Er bleibt für sein Empfinden das, was Kent von seinem Antlitz liest: Hoheit. Hoheit, die jeder, der ihr wie einem Menschen naht (wozu sich Lear durch seine Abdankung vor der Welt gemacht hat) als einen Beleidiger empfindet. Die Umwandlung Lear zum Menschen, ein gewaltiges Schicksal sagenhafter Könige, löst die Energie der Tragödie. Ein Fanatiker greift blind durch Blüten und Glorie, um die „objektive Situation“ zu suchen.

Die Tragödie auf ihr logisches Schema zu bringen, es in sehr bedeutungsvollen, konzentrierten Versen auszudrücken, die kein Feuer der Seele geschmolzen, kein heiterer Sonnenstrahl berührt hat: Das ist das Ideal des neuen Weimar. Wer hier die neue Generation sieht, beweist sein Ruhebedürfnis. Wir aber, die wir uns unsere Freunde an der Erscheinungen wechselndem Spiel, unsere Heiterkeit nicht rauben lassen wollen, uns froh den Einflüsterungen unseres Dämons ergeben und heiter gestaltend leben: an uns ist's, Protest zu erheben gegen ein Dogma, das uns alle mit seinem Medusenhaupt ängstet: mit qualvollster Langeweile. Feierlich soll erklärt werden: Man stirbt bei diesen im Frost erstarrten Versen. Mir schauert vor dem Tiefsinn, den ich aus der künstlerischen Gestaltung herauslesen muß, um als anständiger Mensch fortan zu vegetieren. Dann lockt schon reicher eine andere Stimme: Gestalten im Anblick der erhabenen Wirklichkeit, bewegt vom Wellenschlag eines heiteren Herzens, aufschäumend

in den Stürzen eines hingeebenen Enthusiasmus. Der Alte aus Weimar, der so die Kunst sah, scheint mir ein besserer Führer zu sein als Hebbel, der nur in Josef Robins in meinen Träumen erscheint. Gewiß: es gibt eine junge Generation; es ist höchste Zeit, das zu betonen. Es wühlt dumpf wie Sturm und Aufruhr, die sich durch die fette Breite der Zeitgenossen keine Kanäle schaffen kann. Es gibt noch unbekümmerte Menschen, die angstvoll die Zumutung abweisen, ihre Kunst mit tiefinnigen Ideen zu laden. Unsere Zeit, verkümmert in träger Selbstachtung, abgestumpft durch militärisch geregelte Belustigungen, bedarf anderer Antriebe, um epileptische Zuckungen zu verspüren. Man lasse die Hände von klassischer Bearbeitung uralter Tragödien und gebe sich atmend dem Leben hin, wie es Goethe nur je gewünscht hat. Es ist die Unmaßlichkeit lähn gewordener Pedanterie, dem Künstler seine Form vorzuschreiben. *Rovenons à la nature.*

Die junge Generation. Sich äußern, darstellen, die Welt seines Innern in einem Sturm von Begeisterung hinausfahren, sich ergießen in die trübbunte Fülle der Gestalten, strahlend voll siegreicher Empörung: so läuten sich junge Generationen ein. Darstellen im Feuer des Enthusiasmus, der die Last einer trägen Zeit mit lachender Revolte von sich schleudert; sich darstellen, das Spiel seiner Seele wiederfinden im leuchtenden Strom des Geschehens: Das dünkt mich eher eine Begeisterung schauentiefer Menschen zu sein als die chemischen Bemühungen aus Neumar, deren Berse dem Schauspieler im Mund erfrieren. Es gibt andere Dramen in der zeitgenössischen Literatur, die von frischeren Kräften zeugen. Und dann, die Boten der Zukunft: das Werk Johannes B. Jensens, der das äußerste Kap unserer Zeit beschritten hat und leuchtend aus Dampf und Rauch die Götterstatue des neuen Menschen hebt, mit elektrischer Gewalt nach unserer Seele zuckend, der sich in weiter Fülle strahlend eine neue Richtung des Lebens öffnet. Und schon hat die junge Generation, von der ich spreche, das erste Werk hervorgebracht: ein Trompetenstoß über blasse Felder, eine schillernde Schale, in der das Meer unserer Sehnsucht spielt, blühender Sturm in einer Nacht der Feuerbrünste: „Der Fremde“, Roman von René Schickel.

Parklandschaft

Dort müssen die Alleen sich ergießen
Und immer bleicher suchen sie sein Ende
Sie werden sich verirren im Gelände
Und ferneren Geschichten sich verschließen.

Die dunkelroten Kolen liegen
Mit ihren Kössen schwer auf dieser Stunde
Tot ist sein Schloß, nur auf den weißen Stiegen
Bewegen sich die Schatten meiner Hunde.

Man rüste mir ein Roß, es gilt ein Reiten
Die Raben ruhen auf den magren Saaten
Es kommt ein Abend aller Taten
Ein spätes Aus-dem-Sattel-Gleiten.

Berlin.

Viktor Badwiger.

Der kleine Kraus ist tot¹⁾

Ich habe Herrn Karl Kraus für ein nationales Ereignis erklärt. Es ist ihm in relativ kurzer Zeit gelungen, mich zu einer Revolution meiner Meinung zu zwingen.

¹⁾ Diese Ueberschrift wird Herr Kraus geschmacklos nennen; sie stammt von ihm.

Diese Erkenntnis hämmerte mir gelegentlich seiner (übrigens nicht schlecht geschriebenen) Feinebroschüre auf. Immerhin hatte ich soviel Respekt vor der Leistung, daß ich als einzigen ebenbürtigen Kritiker Alfred Kerr nannte. Ich sehe ein, daß das eine taktische Unklugheit war. Herrn Kraus war die Nähe des Namens Alfred Kerr offenbar zu Kopf gestiegen, und er benutzte die erste beste Gelegenheit — eine von allen Schmöcken abgegraste Affäre — Alfred Kerr die Quittung für meine Unvorsichtigkeit zu stellen in Gestalt der Eingangsglosse der Fackel Nr. 319/320 „Der kleine Pan ist tot.“

Herr Kraus hat Unglück. Er wollte den Zufall bei der Sturmflut erfassen um Alfred Kerr zu einer Polemik zu reizen und muß es nun erleben, daß der unfähige Herr Kahn ihm sämtliche Tricks vorweggenommen hat. Alle Verdächtigungen und Verdrehungen, die in der Angelegenheit Kerr-Pan-Jagow möglich waren, hat die „Schaubühne“ acht Tage vor dem Erscheinen der „Fackel“ vollbracht. Im „Pan“ hat Alfred Kerr darauf die gebührende Abfertigung vollzogen, Kurt Hiller hat die Verlogenheit der Kahnschen Behauptungen in der „Aktion“ festgenagelt und im „März“ schrieb Rudolf Kurz über die Affäre: „Es ist immerhin eine unverschämte Haltung: den Dr. Kerr als eine Schlafzimmerschöne zu betrachten, die auf Kosten der Frau Durieux den Geschäftsgang einer Zeitschrift heben will.“ Ich fürchte, Herr Kraus wird sich mit diesen Antworten begnügen müssen. Die allgemeinen Tatsachenfälschungen hat Alfred Kerr aufgedeckt. Soll er sich jetzt mit Herrn Kraus darüber unterhalten, was eine uninteressante, was eine interessante Zeitschrift ist? Soll er darauf hinweisen, daß die Advokatenlyrik der Hardensthen „Zukunft“ mit der Viertelhyrit der „Fackel“ den Vergleich aushält? Soll er Herrn Kraus fragen, was für ein Stil das ist, der „die letzten Zudungen des sterbenden Feuilletonismus in ungewöhnlicher Plastik darstellt“? (Herr Kraus muß sich doch dabei etwas gedacht haben?) Soll Alfred Kerr Herrn Kraus fragen, ob es eine besondere Energieäußerung bedeutet, den Komperatio „toter“ zu bilden? Er könnte es, ohne sich an so rohe witzlose Scherze zu verlieren wie diesen, mit dem Karl Kraus seine langjährige Verehrung eines der größten deutschen Dichter durchstreicht: wenn er dieses elende Wortspiel nicht im tiefsten Grunde seiner Seele aufhalten kann: „... Diesen politischen Zwischenstufen zustebe ist der „Pan“ gegründet worden, und wenn man schon glaubte, alle Sozialästheten würden sich wie ein Heinrich Mann erheben und fortan nach seinen Gedanken handeln, die an der Oberfläche sind und doch so tief unter seiner Form . . .“

Der Karl Kraus, den ich verehrte, ist wirklich tot.

Franz Pfeffert.

Strindberg Confessor

Von Dr. Anselm Ruest.

Mit der empfindlichsten und reizbarsten Seele begabt, mit einem so feinen Tastgefühl, daß es die Schwingungen der Liebe und des Hasses wie Kräfte der mechanischen Welt um die Gegenstände schweben spürt, ist Strindberg der Mund, wie er selbst sagt, aus Schreck vor dem Leben geöffnet werden. Am stärksten jene Züge, die Sokrates als die wesentlich menschlichsten im Menschen erkennen wollte, zu Antlitz tragend: Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl, stand er in brennender Keuschheit gleichsam täglich schon vor dem ewigen Schweigen und Verstummen, wenn Gott seine Wahrhaftigkeit nicht immer noch um ein Gran sieghafter gemacht und ihm gegeben hätte, „zu sagen, was er leide.“ So wurde Wahrsein ihm zur einzigen Fackel

und Leuchte durch so viel Finsternis; so jedes Wort bei ihm Konfession, jeder Satz eine Beichte, jedes Buch ein Selbstbekenntnis. *)

Wahrheit, Aufrichtigkeit gegen sich selbst scheint als solche nur Form, etwas bloß Methodologisches zu sein, mit der Wahrheit als starrem, stereotypem Inhalt nichts zu tun zu haben. Haben wir uns heute doch sogar daran gewöhnt, gerade die wahrsten und echten Naturen in den proteischsten, verwandlungsfähigsten wiederzuerkennen; und wir brauchen nicht einmal an Nietzsche zu denken, der dreimal seine Schlangenhaut am Wege abgestreift hat, wir blicken auf Goethe, der seinem unmittelbarsten Wesen, mit dem er selig und arglos die Welt des Götz und Werther überströmte, später das unzweideutigste Mißtrauen entgegenbringt. Dies ein Beispiel allein gibt schon zu denken: so genügt es also nicht, Empfindungen zu haben und sie in der natürlichsten Weise von der Welt auszuklingen — diese können mir trotzdem an irgend einem Punkte unredlich und selbst verlogen erscheinen, wiewohl man ja grade nur von der erstickenen Wucht eines Schwerandrängenden sich zu lösen gesucht hat? Welches Interesse könnte ich gehabt haben, mich auf ungemäße, unlautere Weise loszusprechen, da es mich sich innerlich nicht gereinigt und befreit hätte!? Bleibt nichts übrig: man erkennt sich also trotz unbestreitbaren Habens der Gefühle und Empfindungen hierdurch unmittelbar noch nicht, solange nämlich an ihnen nur langsam emporrankende Selbsterkenntnis nicht stark genug ist, um über die Bedeutung, das Wahr und Falsch jener Empfindungen, erst ein Urteil, eine richtende Meinung zu haben. Das hat man einst geleugnet. Man hat aus dem „Naturalismus“ ein ästhetisches Prinzip gemacht, ein solches nämlich, das die Schönheit eben aus den rohesten, unbehauenen, ungeschliffenen Sensationsblöden konstruiert, und man hat nicht gesehen, daß man lediglich eine immer wiederkehrende Jugendgeste künstlich perpetuieren, versteinern, zu etwas Grundfähigem erstarren lassen wollte. Aber Goethe, der Erznaturalist des Götz wird zum Mystiker des Faust, indem er sich mehr und mehr in das Natürliche gerade vertieft; Strindberg, der Erznaturalist der Jugend, kommt als Fünfziger zu dem Geständnis: „Die höhere Phantasie hat größere Realität als diese Wirklichkeit. — Diese banalen Zufälligkeiten des täglichen Daseins sind nicht das eigentliche Leben. — Mein ganzes Leben ist ein Traum. — Dies ist ein Paradoxon: es ging mir, wie es Goethe ging, ich fing damit an, die Menschen zu schildern, und es war mir alles so glasklar, aber je weiter ich komme, desto weniger verstehe ich sie; auch Goethe fand gegen das Alter die Menschen immer sonderbarer, seltsamer“; — und aus dem Dichter von „Fräulein Julie“, wo sich tausend „natürliche“ teils gesagte, teils ange deutete Motive zum „natürlichsten“ Trauerspiel von der Welt verbinden sollten, wird der Dichter des „Traumspiels“, eines lose und lässig die Fäden hin- und hervirrenden Puppenkaleidoskops. Aber welches ist nun wohl die Wirklichkeit, die Natur, die noch alle Wirklichkeitsfanatiker, alle Wahrheitsapostel, in die der furor igneus der Aufrichtigkeit von jung an gelegt scheint, auszu-

*) Im Verlag Georg Müller (München und Leipzig) sind jetzt die autobiographischen Werke Strindbergs zum ersten Mal in der vom Dichter selbst unter Mitwirkung von Emil Scherz als Uebersetzer veranstalteten deutschen Gesamtausgabe vollständig erschienen. Es gehören dazu: 1) Der Sohn einer Magd, 1886. 2) Die Entwicklung einer Seele, 1886. 3) Die Beichte eines Loren, 1888. 4) Inferno, 1887, Legenden, 1898. 5) Entweit, 1902. Einsam, 1903. Im höheren Sinne reihen sich an diese Schriften dann die Bücher der Synthese, die drei „Blaublätter“ (1906–9) des Sechzigjährigen. — Dieser Essay hier versucht nur, ohne auf das Einzelne vorläufig näher einzugehen, eine allgemeine, prinzipielle Einführung in das großartige Lebenswerk zu geben. Eine Würdigung der einzelnen Werke soll folgen.)

in niemandem dieses heilige Feuer brennt, der nicht schon Wahrheit von vornherein auch als Inhalt besitzt, in seiner eigenen Natur sie birgt, die nun fort und fort zu verkünden, aller Hüllen zu entkleiden es so ständig ihn drängt! Die „objektive“ Natur, die „objektive“ Realität — das war lediglich die heilsame Täuschung seiner Jugend, die in ihrem maßlosen Uberschäumen zwischen den bunten Steinen der Sinnwelt überhaupt festgehalten, vor dem Entweichen geschützt wurde; darum hat der Dichter, der vom ersten Tage an nur ein Confessor, ein Selbstbekenner gewesen ist, dem niemals das Poetische wie etwas Fremdes, als leere Form gegenübergestanden hat, auch niemals eigentlich Impressionen von außen erfahren, sondern nur sich, sich hat er jederzeit offenbart und damit allerdings — Natur, Wahrheit, Wirklichkeit als solche! Sagt man aber nicht, daß ein Sichabgeben mit Einzeldingen, mit den Einzelobjekten, von je Sache des Naturforschers allein, die Wahrheit hingegen schon dem Begriff nach einzig dem Philosophen vorbehalten sein könne? Das war der Irrtum! Noch Goethe und Schiller glaubten, daß die Poesie es lediglich mit Erscheinungen, die Philosophie allein mit den Dingen zu tun habe; indes hat Goethes Leben selbst hierüber, wie wir glauben, das meiste Licht verbreitet. Zwar dem oberflächlich Hinschauenden mag es noch heute so scheinen, als ob Goethes Byrl und Goethes Naturlehren aus zwei verschiedenen Quellen geflossen seien, ja zwei entgegengesetzte Seiten seines Wesens ausdrückten: nun aber soll man sich nur darüber klar werden, daß beide Mal ein und dasselbe Prinzip, ein und dieselbe Intuitionsgabe im Grunde schlummert. Denn beide Mal wird die Natur nicht als etwas Totes aufgefaßt, zerlegt, analysiert, sondern im Innersten beseelt, erweicht und flüssig gemacht, zum ersten Mal wird sie mit Sinn und Selbstbewußtsein begabt, wie die Landschaft des Werther mit menschlichen Leidenschaften, so mechanische und chemische Kräfte mit Liebe und Haß. Aber die Naturforscher, wie sie nun einmal die Natur hier und das Gedichtartige dort verstehen, leben freilich weiter der Ueberzeugung, er hätte nur bei der Stange bleiben sollen. Verblendete! Mit der Natur als bloßer Erscheinung haben es offenbar von je nur immer diejenigen „Dichter“ zu tun gehabt, die ihr wie einem fremden Stoff, den sie lediglich „bearbeiten“, mit dem sie sich heileibe nie verschwistern oder identifizieren dürften, gegenübergetreten sind. Bei den Dichtern, die nur sich selbst und immer wieder sich selbst geben, ist das anders: hier ist, wenn sie zu sprechen beginnen, das absolut reiflose Aufgehen im Stoff jedesmal vorangegangen, so daß sie nur eine All-Natur dann in sich tragen, die sie zugleich mit den Strahlen des Selbstbewußtseins zu durchdringen und im innersten Geist und Wesen nunmehr aufzuhellen fähig sind! Dieser Prozeß ist es freilich, den wir verfolgen und der uns allerdings so die Meinung beibringt, als sei die Wahrheit nicht bloß eine: indem Goethes anfänglich so herb und tüchtig im Irdischen wurzelnde Naturbetrachtung dann erst zur höheren kosmischen Byrl, die die Prinzipien der Schöpfung besingt, emporwächst — indem Strindbergs erster, unkritischer, ungefilterter „Naturalismus“ in die andere Phase edtester, philosophischer Natur-Deutung tritt!

Aber vielleicht war jene andre Rede von der starren, fixen und einen Wahrheit überhaupt von je nur ein holder Wahn? Wenigstens wenn jede Allerkklärung im tiefsten stets Selbsterkenntnis, Bekenntnis — und was wäre wohl Natur ohne mich? — bleiben muß: wie vermöchten wir noch unsre eigenen Dunkelheiten und Erleuchtungen, unser Tieferrdringen, unsre Offenbarungen, unser Gefühl der Ueberwindung von Widerständen von fern zu begreifen? Mehr jedoch: die Wahrheit hat es an sich, im Anfang

gar leicht und faßlich, dann aber im Gegenteil immer schwieriger und rätselhafter, immer flüchtiger und mystischer zu erscheinen; auch Strindberg — zunächst erschien ihm alles so „glasklar“, dann immer seltsamer, immer wunderbarer . . . Offenbar, daß sind wir selber . . .; so klar, so durchsichtig wie unsre eigene, noch unerfahrene Jugend, so erheblich und nicht schwerer unsre Probleme von damals; später, als dann Schicht auf Schicht von einem noch urgeheimnisvollen Grunde der Seele aufzusteigen schien, als wir selber in ein unergründliches Innere zu blicken glaubten, da wurde mit einemmal auch draußen alles so verwickelt und kompliziert, von unsichtbaren Kräften getragen. So sah Strindberg anfangs die Welt und alle Dinge, als der Rebell und Revolutionär, der überall, wo es Auflehnung gab, wie mechanisch auf Seite der Empörung war, als Karl Moor (mit dem er durchaus einmal sein erstes Debut als Schauspieler beginnen wollte), als Prometheus, dem die Leber täglich von neuem wuchs — noch schien Gott nicht notwendig! Aber schon der unvergeßliche Uxel Borg,*¹⁾ der Fischmeister auf der einsamen Ostschäre, der Herrenmensch, den die gräßlichen Stürme des Wahnsinns nicht barmherziger zuletzt als jenen britischen Beargreis umheulen — er spricht den Wundern der Magnetnadel, des leeren Raumes, der chemischen Gesetze gegenüber von Gott, und träumt von einem Olymp, der die Dornenbahn des Herakles zuletzt in Seligkeit aufnimmt. Und wie erst die Steine für Strindberg zu reden begannen, da wurden Menschenstimmen erst recht noch einmal für ihn lebendig: mochten sie auch längst verschollen und verhaucht sein — nun findet er Gott auch im Vergangenen, in der Historie . . .; denn wieder sah er nur wie in etwas Eigenstes, in sein Spiegelbild, in die tausend vergangenen Tage eigenen Lebens — und siehe, das sah plötzlich aus wie „bewußt“, wie absichtlich, wie gottgelenkt — immer wunderbarer, immer tiefer, immer mystischer.

Und so kam er endlich auch zu dem Bekenntnis seines sechsten Jahrzehnts, zu seinem „Mlaubuch“, abermals also einem höchst persönlichen Buch, einem „naturalistischen“ wieder — nur daß diese Natur nun ganz und gar zu Geist geworden war. Wenn Strindberg heute sein Leben über-schaut, wach' unermessliche Fahrt liegt hinter ihm, durch was für Höllen und Schmelzöfen ist er gegangen, welche Metamorphosen und Seelentwandlerungen, Wanderungen, hat er schon bei wachen Augen erfahren — und welche Zuber-sicht mußte allein dies seinen Jahren nach und nach ein-flößen! Aus dem Pessimisten von ehemals ist nur der Entwicklungsfreudige geworden, der an eine zunehmende Aufhellung und Erleuchtung unsres Dunkelgrundes glaubt, eine mit dem Alter sich steigende und steigende Empfäng-lichkeit für Lichteindrücke annimmt, und mit Kant darin zusammengelommen ist, daß niemand vor dem sechzigsten Jahre seines Lebens weise zu sprechen sei. Wer Strind-bergs letztes Bekenner-Werk liest, mit seinen tausend auf-regenden Fragen, mit seinen tausend milden, liebe-gefättigten Lösungen — der gesteht es ihm tief im Innersten zu, ehrfürchtig und nicht laut, daß er weise geworden sei. „Die Jugend ist nur ein Begriff, eine Abstraktion, eine Prahlerei, ein Aufsatzthema, ein Lied, ein Toast“ sagt er selbst darin. Welch ein Wort! Es ist wahr — wir haben alle zu sehr den Rost, die Gärung, das Unreife geliebt; nun aber wird es Zeit, sich wieder dem Alter, nicht nur mit der traditionellen Ehrfurcht, vielmehr mit dem stärkeren Vertrauen zuzukehren. Da ein Sechzig-jähriger heutigen Tages alle Weisheit der Jungen beschämt und verbunkelt.

*¹⁾ im Roman „Am offenen Meer“ (Verlag Georg Müller, 1908).

Aber laßt uns darüber den jungen Strindberg auch nicht etwa vergessen, denn was beide zusammen lehren können, ist eben das Goethesche, wovon wir ausgingen, „daß die Wahrheit wohl einem Diamanten zu vergleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sondern nach vielen.“

Das Lied

Der Abend wurde feierlich;
Ein Kind sang aus dem Dämmerdampf;
Da löste eine Insel sich
Vom Lande meiner Seele los.

Und zitterte ins offene Meer
Und ahnte ihre Ufer kaum
Und wurde nach- und sternenschwer
Und landete zuletzt im Traum.

Wie heiß das Mutterufer auch
Die Tochterinsel heimgesucht:
In kühlem, reinem Friedenshauch
Lag sie an ihren Traum gelehnt.

Ein Lied zog mir die Insel fort
Weit in ein Meer von blauem Glück,
Und kein Gebet, kein Feierwort
Ruft die verwanderte zurück.

Dr. Lichterfeld

Arthur Silbergleit

Terrasse von Meudon

Von Ferdinand Hardekopf.

Ein regnerischer Oktobertag erlischt. Der Westwind bringt, vom Meere her, milde Weichheit, in der es ist wie Segnsucht und Süße und Schwermut. In der Lindenallee, die zur Terrasse führt, und deren Wipfel sich zusammenschließen, wie die Säulen einer Kathedrale zum göttlichen Spitzbogen, schreitet ein alter Geistlicher seinen einsamen, grüblerischen Abendweg. Er geht langsam, behutsam, umständlich, gleichsam *a u s s i h r l i c h*, und immer nach zehn Schritten hebt er die rechte Hand zu halber Höhe, zu einer belehrenden und doch zweifelnden Bewegung: eine feine, gelbe Pergamenthand, mehr vom Geist als vom Glauben geformt. Dieser scharfen Silhouette, dieser *Sou-dane*, unter der die späte, zarte Empörung eines Abseitigen edige Linien beschreibt, sieht eine junge Frau ängstlich zu. . . „Die Raben ziehen schwarz zur Stadt.“

Die Terrasse von Meudon ist eine Schöpfung von Königen: erhaben ist sie, und wie erhoben über die niedere Welt, erhoben in die graue, reinliche Höhe des Lufttraums. Ueber das ungeheure Becken des Seine-Tales hegen die Wolken. Es dunkelt. In der Tiefe liegt Paris. In den Gartenhäusern der Vorstädte hängt noch ein vergessener Fegenlicht, wie eine unirdische Feuerbrunst. Aus weichen Nebelkissen reckt sich ein Gerippe: der Eiffelturm, ein zitternder Streifen, eine nervöse Pappel aus Erz, fast unwirklich in der Dunkelheit. O, heute hat dieser freche Gipfel, dieser höhnennde, eiserne Empörer, der sich hoch über Notre Dame erhob, all seine Redheit eingebüßt: er birgt sich fröstelnd und verschwindet in jagenden Nebeln. Und nun leuchtet aus der Regenwelt nur noch ein weißer, blendender Fleck: Sacré-Coeur, die maurische Zauberburg oben auf der Spitze des Montmartrebergs: die heilige Kuppel über einem Dom voll unheiliger Totentänze.

Die Dämmerung häuft Schleier auf Schleier. Da wird es Nacht: ein tiefes, samtenees Tuch, besetzt mit goldenem Flitter. Funken zucken auf: Paris legt sein glitzern- das Prunkkleid an zum Feste der Nacht. In der Schlangenhaut des Stromes spiegeln sich hunderttausend Lichter. Das feuchte Tal dampft. Einen bösen Blick sendet ihm der Mond, aus grünlichen Absynth-Portieren hervorspähend. . . Die Stunden wandern. Heller, frecher, fladernder als die anderen, die schon ermüden, flammen nun die Lichter auf Montmartre. Die anderen erlöschen. Da erglüht Montmartre in all der strahlenden Bosheit seines nächtlichen Triumphes. Sind das die brennenden Flügel der roten Mühle? Raft da durch die Büste, in cancanierendem Trop, die wilde, gelbende Prozession der Luft? Sind das schimmernde Wolken oder Lutetias weiße Spitzenröcke, wie sie, Arm in Arm mit Satanas, einer taumelnden Schar voran- juchzt — zur Hölle? Welch ein Grinsen entstellt da das Antlitz der Nacht? . . .

Der Regen rauscht und löscht die letzten Laternen, die die steilen Gassen von Montmartre hinanflattern. . .

Frühjahr

Nach Hause trag' ich sterbendes Blütenweiß,
Zaghafte Bäume helles, ängstliches Grün. .
Aber schon erschläft das Vibrieren
Zärtlicher Lüfte. .
Soll gleich schwer-gelber Mond.

Berlin

Robert Jencksch

Literarische Neuererscheinungen

Hermann Bahr, Theater. Roman. (Fischer's Bibliothek zeitgenössischer Romane 7. Bd.) Geb. 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk.

Die Welt des Theaters zu schildern hat Hermann Bahr in Dramen und Romanen oft unternommen. Es hat ihn immer wieder gereizt, sowohl den phantastischen, krausen Organismus der Bühne als auch die Psychologie von Schauspielern und Schauspielerinnen zu untersuchen und darzustellen. In dem Roman „Theater“ sehen wir diese Welt in einer ergötlichen und dabei eigentümlich bitteren Weise durcheinander quirlen, die schnell aufstimmende und schnell zur Lüge werdende Leidenschaft, den Betrug, die Intrige. Bahr schildert einen Schriftsteller, der durch den Erfolg seines ersten Stückes in all die süßen Siege der Eitelkeit geführt wird, und den der Mißerfolg des zweiten dann aus dem Paradiese treibt. Die Gestalten des Romans sind von einer porträthafter Eindringlichkeit. Einzelheiten wie eine Silbervestierfeier bei der Schauspielerin Mascha sind Rabinettstücke der Bahrschen Erzählungskunst. Dabei ist das Buch wie alle Werke von Bahr ein durch und durch österreichisches, wienerisches Buch.

Georg Kaiser, Die jüdische Witwe, Biblische Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Mit diesem Drama tritt ein neuer Dichter auf den Plan; ein neuer auch insofern, als sich die Welt in ihm auf eine eigentümliche nur ihm gehörige Weise spiegelt. Wie sehr das der Fall ist, wird um so deutlicher, als der Stoff seines Dramas nicht nur bekannt, sondern auch in einem Meisterwerk unserer Literatur bereits dargestellt ist: die jüdische Witwe ist Judith, die Holofernes tötet und ihr Volk befreit. Kaiser hat mit Bewußtsein alles Heroische ausgeschaltet und auf die Frage, wie solche extremen Dinge der Geschichte sich wirklich ereignen

mögen, eine Antwort gefunden, die am ehesten mit derjenigen Shaw's zu vergleichen wäre; nur daß Kayser's dichterische Natur nicht dialektisch, sondern von einer barocken Naivität ist. Seine Jubith ist ein orientalisches junges, dreizehnjähriges Geschöpf, triebhaft in der Begier der Ehe, naiv und zuversichtlich in allem, was sie tut, ohne jeden Konflikt. Sein Holofernes hat mit dem Hebbels nichts gemein, er ist ein langer Rummel, der ganz ethnographisch in seinem Aberglauben steckt. Ein besonders glücklicher Griff des Dichters war es, auch den König einzuführen. Die Art, wie Kayser die Handlung lenkt, hat etwas Parodistisches; aber sein Drama ist doch keine Parodie, sondern sowohl in der knappen Prosaabhandlung der Sprache als auch in der pittoresken Szenerie bizarr wie alles Natürliche.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Karl Henckell. Mein Lieberbuch. Ausgewählte Gedichte (Verlag der Veg München).

Soren Kierkegaard's Werke. Verlag Eugen Diederichs, Jena. Geheftet **Bl. 3.** — 3. Band. Furcht und Bittern (Wiederholung) Gebunden **Bl. 4.** — 12. Band. Der Augenblick. Geheftet **Bl. 3.** —, gebunden **Bl. 4.** —.

Dr. Kurt Hiller: Das Recht über sich selbst. Eine strafrechtsphilosophische Studie. (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung)

Heinrich Manns Werke (Verlag Paul Cassirer, Berlin B. 10.)

Leo Tolstol. Patriotismus (Verlag der Zeitschrift „Die Aktion.“)

Heinrich Betnos Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Oskar Welzel. (Leipzig, Insel-Verlag.) Zu den hier bereits angezeigten Bänden 7 und 9 erscheint jetzt, mit einer umfassenden Einleitung des Herausgebers, Band 1. Jed. Bb. geh. **Bl. 2.** —, Halbperg. **Bl. 3.** —.

Karl Gutzkow Der Zauberer von Rom. Roman (F. A. Brockhaus, Verlag, Leipzig.) 2 Bb. geb. **Bl. 6.** —.

Ronal Bergson. Das Bewußtsein. Essay über seine unmittelbaren Vorgehenheiten. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena) geh. **Bl. 4.** —, geb. **Bl. 5.** —

Karl Gjellerup. Der Pilger Kamanata. Ein Legendenroman (Verlag Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) Geh. **Bl. 5.** —, geb. 6,50

Zeitschriftenchau

Die Fackel, herausgegeben von Karl Kraus. (Verlag Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3a, Berliner Bureau: Galenfee, Katharinenstraße Nr. 5.) enthält in der soeben erschienenen Doppelnummer 319/320: Glossen. Von Karl Kraus. — Proletarier und Kulis. Von Otto Corbach. — Der Fall Oskar Kozolschka und die Gesellschaft. Von L. E. Zelar. — Seine Stellung zur Metaphysik. Von Kurt Hiller. — Die Fackel erscheint 2—3mal im Monat. Preis einer Einzelnummer 30 Pf., einer Doppelnummer 50 Pf.

Sozialistische Monatshefte Herausgegeben von Dr. Leo Bloch. Das soeben erschienene Heft 7 enthält u. a.: Dr. Leo Arons: Regierungspräsident, Sozialdemokraten und Gemeindeführer; Eduard Bernstein: Das Grundskizze in der Frage der Handelspolitik; Dr. Max Maurenbrecher: Agrarischer Sozialismus; Dr. Ludwig Quessel: Der Massenmord in den Vereinigten Staaten. Das Einzelheft kostet 50 Pf. Probenummern der den Verlag der „S. M.“ B. 35A.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

Bekennnisfreiheit für das Standesamtregister

Es besteht ein Erlaß für die preußischen Standesämter, der vollkommene Freiheit bei der Angabe der Religion gewährt, also auch die Verweigerung der Angabe zuläßt. In Italien z. B. ist es verboten, bei Amtshandlungen nach der Religion zu fragen. In Deutschland wird

bei Auslandspässen keine Angabe über die Religion gemacht (ausgenommen nach Rußland für Juden). Auch bei Vermögensverwaltungen durch das Vormundschaftsgericht wird in Preußen nicht einmal nach der Konfession des Vormundes oder Pflegerers gefragt. Das steht schon alles im wohlthuenden Gegensatz zu der bisherigen Praxis, die vom Zentrum gern dahin verschärft werden möchte, daß konfessionell getrennte Turnstunden in der Schule durchgeführt werden. Die Verfügung des Ministeriums des Innern (für Preußen) lautet:

„Von Mitgliedern verschiedener, namentlich solcher Religionsgemeinschaften, welche weder zu den öffentlich aufgenommenen noch zu den staatlich anerkannten Religionsgesellschaften gehören, sind in Einzelfällen Einwendungen dagegen erhoben worden, daß bei Eintragungen in die Standesregister die Zugehörigkeit zu der betreffenden Gemeinschaft mit dem allgemeinen Begriff „Dissident“ bezeichnet wird. Aus diesem Anlaß bestimme ich, daß in Fällen der angegebenen Art auf etwaigen besonderen Antrag des Anmeldenden in den Register unter der Rubrik „Religion“ diejenige Religionsgemeinschaft einzutragen ist, die der Anmeldende für sich oder die Person, um deren Religion es sich handelt, bezeichnet. Die Standesbeamten sind mit entsprechender Anweisung versehen.“

Berlin, den 22. August 1907.

Der Minister des Innern.

Formulare Austritt aus der Landeskirche

zum versendet in beliebiger Anzahl gegen Einsendung des Portos **Leon Hirsch**, Schöneberg b. Berlin Sachsendamm 53.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Res.

(früher Sanatorium Schreiberhau)

Physikalisch-diätetische Heilmethode

Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer. Das ganze Jahr geöffnet. :: Drei Aerzte.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD Steiermark

Aerztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet. 4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

H **Herzheilbad** **Altheide** Saison-Beginn: **10.** April

Eine Vorkur im Hause mit 30 Flasch. Altheider-Arsen-Eisenwasser (rein natürliche Sprudel-Füllung) ist angezeigt bei Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht und Nierenleiden, sowie nach überstandener Influenza.

Prospekte kostenfrei durch Die Badeverwaltung Altheide, Grafschaft Glatz.

Inhalt der vorigen Nummer: Die revolutionäre Geste. / Die Angehörigen schweigen. / Zum „Fall Jatho“. Von Arthur Baillieu. / Der „Fall Strecker“. Von Prof. Dr. Ludwig Gurkitt. / Die Werenden. Von Otto Corbach. / Glossen. / Die Selbstverstümmelung bei Tieren Von Dr. E. Theling. / Thomas Mann; Von Franz Pfemfert. / Glaube und Heimat. Von Rudolf Kayser. / Unvorhergesehenes. Von Dr. Anselm Kuest. / Die Verrätene. Von Grete Meißel-Geb. / Am französischen Kamin. Von Ferdinand Garbeloff. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / An unsere Freunde. /

S. T.

- Wenn** Sie geschäftliche oder private Transaktionen bewerkstelligen wollen;
- Wenn** Sie in diskretester Weise Auskünfte einzuholen, Beobachtungen anzustellen beabsichtigen;
- Wenn** Sie Ihre Besitztümer durch Käufe, Verkäufe, Beteiligungen, Vertretungen etc. vergrößern wollen;
- Wenn** Sie geeignete gesellschaftliche und geschäftliche Verbindungen und Beziehungen erstreben;
- Wenn** Sie geschäftliche oder private Angelegenheiten durch Schrift und Wort propagieren wollen;
- Wenn** Sie aussergerichtliche Arrangements treffen möchten;
- Wenn** Sie Hypotheken jeder Art regeln oder vergeben, Baustellen (finanzierte und unfinanzierte) kaufen oder verkaufen, sowie überhaupt Kapitalen und Werte austeilen oder auf nehmen wollen;
- Wenn** Sie für Ihr Unternehmen einer grosszügigen Reklame bedürfen;
- Wenn** Sie Ideen, Patente, Erfindungen, Gründungen, Etablierungen etc. realisiert sehen wollen;
- Wenn** Sie für irgend eine Lebensfrage praktische Ratschläge erheischen;
- Wenn** Sie verfahrene Sachen wieder ins richtige Fahrwasser gesteuert haben wollen;
- Wenn** Sie irgend etwas, gleichviel welcher Art, benötigen, wodurch Ihnen ein Vorteil erwachsen kann,

Dann wenden Sie sich sofort an

Redakteur Bogislaw Kristeller

(Schüler von Fritz von Schirp)

„Macht Alles!“

Abteilung: **Organisation**

BERLIN W. 57, Bülowstrasse 83 II.

Schriftl. Anmeldung!
Sprechz.: 4—5 nachm.

Keine Vermittlung!
Nur Management!

Eine Rücksprache mit mir behebt Ihnen alle Zweifel!

Wie werde ich gesund?

Durch das neue Heilverfahren mit Naturpflanzenstoffen!

Tausendfach erprobt bei Lungenleiden, Schwindel, Blutsucht, Blutarmut, Rheumatismus, Nervosität, Zucker-, Magen- und Herzkrankheiten etc.

Selbst schwere chron. Leiden sind heilbar.

Bei Einwirkung richtiger Pflanzenstoffe heilt die Natur selbst jedes alte Leiden!

Nicht jeder Kranke ist heilbar, sondern jede Krankheit ist heilbar.

Schreiben Sie sofort vertrauensvoll an die **Naturpflanzenheilstalt Westphalia**

LEHNITZ bei BERLIN

Heilanweisung, Prospekte u. Dankschreiben kostenlos.

Westphals Naturpflanzenprodukte in grösseren Apotheken zu haben.

Sprechst. in Berlin, Invalidenstr. 34, Montags u. Mittwochs nachm. 4-6 Uhr

AMOR Bestes Metallputzmittel.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau **BERLIN SO. 16, Spreepalast**

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

München. Hotel Europäischer Hof.

Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Südausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes Restaurant. Auto-Garage. **Besitzer Hans Hübner.**

Lausanne Alexandra Gd. Hotel.

Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden

== Lokalbahn ab Jossa. ==

Königlich Bayerisches Mineralbad.

Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Harnleidende, seit Jahrhunderten medizln. bekanntes Stahl- u. Moorbad.

Wernarzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, bei Gicht, Nieren-, Stein-, Gries- und Blasenleiden. **Stahlquelle** erprobt gegen Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. **Sinnberger Quelle** bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens, Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prachtige, waldreiche Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. **Prospekt gratis** durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades **Brückenau**.

BEX -LES BAINS VILLARS

ARVEYES - CHESIÈRES - LES PLANS

Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen

verbndn. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).

Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das

Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Dr. Korach, staatlich konzessionierte Vorbereitungs- u. Pensions-Anstalt für isr. Knaben

Hirschberg, Schles. Vorbereitung für **Einj. - Freiwilligen-**

Prüfung und für alle anderen Examina,

Wilhelmstr. 61. Tel. 329. sowie für alle Klassen der höh. Lehranst.

Gewissenhafte Aufsicht. Beste Erfolge.

Jahns

Handelslehranstalt u. Einjährigen - Institut

Klingenthal i. Sa.

Gegr. 1897.

Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr. Umfassende kaufm. Ausbildung. **4 höhere Abteilungen** zur sicheren Erlangung des Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). **Energ.** Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte. **Epochale individuelle Lehrmethode.**

Sämtliche Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung. Pensionat. Prospekt.

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont

hön. Töchterpens., bestempf. f. Haush., prakt. u. theoret., einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik, Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch. Gr. Erf. b. schwächl. u. Blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon. Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., la. Ref. **Frau Helly Wilken.**

Rheinsberg i. M. b. Berlin

Töchterpension u. Erholungsheim f. jed. Alter. Vorber. z. Abitur. jegl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr. Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs. Sorgf. Erz. **Herrl. Wald, See.** **Ref. Prosp. Villa Marten.**

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt. Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe, Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.** kostenlos vom

Alumnat der berechtigten Realschule

Blankenburg-Harz

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie. Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.

Aufnahme jederzeit. Prospekte kostenfrei.

Rhotert, Direktor.

Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich

am Hauptbahnhof. Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer von M. 2.— an. **W. Bopp, Besitzer.**

Die Aktion

NR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 9. 17. April.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6942 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1. — vierteljährl. (erst. Beheftsgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Sägewerkstraße 6. Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 17, Trefelbergstr. 8. Telefon: Amt No. 617 7513. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonparellzeile 50 Pfg.

Inhalt: Im Zeichen der Schülerelbstmorde. Von Franz Pfemfert. / Der internationale Liberalismus. Von F. B. Astor. / Glossen. / Note. / Ballade. Von Gorilla. / Meine Erziehungslehre. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Früher Vogel. Von Robert Jenrich. / Die junge Generation und Karl Scheffer. Von Rudolf Kurz. / Refurgant. Von Anselm Ruest. / Five o'clock. Von Arthur Kronfeld. / Comtesse Mathien de Noailles über Musset. / Berolina. Von Victor Noad. / Fraktur oder Antiqua (Urteile von Thomas Mann und Jakob Wassermann. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau / An unsere Freunde.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Im Zeichen der Schülerelbstmorde

Wieder und wieder hören wir von Schülern, die durch Selbstmord geendet. In einem Alter, da ihnen die Welt noch ein Wonnerausch eitler Glückszählungen sein sollte, werfen sie das Leben weg wie eine hohle Ruß. Weshalb? Sie nehmen ein Rätsel mit ins Grab. Eltern und Verwandte können nur mutmaßen. Hypothese wird auf Hypothese getürmt, tastend sucht man nach Gründen. Das Verhältnis der jungen Selbstmörder zu ihrem Elternhaus gibt selten eine Erklärung für den unseligen Schritt. Also die Schule? Hier senkt sich der Vorhang vor weiteren Nachforschungen. Sind Strafen oder Strafandrohungen der Anstoß zur Tat gewesen? Ist es die Last des toten Formelkrams, der die jungen Seelen erliegen? Wir hören stets ein Nein. Wer spricht das Nein? Ersiens der Direktor, dem „amtlich nichts bekannt geworden ist“. Dann die Lehrer, die den Jünglingen Unterricht erteilt haben. Der „Fall“ wird von allen Seiten beleuchtet, bis dann das nächste Morgenblatt eine neue „Sensation“ bringt und das Drama der Jugend hinter dem Vorhang aus Holzpapier dem Erinnerungsvermögen des Zeitungslesers entweicht. Bis ein neuer „Fall“ dem Stoff aktuelle Werte gibt.

Soll das so bleiben? Sind Mißstände nur dann „unhaltbar“, wenn sie „aktuell“ werden? Sollen auch die letzten tragischen Schülerelbstmorde nur „Sensationsstoffe“ bleiben? Wird es wieder geschehen, wie nach dem Charlottenburger Doppelselbstmord, daß einige Tage lang alle Moritz Goldschmidt-Intelligenzen uns beweisen, daß sie der Forderung der Zeit verständnislos gegenüberstehen, und daß dann die Diskussion, die dem Zeitungsleser langweilig werden könnte, geschloffen wird und alles beim Althergebrachten bleibt? Zweifellos. Wir dürfen von diesem Polizeiregime, unter dem wir ächzen, nicht erwarten, daß es etwa den Worten unseres wunderbaren Professor

Gurlitt Gehör schenken wird. Den drei Leipziger Oberprimanern werden noch viele viele blühende Lebensgenossen folgen — unsere verpfusste Schule aber wird ihre Schreckensherrschaft weiter ausüben. Unsere Schulen werden geistige und körperliche Strafanstalten bleiben, werden Opfer auf Opfer kosten, solange die Eltern nicht einmütig dagegen Front machen. Vom Staate ist eine Abhilfe nicht zu erwarten, greifen wir zur Selbsthilfe: hören wir endlich auf, in unseren Kindern die Autoritätsgläubigkeit vor dieser Schule zu stärken! Wir haben nicht das Recht, unsere Jugend in scheuer Ehrfurcht vor einer Institution zu erhalten, die auf den Schutthaufen der Vergangenheit gehört! Diese lebensfremde Schule, die der Knabenseele so feindlich, so verständnislos gegenübersteht, die von unseren Kindern nicht geliebt werden kann, sie soll auch von ihnen nicht gefürchtet werden. Wir können aber die Furcht vor der Schule, vor den geistigen und körperlichen Strafen der Schule von unseren Jungen und Mädchen nur fernhalten, wenn wir aufhören, die Qualen, die ihnen die Unterrichtszeit bereitet, als etwas für das spätere Leben unbedingt Notwendiges darzustellen, wenn wir aufhören, für die Schule und gegen die Kinder Partei zu ergreifen. Gewiß, wir erschweren dann den Lehrern den Beruf. Aber wir wollen ja noch mehr: wir wollen den Unterricht in der Form, wie er heute geschieht, überhaupt unmöglich machen. Die verknöcherte Unterrichtsmethode unserer Schulen setzt verängstigte, autoritätsdufflige Kinder voraus. Fehlt aber erst einmal dieses Material, dann wird die Methode, davon bin ich überzeugt, an ihrer eigenen Lächerlichkeit zugrunde gehen. Sorgen wir also dafür, daß unseren Pädagogen das Drillmaterial fehlt. Dann werden die Schülerelbstmorde als Alltagserscheinung verschwinden, und wir werden zu einer gefunden Schulreform kommen.

Franz Pfemfert.

Bürgertum und Politik

I.

Der internationale Liberalismus.

„Proletarier aller Länder vereinigt euch“. Der Zauber-
spruch des großen Meisters hat Wunderdinge vollbracht.
In einer Zeit, in der die Völker der alten Kulturwelt
sich waffenstarr gegenüberstanden, in der im blutigen
Ring der Nationen die politische Einheit wieder fanden, in
der der Nationalismus zu seiner höchsten Blüte sich ent-
wickelte und der Kosmopolitismus tot zu sein schien, er-
ging der Ruf an die unteren Schichten aller Völker, sich
zusammenschließen zu einem internationalen Bunde zum
Kampfe gegen die internationalen Ausbeuter. Trotz allen
Nationalitätenhabers umschlingt heute ein festes Band die
werkstätige Klasse aller Kulturstaaten.

„Klerus und Ritter sind durch die Gemeinsamkeit der
Standesgesinnung und die geistige Bildung seit dem
Mittelalter international“, sagt Heinrich von Treitschke
in seinem Werke „Die Politik“, und es hieße Eulen nach
Athen tragen, wollte man diesen Satz für unsere heutigen
Vertreter der Kirche und des Junkertums noch zu beweisen
suchen. International sind diese Teile des Staatsganzen
allerdings erst geworden von dem Momente an, als ihre
Interessen aufeinanderstießen, d. h. seit dem Mittelalter,
und die Internationalität des einen Teiles den Gegner
gleichfalls zwang, zur Verstärkung seiner Position die-
selben Wege zu wandeln.

Der Internationalismus, dieser Träger der Kultur,
führte zum Kosmopolitismus. Am Schlusse des 18. Jahr-
hunderts schien das nationale Gefühl für die Völker Eu-
ropas erstorben und die große französische Revolution
diesem Gefühl noch den Gnadenstoß zu geben.

Doch die Revolution selbst trug jene geheimen Kräfte
in sich, die das Nationalitätsgefühl von neuem erweckten
und zu lodern der Blut entfachten. Die Bajonette des
Korsets zerstörten die morschen Staatsgebilde, die Gloire
der großen Nation wuchs ins Ungemessene und schuf die
Reaktion unter den besiegten Völkern, die Wiedererwachung
des Nationalitätsgefühls.

Die Kirche, das Junkertum, trotz der nationalen Phrase,
die es beständig im Munde führt, und die Arbeiterklasse
sind international. Wer ist denn nun eigentlich der Träger
des nationalen Gedankens? Etwa die breite Schicht des
Bürgertums, dessen politische Organisation, der Liberalis-
mus, sich beständig von seinen Gegnern vorwerfen lassen
muß, er sei der Vertreter der goldenen Internationale.
Ein Gefühl, und der Nationalismus ist ein Gefühl, bedarf
zu seiner Existenz eines lebendigen Trägers, es kann nicht
über uns und außerhalb der Menschheit schweben. Wenn
aber alle zu einem Staatsganzen gehörigen Schichten des
Volkes vom Internationalismus durchseucht sind, und trotz-
dem das nationale Gefühl lebendig ist, so bedarf es keines
weiteren Beweises dafür, daß beide Gefühle sich nicht
feindlich gegenüber stehen, sondern sich gegenseitig er-
gänzen.

Und in der Tat, der Kampf unserer modernen Prozen-
tarioten gegen den Internationalismus richtet sich nicht
gegen diesen, sondern gegen ein Phantom, das sie sich selbst
durch eine falsche Interpretation des Wortes geschaffen
haben. Internationalismus ist für diese Helben des Wortes,
die sich nicht scheuen, zu jeder Stunde sich des Internatio-
nismus zur Bekämpfung ihrer Gegner zu bedienen, nichts
anderes als Antinationalismus.

Und mit diesem Popanz erschrickt man die breite Masse
des durch die Schule zum strengen Nationalismus erzoge-

nen Volkes und malt auf den politischen Hintergrund die
verbrecherische Gestalt der Staats- und Reichsfeinde in den
abschreckendsten Farben.

Als ob es wirklich antinationale Menschen gäbe.
Tausend unsichtbare Fäden verbinden den Einzelnen mit
dem Orte seiner Wiege, mit den Stellen seiner Jugend,
mit den Plätzen, an denen er gekämpft und gerungen hat.
Und dieses Gefühl der Heimat und Vaterlandsliebe ist dem
Deutschen, und zwar auch dem sozialdemokratischen Ar-
beiter, in besonders großem Maße von der Natur verliehen
worden. Es ist ein so stark menschliches, angeborenes Ge-
fühl, daß es keinem Volke, keiner Rasse fehlt, und seine
Verherrlichung hat der Menschheit die schönsten und reichsten
Schätze der Poesie gebracht. Und wenn es wirklich einmal
in der Brust eines Menschen verloren gegangen zu sein
scheint, so bedarf es nur eines äußern Anstoßes, um es
wieder von neuem zur hellen Flamme zu entfachen.
Wehe dem Volke, dem dieser kostbare Schatz des Gemüts
verloren ginge, sein Untergang wäre unvermeidlich.
Die Heimat- und Vaterlandsliebe ist die gewaltigste, die
Staatenbildende Kraft der Menschheit.

Aber die wahre Heimat- und Vaterlandsliebe ver-
langt nicht den Haß gegen die über den Bergen Wohnenden.
Solch ein Gefühl würde uns zurückschleudern in die Zeiten
der grauen Vergangenheit, in die Barbarei, in die Periode
des Kampfes Aller gegen Alle.

Die Menschheit ist auf ihrem Lebensgange fortge-
schritten auf dem Wege der Kultur. Noch sind nicht alle
Schlachten der Urzeit verschwunden. Ja, es scheint fast,
als ob die Aufgaben, welche die Lebenden und kommenden
Generationen zu erfüllen haben, unendlich gewaltiger seien,
als die bereits erfüllten. Und dies erfordert ein gemein-
sames Arbeiten aller Kulturvölker. Nicht trennen soll man
deshalb die Völker, sondern zusammenführen, man soll
bei aller Wahrung und Pflege der Vaterlandsliebe,
den Internationalismus im edlen Sinne in den Dienst
der großen Menschheitsidee stellen.

Wie lächerlich wirkt heute für den Denkenden, den
Menschenfreund, der Kampf gegen den Internationalismus.

Telegraph und Telephon umspannen den Erdbreis und
reißen alle Landesgrenzen nieder, ja selbst der vermittelnde
Draht wird vielleicht verschwinden, durch alle Zonen wird
der Mensch sich mit dem Menschen ungehindert verständigen,
unsere modernen Verkehrsmittel werfen in relativ kurzer
Zeit die Angehörigen aller Nationen hant hant durcheinander,
Kunst und Wissenschaft und damit das geistige Leben der
Völker sind bis zu einem hohen Grade international ge-
worden, allerorts tauchen Bestrebungen für ein inter-
nationales Verständigungsmittel auf. Internationale Kon-
gresse aus allen Gebieten menschlicher Tätigkeit weben
ein geistiges Band um die Völker der Erde und bringen
sie einander näher. Jeder der Menschheit wertvolle neue
Gedanke, jede Entdeckung, jede Erfindung gehört Allen
ohne Unterschied der Nation. Die Presse, die internationale
Seele, lehrt die Wünsche, die Hoffnungen des einen Volkes
dem andern verständlich und begreiflich zu machen.

Und zu allem ist die Grundlage der menschlichen
Existenz international geworden. Unsere gesamte Pro-
duktion, industrieller und agrarischer Natur, unser Handel
hat die nationalen Grenzen längst niedergerissen. Die Völker
drängen ins Weite. Jedes Kulturland müßte der Barbarei
verfallen, wenn es sein wirtschaftliches Leben mit einer
unübersteigbaren Mauer umgeben wollte. Kein Volk ist
im Stande, alle seine Gebrauchsgüter aus den eigenen
Schätzen zu produzieren.

Niemals war der Internationalismus so gewaltig und so mächtig wie heute. Er ist das Agens im Streben der Menschheit zum Fortschritt.

Darum muß jede Menschheitsidee international sein, wenn sie Bestand haben soll, das gilt auch für alle großen politischen Bewegungen. Eine Weltanschauung läßt sich nicht kultivieren im Darnie dreier Kirchtürme. Und nicht mit Unrecht sind in ihren politischen Bestrebungen Klerus, Ritter und Proletarier international.

Unsere staatlichen Gebilde beruhen auf dem Zusammenschluß dreier Kräfte. Zur Geburts-Aristokratie, als der herrschenden Klasse, die die politische Macht in der Hand hält und halten muß, wenn sie nicht untergehen will, und die durch die fortschreitende Demokratisierung der Völker immer mehr von ihrer Bedeutung verliert und sich nur noch durch den Zustrom der Finanz-Aristokratie in den großen Staatengebilden lebensfähig erhalten hat, tritt die breite Masse des Volkes und die Kirche, die sich jeweils unter Ausnutzung der Verhältnisse, der Hilfe des einen oder andern Staatsteils zur Erhaltung ihrer Machtsphäre bedient. Das Volk in allen seinen Schichten, gleichviel ob Bürgertum, ob Bauer oder Arbeiter war das Objekt der Herrschaft, fast nie das Subjekt, es wurde teils durch wirklich vorhandene, teils durch künstlich geschaffene Interessengegensätze nach dem Grundsatz *divide et impera* von den herrschenden Teilen des Staatsganzen auseinandergerissen und dadurch seiner politischen Macht beraubt.

Dem Liberalismus, der Lehre von dem Rechte der Individualität soll die Aufgabe beschieden sein, die Herrschaft der einzelnen Klasse zu beseitigen und an ihre Stelle den Willen der Gesamtheit zu setzen. Dieser äußern Form steht die innere Forderung der Beseitigung jedes persönlichen Zwanges, soweit er nicht im Interesse der Erhaltung des Ganzen notwendig ist, zur Seite. Der Liberalismus ist in seinem Wesen international, er allein enthält in sich die Kraft zum kulturellen Fortschritt der Menschheit, in seiner Verwirklichung bringt er die höchste Entfaltung des Menschengenies. Doch er kann auch zeitweise Irrwege gehen wie jede geistige Strömung, die zu ihrem Träger den irrenden Menschen hat. Der Sozialismus ist eine unreife Frucht des Liberalismus.

Man vergesse nie, daß Liberalismus und liberale politische Partei nicht identisch sein müssen. Eine liberale Partei wird, wenn sie in den politischen Tageskampf eintritt, mit einer solchen Anzahl von wirtschaftlichen und politischen Aufgaben belastet, die das Wesen des Liberalismus nicht berühren, deren Vertretung aber, so notwendig sie ist, wenn die Partei sich nicht zu unfruchtbarer Ideologie verurteilen lassen will, die Gefahr in sich birgt, vom Geiste des Liberalismus abzuweichen.

Überschaut man die politische Tätigkeit der liberalen Parteien aller Länder, so ist es ein Leichtes, fast überall die Sünde wider den heiligen Geist zu finden. Es ist auch kein Wunder.

Wie der kommunale Parteipolitiker geneigt ist, im engen Kirchturmsinteresse und um eines Augenblicks- und lokalen Erfolges wegen, sich außerhalb seiner Parteigrundsätze zu fühlen oder sie zum mindestens lax zu handhaben, so wird der liberale Parteipolitiker im Tageskampfe oft in Versuchung kommen, um eines Augenblick-Erfolges wegen, die große weltbewegende Idee des Liberalismus in den Hintergrund treten zu lassen. Für beide ist es aber dieselbe Ursache, die Trennung von der gemeinsamen Idee.

Ideen kennen keine geographischen Grenzen und sperrt man sie ein, so verkümmern sie. Die einseitige Vertretung

derselben Welt-Idee in den einzelnen Ländern ist ihrer Entwicklung und Ausbreitung hinderlich.

Deshalb ist es im Zeitalter des Internationalismus und der weltumspannenden Organisationen erforderlich, daß die Vertreter der liberalen Weltanschauung aller Länder zur Pflege des internationalen Liberalismus sich international organisieren. Es bedarf keiner Frage, daß diese internationale Organisation sich nur mit der Pflege des Liberalismus, nicht aber mit den innern politischen Fragen der einzelnen Nationen zu beschäftigen haben wird.

Ein solcher Vorschlag in die Öffentlichkeit geworfen, wird den Gegnern des Liberalismus die billige Gelegenheit geben, über Verrat am Vaterlande, über Staats- und Reichsfeindschaft zu schreiben. Sie handeln wie der Spitzhube, der schreit: „Haltet den Dieb!“ Wer von der Größe einer Idee überzeugt ist, wird des Geschreies der Gegner nicht achten. Die Idee einer internationalen Organisation des Liberalismus ist ja doch nicht so ganz neu, und bereits teilweise durchgeführt. Die internationalen Friedenskongresse sind überwiegend liberalen Charakters. Doch ihnen fehlt die innere Kraft, weil sie nicht getragen werden von der breiten Masse der Völker, weil diese Völker trotz gleicher Lebensanschauungen nicht zu einander kommen können.

Wird der internationale Liberalismus erfüllen, was dem nationalen versagt zu sein scheint?

Das politische Leben der modernen Staaten ist ein Kampf um die wirtschaftlichen Interessen; große ideelle Aufgaben sind vollständig in den Hintergrund getreten. Gewiß werden allezeit die wirtschaftlichen Interessenkämpfe einen hervorragenden Teil des staatlichen Lebens bilden da der Staat doch auch zugleich eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft ist. Allein die wirtschaftlichen Bestrebungen dürfen nicht ausschließlich, wie es heute der Fall ist, das öffentliche Leben beherrschen. Möge auch diese Erscheinung zurückzuführen sein auf die gewaltige Entwicklung der Technik, die dadurch bedingte Umwälzung der Produktionsformen, den Welthandel, und die Gärung im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben. Eine gewisse Ruhe und Stetigkeit nach der Hast des letzten halben Jahrhunderts, eine Klärung, muß eintreten, in der die ideellen Ziele der Menschheit wieder in den Vordergrund des geistigen Lebens treten. Der Liberalismus setzt seinen scheinbar unterbrochenen Stegesszug fort. Denn auch in all dem Hasten und Treiben um das goldene Kalb ist er siegreich vorgebrungen.

Allein, um es zu wiederholen, jede große Idee bedarf ihrer Träger. Der Liberalismus ist in dem engen nationalen Rahmen verkümmert, in den Hintergrund getrieben worden. Eine Weltanschauung bedarf zu ihrem Gedeihen, zum Auswachsen und Reifen der ganzen nicht durch nationale Schranken getrennten Welt. Sie bleibt im engen Rahmen eines Volkes ein unfruchtbares Reis am Baume der Menschheit.

International wird der Liberalismus im gegenseitigen Gedankenaustausch, in dem Willen des gemeinsamen Handelns, neues Leben hineinzutragen in die Völker. Ueber den Kleinlichen Tageskämpfen wird die große Idee nicht vergessen. Immer wieder von neuem wird die befruchtende Kraft sich über den Erdball ergießen, Probleme aller Art, die heute an den nationalen Gegensätzen zu scheitern drohen, finden ihre Verwirklichung.

Es sind nicht nur die Intellektuellen, auch die breite Masse des Bürgertums steht heute dem öffentlichen Leben kühl gegenüber. Die wirtschaftlichen Interessenkämpfe haben das politische Leben ertötet.

Es fehlt die Gewalt einer großen Idee, die fern vom Streit um den Mammon, die Köpfe und die Herzen erfüllt, dem Menschen das Gefühl der Gemeinsamkeit wieder gibt. Die ungeheure Stärke der Sozialdemokratie beruht auf dem Besitze einer solchen Idee, auf ihrer geistigen Macht über die Anhänger. Der Glaube der Sozialdemokratie wäre längst verloren gegangen, wenn der Internationalismus ihn nicht stets von neuem befruchtete. Das Gefühl, eine weltübernde Macht zu sein, läßt keine Hoffnungslosigkeit aufkommen, auch wenn die wirtschaftliche Entwicklung noch so stark den Beweis für die Unüberführbarkeit des sozialistischen Problems liefert.

Dem Bürgertum fehlt eine solche allmächtige weltumspinnende Idee, obwohl der Liberalismus in seiner reinen Form weit stärker sein müßte als der Sozialismus. Der Glaube an die Allmacht der liberalen Idee muß wieder erweckt werden. Frei von der Schlacke der Tagespolitik, frei von den engen nationalen Schranken, soll er die Völker erfüllen von dem neuen Geist der Zeit.

Kühle Köpfe und engherzige Politiker werden über Ideologen und Träumer spotten, die es wagen, dem Volke den Idealismus wiedergeben zu wollen. Ueber sie schreitet die Zeit dahin.

Von den Lebenden werden Taten verlangt. Dem Bürgertum erwächst die Aufgabe, die große Pflanzstätte des Liberalismus zu schaffen. Nur einen Weg gibt es hierzu. Es ist die internationale Organisation aller Liberalen. Die Parole muß, wenn das Bürgertum als politische Macht nicht langsam verbluten will, für die Zukunft lauten: „Nationale liberale Parteien mit internationaler Organisation zur Pflege und Propaganda des Liberalismus“.

Es lebe der internationale Liberalismus!

B. A. F. v. r.

Glossen

Zum großen Hirnverlassen. Der „Berl. Vol.-Anz.“, das Organ für Polizeigesinnung und den geistigen Mittelstand, läßt sich am 7. April von seinem Bonchner Spezial-Berichterstatter folgende Bedeutsamkeit telegraphisch mitteilen:

„... Essen statt ... Fünfundzwanzig Herren der medizinischen Wissenschaft setzten sich zu Tische, um sich die hier nachstehende Speisensolge servieren zu lassen: „Hors-d'oeuvres variés. Potage à la Bortsch (Russisch). Crème d'Asperges vertes (Französisch). Timbale de filets de sole Catalane (Englisch). Truite saumonée à la Norvégienne (Norwegisch). Gemengsel auf Nürnberger Art. (Deutsch). Poularde en casserole à l'américaine (Amerikanisch). Salade à l'italienne (Italienisch). Suprême de fruits à la religieuse (Französisch). Crème à la praliné (Französisch). Canards (Schwedisch). Als Dessert wird Kaffee serviert.“

Es geht doch nichts über einen sicheren Telegraphendienst. Man denke, wenn diese Mitteilung etwa einen Tag später den Abonnenten zugegangen wäre. . .

Ein niedlicher Pfaffe ist doch Herr Pfarrer Gehling aus Erbsdorf in Sachsen. Die konservativen „Dresdener Nachrichten“ teilen mit, daß dieser Normalchrist am Palmsonntag bei der Konfirmationsfeier in der Kirche allgemeine Erregung unter den Kirchenbesuchern verursachte, weil er einen Knaben von der Konfirmation zurückgewiesen hatte. Diese Zurückweisung erfolgte, weil der Knabe nicht geisteskräftig genug war, um den ganzen in der Konfirmationsstunde verabreichten Religionsstoff verdauen zu können. Jetzt wird von dem wackeren Glaubenseinpauser ein Brief bekannt, den er, der Normalchrist, an einen Arbeiter ge-

schrieben hat. Der Arbeiter hat sich darüber beklagt, daß auch seine Tochter den Unterrichtstram nicht bewältigen könne, und außerdem seine Notlage betont. In der Antwort finden sich folgende Sätze: „... Schade, daß Sie nicht Minister sind! Sie würden gewiß über Lernen und Hersagen viel bessere Vorschriften erlassen, als wie wir sie heute haben, und mir auch guten Rat geben, wie man Konfirmandenunterricht erteilt. Aber Sie halten ja nichts vom Konfirmandenunterricht. Nun freilich, das liebe Vieh im Stalle lebt auch und hat weder Schul- noch Konfirmandenunterricht...“

Er ist ein Held, nehmt alles nur in allem. Nämlich mein Liebling Dr. Breitscheid. Es sind herrliche Siege, die er allwöchentlich erkämpft. In der vorigen Woche stritt er im Wahlkreise Altena-Merlorn, wo der Bankier der „Demokratischen Vereinigung“, der Rentier Witt, als Reichstagskandidat seine Hebelübungen begehrt. In seiner Vereinsdruckchrift verantwortet mein Liebling Breitscheid folgende Darstellung seines Erfolges: „... Die zündenden, ... berechneten Ausführungen Dr. Breitscheids lockten den Zentrumredner aus Merlorn auf den Plan, und er versuchte, in bekannter Art mit dem Demokraten die Waffen zu kreuzen. Wie Dr. Breitscheid darauf mit ihm ins Gericht ging, muß man erlebt haben. Der arme Mensch sank unter der Wucht dieser Entgegnung ganz zusammen, und seine Einwendungen wurden immer leiser...“

Eja, tja, man muß es erlebt haben, wie der arme Mensch ganz zusammensank... Aber er wird sich hoffentlich wieder aufrichten... .

Uebrigens scheint die „D. B.“ wirklich für die nächste Zeit neuen Mitgliederzuzuwachs zu erwarten. Anders ist die Nachricht nicht zu erklären, daß diese Partei der Mandatsinteressenten die Absicht äußert, in der nächsten Zeit neue Kandidaten aufzustellen. Natürlich gegen Freisinn und Sozialdemokratie. Denn diese Leute wissen nicht mehr, welche Aufgabe sie zu erfüllen haben. Sie wissen nicht mehr, daß sie (wenn schon kandidiert werden muß) die Pflicht haben, allüberall, wo die Reaktion die Sozialdemokratie bedrängt, einzuspringen, um die Macht der Reaktion zu sprengen. Denn die „D. B.“ ist schließlich nur als Mittel gedacht worden, um die Furcht vor der Arbeiterpartei zu beseitigen, sie hat die Schrittmacherin der Sozialdemokratie sein sollen und zu sein. Undernfalls hat sie keine Existenzberechtigung. Wo sie sich gegen die fortschrittlichen Parteien stellt, wirkt sie für die Reaktion. F. P.

Note

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will den imposanten Gedanken einer „Organisierung der Intelligenz“ fördern und dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegengewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenswertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehrlichen Radikalismus zu sein.

Ballade

Herr Geo ritt durch die Lande,
Ihm ward das Herze schwer:
Die grimme Dichterbande,
Sie schrieb für ihn nicht mehr.

Die grimme Dichterbande,
Voll Lüge und voll Gift,
Hatte am feindlichen Strande
Ihn einsam ausgeschifft.

Nun war er in argen Nöten,
Der arme Millionär,
Denn seine goldnen Kröten
Gab er nur ungern her.

Es toste in seinem Fettschen
Gar wild und weh und toll:
„Wie krieg' ich bloß mein Blättchen
Auf billige Weise voll?“

„Ich werde es so probieren
— Und schneller flog sein Puls —:
Mit oberen Papieren
Von Hinz und Kunz und Schulz;

„Mit mau gelegten Eiern
Und fade-flauem Mitt
Von Raude und Müllern und Meyern
Und von dem Kleinen Schmidt.“

Und so geschah's . . . Doch, siehe,
Der Abomenten Lauf,
Den hielt, trotz ems'ger Mühe,
Sein Gott jetztund mehr auf.

Sie liefen, liefen, liefen,
Und die, so noch nicht fort,
Die schliefen, schliefen, schliefen,
Berauscht von seligem Wort . . .

Herr Geo, welch ein Meinfall! —
Doch jener, unverzagt,
Hat einen neuen Einfall,
Der wird nun frisch gewagt.

„Die Dichter, deren Spenden
Mir nicht mehr fließen —: Heil!
Die lassen sich ja verwenden
Im Inzeratenteil!“

Er denkt: „Wer mich verspottet,
Ist sicher ein Phänomen;
Und wer mich ausgerottet,
Mit dem kann ich prohen gehn.“

Und er proht unter süßem Getriller
(Im Herzen knurr't's und murr't's)
Mit dem Herr und dem Heyn und dem Hüller,
Mit Bläß und Berabt und Kurp. —

Mein demokratisches Dickschen,
Der Leser ist kein Boeuf,
Er kennt die faulsten Bidschen,
Er merkt den schlausten Bluff.

Mein lieber feister Zepher,
Das wär' nun aufgedeckt;
Vor mir gewiegtem Beräppler
Bleibt kein Filou versteckt!

Gorilla.

Meine „Erziehungslehre“

Ich habe eine „Erziehungslehre“ erscheinen lassen (im Verlage von Wiegandt & Grieben, Berlin). Das Buch macht sich frei von aller ererbten Buchpädagogik. Ich glaube, daß ihm in Gesinnung keines näher steht, als Rousseaus „Emile“, ohne daß ich etwa bewußt mich an den größten Erzieher des vorletzten Jahrhunderts angelehnt hätte und ohne daß ich mit ihm in Konkurrenz hätte treten wollen. Aber ich hatte das gleiche Bedürfnis wie er, mich mit Offenheit und Rücksichtslosigkeit gegen ererbte Schulmeistertheorie und -Praxis aufzulehnen.

Ich verabscheue alle pädagogischen Systeme: Sie nehmen den einzelnen Menschen nie als ganze, unteilbare Persönlichkeit und gehen stets aus von vorgefaßten Idealen und Meinungen, denen sich der Zögling unterzuordnen und nach denen er zu wachsen habe. Ich denke mit Emerson: „Der rechte Mann ist der, der sich mitten im Menschengewürhl mit freiem, innerem Gleichgewicht die Unabhängigkeit des Einsamen bewahrt“. Und „die Geschichte der Menschen wird willkürlich und ungerecht, sobald sie mehr sein will, als eine Rechtfertigung und ein Gleichnis für unser eigenes Sein und Werden“. Ich will, wie auch er, auf die Jugend wirken, nicht indem ich sie auf die ihnen eingeborenen Kräfte und Stimmungen hinweise und ihren gesunden Reimen zur Entfaltung ver helfe.

Mein Ziel ist nicht der stille Untertan, der bescheidenz Bürokrat; mein Ziel ist die freie, selbstbewußte Persönlichkeit, die sich willig dem Ganzen einfügt. Das Mittel dazu? Achtung vor jeder Natur, Stärkung ihrer wertvollen Organe und Triebe, gerechte Würdigung auch der Störungen und Hemmungen, die als Naturtriebe und, oft durch Erbschaft bedingt, nicht tragisch, sondern pathologisch beurteilt und behandelt werden müssen.

Ich bringe in diesem Buche meine naturwissenschaftliche Ueberzeugung zum Ausdruck, daß der Mensch im wesentlichen Produkt der Vererbung ist, daß die Erziehung an seinem inneren Wesen kaum etwas ändern kann, daß es nur darauf ankommt, der Natur nachzugehen und ihr günstige Lebensbedingungen zu schaffen. Von Zwang und harten Mitteln verspreche ich mir in der Erziehung so gut wie nichts. Mein Optimismus, für den man auch meine Natur verantwortlich machen mag, nicht mich — denn ich kann nicht anders fühlen, sehen, hoffen — mein Optimismus findet bisher in den Erfahrungen eine Stütze, die man in England und Nordamerika mit einer humanen Behandlung selbst verbrecherischer Kinder macht. Ich sehe auch in Deutschland die Pädagogik in die Bahnen einkenken, die ich seit Jahren verfolge. Dagegen aber arbeiten die Schulbehörden, die der von mir erhofften Freiheit das Autoritätsgebot entgegenstellen.

Ich weiß, daß die Fachleute in meinem Buche den methodischen Aufbau und den Paradeschritt der Beweisführung vermissen: Mir kam es darauf an, ein lesbare Buch zu schreiben, zu zeigen, daß Pädagogik nicht trocken und langweilig sein müsse. Dies scheint mir gelungen zu sein. Ich wende mich auch sehr an die Eltern.

Nach mir bekannten Zeugnissen scheuen sich Lehrer, die im Amte stehen, dieses Buch in der Fachpresse zu besprechen. Sie fürchten schlimme Folgen, wenn sie solche Reherereien loben würden, stehen meinen Ansichten anderseits doch nahe genug, um nicht zu mir in offene Gegnerschaft treten zu wollen. So schweigen sie lieber ganz.

Ich würde aber keine Bücher schreiben, wenn ich nicht innerste Bekenntnisse vorzutragen hätte. Und die sind nun einmal nicht totzukriegen. Prof. Dr. L. Gurlitt.

Früher Vogel

früher Vogel, der vorm Fenster singt . .
Doch sein Lied ist traurig, schwer-beschwingt,
Trüber Ton, der über die Gärten klingt.

„Dulde, daß ich schweigend nebensteh',
Wenn du andern winkst oder wehrst;
Morgen mich zu deinen Füßen seh',
Abend, wie du selig mich versehrst.“

früher Vogel, entfliege, flieh' geschwind!
Tropfe Blut bei jedem Ton entrinnt . .
Büschel biegen im erwachten Wind.

Berlin

Robert Jencksch

Die Junge Generation

II. Die Erwiderung.

Selbstverständlich war es Karl Scheffler, der auf meine Anmerkungen zu der weimarer Monumentalkunst reagierte.

Er richtete einen Warnungsruf an Maximilian Harden. Meine Arbeit, schrieb er, scheine ihm, so sehr der Korrektur bedürftig, daß er ihn für einen Appell an seine Leser um Raum bitte. Scheffler appellierte:

„Es ist nicht meine Absicht, gegen den jungen Bildhürmer, der, in Selbstliebe erglühend, diesen Aufsatz geschrieben hat, zu polemisieren. Mir liegt nur daran, der Wirkung zu wehren, die seine verführerisch bequemen Ideen auf das allgemeine Urteil über einen von mir geschätzten lebenden Dichter üben könnten; ich wünsche, meinen Namen, der den Lesern dieser Blätter nicht fremd ist, für Paul Ernst, einen der vorzüglichsten geistigen Arbeiter des heutigen Deutschland, einzusetzen, weil der literarische Brauch ihm die Selbstverteidigung verbietet. Der lebende Dichter ist in dieser Hinsicht den Toten gegenüber im Nachteil. Schillers und Hebbels Lebenswerk steht dem Deutschen in jeder Minute sichtbar als ein Ganzes, als etwas objektiv Gewordenes da. Erlebt man, daß moderne Literaturdreistigkeit einen unserer Unsterblichen respektlos anschnaubt, daß eine von den „Vorurteillosen“ eingeführte Mode etwa die Verachtung Schillers diktiert, daß die malen-grüne Weisheit Unmündiger Heibel zu entthronen sucht, um an seinen Platz geistig verwachsene Kaffeehauspoeten zu setzen, so kann man's gehen lassen. Man wird sich vielleicht dabei der amüsanten Stelle in einem der satirischen Berliner Romane von Fritz Mauthner erinnern, wo ein paar kunstbegeisterte Handlungsgehilfen auf ihrem nächtlichen Heimweg vom Theaterverein vor Begas' Schillerdenkmal auf dem Gendarmenmarkt verweilen, um im Hochgefühl ihrer Modernität zum Monument hinaufzuschimpfen. „Oller Schmachtlappen“, glaube ich, rufen sie. Die Mode dieses Jahres, an Heibel den Vatermord zu verüben, wird vorübergehen. Er und der andere noch größere Friedrich sind selbst im Tode lebendig genug, um rechts und links Ohrfeigen austeilend zu können. Etwas anderes ist es, wenn ein lebender Dichter dem Publikum, das kaum von ihm weiß, verächtlich gemacht wird. Von Paul Ernst wissen erst wenige; und auch sie kennen von seinen Dichtungen nur, was der Zufall ihnen in den Weg geführt hat. Die Dramen dieses schon im Mannesalter Stehenden sind noch nicht aufgeführt worden (nur Max Martensteig in Köln hat eine rühmliche Ausnahme gemacht); seine Novellen sind nur wenigen Kennern bekannt; ein Roman ist kaum schon über die erste Auflage hinaus. Literaturkritiker haben seine Arbeiten nie nachdrücklich empfohlen; und rechnet man zu alledem nun noch diese neueste kritische Verdächtigung, so wird das von vielen anderen Interessen belagerte

Publikum sicherlich die Lust verlieren, eine Bekanntschaft zu suchen, die so wenig Ertrag verspricht.

Solcher Schlußfolgerung möchte ich widersprechen. Ich wünsche, allen Zukunftslesern, die einiges Vertrauen zu mir haben, dieses zu sagen: Glaubt nicht den vierten Teil dessen, was Euch hier neulich über Paul Ernst gesagt worden ist; mißtraut der dem ersten Blick plausibel scheinenden Logik eines unreifen Geistes, der seine Leser mit mißverständlichen Begriffen von Leidenschaft und Sündlichkeit ködern möchte. Laßt Euch auch nicht verführen, wenn Goethe gar als Eideshelfer herangezogen wird. Dessen Aussprüche werden von allen Parteien, sogar von orthodoxen Christen benutzt. Wer ihn kennt, weiß, was ihm näher steht: die tiefe Gründlichkeit Ernsts oder der Schülerdünkel dessen, der uns davor warnte; weiß, daß Goethe einer der größten Kunstdenker war, daß er sich, im Verein mit seinem Freunde, dem nun verachteten Schiller, jede Kunstwirkung klar gemacht hat und über die Grenzen des Dramas, des Epos und der lyrischen Dichtung Sätze niedergeschrieben hat, die jeder Heibelötter zu verstehen suchen sollte, bevor er an sein blutiges Handwerk geht. Er wäre heute der erste, moderne Bakalaureusprahler zu züchtigen. Wie es ihm lächerlich war, wenn dumme Menschen Schiller gegen ihn ausspielen wollten, so wäre es ihm widerwärtig gewesen, sich gegen seinen großen Confrère ausspielen zu lassen. Nicht der handelt in Goethes Sinn, der Zuchtlosigkeit für Freiheit, den Rausch für Natürlichkeit und Eindrucksfülle schon für Kunst nimmt. Zucht, Disziplin, freiwillige Unterordnung unter das Gesetz des Objektes, die ethische Rhythmisierung der inneren Unendlichkeit: Das ist goethisch. Dieses aber ist es eben, was die jungen Vandalen des Realismus, die Epigonen des Naturalismus fürchten und darum hassen. Feig und schwächlich weichen sie vor jeder Disziplin des Denkens und Handelns zurück. Wenn sie sich nicht weiberhaft in Empfindungskrämpfen winden können, glauben sie nicht, recht zu leben. Darum hassen sie das Männliche in der Kunst, beschimpfen die harte Selbsterziehung in Hebbels Natur und verdächtigen den Vollkommenheitstrieb in Ernsts Werken . . .

Ein besserer Kämpfer, Herbert Eulenberg, hat sich in der „Zukunft“ schon früher mit Heibel auseinandergesetzt. Ihm hörte man aufmerksamer zu, denn als Dramatiker sprach er für sich selbst; und er stand kavalierrmäßiger da, grüßte mit bescheidener Ehrfurcht seinen Gegner. Glauben nun aber auch die aus dem Café Größenwahn sich berufen, vor der stillen Erziebertätigkeit der Heibelnaturen zu warnen, so beweisen sie nur, daß sie selbst dringend des Erziehers noch bedürfen, daß sie nicht fähig sind, wirre Jugendinstinkte strenger Zucht zu unterwerfen und daß sie mit all ihren Talenten und Reizsamkeiten nur Reflexgeschöpfe sind. Ihnen ist zu wünschen, daß die Not des Lebens sie irgendwo in Reife und Glied stellt. Denn jetzt sind sie nicht jung und können auch nicht lebendig altern, weil ihnen die Fähigkeit der natürlichen Hingabe an alles Große und Edle fehlt. Sie haben nicht das Recht, verantwortlich für die „junge Generation“ zu zeichnen; weil sie nicht genug Liebe haben.“

Karl Scheffler.

III. Duplik.

(Diese väterlichen Worte erschienen bei 30° R. im Schatten: um Pfingsten herum. Ich stand vor einer großen Reise. Der Tod Swinburnes hatte mich in eine feierlich erregte Stimmung hineingerissen. So konnte ich es mir gestatten, auf einen bürgerlichen Beweis mit einer Symphonie zu erwidern.

Swinburne ist tot. (Man bleiben noch Zwei, deren

Namen eine Strahlenglorie zeitloser Einsamkeit umfließt: Stefan George und André Gide). Er war ein Mensch von hohem Alter, sein Tod gleich dem abebbenden Verlöschen der Fadel. War über seine Verse gebeugt lösten sich endlose Erschütterungen doch in dem Gefühl: vielleicht kommst du einmal hinüber, vielleicht lernst du ihn kennen . . . Er war ein Mensch von legendärer Größe. Danteske Formverlorenheit unter der Kühle anglomanischer Haltung. Ich wohne in einem nördlichen Vorort: weit vor der Stadt. Wenn ich im Café (niederträchtige Erdentrüchtigkeit verwöhnter Gehirne — und ich bin ein Caféhauhliterat) über die Furcht des Aufstehens, die Furcht des körperlichen Zusammenrassens, des Zueinanderschließens der Muskeln (Faulheit, Faulheit) die Zeit der letzten Bahn versäume, gehe ich zu Fuß, vier Stunden lang. Gefühle eines natürlichen Parks im Tiergarten, schlenderndes Wechseln lebhafter Gruppen in der Friedrichstadt, und dann immer abebbender, zudender, verstoßener. Hinter dem unbestimmten Lärm der Großstadt, emporgeschossenen Steinwällen plötzlich zwei sparsame Reihen weißer Laternen. Mein Weg führt an endlosen Drahtzäunen vorbei, verbogenen Schutzgeflechten: dahinter rohe Wellen aufgerissener Erde, weißliche Felsen von Schutt. Am Horizont verfließen hilflose Silhouetten weit entfernter Häuser, verblassende Lichter verwischen sich im tiefen Blau der Nacht. Jeder Schritt pflanzt sich durch tausend Nervenbündel ins Gehirn, steigert sich, verfeinert sich, seine schwere Fülle zerstrahlt plötzlich in eine ausbrechende Feuergarbe: elektrisches Flammenspiel endloser Träumereien. Unabsehbare Schienenstränge atlantischer Bahnen, erhöhte Steinberge mit stählernen Gerippen. Das Gehirn siedet. Jede Empfindung spitzt sich zitternd vor nervöser Feinheit. Und mit gesenktem Kopf, wirren Armen durch das Dunkel, hastig und erschreckend. Wie ein metallener Hammer schlägt es an die Schädeldecke: Unstäter als du ist der Wind nicht einmal. Das ist Stromburne. Der Klang, der wie Schlaf in den Wipfeln ist, Puppenspiele byzantinischer Gestalten, zu denen die Königinnen treten mit karmingefärbten Lippen und lastenden Flechten schwarzen Haars, die Nacht, die feengleich mit Sternen und Seewind im Kleide auf die See sinkt, das ganz in weiche Sonne gebettete Herz, das aufschreckt unter dem Dorn eines Gedankens — Wald, See und Wind und das tragische Mysterienspiel von Gott und Welt: das ist Stromburne. Jeder Schritt wirft eine schwere Welle Erinnerungen in das Gehirn. Alle Reime und Bilder lösen sich, ein empörtes Meer von Farbe siedet zischend wie Gift und mit zusammengebissenen Lippen, in übermäßig verstärktem Tempo an banalen Drahtgeflechten vorbei, zitternd vor Fülle des Kraftgefühls: unstäter als du ist der Wind nicht einmal. Strahlend und kühn feiert der Traum. Ueber den traurigen Weg jagt wie elektrisches Knistern die Sehnsucht. Wünsche, Wünsche. (Zweifelloß, ich bin ein ernster Mensch.) Unendliche Fülle der Möglichkeiten: aber das Bannen, das Halten, das Begrenzen! Ausbreiten, die Arme auseinander schlagen, in einem grenzenlosen Öffnen der Arme die Fülle der Landschaften berühren! Endlose Drahtzäune, die ein schwer, irritierter Blick erhascht, eine feuchte Einsamkeit: ein Bahnviadukt zerschneidet ihre hornige Armlosigkeit. Kein Mensch; kein Tor öffnet sich. Singen des Windes und Geräusche der Nacht. Einsame Wagen klappern vorbei — träge schattenhafte Massen. Abebbendes Trappen eines Pferdes — unstäter als du ist der Wind nicht einmal. Ausbreiten, ausbreiten — in einem Augenaufschlag alles Lebendige bis in seine infernalischsten Sehnsüchte festhalten. (Zweifelloß, meine Wünsche sind berechtigt.) Sinn und Zeit wissen — der Traum stockt: strahlend bunte Landschaften sinken

in einer Aschenfontaine zusammen. (Trostlose Heiligkeit eines Konferenzzimmers.) Wie lautet diese Grimasse einer Erkenntnis? „Ethische Rhythmisierung der inneren Unendlichkeit“. Welch perverfes Formelbedürfnis hat hier gearbeitet, welche Gestaltungsunfähigkeit das Ohr mit dieser erotischen Bedanterie betäubt? Diese Weltanschauung hat Karl Scheffler, der Ankläger, gestartet. (Vision eines gigantesten Tribunals: der Epilogist in monumentaler Pose: vis-à-vis du monde). „Wie können Sie, Herr Karl Scheffler, es wagen, mit dem beschwörenden Ernst eines Exorzisten Ihr Anathema über mich zu rufen? Was legitimiert Ihre würdige Entrüstung? Die Tatsache, daß Sie den Lesern der Zukunft als Mann von Haltung bekannt sind, verbürgt den Wert jeder Meinung, die Sie zu haben belieben? (Wir sind Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts, mein Herr.) Nicht ein Wort Ihres Aufsatzes besagt, daß Sie den meinen auch nur ganz von fern aufgenommen haben. Sie haben sich mit dem Bannstrahl begnügt, böswilliger und prüfungsunfähiger als je ein deutscher Hauptpastor (zitiere ich jetzt Lessing, ruft die Gilde: seht seine Selbstliebe, mit wem vergleicht er sich!) Sie haben so wenig Achtung vor Ihrem Beruf bewiesen, daß Sie einen Aufsatz in einer europäischen Zeitschrift mit dem jämmerlichen Hinweis auf das „Café Größenwahn“ erlebigen zu können geglaubt haben. Zeigen Sie mir den Mann, der nicht mit bedauerndem Achselzucken von Ihrer Replik spricht!“ Merger und Melancholie haben den Schritt ganz verlangsamt. Die Hand fährt zum Schädel: ein Mann, der nur von seiner Reife und seinem Ruf spricht! Das schleicht sich in mein Bewußtsein! Belastet mein Gehirn! Ethische Rhythmisierung der inneren Unendlichkeit — welche schreckliche Wortverklittung, die nun wie eine Zwangsvorstellung in meinem Hirn brennt! Der Weg steuert auf ganz dünne, verschwommene Sichtkreise: das Ende, die großen Laternen des Bahnhofes. Ich öffne das Zimmerfenster: der Raum schwillt und die sanfte Schwüle feuchtet sich mit dem essenzhaften Reize englischen Tabaks. Das Gehirn ist wie mit einer Eisplatte bestrichen. Es ist sommers, meine gereizten Nerven vertragen die Massage mit schefflerschen Worten nicht mehr. Der Blick steigt die Bibliothek hinauf, haftet an ein paar braunen Lederbänden: Anut Hamsun. Jrgend einer heruntergerissen: Pan. Flimmernde Sommerwiesen; alle Reife hat sich vollendet. Alle Süße junger Mädchen. Der Dyrismus regenfeuchter Wälder, deren sattes Rauschen Tränen schwellendes Glück in die Augen treibt. Ein Barbar, zart und wild. Sein schwerer Atem zähmt sich zu Diebstungen, Schicksale, Schicksale — Ironie der Tanzbären und des zudenden, kindlich sehnsüchtigen Gehirns. Das Besessene überfällt mich. Auf dem Tisch liegen die „Erotischen Novellen“ von Johannes B. Jensen. Die Sehnsucht, die sternengleich über allen Formen des Lebens steht. Das elektrische Tempo, das stoßend und zudend den Menschen durch die Welt treibt: hinter Meer und Landschaft und allen Versprechungen wartet das tote Antlitz des Alters. Erotische Geschichten voll Seelust und Parzträumen, Fremdheit und inniger Nähe. Eine Alte, die mit zitternder Beweglichkeit den Gästen die Tragödie ihres Lebens vorspielt, eine Tochter, die in der heißen Fäulnis tropischer Nächte in dem Zauber eines Augenblicks die Reife empfängt: und der Wanderer, der die Unruhe hat, die Unruhe. Jrgendwo winkt ein fernes Segel. Der Wanderer sucht die Träume von ehemals und vergift über die Sehnsucht, daß die Zeit nur vorwärts sich bewegt, immer vorwärts. Aber die Wälder rauschen nur in seiner fernen Jugend: alle Dinge sind von seiner Sehnsucht so entfernt. Der neue Rousseau, gesegnet mit dem heiligen Spleen. Der Wanderer mit dem Ziel im Rücken. Unstäter als du

ist der Wind nicht einmal. Es ist sommers geworden, alle Reife hat sich vollendet. Das Blut windet sich in trägen Schnüren durch die Adern. Jergendwo zischt es dumpf auf — wie ein hohler Kürbis deckt der Horizont Berlin zu. Wohl ist es noch schön, ganz unbeweglich und monoton die Worte fallen zu lassen: O daughters of dreams and of stories That life ist not wearied of yet Faustine Fragoletta Dolores Feliso and Jolande and Juliette. Schleier, Phantome. Der Reflex brennt wie ein schillernder Fleck im Hirn — kein Stachel zwingt zur Bewegung. Die Fäulnis des berliner Sommers kriecht näher. Die Riesenstadt wird fruchtbar: sie brütet aus. Man verkümmert zur Mikrobe. Dumpf, untätig, breit und in dem schlaffen Fleisch convulsivisches Zittern, eine hebende Empfindlichkeit und Fähigkeit für Reize — zitternde Seligkeit allbereiter Empfängnis. Es ist die Zeit der faulenden Kraft. Alle Reife hat sich vollendet. Es bleibt die Wärme der Bruthäuser. Was interessiert es mich, daß ein Mensch von Haltung sich ver-gibt. Wenn er sich nicht kompromittiert fühlt — von mir aus!

— Wer doch reisen könnte. —

Ein Epilog soll nicht fehlen. Und da Karl Scheffler mit der Schlosserzange angefaßt sein will: so soll er an seinem Heiligsten gerupft werden, an seiner Bildung.

Man spreche etwa so zu ihm: Warum, werter Herr, wissen Sie nicht, daß Café und Literatur in guter Kameradschaft stehen? Sie haben doch — wie Sie glauben — ein Buch über Berlin geschrieben. Warum denken Sie nicht daran, daß in der guten alten Zeit die jungen Literaten bei Fuchs und Steheli von den Roffern gehöhnt wurden — wie Sie jetzt über das Café Größenwahn spotten. Oder wollten Sie, als ein Mann von historischer Bildung, mir sagen, daß für junge Leute die theoretischen Vergnügungen des Cafés nicht das Rechte sind? Daß das Straßburger Vorbild noch in hohen Ehren steht, in dem Goethe und seine temperamentvollen Freunde sich auf ihre Literatur vorbereiteten? Sollten Sie dies gewußt haben, rechtschaffener Mann? Wer ehe ich dies nicht weiß, muß ich an einen taktlosen Schulmeister glauben, der den Mangel an Argumenten durch eine geräuschvolle Großvaterhaltung zu ersetzen glaubt.

Hubolf Rurp.

Resurgant

Von unsern dunkelsanft verschränkten Särgen
Hebt ein Zephyr die starrsten Marmorquadern,
Und jüngt mit frischem Blut hellrote Adern,
Und rettet sie vor traurigem Verzwerger.

Und jene Seele, die wir sonst verbergen,
Die niemals starb in allem Wust und Hadern, —
Schwingt nun, ein Kind, in blauen Luftgeschwadern,
Vertraut dem Rosenblatt als ihrem fergen . .

Und die wir ehrfurchtslos sonst alles wagend
Altflugen Sinns im Tiefsten nichts verspüren,
Ein jedes Ding nur scharf und kantig brauchen —

Die sind wir nicht mehr, die wir nun fast zagend
Urstumme zarte Kinderglieder rühren,
Und Augen fern in selige Bläue tauchen.

Berlin

Anselm Rueft

Five o'clock

Im braunen Lederzimmer Kirchenstühle,
Eassend und hager, violett gebeizte . . .
Fraisfarbne Sammet strahlt der matt gebeizte
Kamin, Reflexe zittern auf der Diele —

Wie deutsch ich mich in diesen Wänden fühle!
Ein Sentiment, das sonst zum Lächeln reizte,
Umhüllt mich: Der noch nie mit Pointen geizte,
Wird wohligh-bourgeois, streckt sich auf dem Pfühle

Des mütterlichen Sofas, ahnt den Segen
Von Häuslichkeit, Beruf und Kapital.
Die Paradoxe zaudern; halb verlegen

Nimmt er den Tee und fühlt durchaus sozial
Und spricht von Botticelli und vom Regen —
Und spürt die ewigen Werte der Moral.

Heidelberg

Arthur Kronfeld

Comtesse Mathieu de Noailles über Alfred de Musset

Eine der letzten Nummern der „Annales“ enthält die Ansichten einer Dichterin von großem Talent über den feinsüßigsten Dichter und Feministen Frankreichs.

„Man versucht, sich das Jahr, den Tag ins Gedächtnis zurückzurufen, an dem man zum ersten Male Musset gelesen, seine Verse gehört hat. Aber, wie die Fluten des blauen Sees den sonnenflimmernden Ufern ihre Melodien von Ewigkeit zu Ewigkeit zuraunen, so klingt dein süßes Lied in unseren Herzen fort, schon seit der Kindheit, seit frühen, frühen Tagen, nebelhaft, verschleiert, im Urgrunde alles Seins verankert . . .

O ewiger Jüngling, schon als kleines Mädchen las ich dich in einem sonnigen Garten, darin die Hitze und die Blumen ihren Atem austauschten, oder im Hintergrunde einer von rot-weiß gestreiften Segeln beschatteten Barke, die auf den Wogen tanzte, wie eine schwimmende Veranda. Verborgen in der Kabine eines schönen Schiffes, das über den Genfer See glitt, hin nach Gers, nach Chillon, sah ich, durch dich begeistert, durch die Luze der zum Ersticken heißen Kajüte eine Welle ihre blaue Schulter heben. während hinten die malerischen Landschaften, die herrlichen Promenaden, die Kastanienbäume und Berge von Rousseau, Lamartine, Byron und Michelet an mir vorüberzogen.

Gewiß, es schrie und weinte in deinen Werken, aber ich hatte keine Furcht vor dir. Du schenkst uns mehr. Wonne, Hoffnung und Begeisterung als Beunruhigungen des Geistes, durch dein göttliches Talent.

Bei dir fühlte ich mich vollkommen glücklich; ganz in Tränen aufgelöst sah ich wohl, daß du den Weg zum Glück zurückfinden würdest; deine leichten und tragischen Diebesgeschichten enthalten keinen bitteren Stachel. Du liebtest ohne Kälte, ohne Enttäuschung, heiter und ohne Grenzen.

Der Morgen, die Nacht, die darauf folgte, ein Gesang Neapolitaner vor dem Schlosse Bonivard, die Nachtigall, die unter dem Sternbild der Venus seufzt, daß

alles bedeutete für mich einen immerwährenden Rahmen für deine Leben atmen den Gedächte. Dein Italien, dein Spanien machten mich trunken, ohne in mir diese bange Sehnsucht zu reifen auszulösen, diese Begierde, die die Gegenwart stört und sie armselig erscheinen läßt.

Ich fühlte, daß dort, wo ein begeistertes Herz atmet, dort die andalusischen Gärten, die Masken von Venedig sind.

Du sagst den jungen Seelen nicht, die nach dir sehnen:

„Geh, suche, erobere!“

Du sagst zu ihnen:

„Blebet!“

Und das Wunder vollzieht sich: im väterlichen Garten schweben Schatten über den Linden, über den Rasen. Man streckt die Hand nach ihnen aus; ein Apfelschimmel flumpft im Mondenschein; ein Bichtschimmer, und Venedig erscheint als zitterndes Bild auf dem Wasser; eine Traurigkeit, eine leichte Enttäuschung, und unser Herz zersplittert, flürrt, zerfleischt sich und freut sich wieder, wie in der erhabenen „Maieinacht.“

Du bestitzt den himmlischen Reichtum, die göttliche Gabe der Begeisterung, du Gießbach, der du zu dem Himmel emporstränkst! . . .

Ach, wie versteht man in deiner Nähe das Wort jenes großen Dichters:

„Alles Gute ist leichtsinnig, und alles Göttliche ruht auf zarten Füßen.“

Wieviel Glück verspricht du der Jugend, denen, die dich lesen und sich dabei begeistern. Und später lehrst du sie, Frische und Aufrichtigkeit eines Herzens, das niemals gehaßt hat, das sich niemals erschöpfte.

„Du bist der Verkünder, der eifrigste Verkünder der zärtlichen und herzerreißenden Liebe, und überall, wo Glaube, Vertrauen, Tränen und brennende Einbildung vorhanden ist, dort haben deine Schöpfungen eine ewige Stätte.“

Ich glaube, die jungen Trümer gefunden an dir, denn du lehrst sie Vergnügen, Ueberfluß, Verzeihung und Hochherzigkeit in die Liebe zu versenken.

Sie lesen dich, sie werden dich niemals vergessen, dich, der du ihnen wie ein Bruder ähnelst, du ruhmbedeckter Jüngling, du Groß der Wälder Frankreichs . . .“

Deutsch von Jean-Jacques.

Berolina

Von Victor Road.

Jeder gewerbsmäßige Berliner Stellenvermittler, mit welcher Art von menschlicher Arbeitskraft er auch immer seinen Handel treiben möge, jedes städtische Arbeitsvermittlungsammt hat es hundertmal erfahren, daß der Berliner wie der von Berlinens Reizen umstrickte Provinzler lieber auf Berliner Asphalt hungerte, als daß er eine Stellung in der Provinz annähme; sei es auch, daß sie ihm langentbehrte Annehmlichkeiten verhieß. Auf den flüggen Burschen draußen in der Provinz wirkt Berlin wie eine sinnbetörende Sirene. Jung-Deutschland schmachtet im Banne der raffiniert flirtenden, Abenteuer versprechenden Bühlerin Berolina. Nicht allein Jung-Deutschland, nicht nur Deutschland bezaubern die flirtenden großen Märchenaugen des eleganten, lieberlichen Frauenzimmers; mehr und mehr tritt Berlin in Konkurrenz mit Paris, London und anderen Sammelbetten der internationalen Lebensströme. Freilich im Vergleich mit jenen ist Berolina noch immer das „brave Bürgermädchen“, das mit lieben Tanten aus der Provinz in die große Welt gereist, unter-

wegs seinen baumwollenen Schutzengeln entwich und, auf der Suche nach Abenteuern, leichtlebigen Cavalieren ins Garn gelaufen ist. Allmählich erlahmt die Kraft seines blühenden Glieder bei der Abwehr all der gleitenden, tastenden, mit jeder Nervenfaser suchenden Hände. Vielleicht — ja jedenfalls ist es die Unwüchsigkeit Berlinens, die die Multimillionäre Amerikas herbeilodt. Diese Klafferten haben ihr Gefühl erschöpft im amüsanten Verkehr mit den Hypereleganten ihrer „besten“ Gesellschaft daheim, deren unbändiges Genußverlangen sie über die äußerste Grenze menschenziemlichen sexuellen Genusses hinaus bis in die schmuckigen Lusthöhlen gelodt hat, wo man „chinesisch“ liebt.

Was aber ist Berolina für den deutschen Provinzler?

Die reizendste Kolotte der Welt. Die Jupons der Friedrichstraße, das Frou-Frou der Leipziger und Potsdamer Straße, die wisperrnde Chiffon-Welle der westlichen Boulevards! Der Duft geschmückter Frauen, der das Gewissen benebelt und die Leidenschaft aufwirbelt wie pridelnder Moussaug französischer Champagners! Das süße Gift des Genusses im Umgang mit den koketten Dreizehn- und vierzehnjährigen mit dem Schick und der Haltung erfahrener Weltbamen. Oh! Die ermattende bürgerliche Ehrbarkeit der anständigen Frauen von W.W.! Falter, die gegen das Licht taumeln und mit lädierten Flügelchen fallen. Und dann — für die besonders Gearteten, die heimliche Angst vor den Manövern bildhäßlicher Knaben, die man im Dunkeln küßt!

Das alles ist für die Oberen Zehntausend, die in der Provinz wohnen und gleichzeitig ständige Beziehungen in Berlin unterhalten.

Von vorherin gefeit gegen diese sündhaften Lockungen Berlins ist der Brave, der sich in einem stillen Städtchen durch den Vertrieb „ganz vorzüglicher Voll- und Matjesheringe“, „Saurer Gurken“ und „appetitlicher Käseorten“ in Ruhe und Behaglichkeit außer einem fetten Wargenpaar und einem runden Bäuchlein auch ein klingendes Silberbergwerk erworben hat.

Fräulein Berolina kennt aber all ihre Pappenheimer. Diese Sorte von Weibern erwirbt sich ja eine verblüffende Menschenkenntnis! Berlinchen weiß, wie die tüchtigste Kellnerin, jedermanns kleine Neigungen auszunutzen. Mit all dem, was wir oben aufgezählt haben, vermag sie dem Guten aus Neutomischel nicht zu imponieren. Das Mittelstandstier meidet die Kreise der vornehmen Welt.

Treibt der Zufall einmal seinen Un, indem er so ein lahmes Spießherchen auf den Parkettboden setzt, so vermag das unglückselige Menschlein freilich nicht sich zusammenzurollen und Stacheln von sich zu strecken, wie der Igel es tut, angesichts der Bedrohung; aber es verhält sich ähnlich: es erstarrt förmlich in dummer Hilflosigkeit, es wirkt so penetrant muffelig, daß den anderen vor Unbehagen das Lachen vergeht.

Nein, Berlin W. ist nichts für den Krämer. Schon die südwestliche Friedrichstraße und erst recht die Leipziger und die Potsdamer Straße bringen ihn in Verlegenheit. Aber Berlin N. und O., dort erwacht der Brave zum Bewußtsein seiner Talerschwere. Der Charakter zieht ihn ins Kreuz. Lange genug war er jedermanns ergebenster Diener. Jetzt ist er Rentier. Er studiert mit Liebe die edlen Dinten seines Untertages und traintert seine Gesichtsmuskeln, um „Ausdruck“ in die Fettbehänge seiner Kittelbänder zu bringen. Er gewöhnt sich an, laut zu reden. Schwer genug fällt's ihm, der zu jedem „Rüchendragoner“ so sanft flötete wie der Abendhauch, der über den Siroptopf weht. Die „Berliner Weiße“ wird sein Schwarm. Seine heim-

liche Flamme aber brennt in einem kleinen Restaurant mit roter Laterne. An dieser Flamme entzündet sich seine Leidenschaft. Sie durchwogt gar stürmisch die alternde Mannessele. Sie macht seinen Leib so jung, — ach, so jung! Gegen Abend, in der Schlummerstunde, unternimmt „Diderchen“ seinen regelmäßigen Spaziergang. „Mama-chen“ sieht's nicht ungern; tut er's doch des beängstigenden Fettansages wegen. Die Kur scheint ihm gut zu bekommen. Wenn sie nur ahnte, die Unschuldsvolle, wohin sein Entfettungsmarsch führt! Wenn sie ihn nur einmal verfolgte bis an die dritte Querstraße, ihm folgte über drei Stein- stufen hinweg in den Hausflur, wo er hinter der braunen Tür verschwindet, worauf mit großen weißen Lettern geschrieben steht: „Zum Restaurant“! Wenn sie gar ahnte, was das für ein „Restaurant“ ist und einmal beobachten könnte, wie ihr Diderchen schmort an seiner gar lustig flackernden „Flamme“!

Ach, sie ahnt nichts! Erzählte man es ihr, so würde sie's nicht glauben. Sie begeistert sich für Berliner Landpartien, verbunden mit Kaffeekochen und riesigen Stullenpaketen.

Und Berolina, das sündhafte Frauenzimmer, möchte sich ausschütten vor Lachen. —

Weiter nun, zu einer anderen Spezies

Da ist der aufgeweckte, strebsame Proletarier, der sich von tausend Sehnsüchten umstrickt sieht, die allesamt in der Hoffnung „Berlin“ kulminieren.

„Berlin!“ —

Der von Ehrgeiz, von Latenbrang und Schmiedeheißer Plänen bewegte Jüngling hält Monologe.

„Berlin!“

Er ballt die Hand so krampfhaft, daß sich die blauen Adern in die Haut drücken.

„Berlin!“

Er stiert mit umflorten Blick ins Leere. Oh, was drängen sich nicht alles für Wünsche in seine Vorstellungen! Wie weit schweifen seine Gedanken, wie weit, wie weit! Silhouettenhaft erheben sich vor seinem innern Schauen die weltbekanntesten Konturen des Häusermeeres Berlin.

„Einen Weg will ich mir bahnen — mit meinen zehn Fingern!“ Der Träumer macht ein sehr energisches Gesicht. „Einen Weg aus dem Alltagselend zu den Höhen“ — hier springt er auf von dem Stuhl und stößt ihn weit zurück, „empor zu den Höhen der Menschheit!“

Mit drei Schritten durchmisst er sein Mansardenstübchen. Er steht nun an dem kleinen Fenster. Der laue Abendwind küßt ihm Stirn und Wangen. Die Dämmerung schwebt über dem Städtchen. Sie und da steigt aus einem Schornstein seiner Rauch in den dunkelblauen, am Horizont violett schimmernden Himmel. Durch die spitzwinkligen Dächer hindurch schaut der Jüngling auf endlose Felser. Dort hastet sein Blick. Eine Kleinbahn verschwindet ganz fern soeben im Nebel, nachdem sie mit schrillum Pfiff Abschied genommen.

„Der Weg führt nach Berlin. — Berlin mit seinen Millionen Lebensquellen, mit tausend Bildungsbornen, wo jeder Mann schöpfen kann: Museen, Bibliotheken, Arbeiterbildungsschulen, Diskutierclubs, Vollsversammlungen! Berlin, wo unsere Größten leben und wirken; Zentrum der geistigen, der politischen, historischen Entwicklung —!“

Der junge lebensmutige Proletarier lacht. Ein jubelndes, siegbewußtes Lachen.

Einmal hat ihm jemand Berlin geschildert, der einen Onkel hat, welcher dort gewesen war. Berlin bei Nacht.

Und wieder lacht unser Träumer. Ein anderes Lachen als vorher. Ein Klammern.

Eine glitzernde Märchenwelt steigt vor ihm empor. Eine Welt quirlenden Glanzes. An den Dachfirsten der Wollenträger sprühen und blitzen elektrische Reflektoren: Feuerräder und Garben, in allen Farben leuchtend; lobende Worte und Sätze, die aufflammen, verlöschen, aufflammen, verlöschen. Ein siebenstöckiges Riesenwarenhaus, in dessen Räumen ein Lichtmeer strömt und Tausende Menschen sich schieben, drängen und stoßen.

In das rasselnde, ratternde, schier unentwirrbare Durcheinander von elektrischen Straßenbahnen, Autobussen, Droschken, Karren stutet an den Straßenkreuzungen der schwarze, dumpf brausende und ungestüm vorwärtsdrängende Menschenstrom, der an den Plätzen plötzlich nach allen Richtungen auseinanderstiebt und schnell wie an den Schleusen eines gewaltigen Sammelbeckens neue Ströme bildet, die mit ungeschwächter Kraft weiter rasen. Hoch oben über den Plätzen schweben viele, viele Bogenlampen, wie Monde, die ihr bläuliches Licht über das unbändige Leben ausgießen.

Der träumende Proletarier taucht unter in das trißbelnde Leben, und er wird mitgeschwemmt; an den Prachtschaufenstern der Läden vorbei, über monumentale Brücken hinweg, an grauen historischen Bauwerken vorbei bis in die Friedrichstraße. Halb betäubt läßt er sich von den Massen dahinstoßen, schieben, tragen. An der Kreuzung der Friedrich- und Leipziger Straße rettet er sich in eine tiefe Türnische. Hier steht er und starrt mit aufgerissenen Augen in das Treiben hinein. Etwas wie Angst sitzt ihm in der Kehle. Und plötzlich schleicht die sanft lieblosende Hand der Teufelin Berolina über seine Wangen, tastet ihm die Glieder entlang, greift ihm so wohligh ans Herz. Ho—o—oh! Wie flattern seine Pulse!

Er schaut in zwei flackernde Glutaugen. Das ist die Zauberin Berolina. Mit ihrem heißen Atem setzt sie sein junges, törichtes Herz in Brand. Mit rauschender Selbe nährt sie die Flamme.

Die Dirne. Wie die Gale hinter dem Südsesefahrer ziehen Not und Verbrechen mit gierigem Schlund hinter ihr einher. Die Menschenleben, die die Flatterhafte mit spielenden, weichen Fingerchen zerbröckelt, verschlingen die hungrigen Gale.

Der Träumer fährt erschreckt zusammen und legt sich die Hand über die Stirne.

„Pah! Wie viele Menschen sind doch groß geworden in Berlin, haben sich Berlin nutzbar gemacht, sind emporgestiegen aus dem Nichts zu Reichtum und Ehren! — Ich will!“

Der Jüngling preßt die Zähne aufeinander, ballt die Faust und blickt energisch drein: „Ich will!“ — —

— — Berolina. Groß und stark steht sie auf ihrem Sockel am Alexanderplatz. Ein Bild üppiger, überschüssiger Kraft. Zu ihren Füßen brandet das Leben. Im ewigen Parademarsch ziehen die Menschen an ihr vorbei. Alle Berufe, alle Klassen, alle Altersstufen beider Geschlechter losen um ihre Gunst. Und sie wirft spöttisch die Lippen auf. Es gleitet Bewegung durch den Riesenkörper. Sie tanzt in den Hüften; die Fersen heben sich; die Fußspitze wippt. Eine tolle Lust zuckt in ihren Gliedern. Eine tolle Lust! Sie greift hinein in den vorüberrauschenden Menschenstrom, faßt hier einen Jüngling, dort einen Badfisch, einen Aramen, einen Reichen, einen Greis. Blind greift sie hinein und schleudert, wen sie packt, hoch in die Luft. Manch einer fällt weich, ein anderer hart; der eine auf die Füße, der andere auf den Kopf, und wieder ein anderer bleibt mit zerschmetterten Gliedmaßen an einer Dortschwelle liegen. —

Und die Menschen spielen Lotterie um ihr Schicksal.

An unsere Freunde

Nach acht Festen werden die Leser der „Aktion“ wissen, wofür, wogegen wir kämpfen; sie werden sich neutral fühlen oder Partei ergriffen haben; von denen, die fortfahren werden, uns zu lesen, dürfen wir vermuten, daß sie unsere Freunde sind. Wer aber ein Freund ist, der hat Pflichten. Ein nur passives, nichts als empfangendes, tatloses Bundesgenossentum taugt wenig. Wer unser Freund ist, möge seine Freundschaft betätigen. Wir bitten ihn nicht darum, sondern verlangen es von ihm; verlangen es im Namen der Idee... Er kann seine Freundschaft aber nicht besser betätigen als dadurch, daß er mithilft, den Leserkreis zu erweitern. Je breiter die Basis, je schneidiger die Aktion. Finanzielle Fragen sind ideale Fragen. Wer mehr hinter sich weiß, vermag kräftiger, großzügiger, wirkungsreicher aufzutreten. — Wir ersuchen daher jeden unserer Freunde eine rege Werbetätigkeit für unsere Sache zu entfalten; zwei, drei, vier Abonnenten aufzubringen, kann niemandem unmöglich sein; und wenn selbst jeder einzelne nur einen Einzigen neu hinzuwirbt, hat er schon viel für die gute Sache getan. Also auf, Freunde der „Aktion“, ernsthaft und in Fröhlichkeit!

Fraktur oder Antiqua?

In dem Kampfe um eine einheitliche Schriftart, der jetzt geführt wird, ist den Antiqua-Freunden ein gefährlicher Gegner erstanden in der sogenannten G. M. Weiß-Fraktur. Diese neue Schrifttype ist durch die Klassiker-Ausgaben des Tempel-Verlages, Leipzig, die in der G. M. Weiß-Fraktur gedruckt werden, bekannt geworden. Im Gegensatz zu den Schriften, die andere Klassikerausgaben verwenden, besitzt der Tempel-Verlag in der Weiß-Schrift eine ganz moderne Fraktur. In ihrem anheimelnden Typus vereinigt sie eine kräftige Geschlossenheit mit einer überaus leichten Lesbarkeit. Es ist ja auch hoch an der Zeit, daß der Deutsche für seine Schrift ein schärferes Auge bekommt. Es bildet den besonderen Vorzug der Weiß-Type, daß man sich leicht und mühelos in sie einliest und daß man bald dauernd von ihr gefesselt wird. Sie vereinigt in sich alle Vorzüge, die man der Antiqua nachrühmt, ohne auf die guten Eigenschaften der Fraktur zu verzichten. Zwei Urteile bestätigen uns dies:

Ich war sogleich entzückt von den Tempel-Klassikern und bin es noch. Ich verweise den Cotta'schen Jubiläumsgoethe mit seinen Einleitungen, Bemerkungen und Bezifferungen auf das Band und stelle den Tempelgoethe, der weniger Platz beansprucht und viel schöner ist, in der Stadt auf. Ich habe „Dichtung und Wahrheit“ und den „Wilhelm Meister“ in dieser Ausgabe gelesen und finde, daß sie der glücklichste Ersatz für Erstausgaben ist: so jung, so unberührt, so unvermittelt wirkt alles. Was die Schrift angeht, so habe ich sie ohne weiteres mit Bechtigkeit und Wohlgefallen gelesen. Ein Diebhaber des Buches bin ich, doch kein Bibliophile und verstehe von Bettern-Aesthetik nicht viel. Aber die Weiß'sche Fraktur hat mich doch wieder gelehrt, wie viele Schönheitsmöglichkeiten in der deutschen Schrift beschlossen liegen und daß man in ihre, von manchem befürwortete Verdrängung durch die Antiqua nicht willigen darf. Auch gibt es ja Fälle, wo diese ja schlechthin unmöglich ist. Den „Wilhelm Meister“ in Antiqua — nicht wahr, das ginge nicht.

Thomas Mann.

Die Type des Tempel-Verlages erscheint mir in jeder Beziehung vollkommen. Ich finde sie einfach und markant, das Druckbild gewinnt durch die Qualität eines vortrefflich gebahnten Wegs, der weder durch allzugroße Glätte, noch durch Rauheiten ermüdet. Man fühlt sich angesprochen und doch nicht aufdringlich abgelenkt, was oft bei übercharakterisierten modernen Schriften der Fall ist: mit einem Satz, ich kenne keine Schrift, die in so bescheidener und zugleich persönlicher Weise das Auge festhält, ohne es zu verwirren und zu überladen. Beweis dessen ist, daß ich, seit ich diese Ausgabe besitze, zu keiner anderen mehr greife, um Dinge zu lesen, die mir doch, man sollte meinen, in ihrem früheren Gewand schon vertraut geworden sind.

Jacob Wassermann.

Literarische Neuererscheinungen

Die Schiller-Ausgabe der Tempelklassiker ist wiederum ein bedeutendes Stück voran geschritten. Wir erhalten soeben vom Tempel-Verlag vier neue Bände zugesandt: Band 2, 3, 4 und 10. Im ersten dieser Bände sind die Jugenddramen Schillers vereinigt (Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe). Zu diesen Jugenddramen sind alle Vorreden, Advertissements, Selbst-Besprechungen und Abhandlungen gleich mitgegeben, die von Schiller selbst herrühren. Diese Selbstrezensionen erleichtern das literarhistorische Verständnis auf die beste Weise. Ein noch unmittelbarer Zusammenhang besteht in Band 3 zwischen dem Don Karlos und den Briefen über Don Karlos, die in anderen Ausgaben gewöhnlich in weit auseinanderliegenden Bänden getrennt sind. Hier stehen sie zusammen und man genießt auf die glücklichste Weise die Theorie des Dramas, wie sie unter Schillers Hand, beim Fortgang seiner dichterischen Arbeiten selbst mit erwuchs. Der 4. Band vereinigt alle ästhetischen Hauptschriften. Von den Jugendschriften über Theater und Schaubühne angefangen, bis zu den großen Abhandlungen über ästhetische Sitten, ästhetische Erziehung usw. Dieser Band bildet das Eingangstor zu den klassischen Dramen in den folgenden Bänden, denn diese waren die eigentliche Ausgestaltung und Auswirkung im Gefolge dieser ästhetischen Theorie. In Band 10 besitzen wir endlich den Abfall der vereinigten Niederlande, den Freiheitskampf des von den Spaniern unterdrückten Volkes. Auch die Schiller-Ausgabe schließt sich in ihrer künstlerischen Qualität der gewohnten schönen und anerkannten Gesamtausstattung der Tempel-Klassiker an.

Irene Forbes-Mosse, Verberischen und andere Novellen. (© Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M.

Irene Forbes-Mosse, als eine Dichterin von edler Kultur in weiteren Kreisen längst bekannt, bietet dem Publikum einen Novellenband dar, dessen drei Stücke, so verschieden sie an Umfang sind, das Gemeinsame einer eigenartigen, persönlich empfundenen Atmosphäre haben. Verberischen ist ein halbes Kind, das träumt; Lieselotte eine junge Frau auf der Hochzeitsreise; und Britte, die Gelbin vom „Glück in Dornen“, — die einzige der drei, die in einen äußeren Konflikt gezogen wird — ist ein junges Mädchen, das entsagt. Genau besehen, entsagen sie alle drei; sie verzichten aus ihrem Blut auf das, was man gewöhnlich Lebenserfüllung nennt. Es ist um sie eine Luft von Dämmerung und Melancholie, in der aber alle Farben ergreifend

rein und tief werden. Ein stilles Selbsttum zeichnet sie aus, eine Noblesse, die durch den Verzicht noch vertieft wird. Diese Umrisse sind von einer vornehmen Reinheit; alles ist mit großer künstlerischer Sicherheit klar und stimmungsvoll hingestellt.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Sutzkows Werke. Herausgeber Reinhold Gensel. („Goldene Klassiker-Bibliothek“. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.). 12 Teile in 4 eleg. Leinenbänden Nr. 8.—

Berbert Eulenberg. Deutsche Souette (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig) Geh. Nr. 6 50.

Max Dauthendey. Die acht Gesichter am Simasee. Japanische Novellen. (Verlag Albert Langen, München). Geh. Nr. 3.50.

Christian Grunewald. Die frühe Ernte. Gedichte. (Verlag H. M. Meyer, Berlin-Wilmersdorf).

Theodor Storms Briefe an Erik Eggers. (E. Curtius, Verlag, Berlin) Nr. 8.—

Der Zwiebelisch. Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen. Herausgeber Hans von Weber (Hyperion-Verlag, München).

Romolo Murr. Kämpfe von Heute. Das christliche Leben zu Regime des 20. Jahrhunderts (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena). Kart. Nr. 6.—

Perceval Lowell. Die Seele des fernen Ostens. (Verlag Ebenda). Geh. Nr. 8.—, geb. Nr. 4.—

Inhalt der vorigen Nummer: Er korrigiert die Mähe. / Respektlosigkeiten der Ignoranz. Von G. Hausdorff. / Das Recht über sich selbst und die politischen Parteien. Von Dr. Kurt Hiller. / Der Fluch der toten Religion. Von Prof. Dr. L. Gurlitt. / Glossen. / Die Professoren. Von Georg Heym. / Die junge Generation. Von Rudolf Kurb. / Parklandschaft. Von Viktor Habwiger. / Der kleine Kraus ist tot. Von Franz Pfemfert. / Strindberg Confessor. Von Dr. Anselm Kuest. / Das Lied. Von Arthur Silbergleit. / Terrasse von Meudon. Von Ferdinand Hardekopf. / Frühjahr. Von Robert Jenfsch. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

Angabe der Konfession

Mit bestem Erfolge hat ein Bewohner der Gemeinde Schmargendorf von der Bestimmung des Allgemeinen Landrechts II. Teil, Titel 11 § 5, Gebrauch gemacht und bei einer An- und Abmeldung auf das Formular in der Rubrik „Religion“ geschrieben: „Verweigere Auskunft mit Berufung auf das Allg. Landrecht II, Tit. 11 § 5.“ Die Formulare sind ohne Beanstandung abgestempelt worden.

Die Bestimmung lautet: „Auch der Staat kann von einem einzelnen Untertanen die Angabe, zu welcher Religionspartei sich derselbe bekenne, nur alsdann fordern, wenn die Kraft und Gültigkeit gewisser bürgerlicher Handlungen davon abhängt.“

Man soll sich auch nicht verblüffen lassen dadurch, daß mit Rücksicht auf die Kirchensteuer die Angabe der Religion verlangt wird. Die darauf bezügliche Angabe erfolgt bei der Einkommensteuereinschätzung.

Alle Dissidenten und Konfessionslosen werden gebeten, ihre Erfahrungen mitzuteilen, die sie namentlich im Verkehr mit Behörden bezüglich ihres Kirchenaustritts gemacht haben. Zuschriften erbeten an den Sekretär des Komitees „Konfessionslos“, Schmargendorf-Berlin, Spandauer Straße 3, Otto Behmann-Rußbüldt.

Fortwährender Einspruch gegen den Zwang für Dissidentenkinder

In Oesterreich ist die erfolgte Aufhebung des Zwanges für Dissidentenkinder, am sog. Religionsunterricht teil-

Zeitschriftenchau

Xenien. Monatschrift für literarische Aesthetik und Kritik. Schriftleiter Paul Runab (Xenien-Verlag, Leipzig). Nr. 4 enthält: Hans Bethge: Die Rose von Schiras; Max Krell: Otto Ludwigs Stellung zu Schiller; E. Wennig: Epik und Lyrik; Lit. Berichte von Runab, G. Hecht, Eduard Bacher, Dr. Richard Rahner u. a. Das Einzelheft kostet 40 Pfg.

Das literarische Echo. Halbmonatschrift (Herausgeber: Dr. Josef Ettlinger, Verlag: Egon Fleischel & Co. Berlin W. 9). Das 2. Aprilheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Hart: Vom Stil und vom Schaffen (II). — Erwin Ackernecht u. a.: Eine Literaturbetrachtung. — Bernhard Kellermann: Das Meer. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Johannes v. Jensen. Der Gletscher. Ein neuer Mythos vom ersten Menschen (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. Nr. 8.50, Geb. Nr. 4.50

„Pan“. Herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Felerstrahl. — Herbert Eulenberg: Ein Protest. — Wilhelm Herzog: Der demunzierte Dichter. — Tobias Corinth: Die neueste Malerei. — Max Dauthendey: Das Giftfläschchen. — Franz Blei: Werk und Leben. — Peter Altenberg: Frau Tolstol. —

Der „Pan“ erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats und kostet 50 Pfennig die Nummer. Probenummern gratis durch den Verlag von Paul Cassirer, W. 10 A.

„Deutsche Rundschau“. Herausgegeben von Julius Rodenberg. (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin 35 A.) Das Aprilheft enthält: Freiherr v. d. Goltz: Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl; P. Walter: Kanada und seine Beziehung zu England und den Vereinigten Staaten; Friedrich Wiegand: Schleiermacher und die Frauen; Rudolf Benschel und J. R.: Neuere deutsche Dichtung u. a. m. Die einz. Nummer kostet 2,50 M., Probenummer geg. 20 Pf. d. d. Verlag

nehmen zu müssen, auf die fortwährenden Einsprüche dagegen zurückzuführen. Man sollte in Preußen sich nicht von den gemüthlichen Wienern beschämen lassen. Ich persönlich erkläre, daß ich mein soeben eingeschultes Mädchen vom Religionsunterricht fernhalten werde, wenn der nationalliberale Antrag im Abgeordnetenhaus auf Aufhebung dieses Zwanges nicht zur Annahme jetzt gelangt. Ehe mein Mädchen zur Schule ging, fragte sie eines Tages: „Papa, wer hat denn den lieben Gott gemacht?“ Ihr noch unverborbener Verstand kam instinktiv auf denselben Entwurf, den Schopenhauer gegen Spinozas causa sui ausspielt. Gleich am ersten Unterrichtstage hat nun die Lehrerin den Mädchen vom lieben Gott erzählt, der „im Himmel“ wohnt, „oben“. Ich habe sofort meiner kleinen Ingeborg gesagt, daß das nicht wahr ist, daß im Himmel große Sterne sind und daß es dort oben keinen lieben Gott gibt. Ich habe ihr weiter klar gemacht, daß der eine Mensch recht gut zum andern sein soll, weil man sich dann recht froh fühlt. — Diese Erfahrung hat mich wenig geneigt gemacht, der preussischen Schulverwaltung noch weiter das Geringste zu konzessieren. Man brauchte selbst den „christlichen“ Religionsunterricht nicht nach derartigen mittelalterlichen Rezepten des Kultusministeriums zu verabreichen. Ich kann, werde und will niemand daran hindern, an einen Gott über den Wolken oder an ein paar Götter zu glauben, wie es das Kirchen-Christentum tut. Aber wie kommen diese Menschen dazu, mich zu zwingen, ihre Meinungen zu teilen, meinen Kindern Sachen aufzuzwingen, die die Geheimräte im Kultusministerium selbst nicht glauben. Oder glauben diese wirklich, Gott sitze mit den lieben Engeln über den Wolken? Man sagt, die Kinder bräuchten solche kindliche Vorstellung, erst der Erwachsene verstände das reifer. Man überläßt es ja dem Kinde auch nicht, zu glauben, daß 2 x 2 bloß 3 1/2 macht, weil es noch nicht reif dazu ist, einzusehen, daß es 4 ergibt.

Otto Behmann-Rußbüldt.

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 10. 27. April.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Massauerstraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6243 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Nr. 1. — vierteljährlich (evtl. Bestellhandlungen etc. gesondert) bei allen Postämtern, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Naab, N.B. 21, Grefelbergstr. 3. Telefon: Amt Moabit 7613. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Des Staates Selbstmord aus Todesangst. Von Otto Corbach. / Aus Oesterreich. Von Ernest Kirchnerberger. / Pressepranger. Von Franz Pfemfert. / Glossen. / Med. med. med. Von Ernst Blas. / Die „Persönlichkeit“. Von Grete Meisel-Heß. / Die Irren. Gedicht von Georg Heym. / Alfred Kerr. Von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Kyjer, Ferdinand Hardkopf und Kurt Hiller. / Unter Feinden. Von Nietzsche. / Osterpaziergang im Osten. Von Anselm Kuest. / Welt-Erleben. Von Max Brod. / Studien. Von Albert Ulrich. / Die Reseda des Pfarrers. Von Anatole France. Deutsch von Maria Kamm, Ullge. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos.

Nachdruck dieser Mitteilungen, die wir regelmäßig in der „Aktion“ publizieren werden, auch ohne Quellenangabe erwünscht.

Des Staates Selbstmord aus Todesangst

Gewisse Politiker entwickeln eine merkwürdige Geschäftlichkeit darin, die Begriffe über die einfachsten wirtschaftlichen Dinge babylonisch zu verwirren, daß der eine des andern Sprache nicht mehr versteht. Um das wirtschaftliche Leben in seinen elementarsten Ausprägungen zu begreifen, genügt es, Nutznießer eigener und Nutznießer fremder Arbeit streng auseinanderzubehalten. Die ersteren umfassen die Hand- und Kopfarbeiter, die andern die Müßiggänger jeglicher Sorte. Die Müßiggänger verdanken ihre Lebensmöglichkeit entweder dem Schweiß ihrer Väter oder der Gnade ihrer schaffenden Zeitgenossen oder Gelegenheiten zu offenem oder verschleiertem Diebstahl und Raub. Unter den Dieben und Räubern sind die, die sich gesetzlich erlaubter, politischer Mittel bedienen, die schlimmsten und zahlreichsten. Sie sind es, die fortwährend Zwietracht zwischen den Handarbeitern und Kopfarbeitern säen, um beide Teile inzwischens unmerklich um manche Früchte ihrer Arbeit berauben zu können. Nicht der Reichtum an und für sich bedeutet eine Gefahr für die Masse der Besitzlosen, die ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen müssen. Besitz macht träge und dumm, und daher abhängig von denen, die Ideen und Unternehmungsgelbst, und Willen zur Arbeit haben. Bis in die jüngste Zeit lehrte die Erfahrung in Amerika, daß der Reichtum einer Familie nie drei Generationen überdauerte. Nur wo politische Machtmittel im wirtschaftlichen Leben eine große Rolle spielen, besteht die Möglichkeit, die Arbeitenden in sklavensähnlicher Abhängigkeit von den Besitzenden zu erhalten. Karl Marx verweist an einer Stelle seines Werkes „Das Kapital“ auf die Art, wie die Einwohner der östlichen Inseln des asiatischen Archipels Sago gewinnen. Wenn die Einwohner, indem sie ein Loch in den Baum bohren, sich davon überzeugt haben, daß das Mark reif ist, so

wird der Stamm umgeschlagen und in mehrere Stücke geteilt, das Mark wird herausgetraht, mit Wasser gemischt und geseiht; es ist dann vollkommen brauchbares Sago-mehl. Ein Baum gibt gemeinlich 300 Pfund und kann 5- bis 600 Pfund geben. Man geht dort also in den Wald und schneidet sich sein Brot, wie man bei uns sein Brennholz schlägt. „Geseiht,“ führt nun Marx dazu aus, „ein solcher ostasiatischer Brotschneider brauche 12 Arbeitsstunden in der Woche zur Befriedigung aller seiner Bedürfnisse. Was ihm die Günst der Natur unmittelbar gibt, ist viel Muße, Zeit; damit er diese produktiv für sich selbst verwende, ist eine ganze Reihe geschichtlicher Umstände, damit er sie in Mehrarbeit für fremde Personen vorausgabe, ist äußerer Zwang erheischt.“ Wäre diese Erkenntnis der Ausgangspunkt gewesen, den Marx für seine wirtschaftswissenschaftlichen Betrachtungen wählte, so würde er zu keinen wesentlich anderen Ergebnissen gelangt sein, wie die besten bürgerlichen „Vulgär-Ökonomen“, die den Standpunkt einnehmen, daß sich der Staat und die Politiker ebensowenig in religiöse, wie in wirtschaftliche Dinge einzumengen, sondern auf beiden Gebieten den einzelnen lediglich gegen Vergewaltigungen in Schutz zu nehmen haben. Marx wäre dann kein Gegner des Kapitalismus und des privaten, auf Vertragsverhältnisse gegründeten Eigentums, sondern nur ein Gegner alles Protektionismus, Subventionismus, Fiskalismus und anderen politischen Raubwesens geworden. Denn nach seinen eigenen Worten können keinerlei „geschichtliche Umstände“, kann vielmehr lediglich „äußerer Zwang“ ungerechte Wirtschaftsverhältnisse herbeiführen.

Besitzende Müßiggänger, die sich der Politik bedienen, um sich unrechtmäßige Vermögensvorteile zu verschaffen, würden damit nicht lange Glück haben, wenn Kopf- und

Handarbeiter sich von ihnen nicht auseinanderheben lassen. Dies geschieht, indem man ihnen Furcht voreinander einflößt, indem man Bürgertum und Arbeiterschaft gegeneinander hetzt.

Aus lauter Furcht vor dem roten Gespenst lebt man sich in bürgerlichen Kreisen in den Bahn hinein, daß die bestehende Staatsordnung ewig währen müsse. Darum verschließt man auch die Augen gegen manche Gefahren, die der bestehenden Ordnung drohen, und vor denen man sie vielleicht bewahren könnte, wenn man ihnen mutig begegnete. „Wenn Sparta und Rom zugrunde gingen, welcher Staat kann da hoffen, ewig zu dauern?“ sagt Rousseau. Rousseau macht aber doch auch auf einen Unterschied aufmerksam: „La constitution de l'homme est l'ouvrage de la nature; celle de l'Etat est l'ouvrage de l'art. Il ne dépend pas des hommes de prolonger leur vie; il dépend d'eux de prolonger celle de l'Etat aussi loin qu'il est possible, en lui donnant la meilleure constitution qu'il puisse avoir. Le mieux constitué finira, mais plus tard qu'un autre, si nul accident imprévu n'amène sa perte avec le temps.“

Die Furcht vor dem roten Gespenst läßt bei uns gerade die Gebildeten und Besitzenden zu Totengräbern des Gegenwartsstaates werden. Aus Furcht vor einem gewalttätigen Umsturz alles Bestehenden durch ein sieghaftes Proletariat, verleugnet man das aufgeklärte Zeitalter, worin man lebt, und läßt den Pfaffen wieder freies Spiel, die Jugend in religiösen Vorurteilen zu erziehen, weil man glaubt, dadurch würde sie gegen den „Geist des Umsturzes“ immun gemacht. Das bedeutet natürlich nichts anderes, als daß man freiwillig auf die geistigen Waffen verzichtet, die dem Arsenal der modernen Weltanschauung entnommen werden können. In hellen Häusern gehen deshalb Intellektuelle, die jene Waffen zu führen verstehen, aus dem bürgerlichen ins rote Lager über, um für die Sache des Proletariats zu kämpfen. Und wie sich unsere Besitzenden vor dem „Geist des Umsturzes“ unter den Schuß eines Gottes flüchten, an denen sie nicht mehr glauben, so flüchten sie vor der Gefahr einer „Expropriation“ unter den Schuß der Bajonette der Soldaten. Nur die Furcht vor dem „inneren Feind“ läßt die modernen Riesenheere so ungemein nützlich erscheinen. Die Fürsten und Aristokraten, die Junker und die Reaktionäre aller Richtungen wiederholen bis zum Ueberdruß, daß die Heere die beste Sicherheit gegen auswärtige Gefahren bedeuteten, daß es notwendig sei, die Kosten dafür zu tragen, möchten sie noch so schwindelnd hoch sein, weil sie allemal gering wären im Vergleich zu den Verlusten, die der erfolgreiche Einfall eines Nachbarn mit sich bringen möchte. In Wirklichkeit würden die Staatsmänner, die heute noch einen Krieg zwischen den modernen westeuropäischen Kulturstaaten allen Ernstes zu entfesseln suchen, reif fürs Irrenhaus sein, weil diese Staaten wirtschaftlich völlig aufeinander angewiesen sind. Längst hätte die Diplomatie einen europäischen Staatenbund schaffen können, worin innere Krieg ebenso undenkbar wären, wie seit dem Sezessionskriege in der nordamerikanischen Union, aber, um mit dem russischen Nationalökonom Nowikow zu reden: „Aus Furcht vor dem Sozialismus arbeiten die Regierungen, statt auf eine Vereinigung der zivilisierten Nationen hinzuwirken, an ihrer Uneinigkeit, um eine besto größere Anzahl von Soldaten gegen die Sozialisten unterhalten zu können.“ Selbstverständlich müssen die immer riesigere Summen verschlingenden Rüstungen die Lebensdauer der Gegenwartsstaates verkürzen, und schließlich macht erst die Hypertrophie des Militarismus die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat zu einer Gefahr: denn

die Truppen der modernen Staaten sind keine napoleonischen Garben. Der „Geist des Umsturzes“ geht auch unter ihnen um, und schließlich kann sich, was sich in der Türkei ereignete, anderwärts wiederholen. Derselbe Militarismus, der heute dazu dient, das Proletariat niederzuhalten, wird es einmal dem Proletariat ermöglichen, die Herrschaft über seine früheren Bedrücker auszuüben.

Otto Corbach.

Aus Oesterreich

Prag, im April 1911.

Der Schluß einer keineswegs kurzweiligen Komödie ist uns erspart geblieben. Baron Bienerth hat auf Grund des § 14 das Abgeordnetenhaus aufgelöst, weil die sozialdemokratische und tschechische Obstruktion mit der Anerkennung des Heeres- und Marinebudgets zögerte. Im Juni werden die Neuwahlen sein, die eine regierungsfreundliche Majorität schaffen sollen, eine Arbeitsmehrheit, die den Vorzug hat, der Regierung jede Arbeit allein zu überlassen. Wie man sieht, erwartet uns keine erfreuliche Zukunft.

Dafür können wir Oesterreicher uns aber desto eher an der Gegenwart erfreuen, die den Amüsanten mehr als genug bietet.

Da wimmeln sie durcheinander, die Parteien, ihre Fraktionen und Fraktionchen, sie kolletieren, schütteln zukunftsang einander die Hände, ohne später an ihnen die erforderliche Reinigung vorzunehmen. Der liberale Freisinn zittert, der freisinnige Merkantilismus zittert, der Antisemitismus, der Rationalismus, kurzum: alles, was, zu ängstigen, sich berechtigt fühlt.

Nur keine roten Wahlen!

Jetzt schmachten, da unten in Triest, auf der Werft des Stabilimento tecnico, die Dreadnoughts, für die der Rothschild unserer Regierung Kredit gewährte. Der arme Rothschild, man kann ihn unmöglich aufsitzen lassen. Das Budget muß durch.

Nun arbeitet man schon an der Regierungsmehrheit. Ueberall. In Böhmen, Mähren, Schlesien, den Alpenländern, in Galizien und der Bukowina. Ueberall, nach einem einzigen Systeme und einem einheitlichen und sozusagen, geschlossenen Willen gegen die Sozialdemokratie und die tschechische Opposition. Das ganze österreichische Bürgertum ist in Aktion.

Die Deutschfortschrittlichen, die Enkel der alten Liberalen, wollen sogar zwecks Einigung mit den Christlich-Sozialen auf den Kampf gegen den Antisemitismus verzichten.

Unsere sogenannten „Deutschfortschrittlichen“ haben ja nie an einen Kampf gegen den Antisemitismus ernstlich gedacht. Wo auch immer nur sich in Oesterreich Gelegenheit bot, den Juden in den Rücken zu fallen, haben sie dies getan. Alle, wie sie da sind, ohne Ausnahme. Ein christlich-sozialer Antrag, Juden nur in beschränktem Maße an Mittelschulen und Universitäten zuzulassen, wurde von ihnen unterstützt. Man muß sich wieder daran erinnern. Dann wird man die Tatsache für das vielen unverständliche Zusammengehen der Liberalen mit den antisemitischen deutschen Parteien verstehen.

In allerletzter Zeit, etwa seit dem Tode Buegers, sind auch die christlich-sozialen Tendenzen verblüht.

Und kann man angesichts der „drohenden roten Sturmflut“ auf Nuancen Rücksicht nehmen?! Nein! Dann also frisch ans Werk! Oesterreich ist in Gefahr! Die Sozialdemokraten und Tschechen obstruieren gegen eine österreichisch-ungarische Reichspolitik. Alles Deutsche betont plötzlich Solidaritätsgefühl mit den Habsburgern.

Eschehen und Sozialdemokraten werden, das ist gewiß, in dem neuen Parlamente nicht weniger opponieren, als im früheren. Aber „laßt's den Dienert' nur arbeiten“, hat unser Kaiser gesagt.

Und wenn Franz Joseph I. einmal etwas sagt, so hat das ebensoviele zu bedeuten, wie: wenn Wilhelm II. einmal etwas nicht sagt.

Ernest Kirchnerberger.

Pressepranger

Zeitungschreiber, die aus der Böswilligkeit ein Gewerbe machen und solchen, denen unheilbare Dummheit die Feder führt, sollen hier an den Pranger gestellt werden. Das Suchen macht keine Mühe. Der Stoff wächst uns entgegen. Das Angebot übersteigt die Nachfrage. Wir beginnen heute und greifen zunächst einmal in die Spalten des biden Dertel. Ein ungewisser W. M. hat am 18. April auf dem Makulaturpapier, das täglich, mit dem Entwertungszeichen „Deutsche Tageszeitung“ versehen, hergestellt wird, eine derartige Fülle von böswilligen Niederträchtigkeiten verbroschen, daß es notwendig ist, ihm die Feder aus der schmierenden Hand zu schlagen. Professor Gurlitt hatte im „Berliner Tageblatt“ zum Thema „Schülerelbstmorde“ vielleicht das Treffendste gesagt, was über diese Frage überhaupt gesagt worden ist. Dagegen schreibt nun der W. M.

Wahrlich, die gesamte reaktionäre Presse (einschließlich „Post“) kann in acht Tagen kaum eine solche Fülle von Lügen, Verleumdungen und Dummheiten produzieren, wie sie W. M. in seinem Artikel „Die Phrasen des Herrn Professor Ludwig Gurlitt“ fertig bringt. Nicht um gegen die Unverschämtheiten sachlich zu polemisieren, sondern um die Reife des edlen W. M. für den Pressepranger zu beweisen, seien einige Frechheiten angemeldet.

W. M. nennt Gurlitts sachliche Kritik „unreifes Böbelgewäsch“, wirft ihm „maßlose Ueberhebung“ vor und behauptet von ihm, er habe nie einen positiven Vorschlag gemacht. W. M. lügt. W. M. muß wissen und weiß, daß Gurlitt bereits viele Reform-Vorschläge gemacht hat, die sich auch zum Teil schon staatliche Anerkennung verschafft haben. Wer Gurlitts Schriften kennt und sein Wirken als Mitglied und Mitleiter der „Gesellschaft für deutsche Erziehung“ und ständigen Mitarbeiter an den „Blättern für deutsche Erziehung“, für den ist dieser Vorwurf eine Blöbheit. Für den Gedanken, Kunst und lebendige Anschauung in den altklassischen Unterricht zu tragen, hat Gurlitt jahrelang gearbeitet und „Lateinische Fabeln“ geschaffen (Verlag Wiegandt & Griepen, Berlin), die den lauten Beifall unserer ersten Schulautoritäten fanden, ich nenne nur Friedrich Paulsen, Oberschulrat Prof. Dr. Peter, Oberstudien-Direktor Dr. Julius Fiehn, Geh. Reg.-Rat und vortragender Rat im Unterrichtsministerium Prof. Dr. Stephan Waepoldt, dem allein von vielen ich hier das Wort geben will:

Comenius im Gewande eines archäologisch geschulten Gymnasiallehrers unserer Tage. Gedanke und Ausführung sind neu und vortrefflich. Das Altertum tritt dem Knaben an der Schwelle des Gymnasiums nicht als toter Begriff, nicht als grammatisches Beispiel entgegen, sondern als lebendige Anschauung. Der Sertaner nimmt nicht inhaltsarme Sätze auf, die innerlich verbindungslos bleiben; schon die Anfangszellen schließen sich ihm zum Bilde zusammen. Und diese sechzehn Bänder mit ihrem reichen sachlichen Stoff entfalten sich im Laufe des ersten Jahres fast zu einer Altertumskunde im Kleinen, die der Verfasser dem Verständnis und dem Interesse der Reifejährigen mit sicherem pädagogischen Takte angepaßt hat. Wie Gurlitt seinen reiferen Schülern Caesars gallischen Krieg illustrierte — ich entsinne mich seiner Bilder von der Chicagoer Unterrichtsausstellung — so illustriert er hier den Sertanern die Anfangsgründe des Lateinischen mit Wort und Stift. An der Hand eines frischen Lehrers muß die Arbeit mit dieser Fabel den Knaben eine Freude werden.

Die schwierige Aufgabe, den grammatischen Stoff mit dem Lehrstoff natürlich zu verbinden, ihn daraus wie ein Ergebnis hervorzuwachsen zu lassen, scheint mir sehr geschickt gelöst.

Das charakteristische Buch wird viele Köpfe im Vaterlande wackeln machen, aber der Gedanke ist so gesund und natürlich, die Ausführung so flott und anregend, daß ein schließlicher Erfolg sicher ist . . .

Der Tatsachenfälscher, der sich hinter seinen zwei Buchstaben versteckt, scheint nie die Tertie eines Gymnasiums erreicht zu haben, sonst müßte er doch Gurlitts „Anschauungstafeln zu Caesar“ kennen?

Er hat wohl auch in die österreichischen Zeitungen der letzten Monate nie einen Blick getan, sonst müßte er wissen, daß der „Verein für freie Schule“ in Graz als Eröffnungsspreche einen Schuldirektor über den „Schulreformer Gurlitt“ sprechen ließ, daß dabei mit wärmsten Worten der „gewaltigen Anregung“ gedacht wurde, die ihm zu danken sei. Er würde auch wissen müssen, daß die Landeshauptmannschaft in Magensfurt sich nur zwei Gutachten zu ihrem Schulreform-Plan aus Deutschland eingeholt hat, das des Münchener Stadtschulrats Dr. Kerschensreinners und — Professor Ludwig Gurlitts. Aber das alles weiß ja der W. M. Er weiß auch, daß nicht Gurlitt die drei Leipziger Schulköpfe „hochbegabte und hochstrebende Jünglinge“ genannt hat, sondern daß das die dem Schulprogramme entnommenen Worte des Direktors taten. (Den einen Schüler nennt das Programm sogar den fähigsten, den die Schule je gehabt habe.) Aber W. M. entstellt eben, wie es ihm in den Kram paßt. Er fälscht und verdreht, wenn er Gurlitt von einer „Misere des Bernens“ sprechen läßt. Davon hat Gurlitt nichts gesagt. Im Gegenteil: Alle Selbstmörder waren gute Schüler. Ein solcher Flachkopf, wie der W. M., dem es gewiß zu sauer gefallen ist, nach Untertertie zu kommen, ahnt gar nichts von der Seelenqual eines Pegasus im Joch. Er weiß natürlich auch nicht, daß auch Schiller allerdings „so wenig Humor hatte“, ebenfalls bei seiner Flucht aus der Karlschule Selbstmordgedanken zu hegen. Doch genug. Gurlitt kann es schließlich gleich sein, ob in der Redaktion der „D. T.-Ztg.“ Trottel Schreibfreiheit haben. Nicht Gurlitt soll verteidigt werden, sondern W. M. soll an den Pranger. Er mag wählen, ob er wegen Gesinnungslosigkeit abgestraft worden ist, oder wegen Unwissenheit.

Franz Pfeiffert.

Glossen

Der aparte Genetiv.

Dieser Tage kam zu R. Hiller sein Freund Nepomuk und attackierte ihn grimmig: „Seit wann veröffentlichst Du Deine sehr frühen Wallungen unter komischen Pseudonymen? Seit wann wählst Du Genetive wie ‚Wolfs‘, um die Erzeugnisse einer etwas kitschgemuten Vergangenheit zu bedecken? Ich entsinne mich, 1906 einiges über den Zusammenhang zwischen Hedonismus und Erkennen von Dir gelesen zu haben; nun läßt Du drucken: das ‚Befriedigen‘ des ‚Erkenntnistriebs‘ ‚löse‘ ein ‚Lustgefühl‘ ‚aus‘ . . . Auch liebtest Du Worte wie ‚Skeptizität‘; nun redest da Dein apartes Pseudonym von ‚Skeptizität des Seienden‘, was doch, verzeih, ein larmoyanter Blödsinn ist, sintemal das Seiende stets nur Gegenstand der Skeptizität werden kann . . .“ Hier unterbrach R. Hiller den Vorwurfswallen. Er fühlte sich frei von Schuld. Nepomuk zeigte ihm das Blatt; Nummer 60 des „Sturm“; da prangte ein Elaborat „Die Wahrheit“, signiert von einem John Wolfs, und, in der Tat, wimmelnd von zubringlichen Anlehnungen; sogar eine Fußnote aus dem „Recht“ über sich selbst, verfaßt 1907, war als Schlußpointe verwendet! R. Hiller äußerte zu seinem Freunde Nepomuk: „Fürwahr, das sind nicht Plagiate, sondern Abhängigkeiten, welche in demselben Grade mich ehren, in dem ich durch sie kompromittiert bin; aber es wäre angemessener, wenn der aparte Genetiv künstig, statt ‚Die Wahrheit‘ im ‚Sturm‘, lieber seinen Wind in der ‚Wahrheit‘ bliese!“

Meck, meck, meck

(Herrn Fritz Engel, dem Entdecker und Protektor,
ehrfurchtsvoll zugeeignet.)

I.

In dem Kreise Neustettin
Viel verborgne Schneider bliehn.
Nähnd manche Vodenhose
Wühn wie Wellen sie im Moose.

Unter ihnen laut man pries
Einen, welcher Wittstock hieß.
Dieser schrieb so manch Gedicht.
(Das Wort „Metrik“ kannt er nicht.)

... Ober wenn ein Knopf der Hose
Abgerissen oder lose ...
All dies machte Herr Wittstock.
Denn dies war sein Lebenszweck.

II.

Bis ihn endlich an das Gängel-
Band nahm Redakteur F. Engel.
(Welcher, wenn er protegirt,
Nicht ganz unbedenklich wird.)

Aus dem Neustettiner Vorort
Riß er ihn (und schrieb ein Wortwort).
Und so kam Herr Wittstock her,
Ohne Nadel, ohne Scher.

Und so langst du in Berlin,
Schwan bu von „bei Neustettin“!
Herzhaft, immer frisch vom Stengel.
(Und entdeckt hat dich Herr Engel).

Glad gibts nirgends, — leider, leider.
(Ungefähr so singt der Schneider.)
Und Herr Engel, Pace-Macher
Meint: „Wie heißt? Uder ist Uder.“

III.

Glad gibts nirgends, — leider, leider!
Ach, am Zeitgeist sind die Schneider
Mitarbeiter — immer schon.
Und es blüht die Konfektion.

Ernst Blaf.

Die „Persönlichkeit“

Von Grete Meisel-Hef.

Wann sprechen wir von „Persönlichkeit“? Jeder definiert diesen Begriff anders, aber empfunden wird er von vielen als derselbe. Und darum muß sich auch diese Vorstellungsumme, die das rätselhafte Wort umfaßt, ausdrücken lassen. Vielleicht dürfen wir am sichersten dann einen Menschen eine Persönlichkeit nennen, wenn die harmonische Durchbildung aller jener Kräfte, mit denen der Mensch die verschiedenen (ach so grundverschiedenen) Anforderungen des Lebens zu bewältigen vermag, an ihm deutlich ist. Die Synthese ist es, die Synthese der großen, vielfältigen, das Leben fördernden und meisternden Kräfte, und die fast ziffermäßig ausdrückbare Ausgeglichenheit dieser Kräfte, die das Merkmal der Persönlichkeit ist. Das Vorhandensein aller jener orientierenden Impulse, durch deren Führung intuitiv die verschlungenen Kreuzgänge des Lebens durchschritten werden, ist nicht wegzudenken von der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit wird zweifelsohne geboren (nicht erzogen) — sie wird aber natürlich nur als Möglichkeit einer Per-

sönlichkeit geboren, — gerade wie z. B. der Seemann, der Gelehrte, der Kaufmann „geboren“, d. h. mit der vorherrschenden Anlage zu diesem Berufe geboren werden, sehr wohl aber am Wege dahin, verhindert werden können, dieser Anlage Raum zu geben. Auch die Persönlichkeit kann an ihrem vollen Auswachsen verhindert werden. Vererbung und Milieu schaffen eben zusammen die verschiedenen Erscheinungsformen. Jedenfalls aber wird die Persönlichkeit als Möglichkeit ihrer selbst (nicht als Unmöglichkeit ihrer selbst, könnte man wählen) geboren, das will heißen, als Individualität. Die Individualität vereinigt, zum Unterschied vom Typus, vielfältige persönliche Strebungen in sich, solche, deren Subjekt sie allein, nicht die Gattung, nicht eine begrenzte Klasse ist. Aber, obwohl jede Persönlichkeit eine Individualität zur Keimzelle ihrer Entfaltung hatte, wird natürlich nicht, umgekehrt, auch aus jeder Individualität eine Persönlichkeit, sondern nur aus jener besonderen Art (von Individualitäten, die auch den Ritt, der aus diesen hundertfältigen Strebungen der reichen Persönlichkeit eine einzige harmonisch ineinander greifende organische Einheit macht, von Mutter Natur mitbekommen hat. Dieser „Ritt“, wie wir diesen geheimnisvollen Abhäftionsstoff der Seele nennen können, ist unerblichbar. Wer ihn nicht ererbt von seinen Vätern hat, kann nichts dazu tun, ihn zu besitzen. Fehlt er, so zerfallen, zerfliegen, zerfliegen die Kräfte und Fähigkeiten der Individualität, das ganze seelische Gebilde offenbart sich dann wie eine gezackte Figur, alle Kräfte stürmen aufeinander ein, durchkreuzen und zersplittern einander. Es ist, als fehlte das ordnungsschaffende Wort Gottes im chaotischen Kreisen einer Welt. Gerade an solchen Individualitäten aber ist unsere Zeit überreich.

Daß die Persönlichkeit wird und nicht als ein Fertiges da ist, trotz der eingeborenen Anlage, ergibt sich von selbst. Daß sie vernichtet werden kann am Wege — nicht nur ihr Träger, der Mensch, sondern, was weit schlimmer ist, sie, seine Persönlichkeit, — daß sie verbleibt, verbogen, aufgehalten, verhindert werden kann nach den ihr eingeborenen Dimensionen (auszuwachsen, zu Ende zu wachsen, beweist uns die Milieutheorie. Hier müßte die Kultur der Natur zu Hilfe kommen und die bewußte Pflege der Persönlichkeit in ihr Programm aufnehmen, anstatt dem „Kampf ums Dasein“ die „Auslese“ zu überlassen, die sich meist aus dem Elbogen-„Tüchtigsten“ rekrutiert.

Wo beginnt nun die „Persönlichkeit“ aus ihrem Kinderstadium — Individualität — herauszutreten, zu reifen? Wann wird Blüte — Frucht, wenn sie es wird, wann wird die Endbestimmung einer Anlage zur Persönlichkeit erkennbar? Vielleicht an jenem Schnittpunkt, an dem der betreffende Mensch sich über sein Triebleben klar wird. Daß dieses Triebleben ein reiches, ein vollständiges, sozusagen ein biologisch komplettes sei, versteht sich bei der Annahme der früher abgegebenen Definition des Begriffes der Persönlichkeit von selbst. Von jenem Zeitpunkt an, wo der betreffende Träger einer werdenden Persönlichkeit, das, was er bisher unbewußt oder doch unterbewußt tat, in seinen Ursachen und Zusammenhängen zu verstehen beginnt, und nun mit der Kritik, mit der bewußten Beherrschung dieses Tuns einsetzen kann, Notwendiges als solches erkennt und gelten läßt (und damit für diesen Teil seiner Natur zur Gewissenruhe gelangt), Unerbliches und Veränderndes nach bester Einsicht umgestaltet. Also in dem Augenblick, wo die früher nur „in ihrem dunkeln Orange“ handelnde Individualität zu Prinzipien gelangt. Was diese Prinzipien von denen des

Spießbürgers unterscheidet, ist erstlich ihre Qualität selbst, zweitens die Art ihrer Erwerbung: Sie sind nicht „vorgesagt“, d. h. mühe- und kritiklos von andern übernommen, sondern sozusagen nachgesagt, aus eigener Erfahrung und Vergleichung „gewonnen“, destilliertes Eigen-Erleben. An diesem Schnittpunkt ihrer Entwicklung tritt die Persönlichkeit aus den Kinderschuhen, und dieser Schnittpunkt wird — wie auch die Zoologie lehrt, daß umso höher geartete Typen umso später „fertig“ werden — gewöhnlich spät erreicht. — In einem Alter, in dem die „Seute“ schon sehr vernünftig und durchaus „fertig“ zu sein pflegen, ist die werdende Persönlichkeit noch unfertig. Große Menschen haben nicht selten lange Zeit etwas kindhaft Wildes. Würde ein „vernünftiger“ Mensch wohl noch mit 25 Jahren sich herzynig dabei vergnügen, auf dem Markte zu stehen und mit der Peitsche zu knallen wie Goethe und Karl Augusts beliebter Zeitvertreib war? Gewiß nicht.

Die Persönlichkeit braucht aber durchaus nicht etwa immer identisch zu sein mit Genie, ja nicht einmal mit Talent. Wie ja auch Talente und Genies (d. h. die Menschen, die wir ihren besonderen Gaben nach so nennen) oft nichts weniger als Persönlichkeiten sind. So wenig wie der Darsteller eine Spezialnummer auf einem Variété, eben so wenig braucht ein „Talent“, ja selbst ein „Genie“, das auf dem Variété der Weltbühne seine Nummer virtuös spielt, eine Persönlichkeit zu sein, ein als Gesamtorganismus vollständiges Gebilde. Spezialnummern aus den Menschen zu machen (und auf jedem Gebiete), ist eine Haupttendenz unserer Zeit. Die Entwicklung zur Synthese der seelischen Kräfte wird durch nichts begünstigt, sondern, im Gegenteil, fast mit Verschwörereifer gehemmt, und die Seele, die sich nicht in einen etikettierten Kasten unterbringen läßt, wird nur schwer zu irgend einer sozialen Zugehörigkeit, die ihr furchtbaren Boden bieten könnte, gelangen. Nichts erregt das Mißtrauen der „Chargen“, — die heute fast so dicht gesät sind, wie in primitiveren Zeiten der Normalmensch, — mehr, als ein synthetisches Naturell (die Anlage zur Persönlichkeit), das nicht eingeschworen ist auf irgend eine besondere Gabe, sondern die vielfachen Strebungen, aus denen sich das Weltbild zusammensetzt, auch in seiner Person vereint, um mit mannigfachen Lebenskräften auf die mannigfachen Lebensreize zu reagieren. Die Persönlichkeit besitzt für alle geistig-sinnlichen Bewegungsfaktoren Fühlung und Ahnung. Sie wird für den „Sinn“ des Lebens, — die harte Logik der Tatsachen, — eben so viel Ernst als für den Unsinn des Lebens Heiterkeit aufbringen. Sie wird das Ethos als notwendiges Ziel menschlichen Lebens begreifen, ebenso wie sie das entgegengesetzte, das ästhetische Prinzip, das der Freude und Schönheit — als unerläßlich zur Totalität eines Lebensganzen erkennen wird. Sie wird einen starken Selbsterhaltungstrieb besitzen und — vielleicht aus derselben Wurzel ihres Wesens — das Phänomen der Hilfe, des Schutzes der Menschen unter einander erfassen, also die Fähigkeit des Mitleides in sich begünstigen, da nur diese das Verständnis des Leidens und daher die Hilfe ermöglicht. Aus derselben Wurzel, aus der ihr starker, unter Umständen wehrhafter Selbsterhaltungstrieb stammt, wird die altruistische Seite ihrer Natur sich nähren, da sie sich des Niederganges des Einzel-Ichs wohl bewußt ist, wenn das Prinzip der Hilfe versagte. Aus diesem Grunde wird sie jede Strebung begünstigen, die der Allgemeinheit bessere Lebensbedingungen schafft, da ja diese „Allgemeinheit“ sich aus lauter Einzelindividuen, wie der Wald aus Bäumen, zusammensetzt. Sie wird soziale Befreiung nicht als eine Gefährdung der persönlichen Welt- und Werbekraft des Einzelnen, sondern als Einrichtungen,

die ja gerade dem Individuum Luft machen sollen, begrüßen, da ja erst dann, wenn der technische Apparat der Gesellschaft durch Gemeinschaftspflege glatt funktioniert, der Einzelne sich nicht zerreiben und zerschinden muß an der Solobewältigung dieser sozial-technischen Probleme, auf die seine Lebensmaschinerie nun einmal gestellt ist, und um so mehr Kraft, Mühe und Freiheit gewinnt, seine Seele zu reden, wohin sie mag. Sie, die Persönlichkeit, wird sich aber auch, im Zustand der Notwehr, bis an die Zähne zu wappnen wissen. Sie wird gesellschaftlichen Formen und Konventionen niemals das Recht einräumen, sie an Inhalt zu schmälern oder zu verfälschen, noch aber sie blindlings verachten und verwerfen, sondern sie als das zu nehmen und zu benützen wissen, als was sie gedacht sind: als „stumme Diener“, die da sind zur Erleichterung des Verkehrs und zur Bequemlichkeit des Individuums, und die erst dann beiseite geschoben werden müssen, wenn sie diesen Zweck nicht erfüllen, ihn vielleicht im Gegenteil hemmen. Gesellschaftliche Formalitäten haben das Recht, geachtet zu werden — wie — ja sagen wir wie Sitzgelegenheiten und Schemel und Teppiche. Sie sollen die Möglichkeit bieten, auf eine erträgliche Art im Leben zu sitzen, zu stehen, zu gehen, sich zu stützen. Erfüllen sie diesen Zweck — warum sie verachten? Erfüllen sie ihn nicht, so sind sie, dank ihrer Eigenschaft der Mobilität, die ihnen gleich Sigmobilien eignet, berufen, geschoben zu werden, gerückt, fortgeschafft. Und sind sie alt und schadhast geworden, so ist ihre Erneuerung geboten.

Die Persönlichkeit wird, dank der Vollständigkeit ihrer vitalen Triebe, deren Befriedigung, Beruhigung in ihr Lebensprogramm aufnehmen, ohne ihnen die Macht einzuräumen, ihr Uebersinnliches zu unterjochen. Sie wird die Wunder der Tiefe mit der Taucherkunst der Seele zu suchen und zu würdigen, — und alle Reize der Oberfläche, des farbenreichen unwesenhaften Spieles der Lichter und Schatten, der Bewegung und der Ruhe zu ihrer Zeit zu genießen wissen. Sie wird in sich zu gehen und bei sich zu weilen verstehen, und doch wieder heraustreten nach erfolgter Unterbringung ihrer Ernte, unter die andern, bereit an neuer Aussaat mitzuwirken. Sie wird endlich, die Erde nie unter den Füßen verlieren, und doch das Gesicht vor ihrem Staube tunlichst hüten. Scheinbar entgegengesetzte Strebungen „begreift“ die Persönlichkeit in sich, ihrem eingeborenen, dem Weltganzen verwandten Wesen gemäß.

Das letzte Merkmal der Persönlichkeit aber ist ihr ewiges Geheimnis: es ist jene von der Seele ausstrahlende und auf sie selbst zurückwirkende Macht, die den Antrieben ihres Willens dient. Diese Macht ist schon an der Kraft, Energie und Ruhe der Stimme erkennbar. Nicht umsonst hielten die Alten die Stimme für die Zeugin der Seele. Vielleicht ist sie — diese Macht — nichts anderes, als die Fähigkeit, die Krisen, Wirren und Irrtumsmöglichkeiten, die uns andre verwirren, betören und von einer Strebung zur andern werfen, nicht zu bemerken, weniger zu sehen, d. h. nur den Hauptantrieben der eigenen Natur zugänglich zu sein und dadurch sein Gleichgewicht im Schrecken niemals einzubüßen. Aber wer wollte dieses letzte Geheimnis lüften? Nur das Erkennbare anzudeuten, kann unsere Aufgabe sein.

Die Irren

Papierne Kronen zieren sie. Sie tragen Holzstöcke aufrecht auf den spitzen Knien Wie ernste Szepter. Ihre Hemden schlagen Um ihren Bauch wie Königshermeln.

Ein Volk von Christussen, das leise schwebt
Wie große Schmetterlinge durch die Gänge,
Und das wie große Bilien rankt und lebt
Um ihres Käfigs schmerzliches Gefänge.

Der Abend tritt herein mit roten Sohlen,
Zwei Dichtern gleich entbrennt sein goldner Bart.
In dunklen Winkeln hocken sie verstohlen,
Wie Kinder einst, in Dämmerung geschart.

Er leuchtet tief hinein in alle Ecken,
Aus allen Zellen grüßt ihn Lachen froh,
Wenn sie die roten feisten Zungen bleden
Hinauf zu ihm aus ihrer Lager Stroh.

Dann kriechen sie wie Mäuse eng zusammen
Und schlafen unter leisem Singen ein.
Des fernen Abendrotes bunte Flammen
Berglühen sanft auf ihrer Schläfen Pein.

Auf ihrem Schlummer kreist der blaue Mond,
Der wie ein Vogel durch die Säle fliegt.
Ihr Mund ist schmal, darauf ein Bächeln thront,
Das sich wie Votos weiß im Schatten wiegt.

Bis leise Stimmen tief im Dunkel singen
Vor ihrer Herzen Purpur-Balbachin,
Und aus dem Aethermeer auf roten Schwingen
Träume, wie Sonnen groß, ihr Blut durchziehen.

Berlin.

Georg Heym.

Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? Dies zu fragen wäre überflüssig in einer Welt der Geistigkeit und des Anstands, da dort es niemanden nach Dokumentierung des Selbstverständlichen gelüftet; dies zu fragen wird notwendig hier, wo aller Haß und Neid der Schlechtweggekommenen sich an die helle Öffentlichkeit wagt und wo die unsaubere Rüpelhaftigkeit verhaltener Dopszeptiker magisterlich die Gebärde des Schbintwer mimt. „Die Aktion“ hat es gefragt und beginnt heute mit der Veröffentlichung der Antworten.

Geistige Unabhängigkeit, Selbständigkeit des Urteils, unerschrockener Mut gegenüber der herrschenden Tagesparole sind die höchsten Forderungen, die an die Kritik gestellt werden. Alfred Kerr hat sich seit dem Beginn seines Wirkens zum Nutzen der Literatur durch diese Eigenschaften hervor getan. Er hat sich rasch eine Ausnahmestellung dadurch geschaffen, daß er die Augen des Publikums, vor allem aber die Augen der Kritik, auf zahllose Schriftsteller lenkte, die selber geistig unabhängig waren und deshalb von der herrschenden Tagesparole als Narren oder Lumpen gebrandmarkt wurden.

Seine Schreibweise, die bekanntlich viele Feinde hat, hat aber auch überraschend viele Nachahmer gefunden, meines Erachtens nicht zum Nachteil der Literatur, denn der schlimmste Feind einer Literaturentwicklung ist sicherlich die salbungsvolle bombastische Kritik, die im Gegensatz zu den meisten Zeitschriften speziell in der Tagespresse ihre Orgien feiert. Kritik hat kurz zu sein.

Ohne Zweifel gehört Alfred Kerr zu den wenigen Ausnahmemenschen, deren Art und Weise Einfluß hat und Nachahmung findet. Die Frage, welche Bedeutung er für die Literatur hat, kann heute wohl niemand mit gutem

Gewissen zutreffend beantworten. Ich glaube aber, daß man sich in Hundert Jahren damit beschäftigen wird.

Wie habe ich den Brustton des Richters von ihm gehört, der sich in jedem deutschen Feuilleton breitmacht. Als freier Künstler, als unabhängiger Weltmann bevorzugt er den Ton der ahnungslosen sonnambulischen Priesterin, durch deren Mund die Gottheit spricht.

Seine Bedeutung für die Literatur scheint mir die der größten Unentbehrlichkeit, der absoluten Unerseßlichkeit zu sein. Dabei ein enfant terrible, ein Virtuose, der Sauerteig. Alles Dinge, an denen wir, weiß Gott im Himmel, keinen Ueberfluß haben.

Kerr scheint mir zu stolz, zu liebenswürdig, vielleicht auch wirklich zu bescheiden zu sein, um als Kritiker von Fach, als Sachverständiger Anerkennungen einheimen zu wollen. Dementsprechend ist er allen Kunstspießern und Literaturphilistern ein Gräul. Er hat den stillen Mut, sich selber schreibend nicht ernst zu nehmen, seine Selbsteinschätzung nicht auf der Zungenspitze spazieren zu tragen. Zwerge seelen nehmen das ruchlos, zu deutsch frivol. Drecksseelen halten ihn deshalb für ihresgleichen.

München

Frank Wedekind

Es ist sehr merkwürdig, daß in Deutschland jede prominentere Persönlichkeit erst ihre „Affäre“ braucht, ehe sich eine öffentliche Diskussion über ihre Werte lohnt. Wem bei uns der Stil, die Orthographie, die Interpunktion eines Schriftstellers nicht paßt, der wagt sich erst mit seiner Meinung hervor, wenn er den Betroffenen zugleich als Schuft und Banditen entlarven kann. Dieses Mal muß Alfred Kerr dran glauben, und unsereiner, der seinerzeit ihm entgegentrat, als Harde in den Staub sollte, muß heute einer Horde — allerdings weniger stattlicher — Gegner in die Ohren brüllen: Parbon! Dieser Alfred Kerr ist Einer! Damit, daß ihr — genau wie im Falle Harde — möglichst laut „Schweinehund“ brüllt, schafft ihr seine Verdienste nicht aus der Welt! — Ueber die „Affäre“ selbst nur soviel, daß sie für mich heute noch eine „Affäre Jagow“ und nicht eine „Affäre Kerr“ ist. Seit bei uns das Wiener Kulturwissen schlägt — d. h. mit Leitartikeln die deutschen Literaturvereine bereift, — sind solche Richtigstellungen immer wieder geboten. Es wäre bedenklich, wenn die bei Wiener Hysterikern gangbare Moral, die die Nervenreizungen pommerischer Junker in schweißbedeckten Symphonien konserviert sehen möchte, bei uns über den „Sturm“-Kügel hinaus Geltung gewinnen sollte. Die Öffentlichkeit hat sich mit der Kritik der Würdenträger erst dann zu beschäftigen, wenn sie in Amtshandlungen in die Erscheinung tritt. In der akuten Angelegenheit war das der Fall.

Nun zu Ihrer Frage: „Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur?“ — Dieser Herr Pfemfert, alles, was wir in den letzten Wochen erlebt haben, beweist doch, daß Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur einen Mann bedeutet, dessen Begabung nachgerade nur noch dadurch unschädlich gemacht werden könnte, daß man ihm eine persönliche „Affäre“ anhängte. Glauben Sie, einem Manne ohne große Bedeutung hätte man die Veröffentlichung eines Briefes mit soviel tiefender Entrüstung aufgemerkt, den kein Pfeiler der zeitgenössischen Literatur unveröffentlicht gelassen hätte?

Kerrs Bedeutung aber, die den Subalternen so arg im Wege steht, weil sie sie im Avancement hindert, besteht nach meinem Urteil in folgendem: Er hat für Deutschland den Impressionismus für die Kritik erobert. Er hat das Urteil über Theater und Literatur den Dozenten abgenommen und den Künstlern zugeführt. Er hat Peter

Altenbergs geniale Methode der Schilderung des Lebens in kleinen Ausschnitten auf das Kunstreferat angewandt und damit die Kritik zur Kunst erhoben. Er hat seiner kritischen Eigenart, die nur auf das Wesentliche aus ist, den adäquaten Stil gefunden. (Der Vorwurf, daß er in Provinzblättern Plaudereien in ganz anderem Stil schreibt, ist dumm. Der Stil ergibt sich aus dem Gegenstand, der behandelt wird. Ich bilde mir ein, etliche recht gute Gedichte geschrieben zu haben. Wer mich mit dem Argument bekämpft, daß ich auch anders kann — nämlich Schüttelreime in Witzblättern niederlegen — kommt mir komisch vor.) Kerr hat — um nur noch ein Verdienst hervorzuheben — in seinem Davidsbündler-Werk dem Theater und der Schauspielkunst unschätzbare Anregungen gegeben. Sein Name gehört in die Theatergeschichte.

Daß ich nebenher viele viele Einwände gegen ihn habe, ändert wenig an meiner Wertschätzung seiner kulturellen Persönlichkeit. Er ist oft ungerecht und verböhrt (gegen Reinhardt und Garben). Das Fenster, aus dem er in die Welt schaut, ist oft von kitschig geblühten Gardinen verhängt. Manchmal trübt das Vergnügen an einem Witz, den er sich nicht verkneifen kann, sein Urteil. Aber im Ganzen ist er ein Kerl, vor dem ich, dankbar für tausend Feinheiten und Klugheiten, den Hut abnehme.

München

Erich Mühsam

Obwohl mir kein Anlaß zu Ihrer Umfrage vorzuliegen scheint, — denn die Angriffe gegen Alfred Kerr, wer liest sie, was bewegen sie, wie sind sie unwichtig und unbedeutend, — aber gilt es hier zu bekennen, sofort, ich bekenne: Ich halte Alfred Kerr, diesen vom heiligen Geist der Liebe und des Hasses glorreich Gezeichneten, für den größten deutschen Meister deutscher Kritik. — Wirklich: er hat sich einmal, auch zwanzigmal geirrt. Wer einen Papst braucht, soll katholisch werden! Kerr hat sich und sein Lebenswerk herrlich erkämpft, und man kämpft mit ihm, das ist es. Kampf ist Leben, und wer uns lebendig macht, uns die faulen Motten aus dem Pelz klopft, den lieben wir, so wir reblich ringen, am reblichsten. Ich habe ihm mein neues Drama „Titus und die Jüdin“ in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet. Die wertvollste Jugend steht — hoffe ich! — zu ihm, und die Dichter seines Volkes werden ihm die Grabrede halten über den Text: Er war ein Kritiker, ihr werdet nimmer feinesgleichen sein.

Friedenau

Hans Rysler

Kerr: der Absynth der heures bleues zu Berlin . . . Wer Alfred Kerr, diesem eminenten, aufreizenden Künstler, die Abtänkung anzuraten wagt, der entlarvt sich als läppischen, fast läppischen Barbaren; und wer, in unbedenklichsten Austriazismen, bei Kerrs Stil (der oft leuchtet und glüht wie Vincent van Goghs sonnentaumelnde Dorngarben), die Diagnose stellt: „asthmatisch“, der wird seinerseits auf neue Befunde gefaßt sein dürfen.

(Nebenbei: was ich einst gegen Kerr schrieb, als er Garben in Zeiten der Not hart angriff, nehme ich nicht zurück.)

Berlin

Ferdinand Hardekopf

Wer von sich weiß, daß ihm ein Genie, in besonders gesegneten Fällen, ein gewaltigeres, aufrührenderes, folgenwolleres Erlebnis bedeuten kann als eine Liebe, der wird sich unfähig fühlen (trotz rasendster Bogophilie), auf direkte Weise erschöpfend auszusprechen, welchen Wert eine so erlebte Persönlichkeit für ihn habe. Andeutungen dessen, was Alfred Kerr mir ist (und was er uns Anständigeren unter den Jungen wohl allen ist), versuchte ich immerhin, „Aktion“ Heft sechs, leise zu geben. Heute, zwecks Be-

antwortung der Rundfrage, schreibe ich anstelle von Bekennnissen lieber Bitate nieder. Ich wähle Sätze Kerrs, die, von ihrem jeweiligen Anlaß unabhängig, als sanalhafte Symptome der aufregenden Herrlichkeit dieses Künstlers fortbestehn. (Die Sätze sind teils dem Buche „Davidsbündler! Das neue Drama“, teils den in Zeitschriften verstreuten Essays entnommen.)

„Ich bin jedem dankbar, der in Deutschland erfährt, daß hinter einer kunstheiteren Form nicht ein Windhund stehen muß; sondern ein Ringender stehen kann.“

„Einbläuen möcht' ich meinen Landsgeossen, daß, wer die Dinge heiter sagt, sie darum nicht weniger ernst sagt. Einbläuen.“

„Was ist Manier? Der Defekt im Leser.“

„Kritiker zu sein ist ein dummer Beruf, wenn man nichts ist, was darüber hinausgeht.“

„Der künftige Kritiker wird im allgemeinen daran festhalten, daß Systeme Schwindelbauten sind; daß aber langen Bestand hat, was in sich gut gesagt ist.“

„. . . Und in dem, was ich höre, liegt alles: die Burstigkeit gegen Einwände; die Belanglosigkeit der Kunst; und die Seligkeit, die Seligkeit, die Seligkeit des Daseins.“

„Ich neige zu dem Glauben, daß die Großstadtdichter mehr sagen als die andren. Eine gesunde vaterländische Aesthetik neigt zum Gegenteil. Die Stadtdichter seien skeptisch, überfeinert, bleichsüchtig. Aber was soll man andres sein als skeptisch, wenn man sich nicht verstellt.“

„Die holde Klarheit der lateinischen Rassen . . . Ich glaube nicht, daß Rationalismus Beschränktheit; daß scharfe Klärung Fühllosigkeit ist. Es bleibt um vieles leichter, die Dinge nebelhaft auszudrücken. Und der blutigste Teil jeder Arbeit ist dieser: des letzten Herausarbeitens aus dem Chaos. Man stirbt daran — aber es schadet nichts. Jede Wurst, meine Lieben, ist Impotenz oder Schwindel. Wenn sie gefühlt ist, ist sie Impotenz. Tertium non datur; non datur; non datur.“

„Und nur in Deutschland, ja nur in Deutschland, ist es ein Ruhm, Dinge allgemein-vielbeutig auszudrücken, so daß man sich zehn andere dabei denken kann.“

„Wenn er nicht bis zur Tiefe drang, kam er doch bis zur Unverständlichkeit.“

„Es bleibt ja leichter, eine unmögliche Religion zu stiften als einen Roman wie die „Anna Karenina“ zu schreiben.“

„Die Einfachheit eines gewissen Barbarismus bewundere wer will. Ich nicht. Es ist recht schön, primitiv zu sein; es ist aber noch viel schöner, sehr differenziert zu sein.“

„Tatkraft wird geschwächt, je entwickelter der Geist. Siehe Helldentum.“

„Ein Greuel sind zwar sittlich-vorwärtsgehende Bezirksvereine. Tiefere Greuel aber die Affen, welche darum ihre Ideen verwerfen . . . Affen verwechseln Ideenverklünder mit Ideen . . .“

„. . . Hamlets Monologe nähern sich, heute, dem Selbstverständlichen . . . sie stellen die Fragen nicht, die uns angehn. Ernste Köpfe haben zu erkennen, daß es abern wäre, sich in den Umschwüngen dieser Gegenwart, dieser stärksten bekannten Menschheitsperiode, zurückzuschrauben . . . Wer die heutige Welt erfährt, ist nicht größer als Shakespeare: doch er ist weiter. (Noch der Dümme der Australneger ist weiter als der genialste der Schimpansen.)“

„Und niemand behauptet, daß Shakespeare ein Trottel war. (Gier schon, daß Trottel diejenigen sind, die zurückgebliebene Geniewerke fortgesetzt als Entwicklungsgipfel einbläuen.)“

„Leichter, strahlender wandeln wir. Indem an die Stelle der Glaubensgründer für Massen und Erdteile und

Menschheiten die häufigeren Spezialisten für bessere Netze Menschenschwärme treten . . .“

Ein solcher Spezialist ist Alfred Kerr. Und darum gilt von ihm, was er auf Ibsen gesagt hat:

„Gestalten von seiner Kraft sind Priester für Ungläubige. Das ist der letzte Teil ihres Wertes: Priester für Ungläubige.“ Kurt Hiller.

Unter Feinden

Dort der Galgen, hier die Stricke
Und des Henkers roter Bart,
Boll herum und gift'ge Blicke —
Nichts ist neu dran meiner Art!
Nenne dies aus hundert Gängen,
Schrei's Euch lachend ins Gesicht:
Unnützlich, unnützlich, mich zu hängen!
Sterben? sterben kann ich nicht!

Bettler Ihr! denn Euch zum Neibe
Ward mir, was Ihr nie erwerbt:
Zwar ich leibe, zwar ich leibe —
Aber Ihr -- Ihr sterbt -- Ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
Bin ich Athem, Dunst und Licht: —
Unnützlich, unnützlich, mich zu hängen!
Sterben? sterben kann ich nicht!

Friedrich Nietzsche

Osterpaziergang im Osten

Euim, im Monat April 1911.

Fliegen hoch über mir, blaue und weiße, weiße, blaue, in segelnder Bewegung; die Sonne dazwischen macht ihren Spazierflug wie hinter riesigen Baunlatten, immer wieder blitzt es dann von silbernen Speichen und Rädern. Ich sinne nach, welches eigentlich die Grundfarbe des Himmels sei; aber zwischen den schneeigen Wollen und dem Blau bleibt doch auch für das bloße Auge stets ein beträchtlich fühlbarer Raum. Und während ich mich wieder mal so recht innig schätzenswert als Zeitgenossen und — Landsmann meines lieben Paul Scheerbart empfinde, gönne ich nun bereits ganz mühelos da oben herum. Ich muß die Augen schließen und träume jetzt von einem Teppich mit außerordentlich langen, feinen und dichten Seidenhaaren, die, je nachdem sie ein Wind umlegt, zu immer neuen Farbengespinnten zusammenlaufen, unerhört schillernde Meere und Inseln aufzaubern; da hinein —

Verdammt! da stolpere ich über ein Weibengebülch, und die schlanken, zartästigen Ruten sind mir schmerzhaft ins Gesicht gesprungen. Ich hatte ganz vergessen, daß meine Heimat, wo früher Ordensritter in prächtig weißen Mänteln mit schwarzgestickten Kreuzen auf der Schulter Christi Schwert gezückt haben, jeztund eine gute Zucht- und Pflanzstätte für Weiden geworden ist. Längs des großen gelben Stromes, den man die Weichsel nennt und der hier überall durchschimmert, in endlos graben Furchen sind sie gepflanzt. Es gibt hier großartige Korbkulturen (ich bilde doch das Wort richtig?), und man versendet also vermutlich von hier Körbe über ganz Deutschland (wozu an meinem Sachverständnis zweifeln, da ich doch aus der Gegend stamme?). Jedenfalls ist zwischen den Furchen und den Weiden auch immer noch sehr viel Brachland zum Spaziergehen. Und man spaziert schon traditionell nicht fruchtlos just an Ostertagen.

Ich bemerke, daß die Büschel an den gelbgrünen Weiden bereits überlange gelbe Staubfäden mit biden Pollen daran haben; aber an den Weiden, die von einem festsam hülflosen, braunroten Schimmel nur wie überhaucht sind, bemerke ich fast niemals Büschel, sondern bloß jene winzigen, feibigen Blattknospen, die an den anderen Büschel erst unterhalb der Blüten herausbringen. Sind das nun schon veredelte Weiden — und wohin will es eine Weide eigentlich bringen? In der Tat erinnern auch diese Ueber-schlanken, die wie gegen Licht gehaltene vornehm-abgekehrte Finger in feiner Blutwelle schwimmen, deutlich an Entartung. Oder habe ich es bloß mit den männlichen und weiblichen Weidensträuchern zu tun? — man lernt so wenig in unserem naturwissenschaftlichen Unterricht. An sich erscheint es mir übrigens äußerst plausibel, daß die Urweide, die ich mir grün vorstelle, auch zu roten Sprößlingen allgemach gelangt, als müßte der reichlich überschüssige Saft in diesen Gewächsen mit der Zeit selbst Komplementfüllungen vornehmen und so zunächst natürlich für Goethes Farbenlehre zeugen. Wie gesagt, ich fühle hier nur ganz von fern die Spur einer Wahrheit wieder, und man ist nie verpflichtet, sich nach seinen rascheren Hellblicken wieder zurück ins Enge, zum Kampf und Streit mit den Schulmeistern zurückzugeben.

Sonst ist hier im Osten die Birke der entscheidende Baum. Wenn die Birke in Skandinavien auf Höhen wächst oder Birken dort irgendwo eine Böschung bekränzen, dann sagen Björnson und Jonas Lie, es sehe aus, wie wenn weißgekleidete Jungfrauen im Zuge die Feststraße wanderten. Da sieht man denn gleich die Badsischpoeten. Hier kommen wir jetzt zu einem Wald hochtragender Birkenstämme: wie die funkelweißen Glieder halb vor-, halb zurück in den Schatten treten, darüber die Wolke dunkelbrauner Haare, Flechten, windgepeitscht um Hals und Nacken schlingend — ein Chorus nackter griechischer Jünglinge in die Arena stürzend, ganz ohne Reinhardtische Symmetrie. „Und immer dieses donnerdunkles Rauschen.“ — Aber schon ehe man mit der Bahn diese dichteren Birkenansammlungen erreicht, trifft man unterwegs immer wieder auf eine leuchtend-einzelne des Geschlechts, die wie ein verlorener Posten irgendwo am Rand eines dunkelgrünen Tannermaldes sich hinpflanzt. Die gibt dann eigentlich ganz ihr Birkenbasein auf, ist nur wie der übrig eine schwarze Tafel niederstickernde Tropfen aus dem Winkel eines Malers, der Binten, Umrisse überhaupt, mehr aus künstlich verwerteten Zufällen als planvoller Zeichnung zu gewinnen weiß.

Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Birken niemals weißer leuchten als im Frühling. Es kann ja auch an der stärkeren Lichtfülle im allgemeinen liegen. Aber Schopenhauer hat bekanntlich einen innerlichen Antagonismus zwischen Schall und Dunkelheit vermutet, wodurch es komme, daß nachts alle Brunnen stärker rauschen. (Erinnert sich ganz fern wohl Zarathustra?) So glaube ich an einen natürlichen Antagonismus zwischen weißer Farbe und Frühling. Ueberhaupt — daß jeder Frühling mit besonders viel Weiß und Lichtem beginnt, und daß das von ihm Geweckte im düstren Violett der Ustern abklingt, das könnte ja fast wieder zu Newton zurückführen? Die Sonne locht gewissermaßen das Weiß allmählich in alle Farben um, im Hochsommer haben wir die rottesten Rosen, — ich glaube Strindberg streift einmal diesen gefährlichen Gedanken. Der Erleuchtete ist hier wirklich in allzuböser Nachbarschaft; das Phänomen des ganzen Frühlings hat man doch erst, wenn man neben dem ja zweifellos überwiegenden Weiß und Gelb sogleich auch immer das dunkelviolette

Märzveilchen erblickt, wie denn zuletzt dem November auch die weiße Aker nicht fehlt, — und das spricht wieder durch- aus nur für Goethe. Alles ist immer zugleich in Allem, das Ganze schon immer auch in seinen Teilen, mehr will wohl auch diese Philosophie nicht sagen, und nur wer von einer Erscheinung ihr Gegenteil ganz strikte ausschließen will, irrt bereits notwendig. Eben darum aber müssen doch auch die Birken viel viel stärker im Frühjahr als zu anderen Jahreszeiten leuchten können — die Welt wird immer mehr versimpelt von denen, die sich Multisten oder Pluralisten nennen, als von denen, die an eine sehr geheimnisvolle Identität alles Seins im letzten Grunde glauben.

Ich wende jetzt meinen Blick zurück. Die Stadt selbst liegt burgähnlich über mehrere ziemlich steile Hügel hingestreckt: ihre altmodische Silhouette grüßt herunter. Ein paar schlanke Türmchen, Ansätze zu etwas Größerem und Höherem, dankt sie den Franziskanern und Dominikanern; vielleicht träumt sie bergniederblickend noch immer von ihrer Konkurrenz mit Heidelberg. — wie, man weiß wohl nicht, daß König Wenzel hier bereinst den Rittern beim Kulturwert behilflich sein wollte und just schöne Gipfelstädte für den wissenschaftlichen Betrieb nützlich fand? Das Gymnasium am westlichen Ende ist denn auch noch heute ein ganz hübscher „hoher Schulitz“ zu nennen; man blüht von da als Schüler ganz prächtig während der Unterrichtsstunden ins weite Land, auf den Strom, auf das Spiel der Wolken und zu den weißen Birkenwäldern. Ja, besonders zu den Birken . . . ; es war auch immer, als ob hinter jeder Birke gleich ein waffenkittender Ordensritter mit weißem Mantel und schwarzem Kreuz auf der Schulter hervortreten würde. Denn natürlich haben sie sich die schamde Tracht doch nur gewählt, um in Kriegzeiten leichter Deckung zu finden (o, seiner Paul Scheerbart, Danzig ist nur noch zwei Stunden weit . . .)

Voriges Jahr war es gerade ein halbes Jahrtausend her, da haben den Rittern aber keine Mauern und sonstigen Deckungen mehr genügt, da sind sie allesamt bei Tannenberg zusammengehauen worden. Und darüber haben sich alle Polen hier sehr gefreut und haben wahrscheinlich furchtbar viel Bier getrunken.

(Ich muß daran denken, wer wohl den Rittern immer die schwarzen Kreuze so hübsch gestickt haben mag, da sie doch sämtlich unverheiratet waren. Und ob sie wohl schon damals das weiße Tuch aus Schlessien bezogen, und daß es doch eigentlich eine gewisse Verschwendung war — wegen der vielen Wäsche.)

Brave Kreuzritter! Ihr wolltet Kultur herbringen. Gott lohn' es euch im Tode. Meine Heimat zählt jetzt etwa zwölftausend Einwohner (einschließlich Kindern und Militär), ich kann hier mit niemand über Paul Scheerbart sprechen. Aber ein junges Mädchen ist hier, das hat den Vater von Max Halbe aus dem nahen Marienburg gekannt, der hat ihr immer Schokolade gekauft. Was nützt es? Das Volk, zumeist polnisch, zumeist katholisch, läuft den Priestern nach. Junge unverdorrene Burschen knien Tags vor Ostern unter freiem Himmel vor jedem Muttergottesbild am Wege. Gurllit, — hier endet unsere Hoffnung. Und die deutschen Protestanten, von polnischen Katholiken umdrängt, sind aus Trost natürlich noch um so gläubiger. Mein bester Schulfreund von einst, heut händefaltend auf der Kanzel. Aber — wer weiß es denn? Alles ist auch in Allem und das Ganze immer schon in den Teilen . . . Hat nicht hier, von 1810—1818, auch der noch ganz junge Kaspar Schmidt gelebt — und ist dann Max Stirner geworden?! —

Ich wende um, zurück den Weg zur Stadt . . . Die Glocken haben zum zweiten Mal geläutet und aus drei,

vier, breit geöffneten Kirchentoren strömt auf einmal unabsehbliches Gedränge, ergießt sich bereits in alle Wege und Anlagen . . .

Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepuhte Menschen dafür.

Jetzt beginnt also der Osterspaziergang der anderen; ich werde mich schwer hindurchzubringen haben. Volk, Volk, Volk . . . Aber wundervolle Kostimen darunter, schlant und rot wie jene Weiden am Fluß; schwarzhaarig meist, und süßliches Profil — nur woher manchmal diese tief stahlblauen Augen? Ihr deutschen Ritter! — Ihr deutschen Ordensritter —!

Und jetzt hat auch der Evangelische das Psalmbuch zugemacht, und die deutschen Bürgermädchen des Ostens kommen; die haben zwar auch vielfach blaue Augen, aber dabei meist so stark vorspringende Backenknochen, als wollte jedes mindestens einen Kant zur Welt bringen. (Aber Königberg liegt doch schon etwas weiter nördlich; und dabei soll auch dort gegenwärtig die reine Vernunft nur noch billig, zu Marktpreisen, verschleudert werden.)

Ex oriente lux . . .

Ulfhelm Ruest.

Welt-Erleben

Keine Sekunde geht leer vorbei.

Zum Beispiel: gerade in diesem Augenblick
Wird jemand geboren . . . vielleicht in Mozambique,
Oder vielleicht im Urwald von Paraguay. —

Es gibt keinen Moment, in dem niemand stirbt,

Niemand wird um ein Mädchen würbe

Und niemand sehnsuchtsvolle Klänge

(Vielleicht in Deutschland an Doris,
Vielleicht auf dem Stern alpha ursae minoris

An eine astrale Schönheit) länge . . .

Keine Sekunde geht leer vorbei.

Jetzt, während du diese Zeilen siehst und verstehst,
Entziffert irgend ein Forscher ein Palimpsest.

Wo? . . . Ja das weiß ich nicht, das ist auch einerlei
Sicherlich geschieht es jetzt. Und irgendwo

gründet sich ein Verein.

Irgendwo sitzen Männer beim Wein.

Irgendwo ist jemand verzweifelt und brüllt,

Irgendwo wird ein heißester Wunsch erfüllt.

Jede Sekunde ist wichtig . . . für irgendwen.

Keine bleibt leer, das mußt du verstehen.

Wirft selber dann jede wichtig finden,

Dich an jede liebevoll binden.

Unaufhörlich gerührt und gespannt

Fühlst du dem Welt-Ganzen dich verwandt,

Großer Ereignisse Zeitgenosse

Steigst du zur Weisheit, Sprosse um Sprosse . . .

Prag.

Max Brod.

Stücken

Zwei Begegnungen. Von Albert Ulrich.

(Gawân und Lanzelot in den Kammerspielen des Deutschen Theaters.)

Der Zertrümmerer, der Götterstein der Notwendigkeit tat sein Werk. Und über den stürzenden Resten einer Welt erhob sich die Dämmerung eines kommenden Tages, noch im tiefen Nebel, doch voller Ahnungen der großen Fruchtbarkeit. Der neue Poet sprach. Derweilen laufen noch die Flüsse im Dunkel durchs Land, und alle, die Ufer sind, nennen sich stolz das Fließende. Der Uferwege sind viele.

Meine Situation: Ich stehe zwischen Zweien, die mein Wesen auszusprechen suchen: und was dem nordwestlichen

Halbgermanen für die eine Seite gelang, versuchte der schweratmende Zweimenschen-Kämpfer für die andere. Wer zeichnet mir das Pentagramma, den fünfgespaltenen Stern des Seins?

Im Gebiete des Dramas ragen Zwei heraus: der Eine breitet zwischen Blut und Rosen seine Konfessionen aus: der Andere kämpft den hellklirrenden Schwerterkampf bloßer Geistigkeiten. Beides sind Thronberufene: keiner ist Kronenträger. (Von den Preisberühmten zu schweigen.) Die Fülle kultivierter Talente aber sollte erfreuen, doch den Suchenden ermüdet nicht nur, ihn erschreckt fast die Feinheit ihres Formenspiels. Wir haben Eigene und Große darunter: doch wo ist Einer, der für Alle spricht? — Ich warte.

Der Vorhang geht auf, und ein Spiel beginnt. Ein Dichter spricht. Mit Orgelton und Hammerschlag der Sprache rollt sich ein Abenteuer auf aus Artus Sagenkreis. Eine Abventure, auf der von vornherein der grüne Schimmer des Unwirklichen liegt, die sich am Ende ins Mystische wendet: Gamán. Die Sprache baut hochgeredete Architekturen, die große Geste adelt das triviale Wort. Zuweilen klingt der Bau hohl. Die szenische Situation ist aufs köstlichste erlebt. Mit primitiver Eindringlichkeit steigert sich die Szene. Welche Weisheiten umhüllt und lündet sie? Sie spricht sie aus. Das gibt dem Erschauten diese kristallene Klarheit, die tötet. Wo Goethes Märchen sie ließen mich den ganzen Abend nicht los) ihren esoterischen Sinn hinter dem Spiel der Erscheinungen verhüllen, da deutet hier Hand und Mund des Dichters selbst. „Belehre mich!“ Und wir werden belehrt. Wir müssen's hören, was wir gesehen — und was wir nicht gesehen. Der Konflikt mit Tod und Leben und mit den beiden Marien wäre ohne diese lehrhafte Deutlichkeit eine bloße Dichtung geblieben. So wird er auch zum wohlgefügteten Bühnenstück. Nicht zum Drama.

Der Dichter schwebt über der Straße des Lebens, geht nicht ihren Weg. Sein Drama ist ein poetischer Reflex inneren Erlebens, nicht im Leben selbst manifestiert. Der neue Paris ist es, der ihn zu dem Abenteuer reizte, Und tut er es wieder, so will auch ich die Abventure gern wieder anknüpfen. Nur suche er nicht Ersatz für Goethes Musik und Farbentiefe in der Nähe des großen Flamen. Wo aber Jener bewußt in dem Reiche der gedämpften Musik und der geisternden Farbe bleibt, tritt unser Dichter einen Schritt weiter vor und will Theater-situation, -steigerung und -spannung mit einfangen. Und es gelingt ihm. Und aus dem traumhaften Märchen wird die Abventure. Ein Halbrelief, keine Plastik. Eine theaterkräftige Dichtung, kein Drama.

Vielleicht aber ist sein Ziel das Mysterium? so fragt ihr. Seine Dichtung ist kein Symbol, denn es fehlt der Idee das Leben. Sie ist kein Mysterium, denn es fehlt ihr die große Lösung. Ein Symbolspiel bleibt.

Aber alle äußeren Mittel sind gegeben. Vielleicht schreibt uns Studen noch das Mysterium des Graß, der in die Welt kam. Vielleicht wird aus den Gedankenschlüssen, die uns wie ein Geheimnis in kristallener Schale geboten werden, noch einmal wirklich das Geheimnis. Vielleicht erzittert unsere Seele einst unter der Tiefe dieser Schönheit — vielleicht wird aus der Märchenabventure einmal das Mysterium.

Noch nicht. Ich muß noch warten.

Wann erscheint der, der die Stimmen sammelt? —

Und wieder denke ich der Zwei, die ich ehre vor allen unter den Ringenden. Immer, wenn ich vor einem Bühnenbild stehe, sehe ich den Einen: unheilbar jugendlich, voller Fieberträume der Poesie, kein festes Licht. Fehlt ihm der Gottesfunk des Weltenplans, der Welten ordnete, ehe er sie schuf, und schaffend ordnete? — Sein letztes Wort ist noch nicht gesprochen.

Der Andere sprach es schon. Stahl-hart und -hell. Stahl biegt sich schwer zu Blumen. Gute Schwertler lassen sich daraus schmieden. Und Schwertler sehen wir und Schwergewappnete im Kampfe. Aber im Leeren schweben sie: ihr Fuß hat nicht Grund in der Flur des Lebens. Das aber ist es: die Flur des Lebens und den Kampf der Schwertler und die Sonne darüber: wer gibt uns alles? — Der Chorus ist da: wann kommt der Meister? —

Das Tuch teilt sich. Ein Dichter kommt und will mir geben, was diese Zwei nicht geben konnten: das Drama? Oder wozu die Kraft des Flamländers nicht reichte: ein Mysterium?

Und es beginnt wie ein Mysterium, nähert sich mittens dem Drama und endet als blaßes Märchen. Eine intellektual gefärbte Legende, das ist sein Umfang; Sprachmusik, das ist sein Reiz; farbig-dunkle Bilder und Requisiten, das ist seine Poesie: Banzelot. Internationen voll farbiger Schatten; Gesang und Hammerschlag der Sprache; legendäres Mysterien-Dramenspiel — das ist sein Ausmaß und Umfang: Gamán.

Die Meisterschaft der Sprache zeugt (ich bin so unlogisch) gegen den Dichter. Freilich nicht gegen den Künstler. Wer diese Sprache spricht, ist in Gefahr, ihr zu erliegen. Die Bodung ins Außerlich-Formale bedroht jedes Talent, das nicht genug Chaos in sich hat, um tanzende Sterne zu gebären. Studen aber zählt mir nicht zu den Chaotischen, sondern zu den Argen. (Diese abrupt primitiven Linien der Psychologie weisen es aus.) Und ich fürchte (trotzdem ich auf der Suche nach dem Wunder bin): jedes seiner Werke wird mir Bereicherung, keines Erlebnis sein.

Hat sich der Doppelpreisgekrönte wenigstens vollgesogen an dem Gehalt und Zauber der Legende (die die „Ewige“ dieses Sagenkreises bleiben wird), und ist es ihm gelungen, uns ihre Stimmung weiterzugeben — so tritt Studen mehr von außen an den Stoffkreis, wirft ihm sein neugefertigtes Wortgewand über und will es erheben zu neuer Geistigkeit. Das Gewand schimmert und blüht; der Stoff aber bleibt alt und wird nicht neu. Damit ist alles gesagt: daß die Motivierung nicht überzeugt oder fehlt: daß die psychologisch gedachten Sprünge der Heiden uns leer lassen, da sie nicht aus kleistischer Ueberfülle des Gefühls geboren sind, sondern sich nur verstandesmäßig als folgerichtig darstellen können. Dieses Erfassen über gedankliche Brücken: gibt's denn so etwas überhaupt im Dramatischen? Im Legendär-Epischen, im Fragmentarisch-Philosophischen meinethalben — aber in der Tragödie? Moderne Verkürzung, dramatische Knappheit. Mag sein. Doch hier ist ein nur schwach verbedeckter Mangel. Die Charaktere geraten in Gefahr, Figuren zu werden. Ob „moderne“ Figuren — sollte uns doch schon gleichgültig lassen, die wir die Mängel der kaumgewesenen Tage so scharfsichtig bloßlegen.

Die Zeit ist des großen Mysteriums noch nicht reif. Unsere Tragödie der lebenentsprossenen Symbole aber müßte kommen.

Der, dessen Tränen Fruchtbarkeit, dessen Lachen Sonne, dessen Horn Flammen und dessen Güte kühlende Flur

ist — der, dessen Ring die Erde und dessen Siegel die kristallene Kuppel der Ideen ist — der Uebervolle, der schäumend Reiche, der tiefgewurzelt Hochzweigige — er kam noch nicht.

* * *

Der Stil, der Studens unwirkliche Wirklichkeit malt, war bei aller Liebe nicht getroffen. Erstastet und beinahe gefaßt in Gewån, war er fern und ferner in Banzelot. Diese Dinge sind nicht irdisch und dürfen nicht irdisch schauen (selbst wenn der Poet es anders wollte). Banzelot ist als „modernes Drama“ verloren, nur das Märchenpiel ist haltbar. Also die Leidenschaft wie Reflexe gespiegelt, nicht grimassiert. Die Nervenzuckungen seltener Seelen in metallischem Spiegel, blanke Blicke vor blauen Horizonten — nicht Vulkanausbrüche und Erdbeben, nicht Krämpfe und Kämpfe irgend eines Körperlich-Allzumenschlichen. Es geht nicht. Man kommt zu keinem einheitlichen Gesichtsfeld, zu keiner Ruhe des immer wieder suchend gewechselten Standpunktes. Die Unmöglichkeiten und Unausgeglichenheiten der Psychologie drängten so nur desto stärker in die Erscheinung. Artus, der vertraut — Artus, der durchschaut — Artus, der das Bild in den Fluß wirft: er ist kein Mensch. Auch der beste Spieler, der eine höhere Gilt, eine tiefere blind-sein-wollende Betörung zu spielen wußte, würde ihn wohl nicht von den Schatten erlösen. Und Banzelot? Da ging mein Trauern an. Das Allzu-Unzulängliche muß nicht Ereignis werden. Gebt das Vergängliche, das uns ein Gleichnis ist. Und wo man dieser Forderung in den Aufführungen nachkam (und nachkommen konnte), da gab es einen reinen Klang. Also stand Gewån (auch in der Spielführung) höher als Banzelot.

Dem Deutschen Theater aber, das diese Bilder vor unser Auge hebt, das den farbigen Gesichtern unserer Dichter mit solcher Liebe und Hingebung naht, weiß ich nicht Dank genug. Und gelingt es ihm nicht, in diesem Reize auch Menschen zu fangen: es gelingt wohl noch, die Schauenden zu bannen.

— — — — —
Dichtung ist Vorverkündigung: Drama ist Sichtbarmachung: Denken ist Leuchtenlassen: Tat ist Flamme: und Religion Licht

*

Und der Kern des fünfgespaltenen Sternes? Wer verbirgt sich im Gestirn des kommenden Tages? Erwartet die Geburt des Fünffstrahls, harret der Erfüllung: und es wird wahr sein: Goethe ist heller als Shakespeare.

Die Reseda des Pfarrers

Von Anatole France. (Deutsch von Maria Ramm, Bide.)

In einem kleinen Ort von Boeage kannte ich in früheren Zeiten einen Pfarrer, einen wahren Heiligen, der jeden sinnlichen Reiz verschmähte, frohmütig Entsagung übte und keine Freude außer der der Aufopferung kannte. Er pflanzte in seinem Garten Obstbäume, Gemüse und heilbringende Gemüse. Da er aber der Schönheit selbst bei den Blumen aus dem Wege ging, wollte er weder Rosen noch Jasmin in seinem Garten haben. Er gönnte sich nur die unschuldige Eitelkeit einiger Reseden, deren gekrümmter Stiel mit den einfachen Blüten den Blick des Pfarrers vom Gebetbuch, das er zwischen den Wohlbeeten unter dem Himmel des lieben Herrgotts las, nicht ablenkte. Der heilige Mann scheute so wenig die Reseda, daß er im Vor-

übergehen öfters einige Stücker davon abbrach und lange ihren Duft einatmete. Diese Pflanze braucht nicht viel, um sich zu vermehren. Für jeden abgebrochenen Stengel, blühen vier neue auf. Und so kam es, daß, wohl mit Hilfe des Teufels, die Reseda ein ganzes freies Beet zu bedecken anfang. Sie verbreitete sich auch weiter in der Allee und kuppelte am Kopf des guten Priesters, so daß er, durch die leichtsinnige Pflanze zerstreut, viele Mal in der Stunde des Gehens oder des Gebets unterbrochen wurde. Vom Frühling bis in den Herbst stand das Priesterhaus eingehüllt in den Duft der Reseda.

Seht, wie gebrechlich und schwach wir sind. Man kann sagen, daß jede natürliche Reigung uns zur Sünde bringt. Der Mann Gottes verstand seine Augen zu behüten, aber er ließ seine Nasenlöcher ohne Schutz, und der Teufel führte ihn an der Nase. Der Heilige atmete den Duft der Reseda mit böser, sinnlicher Begierde ein, mit jenem schlechten Instinkt, der uns die Freude an sinnlichem Gut wünschenswert macht und zu allen möglichen Verirrungen lockt. Mit schwächerem Eifer kostete er von dieser Zeit an den himmlischen Gerüchen und dem Duft Marias. Seine Heiligkeit wurde deshalb kleiner, und vielleicht wäre er in Weichlichkeit verfallen, seine Seele wäre vielleicht der Seele derer ähnlichen geworden, die der Himmel ausstößt, wenn nicht am Ende die Hilfe gekommen wäre.

Vor Zeiten stahl ein Engel einem Eremiten in Thebaide eine goldene Schale, die den Mann an den Eitelkeiten dieser Welt noch hielt. Eine solche Gnade wurde dem Priester von Boeage zuteil. Ein weißes Huhn zerwühlte mit seinem Schnabel die Erde um die Reseda so, daß alle Blumen absterben mußten. Es ist unbekannt geblieben, woher dieser Vogel gekommen war. Ich meinerseits bin geneigt zu glauben, daß jener Engel, der in der Wüste den Eremiten die Schale weggenommen, sich in ein weißes Huhn verwandelt hatte, um dem Eremiten den Weg zur Vollkommenheit vom letzten Hindernis freizumachen.

Literarische Neuererscheinungen

Spanische und Italienische Novellen, übertragen von Clemens Brentano. Zwei Bände. Dreikisten-Verlag, Karlsruhe und Leipzig. Gedruckt in einer einmaligen Aufl. von 1050 numeriert. Exemplar. Preis 10 Mark.

Zu den größten Seltenheiten des antiquarischen Marktes gehörten bisher die „Spanischen und Italienischen Novellen, herausgegeben von Sofie Mereau“, die 1804 und 1806 in Penig bei Dienemann & Co. — demselben Verlag, der auch Bonaventuras „Nacht machen“ herausbrachte — erschienen. Wir wissen heute, daß nicht Sofie Mereau, sondern Clemens Brentano der Uebersetzer dieser Novellen ist. Ihm haben wir die deutsche Fassung dieser südl. sprudelnden Einfälle zu verdanken, die uns so recht hineinführen in die sinnensfreudige Welt romanischer Novellenstoffe, die wir aus dem Dekameron kennen. Sofie Mereau hatte diese buntgefärbten Bilder gewiß nicht heraufzuzaubern vermocht; so muß ihr denn auch dieser Ruhm, gerade 150 Jahre nach ihrer Geburt, trotz Schillers und Wielands literarischer Empfehlungsschreiben geraubt werden. Aber der strahlende Ruhm, von einem Dichter wie Brentano so geliebt worden zu sein, wird ja nicht verblässen; und allerdings vermochte wohl nur ein solcher Dichter, der selbst südlisches Blut in den Adern hatte, die Welt der Guitarre spielenden Don Juans und der übermütigen Donnas mit genialer Laune so nachzuzeichnen. Sein Werk ist durchaus mehr als eine Uebersetzung; man wird es geradezu zur vollkommenen und richtigen

Würdigung Brentanos fortan heranzuziehen haben. Aber auch über den Autor oder vielmehr die Autorin des spanischen Originals weiß man jetzt besser Bescheid. Die große Seltenheit der deutschen Originalausgabe war wohl schuld daran, daß man sich bisher — durch den mißverständlichen Titel irreführt — eine Anthologie aus den Werken verschiedener Verfasser darunter vorstellte: es handelt sich indessen um die in einer Rahmen-erzählung zusammengefaßten Novellen der Donna Maria de Zahas y Sotomayor, einer Zeitgenossin des Tirso de Molina, der gerade in allerjüngster Zeit bei uns eingeführt worden ist. Wenn sich spanische Grandezza jemals mit italienischem Witz glücklich vereinigt hat, dann in den Erzählungen der Maria de Zahas, die den wertvollsten Erscheinungen der spanischen Literatur nach Cervantes zugezählt werden dürfen. Hiermit sei auf diese wichtige auch äußerlich hervorragend ausgestattete Neuauflage eines seltenen Wertes besonders hingewiesen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Rilinger. Faust's Leben, Taten und Höllefahrt. (Neu erschienen — nach der Auflage des Jahres 1791 — im Insel-Verlag zu Leipzig).

Herbert Eulenberg. Anna Walenska. Eine Tragödie. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig). 2. völlig veränderte Auflage. Geh. 2.—

Inhalt der vorigen Nummer: Im Reichen der Schülerelbstmorde. / Der internationale Liberalismus. Von J. B. Astor. / Glossen. / Note. / Ballade. Von Gorilla. / Meine Erziehungslehre. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Früher Vogel. Von Robert Jentsch. / Die junge Generation und Karl Scheffler. Von Rudolf Kury. / Resurgant. Von Anselm Ruest. / Five o'clock. Von Arthur Kronfeld. / Comtesse Mathien de Noailles über Mussel. / Berollina. Von Victor Road. / Fraktur oder Antiqua (Urteile von Thomas Mann und Jakob Wassermann. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau / An unsere Freunde.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos

Wem gilt unser Kampf?

Unser Kampf gilt keinen Bekenntnis, und wir wollen keine neue Kultusgemeinde bilden. Unser Kampf gilt der Organisation der Landeskirche. Das Komitee nennt sich darum Komitee Konfessionslos, weil der Staat die, die nicht zur Landeskirche gehören, als die Konfessionslosen bezeichnet. Das soll also auf keinen Fall heißen, daß wir die werben wollen, die ohne Bekenntnis sind. Im Gegenteil, wir wollen aufrechte Bekenntnis Männer in unserer Mitte haben, weil wir wissen, daß selbst der, der seine Religion auf christlicher Grundlage aufbaut, die Landeskirche verabscheuen muß. Denn gerade die uns überlieferten Worte von Jesus sind ein flammender Protest gegen jede Landeskirche.

Es geht nun einmal nicht an, Glaubenssachen mit Geschäft und Staat zu vermengen, das muß zur Korruption führen. Und wohin haben uns unsere Landeskirchen geführt?

Die katholische Kirche hat nunmehr endgültig das freie Denken verboten und läßt sich durch ihre Priester Stumpfsinnseide leisten. Die protestantische Kirche erinnert sich nicht mehr an ihren Namen. Wer protestiert, dem wird der Prozeß gemacht.

Nicht der Geist herrscht auf den Kanzeln, sondern die Worte; Worte, die unserm Wissen oft kindlich erscheinen; Worte, die den Geist töten. Wir aber wenden uns an alle Protestanten, wir wollen uns losmachen von dieser Heuchelei und Knechtschaft; wir wollen wieder frei atmen können.

Hanns Dobered. Die weite weite Welt. Bunte Bilder von deutschen Reisen. (Verlag Julius Zeitler, Leipzig.)

Ch. Selgnobos. Politische Geschichte des modernen Europas. (Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig.)

Dr. Heinrich Wlesenthal. Aus Natur und Technik. (Verlag Lebensreform Berlin-Schöneberg). Preis 75 Pf.

Georg Heym. Der ewige Tag. Gedichte. (Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig.)

Hans Kyser. Titus und die Jüdin. Eine Tragödie in 3 Akten. (S. Fischer, Verlag, Berlin 1911). Geh. Mf. 2.50, geb. 3.50.

Zeitschriftenchau

Der Monismus Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik. Herausgeber Dr. Heinrich Rörber und Dr. Joh. Unold. (Verlag des Deutschen Monistenbundes, Berlin W. 57). Einzelheft 40 Pf. Das neue Heft enthält eine Anzahl sehr interessanter Artikel, von denen wir nennen wollen: Das neue Ideal. — Naturschutzparke. — Das Drama unserer Zeit. — Jenseits- oder Wirklichkeitsreligion?

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 8 ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen. Wolfgang Heine: Wahlfragen; Max Schippel: Kein Mann und kein Groschen oder Reformismus?; Alfred Walter Heymel: Fraktur oder Antiqua; Elisabeth Stewert: Schaubühnen und Altäre u. a. Das Einzelheft der „Sozialistischen Monatshefte“ kostet 50 Pf. Proben durch den Verlag, Berlin W. 35 A.

Jung-Ungarn. Monatschrift für Ungarns politische, geistige und wirtschaftliche Kultur. Herausgeber Josef Bészai (Verlag Paul Cassirer, Berlin 10.) Das Aprilheft enthält: Josef Bészai: Dualismus oder Reichseinheit; J. Karnik: Zur Psychologie des Propagandisten; Zsuzsá Weisner: Budapest im 20. Jahrhundert; Emil Neugeboren: Adam Müller-Guttenbrunn; Arthur Singer: Bismarck und die ungarischen Emigranten; Eugen Mohácsi: Deutsche Literatur aus Ungarn u. a. Das Einzelheft kostet Mf. 1.50.

Niederreißen wollen wir das alte Gebäude; außen ist es plump, vergolbet und verziert, aber innen ist es verfault. Niederreißen wollen wir, weil sich schon die neuen Bauten erheben, denen das alte die Aussicht versperrt. Gerade an die Bekenntnis Männer wenden wir uns, an die Protestanten und bitten sie:

Protestiert mit uns, tretet aus der Landeskirche aus, aus der Kirche, die den Geist jeder Religion verleugnet, dafür aber den Menschen mit dem Buchstaben knechtet.

Eberhard Fromein.

Das Komitee „Konfessionslos“ will die Dissidenten und Konfessionslosen zusammenschließen, um die volle Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Rechte durchzusetzen.

Den Vorsitz des Komitees führt Professor Dr. Ludwig Gurlitt in Berlin-Steglitz. Das Komitee „Konfessionslos“ hat im Gegensatz zu den meisten Vereinigungen das Bestreben, sobald als möglich wieder auseinander gehen zu können. Sein Statut besagt, daß es sich auflösen hat, wenn sein Zweck erreicht ist, nämlich die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung für Alle durchzusetzen, die keiner Landeskirche angehören. Um diese Bestrebungen recht nachdrücklich verfolgen zu können, bedarf das Komitee eines Betriebsfonds. Wir fordern alle Konfessionslosen auf, die die Bestrebungen des Komitees gutheißen und unterstützen wollen, wenigstens einen Teil ihrer bisherigen Kirchensteuer an den Kassenswart des Komitees abzuführen. Adresse Eberhard Fromein, Depositenkasse J. der Dresdner Bank, Charlottent. rg I, Berliner Straße 58, Konto R.

Ueber die erhaltenen Beiträge wird öffentlich quittiert. Für Abhebungen auf das Konto sind 3 Unterschriften erforderlich.

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freihheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 11. 88 1. Mai.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mt. 1.— vierteljährl. (erst Bestellhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Gerhard Kromwin, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: ::
Inserate. Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 21, Trefelbergstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7613. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Erste Wirkung der Parolendichter. Von Franz Pfemfert. / Christentum und Gewalt Herrschaft. Von Otto Corbach. / „Mein System“. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Glossen. / Pressepranger. Von Dr. Anselm Ruest. / Galense. Von Ferdinand Garbelopf. Der Philosoph des Mutes. Von Kurt Besche. / Die Steinklopfer. Von Valerius Brjussow. / Aus dem Fenster. Von W. S. Schuttman. Alfred Kerr. Von Peter Altenberg, Rudolf Kurb, Max Brod, Else Lasster-Schüler, Martin Berabt, Richard Dehmel. / Pfeiferplaud. Von Victor Hadwiger. / Ahuramabdao! Von Albert Ulrich. / Neuland. Von Erich Sternom. / Von „Chargen“ etc. Von Grete Meißel-Geß. Autofahrt. Von Ernst Blas. / Frühlingserwachen. Von S. Kallischer. / Die intelligente Frau. Von Alexandra Kamm. / Die Brücke. Von Alfred Holland. / Literarische Neuercheinungen. / Vornotizen.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Erste Wirkung der Parolendichter

Am 20. März sah sich „Die Aktion“ gezwungen, die Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß einige gewerksmäßige Scharfmacher als wirksame Wahlparole die Injenzierung einer Kriegsbege planen. In der Reichstags-sitzung vom 31. März hat Dr. Frank-Mannheim den Vorwurf, der am 20. März von der „Aktion“ gegen die Regierung und gegen die konservativen Parteien erhoben werden mußte, zur Sprache gebracht, um den Reichsfinanzler zum Reden zu zwingen. Eine Antwort hat Dr. Frank so wenig erhalten wie wir.

In einem konstitutionell regierten Staate wäre ein Minister, der auf einen derartig schwerwiegenden Vorwurf geschwiegen hätte, einfach unmöglich gewesen. Bei uns hat selbst die linksliberale Presse in dem Verhalten des Herrn Weßmann-Hollweg nichts Ungewöhnliches gefunden. Sie gab sich zufrieden. Anstatt Lärm zu schlagen und die Regierung zum Reden zu zwingen, ließ man die Sache bald als nicht aktuell fallen.

Und die Parolendichter, die schon ihren Plan gefährdet sahen, wirken nun munter weiter im Sinne der Verabredung, die wir publiziert haben. In der „Erklärung“, die seinerzeit den Regierungsvertretern abgegeben worden ist, finden sich die schönen Sätze (sie können nicht oft genug wiederholt werden): „Wir (Nationalgesinnte) können nur dann den kommenden Kämpfen zuverlässig entgegensehen, wir können des inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbestimmung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blide und Gedanken lenken. Wir können der Volksverhöhnung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nationale Ehre des Volkes zu appellieren.“

Jetzt glauben unsere Chauvinisten die Gelegenheit zu wittern: Marokko. Schon werden „die Blide und Gedanken“ auf den „äußeren Feind“ gelenkt. Mit welcher Schamlosigkeit die Herrschaften dabei ans Werk gehen,

das zeigt ein Separatikel, den die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ am 24. April veröffentlicht. Es heißt da:

„Das Volk verlangt von der deutschen Regierung ein energisches Vorgehen gegen die unberechtigten Machtgüsse der Franzosen in Marokko. Die Regierung würde in jedem Falle das ganze deutsche Volk hinter sich haben. Und wenn dieses 65-Millionen-Volk mit seinen fünf Millionen Bajonetten, wenn dieses gesunde Volk etwas will, dann, das mag sich Frankreich gefagt sein lassen, ist es gefährlich, es herauszufordern... Will Herr Delcassé sein frevelhaftes Spiel fortsetzen, will er die begründeten Forderungen des deutschen Volkes mißachten, dann wird die Geschichte ihn für die Folgen verantwortlich machen. Es gilt das Wort des deutschen Kaisers zu bedenken. Es gilt die Ehre des deutschen Kaisers, die Ehre des deutschen Volkes, es gilt die Zukunft des deutschen Volkes, und das deutsche Volk wird sich seine Rechte zu erkämpfen wissen. Die Franzosen mögen die Verträge respektieren. Können oder wollen sie das nicht, dann verlangen wir eine Aufteilung Marokkos zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich. Und widerseht sich Frankreich dem ernstlich, dann, ja dann trägt es die Verantwortung — für den Krieg.“

Niedlich. Aber wo bleibt die liberale, deutsche Presse, die gegen dieses irrsinnige Geschwafel, gegen diesen frechen Mißbrauch des Namens des Volkes Front zu machen hat? Die Heberei der „Rh. Westf. Ztg.“ macht jetzt als offiziöse Rundgebung die Runde durch die Auslandspresse. Wo bleibt die bürgerliche liberale Presse, die offen ausspricht, daß das deutsche Volk weder seine Ehre noch seine Zukunft in Marokko engagiert weiß und daß es nicht daran denkt, für die Abenteuerpolitik einer unfähigen Diplomatie mit seinem Blute einzustehen?? Die freihheitliche Presse hat die Pflicht, dem wüsten Marokko-Rummel mit aller Schärfe entgegenzutreten.

Franz Pfemfert.

Christentum und Gewaltherrschaft

Nachdenkliche Naturen haben sich von jeher viel den Kopf darüber zerbrochen, warum wohl der erste Satz der christlichen Ethik, das Gebot der unbedingten Friedfertigkeit, gerade von der Christenheit am allerwenigsten befolgt worden ist. Die Regierungen der christlichen Völker sind dadurch niemals abgehalten worden, ebenso oft, als sie Krieg begannen, zu beteuern, wie christlich sie seien: ja sie riefen und rufen die Hilfe ihres Gottes dann nur um so inbrünstiger an, desselben Gottes, als dessen Vertreter Christus selbst einen Backenstreich zu erwidern verbot. Vielleicht erscheint dieses Rätsel so vielen nur deswegen unlösbar, weil sie sich die legendenumwobene Herkunft des Christentums falsch vorstellen. Den „Schwanengesang der absterbenden Völker der antiken Kultur“ nennt Nietzsche einmal das Christentum. Im gleichen Sinne kann von diesem als einer die griechisch-römische Staatsordnung stützenden Sklavenmoral gesprochen werden, welche die Herren-Moral der urwüchsigen Geschlechtsverbände ablöste. Durch die Gründung Roms wiederholte sich in Italien ein Vorgang, der schon in Griechenland zur Auflösung der Gentilorganisation geführt hatte. Die rasche Verpflanzung einer zahlreichen, bisher zerstreut wohnenden Bevölkerung in das Gebiet einer einzigen Stadt, während einer unruhigen Zeit, trennte viele von den Gentes, in denen sie geboren waren. Sie und die Abenteurer, die der neuen Stadt zuströmten, die in den Kriegen gemachten und später in Freiheit gesetzten Gefangenen, alle überhaupt, die, ohne einer Gens anzugehören, mit den neuverpflanzten Gentes nach Rom kamen, schlossen zu einer großen Klasse, der der Plebejer, an. Gleichzeitig kristallisierten sich die Senatsmitglieder und deren Nachkommen zu Patriziern, die sich allmählich mit List und Gewalt alle Rechte und Machtbefugnisse aneigneten, die früher Familie, Gens und Stamm besaßen hatten. Aber Gewalt und List genügten nicht, um die neue Ordnung aufrecht zu erhalten. Es mußte ein Moral hinzukommen, welche diese Gewalt rechtfertigte und den Geist des Aufstands in der Menge zügelte. Sie mußte anders geartet sein, als die der Geschlechtsverbände. Grote sagt von den ältesten, noch in Geschlechtsverbänden vereinigten Griechen: „Wenn irgend ein energischer Mann durch Kühnheit oder List die Verfassung vernichtete und sich zum ständigen willkürlichen Herrscher aufwarf, so konnte er doch, selbst wenn er gut regierte, dem Volke nie das Gefühl der Pflicht einflößen. Sein Szepter war von Anfang an ungesetzmäßig und seine Ermordung wurde sogar für ein verdienstvolles Werk angesehen im Gegensatz zu dem moralischen Gefühl, welches sonst die Mörder verurteilt.“ Was die Römer anlangt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß schon Romulus sich Gewalt anmaßte, die der Senat sowohl wie das Volk für gefährlich ansahen. Was uns über sein geheimnisvolles Verschwinden überliefert ist, läßt kaum einen Zweifel darüber zu, daß er durch die römischen Vorsteher ermordet wurde. „Eine solche Tat“, bemerkt dazu Morgan, „so abscheulich sie uns auch erscheinen muß, beweist jenen von den Gentes ererbten Geist der Unabhängigkeit, der einer willkürlichen Macht eines Einzelnen sich nicht unterwerfen will.“ Eine Moral, die in erster Linie ein Recht zum Aufstande und Tyrannenmord lehrte, konnte sich unmöglich noch für eine politische Gesellschaft eignen, in der eine kleine bevorrechtigte Minderheit über eine entrechtete, geknechtete Volksmasse herrschen sollte. Dazu war dagegen eine Lehre wie geschaffen, die alle Eigenschaften vergiftete, die den freien, selbstherrlichen Menschen zieren: das

Christentum. Dieses nennt alles böse, was dazu dient, sich in der Welt erfolgreich zu behaupten, um zu Gunsten weniger besonders Kühner die Menge in einer drückenden Lage zurückzuhalten; es will in der Christuslegende, einem Platonischen Gedanken gemäß, zeigen, daß, je vollkommener ein Mensch ist, desto größer die Anfechtungen und Leiden sind, die er auf Erden erdulden muß. Erst im „Jenseits“ soll ein Ausgleich erfolgen. Die christlichen Mythen hängen ja im übrigen mit den religiös-astrologischen Vorstellungen der alten Völker auf das Innigste zusammen, was schon Dupuis in seinem, zwar längst verklungenen, vergessenen, aber noch heute lehrreichen Werk: *L'Origine des Cultes* kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution aufdeckte. Es hatte nun seine wohlüberlegte Bedeutung, wenn der Apostel Paulus im 13. Römerbriefe die Lehre vom Gottesgnadentum der Obrigkeit „die Gewalt über dich hat“, die das Schwert „nicht umsonst“ trägt, sondern eine Rächerin ist „zur Strafe über den, der Böses tut“, eingehend begründete. So groß war sein begreifliches Mißtrauen, und so dringlich sein Wunsch, daß gerade dieses unnatürliche Gebot befolgt würde, daß er später den dritten Brief an Titus damit einleitet, daß er ihm besorgt ans Herz legt: „Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit gehorsam seien!“ Gewalt und Christentum, Staat und Kirche, gehören eben zusammen wie Achse und Rad. Die Herrschaft des Christentums begann mit der Despotie einer siegreichen Plebs unter der Führerschaft eines Tyrannen, Constantins, bei dem Blut und grausame Unterdrückung jeden Schritt bezeichneten. Die gewaltsame Belehrung der Bevölkerung zum Christentum war der Preis, den dieser Sohn einer Schankwirtin zu zahlen hatte um die angemessene Würde eines Kaisers über die gesamte römische Welt zu gewinnen und sich zu erhalten. In unglaublich kurzer Zeit war das römische Reich christianisiert. Von Afrika bis nach Nordschottland, von Spanien bis Babylon, erstrahlte das „Licht des Evangeliums“. Ueber die Grenzen des Reiches, den Machtbereich der Legionen und Viktoren hinaus aber bewährte sich die überzeugende Kraft der neuen Lehre nicht. Zwei Jahrhunderte nach Constantin erstand dem Christentum jedoch ein weiterer Mehrer der Macht, ein zweiter Mann für Blut und Eisen, in Chlodwig dem Frankenkönig. Dieser hatte mit einer lachhaft kleinen Armee die Römer aus Gallien vertrieben. Doch in der Masse der unterworfenen Gallier drohte die kleine Zahl der Eroberer zu verschwinden. Etwas, irgend eine verbündete Macht, war nötig, um die Herrschaft behaupten zu können. Es fand sich eine christliche Geistlichkeit, um gegen reichlichen Anteil an der Beute die Gallier unterdrücken und niederhalten zu helfen.

Otto Corbach.

„Mein System“

Nur zögernd und erst auf vielfachen Zuspruch habe ich mich entschlossen, ein Jugendberühmungsheim zu gründen, in dem nervös heruntergekommene Schüler Aufnahme und Pflege finden sollen. Ich möchte ihnen da die Erziehung zukommen lassen, für die ich seit Jahren schriftstellerisch gewirkt und die ich an meinen eigenen Kindern erprobt habe. Lage: Waldung von Machnow bei Behlenhorf.

Es gibt zahllose Großstadtkinder, deren Nerven den Ansprüchen des Stuben- und Schullebens nicht gewachsen sind, die deshalb unter nervösen Erkrankungen mehr und mehr zurückgehen und schließlich nicht selten in Siechtum, Geisteskrankheit oder Selbstmord enden. Der letzte Jahresbericht des „Königin Carola-Gymnasiums“ in Leipzig

melbet, daß im Schuljahre 1910—11 nicht weniger als 3 Oberprimaner, hochbegabte Schüler, Selbstmord übten. Das ist hoffentlich nicht schon vergessen. Ebenso melbete die Zeitung in den jüngsten Tagen den Selbstmord zweier Gymnasiasten der mittleren Klassen aus Schlessen und als Grund — Nichtverlesung, und auch in Chemnitz trug es ein Sekundaner nicht länger mehr.

Das sind erschütternde Symptome, an denen wir nicht untätig vorbei kommen. Hier muß Abhilfe geschaffen werden.

Zugegeben, was der bekannte Psychologe Dr. Freud in Wien mit seinen gelehrten und praktisch erfahrenen Mitarbeitern über die Ursache der „Schüler selbstmorde“ ausführt (Verlag Bergmann in Wiesbaden), daß der Selbstmord Jugendlicher zumeist wohl einen erotischen Untergrund hat, so trifft dennoch die Erziehung der Vorkur, daß sie die jungen Leute für solche seltsame Belastungen, die ja keinem Menschen in diesen Lebensjahren ganz erspart bleiben, nicht hinreichend mit Lebenskraft ausgerüstet hat. Die Schule bekennt bei jedem solchen Trauerfalle feierlich, daß sie keine Schuld treffe. Keine unmittelbare, das darf man zumeist zugeben, aber auch keine mittelbare? Was hat sie zur Kräftigung der Nervensysteme ihrer Schüler geleistet? Ist auch da nichts versäumt worden? Stand nicht das Bewältigen des Klassenpensums oben an als höchstes Prinzip? Hat die Schule auch dafür stets Sorge getragen, daß der Arbeit Angst und Sorge ferngehalten wurde? Nein, mit schon erschöpften Nerven langen unsere Schüler auf dornenreichem Pfade in den oberen Klassen an, und wenn dann eine Verirrung in das Machtgebiet des *Cros* oder *Bacchus* zu starken seelischen Erregungen führt, und zu Konflikten mit der Umwelt, so gibt es eben gleich einen jammervollen Zusammenbruch. Da heißt es also vorbeugen, und schon die ersten Symptome kindlicher Nervosität als üble Vorboten rechtzeitig bekämpfen. Leider stellt sich dem gewöhnlich der Zwang des Schulmechanismus und der kurzfristige Ehrgeiz der Eltern entgegen. Hier gilt es, mit Ausklärung einzusetzen und die rechten Mittel zur Hilfe bereit zu stellen.

Auch die Schulbehörden müssen solchen Bestrebungen zugänglich gemacht werden. Vor wenigen Jahren noch verfügte das Provinzial-Schulkollegium in Berlin, daß Skrophulose, Blutarmut und Nervosität kein hinreichender Grund zur Schulverfällung wären. Diese ungeheuerliche Verfügung steht im schreienden Widerspruche zu der wissenschaftlichen und praktischen Erfahrung unserer Ärzte. Viel berechtigter wäre eine Verfügung, daß die genannten Krankheiten von dem Besuch der Schulen ausschließen. Es ist grausam und unvernünftig, einem blutarmen und deshalb unterernährten Gehirne dieselbe geistige Arbeit wie einem gesunden zuzumuten. Es ist bei solcher Ueberlastung der geistigen und seelischen Kräfte auch eine Heilung der nervösen Leiden ganz unmöglich. Die gewöhnlich angewandte Hilfe: gesteigerte Anspornung, Nachhilfestunden oder wohl gar körperliche Strafen, steigern nur das Leiden, ohne zu wirklichen Erfolgen im Geistigen zu führen. Denn der scheinbare äußere Erfolg bezeichnet keinen Kraftzuwachs, sondern nur noch mehr vergeudete Energie.

Ich möchte solchen durch fehlerhafte Erziehung in Schule und Haus in ihrer Nervenkraft herunter gekommenen Kindern ein freundliches Mitleid bieten. Wie geheftes Wild, das sich glücklich in die Schonzeit hinübergerettet hat, so sollen die durch Angst und Zwangsvorstellungen aller Art, durch wahre oder eingebildete Leiden um ihr seelisches Gleichgewicht gebrachten Kinder hier erst einmal wieder zur inneren Ruhe kommen. Wir bieten ihnen in

dem schönen Landhause, das sich der bedeutende Bildhauer *Lepe* zu eigenem Gebrauche erbaut hatte, in stimmungsvoller Umgebung zunächst einmal all die Beruhigungs- und Kräftigungsmittel, die uns die Natur selbst in verschwenderischer Fülle darreicht: Luft, Licht, Ruhe, Schönheit und Harmonie. Die Lage ist wirklich ganz ausgesucht günstig: ringsum die weitesten Waldungen mit unabherrschbaren harten Grasflächen als freien Spielplätzen. Neben an das Kaiserliche Marine-Sanatorium und die Waldschule von *Zehlendorf*, die beide für klimatische Bortuglichkeit dieser Gegend durch ihr bloßes Dasein am lautesten zeugen. Und dazwischen hineingestellt ein Künstlerheim mit all den stillen Wirkungen, die von der Ruhe und Schönheit eines solchen Wertes ausströmen. Hier soll auch gesellschaftliche Kultur gepflegt werden im Kampfe gegen modernes Proletariat, gegen den Mammonismus, gegen Grobheit bei schmutzigen Nägeln und ungepflegten Zähnen. Dazu soll wirken die Lebensgemeinschaft mit gesitteten, wohlwollenden, leidenschaftslosen Menschen, die sich die Erforschung der seelischen Leiden und Schwächen und ihre Heilung zur Lebensaufgabe gemacht haben.

Zuerst muß sich der Zögling alle Menschenfurcht abgewöhnen und das sichere Vertrauen gewinnen, daß hier von ihm nichts verlangt wird, was zu leisten er nicht willig und fähig ist. Das schonend behandelte Kind wird uns seine Seele erschließen; uns ermöglichen, seine ganze Eigenart, seine Fähigkeiten und seine Schwächen, festzustellen und danach unseren Erziehungsplan einzurichten. Viele Kinder versagen nur deshalb in Schule und Haus, weil sie verkannt werden, und weil man ihnen Leistungen zumutet, die gegen ihre Natur sind. Wir haben seit Jahren gerade den Charakterstudien die größte Aufmerksamkeit geschenkt und glauben deshalb, Eltern, die uns ihre Kinder, wenn auch nur für einen oder einige Monate zur Beobachtung überlassen, verlässliche Auskunft über deren Natur und nützliche Winke für die Wahl der Schulart und des künftigen Berufes versprechen zu können.

Bei körperlicher Kräftigung wird auch die Nervenkraft steigen und damit die geistige Leistungsfähigkeit. Die richtig behandelten Kinder werden mit neuem Lebensmutter und mit dem Gefühle gesteigerter Kraft in kurzer Zeit mehr leisten als vordem in langer Zeit. Es wird deshalb durch rechtzeitig einsetzenden Nachhilfeunterricht gewiß in der Mehrzahl der Fälle sich das durch den Schulverlust Versäumte bald einholen lassen. Meine eigenen zwei älteren Söhne haben bei solcher Behandlung erreicht, daß der ältere mit 17 Jahren bei im ganzen $3\frac{1}{2}$ Schuljahren den zweiten Platz in Unterprima eines Realgymnasiums hat, der zweite mit 15 Jahren den zweiten Platz in Obersekunda bei ebenfalls $3\frac{1}{2}$ Schuljahren. — „Mein System!“

Wer weitere Aufschlüsse über den Geist und Inhalt des von mir vertretenen Erziehungsverfahrens wünscht, den verweise ich auf meine pädagogischen Schriften (die aus jeder Buchhandlung zu beziehen sind) und auf den Prospekt, den wir jedermann auf Wunsch einschicken (Prof. *Gurlitts* Jugenderholungsheim, *Zehlendorf* bei Berlin).

An die Herren Ärzte und Erzieher, die sich mit den hier vorgetragenen Gedanken einverstanden erklären, richte ich die Bitte, diesen unseren pädagogischen Versuch in der Erwartung zu unterstützen, daß er zum Segen der leidenden Kinder ausschlagen und dadurch Anregung zu Schöpfung verwandten Geistes geben möge.

Prof. *Gurlitt*.

Glossen

Die Osterbetrachtungen der polnischen Presse haben es unseren D. R. P. Patrioten angetan. Die heiligsten Gefühle sind wieder einmal verletzt worden. Da hatten die bösen Polen auf Sein und Schein des heiligen Staatschristentums hingewiesen und das paßt natürlich unseren Herrschaften nicht in den Kram. Ja, wenn Deutsche berartige Lüne anschlagen, dann heißt man das national und jubelt. Dann müssen die Reaktionshelfer der „Post“, der „III Zeitung“ usw. das Heldenlied singen. Chauvinisten anderer Nationen aber haben zu schweigen. Immerhin: wir verstehen diesmal den Lorn unserer Reaktionsäre. Denn die Auslassungen der Polenblätter haben den dummen Fehler — die Wahrheit zu sagen.

Familiennachrichten. Der erlauchte Sohn des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin geruhte, wie Spezialkorrespondenten glaubhaft versichern, am Sonnabend, dem 22. April, sein erstes Lebensjahr zu vollenden. Zur wichtigen Feier dieses großen Tages erschienen im Schlosse des Großherzogs ein Oberst und ein Hauptmann, um ihm für seinen Sohn die Gefreitenabzeichen ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Die „III-Zeitung“ („Mit Gott für König und Vaterland“) läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne ihre Gesinnungsschäbigkeit zu bekunden. Da hat die sozialdemokratische Partei ihren Führer Borgmann an einem Sonntag zu Grabe getragen. Das genügt dem reaktionären Notundenpapier, über doppelte Moral zu schreiben. Das Blatt leistet sich folgenden Quatsch:

„Wenn es sich um bürgerliche Betriebe handelt, bekämpft die Sozialdemokratie die Sonntagsarbeit und wenn bei irgend einem Bau, um ihn für die festgesetzte Eröffnung zu vollenden, Notstandsarbeit geleistet werden muß, entrüstet der „Vorwärts“ sich weiblich. Dieses ehrenwerte Blatt ist aber sofort auf eine andere Moral gestimmt, wenn es sich um die höhere Verherrlichung der Partei handelt; da werden die Friedhofarbeiter rückwärtslos um die Sonntagsruhe betrogen.“

Diese Heuchelei des Organs der Volksausfänger könnte better stimmen, wenn sie nicht so widerlich wäre.

Der Papst lebt herrlich . . . Vielleicht wäre es doch recht praktisch, wenn sich die deutsche Regierung entschloße, ihre Geldsorgen durch eine Anleihe beim Papst etwas zu mildern. Daß dieser Statthalter Christi kapitalkräftig ist, wußte man längst. Aber einige Zahlen, die jetzt bekannt werden, geben erst ein Bild, wie enorm das irdische Besitztum des Papstes ist.

Der Papst bezieht aus seinem Grundbesitz	Mark
ein Jahreseinkommen von	700 000
an Zinsen aus angelegten Werten	4 800 000
aus den reichsdeutschen Sammlungen	
für den Peterspfennig ungefähr	600 000
außerdem stehen ihm vom italienischen	
Staate als Jahresrente zu	8 700 000
Insgesamt also	14 800 000

Das sind die kontrollierbaren Summen, die nicht bestritten werden. In Wirklichkeit sind die Einnahmen wahrscheinlich bedeutend höher. Aber freilich, der „Hof“ des armen Papstes kostet auch ein nettes Sümmchen. Die „Germania“ gab uns ja (früher einmal) einen Einblick, als sie berichtete:

„Der Papst hat eine „adelige Leibgarde“ von 460 Mann, ferner eine „Schweizergarde“ von 170 Mann, sodann eine „Gendarmarie“ von 150 Mann und schließlich

noch eine „palatinische Ehrengarde“. Den engeren Hofstaat des Papstes bildeten am 4. Juni 1879: 4 Palastkardinäle, 1 Sigrift (für die Küsterdienste bei päpstlichen Amtierungen), 385 Prälatenassistenten beim heiligen Stuhl, 401 Hausprälaten, 178 apostolische Protonotare, 10 Prälaten della rota, 86 Prälaten della segnatura, 5 wirkliche geheime Kammerherren di spada e cappa (= mit Degen und Barett), 33 Generalfüßler der Nobelgarde, 162 geheime Kammerherren di spada e cappa, 145 Ehrenkammerherren in abito paonazzo, 44 Kammerherren extra urbem, 56 Ehrenkammerherren di spada e cappa, 4 Generalfüßler der Schweizergarde, 5 Generalfüßler der Palastwache, 9 Advokaten des heiligen Konsistoriums, 6 geheime Kapläne, 33 Ehrenkapläne, 15 Ehrenkapläne extra urbem, 2 geheime Geistliche, 6 gewöhnliche Kapläne, 16 Supernumerare, 1 apostolischer Prediger, 1 Reichstater, 1 Untersigrift, 2 Zimmeradjutanten, 1 geheimer Truchseß, 1 Leibarzt, 1 Leibarzt, 18 Mussolanti (= Begleiter, nicht etwa Träger der päpstlichen Sänfte), 27 Supernumerare, 11 Hausbeamte, 1 Bibliothekar, 1 Vizebibliothekar, 2 Rüstoden, 9 Schreiber, 1 Rüstode für das Münzkabinett, 1 Präfeld des christlichen Museums, zusammen 1821 Personen, die den eigentlichen Hofstaat ausmachen . . .“

Ein solcher Hofstaat kostet Geld — aber dennoch: wäre man nicht deutscher Schriftsteller, man möchte der „Gefangene im Vatikan“ sein.

Die Geächteten. Diesmal war es in Stolp, wo die Dame mit dem Schwert und der Augenbinde, als welche wir die Justiz erkennen, ihrem Ruhmeskranz ein neues Blatt einzufügen mußte. Die Presse meldet darüber:

„Der Arbeiter Friedrich Buttammer aus Stolp ließ sich verleiten, auf der elektrischen Straßenbahn ohne Fahrkarte, die nur 10 Pf. kostete, zu fahren, trotzdem er darauf aufmerksam gemacht wurde. Als er nun merkte, daß der Wagenführer aufmerksam wurde, verschwand er auf der nächsten Haltestelle. Er wurde von der Strafkammer in Stolp zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.“

Weshalb werden uns die Namen der Herren verschwiegen, die dieses Urteil fällten? Man soll solche Staatsfalken namhaft machen. Sie haben es verdient! Drei Monate Gefängnis dem Proletarier wegen 10 Pf. (Vier Monate erhielt seinerzeit der Referendar von Jgel, weil er einen Bürger totgeschossen hatte.) Mit dem herrlichen Gleichmut, der brave Bürger ziert, setzt sich der Zeitungsläser an seinen Frühstückstisch und genießt den Gerichtsbericht, der die Angelegenheit mit sechs Zeilen erledigt. Und speißt mit dem guten Appetit, den auch die Stolper Richter nach ihrer Tat entwickelt haben werden.

Die Mandatsinteressenten-Gruppe, die als „Demokratische Vereinigung“ einen heiteren Ton in die Politik zu tragen bemüht ist, hat sich eben wieder einen netten Zirkusführer geleistet. In Thüringen scheint sie für einen ihrer „Führer“ eine Position schaffen zu wollen. Das aber die Erlangung eines Reichstagsmandats doch nicht so ganz leicht ist, wollte man (nach Berliner Muster) eine Vereinsdruckschrift gründen. Aber das kostet Geld — und der Bankier der „D. V.“, der Sprechkünstler Witt, zahlt schon für seine Kandidatur in Altena-Ferlohn genügend. Also ließ man eine Sammelliste wandern — die unglücklicher Weise der „Sonneberger Zeitung“ in die Hände kam. Aber die Deutschen sollen nur den Mut nicht verlieren. Ich habe einen guten Vorschlag: man gebe jedem, der eine Aktie von 100 Mark nimmt, eine Reichstagskandidatur (wer mehr zeichnet, dem können auch mehrere Kreise zugewiesen werden) und das Betriebskapital ist da.

Franz Kemfert.

Pressepranger

Das uralte Geschlecht derer von Münchhausen ist immer noch furchtbar stolz auf seinen Stammbaum; hier die jüngste Münchhauseniade, die sich der noch heute lebende Sproß, des famosen Barons, der Balladendichter Börries Freiherr von*), in einer Antwort an den Schriftsteller A. Halbert (Uurum Halberthal), Herausgeber einer Münchener Zeitschrift „Der Brief“, geleistet hat. Vorauszuschicken wäre etwa, daß Herr Börries schon einmal eine Balladensammlung „Juda“, illustriert von Ephraim Moses Lilien, unter den jubelnden Zurufen aller Zionisten veröffentlicht hat, und daß Herr Halbert, früher Herausgeber der „Kritik der Kritik“, dann erster Redakteur bei „Nord und Süd“, aus seinem Judentum nie ein Hehl gemacht, in seinen Büchern sogar offen jüdische Probleme behandelt hat. Mit seiner jetzt begründeten Zeitschrift hat er sich „eine Reform des heutigen Briefstils“ (man mag ja im Übrigen darüber denken, wie man will) zur Aufgabe gemacht, und durch eine Umfrage zunächst die Meinung der Geister darüber erkunden wollen. Der Geist des Börries, Freiherrn von Münchhausen, aber antwortete:

„Sehr geehrter Herr Halbert!

Ich danke Ihnen verbindlichst für Ihren Brief vom 21. d. Mts. und will Ihnen gern meine Ansicht sagen, wenn sie Ihnen auch vermutlich wenig zusagen wird.

Bedarf der zeitgenössische Brief einer Wiederbelebung, um jene vertraute geistreiche Plauderwirkung früherer Jahrhunderte zu erreichen? — Erstens waren die Briefe in „früheren Jahrhunderten“ ebenso knapp und sachlich wie die unseren. Meine Familie bewahrt Briefe aus dem 16. und 17. Jahrhundert auf, die sich in dieser Hinsicht kaum von unseren unterscheiden. Sie meinen die Briefe des angehenden 18. Jahrhunderts. Zweitens hatten auch von den Briefen dieser Epoche nur die allerwenigsten jenen Reiz — nämlich die der literarischen Leute und ihrer Damen. Alle anderen schrieben für unseren Geschmack ziemlich derb und simpel, z. B. auch die Fürstlichkeiten. Drittens endlich glaube ich, daß der Brief einer Reform nicht bedarf, denn er genügt ja den Schreibern und den Empfängern, und für Dritte ist er nicht. Es ist gerade so, als ob Sie den zeitgenössischen Stuß „reformieren“ wollten — lassen Sie das die Leute doch selber machen, und wenn Sie es für sich selber anders haben wollen, so gehen Sie mit dieser Reform nicht auf den Marktplatz der Öffentlichkeit!

Das meiste tatsächliche (und nicht höchstpersönliche) das die älteren Briefe enthalten, brauchen wir nicht mehr zu schreiben, denn der andere weiß es längst aus der Zeitung. Früher erzählte man sich in Briefen noch von Ballonaufstiegen, Unwettern, die hier oder hinten weit in der Türkei („Turley“) stattgefunden hatten. Briefliche Gefühle aber zu versenden haben wir nicht mehr so oft nötig, weil wir uns häufiger sehen als unsere Urgroßeltern. Ich will Ihnen offen gestehen, daß ich die Briefe von einigen Leuten längst gar nicht mehr lese, weil sie Gefühle, Ansichten usw. enthalten, die ich kenne und deren Mitteilung mich deshalb langweilt. Ein Blick auf die ersten und die letzten Zeilen genügt, um den Schreiber einzuordnen — ein Bettelbriefler, ein verhinberter Dichter, ein Anschwärmer, ein Anthologist — und ich lege den Brief beruhigt in die Urne der erledigten zu seinem Buchstaben.

Glauben Sie im Ernst, daß sich einer durch eine

Zeitschrift seinen Briefstil ändern läßt? Glauben Sie endlich, daß ich dessen Briefe dann lesen würde? Vor allem aber, sehr geehrter Herr, glauben Sie, daß Sie der Reformator des deutschen Briefstils werden könnten?

Sehen wir uns Ihre Legitimation an!

Sie heißen Abraham Halberthal und fehlen gegen den ersten Satz des vertraulichen Briefes dadurch, daß Sie in ein Pseudonym verschleiert, also nicht offen kommen. Sie sind rumänischer Jude — werden Sie die letzten Feinheiten arischen Fühlens und deutscher Sprache auch erfühlen können? Sie sind klug genug, um mir zuzugeben, daß die meisten Ihrer Bandleute, Ihrer Kassengenossen, das nicht können, nicht wahr? Und werden mir zugeben, daß das zum Reformieren des deutschen Briefes ziemlich wichtig ist. Ihr Brief legitimiert Sie nicht. Er beginnt mit einer falschen Anrede („Herr Doktor“ statt Baron), er schließt mit einer Floskel, die nur persönliche Freunde anwenden dürfen („ich begrüße Sie“). Er enthält ein volles Duzend entbehrlicher Fremdworte in noch nicht einer Mandel Zeilen, er ist in einem Stile abgefaßt, der ohne jeden persönlichen Duft, ohne jede künstlerische Wirkung ist, — gleiten wir darüber hinweg!

Wer ist der Verleger der Zeitschrift, die Sie begründet haben? Wie oft erscheint sie? Wann beginnt sie zu erscheinen? Und wer sind die Mitarbeiter? Denn ich möchte doch als zukünftiger Leser gern wissen, wer mir „positiv alle Fragen der Kultur, Kunst und Literatur“ — ach, ich hab ihrer so viele! — beantwortet! Sie sehen, ich bin neugierig, dafür will ich Ihnen aber auch eine Prophezeiung sagen: Ihr Blatt wird nicht gehen! Auch Prophezeiungen haben hinwelen ihren Wert.

Ich muß Sie leider, um der Wirkung meiner Antwort gewiß zu sein, verpflichten, diesen Brief ohne jede Auslassung abzudrucken, aber da ich Sie ja als gerechten und lebenswürdigen Mann kenne und achte, so ist die Erfüllung der Bitte ebenso selbstverständlich, wie die Bitte unnötig ist.

In ausgezeichnete Hochachtung, sehr geehrter Herr Halbert, bin ich Ihr

ganz ergebener

Börries Freih. v. Münchhausen.“

Graut den Münchhausen jun. nun doch schon etwas vor der zionistischen Gefolgschaft, die ihn soeben wieder in ihrem Zentralorgan (zum zehnjährigen Jubiläum seines „Juda“) enthusiastisch feiert? Er sollte sich doch lieber mit dem Humor seines löstlichen Ahnen darüber hinwegsetzen suchen und nicht just Herrn Halbert abstrafen; Herr Halbert könnte doch am Ende so boshaft sein, zu fragen, wie sich der urarische Teutbaron nur in die Seele König Sauls (ich meine natürlich „in ihre letzten Feinheiten“) hineinzufröheln vermochte, es muß ihm doch (verdammte! — dem deutschen Baron!) recht sauer geworden sein. hm ja — aber — Herr Börries — ein Dichter!! Und Herr Halbert schreibt, wie ich höre, deutsche Romane, die Georg Müller in München verlegt. Bis jetzt hat der deutsche Freiherr schon ein kleines Publikum, ein jüdisches, das seine Gesinnung offenbar hochhält; und der deutsche Jude, Herr Halberthal, wagt es, wie vormalig Moses Mendelssohn, (dessen Stil Kant immerhin „anmutig“ nannte), um deutsche Leser zu werben. . . Börries, Börries, bis jetzt fordert die Gerechtigkeit noch immer, — (aber ich muß erst nach Hause gehn, und euch beide mal gründlicher studieren.) Und noch eins, Herr Baron — und nicht Doktor, bewahre! — ich würde mir auch für die Zukunft niemals, wie z. B. Graf Auersperg (Baron: ein Graf!), ein Pseudonym zulegen, die Abstammung derer von Münchhausen ist doch eine zu echte und rassereine, würde wahrscheinlich noch durch das gesuchteste Quiproquo hindurchleuchten.

Dr. Anselm Ruesf.

*) Anmerkung des Schriftleiters: Herr Börries Freiherr von Münchhausen führte sich dadurch in die Literatur ein, daß er Richard Dehmel wegen unglücklicher Gedächtnisbenutzungen!!

Halensee

(Da, MUSE, Du den Geist in diese Richtung schickst: —)
Man hat die Eichtung des Parquets neu-gelb gewichst.
Weiß brennt der Saal.

Doch in den festlichsten Minuten
Dergischen heiß der Bogenlampen fluten;
Ein Dämmerlicht von grün und roten Birnen
Rückt näher die Privatbeamten an die Dirnen.
Und hoch und tief im Hinterraum
Wächst nun empor ein Tannenbaum,
Den vorher keiner sah —
Kauscht auf und ist mit Glühbewußtsein da.

Aus Goldovalen weicht ein fürstenlächeln
Erlaubte Lust im Voraus zur Ustese;
Der Siegerkranz wird noch die Narben fächeln,
Und ehrlos macht allein die Marseillaise.

. . . Wie hocht und knarrt, wachholderhaft gestrüppig,
Das nette Unterholz an kleinen Tischen!
In Pfützen-Augen blinkt, gemäßigt-üppig,
Der Wunsch, reelle Kragenhöhen aufzuspischen.

. . . Die Saiten und die Tasten
Schrillen den Kommando-Takt,
Da sind die süßen Lasten
Vom faunengriff gepackt.
Sie setzen ein mit Wippen,
Mit Schwänzeln und mit Kippen,
Accentuieren ihr Rundes,
Als wär es ein Profundes;
Das ist ein Strecken, Haschen
Der finger und der Taschen,
Als sollte schon im Stampfen
Die teure Bier verdampfen.

Dies Branden wird kein Öl vereiteln.
Öl gloht verdummt von Herrenschheiteln,
Und — unter prallen Knallgas-Garben —
Entfaltet es Petroleumfarben.

Schon zeigt ein jeder Bierglas-Pegel
Die Schmach des tiefsten Wasserstands,
Und rotgeschminkte Halbmond-Nägel
Dergilbung Cigarettenbrands.
Die Blusen mögen nicht mehr schließen,
Der Oberkellner murrte mit Nadeln.
„Ich schwur mirs zu, sie zu genießen!“
(Denn nur die Pflicht kann es noch adeln.)

Ihn quält an seiner Blutverlustmaid
Des kaum erworbenen Rechts Bewußtheit.
Und Lüfte, schon vorausverdammte,
Erledigt der Privatbeamte.

Brunewald.

ferdinand hardkopf.

Der Philosph des Mutes

Von Kurt Besche.

Les grandes pensées viennent
du coeur. Vauvenargues.

Man kann leider nicht daran zweifeln, daß die Beschäftigung mit der Philosophie heute den meisten Gebildeten als ein müßiger Gedankensport gilt, bei dem nichts Brauchbares herauskommt. In dem jetzt wieder langsam zu Ansehen kommenden Zeitalter der Aufklärung war es offenbar anders: Die Fähigkeit, über philosophische Probleme zu diskutieren, gehörte zum guten Ton der feinen Gesellschaft. Es waren aber auch andere Männer, die philosophierten, und andere Themata. Es wurde nicht in schwerfälliger, nur dem Eingeweihten verständlicher Nomenklatur über die Voraussetzungen der Wissenschaften geschrieben, sondern das Leben selbst wurde philosophisch betrachtet und gewertet, von Männern, die den Weltthändeln nicht fremd waren. Jeder fühlte die unmittelbar praktische Bedeutung ihrer Gedanken.

Ein Philosoph dieser Zeit und damit zugleich eine vollendete Persönlichkeit ist Vauvenargues (1715—1747).

Ursprünglich Offizier, muß er aus Gesundheitsrücksichten seinen ehrgeizigen Hoffnungen entsagen und stirbt, arm und siech, mit 32 Jahren, nachdem er, einer der glänzendsten Causeure, die Freundschaft der berühmtesten Männer, vor allem Voltaires, genossen und seine Weltanschauung in einigen Abhandlungen und einer Reihe von Aphorismen niedergelegt hat.

Heroische Weltanschauung, das ist vielleicht der treffendste Ausdruck. Heroismus leuchtet nicht nur aus ihrem psychologischen Erwachen: Der durch die Unbill des Körpers und der Verhältnisse Gehemmte preist alles das als schön und erstrebenswert, was ihm selbst versagt ist — sondern auch aus ihrer inneren Konstruktion: Sie bedeutet die willensstarke Ueberwindung der Stepsis. Gerade diesen furchtbaren inneren Kampf, den der Autor bestanden hat, noch einmal nachzufühlen, ist eines der packendsten Erlebnisse, die man beim Lesen seiner Schriften macht.

Denn Vauvenargues ist nicht der Typ eines abgedankten Offiziers, der nun seinen überschüssigen Schweiß in patriotischen Moralpredigten Luft macht; er ist ein stark grüblerischer Kopf, voll echt philosophischen Hangs zum Zweifel, von seltenem Verständnis für psychologische Raffinements.

Schon der 22jährige Jüngling behandelt die vielumstrittene Frage der Willensfreiheit mit unerbittlicher Bogit: Eine ursachlose Selbstbestimmung ist ein undenkbares Nonpens; unsere Freiheit besteht allein in der Möglichkeit, uns von uns aus nach den ewigen Gesetzen der Schöpfung zu bewegen. Höchst geschickt plädiert er dabei mit den eigenen Lehren der Kirche für seine These.

Determinismus ist bekanntlich nichts weniger als Fatalismus. Vauvenargues ist der begeistertste Prophet der Aktivität. Wer sie verkennt, verkennt zugleich die Ordnung der Natur. Es kann doch kein Fehler der Menschen sein, ihre Kraft zu fühlen! Wie ist es möglich, fragt er sich, daß man die Gesundheit des Körpers nach seiner Kraft und Leistungsfähigkeit beurteilt, die der Seele nach ihrer Abstinenz von den Leidenschaften? Die stürmische Jugend als eine Zeit des Fibers anzusehen, heißt ja die Delabence verherrlichen! „Teuer sei Euch jede Leidenschaft, die Eure Gefühle erhebt!“ rät er einem jungen Manne. Rein Genie ohne Tatkraft und Leidenschaft; handeln heißt Neues schaffen, und Neues erfinden ist das einzige Kriterium des Genies.

Als die verkehrteste aller Philosophieen verwirft er die, welche den Menschen durch Selbstabtötung und tatenlose Ruhe von seinem Leiden befreien will. Das bloße

Leben trägt seinen Wert in sich, man soll leben, ohne an den Tod zu denken. Er wagt das unerhörte Wort: Es ist immer noch besser, lasterhaft zu sein als gar nicht zu sein. So verherrlicht er alle Leidenschaften, welche das Leben fördern, vor allem Mut und Ruhmbegierbe. Gefegnet sei das Unglück, das uns zum Widerstand anfeuert, der Mut hat mehr Hilfsmittel dagegen als die Vernunft. Der schönste Lohn für rastloses Streben ist der Ruhm, nur die Tüchtigsten sind für ihn empfänglich, er ist der Hebel jeder Tugend.

Er haßt vor allem die Schlassen und Teilnahmlösen: Man soll sich begeistern können; es ist ein Zeichen von Mittelmäßigkeit, immer nur läßl zu loben; man soll Partei ergreifen. Es gibt (schon damals also!) Philosophen, die alle Meinungen für und wider von höherer Warte aus erwägen und auf jeden Fall Neutralität zu wahren gedenken; fragt man sie nach ihrer Meinung, so geraten sie in die größte Verlegenheit. Ein Mensch mit kaltem Mute gleicht einem Manne mit verdorbenem Magen, der auf die vorgesezten Speisen schmäht. Das größte aller Vaster ist Frivolität, das spielerische Blenden mit Geistreicheleien. Leute, die nur esprit besitzen, kann man nicht achten, nicht hassen, nicht lieben, nicht fürchten, sie hängen an Kleinigkeiten und ermangeln des Geschmades an großen Dingen. — Feurig tritt er für die leidenschaftsfähige Jugend ein: Die jungen Leute leiden weniger an ihren eigenen Fehlern als an der Klugheit der Alten. Man muß jung sein, um zu urteilen, und nicht erst mit grauen Haaren an zu tanzen fangen.

Wie alle großen Denker sieht er voll aristokratischen Selbstbewußtseins auf die Schwächlinge herab: Ihre Mäßigung ist Mittelmäßigkeit. Nicht Gleichheit fordert die Natur, im Gegenteil Unterordnung und Abhängigkeit. Von seinen Viehlingsen, den großen Latenmenschen, wehrt er jede spielfrige Kritik ab: Sie haben ihre Vaster, aber besser mit ihnen als ohne eine ihrer Tugenden.

Die Kraft, der Wille zur Macht gilt ihm jedoch nicht als letzter Wert, auch ihn will er nur als Mittel gewertet wissen. Das Wesen der Moral erblickt er in ihrer sozialen Tendenz: Was für die Gesellschaft von Vorteil ist, heißt gut, was von Nachteil, schlecht.

Baunenargues beruhigt sich jedoch nicht bei solchen wenig besagenden Formeln, er will sich der Objektivität der Ethik um jeden Preis versichern. Denn mit offenen Augen bemerkt er die drohenden Gefahren der Stepfis: kein Jahrhundert, kein Volk, das nicht eingebildete Tugenden und Vaster aufgestellt hat. Die Menschen sind unfähig, über den Wert der geringfügigsten Sachen sich zu verständigen; es gibt kein wechselreicheres Forum als das Gewissen. Besonders lehrreich ist hier das Gespräch zwischen einem Amerikaner und einem Portugiesen in den nachgelassenen Werken: Was ist Tugend, was ist Natur, fragt er voller Verzweiflung.

Und hier zeigt sich nun die eigenartige Kraft dieses Selbstdenkens: Der Ethiker muß wagen, seine eigenen Maximen vorzuführen und seine geheimen Gefühle zu enthüllen. Was eine schwächliche Reflexion nicht zu entscheiden wagt, zwingt uns das Gefühl zu glauben. Er stellt das Dogma auf: Man darf gar nicht nach einem Grunde dessen fragen, was wir durch unser Gefühl wissen. Ein großes Ziel heiligt die Mittel.

So ist ihm die Moral sogar gewisser und sicherer begründet als die Physik. Es ist nicht alles Ansichtssache und subjektives Belieben: Es gibt eine Wahrheit, unabhängig von Meinungen und Interessen der Menschen. Freilich, die Zahl derer, die sie findet, ist sehr klein.

Nur den außerordentlichen Menschen kommt es zu, die anderen mit ihr bekannt zu machen. Die absolut gültigen Maximen aus den Werken der Großen zu sammeln und zu einem System zusammenzufügen, das ist eine Aufgabe, die er dem von ihm ersehnten Philosophen stellt.

Fanatiker des Historismus haben behauptet, daß jeder Philosoph nur die Ideen seiner Zeit zum Ausdruck bringe. Baunenargues spottet dieses Schematismus. Sein ethischer Ernst paßt durchaus nicht in den Kolokorahmen des leichtfertigen Jahrhunderts der Frivolität und des Esprit.

Jeder große Philosoph setzt Thesen, die zu jeder Zeit die Kraft haben, Suchende anzuziehen, da die Macht einer einzigartigen Persönlichkeit in ihnen lebt. Man beginnt jetzt in der Philosophie, die zentrale Stellung der Ethik, der Wertprobleme, wieder zu würdigen, man wendet sich ab von den scholastischen Spekulationen über Substanz und Gott, Materie und Geist usw. Die Frage, ob es eine objektive Ethik gibt, ist dringlicher denn je geworden, und Baunenargues ist eigentlich der einzige Philosoph, der ihr ganzes Gewicht empfunden hat. Selbst Nietzsche, dem er ja außerordentlich nahe steht, ist als Prediger der neuen Werte dogmatischer und voreingenommener als er. Ob freilich alles überzeugte Wollen der Auserwählten das allgemeingültige Sollen der Menschheit darstellt, dieser Vorschlag wird den Theoretikern der Ethik kaum selbst-evident erscheinen. Vielen Handelnden, Lebenden jedoch, die da tatenlustig und zweifelsüchtig zugleich sind, kann Baunenargues auch heute noch zur Selbsterkenntnis und Beruhigung verhelfen.

Die Steinklopper

Steine, Mittag, Staub und Hammer —
Steine, Staub und Blut . .
Wehe dir im ird'schen Jammer,
Klave! — Junges Blut!

Seil, das wir wie Kroend schleppen —
Peitschenhieb und Not . .
Denn wer geht in Wüstensteppen?
Wer — frei in den Tod?

Steine, Mittag, Staub und Hammer —
Steine, Staub und Brand . .
Stein um Stein zerspellt der Hammer,
Niemand ruht die Hand —

Denn wir schlagen, um zu leben,
Leben jeden Schlag . .
Wehe, denen Licht gegeben —
Kindern, euch vor Tag . . !

Steine, Mittag, Staub und Hammer —
Steine, Staub und Brand
Grenzt an todeskühler Kammer
Lären noch ein Land?

Valerius Brjussow.

Aus dem Fenster

Die Nächte lodern durch zerscherbte Scheiben.
Trompeten schrein
Und erklimmen der Häuser wirre Reihn;
Verwühlte Gassen brennen im Schein
Des Mondes aus Kupfer und gelbem Stein,
Den Stürme durch den verzischenden Pain
um breite Türme treiben.

Berlin

W. G. Schuttman

Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? Dies zu fragen wäre überflüssig in einer Welt der Geistigkeit und des Anstands, da dort es niemanden nach Dokumentierung des Selbstverständlichen gelüftet; dies zu fragen wird notwendig hier, wo aller Haß und Meid der Schlechtweg-gekommenen sich an die helle Öffentlichkeit wagt und wo die unsaubere Müßelhaftigkeit verhaltener Dyspeptiker magisterlich die Gebärde des Schibintwer mimt. „Die Aktion“ hat es gefragt und in der vorigen Nummer bereits die Antworten von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Kyser, Ferdinand Hardekopf und Kurt Hiller veröffentlicht. Hier folgen weitere Vota:

Ich halte Alfred Kerr für den vor-geschrittensten, also im wahren echten Sinne modernsten Kritiker. Er ist ein Tief-Bohrer ohne Anstrengung, knapp, kurz, aphoristisch, exakt. Er ist Philosoph und Theosoph, er hebt angeedeutete Dinge des Geistes, der Seele, zu ihren eigenen Vollkommenheiten; ein Ausdeuter, ein Fern-Seher! Er will originell sein, weil er es ist! Sein Wollen ist hier die Folge einer immanenten Kraft; keine spielerische Befriedigung eines Ehrgeizes, sich just von Anderen zu unterscheiden. Man lernt aus seinen Referaten mehr als aus den referierten Dingen; er erkennt, was der Autor nur erst ahnte, er ist ein geistig-liebenswürdiger Erläuterer, eröffnet Perspektiven, die ohne ihn verwischt, unklar blieben! Man könnte manche seiner Sätze zu wertvollen Essays ausweiten, während man die Essays mancher Anderer zu Sätzen kondensieren müßte!

Wien.

Peter Altenberg.

... Ihre Umfrage rückt Kerr in eine historische Distanz. Ich akzeptiere sie.

Dann ist zu sagen, daß Kerr uns eine neue Methode gelehrt hat, Methode in jenem philosophischen Sinn, der Gestaltung des Materials aus einem einheitlichen Gesichtspunkt besagt. Meinungen verblüffen nur den Bürger: revolutionär allein ist die Methode.

Für die wissenschaftliche Darstellung hat Simmel das Prinzip formuliert: „Sobald die Seele sich selbst zum Objekt ihres Vorstellens macht, kann sie es nur unter dem Bilde räumlicher Vorstellungen.“ Kerr hat die notwendige Starrheit des wissenschaftlichen Weltbildes in Bewegung aufgelöst.

Luft ist zwischen den Sätzen geströmt. Worte haben ein organisches Leben entwickelt. Die Energiequelle dieses Daseins ist so groß, daß selbst mediotre Schreibhölse sympathisch werden, wenn sie sich begeistert in seine Atmosphäre stellen.

Er ist der vollendete Ausdruck seines Wollens. Im vorigen Sommer hat mir seine Beschreibung einer Nordlandreise Tränen in die Augen getrieben: vor überquellender Freude, daß so etwas möglich ist — mit schriftstellerischen Mitteln. Man möchte schlicht sagen: ich grüße das Handwerk. Müßte ich Kerr aus unserer Zeit wegdenken; die Welt würde um ein paar Grade dunkler werden.

Nieder-Schönhausen.

Rudolf Kurf.

Alfred Kerr. — Sein Stil hat etwas, was an die Verwendung der Motive bei Brahms und Beethoven erinnert und an jede gute Musik. Eine Gruppe von Worten wird an auffallende Stelle gestellt und ist auch innerlich würdig, aufzufallen. Nun wiederholt sie sich nach einer Pause, dann wieder. Sie bekommt eine Erweiterung

einen Kontrapunkt. Dieser Kontrapunkt wird selbständig, überragt das Hauptmotiv, flücht sich wieder. Nach einer Pause: wieder das Hauptmotiv, etwas variiert. Dann ein Fragment des Hauptmotivs, mit einem Fragment des Kontrapunkts verbunden. Dann ein leiser Anklang an eine Variation, aber nur das, was die Variation vom Hauptmotiv unterscheidet, wiederholt sich, nicht der eigentliche Kern. So geht es fort weiter. Plötzlich das Motiv in Umkehrung... oder ganz zerlegt... oder majestätisch... oder eine neue Melodie aus Bruchstücken sämtlicher Motive, wie ein buntes Muster aus Zigarrenbändern, zusammengesetzt.

Zum Schluß glaubt man, wie nach einer Brahms-Sonate, die Wunder der berechnendsten Mathematik zugleich mit der Aureole bewußtlosen Ueberchwangs genossen zu haben. Ein festes, gefühlmäßiges Gefüge von Worten, in dem die Stelle eines jeden Satzes vorausbestimmt scheint, ohne daß man die Gesetze näher formulieren könnte, ... wenigstens ohne Mühe nicht... und das doch durch irdischen Zufall entstanden ist. Man möchte es sich am liebsten nicht sukzessive, sondern in einem Nu, das Ganze auf einmal entstanden denken.

Um den bedeutenden Einfluß Kerrs auf die zeitgenössische Literatur zu analysieren, müßte man die vielen technischen Eigentümlichkeiten seines Stils, von denen ich hier nur eine in Worte zu fassen gesucht habe, untersuchen... Das Wichtigste, was ein Autor leisten kann, hat er gebracht: eine neue Sprache, neue Möglichkeiten, sich auszudrücken und zu erkennen. Daß er nebstbei Kritiker ist, langweilt mich. Wozu Kritik? Es sollte Dichtung geben und theoretische, ins feinste ausgearbeitete Ästhetik. Zwischenstufen sind lächerlich, schädlich, häßlich, nutzlos. Kerrs Kritiken sind, mit Exstirpierung einiger Urteilsfäße, als Dichtungen auffassbar. —

Uebrigens ist er sehr schön. Ich meine: persönlich, schön anzusehn. Das ist sehr wichtig und gut. Dichter sollen schön sein; jedenfalls haben sie das Recht dazu, das Recht, in allem ausgezeichnet und beglückt zu werden. — Ein mittelmäßiger Kopf dagegen, wie Karl Kraus, dessen Stil nur selten die beiden bösen Pole der Literatur, Pathos und Kalauer, vermeidet, sollte es nicht wagen dürfen, einen Dichter, einen Neuschöpfer, einen Erfreuer zu berühren. — So würde ich die Welt einrichten.

Prag.

Max Brod.

Jakobsohn und Jakobfrühen
Lassen die Tinten spritzen
Wasserfarbenrot.

Und Mühsam, eh ichs vergesse,
Kein heißt seine Presse;
Kein Jakob schlägt sie tot.

Und Pfemfert der Aktionäre,
Zieht mich in die Affaire:
Ob Dr. Kerr tut not?

Was Dr. Kerr bedeute
Für die Literatur von heute —
Ein Silberling im Brot.

Elise Vastler-Schüler

Sie gestatten mir, sehr geehrter Herr Pfemfert, öffentlich für Alfred Kerr zu zeugen, und verpflichten mich dadurch auf das äußerste.

Ich pflege keine Reise von Belange aufzutreten, ohne der Davidsbündler-Schriften erste Reihe mitzunehmen, dieses Buch mit der seltsam schönen Erregtheit des Gefühls, mit jenem Duft und Atem, wie man ihn wie an Büchern noch an Frauen findet — man denkt an sie und sofort fällt einem ihr Hauch ein, ihre eigene Lust; eines der wenigen aufrichtigen Bücher, die geschrieben wurden, ein Band, durch den ich in Sehnsucht komme nach Deutschland, wenn ich in Italien bin.

Ich halte einen Ihnen kaum unbekannt rotgeränderte Zeitung nur wegen der Aufsätze, die er darin druckt, und finde ich am Morgen eine seiner Arbeiten, hat der Tag seine eigene Erregung und sicher seinen luzidesten Aspekt.

Ich sehe staunend den Uebergang dieses Mannes zur Politik mit an und erkenne, wie in einer Zeit, in der unsere Dichter sich vom Leben abwenden und nur den Wunsch nach bürgerlicher Daseinsstille haben, dieser die begrenzte Bedeutung der Kunst einsieht und sich entschlossen den stärkeren Möglichkeiten zukehrt, die die Völker und ihr Leben bieten.

Zuweilen entsehe ich mich über die Festigkeit, auch schon Maßlosigkeit seines Angriffs. Inbessen geht meine — hier bereits blinde — Liebe so weit, daß ich den Gegenstand vergessen kann und, bei aller Erbitterung, noch an seiner Form und Helle mich entzünde.

Persönliche Angriffe halte ich nur für zulässig, wenn sie unvermeidlich sind, und ich konnte nicht immer das Unvermeidliche erkennen, wenn er etwa mit einem „Dektor“ anband, oder einem „Oberlehrer“. Desto deutlicher sah ich es bei seinem Kampf gegen diesen Herrn von Jagow. Hier konnte er bei seinem demokratischen Haß und seiner angestammten Bitterung für das Ribitille nicht anders als statt zur Farse zu der Schleuder greifen. Wohl weil ich beruflich mit dem Recht mich zu beschäftigen habe, weiß ich, daß unser Recht eine Zwangsgeburt der Macht ist, daß die Politik von heute nicht ein sanftes Spiel gerechter Wälder, und daß wenn man politisch wirken will, man nicht bloß darf Hoffnungen zu hängen haben und in warmen Schuh'n einhergehen. Es wäre uns allen eine süße Lust, ginge es anders zu, und sicher schlügen sich alle guten Leute sofort in die öffentlichen Angelegenheiten, wenn das Geschäft auf eine sanftere Weise und mit friedlichem Behagen sich vollziehen ließe.

Alfred Kerr hat sich bloß getäuscht, der immer des Lobes voll war der Klarheit der romanischen Rassen. Er glaubte, auch die Deutschen hätten die richtige Erkenntnis, daß jemand, der lächerlich geworden, auch unmöglich sei. Dem ist in Deutschland nicht so. Doch hätte er den Herrn von Jagow gestürzt, so würden die Zeitungen uns lehren, wie man einen pater patrias zu ehren habe.

Für unsere verwilderten Sitten wird es immerhin von Bedeutung sein, daß ein, wenn man will, fragwürdiger Aufsatz eines Mannes zum Anlaß werden konnte, seine ganze Arbeit und sein Leben auszuweiden. Schließlich ist er jünger und wandlungsreicher als die jungen Leute der ihm folgenden Generation, die schon glücklich sind, wenn sie nur eine Note gefunden haben, an der man sie heraußerkennt, und anders als der junge Mann in einem Gedicht von Brod, wird er darum in diesen schönen Zeiten noch immer Jagen dürfen:

„Wie ist es süß, im Frühling jung zu sein!“

Martin Beradt.

Was? Der schide Alfred soll in Watte gewickelt werden? Dazu ist er mir eigentlich nicht belämmert genug. Er ist doch auch der rübige Kerr, dessen Schnauze sehr offen den Ton angibt. Eine gottlose Schnauze, aber mit

gottvoller Bitterung; das macht, seine Nase ist „treu dem Herrn“. Zwar nicht dem Herrn Abrahams, Isaaks und — Jagows; aber jenem, der den Marthas schund. Es gibt recht wenig solche Nasen unter der Meute der Meinungsmächler; und die seine geht überdies nur auf Hochwild. Er verzeihe den rübigen Vergleich einem alten Jägermann.

Mit Waidmannsheil

Dehmel.

Pfeiferglück

Die Sonne schmiegt sich schmeichelnd an die Gräser
Und alle staunen in dein Meisterstück.
Wer deine Liebe hätte, blonder Bläser,
Dein Pfeiferglück!
Mit deinen Augen will ich in den Himmel schauen,
Mit deiner Sehnsucht suche ich die Frauen,
Ich lasse meine wilden Verse krönen
Und runde mir den Tag mit meinen Löhnen.
Die Ebbe trägt mein Leid ins Meer zurück.
Doch morgen lehrst du wieder, junge Blut
Im Sterbefeterklang der Flut
Mein Pfeiferglück.

Berlin.

Victor Habwiger.

Ahuramasdao!

Geruhfam auf den Wellen
Gleitet ein Boot
Mit Rudern, nicht zu schnellen,
Zum Tod.

Es hing ein helles Leuchten
In goldenen Rund . . .
Ein Lied versank im leuchten
Grund . . .

Nur über der Wellen Ramme
Am Bug des Boots
Blieb eine winzige Flamme
Des Rots.

Das Lämplein muß ich schauen
In wiegender Ruh . . .
Wir fahren durch Nacht und Grauen
Der Sonne zu.

Friedenau.

Albert Ulrich.

Neuland

Neuland? Der Titel einer Gedichtsammlung. Der Verleger nennt sie ein „Hausbuch“. Der Herausgeber spricht von „jüngstdeutscher Lyrik.“ Die Lyriker stammen meist aus den 70er Jahren. Der Verleger meint, sie hätten „eine Zukunft“. Ausrufungszeichen. Poeten sind es, sagt Julius Hart vorwörtlich, die ihr „kosmisches Empfinden“ zum Ausdruck bringen. Der Herausgeber wieder glaubt sich zu 6 $\frac{2}{3}$ % am jüngsten Deutschland beteiligt — aber selbst wenn er es wäre, so sähen die übrigen Dierzehn ihm immer noch weniger ähnlich. Er heißt Paul Friedrich und hat über die Frauen zu sagen:

„Alle Frauen sind selbstsüchtige Kinder,
Im Egoismus bald herber, bald linder;
. . . Ernährer, Erzeuger ist ihnen der Mann,
Im übrigen geht er sie garnichts an.

Er kommt nicht ohne Befriedigung zu dem Ergebnis:
Frauen sind Schattenträume des Lichts.

Seltame Kombinationen aus Nichts:

Ecco.

Am jüngsten Deutschland ist weiterhin ein Herr Willede (zu 6^{2/3} %) beteiligt. Er sagt (das Gedicht heißt „Seidenes“):

„Ich finde ein seidenes Lädchen
geborgen in seidnem Papier.
Du hattest ein seidenes Rädchen,
und alles war Seide an Dir.

Vorwörtlich spricht Julius Hart von „pantheistisch-montistischem Gott- und Naturgefühl . . .“ Aber auch alles merkt er.

Der beträchtlichste von diesen Jüngstdeutschen ist doch Ernst Lissauer. Man weiß es: daß er bei Pflug und Stier und Brot und Wasser Körperkultur treibt — und dies für eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse hält, die er gern auf die gesamte Kunst ausgedehnt sähe. Persönlichkeit ist Verfettung. Man muß sie sich abtranspirieren . . . und Objektivität fordern. Und wie soll man „zum Kreis sprechen? „Du lebst in Wanderschaft.“ . . .

Der diskutabile Rest ist Journalismus; die besten sind Epigonen. Am begabtesten hier: Felix Braun; in den Erlebnisbezirken von Goethe oder auch Max Brod (ohne den eine neue Dhrifanthologie verfehlt ist) zu Hause, aber wienerisch journalisiert. Alfred von Dieber: in bescheidenen Grenzen. Arthur Silbergleit, . . . pagenhaft mit blassem Teint . . . hat hier ein Gedicht „Choral“, dem die letzte Strophe gemauert wurde. (Ich kenne das Gedicht). Wo ist sie geblieben, Herausgeber? Friedrich . . . Wüterich. Hausbuch. Mittagstisch. Kinderkrust mit Bouillontartoffeln . . . ähnliches fühlt man, und daß etwa Peter Schlehmil aus dem „Simplizissimus“ jüngerdeutsch, auch Iyrischer ist. Erich Sternow.

Von Chargen und anderen menschlichen Varietäten¹⁾

Von Grete Meisel-Hefß.

Sehen wir uns die Chargen an, die Episodenpieler auf dem Welttheater; unsere Lebensbühne ist von ihnen überfüllt, darum das Spiel so kraus.

Da sind welche, die nehmen das Spiel „ernst“. Ungefähr so ernst tragen oder schleppen sie ihre vermeintliche Aufgabe wie etwa Hunde, die mit unbeirrbarer Sachlichkeit, den Stein, den sie apportieren, im Maul tragen, und an der Wichtigkeit dieser Mission keinen Augenblick zweifeln. Wie von einem fremden Planeten stammend ist diese Art Charge jene andere Seite des Weltgeschehens, die das unabtrennbare Korrelat seiner Tragik ist, — sein abgrundtiefer unermesslicher Humor, mit allen seinen Abstufungen, — von der erschütternden Komik der Pantomime, als welche die Ereignisse über die Szene geschoben werden, bis zur messianischen Heiterkeit der selbsterlösten Seele. Für sie ist das „Lachen“ ein Zeichen der „Oberflächlichkeit“ — sie erkennen nicht den Gott, der im Lachen sich offenbart, als Inwohner der irdigen Form, der er Gestalt gab, und die er sich zur Wohnung wählte einzig unter allen anderen Tieren. Nur der Mensch lacht unter allen Kreaturen. Und in dem Augenblick, da es geschieht, wann und wo immer es sei, hat er sich von seiner Verurteilung zur Erde befreit. Die Charge der tödlich Ernsthaften aber weiß davon nichts. — Ihr Gegenpiel ist der Witzbold, dessen Grinsen nie verschwindet, der die Fragen der Sphinx mit Kalauern beantwortet. Dann der „Ethiker“, — gewöhnlich ein Mensch von ziemlich anständigen Gesinnungen, mit denen er übermäßig proht. Er bringt die „ideale Forderung“ den nüchternen Angelegenheiten gegenüber aufs Tapet und kann sich mit seiner

Berachtung ästhetischer Werte nicht genug tun. Er schwingt die sittliche Keule über allem, was nicht lobig, schwerbeladen, mit gefurchter Stirn daherkommt. Sein Gegensatz, der Aesthet, ist die allermmodernste aller Chargen. Er ist augenblicklich dornio: cri. Für ihn aber ist selbst des Modernismus höchste Spitze — vieux jeu. Er besorgt peinlich alle mondainen Regeln und affiziert diese Tendenz so deutlich er kann. Er schwärmt für Mastit. Ja, er ist bereit, „gläubiger“ Bisklipuzli-Anbeter zu werden, wenn die Götter, mit denen dem Gott geopfert wird, „schön“ sind. Sein Weib-Ideal ist die „Hetäre“ und seiner Schreden größter die irgendwie noch außerhalb der Minne oder der Minne verwandten Künste beschäftigte Frau. In seiner Wohnung hängen stets einige trecentinische Madonnen. Er hat ein mitleidiges Achselzucken und abgrundtiefes Unverstehen für jedes volle Temperament. Er kann männlichen oder weiblichen Geschlechtes sein. (Bekkerenfalls webt er geheimnisvolle Schleier um sich.) Er trägt sich immer nach der letzten Psychologie, legt aber auffälligen, allzu auffälligen Wert darauf, zu tun, wie „man“ tut; für ihn ist jede Mode ein unantastbares Sakrament. Die große Dame hört (nach seiner Definition) für ihn auf, es zu sein, „wenn sie ihre Sakaien zu entlassen gezwungen ist“. Er ist unfähig, die verschiedensten Formen des gesellschaftlichen Verkehrs als lebendige Organismen zu erkennen, die immer wieder neue Inhalte empfangen, für ihn sind die Dogmen. Und doch fehlt dem unbefangenen Zuschauer seiner Gläubigkeit — der Glaube daran. Er grassiert momentan in der Literatur. Er ist im Grunde intellektuell, sein höchstes Bestreben aber ist, für einen Becken gehalten zu werden. Man braucht nur etwa ein Kapitel aus dem Buche eines wirklichen „Mannes von Welt“ (z. B. aus Tolstois *Karenina*, oder wenige Zeilen von Bismard) an das, was er über die „Gesellschaft“ zu sagen hat, vergleichend heranzuziehen, um die Fadenscheinigkeit seiner „Mondainität“ zu erkennen. „Der Dandyismus verdirbt die Bornehmheit“, sagt Flaubert. Auf niemand paßt dieser Ausspruch mehr als auf den Aestheten. Gesellschaftlich „voll“ genommen zu werden, ist sein beständiges ängstliches Bemühen, er gebärdet sich daher so reaktionär als möglich, ein Manöver, das, da es nicht auf der Seite der „Schwarzen“, sondern unter der Fahne der Moderne geschieht, als besonders pikanter Bluff wirkt. Genug von ihm — der Snob ist erkannt.

Es wäre überflüssig, die verschiedenen Arten „Chargen“ alle einzeln zu charakterisieren. Was ihnen allen gemeinsam ist, ist die scharfe, jähe Grenzlinie, die ihrem geistig-seelischen Organismus gezogen ist, die einen harten Strich zieht, dort, wo eine Rundung auszufüllen wäre, eine Linie auszulaufen hätte.

Von einem „Charakter“ — den Teil für das Ganze genommen — sprechen wir dort, wo eine Verstärkung der moralischen Qualitäten zu beachten ist. Deutlichkeit dieser moralischen Strebungen wird erworben in der Reibung an der Welt, im Kampf um sich selbst. — Ihm an Rangordnung gleich, wenn auch wesenhaft verschieden, ist das „Talent“ — wieder der Teil für das Ganze genommen, — d. h. die mit einer überwiegenden Fähigkeit ausgestattete menschliche Person. Wächst diese Fähigkeit ins Unübersehbare, über die Dimensionen bisher erreichter menschlicher Leistungsfähigkeit hinaus, so sprechen wir von Genie. Das Genie begreift eine Anhäufung positiver wirksamer Gaben (wenn auch auf einem einzigen Gebiete) in sich. Vielleicht ist es ein ökonomisches Gesetz im Haushalt der Natur, diese eine Anhäufung „zusammenzusparen“ durch die mangelhafte Bildung der Durchschnittsperson, die der Idee, welche uns vom Wesen des Menschen eingegeben ist, zumeist nicht entspricht. Die Figurenspele

¹⁾ Vgl. den Aufsatz „Die Persönlichkeit“ in Nr. 10 der Aktion

beherrschen die Szene, die Karikatur jener „Bee“ vom Menschen füllt den Plan. Und man kann die tiefe Tragik des Bekenntnisses Flauberts begreifen: „Ich hasse meine Mitmenschen und fühle keinerlei Verwandtschaft mit ihnen.“

Frühlingserwachen

Das ist die grüne Zeit des Ueberganges
Vom Unbewußten — wehe — zum Bewußten!
Biel Triebe rächen sich, weil sie ein langes
Semester nutzlos überdämmern mußten.

Von nackten Mauern, mageren Bäumen tönet
Aus unsichtbaren Wündern freches Rufen,
Manch Mägdelein bebt, das Winters keusch gehöhnet;
Die Hengste schlagen gierig mit den Hufen.

Wir Männer wanken dummen Blicks mit schweren
Zahllosen Beinen in den listigen Tag:
Die Frauen alle werden Bajaderen
Und tanzen unsre faule Liebe wach.
Siegfried Malischer.

Autofahrt

... rast weiter über menschenlosen Platz,
Gelb, leuchtend, zwischen Träumen und Erwachen.
Rings Nebel, die Gebüschse blinder machen.
Das Auto dreht ... in einem Satz.

Ich liege nur, mein Herz ward ausgerent.
Bin ich hier nicht am Brandenburger Tor?
Rechts steigt der Himmel dunstig schief empor,
Wo klein der Mond, ein weißer Tropfen, hängt.

Berlin.

Ernst Bläß.

Die intelligente Frau

Von Alexandra Kamm.

Unter seinen Freunden verleugnete Max seine nahen Beziehungen zu Frau N. Und weil in diesem Kreise die „intelligente Frau“ ein Greuel war, rühmte er bei jeder Gelegenheit ihre sabelhafte Intelligenz. Zwar pries er, so oft er mit ihr allein war, ihre eminenten weiblichen Eigenschaften, ihr Temperament und ihre erotische Veranlagung in der superlativischsten Weise, aber im Caféhaus, am Stammtisch, hieß es: „Na ja, die intelligente Frau.“ Und schließlich wiederholte es jeder: „Die Frau N.? Eine sehr intelligente Frau.“ Mit kühlem Respekt pflegte es gesagt und aufgenommen zu werden.

Und da ihre gemeinsamen Freunde ihr wiederholt davon erzählten, wie sehr Max ihre Intelligenz rühme, ärgerte es sie. Und sie wollte sich rächen. Es war für sie schwieriger, als es sonst der Fall gewesen wäre, aber es gelang ihr endlich, den Stammtisch davon zu überzeugen, daß sie nicht gar so eine intelligente Frau sei. Und diese Überzeugung brachte jedem ein paar vergnügte Stunden. Als Max nach mehreren Monaten wieder die sabelhafte Intelligenz der Frau N. rühmte, lächelte jeden etwas verlegen, nur Max blieb ganz ernst.

Die Brücke

Von Alfred Holland.

Von unsern Wünschen zu ihrer Erfüllung führt eine Brücke, die Brücke der Schmerzen. Ihre Bogen schnellst sie über den ewigen Fluß des Geschehens und ihre Pfeiler wurzeln in den abgründigen Tiefen des Flusses. Die Men-

schen wandern über die Brücke mit dunkeln, kummervollen Augen, sie ächzen und schwanken unter der Last der Erfüllung. Sie tragen die Ernte des Lebens. Und bei den Pfeilern sitzen Kinder mit hellen Gesichtern und alte Männer mit grauen Bärten und hohen Stirnen. Sie werfen kleine Steine und Bücher in die Fluten und beraten sich, wie man den Fluß wohl dämmen könnte. Von Zeit zu Zeit halten sie ein in ihrem Werfen und schauen mit hoffnungslosen großen Augen dem Lauf der Wellen nach, bis dahin, wo der Fluß sich weit draußen in den Himmel ergießt. Dann seufzen sie und werfen von neuem kleine Steine und Bücher in die Fluten.

Ein Mensch tritt auf die Brücke. Er ist in weiße Gewänder gekleidet und sein goldbraunes Haar leuchtet glutvoll auf in der Sonne. Seine Augen sind tief und voll von Wundern wie das letzte Gericht. Er schreitet langsam auf die Kinder und Greise zu. Sein Mund umspielt das Lächeln eines Gottes.

„Was treibt ihr da?“ redet er die Alten an.

„Herr, wir wollen den Fluß des Geschehens dämmen,“ antwortete einer.

„Wozu das?“

„Er soll sich stauen und die Brücke der Schmerzen stürzen und begraben,“ entgegnete ein anderer.

„Und wißt ihr auch wie tief dieser Fluß ist?“

„Nein Herr, unser Blei reicht nicht auf den Grund, aber es steht geschrieben: seine Tiefe ist nicht unermesslich.“

„So will ich es euch sagen: seine leichteste Stelle ist tiefer als das Geheimnis der Nacht.“

Da murrten die Alten und die Kinder und sagten: „Herr, du willst uns mutlos und verzagt machen; seit tausend Jahren sitzen wir hier bei der Brücke der Schmerzen und wollen den Fluß dämmen für einen Augenblick, daß er die Brücke zerreiße und vernichte. Du aber kommst und spottest unserer Arbeit.“

Der Mann mit den Augen des jüngsten Tages streckte seine Hand gegen die Vorüberschwankenden aus. „Und warum helfet ihr nicht diesen, ihre Schmerzen zu tragen, warum nehmet ihr nicht die Hälfte ihrer Lasten auf eure Schultern?“

„Herr, wir sorgen seit tausend Jahren für das kommende Geschlecht ... wenn es heraufkommt soll es keine Schmerzen mehr geben in der Welt. Und die späteren Geschlechter werden unsere Namen preisen.“

Des Fremblings Augen wurden dunkel in unsäglichem Kummer. Er deutet auf die gewaltigen, wimmelnden Massen, die von Osten her gegen die Brücke heraufzogen. „Sie alle werden in Schmerzen und Qualen ihr Leben wandeln müssen, und — er wandte sich wieder an die Alten — ihr und alle, die je einer Mutter Schoß umschlossen ... helfet ihnen ihre Lasten tragen, so wird auch euch geholfen werden.“

Da ergrimmteten die Alten, daß dieser Mensch ihrer spottete. Und sie warfen ihn über die Brücke in den ewigen Fluß des Geschehens. „So sollst du helfen den Fluß zu füllen und die Schmerzen der Menschen tragen,“ riefen sie ihm höhrend nach.

Aber der Mann verschwand nicht in den Fluten. Seine weißen Kleider blähten sich wie Schwanenflügel und trugen ihn auf den dunkeln Wellen.

Die Menschen, die über die Brücke wandelten, sahen ihm nach, wie er langsam den Fluß hinuntertrieb, mit aufgehobenen Händen und leuchtenden Haaren. Und einige küßten sich und verteilten gleichmäßig ihre Lasten.

Die Alten und die Kinder aber sitzen immer noch bei den Pfeilern und werfen Steine und Bücher in die Flut.

Sie wollen den Fluß des Geschehens aufhalten. ...

Literarische Neuererscheinungen

Björnsterne Björnson, Gesammelte Werke. Einzige autorisierte deutsche Volksausgabe in 5 Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Julius Elias. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) In Leinen geb. 15 Mark. Entwurf des Einbandes von E. H. Weiß.

Inhalt: 1. Band. Gedichte. Erzählungen: Thronb. Die gefährliche Freite. Synnöve Solbakk. Arne, Der fröhliche Bursch. Der Vater. Das Fischermädel. — 2. Band. Erzählungen und Romane: Der Falbe. Ein Lebensrätsel. Staub. Ein schauriges Erlebnis. Mutters Hände. Es flagen Stadt und Hafen. — 3. Band. Romane und Erzählungen: Auf Gottes Wegen. Mary. — 4. und 5. Band. Dramen: Zwischen den Schlachten. Sigurd der Schlimme. Die Neuvermählten. Ein Bankrott. Leonarba. Der König. Geographie und Liebe. Ueber die Kraft, erster Teil. Ueber die Kraft, zweiter Teil. Poul Lange und Lora Parsberg. Saboremus. Wenn der neue Wein blüht.

Er ist merkwürdig still vorübergeglitten, der 27. April, der erste Todestag Björnsons. Wie ist vor einem Jahre die Flut der Nekrologe auf ihn niedergerauscht! Heute, ein Jahr nachdem, mißbraucht der intellektuelle Typus des Schmocks das Holzpapier, um seine Sünden an Dichtern durch Hinweise auf reimende Schneider vergessen zu machen. Wenn doch der Teufel die Engel aus dem Preßbetrieb jagen wollte! . . .

Ein Jahr ist Björnson tot. Da die Presse sonst den zehnten Todestag abwartet, um dann wieder an ihn zu erinnern, ist es doppelt erfreulich, daß der rührige Verlag S. Fischer, Berlin, schon heute dem Dichter ein würdiges Denkmal errichtet hat:

Von der auf fünf Bänden berechneten Volksausgabe der Gesammelten Werke Björnsterne Björnson, die als ein Gegenstück zu dem populären Infanteriewerk gedacht ist, erschienen, von Julius Elias besorgt, am Todestage des Dichters die drei ersten Teile. Sie werden von Bauernerzählungen, größeren wie kleineren Novellen, den beiden geistesklämpferischen, weltumspannenden Romanen „Es flagen Stadt und Hafen“ und „Auf Gottes Wegen“ sowie von der abgerundeten Sammlung der „Gedichte“ ausgefüllt. Im Herbst soll das Unternehmen durch zwei Bände, welche die zehn der bedeutendsten Dramen enthalten, sowie durch eine umfassende biographisch-ästhetische Studie, die der Herausgeber selbst beiträgt, über Björnson, den Mann und Dichter, abgeschlossen werden. Aus Björnsons gewaltiger literarischer Wirksamkeit ist in die Volksausgabe all das übergegangen, was poetisch und künstlerisch als wesentlich und kulturhistorisch als ausschlaggebend empfunden wird und geartet ist, die Zeiten zu überdauern. Der Plan der Sammlung ist in Besprechungen des Dichters mit dem Herausgeber entstanden, wie es denn zu Björnsons lebten und eigensten Wünschen gehörte, die Arbeit seines Lebens dem deutschen Volke in einer gedrungenen, durchaus stilgemäßen Form zu vermitteln. Er ist über die Verwirklichung dieses Unternehmens gestorben; aber was erreicht ist, wurde in seinem Geist erstrebt. Die Letzte erscheinen deutsch in völlig neuer Form und Gestalt: die Uebersetzungen sind nach den Grundsätzen der Infanteriewerk hergestellt und stehen ihr ebenbürtig gegenüber.

Es ist ein prächtiges, in jeder Hinsicht vollkommenes Werk, diese Volksausgabe.

Sie wird, hoffentlich, dazu beitragen, daß Björnson sich immer weitere Kreise in Deutschland erobert, Björnson, von dem ein Dichter von dem Format eines Johannes V. Jensen einmal (in seinem herrlichen Essay-Buch „Die Neue Welt“) schreibt:

„Es gibt nichts Größeres, als ihn gesehen zu haben.“

Und als ich Björnson gesehen hatte und voll guten Mutes weiterzog, über die starren Berge hinüber, über den Totunheim, wo ich das Wetter aufzusuchen gedachte, und als ich, ohne es gefunden zu haben, zu meinem eigenen Tiefland zurückkehrte, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: Ich kurzlichtiges und schwaches Wesen hatte nicht erkannt, daß das Ziel erreicht war, als ich Björnson gesehen hatte, es trieb mich natürlich rastlos weiter, aber die Quellen des Regens, das Wetter, der Sommer und der ewige Schnee, das alles war ja er! Er war es, der während des ganzen Frühsummers so unbarmherzig geregnet hatte, auf daß der Herbst gut würde! Er, der große, weiße Björnson, war die Wolken und der Sonnenschein, die hellen Nächte und der Regen, April und Hochsommer, wilde Blumen und Korn, das ganze brausende Orchester der nordischen Natur!“

Vornolizen

Gustaf Stollen. Die Demokratie in England. (Band 1 der „Politischen Bibliothek“, die der Verlag Eugen Diederichs in Jena soeben begründet hat).

Johann Mielhelsen. Ein Wort an den geistigen Adel deutscher Nation (E. W. Donsels & Co., Verlag, München).

Carl Kleibreu. Das Meer. Band 37/38 der Sammlung „Die Gesellschaft“ (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. Main). Kart. M. 3.—.

Wilhelm Schäfer. Der Schriftsteller. Band 39 der „Gesellschaft“. (Ebenda). Kart. M. 1.50 M.

Balzac. Menschliche Komödie. 16. Band der Gesamtausgabe. (Im Insel-Verlag, Leipzig). Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Georg Heym. Der ewige Tag. Gedichte (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig). Geb. M. 3.—.

Gustaf af Geijerstam. Pastor Hallin. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane 8. Bd.) Geb. M. 1.—, Leinen M. 1.25.

Bernard Shaw. Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 12.—.

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 1. Maiheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: F. Schottboefer: François de Curel. — François de Curel: Im Spiegel. — Ernst Heilborn: Die literarische Persönlichkeit. — Hugo Ganz: Tolstoj-Briefe. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften.

Kala. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgegeben von Erich Mühsam. (Kain-Verlag, München, Baaderstr. 1a). Nr. 1 ist mit folgendem Inhalt erschienen: Kain (Gebicht). Die Todesstrafe. Tagebuch aus dem Gefängnis. Münchener Theater. Bayerische Freiheitlichkeit. Die volle Maas etc. Das Heft kostet 30 Pfg.

Diskussion. Monatschrift für aktuelle Kulturfragen. Herausgegeben von Hans Ostwald. In Heft 8 beschäftigen sich Clara Wiebig, Prof. Dr. Albert Culenburg, Gabriele Reuter, Viktor Rood und Karin Michaelis mit dem — „Gefährlichen Alter“.

Note

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will den imposanten Gedanken einer „Organisierung der Intelligenz“ fördern und dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegengewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenswertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehrlichen Radikalismus zu sein.

Inhalt der vorigen Nummer: Des Staates Selbstmord aus Todesangst. Von Otto Corbach. / Aus Oesterreich. Von Ernest Kirchnerberger. / Pressepranger. Von Franz Pfemfert. / Glossen. / Med., med., med. Von Ernst Blas. / Die „Persönlichkeit“. Von Grete Kessel-Hef. / Die Irren. Gedicht von Georg Heym. / Alfred Kerr. Von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Hoyer, Ferdinand Hardeppf und Kurt Hiller. / Unter Feinden. Von Mesche. / Osterpaarergang im Osten. Von Anselm Kuest. / Welt-Erleben. Von Max Brod. / Studien. Von Albert Ulrich. / Die Fiesaba des Pfarrers. Von Anatole France. Deutsch von Maria Ramm, Biège. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Mitteilungen des Komitee Konfessionslos Wem gilt unser Kampf?

Unser Kampf gilt keinen Bekenntnis, und wir wollen keine neue Kultusgemeinde bilden. Unser Kampf gilt der Organisation der Landeskirche. Das Komitee nennt sich darum Komitee Konfessionslos, weil der Staat die, die nicht zur Landeskirche gehören, als die Konfessionslosen bezeichnet. Das soll also auf keinen Fall heißen, daß wir die werben wollen, die ohne Bekenntnis sind. Im Gegenteil, wir wollen aufrechte Bekenntnis männer in unserer Mitte haben, weil wir wissen, daß selbst der, der seine Religion auf christlicher Grundlage aufbaut, die Landeskirche verabscheuen muß. Denn gerade die uns überleserten Worte von Jesus sind ein flammender Protest gegen jede Landeskirche.

Es geht nun einmal nicht an, Glaubenssachen mit Geschäft und Staat zu vermengen, das muß zur Korruption führen. Und wohin haben uns unsere Landeskirchen geführt?

Die katholische Kirche hat nunmehr endgültig das freie Denken verboten und läßt sich durch ihre Priester Stumpfsinnseide leisten. Die protestantische Kirche erinnert sich nicht mehr an ihren Namen. Wer protestiert, dem wird der Prozeß gemacht.

Nicht der Geist herrscht auf den Kanzeln, sondern die Worte; Worte, die unserm Wissen oft kinlich erscheinen; Worte, die den Geist töten. Wir aber wenden uns an alle Protestanten, wir wollen uns losmachen von dieser Heuchelei und Knechtschaft; wir wollen wieder frei atmen können.

Niederreißen wollen wir das alte Gebäude; außen ist es plump, vergolbet und verziert, aber innen ist es verfault. Niederreißen wollen wir, weil sich schon die neuen Bauten erheben, denen das alte die Aussicht versperrt. Gerade an die Bekenntnis männer wenden wir uns, an die Protestanten und bitten sie:

Protestiert mit uns, tretet aus der Landeskirche aus, aus der Kirche, die den Geist jeder Religion verleugnet, dafür aber den Menschen mit dem Buchstaben knechtet.

Erhard Fromein.

**Alumnat der berechtigten Realschule
Blankenburg-Harz**
unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
Aufnahme jederzeit. ∴ Prospekte kostenfrei.
Rhotort, Direktor.
Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Rsg.
(früher Sanatorium Schreiberhau)
Physikalisch-diätetische Heilmethode
Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
Das ganze Jahr geöffnet. ∴ Drei Aerzte.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
am Hauptbahnhof
Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer
von M. 2.— an. W. Bopp, Besitzer.

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
Lokalbahn ab Jossa. —
Königlich Bayerisches Mineralbad.
Saison 1. Mai bis Mitte September.

Karlsbad Saison ganzzährig
ooooooooooooooooo 1910: 68324 Kurgäste ∴ ∴
200000 Passanten u. Touristen

Spezialbad f. Harnleidende, seit Jahrhunderten medizin. bekanntes Stahl- u. Moorbad.
Wernerzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, bei Gicht, Nieren-, Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. **Sinnberger Quelle** bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens, Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prachtige, waldreiche Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. Prospekt gratis durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostataleiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fettleibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Dr. Korach, staatlich konzessionierte Vorbereitungs- u. Pensions-Anstalt für isr. Knaben
Hirschberg, Schles. Vorbereitung für **Einj. - Freiwilligen-** die
Wilhelmstr. 61. Tel. 329. Prüfung und für alle anderen Examina, sowie für alle Klassen der höh. Lehranst. Gewissenhafte Aufsicht ∴ Beste Erfolge.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlen-saure-, Sauerstoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder, Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilstalten, schwedische Heilgymnastik, Massage.

Jahns Handelslehreanstalt u. Einjährigen - Institut Klingenthal i. Sa. Gegr. 1897.	Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr. Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere Abteilungen zur sicheren Erlangung des Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energi. Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte. Epochale individuelle Lehrmethode. ∴ Sämtliche Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung. Pensionat. ∴ Prospekt.
--	--

BAD BERKA bei Weimar.
Moor-, Sand- und Kiefernadelbäder etc.
Karl-August-Brunnen.
Neues modernes Badehaus. Grosser Kurpark. Herrliche weitausgedehnte Waldungen (5557 ha). Illust. Prospekte gratis durch die Badeverwaltung.

Sommerfrische
Waldschlösschen Heldringen i. Th.,
direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
à 8,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstreuter, Heldringen**

RAPALLO Ital. Riviera
∴ Riviera Splendid-Hotel ∴
Ersten Ranges. Die Direktion.

|| J. Riedel & Sohn ||
 Badstrasse 8 000 Amt III, 8230

liefert frei Haus ohne Flaschenpfand:

30	Flasch. Kaiser-Weißbier	3 M.
20	" Echt Culmbacher	3 M.
20	" Münchener Löwen	3 M.
24	" Echt Graetzer	3 M.
14	" Grabower Porter	3 M.
28	" Grabower Methbier	3 M.
18	" Köstritzer Schwarzbier	3 M.
10	" Engl. Porter oder Ale	3 M.

Obst- u. Gartenstädte
 Verkauf von Parzellen mit fertig angelegten
 — Obstgärten u. Ferlehäusern —

<p>Biesdorf = Station der Ostbahn = □ Rute 20 Mark an.</p>	<p>Kaulsdorf am Bahnhof □ Rute 12 Mark an.</p>
<p>Neu-Sadowa Station Sadowa an der Strasse nach Biesdorf □ Rute 15 Mark an.</p>	<p>Sillenitzburg Station Fredersdorf an der Ostbahn □ Rute 4 Mark an.</p>

Kleinste Anzahlung.
 Auch 10jährige Amortisations-Hypothek. Verkaufsstellen auf den Geländen und Bahnhöfen . . .

Nieschalke & Nitsche
 Neue Königstr. 16 BERLIN NO. 43 Neue Königstr. 16
 Fernsprecher: Amt VII, Nr. 6376.

Baden-Baden
 im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt. Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe, Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.** kostenlos vom

|| Residenzhotel Posen ||
 Schönstes und vornehmstes Haus
 Zimmer von M. 2.50 an.
 Restaurant mit vorzüglicher Küche.

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont böh. Töchterpens., bestempf. f. Haush., prakt. u. theoret., einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik, Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch. Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein Mon. Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref. Frau Helly Wilken.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungsheim f. jed. Alter. Vorber. z. Abitur. jegl. Art u. Seleota in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr. Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs. Sorgf. Erz. Herrl. Wald, See. Rf. Prosp. Villa Marten.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges **Hotel Panhans.**

Wie werden ich gesund?
 Durch das neue Heilverfahren mit Naturpflanzenstoffen!

Tausendfach erprobt bei Lungenleiden, Schwindsucht, Bleichsucht, Blutarmut, Rheumatismus, Nervosität, Zucker-, Magen- und Herzkrankheiten etc.

Selbst schwere chron. Leiden sind heilbar.

Bei Einwirkung richtiger Pflanzenstoffe heilt die Natur selbst jedes alte Leiden! Nicht jeder Kranke ist heilbar, sondern jede Krankheit ist heilbar. Schreiben Sie sofort vertrauensvoll an die **Naturpflanzenheilstalt Westphalia LEHNITZ bei BERLIN**

Heilarweisung, Prospekte u. Dankschreiben kostenlos. Westphals Naturpflanzenprodukte in grösseren Apotheken zu haben.

Sprechst. in Berlin Invalidenstr. 34 Montag u. Mittwoch nachm. 4-6 Uhr

Hygienische Artikel nur für Eheleute.
 — Prompte und reelle Bedienung. —
 Ph. Rümpfer, Frankfurt a. Main 3.

Adolf Schustermann
 Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO. 16, Spreepalast
 Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tagzeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

Herzheilbad Altheide

Saison-Beginn: **10. April**

Eine Vorkur im Hause mit 30 Flasch. Altheider-Arsen-Eisenwasser (rein natürliche Sprudel-Füllung) ist angezeigt bei Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht und Nierenleiden, sowie nach überstandener Influenza.

Prospekte kostenfrei durch Die Badeverwaltung Altheide, Grafschaft Glatz.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD Steiermark

Aerztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet. 4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Budapest = Hotel Bristol
 Donaukorso, vornehm — modern
 Preise mässig.

Bad Harzburg □ Hotel Monopol
 vormals Bockmanns Hotel.
 Direkt a. Walde u. d. Eichen. Telefon 305. Sommer u. Winter geöffnet. Logis I. 2.50, II. 2. , III. 1.50. Volle Pension inkl. Zimmer v. 5 M. an. Gustav Kahl.

Hotel Monopol-Metropole
 I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privatbad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo

Frankfurt a. M.

INFLUENZA-
 Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone. Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet. Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

BEX -LES BAINS VILLARS
 .. GRYON ..

ARVEYES - CHESIÈRES - LES PLANS
 Solbäder und Luftkurorte der waadtländlichen Alpen
 verbdn. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
 Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 12. 8. Mai.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Rastauferstraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242. :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (erkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 21, Grefelbergstr. 3. Telef.: Amt No. 617513. Inseratenpreis: die 4spalt. Nonpareillezeile 50 Pfg.

Inhalt: Schutz den Vorgesetzten! Von Franz Pfemfert. / Die Amerikanisierung britischer Kolonien. Von Otto Corbach. / Zur sexuellen Moral der Frau. Von Hedwig Dohm. / Pressepatzer. Von Gorilla, Pfemfert, Blas, Guttman. / Glosien. / Jean Paul als Erzähler. Von Dr. Anselm Ruest. / Der Fordernde. Von Arthur Kronfeld. / Alfred Kerr. Von Ludwig Hatban, Alfred Gold, Ernst Blas. / Weltsehmerz. Von Torral. / Der Dramatiker. Von Albert Ulrich. / Der Birkus-Shakespeare. Von Heinrich Eduard Jacob. / Der greise Knabe. Von Siegmund Kallischer. / Apollontheater. Von Erich Sternow. / Märzabend. Von Ernst Blas. / Literarische Neuerscheinungen. / Bormotizen. / Zeitschriftenchau.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Schutz den Vorgesetzten!

Unmündige Bürger hatten vor einigen Monaten einen Aufruf erlassen zwecks Gründung eines Vereins gegen Soldatenmißhandlungen. Die konservative Presse brandmarkte daraufhin diese Tat als vaterlandsfeindlich und „armeegefährlich“. Mit Recht natürlich. Denn so wenig man den preussischen Polizeistaat auf seinen Geisteszustand hin untersuchen kann, so wenig soll man an traditionellen Einrichtungen dieses Staates rütteln. Das haben sich wohl auch besagte unmündige Bürger überlegt und sind von ihrem Vorhaben abgewichen. Das sagt sich wohl auch unsere bravbürgertliche Presse, und vermeidet es ängstlich, allzuoft über das Wirken unserer Kriegsgerichte zu berichten.

Die Gesinnung, die aus diesem Verhalten spricht, ist edel, aber das Verhalten selbst ist nicht zweckentsprechend. Zugegeben: Soldatenmißhandlungen sind Naturerscheinungen in Preußen-Deutschland. Naturerscheinungen, wie der Jenseit, der Staatsanwalt, der Schutzmannsäbel. Wir haben uns damit abzufinden. Aber wäre es dann nicht an der Zeit, der antimilitaristischen Agitation, die von den Kriegsgerichten betrieben wird, energisch entgegen zu wirken. Denn es ist eine antimilitaristische Agitation, wenn unsere Kriegsgerichte für Naturerscheinungen wädhre Vorgesetzte bestrafen. Wieder und wieder werden Fälle bekannt, wo Vorgesetzte zu zwei (2!) bis vierzehn (14!) Tagen Stubenarrest, ja sogar zu Mittelarrest verurteilt worden sind, weil sie gemeine Soldaten körperlich mißhandelt hätten! Wo soll das Autoritätsgefühl Kraft schöpfen, wenn derartige möglich ist!

Glücklicherweise kommen unsere Kriegsgerichte allmählich zur besseren Einsicht. So konnten wir in diesen Tagen den erfreulichen Fall verzeichnen, daß das Oberkriegsgericht einen vorgesetzten Unteroffizier rückhaltlos schützte. Dieser Unteroffizier hatte einen im dritten Jahre dienenden Soldaten „Sau-Rekrut“ geheißt. Der Soldat, der sich das nicht gefallen lassen wollte, wurde für 6 Monaten 15 Tagen Gefängnis verurteilt mit der Begründung, er hätte kein Recht gehabt, sich über die Bezeichnung „Sau-Rekrut“ aufzuregen.

Hoffentlich entwickelt sich unsere Militärjustiz in dieser Richtung nun weiter. Man verschone uns endlich mit dem Gebete, als seien unsere Regierenden bestrebt, Soldaten schindern ernstlich das Handwerk zu erschweren. Man sei, ich sagte das bereits einmal, wenigstens ehrlich! Was sollen die Rindereien, diese Verurteilungen zu einigen Tagen Arrest wegen Mißhandlung Untergebener. Man sage uns etwa: wir kommen mit dem anständigen Ton und ohne Prügelstrafen nicht aus. Das liegt im Wesen des Militarismus. Aber dann sollte man wenigstens dahin wirken, daß die willkürlichen Mißhandlungen ersetzt werden durch Mißhandlungen von Gesetzes wegen. Man führe die Soldatenprügelei offiziell ein und verschone uns mit Gerichtsverhandlungen, die durch ihren Ausgang wie Komödien wirken. Jeder Fusttritt ist gesetzlich zu regeln. Gegen eine Gesetzgewordene Barbarei wird kein Untertan zu protestieren wagen.

Franz Pfemfert.

Die Amerikanisierung britischer Kolonien

In einem Werk über die ältere Geschichte Kanadas, das kürzlich erschien, vertritt der Verfasser, Sir Charles Lucas, die Ansicht, der Abfall der Neu-Englandstaaten sei keine geschichtliche Notwendigkeit gewesen, der achtjährige Kampf, durch den die damals bestehenden 13 Unionsstaaten ihre Unabhängigkeit zugestanden erhielten, habe sehr wohl mit einem Siege Englands enden können, hätte dieses über die richtigen Männer verfügt, seine Überlegenheit geltend zu machen. Wolfe und der ältere Howe lebten nicht mehr und die Kraft Pitts war gebrochen, sonst, meint Lucas, würde England Amerika gehalten haben. „Der Krieg wurde verloren und gewonnen nicht durch die Stempelakte und die Unabhängigkeitserklärung, er ging verloren durch Georg III. und Lord George Germain; er wurde gewonnen durch George Washington.“ Denn warum fiel Kanada nicht ab? Es wurde gehalten, antwortet Lucas, lediglich durch die Vorzüge eines einzigen Mannes, Guis Charleton, der 1766 als stellvertretender Gouverneur nach Kanada kam und zwei Jahre später General-Gouverneur wurde. Vom Standpunkte moderner Geschichtsbetrachtung mag man die Auffassung Lucas' endlich finden. Aber gesetzt, sie sei vernünftig, es wäre denkbar, daß hätte George Washington es zufällig mit fähigeren Vertretern der englischen Sache zu tun gehabt, die nordamerikanische Union sogar heute noch zum britischen Weltreiche gehörte: wie möchte sie sich dann wohl entwickelt haben? Unmöglich wäre Nordamerika so bald das gelobte Land der Europäer geworden, unmöglich hätten seine natürlichen Reichtümer so schnell jene magnetische Kraft auf den Geldüberfluß der alten Welt ausgeübt, wie sie das riesenhafte Wachstum des Wohlstandes und der Macht des Volkes der Vereinigten Staaten erst erklärlich macht. Wäre andererseits, immer die Annahme Sir Charles Lucas als richtig unterstellt, Kanada zufällig nicht durch einen so vorzüglichen Vertreter Englands wie Guis Charleton gehindert worden, mit den Neu-Englandstaaten gemeinsame Sache zu machen, läge dann ein Grund vor, anzunehmen, daß es in seiner Entwicklung so langsam hinter der stürmisch vorwärts hastenden Union nachgehinkt wäre, wie es geschehen ist?

Jahrzehntelang blüht Kanada im Schatten des britischen Weltreiches, ein Reilchen im Verborgenen. Das Schneidentempo seiner Entwicklung zu beschleunigen, lag nicht im Interesse des Mutterlandes, und seitdem unabhängige Kräfte es doch beschleunigen, lockert sich auch immer merklicher der Zusammenhang mit dem Mutterlande, regt sich immer stärker in den Kanadiern das Gefühl eigener Kraft und Verantwortlichkeit, und schlingen sich um ihr Land immer fester die Polypenarme der panamerikanischen Politik der Washingtoner Regierung. Die Amerikanisierung Kanadas ist im vollen Zuge.

Wie lange ist es her, daß die Welt überhaupt ahnt, was aus Kanada werden kann? Im Jahre 1867 war das Gebiet an der Hudsonbay noch eine Wildnis. Fort Garry war von den östlichen Provinzen durch 600 Meilen ohne Verkehrsmittel getrennt. Jetzt gibt es eine Ueberlandbahn vom Atlantischen zum Stillen Ozean und zwei weitere nähern sich rasch der Vollendung. Kanada hat immerhin schon eine Bevölkerung von 9 Millionen, und jeder Tag bringt erstaunlichere Aufschlüsse über die natürlichen Hilfsquellen des Landes. Die landwirtschaftliche Erzeugungsfähigkeit ist unermesslich; der Boden bringt noch tausend Meilen nördlich der Grenzen der Vereinigten

Staaten Weizen erster Güte hervor. Das Land erstreckt sich vom Breitengrade Rom's bis in die Nähe des Nordpols, es verfügt über gewaltige Bodenschätze, ausgebehnte Wälder, fischreiche Flüsse. Warum sollte es also nicht eines der bevölkerlichsten Reiche der Erde werden, wie es schon eines der größten ist?

Jeder neue Fortschritt in Kanada bedeutet jedoch einen Schritt weiter auf dem Wege zur Unabhängigkeit, weil das Mutterland immer weniger in der Lage ist, die neu entstehenden Bedürfnisse der Kolonie zu befriedigen oder befriedigen zu helfen, oder auch nur zu begünstigen. Seit Jahren sträubt man sich in Kanada, das Menschenmaterial aufzunehmen, das England dort abladen möchte. Es sind überwiegend Leute, die in der Heimat dem Schicksal dauernder Arbeitslosigkeit anheimfielen, die die Unterstützung wohlthätiger Gesellschaften, wie der Heilsarmee, in Anspruch nehmen müssen, um die Mittel für die Ueberfahrt zu beschaffen. Gegen diesen Lohndruderimport haben die kanadischen Gewerkschaften im vorigen Jahre gesetzliche Beschränkungen durchgesetzt, wonach nur solche Auswanderer zugelassen werden, die die Ausreise aus eigenen Mitteln bestreiten. Zudem unterhält der „Trades and Labour Congress of Canada“ in London einen Vertreter, Mr. Trotter, um die Auswanderung nach Kanada zu überwachen. Ueber die Aufgabe Trotters schrieb die Londoner Morningpost vor einiger Zeit: „Die Politik der kanadischen Trades Unionisten geht dahin, sich denen der Vereinigten Staaten anzuschließen, und das Bestreben Trotters, mit der englischen Arbeiterpartei auf gutem Fuße zu verkehren, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es die kanadischen Arbeiter ablehnen, mit der Independent Labour Party oder einer andern Arbeitergruppe in England irgend etwas zu tun zu haben. Trotters Vorgehen soll das Vertrauen des Mutterlandes in die Zukunft Kanadas zerstören, um Auswanderungslustige davon abzuschrecken, dorthin zu gehen.“ Die Einwanderung aus dem Mutterlande hat infolge dieser feindseligen Haltung der Kolonie erheblich nachgelassen und bleibt hinter der Zuwanderung aus den Vereinigten Staaten weit zurück. Nach einem amtlichen Bericht rechnet man damit, daß sich im Laufe dieses Jahres 80 000 Amerikaner mit einem Kapital von etwa 80 Millionen Dollars in Kanada niederlassen. Das sind überwiegend Farmer, die die billigen Landpreise in den kaum erschlossenen östlichen Provinzen, vor allem Saskatchewan und Alberta, anlocken. Bei ihnen mag mit der Zeit das Gefühl der Angehörigkeit an die alte Heimat schwinden, aber gewiß nicht, weil sie den Union Jack dem Sternenbanner vorziehen, sondern dem freien, unabhängigen amerikanischen Kanada der Zukunft zuliebe. Diese Zuzüglinge aus dem Süden pflegen ihren früheren Lieferanten für Mäh-, Dresch- und andere landwirtschaftliche Maschinen treu zu bleiben und sind infolgedessen eifrige Anhänger der auf Beseitigung der Zollschranken zwischen den beiden Teilen Nordamerikas gerichteten Bestrebungen.

Der Gedanke völligen Freihandels zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten hat auch bei den Yankees mächtige Freunde und Förderer. Auf einem Bankett der New Yorker Handelskammer sprach sich in einer viel bemerkten Rede der Eisenbahnkönig Hill dafür aus. In dasselbe Horn stieß bei jener Gelegenheit Andrew Carnegie. Der hat auch immer einen politischen Zusammenschluß Kanadas und der Union befürwortet und war eine Zeitlang recht eifrig dafür tätig. Nicht weniger eindrucksvoll wie diese beiden Dollarfürsten hat stets der kürzlich gestorbene Gouverneur von Minnesota, John A. Johnson, seine Stimme zugunsten völligen Freihandels zwischen der Union

und Britisch-Nordamerika erhoben. Das erklärt sich dadurch, weil die in Minnesota liegenden Städte Minneapolis und St. Paul, mit den größten Mühlenwerken der Vereinigten Staaten, bestrebt sind, den Zoll auf Weizen zu beseitigen.

Amerikanische und kanadische Interessen wachsen so allmählich mit einander zusammen. Dieser Vorgang wird durch die Flottenpolitik der Vereinigten Staaten begünstigt. Diese richtet sich immer entschiedener gegen Japan, und Japan, Englands Verbündeter, ist die einzige Macht, vor der sich die Kanadier nicht sicher fühlen, gegen die sie eine eigene Flotte bauen wollen, weil sie sich nicht auf die Unterstützung des Mutterlandes allein verlassen möchten. So verschafft der Interessengegensatz zu Japan der Monroe-Doktrin in Kanada Anhang, um zu einer politischen Eintracht zu führen, die in dem Augenblick greifbare Formen annehmen wird, wo die Kanadier sich stark genug fühlen, ihre Selbständigkeit auch ohne das Schwergewicht der britischen Weltmacht gegenüber dem Pankeetum zu behaupten. Nur weil man vorläufig noch fürchtet, von einer Abhängigkeit in die andere zu geraten, geben sich die Kanadier noch so, als fühlten sie sich unter dem Union Jock wohl. Und doch ist ihr Selbstbewußtsein weit genug erstarkt, um sich zu getrauen, gerade gegenüber den Vereinigten Staaten ihre Sache allein besser wahrzunehmen, als zusammen mit dem Mutterlande. Ihre fortwährenden Beschwerden über die Unzulänglichkeit der englischen Diplomatie in kanadischen Angelegenheiten haben auch dahin geführt, daß sie in dem vor einiger Zeit ratifizierten englisch-amerikanischen Schiedsvertrag ein Vetorecht gegen alle ihre Interessen berührenden Abmachungen zuerkannt erhielten.

Doch den Theaterdonner englischer Imperialisten, die auch Kanada wieder mit unzerreißbaren Ketten an das Mutterland schmiegen möchten, sollte man sich nicht täuschen lassen. „Freie Männer,“ erklärt ihnen gegenüber sehr treffend der einflußreiche französische Kanadier Bourassa, dem die Londoner Times kürzlich eine große Rolle in der künftigen Entwicklung der kanadischen Verhältnisse voraussagte, „freie Männer, die gewohnt sind, sich selbst zu regieren, ohne irgend welche Einmischung von außen, seit einem halben Jahrhundert im Genuß weitgehendster nationaler Vorrechte, werden solche Rechte nicht leicht aufgeben. Niemals können die Intriguen ehrgeiziger Männer und Parteien schließlich zurwege bringen, eine ganze Nation zu veranlassen, einen Schritt zurück zu tun.“ „Mein Wunsch,“ sagte Bourassa bei anderer Gelegenheit, „geht dahin, daß wir zwischen der alten britischen Fregatte, die an dem Felsen des Imperialismus zu scheitern droht, und dem amerikanischen Korsarschiff, das sich bereit hält, die Trümmer aufzunehmen, unsere Barke so behutsam und standhaft steuern, daß wir weder mit der ersteren in den Abgrund gerissen werden, noch in das Fahrwasser des letzteren Fortgezogen werden. . . Den Fall, daß die imperialistischen Ideen obsiegen würden, lasse ich außer acht. Sollten die Abolaten des Imperialismus je die Oberhand gewinnen — wohlán, dann würde ich sagen: Vorwärts! Laßt uns unabhängig sein, ohne Zaudern! Niemals sollte eine Nation zögern, Gefahren zu trotzen und dem Ungewissen die Stirn zu bieten, ehe sie ihre Schritte rückwärts lenkt und sich ins Joch zurückzwingen läßt.“

So erklärlich bei der unmittelbaren Nachbarschaft der Vereinigten Staaten und dem Mangel an natürlichen Grenzen im Süden die selbstständigende Amerikanisierung Kanadas erscheinen mag, so merkwürdig ist es, daß der gleiche Vorgang trotz des trennenden Meeres in Australien

sich abspielt. Noch am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts konnte davon keine Rede sein. Australien war damals noch durch und durch britisch und in allen Dingen, worin sich die beiden Typen unterscheiden, dem Amerikanertum fremd. Der praktische Republikanismus in den politischen Einrichtungen des Südens hatte noch in keiner Weise die Herzen dem monarchischen Mutterlande abtrünnig gemacht. Australien folgte willig der britischen Führung, in mancher Hinsicht vielleicht zu dienstfertig. Inzwischen hat indessen der eingedrungene Amerikanismus schon erstaunlich weit um sich gegriffen. Das zeigt sich in den großen wie in den kleinen Dingen des öffentlichen Lebens. Am obersten Gerichtshof wird auf amerikanische Rechtsfälle häufiger hingewiesen, als auf englische. In Kleidung und Nahrung richtet man sich mehr und mehr nach den hervorstehenden amerikanischen Gewohnheiten. In den Schauspielhäusern und Musikhallen sind dreiviertel der auftretenden Künstler Amerikaner. Die Bücherstände zeigen mehr amerikanische als englische Veröffentlichungen. Die australischen Geschäftsleute suchen in Amerika die Hauptquartiere des Welthandels.

Die amerikanisierende Handhabung des Gesetzes ist eine Folge davon, da sich die Urheber der australischen Verfassung sich die Vereinigten Staaten zum Muster nahmen. Der Commonwealth ist genau der nordamerikanischen Union nachgebildet. Daher gibt es in Australien wie in den Vereinigten Staaten fortwährend Streitigkeiten über „State rights“ und „boundary problems.“ Naturgemäß richtet sich der Oberste Gerichtshof bei seinen Entscheidungen dann nach amerikanischen Juristen. Die englische Rechtsgelehrsamkeit, die sonst dazu viel beiträgt, in den Kolonien das Gefühl der Abhängigkeit vom Mutterlande zu erhalten, kann daher in Australien nicht recht gedeihen. Ru allemal kommt nun, daß man in Australien seit dem Besuche der amerikanischen Flotte angefangen hat, in Amerika für den Fall, daß Großbritannien versagt, den großen Bruder zu sehen, auf den man sich verlassen könnte. In Londoner Blättern wird daher immer häufiger die Befürchtung geäußert, daß Australien eines Tages in die panamerikanische Politik der Vereinigten Staaten einbezogen werden möchte. „Man sollte,“ schrieb vor einiger Zeit die „Morningpost“, „darüber nachdenken, daß Australien Amerika viel näher liegt als England und daß die neue imperialistische Politik der Vereinigten Staaten deren Regierung eines Tages zu dem Versuch veranlassen könnte, in freie und freundschaftliche Handelsbeziehungen zu der weißen Gemeinschaft des Pacific zu kommen, so daß Australien bald völlig zu den Vereinigten Staaten hinneigen würde.“

Es gibt noch eine dritte Gegend des britischen Weltreiches, der die Gefahr einer Amerikanisierung droht. Das ist Britisch-Westindien. Die Bewohner dieser Insel haben in den letzten 20 Jahren in ihrer Nähe mancherlei vor sich gehen sehen, was sie die Latkraft des Volkes der Vereinigten Staaten im Vergleich zur britischen Lässigkeit bewundern lehrte: die Abneigung Portorikos, die Einrichtung einer Schutzherrschaft über Cuba, die Einrichtung einer neuen Verwaltung auf diesen Inseln, die Annahmehahme des Panamakanals. Die zahlreichen amerikanischen Berganigungsbreisenden, die in immer größeren Schwärmen die Antillen besuchen, namentlich Jamaica, das bereits den Ruf einer Riviera Nordamerikas genießt, schaffen immer neue gemüthliche wie geschäftliche Zusammenhänge zwischen den Vereinigten Staaten und den englischen Inseln. Jamaica ist wirtschaftlich bereits völlig von der Union abhängig. Nun besteht die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung Westindiens nicht aus Pflanzern oder Kauf-

leuten, sondern aus Arbeitern, und zwar schwarzen Arbeitern. In deren Köpfen beginnt seit dem Anfang der Arbeiten am Panamakanal die Erkenntnis aufzudämmern, daß sie auf ihren Inseln unter amerikanischer Herrschaft höhere Löhne erzielen könnten, wie jetzt unter der englischen. Tausende von ihnen haben am Kanal gearbeitet, und sie wissen, daß in den Vereinigten Staaten doppelt so hohe Löhne für ihre Arbeit gezahlt werden wie zu Hause. Sie meinen daher, daß, wenn die Amerikaner Herren der Inseln würden, auch die amerikanischen Lohnsätze zur Einführung gelangten, ohne daß die Lebensmittelpreise sich merklich veränderten. Es ist ihnen zudem bekannt, daß die Vereinigten Staaten eine asiatenfeindliche Politik befolgen, also wohl in Westindien, wenn sie es beherrschten, keine indische Kolonien dulden würden, die jetzt die Löhne so unerträglich drücken.

Die geringe Mühe, die sich die englische Regierung seit Jahren macht, um ihre Besitzungen in Westindien zu sichern und zu schützen, konnte natürlich nur dazu beitragen, ihr Ansehen noch weiter zu verringern. Drei Millionen Pfund Sterling sind aufgewendet worden, um St. Lucia zu befestigen, aber man hat die Befestigungen nur halb vollendet und sie dann den zerstörenden Einflüssen tropischer Witterung preisgegeben. Das britische Geschwader, das früher ständig in den Gewässern der Antillen stationiert war, wurde vor einigen Jahren zurückgezogen. Zwei schwache Kreuzer, die bei seltenen Gelegenheiten zum Vorschein kommen, sind jetzt die einzigen Zeugen britischer Seemacht. Dafür zeigen sich in den westindischen Gewässern immer häufiger amerikanische Kriegsschiffe. Solche sind stets zur Stelle, wenn die armen britischen Kreuzer in weiter Ferne weilen, aber da sein sollten, mag es sich um ein Erdbeben oder eine Festlichkeit handeln.

Die Londoner Regierung hat vor einiger Zeit erklären lassen, daß sie bei ihren Flottenrüstungen mit den Vereinigten Staaten als einem möglichen Gegner nicht rechne. Das hat, wie englische Blätter melden, auf die Westindier schlechten Eindruck gemacht. Sie, die die Macht der Vereinigten Staaten jeden Tag um sich herum wirken sehen, meinen, man habe damit den Amerikanern einen Fingerzeig gegeben, daß, wenn sie irgendwann die Inseln zu nehmen wünschten, das Mutterland keinen Finger rühren würde, sie zu behaupten. Ein solcher Augenblick könnte, so meinen die Westindier, nach Fertigstellung des Panamakanals eintreten. Dann müßten die westindischen Kolonien, namentlich Jamaica, für die Vereinigten Staaten eine hohe strategische und handelspolitische Bedeutung gewinnen.

Auch in England gibt es Rassenromantiker, die meinen, Blut sei dicker als Wasser. Die denken dabei an den Bruder Jonathan an der andern Seite des großen Teiches. Für das Verhältnis zum deutschen Vetter will man das Wort ja nicht gelten lassen. Diese Verwandtschaft liegt allerdings auch in weiterem Felde. In Wirklichkeit droht Großbritannien jedoch nicht von Deutschland, sondern gerade von Amerika Gefahr. Blutsgemeinschaft schließt Todfeindschaft nicht aus. Nach Darwin tobt der Kampf ums Dasein in der ganzen Natur zwischen nahverwandten Arten am heftigsten. War es etwa ein Trost für die europäische Wanderratte, daß es ihre asiatische Waise war, die sie überall vor sich herjagte und völlig verdrängte? Und kann es für die Engländer ein Trost sein, daß es gerade der wesentlich angelsächsische Yankee ist, der ihm seine besten Kolonien abspenstig macht? Wenn erst der englische Typ in Kanada, Australien, Westindien überall durch den amerikanischen verdrängt ist und diese Gebiete

wirtschaftlich und kulturell durch zahlreichere und festere Bande mit der nordamerikanischen Union verknüpft sind als mit England, dann wird in Wirklichkeit schon nicht mehr London, sondern Washington das Herz der angelsächsischen Welt bedeuten. Das würde natürlich Europa als Ganzes nur zum Schaden gereichen, mithin auch Deutschland, und folglich wäre es das Vernünftigste, wenn England und Deutschland sich friedlich verständigten, um gemeinsam auf den Weltmärkten europäische Interessen gegen die allenthalben drohende amerikanische Gefahr zu verteidigen.

Otto Corbach.

Zur sexuellen Moral der Frau

Von Hedwig Dohm.

Ob das Verhältnis zwischen Mann und Frau reformbedürftig ist?

O sicher! sicher!

Es weht ein Wind! es weht ein Wind! Selbst in dunkle Kulturprovinzen weht er hinein. Er erschüttert die Grundpfeiler angestammter Moral- und Sittengesetze. Die Reformbedürftigkeit der Beziehungen zwischen den Geschlechtern wird anerkannt; vorläufig nur von einem kleinen Teil der Gesellschaft. Die Majorität der Menschen bequemt sich stets — wäre es auch gegen die eigene Ueberzeugung — den Zeitsitten an. Die Rolle des Curtius lödt nur Heroen. Die Reformierung gilt in erster Reihe den sexuellen Beziehungen zwischen Mann und Frau. Der springende Punkt ihrer Sanierung ist meines Erachtens die Austreibung der teuflischen Meinung von der geistigen Inferiorität des weiblichen Geschlechts; im engsten Zusammenhang damit steht die Herrenrechterei des Mannes. Und diese wieder bestimmt die sexuellen Sitten und Gesetze.

Noch lobert der Kampf der Frau um ihre Ebenbürtigkeit. Und versagen die sanften Waffen, so setzt sie sich den Helm der Minerva auf und wird — Suffragette.

Ich höre eine Stimme: Die Meinung von der Inferiorität der Frau existiert nicht mehr.

Ei — nicht mehr? Vor wenigen Tagen erst hat ein gesuchter und beliebter Essayist seine energische Mißbilligung über das Eindringen der Frauen in die Universität ausgesprochen, mit der Begründung, daß die Frauen das Universitätswesen in ungünstiger Weise alteriert, sein Niveau sichtlich vermittelmaßigt hätten.

Setzt das nicht die Professoren einer Verflachung ihrer Behtätigkeit, — um der weiblichen Zuhörerinnen willen — zeihen? Denn das die Abnahme des Alkohol- und Dirnenkultus bei einem Teil der Studenten (bei weitem nicht bei allen) den Herrn so erschreckt haben sollte, ist nicht anzunehmen. (Ob die Professoren den Herrn Doktor A. H. Schmidt vor ihre Klängen fordern werden?) Uebrigens kann er sich auf einen größeren berufen, der — es war allerdings vor ungefähr 40 Jahren — seine Meinung teilt. Professor Gneist sprach gegen die Zulassung der Frauen an deutschen Universitäten, weil die Professoren aus Eitelkeit, und um der unzulänglichen Vorbereitung der Damen Rechnung zu tragen, sich zum Nachteil der Wissenschaft zu mehr glänzenden und oberflächlichen Vorträgen könnten hinweisen lassen.

Entspricht diese Anschauung nicht einem Verfahren, wie es unter dem ersten Napoleon den Frauen gegenüber in Paris geläufig war? Anständige junge Mädchen, die wegen ihrer hübschen Erscheinung beleibigende Blicke und Aeußerungen der Männer dulden mußten, wurden von einem Sergeanten angehalten, und kraft der Ordonnanz von 1802 angeklagt, als schuldig, die Jugend verführt zu haben.

Herr Doktor H. Schmitz findet auch unter den Studenten zahlreiche Anhänger. Sagte mir doch neulich ein Physik-Jüngling: „Da komme ich in's Seminar, sitzen da in den ersten Reihen lauter Japaner, Chinesen und — Frauenzimmer.“

Es war auch vor 40 Jahren — die Hochschul-Ambition der Frauen war kaum erst ein Wetterleuchten am reinen Himmel der männlichen Universitäten — als ein berühmter Anatom schrieb: „Ich bin fest entschlossen, weiblichen Zuhörerinnen zu meinen Vorlesungen niemals den Zutritt zu gestatten“ und er fügte hinzu, daß er zum Unterricht von Mädchen nicht genötigt werden könne.

Wörtlich dasselbe sagt heute ein Berliner — Professor der Germanistik — und er handelt danach; zwingt Philologie studierende Berlinerinnen, die seine Vorlesungen nicht entbehren können, auswärts zu studieren.

Die Eltern der Studentinnen sollten diesen vorzeitgemäßen Professor auf Schadenersatz verklagen, zur Ausbringung der Mehrkosten, die ihnen aus dem auswärtigen Studium der Töchter erwachsen.

Solche Beispiele ließen sich bis in's Unendliche vermehren. Und die Waffen im Kampf gegen das Vorurteil des weiblichen Unvermögens?

Das männliche Geschlecht muß die Gleichwertigkeit der Frau erfahren.

Diese Erfahrung muß so früh als möglich einsetzen, schon bei der Erziehung der Kinder, einer Gemeinschaftserziehung von Knaben und Mädchen in den Schulen, noch besser in den Landerziehungsheimen. Die Knaben erkennen bei dem gemeinschaftlichen Unterricht die geistige Ebenbürtigkeit der Mädchen, bei den Sports die gleiche Geschmeidigkeit und Ausdauer.

Der frühere Leiter der Widersdorfer freien Schulgemeinde Winkler schreibt: „Eine wahre Menschenziehung darf nicht einseitig der männlichen oder der weiblichen Natur angepaßt sein. Der Pädagoge soll nicht mehr Knaben und Mädchen kennen, sondern junge Menschen. Schon in der Jugend sollen beide Geschlechter nicht nur dieselbe Sprache sprechen und verstehen lernen, sondern sie auch miteinander sprechen. Hier, wo sie miteinander in gleicher Richtung streben und sich entwickeln sehen, sollen sie den großen Glauben aneinander finden, aus dem allein die Macht vor dem andern Geschlecht entspringen kann.“

An die Erziehungsheime oder an das Gymnasium schließen sich die Universität, die Ateliers, die Werkstätten. Wie muß der junge Mann seine Begriffe vom Weibe korrigieren, wenn er auf der Universität das Mädchen, das bis dahin für ihn nur eine Mitliebende war, als eine Mitdenkende, Mitstrebende, Mitarbeitende kennen lernt. Kameradschaft, Freundschaft zwischen Mann und Weib ist eine neue, hell- und weitflingende Note in der Kulturwelt. Daß dabei auch die Liebe zu ihrem Recht kommt — schön ist's und gut. In diesem aneinander- und miteinanderwachsen geschieht es nicht selten, daß auch äußerlich reizlose, ja häßliche Mädchen recht von Herzen geliebt werden; denn hier wurde die Wurzel der Liebe tief in fruchtbares Erdreich gesenkt.

Die Versittlichung der sexuellen Sitten hängt nicht zum kleinsten Teil von der Beseitigung der Herrenmoral ab. Die einseitige Herrschaft des Mannes hat die Doppelmoral für die Geschlechter, hat die ungeheure Ausdehnung der Prostitution verschuldet.

Die Prostitution zeigt dem Mann das Weib auf der niedrigsten Stufe. Was er in den Bordellen erlebt, wirkt seinen Schatten in die Ehe. So lange der Gesellschaftskörper mit dem Gift der Prostitution durchsetzt ist, wird die Sanierung des Sexuallebens ein frommer Wunsch bleiben. Die Abschaffung der Prostitution eine Utopie? Die Zeit ist wie der liebe Gott, sie kann alles.

Ein Heilmittel — gewiß kein Allheilmittel — dürfte frühzeitige Heiraten des Mannes sein (die Möglichkeit solcher Heiraten ist hier nicht zu erörtern).

In einer vielbeachteten Schrift wurde kürzlich das Recht der Doppelmoral verteidigt. Der bis zur Ehe keusch gebliebene Mann sei kein natürlicher, sondern ein unnatürlicher Mensch. Die körperliche Natur von Mann und Frau verlange Sinnlichkeit, hingeben könne sich ohne Folgen derselben nur der Mann. Und deshalb sei der Mann die „Herrennatur“, und die „Herrenmoral“ müsse eine andere sein als die der Frau. . . der Mann habe nichts zu fürchten. (Gentleman-Moral und Herrenmoral ist wohl nicht dasselbe?)

Für ein Sexualleben von Mann und Weib, das zugleich der Natur und der Sittlichkeit Rechnung trägt, ist die Lösung noch nicht gefunden. Wir treten eben erst in die Zeitepoche ein, die sie sucht.

Der Durchschnittsmann verlangte und verlangt auch heut noch von seiner Frau nicht mehr als eine tüchtige Haushälterin und eine bereite und willige Liebesgenossin. Für ihn gilt das Wort des fröhlichen Skeptikers Shaw: „Die Ehe ist eine Gewohnheit.“ In der Tat, bescheiden sind die Ansprüche des Mannes an die Kultur seiner Gattin. Recht praktisch diese Bescheidenheit. Je geringer die Frau, je unumschränkter kann er seines Herrscheramtes walten.

So lange es heißt: Der Mann will und die Frau soll, oder, wie Nietzsche es ausdrückt: „Das Glück des Mannes heißt: ich will, das Glück des Weibes: er will“ (der Idealist Johannes Müller verspricht der Frau in der bedingungslosen Unterwerfung eine berauschte Bollust), so lange ist Frauentum innig verwandt mit Chinesentum und wir leben in einem Gewaltstaat.

Das Herrtüm des Mannes verdirbt den Charakter beider Geschlechter. Nicht nur hat der Machthaber die Neigung, seine Macht möglichst schrankenlos auszuüben, sie vergrößert auch seine Instinkte, erstickt in ihm Gerechtigkeit und Selbsterkenntnis.

So lange es in der Ehe Herren und Untergebene gibt, wird der Herr die Untergebene gering schätzen, und die Untergebene wird sich, um ihre Zwecke zu erreichen, der Unterdrückten bedienen: Der List, der Lüge, der Heuchelei.

Sie wird die Kage sein, die dem Löwen auf den Rücken springt.

Beichte oder freie Ehescheidungen gehören zu den gebotenen Reformierungen des Geschlechtslebens. Sie haben freilich die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau zur Voraussetzung.

Für die hilflose, abhängige Frau wird die unglückliche, lieblose Ehe zu einer unsittlichen Notwendigkeit.

Mir scheint, noch niemals hat es eine Zeit gegeben, so erfüllt von der Sehnsucht nach einer Verfeinerung der erotischen Kultur als die gegenwärtige. Eine Neugestaltung der Ehe ist dieser Sehnsucht Ziel. Die sozialethischen Forderungen der Frau sind Massengebete. Sie gelangen an Gottes Ohr.

*) Dieser Aufsatz wird in dem Buche Aufnahme finden, das unter dem Titel „Zur sexuellen Reform“ demnächst im Verlage der „Internationalen Verlags-Anstalt für Kunst und Literatur, Berlin“ erscheint.

Pressepranger

Zarte Anfügung eines Dämo-Kraters

Gorilla haben ädere Papiere,
Sein Ohr umkühlt Quatschgelass;
Gorilla greift mit nichten zum Rapiere,
Er zaudert mit dem Watschenknall:
Denn vor der Muse äugst du, wie Tapire
Vor dem Palaste Tadsch-Mahal! Gorilla.

Der ausgebleichte Somali-Neger

Herwarth Walben ehrt die „Aktion“ und mich durch eine Angeiferung. Natürlich ist dieser Sturmgefelle zu unanständig, mich oder die „Aktion“ zu nennen. Er hat (auf dem Wege über Kraus) den schmierigsten Winkelblättern die Kampfweise abgedudt. Diese Schießbubenfigur sucht die „Aktion“ zu distrebitieren! Man braucht das nur zu sagen, um helles Gelächter auszulösen. Ach nein, Somali Walben, Sie dürfen sich die niederträchtigsten Verdrehungen leisten, niemand läßt sich durch einen Kraus-M'schore hindern, dem „Meister“, der nach dem Stürmchen nun noch mit einem Südwind droht, die passende Antwort zu geben. Und die wird nicht auf sich warten lassen.

Franz Pfemfert.

Kappstein

Das „B. L.“ bringt die Besprechung eines neopathetischen Kabarett's, das (vor vier Monaten) im Januar stattgefunden hat. Zeitgemäß ward sie zum ersten Mal dadurch, daß sich an ihrem Schluß der Reporter „ins Freie schiebt, in die herbe, reine, wahrhaftige Frühlingsluft.“ Wer schiebt, liegendegebliebener Manuskriptz ledig, in den Mai? Th. K. Bis dahin motiert er sich sinnig — viel zitterend — schwachsinnig . . . Namen nennt er nicht, teils um die „jungen Leute“ zu schonen, teils weil deren Namen einen besseren Klang haben als seiner. Von mir zitiert er: die Engel sind Embryos an einer unsichtbaren Nabelschnur. Nicht Engel — Sterne heißt es. Engel hat das im „UL“ glossiert. Es ändert das Bild, wenn man das vertwechfelt — aber am Gesamtbild änderte es nichts, wenn mein Gegner . . . Stern, auch Doppelgelbster, hieße.

Ernst Blaf.

Offener Brief an Herrn R. M. Schönlanck

Sie plaidieren für die neue Kunst; ruhig, sachlich und bescheiden machen Sie Revolution: denkerisch und belesen Zusammenhänge aufdeckend, Prinzipien formulierend, die sich aus Werken der neuen Kunst ableiten lassen. (Bei alledem enthalten Sie sich aller Raffinements des Fasses.) Mit mir verglichen, sind Sie: eine Studentin (neben Ihnen, bin ich: ein wilbgewordener Embryo). Muß ich Ihnen noch sagen, daß ich Sie liebe?

Kürzlich veröffentlichten Sie, Verehrter, einen Essay: „Die neue Malerei.“ Da ihm als zweiter Titel die Worte „Neue Sezession“ vorangestellt waren, nahm ich an: Sie wollten über die bedeutenderen Künstler schreiben, welche der „Neuen Sezession“ angehören. Jedoch skizzierten Sie nur das Milieu, in dem die neue Malerei geschaffen wird (sowohl von Ihren Gewährsleuten Matisse und Denis als auch von vielen anderen als auch von Mitgliedern der „Neuen Sezession“) und zeigten, wodurch es sich von dem Milieu der Impressionisten unterscheidet. Dies Verfahren ließe sich billigen, wenn die Entwicklung in der Kunst etwas bedeutete. Steht auch jeder mit einem Gipfel seiner Seele in seiner Zeit, so steht doch seine Art zu erleben, sein Temperament in keiner Beziehung zu seinem Geburtsjahr. Ist also die neue Malerei nicht nur Milieu, so zeigen Sie — bitte! — welche Beziehungen Sie zu den einzelnen Künstlern besitzen. Sie werden mir zustimmen: Kritik ohne diese Beziehung ist Journalismus. Die Entwicklungsgeschichte aber pressen auch Künstler, zu denen sie keine Konstellation haben, in ihre Bücher; der Zweck ist also: Neugier zu befriedigen. Werden Sie mit mir gegen diesen Journalismus kämpfen, und gegen eine Aesthetik, die sich durch Objektivität als wissenschaftlich legitimiert?

Unser Ziel wird sein: über Kunst schreiben wie Hardekopf!

Ergebenst

M. S. G h u t t m a n.

Glossen

Herr Rechtsanwalt Dr. Schwabe nennt sich der liebe Zeitgenosse, der Dr. Liebknecht denunzierte und dessen Ausstoßung aus dem Anwaltsstand beantragte, weil Liebknecht in Magdeburg über den Kaiser von Rußland und die preussische und hessische Regierung schwer beschimpfende und aufreizende Neußerungen getan und sich durch dies Verhalten außerhalb seines Berufes der Achtung, die der Beruf eines Rechtsanwalts erfordere, unwürdig gezeigt habe. Dieser Dr. Schwabe, Berlin, Charlottenstr. 57, muß durch einen Orden gekennzeichnet werden. Der Anwaltsstand darf stolz auf diesen Kollegen sein.

Wie es gemacht wird, um die Volkseele in patriotische Verzückung zu versetzen, darüber spricht der römische Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ in einem „Volkshubel und Politik“ betitelten Artikel. Diese Auslassungen sind so treffend, daß man sich wundern muß, sie in einem Blatte wie die „Köln. Ztg.“ zu entdecken. Der Verfasser weist auf den erbärmlichen Theaterschwindel hin, der bei höfischen Festen betrieben wird. Die Festtage in Rom benutzt er als Beispiel. Gewakter Schmod hatte „Stimmungen“ festgestellt: Stürmisch wurden bei dieser Gelegenheit vom Volk der Römer begrüßt die Könige von Serbien und Schweden, warm das deutsche Kronprinzenpaar und kühl die Vertreter von England und Frankreich. Dazu bemerkt der Korrespondent:

Diese Tatsache gewinnt aber ein ganz anderes Angesicht, wenn ein Wähler, kritischer Kopf, der überall nach dem Ursprung der Dinge forscht, etwa ein mit Regiekünsten vertrauter Theaterkritiker, die Vorgänge beurteilt. Der findet nämlich heraus, daß die Zahl der Volksmenge und ihre Jubelstimmung ganz erheblich vom Wetter beeinflusst wird, und daß dafür auch die Tagesstunde eines feierlichen Einzugs in Betracht kommt. Sonniges Wetter und eine Tagesstunde, die ohne dies die Menschen auf die Straße lockt, sind der politischen Begeisterung und dem monarchischen Volkshubel günstig; in dieser Beziehung haben die Schweden es besser getroffen als irgendein anderer. Vorteilhaft und animierend ist auch die Anwesenheit von fürstlichen Damen; einem Fürsten, der mit seiner Gattin kommt, wird viel wärmer zugewinkt und Beifall geklatscht als einem, dem der Reiz holder Weiblichkeit fehlt. Das Entscheidende aber bleibt immer der szenische Apparat, das Hof- und Staatszeremoniell. Die große Gala, die beim Empfang gekrönter Häupter entfaltet wird, erweckt ohne weiteres die „Begeisterung“ der Massen. Truppenparader längs der ganzen Feststraße mit Musikkorps, die die Nationalhymnen spielen, große Uniformen, Hofwagen mit Vorreitern und Kutschern in großer Livree, Leibgarde zu Pferde hinten und vorn usw. Das gibt der Sache Kraft und löst ohne weiteres den „Volkshubel“ aus. Und da die große Gala nur bei Königen, mittlere und kleine Gala bei Prinzen und sonstigen Vertretern von Staatsoberhäuptern zur Anwendung kommt, so kann ein Kenner der Volkseele bei jedem solchen festlichen Einzug im voraus genau bestimmen, welcher Grad von Begeisterung die Bevölkerung beherrschen wird, einerlei, ob der König von Siam oder der Kaiser von Rußland erwartet wird. Und der Kenner der Regiekunst und der Volkseele lächelt kann auch nur über die scharfsinnigen Betrachtungen des Zeitungsschreibers, der Schaugepränge, Volkshubel und Politik durcheinandermengt.

Schade, daß es immer nur die Auslands-Korrespondenten unserer Zeitungen sind, die solchen Theaterrummel durchschauen . . .

Jean Paul als Erzieher

Von Dr. Anselm Kuest.

In dem wieder so heiß entbrannten Streit um die Schule sei es vergönnt, den Bestrebungen Gurkitts gegenüber (denen ich als Laie mit genießerischer Freude zuschaue) an das pädagogische „System“ eines großen Dichters und Philosophen zu erinnern, das überdies historisch auf den Quell und die Wurzel des heutigen Lehr- und Lernübels führen dürfte. Es zeigen sich Berührungspunkte; denn weil man natürlich von einem System und Schema auch bei Jean Paul nur in Anführungsstrichen sprechen konnte, ist schon die „Lepana“ dieses herrlichen Kind-Menschen, dieses gütigsten, reinsten, liebevollsten Geistes, den gestrengen Hütern von Bucht und Ordnung immer wieder aus der steifledernen Schulmappe gegliiten, und während man dafür in jeder Geschichte der Pädagogik dem Namen Herbart's mit zwanzig höchsttönenben, geschwellenen Seiten begegnet, wird seines unendlich milderen, so viel seelenkundigeren Zeitgenossen kaum Erwähnung getan, allenfalls als eines „Unzulünftigen“ (das alte Lied!) wie einer Kuriosität anmerkwürdig gedacht. In diesem seltsamen Parallelspiel deutscher Bildung und Kultur liegt für mich schon immer die ganze Tragik unseres Freiheitsringens auch auf didaktischem Gebiet symbolisch vorgezeichnet: Herbart's „Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet“ und die „Lepana“ Jean Paul's erschienen kurz nacheinander im Jahre 1806, und das Unglück deutschen schulmeisterlichen Geistes wollte es eben, daß das ihm innerlich Wahlverwandtere ohne viel Umstände auch äußerlich den Sieg davontrug, und mit seiner peinlichen, geist- und poesiefeindlichen Akkuratess (meines Erachtens) bis auf den heutigen Tag lebensbedrohend in das zarte Wachstum junger, welterhoffener Gemüter gegriffen hat.

Herbart war ein kalter, nüchternen, pedantischer Kopf: wie kam er dazu, seine schmerzende, logisch gepanzerte Rechte just auf die noch weiche, leicht verbiegsame Hirnschale des Kindes zu legen?! Herbart war von Haus aus Mathematiker; der nach Kant allgemeingewordene Durs nach Erkenntnis des Ich, forterhend zugleich mit der gründlich mißverstandenen propositio, daß in diesem Ich zugleich die Erkenntnis des Weltganzen gewährleistet sei, verführte Herbart ohne weiteres zu dem freventlich-vermessenen (in Wahrheit aber bloß flachen) Beginnen, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Und sollte nun einer, der sich komplizierten Geistesvorgängen des Erwachsenen mit solchem Apparat zu nähern wagte, der noch einfachen, im Entstehen begriffenen Seele des Kindes sich nicht am ersten zu bemächtigen hoffen? Das war ein fadenscheiniger Schluß, aber schon hier eben das ganze rationalistische Rechenexempel, und Herbart wurde ein Schulmeister, wie er im Buche steht; und was ihn vom praktischen Pedanten und Geistmörder noch scheid, — das erfüllten nun reichlich alle diejenigen, die seiner berückenden Seelenmechanik Glauben schenkten. Hier in dieser lieblichen Landschaft gebiehn denn noch alle diejenigen, die uns mit unvergleichlicher Haltung von Sexta nach Quinta versetzten oder — nicht versetzten; hier auf dieser Linie wird aber auch endlich noch der wollüstig-inquisitorische Professor Unrat des Heinrich Mann'schen Romans geboren, starren uns die angstverzerrten Züge des endlich zum Mörder gewordenen Solologub'schen Peredonoff entgegen...

Und wie anders stand nun, fast um dieselbe Stunde, Jean Paul, der Seher und Prophet, vor dem Ich; nur erschrocken ist er sein Lebtag vor der Vermessenheit zurückgebebt, den Menschen, sein tiefstes Wesen je ganz aufdecken

zu können — wenn ihn auch quälende Unruhe und Sehnsucht immer wieder vor dieses verschleierte Mysterium gezogen hat... Brauchen wir noch zu sagen, daß er damit den einzig möglichen Standpunkt für die Frage der Erziehung des Menschen gewonnen hatte? Viel, viel bescheidener und gerade hierdurch gründlicher ist darum er, und kein anderer, Pathe desselben Jahrhunderts geworden, das in Feuerbach, Stirner und Nietzsche (auch diese nicht zufällig Pädagogen!) die eigentlich-erste, wirkliche Individualkultur entdeckt, als Evangelium verkündet hat. Ober wäre es von ungefähr gewesen, daß schon Börne in jener berühmten Leichenrede am Sarge Jean Paul's hervorhob, dieser zuerst habe das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen gewagt, er „habe die blöden Herzen aufgemuntert.“ Er, der doch dem Ich als dem Problem der Probleme mit so unvergleichlicher Scheu genahet war!... Ja, schon er hat auch über die Herbart'sche Pädagogik fein gespöttelt, ihre Unzulänglichkeit gefühlt: „Allgemein“ nenne sie der Autor? Was sei das in diesem Falle? Die einzelste für den Einzelnen hinke ja noch so weit nach... Und „aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet?“ Ja, wenn wir den wüßten! So Jean Paul...

Und die unendliche Ueberlegenheit dieses Erziehers und Dichters, sein Tief- und Fernblick fährt fort, gleich auf den ersten Blättern stille Siege zu feiern. Denn sie sprechen, wovon noch fast niemand gesprochen hat, von den ersten Blättern auch des Menschenbuches, sie handeln von der Erziehung schon des — Säuglings, ja, man möge nur lächeln. Lepana, die römische Göttin, die die neugeborene Frucht des Leibes von der Schwelle des Hauses aufnimmt, um sie dem Vater gütig ans Herz zu legen, — diese Lepana ist ja auch Jean Paul, der das alte, urdunkle Rätsel Mensch wenigstens noch bis zur frühesten, eben halbbelichteten Dämmerpforte zurückverfolgen möchte. Denn „jeder liegt ja, so leicht blühend er sich nach oben aufstue, noch belastet mit einer Wurzel in der finstern festen Erde“ — dies sind seine Worte. Uns einreden, daß das Lebendige da vor uns Geschöpf einer zufälligen Verbindung, Gewächs von neun Monaten und dann der Muttermilch sei? Wahrhaftig, die geringste Unähnlichkeit mit Eltern wäre ja dann schon Wunder! Der Keim jedes Menschen liegt viel viel tiefer — liegt eingebettet in Neonen; ihn herauszuloden — nein, herauszuhorchen, -zuschmeicheln kann die einzige Aufgabe des Erziehers sein. Mit welchem Dogma, mit welchem System der Pädagogik? Fürchterlich zu denken für Jean Paul; natürlich nur mit schauerlicher Scheu, mit scheuer Behutsamkeit... Fürchterlich zu denken für Jean Paul, wie leicht etwas verbogen, zerbrochen werden kann schon in den ersten drei Jahren, dem allerwichtigsten „akademischen Triennium“. Er sieht die zarte Hirnschale des Kindes, er bedenkt, wie leicht hier noch die sanftesten Eindrücke der Außenwelt, ihr leisestes Tasten, die Berewigung finden könnten; und er vergleicht das Wachstum des Gesamtmenschen in seinen Lebensaltern und findet, daß wir im Verhältnis zum ersten Jahrzehnt, da wir fliegen, späterhin nur noch — kriechen!

Der ganze Gegensatz zwischen Jean Paul und einem Herbart (dessen Sieg wir eben beklagen) erleuchtet sich nun aber plötzlich utgrell, wenn wir fragen, wie der sich eigentlich mit den ersten Kinderjahren abfindet; die Antwort lautet: „Mit Regierung!“ Unterdrückt und beherrscht soll das kleine vernunftlose Wesen werden. Nur in diesen ersten Jahren noch gar keine „Absicht im Gemüte“ erreichen wollen — das kommt alles später... — Wann nämlich der Rechenmeister mit Glück seine Rechnungen und Formeln anzubringen hofft!

Aber was will er denn, Jean Paul, — was steht er denn am Ende? Wohin soll es denn bei ihm? — Ja, da kommen eben die Neunmalklugen und meinen: nun, nun — um das Genie keine Sorge; das bricht sich ja doch Bahn! (Bedeutet so viel wie: zwar schwer wollen wir Andern es ihm schon machen!...) Und so muß eine Pädagogik eo ipso mehr auf den Durchschnitt zielen... Aber denkt doch an Jean Paul. Ihm ist es für den Lehrer „der erhabenste und rührendste Gedanke“ zugleich, unter den Zöglingen möglicherweise ein Genie zu wissen, das der kommenden Welt die Gesetze vorschreibt. Wie sich verhalten? Vor allem zeugt ihm die Peinlichkeit, mit der gerade Genies sich der unbedeutendsten Eindrücke ihrer Kinderjahre wieder und wieder erinnern, von irgend welchem noch unenträtselten Einfluß derselben auf ihr ganzes ferneres Leben und Schaffen. Dann aber — wenn auch nur das bloße Wort „Erziehung“ irgend welchen Inhalt für die Menschheit haben soll: was könnte es für einen Sinn haben, auf das Bildnerische dem Genie gegenüber einfach zu verzichten? Kann denn der Menschheit wirklich und im Ernst daran liegen, ein armseliges, dürftiges, durchschnittliches Dasein nur immerfort einfach fortzupflanzen? Liegt nicht in der Idee der Erziehung zugleich das Ideal der Menschheit? Noch sind immer nur Genies „trotz und trotzallem“ durchgebrochen; werden wir nie dem „Well“ und „Darum“ auf die Spur kommen? —

Statt aber nun weiter auf den Inhalt der „Devana“ einzugehen, — es kann sie doch jeder für sich lesen, und er wird dabei den Irrgang der pädagogischen Einschnürmethoden mit Gurlitt beklagen, mit mir des Wurzels Uebel vielleicht schon in der Antistrophe Jean Paul — Herbart gespiegelt finden.

Ein Weiser, der in die verborgensten Tiefen der Seele leuchtet; ein feiner Humorist, der das Kind ermuntert, auch durch Schmerzen ihm zu folgen; ein Skeptiker, der auch beim strengsten Gebot noch durchblicken läßt, er sei am Ende eines Besseren zu bekehren; ein Froniker, dem es gelingt, jahrtausendalte eingewurzelte Vorurteile der Pädagogik oft durch den bloßen Atem seines Mundes umzublasen; ein Allegoriker, der die Kinder mit unerlöschlichen Bildern aus seiner Laterna magica fesselt; ein Dichter endlich — nehmt Alles nur in Allem: sollte er nicht heute noch stark genug sein, durch ähnliche Seelen einen Umschwung in der Entwicklung herbeizuführen? Wie oft ist die Geschichte auf solche Weise vorwärtsgegangen!

Hier nur ein winziger Hauch seines Geistes, etwas „Bücherblumenstaub“, wie er selbst es nannte, ein kleines Florilegium, das er selbst aus jedem guten Buch zu sammeln riet:

Alles Lehren ist mehr Wärmen als Säen.

Und was ist Wärme für das Menschenkühllein? — Freudigkeit. Man mache nur Spielraum — indem man die Unlust wegnimmt — so fahren von selber alle Kräfte empor.

Der kleine Wiegen- und Bettzimmer des Kindes wird leichter ganz verfinstert, als der Sternenhimmel des Mannes.

So gewiß es ist, daß kein Mensch einen Spaziergang machen kann, ohne davon eine Wirkung auf seine Ewigkeit nach Hause zu bringen — so gewiß jeder Handschlag sich in uns so gut eingräbt, als in den Granitgipfel ein leiser Taufall und das Bestreifen einer Nebelwolke — so gewiß ist wieder auf der anderen Seite die Behauptung nötig: jedes nur so und so stark, nach gestrigem, heutigem und morgendem Verhältnis.

Den großen Verwicklungen müssen wir mit partiellen Entwicklungen begegnen.

Schickt die Erklärung dem Besen nicht nach, sondern voraus, damit in die junge Seele die fremde Form als ein Ganzes bringe.

Was für die Zeit erzogen wird, das wird schlechter als die Zeit.

Vollausssprache erinnert immer ein wenig an Volkstand; weil im Ganzen je höher hinauf, je besser ausgesprochen (nicht eben gesprochen) wird.

Der Vater sage: „Liebe Pine, aber Pine, Pine, siehst Du in Einer Stunde gepußt da, so tanzt du heute.“

Ich finde die Staaten desto keuscher, je freier sie sind.

Bereinigten Frauen die weibliche Bestimmung mit der genialen, so kommt ein hohes, seltenes Glück in ihr Herz; an ihrer Höhe schmelzen, wie an Bergen, alle die Wolken, welche in den Tälern regnen.

Man stärke den Knaben nicht etwa mit der Rede: „es tut nicht weh,“ sondern mit der besseren: „was tut's? Nur weh.“

Hinter einem voranziehenden Gott würden alle Menschen Götter.

Hätten wir keine angeborene Liebe: so könnten wir nicht einmal hassen.

Ein „Pfui!“ bei Mädchen vertritt ganz gut einen halben Band von Ehrenbergs Vorklesungen für das weibliche Geschlecht.

Wollt Ihr etwas vergessen, so schreibt's nur an die Innenseite der Stubentür; wollt Ihr das Heilige verwüsten, so hängt eine Gebotentabelle Euch vor das Auge.

Sprecht immer einige Jahre voraus; (sprechen doch Genies in Büchern mit uns Jahrhunderte voraus).

Wiederholung, sonst die Hauptwinde des Unterrichts, ist die Gegenfeder und keine Spitalfeder der Aufmerksamkeit.

Ein Blatt schreiben, regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.

Die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere sein, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehen.

Philosophen! streuet Sand weniger in als vor die Augen in den Vogelbauer Eurer Kinder.

Der Sordernde

„Du zögerst peinlich!“ Aus gestrafften Brauen sticht mich sein Tadel und von krausem Munde.

„Tat ist gefordert! Stürz dich in die Stunde Und hilf die Quaderwucht hinaufzubauen

Zu leuchtendem Turm. Dann magst du abwärts schauen, Wie Gott, auf alles Winzige um Grunde!“

Er glüht. Und spitzig-sanft seh' ich die Wunde: — Und Zweifel mordet still sein Selbstvertrauen.

Wohlig umwoben vom Zigarrendampf
Lehn' ich mich rückwärts: „Was denn frommt dies Treiben?
Wen's lüftet, mag nach ziellos-heldischem Kampf

Bermürbt und schweißend auf der Wahlstatt bleiben...“
Um seine jungen Lippen hebt ein Krampf.

Er beugt die Stirn und trommelt an die Scheiben.

Heidelberg

Arthur Kronfeld

Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? „Die Aktion“ hat es gefragt und in den vorigen Nummern bereits die Antworten von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Krsner, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller, Peter Altenberg, Rudolf Kurb, Max Brod, Else Laske-Schüler, Martin Beradt und Richard Dehmel, veröffentlicht. Hier folgen weitere Vota:

1. Kerr ist das Gewissen des deutschen (ach, warum nicht auch des Deutschen?) Theaters. Das Davidsbündlerbuch ist die Geschichte einer Theaterperiode. Ich sage absichtlich nicht: die beste Geschichte. Selbst der Superlativ bedingt einen Vergleich — und Kerr ist mit keinem deutschen Feuilletonisten vergleichbar. Die ihm gleichen: leben trans Rhenum, in der großen Stadt der aufleuchtenden Gedanken. Von dort haben wir auch den fruchtbaren Gedanken der impressionistischen Kritik. Kerr ist für den kritischen Impressionismus — was Liebermann für den molerischen. Das Welsche wird germanisch, preußisch, berlinisch in ihrer Weiden semitisch-germanisch-preußisch-berlinischen Persönlichkeit.

2. Ob Kerr noch wirkt? Man spricht von großen Syntheten, die dem Impressionismus den Garaus machen sollen. Man spricht von ihnen — wo sind sie? Ich weiß nur von Grüblern, die dem Leben ganz ferne stehen, Wege zur Form bahnen wollen und sich vom königlichen Weg der Zeit behutsam-scheu zurückziehen, wahrscheinlich aus Furcht vor dem großen Berleht auf dieser breiten Straße.

Ich frage die Feinde Kerrs (Hand aufs Gewissen, meine Herren!) auf wessen Auffas warten Sie nach einer Theateraufführung mit der allergrößten Spannung? Wohl auf den Auffas Kerrs. Quod erat demonstrandum. Also wirkt er.

3. Kerr in der Sache Jagow. Er hatte den größten Trumpf in der Hand: Die armselige Menschlichkeit eines Menschen, der die künstlerisch dargestellte Menschlichkeit der Künstler verfolgt. Kerr hätte alle Vacher Europas auf seiner Seite haben können — eine gewonnene Sache — und doch, wie das Treffen geführt wurde, kam er ins Unrecht. Warum?

Hat er gefehlt, — indem in Augenblicken, da Journalismus d. h. abgegriffene Phraseologie des Leitartikels von Räten war, mit wunderbar zugeschliffenen Epigrammen glänzen wollte — hat der Herausgeber des „Pan“ gefehlt (übrigens aus leicht verständlichen, sogar respektablen menschlichen Gründen), da er in eine Angelegenheit, die rein publizistisch hätte erledigt werden sollen, die unsinnigen Regeln des Comments beigemischt hat... Hat Kerr gefehlt, haben die andern gefehlt? Wer weiß? Jedenfalls wurden Fehler begangen. Plus qu'un crime...

Ist das ein Unlaß um das Kerr-Problem zu revidieren? Keineswegs. Irrren ist talentiert-menschlich. Nur das Talent kann sich das Vorrecht des Irrtums ungestraft erlauben..

Warum soll nun eben Kerr von diesem Vorrecht des Talents nicht reichlich Gebrauch machen?

Ludwig Hatvanh.

Soll man Alfred Kerr wirklich verteidigen?
Gegen wen?

Gegen seine „jungen Kollegen“ in den Kaffeehäusern, die „brillante“ Artikel erschreiben und (darin sind sie wirklich ehrlich) die auch nicht einmal ahnen, wie wenig sie ihn treffen? Es wäre mörderisch für sie, wenn sie wüßten, daß Kerr auch nicht mit einem Nerv zuckt in dieser

ganzen künstlichen Hege und Hige. Ihn interessieren immer nur die Talente, und die auch nur dort, wo sie an ihren Schreibereien, wie an einer Melodie, mit der Seele beteiligt sind. Er hat nur das unerschütterlichste und unerschämteste Lachen für alles andere.

Gegen wen soll man ihn schützen?

Kerr lebt in einer höchst beneidenswerten Freude an seinem Metier und seinen eigenen Einfällen — er hat nämlich eigene Einfälle, und er würde niemals einen Kollegen etwa dadurch bekämpfen, daß er seinen Stil von ihm entlehnt. Er ist so gepanzert, daß ihm der „Feind“ wirklich höchstens den verehrten Buckel herunterrutschen kann; anderstwhin kommt er ihm gar nicht.

Soll man ihn vertüben?

Er ist vielleicht manchmal voller Unarten, voll kleiner eitler Grimassen und ist manchmal anderer Meinung, als andere Menschen, z. B. auch als ich. Aber er weiß, was an Gerhart Hauptmann nach unverfälschtester Natur, nach frischer Bergluft, nach Jugend und Schönheit schmeckt; er empfand es allen Anderen zuvor; und er kann es sagen. Er kann in den schlankesten Worten, eins, zwei, drei, Dinge sagen, einfach sagen (und wie müssen andere erst zu diesem Zwecke herumreden) die mir meistens wertvoller erscheinen als die tiefgründigen Artikel seriöser Theorie-Idealisten.

Das ist, scheint mir, seine Bedeutung. Das sollen ihm erst gewisse jüngere Herrschaften nachmachen mit ihrem falschen Gehebel und ihrem echten Gebammel. Ich habe ja nichts gegen die nachrückenden Generationen; nur so wahnsinnig unjung, so rabbinistisch-sophistisch, so härtig und zopfig, so autoritätswinselnd und reaktionär müßten sie eigentlich nicht sein.

Galensee

Alfred Gold

Alfred Kerr ist heute... einer der stärksten Lebensreize. Dieht man ihn etwa auf dem Wittenbergplatz, so befindet man sich zwischen Geburt und Grab, auf dem Wittenbergplatz. Dies ist im Grunde das Höchste, was ein Mensch für einen anderen leisten kann: Die „Einmaligkeit des Falls“ ins Bewußtsein zu heben, mit dem Stichwort Tod die „Fülle“ unseres Lebens zu vermehren... Mittlere Schreiber, die keine Kraft zur Aufrichtigkeit haben und das Erlebnis des Skeptizismus frisch und baccalaureisch — je schwächer der Instinkt, umso geringer die Hemmungen — mit ihren eignen theoretischen Stelzen totkriegen möchten, können es natürlich nicht fassen, „was für ein Gesamtwunder so ein Mensch ist...“, was für ein Entlarver auch von „persönlichen Stilen“, jenen Positionen, in die die als Selbstzweck doch so „belanglose“ Kunst Menschen verzerrt...

Ernst Blaf

Eine Stimme aus dem Leserkreise:

Sehr geehrter Herr Redakteur, man beantwortet eine Umfrage wohl nur, wenn man darum gebeten wird. Darf ich, in jeder Hinsicht unberufen, mir dennoch erlauben, zu Ihrer Umfrage über Kerr ein paar Worte zu sagen? Wir, die wir nur Leser, nicht Schreibende sind, wir sind bei der ganzen Sache, die Literatur heißt, die Bedauernswertesten. Wir müssen lesen — weil wir Zeitgenossen sind — aber ach! was müssen wir alles lesen! Sagen Sie bitte nicht, wir brauchen es nicht, wenn wir nicht wollten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das erkläre. Wir brauchen Gedanken und Geistigkeit, aber wir vertragen keine biden Bücher, weil wir zu nervös, zu großstädtisch, zu zeitgenössisch sind. Uns muß man Extrakte geben, Erschütterungen, eine Weltanschauung in einem Wort, einen Funken von der Kraft eines Brandes. Uns Zeitgenossen

in Spannung zu halten, sollte das Ziel jedes Schriftstellers sein. Für uns Leser ist die Form des Essays gefunden worden. Wer unser Schriftsteller sein will, der muß uns Hegel und Kant und alles, was Bewegung in unser geistiges Leben bringen kann, in einem kurzen Essay geben. O glauben Sie nur nicht, daß wir zu bequem sind uns anzustrengen, einen Gedanken zu suchen. Das nicht. Aber das Suchen ist unharmlos, bürgerlich, verleitet zum Sichanpassen. Und wir müssen soviel aufnehmen, wir Zeitgenossen: das ganze Leben; wir wollen nichts einrangieren; wir legen das, was uns angeht, in keine Fächer; wir wollen alles erleben. Ja wir wollen erleben. Die Literatur ist uns nicht Zeitvertreib noch Schulmeisterin. Sie muß uns Wein sein, sie muß uns wach halten, sie muß uns Freude machen, sie muß uns Reichtum geben. Sonst werden wir rebellisch und wir lesen kein Wort mehr, wir bestellen alles Gedruckte ab, wir untersagen uns jedes Blatt.

Verstehen Sie nun, was uns Alfred Kerr ist? Unser Schriftsteller. Und wenn er schreibt, ist es unser Ereignis. Wir hören manche tüchtige Meinung von dem einen oder anderen, wir lassen Vieles gelten aus dem Bewußtsein heraus, daß es gesagt werden muß. Aber wenn Alfred Kerr schreibt, haben wir eine persönliche Freude: weil er zu uns spricht. Eine Leserin.

Weltschmerz

Ein Monolog von Torral.

Es gibt Theaterstücke, nach denen man sagt: „N'étant pas capable d'en comprendre le sens, le critique est obligé de se taire.“ Nur auf französisch kann man das sagen; auf deutsch wäre es ein Werturteil. (Etwa das Werturteil: „Unter uns: Quatsch!“ oder das Werturteil: „Daraus soll ein Rhinoceros Flug werden!“) Aber man fühlt gar nicht „Quatsch!“ oder „Daraus soll ein Rhinoceros Flug werden!“, vielmehr empfindet man eine dumpfe Ehrfurcht und spürt mytisch das Unfaßbare. Darum sagt die Seele es en français.

... Geseht den Fall, das Leben wäre ein Theaterstück: müßte man da am Schluß nicht auch sprechen: „N'étant pas capable d'en comprendre le sens, le critique est obligé de se taire“?

Eine bedeutende Pause. — So, Kleiner; jetzt welt-schmerzle! Hundertmal hast du's durchfühlt; zu schreiben hast du gelernt; hic Rhodus . . . Aber (um psychologisch zu werden): bedient sich der Intellekt einer Stahlfeder, um Weltgefühle von sich zu geben und sozusagen Pessimistisches auf das Außen zu projizieren, zu „äußern“ —: so reißt die Stahlfeder, mit einem Ruck, die Weltgefühle an sich, drangsaliert das sozusagen Pessimistische und verunstaltet zerrend es heftig. Knutscht es, kneist es, würgt es. Bis es tot ist.

Die Stahlfeder ist eine Engelmacherin . . .

Anders gewendet: In der Tinte erstarrt das Feuerflüssige zu kalten Formeln . . .

Pläubernd: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch“ . . .

Im philosophulösen Erörterungsstil: Der Akt des Niederschreibens bewirkt, daß die ehrlichsten, echten, ursprünglichsten Gefühle den Schein der Unwahrhaftigkeit, Gemachtheit, Errechnetheit annehmen . . .

Die ganze Exrême endlich in den Raps eines Dreiwortes gegossen: Erlebnis als Mimose.

. . . Weinerlicher Zusatz: Die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele hat noch keiner, nie selbst ein Genius, durch

akustische oder optische Mittel adäquat darzustellen vermocht. Günstigstenfalls annäherungsweise und symbolisch. Nicht deshalb, weil Buchstaben Symbole für Wörter, Wörter Symbole für Begriffe sind, sondern weil schon das begriffliche Denken die Tiefen des Erlebens unzulänglich überseht. Man fühlt sie heraus aus den Schöpfungen des Genius, aber er gibt sie nicht; man kann das Opus bestillieren und wird nichts finden; findet man aber was, so findet man nur sich selbst.

So schon beim Genius. Geschweige erst bei dir! — Jeder Versuch, Welterschmerz tiefen schreiberisch festzuhalten, ist einer mit untauglichen Mitteln. Auf's Ganze angelegt, mußt du solche Versuche unterlassen. Selig indessen sind die Schabradentapire; denn sie haben sich nie mit Erkenntnis Kritik beschäftigt.

Der Dramatiker

Gib mir Kräfte, laß mich Taten wirken,
wie sie keines Menschen Aug' gesehen!
Denn das Alte liegt schon lang' in Scherben.
Unerhörtes muß geschehen,
soll ich nicht am Schöpferdurst sterben!

Könnt ich jene fernen Welten —
Feuerkugeln, die die Geister schnellsten,
Kindgedanken, die mit Jugendrollen
ihre ungangnen Wege tolen —
näherholen, daß sie mich erhellten!

Könnt ich mich ins Al-Grab senken!
Durch der hellsten Sonne Siedegluten,
durch des Aethers blaue Leuchteluten
meinen Schritt zu jener Stätte lenken,
wo die Geister-Dinge, müd vom Denken,
an dem Schöpferwerke sich verbluten!

Meines eignen Herzens Flammenblüte
will ich in das Tal der Toten pflanzen.
Und der Sterbenden Gesang und Mythe
sollen dämmernd meines Herzens Blüte
wie ein sanenschwangerer Hauch umtanzen.

Friedenau.

Albert Ulrich.

Der Zirkus-Shakespeare

Die vielen harten und, wie ich glauben durfte, überharten Urteile, die sich um Ferdinand Bonn und seine im Zirkus inszenierte Aufführung „Richard des Dritten“ noch vor ihrem Erscheinen allenthalben aufschichteten, drohten fast für das Verschmähte mich günstig einzunehmen. War mir doch, allgemein genommen, bekannt, auf ein wie granitenes Mißverständnis bei uns das Neue, Ungewesene zu stoßen pflegt — und gerade in diesem Einzelfalle dachte ich: „Pferde! Weshalb nicht Pferde? Muß denn der Reichentwagen eines englischen Königs durchaus so armselig einherschwanen, wie es bisher geschehen ist? Sollen wir denn immer lächeln, wenn einer mit der nie glaubbaren Fiktion, daß ihm in diesem Augenblicke das Pferd unterm Leibe zusammenbricht, zu Fuß hereinstürzt? Weshalb einer Dichtung, die von Geist so schütternd erfüllt ist, den schütternden Körper ver-sagen?“ Mit der Erwartung also, daß hier der klirrenden Seele endlich die klirrende Rüstung werden möchte, die ihr zukommt, ging ich hin — und sah, daß man schamlos genug gewesen war, einen leeren Harnisch hinzustellen, eine Rüstung ohne Mann. Und alle violetten

und grünen Scheinwerferlünste ergossen unnütz ihr Licht: sie stand leer und dumm; in ihrem Hohlraum schlug kein Herz und kein lebendiger Arm quoll aus den Achselhöhlen, kein Knie regte sich, nicht Hals nicht Kopf schwebte über der Brünne. Eine Reinhardt-Tat hätte sich hier vollziehen können und sollen; denn es wäre eine schöne Aufgabe gewesen, dem Gedanken mit den hundert Kräften des Auges beizuspringen, ihn königlicher aufzuheben durch die Welt der dienenden Sinne. Statt dessen wurde es Bonns Tat, Lichtgarben, eine Art von Concursus hippicus, jahrmärktliche Umzüge textlich zu verbinden durch das — zuerst erstaunt vernommene, schließlich sogar in diesem Zusammenhange empfindlich störende — Wort Shakespeares. Es störte, weil es überflüssig war. Die Gesten der Handelnden waren so pantomimisch wild und unterstreichend, daß man, auch bei dem verbindenden Textes, den Sinn der Handlung sehr wohl verstanden hätte. Man hätte überhaupt (dies ergab sich als erste Gesamtimpression) den Namen des William Shakespeare fortlassen sollen und das Ganze „König Richards Glück und Ende“, Pantomime von Richard Bonn und Kommissionsrat Busch, betiteln sollen. Ich will nicht ungerecht sein: der Augengenuss wäre größer gewesen als bei jeder anderen Pantomime. Aber die zweite, bessere und endgültige Gesamtimpression trug doch wieder die Form der Empfindung, die mich schon bei dem patigen Hereinreiten der ersten Geharnischten überkommen hatte und die, einen ästhetischen Widerwillen beinahe ins Ethische hinüberspielend, lautete: Schamlosigkeit, Schamlosigkeit, Schamlosigkeit.

... Und doch fanden und finden sich Leute, die dieses verunglückte Shakespeare-Arrangement um seines Schöpfers willen bebauern und behaupten, diese ganze klirrende Sinnlosigkeit verdunkle ungerechtermaßen die schauspielerische Darstellungsgabe Ferdinand Bonns als Richard. Dem muß ich widersprechen. Wie? Dieses absichtsvolle, unorganische, hypertrophe Virtuosenpiel, das keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um zu „wirken“, sollte ernster zu nehmen sein als der Rahmen, den es sich hier geschaffen hat? Dieser Mann, der, um den König zu machen, schreit und, um den Menschen zu machen, aus dem Gipfelpathos in den Börsenjargon herabfällt? Wie sehr zerbrach doch das Scheinlöhnen Bonns und der ihn umringenden Augenspieler und Bungenmenschen an dem wirklichen Wert Ludwig Hartaus, den wir bei Reinhardt lieben gelernt haben und der nun immer schöneren Erfüllungen zuzustreben scheint. Es war an ihm — er gab König Eduard den Vierten — die rührendste Gewalt des Mundes und der Seele und ein ungehemmtes Hineinwachsen in die überlieferte Gestalt. Er und die Sandrod erschienen inmitten der entgotteten Schar wie Könige im Exil...

Sie werden fortleben, diese Virtus- und Shakespeare-abende Ferdinand Bonns. Sie werden in der Theatergeschichte fortleben als die tolle und gewaltsame, karrierende und mißglückte Tat eines Knabenhaften und Nachäffers. Der Karrierte selbst jedoch, Max Reinhardt, wird keinen Schaden davon tragen. Denn wie Fackelglanz aus dem Dunkel springt, leuchtet die Oedipus-Ausführung über diesem verrotten Spiel. Dort leitete ein Bongschlag, hier drei Schreden verstreuende Kanonenschüsse die Szene ein: in einem besseren Symbol hätte sich der Gegensatz jener beiden Leistungen gar nicht manifestieren können.

Heinrich Eduard Jacob.

Der greise Knabe

Junge Augen, über bleiche
Stirne sinken ewige Haare:
So durchwandert er die Reiche
Aller Könige tausend Jahre.

Und mit sicheren, müden Beinen
Schreitet er im Nie-Betretenen,
Nimmt aus fruchtechweren Painen
— Wunscharm — vom umsonst Erbetenen.

Aber Gärten, frei von Gittern,
Wagt sein Fuß nicht zu berühren,
Und ihn faßt ein schmerzhaft Zittern
Auf der Schwellen offener Türen.

Siegmund Kallischer.

Apollotheater

I.

Ich ging ins Apollotheater, auch um darüber zu schreiben. Ein amerikanisches Sensationsstück sollte gegeben werden, in dem ein Bild z. B. die „Schredenstammer“ hieß.

Man würde tingeln. Draußen lag — immer mal wieder — die Friedrichstraße, abendlich, noch ohne künstliche Beleuchtung... Unten sprangen die Freier Frères. An Ringen und allerlei machten sie Übungen. Da ich keine Beziehung dazu fand, fragte ich meine Begleiterin: „Kennen Sie Paul Claudels Stück „Der Tausch“ nicht? Da sagt Th. Pollock Rageoire, ein bögenderer Bruder des Wiener Herrn von Sala: „Ich meine, jedes Menschen Leben hat seinen Preis für die andern.“ Claudel will ihn am Schluß belehren lassen — durch das Weib Martha. „Und, Thomas Pollock, lernen Sie etwas vom Verschwendet! lernen Sie etwas vom Geizigen! lernen Sie etwas vom trunkenen Mann und vom Jüngling, der in maßloser wirrer Liebe liebt. Und lernen Sie etwas von Frauen.“ Dieser Rat scheint mir unrichtig. Thomas müßte sagen (am Schluß): „Und, Bittersüß, lernen Sie etwas vom Kaufmann! lernen Sie etwas vom Kalkulierer! lernen Sie etwas vom Buchführer und vom commis voyageur, der nimmt, was er kriegt. Und lernen Sie nie von Frauen!!!“ Damit wäre noch gar nichts zugunsten des Typs „Commis“ gesagt... und ich ärgere mich über den Indifferentismus, der noch die Konfektion schätzt... Sehen Sie ein?“

Sie lachte kurz und leicht gefroren: „Nein...“

Man gab jetzt den Sketch „Der zerbrochene Spiegel“. Der Bursche eines Leutnants hat den Spiegel zerbrochen und mimt nun dem Leutnant einfach sein Spiegelbild vor. Jener merkt es nicht... Ich dachte: „Julius Bab, der mit dem Baka-arte, würde hier vom ewigen Geheimnis der Individuation sprechen... aber auch der Sketch ist furchtbar komisch. Und wie finden Sie in jenem Blatt die stillbergnügten, halbidiotischen Verse, in denen man Kerr vorwirft, er mache schlechte Verse?.. aber auch der Sketch ist furchtbar komisch.“

II.

Nach der Pause: das amerikanische Sensations-Ausstattungsstück. Detektiv, Indianer, Schneeberge, Cowboy, brennendes Landhaus... reizend; und die süße Miß Sillian hat in jedem Bild ein anderes Kostüm an. Einmal singt sie in einer Cowboybar ein englisches Couplet... Dann wird viel geschossen.

Neben mir seufzte es: „Man müßte so etwas erleben!“ Ich dachte: „Man käme aus der Bewußtlosesten Au'regung nicht heraus. Später hätte man nützliche Erinnerungen, schöne — für das Kommende. Hier liegt das Problem der Historie!“

Wir gingen. Draußen war die Friedrichstraße, schon erleuchtet.
Erich Sternow.

Märzabend

Die Luft kommt hart und mauerhaft herein
Durch offene Fenster. Und sie bringt Bazillen
Von Influenza sicherlich herein.
Und in dem unerbittlich Mauerstillen:
Zwei schwarze Schwäne, die mit Fadenhälsen
Hyazinthen spein.

Vom Tode werden Mädchen oft entriekt
Dem Arzte, der noch Kämpfer injiziert.
Dann wieder wird in Stuben kondoliert,
Wo Schränke stehen, weise und gedrückt;
Und Menscheneinsamkeit, die schüttelnd stiert
In Räume, in luftleere Räume.

Berlin.

Ernst Bläß

Literarische Neuererscheinungen

Georg Heym. Der ewige Tag. Gedichte. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig). M. 3.—

Dieser Tage brachte der Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig einen Band Gedichte eines Mitarbeiters der „Aktion“ heraus, die Aufsehen erregen müssen: so fallen sie aus dem Rahmen üblicher, landläufiger lyrischer Produktion heraus.

Es sind wilde, harte, erbarmungslose Töne, welche aus diesen Zeilen Georg Heyms in ihrer Mehrheit klingen, Schilderungen des Todes und der Verwesung; aber nicht des Todes als des Eingangstores in ein liches, paradiesisches Emphyreum, oder eines Todes als des erhabenen Momentes ewiger Ruhe, der dem Lärm und der Erregung des Lebens gegenübergestellt wird. Vielmehr handeln seine Verse von dem Tode als dem organischen Prozesse der Verwesung, losgelöst von allen schwächlichen und tröstlichen Hinweisen auf ein Jenseits, dessen metaphysische Dualitäten uns mit dem physischen Grauen seines Eintretens und seiner destruktiven Wirkung auf den Organismus versöhnen könnten.

Nichts von aller Resignation wissen diese Gedichte. Es ist, als ob die Vitalität des Verfassers an den Grenzen des organischen Lebens keine Schranken gefunden habe: kein Dämmen und kein Dämmern. Der Tod ist nur ein zweites Leben, die janua vitae, als ein Einfallstor zu einem Dasein, aus dem alle Attribute irdischer und überirdischer Eudämonie herausgezogen sind, und der Rest, Grauen, Entsetzen, Fieber, Krankheit, Willenlosigkeit, kurz alle Schattenseiten irdischer Existenz, ins Unerhörte und Maßlose potenziert worden sind.

Der Dichter löst den Tod aus seiner Abstraktion und gibt ihm verblüffende Bildlichkeit, so wenn er z. B. sagt:

„Die StraÙe kommt der Tod, der Schifferknecht,
Um seine gelben Pferde Zähne staut
Des weißen Bartes spärliches Geflecht.“

In eine grausame Umgebung führt uns der Verfasser: Gestalten, in deren Schädeln sich weiÙe Würmer krampfen; Köpfe, die der Atem des Todes zu grotesken Flügen durch die Luft wirbelt, Kinder, deren wächserne Hände sich um vertrocknete Kränze klammern. Wir begegnen endlosen Scharen von Entseelten, die einherziehen gleich Jüngen mittelalterlicher Söldner, unter dem Lärm von Trommelschlägen, die auf gelbe Schädel fallen, und lautem Geheul, wenn das hin und wieder aus der Menge auftauchende Kreuz des Erlösers das trübe Boß der Toten zu ironisieren scheint. Und dann

wirft der Dichter seine Toten, die „des Himmels ewiger Schläfrigkeit“ entflohen, in einen Styr hinein, dessen graufigen und riesenhaften Dimensionen und Inhalten sich die Leiber, Begierden und Handlungen seiner Verdammten assimilieren.

Heym ist in seiner Manier, dem Tode und seinen Erscheinungsformen zu huldigen, fraglos rücksichtslos und unbefangener als selbst Baudelaire es ist, und von der Dezenz, welche Keats im Basil-Pot bei der Schilderung des toten Lorenzo so unvergleichlich bewahrt, ist in seinen Gedichten nichts zu verspüren. Allem metaphysischen und ästhetischen Bedürfnisse zu Trotz besiegt er den Tod und dessen nächste Ursachen, Mord, Kriege, Exekution, Fieber, Siechtum, aus einer ungeheuren Vitalität heraus und einem Daseinsbewußtsein, welches ihn hoch hebt über das Grauen vor der Möglichkeit oder Gewißheit eines Endes, und das ihn dem körperlosen Sein eines Jenseits gänzlich entfremdet.

Einigemal tritt der Autor aus der Atmosphäre des Todes und seiner Attribute hinaus. Er gibt die Schilderung einfacher Begebenheiten, wie einer Kremserfahrt oder eines Berliner Laubensestes, das an ein Baluschesches Gemälde der letzten Sezession erinnert. Aber mein Empfinden ist, daß sich Heym in diesen kleinen Begebenheiten nicht wohl fühlt. Seine Tendenz ist auf Maßlose und Ungeheure gerichtet; das beweist schon die Ueberfülle von dießbedeutenden Adjektiven, die sich in seinen Gedichten findet. Dem vermag sich aber das Jbhl nicht anzupassen. Er empfindet wohl, daß das Leben einer Großstadt sich nicht in den Behaglichkeiten eines Laubensestes oder einer sonntag-nachmittäglichen Kremserfahrt expliziert. Maßlos erscheint ihm die Weltstadt; in ihren Voraussetzungen wie in ihren Ergebnissen. In ihrer dämonischen Maßlosigkeit sieht er den Typus geoffenbart. Und so symbolisiert sich die Stadt in einem riesenhaften Baal, und in der Gestalt unheilvoll wirkender „Dämonen“.

Ich komme kurz auf das zu sprechen, worin meines Erachtens die Stärke und zugleich die Schwäche der Heymschen Gedichte liegt: die ganz unvergleichliche bildliche Kraft und Fülle, die sie in sich bergen. Es ist ganz frappant, was sie da Neues an den Tag bringen, wach neuer Sinn manchen Worten erteilt wird, was an Originalität dichterischer Ausdrucksweise da geleistet wird. Mir will aber erscheinen, als ob Heym oft zu verschwenderisch dem Ausdruck gegenüber gewesen sei und darüber die Einheitlichkeit der Handlung verloren habe. Und darunter leidet mehr als nur eines seiner Gedichte: sie lösen sich in eine ganze Anzahl großartiger Einzeldrucke auf, aber die Unität fällt unter den Tisch; ihre einheitliche Stimmung sowohl wie Handlung wird zerrissen. Was hat die an sich glänzende Beschreibung des Krähns mit der Ophelia zu tun! Was die an sich herrliche Schilderung der Totenstadt in den „Schwarzen Visionen“ mit der imaginären Geliebten, welche ihm tatsächlich aus den Fingern gleitet, um plötzlich ihre einzigartig-schöne Wiederauferstehung zu feiern, nachdem sie in ihrer Sonderexistenz der Lesende schon gänzlich vergessen hatte über den Schauern, welche das Leiden einer ganzen Todessozietät in ihm erregt hatte! Was die medizinisch unmögliche Geburt in den „Dämonen der Städte“ mit den Dämonen selbst, die der Dichter eben erst aus Nacht, Sturm und Flußläufen löst, ins Ungemessene dehnte, in grandioser Geheimnisfülle oszillieren ließ, um sie nun plötzlich in den engen Raum einer Wochenstube hineinzuwürgen, wo sie, zu gemütlösen Teufeln kondensiert, einer Fehlgeburt assistieren?!

Über diese Fehler sind gering im Verhältnis zu den Vorzügen, welche ihnen gegenüberstehen: Einmal das auffällige formale Talent und dann die Rücksichtslosigkeit und Frische, die vor nichts zurückschreckt; darum werden seine Verse auch zu längerer als nur ephemerer Bedeutung gelangen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Max Brod. Jüdin. Roman (Verlag Axel Junfer, Berlin-Charlottenburg).

Bermann Kropfeln. Harte Ehen. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Richard Wagner. Mein Leben. Memoiren. (F. Brudmann, Verlag, München). Geh. M. 20.—, geb. M. 25.—.

Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. (Im Insel-Verlag zu Leipzig). Soeben erschienen Band 5 und 6 als Schlussbände des Werkes. Preis Geh. M. 4,50, geb. M. 6.— pro Band.

H. Kuprin. Djeszja und Novellen. (Bibliothek Hans Bondy, Band VII) Geh. M. 8.—, geb. M. 4.—.

Prof. Ludwig Gurliitt. Erziehungslehre. (Wiegand u. Grieben-Verlag) Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50

Dr. Strecker. Sonntagsgedanken eines Politikers. (Verlag von Eduard Roether, Darmstadt) M. 1.80.

Dr. Anselm Ruest. Max Stirner. Leben, Weltanschauung, Vermächtnis. Verlag Hermann Seemann, Nachf. 8. Aufl. Geh. M. 3.—

Zeitschriftenchau

Der Strom. Monatschrift herausgegeben von Engelbert Bernertorfer, Stefan Großmann und Arthur Rindt. Nummer 1 enthält: Theater und Demokratie von Engelbert Bernertorfer; E. Anzengrubers Polizeitakt von Anton Bettelheim; Organisiertes Publikum von Arthur Rindt; Vollständige Musikpflege von D. J. Bach; Jugendbildnis Gerhart Hauptmanns von Stefan Großmann. Ferner einen Aufsatz von Hermann Bahr über Walt Whitmann u. a. Einzelnummer 30 Pfg., Probenummern versendet der Verlag Desterfeld u. Co., Berlin W. 15 A.

„Pan“. Halbmonatschrift herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer. (Paul Cassirers Verlag Berlin W. 10a) Nr. 18 (1. Mai) hat folgenden Inhalt: Alfred Kerr: Wanderungen mit Bethmann; Tobis Corinth: Die neueste Malerei; Prof. Dr. Ludwig Gurliitt: Kampf gegen die Staatskirche; Friedrich v. Oppeln-Brontkowsk: Ein Auserstandener; Max Dauthendey: Das Giftfläschchen; u. a. m. Das Einzelheft dieser Kultur-Zeitschrift kostet 50 Pfg. Probenummern gratis b. d. Verlag.

„Sozialistische Monatshefte“. Herausgeber Dr. F. Bloch. Das 9. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Dr. Bischoff: Die Teilnahme der Sozialisten an der Regierung; Eduard Bernstein: Die Sozialdemokratie und die Gemeindehaushalte; Raurenbrecher: Ein Aktionsprogramm; A. Heyner: Auslieferung und Menschenraub usw. Die „S. M.“ erscheinen vierzehntäglich und kosten 50 Pfg. die Nummer.

Anzeige

Unser Mitarbeiter, Georg Heym, wird am Montag, den 15. Mai, abends 8 Uhr, im Salon Cassirer aus ungedruckten Werken vorlesen. Billetts à 2,50 und 1,50 M. bei Edm. Meyer, Potsdamer Straße, und an der Abendkasse.

Inhalt der vorigen Nummer: Erste Wirkung der Parolendichter. / Christentum und Gewaltherrschaft. Von Otto Corbach. / „Mein System“. Von Prof. Dr. Ludwig Gurliitt. / Glossen. / Pressepranger. Von Dr. Anselm Ruest. / Galensee. Von Ferdinand Hardekopf. Der Philosoph des Mutes. Von Kurt Besche. / Die Steinklopfer. Von Valerius Brjussow. / Aus dem Fenster. Von W. S. Schuttman. Alfred Kerr. Von Peter Altenberg, Rudolf Rurh, Max Brod, Elise Rastler-Schüler, Martin Beradt, Richard Dehmel. / Pfeifergeld. Von Victor Gadowiger. / Ahuramabdao! Von Albert Ulrich. / Neuland. Von Erich Sternow. / Bon „Chargen“ etc. Von Grete Meisel-Gef. Autofahrt. Von Ernst Blas. / Frühlingsermachen. Von S. Kalischer. / Die intelligente Frau. Von Alexandra Kamm. / Die Brücke. Von Alfred Holland. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen.

Jahns	Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr. Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere Abteilungen zur sicheren Erlangung des Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ. Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte. Epochale individuelle Lehrmethode. ∴
Handelslehreanstalt u. Einjährigen - Institut	Sämtliche Züglinge bestanden bis jetzt die Prüfung. Pensionat. ∴ Prospekt
Klingenthal i. Sa.	
Gegr. 1897.	

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
Lokalbahn ab Jossa. —
Königlich Bayerisches Mineralbad.
Saison 1. Mai bis Mitte September.
Spezialbad f. Nervenleiden, seit Jahrhunderten medizin. bekanntes Stahl- u. Moorbad.
Wernarzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, bei Gicht, Nieren-, Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. Sinnberger Quelle bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens, Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prachtige, walddreiche Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. Prospekt gratis durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

RAPALLO Ital. Riviera
∴ Riviera Splendid-Hotel ∴
Ersten Ranges. Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

München. Hotel Europäischer Hof.
Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Südausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes Restaurant. Auto-Garage. Besitzer Hans Häbner.

Lausanne Alexandra Gd. Hotel.
Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Karlsbad Saison ganzjährig
1910: 68324 Kurgäste ∴ ∴
200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostataleiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fettleibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlensaure-, Sauerstoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder, Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilstätten, schwedische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.
Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
Der Stadtrat.

Alumnat der berechtigten Realschule Blankenburg-Harz
unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
Aufnahme jederzeit. ∴ Prospekte kostenfrei.
Rhetort, Direktor.
Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
am Hauptbahnhof
Ruhig im Garten gelegen. — 180 modern eingerichtete Zimmer von M. 2.— an.
W. Bopp, Besitzer.

CLICHÉS jeder Art, Lichtdruck, Postkarten, Moderne Reklame, Zeichnungen :: fertigt schnellstens und billigst an ::

ALFRED SCHIE BERLIN NO. 43
Georgenkirchpl. 13.

PIANOS FLÜGEL
Weltmarke.

RÖNISCH

Kauf o Tausch
Miete

HUPFELD
A. G.
Leipziger Str. 123a

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt. Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe, Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.** kostenlos vom

Residenzhotel Posen ::

Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
Restaurant mit vorzüglicher Küche.

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont böhm. Töchterpens., bestempf. f. Haush., prakt. u. theoret., einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik, Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch. Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon. Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref.
Frau Helly Wilken.

BEX -LES BAINS VILLARS
GRYON

ARVEYES - CHESIÈRES - LES PLANS
Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen
verbndn. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das
Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungsheim f. jed. Alter. Vorber. z. Abitur. jegl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr. Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs. Sorgf. Erz. Herrl. Wald, See. Rf. Prosp. Villa Marten.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone. Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleucht. Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

Herzheilbad 
Altheide

Saison-Beginn:
10.
April

Eine Vorkur im Hause mit 30 Flasch. Altheider-Arsen-Eisenwasser (rein natürliche Sprudel-Füllung) ist angezeigt bei Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht und Nierenleiden, sowie nach überstandener Influenza.
Prospekte kostenfrei durch
Die Badeverwaltung Altheide, Grafschaft Glatz.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD Steiermark

Aerztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Budapest = Hotel Bristol
Donaukurso, vornehm — modern
Preise mäßig.

Bad Harzburg □ Hotel Monopol
vermalt Bookmanns Hotel.
Direkt a. Walde u. d. Eichen. Telefon 305. Sommer u. Winter geöffnet.
Logis I. 2.50, II. 2.—, III. 1.50. Volle Pension inkl. Zimmer v. 5 M. an.
Gustav Kahl.

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privatbad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo
Frankfurt a. M.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldringen i. Th.,
direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
à 3,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstreuter, Heldringen**

Dr. Korach, staatlich konzessionierte Vorbereitungs- u. Pensions-Anstalt für isr. Knaben
Hirschberg, Schles. Vorbereitung für **Einj. - Freiwilligen-**
die
Prüfung und für alle anderen Examina,
sowie für alle Klassen der höh. Lehranst.
Wilhelmstr. 61. Tel. 329. Gewissenhafte Aufsicht .: Beste Erfolge.

BAD BERKA bei Weimar.
Moor-, Sand- und Kiefernadelbäder etc.
Karl-August-Brunnen.
Neues modernes Fachehaus. Grosser Kurpark.
Herrliche weitausgedehnte Waldungen (5557 ha).
Illust. Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Rsg.
(früher Sanatorium Schreiberhau)
Physikalisch-diätetische Heilmethode
Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdzimmer.
Das ganze Jahr geöffnet. Drei Aerzte.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 13. 8 15. Mal.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Kassaustraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6942 :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (erst. Bestellhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, W. 17. **Inseratenpreis:** die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Die Universität unter Polizeiaufsicht. Von Franz Pfemfert. / Europäertum. Von Otto Corbach. / Pressepranger. Von Prof. Ludwig Gurlitt und Heinrich Eduard Jacob. / Glossen. / Erfüllung. Von Anselm Ruest. / Typus und Original. Von Grete Meisel-Heß. / Alfred Kerr. Von Emil Faktor, Hermann Bahr, Peter Baum, Dr. S. Friedlaender. / Der Verlorene. Von Arthur Kronfeld. / Aufruf an das Genie Nadac. Von Dr. Kurt Hiller. / Theater. Von Dr. A. Ruest. / Der Alligator. Von Victor Sadwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Die Universität unter Polizeiaufsicht.

Der Selbstmord des russischen Studenten Dubrowsky hat der Öffentlichkeit wieder einmal gezeigt, wie sehr unsere Universitätsbehörden sich als Bediente der russisch-preussischen Polizei fühlen. Es ist nicht der erste Beweis, den wir besitzen. Seit Jahren sind diese unwürdigen Zustände bekannt, seit Jahren ist die Berliner Universität das Hauptarbeitsfeld der russischen Spitzelcreaturen, die sich bei uns breit machen dürfen. Aber früher haben die Universitätsbehörden wenigstens die Scham gehabt, doch einen Schein von Selbstständigkeit zu wahren. Aber früher regierte die politische Polizei nur am Alexanderplatz offen. Das ist nun vorbei. Die Berliner Universität ist jetzt endgültig der Polizei ausgeliefert, und diese Polizei befiehlt, was die Universitätsbehörde tun darf.

Im Falle Dubrowsky hat die politische Polizei die Aufnahme des Studenten untersagt — und Universitätsrichter und der Herr Rektor fügten sich. Professoren setzten sich für Dubrowsky ein — der Universitätsrichter und der Herr Rektor folgten unbeirrt der Weisung des Alexanderplatz-Gewaltigen. In einem Briefe, den er an den russischen Gelehrten D. Schwolson schrieb, äußert sich Max Planck, der Berliner Professor, nach dem Selbstmord des Studenten: „In tiefer Erschütterung beantworte ich Ihren Brief, in dem Sie mir Herrn Dubrowsky empfehlen. Dieser junge Student machte auf mich einen tiefen Eindruck, darum tat ich alles Mögliche, um seine Immatrikulation an der hiesigen Universität durchzusetzen. Jedoch erklärten mir der Universitätsrichter und der Herr Rektor: die Universitätsbehörde sei der politischen Polizei gegenüber machtlos, und diese habe gegen die Zulassung Protest erhoben.“

Wodurch hatte sich Dubrowsky „politisch verdächtig“ gemacht? Daß er irgendwobei politisch tätig gewesen war, wagen selbst Polizeibediente nicht zu behaupten. Der junge

Mensch, der völlig seinem Studium lebte (in seinem Nachlaß befanden sich Manuskripte wissenschaftlicher Werke, von deren enormem Wert Fachgelehrte, die sie gelesen haben, überrascht sind), der junge Mann hatte einem Gehilfen der politischen Polizei gegenüber es abgelehnt, sich dem „Russischen Verein“ anzuschließen. Die Geistesverwandtschaft des „Russischen Vereins“ mit dem berüchtigten „Schwarzen Hundert“ ist bekannt. Der Polizist hat also dem Dubrowsky eine Falle gestellt, und der Student hatte sich „verdächtig“ gemacht, da er (ob aus Uninteressiertheit oder aus Reinlichkeitsgefühl kann unerörtert bleiben) eine Verbindung mit dem „russischen Verein“ ablehnte. Ist einem Spitzelschäbel je eine kühnere Kombination gelungen?

Aber selbst wenn Dubrowsky, wie jeder anständige Mensch in seinem Vaterlande, gegen das Zarenregiment aufbegehrt hätte, wäre es dennoch erhört, daß unsere Universitätsbehörde jedem Wink einer Schutzmannshand folgt?

Haben die Berliner Professoren nicht das Gefühl für das Unwürdige der Rolle, die man ihnen hier zumutet?

Und die Jugend, wo ist die akademische Jugend? Die Universität unter Polizeiaufsicht! Wird die akademische Jugend den Schimpf ruhig hinnehmen? Wird sie es schweigend ertragen, daß die öffentliche Meinung des Auslandes, daß sogar die russische Presse die polizeifromme Berliner Studentenschaft bespöttelte? In Petersburg haben kürzlich Studenten und Professoren die Universität verlassen, weil sie es mit ihrer Würde nicht vereinbaren konnten, unter Polizeiaufsicht zu stehen. Ist uns der Ehrbegriff nur noch eine kneiptische Phrase?

Wo ist die akademische Jugend?

Wo ist sie?

Ein Phui den Ruben hinter dem Ofen!

Franz Pfemfert.

Europäertum

Nach Darwin ist eine große Ausdehnung des Gebietes besonders wichtig „für die Hervorbringung solcher Arten, die sich einer langen Dauer und weiten Verbreitung fähig zeigen sollen“. „Ueber einen großen und offenen Bezirk hin“, heißt es in seinem Hauptwerk, „wird nicht nur die Aussicht für das Auftreten vorteilhafter Veränderungen wegen der größeren Zahl sich dort erhaltender Individuen einer Art günstiger, es werden auch die Lebensbedingungen wegen der großen Anzahl schon vorhandener Arten viel verwickelter sein; und wenn einige von diesen zahlreichen Arten modifiziert und verbessert werden, so müssen auch andere in entsprechendem Grade verbessert werden, über sie gehen unter.“ Demnach dürften, da Menschen denselben Naturgesetzen unterworfen sind wie die übrige organische Welt, wenn nicht andere für die Rassenbildung mit ausschlaggebende Voraussetzungen fehlen, diejenigen Völker, die in weiten Räumen das Übergewicht über die mit ihnen konkurrierenden Nachbarn erlangen, jeweils die meiste Anwartschaft auf ausschlaggebende Rollen in der Weltgeschichte besitzen. Dem ist auch in der Tat so. Auf den ersten Blick mag es anders scheinen. Wie kommt es, daß sich in den weiten, von der Natur so reichlich ausgestatteten, klimatisch begünstigten Landstrichen Amerikas nicht schon vor Kolumbus ein den Europäern ebenbürtiges Kulturvolk entwickelt hatte? Man kann darauf antworten, was Darwin einem Gegner antwortete, der da meinte: Wenn natürliche Zuchtwahl so vielvermögend und wenn die Fähigkeit, hoch hinauf die Zweige abweiden zu können, ein so großer Vorteil sei, so erscheine es sonderbar, daß kein anderes huftragendes Säugetier außer der Giraffe und in einem geringen Grade dem Kamel und Guanaco einen langen Hals erhalten habe. Es sei, entgegnet Darwin darauf, ebenso unverständlich, auf eine solche Frage eine bestimmte Antwort zu erwarten wie auf die, warum irgend ein Ereignis in der Geschichte der Menschheit sich nicht in dem einen Lande zugetragen hat, während es sich in einem andern zutrug. Es handelt sich hier um die Ursache einer Tendenz in der Menschheitsentwicklung, deren Wirkung durch das Zusammentreffen günstiger Umstände in der einen Gegend beschleunigt, in der andern infolge Fehlens solcher Umstände sich verlangsamen kann, so daß eine Rasse, auch in einem Bezirk von verhältnismäßig geringer Ausdehnung, sehr wohl zeitgeschichtlich einen solchen Vorsprung vor einer andern zu erlangen vermag, wie ihn die Kaukasier bei der Entdeckung Amerikas vor den Indianern voraus hatten.

Man könnte ferner einwenden, daß die Geschichte von Inselvölkern wie Engländern und Japanern mit jener Annahme nicht in Einklang zu bringen sei. Woher kam ihnen, die doch ursprünglich mit vom Ozean umspülten Inseln auf kleine Räume beschränkt waren, die Kraft und Fähigkeit, nach einer Ueberwindung der isolierenden Macht des Ozeans ihrer wachsenden Brut übersee ausgedehnte Ansiedlungsgebiete zu sichern? Bei näherer Betrachtung schwindet aber der scheinbare Widerspruch. Die Tatsache, daß festländische Erzeugnisse allenthalben so reichlich auf Inseln naturalisiert worden sind, daß z. B. die Erzeugnisse des kleineren australischen Kontinents jetzt vor denen des größeren europäisch-asiatischen Bezirks im Weichen begriffen sind, findet sein Analogon in dem oft sich wiederholenden geschichtlichen Vorgang, daß Inselbewohner von kontinentalen Einwanderern verdrängt werden. Der Kern des japanischen Volkes ist aus der Verschmelzung altaiischer, namentlich nordwestasiatischer und malaiischer Elemente entstanden. Die im Lande ansässigen Aino wurden bis auf

einen winzigen Rest aufgerieben, wie in England die Kelten und vorarischen Pitton von den aus drei oder vier germanischen Stämmen gemischten Angelsachsen. Nun ist aber die Beschränkung auf einen kleinen Raum einem Volk zur raschen Entfaltung seiner Kräfte entschieden förderlich, schon weil es natürliche Schranken vor der Beunruhigung durch streitlustige Nachbarn schützt. Der Vorsprung Englands gegenüber dem europäischen Kontinent ist auf die unaufhörlichen Kämpfe zurückzuführen, die hier die Kräfte der verschiedenen Nationen Jahrhunderte hindurch paralytisierten. Gleichzeitig verschaffte die Seeherrschaft den Angelsachsen die Möglichkeit, bei der Besiedlung Nordamerikas, Australiens und Südafrikas das Hauptkontingent zu stellen. Erst diese Kolonien haben sie zu der größten und zur herrschenden Rasse unter den Kulturvölkern gemacht. Seit der Losreißung der Vereinigten Staaten von England ist indes die relative Bedeutung der englischen Seemacht und damit der englische Einfluß in den noch übrig gebliebenen englischen Kolonien stetig zurückgegangen, so daß in neuester Zeit wieder die isolierende Wirkung des Ozeans auf den englischen Inseln zur Geltung kommt. Daher die Furcht der Engländer vor einer deutschen Invasion, die abergläubische Scheu vor dem Projekt einer Untertunnelung der Straße von Dover, das Fremdengesetz; denn in all diesen Erscheinungen kommt ein Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber den kampferprobten Festlandsbewohnern zum Ausdruck. Dauernden Segen kann einem Volke eben nur eine Ausdehnung zu Lande bringen, weil in überseeischen Ansiedlerkolonien das Interesse an einem Zusammenhange mit dem Mutterlande schwindet, sobald dieses ihnen nicht mehr auf so weite Entfernung hin militärischen Schutz und wirtschaftlichen oder politischen Vorteil bieten kann.

Auf dem europäischen Kontinent entstanden die frühesten Kulturmittelpunkte beziehungsweise auf kleinen Gebieten. Griechenland, Italien, Spanien, Frankreich waren nacheinander Schauplätze hoch entwickelter Kultur, aber immer erwies sich nur solche Kultur, nicht die Bevölkerung dieser Länder expansionsfähig. Die Kultur der alten Römer lebt noch heute in den Ueberwindern, damaligen Barbaren fort. Die Rezeption von Kultur durch Barbaren endete in Europa immer damit, daß das alte Kulturvolk mit der Zeit unter die Botmäßigkeit der ehemaligen Barbaren geriet oder von ihnen vernichtet wurde. Diese Beobachtung hat Nietzsche zu der Annahme verführt, daß sich darin eine Naturwendigkeit offenbare. „Sagen wir es uns ohne Schonung,“ hebt er in „Jenseits von Gut und Böse“ hervor, „wie bisher jede höhere Kultur auf Erden angefangen hat! Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitze ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere gestüttere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte mürrische Kulturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbnis verflackerte.“ Es ist indessen nicht einzusehen, weshalb Kultur an und für sich zur Schwächung einer Rasse führen müsse. Die Chinesen geben das Beispiel einer starken Rasse, die gerade vermöge ihrer Kultur alle Barbaren, die in ihr Reich eindrangen, sich assimilierten oder allmählich in friedlichem Wettbewerb aufrieben. Gewiß spielen hierbei Raumverhältnisse eine große Rolle. Die ungeheure Ausdehnung des Reiches der Mitte im Verein mit günstigen klimatischen Verhältnissen und Bodengestaltungen leisteten im Sinne Darwins der Bildung einer Menschenart Vorschub, die sich „einer

langen Dauer und weiten Verbreitung“ fähig zeigte. Die verschiedenen Dynastien tatarischen und mongolischen Ursprungs, die China zeitweilig ganz oder teilweise beherrschten, sind alle dem Einfluß der chinesischen Kultur erlegen, und die urwüchsige Kraft, vermöge welcher das Chinesentum bisher noch stets mit der Zeit die es unter der Gunst strategischer Vorteile besiegenden nordischen Nomadenhorden zu Besiegten machte, offenbart sich seit dem Augenblick, wo die Spannkraft der gegenwärtigen Dynastie nachzulassen begann, in der Verdrängung und Aufsaugung der Mandshutataren in ihren Stammsitzen, der Mandshurei, durch chinesische Kolonisten. Welche Bedeutung der Widerstandskraft der Chinesen gegenüber den Angriffen von Mongolen und Türkvölkern innewohnt, wird am besten klar, wenn man erwägt, daß die großzügige Staatskunst der Hunnen ein halbes Jahrhundert das ganze Abendland in Atem erhielt und weitere Jahrhunderte hindurch sich ihre Nachfolger, Bulgaren, Avaren und Magyaren, den Germanen ebenbürtig oder überlegen zeigten. Die Hunnen aber gehörten zu jenen Nomadenhorden, die durch erfolgreiche chinesische Abwehr für ihre Raubzüge sich westwärts verwiesen sahen, ihretwegen wurde auch die große Mauer errichtet, die die chinesische Beute lange Zeit wirksam schützte. Attila konnte ganz Ost- und Mitteleuropa, den Nordjauntrans und den Kaukasus zu seinem Einflusstreife zählen.

Auch in Europa hat es zeitweilig Wanderbewegungen gegeben, bei denen ein Kulturvolk minderzivilisierten oder mehr oder weniger noch barbarischen Nachbarn Terrain abgewann — man denke an den gewaltigen Strom deutscher Einwanderung, der sich im 12. und 13. Jahrhundert in die von den Slawen eingenommenen Gebiete des östlichen Deutschland ergoß —, aber im allgemeinen stauten sich infolge ostwestlicher Wandrungen immer wieder Volksmassen im äußersten Süden und Westen des Kontinents, wo dann bei dichtem Zusammenwohnen aneinander sich reibender Menschen Kulturmittelpunkte entstanden. Wohl vermochten die Ausstrahlungen solcher Kultur jeweils bis weit ins Innere des Kontinents wärmend und befruchtend zu wirken, aber ihre Schöpfer wagten friedlich meist bloß vereinzelt, sonst nur feindselig, auf überlegene Waffen und bessere Kriegskunst gestützt, Vorstöße nach Norden oder Osten. Wie illypitanisch muß nicht das Kolonisationswerk der Deutschen im Mittelalter anmuten, durch das sie den Slawen einigen Boden wieder abgewannen, wenn man erwägt, daß sich die Chinesen gegen unaufhörlichen Wettbewerb von Fremdvölkern meist nur vermöge ihrer besseren Kunst der Bodenbestellung, oft genug aber auch auf kriegerischem Wege über ein Gebiet ausgebreitet haben, das 44mal so groß ist als das Deutsche Reich. Die Geringswertigkeit der deutschen Leistung tritt noch deutlicher in die Erscheinung, wenn man bedenkt, daß noch zur Zeit Napoleon Bonapartes die Länder Ost- und Südosteuropas eine nicht viel stärkere Bevölkerung aufwiesen als das damalige Frankreich. Dadurch verlieren auch die Kriegszüge Napoleons viel von dem Nimbus, der sie umgibt, wenn man sie nach dem heutigen Verhältnis Frankreichs zu dem übrigen Europa bemißt. Mittel- und Südeuropa wurde durch sie den Ideen der französischen Revolution und einem Wblatsch französischer Kultur zugänglich gemacht, aber nur in ganz geringem Maße eine Expansion des französischen Volkes selbst bewirkt. Die Deutschen wurden aufgerührt und vom Joch absolutistischer Herrschaft befreit. Das Gefühl der Ohnmacht, das der Tag von Jena und Auerstädt der preussischen Königsfamilie einjagte, wirkte in den Nachfolgern Friedrichs Wilhelms III. nach und verschaffte Bismarck die nötige Bewegungsfreiheit, um mit Blut und Eisen Deutschland von

dem Alb der traditionellen Annahme Frankreichs zu befreien, und dem übrigen Europa Gesetze diktieren zu können.

So beschleunigten die Taten Napoleons eine Verschiebung der Machtphären zu ungunsten Frankreichs. Napoleon hat sicher solche Folge seines Handelns vorausgesehen. Das konnte ihn nicht befehlen. Er war eben mehr als bloßer Franzose, er war der erste Europäer großen Stils, dessen Geist die europäischen Raumverhältnisse beherrschte und sich dadurch über das Nationalitätsprinzip erhob. Andererseits war es gerade das durch ihn aufgeweckte Gefühl einer dem Franzosentum überlegenen Stärke in verschiedenen von ihm unterworfenen Völkern, was ihn zwang, zu despotischen Mitteln überzugehen, um jeinem Ziele, dem europäischen Kontinent einen einheitlichen Willen aufzuzwingen, näher zu kommen. Ueberhaupt läßt sich die Neigung europäischer Machthaber, ihre Herrschaft mit Waffengewalt auszudehnen und zu sichern, auf die Furcht vor der natürlichen Ueberlegenheit benachbarter, ihrer Kraft noch nicht bewußt gewordener Völkerschaften zurückführen. Europäischer Geist herrschte im Zeitalter Napoleons auch im literarischen Deutschland. Die damaligen deutschen Geistesheroen waren Europäer im besten Sinne des Wortes. Es gibt dafür keinen besseren Beleg als die Tatsache, daß die nationale Wiedergeburt eines dem Deutschland sonst noch heute so fremd gegenüberstehenden Volkes wie des tschechischen seit Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Humanitätsgedanken Herbers und der damaligen deutschen Humanisten überhaupt sich aufbaute. Der bedeutendste Dichter und Philosoph der tschechischen nationalen Renaissance, Kollar, gibt Herbers Geschichtsphilosophie stellenweise wörtlich wieder und predigt Herbers Ideale. Nach Napoleons Sturz breitete sich der Geist der Heiligen Allianz über Deutschland aus und wenn auch das Volk von dem Joch der alten feudalen Zustände und absolutistischen Regierungsmaximen befreit blieb, so machte sich doch bald wieder ein bureaukratischer Aristokratismus breit, der jeglichen Fortschritt hemmte. Von der deutschen, namentlich preussischen Bureaucratie und dem Teil des Bürgertums, der sich unter der Flagge eines künstlichen Nationalismus um „Thron und Altar“ scharte, darf gelten, was Nietzsche von den Deutschen des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen sagt: Ihr großer Hang ging von jeher „gegen die Aufklärung und gegen die Revolution der Gesellschaft, welche mit grobem Mißverständnis als deren Folge galt: die Pietät gegen alles noch Bestehende suchte sich in Pietät gegen alles, was bestanden hat, umzusetzen, nur damit Herz und Geist wieder einmal voll würden und keinen Raum mehr für zukünftige und neuernde Ziele hätten.“ Heute hat es die deutsche Staatskunst wirklich so weit gebracht, daß das ganze nichtdeutsche Europa im Deutschen Reich den letzten Hort der Reaktion erblickt, nachdem das russische Jartum infolge des jüngsten ostasiatischen Krieges und der darauf folgenden Revolution schwer verwundet am Boden liegt. Ueberall außerhalb Deutschlands tritt in der Politik europäischer Völker das Bestreben zutage, sich auf Grund der Interessen Gesamteuropas auszugleichen, und wenn man sich auf dem Kontinent bei dieser Bewegung englische Führerschaft gefallen läßt, so geschieht es doch nur deshalb, weil die deutsche Diplomatie, von der russischen ganz zu schweigen, zu wenig up to date ist, um eine ausschlaggebende Rolle bei europäischen Fragen spielen zu können. Die Zukunft gehört in der alten Welt weder den Deutschen, noch irgendeinen anderen einzelnen Nation, sie gehört einem Europäertum, das, über das Wohl und Wehe der einzelnen Völker hinausstrebend, dem Interesse des gesamten Erdteils zu dienen sucht und dazu vor allem die Fähigkeit besitzen muß, mit

den berechtigten Ansprüchen werdender Völker und der politischen Bedeutung der vielgestaltigen europäischen Raumverhältnisse zu rechnen.

Die neueste politische Entwicklung europäischer Verhältnisse rechtfertigt in so glänzender Weise, was Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse“ in die Worte faßt: „Dank der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitätswahnsinn zwischen die Völker Europas gelegt hat und noch legt, dank ebenfalls den Politikern des kurzen Blicks und der raschen Hand, die heute mit seiner Hilfe obenauf sind und gar nicht ahnen, wie sehr die auseinanderlösende Politik, welche sie treiben, notwendig nur Zwischenaktspolitik sein kann, — dank allem und manchen heute ganz Unausprechbaren werden jetzt die unzweideutigsten Anzeichen übersehen oder willkürlich und lügenhaft umgedeutet, in denen sich ausspricht, daß Europa eins werden will. Bei allen tieferen und umfanglicheren Menschen dieses Jahrhunderts war die eigentliche Gesamt- richtung in der geheimnisvollen Arbeit ihrer Seele, den Weg zu jener neuen Synthese vorzubereiten und versuchsweise den Europäer der Zukunft vorwegzunehmen, nur mit ihren Vordergründen oder in schwächeren Tönen, etwa im Alter, gehörten sie zu den ‚Vaterländern‘, sie ruhten sich nur von sich selber aus, wenn sie ‚Patrioten‘ wurden. Ich denke an Menschen wie Napoleon, Goethe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer, . . . Richard Wagner. . . Sie sind sich in allen Höhen und Tiefen ihrer Bedürfnisse verwandt, grundverwandt: Europa ist es, das Eine Europa, dessen Seele sich durch ihre vielfältige und ungestüme Kraft hinaus, hinaus drängt und sehnt — wohin? in ein neues Licht? nach einer neuen Sonne? Aber wer möchte genau aussprechen, was alle diese Meister neuer Sprachmittel nicht deutlich auszusprechen wußten. Gewiß ist, daß der gleiche Sturm und Drang sie quälte, daß sie auf gleiche Weise suchten, diese letzten großen Suchten.“

Otto Corbach.

Pressepranger

Unverbesserlich!

Man sollte meinen, der Selbstmord dreier Oberprimaner müßte den Direktor ihrer Schule zur Selbstbestimmung bringen. Ein solches Erlebnis bleibt den Menschen sonst doch nicht nur in den Kleidern stecken. Herr Rektor Vogel aber vom Königin-Carola-Gymnasium in Leipzig ist von robusterer Struktur. Er findet an seiner Schule nichts zu reformieren, höchstens die bewährten Erziehungsgrundsätze noch stärker herauszuputzen.

Am 1. Mai hielt er in der Aula seiner Schule vor Eltern und Erziehern seiner Schüler einen Vortrag über das Thema: „Wie kann nervösen und seelischen Erkrankungen unserer Jugend vorgebeugt werden?“ und vermerkte gleich auf der Einladungskarte: „Jede Art von Berichterstattung in der Tagespresse wird verboten.“ Darin dokumentiert sich der „helle“ Sachse. Er kennt seine guten Mitbürger, die sogar in Verjammungen gehen, wenn ihnen vorher lebenswürdige Verbote aufgebürdet werden, und er konnte nun selbst für eine angenehme Presse sorgen. Auch der schlaue Trick mußte ihm gelingen, daß das Thema nur anlödet, die Ausführung aber anders ausfallen sollte — aus pädagogischen Rücksichten natürlich und in Hinblick auf die Jugend, die er sich töricht genug für eine solche Posse denkt. Ehe ich den Bericht gebe, muß ich noch erzählen, daß der tapfere Rektor einleitend eine sehr abfällige Kritik eines geistigen Zustandes gab — streng vertraulich! — auch mit seinem Zweifel nicht zurückhielt, daß meine

so genannte „Schülerbriefe“ Fälschungen meiner Hand sein könnten. „Ein zuckerfüßes Brüberchen“ . . . !

Und nun der Bericht selbst! Wir fanden ihn in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vom 3. Mai:

„Uns wird geschrieben: Beim 7. Elternabend (Montag, den 1. Mai) des Königin-Carola-Gymnasiums behandelte Rektor Vogel im Anschluß an die traurigen Vorkommnisse des vorigen Schuljahres die Frage: Wie können die Erzieher Selbstmorden im jugendlichen Alter vorbeugen? Einleitungsweise wurden die Zeitungsartikel gestreift, in denen um die Osterzeit die Selbstmordfrage erörtert worden ist, und hierbei die maßvolle und wohlwollende Haltung der maßgebenden Leipziger Blätter mit Dank anerkannt.“ — Drei jugendliche Selbstmörder aus einer Prima! Die Presse aber maßvoll und wohlwollend. Jedenfalls die maßgebende Presse! Welche ist das? Wer errät es? — „Ausgegangen wurde dann von den Untersuchungen über die Schülerelbstmorde in Preußen, die für die Jahre 1880—1903 an der Hand des offiziellen Altenmaterials von dem bekannten Schulhygieniker Dr. med. Eulenburg geführt, von Prof. D. Gerhardt bis 1908 fortgesetzt worden sind. Aus diesen hat sich ergeben, daß von einer Steigerung der Schülerelbstmorde im Verhältnis zur Gesamtzahl der Schüler durchaus nicht die Rede ist, daß ferner der Selbstmord bei Schülern prozentual seltener vorkommt, als bei den der Schule entwachsenen Altersgenossen, schließlich daß bei etwa einem Drittel der Fälle Schulvorkommnisse allerdings den äußeren Anstoß zum Selbstmord gegeben haben, daß aber die innere Ursache nur ganz selten in der Schule zu suchen ist, sondern hierfür die verschiedensten Verhältnisse außerhalb derselben in Betracht kommen.“ — Kostbar! Hier hören wir also von einer „maßgebenden Presse“, daß die Schülerelbstmorde früher mindestens ebenso häufig waren, wie jetzt; aber an anderer Stelle beschuldigt dieselbe „maßgebende Presse“ die moderne Erziehung als zu weichlich und deshalb für die maßlos zunehmenden Selbstmorde verantwortlich. Also, wie's trifft. Gehupst wie gesprungen. Es wundert mich nicht, wenn der Rauschbart von Posatowski von diesen Dingen nichts weiß und als Ruhmredner der guten alten Schule auftritt, die belamtlich, brutal und verständnislos, sehr viele Opfer forderte. Aber Adolf Matthias sollte es doch wissen, daß die Ursachen der Schülerelbstmorde in dem Zwiespalt liegen, der zwischen Leben und Schule klappt. Doch zurück zu unserm Rektor Vogel! — „Außerdem wurde vom Vortragenden zugrunde gelegt, was sich bei der Erörterung der hiesigen drei Selbstmorde herausgestellt hat, auch eine einschlägige treffliche Broschüre des Mannheimer Kinderarztes Dr. Meter herangezogen. — Aus allen diesen Untersuchungen ergeben sich für den Erzieher folgende schwerwiegende Pflichten: 1. Es muß schon von kleineren Kindern alles ferngehalten werden, was zu großmännlicher Frühreife führen kann, späterhin insbesondere die Beschäftigung mit Wissensgebieten verhindert werden, denen die jungen Leute noch nicht gewachsen sind, hauptsächlich auch das Studium der neueren Philosophie, das ohne sachkundige Leitung zu Selbstüberhebung, dann aber zu schwerer Depression zu führen pflegt. 2. Die Jugend muß weniger weichlich und rücksichtsvoll, sondern wieder strenger und schonungsloser erzogen werden, damit sie lerne, Mißerfolge und Enttäuschungen zu ertragen, auf Wünsche zu verzichten und bedingungslos ihre Pflicht zu tun. 3. Es die Beschäftigung mit Wissensgebieten verhindert werden, was ihre Nerven ohne Not schädigt und ihre Widerstandskraft untergräbt: gehäufte Vergnügungen, schlafraubende Geselligkeit, Nikotin- und Alkoholgenuß. 4. Die Erzieher

müssen alles tun, um der Jugend Glauben und Religion zu bewahren und 5. um sich das Vertrauen ihrer Pflegebefohlenen zu gewinnen und zu erhalten." — Also strengere, schonungslosere Erziehung, mehr Pflicht, weniger Neigung, mehr Schulzwang, weniger Freiheit — in summa: Verstärkung der Fehler, die schon jetzt talentvolle Schüler zur Verzweiflung treiben. — Unverbesserlich!!

Prof. Sudw. Gurlitt.

*

„Wie es euch gefällt“

Er heißt Felix Wolff und ist verantwortlicher Redakteur der „Großen Glocke“. Ich hatte in der letzten „Aktion“ eine die schauspielerischen Fähigkeiten Ferdinand Bonn's, wie es sich ziemt, herzlich verneinende Kritik erscheinen lassen. Das stach den Glossen-Felix (Sie fragen an, ob Sie das erste B fortlassen dürfen? Nein, Seher, das dürfen Sie beileibe nicht!). Das wurmte ihn. Da setzte er sich hin und schrieb: „Jacob ist doch der liebste deutsche Kritiker, wenigstens der ehrlichste, denn er gibt unumwunden zu erkennen, daß er nichts versteht.“ Schließlich wurde er gar mythologisch — anders glaubte er eine sachliche Auswertung nicht beantworten zu können — und nannte mich einen „Hans Lapp“. Hoffte Felix auf diese Weise zu einem Dank und Autogramme Ferdinands zu kommen? Nein, das will ich energisch durchkreuzen. Gott schütze den armen Bonn vor solchen Freunden! . . . Weßhalb? Paßt auf: Neben seiner Tätigkeit an der „Großen Glocke“ ist Felix noch Verantwortlicher am „Herold“. Dieses Blatt, das eine ständige Rubrik „Boshastigkeiten“ (zu deutsch: Bosheiten) eingerichtet hat, erzählte neulich von der in einem amerikanischen Stadttheater vollzogenen Bindung eines Regers und unterstand sich, daran folgende rübe Glosse zu knüpfen: „Da kommen wir aber nicht mit. Wir haben Debipus und Richard III., werden auch noch die Drestle bekommen. Wie wäre es, Herr Reinhardt und Herr Bonn, mit einer solchen, Kleinen Bynch-Borstallung?“ — Sie haben zu viel zu tun, Herr Wolff! Wie wollen Sie das alles bewältigen? Ihre linke Hand, die auf der Redaktion des „Herold“ den Rotstift handhaben sollte, weiß nicht mehr, was die rechte auf der Redaktion der „Großen Glocke“ schreibt.

Heinrich Eduard Jacob.

Glossen

„Nicht eilige“ Sendungen. An die Adresse des Herrn Krätze sei die folgende Glosse eines Türmermitarbeiters gerichtet:

Unter Stephan waren wir allmählich daran gewöhnt worden, daß alle Postsendungen mit der gleichen Sorgfalt und Promptheit befördert wurden, ob unter Kreuzband oder geschlossen. Diese schönen Zeiten sind nach allem, was man erlebt, vorüber. Immer öfter muß man den Kopf schütteln, wenn man mit dem Datum des Empfanges gewisser Sachen den Aufgabestempel vergleicht.

Leztthin erfuhren wir nun aus der Wochenschrift „Bawn-Tennis und Golf“ des Rätsels Lösung. Viele Exemplare waren zuletzt um zwei, ja drei und vier Tage zu spät in die Hände der Leser gekommen, die Redaktion aber hatte auf ihre Beschwerde hin von der Postverwaltung den Bescheid erhalten, daß das Blatt bei der Aufgabe möglicherweise unter die „nicht eiligen“ Sendungen geraten sei. Das offizielle Eingeständnis dieses Novums muß man sich merken. Auch uns ist schon geklagt worden, daß die „Aktion“ mit reichlicher Verspätung bestellt worden ist, obwohl die Ablieferung pünktlich geschieht. Wer aber ent-

scheidet darüber, was eilig oder nicht eilig? Und nach welchen Indizien? Vielleicht zitiert der betreffende Postsekretär den klassischen Zeugen Joseph von Eichendorff und belehrt uns:

„Daß die Art der Geschäfte zweierlei sei:
Die einen sind die eiligen,
Die andern die langweiligen.
Auf jene pflege ich ‚cito‘ zu schreiben.
Die andern können liegenbleiben.“

Gibt es denn aber bei unserer Post Sendungen, die an sich für unwichtig gelten? Wenn Herr Krätze solche Tendenz ablehnt und auch, wie wir fordern dürfen, die „liegenden“ Sachen für wichtig erklärt, so gerät er freilich schnell vor die noch schrecklichere Wahl, ob etwas „mehr eilig oder mehr wichtig“ sei.

„Der Punkt ist von Einfluß. Denn wir vermeiden Die Species facti, wie billig, sofort,
Find't sich der Fall mehr eilig als liegend.
Ist aber das Wicht'ge überwiegend,
Wär' die Eile am unredchten Ort.“ —
sagt Eichendorff's Bürgermeister.

*

Die „B. B. am Mittag“ ist doch ein Musterbeispiel dafür, daß liberale Organe die verschiedensten Meinungen gelten lassen. Nicht nur in politischen Fragen. Nicht nur in den verschiedenen Aufsätzen: in einem einzigen Aufsatz können zwei widersprechende Meinungen unbehelligt existieren. Beweis: die Montagnummer vom 1. Mai. „Raubmord in Bichtenberg“ ruft eine auffallend gefetzte Ueberschrift. „Geraubt wurde nichts“, heißt es im Artikel gleich zu Anfang. Ein anderer Redakteur macht, am 2. Mai, in Mystik. Er schreibt (in einem Sportbericht): „ . . . gegeben werden konnten, war es 7 Uhr, und als der Lauf genach Zehlendorf notwendig, um die Entscheidung des schon hereinbrechenden Dämmerung an eine Erlebigung des Entlaufes nicht mehr zu denken. . .“

Wenn man bedenkt, daß die gleiche Nummer uns über Wilhelm II. „Abschied von Korfu“ die entzückendsten Details gibt, dann muß man sich doch wundern das alles zusammen nur 5 Pfennig kostet.

*

„Christus“. In der „Friedens-Warte“, ist unter dem Kennwort „Christus“ eine „Mitteilung“ zu lesen, in der es u. a. heißt:

„Es gibt Zeitschriften und Personen, die sich den Schilb vorhalten, und die Bezeichnung: Prometheus, Zukunft, Pan, Verbandi, Gesellschaft, ich setze demgegenüber eine neue Person und eine neue Zeitschrift und heiße sie Christus.“

Ueber die Einzelheiten des Erscheinens und Hervortretens wünsche ich hier noch keine Angabe zu bringen. . . . Grundsätzlich ist zu sagen, daß die Zeitschrift „Christus“ allem dem Raum zu geben hat, allmählich, entwickelnd, dem der wiedererstandene Christus, also jene Person Raum geben würde, in der sich die Strahlen des Allnaturlebens für die von Menschen umschlossene Erde zusammenbinden.“

Wir könnten diese „Mitteilung“ stillschweigend als das Produkt eines religiösen Sonderlings beiseite legen, wenn der Autor nicht in diesen Tagen die gesamte Presse mit einem Rundschreiben bestürmte, in dem er sich darüber in der wirrsten Weise über seine . . . Entmündigung beklagt. Nun, diese „Mitteilung“, spricht nicht gegen die Unzurechnungsfähigkeit des Aermsten, das sollten die Blätter bedenken, die Herrn Baader's Lamentationen kommentarlos abgedruckt haben.

Erfüllung

Einstmals, grauer Winterfrühen,
Da ich mürrisch meiner Beier
Eisbereifte Saiten stimme,
Mühsam starre Finger krümme —
Plötzlich, wie durch mürrische Schleier,
Plötzlich — rissen Melodien:

Und der Winde süße Seele
Wird in schwanen Weiden flüstern
In den Gärten — in den Gärten —

Und es wird ein Bluten rauschen
Aus den Ästen schlanker Berte —
Süße Sagen und Gesänge — —

Und es werden Quellen sprießen,
Und der Zauberbrunnen rieseln
In die Gärten — in die Gärten —

Und des Südwinds weiches Streicheln,
Von den Kronen tröpfelnd Salböl —
Wunderbarer Himmelsregen!

Wunderbarer Himmelsregen —
Schwellt die Bäche,
Braust in Brunnlein —

Braust, ihr Brunnlein
In die Gärten! In die Gärten!

Unselm Ruest.

Typus und Original^{*)}

Von Grete Meisel-Hefß

Es gab kaum jemals eine Zeit, die, wie die unsrige, reicher war an „Originalen“ und ärmer an Persönlichkeiten. In anderen Epochen wurde der Raum zwischen den einzelnen Riesen an seelischer Macht, die sich in ragender Einsamkeit über die „Leute“ emporhoben, die Füße wohl mitten unter diesen, das Haupt aber den Gestirnen nah, und die sich, wie Schopenhauer sagt, über die Jahrhunderte hinweg die Hände reichten — dieser Raum zwischen den vereinzelt überlebenden wurde ausgefüllt durch die Masse, die Art schlechtweg, die mehr als genus denn als species existiert, mehr ein Gruppen-, denn ein Einzelleben führt, durch den Typus, der die Norm darstellte. Hier sind wir schon bei einem Begriff, der der engeren Abgrenzung bedürfte, als jene ist, die ihm gewöhnlich zuteil wird. Als ein Typus seiner Art, sei diese Art nun eine größere oder kleinere Einheit, muß ein Wesen betrachtet werden, welches vorwiegend jene Eigenschaften, die an Exemplaren dieser Art am öftesten vorkommen, auf sich häuft. Eine Daseinsform also, die die verschiedenen Einzelercheinungen der Art, die verstreut aber doch in wiederkehrender Regelmäßigkeit an deren einzelnen Repräsentanten zu finden sind, in sich sammelt, so daß für die Entwicklung und Ausbreitung besonderer, persönlicher Merkmale wenig oder gar kein Spielraum vorhanden ist. Die Erkenntnis einer Form als eines Typus ihrer Art darf aber nicht irreführt werden durch den Umstand, daß sie sehr wohl Typus einer kleineren Einheit und gleichzeitig eine sehr auffällige Variation innerhalb einer größeren sein kann. Um ein populäres Beispiel zu gebrauchen: jemand braucht nicht der Typus eines Deutschen oder gar der Typus eines Europäers zu sein, weil er voll und ganz der Typus, sagen wir, eines sächsischen

Bauers ist. Oder es kann jemand als „ein origineller, interessanter Mensch“ gelten, ist es vielleicht auch inmitten der riesigen Einheit „Speißbürgertum“. Dieser selbst kann aber eine durchaus banale Spielart einer bestimmten geistigen Gruppe sein, die Zug für Zug die Hauptmerkmale dieser Gruppe — oder dieses „Grüppchens“ — auf sich sammelt, keinen einzigen bedeutsamen Zug aufweist, der ihr durchaus allein oder nur gemeinsam mit wenigen zu eigen wäre. So ist er als „Original“ für die größere Einheit des Speißbürgertums und dabei als Durchschnitt oder Typus einer Gruppe, durch Häufung ihrer einzelnen Merkmale an seiner Person, zu klassifizieren. Wenn wir von dem Durchschnittstypus sprechen, der in früheren geschichtlichen Epochen dichter als heute zwischen den einzelnen Persönlichkeiten gesät war, wenn wir ihn den Typus der „Leute“ schlechtweg nannten, so wollen wir damit sagen, daß die Spaltung in Gruppen und Grüppchen, deren einzelne Repräsentanten nun wieder ihrerseits als „Originale“ oder gar als „Individualitäten“ erscheinen, weil diese Grüppchen tatsächlich wesentlich von einander verschieden sind und daher die Repräsentanten der einen sich scharf von denen der anderen abheben — daß diese Spaltung vormals eine geringere war als heute. Der Normalmensch war das Ausfüllsel auf der sozialen Fläche, von dem sich die Persönlichkeit desto scharfer und unverleubarer abhob. Als „Normalmensch“ ist jener Typus zu betrachten, der die Eigenschaften der gemeinen Lebenspraxis in sich vereinigt — und von der Idee „Mensch“ ebenso weit entfernt ist als die landläufige soziale Praxis des Lebens von der „Idee“ des Lebens. — Heute ist die immerhin noch genügend dichte Masse des Normalmenschtums bunt gesprenkelt von Originalen und Individualitäten, an guten Punkten auch von Charakteren. Zu allermeist aber finden wir die „Ueberart“. Letztere ist nicht etwa mit Uebermenschtum zu verwechseln — ist ja doch Menschtum fast nirgendwo erreicht —, sondern als Uebertreibung der verschiedenen Typen zu verstehen, also als Parikatur. Die Ueberart oder Unterart, d. i. der nicht erreichte Durchschnitt.

Wer den „Menschen“ liebt, wie müßte er „die“ Menschen, wie sie sind, nicht oftmals hassen? Aber gerade von dieser Idee vom Menschen, die ja doch schon in seiner Geschichte vielfach Verkörperung, welche vorbildlich werden konnte, gefunden hat, nährt sich die Liebe zur Menschheit, das Erbarmen mit den Gegenwärtigen, die Hoffnung für die Kommenden. Scheußlichkeit und Entartung, Verbilligung und Beschränktheit brauchen wir nicht als Naturgesetz hinzunehmen, das uns verzweifeln machen müßte, sondern die hohen Typen der Gattung müssen uns den möglichen Maßstab liefern, der eines Tages auf alle anwendbar sein muß, wenn die Kultur sich die planmäßige, zielbewußte Hervorbringung des schönen Menschen durch Begünstigung aller jener Momente, von denen sein Erscheinen und Bestehen abhängt, — als höchste Art von „Politik“ — zum Ziele setzt. Solange aber müssen wir trachten, der düstern Gefühle Flauberts Herr zu werden und uns in der Lebenspraxis von den Worten des Menschenfreundes und Arztes Gersony leiten lassen:

„Achtest die Menschen du hoch,
Wirst du als Menschenfeind ender,
Schätze sie lieber gering,
Aber behalte sie lieb.“

Die hoffnungslose Verneinung jedweder Möglichkeit dieses „Liebbehaltens“ müßte folgerichtig unsere eigene Selbstvernichtung herbeiführen. Denn so wenig der Mensch ohne Luft und Nahrung leben kann, so wenig kann er es ohne die Wechselströme der Sympathie zwischen sich und Einzelnen seiner Art.

^{*)} Vergleiche „Persönlichkeit“ und „Chargen z.“ in Nr. 10 und 11 der Aktion.

Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? „Die Aktion“ hat es gefragt und in den vorigen Nummern bereits die Antworten von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Mayer, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller, Peter Altenberg, Rudolf Kurb, Max Brod, Elise Baister-Schüler, Martin Beradt, Richard Dehmel, Ludwig Hatvany, Alfred Gold und Ernst Bläß veröffentlicht. Hier folgen weitere Vota:

Was ich über Alfred Kerr denke, habe ich oft genug weltverbroffenen Meinungsäußerern in die Ohren geschrien. Es ist mir jederzeit eine Wollust, cholertische Anbeter des nor nalen Sapphiques davon zu überzeugen, daß es keine originelle Form gibt, hinter der nicht eine alarmierende Kraft steht. Singender Uebermut ist keine Verrücktheit und die selbstbewußte Miene eines Unerfrockenen und Wegetundigen soll man nicht mit gefräßigem Eigendünkel oder geleckter Professorenneitelkeit verwechseln.

Es ist wahr: Alfred Kerr hat sich im Laufe der Jahre gegen Gebrauch und Herkommen schwer vergangen. Er besitzt die Reckheit, mit der Kritik erst dort einzusehen, wo andere zu schwätzen aufhören, er ist so ungründlich, zusammengelesenes Wissen als Ballast über Bord zu werfen, er ist so unsachlich, in jeden Neubau durchs Fenster hineinzuspringen, anstatt ringsherum zu laufen und nach der freiwillig gestatteten Einlaßpforte zu spähen, er ist so eigensinnig, das Selbstverständliche als selbstverständlich vorauszusetzen. Er hat die Kühnheit, mit dem Gedächtnis seiner Leser, mit ihrer Vorliebe für seine Bemerkungen zu rechnen und an Worte anzuknüpfen, die er bereits vor einem oder zwei Jahren geschrieben. Und es geschieht das Wertwürdige, daß sich selbst seine Widersacher erinnern.

Und lauter solche Fehler des Eigenwuchses verführen uns. Kerr hat das unglückliche Temperament, bei schwachen Stücken an seine Erlebnisse zu denken und er enthüllt uns öfters die ganze Psyche des Schreibenden, Gefühlsstoff, Menschentum und Abenteuerlust um die bohrende Dentmaschine heiter gruppierend. Und so kommt neben der Kleinigkeit scharfer, einprägsamer Urteile all der Unfug zustande, den die Verehrer des Langweiligen verabscheuen.

Ich halte es für eine unwesentliche Nebenpassion, wenn Kerr von der künstlerischen Gleichwertigkeit des Kritikers und Dichters schwärmt. Für seine Person allerdings trifft es in mancherlei Sinne zu. Er schöpft Erkenntnisse nicht mühsam mit den Eimern des Verstandes, sondern er ist ein Finder und Errater, er dichtet Gleichnisse, die oft wertvoller sind als das betrachtete Objekt, er phantasiert und sein Ahnungsvermögen läßt ihn die ganze Atmosphäre eines Kunstwerkes ergründen.

Einbrücke schauspielerischer Leistungen setzen sich bei ihm in Bilder um, er verjähmt die Funktionen der Galle und ersetzt sie durch kostbare Karikaturen, er sieht außerordentlich gut und kann es festhalten, er hat die poetische Gabe nachzuformen, auf kürzestem Wege zu übertragen und möglichst wenig dem spröden Sprachmaterial zu opfern. Das ist sein Dichtertum der Kritik, sein Wonnegesühl, auf Worte stolz zu sein, die einen Kubikinhalt an Charakteristik bergen und bei aller Schwere und Dichtigkeit von der Laune seines Wesens durchbebt sind.

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man viele Kerr-Kritiken länger lesen wird als die dazu gehörigen Dramen. Und Europas interessanteste Schauspieler werden in dem entzündenden Büchlein von der „Schauspielkunst“ weiterleben. Sie sind dort nicht besprochen und kritisiert, sondern nachgeföhlt und mit allen Reizen lebendig durch die plastische Kunst eines Teufels-Kerr.

Es gibt auch unsympathische Nebenwirkungen einer so fesselnden Begabung. Siebzehnjährige Jünglinge versprechen in der Stadtbahn ihrer Cousine, die neueste Kerr-Kritik abzustenographieren („Weißt du, er schreibt so ulkig“) und literaturfreundliche Börsenmer freuen sich auf gelegentliche Kalauer. Noch schlimmer ist der unerschulbete Einfluß seiner Sprache auf jugendliche Jachtöner, die leider oft schon dreißig Jahre alt sind und mit Kapitelüberschriften, Gedankenstrichen, Wiederholungen, Parenthesen und Abschweifungen ins Alltägliche dem Kerrstil so famos treffen, als hätte man eine originale Niederschrift vor sich, in welcher ihrem Vorbilde nichts Neues mehr einfiel. Dabei denke ich durchaus nicht an jene „gefungene“ Kerr-Kopie, wo jemand sich schon an den Hülsen der gefährlichen Form die Finger verbrannt hat.

Über diese unliebsamen Nachbeter vermögen das wahre Bild von Kerrs Persönlichkeit ebensowenig zu verwischen wie seine Gegner, wie die verbitterten Autoren, die Wunden nicht verschmerzen können, wie die gekränkten Kollegen, die unter seiner Originalität leiden. Es ist nicht zu leugnen. Er zieht Distanzen, er belastet sich nicht mit Kameraderie und Gesinnungsverfälschungen, er hat den Hochmut, seine Einsamkeit zu lieben, er mag nicht das Papiergeräusch im Gespräche. Und er hat den ganz unverzeihlichen Fehler: er kommt gar zu selten ins Kaffeehaus.

Davon abgesehen, darf man seiner froh werden und dem deutschen Theater sein häufiges Erscheinen im Parlett-raum wünschen. Wer nicht das Lachen beim Erkennen gefällster Werte, wer nicht die Flugkraft der Worte liebt, soll ihn weiter anfeinden.

Ich sprach nirgendwo von der Unfehlbarkeit eines Wägenden, ich halte auch kein Papsttum für erwünscht oder notwendig. Aber im fruchtlosen Wettstreit der Meinungen ist Alfred Kerr unser verehrter Feldhauptmann.

Berlin-Halensee.

Emil Faktor.

Das ist einer, freut euch doch!

Einer der schreiben kann (auch anders, sonst wärs ja kein Können; schrieb Goethe der Stein nicht anders als an den Grafen Kaspar von Sternberg?). Einer, der sich lebendig zur Kunst verhält (nach keinem Schema, sondern aus Gefühl und mit den Sinnen). Und einer, der bewiesen hat, daß deutscher Ernst keinen Klumpfuß haben muß. Mannhaft sein, Gesinnung haben, für etwas einstehen — man hatte ja schon geglaubt, in Deutschland sei dies nur mit finsternen Augenbrauen, gekreuzten Armen und sich an die Brust schlagend möglich. Dadurch ist es den jungen Deuten so verleidet worden. Nun aber zeigt einer, daß man es auch lächelnd und mit Anmut kann. Dies alles wäre ihm nun vielleicht noch verziehen worden, hätte er nur die vorgeschriebene Haltung vor der Polizei bewahrt. Ihr haben Literaten kniefällig zu nahen. Er aber steht aufrecht. Bekommen fragt Preußen: Darf man denn das?

Ich war oft seiner Meinung. Zuweilen auch, wenn er arg über mich schrieb. Nur einmal nicht. Im Fall Harden gegen Eulenburg war ich seiner Meinung gar nicht. Daß Harden und Kerr einander auffressen möchten, ist echt deutsch. Aber was gehts uns an? Ich meine, wir sollten froh sein, zwei solche Kerls zu haben. Wodurch ich mirs denn vielleicht mit beiden verderbe, doch will ich ja von ihnen nichts als an beiden meine Freude haben und das kann mir keiner verbieten.

Kerr ist einer, freut euch doch!

Ober-Sankt Veit, 6. Mai 1911. Hermann Bahr.

Er steht in der Front. Seine Sprache ist von künstlerischer Anschauung, die Prägnanz seiner Verse außerordentlich. Der Schillerpark, Eichenborf und andere, sind Perlen in der Literatur. Es steckt auch tausendmal mehr rein christliche Anschauung in vielen seiner Gedichte, als in allem, was mir von Martin Greif zum Beispiel vor die Augen gekommen ist. Man weiß sie auch nach dem ersten Lesen auswendig. — Seit ich vor sechs Jahren seine Davidsbündler las, liebe ich ihn. Alles was er schreibt, nehme ich mit freudiger Spannung zur Hand. — Nicht immer, wo er immerhin noch bewunderte, tat ich es. Und ein altes Werk, das, ich meine, uns nur erst jetzt gerade neue Schönheiten zeigt, hält er schon für abgetan. — Daß er Temperament und die Begabung hat, die Klinge immer im Moment zischen zu lassen, ist beneidenswert. Schon im Falle Harden hatte ich über seine Ausfälle meine Freude. Uebrigens werden schon lange mit Ungebuld seine gesammelten Gedichte erwartet.

Galensee.

Peter Baum.

Sehr geehrter Herr Pfemfert!

Zu meinem Bedauern kenne ich weder Alfred Kerr noch die zeitgenössische Literatur gut genug, um Ihre Umfrage kompetent zu beantworten. Mit dieser Einschränkung, deren Maß der Gelehrte überschätzen, der Laie zu gering veranschlagen mag, möchte ich bemerken, daß zu einem Geiste alle Wirkungen gehören, die er ausübt, vom Segen bis zum Fluch. Kann, allen Augen sichtbar, Alfred Kerr, ein solches schillerndes Pfauentrad seiner literarischen Bedeutung bunt ausspannen — so werden wir unser Vanitas vanitatum keineswegs wie Mönche, sondern mit der berühmten Umwertung abjingen. Wo gibt es noch eine Feder von so graziöser Originalität? — — — Nur verleugne man einsichtig nicht gewisse ventriloquistische Phänomene der Selbstperiffage aus fremdem Munde! Die gelindeste Ohrfeige von fremder Hand schmerzt empfindlicher als die schalendste der eignen; aber sie sollte nicht so viel mehr bedeuten. Ich bin davon durchdrungen, daß Herr Kerr die Selbstgegnerschaft intimer und penetranter durchzuführen fähig ist als die sogenannten „Anderen“ — und vor Allem heiterer bei aller Schärfe. Wer tödlich injuliert wird, sieht schon im Verdacht, ein Fürst zu sein. — Knöpfen wir den Kermel zu, aus dem man bergleichen Sentenzen schüttelt, und schwelgen und wünschen Herrn Kerr noch manche heitere K a h n partie. — — —

Galensee.

Dr. S. Friedlaender.

Der Verlorene

Er taucht in Nacht. Die rotgeschwellten Lider
Schließen sich halb; fahl ist sein Blick und fern.
Fremdbrot, verblutet, hohl erlöschner Stern.
Ein Juden kriecht ihm durch die mürben Glieder.

„Daß mich . . . Und ruf Gestorbnes mir nicht wieder.“
Doch ich: „So treibt aus dem verborrten Kern
Kein Same mehr? Opferst denn du dich gern
Zufriednem Hohn der Knirpse?“ — Er sieht nieder:

„Nein . . . Aber flutwärts treibt mein welles Boot
Vor sattem Wind des Spottes, der nicht denkt.“
— „Doch du bist's, dem im Watt die Leuchte loht!

Sei du es, der mit eigenem Nerv es lenkt,
Sachend der Schäume, die umsonst gedroht!“
— Da weint er, zag und tot und grabversenkt . . .

Geibelberg

Arthur Kronfeld

Aufruf an das Genie Yadac

Von Kurt Hiller.

Bruder! Beuchtenberer, leichter, mit tanzlichtigeren Knöcheln über die attischen Hügel streifender Bruder! Der du, mit den dünnsten unter allen Nervenenden dieser gepriesenen Jahrfünfte, in schmälste Poren heiliger Erlebarkeiten zart-tastend drangest; der du den Rausch der Worte, die überirdisch-süße Qual herrlich erfülltest des Einrührens, Quirlens, Anetens von Silbenschüssen; die Göttlichkeit, so lange zu formen, bis, oh, das Taumelnde, Zischende, Wilde als beruhigter Kosmos steht und die Schwärme der Buchstaben, magnetisiert, in sich zu kreisen beginnen, nie gehörte Musiken tönend . . .

Bruder du, der schwerlich je propfte mit seinen Komplikationen und dennoch, „ein Ritter im höhnisch blinkenden Stahlpanzer der „gaya scionca“, seinen Haß auf den Gegentyp, seinen „blanken, litrenden Haß“ auf die Zufrieden-Gebreiteten, Fad-Gesunden, die Umzersehten, die „Sonntagsglocken über dem Aehrenfeld“, sich trotzig bewahrt hat; du ehrlich und großzügig Zerrütteter, schillerndes Wunder, Orchis, tröumerischer Spätsophist, Fanatiker der Zweifel und der Verzweiflungen, Neo-Gurpärer, „bei dem die Nervosität zur neuen Stärke wird“ — :

Ich liebe deine Seele; inbrünstig liebe ich deine Seele; ich liebe deine Seele so, wie ich die meine liebe; nur reiner noch, aufschauender noch. Ich habe die satrastischen Fugen, welche du, 1906 bis 9, in jene stumpfrotten Feste gebichtet hast, die jetzt so heruntergekommen sind . . . ich habe deine Choräle mit aufsprubelndem Entzücken damals gelesen, mit dieser kaum sich zu halten wissenden Zustimmungsfeligkeit, diesem verbedt lodernden Hochgefühl heimlichen Bundesgenossentums, das nur die Vermaledeiten kennen.

Yadac, du thronst, unter den deutschen Glossatoren, zur Rechten dessen, der dir (wie mir) der strahlendste scheint; zynische Efeben grüßen, verwirrt, dich mit Zweigen von Palmen und schwenken dir giftrosa blühende Pfirsichäste; der Kornephgge-Dichter (ich verrate es) betet dich an; man ist verliebt in Bagatellisches an dir: in die Gebärde, mit der du Nietzsche zitierst; in deine Interpunktionen; in vorüberhuschende Veräpfelungen des „charmanten Philisters Fontane“ oder „aufbringlicher Toleranz“; in deine exagerativen Launen: die Daumier-Emphase etwa, mit der du, achtelektronisch, schreibst: „Die Claqueurs, in höchster Inbrunst, zerfleischen sich Hände und Schenkel“ (— noch, wo du „Absinth“ mit joloser Dämonik singst oder eine adverbiale Bestimmung gallisch in Kommata einschließt, bist du tiefer als beispielsweise der die Formel des kategorischen Imperativs erschwihende Immanuel!) Man empfindet dich als Herzog der kontinentalen Kultur; so verliebt ist man in dich; du aber — schweigst.

Du schweigst. Du bist wie ausgestorben. Du beschäftigst dich damit, zu verstummen. Yadac: daß ein Organismus wie du auf Erden weilt, vermag jemanden vom Selbstmord zurückzuhalten. Warum verhindert dieser Organismus kein eignes Funktionieren?

Still: wir wissen, daß es nicht aufs Schreiben ankommt, sondern darauf, zu leben. Aber ist unser bestes Leben, Yadac, nicht Schweben? Unser bestes Leben nicht Aufnehmen von Geschriebenem? — Sei nicht grausam, großartiger Bruder; greif wieder in dich und streue uns deine Opale . . .

Reider tuscheln kenneitisch: du seiest nur imstande zu schreiben, wenn du gelesen hast . . . Diese Schließhädigen! Als ob es nicht die geistigste Abart der Potenz wäre, statt

auf die Schlamm-Massen erst auf die Extrakte zu reagieren; statt schon auf Zufall und Lohwabböhu erst auf das herausgehobene Geseß. Und wie prachtvoll, Dromedare, ist jene spirituale Naivität, welche die Erregungen der Bücher als voll-wirkliche, lebensernste, hauptsächlich himmimnt und nicht, nach Philologen-, Aestheten-, Snob-Art, als lugus-hafte, als lediglich juxtavitale!

. . . Dabac, ich rufe dich; verlaß deinen Schatten; rasche dich! Du kannst, sollst, mußt der Grauen hell-silbergrau flackernder Anführer werden; der Nachfolger der obersten Götter; zumindest ein Schöpfer rührend-profunder Epen, in denen das Intellektuelle nicht weniger stark erlebt wird als das Erotische; und solltest du selbst das kleine Versprechen nur erfüllen, das du, es ist zwei Jahre jetzt her, uns lächelnd gegeben hast: „eine Monographie über den Krach des Konjunktivs im Deutschen“ zu schreiben, — selbst dann wird dein Volk dir dankbar sein.

Denn du bist einer, — auf den es wartet.

Theater

„Irrwege.“ Fünf Szenen von Dissip Dymow. Modernes Theater.

Dieses Gefüge ist zu retten: so aber, wie es da ist, ist es unmöglich! Nach der dritten Szene — da es „Szenen“ sind, symptomatische, stark beispielhafte, so vertraut man sich bald auch willig der eigentümlichen Staffatobewegung des Skizzenhaften, erinnert sich gern der in dieser Kunst erreichten Meisterhaft von Strindbergs „Fräulein Julie“ — fühlte ich noch immer das starke Vergnügen, wartete, daß dieses Stück so heiter-ironisch enden möchte, wie es ironisch-kühl und heiter begann. Ich sage ja nicht, daß es als Lustspiel enden müßte, ich sage nur, daß es mit allen unterhalb eines Lustspiels zerbrochenen Welten ausgehen müßte, tragischer als tragisch, lustig — (die Alten nannten das eine *Tragödie*); aber daß jemand mit so famoser Webekind'scher Frechheit und Grazie anfangen konnte und so marxistisch schließen würde — nein, das hatte ich nicht für denkbar gehalten. Wie — oder ist da wirklich nur so ein kleiner Schritt, solch gefährlich lauerner? Der zu früh verstorbene Dubinski war es, der Webekind einmal den „sentimentalen Untergrund“ nachweisen wollte; wie, sollte nun dieser Dymow zufällig schon früher dem Stöberborg'schen Entkleidungszimmer von da drüben entsprungen sein? Aber im Ernst: der Autor hat die ganzen letzten zwei Szenen („Alte“) erbarmungslos fortzuwerfen, und dann — mag er auf die Inspirationsstunde warten, um in irgend'anderer Region oder Sphäre, jedenfalls aber wieder genau über demselben Punkt anzulangen, von dem er ausgelaufen; — hier begibt sich der herrschsüchtige Kritikus natürlich gern wieder seiner angemessenen Würde. (Um einiges Sachliche zu wiederholen: Wlaß und Sonetschka, Wlaß und Lena, Sonetschka-Beller, alle irren, alle gehen im Leben, in der Liebe aneinandervorbei, vorüber; so daß Wlaß, ein Holzhändler, aber differenzierter Mensch, nicht diejenige heiratet, die er zu lieben glaubt, Lena den verschmäht, den sie liebt, Wlaß Sonetschka erst liebt, da sie ein Kind kriegt — leider nicht von ihm, Sonetschka Wlaß erst am wahrsten und tiefsten liebt, da sie ihn betrügt, — — Goethes „Wahlverwandtschaften“, Ibsens „Frau vom Meer“ also, in tausendfachen Spiegelungen und Brechungen diesmal; — das dankbarste Thema sicher, nur beileibe für kein offensichtliches, äußeres Trauerspiel je, immer nur für ein starkverhülltes, eiskaltes beinahe . . .) Je nun, warum ganz verschweigen, was man erhofft? Statt daß Sonetschka beim Verlust ihres falschen, nur so zufällig gekriegten Kindes gebrochen nachstirbt, lieber

leben bleiben, leben, leben mit aller Macht, wie Hofmannsthal's Cristina denken — die Sache abschütteln —, und wenn dann der Dichter durchaus noch einen sensationellen Schluß braucht, lieber alles aus seiner Täuschung schließlich aufwachen lassen, den Spul zerrimmen lassen — die heftigste Liebe zwischen Wlaß und Sonetschka unbesorgt noch den Genußstohen, zumal noch dem so gar nicht todesreifen Weibchen zugute kommen lassen . . . Wie aber, hm, — und der Dichter wird mich wohl bloß traurig und mit-leidig ansehen — so alt wäre das alles schon? Aber Dymow, Lieber, Vernünftiger, — und dieses scheußliche, marxistische Ende wäre jünger, entdeckender? Sieh wenigstens, wie nahgerückt das Allerzarteste, Feinste (wenn er das war!) hier sofort dem Plumpsten, Brutalsten war, ununterscheidbar identisch wurde, als es sich in grobes Sinneswort, in Materie, Bühne, übersetzen sollte: dieser Wlaß, Holzhändler, aber wundervollste Mischung eben von Vitalität und Geistigkeit, hier endlich ganz zermatscht, rhythmisch-zerrührt zu den Füßen seiner sterbenden Sonetschka . . . O Dymow, Dymow, man will ja auch weinen, herzlich schluchzen — aber dann wird es einem so komisch um die Kehle . . . Desdemona, schluchze ich, Desdemona — aber dann seh ich Sonetschka und verlange unbeherrscht nach der Garderobe. Dymow, trefflicher Dichter der „Nju“ und des „Knaben Wlaß“, hier war doch auch anfänglich so sicherer Wurf: entschieße dich, laß lieber das Älteste noch einmal in deinen, ironisch auch bleibenden Farben hochausleuchten, überblicke es ganz mit deiner Ueberlegenheit und — bleibe nicht auf halbem Wege; wie köstlich ist schon diese eine Figur des Beller! Wie versteht er so gar nichts vom raffinierteren Leben und wie raffiniert führt ihn just seine Geselhaftigkeit zu allem, was die anderen ja, unter Umständen, auch nur haben können . . . Wie freut man sich, wenn er den Schaden aus Eifersucht zerstochener Augen auf einer — Photographie doch gar nicht so schlimm findet; wie wichtig findet man es, daß die Toten im Jenseits die Sterbemeldungen von hier wahrscheinlich mit demselben Gefühl lesen, wie wir Irdischen die Aufgebote und Heiratsanzeigen. —

Dem äußeren Rahmen der Aufführung stand man anfangs wie etwas Primitivem, in der Eile Zusammengerastem gegenüber; die im Winter anezogene Prozenhaftigkeit wollte sich schon regen — dann besann man sich zum Glück noch rechtzeitig, daß es auf Spieler, nicht auf Kulissen ankomme. Und gespielt wurde im großen Ganzen doch wohl tüchtig, so daß dem Stück auch (wie ich manchmal fast wähnte) Wesentliches kaum schuldig geblieben worden ist. Bei Ludwig Hartau freilich, der den Wlaß gab, hatte ich das Gefühl, als ob bei aller Berbe, in der bald nur ein herrischer Genußling, bald eine im Grunde weiche und sentimentale Donjuannatur sichtbar wurde, etwas von der eigentümlich-russischen Färbung unterzöhlen wurde, die vielleicht auch ein Gran ebler Schwerefälligkeit bei den heftigsten Gemütsstürzen verlangt. Marie Borcharbt dagegen, als Sonetschka, spielte das dünnere und doch viel weiblichere Weibchen mit starker Naturechtheit; nur mit etwas zu echter, möchte man ihr für dieses viel verschlagene Stück sagen, sie spielt alles wie aus der unmittelbaren Empfindung heraus, ohne starken Läuterungsprozeß, die Affektmomente stehen manchmal nebeneinander, unverbunden, wie Bilder, (aber an sich schön!); ihr möchte man einen ruhelosen, höchst anspruchsvollen Regisseur wünschen, er könnte aus ihr das Stärkste und Differenzierteste erst noch herausbilden. War ferner der Beller des Herrn Rudolf Blümler eine den Intentionen des Dichters wirklich ganz gemäße Figur — so aber brachte sie mir gerade das im bloßen Entwurf stehengebliebene Stück erst krasser zum Bewußtsein — so

konnte sie wohl kaum abgerundeter in sich und amüsanter gegeben werden. Fräulein Marguerite Hardegg als Bena fiel da schließlich unter so anderslebendigen, sich temperamentvoll hingebenden Menschen nur noch durch einige künstliche, stocksteife Positiven auf, — nachdem auch sie anfangs ziemlich sympathisch eingesezt hatte, schien mir das zu dem schrillen Mißklang gegen Mitte und Ende fast symbolisch gut zu stimmen.

Dr. Anselm Kuest.

Der Alligator

Ein Missionsdrama in drei Geschehnissen.

Von Victor Sadwiger

Personen:

Der gerechte Priester Anastasius Jasball.

Seine Frau Ursula.

Negibus, ein Sohn.

Abelheid, eine Hysterische.

Der gebildete Eingeborene.

Zwei Indianermädchen, eine Nestige im Hause Jasball und Jagdgefährten des gebildeten Eingeborenen.

Erstes Geschehnis.

Scene: Waldgerahmte Farmfelder. Rechts zerliches Missionshäuschen. Offene, geräumige Veranda, Abendsonne, Echo verschiedener Tierstimmen.

Der gebildete Eingeborene (zum gerechten Priester): Es ist jetzt siebzehn Jahre her, daß ich nicht mehr Sonnendienst ausübe und Eure Ehrwürdigkeit für einen Geheiligten halte. Eurer Ehrwürdigkeit allerwerteste Erhabenheit haben die Sonne verdunkelt, die mein Stamm anbetete. Mein Herz und mein Stamm haben sich vor Ihnen gebemüht, wie ehemals vor der Sonne. Eure Heiligkeit haben allerwertest mit dem Rod Gottes das Licht der Teufelei von unserm Volke genommen. Darum haben wir das Kriegsbeil unserer Väter begraben — betachen Sie diese Metapher nicht, Geheiligter: und ich bitte um ein Paar Unterhosen und den Orden des roten Adlers für außerordentliche Dienste der Gehorsamkeit. — Ich glaube, daß mir diese Nebensächlichkeiten zukommen. Bedenken Sie alle Zumutungen an meinen Stamm, bedenken Sie, daß wir den Sonnengott verehrt und verloren haben, letzteres, um Eure Heiligkeit dafür einzutauschen.

Der gerechte Priester (bewegt taktmäßig den Finger): Eingeborener Imanuel Ipecacuanha, Ihr Stamm ist allerdings durch Gottes Gerechtigkeit endlich gebemüht worden (hastige Fingerbewegung), Kriegsbeil usw. gibt es nicht mehr, hinzuzubemerkeln habe ich, daß Zumutungen dagegen immerhin gestellt werden müssen in diesem bischen Kultur, das wir hier zu fördern haben. Roten Adler gibt es ebenfalls nicht! — Also einen Augenblick, mein alter Sohn. (Der gerechte Priester slicht nachdenklich einen Zopf aus seinen Barthaaren.) Einen ganz kurzen, allmählich sich selbst konstruierenden, perennierenden Augenblick bitte ich! Du verstehst mich ja, mein alter Herr gebildeter Eingeborener, (löst langsam den Zopf des Barthaars. Pause.) Und so spricht der Herr: Wozu ist es Euch gut, Ihr Schäfchen, die Unterhosen der Gerechten zu tragen? Werden Eure Schafsbeine auch wirklich belleidet sein, wann Ihr so unterhosest einherstolzieret in den Weinkleidern der Gerechten?

Der gebildete Eingeborene (im Eifer des Zitates): Unsere Rede sei Ja — Ja, Nein — Nein, unsere Unterhose sei Ja — Ja, Nein — Nein. Verstehen Sie mich, geheiligter Herr? — Mein Stamm hat ein Ja gesagt, mein Stamm gibt Euch Garantien gegen die Parapaimas, welche die Autorität vortragen. Und vergessen Sie nicht, daß wir eine gemeinsame Feindschaft haben gegen die

Parapaimas. Der Parapaima besitzt eine gehässige Fersel. Im Namen meines Volkes habe ich die deutsche Sprache und Weisheit erlernt gegen die Parapaimas.

Der gerechte Priester: Ruhig, ruhig, alter Sohn. Mögest du nicht vergessen, daß du ein im Verborgenen aufgebühtes Weilschen bist. Weilschen, der Adler ist nicht für Euch. Geh jetzt hinüber zu Deinem Volke. Der Gerechte hilft sich selbst.

Der gebildete Eingeborene: Ich möchte fast sagen, daß Eure Gewelthet mich alten Indianer beleidigt hat.

Der gerechte Priester: Gewiß, ich möchte sagen, daß es vielleicht in Umständen etwas zu entschuldigen gäbe. Aber du mußt wissen, eine Mission darf eben nur eine Mission sein. Was liegt uns im Einzelnen an gebildeten Eingeborenen? Nehmen Sie Fassung an, Imanuel, reißen Sie die Augen nicht so weibmännisch auf und spizen Sie Ihre Jaguarlauscher nicht so. Und ich sage Euch, Geliebte im Herrn, seid froh, daß man einer Horde ab und zu einmal Sie sagt. Ich weiß auch, daß ein abgelebtes Volk zu keiner Art von Wildheit mehr berechtigt ist. Bedenkt auch, daß Ihr der Hoffnung, selig zu werden, teilhaftig geworden seid. Entsetzet den äußeren Zeichen, die Euch verwirren, damit Ihr teilhaftig werdet der Anerkennung Eurer Hirten. Alter Eingeborener, übet Eure Seele in der Bescheidenheit, mit dem Noten ist es nichts.

Ein Alligator erscheint auf der Vorwiese und lächelt. Der gerechte Priester verschwindet rasch in eine Hängematte, der Indianer verjagt das Tier durch einen Wurf.

Der gebildete Eingeborene: Sind Sie noch da?

(Der Priester antwortet nicht.)

Der gebildete Eingeborene: Sind Sie noch da, Erhabener? Eben habe ich den Alligator hinausgeschmissen. Wo sind Sie, warum verdecken Sie die Gerechtigkeit?

(Noch immer keine Antwort.)

Der gebildete Eingeborene: Sind Sie noch da? frage ich im Namen meines Volkes und meines Herzens, das gegen die Parapaimas gekämpft hat. — Antwortet meinem Volke, das mich geschmückt wünscht mit dem Ehrenzeichen der Freundschaft und der Gleichberechtigung. (Die Hängematte bewegt sich.) Sie schaukeln ja — schaukelt so die Gerechtigkeit?

Stimme des Jasball (aus der Hängematte): Die Unterhosen hole er sich. Gehe er in das Haus, wo Gott wohnt, und belleide er die Scham seines Jahrhunderts.

Der gebildete Eingeborene: Ich wiederhole noch einmal, daß ich den Alligator verschreckt und die Parapaimas geschlachtet habe von Gottes wegen.

(Der gebildete Eingeborene saßt aufgeregt seine Nasenflügel zusammen, wie einer, den ein plötzlich ausströmendes Gas überrascht hat. . . . Aber er hält den Geruch unwillkürlich für seinen eigenen und seine Stimme wird deshalb demühtig.)

Stimme des Gerechten (aus der Matte, lähnend): Es ist vollbracht.

Der gebildete Eingeborene: Entschuldiget, Herr Gerechter, diese Kubikmeter, häuslicher Luft. Aber so sagt der Herr: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, — und so klagt das Geschlecht Hubs: Und treiben der Waisen Esel weg und nehmen der Witwen Ochsen zum Pfando . . . Siehe, gleich den Waldeseln in der Wüste gehen sie heraus an ihr Wert, spähend nach Raub . . .

Stimme aus der Hängematte: Man möge in die Küche gehen, und meine Frau um die Pantalons bitten.

(Der Eingeborene dreht der Hängematte den Rücken, der Alligator kommt wieder und lächelt.)

Der gebildete Eingeborene (kaltblütig): Mein Volk läßt sich bedanken.

Stimme aus der Hängematte: Habt Ihr endlich Dankbarkeit gelernt?

Der gebildete Eingeborene (noch kaltblütiger): Und die Parapaimas danken mit uns. (Pause.) Ich bin unschuldig, aber Gott hat sich nicht finden lassen.

Stimme aus der Hängematte (laut): Halt, Halt! Ich liege doch hier und denke nach!

(Der Eingeborene springt ins Freie. Der Alligator raffelt mit dem Gebiß. Der Kopf des Pastors erscheint zwischen den Fellen der Hängematte. Der Alligator kriecht vorwärts, über die Stufen der Veranda hinaus. Unter der Matte schläft er ein. Der Kopf des Pastors schlüpft wieder zurück zwischen die Felle.)

Stimme (monologisierend gedämpft): Kannst du den Leviathan ziehen mit dem Hornen und seine Zunge mit dem Strid niederbinden? (Das Protobil schnauzt nachlässig im Traum.) — — Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel — — und vor ihm her hüpfet die Angst — — und verachtet Alles was hoch ist — — —

(Das Protobil lacht aus dem Schlaf, die Hängematte bewegt sich aufgeregt. — Pause. Erwachen und Rückzug des Alligators. Dann

Ursula Jassball (mit angefangener Stridarbeit am sichtbar schlafenden Satten vorüber, lächelt mütterlich. Flüchtig Blick zum Erwählten hinüber. Ihren begabten Körper ziert in der Mitte ein Sträußchen exotischer Wiesenblumen. Sie scheint festlichangeregt. Ihr gepudertes Wesen sucht beständig nach Spiegeln. Die Augen künsteln Güte und Geschäftigkeit. Ein fetter Hund folgt ihr auf der Ferse. Dann steigt sie langsam die zehn Treppen der Veranda hinunter, mit den kurzen dicken Beinen genießerhaft im Tropengras wühlend. Sie sieht noch einmal schmachtend zur Veranda hin, ihren leise geschautesten Gemahl betrachtend. Dann nickt sie. Man sieht jetzt deutlich ihre ganze Gestalt. Typisches, Plumpes, Unzeitgemäßes.

In der Nähe des Missionshofes bewegen sich Leute von Menschen, Gesänge und Gespräche.)

Ursula (trippelt die Stufen wieder hinauf. Die Hand ans Ohr haltend, ruft sie fragend): Anastasius! Anastasius? (läuft zur Hängematte hinüber, tippt ihn an. Dann geziert) Ich habe die Mädchen der Gegend geladen, die meines Herzens sind. Die Farbigen freuen sich des unererschöpflichen Segens.

Jassball (in der Hängematte): Du mußt unbedingt ruhiger werden, mein Kind, wann wir auch weiterhin Gott gefallen wollen. Du mußt mit den Eingeborenen nicht wirtschaften, wie mit einer eigenen Leibesfrucht. — Rege dich nicht auf, Erwählte, aber das Paß ist kaum einen religiösen Akt wert, viel weniger denn eine andächtige Abendstimmung. — — Ist übrigens die Weiße unter ihnen?

Ursula: Es wird wohl unter den Braunen ein Lichtes entbedt werden. Es wird einhergehen über die Wiesen im Abend, geschmückt vom Walde.

(Der Pastor hebt aufgeregt den Kopf über den Saum der Hängematte.)

Jassball: Fürchtest du nichts für sie, für die Eine unter den Dunkeln? Wenn Alligatoren kämen?!

Ursula: Geliebter, es ist kaum ein Stein im Wege, an den sie ihren Fuß stößete.

Jassball (liebevoll zurechtweisend): Für meine Ursula möchte ich vorübergehend bemerken, daß Buthers Konjunktiv nicht in den Mund des Weibes hineingehört. Der Versündigten um uns herum sind noch nicht genug.

Darum seid ganz bestimmt, Ihr Lieben. Das Ja — Ja sei ganz Euer. — — Du wolltest von den Weißen erzählen, und wie sie so mitten unter den Braunen ist mit ihrem jungen Gesicht des fröhlichen Zeugen Christi. Nebenbei, Ursula, es ist etwas wie eine Prophezeiung in diesem Gesicht, ungestüme Anhänglichkeit an das Evangelium. Uebelheit hat ein Missionsgesicht.

Ursula: Stills nicht, Anastasius, über die Unerprobten. Zerstreue die Weisheit, die in dir ist, nicht, indem du sie unverlässlichem Fleisch zuwendest. Uebelheit muß noch viel arbeiten. Es fehlt ihr ganz und gar das Bedächtige, das ich dem langsamen Aufbauen der Maschen vergleichen möchte. Darum Geliebter, laß uns doch zunächst den heiligen Himmel ohne die Menschen genießen. Sieh hinauf zu diesem Himmel der Unererschöpflichkeit, genieße ihn mit deiner Seele und laß mich die Mädchen allein erziehen. (Schwärmerisch verlogen.) Ach die Tropen, ach die Mädchen, Anastasius! — — Höre Anastasius, wie weit hat Gott dein Werk gesegnet? Darf ich, das Weib, dich fragen, wie weit der Gedanke in deinem Werke reicht? Hältst du nur den Kopf hoch, oder schreibst du schon? Gediebt dein Hirn über deinen Tagen?

Jassball (abgewandt, murmelt): Auf daß ich den Leviathan in den Tod hinein verderbete.

Ursula (aufhorchend): Hörst du ein Mädchenlachen herüberkommen?

(Man hört Frauenstimmen im blühenden Gebüsch des Hintergrundes, Stimmen gekipelter Lustigkeit, halb Uebermut, halb Erwartung. Der Kopf des Anastasius ver-schwindet zwischen den Fellen der Matte.)

Ursula (setzt einen Zwicker auf und breitet die Arme aus. Zum Walde hingewandt, laut): Ihr Mädchen, tretet ein in den grünen Saal Gottes. Tanzt ihr Mädchen!

(Die Gebüsche im Hintergrund bewegen sich, der Kopf des Jassball schielt über den Mattenbord zwischen die Pfähle der Veranda. Vier Mädchen treten aus dem bewegten Gebüsch. Das Mädchen mit dem Gürtel und das Mädchen mit der Schleife sind Indianerinnen, Esther ist Nestize, Uebelheit, eine Hysterische, ist Mitteleuropäerin. Der Kopf des Jassball nickt begierig und röhrt einen Bibelpruch.)

Ursula (affektiert, freundlich): Ihr Kinder, Ihr lieben Kinder dreier Erdbteile, seid mir in Christo willkommen. Hier ist Gott, hier sind seine Fröhlichkeiten, hier wird ein Länzchen munden. Tanzt, Kinderchen!

(Die farbigen Mädchen lichern und versuchen einen Tanz, ihre Bewegungen sind verächtlich und läppisch. Sie werfen einander unverständliche Worte zu.)

Ursula (steht scharf prüfend über den Brillenrand): Tanzt den Ringelreihn, ihr Mädchen.

(Die Nestize macht breite Lippen, die Hysterische steht abseits, starr beobachtend.)

Ursula (eindringlich): Tanzt den Ringelreihn, so tanzt!

(Die Hysterische erhebt die Arme und bewegt langsam die Finger, als spanne sie einen feinen Faden. Die Farbigen hüpfen tanzend im Gras, werfen sich schäkern nieder und kitzeln einander. Ursula mit ihrer Hambarbeit beschäftigt, liegt lächelnd im Feldstuhl.)

Ursula: O dieses Bild! Wie das Alles lebt! Wie sich alles gestaltet! Wie sich die Freude mit der Schönheit neckt in diesen frommen, frischen Gesichtern. O Gott, daß du uns Frau Natur gegeben hast! (Dann vertraulich zur Veranda hinüber.) Anastasius! Anastasiusselchen! Usselchen, erhebe dich!

Knurrende Stimme aus der Hängematte: Auf daß ich ihn verderbete . . .

Die Hysterische (läßt die Arme fallen, zuckt und horcht zum Walde hinüber): Ich höre seinen schnellen Fuß.

Ursula: Du sagst, mein Mädchen?

Die Hysterische (haftig): Ich höre seinen schnellen Fuß. (Kauert sich.) Gätt' ich ihn nie gehört, seinen schnellen Fuß, der von den Ebenen Besitz 'nimmt, von den Bergen und den Herzen. Eile nicht so, Gewaltiger, ich fürchte mich, denn du bist das Schicksal. Ich bin europäisch furchtsam, ich zittere — sieh Gewaltiger, wie ich vor dir . . . (Der Kopf des Jassball schnell wieder empor, sein Mund erscheint lüstern erweitert.)

Die Hysterische (emphatisch zum Walde hin): Berühre mein armes Gewand.

(Man hört empörtes Rasseln der Stricknadeln Ursulas.)

Die Hysterische: Daß wir bei den Männern liegen müssen, sagst du, o Wald, o Wald, ich will mich Euch allen hingeben, und eine Fruchtschale werden. (Erquide mich mit der heiteren Blut des Geweihten. (Kopf des Jassball.) Und dein Getier soll über mich kommen und die blühenden Zweige ihren Staub in mich hineinstreuen.

Stimme aus der Matte (deklamierend): Kannst du den Leviathan ziehen mit dem Hamern und seine Zunge mit einem Strick niederbinden? Kannst du ihm eine Angel in die Nase legen und mit dem Haken ihm seine Backen durchbohren? Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel und ihn deinen Dirnen binden?

Die Hysterische: Wir werden gehorsam sein vor deinen Bahnen.

Ursula (verlegen, zwischen dem Stricknadelgerassel): Ein merkwürdiges Kind, Anastasius! Hörst du die Worte der Weißen?

Stimme aus der Matte: In seinem Halse herberget die Stärke und vor ihm her hüpfet die Angst.

Ursula (nachsichtig): Ich höre dich ja sehr gut, Anastasius, aber laßet uns Ausersteher sein. Hast du es nicht so abgeleitet und argeedeutet, als du deinen Namen wähltest, Auserstandener — Ausersteher?! Du sollst zu den Mädchen kommen und ihnen Licht bringen. Siehst du die Braunen? Rede mit ihnen! (Rasselt noch nervöser mit den Stricknadeln, dann heftig.) Jassball, erhebe dich, es ist Gottes Wille und Wunsch, daß dein Name nicht Schall und Rauch bleibe. Ich rufe dich deshalb, also höre Ana-sta-si-us erhebe dich!

Die Hysterische (aufgeregte Glieder): Wald beschatte mich mit deinem grünen Körper! (Stöhnt, räkelt sich.) Ach — ach! Ich möchte das Bette teilen mit den Tieren des Felbes. Ich müßte mich mit Indianern einlassen.

Stimme aus der Hängematte: Er macht, daß die Tiefe siedet wie ein Topf, und rührt das Meer wie ein Salbengemenge.

(Gebrüll der Alligatoren. Der alte Alligator erscheint wieder auf der Wiese. Die Mädchen kreischen erschreckt auf. Die Hysterische verfällt in einen Weintrampf. Ursula läßt den Strickstrumpf fallen und schlachtet über die Veranda.)

Stimme des Predigers (in der heftig schaukelnden Hängematte — aufgeregt): . . . rührt das Meer wie ein Salbengemenge . . . (Aengstliche Löne der Ursula, der Mädchen und des Predigers. Der Alligator hält vor den Stufen der Veranda an, und verfällt in seinen charakteristischen Schlaf. Die Löne in der Hängematte verblasen allmählich, im Missionshause erwacht ein Piano, Melodie: Auf in den Kampf, Torrero.)

Der gebildete Eingeborene (in englischer Hose durchquert den Wiesengrund vor dem Hause, taktmäßig am Alligator vorüber, der Musik nachschreitend.)

Vorhang.

Von Victor Sadwiger erscheint demnächst: Abraham Abt. (Das Buch des Felsens, das Buch der Herberge, das Buch des Gartens und das Buch der Sonnenuntergänge und der Sterne.) Ein Roman.

Literarische Neuererscheinungen

Johannes V. Jensen, Der Gletscher. Ein neuer Mythos vom ersten Menschen. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Eine neue Genesis, einen neuen Mythos vom ersten Menschen hat Jensen im „Gletscher“ gebichtet. Er tat dieses in derselben unromantischen, aber wegenen und modernen Phantasie, wie er das Lied von Chicago (im Nord) gesungen hat, mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft, mit den Theorien des Evolutionismus und mit derselben tatkräftigen, lebensüberwältigenden Tendenz. Diese Tendenz ist mit einem Wort die viel umstrittene und von Jensen zum Kern aller seiner Anschauungen erhobene Lehre: vom Norden ist der Mensch ausgegangen, vom Norden geht er immer wieder aus. Die Eiszeit isolierte das nordeuropäische Halbtier, die Kälte zwang es zur Menschwerdung Schritt für Schritt. Und so entrollt Jensen in ungeheuren, prachtvollen, von Tapferkeit und Lebenswillen durchpulsten Bildern, in kühnen Zusammenfassungen und Abkürzungen, mit einem bis in unsere Zeit hineinblickenden Humor von Analogien und Anspielungen, das Gemälde von der Ur-Robinsonade der Menschheit. Wir sehen das erste Feuer, das erste Kleid, das erste Haustier, das erste Lächeln, die erste Liebe. Und später den ersten Wagen, den ersten Priesterbetrug, die erste Musik. Wir sehen den ersten schenkenden Herrscher und die ersten trugvollen Unterjochten. Und während in den Schilderungen, vor dem ungeheuren Hintergrund der nordischen Eisländschaft, in den Anknüpfungen mit den Ursprüngen der Jahreszeiten, der Veränderung des tierischen Lebens, den Gesetzen des Klimas, nicht zu geschehen scheint, als was notwendigerweise nach den Ursachen geschehen muß und nach den Mitteln der Wirklichkeit geschehen kann, tauchen urmythische Bilder der Menschheit auf und grüßen herein: Drenng, der Einäugige ist Woban, und wenn er in der gewaltigen eisernen Nacht in seiner Höhle sitzt und einen Feuerstein nach dem andern zer schlägt, durch den leisen brandigen Geruch schon die Flamme spürend, die er aus dem Stein schlagen will, dann ist er Prometheus. Hvidbjörn mit seinem Hammer und seinem Wagen ist Donar, und zu vielen Sagen und Anklängen fehlt nicht die Sage vom Pegasus, in dessen Flügelsausen die ewige Jugend, Urzeit und Allzeit ist.

Bei all der unermesslichen Härte, Not und Gefahr, durch die Jensen den Menschen hindurchtreibt, schimmert doch über seinem Buch und über seiner Welt, und das ist das Schönste daran, ein eigentümliches, mildes Sertnenlicht. Seine ersten Menschen sind nicht die schweifenden blonden Bestien, sie sind Geber und Erschaffer; denn schon Hvidbjörn hatte begriffen: „Alles, was neu ist und was besteht, beginnt in Liebe.“

Gustaf af Geijerstam, Pastor Gallin. Roman. (Fischer-Bibliothek zeitgenössischer Romane, 8. Band). Geb. M. 1.—, in Reinen M. 1.25.

Als Geijerstam starb, waren längst nicht alle seine wichtigeren Bücher in Deutschland erschienen. Seine Gemeinde wird mit Dank und Freude eine Gabe des lebenswerten Dichters empfangen. „Pastor Gallin“ ist ein echter Geijerstam, eine stille, leise, schwingende Geschichte. Es ist die Entwicklungsgeschichte eines Schwachen, der durch Herkommen, Erziehung und eigene Veranlagung gefesselt ist, und damit die Geschichte eines Kampfes um Freiheit und Wahrheit. Ein junger Theologe, der den Bankrott seines Glaubens erlebt und nicht das glückliche Feuer hat, sich seine neuen Wahrheiten zu erobern, ein junges, starkes Weib, das sich durch Kon-

zessionen nicht lähmen läßt, dazu die vom Leben mühen Eltern, die von Bitterkeit und Zukunftsbegier genährten Geschwister: diese Gestalten hineingesetzt in die ganze weiche, schwammige Behaglichkeit der „Verhältnisse“, in ein Milieu von enger Stadt und engem Kreis, das alles ist vom Dichter mit seiner einfachen, lebensvollen Meister-schaft hingestellt.

Die in der vorigen Nummer erschienene Besprechung von Georg Heyms Gedichtband „Der ewige Tag“ hat Ernst Balde verfaßt.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Der Deutsche Staatsbürger. Unter Mitwirkung namhafter Politiker, herausgegeben von Arthur Schröter. (Carl Ernst Poeschel, Verlag, Leipzig 1911). Geb. M. 4.—.

R. L. Stevenson. Der Junker von Ballantrae. Roman. (Erich Reiß, Verlag, Berlin W. 62). Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Josef Katona. Banus Banl. Tragödie (Erich Reiß, Verlag, Berlin). Geb. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Berman Bang. Seltsame und andere Geschichten. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Charles Dickens. Der Karitätenladen. (Im Insel-Verlag zu Leipzig). Taschenausgabe Leinen gebunden in einem Bande M. 7.50.

Gustav Landauer. Aufruf zum Sozialismus. Ein Vortrag. (Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin S.O. 33). 164 Seiten geb. 50 Pfennig.

Emmy von Egidy. Die Prinzessin vom Monde. Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Heinrich Heine. Briefe. Herausgegeben von Dr. S. Daffis. (Pan-Verlag, Berlin W. 15). Volksausgabe in einem Bande M. 4.—.

Charles Baudelaire. Die Borhölle. Eine Gedichtsammlung. Herausgegeben von Erich Desterhelf. (Desterhelf & Co., W. 15). Pappbd. M. 1.75.

„Vernachlässigte“ Humoristika

Gedichte eines Unzufriedenen. Rückblick und Stimmung im Herbst. (E. Piersons Verlag, Dresden i. Leipzig) Ueberbesserliche Auflage.

Zeitschriftenchau

Der Lärmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß; Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Maiheftes: Eine Verkehrsstraße von weltgeschichtlicher Bedeutung. Von Paul Dehn. — „Du bist Orplid, mein Land.“ Von Charlotte Dittmann. — Zur Lösung der polnischen Frage in Preußen Von einem Wohlmeinenden. — Psychologie des Verbrechers. Von Max Dessoir — Was lesen unsere Arbeiter? Von Gr. — Von Ehe und Eheleuten. Von M. E. — Türners Tagebuch: Revolution oder neue Bourgeoisie? Parlamentarismus und Partei der Gebildeten. Kulturstandale. Nach den Festen. Aufs Ganze u. a.

Das literarische Echo. Halbmonatschrift für Literaturfreunde (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Hellborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9). Das 2. Maiheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Anselma Heine: Barock. — Kurt Mariens: Friedrich Buch. — Friedrich Buch: Im Spiegel. — Anton Bettelheim: Schönherr's Merkbüchlein. — Monty Jacobs: Jensens neuer Roman. — Georg Hermann: Literatur als Ware. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften zc.

Inhalt der vorigen Nummer: Schutz den Vorgesetzten! / Die Amerikanisierung britischer Kolonien. Von Otto Corbach. / Zur sexuellen Moral der Frau. Von Hedwig Dohm. / Pressepranger. Von Gorilla, Pfemfert, Bläß, Schuttmanu. / Glossen. / Jean Paul als Erzähler. Von Dr. Anselm Hueß. / Der Forbernde. Von Arthur Kronfeld. / Alfred Kerr. Von Ludwig Hatvany, Alfred Gold, Ernst Bläß. / Weltsehmerz. Von Lorrall. / Der Dramatiker. Von Albert Ulrich. / Der Zirkus-Shakespeare. Von Heinrich Eduard Jacob. / Der greise Knabe. Von Siegmund Kalischer. / Apollontheater. Von Erich Sternow. / Märzabend. Von Ernst Bläß. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

<p>Jahns Handelslehreanstalt u. Einfährigen - Institut Klingenthal i. Sa. Gegr. 1897.</p>	<p>Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr. Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere Abteilungen zur sicheren Erlangung des Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ. Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte. Epochale individuelle Lehrmethode. ∴ Sämtliche Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung. Pensionsat. ∴ Prospekt.</p>
--	--

RAPALLO Ital. Riviera
∴ **Riviera Splendid-Hotel** ∴
Ersten Ranges. Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

München.  **Hotel Europäischer Hof.**
Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
Restaurant. Auto-Garage. Besitzer **Hans Hübner.**

Lausanne **Alexandra Gd. Hotel.**
Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

**Alumnat der berechtigten Realschule
Blankenburg-Harz**

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
Aufnahme jederzeit. ∴ Prospekte kostenfrei.

Rhotert, Direktor.
Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
= Lokalbahn ab Jossa. =
Königlich Bayerisches Mineralbad.
Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Karlsbader, seit Jahrhunderten medizin. bekanntes Stahl- u. Moorbad.
Wernarzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harn-
saurer Diathese, bei Gicht, Nieren-,
Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen
Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. Sinnberger Quelle
bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens,
Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prächtige, waldreiche
Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. Prospekt gratis
durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades **Brückena u.**

Karlsbad Saison ganzjährig | 1910: 68324 Kurgäste ∴ ∴
oooooooooooooooooooo | 200000 Passanten u. Touristen

Hollanzögen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz
und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostata-
leiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fett-
leibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheuma-
tismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren
5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlensaure-, Sauer-
stoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder,
Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und
Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilstätten, schwe-
dische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.
Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
Der Stadtrat.

Frankfurt a. M. **Hotel Prinz Heinrich**
am Hauptbahnhof
Ruhig im Garten gelegen. — 180 modern eingerichtete Zimmer
von M. 2.— an. **W. Bopp, Besitzer.**

CLICHÉS jeder Art, Lichtdruck, Postkarten, Moderne Reklame, Zeichnungen :: fertigt schnellstens und billigst an

ALFRED SCHIE BERLIN NO. 43
Georgenkirchpl. 13.

PIANOS FLÜGEL
Weltmarke.

RÖNISCH

Kauf o Tausch
Miete

HUPFELD
A. G.
Leipziger Str. 123a

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt. Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe, Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.** kostenlos vom

:: Residenzhotel Posen ::

Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
Restaurant mit vorzüglicher Küche.

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont höh. Töchterpens., bestempf. f. Haush., prakt. u. theoret., einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik, Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch. Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon. Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref. **Frau Helly Wilken.**

BEX -LES BAINS VILLARS


GRYON

ARVEYES - CHESIERES - LES PLANS
Solbäder und Luftkurorte der waadtländlichen Alpen
verbnd. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das
Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungsheim f. jed. Alter. Vorber. z. Abitur. jegl. Art u. Seleota in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr. Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs. Sorgf. Erz. Herrl. Wald, See. Rf. Prosp. Villa Marten.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone. Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleucht. Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

Herzheilbad  **Altheide**

Saison-Beginn: **10.** April

Eine Vorkur im Hause mit 30 Flasch. Altheider-Arsen-Eisenwasser (rein natürliche Sprudel-Füllung) ist angezeigt bei Schwächeständen, Blutarmut, Bleichsucht und Nierenleiden, sowie nach überstandener Influenza.

Prospekte kostenfrei durch
Die Badeverwaltung Altheide, Grafschaft Glatz.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD

Steiermark

Aerztl. Leiter: **Professor Dr. E. v. Düring.** — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Budapest = **Hotel Bristol**
Donaukorso, vornehm — modern
Preise mäßig.

Bad Harzburg □ **Hotel Monopol**
vormals **Bookmanns Hotel.**
Direkt a. Walde u. d. Eichen. Telefon 805. Sommer u. Winter geöffnet.
Logis I. 2.50, II. 2.—, III. 1.50. Volle Pension inkl. Zimmer v. 5 M. an.
Gustav Kahl.

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privatbad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo **Frankfurt a. M.**

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldringen i. Th.,
direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
à 3,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstreuter, Heldringen**

Dr. Korach, staatlich konzessionierte Vorbereitungs- u. Pensions-Anstalt für isr. Knaben
Hirschberg, Schles. Vorbereitung für **Einj. - Freiwilligen-** die
Prüfung und für alle anderen Examina, sowie für alle Klassen der höh. Lehranst.
Wilhelmstr. 61. Tel. 329. **Gewissenhafte Aufsicht** .: **Beste Erfolge.**

BAD BERKA bei Weimar.

Moor-, Sand- und Kiefernadelbäder etc.
Karl-August-Brunnen.

Neues modernes Badehaus. Grosser Kurpark. Herrliche weitausgedehnte Waldungen (5557 ha). Illust. Prospekte gratis durch die Badeverwaltung.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Rsg.
(früher Sanatorium Schreiberhau)

Physikalisch-diätetische Heilmethode

Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
Das ganze Jahr geöffnet. :: **Drei Aerzte.**

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 14. * 22. Mal.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Resolutions-, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin: Wilmersdorf, Nassauischestraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Wilmersdorf No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mt. 1.— vierteljährl. (erst Bestellhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Gerbard Krowein, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6, Kommissionär: Gustav Braune, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 21, Greifelderstr. 3. Telefon: Amt Moabit 7513. Inseratenpreis: die 4gepalt Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Der Fall Stuttgart. Von Franz Pfemfert. / Politik und Handel. Von Otto Corbach. / Schulaufsicht. Von Prof. Ludwig Gurlitt. / Pressepranger. Von Dr. Anselm Kueft und Franz Pfemfert. / Glossen. / Sonntagnachmittag. Von Ernst Blas. / Geschlechtliche Bastardierung. Von C. Thesing. / Infolge von Simmel-Vektüre. Von Kurt Hiller. / Alfred Kerr. Von Siegfried Trebitsch, Georg Brandes, Anselm Kueft. / Der Dichter. Von Heinrich Eduard Jacob. / Don Karl. Von Franz Pfemfert. / Der sterbende Faun. Von Georg Heym. / Friedrich Steudel. Von Prof. Ludwig Gurlitt. / Der Alligator. Von Viktor Padwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland.

Der Fall Stuttgart

Die deutsche Sozialdemokratie ist jetzt in ihrer Entwicklung dort angelangt, wo sie sich entscheiden muß, ob sie die Einheit der Partei auf Kosten ihrer revolutionären Tradition erhalten will, oder ob sie es vorzieht, eine reinliche Scheidung der Geister vorzunehmen. Es geht nicht mehr an, daß sie von Parteitag zu Parteitag sich damit begnügt, Resolutionen gegen eine Minderheit durchzubrüden, nur um die Einheit der Partei nach außen hin zu wahren. Diese Resolutionen werden nachgerade zu einer Farce. Raum ist der Parteitag zu Ende, der uns als würdigen Schlußakt allgemeine Einigkeit vorzutäuschen suchte, kaum sind die Delegierten heimwärts gefahren, so beginnt wieder das nämliche Schauspiel: ein Parteihandal.

Diesmal ist Stuttgart der Ort der Handlung. Die Tagespresse hat die einzelnen Phasen dieses Kampfes eingehend erörtert. Aber es wäre doch kurzfristig, wollte man von einem „Fall Lindemann“ sprechen, und es wäre ein Verleugern der Situation, wollte man sagen, die Sache wäre mit dem Durchfall des sozialdemokratischen Kandidaten erledigt. Die „Leipz. Volksztg.“ irrt, wenn sie die sozialdemokratische Partei nun vor „unangenehmen späteren Konsequenzen“ geschützt sieht. Hier handelt es sich nicht um einen erledigten Fall, nicht um „Fehler“ einzelner Parteioptionen handelt es sich: grundverschiedene Weltanschauungen stehen hier gegeneinander. Dafür ist der Artikel des sozialdemokratischen „Nedar-Echo“ ein Beweis, der am Wahltage erschien und in dem es heißt:

„Wenn heute abend nach dem Schluß der Wahlhandlung in Stuttgart die Wahlausschlüsse ihre Zählarbeit beginnen, dann werden die Hände in zitternder Erregung über den Zettelhaufen streichen, der höher und höher wächst und endlich den Namen Lindemann im Kampfe um das Amt des Stadtvorstandes der württembergischen Landeshauptstadt zum Siege tragen wird. Und uns allen, denen die Erwartung in den Fingerspitzen kribbelt, wird die Nachricht des Erfolges als einer der größten Augenblicke er-

scheinen, den die Parteigeschichte bereinst aus den Jahren der Gegenwart zu nennen weiß; zum erstenmal weht die Fahne der Arbeit vom Rathaus einer deutschen Stadt und einer Großstadt dazu, zum erstenmal ergreift einer unserer Besten Besitz von der leitenden Stellung in einer Königsresidenz.

Nur mühsam vermag sich unser an nüchterne Gelassenheit gewöhntes Gehirn an die riesenhafte Bedeutung dieser Entscheidung zu gewöhnen, erst allmählich erfassen wir, welche urgewaltige Kraft aus dieser Stunde strömt. Das Volk der Arbeit wird einen Triumph feiern, den erst das sichere Zeitmaß reisender Entfernung in seiner ganzen Größe zeigen wird.“

Sind das, fragen wir als Nichtsozialdemokraten, Töne, die sich eine Partei gefallen lassen muß, die doch immerhin auf ihre revolutionäre Tradition stolz ist? Das ist nicht mehr „Revisionismus“, das ist der Geist, der in nationalliberalen Kreisen Heimatsrecht besitzt. Man denke: die Wahl eines Sozialdemokraten zum Schultheißen wird als einer der größten Augenblicke gepriesen, den die Geschichte einer revolutionären Arbeiterpartei bereinst zu nennen haben wird! Ich glaube, selbst der böswilligste Reichsverbändler kann die Sozialdemokratie nicht schlimmer diskreditieren, als es hier geschieht. Und man müßte bangen um den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse und um die Sache der Freiheit überhaupt, wenn es mit dieser Partei soweit kommen sollte, daß derartige Kundgebungen natürliche Erscheinungen würden. Aber sie werden es werden, sie werden zum mindesten immer wieder den Freiheitskampf stören, wenn sich die Sozialdemokratie auch weiterhin entschließt, die Einheit um jeden Preis aufrechtzuhalten. Hier geht es nicht um Meinungsverschiedenheiten, hier steht die Zukunft der Partei auf dem Spiel. Es bleibt nur ein Ausweg: entweder eine reinliche Scheidung — oder ein Abschwenken nach rechts. Sonst erlebt die Sozialdemokratie das Schicksal der Nationalliberalen.

Franz Pfemfert.

Politik und Handel

Von Otto Corbach.

Was ist ein Diplomat? „Ein kluger Mann,“ hat darauf einmal ein Pfiffikus geantwortet, „den man ins Ausland schickt, um dort für sein Vaterland zu lügen.“ Weil dies einst allgemeine Anschauung war, entstand die sprichwörtliche Redensart, für die Diplomaten sei die Sprache erfunden, um die Gedanken zu verbergen. Bei den Diplomaten der alten Schule vom Schlage Talleyrands verhielt es sich auch so. Sie holten ihre moralische Weisheit und ihre Maximen aus einer Philosophie, die, eine Mischung von Phantasie und Metaphysik, z. B. durch Ancillon verkündete: „Wer uns schaden kann, hat den Wunsch — oder wird ihn einmal haben — uns zu schwächen. Wer aber durch überlegene Stärke oder günstige geographische Lage uns schädigen kann, ist unser natürlicher Feind. Wer uns nicht schädigen kann, dagegen durch überlegene Macht oder günstigere Lage imstande ist, unsere Nachbarn zu schädigen, ist unser natürlicher Freund.“ Diese Sätze sind die Achsen, um die der ganze internationale Verkehr sich dreht. Demgemäß hielt es ein Diplomat der alten Schule für seine einzige Aufgabe, mit Ausbietung von Gewandtheit und Schlaueit für das dauernde Uebergewicht seines Souveräns zu sorgen. Da die Schwächung oder Vernichtung des Konkurrenten als das wirksamste Mittel zur Stärkung der eigenen Ueberlegenheit galt, hatte der Diplomat — jener Gedankenrichtung gemäß — nicht nur die eigenen Geheimnisse zu bewahren, sondern auch die der Nachbarn auszuforschen, nicht nur günstige Beziehungen mit anderen Mächten zu trüben. Reiches Wissen, sittliche Grundzüge, gerader Charakter, Gemeinsinn und Achtung vor den Rechten anderer waren Tugenden, die der Diplomat, wenn er sie in seine Karriere mitbrachte, bei sich unterbrücken mußte, um sich zu bewahren.

Noch heute schleppt die europäische Diplomatie die Eierschalen ihrer dem absolutistischen Staatswesen entsprungenen ursprünglichen Bedeutung mit sich herum. Inzwischen sind aber Handel und Wandel in ihrem natürlichen Bestreben nach Ausdehnung ganz andere Wege gegangen. Jedes Schiff, das seine Fracht in einem fremden Hafen löst, jedes Telegramm von jenseits des Ozeans, jeder Austausch von Gütern über die Landesgrenzen hinaus bringt uns zum Bewußtsein, daß Handel und Industrie ihr Betätigungsgebiet auf die ganze Welt ausgedehnt haben und an dem Gedeihen aller Völker mit interessiert sind. Eine große Störung des Wirtschaftslebens an einem Ende der Kulturwelt macht sich in ihren Wirkungen bald am bemerkbar, und die gewaltige Vervollkommnung der Verkehrsmittel im letzten Jahrhundert hat es zuwege gebracht, daß die Völker unseres Kulturkreises wirtschaftlich viel stärker aufeinander angewiesen sind wie früher die einzelnen Stämme einer Nation.

Dieser Wandlung hat die Diplomatie im allgemeinen zu widerstreben gesucht, aber die neuen Verhältnisse fangen nachgerade an, stärker zu werden als die Kraft der Diplomaten, an veralteten Methoden festzuhalten. Ein Diplomat, der nicht über gründliche wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen verfügt, bildet heute nur noch eine traurige Erscheinung, von der das praktische Leben kaum mehr Notiz nimmt.

Wie in so vielen anderen Beziehungen, so sind es auch hier wieder die Amerikaner, die ein Zeitproblem aus dem Stadium der Erwägungen zuerst in das der Tat überführen. Staatssekretär Knox hat kürzlich an sämtliche Vertreter der Vereinigten Staaten im Auslande, Botschafter und Konsuln, ein Rundschreiben geschickt, demzu-

folge es künftig ihre Hauptaufgabe sein soll, mit allen Kräften der Ausbreitung des amerikanischen Handels zu dienen. Sie sollen ein wahres Waffenlager nützlicher Informatoren für amerikanische Kaufleute bilden und vornehmlich solchen Gebieten Aufmerksamkeit schenken, wo der amerikanische Handel noch wenig oder gar nicht vertreten ist. Von ihrer Fähigkeit, dem Export der Vereinigten Staaten neue Absatzmärkte zu erschließen, soll künftig ihre Beförderung in erster Linie abhängig gemacht werden. „Jede amerikanische Initiative im Auslande“, sagt Knox, „muß durch den Außendienst der Vereinigten Staaten in allen seinen Zweigen gefördert werden, so daß Amerika mit seinen Konkurrenten allenthalben in der Welt in den Wettbewerb eintreten kann.“ Bei der Ernennung neuer Vertreter für das Ausland legt die Washingtoner Regierung so gut wie gar keinen Wert auf die Vertrautheit mit diplomatischen Gepflogenheiten — man erwartet, daß sich der Betreffende solche schon von selbst rasch aneignet; als Hauptsache gilt, daß der Anwärter mit dem geschäftlichen Leben, den Bedürfnissen des Handels genau Bescheid weiß. Die beiden großen Eisenbahn-Anleihen in China, an denen Amerikaner beteiligt sind, die von der Morgangruppe vorbereitete Neuordnung der Finanzen in Honduras und Costarica, die ihrer Reise entgegensehenden Pan- und anderen Finanzpläne in Südamerika, eine Eisenbahnanleihe in Haiti, ambitionöse Pläne amerikanischer Finanziers in der Türkei, die Sanierung der Finanzen in Sibiria, diese und andere amerikanische Erfolge im Auslande beweisen, daß die Washingtoner Regierung mit ihrer Diplomatie auf dem rechten Wege ist.

Wie herzlich schlecht es mit der Unterstützung bestellt ist, die die Interessen des deutschen Handels im Auslande von der Regierung erfahren, ist bekannt. Ueber die Organisation des Konsulatswesens hört man beständig Klagen, ohne daß sich Anzeichen für eine Besserung bemerkbar machen. Daß uns die Franzosen in dieser Hinsicht voraus sind, lehren regelmäßige amtliche Mitteilungen für die Handelswelt in der französischen Presse, wie die folgenden: „M. R. Kanero, französischer Konsularagent in Bari, empfängt am Sonnabend, den, von 2—4 Uhr, im Nationalbureau für auswärtigen Handel, französische Kaufleute und Industrielle, die Auskunft von ihm zu haben wünschen, sei es über die für ihre Artikel offenen Absatzmärkte in Süditalien, sei es über die hauptsächlichsten Erzeugnisse dieser Gegenden.“ Alles, was in Deutschland behörblicherseits getan wird, um die Kaufmannschaft über die Veränderungen in den internationalen Produktions- und Absatzverhältnissen auf dem Laufenden zu erhalten, beschränkt sich fast auf die Herausgabe der „Nachrichten für Handel und Industrie“. Sie werden von einer Anzahl Assessoren im Reichsamt des Innern zusammengestellt, die sehr viel guten Willen, Fleiß und Mühe darauf verwenden mögen, aber schließlich damit nur erreichen, daß die Kostspieligkeit ihres Materials im umgekehrten Verhältnis zu dessen praktischem Werte steht. Berichte fremder Konsuln, die naturgemäß meist von einem Standpunkt aus verfaßt sind, der für die deutschen Interessen wenig in Frage kommt, werden ohne Kommentar übersetzt und mit Bienenfleiß statistische Zahlen zusammengetragen, die, ohne daß die damit zusammenhängenden vielgestaltigen handelspolitischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse beleuchtet werden, kein klares Bild über die in Betracht kommenden Zustände geben können. Auf keinen Fall können solche Drucksachen Gelegenheit ersehen, sich von Konsuln oder Konsularbeamten mündlich informieren zu lassen, denn gerade für ausländische Verhältnisse ist die Wiebergabe persönlicher Eindrücke und Erfahrungen unent-

lich wichtiger als eine noch so fleißige Kanzleiarbeit mit zusammengelesenem totem Zahlenmaterial.

Wenn schon das deutsche Konsulatswesen den Bedürfnissen der Handelswelt so wenig Rechnung trägt, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie gleichgültig sich erst die eigentliche Diplomatie, Gesandte und Botschafter im allgemeinen ihnen gegenüber verhalten mögen. Die Worte sind darüber nachgerade genug gewechselt; es ist Zeit, zu Taten überzugehen, wenn uns die Amerikaner nicht noch manche unangenehme Ueberraschungen bereiten sollen.

Schulaufsicht

Von Prof. Ludwig Gurlitt.

Ich hatte einmal ein Gespräch mit dem Reichsgerichtspräsidenten von Dehlschlager über das Thema, weshalb man den Juristen in Deutschland fast regelmäßig die obersten Stellen im Schulwesen einräume. Ob es nicht verständiger wäre, dafür Fachmänner, als ehemalige Lehrer oder Schulleiter, zu wählen. Herr von Dehlschlager, der ein sehr besonnener und feiner Herr war, auch nicht ohne Grund dem Herzog Fürst Bismarck nahe stand, widersprach mir. Er sagte: „Nach meiner Erfahrung sind die juristischen Leiter des Schulwesens und ebenso anderer wissenschaftlicher oder technischer Gebiete umsichtiger, gerechter und sachlicher als die aus dem gleichen Gebiete emporgekommenen Fachmänner. Besonders von ehemaligen Lehrern dürfen Sie sich keine besondere Behandlung erwarten, wenn sie erst Exzellenzen geworden sind. Das überwältigt sie und nährt ihren Imperatorentrieb bis zum Unerträglichem. Ich will Ihnen das näher begründen: Ich bin nicht blind gegen die Schwächen meiner juristischen Standesgenossen, aber eines haben sie unbestreitbar vor den Ihrigen voraus: „Welt“. Es sind doch fast ausnahmslos Leute, die eine gute Kinderstube hinter sich haben und dann auch viel, oft zu viel, in der „guten“ Gesellschaft gelebt haben. Deshalb fühlen sie sich „oben“ mehr heimisch und haben auch guten Ton“ — „confer Withoff!“ fiel ich ein. — „Na, lassen wir diesen einen unüberwältiglichen groben Herrn als die Ausnahme gelten, die bekanntlich die Regel bestätigt. Im allgemeinen ist man bei uns höflich, selbst dann höflich, wenn man tadeln und strafen muß. Das ist, soweit ich in das Schulfach hineingesehen habe, dort nicht der Fall. Hören Sie ein Erlebnis, das ich aus nächster Nähe kenne. Ich hatte bei meinem Sohne seit Jahren einen vortrefflichen jungen Erzieher, der dann durch Vermittlung des Schulrates A nach dem Elsaß versetzt wurde. Als er von dort einmal zu uns als unser Hausgast zurückkehrte, fragte er mich, ob ich es für angemessen hielte, wenn er dem genannten Schulrat seine neue Doktorarbeit überreichte. Ich meinte, dieser könne es als einen Akt der Dankbarkeit und Höflichkeit nur gerne sehen. Aber was geschah? Zur amtlichen Sprechstunde meldete sich mein junger Freund, natürlich in Grad und weißer Binde an. Als er das Zimmer betrat, saß der Schulmonarch beim Kaffee und rief aus seinem Munde, der von erweichter Semmel gefüllt war, mit robuster Stimme: „Was wollen Sie?“ „Nichts“ erwiderte mein junger Freund und zog sich scheu wieder von der Schwelle zurück. Sehen Sie, so was kommt bei uns Juristen nicht vor.“

„Gerade weil der Jurist nicht Fachmann ist und den Dingen leidenschaftslos gegenübersteht, kann er sich den Blick freier erhalten und sachlicher, gerechter handeln und entscheiden.“

An dieses Gespräch habe ich später oft denken müssen. Ich habe seine Meinung zum Teil — aber wirklich nur zum Teil — bestätigt gefunden. Als ich nämlich in Widerspruch

mit meiner Schulbehörde geriet, versagte der Apparat, der das Recht abwägen sollte, mir gegenüber durchaus. Ein juristischer Vorsitzender ließ es geschehen, daß mir mit seiner Unterschrift eine Klage zuzuging, obgleich ich vorher nicht gehört worden war. Man wird mir antworten, daß das so Rechtsbrauch ist. So, sage ich, wäre es Sache der Juristen, einen solchen unwürdigen Rechtsbrauch schleunigst abzustellen. Aber er besteht in ungetriebener und unangefochtener Kraft bis heute in Preußen und außer Preußen. So hat man jüngst im Großherzogtum Hessen den sehr fleißigen und ideal gestimmten Schulreformer Dr. Streders „ohne Vernehmen und ohne ihm eine Aussprache zu gewähren“, gemäßregelt und — was das Unglaubliche ist — den Wortlaut des amtlichen Schreibens, des „schneidigen Küssels“, wie es die „Allgemeine Rundschau“ München nennt, seinem klerikalen Gegner zur Veröffentlichung überlassen. Dergleichen Dinge gehören doch streng zum Amtsgeheimnis, und wer dieses verleht, macht sich einer groben Unlautlosigkeit, ja, mehr als das, er macht sich einer Ueberschreitung seiner Dienstbefugnisse schuldig und verschärft dadurch ganz ungebührlich die erteilte Ordnungsstrafe. Dagegen gibt es aber für den beamteten Behrer scheinbar keinen Rechtsschutz.

Was war Dr. Streders Vergehen? Er hatte im Unterricht und in einem pädagogischen Blatte, das der Jugend zugänglich ist, die verächtliche Behandlung abgewiesen, die der katholische Katechismus den Kindern gegen Andersgläubige empfiehlt. Er hatte die Kleriker beim Wort genommen, die Toleranz predigen und im Reichstag immer von neuem Toleranzanträge stellen, sie zu ehrlicher Toleranz aufgefordert und die Kinder ermutigt, keine Folge zu leisten, wenn man sie zur Verachtung und zum Haß gegen Andersgläubige anstacheln wollte. Er sprach ganz im christlichen Sinne: „Liebet eure Feinde!“, aber das ist in einem „christlichen Staate“ einem Behrer nicht erlaubt. Die Sache ist viel ernster und von viel größerer prinzipieller Bedeutung, als auf den ersten Blick scheinen mag. Der „gehörige Küssel“, den Streders bekam, beschämt ihn nicht, sondern eine Behörde, die unter Zucht der Kirche steht und ihren Beamten fallen läßt, wenn es die Kirche so bezieht. Jetzt stellt sich die Frage ein: War der Leiter des hessischen Schulwesens ein Schulmann oder Jurist? Es war der Schulmann Geheimrat Eisenhuth. Ob aber ein Jurist dem bedrohten Behrer mehr Schutz geleistet hätte? Ich bezweifle es.

Ich habe keinen Anlaß, für die hessische höhere Lehrerschaft eine Lanze zu brechen. Als ich vor einigen Jahren in Wiesbaden in einem Vortrage scharf gegen den echt schulmeisterlich überlegenen Ton protestierte, mit dem mich dort ein Vertreter des humanistischen Gymnasiums abfertigen wollte, taten sich die gekränkten — wie stets gekränkten — Herren Oberlehrer dieses Schulbezirkes zusammen und warnten in der Fachpresse vor meinen rhetorischen Leistungen, die natürlich als ganz erbärmlich dargestellt wurden. Ihr Tadel traf meine allerdings zu schroffe und deshalb in dieser Verallgemeinerung ungerechte Behauptung — eine Geburt momentaner Erregung —, daß es die deutschen Oberlehrer an dem rechten Idealismus hätten fehlen lassen, als es galt, für die Unabhängigkeit der deutschen Volksschule von klerikalen Herrschgelüsten einzutreten. Daß ich sachlich im Rechte war, davon wird sie die Zukunft belehren und dafür gibt schon heute der „Fall Streders“ ein Symptom. In gleicher Richtung bewegt sich auch die Behandlung, die der hessische Oberlehrerverein erfuhr, als er im hessischen Ministerium eine Audienz für die Bitte erbat, die Leitung des gesamten hessischen Schulwesens wieder einem Fachmanne anzuvertrauen: diese

Kubienz wurde dem Vorstande des Oberlehrervereins nämlich erst gewährt, als die Ernennung des früheren Kreisrates und Eisenbahnreferenten, Herrn Geheimrat Süffert, schon vollzogen war. Die zwecklos gewordene Kubienz benutzte der Minister dazu, den Herren Patenten Marzumachen, daß ein Jurist sich besser zur Leitung der Schulabteilung eigne als ein Schulman. Deshalb herrscht nun in der hessischen Lehrerschaft große Erregung: „Der hessische Oberlehrerverein steht mit der gesamten Oberlehrerschaft Deutschlands auf dem Standpunkt, daß nur eine sachmännische Leitung eine gedeihliche Entwicklung des Schulwesens verbürgen kann.“ Der Ministerialrat lehnte aber die Annahme der Resolution dieses Inhaltes mit der Begründung ab, daß dieses Vorgehen mit der dienstlichen Stellung von Beamten der Regierung gegenüber unvereinbar sei. Er behaupte hierbei, daß das Verhalten des Vereins in dieser Angelegenheit die bislang bestandenen guten Beziehungen der Schulverwaltung zu dem Verein gestört habe. Die Volksschullehrer aber quittierten für alles Unrecht, das sie von den Oberlehrern erfahren hatten, in der zu erwartenden Weise: „Wie du mir, so ich dir“ — sie gaben das Prinzip sachmännischer Schulleitung preis.

Wer heute für freiheitlich-fortschrittliche Gedanken sein Recht sucht, der unterliegt unter allen Umständen. Daran ändert für den Lehrerstand auch eine sachmännische Aufsicht nichts. Denn auch diese steht unter hierokratischer Zucht. Wer bessere Zustände wünscht, muß uns helfen, die Pfaffen klein machen. Das Mittel dazu — das einzige — ist Massenaustritt aus den Kirchen. Auch die Macht der Geistlichkeit beider Bekenntnisse hängt vom Geldbeutel ab. Entzieht ihnen die Steuern, und sie schmelzen dahin wie der Schnee in der Sonne.

Pressepranger

Während ich mich bemühe, den entdeckungsreichen Jamben eines jungen Dichters, eines heißblütigen Abenteuerers auf neuen Wegen zu folgen (siehe den Georg Heym-Neben), geschehen im Rücken Ungehörigkeiten. Man glaubt den akademisch-literarischen Bund mit Herrn Professor Dr. Eduard Engel ruhig allein lassen zu können (ein Bund, der seine Literatur selbst „akademisch“ glossiert — wen geht er was an?), aber der trodene Zeitungsbericht noch (ich folge nur dem Referenten des „B. L.“) treibt einem die Schamröte ins Gesicht, läßt mich einen Augenblick mutlos werden in diesem ganzen Kampf um die literarische Wohlstandigkeit — ist denn selbst sie noch ein zu hoch gestecktes Ziel! Herr Professor Dr. Eduard Engel „über die Ursprünge der jüngstdeutschen Dichtung . . .“ Die Ursprünge der Jüngstdeutschen reichen etwa von 1885—1890; sehr viele „junge Damen“ sind erschienen und lauschen „gespannt und interessiert“. Ich kenne das von anderen literarischen Gesellschaften her; Backfische kümmern sich niemals um die vielen Ue's, und daß in „jüngstdeutsch“ immer wieder fünf Konsonanten hintereinander auszusprechen sind, kann der süßen Mizzi den Professor nur noch reizvoller machen. Und der Professor sorgt auch sonst so entzückend für Billa's Amüsement (Billa ist Mizzi's beste Freundin); er läßt es in einem Vortrag über deutsche Dichter (doch wohl über Biliencron, Schlaf, Hauptmann!) nicht an „Seitenhieben“ gegen — Anna Ritter, Heinz Lovote und „Charlens Tante“ fehlen, denn er ist sicher, daß diese Seitenhiebe sitzen und daß die davon Betroffenen nun gewiß nicht mehr aufstehen werden. Er hat auch Biliencron erst eigentlich entdeckt (der Bericht, aus dem ich das erfahre, liegt neben mir); weil er ihn aber entdeckt hat und ein deutscher Professor niemals eine dumme Gans entdeckt, muß er ihn rasch

gegen die anderen „Jüngstdeutschen“, die selbstverständlich nichts taugten und von denen „nur sehr, sehr wenig leben bleiben werde“, energisch abgrenzen. („Wie er das nur fertig kriegt, zu sagen, wer in fünfzig Jahren noch . . .“ flüstert Billa leidenschaftlich der Mizzi zu, „sch! mal!“) — — — Dir aber, deutsches Publikum, das du in der Haupt- und Residenzstadt Berlin solche Seichtheiten möglich machst und dir anhörst, — dir sei verraten, daß du diesmal den alten Mattenfänger deiner Töchter (sc. höheren) auf die leichteste Weise beim Widel kriegen könntest: hat doch der Schwerenöter gesagt, daß er ein ebensolches Stück wie „die Familie Seelide“ von Holz und Schlaf — bekanntlich das erste naturalistische Drama in Deutschland, notorisch die erste originelle Fortentwicklung des Kleist'schen Naturalismus und zugestandenmaßen von entscheidender Einwirkung auf Hauptmann*) — in zwei Stunden diktieren könne und es würde obenrein noch besser ausfallen! Sei einmal großmütig, deutsches Volk, wie ehemals dein protestantischer Fürst, dispensiere den Professor von anderen Pflichten und gib ihm ein Zimmer auf der Wartburg! Ein Zimmer, nicht auf Stunden, auf Tage, — nein auf zwei Monate, laß ihn schreiben! Und wenn er es dann in aller Ruhe geschrieben hat, gib ihm, wie sich's gebührt, die nächsthöhere Auszeichnung für Literatur und Kunst, aber verpflichte ihn gleichzeitig zur Auswanderung in die deutschen Kolonien: und weh ihm, wenn sich dann die jüngstdeutschkoloniale Dichtung nach seiner „Familie Seelide“ nicht besser oder mindestens so gut entwickelt wie unsere hier nach Holz' und Schlaf . . .! (Und — sei nur ruhig, bis alles eintrifft, bin ich milde, und Sorge schon für ein kleineres Strafmaß.)

Dr. A. R.

Wenn man genannt werden will

Am 9. Mai brachte die „Dresd. Morgenztg.“, die zu den anständigen Blättern zu zählen ist, die Nachricht, Paul Cassirer habe Herrn Karl Kraus verklagt. Natürlich beruht diese Nachricht auf falscher Information. In „Pan“ lesen wir darüber unter der Ueberschrift „Größenwahn“:

„Der Irrtum stammt wohl daher: Der Wiener goß den sündhaften Wunsch, kraft eines fremden Strafantrages etwas beachtet zu werden, in die Form einer glatt erfundenen Nachricht.

Klage! Die Ueberflüssigkeit wäre handgreiflich. Aber auch Handgreiflichkeiten wären überflüssig.

Herr Kraus bekam oft Liebe, Ohrfeigen, Prügel, Schläge, bald auf den Mund, bald sonstwohin (kurz, wo er Sit und wo er Stimme hat) — aber deshalb zu verbreiten, sein Blatt werde diesmal verklagt werden, ist eine Hybris.“

Herr Herwarth Walden

verspricht, fürderhin den Mund zu halten. Das ist so sympathisch, daß ich zum Bohn seine letzten Dummheiten nachsichtig unbeachtet lassen will. Ich hätte ihm sonst vorgehalten, daß er mit Vorliebe Artikel abdruckte, die ich bereits veröffentlicht hatte. Daß ich in der Tat manchmal Manuskripte brachte, an denen seine Urteils- und Kritiklosigkeit vorbeisah. Ich hätte sonst die Vielfältigkeit dieses kleinen von Schirp belichteten müssen, der gestern Maximilian Harden feierte und heute der Reklamechef der Firma Kraus ist; der hin- und herpendelnd sämtliche Künste behelligt; dem die Musikfreunde literarischen Geschmack und die Literaten musikalische Fähigkeiten nachzusagen pflegen, da er denn nicht weiß, wem er glauben darf. Aber er soll geschont werden.

F. W.

*) Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß auch ich hier — entsprechend — nur historisch werte.

Glossen

Geist und Lat. Die Goldschreiber der Reaktion fühlen sich schlecht. Ihnen droht ein Gegner, dem sie nicht mit Kartätschen begegnen können: der Mensch des Geistes, der Literat. Unsere Besten werden zu Agitatoren und wirken, die dumpfen Banden der Reaktion zu lockern. Das macht den gewerbsmäßigen Unkulturvertretern, die noch in der Schmutzbarthaube ein staatliches Hoheitszeichen erblickten, Sorge. Heinrich Manns Ruf: „Der Faust- und Autoritätsmensch muß der Feind sein. Ein Intellektueller, der sich an die Herrenlaste heranmacht, begeht Verrat am Geist“, suchen sie noch mit einem kümmerlichen Bächeln zu überhören. Doch fühlen sie dunkel, daß der Ruf gefährlicher, drohender, revolutionärer wirken wird als alle Straßendemonstrationen. Was taugen alle wohlgeschliffenen Schupmannsßäbel? Den wehrlosen Hermann konnten uniformierte Unholde niedermegeln, gegenüber den Laten, die der Geist vollbringt, ist man machtlos. Gegen den Anarchismus und gegen die sozialdemokratischen „Verheerungen“ hat man ein Sprüchlein. Hier aber muß man verlegen stammeln.

Alfred Kerr hat in der neuen Nummer des „Pan“ das erbärmliche Verhalten der Berliner Universitätsbehörde gegeißelt: mit einem blöden Butgepolter antworten die „Staatserhaltenden“. Hier ist das Gedicht, mit dem Alfred Kerr sie erbittert.

Dubrowsky.

I.

Still stand er vor dem Kommissar.
Er war Student und zwanzig Jahr,
Kein rauher Revolutionär.
Kam just vom lieben Jena her.

Studierte dort mit heiligem Fleiß.
Raumlehre. (Optik auch bei Zeit).
Jog seines Wegs hell und bestimmt,
Hat keiner Fliege ein Haar gekrümmt.

Als ihn der Polizist ersah,
Rief er: „Dubrowsky — hör'n Se maa!
Es gibt hier solchen Russenverein
Mit Oberaufsicht, da treten Se ein!“

Dubrowsky sagte kühl und schlicht:
„Ich danke sehr — ich möchte nicht.“
Ward nun vom Hören ausgeschlossen.
Hat sich am nächsten Tag erschossen.

Erkenntnistrachtend starb er jung.
Erkenntnis fand er früh genug.
Ihn hat, blieb er auch unverzagt,
Der Kfel aus der Welt gejagt.

II.

Ins Schauhaus kam die Leiche dann.
Der Rektor sprach einen Zeitungsmann.
Er sprach in heilem Ton
Von der Immatrikulation.

„Nicht was sie wissenschaftlich leisten,
Nicht darauf seh'n wir bei den Meisten
Was Russenspißel der Polizei
Vorlügen, leitet uns dabei!“

„Die Arbeitsteilung im großen und ganzen
Ist, daß sie pfeifen, . . . und daß wir tanzen.
Wir tanzen; sie pfeifen aus Sungenkraft —
Dies ist die frohliche Wissenschaft.“

Einen sauberen Plan hat ein Staatsanwalt geschmiedet, um die Öffentlichkeit unserer Gerichtsverhandlungen zu beseitigen und damit die Kritik der heutigen Unrechtspflege: es sollen „amtliche Prozeßberichte“ herausgegeben werden. In der „Jur. Wochenschrift“ begründet der Herr Staatsanwalt seinen Vorschlag ganz harmlos: „Einen richtigen Prozeßbericht schreiben, das ist außerordentlich schwer. Das verlangt schon eine gewisse juristische Schulung, eine Kenntnis des materiellen Strafrechts und des Prozeßrechts, und dazu noch eine nicht gewöhnliche schriftstellerische Gewandtheit und Begabung. Die wenigsten Zeitungen werden aber in der Lage sein, derartig geschulte Korrespondenten in die Gerichtsverhandlungen zu schicken. Und so werden diese eben zumeist aufgenommen von Leuten, die heute eine Theaterzensur und morgen einen Parlaments- oder Volksversammlungsbericht schreiben und in erster Linie auf den Geschmack der Leser und auf die politische Richtung ihres Blattes gewohnheits- und berufsmäßig Rücksicht nehmen . . .“ Das stimmt zwar nicht: die Presse sendet nie Theater- oder Parlaments- oder Volksversammlungsreferenten in den Gerichtssaal, aber darauf kommt es ja gar nicht an. Der Herr Staatsanwalt braucht nicht zu wissen, daß die Presse bewährte vorzügliche Kräfte (ich nenne nur den Berliner Gerichtsberichterstatler Oskar Thiele!) gerade hier zur Verfügung hat. Herr Dr. Elbert (so nennt sich der schlaue Neuerer) will ja ganz wo anders hinaus! Er fragt: „Ist es ein Wunder, wenn angesichts einer derartigen Gerichtsberichterstattung sich eine falsche Beurteilung unserer gesamten Strafrechtspflege festsetzt, wenn wirklich vorhandene Mängel und vorkommende Fehler ins Unglaubliche übertrieben werden, wenn sich in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung bildet, daß unsere Richter weltfremde Kreaturen seien, oder aber daß sie nur nach politischen Gesichtspunkten und Klasseninteressen urteilen?! Ist es ein Wunder, wenn damit die Autorität unserer Gerichte immer mehr sinkt und das Volk den Rest von Vertrauen zu einer unabhängigen Justiz vollends verliert?“

Also die Justiz ist gut, aber die Berichterstattung taugt nicht. Der Berichterstattung haben wir alle die unglaublichen Urteile zu danken! Ein feiner Plan, diese „amtlichen“ Berichte! . . . Ist es ein Wunder, daß Blätter wie die „Post“ ihn jubelnd aufgreifen?

Die reaktionären Preßtrolle benutzen den Selbstmord des russischen Studenten Dubrowsky, um die ganze Gemeinheit ihrer Gesinnung zu entwickeln. Die schon so oft von uns gestäubte „Rhein.-Westf. Ztg.“ schmeißt:

„Wird mit irgend einem ausländischen Kerl mit mehr oder minder roter Gesinnung, ganz besonders wenn er aus dem Osten stammt, genau nach dem Gesetze verfahren, so ist gleich unsere ganze sozialdemokratisch-freisinnige Presse in hellem Aufruhr und die freisinnigen und sozialdemokratischen Abgeordneten verprügeln sich förmlich um die zweifelhafteste Ehre, als Erste eine Anfrage darüber bei der Regierung einbringen zu können. Um Deutsche kümmern sie sich nicht, es sind ja nur Deutsche, keineswegs so interessante Persönlichkeiten wie der Herr Montag, oder der Demetrius Dubrowsky oder Ferrer.“

Der scheinheilige „Reichsbote“, der sich brüsten darf, daß „Blatt der Kaiserin“ zu sein, sucht diese Dreißigkeit zu vermehren:

„Es kommt gerade von Rußland genug verdächtiges Volk über die Grenze, so daß die Polizei nicht wachsam genug sein kann. Die raffiniertesten Taschenbiebe, die gefährlichsten Mädchenhändler kommen auf diesem Wege nach Deutschland, und die große Schar der Anarchisten sind auch nicht gerade behagliche Gäste. Wir wissen der Polizei für

Ihre Wachsamkeit und Vorsicht dankt. Die von der Sozialdemokratie und dem Fortschritt geplanten Interpellationen im Abgeordnetenhaus werden jedenfalls eine recht deutliche Antwort vom Regierungstische her finden. Unsere Unversitäten sind kein Asyl für landesflüchtige Ausländer, die Unterschlupf suchen für ihre utopischen, eventuell gemeingefährlichen Bestrebungen."

Die irrsinnige „Post“ sieht die Motive des Selbstmords in dem „Eigensinn, aus dem revolutionären Streben heraus, den Behörden Schwierigkeiten zu machen.“ Die Herrschaften der „Staatsbürger Zeitung“ haben erstmals für solche Schuftigkeit in der eigenen Redaktion die Hundepetische zu kosten bekommen. Es gibt nämlich für solche Kreaturen sonst nur noch das Tollhaus.

Die „Deutsche Tages-Zeitung“ und ihr Hintermann W. M., deren Infamie gegen unseren Mitarbeiter Prof. Gurliitt kürzlich unser Pressepranger kennzeichnete, werden sich nun auch noch vor Gericht zu verantworten haben. Herr W. M., den auch der schärfste Angriff nicht aus seinem Versteck herausholen konnte, der beharrlich schwieg, wird sich als Herr W. Miesner nun schon bequemem müssen, für seine Tat einzustehen. Wohl gemerkt: es geht unserem verehrten Mitarbeiter nur darum, öffentlich die Böswilligkeit und die Dummheit der Angriffe zu beweisen. Nur aus diesem Grunde hat er die „Deutsche Tages-Zeitung“ und besagten W. M. verklagt. Denn schließlich ist doch Prof. Gurliitts Wirken nicht durch solche Gegner aus der Geschichte der Pädagogik auszulöschen!

Sonntagnachmittag

Die Töchter liegen weiß auf dem Balkon.
In Oberhemden spielen Väter Nacht.
Ein Rounder steigt — nach einem Full von Ächten.
— Und singen tut sich eins der Grammophon.

In Straßen, die sich weiß wie Kasse dehnen,
Sind Menschen viel, die sich nach Liebe sehnen.
Noch andre sitzen in Cafés und warten
Die Resultate ab aus Hoppegarten.

Der Dichter sitzt im lustigsten Café,
Um sich an Eisschokolade zu erlaben.
Von einem Busen ist er sehr entzündt.

Der Oberkellner denkt hinaus (entzündt)
An Mädchen, Boote, Schilf, . . . an Schlachtensee.
Der Dichter träumt: „. . . und werde nie sie haben . . .“
Berlin. Ernst Bläß.

Geschlechtliche Bastardierung

Von C. Hering.

Die Kreuzung zweier verschiedenen Rassen, Arten oder gar Gattungen angehöriger Individuen bietet von mancherlei Gesichtspunkten ein bedeutendes wissenschaftliches Interesse. Erstens darf man von einer Bastardierung zahlreiche für das Vererbungsproblem bedeutsame Aufschlüsse erwarten, da man natürlich um so leichter den Anteil, den Ei und Samensaden für die Übertragung der elterlichen Eigenschaften besitzen, feststellen kann, je mehr sich die beiden Eltern in ihrem Aussehen unterscheiden. Ferner erlaubt die Kreuzung auch ziemlich sichere Schlüsse über das Verwandtschaftsverhältnis der gekreuzten Individuen zu ziehen. Denn im allgemeinen kann man

es als Regel aufstellen, daß eine Kreuzung um so leichter durchzuführen ist, je näher die Tiere einander im System stehen. Endlich ist auch wiederholt, namentlich in früheren Zeiten, der Gedanke aufgetaucht, daß die Entstehung neuer Arten auf Kreuzung zweier verschiedener Arten zurückzuführen ist. Heute weiß man, dank zahlreicher Versuche, daß die Bastardierung, wenn überhaupt, bei der Artentstehung eine ganz verschwindende Rolle spielt. Denn unter natürlichen Verhältnissen sind zahlreiche Vorkehrungen getroffen, die eine Bastardierung verhindern. Der erste und wichtigste Hinderungsgrund ist die instinktive Abneigung der Artangehörigen gegen eine Begattung durch Artfremde. In anderen Fällen verhindert allein schon der Bau der Geschlechtszellen eine Befruchtung; denn selbst bei sehr nahe verwandten Tieren weisen Eier sowohl wie männliche Samensäden sehr erhebliche Unterschiede auf, die dem Samensaden das Eindringen in das Ei der fremden Art unmöglich machen. Dafür nur ein Beispiel. Bei einigen Froscharten unterscheiden sich die Samensäden dadurch, daß die der einen Art ein spitzes, die der anderen ein stumpfes Vorberende besitzen. Verschiedene Versuche haben denn auch gezeigt, daß die stumpfköpfigen Samensäden nicht in die Eier der Frösche mit spizen Samensäden einzubringen vermögen. Auch in anderen Fällen, in denen der anatomische Bau scheinbar kein Hindernis für die Befruchtung bietet, vermögen die fremden Spermatozoen doch keine Befruchtung auszuführen. Das liegt z. B. bei verschiedenen Stachelhäutern vor. Nach Boebs Untersuchungen vermag der Same von dem Seesterne (*Asterias Dhracea*) nicht die Eier des Seeigels (*Strongylocentrotus Purpuratus*) zur Entwicklung anzuregen, wenigstens nicht so lange sich die Tiere unter natürlichen Verhältnissen befinden. Der Experimentator kann aber dieses Hindernis beseitigen, indem er die Salze des Meerwassers in bestimmter Weise verändert. Jetzt dringen die Seesterne-Samensäden in die Seeigeleier ein und befruchten sie in normaler Weise. Was aber am merkwürdigsten anmutet, ist, daß in diesem veränderten Seewasser die Samensäden des Seesternes die Eier der eigenen Art nicht mehr zu befruchten vermögen. Den Grund dieses merkwürdigen Verhaltens kennen wir nicht, wir müssen uns vorläufig mit der Feststellung der Tatsache begnügen. Bei zahlreichen anderen Tieren verhindert der verschiedenartige anatomische Bau der äußeren Geschlechtsorgane wenigstens in der freien Natur eine Begattung und damit eine Kreuzung. Der Experimentator kann allerdings auch in diesem Falle wieder das Hindernis umgehen, indem er gewissermaßen eine künstliche Begattung ausführt und mit Hilfe einer Spritze oder Pipette die Samensadensflüssigkeit in die weiblichen Geschlechtsorgane einspritzt. Eine letzte Schwierigkeit für eine erfolgreiche Bastardierung liegt endlich darin, daß die Eiweißarten einander fernstehender Tierformen auf sich gegenseitig eine spezifisch giftige Wirkung ausüben, so daß hier jede Hoffnung auf eine Kreuzung von vornherein aufgegeben werden muß. Diese verschiedenen Umstände machen es erklärlich, daß wir in der Natur verhältnismäßig selten Bastardformen finden. Unter den wirbellosen Tieren sind Bastarde mit Sicherheit bisher nur bei einigen Schneckenarten, ferner bei Schmetterlingen und verschiedenen anderen Insekten bekannt geworden. In größerer Verbreitung kommen natürliche Kreuzungen bei den Wirbeltieren vor. So kennt man beispielsweise nicht weniger als 26 verschiedene Weisfischbastarde. Verhältnismäßig häufig kommen Kreuzungen bei Vögeln vor. Ich erinnere an das sogenannte Hackelhuhn, das aus einer Kreuzung von Auer- und Wirtelhuhn hervorgegangen ist, und ferner an verschiedene Drossel- und Krähenbastarde. Am leichtesten

läßt sich die natürliche Abneigung, sich mit Angehörigen einer fremden Art zu begatten, bei den Säugetieren und namentlich bei Raubtieren, Einhufern und Affen überwinden. In den zoologischen Gärten kommt es häufig ohne Zutun des Tiergärtners zu einer Kreuzung zwischen den in gleichen Gehegen gehaltenen Tieren. In dem Hagenbedschen Tierpark kann man beispielsweise einen wunderbaren Löwen-Tigerbastard sehen. Ja, in manchen Fällen kommt es zwischen den fremden Artgenossen sogar zu einer regelrechten Ehe und die Tiere verhalten sich gegen die eigenen Artgenossen durchaus ablehnend. Einen hübschen Beleg dafür bot ein Zebrahengst, den der bekannte russische Tierfreund Pjalz-Jeln in seinem südrussischen „Tierparadies“ mit einer Pferdebestute zusammengebracht hatte. Nachdem erst einmal die natürliche Abneigung überwunden war, trennte sich der Hengst von seiner Pferdebestute selbst dann nicht, als ihm Zebrafütten zugeführt wurden.

Die zahlreichen Hindernisse, die einer natürlichen Bastardierung entgegenstehen, gelten nur zum Teil für eine künstliche Kreuzung. Seit man sich in den letzten Jahrzehnten eingehender mit der Untersuchung dieser Frage beschäftigt, ist es denn auch gelungen, eine sehr große Anzahl der verschiedensten Bastardformen, nicht nur zwischen fremden Arten, sondern sogar zwischen erheblich weiter auseinander stehenden Tierformen zu erzwingen. Innerhalb der Klasse der Stachelhäuter gibt es kaum noch Arten, die man nicht miteinander kreuzen konnte. Wir haben vorhin schon der Bastarde von Seeigel und Seestern, zu deren Erzielung allerdings ein kleiner Kunstgriff nötig war, Erwähnung getan. In ganz ähnlicher Weise ist es gelungen, Bastarde von Seeigeln und Haarsternen und von Seeigeln und Seewalzen zu erzeugen. Vor kurzem ist es Voeb sogar gelungen, Seeigelketer durch den Samen einer Schnecke, also eines Tieres, das zu einer ganz fernstehenden Klasse gehört, zur Entwicklung zu bringen, und zahlreiche Pluteuslarven aufzuziehen. Dabei zeigte es sich, daß die Larven den reinen Typus der Mutter aufwiesen und von normal befruchteten Seeigelketer gleicher Entwicklungsstufe nicht zu unterscheiden waren. Der väterliche Same hat hier also für die Vererbung gar nichts beigetragen, sondern lediglich entwicklungserregend gewirkt. Es liegt daher der Gedanke nahe, daß wir es hier nicht im eigentlichen Sinne mit einer Befruchtung, sondern mit einem Fall künstlicher Parthenogenese (Jungferzeugung) zu tun haben. Wir wissen ja schon seit langem, daß Eier der verschiedensten Tiere, die unter natürlichen Verhältnissen zu ihrer Entwicklung einer Befruchtung bedürfen, durch bestimmte chemische Substanzen, Salze, verschiedene Gifte, z. B. Strichnin, oder aber auch Extrakt aus Samensäden zur Entwicklung gebracht werden können. Die Rolle, die die Samensäden spielen, ist überhaupt eine zweifache: erstens lösen sie die Teilung und Entwicklung des Eies durch ihr Eindringen aus, und zweitens übertragen sie die erheblichen Eigenschaften des Vaters. In dem oben genannten Falle scheint aber der Schneckensame nur den ersten Erfolg erzielt zu haben. Sehr interessante Ergebnisse zeltigten Standfuß' Bastardierungsversuche bei Schmetterlingen. Es zeigte sich nämlich, daß die Kreuzungsprodukte im allgemeinen in ihrem Aussehen der stammesgeschichtlich älteren Form folgten. Kreuzt man z. B. ein Weibchen des Pappelschwärmer (Smerinthus Populi) mit einem Männchen des Abendpfauenauges (Smerinthus Ocellata), so sieht der Bastard der beiden Arten dem stammesgeschichtlich älteren Pappelschwärmer weit ähnlicher als dem Abendpfauenauge.

In großem Maßstabe werden Bastardierungen seit langer Zeit bei Fischen ausgeführt. Eine der gewöhnlichsten

Kreuzungen ist die zwischen Saichs und Saichforelle. Während im allgemeinen die Bastarde unfruchtbar sind, zeichnen sich diese durch eine Fruchtbarkeit aus, die sich während mehrerer Generationen ganz normal verhält. Endlich sei hier noch auf die bekanntesten Bastardformen, Maultiere und Maulesel, hingewiesen, von denen der letztere aus einer Kreuzung von Eselhengst und Pferdebestute hervorgeht, während das Maultier eine Kreuzung von Pferdehengst und Eselstute darstellt. Wie wir bereits erwähnten, sind die meisten Bastarde nicht fortpflanzungsfähig. Die Ursache der Unfruchtbarkeit liegt an einer mehr oder weniger hochgradigen Verkümmern der Keimdrüse und der Geschlechtsorgane. Wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, steht der Grad der Rückbildung der Keimzellen in gewisser Beziehung zu dem Verwandtschaftsverhältnis der gekreuzten Tiere. Während es z. B. bei Bastarden sehr nahe verwandter Arten noch zur Ausbildung normaler Geschlechtszellen kommt, nimmt diese Fähigkeit um so mehr ab, je ferner die Tiere einander stehen. In extremen Fällen können sogar die Keimdrüsen selbst bis auf geringe Reste verkümmert sein.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine weitverbreitete irrtümliche Annahme zu sprechen kommen. Bei den Züchtern herrscht vielfach der Glaube, daß ein weibliches Missetier, das einmal von einem minderwertigen Männchen belegt wurde, nie wieder rassereine Junge wirft, daß sich also der Einfluß des minderwertigen Vaters auch in späteren Generationen geltend macht. So oft diese Behauptung jedoch wissenschaftlich untersucht wurde, hat sie sich als irrtümlich herausgestellt.

Infolge von Simmel-Lektüre

Die Unterschlebe sind illusionär;
Ist denn Flamingo ablicher als Storch?
Ich saug' auf meinem Stuhle schmerzschwer
Den großen Analytiker Storch.

Ich sitze da, in meiner braunen Weste,
Der Gegenstände Heer umzingelt mich,
O, die Probleme sind nie ohne Reste,
Der Gleichgült mauer Rauch umringelt mich.

Wie heißt der Sinn des Lebens? Diese Frage
Ist dänisch, doch sie existiert nun mal,
Sie pickt mich schon an siebentausend Tage:
Ich sitze ratlos da, in Dual, fatal.

Marburg.

Kurt Hiller.

Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? „Die Aktion“ hat es gefragt und in den vorigen Nummern bereits die Antworten von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Kyser, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller, Peter Altenberg, Rudolf Kurz, Max Brod, Eise Vaster-Schüler, Martin Beradt, Richard Dehmel, Ludwig Hatvany, Alfred Golb, Ernst Bläß, Emil Faktor, Hermann Bahr, Peter Baum und Dr. S. Friedlaender veröffentlicht. Hier folgen weitere Vota:

Wichtig und entscheidend ist doch für die Wertung der Persönlichkeit Alfred Kerr's, daß er sich fast nie geirrt hat (soviel ich weiß), wenn es galt, ein Kunstwerk oder einen Künstler zu beurteilen. Da hat er sich oft als Meisterschülze bewährt, der die Dinge ins Herz getroffen hat, oft mit einem Wort, das er vom Bogen

abzuschellen verstand, den sein nachschaffendes Urteil zu spannen weiß. Manchen Künstler hat er in wenigen Sätzen, wie ein Schnellzeichner, bleibend gestaltet. Daraus kommt es doch an, wenn von Alfred Kerr gesprochen wird. . .

Wien.

Siegfried Trebitsch.

Ich schätze an ihm die große Selbständigkeit des Urteils, wenn ich auch nicht selten anderer Ansicht bin; er hat den kritischen Individualismus auf die Spitze getrieben. Um so mehr erfreut es mich, daß er immer schreibt: Nein, meine Freunde, . . . Aber, meine Freunde . . . Ecco, meine Freunde. Er hat also Freunde; und in solcher Zahl. Ich würde nicht wagen, eine Wendung wie diese zu benutzen, bin überhaupt nicht sicher, einen einzigen Freund zu haben, beneide ihn also.

Kopenhagen.

Georg Brandes

Eigentlich ist es doch so einfach: zum genialen Sprecher gehört der geniale Verstärker; zur Saite der Resonanzboden; zu jeder Stimme Luft und Echo . . .

Ist beides in der Welt einmal zusammengekommen, so tritt es als erlebte schon ab: in der Welt ist dann nur noch das Neue, die Mischung, das Kind . . . Nichts ist irgendwie vollzählig, oder auch nur ein Anfang, ohne seinen Widerpart.

Wir wissen ja von unzähligen Tönen, die noch nie eines Menschen Ohr erreicht hat; so lange sind sie aber gar nicht, sind gar nicht vorhanden . . . Wo immer in der Welt eine hohe geistige Wahrheit verkündet wird — ich wünsche ihr einen Empfänger, einen Empfänger und Mitterer wie Kerr!

Worte versperren überall den Weg, Worte bewahren immer zugleich das ohnmächtige Suchen und Tasten auch der Generationen . . .; nur die Dinge selber sind immer und sind von Urbeginn.

Was ist das, — was sollen noch immer diese Worte Gentle und Talent und Dichter und Schöpfer und Kritiker? Nicht ein einziges der Worte kommt dem Wesenhaften sicher um ein Haar breit näher. Dem Wesen, welches . . . ist. — Vom bornierten Kritiker wird der Auchkritiker Alfred Kerr in eine Abwehrstellung gedrängt, in welcher er beweisen will, daß er nicht Kritiker, sondern Schöpfer und Dichter sei. Ich akzeptiere seinen Beweis nicht, aber ich gebe ihm einen besseren. Wenn er wirklich nur, wie der Dichter das allgemeine Leben, so seinerseits die Welt des Dichters, der intensivsten Menschen gleichsam, in ihren Gründen aufhellen wollte, so gleiche er dennoch immer nur denjenigen, die sich einen Ausschnitt des Ganzen, etwa die Kartoffel, zum einzigen und bleibenden Sujet des Pinsels wählten. Aber was war denn der Dichter zuvor — war er nicht auch bloß immer ein genialer Hörer, ein Forscher auf die Musik und Widergeräusche dieser Welt, um ihren Text zu lesen, ihren Sinn zu entwirren? — So klingt für Alfred Kerr noch durch das schlechteste Theater, die primitivste Bühnenszene hindurch — wie rein zufällig wird hier das Medium des Autors! — immer wieder nur diese eine geheimnisvolle, süß und grausenhaft umstrickende Melodie der Welt selber, des gemischten Lebens schlechthin . . . ! Er fühlt noch den Ursinn des Spektakels; unter so vielen heut (die ins Theater wie in die wildfremdeste Sache gehen) erinnert er sich noch mit zweien oder dreien, daß auf der Bühne — einzig wir selber gespielt werden . . .

Es gibt gar keinen Zuhörerraum, keinen Zuschauer oder Kritikus . . . Wenn ich aber dennoch begrifflich abteilen soll, so würde ich ihn etwa den genialsten (da ist es

wieder!) — nein, den notwendig ebenbürtigen, identischen, den Leser nennen; ohne den in der Welt überhaupt nichts gehört, geschaut, verstanden, aufgenommen werden kann; ohne den die Welt einfach Chaos bleibt. Symbolhaft natürlich; unter den Früheren sammelte sich etwa in Diderot ähnliches . . . Wenn an sein Gehirn nur leise etwas rührt, bei den geringsten Schwingungen schon erwachen die Assoziationen von Jahrtausenden! Alles kommt in Fluß. Mit Dingen von gestern geht er bereits um, wie mit immergewesenen Traditionen; er hat sie sich einfach an den Leib wachsen lassen. . . Und darum empfangen Leute, die ihn lesen, so seltsam es klingen mag, gerade den getreuesten Wortsinn einer Sache immer, von der er erzählt; nämlich nicht dem Buchstaben, — der Entzifferung nach.

Gegen ihn als Schriftsteller (dies Wort nun aber in sehr gemeinem Sinne genommen, etwa mit Hinauswerfung von „Geist“ und „Mensch“ . . .) habe ich immer einiges gehabt. Er hat einfach zu viel Haß gegen die bipedes gesammelt; wir erfahren da öfter die Geste, daß es ihm einfach nicht lohne, mit uns des längeren und breiteren zu sprechen. Man begreift es fast, daß in einem geringeren Geiste als dem seinen sich allgemach so viel Gift und Galle ansammeln konnte, wie da auf einmal herausprießte . . . Kerr soll auch aufpassen, ob er wirklich die Manier mit jenen berühmten drei Worten „Defekt im Leser“ für immer abgetan und außer Diskussion gestellt habe. Hat es doch Goethe beliebt, über „Manier“ womöglich — noch respektvoller zu denken: „hat nämlich ein Künstler in langer, emsiger Arbeit mit treuem Sinne sich an die Natur gehalten, so wird er dazu gelangen, mit den so erlernten Formen, wie mit einem Eigentum, mit einiger Freiheit zu schalten. Er wird sich aus diesen der Natur abgelernten Formen eine Sprache bilden und sie zum Ausdruck seiner innerlich gehegten Eigenart verwenden. Er wird, je nachdem diese Eigenart beschaffen ist, möglicherweise etwas sehr Bedeutendes in einer solchen Sprache vorzubringen haben.“ Diese Definition erfährt nach Goethe eine Einschränkung erst dadurch, daß er als Höheres noch den Stil kennt: aber er gehört fast schon zu den — ewigen Ideen . . . Der Welterschöpfer selber hat Stil — denn er kennt den Grund aller Dinge; darum weiß er sie so unachahmlich aufzubauen, lebendig, als Organismen. Hingegen Kerr zieht zwischen Kunst und Leben immer noch diesen Bruchstrich, diesen kranken Bruchstrich . . .; er spricht von der belanglosen Kunst, und von diesem blühenden, glühenden Leben . . . Warum? Ist denn die Kunst kein Leben? (Ich meinstest es als Skeptiker keine Sekunde lang im Dasein aushalten).

Aber sonst gebe ich ihm recht: hierzulande haben wir wohl alle bloß unsere Manieren, Methoden, oder wie man es nennen möge; seine Methode z. B., in aphoristischen Essays zu sprechen, ist mir oft als die napoleonische erschienen: getrennt marschieren — vereint schlagen! . . . Und damit gewinnt man schon Schlachten. —

Berlin.

Anselm Hueß.

Der Dichter

Das Leben brandet auf in vielen Dingen:
in Bäumen, die an weißen Straßen stehn,
in Häusern, die in sich Geschichte zwingen,

in Wolken, die wie lichte Hauche wehn,
in Wassern, die mit dunkelblauen Schwingen,
gespreizten über alle Erden gehn.

Nur Einer hat nicht teil und fühlt doch alles,
wird nicht gesehen und sammelt alle Strahlen,
ein stiller Zuschauer des entfernten Schalles.

verliebt in fremde Lust und fremde Qualen,
sie formend nach dem Bilde eines Balles,
den er dann fortwirft, um der Welt zu zählen.
Berlin. Heinrich Eduard Jacob.

Don Karl

Von Franz Pfeiffert.

„Wie sah der große Einzelkämpfer aus, dessen Meinung gegen jenen Strom schwamm, zu dem sich alle journalistischen Schlammgewässer vereinigen? Er sah aus, wie ich mir ihn schuf . . .“

Herr Kraus über Harden.

„Die Schurken, die nicht zu bessern sind, zu ärgern, ist auch ein ethischer Zweck.“

„Ein Schriftsteller der Zeit hat, alles zu erklären, hat nicht viel zu schreiben.“

Daß jemand einen Raubmord begangen hat, beweist gewiß nichts gegen seinen Stil; aber bin ich ein Verehrer des Raubmörders, weil ich einmal, als er mir noch nicht als Raubmörder bekannt war, seinen Stil pries?

Ich applaudierte einst einem Degenschluder; dann, später, wurde ich gewahr, daß ein alter Taschenspielertrick mich genarrt hatte. Mußte ich weiterapplaudieren?

Karl Kraus hat einige Bücher erscheinen lassen, die ich enthusiastisch gelobt habe. (Daß es kein unwillkommenes Lob war, sagen mir die Dankesworte, die telegraphisch an meine Adresse gesandt worden sind.) Jetzt ertappe ich den Autor bei kleinlichen Subenstücken, die ich als den Ausfluß lächerlicher Eitelkeit erkenne; ich pfeife diese Armseligkeit aus, und Herr Kraus erzählt mir nun, was ich über seine Bücher gesagt habe.

Herr Kraus war mir, als ich seine Arbeiten lobte, persönlich unbekannt. Jetzt kenne ich ihn in- und auswendig. Ich durchschaue seine Absichten. Jetzt weiß ich, daß der Autor der Bücher, die ich pries, eine verkrümmte Krämerseele besitzt. Darf ich dieser neuen Erkenntnis eine rückwirkende Kraft zugestehen auf meine früheren Urteile? Muß ich mir meine früheren Worte vorhalten lassen, da ich nun vieles anders, deutlicher, klarer sehe?

Nein, Herr Kraus ist nicht der Große, der er sein möchte und für den ich ihn hielt. Er ist als Reklameheld nur geschickter als Peter Ganter, der Schöpfer der blauen Briefe, aber Ganter hat den genialeren Wurf. Das läßt sich bei jedem Schritt feststellen, den Kraus unternimmt. Ein Beispiel: In dem von ihm jetzt so gehassten Café des Westens ließ Kraus vor einiger Zeit, um auch bildnerisch zu wirken, Ansichtskarten mit seinem Porträt verkaufen, und es war neckisch zu beobachten, wie sich dann das Original neben dem Ansichtskartenständer wohl fühlte. Ich sah ihn damals zum erstenmal. Meine Kritik seiner Werke war gerade erschienen, seine Sensationsmache gegen Heine war noch nicht gedruckt, aber es genügte mir diese Beobachtung, um weiteren Begegnungen aus dem Wege zu gehen. Ich untersuchte die Schriften dieses peinlichen Ruhmhäufers nun noch einmal gründlich. Ich wollte meine lobende Kritik vor mir selbst rechtfertigen. Ich gestehe: es mißlang. Die Selbstbespiegelungen, die in jedem Aufsatz wiederkehrten, ließen mich immer an den eitlen Caféhausliteraten denken, der neben dem Ansichtskartenständer saß . . . Ich gebe gern zu: Kraus ist ein geschickter Blender. Er verblüfft durch seinen Mut, Selbstverständlichkeiten als Offenbarungen hinzulegen. Doch man kommt

seiner Flachheit bald auf den Grund. Man erkennt nur zu bald, daß er davon lebt, Sancho Panzas Weisheitssprüche umzulehren. Aber es bleiben immer Weisheiten von Cervantes. Karl Kraus hat die Fähigkeit, drei Zeilen von Nietzsche sechs Fadelseiten lang zu variieren. Dann ist freilich von Nietzsche selber kein Hauch mehr zu spüren.

Herr Kraus ist auch nicht der Lobfeind der großen Presse, als der er mir erschien, er ist ihr gelehrigster Schüler. Er, der über den Bannfluch „Nicht genannt soll er werden“ so hunds jämmerlich stöhnt, er bemüht, als Zeitungsherausgeber, seinen Gegnern gegenüber all die infamen Mittelchen der „Neuen Freien Presse“. Er schimpft, ohne Namen zu nennen, oder er schweigt tot. Jeder Bober wird in der Fadel genannt. Aber wenn ein Schriftsteller vom Range Ferdinand Harbelopfs, zu dem Kraus emporblicken muß und dem Kraus (privat) alle Ehren zugestanden hat, ein sachliches Werturteil gegen den Fadelherausgeber ausspricht, dann spottet der Wiener seine läppischsten Wortwitze, ohne den Mut aufzubringen, Harbelopf bei Namen zu nennen. Kraus hat auch die Sensationsmut der „Neuen Freien Presse“ als ein Mittel erkannt, gute Geschäfte zu machen. Er kommt dem Aktualitätshunger der Leser gern und weit entgegen. Man sehe sich doch nur die Reklambauchblenden der „Fadel“ an! Gegenwärtig sieht Kraus (mit Recht) im „Pan“ eine der wertvollsten deutschen Zeitschriften. Daraus möchte er Kapital schlagen. Einmal wird der „Pan“ totgeschrieben. Dann, einen Monat später, nachdem der Tote Herrn Kraus ein wenig verb' geohrfeigt hat, wird diese Lebensäußerung als „Röcheln“ geschäftlich ausgenutzt.

Herr Kraus kennt nur Aliquenwirtschaft und Geschäftsmache. Man wird es ihm nie einbläuen können, daß es schlimmer ist, überall Geschäfte zu wittern, als Geschäfte zu machen. Weil er eben mit dem Bittern von Geschäftsmache Geschäfte macht. Er führt alle Ueberzeugungen auf Geschäftsabsichten zurück.

Dieser in die Literatur gedrängte Börstianergeist kann es platterdings nicht kapieren, daß überhaupt Dinge geschehen, die sich nicht auf die Formel Geschäft bringen lassen. Ich rede hier nicht von „Idealen“. Der eitle Geselle würde sonst sofort an die Auslageziffer der „Fadel“ denken. Aber wenn Herr Kraus auch ein völlig phantastischer und unkünstlerischer Kopf ist, sein trodener Verstand hätte es ihm doch sagen müssen, daß Alfred Herrs Wirken nicht so einfach zu diskreditieren ist, wie er sich dazu angestellt hat. Und es ist größtentwahnsinnig, wenn der Wiener sich einbildet, Verleumdungen würden dadurch beachtenswerter, daß er sie wiederholt. Es bleibt, wie Rudolf Kurz im „März“ treffend sagt, eine „unverschämte Haltung“. Und sie stammt bei Kahn und bei dem üblen Nachredner Kraus aus dem krankhaften Ehrgeiz, um jeden Preis genannt zu werden, Gesprächsstoff zu sein, Sensation zu machen. Dafür ist immerhin bezeichnend, daß Herr Kraus schon die Zuschauer herbeiziehen sieht, die einem Kampf betwohnen wollen, den der geschäftstüchtige Herr führen möchte. Herr Kraus fürchtete schon, sie könnten die nächste „Fadel“ nicht kaufen, deshalb zog er die Reklame einer Klage bei den Herren seines Berliner W'schores herbei. Im Café des Westens ließ er sofort verbreiten (auch das ist für unsern Helden bezeichnend), daß natürlich er die Klage bezahlen würde. Und nun ist es auch mit dieser Sensation nichts!

Ich bin ja nur einer von den vielen, denen Kraus' kleinliche Subenstücke den Blick schärfsten für diesen Kämpfer. Er hat in Berlin überhaupt kein Glück, der Gute. Er sollte sich wieder völlig der „N. F. P.“ widmen. Das liegt ihm. Und wenn er dann dem Annoncenredakteur

des „Wiener Extrablatt“ sagen wird: „Mein Stil wimmelt nicht nur von Austeriazisten, sondern sogar von Judaismen, die ihm nur nicht aufgefallen zu sein scheinen, mein Stil kreischt von allen Geräuschen der Welt, er kann für Wien und für den Kosmos geschrieben sein, aber nicht für Berlin und Königsberg“, so wird der Redakteur ehrfurchtsvoll zu Karl Kraus hinuntersehn. In Berlin (und in Königsberg) aber lächelt man nur.

An unsere Freunde

Wer ein Freund ist, hat Pflichten. Ein nur passives, nichts als empfangendes, tatloses Bundesgenossentum taugt wenig. Wer unser Freund ist, möge seine Freundschaft betätigen. Wir bitten ihn nicht darum, sondern verlangen es von ihm; verlangen es im Namen der Idee... Er kann seine Freundschaft aber nicht besser betätigen als dadurch, daß er mithilft, den Leserkreis zu erweitern. Je breiter die Basis, je schneidiger die Aktion. Finanzielle Fragen sind ideale Fragen. Wer mehr hinter sich weiß, vermag kräftiger, großzügiger, wirkungsreicher aufzutreten.

Der sterbende Faun

Er stirbt am Waldbrand, mit verhaltenem Laut klagt schon sein Schatten an des Hades Tor. Der Kranz von Lattich, den sein Haupt verlor, fiel unter Disteln und das Schierlingstraub.

Den Pfeil im Hals, verschüttet er sein Blut, das schwarze Faunsblut, in den grünen Grund der abendlichen Halbe, aus dem Mund, drauf schon des Lobes dunkler Flügel ruht.

Der Himmel Thrakiens glänzt im Abendgrün, ein Silberleuchter seinem Sterbeschrei aus fernen Bergen, wo die Eichen glühn.

Tief unter ihm verblaßt die weite Bai, darüber hoch die roten Wolken ziehn, und fern ein Purpursegel schwimmt vorbei.

Berlin.

Georg Heym.

Friedrich Steudel

Selt einigen Jahren führt Pastor Friedrich Steudel in Bremen einen harten Kampf gegen die Reaktion in Kirche und Schule. Er führt diesen Kampf fast allein und es ist schmerzlich zu sehen, wie er dabei seine Kräfte abnußt und fast — vergeudet. Was nützt der Vorkämpfer, wenn die Gefolgschaft fehlt? Seine glänzende Kampfschrift „Wir Gelehrten vom Fach“, in der er dem Hochmut der liberalen Theologen so überzeugend entgegentritt, verbiente, in die Hände aller freiheitlich Denkenden zu kommen: Ich schäme mich, nieder zu schreiben, wie wenige Exemplare bisher davon verlaufen worden sind. Es geht in diesem Schriftchen um das, was der deutsche Philister so seine heiligsten Güter nennt, um die Frage, ob der Jesus, zu den täglich millionenfach in unseren Schulen und Kirchen gebetet wird, wirklich unser Erlöser ist und was aus dem Gesamthalt der Kirchenlehre zu halten sei. Aber das geht uns scheinbar in Wahrheit gar nichts an; wenn nur die alte Mühle weiter klappert und „der Glaube“ noch einige Zeit zusammenhält mit oder ohne Heuchelei.

Und ebenso auf dem Schulgebiete! Unser unbergeßlicher Kalthoff schuf mit Steudel und anderen Freun-

den der Jugend in Bremen den „Elternbund für Schulreform“, der jetzt seit drei Jahren „Mitteilungen“ herausgibt (Bremen, F. Boesling & Co.), mit das Schneidigste und Zutreffendste, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Man sollte es nicht unbeachtet lassen und dem tapferen Kämpfer beispringen. Er verdient es in jedem Sinne; denn er ist von den Orthodoxen und von der Oberlehrerschaft gestellt wie ein Keiler von der Meute, hält aber bis zur Stunde noch stand im Vertrauen auf seine gerechte Sache und sein scharfes Rüstzeug:

In den letzten „Mitteilungen“ (Nr. 5 und 6) bringt Otto Henanus einen Bericht über das Thema: „Der Kaiser und die Schulkonferenz vom Jahre 1890“. Das muß man lesen, um eine rechte Vorstellung von Gesinnung und Taktik der „Königstreuen“ zu gewinnen!

Ludwig Gurliitt.

Der Alligator

Ein Missionsdrama in 3 Geschnissen.

Von Viktor Habwiger.

(Personenverzeichnis wie in Nr. 13 der „Aktion“.)

Zweites Geschnis.

Szene wie im Vorkakt. Gängematte schlaff. Geschäftiger Lärm aus dem Innern des Hauses. Megidius, ein erwachsener Sohn des Predigers, tritt auf. Er trägt Trappertostüm und spitzen Kinnbart. Der vorgeschrittene Abend hat röthliches Licht auf die Grasflächen gebreitet. Hinter den Umzäunungen der Wiesen Stimmen von Papageien und kleineren Tropenvögeln in den Zweigen und an den Triftsäumen.

Megidius (die Flinte in den Händen wägend spricht monologischer zum gebildeten Eingeborenen, der an einem Pfeiler der Veranda lehnt): Ein schlimmes Geschäft, so mitten in stehende Herzen hineinzuzielen. Du sollst nicht töten! — Wo ist das Alles, was du mich gelehrt hast, Vater, da du es den Gerechten abgelauscht hattest? Behrtest du mich denn, die Büchse zu üben?!

(Er bemerkt ein großes Paar zankender Papageien, zielt, setzt aber gleich wieder ab, Seufzer.) Inmitten dieser weichen Abendsonne zu frieren, mitten in dieser flackernden Liebe der Geschöpfe! (Wägt abermals die Büchse.) Sie ist leicht, und leicht findet sie einen unendlichen Schmerz, einen abwärts aus der Liebe in den Tod hinabführenden Schmerz.

Der gebildete Eingeborene (die kurze englische Pfeife zwischen die Lippen geklemmt): Ja, Herr Megidius, wir leben in einem Quisjana der göttlichen Gerechtigkeit. Meine Indianer wenigstens fühlen so. Wir nehmen jedes Herz, das Gott für einen Schuß kredenzt. Wir sind noch immer ehrliche Heiden, im Grunde genommen.

Megidius: Herr gebildeter Eingeborener, Ihr seid vielleicht eitle Heiden.

Der gebildete Eingeborene: Wir sind Steptiler.

Megidius (sich sittlich entrüstend): Diesen Titel kann sich jeder Teufel kaufen.

Der gebildete Eingeborene: Teufel, sagt man, sind ehrlicher als Pfaffen, Herr. Aber wir sind ehrlicher als Teufel, wir sind eine sterbende Nation. Ein Sterbender kann keine guten Geschäfte machen. Darf führt ihm höchstens die Feder, um notdürftige Testamente aufzusetzen.

Megidius (paßig): Eingeborener, Ihr seid entartet. Ihr habt zu viel von den Schlüssel meines Vaters genascht.

Der gebildete Eingeborene: Wir haben uns alle übersättigt an dem Brei dieser Religion. Was nützt

es uns, wenn wir ein Gläschen zum Dessert trinken dürfen. Ja, vielleicht ist gerade das, das Sterbende in uns, daß wir allzusehr dieses Dessert lieben, diesen Schnaps der Gerechten. (Höhnisch.) Und dann gehen wir hinaus, Herr Megibius, und verrichten die Notdurft des Jahrhunderts auf dem Ader unserer Vorfahren. So büngen wir das Feld unserer zweifelhaften Ehre.

Megibius: Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Eingeborener. Sind Sie Aristoteliker?

Der gebildete Eingeborene: Ich habe nur von der Slepsis gesprochen und von der Jagd, dem Recht meiner Rasse. Den Aristoteles kenne ich nur vom Hörensagen.

(Pastor Jasball kommt vorsichtig laufend langsam über die Veranda.)

Megibius: Vater, ist Aristoteles Heide gewesen?

Jasball (winkt ärgerlich ab. Auf den Eingeborenen zeigend): Dieser Mann soll keine Flinte nehmen. Gott ruft uns. Schwähet nicht vor Gott, der den Leviathan tolet. Wir sind Gottes in diesem Augenblick, und dieser da (auf den Eingeborenen weisend) ist unser Werkzeug. Lege den Schmutz deines Geschlechtes an.

Der gebildete Eingeborene: Herr, das Zeichen des Ablers erst wird uns segnen. Ich bin ohne Waffen gekommen. Das Beil der Väter ward begraben und sollte begraben bleiben bis zu dem Tag, da unser Bund ein gerechter sein würde, und ich und mein Volk neben Euch stehen, Geschmückte neben Geschmückten.

(Furchtbares Alligatorengebrüll.)

Der gebildete Eingeborene: Das Land ruft nach Gleichberechtigung. Gebt die Religion der Liebe, die ihr versprochen.

Jasball (mit priesterlich erhobener Hand): Nimm dein Gewehr, der Herr sei mit dir, mein Sohn.

Megibius (in der Nase lachend): Aber Papa, der Mann ist vielleicht doch nur ein harmloser Aristoteliker.

Jasball (winkt ab. Gesteigerter Lärm im Missionshaus. Erneutes Alligatorengebrüll. Die Pastorin Ursula geschäftig trippelnd auf der Veranda winkt mit dem Strickstrumpf.)

Ursula: Also abgemacht, meine lieben Kinderchen. Ein glückliches Kriegswetter allerseits! — Aber erst ein kleines Gruppenbild. Liebe Abelsheid, nehmen Sie bitte Ihren Kodak.

(Die Hysterische, den Apparat wie eine Monstranz über die Verandastufen tragend, postiert sich im Hintergrund. Ursula ordnet eine Gruppe, nur der gebildete Eingeborene behält seine Stellung bei und laut aufgeregt das Mundstück seiner Stummelpfeife.)

Ursula: Ja, Sie stehen hier sehr gut, bitte nur so bleiben. (Betrachtend.) Ja, ja, ein Herr Eingeborener von echtem Schrot und Korn. (Zu der Nestige.) Und du, mein Gesbchen, hier an den anderen Pfeiler, ein wenig lässig angelehnt, wie dein großer Bruder. (Zu Anastasius.) In der Mitte du, Anastasius. Wie Gott will, so halt still. Den Kopf gehoben, die Braue ernst geschwungen und doch demütig das Auge. Aufrecht, Anastasius, recht aufrecht. Den Arm mit dem Kreuze ausgestreckt, Uffselchen. (Zu Megibius.) Und du, sein Sohn, zu seinen Füßen. (Megibius kauert sich verlegen lächelnd.) Recht so, Megibius. (Zu den Indianerinnen.) Und Ihr beiden als Symbol des Landes, das Kreuz an die Brust gedrückt, mit dem demutvollen Antlitz niedersehend. Da Elisabeth, hier du, mein Püppchen Amalia. Du Elisabeth das Köbchen voll köstlicher Früchte hochgehoben, du stehest in der Mitte als Göttin Amerika. Amalia, du das Köbchen ein wenig höher gerafft. — — — (läuft zu Abelsheid hinüber.) So

Kinderchen, sehr gut. — — — Jetzt bitte einen Augenblick; Anastasius, ein wenig aufrechter. — — — Megibius, ein wenig kauender. — Jetzt Geliebte — Uba, gehen Sie ans Werk! — Knipps!

(Die Hysterische knipps.)

Ursula (in gezielter Pose, die Köde gerafft, macht einen Knicks): Gratuliere, gratuliere.

Jasball: Liebste, du bist lebhaft und liebenswürdig. Aber was ist uns dies Spiel, die wir in den Gassen der Furcht gehen.

Ursula (schmeichelnd): Uffselchen, nicht traurig sein! (Schätern.) Wie soll das Grüppchen heißen?

(Die farbigen Mädchen lachen.)

Ursula (neckisch in die Hände klatschend): Furcht und Frucht Amerikas soll es heißen!

(Die Hysterische trägt die hochgehobene Kamera ins Haus zurück mit derselben Gebärde wie zu Anfang. Ein tiefer Blick von ihr trifft im Vorbeigehen den Eingeborenen, der noch immer mit seiner Bullboggpfeife anscheinend gleichgültig dasitzt. Einen Augenblick lang scheinen ihre Füße zu zögern. Aber Jasball winkt ab und die Gruppe zerstreut sich ins Haus hinein. Die Mädchen lichern und kreischen. Ursula mit neugierigen Augen entfernt sich zuletzt, zaghaft strickend. Jasball nähert sich dem zurückbleibenden Eingeborenen und klopft ihm auf die Schulter.)

Jasball: Alter vernünftiger Eingeborener, du wirst mir im Herrn ein Wort an deine Seele gestatten, es sei denn, daß du in den Trübheiten des Sonnendienstes wiederum das Werk der Gerechtigkeit vergessen haben solltest. Höre mich an, alter Eingeborener Ipecacuanha. Eben, während ein harmloser Scherz das Bild unserer Eintracht festhielt, sagte ich, wir wandelten in den Gassen der Furcht. Du weißt, daß eins dieser Tiere, die so verhaßt sind wie große gewaltige Irrtümer, das Haus umschleicht, in dem der Friede und die Hoffnung wohnen, Friede und Hoffnung, die ich tagaus tagein mit meinen Händen wäge und hingetelket habe an Alle, die berufen sind. — Ich rufe dich und nenne dich! Ich nenne dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes Immanuel Aristoteles, auf daß du nimmest das Schwert der Gerechten und beschüttest das Haus der fruchtbaren Eintracht und des hoffenden Glaubens, der gewappnet ist. Und so sei es denn, daß ich dich schmücke.

(Er nimmt einen Miniaturorden aus einem alten schmutzigen Etui und befestigt den Abler mittels einer Spangennadel am dem Lederrücken des Indianers.)

Jasball: Auf daß du dein Volk aufrufest für Gott, den Leviathan zu binden. — Ist noch ein Wort nötig, Alter?! — — — Also wir sind gerüstet, wie uns das Bild der Eintracht festhält, so stehen wir für einander! WJW — über Euch und geschützt von Euch und durch Gott, der die Kraft dieser Stunde in Eure Hand gibt. So erhebe ich denn das Kreuz und stehe aufrecht, — ich — Anastasius!

(Altrren von Tassen und Tellern aus dem Innern des Hauses.)

Stimme der Ursula: So, mein Püppchen, du da — du hier, ein Schlickchen Kraftbrühe?

Jasball (ins Haus hineinrufend): Ist etwas Kaffee im Hause?

Stimme der Ursula: Und da für Vater ein Läßchen.

(Jasball entfernt sich gravitatisch der Haustüre zu, der Indianer nachdenklich in entgegengesetzter Richtung die Verandastufen hinunter. Man hört ein Geräusch hinter den Mauern des Hauses im kleinen Vorgärtchen.)

Stimme der Hysterischen (halblaut vorsichtig und doch emphatisch): Eingeborener!

(Der gebildete Eingeborene wendet sich rasch zu ihr hin, lacht verlegen, indem sie lange Zeit die Pose einer schwebenden Psyche behauptet.)

Die Hysterische: Still, still, Mann der gewaffneten Einsamkeit. Tritt leise deine Schritte, die so leise sind wie das Geheimnis des Jaguars. Laß uns in den Büschen feiern. — — — Jaguar, es trinkt Kaffee, das dort (Geste). Still, sie machen sich betrunken mit der Feigheit.

Der gebildete Eingeborene (schließt befriedigt auf seinen Orden): Was gibt es für diese Brust noch mehr, Fräulein? Ich glaube mit diesem Symbol des Deutsch-europäers alle Spur der Knechtschaft erloschen. Wir sind als Menschen und Mitstreber anerkannt. (Nächelt.) Die Mission hat quasi einen Vertrag mit uns geschlossen unter diesem Zeichen. Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß dies für meine Rasse geschehen ist. Die Welt ist geöffnet für diese sterbende Rasse. Was waren wir, und was sind wir jetzt! Wo konnten wir früher sterben, wo sterben wir jetzt! Wir sterben als Räte, Priester, Offiziere, meine Rasse stirbt so. (Er lacht selbstbewußt.)

Die Hysterische: Ich liebe dich, Indianer. (Peinliche Pause. Der Eingeborene mißt verbucht Gesicht und Gestalt der Hysterischen.) Ich muß dich retten! — (Der Indianer hilft sich mit einem süßsüßigen Nächeln. Pause.) Wurf den Schleier dieses infamen Nächels weg, laß die Nasenflügel sich wieder witternd bewegen — wittere, sage ich, dieses Krebsgeschwür der lächerlichen Erbärmlichkeit. (Charakteristische Bewegung der Nasenflügel.) Wittere diese Erbärmlichkeit, die dir ein Stückchen Blech verkauft, sieh sie an, sieh sie deutlich, einbringlich, mit Jaguaraugen. Komm in den Wald, wo sich Alles unaufhörlich, hartnäckig frohlockend begattet. — — Ach, ich möchte mich in Euer riesiges, buftiges Bett legen, ihr geliebtes, eingeborenes Volk, und euch die Augen offen halten mit meinen ewigen Bärtlichkeiten.

Der gebildete Eingeborene: Ich verstehe Sie nicht genug, verehrliches Fräulein. Daß wir die Jaguarseele nicht mehr haben, ist das Resultat eines jahrhundertelangen Kampfes. Es sind nur noch einige kleinere Jagdbienste, die wir nebenbei leisten, was uns an diese Seele zu Zeiten erinnert. Fräulein, wir haben eine soziale Frage vor uns, die wir doch taktvoll genug lösen, indem wir den Pastoren und geheiligten Personen einige Krokodile totschlagen.

Die Hysterische: Ihr entfernt Euch von mir. Warum entfernt Ihr Euch von mir, von der Offenheit, möchte ich sagen? — Indianer, wirf das verlogene deutsche Blech in den Fluß!

Der gebildete Eingeborene: Fräulein Adelheid, dann müßte ich auch die englische Hose ausziehen.

Die Hysterische: Streifet Britannien ab!

Der gebildete Eingeborene: Ja, was soll dann aber aus unserem Studium der europäischen Kultur werden?

Die Hysterische: In den Fluß soll das Blech, sage ich Euch!

Der gebildete Eingeborene: Und die Religion? Und den lebenswürdigsten aller Götter?

Die Hysterische: Geht zur Sonne zurück, bettelt Euch Verzeihung. Schlagt sie, die Pastoren und bleibt fröhliche Brasilianer. Pfeift auf die Religion der Schweißflüße!

Der gebildete Eingeborene: Ja, gnädiges Fräulein Adelheid, die Sonne wärmt uns wohl, aber es gedeiht auch das meiste Ungeziefer in der Sonne. Ich muß mich da an die Läuse meines Stammes erinnern.

Die Hysterische: Knack diese Priester, die in der Sonne gedeihen, kommt in den Wald mit mir. (Bärtlich sehnsüchtig): Komm' Blebling!

Pause.

Der gebildete Eingeborene: Vielleicht haben Sie Recht, aber als anständiger Eingeborener muß ich einen Pfeil für letztere Sorte immerhin noch einmal einlegen.

Die Hysterische: Laß' diese Leute doch ihre Suppe allein auslöffeln, diese Kraftbrühe des Unverstandes.

Der gebildete Eingeborene (Näh): Ich weiß, daß die Kultur etliche Ungeheuerlichkeiten mit sich hat.

Die Hysterische: Liebster! Diese Kultur Eures Stammes geht auf Pastorenfüßen! Liebster, stelle dir Pastorenfüße vor!

Der gebildete Eingeborene: Aber es ist doch schließlich egal, auf welche Weise man etwas zu Ende denkt.

Die Hysterische (flammend): Jaguar! (Nervös an ihrem Chiton nestelnd): Erzürne mich nicht, ich habe mehr Pfeile.

Der gebildete Eingeborene: Ich muß immer wieder betonen, daß das soziale Bewußtsein einen Alligator wert ist.

Die Hysterische: Nein! Niemals! Nimmer! Absolut nicht!

Der gebildete Eingeborene: Aber schließlich und endlich, Verehrliche, was liegt am Niemals, was an irgend einem Nein! Wir wollen eine Brücke schlagen über den Amazonas der Instinkte.

Die Hysterische: Nein, keine Brücke. Ins Wasser mit allen Scheußlichkeiten dieser Beengung. Alligatoren her!

Der gebildete Eingeborene: Streben Sie doch sozialpsychisch zu denken — oder sagen wir — ein wenig Religion zu üben! Lassen Sie den Strom tief sein und unergründlich! Wir brauchen nur ein Gebüsch im Jenseits zu haben.

Die Hysterische (begeistert): Ja, ja, uns zwischen die Palme niederknien! — Und dann Dunkelheit — urwäldliches Dunkel, ganz dunkles Dunkel!

Der gebildete Eingeborene: Gnädiges Fräulein, ich kenne hier ein nahees Dickicht, eine Stelle, wo man sich bequem aussprechen kann.

Die Hysterische: Mein Jaguar! (Dann schelmisch): Wird es uns auch ganz vor der Welt verbergen?

Der gebildete Eingeborene: Gnädiges Fräulein Adelheid, der Wald ist sehr diskret.

Die Hysterische (phantasierend): Ja, ja, uns zwischen die Palme hinknien! — — — Uns empfinden und den Andern. (Aufgeregt): Mein Jaguar, meiner!

Der gebildete Eingeborene: Aber was lassen Sie denn meinem Volke übrig?

Die Hysterische (zum Walde hingewandt): Eine anständige Kanaille erlöst sich ganz von selbst.

(Sie hüpfen durch das hohe Gras.)

Vorhang.

Literarische Neuererscheinungen

Alfred Richard Meyer, Nasciturus. Ein lyrisches Flugblatt. Einmalige Auflage von 500 Exemplaren auf Bütten. 30 Bfg. geh.; 1.— M. geb.; Luxusausgabe auf Kaiserlich Japan in Glanzleder 3 M. (A. R. Meyer Verlag, Berlin-Wilmersdorf.)

Diese Rhythmen, Strophen und Gesänge, von zuckenden Manneslippen geformt wie zum Gebet auf einem Weg durch drei Jahreszeiten hindurch, und während die Schritte des nebenherschreitenden Weibes immer schleppender wurden von dem immer trächtiger schmerzenden Betb — es war fruchtbarster, goldenster Herbst, als sie beide ankamen! — es hat wie einen lächerlichen Nebensinn, hier banal zu sagen, daß diese

neuen Verse Alfred Richard Meyers wahrhaft die reifsten sind. Und dennoch ist dem so: es scheint in dem feinen Talent seit seiner letzten Publikation (Nachtsourette — Ahrenschooper Wend) etwas Neues aufgestanden, eine träumerische Bewußtheit quasi, die in der Tat nur in den Augen einer jungen Mutter funkelt, etwas anderes Ungezündetes im Blick als etwa das vergängliche Feuer einer Liebesstunde. A. R. Meyer hat hier nicht bloß etwas wie einen sensationellen zusammengereimten „Schlager“ herausgebracht . . . sondern dies schmale Heftchen birgt eine Art vom schmerzhaften Leben durch feinste Kunst Geläutertes, daß ich jungen wie alten Männern, Fräuleins und Frauen wünschen möchte, sie lasens und behieltens wie eine kleine Postille.

Heinrich Lautensack.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Graf Alexej Tolstoj. Zar Feodor Iwanowitsch, hist. Schauspiel in 5 Akten. Uebersetzt von Dr. Maxim Goldberg, (R. Labpschnifow, Verlag, Berlin) Geh. M. 3.—

Heinrich Lautensack. Fünf Gedichte. Ein brisches Flugblatt. A. R. Meyer, Verlag, Berlin-Wilmersdorf). Blüten, geb. 30 Pfg. Ganzleder M. 3.—

Emil Felden. Alles oder nichts. Kanzelreden über Ibsens Schauspiele. (Verlag „Die Tat“, Leipzig). Geh. M. 3.—

Felix Braun. Till Eugenspiegels Kaisertum. Eine Komödie in vier Akten (Erich Reiß, Verlag, Berlin 62). Geh. M. 2.50, geb. 3.50.

Jakob Wassermann. Alexander v. Babylon. Roman (E. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. M. 3.50, geb. 4.50.

I. C. Sörensen. Der Hai, Roman. Uebersetzt von Ida Anders. (Erich Reiß, Verlag, Berlin). Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Inhalt der vorigen Nummer: Die Universität unter Polizeiaufsicht. / Europäertum. Von Otto Corbach. / Pressepranger. Von Prof. Ludwig Gurlitt und Heinrich Eduard Jacob. / Glossen. / Erfüllung. Von Anselm Hueft. / Typus und Original. Von Grete Meißel-Hef. / Alfred Kerr. Von Emil Faktor, Hermann Bahr, Peter Baum, Dr. S. Friedlaender. / Der Verlorene. Von Arthur Kronfeld. / Aufruf an das Genie Yabac. Von Dr. Kurt Güller. / Theater. Von Dr. A. Hueft. / Der Alligator. Von Victor Hadwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Maud Ch. Brady. Die moderne Ehe und wie man sie ertragen soll. (Erich Reiß, Verlag, Berlin).
Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Dehler. (Im Insel-Verlag zu Leipzig). Ketten M. 3.— in Leder M. 5.—

Zeitschriftenchau

Rain. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. (Rain-Verlag München). Das Mai-Heft ist soden mit folgendem Inhalt erschienen: Appell an den Geist. Tagebuch aus dem Gefängnis. Schönherr's Plagiat. Krabbel, Revolte, Revolution. Kerr und Jaqom. Bücher u. a. Das Einzelheft, München, Akademie-Straße 9 zu beziehen, kostet 30 Pfg.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. F. Bloch. Heft 10 bringt: Paul Kampfmeyer: Die Sozialdemokratie eine politische Partei, keine philosophische Schule; Gerhard Hildebrand: Sozialismus, sittliches Bewußtsein und Religion; Franz Blei: Der Protestmaler; Ludwig Nordström: Der Alte, der Flaschen verforkte u. a. Die Nummer kostet 50 Pfg. Alle 14 Tage ein Heft.

Pan. Herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer. Das zweite Maiheft (Nr. 14) dieser Kulturzeitschrift, (deren Wert man ermeßen kann, wenn man den Haß der Kraus, Kahn und Konforten betrachtet, enthält: Alfred Kerr: Dubrowsky; Paul Cassirer: Kunst und Kunsthandel; Herbert Eulenberg: Stendhal; Peter Altenberg; Rußlands Gegenrechnung; Erklärungen von Lovis Corinth; Lied von Alfred Kerr u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg. Probenummer durch die Expd. Berlin W. 10, Victoriastraße 5.

„Deutsche Rundschau“. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Das Maiheft enthält: Das Fenster: Novelle von Lulu von Strauß und Torney; Novalis Reliquien. Von Ernst Heilborn; Anfänger der historischen Weltanschauung Niebuhrs. Von Wilhelm Dilthey; Friedrich der Große und Napoleon in ihren ersten Feldzügen und a. m. Einzelheft 2.50 Probehefte gegen 20 Pfg durch den Verlag Gebrüder Baetel, Berlin W. 35 A.

Xenien. Monatschrift für literarische Aesthetik und Kritik. Schriftleiter Paul Runab. („Xenien-Verlag“, Leipzig). Heft 6 enthält: Georg Hecht: Goethe und Darwin; Edmund Reimer-Tronhede: Der Enterbte des Denkmals: Feine; Rich. Rahner: Ueber „Das gefährliche Alter“; literarische Berichte von Hans Benzmann, Josef Pellinet, Paul Runab u. a. Das Einzelheft kostet 40 Pfg.

RAPALLO Ital. Riviera
:: Riviera Splendid-Hotel ::
Ersten Ranges. Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

München. Hotel Europäischer Hof.
Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
Restaurant. Auto-Garage. Besitzer Hans Hübner.

Lausanne Alexandra Gd. Hotel.
Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Alumnat der berechtigten Realschule Blankenburg-Harz

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
Aufnahme jederzeit. .. Prospekte kostenfrei.

Rhotert, Direktor.

Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
am Hauptbahnhof
Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer
von M. 2.— an. W. Bopp, Besitzer.

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
= Lokalbahn ab Jossa. =
Königlich Bayerisches Mineralbad.
Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Harnleidende, seit Jahrhunderten mediz/n. bekanntes Stahl- u. Moorbad.

Wernerer Quelle hervorragend heilkräftig bei harn-
saurer Diathese, bei Gicht, Nieren-,
Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen
Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. Sinnberger Quelle
bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens,
Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prächtige, waldrreiche
Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. Prospekt gratis
durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

Karlsbad Saisonganzjährig 1910: 68324 Kurgäste ::
oooooooooooooooo 200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz
und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostata-
leiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fett-
leibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheuma-
tismus. harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und BADEKUREN
5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlensaure-, Sauer-
stoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder,
Dampfkasten- und Einzeldampf-bäder, elektrische Licht- und
Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilanstalten, schwe-
dische Heilgymnastik, Massage

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.
Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
Der Stadtrat.

Aufruf!

Durch ganz Deutschland geht der Kampfruf gegen die Schundliteratur, die dem Volke Millionen entzieht und Herz und Sinn ihm verdirbt. Mit der Bekämpfung des Schundes allein ist es aber nicht getan. Die größere Kultur Aufgabe unserer Zeit lautet: Ersatzmittel zu schaffen für schlechte Lektüre. Darum hat sich eine deutsche Kulturgesellschaft gebildet, eine große Lesegemeinde, die Deutschland, Oesterreich und die Deutschen des Auslandes umfaßt und bereits Tausende von Mitgliedern zählt. Die Gemeinde will die Verwaltung der deutschen Geisteskräfte in die Hand nehmen und jedermann, besonders auch der heranwachsenden Jugend zwischen Schule und Beruf, die besten Werke der deutschen Dichter, Denker und Forscher in regelmäßigen Publikationen billig liefern.

Wir bitten alle Kreise durch Beitritt uns bei dieser Aufgabe zu unterstützen. Der Jahresbeitrag beträgt M. 6.—, wofür wöchentlich ein 16 Seiten starkes Quartheft des Vereinsorgans „Die Lesef“ (Literarische Zeitung für das deutsche Volk) und halbjährlich ein zirka 160 Seiten starkes, gebiegen ausgestattetes Buch kostenfrei ins Haus geliefert wird. Die Zahl der Gratisbücher vermehrt sich mit der Zahl der Mitglieder. — Minderbemittelte können den Beitrag vierteljährlich M. 1.50, monatlich 50 Pfg., wöchentlich 12 Pfg. entrichten. — Verlangen Sie Aufklärungs- u. Werbeschriften gratis und franko vom

**Vorstande des Vereins „Die Lesef“ G. B.
München 84, Rindermarkt 10.**

Gest. ausschneiden und in offenen Kuvert für 3 Pfg. einlegen.

**An den Vorstand des Vereins „Die Lesef“
München 84, Rindermarkt 10.**

Der Unterzeichnete interessiert sich für die Sache der „Lesef“ und wünscht gratis und franko die Zusendung von Aufklärungs- und Werbeschriften, ohne damit eine Verbindlichkeit zur Erwerbung der Mitgliedschaft zu übernehmen.

Ort und Datum: Name und Beruf:

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt. Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe, Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.** kostenlos vom

Residenzhotel Posen

Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
Restaurant mit vorzüglicher Küche.

BEX - LES BAINS VILLARS
.. GRYON ..

ARVEYES - CHESIÈRES - LES PLANS

Solbäder und Luftkurorte der waadtländlichen Alpen
verbndn. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das
Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone.
Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet.
Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhaus.

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont höh. Töchterpens., bestempf. f. Haush., prakt. u. theoret., einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik, Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch. Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon. Deutsch. u. ausländ. Lebr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref.
Frau Helly Wilken.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungsheim f. jed. Alter. Vorber. z. Abitur. jegl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr. Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs. Sorgf. Erz. **Herri. Wald, See.** Rf. Prosp. **Villa Marten.**

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD

Steiermark

Aerztl. Leiter: **Professor Dr. E. v. Düring.** — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Budapest = **Hotel Bristol**
Donaukorsó, vornehm — modern
Preise mäßig.

Bad Harzburg □ **Hotel Monopol**
vermale Beckmanns Hotel.
Direkt a. Walde u. d. Elchen. Telefon 805. Sommer u. Winter geöffnet.
Logis I. 2.50, II. 2.—, III. 1.50. Volle Pension inkl. Zimmer v. 5 M. an.
Gustav Kahl.

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privatbad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo
Frankfurt a. M.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldrungen i. Th.,
direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
à 8,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstrouter, Heldrungen**

Dr. Korach, staatlich konzessionierte Vorbereitungs- u. Pensions-Anstalt für isr. Knaben
Nirschberg, Schles. Vorbereitung für **Einj. - Freiwilligen-**
die die
Prüfung und für alle anderen Examina,
Wilhelmstr. 61. Tel. 329. sowie für alle Klassen der höh. Lehraut.
Gewissenhafte Aufsicht . . Beste Erfolge.

BAD BERKA bei Weimar.

Moor-, Sand- und Kiefernadelbäder etc.
Karl-August-Brunnen.
Neues modernes Padehaus. Grosser Kurpark.
Herrliche weitausgedehnte Waldungen (5557 ha).
Illust. Prospekte gratis durch **die Badeverwaltung.**

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Rsg.
(früher Sanatorium Schreiberhau)
Physikalisch-diätetische Hellmethode
Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
Das ganze Jahr geöffnet. :: **Drei Aerzte.**

Jahns

Handelslehreanstalt u.
Einjährigen - Institut

Klingenthal i. Sa.
Gegr. 1897.

Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr.
Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere
Abteilungen zur sicheren Erlangung des
Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ.
Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte.
Epochale individuelle Lehrmethode. . .

Sämtliche
Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung.
Pensionat. . . Prosp.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 15. * 29. Mal.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pflanzburg No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (exkl. Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Oberbarr-Krowein, Verlag, Charlottenburg, Bülowstraße 6. Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, Nr. 21, Greifelderstr. 3. Telef.: Amt No. 6115. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonparcillezeile 50 Pfg.

Inhalt: Ein Opfer des Fortschritts. Von Franz Pfemfert. / Kopfarbeiter — organisiert euch! Von Otto Corbach. / Gurliitt's Erziehungslehre. Von Robert Seidel. / Glossen. / Das Letzthaus. Ballade von Georg Heym. / „Die neueste Malerei“. Von Arthur Segal. / Elfe Lascher-Schüler. Von Arthur Drey. / Eier. Von Kurt Hiller. / Fremde Vögel. Von Robert Jentsch. / Einige Worte über Puschkin. Von Gogol. / Karneval. Von Alfred Richard Meyer. / Georg Heym-Abend. Von Anselm Kueft. / Der Alligator. Von Viktor Sadwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Publikationsorgan der Organisation der Intelligenz für Deutschland

Ein Opfer des Fortschritts

In der Serie der Reichskanzler, die das deutsche Volk nach Bismarck erlitten hat, ist Bethmann Hollweg der Mäglichste. Seit seinem Einzug in der Wilhelmstraße hatten die Redakteure der freiwilligen und der unfreiwilligen politischen Wipblätter, denen bei der Charakterlosigkeit des öffentlichen Lebens und bei der Armseligkeit der politischen Bühne (die durchaus keine moralische Anstalt darstellt) der Stoff auszugehen drohte, herrliche Tage. In Bethmann Hollweg war ihnen ein fleißiger Mitarbeiter erstanden. Das deplaziert Tragische dieser Zeiterscheinung, die unter allen Umständen ernst genommen sein wollte, bot dem Humoristen einen gewaltigen Stoff. Jetzt werden sich unsere Wipblätter nach einem Erzählmann umsehen müssen.

Die Tage Bethmann Hollwegs sind gezählt. Aber tragikomisch, wie sein Wirken als Kanzler, ist auch sein Ende. Der Philosophie der Tat wird als ein Opfer des Fortschritts in der Verfallgeschichte Preußen-Deutschlands fortleben Er, der aus der Unfähigkeit, seinen Beruf auszufüllen, den stärksten Beweis für seine innere Berufung herleitete, der ein nationales Ereignis zu sein wähnte und doch nur ein kleiner Störenfried war, Herr Bethmann Hollweg stirbt für den Fortschritt, dem er nie gelebt.

Herr Bethmann Hollweg als Verteidiger des Fortschritts . . . Wir haben dem tappischen Junker aus Januschau, der als der ehrliche preussische Konservative anzusprechen ist, schon manches gute Wort zu danken. Er ist es gewesen, der vor Jahresfrist dem deutschen Bürger den Wert des deutschen Reichstags klar machte: Ob zehn Grenadiere und ein Leutnant in den Reichstag kommandiert werden oder nicht, davon hängt unsere ganze konstitutionelle Herrlichkeit ab. Wir besitzen eine Konstitution, gemildert durch Kanonen. Jetzt hat er uns gezeigt, wie unsere Regierung und deren Handlanger heute küssen, was sie gestern bespeien. „Herr v. Rheinbaben hat erst eine glänzende Rede gegen die Erweiterung der Erbschaftsteuer und dann eine ebenso glänzende dafür gehalten.“ Und Bethmann? „Bismarck hat drei Kriege geführt, das ist etwas anderes, als wenn irgend einer . . .“ Damit ist dem Sonntag-

philosophen das politische Todesurteil gesprochen . . . Damit ist dem Kanzler seine Bedeutungslosigkeit vor aller Welt bescheinigt worden. Und dann folgt der heftigste Schlag: „Wir Konservative können nicht mit der Sozialdemokratie über die Stellung des Kaisers verhandeln. Das verbietet uns der Respekt vor der Krone, solange die kaiserliche Standarte über dem Schlosse in Berlin weht.“

Es ist falsch, wollte man den Oldenburg humoristisch nehmen. Schon die Wirkung, die sein Angriff auf Bethmann Hollweg ausübte, sollte die Lacher verstummen machen! „Mit allen Zeichen tiefster Erregung antwortete der Kanzler“ (erzählen die Reichstagsberichte). Was hat er zu sagen gehabt? Nie hat er sich hilfloser gegeben: „Die Konservativen wollen auf dem Standpunkt von 1879 stehen bleiben. Ich halte es für notwendig, einen Schritt vorwärts zu machen. Die Zukunft wird lehren, ob diejenigen recht haben, die still stehen wollen, oder die, welche vorwärts gehen. Ich wüßte nicht, inwieweit ein geschlossenes Vorwärtsgen im Widerspruch stehen sollte mit den alt-preussischen Traditionen.“

Das war alles. Erscholl stürmisches Gelächter ob dieser Antwort? Das Stenogramm meldet: „Lebhafter Beifall links.“ Der reaktionärste Kanzler faselt von seinem Willen zum Vorwärtsschreiten — und die Linke spendet lebhaften Beifall.

. . . Aber diese (unverständliche) Sympathieumgebung der Linken wird dem Kanzler mehr schaden als nützen. Seine Tage sind nach dem Vorstoß der Junker gezählt. Der Fall ist typisch für unsere politischen Zustände: er zeigt die Ohnmacht des Volkes und die Allmacht unserer Ostelbier. Die Kanzlerherrlichkeit dieses Wegangenen war (wie die Herrlichkeit preussischer Minister überhaupt) durch keinen Volkswillen zu gefährden. Je kulturwidriger das Denken und Trachten dieses Regierungshelfers sich äußerte, um so fester saß er im Sattel. Jetzt verirrte er sich einen Schritt vom Wege — und er muß auf der Strecke bleiben . . . als Opfer des Fortschritts . . .

Original Franz Pfemfert.

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kopfarbeiter — organisiert euch!

Noch jede große geistige Bewegung hat mit einer niedererenden Wirksamkeit angefangen. Immer waren die Bahnbrecher einer solchen zugleich Verkünder neuer Einheitsgedanken, und diese Einheitsgedanken enthielten stets Gebote der Demut; von den Bevorzugten und Ausgezeichneten wurde gehescht, daß sie sie sich nicht mehr dünken sollten als die Gemeinen und Verachteten. Es geht daraus hervor, daß menschliche Gemeinschaftsgefühle nur durch Ueberwindung von Abneigungen entstehen und sich ausbreiten. Die erste Regung gegenüber einem Fremden, einem, der außerhalb der Sippe oder Zunft oder andern Verbindung, der man selbst angehört, steht, ist regelmäßig ein feindseliges. Deshalb wird der Fremde zunächst entweder gemieden oder bekämpft, bis man eines Tages erkennt, daß es für beide Teile besser ist, sich zu vertragen und seine Kräfte für gemeinliche Zwecke zu vereinen. Darin beruht ja das Geheimnis des Sieges der christlichen Kultur über die antike. Eine barbarische Wüste war dem Athenier die übrige Welt außer Griechenland, und die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, als sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten als römische Bürger und römische Sklaven. Erst mit dem Christentum kam ein Völkerver- und Rassengegensätze überwindendes Kulturideal auf, das, was man auch sonst von den schädlichen Begleiterscheinungen seiner Ausbreitung sagen muß, im ganzen das Menschengeschlecht seiner Einigung einem großen Schritt näher gebracht hat.

Weil nun alle Verkünder von Lehren, die bestimmt sind, neuen starken Einheitsgedanken Anhänger zu werben, als Frühgeburten kommender Zeiten sich fühlen, deshalb pflegen sie einer Mittelwelt, die sie nicht versteht, zum Trost sich und ihren Jüngern oft Namen beizulegen, die Gefühlen der Verachtung oder des Spottes ihre Entstehung verdanken. Das paßt ganz zu dem Gebot einer Demut, die im Grunde ein verkappter Stolz ist, ein Stolz, der im Vorgefühl der Bedrückung, die das, was man vertritt, einmal haben wird, alle Auszeichnung verachtet, die eine nichtswürdige Gegenwart zu verleihen vermag. Um nur einige Beispiele zu nennen, so taufte sich der Geusenbund selbst nach dem Spottnamen *les gueux*, benannten sich die Jakobiner selbst *Sansculotten*, und das Wort „Lory“, womit die englischen Konservativen ihre Partei benennen, bedeutete in Irland einst eine Art schäbiger Diebe. Und so ist es auch zu verstehen, daß Marx, als er die moderne Arbeiterbewegung ins Leben rief, das Lösungswort ausgab: Proletarier aller Länder vereinigt euch! In dem Worte Arbeiter, dessen Ehrenrettung damals noch nicht so weit gediehen war wie heute, steckte ihm nicht Verachtung, nicht Würdelosigkeit genug. Die denkbar erbärmlichste Benennung für den vierten Stand schien ihm am geeignetsten zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls in einem Kampfe, der nach seiner festen Ueberzeugung mit der vollständigen Ueberwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung enden soll.

Die heutige Stärke der Sozialdemokratie ist ein Beweis, wie gut Marx tat, als er die Handarbeiter unter so würdelosem Sammelnamen zusammenfasste. Man braucht nur an das Zunftwesen des Mittelalters zu denken, um zu verstehen, daß sich auch die Welt der Handarbeiter durch Rastengeist zerklüftet vorstellen läßt. Wenn heute Angehörige der unterschiedlichsten Handarbeiterberufe stolz darauf sind, gemeinsam einer großen internationalen Proletarierarmee anzugehören, so ist das nicht ein unbedingt notwendiges Ergebnis der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, sondern ein Verdienst des Marxismus.

Wer immer noch leugnet, daß unsere Handarbeiterschaft durch den Marxismus viel erreicht hat, viel mehr als die große Mehrheit des Bürgertums durch irgendeine ihrer Parteien, der braucht nur die Lage der Kopfarbeiter mit der der Handarbeiter zu vergleichen, um sich eines Besseren zu belehren. Längst hat die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung auch für die Welt der Kopfarbeiter Verhältnisse geschaffen, in denen das Ideal, das einst die französische Revolution über das Lohschrieb, durch das der dritte Stand in das Zeitalter seines Aufschwunges einzog: „*La carrière ouverte au talent*“, zu einer Frage geworden ist. Für unsere Industrie sind die Zeiten der Männer aus eigener Kraft, der Ritter der Arbeit, vorüber, und in den kaufmännischen Kontoren wird den Lehrlingen mit dem Lehrvertrag nicht mehr der Marschallstab ausgehändigt. Nicht nur, daß die modernen Großbetriebe es immer unmöglicher machen, auf Grund neuer Ideen neue selbständige Unternehmungen ins Leben zu rufen; die Männer, die an der Spitze unserer Riesenbetriebe stehen, richten auch ihr Augenmerk für ihre Nachfolgerschaft und die ihrer Mitarbeiter immer weniger auf den Nachwuchs schlechtweg, sondern auf den Nachwuchs ihrer Nähe, ihres Kreises, ihrer Nachkommenschaft. Auf diese Weise kommt eine Bettlern- und Gürtlingwirtschaft auf, die, wie eine gefährliche Krankheit, an den Mittelpunkt modernen Wirtschaftslebens einsetzt und von da rasch weiter um sich greift. Von den Männern, die unsere Industrietapitane oder Gründer großer Handelsunternehmungen ersetzen sollen, wird immer weniger verlangt, daß sie mit dem Wagemut der Jugend neue Bahnen einschlagen und für die neuen Mittel, die für neue Zwecke erfordert werden, ein Heer neuer Talente ausbilden und organisieren; sie sollen in der Regel nur noch mit den einmal geschaffenen Methoden der Führung, der zur Praxis gewordenen Staatskunst vertraut sein. „Auf dem unpersönlichen demokratischen Arbeitsfelde“, schreibt Dr. W. Rathenau in der „Neuen Freien Presse“, „dem der wirtschaftlichen Führung, wo jedes törichte Wort kompromittieren, jeder Mißerfolg stürzen kann, wo das souveräne Publikum einer Aktionärversammlung satzungsgemäß über Ernennung und Absetzung entscheidet, hat im Laufe eines Menschenalters sich eine Oligarchie gebildet, so geschlossen, wie die des alten Venedig. Gegen dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung.“

Begreift man nun, warum im modernen Wirtschaftsleben die Nachfrage nach umfassend ausgebildeten Arbeitskräften außerordentlich gering ist, warum immer weniger Talente und immer mehr Handlanger verlangt werden, ausführende Kräfte, die nach Dispositionen oder Schablonen arbeiten? Die Kopfarbeiter haben es zumeist noch nicht, jedenfalls erst unzulänglich begriffen. Was bedeuten ihre Organisationen gegenüber denen der Handarbeiter? Es fehlt die einheitliche Grundtendenz. Demokratische und aristokratische Bestrebungen laufen nebeneinander und durcheinander, und jede große Gruppe ist in Grüppchen gespalten, bei denen alle möglichen Kreuzungen politischer Grundsätze vertreten sind.

Erwägt man, daß gesellschaftliche Bedingungen den Beamten, den Handlungsgehilfen, den Ingenieur, den Chemiker usw. von vornherein mit einem viel größeren Aufwand für Kleidung, Lebenshaltung, Erziehung der Kinder belasten wie den Handarbeiter, so wird jeder zugeben müssen, daß heute geistige Arbeit verhältnismäßig schlechter entlohnt wird als körperliche. Dazu können die Kopfarbeiter fast täglich die Erfahrung machen, daß die Direk-

tionen ihren Klagen gegenüber ebenso gleichgültig bleiben, wie sie die der Handarbeiter achtungsvoll anhören und zu berücksichtigen trachten.

Nur unendlich langsam bricht sich in den Kreisen der Kopfarbeiter der Gedanke der Gemeinsamkeit ihrer Lage Bahn; überall wird er durch das Bestreben einzelner Gruppen, etwas Besonderes vorzustellen, gehemmt. Beamte und Lehrer, Handlungsgehilfen und Techniker, Schriftsteller und Schauspieler — sie leiden alle unter dem gleichen großen Uebel, daß ihre besten Kräfte zum Schaden der Allgemeinheit brach liegen müssen, weil sie von wenigen leitenden Köpfen abhängen, die oft weder über Sinn für neue Möglichkeiten der Kulturentwicklung, noch über die erforderliche Tatkraft verfügen, diese auszunützen. Was könnten die Lehrerverbände nicht leisten für die fortgesetzte Uebertragung neuer pädagogischer Erkenntnisse in die Praxis! Statt dessen läßt man die Summe vielseitiger Erfahrungen und Kenntnisse, die sich in ihnen ansammelt, vollständig verkümmern. Es gibt einzelne Fürsorgeanstalten, Erziehungsheime, und Privatschulen, wo gebiegenen modernen Pädagogen Gelegenheit geboten ist, neue Wege mit ungeahntem Erfolge zu gehen. Die Lehrer möchten sie nachahmen, aber sie dürfen es nicht. Was läßt sich nicht alles von einer Mitwirkung der Lehrerverbände an einer gründlichen Verwaltungsreform erwarten? Statt dessen werden sie ganz ausgeschaltet. Unser Bildungswesen ist nachgerade ganz zu festen Formen erstarrt, denen die Redakteure und Mitarbeiter ihre geistigen Erzeugnisse anpassen müssen, statt daß sie durch das, was sie schreiben, der Presse das Gepräge geben. Und wenn es heute noch jemandem, wie dem Herrn Dr. Viman, dem „armen Horik“, mit den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ gelingt, zu beweisen, daß sich ein Blatt durch die Art seiner redaktionellen Leitung geschäftlich in die Höhe bringen läßt, so kann man sich darauf verlassen, daß er sich begnügt, politische Charakterlosigkeit in gläserne Gewänder zu hüllen. Für Experimente mit politischem Charakteren gibt sich das das Bildungswesen befruchtende Kapital nicht mehr her. Auf allen andern Gebieten geistiger Arbeit ist es ähnlich bestellt. Wissenschaftlich umfassend ausgebildete Chemiker müssen in der Praxis Arbeiten verrichten, für die auf der Universität ein geschickter Laboratoriumsdiener ebenso brauchbar wäre. Der Möglichkeiten, ihr Können dem Kulturfortschritt dienstbar zu machen, gibt es unermesslich viele; es fehlt nur an Führern, die diesen Möglichkeiten gewachsen sind.

Wären alle Kopfarbeiter in Gewerkschaften organisiert wie die Handarbeiter, und in so einheitlicher, demokratischer und zusammenhängender Weise wie diese: es wäre ein Reiches, ohne Erschütterung der bestehenden Ordnung, ohne eine „Expropriation der Expropriateure“, auf friedlichen Wegen, zu einer neuen Kultur mit ungeahnten Möglichkeiten fortschrittlicher Entwicklung auf allen Gebieten menschlichen Strebens zu gelangen.

Otto Corbach

Gurlitt's Erziehungslehre*)

Von Robert Seidel.

Robert Seidel ist der bedeutendste Erziehungsreformer der Schweiz. Er ist der erste, der für den Arbeitsunterricht eintrat. Von ihm haben die Schulen, auch Amerikas, die ersten Anregungen für ihren jetzt so vorbildlichen Handfertigkeitunterricht. Es ist nicht ohne Interesse zu hören, wie er sich zu Gurlitt's Pädagogik stellt. Vorher muß man noch wissen, daß Robert Seidel vom Handwerk herkommt.

*) Ludwig Gurlitt, Erziehungslehre, Berlin, Wiegand & Grieben (O. R. Sarasin), 353 Seiten, broschiert M. 8.—, gebunden M. 7.50. Schönes Papier, großer, klarer Druck.

Er war Webergehilfe in Sachsen und ist jetzt Vorsitzender der Stadtverordneten und Dozent an der technischen Hochschule in Zürich — gewiß eine staunenswerte Entwicklung.

Wer sich in den letzten zehn Jahren mit der pädagogischen Literatur Deutschlands beschäftigt hat, der kennt Ludwig Gurlitt. Er kennt diesen Mann als einen mutigen und starken Reden im Kampfe gegen die preussische Schulbureaucratie und gegen das philologisch-historische Gymnasium im besondern, sowie gegen die Naturwidrigkeiten der passiven Lernschule überhaupt.

Wer man kennt Ludwig Gurlitt nicht nur, sondern man liebt ihn, und das ist mehr. Man liebt ihn wegen seiner Frische, wegen seiner Freimütigkeit, wegen seines Beharrernutes und wegen seiner Unmittelbarkeit. Man liebt Gurlitt selbst noch da, wo er irrt, weil sich mit seinen Irrtümern so viele gute Wahrheiten, so viel Liebe zu Volk und Kindern und so viele treffliche Grundsätze gatten.

Wenn man ein solch lieber und starker Mann eine „Erziehungslehre“ auf den Büchermarkt bringt, so greift man danach, um zu sehen und zu hören, wie er sich das Ganze der Erziehung in Haus und Schule, in Gesellschaft und Staat vorstellt, denn Gurlitt zu lesen, ist immer anregend und erfrischend.

Was sagt nun Gurlitt selbst von seinem Werte? Er sagt im Vorwort: „Es ist daran nichts fein Ausgeklügeltes, nichts Zusammengelesenes, nichts methodisch Konstruiertes, sondern alles selbst erlebt, selbst empfunden und selbst geformt“.

Ja, so ist's! Gurlitt redet wahr. Sein Werk ist aus eigenen Beobachtungen, aus eigenen Empfindungen, Gefühlen, Gedanken und Erlebnissen hervorgegangen, und es ist nicht nachgeschrieben und zusammengetragen aus hundert Büchern. Ein solches Werk eines im Kampfe gereiften Mannes sollst du lesen und prüfen, auch wenn es nicht in allem deine Zustimmung findet.

Gurlitt sagt mit vollem Recht, sein Werk sei aus seinem Leben hervorgegangen. Wer also Gurlitt's Werk recht verstehen und gerecht beurteilen will, der muß dieses Mannes Lebensgang kennen. Er muß wissen, daß dieser Mann, wie er in der Vorrede zu seiner „Erziehungslehre“ selbst sagt: „25 Jahre streng philologisch gelebt hat“. Er muß ferner wissen, daß dieser Mann nach diesem strengen philologischen Leben alle traditionelle, papierene Schulweisheit und Schulpädagogik von sich geworfen hat. Und er muß schließlich wissen, daß dieser Schriftsteller endlich auch den Mauern und Fesseln eines preussischen Gymnasiums enttrinnen konnte, um ein neues bürgerliches und geistiges Leben in Freiheit und Ungebundenheit in des Wortes bester Bedeutung zu beginnen.

Gurlitt jubelt über diese äußere und innere Befreiung und er empfindet sie freudig als körperliche und geistige Gesundung.

Wir empfinden diese Gesundung lebhaft mit ihm, und wir jubeln mit ihm über das Glück seiner Befreiung, aber wir wissen aus eigener Erfahrung, daß man in solcher Freude, bei solchem Glück und solcher Wandlung leicht, sehr leicht in die Irrtümer verfällt, die den bekämpften und überwundenen Irrtümern entgegengesetzt sind.

Das ist in der Tat Herrn Gurlitt in seinem trefflichen Werte passiert. Er hat in seinem Leben das herrschende preussische pädagogische Schulsystem überwunden und verherrlicht nun in seinem Werte die Systemlosigkeit; er hat in seinem Leben die Wandelbarkeit der Unterrichtsmethoden und Erziehungslehremeinungen erfahren und verkündet nun in seinem Werte, es gebe keine allgemeine Erziehungslehre und jed' Zeit werde sich die

Erziehung nach eigenen Bedürfnissen umgestalten (NB. und damit hat er doch gewiß recht); er hat in seinem Leben die schweren Schäden der Massendressur zu Ruchrichtigen und Untertanen in den preussischen Schulen erkannt und empfunden und betont nun in seinem Werke zu sehr den individuellen Persönlichkeitsbegriff und zu wenig den Sozialmenschenbegriff; er hat in seinem Leben die Unnatur und Unfreiheit der Schule der Monarchie eingesehen und predigt nun in seinem Werke die Freiheit einer natürlichen Erziehung, die der Natur zu viel Güte und zu viel Weisheit zuschreibt, und die, theoretisch wenigstens, dem Kinde zu viel Freiheit gibt.

Diese paar Beispiele sollen nur die weiteren Ausschläge des Pendels nach der entgegengesetzten Seite zeigen und dartun, wie Gurlitt's Werk ein Gegenbild der preussischen Mittelschulbildung ist. Gurlitt's schönes Werk ist weit mehr eine in der Hauptsache vortreffliche Kritik der heutigen preussischen amtlichen Pädagogik und des preussischen Schulwesens, namentlich des Mittelschulwesens, als es eine Erziehungslehre unserer werdenden „Zeit“, das heißt, der sozialen und politischen Zukunft ist. Es ist viel mehr eine solche treffliche Kritik, als es eine Erziehungslehre im Sinne einer allgemeinen Zusammenfassung aller guten Reformgedanken und einer allgemeinen Wertung, Anordnung, Einordnung und Abgrenzung der Zwecke, der Mittel und der Anstalten der Erziehung und Bildung in Haus, Schule, Gesellschaft und Staat der neuen Zeit, der werdenden Zeit, der Zukunft ist.

Gewiß, Gurlitt hat ganz recht, daß sich jede Zeit ihre Erziehungslehre bildet, aber dieser Begriff „jede Zeit“ umfaßt Jahrhunderte, er umfaßt die Zeit der Herrschaft einer Gesellschaftsform. Nun leben wir in einer werdenden Zeit, wir leben in einer werdenden Gesellschaft, und für diese kann eine allgemeine Erziehungslehre geschrieben werden und sie sollte geschrieben werden. Diese Erziehungslehre wäre die Pädagogik der Zukunft.

Kräftige Keime und herrliche Knospen zu einer Zukunftspädagogik sind in Gurlitt's Erziehungslehre vorhanden, aber in der durchaus berechtigten Opposition gegen die heutige preussische Pädagogik und gegen die heutige preussische Schule im Dienste der Kirche und des unfreien Staates wird Gurlitt so weit nach der Gegenseite getrieben, getrieben durch seine Empörung und seine reckenhafte Kampfesnatur, daß er in Uebertreibungen und Widersprüche gerät, so z. B. betreffend Rechte der Kinder und der Eltern und betreffend Moral und Geschlechtmoral. (Ob Seibel damit Recht habe, ist noch sehr die Frage! D. Red.)

Als wahrheitsliebende Befürworter des Gurlitt'schen Werkes sind wir verpflichtet, diese kritischen Bemerkungen zu machen. Sie sollen den Lesern des Werkes nur anzeigen, daß sie dieses gute und schöne Buch nicht ohne Gebrauch ihrer eigenen Vernunft lesen sollen. Herr Gurlitt selbst will das nicht, denn ihm sind alle gedankenlosen Nachbeter ein Grauel, und er verlangt ja immer und immer wieder Persönlichkeiten, d. h. freie Menschen mit eigener Gefühls- und Gedankenwelt. Solche aber werden das Werk Gurlitt's mit Freude und mit Gewinn lesen, denn es spricht ein guter, tüchtiger und kennnisreicher Mensch, Vater, Kinder- und Volksfreund aus ihm.

Gurlitt packt uns, Gurlitt reißt uns mit sich fort, Gurlitt erwärmt uns durch seine lebendige Darstellung, durch seinen klaren, männlichen Stil, durch seine Gründe, seine Bilder, seine Frische und Unmittelbarkeit. Wie plastisch weiß er die Schäden der preussischen Gymnasialpädagogik zu schildern, wie ergreifend stellt er das Elend eines für die Sprachen gering begabten Gymnasiasten und seiner

Eltern dar, wie tief und liebevoll hat er das Seelenleben der Kinder im Kapitel Kinderfehler erfaßt, wie warm und eindringlich verteidigt er die Rechte der Kinder, der Dienstmädchen und der Mütter, wie schön, vortrefflich und wichtig spricht er über Willensbildung, wie kraftvoll brandmarkt er alle konfessionelle und kastenmäßige Bildung, und wie frisch und frei tritt er für die allgemeine, alle Kinder des Volkes umfassende Volksschule, für die Erziehungsschule ein!

Das Buch ist voll Goldkörner, reich an Fruchtknospen und erfüllt von leuchtenden Wahrheiten und warmer Liebe. Wir empfehlen es allen denkenden Lesern aufs beste.

Glossen

Der Gesellschaft des frommen „Reichsboten“ und den christlichen Herrschaften überhaupt sei die Kritik eines Leitartikels empfohlen, den ein Pfarrer in der „Badischen Landeszeitung“, einem durchaus staatserkhaltenden Papier, erscheinen läßt. Der Geistliche wendet sich (wie jeder vernünftige Mensch) gegen die „Wohltätigkeits“-Komödie der „Blumentage“. Es würde besser sein, meint er, „wenn jeder Deutsche es für seine erste Ehrenpflicht hielt, zwecks der Steuererschätzung seinen Besitz wirklich nach bestem Wissen und Gewissen anzugeben, und nicht gegen besseres Wissen und Gewissen, so peinlich das in einzelnen Fällen sein mag“.

„... Aber ihr „Herren der Gesellschaft“ heißt es in der Strafpredigt wörtlich, „schämt euch nicht, den Staat zu belügen und zu betrügen, wo ihr könnt und wundert euch dann, wenn das Volk zu euch kein besonderes Vertrauen hat? Muß es endlich so weit kommen, daß noch empfindliche Haftstrafen festgesetzt werden für Steuerhinterziehungen? Wer untergräbt die Autorität? Etwa der, der als einfacher Mann einmal ein Wort zu viel redet oder der, der den Staat um so viel betrügt, daß ohne diesen Trug und Lug („Geld im Ausland“ usw.) Geld genug da wäre für die Bedürfnisse eines geregelten Staats?“

Die „Badische Landeszeitung“ ist ein Organ der Rationalliberalen...

Die „Blumentage“, diese letzte Verirrung sportsmäßiger „Wohltäter“ finden leider auch in der liberalen Presse willige Federn, die dafür Reklame machen. Es ist ernste soziale Pflicht gegen den Barmherzigkeits-Humbig energisch Protest zu erheben.

In Berlin ist aus Anlaß des auch hier geplanten Blumentages ein großer Kreis angesehenen Männer und Frauen, darunter insbesondere Persönlichkeiten, die in der Wohlfahrtspflege selbst tätig sind, zusammengetreten, um vor den Gefahren, die mit der Veranstaltung derartiger Sammlungen verbunden sind, eindringlich zu warnen.

Wir geben aus der Erklärung, die uns überhandt worden ist, insbesondere folgende Sätze wieder:

... Solche Veranstaltungen bringen, wie groß auch ihre finanziellen Erfolge sein mögen, doch mehr schädliche als heilsame Wirkungen hervor, denn sie schwächen den Sinn für absichtsvolle und wohlüberlegte Wohlfahrtsarbeit und erschweren die Erziehung der besitzenden und hilfsfähigen Volksklassen zu tieferem Verständnis und ernster Auffassung unserer sozialen Verhältnisse.

Die Wohlfahrts-Organisationen, denen vor allen anderen die Pflicht obliegt, das Gewissen aller Stände gegenüber dem von ihnen erkannten Elend zu wecken und zu schärfen, stellen diese Pflicht zurück, indem sie äußere Anreizungen benützen, um eine Gebelane anzuregen, die nichts weiß von der Arbeit am Elend selbst;

sie helfen dazu, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl zu verflachen, anstatt es zu vertiefen.

Die der Hilfe Bedürftigen werden durch diese Art der Sammlung verlehrt. Wir sollen ihrer Not mit heiligem Ernst begegnen und die Hilfe, die wir ihnen bringen wollen, nicht von öffentlichen Veranstaltungen abhängig machen, die nicht von solchem Ernst getragen sind.

In unserer sozial gerichteten Zeit muß, vermieden werden, bei Beschaffung der notwendigen Mittel zu Wohlfahrtszwecken, Vergnügungssucht, Eitelkeit und Ehrgeiz zu wecken oder zu nähren. Es müssen vielmehr Wege gesucht und es können erfahrungsgemäß auch Wege gefunden werden, auf denen ernstester Wille geweckt, gestärkt und zu segensreichen sozialen Taten geführt wird."

Aus der großen Reihe von Unterschriften seien genannt: Ed. Bernstein, Prof. Dr. R. du Bois-Reymond, Justizrat Breslauer, Vors. d. Verb. f. süd. Wohltätigkeitspflege, Dr. Flügel, Geh. Reg.-Rat, Vors. d. Ortsgr. Berlin d. Ges. f. soz. Reform. Geh. Rat Prof. Dr. W. Foerster, Prof. Dr. E. Franke, Soziale Praxis u. Bureau für Sozialpolitik, Dr. H. Fiedner, Prof. a. d. technischen Hochschule, Prof. Dr. Jastraw, Matthias, Direktor d. Agl. Blindenanstalt, Hugo Preuß, Stadtrat, Oberbürgermeister a. D. Knobloch, Direktor d. Hansabundes, Helene Lange, Vors. d. Allg. deutschen Frauenver., Dr. Alice Salomon, Frau Dr. Georg von Siemens, Dr. James Simon, D. Dr. Dr. v. Strauß und Torney, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Senatspräsident, Vors. d. Komitees d. Kinder-Rettungs-Vereins, Dr. Albert Südekum, M. d. N.

Bürger vor die Front! Sind wirklich die Sozialisten die einzigen Vertreter des Kulturfortschritts? Lebte wirklich im Bürgertum nichts mehr von dem Freiheitssehnen, das 1848 die Barrikaden zimmerte? Eben ist die konservative Presse daran, durch Verdrängung der Wahrheit eine Kriegsbegeisterung im Interesse einer günstigen Wahlparole zu veranstalten. Man sucht einen Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland wegen Marokko zu konstruieren. Die feudalen Kriegsbegeisterer schwärzen, Frankreich wolle gegen den Vertrag von Algerias die Unabhängigkeit Marokkos vernichten. Nun hat die französische Regierung zwar einwandfrei bewiesen, daß sie ausschließlich „das Mandat von Algerias“ ausführe, aber unsere Scharfmacher lassen von der Behauptung, Frankreich wolle Marokko zu seiner Kolonie machen, nicht ab — weil sie selbst eine Aufteilung Marokkos wünschen.

Die immense Kriegsgefahr, die diese Hege bedeutet, hat bereits das Proletariat zur Vorbereitung einer Gegenaktion veranlaßt. Zwischen der deutschen und der französischen Sozialdemokratie werden die erforderlichen Schritte vorbereitet.

Über es wäre traurig, wenn das freiheitlich gesinnte Bürgertum nicht auch seinerseits alle Maßregeln ergreifen wollte, die den Kriegsbegeisterern das Handwerk unmöglich machen können. Es wäre verfehlt, wollte man die Aktion ausschließlich dem Proletariat überlassen! Ein Krieg würde nicht nur das Proletariat schwer treffen. Das Bürgertum ist am Frieden im gleichen Maße interessiert. Will es seine Interessen wahren, will es vor allen Dingen im Namen der Kultur wirken, so hat es die Pflicht, alles zu tun, was eine Störung des Friedens unmöglich macht. Hier fiel das Wort vom „internationalen Liberalismus"! Wohlan! Freiheitliche Bürger aller Länder vereinigt euch! Ist erst die Kriegsfurie los, dann ist es zu spät! Bürger, vor die Front!

Die Dubrowskydebatte in der Schiedensammer für preussische Politik hat einen überaus kläglichen Verlauf

genommen. Es war eine Komödie schlimmster Art, die wir da erleben mußten, eine Komödie, bei der ein Mann wie Professor v. Biszt, der einst bessere Tage gesehen hat und der uns immer noch als Muster eines freiheitlich fühlenden Bürgers galt, eine Rolle spielte, um die ihm kein aufrechter Mann beneiden wird. Es war die Demaskierung des Stinksliberalismus, die da vor sich ging. Wer von unserem Fortschritt einen Aufschwung erhofft, der muß nach dieser Dubrowskydebatte schwer enttäuscht sein.

Herr Professor Biszt hat gerade in der letzten Zeit am eigenen Körper erfahren müssen, wie unsere Junker Mütter behandeln, die ihnen kultureller Regungen verdächtig scheinen: man hat Biszt, den Strafrechtslehrer, bei den Vorarbeiten zu dem neuen Strafgesetzentwurf völlig ignoriert. Jetzt, nach dem Auftreten dieses Fortschrittlichen in der preussischen Schiedensammer, können alle reaktionären Herzen ihm ihre Sympathie aussprechen. Pfui Teufel, war das eine miserable Haltung! Die Scharfmacherpresse blüht nicht mit Unrecht befriedigt auf die Rede des freisinnigen Interpellanten, der sich nicht allein damit begnügte, lendenlahm zu sein, der sich und seinen Ruf sogar soweit vergaß, daß er es fertig brachte, gegen Dr. Liebknechts tausende Peitschenhiebe die Regierung zu schützen. Pfui Teufel, Herr Professor v. Biszt! Sie haben der akademischen Jugend, die zu Ihnen emporgeblüht hat, einen schlechten Dienst erwiesen. Und Sie wollen noch sagen, wenn es nötig sei, würden Männer sich finden, um die „Reden an die deutsche Nation" zu halten? Wann waren diese Männer nötiger als jetzt, da es galt, die Universität von der Schmach der Polizeiaufsicht zu befreien? Die akademische Jugend Berlins hat mit verhaltenem Atem den Augenblick erwartet, wo diese Männer sich jetzt aus den Reihen ihrer Lehrer erheben würden. Auch auf Sie und besonders auf Sie, Herr Professor v. Biszt, hat diese akademische Jugend geblickt, erwartungsvoll, hoffnungsvoll. Sie haben diese Hoffnungen betrogen, Herr Professor, Sie haben nicht der Freiheit gedient, Sie haben die Freiheit, und nicht bloß die akademische, verraten. Verraten, um einer „sachlichen", „vornehmen" Geste willen!

Wenden Sie nach Rußland, Herr Professor! Sehen Sie wie dort Professoren für die Ehre der Hochschulen kämpfen! Wie sie die Lehrstühle verlassen und politische Verfolgungen willig ertragen, um der akademischen Jugend im Kampfe gegen ein Polizeiregime beizustehen. Dort regiert nicht die Furcht vor einem Geheimerlaß, der nur im Hrn der Universitätsbehörden existiert. Dort regieren nicht einmal existierende Geheimerlässe! Dort kämpfen Männer gegen alle Reaktion um die Ehre! In Preußen-Deutschland dienen die, so als die Besten galten, einer parlamentarischen Geste.

Hören Sie, Herr Professor v. Biszt! Sie haben zu den Wenigen gehört, die uns ein Erwachen des alten Bürgerstolzes zu gewährleisten schienen. Sie und Albert Träger und Schrader und Friedrich Raumann (der Agitator). Seit der Dubrowskydebatte gehören Sie nicht mehr zu diesen Wenigen. Sie sind uns eine Zukunftsgarantie gewesen. Aber selbst wenn Sie sich künftig in Volksversammlungen radikal geben: wir glauben Ihren Worten nicht mehr.

Die Lehrer haben versagt. Wird die akademische Jugend sich aufraffen? Werden die Entrüstungsschreiben an die Redaktionen die einzigen Rundgebungen bleiben? Die akademische Jugend hat das Wort. Wir rufen sie zum Kampf! Sie soll dem Auslande zeigen, daß in ihr ein Funken von Freiheitsgefühl lebt, daß sie Ehre im Leibe hat. Oder sind wir wirklich so feig, so erbärmlich feig, daß wir jede Schmach schweigend ertragen?

Ein Pfui dem Duden hinter dem Ofen!

F. B.

Das Lettehaus oder Die Ballade vom gebrochenen Herzen

Das Lettehaus, ein stolzer Sandsteinbau,
in der Bahreuther Straße, rot und grau.
Balkone viel, die vor den Fenstern ziehn,
sieh dort die Mädchen, jung und wunderschön.

Das O viel fort. Das helle A vibriert
vor Euch, die ihr Balkon und Fenster ziern.
Ich schwang den Hut, ein armer Troubadour,
der ich mein Herz dort oben hoch verlor.

Das O entschwand. Das dumpfe U erscholl,
mein Herz war milder Liebe überfull.
Du Blaue dort, mit deinem blonden Haar,
du Rote, der ich treue Liebe schwor.

Hinaus das O. Das A der Qual ertönt.
Du winktest mir, da hell mein Herz gestöhnt.
Ich warf dir eine letzte Kußhand noch,
da, Mittwoch abend, ruck, mein Herz brach.

Wie morscher Bunder riß es mitten durch.
Schreibt mir doch einmal nach Charlottenburch,
Neue Kunststraße zwölf. Heilt mich geschwind,
der baumelt bald im düstren Abendwind.

Georg Heym.

„Die neueste Malerei“

Eine Erwiderung von Arthur Segal.

Der Artikel Bovis Corinth's im „Par“ gegen die moderne junge Kunst hat wieder einmal gezeigt, wie rein menschlich es ist, daß das Alte sich gegen das Kommende wehrt, daß zwischen Alt und Jung stets Kampf sein wird!

Zwar mir persönlich ist es einstweilen noch unverständlich, wie Menschen und Künstler vom Range Corinth's es vergessen können, daß sie auch einmal jung waren und das Streben hatten, Neues in der Kunst zu bringen, auf noch ungedangenen Wegen zu gehen. Auch sie wurden von der Presse angegriffen, von älteren Kollegen verkannt, belächelt; auch ihnen wurde damals gesagt, sie befänden sich auf falschem Wege, ihre Kunst sei Manier und höchstens ein Uebergang. Denken wir nur an die Anfänge der alten Sezession! Männer, wie sie damals an der Spitze standen, wie waren sie frisch und jung. Begeisterung ging von ihnen aus und lebendige, befruchtende Kraft. Die Vorreden in den ersten Katalogen der Sezession haben einen ewigen, fortschrittlichen Gedanken zum Leitmotiv. Der Gedanke bleibt ewig jung, die Träger aber dieses Gedankens sind alt und müde geworden. Sie haben ihre Etappe in der Entwicklung zurückgelegt und können nicht mehr weiter. Keinem verständigen Menschen wird es einfallen, sie darum zu verachten. Alle Achtung gebührt ihnen, und in der Kunstgeschichte werden sie ihren Platz finden. Nun ist aber die Reihe an die Jungen gekommen, die Träger jenes Gedankens des Fortschrittes in der Kunst zu sein, und es bleibt der Zeit überlassen, zu zeigen, ob diese Jugend das ihrige zum großen Bau der Kunst beitragen wird. Prophezeiungen in dieser Beziehung sind immer unzulänglich.

Daß die neue Kunst ein Uebergang ist, ist wahr; ein Uebergang zu der nach ihr kommenden, ebenso wie die vorige ein Uebergang zu der heutigen Kunst war. Damit

ist aber nicht gesagt, daß die jetzige neue Malerei nicht auch ihre bleibenden Werte und Werke bringen wird, Werte, die die kommende Generation anerkennt, wie wir heute die Werte der Kunst vor uns anerkennen.

Alle Kunstanschauungen und Richtungen haben ihr „Großes“ geleistet. Es ist engherzig, sich objektiv gegen diese oder jene Richtung zu stellen. Der Neo-Impressionismus hat Großes gebracht und es ist unrichtig, ihn als unkünstlerisch hinzustellen. Nur wer das eigentliche Wesen des Neo-Impressionismus nicht kennt und die pointillistische Technik als den eigentlichen Kern desselben betrachtet, kann solch ein Urteil abgeben. Der Neo-Impressionismus ist eine ewige Wahrheit. Er bedeutet die Lösung des Lichtproblems mit Zuhilfenahme der wissenschaftlichen Beobachtung. Ebenso wie die Anatomie zur Kenntnis des Körperorganischen notwendig ist und auch dem Künstler Möglichkeiten gibt, ist der Neo-Impressionismus die Anatomie des Lichtes. Nicht der Neo-Impressionismus tötet die Individualität, sondern die geringe Individualität tötet den Neo-Impressionismus. Man lese, wie Segantini zum Neo-Impressionismus kam, und man muß von der künstlerischen Wahrheit desselben überzeugt sein. Segantini schreibt: „... Durch ein geöffnetes Fenster drang ein breiter Lichtstrom und fiel blendend auf geschnitzte Chorstühle — das war das Motiv, welches ich in Tönen wiederzugeben suchte; hauptsächlich wollte ich den vollen Lichteffect erreichen. Plötzlich begriff ich, daß man durch das Ineinanderreiben der Farben auf der Palette weder starkes Licht, noch Naturwahrheit erzielen konnte — deshalb versuchte ich sie unvermischt — einzeln — zwar in demselben quantitativen Verhältnis wie bei der Mischung, aber getrennt nebeneinander auf die Leinwand zu setzen, es dem Auge des Beschauers überlassend, sie zu verbinden, indem er sie aus der richtigen Entfernung betrachtete. — Dadurch entstand ein Vibrieren der Töne, welche damit leuchtender, luftiger und wahrer wirkten. — Heutzutage ist dies Ergebnis längst durch die Wissenschaft bestätigt worden und gar viele Maler aller Länder und Zeiten haben schon vor mir dieselbe Intuition gehabt. . . Der allererste war Beato Angelico. In mir hat sie sich auf völlig natürliche Weise durch mein gewissenhaftes Studium der Natur entwickelt, so daß sie zu meiner ganz individuellen, ungekünstelten Farbenwiedergabe gelangte.“

Ich nenne Segantini, um zu zeigen, daß auch reine künstlerische Intuition zum Prinzip des Neo-Impressionismus geführt hat. Im Gegensatz zu Seurat, der die wissenschaftliche Wahrheit in die Kunst hineintrug, trotzallem aber Werke geschaffen hat, die unvergänglich vom Standpunkt ihres künstlerischen Wertes sind, — ebenso wie Signac's Werk.

Segantini hat durch seine Meisterwerke bewiesen, daß der Neo-Impressionismus die größten künstlerischen Aufgaben lösen kann. Nur diejenigen, die die äußere Technik zum Selbstzweck machten, haben es erzwungen, daß der Neo-Impressionismus so mißverstanden wird. Es ist unrichtig, daß er im Absterben begriffen ist; man beschäftigt sich heute eben weniger mit Lichtproblemen als mit dekorativen Problemen in der Malerei. Wenn die Entwicklung wieder das Lichtproblem in den Vordergrund drängen wird, dann wird man zum Neo-Impressionismus zurückgreifen als einer bestehenden Wahrheit, wird sie nur weiter aufrollen.

Der Neo-Impressionismus erweckte zum ersten Mal die Freude an der reinen Farbe als Selbstzweck. Durch die Teilung kam man auf die Teile selbst. Und wenn man durch die Teilung und Nebeneinandersetzung der ver-

schleichen Farben einen Natureindruck wiedergab, so bekam man auf der anderen Seite ein ungemein harmonisches, augenerfreuendes Farbenspiel, das auf die farbige Dekoration und auch seinerseits auf die dekorative Kunst führen mußte. So kam zum ersten Mal die Farbe ihrer selbst wegen zur Geltung. Nie vorher war die Farbe Selbstzweck, wie es die Form oft war. Wieviele neue Entwicklungsmöglichkeiten dadurch gegeben werden, liegt auf der Hand. Was bereits Großes in diesem Sinne geleistet worden ist, wird man in einiger Zeit erkennen.

Man macht den Jungen den Vorwurf, die Franzosen nachzuahmen. Das ist einseitig unrichtig, andererseits wäre die Sezession selber daran schuld, - wenn man es eine Schuld nennen kann, das Neue in der Kunst, ganz gleichgültig wo es herkommt, beachtet und gefördert zu haben. Wer hat uns die Impressionisten gebracht und wer hat von den Impressionisten am meisten gelernt? Die Sezession. Wer hat Van Gogh, Cézanne, Gauguin, die Neo-Impressionisten, Matisse usw. gebracht? Die Sezession. Und wozu? Um zu befruchten. Und diese Künstler haben die Jungen befruchtet. Wir jungen Künstler sind ebensowenig Nachahmer, wie es die Sezessionisten waren. Liebermann wäre unmöglich ohne die Franzosen, Deibl ebenfalls ohne den Naturalisten Courbet, usw. Es ist ganz gleichgültig, woher das Genie oder das Talent Anregung empfängt; die Hauptsache bleibt doch, was aus dieser Anregung wird, und das sollte man mindestens abwarten. Wir können aber überzeugt sein, daß aus diesen „Nachahmern“ der modernsten Franzosen ein Liebermann, ein Deibl wiederum im moderneren Sinne der deutschen Kunst entstehen werden, einer Kunst, die ebenso deutsch sein wird, wie es Deibl ist trotz französischem Einflusse.

Gerade diese Auflehnung des Herrn Corinth gegen die „neueste Malerei“, wie er sie nennt, ist ein Beweis einerseits der menschlichen Schwäche Corinth's im anfangs genannten Sinne, andererseits der wirklichen Bedeutung der neuesten Malerei. Ich schätze Herrn Corinth als Künstler und halte ihn auch als Mensch für so bedeutend, daß er eine unbedeutende Kunst gar nicht beachten würde. Es liegt nur ein eigentümlicher Widerspruch zwischen den Worten Corinth's und seinem Tun. Ich begreife nicht, warum er als Vorsitzender der Sezession einen ganzen Saal der jungen französischen Kunst eingeräumt hat!

Eise Lasker-Schüler

I.

Brennende Blumen
Unter meinen Händehimmeln
Selbglühendes Glühem
— Golden — —

Bienerbüche
Weißes Glas —

Ich liege und schließe mich
Ein Flügelkind
Sommerfett — —

II.

Schwarz schwimmender Seidenfegel
Luzunglühender Gram —
Korallenklippe.

Schmerzlippen schweigen
Im Selbstwinde — —

Auf wandelndem Teppich
Zieht klagender Schritt
Mehaugenlieb — —

III.

Bebende hangende Mätter
Flügel
Ihr tragt meine Ruhe
Ueber die Wintergrotten.

Waldwehendes Vögelflattern
Um meine goldene Stimme —
Ich wein in den Himmel
Meine klaggraue Seele.

Marburg.

Arthur Drey.

Eier

Von Kurt Hiller.

Selbsthaß, wenn er kontinuierlich wird (oder gar sich als moralische Forderung aufmacht), ist Decadence-Symptom; denn die Sehnsucht nach dem Gegensätzlichen ist ein Merkmal von Erholungsbedürftigkeit; Erholung ist: Kühnes Eintauchen ins Gegensätzliche. Der Gesunde kehrt dann in sein Milieu zurück. Nimmt die Erholungsbedürftigkeit kein Ende, nimmt die Krankheit kein Ende.

Ich setze als Ziel der Gedichtschreibung: das emphatische Ausschöpfen dessen, was dem entwickeltesten Typus Mensch alltäglich begegnet; also: ehrliche Formung der tausend kleinen und großen Herrlichkeiten im Erleben des intellektuellen Städters. Man muß sich, unter anderem, nicht vor Fremdwörtern und allen möglichen terminis technicis scheuen; muß die Erlebnisse der Geistigkeit nicht klassisch-kaffrig ausschalten; muß knappe und krisierende Synthesen geben von dem, was seltsame analytische Sensation in uns ist.

Man muß kämpfen (durch Veräpfelung) gegen eine besondere Spielart des Sudorismus: die Pilometria oder Pilometrose. Diese Krankheit besteht darin, daß Werte dann, wenn sie dick sind, a priori ernster genommen werden als dann, wenn sie dünn sind. Es kommt, nach der Ansicht der von dieser Krankheit Befallenen, darauf an, wieviel Kilometer ein Autor auf seiner Stahlfeder schweißtriefend zurückgelegt hat. „Zusammenbrängung ist die Form der Zukunft“, sagt Herr. Sehr richtig; Auseinanderquatschung ist die Uniform der Gegenwart.

Ein Smob ist ein autoritätsgläubiges Schaf, im Wolfspelz der Selbstüberschätzung.

Ich kenne Menschen, die viel zu verlogen sind, als daß sie es fertig brächten, offen das Gegenteil ihrer Meinung zu sagen.

Wo es keine Masse gibt, da bedarf es keines Gesetzes. Nun gibt es unvermeidlich überall Masse (selbst in Clubs, abhüttschlürfender, tagschlafender Adelsmenschen), folglich bedarf es überall des Gesetzes. Denn dies ist die Funktion des Gesetzes: die höheren Menschen vor den niederen zu schützen.

Es gibt einen einzigen stichhaltigen Einwand gegen den Anarchismus: daß er ein psychologischer Irrtum ist.

Ein echter Erkenntnistritiker wird nie zum Erleben gelangen. Stets bedu-ziert er sich.

Der vollschullehrer- und lamifreundliche Professor Katorp tutet: „Das Individuum ist eine Fiktion!“ — Tant mieux! Man braucht also vom Herrn Katorp keine Notiz mehr zu nehmen.

Thesen aufstellen, das ist Sache der Dummköpfe, der Dügner und jener Prachtlerle, die beides zugleich sind: der Propagandisten.

Fremde Vögel

Kein Luftraum lebt, wo diese Vögel flögen,
Kein Wasser, das sie trüge . . .
Matt wie Perlmutter ihre Flügel bunt
Gelassen spiegeln sich im Himmelsrand.

Doch manchmal wölben öffnend sie die Schwingen
Und bedekt stolz die grauen Wolkenhallen
Und regen Winde auf, die Löne bringen;
Und Sterne springen ab, die jauchzend fallen.
Berlin. Robert Jenisch

Einige Worte über Puschkin

Von Nikolaj Gogol.

(Vor bemerlung: Erwähnt sei, daß der Verlag Georg Müller, München, eine deutsche Ausgabe der Werke Puschkins veranstaltet, von der der erste Band bereits vorliegt. Welche Seite man in Gogols Biographie auch aufschlägt, überall stößt man auf den Namen Puschkin. Keine andere Persönlichkeit und keine andere Idee hat im Leben Gogols eine beherrschendere Rolle gespielt als Puschkin — dessen Lebensart und Schaffen im vollen Gegensatz zu dem des Dichters der „Toten Seelen“ steht. Das schwermütige Genie des Kleinrussen begann zu leuchten und zu phosphoreszieren, als er mit dem größten Dichter, den Rußland bisher hervorgebracht, in Verührung kam. Gogol machte Puschkins Bekanntschaft im Jahre 1830 in Petersburg als ein Jüngling der vor kurzem aus der Provinz gekommen und einige Novellen in einer Zeitschrift veröffentlicht hatte. Diese Novellen aus der Heimat Gogols wiesen schon das prächtige Kolorit des großen Menschenbilders und Naturschilderers auf und lenkten auf sich die Aufmerksamkeit Puschkins. Er ließ Gogol bald in seinen Kreis eintreten und nahm sich seiner liebevoll an. Er war es, der sofort den Umfang und den Charakter dieses ungewöhnlichen künstlerischen Phänomens begriffen hat. Er zwang auch Gogol zu intensiverer Arbeit und überließ ihm zwei eigene künstlerische Pläne, die er, wie er sagte, keinem andern als Gogol anvertrauen würde. Das waren die Pläne, aus denen später „Der Revisor“ und die „Toten Seelen“ hervortrugen.)

Von nun ab kannte Gogol keinen höheren Dichter als Puschkin, „Der schönste Traum meines Lebens“, so nennt er ihn in einem Briefe. Mit dem Tode Puschkins, der unerwartet und tragisch war, senkte sich auf das Leben Gogols noch eine düstere Wolke der Schwermut herab und stimmte ihn noch weltflüchtiger. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Puschkin am Leben geblieben wäre, das Schicksal Gogols auch eine andere Wendung genommen hätte.

Der Aufsatz Gogols über Puschkin rührt aus dem Jahre 1832 her. Er gehört zu dem künstlerisch Tiefstimmigsten, was über Puschkin in russischer Sprache gesagt worden ist — zu einer Zeit, als Rußland kaum ahnte, wen es in der Person seines einzigen Alexander Sergejewitsch Puschkin besitzt.)

Bei dem Namen Puschkin taucht sofort der Gedanke vom russischen Nationaldichter auf. Wirklich, niemand von unseren Dichtern steht höher als er und kann nicht als mehr national bezeichnet werden: dieses Recht gehört ausschließlich ihm. In ihm, geradezu wie in einem Verton, ist der ganze Reichtum, die Kraft und Diegsamkeit unserer Sprache enthalten. Mehr als alle, weiter als alle hat er deren Grenzen auseinandergerückt und zeigte mehr als alle deren Umfang. Puschkin ist eine außerordentliche Erscheinung und, vielleicht, die einzige Erscheinung des russischen Geistes: das ist der Russe in seiner Entwicklung,

wie er vielleicht nach zwei Jahrhunderten sein wird. In ihm spiegeln sich die russische Natur, die russische Seele, die russische Sprache, der russische Charakter in solcher Klarheit, in solcher geläuterten Schönheit wieder, in der sich eine Landschaft auf der konvergen Fläche eines optischen Glases wieder spiegelt.

Selbst sein Leben ist ganz russisch. Dieselbe Freiheit und Fülle, zu der, manchmal die Schranken durchbrechend, der Russe strebt und die immer der frischen russischen Jugend gefällt, atmen die ersten Jahre seines Eintretens in die Welt. Das Schicksal hat ihn, wie mit Absicht, dorthin geschleudert, wo die Grenzen Rußlands sich durch einen schroffen, grandiosen Charakter auszeichnen; wo die glatte Unmeßbarkeit Rußlands unter wolkenhohen Bergen abgebrochen und vom Süden umweht wird. Der gigantische mit ewigem Schnee bedeckte Kaukasus, inmitten schwülher Täler, verblüffte ihn; er, kann man wohl sagen, rief die Kraft seiner Seele hervor, und zerriß die letzten Ketten, die noch seine freien Gedanken bedrückten. Ihn bezauberte das freie poetische Leben der tollkühnen Bergbewohner, ihre Zusammenstöße, ihre raschen, unbefiegbaren Anläufe; und seit dieser Zeit gewann sein Pinsel jenen weiten Schwung, jene Raschheit und Kühnheit, die das damals erst zu lesen anfangende Rußland so erstaunte und verblüffte. Schildert er einen kriegerischen Zusammenstoß eines Tschetschenzen mit einem Kosaken — sein Stil ist ein Blitz; er glänzt ebenso, wie glitzernde Säbel, und fliegt rascher als die Schlacht selbst. Er allein ist der Sänger des Kaukasus; er ist in ihn mit ganzer Seele und allen Gefühlen verliebt; er ist durchdrungen und durchtränkt von seinen wundervollen Umgebungen, vom süblichen Himmel, von den Tälern des herrlichen Grusiens und den prächtigen Krimschen Nächten und Gärten. Vielleicht ist er deshalb auch in jenen seinen Schöpfungen heißer und flammender, wo seine Seele den Süden berührte. In ihnen hat er unwillkürlich all seine Kraft offenbart, und deshalb brachten seine Werke, die vom Kaukasus, von der Freiheit des Tscherelessenlebens und den Krimschen Nächten durchtränkt sind, eine erstaunliche, magische Wirkung hervor: sie wurden sogar von denen angestaunt, die weder genug Geschmad, noch genügend entwickelte seelische Fähigkeiten besaßen, um sie verstehen zu können. Das Kühne ist am meisten zugänglich, stärker und freier erweitert es die Seele, besonders die der Jugend, die es immer nach dem Ungewöhnlichen dürftet. Keinem Dichter Rußlands ist ein solch beneidenswertes Los zuteil geworden, wie Puschkin. Niemandes Ruhm wurde so rasch verbreitet. Alle, angebracht oder unangebracht, betrachteten es als ihre Pflicht, einige hell leuchtende Fragmente seiner Dichtungen herzusagen, manchmal auch zu entstellen. Sein Name war wie mit Elektrizität geladen, und es genügte irgend einem müßigen Skribenten, ihn auf sein Werk zu setzen, daß es überall bald ausverkauft war. *)

Gleich bei seinem Auftreten war er schon national, weil die echte Nationalität nicht in der Schilderung des Saraphans (ein russisches Nationalkostüm), sondern im Geiste des Volkes selbst besteht. Der Dichter kann sogar auch dann national sein, wenn er eine völlig fremde Welt schildert, aber sie mit den Augen seines nationalen Ge-

*) Unter dem Namen Puschkins flatterte eine Anzahl der widerstimmigsten Gedichte durch das Land. Das ist das übliche Los eines Talents, das große Berühmtheit genießt. Zuerst macht es einen lachen, aber später wird man überdrüssig, wenn endlich das Jugendalter vorübergeht und diese Dummheiten kein Ende nehmen wollen. Auf diese Weise schrieb man Puschkin solche Sachen zu, wie: Hellmittel gegen die Cholera, Die erste Nacht usw.

ments steht, mit den Augen des ganzen Volkes, wenn er so empfindet und spricht, daß es seinen Landsleuten vorkommt, als ob sie es selbst empfänden und sprächen. Wenn man von jenen Eigenschaften sprechen soll, die Puschkin allein auszeichnen und ihn von den anderen Dichtern unterscheiden, so bestehen sie in der außerordentlichen Raschheit der Schilderung und in der ungewöhnlichen Kunst, mit wenigen Strichen den ganzen Gegenstand zu zeichnen. Sein Epitheton ist so prägnant und kühn, daß manchmal ein Wort eine ganze Schilderung ersetzt; sein Pinsel fliegt. Ein kleines Gedicht von ihm ist immer mehr wert als ein ganzes Poem. Man kann wohl kaum von irgend einem anderen Dichter sagen, daß ein kurzes Stück soviel Erhabenheit, Einfachheit und Kraft enthalte, wie bei Puschkin.

Über seine letzten Dichtungen, die er zu einer Zeit geschaffen, als der Kaukasus mit all seiner drohenden Erhabenheit und seinen majestätisch in die Wolken ragenden Gipfeln seinen Blicken entschwunden war, und er sich in das Herz Rußlands versenkte, in dessen gewöhnliche Ebenen, sich dem Erforschen der Sitten und des Lebens seiner Landsleute hingab und ein völlig nationaler Dichter werden wollte, — seine Dichtungen verblüfften nicht mehr alle Welt durch jenes flammende und blendend Kühne, das bei ihm alles ausatmet, wo der Ubrusse, die Bergbewohner, Arim und Grusien auftreten.

Diese Erscheinung, glaube ich, ist nicht schwer zu erklären. Alle seine Leser, die gebildeten und die ungebildeten, die von der Kühnheit seines Pinsels und dem Zauber seiner Bilder erstaunt waren, forberten um die Wette, daß die vaterländischen und historischen Begebenheiten zum Gegenstand seiner Dichtung werden sollten. Sie vergaßen aber ganz, daß es unmöglich ist, mit denselben Farben, mit denen man die kaukasischen Gebirge und deren freie Bewohner malt, das viel ruhigere und von weniger Leidenschaften erfüllte russische Leben zu schildern. Die Masse des Publikums, die die Nation darstellt, ist sehr selten in ihren Wünschen; sie ruft: „Schildere uns so, wie wir sind, ganz wahrheitsgetreu, stelle die Taten unserer Ahnen in derselben Gestalt dar, wie sie waren.“ Würde jedoch der ihrem Befehle folgende Dichter versuchen, alles wahrheitsgetreu und so, wie es war, darzustellen, so würde sie sofort ausrufen: „das ist wehl, das ist schwach, das ist nicht gut, das sieht dem, was war, gar nicht ähnlich.“ Die Masse des Volkes erinnert in diesem Falle an eine Frau, die dem Künstler befiehlt, ein Bild von ihr zu malen, das ihr ganz ähnlich sähe; aber wehe ihm, wenn er es nicht vermochte, alle ihre Mängel zu verhehlen! Die russische Geschichte beginnt nur seit der Zeit ihrer letzten Richtung unter den Kaisern eine grelle Lebendigkeit anzunehmen; bis dahin war zum größten Teil der Charakter des Volkes farblos, die Verschiedenartigkeit der Leidenschaften war ihm wenig bekannt. Der Dichter hatte keine Schuld; aber auch im Volke lebt das sehr zu entschuldigende Gefühl, den Taten der Ahnen einen größeren Umfang zu verleihen. Dem Dichter blieben nur zwei Mittel übrig: entweder so weit wie möglich seinen Stil aufzublauen, dem kraftlosen Kraft einhauchen, mit Feuer davon zu sprechen, was gar kein starkes Feuer in sich hat, dann wäre die Masse der Verehrer, die Masse des Volkes auf seiner Seite, und zusammen mit ihr auch das Geld; oder nur der einen Wahrheit treu zu bleiben: dort erhaben zu sein, wo der Gegenstand erhaben ist, grell und kühn zu sein, wo das wahrhaft Grelle und Kühne ist, ruhig und still zu sein, wo die Begebenheit nicht nicht leuchtet. Aber in diesem Falle muß man ganz auf die Masse verzichten. Sie wird dem Dichter nicht folgen,

außer nur, wenn der Gegenstand, den er schildert, schon so groß und blendend wäre, daß er unbedingt einen allgemeinen Enthusiasmus hervorbringen mußte. Den ersten Weg schlug der Dichter nicht ein, weil er Dichter bleiben wollte, und weil bei einem jeden, der in sich den Funken des heiligen Berufes verspürt, eine Feinheit der Wahl vorwaltet, die ihm nicht erlaubt, durch solche Mittel sein Talent zu offenbaren. Niemand wird bestreiten wollen, daß der wilde Bergbewohner in seiner kriegerischen Bekleidung, frei wie die Freiheit, sich selbst Richter und Herr, eine viel grellere Erscheinung ist als irgend ein Gerichtsvorsitzender, und trotzdem er seinen Feind, in einer Schlucht lauend, ermordet, oder ein ganzes Dorf in Brand gesteckt hat, er jedoch mehr verblüfft, stärker unsere Anteilnahme hervorrufft, als unser Richter im abgeriebenen, von Tabak schmutzig gewordenen Frack, der harmloserweise vermittelst eingezogener Erkundigungen und Nachforschungen eine Unmenge leibeigener und freier Seelen an den Bettelstab gebracht hat. Aber der eine und der andere, beide — sind Erscheinungen, die zu unserer Welt gehören; sie haben beide ein Recht auf unsere Aufmerksamkeit, obwohl natürlicherweise das, was wir seltener sehen, unsere Vorstellung immer stärker aufregt, und das Gewöhnliche dem Ungewöhnlichen vorzuziehen, nichts anderes als eine Unbesonnenheit des Dichters ist — eine Unbesonnenheit seinem zahlreichen Publikum, aber nicht sich selbst gegenüber. Er läßt keineswegs seine Würde ein, ja vielleicht erhöht er sie noch vielmehr, aber nur in den Augen der wahren Kenner. Mir kommt in den Sinn ein Fall aus meiner Kindheit. Ich empfand immer eine kleine Leidenschaft zur Malerei. Mich interessierte sehr eine von mir gemalte Landschaft, auf deren Vordergrund sich ein dürre Baum erstreckte. Ich lebte damals in einem Dorfe; meine Verständigen und Richter waren die Nachbarn aus der Umgegend. Einer von ihnen sah auf das Bild hin, schüttelte den Kopf und sagte: — „Ein guter Maler wählt einen gut gewachsenen Baum, dessen Blätter auch frisch sind, einen blühenden, aber keinen verborrenen Baum.“ In der Kindheit ärgerte es mich, ein solches Urteil zu vernehmen, aber später schöpfte ich daraus die Weisheit: zu wissen, was der Masse gefällt oder mißfällt. Die Werke Puschkins, in denen die russische Natur atmet, sind ebenso still und leidenschaftslos, wie die russische Natur. Ganz verstehen kann sie nur derjenige, dessen Seele rein-russische Elemente in sich birgt, dem Rußland Vaterland ist, dessen Seele so fein organisiert und in Gefühlen entwickelt ist, daß sie fähig wäre, die nach außen hin nicht glänzenden russischen Lieber und den russischen Geist zu verstehen. Denn je gewöhnlicher ein Gegenstand ist, desto größer muß der Dichter sein, um aus ihm das Ungewöhnliche hervorzuloden, und wesentlich ist, daß dieses Ungewöhnliche vollständig wahr sei. Sind denn die letzten Dichtungen Puschkins gerecht gewürdigt worden? Hat denn jemand erklärt, hat denn jemand verstanden, was „Boris Godunow“ bedeutet, dieses hohe, tiefe Werk, das von innerer, unzugänglicher Poesie durchwoben ist, das jeden groben, bunten Auspuß, den gewöhnlich die Masse angloht, verworfen? Wenigstens gedruckt ist kein richtiges Urteil darüber erschienen und es ist bisher unberührt geblieben.

In seinen kleinsten Werken, in dieser prächtigen Anthologie, ist Puschkin ungewöhnlich vielseitig und erscheint noch umfassender, deutlicher sichtbar, als in seinen Poemen. Einige dieser kleinen Werke sind so grell und blendend, daß sie ein jeder verstehen kann, hingegen aber wird der größere Teil von ihnen, und dabei die besten, der zahlreichen Masse gewöhnlich erscheinen. Um sie verstehen zu

können, muß man einen feinen Spürsinn haben, ist ein höherer Geschmack nötig als der, der nur allzu grelle und übergroße Züge wahrnimmt. Dazu muß man gewissermaßen ein Feinschmecker sein, dem schon längst die groben und schweren Speisen zuwider sind, und der von einem Böglein nur so viel genießt, als ein Fingerhut fassen kann, der an einer solchen Speise Entzücken findet, deren Geschmack ganz unbestimmt, seltsam und demjenigen ohne jeden angenehmen Duft erscheint — der gewöhnt ist, die Fabrikate eines leibeigenen Koches zu verschlingen. Diese Sammlung seiner kleineren Gedichte — ist eine Reihe blendender Bilder. Das ist dieselbe Welt, die Züge ausatmet, die nur dem antiken Menschen bekannt sind, in der die Natur so lebendig zum Ausdruck kommt, wie im Strom irgend eines silbernen Teiches, in dem rasch und grell leuchtend blendende Schultern oder weiße Arme vorbeihuschen, oder ein Marmorhals, der von einer Nacht schwarzer Loden bedeckt ist, oder durchsichtige Trauben, oder Myrthenzweige und Baumschatten, die für das Leben geschaffen sind. Hier ist alles: Entzücken, Einfachheit und eine plötzlich aufblühende Erhabenheit des Gedankens, die unerwartet den Leser mit der heiligen Kälte der Begeisterung umfängt. Hier ist nicht jene Kaschade der Schönreberei, die nur durch die Wortfülle hinreißt, in der ein jeder Satz nur deshalb stark ist, weil er mit anderen verbunden ist und durch das Fallen der ganzen Masse betäubt, wenn man ihn aber loslösen würde, schwach und kraftlos wäre. Hier ist keine Schönreberei, sondern nur Poesie; kein äußerer Glanz, alles ist einfach, alles ist ebenmäßig, alles ist von einem inneren Glänzen durchflutet, das nur langsam hervorbricht; alles ist lakonisch, wie die Poesie es immer ist. Der Worte sind wenig, aber sie sind so genau, daß sie alles bezeichnen. In einem jeden Wort ist ein Abgrund von Horizont; jedes Wort ist unfaßbar, wie der Dichter. Deswegen kann man diese kleinen Werke mehrmals lesen, während ein Werk, aus dem die Hauptidee zu sehr hervorschimmert, diesen Wert nicht besitzt.

Mir war es immer seltsam, über sie die Urteile vieler Personen zu hören, die als Kenner und Schriftsteller gelten, zu denen ich mehr Zutrauen hatte, bis ich ihr Raisonnieren über diesen Gegenstand nicht vernommen. Diese kleinen Werke sind der Probierstein, an dem man den Geschmack und das ästhetische Empfinden des sie beurteilenden Kritikers erproben kann. Eine unbegreifliche Erscheinung! Man hätte doch meinen sollen, daß sie allen zugänglich sein müßten! Sie sind so schlicht erhaben, so grell, so flammend, so wollüstig und babel so kindlich rein — wie kann man sie bloß nicht verstehen! Aber, auch das ist eine unwiderlegbare Wahrheit: je mehr ein Dichter Dichter wird, je mehr er Gefühle schildert, die den Dichtern bekannt sind, desto geringer wird der Kreis der sich um ihn scharenden Masse, und schließlich wird er so gering, daß der Dichter keine echten Verehrer an den Fingern abzählen kann.

(Zum erstenmal ins Deutsche übersetzt.)

Karneval

Der Fasching hob seinen flirrenden Reigen,
durch Gassen stob die Confettischlacht,
die Sehnsucht hatten die girrenden Geigen
heißer und weißer zum Glühen entfacht.

Und Kinderlippen, die niemand noch küßte
dem ihrer Mutter zärtlicher Mund,
flammten wie Blumen, und blühende Brüste
redeten ihr Kößchen im Barockhemd wund.

Da harrten viel bunte Bänder und Schleifen
heimlich kokett der lösenden Hand,
und um den Mund lag ein listiges Pfeifen,
gestern war kaum ihm sein Reiztreim bekannt.

Und eins dieser dummen und lieben Dinger
warf mir der Rosenmontag ans Herz.
Wie bettelten, bubbelten ihre Finger
gleich durch mein Haar nach der Abfuhr-Terz!

Ich trug sie nur so durchs Walzergetriebe,
Geschlebe, Getuschel, Getuschel, Getuschel.
Und doch sprach kein Mund ein Wörtchen von Liebe,
biß stumm ins blühende, glühende Fleisch.

Der Droschke schwankendes, rohes Geratter
schloß unsre erste Seligkeit ein,
um deinen Blondkopf verblaßte ein matter
Mondstrahl den goldenen Heiligenschein.

Mein Zimmer! Im Ofen knistert's von Funken.
Noch steht du weiß wie ein Marmorbild,
doch schon bist du lachend niebergesunken,
wirbelst dich, wirbelst dich, jauchzend wild.

Wo saß ich das Glück der silbernen Glieder?
Dein rotes Blut blüht rauschend sich frei
und springt und schwingt seine rasenden Rieder.
Tränen? Du! Dann dein gellender Schrei!

Hell klingt auf der Saite meiner Gitarre
gedämpfter weiter der wehe Ton,
wie wenn er mich gar bedeutungsvoll narre:
Eben empfing sie von dir den Sohn!

Der Flut folgt die Ebbe, Küssen das Träumen.
Im Ofen ging längst das Feuer aus.
Da Dämmerung rot anfängt Dächer zu säumen,
leis kommt's an mein Ohr: „Ich muß jetzt nach Haus!“

Der Abschied so hastig, geheißt, fast häßlich.
„Auf Wiedersehen?“ Und der Schlüssel klirrt.
Wie Chantali die Morgenluft gräßlich
giftig tiefblau und bläulicher wird.

Mich fröstelt. So kalt und kahl und so ärmlich
des Bettes Kissengebirge steht.
Aus jedem zermühlten Faltenwurf wärmlich
Düften und Form deines Leibes noch weht.

Ein Taschentuch gleißt da mit Spitzenorte.
Ich lese in mephistophelischem Hohn
und dennoch gerührt die gestidten Worte:
„Zur ersten heiligen Communion!“

Wilmersdorf.

Alfred Richard Weher.

Vorlesung im Salon Cassirer:

Georg Heym-Abend, veranstaltet vom „Neuen Club“.

An Vernachlässigung wenigstens will Georg Heym nicht sterben; vielleicht denkt er an Schopenhauer, der auch als junger Mann vor gerade hundert Jahren so gräßlich viel von Lob und Vernichtung zusammenschwärmte, daß der zimperlische Salon seiner Mutter Johanna entsezt auf den Stühlen herumfuhr. Der Salon Cassirer heute hält schon etwas mehr aus; ich auch, — man soll mir nicht nachsagen, daß ich über einen, der mir mit Vorliebe die Würmer der Verzweiflung aufsticht, voreingenommener berichte als über einen, der mir liebsüß und mit „o du, o du“ naht, wenn er mir nur den richtigen Totenstank auch gehörig mitproduziert. Heym hat durchaus recht, nach-

dem er erst neulich mit seinem Gedichtbände herausgekommen ist, sogleich auch die unmittelbare Fühlung mit dem Publikum zu suchen und seine lebensfrische Persönlichkeit dabei den Deuten ironisch ad oculos zu führen; denn der Tod kann ihnen immer nur auf demonstrative Weise eingebläut werden, sonst vergessen sie ihn wieder, und tänzeln vergnügt schon um die nächste Straßenecke. Es ist nun auch ganz sicher und mir zu Ohren gekommen, daß Heym wirklich an jenem Abend einigen das späte Nachtmahl versalzen und sie früher als sonst ins Bett geschickt hat, wo sie zitternd den Traumgeist erwarteten; indessen was den einen umschmeißt, kann den andern bekanntlich (wenn man nur den ersten Schreck einmal überwunden hat) erst wacher und neugieriger machen, — und diese Wirkung hat nun Heym glücklich bei mir erreicht. Nein — auch von mir aus soll Heym nicht an Vernachlässigung sterben (ich glaube, diese einzige Sterbeart kommt unter seinen mannigfachen Toden noch nicht vor); aber er ist hoffentlich selbst schon so klug, ihr Gegenteil nicht nur in der Verhättselung zu erblicken. Noch möchte ich ja gewiß sehr sehr vieles von dem, was die neuliche Besprechung hier zeigte, unterschreiben; aber tieferes Eingebungensein läßt mich seit diesem Abend auch schon Grenzen sehen und ich möchte Heym vor innerer Kritikalosigkeit warnen. Er muß sehr bald von diesem monotonen Einerlei seiner Visionen, dieser einseitigen Geschärftheit seiner Sinne hinwegkommen, er wird sonst in der Zustandschilderung als solcher stundenlang stehen. Er muß wissen, daß er als letzte, nicht als erste Blüte an einem Baume aufgebrochen ist, und er muß jetzt mit aller Macht streben, sich mit fremdem Samen aus der Welt neu zu befruchten. Er ist Spätblüte auf einem Felde, das in der Dyril nur das Wort, das eine (väterliche oder mütterliche) Prinzip zu unerhörten Extensionen trief; jetzt, wo endlich wieder eine Zeit der Bastardierung, der Fortpflanzung, der Vermischung mit dem Verschiedensten naht, muß sich zeigen, wieviel das ganz in Farbe und Prachtigkeit Aufgegangene noch an lebendiger Zeugungskraft übrigbehalten hat. Er ist doch erst Spätling der Verhaeren, Rodenbach, Rimbaud in Deutschland; und hier bei uns, so seltsam es klingt, schließt er sich doch nur der Reihe Lohenstein, Opitz, Albrecht von Haller und Hofmannsthal an, nicht der viel universaleren Günther-Goethelinie. Natürlich schildert ein Zeitgenosse George's und Rilke's anders, als einer von Haller's; aber — er schildert, in allen blutprächtigen, aufpeitschend-erregenden Visionen steht er still, das Auge wird abgestumpft, die Zunge verlernt das Laufen. Der den einleitenden Vortrag hielt an diesem Abend, Solo Gangi, rühmte das Verlorengegangensein des Jchs zwischen allen Bildern, das Aneinandergerücktsein und Sichumarmthalten der Objekte selber nun: aber darin besteht gerade mit der größte Fehler — nicht um dieses Verlorengehen des Jch um jeden Preis handelt es sich ja, sondern daß, resultierend nur aus der innigsten Umklammerung des Gegenständlichen, das Jch desto wichtiger und trotziger aufsteht. Friedlaenders Gedichte, reflektiert und doch fiebernd-durchseelt, sind hierfür das wichtigste Gegenbeispiel. Wie gesagt — z. B. ist der Tod in seinen grausigsten Formen hier die Vision des Erlebers; man forscht in sich, will sich glauben machen, welche Infernos dieser kaltblütige Geist schon durchwatet haben müsse — aber dann spürt man eben nur den kühlwährenden Hauch, nicht ausgehend sicher von gestierenmachenden Lobesschreden, sondern von kühlgebliebener Schilderung. Ein äußerer Beweis für meine Behauptungen liegt auch darin, daß Heym passiv ungeheuer sensibel reagierende, aber aktiv nicht sengernde, glühende Bild- und Gestaltungs-

kraft bisher nicht vermocht hat, sich eine neue Form zu schaffen: der einformigste Jambus reicht ihm als Gefäß überall hin, sein neues Wissen über Welt und Tod hineinzu legen. Fast nirgends ist er so glücklich, diese Form zu zersprengen; soviel graues Erlebnis — aber fast nirgends ein Abhacken, eine Interruption, verzerrte Stummheit, — sehr, sehr selten auch nur ein Fragezeichen, bei so viel Elend und Erschütterungen. . . Diese Jamben im monotonsten Singsang den Dichter selbst halbstundenlang herunterlesen zu hören, verstärkte natürlich nicht den Eindruck dieser Dichtungen.

Zum Glück brachte hier der fein und sorgfältig nuancierte Vortrag des Schauspielers **Georg Schubert**, der Heyms Einakter „Atalanta“ las, wenigstens die beste Beleuchtung und Interpretation für den Hörer. Sachlich jedoch revidiert auch der Dramatiker Heym noch nicht den Dyriler; auch hier die übergroße Vorliebe vor allem für die prunkende Schilderung, der sich einseitig die drei doch so verschiedenen Charaktere, wo immer sie Gelegenheit finden, hingeben. Der Diamant Heyms, seine wunderwolle Kraft zu schauen und das Geschaute zu sprechen, weiß noch absolut von keiner Einsassung, von einem Sammeln all seiner Strahlen nach einem bestimmten Punkt. So ist es, als ob immer wieder Flammen und Lichter herausschließen — aber nutzlos verrinnen, ein Naturschauspiel, kein Kunstwerk. . . Der Diamant Heyms hat sich erst noch einmal auf sich selbst zurückzuziehen und in der Tiefe alles Licht zu hüten: auf daß es plammäßig zugleich zu allen Eden und Annen herausspringe — den Ausfallstoren der Wahrheit!

Osseim Kuest.

Der Alligator

Ein Missionsdrama in drei Geschehnissen.

Von Viktor Sadwiger.

(Personen wie in Nr. 13 und 14 der „Aktion“.)

Drittes Geschehnis.

Szene: Urwaldnacht unter südlichem Himmel. Hinter den Stamengehängen hört man das Rauschen eines gewaltigen Wassers. Der Prediger im Ornat zwischen gefallenen Stämmen tastend, von Todesangst gepeinigt, drückt das Kreuz an die Brust. Gesättigtes Sternenlicht erhellt das Bild. Weit im Walde die Echo's rufender Stimmen. Auf den Bäumen schlafende Papageien, die ab und zu aus dem Damm aufwachen.

Der gerechte Priester Anastasius Jassball: Wir haben uns verirrt. . . (zitternd). Wir sind sehr weit vom Wege ab. (Sieht sich um.) Der liebe Gott hat hier einen sehr großen Wald um uns herumgebaut, überall Bäume, alles nur Bäume. . . (Er fühlt Sumpfboden unter seinen Füßen, man hört das Geräusch emporquillenden Wassers.) Sumpf ist unter unsrer Füße gelegt wie ein verderblicher Teppich, auf dem das arme Sünderhafte einhergeht. (Sieht sich abermals um. Das Gesicht malt Totenblässe.) Ach, daß du nicht so mit dem Gerechten scherzetest. —

Bist du noch da, Emanuel Aristoteles? (Man hört verhallende Pfiffe in der Ferne, Stimmen antworten einander. Dazwischen das dumpfe Knurren einer Riesenechse.) Warum antwortest du nicht, Emanuel, vor Gott und in Gott. Starke? — Denkst du, daß die Sterne erlöschen, wenn — — — nein, du kannst mich nicht so unendlich unsäglich verlassen.

(Gebrüll des Alligators in nächster Nähe.)

Jassball: Herr im Himmel, sieh mich an in meiner Schwäche. Da sehe ich mit meinem Kreuz vor dir und

neben deinen Feinden. (Klappern wie von Fieberfrost erfaßt.) Laß mich nur das Kreuz nicht verlieren. — Ach, meine Füße sind naß und baden im Gift des Reptils. O wäre ich ganz mit dir allein. (Zittert sichtbar, knickende Bewegung der Beine. Ein Gesicht drängt sich zwischen das Pflanzenlaub in das Sternenlicht. Furchtbares Gebrüll des nahen Reptils. Der Prediger streicht sich verwirrt über die Stirn.) Wo sind die Alle, die um die Liebe versammelt waren? Wo sind sie alle, die dem dunkeln Geist vielleicht nachgegangen sind und niemand mehr von ihnen hat vielleicht noch einen Stern. (Lachende Stimmen im Gebüsch.) Ich fürchte mich so. Herr, laß mich schnell sterben. . . Nur dieses Lachen nicht, das den Geist betrübt und die Gebete hinwegnimmt, laß mich nicht ausgelacht sein von den Vögeln des Waldes. Nimm alle Stimmen weg von hier, kränke die Füße nicht mit dem Gift der Lache. Sind sie nicht Deinen Weg gegangen, immer nur Deinen Weg? (Herausforderndes Röcheln einer Frauenstimme von der entgegengesetzten Seite her, Rauschen im Untergewächs, wie von einem langsam vorgeschobenen Baumstamm herrührend.) O Gott, warum hast du mich so traurig gemacht. Habe ich ihn nicht Immanuel genannt und zu dir emporgehoben wie ein Kind aus der Taufe? Richte mein Werk.

Flüsternde Frauenstimme aus dem Gebüsch: Es ist ein entsetzlich banaler Esel.

Jasball: Ich habe ihm das Beste zuerkannt und das Bezeichnende hinzugefügt in einem klangvollen Namen. Und selbst der Eitelkeit gegenüber war ich noch ein Christ. (Er krümmt die Finger in einer betenden Gebärde. Wieder das Geräusch des vorgeschobenen Baumstammes.)

Die flüsternde Stimme im Gebüsch: Es ist eigentlich sehr demoralisierend, so einen verlogenen Trottel sterben zu sehen. Könnten wir das Tier nicht loden, damit die Sache rascher geht? — Aber die Szenerie ist raffiniert. Mitten zwischen den gefallenem Stämmen so ein mühsames Geschöpf.

(Alligatorengebrüll, lautes Blätterrauschen.)

Stimme aus dem Gebüsch (höhnlich): Einmal hat er mich eine meschuggene Gans geschimpft.

(Der Alligator kommt immer näher, man sieht schon seinen Kopf. Ein weißer Reiher stolziert hastig durch den Sumpf am Prediger vorüber, der wie vor einer plötzlichen Erscheinung aufschreckt. Unter den tastenden Füßen spritzt das Sumpfwasser empor. Das Protobil hat sich unter die Schilfgräser gebückt, seine Beute geräuschlos zu empfangen. Ein schnappendes Rachen und kurzes qualvolles Zappeln des Gerechten. (Zugleich)

Stimme aus dem Gebüsch: Hat ihn! Hat ihn!

(Behagliche Schwanzschläge des Alligators. Wohlige Grunzen. Alligator und Prediger sind im Gebüsch verschwunden. Einen Augenblick bleibt die Szene leer. Das Grunzen des Alligators hat sich allmählich entfernt, nur ab und zu hört man noch das klatschende Geräusch träumender Papageienflügel. Die Hysterische erscheint zwischen den Pflanzen, langsam vorwärtschreitend. Dann setzt sie sich auf einen der gefallenem Baumstämme in der Mitte der Szene.)

Die Hysterische: Armer Missionsfilou!

(Der gebildete Eingeborene erscheint mit Pfeil und Bogen.)

Die Hysterische: Hast du diesen schleppenden Bissel seines Ornat's gesehen?

Der gebildete Eingeborene: Ja — — — Es ist etne ebenso merkwürdige wie rasche Wendung meines inneren Menschen durch dich erzielt worden.

Die Hysterische: Man müßte Euch wieder zur Bestialität erziehen. Man müßte Euch wieder gläubig machen. — Verstehst du den Glauben jetzt? (Mustert die Gestalt des Eingeborenen.) So mit dem Pfeil und Bogen bist du klug und schön. Der Wald hängt sich an dich an, du bist ihm ein Vater oder ein Abgott, den man so nennt.

(Man hört Knochenknacken im Urwald und zerstreute Indianerstimmen.)

Die Hysterische: Komm her! (Zieht den Kopf des Eingeborenen zu sich herab, intime Pause. Dann)

Der gebildete Eingeborene: Ich muß mich an zu viele Vorheiten erinnern, um mit ganzem Verstand Vater sein zu können. —

Die Hysterische: Meinst du das Blech, das wir in den Fluß geworfen haben?

Der gebildete Eingeborene (philosophisch): Vielleicht ist alles Blech!

Die Hysterische: Freund, die Protobile haben ihn gefressen, den Adler. Sie haben das Blech gefressen, sie haben noch mehr gefressen, ja vielleicht haben sie schon die ganze Moral verbaut, die man in Cuern Erdteil einzuschleppen versucht hat. Danke der Verdauung der Protobile, welche die Moral für Euch blamiert hat.

Der gebildete Eingeborene: Aber der Bogen und der Köcher sind mir doch jetzt einigermaßen lästig.

Die Hysterische: Laß, Liebling, du bist so schön in diesem Schmutz.

Der gebildete Eingeborene: Ubelheit, wenn ich die Sache so recht betrachte, so möchte ich sagen, daß ich unter diesem Erlebnis leide, wie unter einem Trunk verdorbenen Schnapses. Ich fühle etwas von Fahrensucht in mir.

Die Hysterische (lacht): Du laterst, kleiner Alter, nach der Lat. Ohne Vater aber leben nur die Beschäftigungslosen. — — So schieße meinetwegen noch einen Pfeil in das Gebüsch, so einfach hinein, nur so einen fürs Gefühl.

(Der Alligator erscheint plötzlich laut grunzend mitten in der Szene. Er trägt ein blutiges Bein des Pastors im Rachen. Die Hysterische kreischt auf, der Indianer zielt. Der Pfeil bringt unterhalb des rechten Vorderlaufes in das Herz. Der Alligator läßt das Pastorenbein fallen und stirbt.)

Pause.

Die Hysterische (sich erholend): Er hat uns einen sterblichen Rest apportiert. Warum hast du unsern Gastfreund getötet?

Der gebildete Eingeborene (untersucht das tote Tier. Verwirrt entschuldigend): Ich habe plötzlich so etwas Reaktionäres in mir gespürt.

Die Hysterische: Ich möchte weinen!

Pause.

(Pfliffe, Rothäute treten aus den Büschen. Die Hysterische betrachtet das Bein.)

Die Hysterische: Es ist zu weit gegangen: die Rückschrittler haben lange, dicke und bleiche Beine. Aber so ein einzelnes Glied zu einem Gedanken serviert, reizt den Gaumen wie ein imponanter Braten. — — — Wir müßten übrigens das Bein als Reliquie zur Mission bringen. (Nachdrücklich das Glied besichtigend, schiebt es mit dem kleinen Finger hin und her.) Es ist nackt und elend. — — — Man muß eine warme Unterhose um diese heilige Wade herumstricken, nachdem man sie gesalbt hat.

(Die Indianer heben das Bein auf und legen es auf ein flach ausgehöhltes Brett und tragen es fort. Die Hysterische steht ihnen nach, während der gebildete Eingeborene das erlegte Tier untersucht.)

Die Hysterische (in der Richtung der scheidenden Rothäute die Hände emporgehoben): Wald, Wald, töte uns nicht. Ein Bett haben wir in dir, eine Weisheit, eine unsägliche Trunkenheit. — Töte uns nicht, uns allzuschnell Beglückte. (Zum gebildeten Eingeborenen.) Hörst du nicht, wie ich bete? Ja, ich kann beten. O wie ich mich auf das Beten verstehe! — (Ironischer Seufzer.) Und nun, meine Herren Rothäute, haben wir keine Mission mehr. (Zum gebildeten Eingeborenen.) Komm mit mir, deine Töchter zu holen, und wenn jene uns den Strickstrumpf über den Kopf ziehen will, dann knien wir und sagen schimpflich: Danke, Madame, Sie sind außerordentlich liebenswürdig mit den Gänsen. Darf ich Ihnen vielleicht den Fuß des heiligen Anastasius photographieren? Bitte freundlich! (Noch einmal zum gebildeten Eingeborenen.) Komm!

(Eine junge Rothhaut kniet andächtig vor dem Alligator.)

Der gebildete Eingeborene (fast philosophisch): Ich glaube, daß wir uns hiermit sehr weit von der Religion entfernt haben.

(Sie gehen.)

Stimme der Hysterischen (aus dem Walde persistierend): Und er macht, daß die Tiefe siedet wie ein Topf, und rührt das Meer wie ein Salbengemenge.

(Hysterisches Gelächter.)

Vorhang.

Literarische Neuererscheinungen

Bernhard Kellermann, Dester und Bl. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, Band 9.) Geb. 1 M., in Leinen 1.25 M.

Zwei junge Menschen, die einander lieben und es verheimlichen. Das ist alles. — Fast glaubt man, das könnte kein Roman sein; so wenig scheint es. Aber verbunden mit einer Vielfalt kleiner Ereignisse, in ihnen gespiegelt, schwebend durch sie und geschmückt, wird ein großer Reichtum der Handlung offenbar.

Der Dichter Ginstermann lernt im Atelier eines seiner Freunde ein junges Mädchen kennen. Und er, dessen Leben früher in einer sinnlosen Führung sich verwickelte, gerät in ein kristallenes reines Herz. Jetzt lebt er nur in ihr, ein Verwandelter, Geheiliger. Was er tut, sind Riten eines ewigen Kults; er ist Priester, Sänger, Tänzer und Gemeinde; er stirbt tausend Tode der Ekstase und erwacht tausendmal; er ist Prophet, Verkünder —, schweigend. Zwischen den beiden, die so sehr verbunden sind, wird kein Wort der Liebe geredet. Sie gehen auseinander, wie sie zusammengekommen sind. Kaum, daß die Lippen sich berühren; ohne Geständnisse. Sie schweigen, um mit dem Atem nicht das Heiligtum des Geheimnisses entfliehen zu lassen, und die geneigten Scheitel krönt der Verzicht.

Diese subtile Geschichte ist, fern aller falschen Sentimente, in einen Kreis des münchener Bohemienlebens hineingezeichnet, der in seinen bestimmten Farben unverwischbar sich der Erinnerung einträgt. — Der größte Teil der späteren Entwicklung Kellermanns ist in diesem Roman beschlossen. Jede Tonart seiner Bücher „Ingeborg“ und „Der Tor“ klingt schon in dem Erstling an. Sie selbst sind nichts als üppigste Entfaltung.

Wilhelm Schäfer, Der Schriftsteller. Band 39 der von Martin Buber herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft“. (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Kart. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Die Tatsache, daß dieses Buch in der Sammlung „Die Gesellschaft“ erscheint, macht eigentlich jedes weitere Lob überflüssig. Man braucht nur festzustellen, daß es eine würdige Fortsetzung dieser Sammlung ist und man hätte genug gesagt. Da jedoch das Thema, das Wilh. Schäfer behandelt (der Existenzkampf der Schriftsteller), merkwürdiger Weise nun doch anfängt, die Allgemeinheit aufmerksam zu machen, soll darüber gelegentlich noch eingehender berichtet werden. Der Autor behandelt in diesem Band, dessen einzelne Kapitelüberschriften lauten: Der Beruf — Das Handwerkszeug — Die Wirksamkeit — Die Lage — Die Besserung, das Wesen des modernen Schriftstellers, das des deutschen insbesondere. Man sieht, hier wird der Schriftsteller nicht von der Literatur, sondern von dem Leben der Gesellschaft nur angesehen und nicht auf die losgelösten ästhetischen Werte hin, sondern in seinem Zusammenhang mit der Allgemeinheit. Was hier gesagt wird, ist aus einer reichen und wahrhaftigen Anschauung geschöpft und in selbständiger Kraft durchdacht, und so, gedankenscharf und ganz anschaulich zugleich, muß es auf den Leser wirken, der hier vielleicht zum erstenmal von Grund aus erfährt, was der Schriftsteller in unserer Zeit ist und was er gilt; es erfährt aus einem redlichen, phrasenlosen Munde, der über aller Erkenntnis das echte Lächeln nicht verlernt, ja es vielmehr durch sie erst recht eigentlich erlernt hat.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Jahrbuch für sozialen Fortschritt und freihetliche Weltanschauung. Herausgegeben von Dr. Hermann Haffke (Felix Dietrich, Verlag, Gausch bei Leipzig). Geb. M. 2.—.

Marie Volzer. Im Schattenreich der Seele. Dreizehn Momentbilder. (Bruno Volger, Verlag, Leipzig-Gohlis).

Johannes Schlaf. Aufstieg. Roman (Hans Bondy, Verlag, Berlin). Geb. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Aus Ninon de Lenelos Briefen. Von der Liebe, den Frauen und der Galanterie (Verlag Robert Fuß, Stuttgart). Geb. M. 2.25.

Gustav Kurlitt. Das zweite Gesicht (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Goethe. Briefgedichte. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig). Eleg. geb. M. 2.80.

Camille Lemonnier. Ein Mann. Roman (Arel Juncker, Verlag, Charlottenburg). Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bernard Shaw. Dramatische Werke. Eine Auswahl in 3 Bänden (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Zeitschriftenchau

Der Strom. Organ der Wiener Freien Volkshöhe. Monatschrift (Desterheld & Co., Berlin W. 15). Das Maiheft hat folgenden Inhalt: Eduard Bernstein: Die Vergrößerung des Theaters; Stefan Großmann: Ueber Feste und Festspiele; Herbert Gulenberg: Overtüre zu „Alles um Geld“; Klara Bleibig: Das Heiligenhäuschen; Alfred Volgar: Das Drama im Kinematographen u. a. Das Einzelheft kostet 30 Pf.

Die Schaubühne. enthält in der Nummer 21: Literatur als Ware, von Theodor Heuß. Episode, von Peter Altenberg, Die Büchse der Pandora, von S. J. Die Spielereien einer Kaiserin. Von Lion Feuchtwanger u. a. Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf. die Nummer.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Fall Stuttgart. / Politik und Handel. Von Otto Corbach. / Schulaufsicht. Von Prof. Ludwig Gurlitt. / Pressepranger. Von Dr. Anselm Ruest und Franz Pfemfert. / Glossen. / Sonntagnachmittag. Von Ernst Blag. / Geschlechtliche Bastardierung. Von C. Thesing. / Infolge von Himmel-Vektüre. Von Kurt Hiller. / Alfred Kerr. Von Siegfried Trebitsch, Georg Brandes, Anselm Ruest. / Der Dichter. Von Heinrich Eduard Jacob. / Don Karl. Von Franz Pfemfert. / Der sterbende Faun. Von Georg Heym. / Friedrich Steudel. Von Prof. Ludw. Gurlitt. / Der Alligator. Von Viktor Sadwiger. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof Berlin ist
„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstr. 2.
 Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1.50 bis 8.— Mark.
 Telephon Amt I, 4799. Bäder im Hause.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Residenzhotel Posen
 Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
 Restaurant mit vorzüglicher Küche.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone.
 Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet.
 Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera
Riviera Splendid-Hotel
 Ersten Ranges. Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
 Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
 von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

München. Hotel Europäischer Hof.
 Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
 ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
 Restaurant. Auto-Garage. Besitzer **Hans Hübner.**

Lausanne **Alexandra Gd. Hotel.**
 Neues Haus I. Ranges. — Ruhige Lage.

Alumnat der berechtigten Realschule Blankenburg-Harz

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
 Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
 Aufnahme jederzeit. ∴ Prospekte kostenfrei.

Rhetort, Direktor.

Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
 am Hauptbahnhof

Ruhig im Garten gelegen. — 190 modern eingerichtete Zimmer
 von M. 2.— an. W. Bopp, Besitzer.

Karlsbad Saison ganzjährig
 1910: 68324 Kurgäste ∴ ∴
 200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz
 und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostata-
 leiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fett-
 leibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheuma-
 tismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren
 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlensaure-, Sauer-
 stoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder,
 Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und
 Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilstätten, schwe-
 dische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.
 Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.
 Auskünfte erteilt und Broschüren versendet
 Der Stadtrat.

Budapest Hotel Bristol
 Donaukorso, vornehm — modern
 Preise mäßig.

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont Töchterpena., bestempf.
 f. Haush., prakt. u. theoret.
 einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik,
 Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch.
 Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon.
 Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref.
 Frau Holly Wilken.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpena. u. Erholungs-
 heim f. jed. Alter. Vorber.
 z. Abitur. jegl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr.
 Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs.
 Sorgf. Erz. Herrl. Wald, See. Rf. Prosp. Villa Marton.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD

Steiermark

Ärztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
 4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldrungen i. Th.,
 direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
 à 8,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer C. Forstreuter, Heldrungen

Dr. Korach, staatlich konzessionierte Vorbereitungs- u.
 Pensions-Anstalt für isr. Knaben
Nirschberg, Schles. Vorbereitung für Einj. - Freiwilligen-
 die Prüfung und für alle anderen Examina,
 Wilhelmstr. 61. Tel. 329. sowie für alle Klassen der höh. Lehranst.
 Gewissenhafte Aufsicht ∴ Beste Erfolge.

BAD BERKA bei Weimar.

Moor-, Sand- und Kiefernadelbäder etc.
Karl-August-Brunnen.

Neues modernes Badehaus. Grosser Kurpark.
 Herrliche weitausgedehnte Waldungen (5557 ha).
 Illust. Prospekte gratis durch die Badeverwaltung.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Reg.

(früher Sanatorium Schreiberhau)

Physikalisch-diätetische Heilmethode

Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
 Das ganze Jahr geöffnet. ∴ Drei Aerzte.

Jahns

Handelslehranstalt u.
 Einjährigen - Institut

Klingenthal i. Sa.

Gegr. 1897.

Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr.
 Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere
 Abteilungen zur sicheren Erlangung des
 Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ.
 Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte.
 Epochale individuelle Lehrmethode. ∴

Alle Sämtliche
 Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung.
 Pensionat. ∴ Prospekt

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
 Lokalbahn ab Jossa.

Königlich Bayerisches Mineralbad.

Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Narkotikende, seit Jahrhunderten medizin. bekanntes Stahl- u. Moorbad.

Wernarzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harn-
 saurer Diathese, bei Gicht, Nieren-,
 Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen
 Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. Sinnberger Quelle
 bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens,
 Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prachtige, waldreiche
 Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. Prospekt gratis
 durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freieitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 17. * 12. Juni.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Kauf-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Rosa-Luxemburg-Str. 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 8242. :: :: Unerlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mt. 1.— vierteljährl. (erst Bestellschreiben bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. Geschäftsstelle der „Aktion“: Eberhard Fromm, Verlag, Charlottenburg, Säpferstraße 6, Kommissionsdr.: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate.** Anfragen an Herrn Franz Naab, Mt. 21, Erefelderstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7513. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg.

Inhalt: Die Evangelisch-Soziale G. m. b. H. in Danzig. Von Franz Pfemfert. / Die Revolution der Zukunft. Von Fürst Peter Krapotkin. / Eine neue konservative Partei. Von Rainer Fried. / Pressepranger. / Glossen. / Ein offener Brief an Grete Meißel-Heß. Von Dr. Eduard von Mayer. / Landschaft. Gedicht von Robert Jensch. / Die ungewaschenen Gentles. Von Ludwig Lewin. / Mittag. Gedicht von Anselm Kneft. / Vorlesung. Von Georg Hausdorff. / Für Franz Wedekind. / Reiterlieb. Gedicht von Victor Hadwiger. / In Algerien. Von Pierre Loti, deutsch von Jean-Jacques. / Eine neue Hölberlinausgabe. Von Victor Hadwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Bormotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Evangelisch-Soziale G. m. b. H. in Danzig

Sie sprachen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, sie sprachen von allem Höhen, was Menschenherz erhebt. Von Freiheit und Männerwürde. Von dem Recht der freien Persönlichkeit und dem demokratischen Ideal. Sie haben, wie alljährlich, wieder wohlklingende Worte gesprochen, die Evangelisch-Sozialen. Sie haben gegen Kastengeist und Kastenhochmut gedonnert. Gegen fiskalischen Kleinsinn und gegen das Mißtrauen, das die Regierung dem Volke entgegenbringt. Es fielen Worte wie: „Es kommt hier alles auf die Persönlichkeit an, darauf, daß sie zu einem ursprünglichen Leben erwacht.“ Aber daneben ertönte sofort die fatale Melodie: Was sollen wir tun? ? ? ? Wie sollen wir als Christen uns verhalten zu Streiks und Aussperrungen? Was sollen wir als praktische Christen da tun? Man steht beinahe wie ohnmächtig vor einer Wand!

Sie stehen wie ohnmächtig vor einer Wand, die Evangelisch-Sozialen, da sie Theoretiker sind und Theoretiker zu bleiben wünschen. Ihre gutgemeinten Worte müssen wirkungslos verhallen, da hinter diesen Worten kein Wille zur Tat steht. „Sittlich-soziale Einsicht“ ist in Danzig genug zu Tage getreten. Aber mit dieser Einsicht allein ist der Regierung kein Schutzmannsäbel abzutragen, ist kein Hungriger zu sättigen, ist die soziale Frage nicht zu lösen, ist kein Kulturfortschritt zu erreichen. Wenn Männer, die sich zu der „sittlich-sozialen Einsicht“ durchgerungen haben, sich dennoch scheuen, die Konsequenzen ihrer Ueberzeugung zu ziehen, dann ist das Neben über diese Einsicht eitel Worthelbentum.

Und unsere Evangelisch-Sozialen begnügen sich ja damit, Theorien zu erörtern. Wie entsteht waren die Kongreßteilnehmer, als der Reichstagsabgeordnete Fegter gegen

die Errichtung der Fideikomisse und andere Uebel des Erbgrundbesitzes die rechten Worte wagte. Um Himmels willen! Das ist ja „Parteiopolitik!“ Das ist ja schon der erste Schritt zur praktischen Arbeit! Fegter hatte die trostlose Lage der Wöchnerinnen auf dem Lande geschildert, wie sie durch die neue Reichsversicherungordnung sich gestalten muß. „Das gehört nicht hierher,“ zittert sogar Professor Hans Delbrück. Die sittlich-soziale Einsicht der Herren trat in den Hintergrund, als die Ruhe der sachlich-theoretischen Erörterungen durch einen praktischen Gedanken gestört worden war . . .

Sie meinen es ja sicher gut, diese Evangelisch-Sozialen, sie möchten ja so herzlich gern sehen, daß es den Enterbten besser ginge. Aber sie hüten sich, die fromm gefalteten Hände aus dem Schoß zu nehmen. Sie haben das Uebel erkannt, an dem die Gesellschaft krankt. Aber sie begnügen sich mit dieser Erkenntnis. Sie wagen es nicht, dem Uebel an die Wurzel zu gehen.

Die Evangelisch-Soziale Gesellschaft mit bescheidenen Hoffnungen singt uns das liebe Clapopeia, das alle christlichen Herzen weich stimmt: Seid milde und wohlthätig! Ach, wir kennen diesen Text. Wir haben ihn nun schon achtzehnhundert Jahre gehört und die herrschende Kaste hat sich durch dieses Schummerlied nicht stören lassen. Und die Enterbten sind dadurch eingeschlafert worden.

Deshalb müssen wir sie bekämpfen, diese Melodie, die Almosen erschwemeln möchte. Es gilt nicht zu betteln: es gilt zu fordern! Nicht um Gnade geht's; es geht ums Recht. Ein soziales Verantwortlichkeitsgefühl, das diesen Kampf scheut, trägt seinen Namen zu Unrecht.

Franz Pfemfert.

Die Zukunft Japans und Chinas

Von Otto Corbach.

Seit dem russisch-japanischen Kriege haben die Völker so viel über zeitgemäße Reformen im Reiche der Mitte zu melden gewußt, daß man sich in unserer Kulturzone allerwärts an den Gedanken gewöhnt hat, China werde sich bald auf einmal als eine gewaltige moderne Großmacht mit starkem Heer, tüchtiger Verwaltung und fortschrittlichem Wirtschaftsleben entpuppen. Um so überraschender wirkte es, als kürzlich Fürst Ito in einer von der Presse aller Länder beachteten Rede die Hoffnungen auf eine rasche Umwandlung Chinas in ein europäisch eingerichtetes Staatswesen für trügerisch erklärte. Dieser bedeutendste unter den lebenden Staatsmännern Japans glaubt nicht daran, daß der Versuch, eine Verfassung in China einzuführen, gelingen werde, meint aber andererseits, daß das Scheitern eines solchen Versuches den Frieden im fernen Osten gefährden müsse.

Gewiß wollte Fürst Ito mit den letzteren Worten nur eine Gefahr an die Wand malen, die er für den Fall kommen sieht, daß die Westmächte der japanischen Festlandspolitik Hindernisse in den Weg legten. Denn an der Möglichkeit, daß Japan sowohl für eine fortschrittliche als eine friedliche Entwicklung Chinas zu sorgen vermag, wenn ihm hierfür freie Hände gelassen sind, zweifelt gewiß keiner weniger als er. Die Westmächte sollen sich mit der Notwendigkeit einer politischen Bevormundung Chinas durch Japan vertraut machen; das war der Sinn der Worte Ito's.

Als Japan vor dreihundert Jahren zum erstenmal Korea erobert hatte, sagte der Kwangpoku oder Hausmaier Hibehoschi, bekannter unter dem populären Namen Taiho Sama, den kühnen Gedanken, ganz China zu erobern. Eine Unmöglichkeit war das nicht; denn 20 Jahre später unterwarfen es die Mandchu-Tataren ihrer Herrschaft, die nicht entfernt über solche Hilfsquellen und kriegerische Macht verfügten wie Japan. Innere Zwistigkeiten und der 1598 erfolgende Tod Taiho Samas verhinderten die Ausführung des Unternehmens, aber ganz ist der Anreiz hierzu nie wieder verschwunden, und heute ist es in Ostasien ein offenes Geheimnis, daß der japanischen Staatskunst eine völlige Unterjochung Chinas als festes Ziel vor-schwebt.

Japan will ein Weltreich werden, größer und mächtiger als das britische; dahin geht seine Sehnsucht. Und die Aussichten auf Erfüllung sind nicht schlecht.

Und doch ist der Umschwung, der sich in China jetzt vollzieht, von weit größerer weltgeschichtlicher Bedeutung als der bisherige und jeder mögliche künftige Aufschwung Japans. Wenn auch kirrenden Geistern wie Nießsche Tapferkeit als höchste Tugend gilt und der Krieg als eine Sache, aus der mehr große Dinge hervorgegangen wären als aus der Nächstenliebe, so belehrt uns doch die Geschichte eines besseren. Einst waren es die Spanier, die von ihrer Halbinsel aus Europa in Schach hielten, während der Lärm ihres Waffentruhes in alle Winkel der Erde drang. 1478 war Spanien noch in unabhängige Staaten gespalten, die einander heftig befehdeten. Granada war im Besitze der Mauren; auf dem Throne von Castilien saß ein selbständiger Fürst, auf dem Throne von Aragon ein anderer. 1590 waren jedoch nicht nur alle Teile zu einem Königreich vereinigt, sondern dieses hatte auch schon einen solchen äußeren Machtzuwachs erfahren, daß die Unabhängigkeit Europas gefährdet erschien. Drei Generationen genügten dem Lande, um Portugal, Navarra und die alte französische Provinz Roussillon sich anzugliedern. Auf diplomatischem Wege oder durch Waffengewalt gewann

es Artois und Franche Comté, wie die Niederlande; ferner Mailand, Neapel, Sizilien, die Balearen und Kanarischen Inseln. Ein König von Spanien wurde Kaiser von Deutschland, während sein Sohn Einfluß auf die Geschichte Englands gewann, dessen Königin er heiratete. Die türkische Macht, damals eine der furchtbarsten, die es gab, wurde gebrochen und auf allen Seiten zurückgeworfen. Die französische Monarchie wurde gebemüht. Französische Heere erlitten fortwährend Niederlagen. Paris war stets bedroht. Ein König von Frankreich geriet während einer unglücklichen Schlacht in spanische Gefangenschaft und wurde nach Madrid gebracht. Außerhalb Europas waren die Erfolge der Spanier nicht weniger bewundernswert. In Amerika hielten ihnen Gebiete zu, die sich über sechs Breitengrade erstreckten. Ebenso erwarben sie in Afrika und Asien ausgebehnte Besitzungen. Damals waren die Spanier an kriegerischer Bestimmung und Tapferkeit allen anderen Völkern voraus. Auch ihre führenden Geister in der Literatur, Calderon, Cervantes, Lope de Vega und viele andere setzten ihren Ehrgeiz darein, auf den Schlachtfeldern ihr Leben für das Vaterland in die Schanze zu schlagen. Und doch war das Glück, das den Spaniern Siege und Eroberungen brachte, nur von kurzer Dauer. Fast ebenso rasch wie ihr Land unter tüchtigen Herrschern emporstieg, sank es unter schlechten Regierungen wieder zu völliger Unbedeutendheit herab. Auf Tapferkeit allein kann ein Volk keinen dauernden Wohlstand gründen.

Die Japaner mögen tüchtiger und vielseitiger sein als die Spanier während ihrer Glanzzeit. Aber die wirtschaftlichen Eigenschaften entsprechen auch bei ihnen nicht den kriegerischen Fähigkeiten. Der Fleiß und die Ausdauer, womit sie sich die europäische Technik zunutze machten, sind gewiß bewundernswert, aber noch sind sie in allem nur Schüler des Westens, die erst zeigen müssen, ob sie auch eigene Wege des Forschens zu finden wissen. Sieht man hinter die politischen Kulissen des modernen Japan, so gewahrt man keineswegs ein Bild, das dem Glanz der äußeren Machtstellung entspricht. Das Volk leidet unter dem Druck von Steuern und Staatsmonopolen. In der Beamtenschaft herrscht Korruption, das Parlament ist eine Farce, der japanische Bürger eines modernen Staates befindet sich noch in drückender Abhängigkeit von Geschlechtsverbänden, die keinen Unternehmungsgeist lähmen. Wenn man den modernen Japaner auf Herz und Nieren prüft und sich fragt, ob er wohl das Zeug in sich hat, der Menschheit auf kulturellem Gebiete neue Bahnen zu weisen, so wird man bald staunend gewahrt werden, daß da hinter einem oberflächlichen Wesen nicht viel zu finden ist, was für einen Wettbewerb im geistigen Leben der Völker in Betracht käme.

Wie ganz anders ist es in dieser Hinsicht um China bestellt. In der Annahme, auch China werde in einigen Jahren modernisiert sein und dann im Verein mit Japan Europa in die Schranken fordern, täuscht man sich. Die Umwandlung Chinas wird lange Zeit in Anspruch nehmen und kann nur unter heftigen Erschütterungen, vielleicht erst nach völliger Zerstörung bestehender Herrschaftsformen erfolgen. Die amtlichen Reformen haben wenig zu bedeuten; sie bleiben meist auf dem Papier stehen und können schon deswegen nicht ersprießlich wirken, weil das Volk zur gegenwärtigen Regierung nicht das geringste Vertrauen hegt. Man weiß auch, daß sich die herrschende Klasse zu den beiden grundstürzenden Reformen, die vor allem nottun, weil ohne sie jede sonstige Maßnahme nur armseliges Flickwerk bedeutet, nicht aufraffen kann: sie wird sich weder zu einer durchgreifenden Finanzreform noch zu einer Reorganisation der Bürokratie verstehen.

Unendlich wichtiger als alles, was von der Regierung in Peking aus für eine Entwicklung Chinas im europäischen Sinne geschieht, ist der Umschwung, der sich im chinesischen Geistesleben vollzieht. Ein wahres Vernflieber hat das Volk ergriffen und es läßt zugunsten des neuen Wissens seine konfuzianischen Vorurteile fahren. „Le respect pour leurs anciens maitres leurs prescrit des bornes qu'il n'osent passer“ sagte schon Voltaire von den Chinesen, mache also den Konfuzianismus für ihre Unwissenheit verantwortlich. Mag auch diese Lehre heute von den vielen europäischen Schwärmern für das geschichtliche China noch so begeistert als unübertrefflich gepriesen werden, sie bildet doch noch immer das stärkste Hindernis für eine fortschrittliche Entwicklung. Wie kann da wahre Wissenschaft gedeihen, wo eine Moral vorherrscht, die den menschlichen Erkenntnistrieb über die Schranken überlieferten Wissens nicht hinauskommen läßt? Wie kann es überhaupt irgendwelchen Fortschritt geben, wo der Vater Macht über Leben und Tod der Kinder hat, wo die Frau dem Manne, die die Kinder den Eltern, der jüngere Bruder dem älteren Bruder, die Familien dem Geschlechtsverbande unbedingten Gehorsam schulden, wo der Einzelne vor lauter Verpflichtungen gegenüber seinen Blutsverwandten nie zum unabhängigen Menschen wird. Der Konfuzianismus ist nichts als der geistige Inhalt der Gentiorganisation, die bei den alten Indianerstämmen Amerikas fast ebenso ausgeprägt vorhanden war als in China. Unter einer Gentiorganisation aber ist aller moderne Fortschritt undenkbar. In dem Maße wie der moderne Chinese sich heute der europäischen Wissenschaft erschließt, schwindet nun sein Glaube an die alleinseligmachende Wirkung des Konfuzianismus; er lehnt sich auf gegen die „Tyrannei der Toten“, die Jahrtausende lang über das chinesische Volk ausgeübt worden ist. Vorwärtstrebende Söhne brechen die Fesseln väterlicher Autorität, um sich in einem selbst gewählten Berufe aus eigener Kraft emporzurichten. Bisher gab es in China nur Familien, erst jetzt entstehen Persönlichkeiten. Früher war die Ehe nichts als eine Fortpflanzungsanstalt. Eltern und Heiratsvermittler besorgten dem Sohne eine Lebensgefährtin aus einem fremden Geschlechtsverbande und der Bräutigam schaute die Braut erst am Hochzeitstage von Angesicht zu Angesicht. Jetzt bürgert sich die Sitte ein, die Zuchtwahl dem Auge des Herzens zu überlassen. Das ist ein gewaltiger Fortschritt; denn das Selbstbestimmungsrecht in der Liebe gehört bei dem modernen Menschen zu den stärksten Triebfedern der Arbeit.

China steht jetzt im Zeichen der Aufklärung. Von den Hauptwerken der großen europäischen Denker erscheinen immerfort Uebersetzungen, die zum Teil in Hunderttausenden von Exemplaren Absatz finden. Bevorzugt werden vor allem die Schriften der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts. Montesquieu's „L'Esprit des lois“ und Rousseau's „Contrat social“ gehören bezeichnenderweise zu den verbreitetsten fremden Schriften. So wächst das neue China revolutionär aus dem Volke selbst hervor. Das unzulängliche politische System, nach dem es heute regiert wird, dürfte kaum den fortwährenden Erschütterungen vollständiger Reformbestrebungen noch lange widerstehen können. Auf politischem Gebiete drohen in China wilde Zeiten anzubrechen. Sicher ist aber, daß schließlich aus allem Sturm und Drang der Entwicklung ein starkes, mächtiges China entstehen wird, das dem asiatischen Kontinent ein neues Gepräge geben wird. Daß die Zeit des Ueberganges, die unter Umständen Jahrzehnte und länger währen kann, Japan Gelegenheit geben wird, über den ganzen asiatischen Kontinent eine Vor-

herrschaft auszuüben, ja ein mächtiges Weltreich zu gründen, ist freilich wahrscheinlich. Aber einer kurzen japanischen wird eine um so längere chinesische Glanzzeit folgen, die anders wie die japanische vor allem die Weltkultur um große unvergängliche Schöpfungen bereichern wird.

Adio den Breitscheidianern!

Es könnte mich fast mit Stolz erfüllen, daß sich in Gotha die Demokratische Vereinzelnung auf ihrem Parteitag mit meinem Vortrag in Magdeburg beschäftigt hat und ihm so große Bedeutung beimißt: Ich hätte nicht geglaubt, daß meine Worte so starke Wirkung haben! Wenn sich nun die demokratische Vereinigung davon überzeugt hat, daß ich zu ihr nicht gehöre, so hatten sich eben jene Herren in meiner Person getäuscht. Das tut mir leid, aber nicht meinethwegen. Ich suche eine Gemeinschaft, die mir Redefreiheit gestattet, und wenn ich das nicht finde, so gehe ich wie vordem allein. Ich sehe in dieser demokratischen Partei keine Größe, der ich mein Denken und Sprechen zum Opfer bringen möchte. Wissentlich habe ich aber gegen sie, obgleich ich ihr von Anfang an auf Kündigung angehörte, nichts vorgenommen. Ich habe auch in meinem Vortrag nichts gegen die Juden gesagt, im Gegenteil, meinen Unwillen darüber geäußert, daß sie gegen Recht und Verfassung benachteiligt würden und den Antisemitismus abgelehnt, allerdings mir auch das Recht genommen, ihren Anteil an der Sozialdemokratie sachlich zu kritisieren. — Wenn aber die Männlein um Gerlach, die Sachverständigen für solche Gesinnungen, darin Antisemitismus wittern, so sind sie eben — Sachverständige. Die Vergangenheit autorisiert sie.

Gegen „die Religion“ habe ich mich auch in anderen Städten und anderen Vereinen mit gleicher Offenheit ausgelassen. Ich bin Monist und als solcher kann ich mit den bei uns staatlich konzessionierten und subventionierten Kirchen und Glaubensformen nicht im Frieden leben. Es ist wirklich erhellend, daß es gerade eine demokratische Partei sein muß, die das unerträglich findet, während andere Parteien sich duldsam erweisen. Wollen die Herren mich etwa zu einem kirchlichen Bekenntnis zwingen? Oder halten sie sich für berechtigt, meinen Glauben oder Nichtglauben unter ihre Zensur zu stellen? Dabei saß der Saal voller Monisten, Mitgliedern des Magdeburger Monistenbundes! Und die lassen dieses Reher-Gericht durch? Nun, mich belustigt das Spruchkollegium des „Zentralverbandes“ und „Aussschusses“ und ich fühle mich als ein Jatho in der Westentasche. Mir ist also Irrlehre nachgewiesen — vom Ausschuss! Da passe ich allerdings nicht zu den kleinen Breitscheidianern, die von Freiheit fesseln und Tyrannei üben, und sänge der Partei mein Abschied-Liedchen:

„Geh lieber in ein Kloster
Und bet' ein pater noster!“

In Bremen hatte ich die Kandidatur zum Reichstag noch nicht angenommen, obgleich sie mir wiederholt angetragen wurde. Der Bericht sieht so aus, als ob man sie mir „aus anderen Gründen“ entzogen hätte. Und wenn schon! In Deutschland gewinnt man an Achtung und Anhang, wenn man außerhalb dieser Duodezpartei steht, dementwegen ich schon oft und wiederholt zur Rede gestellt wurde. Ich hatte ihr selbstlos gebient: Sie macht mir jetzt den Abschied leicht. — Adio!

Die mir für den Magdeburger Vortrag zugesagte Rückerstattung meiner Reiseunkosten — 30 Mk.! gewiß nicht zu unbescheiden — hat man mir nicht gezahlt, wohl auch als Bestrafung für Irrlehre. Ich überweise sie der

hilfsbedürftigen Klasse der „Demokratischen Vereinigung“: es schwillt damit ihr Kassenbestand von 4001 M. 75 Pf. auf 4031 M. 75 Pf. an.

Prof. Ludwig Gurlitt.

Glossen

Die Gefahren der Flieger, die den Deutschen Rundflug mitmachen, sind nicht auszudenken. Mit Wind und Wetter und Motorstörungen haben sie zu kämpfen. Jeder Augenblick kann einen Tobessturz bringen. Und sind sie wirklich einmal glücklich gelandet, so kann die Katastrophe auch noch auf festem Erdboden eintreten. Da hatte Lindpaintner gerade das Magdeburger Ziel erreicht, schon atmete er auf, da naht das Verhängnis . . . der Ulstein-Reporter:

„Na, wie war's?“

„Ach, es war scheußlich kalt da oben!“

„Was haben Sie sonst gesehen?“

„Ja, sonst war ich ganz zufrieden.“

„Wie haben Sie den Platz gefunden?“

„. . . Als ich hierher kam, war ein kolossales Loch in der Luft.“

Nun machte der Aviatiker ((beichtet der „B. Z.“-Berl) eine Wendung, indem er nach einem kräftigen Grog beehrte, mit dem er sich herzhast stärkte . . .“

Der Reporter ahnte nicht, weshalb dem Lindpaintner plötzlich so übel wurde . . .

Kann man diese Gefahr nicht von den Fliegern fernhalten?

Auch Norbert Fall, der Feuilletonist der Firma Ulstein, wurde in Johannisthal das Opfer des Flugsports. Er ist natürlich nicht auf die Flugmaschine gelleitert. Er wollte nur eines seiner lieblichen Stimmungsgemälde entwerfen. Aber die da draußen haben keinen Brodhaus, Norbert Fall war völlig auf sich angewiesen, und so geschah der Unfall. Daß er mit Herber zusammenstieß, mag noch hingehen: „die Nacht ist verwacht, nun geht's in den Morgen hinein. „Ihr Freunde, laßt den Morgen nicht im Schlaf vorübergehn! . . .“ Herbers Lieblingsfah; und der Herr Präsident des Weimarschen Oberkonsistoriums verstand das Leben . . .“ Aber dann, da „die Stadt das Nachtleid zurückschlägt“ und „Berolina in den Morgenrod schlüpft“ geschieht der Unfall: die Sonne geht im Westen auf! Zweimal geht die Sonne im Westen auf. Es ist aber kein Druckfehler, sondern es ist das Fehlen des Brodhaus, das diesen Unfall verschuldet.

„Ueber dem weiten Flugplatz brauen die Morgenbünste. Leicht Federvölkchen ziehen oben im Blau; karmingefleckt, glühend wie Rubinen. Durch die Stämme der Kiefern blutet das Morgenrot und die Holzarchitektur der Luftschiffhalle flammt in der Blut, die aus dem Westen der aufgehenden Sonne vorausströmt . . .“

Zwei Notizen. 1. Der im Essener Meineidsprozesse zu drei Jahren Zuchthaus verurteilte und dann im Wieder- aufnahmeverfahren freigesprochene Bergmann Friedrich Bedmann aus Hamborn hatte als Entschädigung für die unschuldig erlittene Zuchthausmarter die Forderung von 5483 M. gestellt. Das Ministerium des Innern erachtete die Summe von 3000 M. als ausreichend.

2. Die Pensionslast in Preußen hat sich seit 10 Jahren mehr als verdoppelt. Während sie um das Jahr 1900 etwa 50 Millionen Mark betrug, ist sie im Etat für 1911 mit rund 111 Millionen Mark beziffert.

Karl Wieselthal, der Redakteur des „Deutschen Metallarbeiters“ wird nun sechs Monate Zeit haben, im Gefängnis darüber nachzudenken, weshalb der seitige Bülow-Blod auf die Venderung des Majestätsbeleidigungsparagraphen so furchtbar stolz war. Wieselthal ist, wie wir berichteten, am 14. Februar vom Landgericht I, Berlin, wegen angeblicher Majestätsbeleidigung zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Als am 26. August v. J. Wilhelm II. in Königsberg seine bekannte Gottesgnadenrede gehalten hatte, veröffentlichte Wieselthal in seinem Blatte unter der Ueberschrift: „Von Gottes Gnaden“ eine Reihe von Artikeln, in denen er die Rede kritisierte. Er bezeichnete das Auftreten Wilhelms als im Widerspruch mit der Reichsverfassung stehend, und kam zu dem Schlusse, daß der Kaiser den bei seiner Thronbesteigung geleisteten Eid verletzt habe. Auch die Aeußerungen über die Königin Luise suchte er dadurch auf das richtige Maß zurückzuführen, daß er nach dem Buch Kurt Eisners: „Das Ende des Reichs“ die historisch-kritischen Ausführungen Treitschkes über jene Königin zitierte. Das Landgericht hat „festgestellt“, daß er durch diese Artikel den Kaiser beleidigt und daß er sich strafbar gemacht habe, weil die Artikel aus einer feindseligen Gestimmung heraus (!) geschrieben seien, und weil Böswilligkeit vorliege, da zwischen der Königsberger Rede und der Verfassung kein Zusammenhang bestehe (!). Auch habe er mit Ueberlegung und nicht etwa aus Unbedacht gehandelt, da seine Artikel zielbewußt aufgebaut seien und er ebenso zielbewußt zu dem Defenitnis komme, daß der Kaiser den bei seiner Thronbesteigung geleisteten Schwur gebrochen habe. Diese Worte habe er in fetter Druckschrift wiedergegeben, also in voller Absicht gewählt; sie seien gewissermaßen der Schlüsselstein seiner Ausführungen. — Gegen das Urteil hatte der Angeklagte Revision eingelegt, die er vor dem Reichsgericht persönlich begründete. Er verwies darauf, daß in den Novembertagen von 1908 das Verhalten des Kaisers sogar von liberalen und konservativen Blättern kritisiert worden sei, und suchte darzutun, daß er sich auch nur in den Grenzen erlaubter Kritik gehalten habe. Da er aber für Arbeiter geschrieben habe, so habe er sich etwas deutlicher und drastischer ausdrücken müssen. Was er über die Königin Luise geschrieben habe, das rühre nicht von ihm, sondern von Treitschke her und könne nicht eine Majestätsbeleidigung enthalten. — Der Reichsanwalt verwies darauf, daß die Feststellungen durchaus dem Gesetze entsprächen und den Tatbestand des § 95 in seiner neuen Fassung enthielten. Das Reichsgericht erkannte auf Verwerfung der Revision. Und Wieselthal muß nun die „Böswilligkeit“ die ihm das Gericht nachsagt, büßen. Er büßt dabei auch gleichzeitig die ungeheure Gutgläubigkeit der Liberalen, die dem Summi-paragraphen seinerzeit im Reichstage ihre Zustimmung gegeben haben. Denn ein Paragraph, der dieses Urteil ermöglichte, der jede Kritik unmöglich macht, ist eine Gefahr für die Presse und kein „Fortschritt.“

Ein Blumentag der Armsten! Der widerliche Massenbettel, der sich unter dem Deckmantel der „Blumentage“ zu einer richtigen Landplage entwickelt hat, gab, wie wir berichten können, den Armsten unter den Armen zu einer selbständigen Gegendemonstration die Anregung. Da der Hummel gezeigt hat, daß Schnorrerei, engros betrieben, von den Behörden unterstützt wird, planen die Arbeitslosen, auf eigene Faust „Blumentage“ zu veranstalten. Der Unterschied soll nur darin bestehen, daß die Blumen (die vom Felde geholt werden) echt sein werden — wie das Elend der Armen. Daß vernünftige Menschen hier mit ihrer Unterstützung nicht zurückhalten werden, scheint uns selbstverständlich. Die Demonstration hat noch einen Vor-

zug: sie nimmt den Amateur-Doktoren die Lust zu weiterem Wirken.

Die Presse, die für die „Kornblumentage“ in so unverantwortlicher Weise die Reklametrommel schlug, wird höflichst gebeten, auch von diesem Plan Notiz zu nehmen. Es soll registriert werden, welche Zeitungen es getan haben.

„Sie wagten es doch nicht mehr . . .“ Die Heldentaten, die sich mein Viebling Rudolf Breitscheid allwöchentlich in seiner Veretnsdruckchrift bescheinigt (und die beim „Berl. Tagebl.“ den Irrtum erregt haben, die Druckchrift sei eine Bierzeitung) nehmen kein Ende. Es ist phänomenal, was da wöchentlich zu lesen ist. Am 10. Juni verantwortet Breitscheid folgende Siegesmeldung aus Hamm:

„Am 28. Mai hielt die Demokratische Vereinigung hier selbst eine öffentliche Versammlung ab mit Dr. Rud. Breitscheid als Redner . . . Der Vortragende, der in fast zweistündiger glänzender Rede sein Thema entwidelte . . . Beim Schlußwort aber machten sie sich . . . durch Zwischenrufe bemerkbar, nachdem ihnen hierzu von einer Dame Mut gemacht worden war. Bei Dr. Breitscheid kamen sie jedoch schlecht an, denn jeder Einwand wurde sofort von dem Redner in einer so stichhaltigen Weise abgetan, daß der betreffende Rufer nicht zum zweiten Male einen Zwischenruf zu tun wagte. Der Redner war sogar in der Lage . . . Reicher Beifall lohnte ihm für die Art und Weise, in welcher er die Gegner abführte . . . Am schlimmsten erging es den Freisinnigen, als Dr. Breitscheid durch einen Zwischenruf veranlaßt wurde, auf die Haltung der Freisinnigen bei den bevorstehenden Reichstagswahlen einzugehen. Als ihnen . . . wagten sie doch nicht mehr, mit Zurufen an den Redner heranzutreten.“

Schade, daß diese Siegesgeschichten immer nur einem etwas beschränkten Zuhörerkreis erzählt werden. Ich drucke sie nach, um sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Hoffentlich folgen humorverständige Blätter meinem Beispiel.

J. F.

Mein Tag

Und tausend Nächte hatten mich genarrt

Da leuchtend lachend kam der Tag! —

Ich starb.

Den Tag der Liebe starb ich

Es war kein Puppenspiel, war kein Heldenmärchen,

Ein starkes, warmes Glück, ein purpurner Triumph. —

Weltrauschen hört ich, Mutter. Immergrüne Träume

Band ich zum Kranze meiner Feldherrnsterne.

Das ich in Wästen fand, das Herz,

Auf Marmorstufen führte ich mein Herz,

Wo der Gedanke weint der mich betrog,

In aller Schönheit fiebergelutet

Warf ich mein Herz und taumle, taumle, taumle!

In tausend Nächte tauch ich meinen Fluch!

Das war ein Tag, in seine Adern biß ich mich

Und sog ihn mit der Seele ein.

Ich starb den Tag der Liebe,

Ich starb zu Babel! — Leuchtend sprang

Das Glas, die Scherben klirrten!

Ein König! Ein Triumph! — Ich starb.

Die Garden salutierten.

Charlottenburg.

Victor Hadwiger.

Prolog zu einem Buche von Franz Blei

Von Rudolf Kurb.

Die spirituelle Bühne strahlt in den festlichen Lichtern des Gala-Abends. Schattenhaft gleiten Vorhänge auseinander. Unruhige Bewegungen in des Parterres verwirrend bunter Heerschar: entscheidende Decolletées, Spitzengewebe von phantastischer Durchsichtigkeit, lichtviolette Kiefenkreise von weißen Federvogeln überschäumt, opalisierende Selbengewänder, aufsteigend in unvergeßlicher Schlankheit, und dazwischen der Fräule unnachlässliche Korrektheit. Ein Herr in Schwarz verbeugt sich gemessen:

Gestatten Sie mir, werter Festgenosse, an dieses Abends feierlicher Sinnlosigkeit Ihnen das Profil eines Zeitgenossen zu skizzieren, als dessen beispiellose Tugend ich benennen möchte, daß er sich bei seinen literarischen Ausflügen nie gelangweilt hat. Um Ihnen die Heiterkeit eines völligen Fernseins kritischer Belehrung gewähren zu können, lassen Sie mich das Antlitz meines Helden zu der klaren Geistigkeit der „imaginary portraits“ stilisieren: was es an Ähnlichkeit verliert, gewinnt es als Motiv meines Kleinen speech. Der Doktor Blei aus München improvisiert jede heitere Oberflächlichkeit, die zu nichts verpflichtet und ihre Qualitäten gleichsam schenkt. Nur um Sie vor gewohnter Langeweile zu bewahren, gestatten Sie mir den paradoxen Einfall, dieses Vorbergrundbasein mit jenem Ernst zu betrachten, den Sie allerdings nur für offizielle Persönlichkeiten reserviert haben.

Der Doktor Blei ist ein Fanatiker des Lebens, ob schon er vorher heimlich seinen Schatten hineinkonstruiert. Ihn reizt nicht die zufällige Verkettung der Wirklichkeit, die im Spiegel sich bildet; seine Neugier gilt der Moral, wie sie Walter Pater verstanden hat, als das, was den Spiegel zur bewegten Flut macht. Er hat das Temperament des Epilogisten Gourmont, den ornamentalen Stil, der an einen feineren Jossot erinnert, aus dessen Basenformen ein menschliches Gesicht wächst, das wieder in eine groteske Karrikatur zwischen Mensch und Base sich zurückbildet. Die Dinge gewinnen ihre stärkste Ausdehnung, sie berühren sich mit allem. So hat es der Betrachter leicht, die Kultur als objektiven Wert zu benennen, und sicher endet seine Literatur in einem Typus, der eine persönliche Einheit des Stils für sich hat. Er erzählt das Exempel von der schönen Ninon de l'Enclos oder schneidet die Silhouette eines alten wohlherzogenen Herrn mit sonderbaren und feinen Gewohnheiten oder berichtet die Moralität von Beau Brummel, dem Dandy. Er ist weniger um das Standbild bemüht, als um die Darstellung seines Kulturgefühls, dessen metaphysischer Ausdruck die Idee Dandy ist, des Mannes ohne Schatten, der immer nur in den Zügen der andern lebt und immer zu einer eignen Lebensgestaltung kommt. Es ist der Skeptiker, dessen einzige Gewißheit seine Haltung ist, und darum werden ihm alle Dinge eine Gewißheit. Werte Festgenossen, die Haltung, das ist das Entscheidende in der Literatur des Doktor Blei. Es ist minder beträchtlich, ob diese oder jene Fabel ein wirkliches Geschehnis berührt, überhaupt ist alles Einzelne unbeträchtlich, wertvoll ist das einfache Dasein dieser Maxime: die Haltung. Das Moralische wird dadurch zur Angelegenheit der Körperpflege, oder, wie er bei Gelegenheit Beardslays sagt, wenn er als Objekt des präziösen Moralisten dieses empfindet: die moralische Qualität, wie sie sich in seiner Körperlichkeit ausdrückt. Oder noch einfacher: „Der Mensch ist die Geste einer Idee.“ Ich möchte die nachlässige Eleganz dieser Formel nicht entbehren, die, ein Impromptu scheinend, die kräftige Kondensation einer

Weltanschauung ist. Diese sorgfältige Enthaltensart der Formgebung vor allem profiliert den Doktor Blei reizvoll gegenüber jener Literatur, die Wilde noch immer in deutschen Gemeinplätzen travestiert. In seinem Epilog zum Leben Brummels steht: „Wer auffällt, so oder so, der tut das immer auf eigene Gefahr, und wird nie die Genugtuung spüren, zu herrschen, sondern immer den Schmerz, beherrscht zu werden, und wäre es auch nur durch das Betrachtetwerden der andern“. Er berichtet mit der Sachlichkeit eines sehr kühlen, klaren Beobachters, dessen Distanz zum Stoff man unendlich vermutet, obwohl Sinn und Inhalt nichts als Ausdruck seiner abenteuerlichen Phantasie ist. Wohl zu beachten ist die Substanzlosigkeit des Thematischen, sonst, werter Festgenossen, ist es nicht ohne Gefahr, in jener Sammlung moralischer Betrachtungen zu blättern, in der Pflüsterheit die Gebärde des Soziologen hat und Psychologie die Haltung eines Verliebten. Es ist für uns Menschen des aktiven Berufes nicht ungefährlich, sich einer Moral zu überliefern, die sich mit der gleichen Innigkeit an der imitatio christi wie an den liaisons dangereuses orientiert. Vielleicht ist es auch nur die vollendete Höflichkeit dieses Literaten, Sinn und Rhythmus seiner Aperçus der Laune des Lesers zu überliefern. Jeder Versuch, sie absolut zu empfinden, verwandelt den Doktor Blei in eine Pensionsvorsteherin. Sie haben die Freiheit, die Maske gemäß Ihrem Temperament zu bestimmen. Ueber Ihre persönlichen Neigungen, werter Festgenossen, bleibt nur die Form, in der sich die Träume dieses sachlichsten der Abenteurer gestaltet haben: eine abgestufte, hinterhältige, empfindlich bemessene Prosa, deren kokette Einfalt Sie vielleicht an die Landmädchen von Greuze erinnert. Aber es sind Seiten in seiner Literatur, die einen so durchsichtigen Einklang von Absicht und Können ausdrücken, daß sie dem gegenüberstehen, was ich Ihnen nun in einem pathetischen Envoy, als Sinn des Essays mitteile:

Envoy: Die Form des Essays bringt auf Extramaterialisierung, Auflösung der Inhalte im Stil. Stil im Sinne des Mystikers, als letzten Ausdruck der Persönlichkeit. Die Ruhe der Dinge gleitet in dem ewigen Wechsel, sie rinnen in mystischen Fäden zu einem lebendigen Teppich desbens, in dessen Ornamenten Poesien und Trauerspiele leuchten, das Meer und die Landschaft. Der Essayist hört den Rhythmus des Wechsels, sieht die Dinge ineinander vergehen und aufleuchten, und in der Seligkeit des Losgelösten verwandelt sich das Starre durch die Befruchtung des Feuers, wie es Heraklitos in diesem Gleichnis ausgesprochen: Sie leben den Tod der andern, sie sterben das Leben der andern; Haushälter über alle Dinge ist in Wahrheit der Blitz.

Die spirituelle Bühne strahlt in den festlichen Lichtern des Gala-Abends. Das Publikum ist ermüdet. Leere Fingerringen starren nach der Bühne, ruhige Atemzüge der Schlafenden. Der Herr in Schwarz verneigte sich ernst und sachlich. Die Lichter verlöschen. Unruhe. Dann: Geräusch der Aufbrechenden.

Die Werke Franz Blei's erscheinen gesammelt bei Georg Müller in München. Der 1. und 2. Band („Erbaute Geschehnisse“ und „Gott und die Frauen“) liegen bereits vor. Durch diese Ausgabe werden die älteren Ausgaben antiquiert.

Eine Satze

Von Georg Heym.

Unsere Krankheit ist unsere Maske.

Unsere Krankheit ist grenzenlose Langeweile.

Unsere Krankheit ist wie ein Extrakt aus Faulheit und ewiger Unrast.

Unsere Krankheit ist Armut.

Unsere Krankheit ist, an einen Ort gefesselt zu sein.

Unsere Krankheit ist, nie allein sein können.

Unsere Krankheit ist, keinen Beruf zu haben, hätten wir einen, einen zu haben.

Unsere Krankheit ist Mißtrauen gegen uns, gegen andere, gegen das Wissen, gegen die Kunst.

Unsere Krankheit ist Mangel an Ernst, erlogene Heiterkeit, doppelte Qual. Jemand sagte zu uns: Ihr lacht so komisch. Wüßte er, daß dieses Lachen der Abglanz unserer Hölle ist, der bittere Gegensatz des: „Le sage ne rit qu'en tremblant“ Bandelaires.

Unsere Krankheit ist der Ungehorsam gegen den Gott, den wir uns selber gesetzt haben.

Unsere Krankheit ist, das Gegenteil dessen zu sagen, was wir möchten. Wir müssen uns selber quälen, indem wir den Eindruck auf den Mienen der Zuhörer beobachten.

Unsere Krankheit ist, Feinde des Schweigens zu sein.

Unsere Krankheit ist, in dem Ende eines Welttages zu leben, in einem Abend, der so stickig ward, daß man den Dunst seiner Fäulnis kaum noch ertragen kann.

Begeisterung, Größe, Heroismus. Früher sah die Welt manchmal die Schatten dieser Götter am Horizont. Heut sind sie Theaterpuppen. Der Krieg ist aus der Welt gekommen, der ewige Friede hat ihn erbärmlich beerbt.

Einmal träumte uns, wir hätten ein unennbares, uns selbst unbekanntes Verbrechen begangen. Wir sollten auf eine diabolische Art hingerichtet werden, man wollte uns einen Korkzieher in die Augen bohren. Es gelang uns aber noch zu entkommen. Und wir flohen — im Herzen eine ungeheure Traurigkeit — eine herbstliche Allee dahin, die ohne Ende durch die trüben Reviere der Wolken zog.

War dieser Traum unser Symbol?

Unsere Krankheit. Vielleicht könnte sie etwas heilen: Liebe: Aber wir müßten am Ende erkennen, daß wir selbst zur Liebe zu krank wurden.

Aber etwas gibt es, das ist unsere Gesundheit. 3 mal „Croquembouche“ zu sagen, 3 mal in die Hände zu spucken wie ein alter Soldat, und dann weiter ziehen, unsere Straße fort, Wolken des Westwindes gleich, dem Unbekannten zu.

Um keine

Von Dr. Anselm Hueß.

Es gibt unter Geistern gewisse schweigende Ueberelkünfte; z. B. man verehrt Goethe, aber wenn man nicht gerade Minor oder Schmidt heißt, spricht man davon nicht zu häufig im Jahre. Der versteckte Grund ist ein sehr guter: wer das Große in die Debatte zieht, ist auch dann in steter Gefahr, sich ihm zu vergleichen, das wohlgefällige Irrationale in rationelle Faktoren aufzulösen, selbst wenn man die bescheidensten Absichten hegt. Sagt doch Barvenargues ausdrücklich, die größten Werke des Menschengesistes seien sicherlich seine unvollkommensten; kein Zweifel — weil sie den Idee der Vollkommenheit sich relativ am meisten genähert haben, schmerzt das höchsten Erden-

rest, das sie überhaupt noch in unserer Sphäre hält, natürlich am unerträglichsten. Deshalb eben gibt es jene schweigenden Uebereinkünfte, die von allen echten und tiefen Geistern unter allen Umständen gewahrt werden, wonach bei dem höchsten und reinsten Verdienst von den übrigens wohlgenutzten Schwächen niemals vor dem breiten Lesepöbel die Rede ist. Denn die Tatsache, daß sich bei einigem Suchen sicher zwei oder drei Verse von Goethe finden lassen, die den Vergleich mit — — — Jakobowski'schen nicht aushalten, ist ja gegen Goethe von geradezu überschwänglicher Belanglosigkeit. Ueber die Jahrhunderte hinweg aber reichen sich nach jenem schönen Ausspruch die freien Geister aller Zeiten die Hände, dort in einem Reich ewiger Ideen wandeln, so verschieden als Rochlämpfende, verbrüderet die Genien eines Plato und Aristoteles, eines Spinoza und Kant, Bruno und Schopenhauer, Goethe und Nietzsche, Voltaire und Heine. Wer wagt es, aus dieser Gemeinschaft einen herauszustoßen? O — das wagen jeden Tag gar nicht so wenige . . . Ich frage jene echten Geister von der schweigenden Uebereinkunft . . . ; noch tieferes Schweigen.

Karl Kraus gehört zu der Masse derer, den die breiten und aller Welt sichtbaren Angriffsflächen des Heine'schen Werkes, die aus seiner Vollkommenheit resultieren, zu einer fließenden, schwachhaften Anklagerede genau so hemmungslös hinreißen, wie die Unvollkommenheit eines Strafgesetzbuchparagrafen zu den plätschernden Ergüssen und Advokatenredungen um Mizzi Veiths Tugend. Während man sich hienun aber zwanzig geschwollene Verteidigungsseiten für die arme Mizzi (ordentlich begeistert bin ich seitdem für das unglückliche Geschöpf) gefallen läßt, der braven Gesinnung wegen, wird einem leider nach der zehnten Seite von „Heine und die Folgen“ klar, daß dieser Geist mit seinen Rechtsanwalts-talenten unverkämmt genug auch in die geweihten Bezirke der Kunst eingebracht ist, weil ihm zufällig Papier und Druck zur Verfügung gestanden hat. Die Konstruktion (dies für ungeübte Leser) ist durchsichtig genug: deutscher Geist mit etwas Franzosentum gemischt, ergibt den modernen Journalismus oder Feuilletonismus. Heine hat in Paris gelebt; daselbst, als Deutscher, erfand er das Feuilleton. (Immerhin — er erfand es, nach Kraus' eigenem Wort; eine „Form“ zu erfinden ist hier, auf der zehnten Seite, nichts dergleichen wie eine Schöpfung — später wird in die Geformtheit, d. i. doch wohl in den sprachlichen Ausdruck überhaupt alles Schaffenstum verlegt!) Und, nun wörtlich: „Diese Form mußte nur einmal entdeckt werden, um für allemal da zu sein. Das hat Heinrich Heine besorgt —“ Ja, besorgt hat er es, er hat die „Entdeckung“ nur „besorgt“, nicht etwa „gemacht“ oder „geleitet“, — wie hätte sonst die dumme Notte der Feuilletonisten und Journalisten auch gleich so rasch nachstürzen können, die Herrn Kraus' Mut so erregt? Wenn die Form einmal da war, warum blieb sie nicht fünfzig Jahre noch ungenutzt liegen? Warum ließ man nicht erst Herrn Kraus die Ehre, die ersten Heine'schen Feuilletons wieder zu schreiben? Herr Kraus selbst merkt schon den Schwindel, aber damit man ihm nicht auf die Spur komme, dreht er vor den Augen des erstaunten Lesers eine Pirouette (Advokatenkniff!): „Mit leichter Hand hatte Heine das Tor dieser furchtbaren Entwicklung aufgestoßen, und der Baubauer, der der Unbegabung zum Talent verhalf, steht gewiß nicht allzu hoch über der Entwicklung.“

„Steht gewiß nicht“ — er weiß es noch nicht einmal genau, und schreibt ein Buch! Wie? — er weiß nicht? Er weiß schon, aber müssen's darum auch die

Leser wissen? Die sind ja so dumm . . . Für dieses Buch gäbe es nur ein Urteil: Kassation; und dem Autor verbieten: je wieder über Kunst zu schreiben! Die Beweisführung läuft tatsächlich darauf hinaus: Heine wird für seine Epigonen verantwortlich gemacht!!! Also Goethe für Geibel und Paul Heyse, Wolf für Leibniz, Fichte für Kant! Dabei laß ich mich absolut in keinen Streit darüber ein, ob Heine gerade der Schöpfer des Feuilletons, der Journalist in großen Zügen gewesen sei; das dürfte auf eine eitle Sach- und Namensnennung dann hinauslaufen — genug doch, daß man die Schöpfung, das neue Wesen, das erstmalige Erklängen der unvertauschbaren Note selbst in diesem Lager ja verspürt zu haben scheint. Zeigt doch, was ihr sonst für Ausweismittel, für argumenta ingenii habt?! Die von der schweigenden Uebereinkunft wußten es freilich immer, und wissen es besser: für sie ist Heine keineswegs bloß, wie selbst für den schlechten Prosaisken Stefan George, der erste Journalist, für sie ist Heine noch immer das europäische Ereignis, als welches es für Nietzsche gewesen ist — mag doch Herr Kraus in seinem abgründigen Seelen- und Kunstverständnis diese ganze Vorliebe für gemeinsamen Deutschenhaß erklären! Was — Autoritätsbusel? Ueberhaupt: Sentimentalität? Dieser Jugend Sentimentalität nachsagen, die mit zwölf Jahren fast zu eilig Schiller über Bord wirft, die so unbändig gern an Goethe heranmöchte, die nur immer auf dem Sprung steht, wo sie einen der Sterne wieder von seinem Himmel herabreißen kann — was sollte sie eigentlich gehindert haben, auch Heine jugendhafter zu behandeln, da es doch wahrlich grade bei ihm der ermunternden Einflüsterungen, der ersten Anstöße, die Jugend immer braucht, niemals gemangelt hat!? Ja, wenn man sich's freilich leicht macht, wenn man jene europäische Bedeutung in nicht besser zu charakterisierender Seichtheit von vornherein mit Feuilleton, französischem Esprit (erster Schwindel) gleichsetzt, dann dürfte es wenig schwer mehr fallen, zu beweisen, daß pariserisch abgefärbte Grazie für deutschen Stil keinen Gewinn, eher Schaden bedeute (zweiter, konsequent aus dem ersten abgeleiteter Schwindel = Beweisführung dieser ganzen Broschüre)! Kein Ohr dafür zu haben, daß mindestens in demselben Maße wie französischer auch englischer, spanischer, deutscher und aristophanischer Witz anklingt, daß Falstaff und Don Quixote, Swift und Sterne, Lichtenberg und Brentano hier zu wanken zu sprechen scheinen — aber in jener Weltbürger-sprache des Humors, der eben das Auszeichnende aller freien Geister ist, die ja schon nach Sorgias Ausspruch nur ein Vaterland haben. Es ist wahrhaftig nicht schwer einzusehen, warum wir bei allem echten Geist heut alle diese Assoziationen haben müssen; sie sind der Vorzug des Gebildeten, der hierdurch tiefer genießt, oft aber auch das einzige Mittel und Organ seiner Rezeptivität. Wer nun aber schon Heine selbst für das Heintisieren und auch dessen zahllose Möglichkeiten wieder verantwortlich macht, hat offenbar nicht das geringste Verständnis für das Wesen des Witzigen: während die Stimmung eines Gedichts zunächst scheinbare Passivität erzeugt (nämlich erst später den Epigonen ermuntert), hat der echte Witz meistens etwas unmittelbar An- und Aufregendes. Bei Shakespeare sagt der Narr Probstwein (oder Parolles?): ich bin Grund dafür, daß auch andere Witz haben. Goethe kannte ein „Lichtenbergisterei“, und Jean Paul, doch gewiß ein Echter, sternisiert, wenn man so will recht häufig. Nur: die Epigonen des Witzes kann nachher jeder Schwachkopf entlarven — seine Meister in ihrer ganzen Ursprünglichkeit auch heute noch zu verspüren, dazu scheint mehr zu gehören!

Aber auf Kraus' noch dreimal lächerlichere Polemik gegen Heines' Syril einzugehen, so ausführlich, wie man das vor zwanzig Jahren vielleicht hätte tun dürfen, muß ich mir doch wohl versagen. Man hat instinktiv das Gefühl, daß hier die „schweigende Übereinkunft“ denn doch eine größere Brüderschaft schon umfaßt, also daß man den Vorwurf, vielleicht ganz ohne Not sie gebrochen zu haben, sich tragischer zu Herzen nimmt. Nur erwähnt sei es, daß Kraus, ein Bartels II., noch einmal mit tieferer Ernsthaftigkeit den ganzen Wohl gegen die Herzen und Schmerzen, all das süße Gebimmel und Gellingel der Heine'schen Muse, das ja wahrlich kein zweiter Syril sich verstaten dürfte, kein Zweiter, der nicht wie Heine „die Hand an die Wange gedrückt“ zugleich dabei und darüber steht!, aufwärmt. Daß er, der Wiener Denker, den ostfriesischen Hauptmann und Hünen (aber Gut ab! vor ihm) in seiner prachtvoll-Bernigen (nicht wahr? so sagt man doch) Bild- und Sprachkraft zu Hilfe ruft, um mit seinen großen Stiefeln die silbernen, großlösen Jamben des Pariser Dichters zu zermatschen. Dabei passiert ihm leider das Malheur, daß der Baron in der Verwirrung die falschen greift, die ihm schon etwas zu eng geworden:

Ein Wasser schwaht sich heilig durchs Gelände,
ein reifer Roggenstich schließt ab nach Süd,
da stützt Natur die Stirne in die Hände
Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd' —

Ist diese Verse muß er auf Kraus' Einflüsterung hin zum Beweis der „Plastik seiner Naturanschauung“ gegen den Fichtenbaum und die Palme ausspielen!! Worauf Kraus zum glänzenden Abschluß dieser Szene, und natürlich auch der Wahrheit zu Ehren sich nicht den Witz verkneifen kann: „Der nachdenkenden Heidelandschaft im Sommermittag entspringen tiefere Stimmungen als jene sind, denen nachdenkliche Palmen und Fichtenbäume entsprossen; denn dort hält Natur die Stirne in die Hände, aber hier Heinrich Heine die Hand an die Wange gedrückt. . .“ Ich aber sage Herrn Kraus, obgleich er nach solchem Kalauer, den Villencron nicht verdient, die ehrliche Polemik im Grunde verschert hat: daß jene Natur, die da (in diesem einen Fall) die Stirn so in die Hände stützt, im besten Fall ein Stückchen grünen Marschlands mit fetten Röhren bleibt, daß aber, wenn Heine die Hand an die Wange drückt, bald eine unauslöschliche Fröhlichkeit vom Olymp herab bis zu den Gestaden des Rheins und der Nordsee sich fortwälzt und der strenge Weltgeist selber eine Sekunde lang auflächelt. . .

Gemug — es steht mir nicht mehr Raum zur Verfügung; sonst hätte ich noch etwas von dem moralisierenden Herrn Kraus gesprochen, der bei dem Angriff gegen Heines' Platenchrift plötzlich aus der Rolle des Aesthetikers (der er ja nach solchen Proben auch nicht sein kann) plump herausfällt, um Europas freiestem Geist Borniertheit in Segualibus vorzuwerfen. . . Natürlich, weil heute nach Moll und Krafft-Ebing schon jeder siebenzehnjährige Caschhausjüngling die vielen Spezies und Genera der Liebe bei weitem liberaler betrachtet. . . „Heine und die Folgen“ — die schlimmste Folge, verehrungswürdiger Herr Kraus, war doch dieses Ihr erschöpfendes Wädheln, wozu Sie sich vermutlich Heines' Zahnstocher ausgeliehen haben. Oder wo hätte es auch eine bessere Gelegenheit gegeben, vor aller Welt laut zu präzisieren, daß heute jeder Kommiss die Heine-Sprache glänzender handhabt, als Heine selbst? Jeder Kommiss? — Doch wohl nicht; vielleicht aber Herr Kraus, der bescheidene und selbstkenntnisreiche Herr Kraus. . . Jetzt werden die Leute doch endlich dahinter kommen, — ich muß sie nur mit der Nase darauf stoßen. . . Herr Kraus, ist Ihnen noch niemals der Gedanke gekommen, da Sie

schon allen größten Geistern das mächtige Selbstvertrauen abgeguckt haben, es einmal mit der Selbstironie (auch einer gern gepflegten Form des Mutes) zu versuchen? Lichtenberg, Heine waren hierin Meister; aber so wie Sie sich selbst immer rühmen, das können Sie doch von keinem anderen Menschen erwarten. Und noch dazu bei dem Zeugnis Bauwargues': „Man kann weder eine mittelmäßige Frau noch einen mittelmäßigen Autor so sehr loben, wie sie selber es tun.“

Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiler Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüssen
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht. —

Joseph Eichendorff.

Rino als Erzieher

Von Franz Pfeiffer.

Wir leben Vergangenheit und zehren Zukunft. Der Geschichtsschreiber kommenden Generationen wird sich also mit uns und mit unserem Jahrhundert beschäftigen. Soll nun unser Zeitalter nicht als Krankenhausgeschichte der Kultur auf die Nachwelt kommen, wollen wir vor dem kritischen Auge des Historikers in sauberem Kulturgewande erscheinen, dann müssen wir bei Zeiten Hand anlegen und kulturelle Arbeit verrichten. Dann müssen wir unermüdetlich gegen jede Unkultur kämpfen.

Der Kampf ist schwer. Vergebens wird man in dem Kulturschutt verfallener Menschheitsgeschichte nach einer Erscheinung suchen, die an trostloser Dede unserer modernen Zeit gleichkommt. Gewiß: in der Geschichte eines jeden Volkes läßt sich eine Wellenbewegung, ein Auf und Ab feststellen. Wir aber scheinen von dem Strudel Trivialität erfasst zu sein, der uns zu verschlingen droht.

Die Trivialität beherrscht (seit Jahrzehnten) die Situation. Wohin wir den Blick auch wenden, sie nistet

überall. Wir finden sie in der Kunst und im Kunstgewerbe, in der Technik wie in der Architektur. Sie schleicht durch Höfen und Paläste und zwingt den Menschengestalt in ihren Bann. Aus dem Verworrenen gewinnt der erfindungsreiche Geist das Neue. Aber das Neue, das unsere erfindungsreichen Geister aus dem Durcheinander der Zeit gewinnen, die Trivialität macht es sich sofort dienstbar. Unsere großen Geister stehen (meist unbewußt und oft gegen ihren Willen) im Dienste der Unkultur. Ja, wir sind bereits so weit gekommen, daß wir bei jeder „epochemachenden“ Entdeckung oder Erfindung sofort fragen: wie wird sie als Kulturhinderung ausgebeutet werden? Denken wir nur an den „größten Mann des zwanzigsten Jahrhunderts“! Seit Jahrtausenden träumt die Kulturwelt den Traum von der „Eroberung der Luft“. Nun wird der Traum Wirklichkeit. Und die erste (und wichtigste) Frage lautet jetzt: wie können wir diese Erfindung am vorzueilhaftesten zum methodischen Menschenmord, im Kriege verwenden . . .

Die Technik befindet sich im Schöpfungsrausche. Der Menschengestalt hat sich die Naturkräfte in unerhörter Großartigkeit abgerichtet. Die gezähmte und dressierte Elektrizität leistet uns Sklavendienste. Der Weg zu den Höhen der Kultur wäre frei, wenn nicht das Siebermeilenstiefeltum der Trivialität jedem kulturellen Fortschritt entgegenstehen würde.

„Edison“ heißt die Formel, auf die unsere Zeit zu bringen ist. „Edison“ — die Paarung von Genialität und Trivialität. Wir sollten das Wort in Riesenlettern auf die Ballonhülle unserer aufgeblasenen Kultur schreiben. Dabei brauchen wir nicht einmal an den Erfinder zu denken, der diesen Namen trägt. Er ist nur ein Produkt seiner Zeit. Er ist sicher die Kraft, die das Gute will. Vielleicht ist auch er ob der Banalität unseres Zeitalters empört und sein Phonograph ist vielleicht nur als ein genialer Nachgedanke zu betrachten, den der beleidigte Geist gegen seine Zeit gefaßt hat. Eine kreischende Satire. Ein feilenloser Anklageschrei gegen ein feilenloses Jahrhundert. An den Erfinder brauchen wir also nicht zu denken. Dennoch: „Edison“ heißt der Schlächterruf einer kultur mordenden Epoche. Das Feldgeschrei der Unkultur.

Seeelenlosigkeit ist das Merkmal unserer Lage. Seele haben heißt Individualität besitzen. Unser Zeitalter erkennt Individualitäten nicht an.

Man hat ja nur nötig, durch unser Berlin, das Steindenkmal der Seeelenlosigkeit, zu gehen, um diesen Satz zu begreifen. Wir „entwickeln“ uns. Aus den Sandwüsten von Gestern sind „hochherchaftliche“ Wohnhäuser gewachsen. Die Architektur hat Gelegenheit gehabt, sich zu betätigen. Und die Trivialität hat dabei wahre Dingen gefeiert. Seht euch doch den Jahrmarktstil im neuen Berliner Westen an! Die Architekten haben hier in allen Sprachen gesprochen. Ein Babel der Stilkünste. Es gibt keinen Stil, der nicht nachgefaßt wäre. Und die Seeelenlosigkeit schreit aus allen Fensterhöhlen. Mit einem plumpen Saltomortale sind unsere Baubünstler über alle Kulturansprüche hinweggesprungen.

Wenn wir so unsere „Geister“ wüßten setzen, dann werden wir von der breiten Volksmasse kaum Gutes erwarten können. Aber auch die bescheidensten Ansprüche werden noch unterboten.

Will man sich ein Bild von der Kultur eines Volkes machen, so nehme man die Vergnügungsstatistik zur Hand. Sie spricht eine klarere Sache, als jene Berichte, die uns alljährlich die Volksbibliotheken auf den Tisch legen. Die Vergnügungsstatistik ist das Maß, mit dem der Stand der Volksbildung zu messen ist. Und denen, die sich aus innerer

Pflicht berufen fühlen, die Hausaltäre unseres Volkes zu hüten, wird diese Statistik manche Hoffnung rauben.

Volksbelustigungen werden stets die Geschmacksbildung der Masse bedeuten. Werden immer mit Volkinstinkten rechnen. Das haben die alten Jahrmarktsspiele getan — und das tut heute der Kinematograph. Kino ist nun der Unterhalter der breiten Volksschichten. Ihr Lehrer und Erzieher. Wahrlich: dieser Kino ist der passende Ausdruck unserer Lage. Dieser Abklatsch der nackten Wirklichkeit, diese brutale Bildreporterei konnte nur in einer Zeit zu Ehren kommen, in der die Phantasie in die Leichenschauhäuser und auf die Verbrecherfahrten gedrängt ist. Mit Carter, Kino und Berliner Mietshäuser, diese triviale Dreierheit gehört zusammen. Und angesichts dieser Zeitercheinungen ist es schwer, von Kulturfortschritten zu träumen.

Ich möchte nicht mißverstanden sein: auch ich erblicke in der Erfindung des Kinematographen einen Triumph des Menschengestalt. Die Maschine wird, vervollkommen, der Wissenschaft große Dienste leisten. So sind zum Beispiel bereits heute Forscher damit beschäftigt, mit Hilfe des Mikroskops kinematographische Aufnahmen des Entwicklungsganges der verschiedenen Bazillen vorzunehmen. Der „Kinematocolor“, der neuerdings gezeigt wird, bedeutet auf dem Wege der Photographie in Naturfarben ein gut Stück vorwärts. Sicher: das alles ist nicht zu unterschätzen. Aber es gleicht den Schaben nicht aus, den Kino als Erzieher im Volke angerichtet hat und anrichtet. Dies alles ändert daran nichts, daß Kino der Trivialität Siege feiern hilft und den Geschmack des Volkes verwüßt.

Man hat, als Hauptvorzug des Kino, die Wiedergabe prächtiger Landschaftsbilder gepriesen. Nun, in den Kunstkosthallen, die unsere Volksgenossen besuchen, „ziehen“ diese Bilder nicht. „Er ist bei meiner Frau“, „Die Qualen der Wildbiederstochter“, „Der Mord in der Villa Steinhilf“ — so lauten die „zugkräftigen“ Programmnummern. Und im „Parterre“ fließen Tränen des Mitleids, wenn die Tugend zu unterliegen scheint. Wie man von „Bildungswerten“ sprechen kann, wenn man die Darbietungen der Klotempel aus eigener Anschauung kennt, ist mir nicht recht klar. Ja, selbst wenn nur wirklich gute Films Verwendung fänden, ich würde dem Volke diese feilenlosen, phantasieabtötende Kost vorenthalten.

Man hat die „Veredelung der Kinematographie“ gefordert. Bestrebungen, den „Kunstwert“ der Films zu heben, machen sich bemerkbar. Aber die Proben, die wir vorgelegt erhielten, entsprachen durchaus nicht den Erwartungen der Veranstalter. So hat man „Dichterabende mit Kinobegleitung“ arrangiert. Detlev von Dillencron mußte herhalten. Ein Vorleser gab des Dichters Balladen zum Besten und Kino lieferte die Illustration! Ich weiß nicht, vielleicht ist es mir nur so ergangen, aber ich kann mich dieses „Dichterabends“ nicht ohne Ekelempfindungen erinnern. Dann soll doch lieber das Schauerdrama die Films beherrschen.

Ein schlechtes Buch kann die Phantasie des Lesers irreleiten. Kino vernichtet die Phantasie. Kino ist der gefährlichste Erzieher des Volkes.

Dennoch hat man ihm jetzt auch die Schulstuben eröffnet. Kino wird an „nationalen“ Feiertagen den Schulkindern vorgeführt. Zur Stärkung des Patriotismus. Das Kind sieht seinen Kaiser zur Parade reiten (Gesang der Masse: „Heil dir . . .“). Wird mit den einzelnen Sprößlingen des Herrscherhauses auf kinematographischem Wege bekannt gemacht. Manöverbilder folgen. Der gut preußische Militärgestalt schlägt Rad vor Kinderseelen . . .

„Obison“ heißt die Formel der Zeit.

Rino in der Schule. Im trauten Familienheim der Phonograph. Des Abends, als Vergnügen, wieder Rino — man muß schon die Stunde segnen die den Detektivroman zu seinem Rechte kommen läßt.

... Und inzwischen arbeiten die Besten der Nation daran, dem Volke eine bessere Zukunft zu schaffen. Auf allen Gebieten des menschlichen Wissens ein Vorwärtsdrängen, ein Suchen nach neuen Bahnen. Die Fackelträger der Kultur eilen zur Höhe. Das Volk aber lauscht unten dem Geklapper des Rino und legt seinem Phonographen eine neue Walze auf . . .

Wölbung des Abends

Zwei Hügel lagen stumpf am Horizont,
In ihren Wäldern weinte schon die Nacht
Die Tränen einsam ihrer Witwenqual.
Als weiße Pfade liefen die hinab,

Hinab zur Ebene, die klar und stumm
Vom Tag ausruhte, der hinüberfuhr
Mit seinem Lichtgespann, der Heimkehr froh . .
Und auch die Wolken ruhten stumm und fromm.

Berlin.

Robert Jenzsch.

Glühender Boden

Von einer unablässigen, beinahe unkeuschen Sehnsucht nach dem Fremden, dem noch nicht Geschauten und Berührten lustvoll hingezogen, von einem innerlichen, triebhaften Impuls hinausgeworfen in die Atmosphäre schwerblütiger Farbräume und geschmeibiger Trägheiten, mit einem trotzigem Wegwenden von dem alten, harmlosen Europa schlug sich ein junger Mensch in den Glanz und die fiebrige Lust südatlantischer Regionen, ergab sich ganz dem verschlungenen Wesen heller, gefährlicherer Streifzüge, spukhafter Erlebnisse, dem wüsten und ungeberdigen Traum bunt mit Blüten überladener Vegetationen, den lasziven und so mimosenhaften Amouren, dem mysteriösen und gleichzeitig ernüchternden Getriebe des Welthandels, diesem Gesamt von Dingen, die durcheinander spielen, sich berühren, halb unwahrscheinlich, halb von kühlster Tatsächlichkeit, oft mit grellen Dissonanzen verbogene Beziehungen bildend, schweifend, verwirrend wie die Wahngelüste des Fiebers. Und daraus machte der junge Mensch ein Buch und machte das Buch eines Dichters daraus. Er hat seine Blicke überall, hier halbgeschlossen, traumvoll, dort scharf geöffnet, mit gemessenem Wandel überschauend, was ihm sich darbietet.

Die Sonne eines noch urhaften Erdkreises beginnt ein launenhaft verrücktes, ein tückisch sentimentales Spiel mit den suchenden, leicht hingeebenen Nerven, es ereignet sich eine Folge psychopathischer Zustände, die manchemal die Bilder des Handgreiflichen mit denen des Traumes zauberhaft verwirren. Auf die tastende Seele stürzt sich mit unverhaltener Gier der ganze Schwarm hitziger, fesselloser und visionärer Kompositionen des Vegetativen mit dem Kulturellen, es zeigt sich nackt, ohne Scham, wie eine frische Wunde der ungezügelter Kampf zweidienlicher Elemente gegen die blutmäßigen Triebe des glühenden Bodens. Ein empfindsames Einzelwesen wird schonungslos hineingerissen in ein phantastisches Geschehen, in eine sinnbetörende Farbigkeit sondergleichen, und nun spielt sich ein zweiter Kampf ab, ein Spiel im Spiel, das Abwehren,

Sichzurückbiegen und gleichzeitig Umgestoßenwerden, der Widerstand eines zarten, stillen Momentes gegen die Brutalität maßloser Schönheiten. Kleine gründigige, lange niebergehaltene Lüfte werden aufgestachelt zu einem bedrückenden Leben, eine Zwiesprache von qualvoller Samsamkeit geschieht zwischen dem erregten Blut und den intellektuell angehauchten Sentiments. Eine schaukelnde, unbedenkliche Teilnahmslust überkonnt den ganzen Menschen, er schleudert allen geliebten Geistesstand mit lässiger Geste von sich und läßt den fremden Boden unter seinen Füßen hergleiten, gibt sich mit allen Möglichkeiten des lebendigen Empfindens, dem unaufhörlichen Brande melodischster Verstiegenheiten preis und versinkt in dem plastischen Gefühl gänzlicher Gelöstheit und brennendster, berauschendster Gebundenheit. Es ist, als wären immer neue Stimmen am Werke, das lauschende Ohr zu entzünden und zu verlocken, es ist ein immerwährendes, trunkenes Schauen und schmerzliches Begreifen. Denn so sehr alles Altbewährte und heimwärts Mahnende von ihm abgefallen ist, so berührt den Geist gleichwohl die nun im kreisenden Rausch des Blutes erwachenden treugefinnten Gedanken, die zweite Kühle, das Objektivierende, das bisher lautlos funktionierte und nun, da das ganze Wesen so hilflos anheimgefallen ist dem Dämon dieser Farbe, mit mehrholischer Fronte die Geschehnisse konstatiert und mit seinem erschreckend klugen Lächeln den ungewissen Bildern einen besänftigenden Ton verleiht.

Wie verworren sich immer diese abgerissenen Erlebnisse gestalten haben mögen, es ist ihnen dennoch eine Art von Linie zu eigen, von diskreter Folgerechtigkeit, von heimlicher Tiefgründigkeit. Es geht aus diesem in einer hoffnungslosen Hingerissenheit schwankenden Erleben hervor, daß eine dem sinnvollen Deuten ergebene Natur, eine aristokratische Natur mit der bezeichnenden Abneigung gegen das Unharmonische, Beziehungslose des gemeinen Empfindens, in der seltsamen Freiheit psychischer Konventionen dem Einfühlungsvermögen die Zügel läßt, um in einem unendlichen goldenen Meer vor den flimmerigen Winden aufreizender Naturformen zu treiben, widerstandslos und ganz im Ich versunken.

Das Buch*) verzeichnet nun ebenso hell, ebenso bunt und reich an verschlungenen Bildern dies gesamte Geschehen. Ueberraschend und unsagbar schön, reihen sich diese getreuen Abdrücke eines differenzierten Erlebens aneinander. Einige Szenen sind von einer Wucht, von einer zeichnerischen Gewalt, daß unwillkürlich Vergleiche auftauchen mit gewissen illustrativen Blättern von Rubin, andere von einer solchen Zartheit, einer solchen Feinheit, daß irgendwie der Name Corot aufklingt und an die süße Beharrlichkeit landschaftlicher Bezauberung gemahnt. Was diese formal so verschiedenen Momente dennoch so sehr leicht vereint, das ist jenes unbegrenzte Vermögen der gänzlichen Hingabe und der gleichzeitigen Objektivierung: die höchste Voraussetzung des genialischen Künstlers. Und nun ist der artistischen Bestimmung des Buches der Weg frei; nun kann gesagt werden, daß diese weitleuchtende Gesamtheit unterschiedlicher Erscheinungen und Geschehnisse, daß dieser ganze Schwarm schwermächtiger Ergriffenheiten von einer Sprache getragen ist, die von den kostbaren Reizen der Symbole und der unbeschreiblichen Biegsamkeit der Satzgefüge reich und edel schimmert, die bei allem Flug des Gedächtnisses und der Einbildungskraft von steter Besonnenheit rehet, die nur dem im schönsten Sinne des Wortes Berufenen zu eigen ist, dem Dichter.

Will Geiler.

*) Robert Jaques, Heiße Städte. S. Fischer Verlag, Berlin.

Die Stimme der Stadt

Von Arthur Silbergleit.

Als Eingeborener seine Wurzeln zu suchen in einer Metenstadt, die selbst ohne tiefere Eigenart, ohne ausgreifendere Wurzeln ist, seine Sinne anzuklammern an diese steinerne Sinnlosigkeit des innerlich Umrißlosen, seinen Halt von der Haltlosigkeit des wilden Getriebes zu erhoffen, ist gewiß ein beklagenswertes Geschick, das pathetischere Gemüter immerhin tragisch nennen mögen. Jedemfalls schenkt dieser Mangel an Wurzeltiefe und Wesenhaftigkeit einem heimatliebenden Großstädter keine besonders heilige Andachtsstätte, keinen erlesenen Tempelbezirk (und dennoch ist hier jeder Ort von geheimer Weihe umflossen); infolge der Heimatlosigkeit innerhalb der Heimat und der Ohnmacht, sich irgendwo starker zu verankern, entwickelt er eine verzweifelte, aber weithin blendende Ausstrahlungskraft seines Ich, das seine Regungen und Schwingungen nach allen Richtungen der Windrose wirbelt; daher gibt es hier so selten ein Haus oder eine Straße, mit der man wie mit einer Schwester in Innigkeit verweben wäre; man erinnert sich wohl der leisen Stuben, wo die Schritte der toten Mutter klangen, und der stillen Altare, wo ihre leiddurchsichtigen Finger Blumen geliebkost. Aber die endlosen Häuserzeilen lassen sich kaum in das Buch der Seele schreiben, weil sie meist zu uns beziehungslos sind, weil wir wohl in sie hineingesetzt, doch sie nicht als zweites Gesicht unseres Ich aus uns herausgehoben wurden. Manchmal scheint dir die nahe Stimme eines einzelnen Hauses sternentrübt, und doch klingt dich der Riesenchor vieler Häuser und Straßen vertraut an; dieser stete Zwiespalt zwischen naher Ferne und ferner Nähe ängstigt und verwirrt dich oft. Und besonders Abends lastet die lieblose, strenge Herrschaft der Häuser auf uns schwer, besonders Abends kriecht das Gefühl der Fremde lautlos von den Wänden unseres Heims und preßt uns Einsiedler dieser steinernen Welt dumpf. Dann werden Tausende, aufgepeitscht von den dunklen Ruten ihres Ich, auf die eiserne Landschaft der Straßen hinausgestoßen, die von den silbernen Schlangen der Schienenstränge zuckt, und sie wollen als heimliche Eremiten ihr Gefühl der Vereinsamung im brausenden Gewühl vergessen und pilgern als verkappte Wallfahrer und ewige Heimatsucher in den grenzenlosen Dämmer hinein, der Anfang und Ende der Straßen mit blauer Liebe verschwifert.

Ob uns nun die Furcht vor der Fremde unsres Heims, die Angst, den eigenen Herzschlag in den seelentoten Zimmern zu hören, auffragt, ob die Sehnsucht nach Kampf und Gewühl uns entusert, hineinbrausend in die eiserne Landschaft wirten wir selbst an ihren klirrenden Psalmen und stählernen Märchen mit. Schließen wir uns nicht wie auf geheime Abrede Abends zu wandernden Heerscharen zusammen, um mit dem Takt unserer Füße den Stolz der Straßen zu schlagen? Werden wir nicht, selbst wenn unser Mund schweigt und nur das Holz und Erz unzähliger Wagen über die Myriaden Wege knirscht und wuchtet, so zu klingenden Teilen jenes scheinbaren Chaos, in dem die Seele unsagbar zarter Ordnung und peinlichst genauer Bestimmtheit schwingt? Und wenn wir mit gierig aufhorchen dem Ohr jeden einzelnen Ton der hier ewig surrenden, rastlosen Lebensräder schlürfen, wollen wir nicht die tausend zersplitternden Rufe, die die Stille des Abendhimmels zerreißen, zu dem einzigen und vollen Klang: Heimat runden? Man möchte das Herz der Großstadt an sein Ohr legen, wie man eine Muschel ans Ohr legt, um aus ihrem dumpfen Brausen die Märchen des Lebens und die stngenden Abgründe seiner Meere zu erlauschen. Man

möchte eine Harfe finden seltsamster Laute voll und fähig, den wilden Wirbel in Tönen zu malen, der uns hinreißt, bestürzt, betäubt, überwältigt: die donnernden Hymnen der tausend Elektrischen, die Seiltänzerkunststücke der Schwebebahnen, das alte Postkutschenidyll, fortgesponnen in den Omnibussen, die grün- und rotäugige Kaferei apokalyp-tisch dahinziehender Kraftfahrzeuge, die dumpfen Kataktakte der Droschken, die — o Wunder — der Wink eines einzelnen Menschen staun, das inbrünstige Hineinstürzen der Stadtbahnen unter kühne Wölbungen, die kühner als die Bögen geschwungener Kathedralen — man möchte die Klänge alles dessen zusammenbinden, das an unserm Leben mitläuft und -lebt, mitträumt und -treibt.

Was frommt es freilich, daß plötzlich in einem steinernen Widerspruch ein Dom des Marktes, ein Warenhaus, seine Kirchenfenster und Pfeiler auf die Straße hinauspflanzt, als wollte es aus einer seltsamen Regung heraus brunten die Wallfahrer um Gold u. d. Ruhm mitten im Gewühl zu den Domen einer tieferen Weihe laden und ihre wilden Pilgerchöre zu einer heiligen Andacht stimmen? Das Märchen des Göttlichen braust nicht unheiliger in der Messe des Marktes, und keine Klanggewalt vermag diese fast mystische Musik der tausend ineinandergesflochtenen Straßenlaute zu weben: das zitterige Gebärdenenspiel zahlloser in Bewegung gesetzter Arme und Füße, die im Takte geordnete, unendliche Melodie der Wagenreihen, der auf einmal in den einzelnen Lichterkugeln aufklingende goldene Perlenkranz jählings aufblitzender Laternen, dieses im Dämmer fast unhörbare Hinhuschen, Hinstießen, Hinstülkern in lautlosen Gewändern leiser als die nachgleitenden Wolkenschleppen, der faltige Wurf vorgestreckter Pferdehälse bei dem Abgang einer Straße und dem Aufklingen einer neuen Häuserstrophe mit gleichmäßig langen, gutgereimten, glatten Siebelzeilen, diese ganz irdische, tönende Heiligkeit, diesen Choral der Straße, dargebracht von leblosen Dingen, atmenden Menschen und Tieren zaubert selbst nicht die Klangmajestät der trunkensten Orgel herauf. Und wo findet Ihr so viel Blut, Rausch und Seele, so viel Schicksalsstanz und Abenteuer, Kampf, Schönheit und Magie, eine so wundervolle sinfonia heroica als in den oft verlästerten Riesenstädten? Hier geht der Tod, das Einglas in die Augenhöhle geklemmt, mit wippender Zigarette und federndem Stöckchen in Ledschuhen spazieren, und das Geheimnis des Menschen und seiner verbrecherischen Triebe verschwindet in den faltenlosesten Gewändern. Hier lodert Venus ihren goldenen Gürtel leicht, und wenn etwa eine Spange dem Sinken einer Hüfte trotzig-eigenwillig wehrt und nicht im ersten Augenblick nachgiebig ist, sogleich stürzen tausend gierige Hände zur Bezähmung der widerstehenden Spange herbei. In dieser sinnlich siedenden Luft, die der Duft schwarzen und blonden Haars reizt, die die Schwüle vieler Gewänder fiebern läßt, findet der Abenteuerer und die Tänzerin ihre Heimat; jener sieht hier die goldenen Bälle des Glückes gleich Fontänen auf und nieder gehen, diese biegt den Sturzwellen und Taumeltänzen zahlloser Menschengesichte ihre schimmernden Glieber nach. Aber auch der mühseligste empfängnisfähigste Gefühlseffäer empfindet, wenn er längs den Beeten der Straßensteige wandelt, an deren Rändern zuweilen ein Wipfel sein grünes Gefieder wiegt, den Zauber des Chaos, die Allgewalt der Großstadt, erspürt als plötzlicher Tänzer an Abgründen die tausend Schlünde der Gassen, die jählings aus ihrem aufgerissenen Wolfsrachen Fadeln zum Himmel speien, als wollten sie die Strahlen der Monde töten; die wie auf geheime Abrede an allen Säumen der Stadt auf einmal aufblitzenden Lichter, die magische Kaferei der Abendfilhouetten: das auf den Siebeln aufgefsternde

Schachbrett, auf dessen geheimen Licht- und Schattensfeldern hundert phantastische Figuren ein unheimlicher Feldherr hin und her jagt, die Musik der Telegraphendrähte, die in das Fallen auf sie gesunkener Sterne Menschenbotschaft schwingen, das zudenke Ausschwirren vieler Geisterseelen aus ihren Nestergassen, das Hinausflattern lodender, weißer und grauer Frauen mit aufreizenden Augen, bemalten Triumphbögen-Brauen, betäubender Beutegier und doch innerster Flügelohnmacht, die Erregungen erst im Dämmer knisternder Kleider, die südlisch-orientalische Buhlerlei und das Sprühfieber der Bäder voll Juwelen und Seide hinter nordisch-starren Schaufenstern — selbst ein so Mächtiger empfindet die Orgien in Farbe und Klang.

Wundervoll, wer sich bei dieser Verfehrung der Sinne, bei dem so zerrüttenden Fieber die Großstadt die Weihe eines untastbaren verklärten Leibes und einer verklärten Seele zu wahren vermag. Deshalb blicken wir allen Pilgern der Straße so aufdringlich ins Gesicht, ob sie solche Heilige sind, würdig, die Strahlentrone der Sonne oder den Glorienschein goldener Laternen zu empfangen. Und je seltener wir so Begnadete in der Blüte ihrer Weihe finden, desto häufiger und inbrünstiger neigen wir uns zu den Heiligen in der Anospe, den Kindern, an deren Frieden sich das Meer des Brausens bricht und deren fromme Augen einen blauen Heiligenschein leuchten lassen. Aber die Inbrunst dieser Andacht währt nicht lang. Denn schon reißen deine Sinne immer neue Abenteuer der Straße vor den heimlichen Altären auf. Immer wieder bezwingt dich das Wunder, wenn du mitten in einer Straße die oberirdischen Bahnen plötzlich in das Unterirdische geheimer Schächte und Riefenzisternen hinein taumeln siehst, und dann wie in die samtene Finsternis eingesunkenen plötzlich wie von unsichtbaren Händen emporgehoben in einer ganz fremden Gegend wieder ans grelle Sonnenlicht steigen, und in den gierig aufgesperrten Mägen einer ganz toten und fremden Straße ihre zischende Menschenflut tropfen. Oder du staunst über dieses wilde treibende Meer, das auf einmal deinen Lebensbahn erfasst und dich trägt, das dir Steuer und Ruder lähmt, weil es selber die Richtung weiß. Leicht tanzt dein Kiel an wunderbaren Ufern vorüber, und schon schauerst du an der Wende der Wege vor den Schillen und Charziden, den Abgründen zu ebener Erde. Aus der Ferne blitzen von den Zinnen hoher Häuser seltsame Deuchtturmfener, von dem Himmel dunkel lösen sich die weit hin in die Luft gestreuten Brände goldener Kuppeln von zahlreichen Tempeln und Museen, erstarrte Sonnenkreise unter nicht mehr glühender Sonne; aus den Fenstern blinzeln treuäugige Lichter, kleine hinter Glas hochende goldene Bögel, jeden Augenblick bereit, zu ihren funkelnden und zwitschernden Sternentrübern zu fliegen. Von der Wand manchen Hauses winken dir die Ranken wilden Weines, als wollten sie dich wie Zauberseile aus dem Aufruhr allen Treibens zu der Dorfseele eines alten Mannes, zu dem Märchen eines jungen Mädchens oder zu dem Frieden einer frommen Frau hinaufziehen. Zuweilen öffnen dir auch die stillen, zwischen dunklen Häusern eingebetteten, gern verschwiegenen Gärten ihre Herzen und sie beten und duften in den Abendhimmel hinein ihr Heimweh nach dir. Du aber erwidert ihr Hauchgebet mit der aufzitternden Sehnsucht nach einem starken Heimatgrund und Hafen, wo du dich gegen alle Stürme verwurzeln und verankern kannst.

Denn die Seele der Stadt, deren Zerwühltheit das strengsteinerne Teppichkleid nur mühsam hüllt, kann dir diesen Halt nicht gewähren. Sie bleibt bei aller erhabenen Schönheit doch nur dein zweiter lockerer Heimatboden.

Deine erste heilige fähige Scholle war das Mutterherz. Deine Mutter aber, die dich gebor, fand kaum Zeit, die ersten Schritte deines Lebens zu lenken, sie mußte ihre zahlreichen seidenen Kleider zu rauschenden Tänzen und Festen geleiten. Darum übergab sie dich früh der Stadt, dieser harten Matrone. Und diese fremde Frau lehrte uns bald ihre lauten Märchen und Messen und rang bald nach Muttermacht über uns. So mit der Stadt stark verwurzelt und doch ohne den letzten, tiefsten Zusammenhang, verankert und dennoch sehnsuchtsvoll ins Weite strebend, mit zwei Müttern begnadet und doch im letzten Grunde verwaist, tragen wir unsern Zwiespalt auf die Straße hinaus. Wie inbrünstig ruft der heimliche Unterklang unserer Gebete an die Stadt unsere erste Mutter an! Bis uns zuletzt durch immer innigeres Beten, dessen Echo die verschollene vergebens sucht, die Seele der Stadt zu einer Stadt der Seele wird.

An unsere Freunde

Wer ein Freund ist, hat Pflichten. Ein nur passives, nichts als empfangendes, tatloses Bundesgenossentum taugt wenig. Wer unser Freund ist, möge seine Freundschaft betätigen. Wir bitten ihn nicht darum, sondern verlangen es von ihm; verlangen es im Namen der Idee... Er kann seine Freundschaft aber nicht besser betätigen als dadurch, daß er mithilft, den Leserkreis zu erweitern. Je breiter die Basis, je schneidiger die Aktion. Finanzielle Fragen sind ideale Fragen. Wer mehr hinter sich weiß, vermag kräftiger, großzügiger, wirkungsreicher aufzutreten.

Literarische Neuererscheinungen

Ludwig Uhlands Poetische Schriften. (Der Tempel-Verlag, Leipzig) 2 Bde. à M. 3.— eleg. geb.

Ludwig Uhland ist nun auch unter die dichterischen Persönlichkeiten aufgenommen, denen der Tempel-Verlag seine künstlerischen Klassiker-Ausgaben widmet. Der Tempel erweitert dadurch sein Programm abermals in würdiger und bedeutsamer Weise. Die in zwei Bänden vereinigten poetischen Schriften Uhlands setzen die mit dem Nibelungenlied begonnenen sogenannten kleinen Klassiker, die nur wenige Bände umfassen, fort. Auch die Uhland-Ausgabe ist eine absolut vollständige dichterische Ausgabe. Der erste Band enthält auch die sämtlichen Gedichte und Ballen des Nachlasses, der zweite Band außer den größeren Dramen, Konrad von Schwaben und Ludwig der Bayer, die sämtlichen sehr wertvollen dramatischen Fragmente. Den Schluß bilden die biographischen Erläuterungen samt einer Auslese dichterischer Briefe. Uhland der schwäbische Lieberdichter, gehört an die Seite der großen Heroen unserer nationalen Dichtung, er gehört zu den volkstümlichsten Sängern, die wir besitzen. Zweifellos wird daher die künstlerische Uhland-Ausgabe des Tempel-Verlags der lebhaftesten Zustimmung begegnen.

Robert Michel. Geschichten von Insekten. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Wenn man davon spricht, daß ein Dichter den Menschen in seiner Verbindung mit der Natur darstellt, so versteht man darunter fast immer nur seine Verbindung mit der Landschaft; sei es, daß die Landschaft

als Seelenzustand des müßigen oder als Arbeitsfeld des tätigen Menschen aufgefaßt ist. Von Tieren sind es gewöhnlich nur die wenigen Haustiere und das mehr oder minder ästhetische, sentimentale Spiel mit ihnen. Den jungen Wiener Dichter Robert Michel trieb es vom Anfang seiner Produktion an, sich damit nicht zu begnügen. Er sieht den Menschen umgeben von einer schreckhaften Fülle von Erscheinungen, die alle scheinbar nichts mit ihm zu tun haben, und deren Vorhandensein ihn tief beunruhigt. Und dieses Gefühl der Beunruhigung, dieses Erstaunen vor der bloßen Tatsächlichkeit aller der vielen Erscheinungen um uns, der Steine, der Tiere und der Pflanzen macht den Fond seiner Produktivität aus. Schon sein sehr dichterischer, merkwürdiger Roman „Der steinerne Mann“ war voll davon, und jetzt zeigt sich seine Eigenart in einem neuen Buch, das unter dem Titel „Insekten“ erscheint. Das sind Geschichten und Erzählungen von Libellen und Fliegen und Schmetterlingen, von Spinnen, Grillen und Käfern. Bald ist das Insekt nur ein Ornament, bald wird es durch einen rein tatsächlichen Zufall zum materiellen Schicksal eines Menschen, dann wieder scheint es wie ein Symbol und wie eine Beunruhigung und Ahnung eines unfassbaren Zusammenhangs. Es sind keine „naturwissenschaftlichen Plaudereien“, sondern ein Dichter will den Menschen, das große Tier, in seiner Verbindung mit dem, was kriecht und fliegt, fühlen und fühlen lassen. Dabei erzählt er mit großer und naiver Einfachheit und ist niemals der Verkünder seiner eigenen Originalität (wie der andere Wiener: Kraus). Es ist in dem Buch ein Stück von jener echten Mystik vor den Lebenserscheinungen, die es nicht wagt, zu deuten, und die schon erschreckt vor der bloßen Existenz der Welt.

Emil Rasmussen, Sultana. Ein arabisches Frauenschicksal (Arel Junter, Verlag, Berlin-Charlottenburg). 4 Mark geh., 5 Mark gebunden.

Emil Rasmussen, der mit der feinen Empfindsamkeit des dänischen Schriftstellers nach Italien kam und aus der Farbenpracht italienischer Landschaften heraus vielfältiges Leben gestaltete, Romane, deren leidenschaftliche Glut und tiefgründige Psychologie seinem Namen auch in Deutschland höchste Anerkennung gebracht haben, spricht in diesem neuen Buch, das er selbst „Ein arabisches Frauenschicksal“ nennt, zu einem breitesten Publikum.

Er hat den Schritt übers Meer getan und ist in das Land der Muhammedaner gegangen. Er gibt keine Reiseberichterstattungen, sondern Menschen und Menschenchicksale, in die ein Dichter alles Fremde der Landschaft, all das Geheimnisvolle und Verborgene arabischen Lebens hineintreibt.

In Lunis entspinnt sich das ergreifende Liebeschicksal des jungen Franzosen Marcel und der kleinen Araberin Sultana. Im Grund nichts als die Geschichte Zweier, die sich lieben müssen und lange nicht zu einander finden, dann tritt der Tod zwischen sie, als sie der Erfüllung schon gewiß waren. Aber wie phantastisch reich und sonderbar gestaltet sich dieser Stoff, allein durch die äußeren Verhältnisse, in denen die Menschen leben.

Die klare Linie des Geschehens windet sich durch eine Fülle mannigfaltigsten Daseins: das Straßentreiben einer tunesischen Stadt, die Häßlichkeit einer niedergehenden arabischen Familie, Bilder aus dem ghetto, Kupplerinnen, Bajadere . . . auf der anderen Seite Marcel's Familie und der kleine Roman seiner Mutter, einer bekehrungswütigen Methodistin amerikanischer Herkunft, die schließlich ihren geistlichen Freund und Beistand — heiratet. Ueber allem aber ist die Landschaft: die heiße Glut Afrikas, die die Menschen so leidenschaftlich macht und so fanatisch . . . Ueber allem ist die Landschaft, die Liebe und der Glaube!

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

- Felix Hollaender. Das letzte Glück. Roman. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, Bd. 10 (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 1.—
- Berbert Eulenbergh. Das keimende Leben. (Ernst Rowohlt, Verlag Leipzig). Geb. M. 1.50.
- Alfred Richard Meyer. Würzburg im Taumel. Arabesken. (A. R. Meyer, Verlag, Berlin-Wilmersdorf). Eleg. geb. M. 2.50.
- Lawrence Sterne. Tristram Schandis Leben und Meinungen. (Georg Müller, Verlag, München). 3 Bb. halbled. geb. M. 18.—
- Apulejus. Der goldene Esel. Nach August Rodes Uebersetzung neu bearbeitet von Hanns Floerke. (Georg Müller, Verlag, München). Preis geb. M. 5.50.
- Henrik Pontoppidan. Das gelobte Land. Roman (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena). Geb. M. 6.—
- Emmy von Eglidy. Die Prinzessin vom Monde. Novellen (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. M. 2.50.
- Sifters Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Wilhelm. („Goldene Klassiker Bibliothek“ Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Leipzig). 3 Bb. geb. M. 5.—
- Jahrbuch für die soziale Bewegung der Industrie-Beamten. (Industriebeamten-Verlag Berlin NW. 52 A). 5. Jahrg. Heft 1. Preis M. 1.50.

Zeitschriftenchau

Pan. Halbmonatsschrift für alle kulturellen Interessen, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Ballade vom Krankwärter Griebl. — Janus: Götterdämmerung rechts. — Helene Stöcker: Soll man keusch leben? — Max Brod: Höhere Welten. — Peter Altenberg: Bettlerfrechheit. — Kurt Hiller: Meinungen und Methode. — Von Wilhelm bis Bebel u. a. Der „Pan“ kostet 50 Pfg. die Nummer, Probenummern gratis durch den Verlag Paul Cassirer, W. 10. A.

Sozialistische Monatshefte. Herausgegeben von Dr. F. Bloch, (Verlag Berlin W. 35 A). Heft 12 ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Wilhelm Schröder: Zum deutschen Gewerkschaftskongress; A. von Elm: Wertvolle soziale Arbeit; Wolfgang Heine: Strafrecht gegen Koalitionsrecht; Paul Umbreit: Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung; Gertrud David: Genossenschaftsbewegung u. a. m. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Einen Vortragsabend

veranstaltet **Armin Wassermann** (Reisingtheater) am 24. d. M. im Hotel Atlas (Weidendammer Brücke) (Beginn 8 $\frac{1}{4}$ Uhr). Er wird Lyrisches von George Hofmannsthal, Rilke, Claudel, Else Lascker-Schüler, und Episches von Jakob Wassermann und Heinrich Eduard Jakob vorlesen. Die Eintrittskarte kostet M. 2.

Inhalt der vorigen Nummer: Die Evangelisch-Soziale G. m. b. H. in Danzig. / Die Revolution der Zukunft. Von Fürst Peter Krapotkin. / Eine neue konservative Partei. Von Rainer Fried. / Pressepranger. / Glossen. / Ein offener Brief an Grete Meisel-Geb. Von Dr. Eduard von Mayer. / Landschaft. Gedicht von Robert Jencksch. / Die ungewaschenen Genies. Von Ludwig Lewin. / Mittag. Gedicht von Anselm Kueft. / Vorlesung. Von Georg Hausdorff. / Für Frank Wedekind. / Reiterlieb. Gedicht von Victor Hadwiger. / In Algerien. Von Pierre Voti, deutsch von Jean-Jacques. / Eine neue Hölberlmausgabe. Von Victor Hadwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Das billigste Hotel am Friedrichs-
bahnhof **Berlin** ist
„**Hotel Alt-Heidelberg**“, Universitätsstr. 2.
Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1.50 bis 6.— Mark.
Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Residenzhotel Posen
Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
Restaurant mit vorzüglicher Küche.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone.
Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleucht.
Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera

Riviera Splendid-Hotel

Ersten Ranges.

Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

Alumnat der berechtigten Realschule

Blankenburg-Harz

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
Aufnahme jederzeit. .. Prospekte kostenfrei.

Rhetort, Direktor.

Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. **Hotel Prinz Heinrich**
am Hauptbahnhof

Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer
von M. 2.— an. **W. Bopp, Besitzer.**

Karlsbad Saison ganzjährig 1910: 68324 Kurgäste :: ::
oooooooooooooooooooo 200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz
und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostata-
leiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fett-
leibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheuma-
tismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Bäderkuren
5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlenwasser-, Sauer-
stoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder,
Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und
Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilanstalten, schwe-
dische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.

Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.

Auskünfte erteilt und Broschüren versendet

Der Stadtrat.

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt.
Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe,
Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und
jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.**
kostenlos vom

München. **Hotel Europäischer Hof.**

Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
Restaurant. Auto-Garage. **Besitzer Hans Häbner.**

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont hoh. Töchterpens., bestempf.
f. Haush., prakt. u. theoret.,
einf. u. Kunsthandarb. gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik,
Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch.
Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon.
Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. III. Prosp., Ia. Ref.
Frau Helly Wilken.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungs-
heim f. jed. Alter. Vorber.
z. Abitur. jegl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr.
Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs.
Sorgf. Erz. **Herrl. Wald, See.** Rf. Prosp. **Villa Marton.**

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD Steiermark

Aerztl. Leiter: **Professor Dr. E. v. Düring.** — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldrungen i. Th.,

direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
à 8,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstreuter, Heldrungen**

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privat-
bad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo **Frankfurt a. M.**

BEX -LES BAINS **VILLARS**
.. GRYON ..

ARVEYES - CHESIÈRES - LES PLANS
Solbäder und Luftkurorte der waadtländischen Alpen
verbnd. durch eine elektr. Bahn. — Station **Bex** (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das
Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Reg.

(früher Sanatorium Schreiberhau)

Physikalisch-diätetische Hellmethode

Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
Das ganze Jahr geöffnet. :: **Drei Aerzte.**

Jahns

Handelslehreanstalt u.
Einzjährigen - Institut

Klingenthal i. Sa.

Gegr. 1897.

Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr.
Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere
Abteilungen zur sicheren Erlangung des
Einzjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ.
Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte.
Epochale individuelle Lehrmethode. ..

☛ **Sämtliche** ☛
Zugl. bestandene bis jetzt die Prüfung.
Penalnat. .. **Prospekt.**

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
= Lokalbahn ab Jossa. =

Königlich Bayerisches Mineralbad.

Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Harnleidende, seit Jahrhunderten mediz. bekanntes Stahl- u. Moorbad.

Wernerzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harn-
saurer Diathese, bei Gicht, Nieren-,
Stein-, Gries- und Blasenleiden. **Stahlquelle** erprobt gegen
Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. **Sinnberger Quelle**
bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens,
Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prächtige, walddreiche
Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. **Prospekt gratis**
durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades **Brückenau.**

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 19. * 26. Juni.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

**Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig**

Abonnement. M. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestell- handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: :: Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate.** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 17, Nassauische Straße, Berlin-Wilmersdorf. Telef.: Amt Moabit 7613. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg

Inhalt: Der Kulturkampf. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Polizei und Prostitution. Von Otto Corbach. / Politisches Genrebild aus alter Zeit. Von A. G. / Des Hanjabundes-Bundeslied. Von U. Gadow. / Glossen. / Hälfte des Lebens. Gedicht von Friedrich Hölderlin. / Das Recht der Jugend. Von Nadja Strasser. / Käthe Kollwitz. Von Max Jungnickel. / Vermächtnis. Gedicht von Victor Sadwiger. / Max Brod's „Zübinnen“. Von Dr. Anselm Ruest. / Strofe am Ende der Nacht. Gedicht von Robert Jenzsch. / Heinrich Mann. Von Erich Mühsam. / Weiß und Rot. Von Victor Sadwiger. / Fünfzehn Weibsprüchlein. Von einer Frau. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau. / Die Alfred Kerr-Enquete. / Inhaltsverzeichnis von Nr. 1—19 der „Aktion“.

Der Kulturkampf

Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Deutschland dürfte jetzt endlich reif werden für den geistigen Kulturkampf. Die aufklärende Arbeit des letzten Jahrhunderts hat den Boden gelockert und die Saat beginnt aufzugehen und zu reifen. Das Bemühen dagegen unseres Staates, durch immer neue Verfügungen schon in der Schule die erwachende Stimme der Vernunft und des persönlichen Selbstbewußtseins zu ertöten, um an dessen Stelle „den Glauben“ zu setzen, den Glauben an eine nicht mehr haltbare orientalische Mythenbildung, dieses Bemühen hat die kulturelle Entwicklung unseres Volkes zwar lange gehemmt, nicht aber völlig aufhalten können.

Das Wort „Kulturkampf“ ist noch verpönt: Wir müssen es wieder zu Ehren bringen, und mit neuem Geist erfüllen. Der letzte politische Kulturkampf war ein Kampf des Staates gegen die katholische Kirche, der neue Kulturkampf muß ein Kampf der Aufklärung gegen religiösen Irrwahn sein.

Zum Kampfe um die Kultur ist jeder verpflichtet, also auch zum Kulturkampf gegen alle, die dem Staate die Möglichkeit, Kulturaufgaben zu lösen, rauben, oder auch nur beschränken. „Nicht um eine Kleinigkeit handelt es sich dabei, nicht um eine Laune und ein Spiel, sondern um bitteren Ernst. Ein Stück Weltgeschichte steht dabei in Frage.“ (Th. Lipps „Zur Frage der konfessionellen Volksschule“ in „Deutschland“ II. No.

Hat der Staat die allgemeine Volkserziehung gabe, so muß diese Erziehung konfessionslos se der Staat keine konfessionelle Macht ist. Verzicht Prinzip darauf, so muß nach Konsequenz der Welt der tatsächliche Verzicht folgen und der Staat sein wichtigsten Kulturaufgaben preisgeben. „Die Volksschule das Fundament des Staates, die staatlich geleitet das Fundament aller seiner Aufgaben, die Erziehung das Fundament aller seiner Rechte.“ (2 pps.) Die Einheit der Volksschule ist auch die untere Grundlage der Volkserziehung für die innere Einheit des Heeres. Das Volk in Waffen ist. Eine konfessionelle Schule bedeutet

die grundsätzliche Zerstörung des einheitlichen Volkstums, die Zerreißung des Staatswesens in seinen Fundamenten. Wir können die Konfessions- und Kirchenschule nicht länger dulden, weil unser Volk nicht noch weiter in innerlich sich entfremdete Teile zerfallen darf. Wir brauchen die nationale Einheitschule, weil sie allein uns ein innerlich geeinigtes Volkstum verheißt. „Die Schule unter ultramontanem Schulprogramm wäre ein Herd religiösen Fanatismus, konfessioneller Fehden, schlimmster Intoleranz und ausgesprochener Bildungsfeindlichkeit. Die tausendjährige Geschichte des Ultramontanismus lehrt, daß er ist: die verkörperte, bis zur brutalen Gewalt und zu blutigen Verfolgungen sich auswachsende Unduldsamkeit, die maßlose Herrschsucht auf allen Gebieten menschlicher Betätigung und die tote, erstarrte Mißverständlichkeit für das Geistesleben.“ So schreibt einer, der es kennt: Graf Hoensbroech.

Auch im Namen der Wissenschaft ist der Kulturkampf notwendig. Der Staat steht auf dem Boden der freien Wissenschaft, er fühlt sich mit Recht als eine über den Konfessionen stehende sittliche oder Kulturmacht, aber er wagt bisher noch nicht, sich als solche ohne Einschränkung auch zu betätigen. Typisch für die Taktik der Staatsbehörden ist ein bekannter Brief, durch den Minister Wöllner im Auftrage Friedrich Wilhelms II. den größten deutschen Philosophen — Emanuel Kant — aufforderte, er möge in Zukunft statt seine Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung der Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums zu mißbrauchen, vielmehr sein Ansehen und sein Talent dazu verwenden, daß die landesväterliche Intention Seiner allergnädigsten Majestät mehr und mehr erreicht werde. Diese Verwarnung wirkt noch bis heute! Unsere Universitätslehrer verzichten auf die notwendige Kritik der Religionslehren und machen mit ihnen ihren faulen Frieden. Die grundlegenden Fragen für die Gesittung unseres Volkes liegen somit in den Händen einer fremden Macht. Im Jahre

1904 schrieb Prof. Th. Lipp gegen diese Macht die Worte nieder, die heute in noch viel höherem Grade zutreffend sind:

„Die Frage lautet: Soll Deutschland ganz und gar an Rom verkauft werden, oder soll diesem Verlaufe Einhalt getan werden? Wir sehen dies Kaufgeschäft sich jetzt Schritt für Schritt vollziehen. Und vielleicht wird Deutschland ganz geopfert werden. Geschieht dies aber, dann soll man wenigstens sagen können, daß es in Deutschland Männer gegeben hat, die dazu die Hand nicht boten.“

Über es ist nicht Rom allein, das unser Volkstum und unser Gewissen bedroht: Auch die evangelische Kirche ist eine rückständige Macht mit ungebührlichen Machtansprüchen. Der Kulturkampf muß auch ihr gelten, sofern sie Gewissenszwang ausübt und Zwangsverfremdung in den Schulen mit Hilfe des Staatsanwaltes und Polizisten an Kindern der Dissidenten verübt.

Das deutsche Volk ist das erste auf der ganzen Erde im Gebiete der Aufklärung, aber das staatliche Deutschland rangiert neben Rußland in Betätigung rückständigen Glaubenseifers. Dadurch kommt in unser ganzes öffentliches Leben ein unerträgliches Schein- und Trugwesen: Religiosität mit oder ohne Ueberzeugung ist zum Spekulationsmittel geworden, sie gehört zum guten Ton, wie die Teilnahme an Jagden, Duellen und am Sport.

Noch immer wird die Fiktion aufrecht erhalten, als wäre Deutschland ein christlicher Staat und als wäre christlicher Glaube und Sittlichkeit nur in dieser Verkopplung möglich und denkbar. Sogar die Tapferkeit des Soldaten soll angeblich Produkt der christlichen Frömmigkeit und nur dieser sein. Der heutige Staat hat aber nichts mit irgend einem Bekenntnis zu schaffen, deren mehrere als zu Recht bestehend von ihm ja anerkannt werden.

Es erhebt sich jetzt die Frage, ob der Wille zur Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit heute im deutschen Bürgertum schon stark genug geworden ist, um die unerträgliche Ueberwachung und Gängelung von seiten der Kirchen abzütteln zu wollen. In diesem Falle müßte ein literarisches Organ geschaffen werden, in das alle aufklärende Arbeit wie in ein Sammel- und Staubeden zusammenströmen sollte.

Ziel des Kulturkampfes muß sein: Trennung von Kirche und Staat, Trennung von Kirche und Schule, völlige Gewissensfreiheit, Begründung einer neuen, auf Vernunft und soziales Pflichtgefühl begründeten Moral und Sittlichkeit.

Findet sich in Deutschland heute ein Verleger von freiem Denken und hinreichender Kapitalkraft, der die Stimme der Zeit versteht und ihr zu dienen gewillt ist?

Als im Jahre 1903 Graf von Hoensbroech mit „Deutschland“, einer „Monatsschrift für die gesamte Kultur“, hervortrat, die sich der ständigen Mitarbeiterschaft bedeutender Männer, wie Eduard von Hartmann, Theodor Lipp und Otto Fleißner zu erfreuen hatte, da fehlte es in Deutschland noch an Verständnis und an Teilnahme und das schöne Unternehmen mußte nach wenigen Jahren eingehen. Schuld war vielleicht auch, daß diese Monatsschrift ihr Kampfgebiet zu eng faßte: Sie wollte nur dem Ultramontanismus zu Weibe, die Gläubigkeit aber der sonstigen Christenwelt — mochte sie noch so wunderbar sein — blieb Gegenstand ehrfurchtsvoller Achtung und Schonung. Heute brauchen wir einen stärkeren Kampfesmut, weil mit den Kirchen und mit der Religion vom Staate selbst ein Kampf gegen das Volk zugunsten der Reaktion geführt wird. Da hilft keine feige Schonung,

sondern nur rücksichtslose Aufklärung im Geiste der Großen unseres Volkes.

Seitdem haben wir auch die Arbeit des Monisten und Aufklärungsschriften erhalten von Kalthoff, Steubel, Lippius, Drews u. a., durch die unserem Volke die letzten großen Probleme der Religionen und ihres Verhältnisses zum Staate anschaulicher geworden sind.

Heute würde also eine Zeitschrift: „Der Kulturkampf“ zweifellos ihre Wirkung tun. Wer legt mit Hand an?

Der herrliche Erfolg der Aufklärung im Kampfe gegen den Klerikalismus, der sich in diesen Tagen auf österreichischem Boden vollzog, sollte auch uns den Mut beleben.

Die Saat reift! Wo bleiben die Schnitter?

Polizei und Prostitution

Die vor einiger Zeit erlassene Polizeiverordnung, wonach „lästige“ Ausländerinnen, d. h. solche, die der sittenpolizeilichen Kontrolle anheimfielen, künftig aus dem Gebiete des deutschen Reiches ausgewiesen werden sollen, ist von der deutschen Presse fast gar nicht, von der ausländischen dagegen zum Teil recht eingehend beachtet worden. Das ist schon bemerkenswert. Noch bemerkenswerter jedoch sind die Gründe, woraus beispielsweise französische Blätter das Vorgehen unserer Polizei abfällig beurteilen. Es wird hervorgehoben, daß die persönliche Freiheit auch bei Angehörigen der Halbwelt, wenn den Gesetzen genüge geschieht, zu respektieren sei. „Sie begehen kein Delikt, indem sie ihrem Berufe nachgehen“, liest man im Pariser „Matin“, „sie machen von einem Rechte Gebrauch, wenn sie sich selbst verkaufen, sofern sie die Vorschriften beachten, die die Polizei für ihresgleichen festsetzt. . . . Was für schädliche Folgen auch bei uns der Zuzug haben mag, den die Prostitution aus Nachbarländern, besonders Belgien und der Schweiz erhält, diese Nachteile können die Achtung, die wir vor dem Rechte der Persönlichkeit haben, nicht aufwiegen.“ In Preußen-Deutschland wäre es natürlich verfehlt, mit solchen humanitären und rechtlichen Bedenken gegen eine derartige Polizeiverordnung anzukämpfen zu wollen. Dadurch rief man bei den Gesinnungsgenossen des Herrn v. Jagow nur ein mitleidiges Achselzucken hervor. Für „Humanitätsbuselei“ würde es gehalten, und das grenzt in den Augen echt-preussischer Leute dicht an vaterlandslose Gesinnung. Uebrigens werden es kultivierte Ausländer jedem, der es hören mag, bestätigen, wie peinlich sie bei uns die Kälte empfinden, die sogar das gewöhnliche gesellschaftliche Leben ausströmt, selbst dort, wo man sich von jeder moralischen Beeinflussung durch die reaktionären Kräfte, die uns regieren, frei glaubt. Um so notwendiger ist es, derbe handfeste Tatsachen zu bringen, wenn man einer Kulturforderung wider preussisches Polizeiwesen Geltung verschaffen will.

Worum handelt es sich, wenn eine Regierung Maßnahmen trifft, um die Einfuhr bestimmter fremder Waren zu erschweren, oder gar zu unterdrücken? Um einen Schutz der heimischen Produktion. Prohibitiv wirkende Zölle sollen unter Umständen sogar eine inländische Industrie geradezu züchten. Will die Polizei die Einwanderung fremder Prostituierter unterdrücken, wie man die Einfuhr fremder Waren unter Umständen zu unterdrücken pflegt, so muß sie gewärtig sein, daß die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervorrufen. Durch den fehlenden Wettbewerb der Ausländerinnen muß ein verstärkter Anreiz für das einheimische Aushebungsgebiet der Prostitution entstehen, manches deutsche Mädchen, das unter den bisherigen Verhältnissen noch davor bewahrt geblieben wäre, muß nun der magischen Anziehungskraft einer vermehrten Zahl

frage erliegen, und soweit die moralische Widerstandsfähigkeit der Weiblichkeit, nach der die Prostitution ihre Polvenarme ausstreckt, zu stark ist, als daß alle Plätze, die früher Ausländerinnen einnahmen, wieder ausgefüllt werden könnten, muß die vermehrte Inanspruchnahme eines ungenügenden Angebots der Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten Vorschub leisten. Erfahrungsgemäß wirkt ja auch aller Protektionismus in der Warenproduktion darauf hin, nicht nur die Preise einer Ware zu erhöhen, sondern auch sie zu verschlechtern.

Natürlich sind das alles Wirkungen, an die die Polizei bei ihrer Verordnung nicht entfernt dachte. Es kann ihr gar nicht im Sinne gelegen haben, die nationale Prostitution zu fördern; sie hat der Prostitution an und für sich nur steuern wollen. Sie erweist sich so als eine Kraft, die Gutes will, doch Böses schafft.

In Wirklichkeit kann es nur von Vorteil für die Volkswohlfahrt sein, wenn auf dem Gebiete der Prostitution die Zahl der „lästigen Ausländerinnen“ möglichst groß ist, wie es besser ist, wenn die gewöhnlichsten und gesundheitsschädlichsten Verrichtungen in unserm Wirtschaftsleben, wie Erd- und Grubenarbeit, mehr von ausländischen als unsern eigenen Arbeitern geleistet werden. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß für unsere Volkangehörigen in entsprechendem Umfange nützlichere und weniger aufreibende Beschäftigungen gefunden werden. Leider sind die Fälle nicht selten, wo unsere Polizei Mädchen, die noch zögernd auf der Grenze zwischen Welt und Halbwelt stehen, durch ihre Maßnahmen unbewußt in das glänzende Elend der Prostitution hineinstößt, statt sie zurückzuhalten. Ein Beispiel: Ein blutjunges, hübsches Mädchen kommt aus einer Kleinstadt, wo ihre verwitwete kinderreiche Mutter froh ist, ihrer ledig zu werden, mit einer Familie als Stütze im Haushalt nach Berlin. Sie verläßt die Stelle nach einigen Monaten notgedrungen, um, wie das oft vorkommt, den Zumutungen des Hausherrn zu entgehen, der an seiner nur pekuniär anziehenden Gattin kein Genügen findet. Auf dem Mietbureau läßt sie sich ahnungslos von der Besitzerin einer Weinstube mieten, wo sie dazu gehalten wird, erst vertretungsweise, dann dauernd die Gäste zu bedienen. Nach einiger Zeit erhält sie eine Vorladung vom Polizeipräsidenten. Die Herrin, die ein schlechtes Gewissen hat, redet ihr ein, sie solle unter sittenpolizeiliche Kontrolle kommen. Beim Verhör auf dem Polizeipräsidenten wird ihr nicht gesagt, um was es sich handelt, sie wird nur durch zudringliche Fragen über die Vorgänge in der Weinstube auf die Folter gespannt. Erst Wochen später stellt es sich heraus, daß ein Vorverfahren wegen Ruppelei gegen die Weinstubenbesitzerin eingeleitet werden sollte. Inzwischen ist das Mädchen in namenloser Angst vor den Krallen der Sittenpolizei in die Arme eines falschen Freundes geflüchtet und, rasch im Stich gelassen, sacht auf die schiefe Ebene der Prostitution geraten, ohne wieder einen Halt zu finden.

Die Polizei sollte, anstatt auf solche Weise, ohne es zu wollen, Prostitution zu produzieren, durch eine vernünftige Maßnahme alle Bestrebungen unterstützen, die unsere weibliche Jugend davor bewahren wollen, aus Not oder Unvermut in die Prostitution gestoßen zu werden. Soweit die Prostitution ein notwendiges Uebel bedeutet, können aber alle solche Bestrebungen nichts nützen, wenn der Wettbewerb „lästiger Ausländerinnen“ verboten wird. Je mehr Fremde die entstehenden Lücken ausfüllen, um so geringer muß die Anziehungskraft sein, die die Prostitution auf die nationale weibliche Jugend ausübt. Darum darf die Parole in dieser Hinsicht nur lauten: *Laissez faire laissez passer!* Otto Corbach.

Ueber unpünktliche Lieferung

gehen und Beschwerden zu. Soweit es sich um Postabonnements handelt, können wir nichts dagegen tun: der Post wird die „Aktion“ rechtzeitig geliefert. Sonstige Beschwerden mögen unsere Leser fortan an die untenstehende Adresse richten, die Abhilfe schaffen wird.

Verlag der „Aktion“

Berlin-Wilmersdorf, Rastanische Str. 17.

Politisches Genrebild aus alter Zeit

Der Fürst eines jener kleinen deutschen Staaten, in welchen man ohne Paß nicht stolpern darf, hatte aus den Zeitungen die großen europäischen Begebenheiten, die schnellen Revolutionen, die gewaltigen Reformen erfahren. Rings um sein Land herum hatten die Völker ihre Rechte ertröht, ihre Freiheit erobert. Seine Durchlaucht hofften von Tag zu Tag auf die Erhebung Höchstherr Unterthanen; Sie fühlten sich sehr herabgewürdigt und an die Kleinheit Ihres Staates erinnert, da dieser durchaus zufrieden blieb und sich auch nicht die kleinste Erhebung zeigen wollte. Seine Durchlaucht schärften die Censur; Sie schrieben eine neue Steuer aus und fragten in höchst übler Laune Ihren Staatsminister, ob denn noch immer keine Revolution im Anzuge sei? Se. Excellenz antworteten: „Keine Spur; Ew. Durchlaucht sind ein glücklicher, der glücklichste Fürst; Höchstherr Unterthanen bleiben zufrieden.“ „Dummheit!“ rief der Fürst. „Ich will ja Alles gewähren: Pressefreiheit, Schwurgerichte, repräsentative Verfassung usw. Ich habe mir schon Alles notiert, was anderswo gefordert und bewilligt ist; aber ich kann mich doch nicht zum Narren machen und meinem Volke Freiheiten geben, die es vielleicht gar nicht haben will! Es soll doch nur verlangen! Wozu sind Sie Minister? Tun Sie Ihre Schuldigkeit! Ich weiß, daß Sie das Vertrauen des Landes nicht besitzen und würde Sie auch gern absetzen, aber mein Volk äußert sich nicht! Es lebt gar nicht in der Gegenwart; es scheint zu schlafen.“

Der Minister verneigte sich und fragte: „Befehlen Euer Durchlaucht Revolution?“

Seine Durchlaucht bedeuteten den Minister, daß die Aulenz zu Ende sei und riefen ihm verbrießlich nach: „Nicht zu arg! Aber etwas davon ist notwendig für die künftige Einheit Deutschlands. Bestellen Sie doch einige schwarz-rot-goldne Fahnen! Wenn es gewünscht wird, will ich mich auch an die Spitze der Bewegung stellen.“

Der Minister tat sein Möglichstes. Vergebens, das Volk blieb ruhig.

Der Fürst gab eine Parade unter den Fenstern seines Schlosses. Vorher mußte die Polizei einige aufrührerische Schriften verbreiten. Das Wetter war sehr schön; das Volk sammelte sich unter dem Schlosse und sah mit wohlgefälligen Mienen der Parade zu. Seine Durchlaucht standen am Fenster und waren außer sich vor Zorn. Sie schickten Höchstherrn Adjutanten hinunter, um Mut zu machen. Dieser aber fuhr im Diensteifer die Leute zu barock an, so daß die Nation erst recht eingeschüchtert wurde. Endlich fanden sich einige Straßenjungen (Uebelwollende meinen, es seien Ausländer gewesen), welche Skandal machten. Sogleich trat der Fürst auf den Balkon des Schlosses und bewilligte Pressefreiheit, Schwurgerichte, repräsentative Verfassung,

kurz Alles! Sein Durchlaucht meinten zum Schlusse: nun möchte die Nation aber auch ruhig nach Hause gehen, denn Freiheit ohne Ordnung sei Anarchie. Die Parade war zwar noch nicht vorüber, die Nation indes ging sogleich schnell nach Hause, und war höchlich verwundert über diese merkwürdige Begebenheit. U. G.

Glossen

Des Hansabundes-Bundeslied

Ich bin ein freier Mann,
Nur nicht die Angst mich an.
Für Fortschritt nehm ich stets Partei
Ich denke, red' und handle frei . . .

Chor (ganz leise): Mit Polizei-Erlaubnis (von Jagow).

Ich bin ein ganzer Held,
Krieg! dieser Junkertwelt.
Ich schimpf' und fluch' auf Tyrannie,
Auf Halbheit, Feigheit, Büttelrei

Chor: Es kämpft kein Rat wie dieser Herr Nießer.

Ich habe Kraft und Mut
Ich rede forsch und gut . . .
Ich schimpfe aufs Eunuchentum.

(Doch dreh' ich meine Worte um

Chor: Wenn der Kongress zu Ende, zu Ende).

U. G a d a n.

Die Justiz auf dem Kriegspfade. In Breslau waren vier Stukkateure angeklagt, die als Mitglieder einer Kommission mit der Firma Simlinger u. Gohde wegen Zurücknahme einer Maßregelung verhandelt hatte. Als die Firma sich nicht dazu verstehen wollte, soll die Kommission dem Unternehmer Simlinger gegenüber erklärt haben, daß sich dann die übrigen Arbeiter der Firma mit dem Gemäßregelten solidarisch erklären und die Arbeit niederlegen würden. Darin sah das Gericht Erpressung und verurteilte drei der Angeklagten zu Gefängnisstrafen von zwei Monaten, sechs Wochen und vier Wochen.

Wie das Gericht zu einem solchen unglaublichen Urteil kommen konnte, ließ die Begründung des Landgerichtsdirektors Janske erkennen, der aus seinem feinen Klassenempfinden heraus erklärte:

„Die Machtstellung der organisierten Arbeiterschaft wird vielfach dazu ausgenützt, die Freiheit der Mitbürger zu beschränken. So könne bei den kleinen Handels- und Gewerbetreibenden von einem freien Wahlrecht keine Rede mehr sein, weil solche Leute, die gegen den Willen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft wählen, von dieser boykottiert werden. Jeder freie Wille werde dadurch gebrochen, der Rechtsstaat in einen Staat der Willkür verwandelt. Ein solches Vorgehen muß als gemeingefährlich angesehen werden, und alle diese Momente sind auch bei der Urteilsfindung mit berücksichtigt worden.“

Herrn Janske möchten wir noch einen anderen Fall zur Aburteilung überweisen:

Im schlesischen Kreise Hirschberg-Schönau hat sich ein konservativer Hypothekengläubiger einen schamlosen Streich politischer Nachsicht geleistet. In dem Weberdorfe Steinseiffen hatten die Gastwirte den Arbeitern mit einemmal die Säle für Versammlungen verweigert. Die Ursachen hierzu waren die altbekannten Vorgänge: Amtsvorsteher, Landrat, patriotische Vereine drangen auf das Hinauswerfen der Noten. Aber lange konnten die Wirte das nicht aushalten, denn Steinseiffen ist ein Arbeiterdorf mit sehr vielen Sozialdemokraten. Nach 13 Wochen Kampf wollte der Besitzer des größten Saales nachgeben und sozialdemokratische Versammlungen wieder gestatten. Davon

hörte der Hypothekenausleiher und Fouragehändler E. Werner aus Krumbübel, der auf dem Gasthof eine Hypothek ruhen hatte. Sofort setzte sich dieser eifrige konservative Parteimann hin und schrieb dem Wirt folgenden Brief:

Geehrter Herr!

Da es mir zu Ohren gekommen ist, daß Sie der Sozialdemokratischen Partei Ihr Lokal zu Versammlungen geben wollen, mache ich Sie auf meine Hypothek aufmerksam. Ich wollte Ihnen nicht raten. Sollten Sie trotzdem der Sozialdemokratischen Partei die Lokalitäten überlassen, so gilt dieser Brief als Kündigung meiner Hypothek.

Mit Gruß

E. Werner,

Kohlen- u. Fouragehändler in Krumbübel am Bahnhof.

Ist dies, Herr Janske, nun auch Erpressung? Wird hier nicht die „Machtstellung“ des Kapitals ausgenützt, die Freiheit der Mitbürger zu beschränken. Wir sind neugierig, was unsere Justiz gegen den Herrn mit politischen Hypotheken unternehmen wird.

Eine rührende Geschichte macht die Kunde durch die liberale Presse:

„Als der Kaiser sich von der Familie Hagenbed verabschiedete, reichte er auch den kleinen Enkeln und Enkelinnen Karl Hagenbeds die Hand und sagte zu einem der Knaben, der kurz vorher vor dem Kaiser auf einem Nilpferd geritten war: „Du hast mit Deinen paar Jahren schon mehr fertig gebracht, wie ich mit meinen 52 Jahren.“

Noch eine: Karl Hagenbed erzählt dem H.-Mitarbeiter Einzelheiten über den Besuch des Kaisers in Stellingen: Als ich hierbei dem Kaiser erklärte, daß auch nach demselben Muster die Anlagen in dem Berliner Park geschaffen werden sollten, und dabei besonders hervorhob, daß auch ein Restaurant für den einfachen Mann vorhanden sei, wo dieser sein mitgebrachtes Butterbrot verzehren und ein Glas Bier für 20 Pfennig erhalten könne, antwortete der Kaiser: „Das ist es, was ich für mein Volk haben will und warum ich dem ganzen Projekt so freundlich gegenüberstehe. Da werden meine Mitarbeiter ihre helle Freude haben, wenn sie so etwas in ihrer Nähe haben.“

Eine dritte: Die „Gemeindeknüppel.“ Ein Scherzwort des Kaisers wird nachträglich von seiner Anwesenheit in Celle bekannt. Bei dem Besuche des dortigen Vaterländischen Museums interessierten den Kaiser die an der Wand des Untergeschosses hängenden „Gemeindeknüppel“; als der Kaiser deren Bedeutung erfuhr, äußerte er scherzhaft: „Das Verfahren (gemeint war damit die Art und Weise, wie der Gebrauch des Gemeindeknüppels in früheren Zeiten gehandhabt wurde) wäre auch praktisch bei den Reichstagswahlen, bei denen sich mancher gern drückt!“

Der Mandant. Mit einem Fingerzeig auf § 11 des Preßgesetzes fordert ein Rechtsanwalt, Herr Dr. jur. Buppe, wörtlich: „Wortgetreue Wiedergabe folgender Berichtigung:

1. Es ist unvahr, daß mein Mandant in der vom Verfasser erwähnten Angelegenheit „gelniffen“ hat.

2. Wahr ist, daß mein Mandant in der fraglichen Verhandlung seine Verurteilung verlangt hat, obgleich der Gegner von einer solchen absehen wollte und auch der Verhandlungsleiter einen Vergleich empfahl, wahr ist ferner, daß mein Mandant 50 Mk. Geldstrafe erhielt.

3. Unvahr ist, daß mein Mandant das besagte Verhalten „als verantwortlicher Redakteur der Großen Glocke“ gezeigt hat. Wahr ist, daß er zur fraglichen Zeit keine Beziehungen mehr zur „Großen Glocke“ hatte.“

Hälfte des Lebens

Mit gelben Blumen hängel
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Wirren die Fahnen.

Friedrich Hölderlin.

Das Recht der Jugend

Von Nadja Strasser.

Wenn wir die Forderung aufstellen: dem Menschen seine Rechte, so sollten wir hinzufügen: der Jugend ihr Vorrecht. Ernst und schwer lastet der Kampf ums Dasein auf jedem Einzelnen, der nicht zu den Bevorzugten in unserer Gesellschaft gehört. Es bedarf einer starken und wohlgerüsteten Seele, um sich als Mensch in diesem Kampfe zu behaupten, um nicht geistig und moralisch unterzugehen. Und es ist der Fluch unserer Gesellschaftsordnung, daß an die arbeitenden Menschen, die am wenigsten mit den Gütern der Welt bedacht sind, die höchsten Anforderungen gestellt werden. Gerade die, die sich schlecht nähren, die schlecht wohnen und unter den ungünstigsten Verhältnissen leben, sind gezwungen, die schwerste Arbeit zu leisten und gerade von ihnen wird die größte Ausdauer, Geduld und Opferwilligkeit verlangt. Und doch gehört ein unvergleichlich höheres Maß von geistiger und moralischer Anstrengung für einen Arbeiter dazu, denkender und fühlender Mensch zu bleiben, als für den Angehörigen der begüterten Klasse, dem Schulen, Hochschulen, Kunstakademien und alle sonstigen Ertrungenschaften der Kultur zu Gebote stehen.

Ist so das Leben, für jeden, der sich durchsetzen will, ein Kampf, für den man erzogen und gerüstet werden muß und ist es für den arbeitenden Menschen oft ein erbrüdend schwerer Kampf — wann soll der Einzelne zu diesem Waffengang sich vorbereiten? Wann gefestigt werden? Die großen Menschenerzieher sagen: Vom ersten Tage seines Lebens an soll der Mensch für seine zukünftige Aufgabe als Mitglied der Gesellschaft erzogen werden. Das mag wohl richtig sein. Aber für den Werdegang des Menschen sind zwei Arten von Erziehung ausschlaggebend: die Erziehung als Einwirkung von außen und die Selbsterziehung. Letztere fällt natürlich in die Jugendjahre, denn was vor ihnen liegt, die Kindheit, ist nur ein halbwacher Traum, ein Leben mit halbem Bewußtsein.

Die Jugend ist es, in der wir bewußtes Denken, Urteilen, lernen. In der Jugend lernen wir unsere stärksten Instinkte kennen und jene inneren und äußeren Kräfte, die zu ihrer Entwicklung oder Bekämpfung dienen. Wir können uns aber nicht so erziehen, daß wir uns, wie die Schule uns lehrte, Weisheits- und Moralsprüchlein vorsagen. Sich selbst erziehen, heißt — leben, hören, sehen, träumen, streben, Ideale haben . . .

An dem, was wir sehen, und hören, an dem, wie Traum und Wirklichkeit zu einander sich verhalten, an der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, unsere Ideale durchzusetzen, erkennen wir unser Verhältnis zum Leben, entwickeln wir unsere Kräfte, erziehen wir uns.

Den Lehrstoff aber muß uns das Leben bieten. Nur im Leben stehend, können wir für den Lebenskampf uns rüsten.

Bietet das moderne Leben auch dem jungen Arbeiter diesen Lehrstoff? Tritt er ins Leben mit der Möglichkeit, die Aufgabe der Jugendjahre zu lösen: sich für seine fernere Zukunft zu rüsten, sich zu entwickeln?

Zur Zeit, als die Arbeit noch nicht ganz und gar von der Person des arbeitenden Menschen getrennt war, als Leistungen nicht ausschließlich nach der Zahl schlecht entlohnter Arbeitsstunden eingeschätzt wurden, da konnte persönliche Begabung, Fleiß oder Ausdauer in gewissem Grade zur Geltung kommen. Der besser Befähigte konnte auf einen höheren Lohn rechnen, auf ihn wenigstens hoffen und nach ihm streben. Bei dem Handwerker früherer Jahrhunderte, der mit seiner Ware direkt an den Käufer herantrat, war ein gewisser Spielraum für seinen Ehrgeiz und sein Wollen gegeben. Gute Ware hergestellt zu haben, bedeutete für ihn nicht bloß bessere Entlohnung, sondern das Recht auf Höhererschätzung durch seine Kunden und Mitbürger, bedeutete vor allem auch innere Befriedigung. Das gab der Arbeit ihre menschliche Würde.

Auch für den jugendlichen Arbeiter jener Zeit lag in der Arbeit unter diesen Bedingungen, soviel Schattenseiten sie auch sonst hatte, ein stärkender, erzieherischer Wert. Etwas gut und immer besser zu machen, das versprach Erfolg in der Zukunft, schien erstrebenswert und vermochte vorhandene Kräfte zu wecken. In der Arbeit selbst, soweit sie auf Anerkennung rechnen und Zukunftsperspektiven eröffnen konnte, soweit sie die Person des Menschen zur Geltung brachte, lag für den jungen Geist ein Ansporn zum Streben, zum Weitergehen, zum Sichentwickeln.

Denn das natürliche Streben der Jugend ist ja: etwas zu werden, dereinst Bedeutung zu gewinnen. Ganz einerlei, auf welchem Gebiet. Umstände und Verhältnisse bestimmen wohl dieses Gebiet. Aber die Hoffnung auf spätere Bedeutung leitet unsere Jugendjahre und verleitet ihnen ihren Reiz. Sie ist unser Jugendtraum, in dem aber alle Möglichkeiten der Wirklichkeit verborgen liegen.

Das Recht der Jugend muß es sein, daß ihr Raum für diesen Traum gewährt wird. Der heranwachsende Mensch muß Perspektiven vor sich haben, er muß wissen, daß er probieren und wagen darf, er muß einen Lohn, einen Traumlorbeerkrantz in der Ferne winken sehen, er muß streben können, um streben zu wollen.

In jenen Klassen, die in unserer Gesellschaft bevorzugt sind, stehen die Dinge auch heute noch so. Da behält die Jugend das ihr gebührende Vorrecht. Sie darf wählen und suchen und wagen. Sie darf ehrgeizig sein und darf Lustschlösser bauen.

Aber wie steht es mit der Arbeiterjugend? Für diese haben sich die Bedingungen vollständig geändert. Nach den unerbittlichen Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung ist die Form der Arbeit jetzt eine ganz andere geworden. Der Meister mußte dem Fabrikanten Platz machen, der Geschäftsmann dem Großunternehmer. Wo einst die bescheidende Werkstatt stand, macht sich jetzt die gewaltige tausendteilige Maschine breit. Ein Fortschritt für die ganze Menschheit, aber ein Verlust für den einzelnen Arbeiter. Der schaffende Mensch ist zum Diener der toten Maschine geworden. Er hat mit dem Produkt seines Schaffens nichts

mehr zu tun. Er weiß kaum mehr, was er schafft, er weiß nie, für wen. Jedes persönliche Verhältnis zwischen Mensch und Arbeit ist verloren gegangen. Der einzelne Arbeiter kann weder ehrgeizig noch auf das Wert seiner Hände stolz sein, denn es gehört nicht ihm, und seine Mühe, sein Eifer bringen ihm keinen Lohn, der Befriedigung verleihen kann.

Wo soll heutzutage der jugendliche Mensch, der, kaum den Kinderspielen entwachsen, in die harte Fron der Arbeit tritt, seine Träume träumen? Was soll da seinen Geist und seinen Willen stärken? In welcher Richtung soll sein Streben und sein Ehrgeiz gehen? Diese Richtung kann nicht mehr die der Arbeit, des Schaffens, sein. Denn die Maschine nahm der Arbeit ihre Freude, sie machte sie zu einer trockenen, eisernen Pflicht. Sie befriedigt nicht den Schaffensdrang des jugendlichen Menschen. Sie weckt weder den Geist noch die Phantasie, sie spornt nicht zum Denken an. Die Maschine verbunkelt dem ihr Geweihten den Horizont, sie verbedt jede Aussicht in die Ferne, sie nimmt der Zukunft ihren schimmernden, lockenden Schein.

Bei der Maschine blüht die Jugend ihre Schönheit, ihre Träume ein. „Mein Sklave bist du und wirst es dein Leben lang bleiben“, sagt sie mit unerbittlicher Härte jedem, der in ihren Dienst tritt.

Ein abgestumpftes, denkunfähiges, gedemütigtes Arbeitergeschlecht würde unser „Zeitalter der Maschine“ längst gezüchtet haben, wenn es nicht gleichzeitig neue Möglichkeiten, neue Bahnen eröffnete, auf denen die Kraft und der Geist der Geknechteten vorwärts stürmen. „Wohl sind wir Sklaven“, sagten sie, „aber wir werden unsere Ketten von uns werfen.“

Von dem Momente an, wo sie es sagten, öffnete sich ein neuer Horizont für die arbeitende Menschheit. Der Sklave rüttelt an seinem Joch, und alle brachgelegten Kräfte wachen auf, um sich in einer neuen Richtung zu betätigen. Die Richtung aber ist: Los vom Druck der Arbeit! Jede Stunde, die der an der Maschine gefesselte Mensch ihr abringt, bedeutet einen Schritt zur Freiheit und Glück verheißenden Zukunft.

Die Maschine soll zur Dienerin derjenigen werden, die sie jetzt in ihrer Gewalt hält. Dies ist der in der Ferne schimmernde Lohn, das Ideal.

Die Maschine will abgestumpfte, denkunfähige Sklaven haben, aber die, die sie zu bezwingen streben, müssen denkende, fühlende, wollende Menschen sein. So ist der Kampf um die Befreiung der Arbeit ein Kampf um das Emporkommen jedes Einzelnen. Es ist ein Kampf um den Geist, mit den Mitteln des Geistes geführt.

Räthe Kollwitz

Von Max Jungnickel.

Eine Frau, die nicht wie ihre Schwestern in Apoll mit azurnen, goldenen Träumen um die Gunst des Publikums buhlt, eine Frau, die die Bertretenen und Mutarmen auf den Thron der Kunst setzt, ist Räthe Kollwitz. Sie bedeutet in der Malerei das, was Hauptmann mit seinen Webern und Zola durch seinen *Germinal* für die Literatur geworden: Den aufpeitschenden Ruf sozialer Not und den blutgeschäumenden Schrei der Rachelönigin. Die Kollwitz ist unstreitig die Größte, Mutigste und Gewaltigste unter den naturalistischen Bildnerinnen. Ihre Bilder fahren einem entgegen wie Hundegebell in ausgehörter Gegend. Ihre Bilder schütteln, pochen und rütteln. Hinter ihren Gestalten grinst das furchtbare Polichinellgesticht der Not. In graukalter Stimmung, dumpfer Schwüle, die zur Explosion treibt, in rauchgeschwärzter Gegend, wo die Qualm-

schwaten der riesigen Fabrikschloten von Schweiß und Knechtschaft raunen, hocken und kriechen die Gestalten der großen Bettler.

Jene armseligen, leidumblühten Proletarier winseln und weinen nicht. Sie schreien und klagen nach Gerechtigkeit. Ihren Gesichtern fehlt das sonnige Lächeln. Der Schmerz durchfurcht die Stirn. In ihren Augen flackert oft eine Sehnsucht, liegt ein Vorwurf, der ins Herz frist, blüht feurige Blut, die erschrecken macht. Ihr Mund sammelt blutige Gebete. Auf ihren Lippen lebt der wuchtige Sang der Marseillaise. Die Kollwitz hat Frauen gezeichnet, (die Frau steht im Mittelpunkt ihres Werkes!) die schreibend, plädelnd, langsam verkommend durchs Leben kriechen. Frauen, die ihren Kindern den Mund zupressen, um nicht das herzerreißende Wimmern: „Mich hungert!“ zu hören. Frauen, die mit blutig-glücklichem Herzen ihre langsam verhungernenden Kinder an die Brust pressen. Frauen, die voller Trostlosigkeit ihre zerarbeiteten, zermürbten Hände in den Schoß sinken lassen, die hochschwanger an die Türen schleichen, die wie Furien, vom Fanatismus des Hasses gepelzt, mit ihren grollenden Männern ziehen, Steine für die Wütenden aus der Erde kraben und wie Wahnsinnige um die Guillotine tanzen. Und dann hat die männlichste der Bildnerinnen Mädchen gezeichnet, die sich für Groschen verklumpeln, die unter furchtbarem Seelenschmerz zusammenbrechen, auf deren ausgebleichten Gesichtern oft ein heimlicher, blutiger Cynismus lebt, der zu zischen scheint: „Wir lieben unsern Hunger! Wir lieben unsre Sünden! Für uns alle blüht ein Nestlein im Walde mit einem Strich daran!“ Und dann hat die Kollwitz Mädchen gezeichnet und radirt, in deren Augen eine schmerzliche Zufriedenheit glänzt, als wollten sie bei den letzten, fächernden Sonnenstrahlen all den Glücklichen zurufen: „Seht, sind wir arm? Sind wir unglücklich? Sind wir wie ein Blatt, das der Wind in den Not zerrte, über das Euer Fuß ging und das nun ruhig weiter tockelt? Seht, wie in der blauen Nacht unsere Häuschen, wo Not und Sorge am kalten Herde lauern, silberne Dächer und goldene Scheiben haben!“

Und dann hat die Kollwitz Männer gezeichnet und radirt. Männer, voll von ohnmächtiger Verzweiflung. Männer, die vor Mut bersten wollen, die das Haus ihres Schindlers stürmen. Man fühlt die tierische Mut, den rüttelnden, zermalmenen Horn. Männer, die ihren geifernden Gram, ihr herzerbrechendes Greinen vertrinken und auf das Weib, das überschuftet zusammenbrach, ihre Arbeitsfäuste sausen lassen. Männer, die vom Schmerz erstarrt, ihren langsam verredenden Leben einen Strich reichen.

Und dann hat sie Kinder gezeichnet, arme, franke, verhungerte, schattenhafte Wesen. (Man muß die kleine Orloff als „Hannele“ gesehen haben, um eine Vorstellung von jenen Armeuleutkindern zu bekommen.) Aus den unschuldigen Zügen grinst und faucht schon die Not, daß es den Fühlenden wie ein Dolchstich ins Herz fährt.

Und einen Christus hat sie vor unier Antlitz gezerzt, hat den Heiligenschein von seinem Haupte gerissen und seine Heilandsaugen gebrochen. Dieser hingelagerte, majestätische Gottmensch ist die Frucht grausamer Korretel, ist ein ausgelittener Dervisch, der gesagt haben konnte: „Das Paradies ist kein Asyl für Euch Armen. Gott ist nur für die Reichen und Verwöhnten und Phantasten da. Eure Hände sind Gott, sind Glück und Zubetsicht! Formen die nicht Euer Schicksal? Haben die Euch ein einziges Mal getäuscht?“

Die Kollwitz hat Hände gezeichnet, die oft besseres, reineres psychologisches Material als die Gesichter sind.

Und hat man den „Weberaufstand“, die Camarguole, die Vertretenen“ und die Region Armeuleuterabierungen der großen Künstlerin durchblättert, dann ist's, als ob Charons düstere Barke all die Totgearbeiteten, Verhungernden und Vergrämten in sich aufnimmt. Hinten am Kiel reckt sich das Schlangenhaupt einer Erinnere, die Fackel und Peitsche in der Faust hält. Tot und stumm gleitet das Geisterschiff dahin. Nur der Wind weint. Orpheus legt die Leier schauernd beiseite und Eos flieht erschreckt von dannen. Nur Pluton und Minos lächeln, da sie die Lebensfuhr erblicken. Kerberos brüllt, als jene ausgebrannten, schwingenlosen Seelen ihren schweiß- und blutleebenden Obolus dem düsteren Fährmann reichen und gesenkten Hauptes durch das Tor des Hades warten.

Vermächtnis

Und wenn ich tot bin, Sklave,
Wirfst du mich unter die Dornen. — — —
Jrgendwo in den Bergen,
Unter den Schlehdornstauden,
Unter den träumenden, traurigen, verachteten,
Liegen Herzen.
früher war ein weißer Blütenschleier über den Dornen,
Weil Frühling war;
Über die bittere blaue Beere
Ist schon hoch über das kähle Kraut gestiegen,
Aus dem Marke der Seelen
Saugt sie ihr Gedeihn,
Aus des Blutes Bitterkeiten
Schlich sich grünes Gift in die Beere. —
Peitsche die Trommel, Knecht!
O Tag der Verachtung!
Es wachsen große Stunden in meiner Seele!
Wir gehen den Weg der Geister nicht!
Eine Grimasse, Narr!
Die Trommel, Hund! —
Was war deine Sonne gegen dieses Feuer?! — —
Gieb diesen Tag den Vermächtnissen,
Wenn ich tot bin. —
Die bittere, blaue Beere
Ist schon hoch über das kähle Kraut gestiegen.
Charlottenburg. Victor Hadwiger.

Ein neuer Roman Max Brod's*)

Von Dr. Anselm Ruest.

Motto: „Die Stürme der Jugend
sind von strahlenden
Tagen umgeben.“

Vauvenargues.

Jean Paul, von den zwei Betrachtungsweisen sprechend: entweder Verche „im blauen Raum verloren“ sein, hoch über all dem Zwerggewesen des Irdischen schwebend — oder Verche zwischen den Aderfurchen sein, von Palm zu Palm herrschend, nur ein Stüdchen Scholle, aber wie innig, beschauend — —! Max Brod, im „Tschechischen Dienstmädchen“: „Man muß wohl stets einen Blick für die Gesamtheit bewahren und nicht in endlose Kleinigkeiten ausarten. . .“ Wohl; aber gleich darauf: „Ist es wirk-

lich richtig, daß man einen Blick für die Gesamtheit haben muß? Ist es nicht vielmehr richtiger, daß man keinen Blick für die Gesamtheit haben darf? . . .“ Und dem fast Verzweifelnden fällt wieder etwas ein: „diese beiden Behauptungen sind gleichberechtigt, beide gleich richtig. . .“

Wohl — wenn man ein Dichter ist, mag es wohl gleich sein! Welch ein weiter Weg vom jenem Dichter, der das Leben in Verkleidungen und Metaphern, und so als einzige Gestalt an sich vorüberziehen sah, — bis zu diesem Dichter, der den Blick so unverwandt auf die enge Saatsfurche gebannt hält, der fast Asese zu treiben scheint. . .! Welch ein Weg von der „Insel Carina“, wo fern unten im Talleffel das Leben bei ein paar wirkenden Laternen zu verbränden scheint, wo von seinem Geräusch nur noch leise die Scheiben des Glasveranda da oben klirren und ihre metallenen Scharniere allein sehnsüchtig sein Echo nachsummen —, von „Schloß Mornephygge“ auch, diesem Leben in einzeln geballten Phantasmaorien: bis zu diesem Roman der Jüdinnen zwischen Teplitz und Prag! Der doch ein Roman der jungen Leute wird von Neu-Judaa bis Kosmopolis. . .

Wie dort aus vielgehäuften Glanz und Duft erblicklicher Strahl der Nähe und Wirklichkeit, so bricht hier endlich aus fleißig beigeschlepptem Holz und Mauerwerk erstaunlich-tief das Licht der Idee, öffnen sich einer Wohnung überraschende Fenster gen Osten. . . Ein sehr sehr zartes, diskretes Problem, so fühlt man zuletzt, ist Brod's Gestalten gelungen: das scheinbare Unwissendwerden eines Jungen, den der Feuerfuß des ersten Erlebnis berührt; und zwar mit Hilfe des illusionären Weibes, das seiner illusionären Hüllen nicht etwa plump beraubt wird, sondern grade durch sie das Steinpflaster der Realität erst steiniger zu spüren gibt. Es ist so wundervoll herausgeformt die ewige Ungleichheit und Inkommensurabilität zwischen Reiz und psychischem Eindruck; wie die Seele Hugo's (eines siebenzehnjährigen Jungen) und Jrenens (einer eben zur Ueberreise sich anschickenden Jüdin) in ihren Begegnungen just nur diese, innerlich-unvergleichbaren Qualitäten an den Strand wirft. Die Schilderung ist für mein Empfinden so genau, so sicher-erakt, daß man hieraus allein die Unmöglichkeit jeder anderen, sogenannten mathematischen Psychophysik ableiten sollte; denn ihre Möglichkeit ist hier allein in Erlebnisdingen widergespiegelt — an denen eine andere, mehr formelhafte Fassung sich erst noch abquälen soll! . . . Es ist hier nämlich das sehr Besondere und Beträchtliche geleistet, daß das Scheinbar-Abnorme, Seltsame, indem immer mehr und andere Seiten ans Licht gezogen werden, noch immer stärkere und gröbere Seltsamkeiten ausblizen, sich plötzlich und mit gradezu bedrückender Konsequenz als das — Typische, ja als das Maßlos-Gewöhnliche und Verbreitete kundgibt, so daß wieder einmal ein Gefühl vom Leben entsteht — unbeschreiblich, und wirklich: ungeheuer-eindringlich. . . Jrenens, der siebendzwanzigjährigen Jüdin Weltanschauung gipfelt etwa in einem, die Extreme Platttheit und letzten Tief-sinn unnachahmlich-gut vermeidenden Satz wie: „Im Reformlosium kann man keine Sonne sein.“ So stehen wir denn sofort, möchte man sagen, auf der schmalen Grenze der tausend Jüdinnen und anderen Frauen von heute, wo das noch für sie alle erreichbare Ideal einer nervösen Erhöhtheit von dem Ideal der wirklich bedeutenden, einsamen Frau (aber wo ist sie??) sich grundsätzlich scheidet. Aber das Eigentümliche ist nun eben: da jene Art einer typischen Bedeutendheit ihr faktisches Wesen im Schillern, im Nichtganzlichtdurchschaulichen, erschöpft, auch noch Reifere — geschweige den siebenzehnjährigen Hugo — täglich herumwerfen kann, so halte ich es auch rein artistisch

*) Jüdinnen. Axel Junker Verlag, Berlin-Charlottenburg.

für ein fast beispielloses Verdienst Max Brod's, daß er den Atem nicht verloren, nein, voll und gesund ausgehalten hat, um aus diesem bunt-beweglichen, flitterhaft-eiligen Schweben und Schwelgen zwischen den Extremen den Typus grade zu formen. Ich kann die hundert Züge, die das bewirken, nicht aufzählen, man muß sie lesen, um immer wieder Erleuchtungen zu haben: wie diese Art Frauen wippend herannahen, wie von einem Wind geblasen, wie sie Gespräche führen, wie sie Freundinnen haben, wie sie mit uns im Winter den Kant lesen werden (um es dann spurlos zu vergessen), wie sie sich eines Tages krank zu Bett legen, wie sie uns Parfüm ins Taschentuch gießen, wie sie immer „etwas verrückt sein“ müssen (und ach! so normal sind), wie schließlich die Familie als Hintergrund herauskommt — „scheußlich abstoßend“ glauben wir noch, um plötzlich zu sehen, daß nie eine Tapete für ausgerechnet diese Bilder und Möbel passender gewählt worden ist. . . Denn plötzlich, während wir noch einzelne Farben und Gegenstände wahrzunehmen meinen, dichtet es sich uns eben zu der unheimlichen Gewißheit zusammen: daß all das, was wir für so charakteristisch genommen, nur wieder eine der typischen Spielformen des Weltgeistes gewesen sein möchte, auch bei diesen für die Fortpflanzung schon etwas dringlichen Geschöpfen noch zu neuen Exemplaren der Gattung, und zwar durch einen desto robusteren Mann, zu gelangen.

Innerhalb eines solchen, zweifellos „weiterblickenden“ Zweckes aber bluten denn noch immer Knabenherzen, scheinen denn noch immer edle, erlesene Jünglinge achtlos zertreten zu werden. . . Ach — zertreten —; ihr seht ja selbst, wie wenig zertreten wird (scheint der Dichter sagen zu wollen)! Hugo, Hugo — heute bist du noch praematurus, heute kommst du bei der Fürsorge ums Ganze erst so in zehnter, elfter Linie in Betracht, mittlerweile magst du dich noch um dich selbst kümmern, man erwartet, du werdest (obzwar unter Schmerzen und Höllenqualen) schon nicht kaputtgehen — bis endlich auch an dich die Reihe kommt, direkter Diener des Unsichtbaren sein zu dürfen. . . Es ist in diesem Roman wundervoll-tiefsinnig dafür gesorgt, daß diese drei Etappen: Irene's „triviales“ Spiel mit Hugo, Hugo's grundlose und doch so anbetungswürdige Welt der Schmerzen und Leiden, endlich des Weltgeistes haltlos-heiteres Ländeln und Zummarrhalten mit allen beiden immer recht deutlich zugleich, wiederum unterirdisch, dem Leser fühlbar bleiben. Darum ist auch in Hugo, ob er gleich wie Irene schon das Produkt-artige einer höheren Entwicklung vorstellt, durchaus mehr das Klassenhafte, Typische, auch des Scheinbar-Seltenen, Edlen betont, als daß aus dem Edlen, Seltenen als solchem irgend welche billigen Romanheldenzüge in der Art wie früher geholt wären. Darin eben scheint mir der neue Wert und die hohe Stufe der Brod'schen Romane zu liegen (ich habe das schon bei „Schloß Nornepygge“ betont), daß sie die Helden zutrennst innerhalb des allgemeinen Welt- und Kausalzusammenhangs zeigen, daß vor dem einen gran- dlosen Hintergrund des weiten Lebens schlechthin sich die letzte, nur eben angetippte „Neben“-Figur sich so hoheitsvoll-wichtig oder unwichtig vorkommen kann wie die liebevollst ausgeführte. Das Idealbild z. B., das der feine Hugo, noch Gymnasiast, in schrankenloser Hingabe und Geöffnetheit des Herzens von der Welt, von den Frauen, vom Glück und vom Ruhm in sich herumträgt, das macht ihn uns höchstens sympathischer und sympathischer, keineswegs ausgezeichnet, heldischer, verdienstlicher — weil wir nie das Gefühl dabei verlieren: er erfüllt sich damit genau so sicher und innerhalb eines ewig vorhandenen, noch oft Schmerzen erleiden müßenden Typus, wie der

Student, Irene's Bruder, innerhalb seines Couleurtums, wie der etwas schwindelhafte Ruffbaum innerhalb seines Volksredewesens. Und wie uns also einfach durch die Linse „Hugo“, die uns eingeseht wird, eines praematurus, eines ungeduldig an die Lebenstür pochenden Jünglings, lauter Wundervolles im Typischen begegnet, das wir dann von selbst wieder auf sein Maß zurückschrauben — so sind unter der Führung des Dichters, dieses wahren geheimen Weltgeistes, manche Eindrücke des Typischen im Gegenteil erst recht wach, unvergänglich und mit Augen versehen worden: so der von Hugo's Mutter, Frau Dacie, dieses feinen, durchsichtigen, fürsorglichen Geschöpfes, das „im Stehen so groß wie die gesunde Olga im Sitzen ist“, so jene Begegnung jüdischer, aneinander uninteressierter Mütter, die bald wie eine Begegnung völlig seelenloser, feindlicher Kräfte wird. .

Ich könnte an diesem so starken und kräftigen Roman auch einiges tabeln: aber nachdem mich das Ganze so Überzeugend gewonnen und mit dem reinsten Nachklang entlassen hat — wäre es anders, als wenn ich mich am restlos eroberten Ziel vergangener Zweifel, ob die eingeschlagene Methode, der Weg auch wirklich zu ihm führen würde, künstlich erinnern wollte? Oder als ob ich, nachdem ich die Welt in ihrer Ganzheit vollkommen gefunden, die Verbrießlichkeit auffrischte, die mich noch während der stückhaften Betrachtung beim Anblick eines zerlumpten Bettlers ergriffen hatte? Ich fand zuweilen die Sprache, wo sie lokale Verhältnisse darstellen sollte, ein wenig zu pragerisch, zu sehr den Forderungen der Heimatkünstler entgegenkommend; aber ich leugne nicht ganz, daß gewisse kleinstädtische Anschauungen oder charakteristische Horizonte sich manchmal gar nicht glücklicher geben lassen dürften. Die Neuheit und Prägnanz der Bilder, Gleichnisse, Schilderungen ist meist von umwerfender Sicherheit; nicht einmal der häufigen drei Punkte am Satzende hätte es da öfter bedurft — dieses letzten, fast schon atavistischen Zeichens, als ob Max Brod von der Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit seiner Note noch nicht restlos erfüllt sein könnte.

Strofe am Ende der Nacht.

Die grünen Kränze, laß die geliebten Rosen,
Laß fallen aus den Händen die freudelosen.
Tag zerschlägt das Gewölbe der Nacht.
Schwarz hintenüber fallen des Haares fluten,
In den schlanken Träumen Sterne ruhten.
Reiß auf die Brust, reiß auf die blutige Pracht.

Berlin.

Robert Jenksch.

Heinrich Mann

Von Erich Mühsam.

Die Gegenwart, in der wir leben, zeichnet sich dadurch aus, daß sie zwischen einer Vergangenheit und einer Zukunft liegt. Das Gewesene lebt noch, das werdende lebt schon, und das Wirkende, das Gestaltende, der Sinn unserer Tage ist der Kampf zwischen zwei Zeitaltern.

Noch stehen fest die Mächte des Staates, der Gesellschaft, der Moral, alles dessen, was sich in die Uniformen des gesunden Menschenverstandes, der Ehre, der Gerechtigkeit und Gesinnung kleidet, bewachen und unerbittlich ihre Normen und Gesetze und ächten und ahnden das Aufbegehren neuer Kräfte, die zischend aufspringen aus dem

Strom des Geschehens, heraustraten aus den Ufern überkommener Werte, Zuflüsse sammeln, um im jungen Zeitbette einer neuen Richtung entgegenzuströmen. In allen Gebieten des Lebens tobt der Kampf, erheben sich die Ränder des Neuen gegen die Wächter des Alten. Alle Konventionen werden umstritten. Die Götter des Staates und der Kirche, der sozialen und moralischen Institutionen, der sittlichen Gebräuche und der Kunst sollen entthront werden, und ihre Priester wehren sich mit verzweifelter Leidenschaft gegen den Anprall modernen Geistes.

Wir aber, die wir uns als Kinder dieser Uebergangszeit fühlen, die wir das Überlebte überlebt wissen, die wir uns sehnen nach dem heiligen Lande der Zukunft, wir stehen auf zwischen den Indifferenten und Neugierigen, und zeigen hinauf auf den Berg, wo unsere Besten schon versammelt sind, die nicht mehr zurückblicken in die verlassenen Niederungen, die Dichter, die gradeaus schauen in die Höhen der Zukunft.

Sie ist eine Uebergangskunst, die Kunst der Gegenwart. Die modernen Dichter sind fertig mit der Vergangenheit; sie haben die Zweifel überwunden, sie wissen um das Neue und suchen ihm den Weg. Sehr verschiedene Richtungen haben sie eingeschlagen beim Verlassen der alten Formen und Arten. Einsam stehen sie jetzt auf ihren Posten, — Alfred Nombert in allfreudiger Einkehr betend, Paul Scheerbart in allfreudiger Abwehr lachend, Frank Wedekind in jinnenfreudigem Hohn pfeifend: Unwirkliche mit der Sehnsucht nach Wahrheit, — oder doch nach Lüge.

Einer aber ist da — auch ein Unwirklicher —, der Wirklichkeiten schafft; der aus dem Alten das Neue werden läßt, der mit der Vergangenheit auch die Gegenwart überwand: Heinrich Mann . . .

Heinrich Mann ist ein entscheidendes Ereignis für die deutsche Literatur. Sein Werk bedeutet einen Abschnitt, bedeutet die Ueberwindung des Versuchsstadiums, in dem sich die Psychologen bewegten, seit in Hermann Conradis „Adam Mensch“ zuerst klar ward, daß sich die Zeit spaltete; jenes Stadiums, in dem Johannes Schlaf seiner Lasten spürende Uebergangstypen schuf: „die Suchenden“ und „der Kleine“, und in dem das gärende Draufgängertum Stanislaw Przhyszewskys monumentale Schöpfung wie „die Totenmesse“ und „Satanskinder“ geb. Sie alle suchten den neuen Menschen, sie propagierten ihn. Sie typisierten ihr Ideal, den zukunftsgebenden Menschen, der ihnen zukünftig war.

Heinrich Mann aber fand den Uebergangstypus. Er ist der Erste, der ihn als etwas Seiendes gestaltet. Er zieht das Kind groß, das die andern zu zeugen trachteten. Die Individuen, die jenen ferne Ziele waren, sind ihm bekannte Wesen. Er durchschaut sie, agiert mit ihnen, stellt sich mit heiterer Ironie über sie, läßt sie im Kampfe wachsen, und baut sie überlebensgroß heraus aus dem Drang der Gegenwart.

Das Problem der vergangenen und der kommenden Zeit ist ihm kein Problem mehr; er mobilisiert es zu einem Problem der Massen. Hier hat die Beurteilung der Arbeit Heinrich Manns einzusetzen.

Er selbst ist Mischling aus germanischem und romanischem Blut. Diese Mischung färbt all sein Schaffen; und er weiß darum. Germanischer Geist und italische Vitalität: das bedeutet ihm Alt und Neu.

In seinem großen Roman „Zwischen den Massen“ läßt er Arnold, den vollendetsten Typus des modernen Deutschen, den die Literatur kennt, zu einem Italiener Dies sagen:

„ . . . Das Wünschenswerte ist, jung zu sein, und Ihr seid es. Ich habe Euch zu danken, denn der Aufenthalt unter Euch erleichtert und erfrischt mich. Und ich

bin überzeugt, Euch steht die Aufgabe bevor, unseren übermüdeten Erbteil zu erleichtern und zu erfrischen. Er wird genug bekommen von Innerlichkeit und von Tiefe. Im Begriffe, am Geiste zugrunde zu gehen, wird die Menschheit des Nordens sich erneuern müssen durch die des Südens: durch ihre gesündere Animalität, die sie vor den Verführungen und Düstern des Geistes bewahrt hat. Es ist nicht wahr, daß Ihr nur eine Blüte gehabt haben sollt. Ihr werdet nochmals blühen, sobald die Zeit Euch nochmals braucht. Und die Menschheit wird glücklicher sein, wenn ihr repräsentativer Typus wieder der Jüngling ist!“

In diesen Sätzen ist die Charakteristik des Dichters Heinrich Mann umzeichnet. In ihm ergänzen sich die beiden wertvollen alten Kulturen zu jener neuen Einheitlichkeit, die ihn zum ersten Repräsentanten der Zukunft macht. Alle Werke Heinrich Manns tragen die Merkmale dieser Verschmelzung: tiefste Einsicht und rauschendes Temperament. Vorurteilsloseste Klugheit, die alles Menschliche versteht und billigt, die stets eindringt, nie richtet, und sinnhaftestes Genießen, das überall mitlebt, sich allem Geschehen solidarisch weiß, nirgends Schranken zieht, — daraus setzt sich Heinrich Manns Psychologie zusammen. Seine Psychologie aber und sein Stil sind untrennbar eins. Wie sein exorbitantes Verständnis keine Schwierigkeit im psychischen Seziieren kennt, so fehlt keinem seiner Eindrücke der notwendige Ausdruck. Dieses Vermögen hilft den heterogensten Erscheinungen zur restlosen Gestaltung. Heinrich Mann gibt die subtilsten lyrischen Stimmungen, er zeichnet die zartesten Naturbilder und umreißt die tollbesten, er gestaltet die primitivsten Seelen wie die kompliziertesten, er setzt Massen in Bewegung und dirigiert darin den Einzelnen. Kein Milieu ist ihm fremd und keine Stimmung. Ob er Kinder hinstellt oder Bürgerfrauen, ob Künstler oder Beamte, ob Verbrecher, Huren oder Fürsten — alles lebt, erlebt, handelt in selbstverständlicher Sicherheit.

Das ist der romantische Zug in Heinrich Manns Kunst: Dies drängende Uebereinander des Geschehens, dieser stürmende Wechsel von Bildern, Szenen, Aufzügen, Entladungen; und das ist wohl auch der Zug des Neuen, des Zukünftigen: das Herauswachsen gewaltiger Gesten aus psychologischen Architekturen. Das ist die große Entdeckung des Ironikers Heinrich Mann: hinter aller moderner Menschlichkeit steckt lebensflüchtiges Abenteuerium.

Schon in seinem ersten Roman „Im Schlaraffenland“ kommt diese Einsicht zur Geltung. Das mondäne Berlin steigt auf. Der Held, Andreas Zumsee, ein Kleinstädter mit winzigem literarischem Talent, treibt hinein. Das brünstige Parfüm von Streberei und Erotik, Korruption und Sinnenkult dringt über ihn her, steigert und hebt ihn, und zischt über ihn hinweg. Ein toller Strom Lebens wogt durch das Buch. Typen aus allen Gesellschaftsklassen reißt er mit, vertauscht Ufer und Grenzen, legt Abgründe frei und flutet weiter.

Dann „Die Göttinnen!“ Das tiefste Unternehmen, an das sich ein deutscher Romanzier noch gewagt hat. Ueber diesen drei Romanen weht reine italienische Luft. Wie die Herzogin von Assy das Kunstwerk ihres Lebens genießt, wie drei Flaschen süßen Weins, die sie Zug um Zug austrinkt, in immer schöner Haltung, und dann ruhig zur Seite stellt, wie sie dann vom Gift der dritten Flasche getötet umsinkt, das ist unerhört groß. Die Frau, die im ersten Roman „Diana“ ein Volk in ihrem Namen revoltieren läßt, im zweiten „Artemis“ eine Welt in Kunst aufbaut, und im dritten „Venus“ als Hohepriesterin der Liebe endigt, steht neben ihrem Leben.

Diese Aufgabe konnte nur ein ganz großer Dichter lösen. Heinrich Mann hat sie gelöst. Es sind unerhörte Schicksale, die von der Herzogin von Assy ausgehen, die ständig an ihr vorüberfahren, und die sie nirgends berühren. Eine Kraft, Menschen zu gestalten, zeigt hier Mann, die wir bisher noch nicht kannten. Der Tribun Pavic, eine Figur von fabelhafter Plastik. Und Rino, der Knabe, den die Herzogin die Liebe lehrt, ist eine der rührendsten Gestalten deutscher Dichtung. Dieses Freisein von jeglicher Moral, dieses vornehme Ueber den Dingen stehen, das dem Dichter in diesem Werk gelungen ist, dazu die wundervolle Sprache, die Anschauungskraft und der großartige Hintergrund der Handlung erhebt die „Göttinnen“ zu einer der monumentalsten Dichtungen, die die Moderne besitzt.

Im Bau der gedrungenste, in Psychologie und Handlung der geschlossenste, und somit wohl der stärkste und einheitlichste unter Heinrich Manns Romanen ist „Die Jagd nach Liebe“. Ute und Claude sind Uebergangstypen, der Vergangenheit Entbundene, die nach dem Halt im Werden tasten. Ute, die Schauspielerin, ist das willensstarke Weib, das ganz für ihre Kunst lebt, in rauher Arbeit, in Demütigungen und Enttäuschungen. Claude, der junge Millionär, liebt und begehrt Ute. Er sorgt für sie; er gibt ihr — aber er darf nicht nehmen dafür. So wird es sein Schicksal, nach der Liebe zu jagen, die ihm Ute verwehrt. Durch hunderte von Frauenhänden geht er und lehrt sich ab, ernüchtert, enttäuscht — zu weiterer Jagd nach Liebe. Darüber geht er zugrunde — und zu spät erwacht Utes Liebe zu ihm. Ein Bohème-Roman großen Stils ist „Die Jagd nach Liebe“. Er entrollt Bilder, überwältigend in Farbe und Bewegung. Parte stimmungs-schwere Szenen wechseln ab mit wildem Lärm und unerhörten Krachheiten. Heinrich Mann wagt und sagt das Stärkste; aber er sagt es mit dem stillen Lächeln seiner Ironie, die nie zynisch, nie frivol ist. Er lehrt, wie man alles aussprechen kann, solange man es nicht moralbetont ausspricht. „Die Jagd nach Liebe“ ist ein Buch aus raffiniertester Psychologie und allabendster Lebendigkeit, — ein Kunstwerk allerersten Ranges.

Heinrich Mann schafft Wirklichkeiten, sagte ich oben. Er schafft sie mit der großen Gebärde, die Künstliches wirkt. Er greift unter ins Leben, holt herauf, was ihm gestaltenwert scheint und knetet daraus, was sein Künstlerwollen verlangt. Professor Unrat ist ein verknöchertes Schulthran, ein pedantisches Unikum mit der Empfindungstiefe eines Gewohnheitsknechters. Bei der Verfolgung eines Sekundaners, den er hineinlegen möchte, gerät er in ein seltsames Abenteuer mit der Künstlerin Fröhlich, deren Reizen er erliegt. Er muß seinen Abschied nehmen, und während er sich tiefer und tiefer in die Neze der Künstlerin Fröhlich verstrickt, wächst er; er, der Professor Unrat, dessen Brille nie noch über den Ratheberand sah, wächst ins Riesenhafte, Dämonische. Er wird Kuppler, Zuhälter, Spielbankhalter, untersucht sich eine ganze Stadt, die er ausplündert und in Verwirrung bringt, bis ihn endlich die Polizei abführt. Es war ein tollkühnes Unternehmen, den Professor Unrat auf die Beine zu stellen. Aber es ist Heinrich Mann gelungen. Dies Gemisch von pedantischem Schinderhannes der Sekunda und skrupellosem Abenteuerer ist glaubhaft geworden, vermöge der unglaublichen Schilderungskraft und der phantastischen Psychologie des Dichters.

Der Roman „Zwischen den Rassen“ erwähnte ich schon. Es ist so etwas wie persönliches Bekenntnis, das aus diesem Buche spricht. Die kleine Lola ist Brasilianerin von mütterlichem Blut, und wird früh nach Deutschland in die Heimat ihres Vaters gebracht. Ihre ganze Jugend

ist ein Kampf der beiden Rassen in ihr, der sie sich nirgends zugehörig fühlen läßt. Nach dem Tode des Vaters bereift sie mit ihrer leichtlebigen Mutter Europa. Zwei Männer kreuzen ihren Weg: Der Deutsche Arnold, ein tiefer Mensch von freien Empfindungen und Ideen, aber schweren, bedächtigen Blutes, und der Italiener Parbi, ein überschäumendes Temperament, voll Kraft und leichten Entschlüssen, aber ohne Tiefen. Ihr romanisches Blut entseidel sich für Parbi, den sie heiratet. Die Ehe gestaltet sich unglücklich. Der Italiener mißachtet sie und sucht sie in das leichte, genußfrohe Leben der florentinischen Frauen zu zwingen, bewacht sie eifersüchtig, während er selbst allen Lodungen seines Blutes folgt. Arnold begegnet ihr wieder, sie erkennt ihre Liebe zu ihm und er befreit sie. — Das Buch ist ruhiger als die früheren Romane, wenn schon auch hier viel reiches und buntes Leben bewegt wird. Aber in der Problemstellung schon liegt so viel, was den Dichter persönlich angeht, daß er in diesem Roman etwas mehr betrachtet und erörtert, was in den andern Büchern in Geschehen umgesetzt wird. Darunter leidet der Roman nicht. Die Schönheit der Sprache läßt den raschen Schwung der Handlung gern vermissen, und das Durchzittern der persönlichen Betrachtheit des Dichters weicht dem Werk besonderen Wert.

Noch möchte ich einzelne Novellen kurz erwähnen. „Anais“ und „Ginevra“, die zwei wunderbar feinen, ganz zarten Lyrika aus dem Leben Loter; „Pippo Spano“, die schillernde Geschichte des Dichters Mario Malvolto, der, als er Dichtung zur Tat werden lassen wollte, schwächlich verfiel, — „ein stecken gebliebener Komödiant“: und die ergreifenden Kindergeschichten „Der Unbekannte“ und „Abgedant“ in dem Bande „Stürmische Morgen“.

Was wir von Heinrich Mann besitzen, es sind Dokumente einer künftigen Kultur. Es sind Kunstwerke, so vollkommen, wie unsere Tage sie fassen können, von germanischem Geist gezeugt, von romanischer Leidenschaft geboren. Hier sind Worte des Dichters; sie können Geltung haben für seine Kunst:

„Ihr alle, Pflanzen und Ainder, hinausstürmende Krieger oder weiche Mastende, Flöten oder Dolche, Getären und Madonnen, — ihr über den anbetenden Händen eines Einsamen und ihr im lauten Licht und unter den Augen der vielen Ahnungslosen: ihr seid tausend und einer von meinen Tagen. Meine Stunden, die auf goldenem Wagen vorbeifahren, bringen euch alle mit. In meinem Leben, das die Kunst segnet, blüht ihr auf. Ich kenne den Rausch von etwas Unglaublichem: Der Vollkommenheit. Ich ergebe mich in lauter Vollkommenes.“

Die Herzogin von Assy spricht so. Und sie sagt auch Dies:

„Mein Leben aber ist ein Kunstwerk, das schon vor meiner Geburt vollendet war: das ist mein Glaube. Ich habe es nur durchzuspielen, bis zu Ende. Kein Zufall wird mich unterbrechen.“

Das ist die Konfession des Künstlers. Das ist die Konfession Heinrich Manns. Warten wir andächtig, wie er weiter spielt. Sein Handwerkszeug hat er uns ver-raten: Flöten und Dolche.*)

*) Von Heinrich Mann erschienen bisher: Paul Cassirer, Berlin W. 10: Das Wunderbare, Novellen. Im Schwarzenland, ein Roman unter feinen Leuten. Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin Assy. Die Jagd nach Liebe, Roman. Flöten und Dolche, Novellen. Professor Unrat oder das Ende eines Tyrannen, Roman. Stürmische Morgen, Novellen. Zwischen den Rassen, Roman. Variété, ein Akt. — Im Wiener Verlag: Schauspielerin, Novelle. — Bei E. W. Bonjels: Eine Freundschaft (Gustave Flaubert und George Sand). — Bei R. Piper & Co.: Anais und Ginevra, Novellen. — Im Insel-Verlag, Leipzig: Das Herz, Novellen. Die kleine Stadt, Roman.

Weiß und Rot

Es gibt Dichter, von denen wir sämtliche Erzeugnisse der modernen Verkultur einfach fordern, oder sie gar voraussetzen, noch ehe wir uns auf eine Aussprache über die inneren Werte ihrer Kunst einlassen; Dichter, denen wir auch nicht die leiseste Lässigkeit in Vers und Sprache verzeihen mögen, nicht einmal einen sprudelnden Syphondithyrampus oder einen spontan gespuckten Gemeinplatz unter Apostroph. Zu diesen Dichtern gehört René Schidele nicht*); er war nie so, und er wird auch nie Georgisch gebändigt werden. Wir müssen ihn also so nehmen, wie er gibt und wann er gibt, voraussetzungslos und ohne Vorurteil, aber nehmen können werden wir ihn immer, denn er gibt viel und Vielerlei — Haß, Liebe, Landschaft, Musik, Dissonanz, Frivolität und Gedanken. Er ist der Typus des großangelegten Gebers, und versteht es deshalb, maßlos zu geben, so daß wir uns nicht mehr als Bettler zu fühlen brauchen, wann wir nehmen.

Daß unter René Schideles Lesern nicht alle eine freimüchtige Andacht durchempfinden werden, ist nicht verwunderlich, noch weniger aber seine Beurteiler. In diesem Punkte wird man sich daran zu erinnern wissen, wie der gemeinsame Beruf nicht immer die Grundlage zu Unbefangenheit und Dankbarkeit ist. Je fremder die Unterströmungen und Empfindungen, je kunstfeindlicher, je anspruchsvoller und selbständiger der Dichter und sein Gegenstand, desto heftiger das Obium der konventionellen Kritik. Für brave deutsche Abendwandler, denen das „Schlummerlied“ nicht immer so gelingt, wie die geharnischte Tagesarbeit der Rezension ihnen von statten geht, gibt Schideles Poesie auch abgesehen von dem erwähnten kollegialen Obium keinerlei Kunststrauch her. Das Grenzenfeindliche, das der Halbfranzose als etwas Natürliches überkommen hat, ist ihm nicht nur Besinnung, es bestimmt ihm auch seine Kunstform. Er gehört nicht unter jene, die in der Verengung der Seele die wahrhaft künstlerische Beschränkung, die Bescheidenheit des Könners wiederentdecken möchten, die Abendwindlinge und Sternenschimmeraestheten. Seine Bilder sind wie im Stillsicht geschaut, in Hast und Kraft begriffen und mit einem breiten Pinsel hingeworfen, ohne Zwischentöne, ohne jedes übernommene technische Bindemittel überhaupt. Dasselbe gilt von der Art seines Denkens. Schidele denkt viel, aber er denkt nicht nach, er prüft und kalkuliert nicht, während er erfindet. Das ist für mich zunächst das stark Künstlerische in seiner Lyrik und scheint mir innerhalb seines Temperamentes keiner Rechtfertigung oder Erklärung zu bedürfen. Deshalb ist sein Stil so aufreizend für brave Kontrapunktseelen und die Harmonischschäfer aus Uhlands Schwabenstäälchen. Er ist Naturalist im Sinne von Richard Strauß mit einem stark romantischen Einschlag. Dieses rasche plötzliche Anschreiben einer Stimmung verleitet ihn oder besser führt ihn oft zu den souveränen Improvisationen in der Art der Abteilung „Berlin.“ Wenn der „sachliche“ deutsche Besprecher hier nicht ohne nationale Trauer vorüberkommt, so ist er jenem Marsyas vergleichbar, den Apollo geschunden hat. Daß René Schidele diese Stadt seiner Schicksale mehr beobachtet als liebt, wird aus seiner ganzen Art leicht verständlich; ja es ist vielleicht sogar merkwürdig, daß diesem so unpreußischen Dichter überhaupt noch Stimmungen zwischen den fatalen Mauern aufgegangen sind. Das „ebene Golgatha, über das die Schächer im Auto jagen“ vulgo Spreetathen ist wirklich keine Dichterstadt, und man darf ihm jeden Prosaismus von Herzen gönnen.

*) Weiß und Rot. Gedichte von René Schidele. Verlegt bei Paul Cassirer in Berlin 1910.

Alles das, was ich als das Angewollte, als den aus einem allerpersönlichsten Empfinden sprießenden Gestaltungstrieb charakterisieren möchte all diese genialen Gedichttorfos, diese zerstückten Skizzen und dann wieder jene streng gemittelten kalten kleinen Studien zeigen überall den Ichfanatiker, der sich ruhig unter die „Dilettanten“ begeben darf, ohne sein Ehrenzeichen zu verlieren. Und das Wörtchen „der Dilettant“ sei sogar seine Schutzmarke, sollte er wieder unter die Hände der Künstler geraten. Aber auch für die andern Schaffenden und zumal für die Genießenden mag dieser Weg zum vorurteilslosen Dilettantismus ein Weg der Freiheit und Unbefangenheit sein, ein Weg in der Richtung einer heilsamen Nichtkünstlerschaft. — — Und die Kritik?! — — Darf man ihr auch einen Weg weisen? — — Oder werden die Besprecher noch lange gegen die Dichter ausgespielt werden? — Dilettanten, beschirmt eure Dichter, lest keine Rezensionen. Dies mein Rat aus dem Jenseits von Gut und Böse, denn mir geht es wie jenem verunglückten Schlächter, den ein Bräuer aus den Fluten rettete, und der in Ermangelung klingenden Lohnes seinen Retter mit dem menschenfreundlichen Rat bediente: Essen Sie niemals Würste! Ich war Schlächter, ich weiß wie sie gemacht werden! Also meine Verehrtesten, lesen Sie niemals Rezensionen, ich war Schlächter, pardon, Rezensent, ich weiß, wie sie gemacht werden.

Victor Habwiger.

Fünfzehn Weibsprüchlein

Von einer Frau.

1. Verleugne vollständig deine weibliche Natur — erhebe dich also über dich selbst, — welche nach restloser Gemeinschaft verlangt. Bege dich nicht in den betreffenden Mann. Seine Sexualität ist eine organische Funktion zum Unterschied von der weiblichen, welche ein Zustand ist, und bleibt nur durch das Vorhandensein eines noch unausgelösten Reizes in Tätigkeit. Halte also zurück, aber nicht „kalt“, sondern freundlich und liebevoll.

2. Beginnt er, dich zu vernachlässigen, so mache ihm nie Vorwürfe und Szenen, sondern empfangen ihn heiter Höchstens ein wenig Wehmut darfst du dir merken lassen, aber ja ohne Bitterkeit. Kommt die Sprache darauf, so sage, du könntest über das Seltenwerden seiner Besuche nicht böse sein, denn entweder er habe keine Zeit oder Lust zu kommen, in beiden Fällen aber sei das Ausbleiben richtiger als das Kommen.

3. Zeige dich nicht so einsam, daß er dich für völlig auf ihn angewiesen hält. Sprich von deiner Gesellschaft, von anderen Männern deines Verkehrs, aber mit einem Scherzwort ihre nebensächliche Bedeutung für dich betonend.

4. Er darf ab und zu eine Träne um seinetwillen in deinen Augen glänzen, nie aber Ströme von Tränen aus dir herausfließen sehen, wie Wasser aus einem zusammengebrückten Schwamm.

5. Im brieflichen Verkehr passe dich seinem Tempo an, lasse ihn deine Nachrichten abwarten. Sei nie allzu pünktlich mit der Antwort, erkläre aber eine Verzögerung in ihn befriedigender Weise.

6. Verne es, nach der Hingabe nicht intimer zu werden als vorher.

7. Nimm keine Liebe trotz allem ab, so komme ihm auch dann heiter und freundlich entgegen mit einer Art stiller, in sich ruhender Ueberlegenheit, und es ist zu wetten, daß seine Begierde (das ist ja seine Liebe) dann wiederkehrt.

8. Basse dich nicht immer zu der Stunde, wo er seinen Besuch angemeldet, antreffen. Basse ihn aber auch nicht vergeblich hingehen, sondern schreibe womöglich rechtzeitig ab, großem Bedauern Ausdruck gebend und um Angabe einer anderen Stunde bittend. Er darf nicht den Eindruck haben, daß du sitzt und seiner harrest, denn das macht ihn verdrücklich und gibt ihm die Oberhand über dich.

9. In den Stunden der erotischen Intimität lasse deiner Liebe und Leidenschaft die Zügel schiefen. In diesen Stunden, aber nur in diesen, darfst du dich rückhaltlos geben, aber ohne Geheimnisse, die du sonst wahrst, preiszugeben.

10. Hast du Verdacht, daß er dich betrügt, so zeige ihm Trauer, aber nicht Empörung. Wird es unerträglich, so verreise auf einige Zeit mit der Erklärung, daß du ihn seinen Gefühlen überlassen wolltest.

11. Merkst du, daß du durchaus nicht das an ihm findest, was du erwartest hast und brauchst, so bemühe dich, innerlich umzuschalten, damit du, falls du ihn doch noch lieb hast, nicht ganz auf ihn verzichten mußt.

12. Siehst du ihn nicht mehr, ist er dir vielleicht durch sein Benehmen zum Greul geworden, dann löse das Verhältnis freundlich und energisch.

13. Bei Streitfragen lasse dich nicht so sehr ins Detail ein, sondern habe mehr das große Ganze des Verhältnisses im Auge, verrate also den Gegenstand an das Verhältnis.

14. Tritt nie mit einer direkten Forderung, besonders in seelischen Dingen, an ihn heran, sondern deute ihm deine Wünsche nur zart und vorsichtig an.

15. Wenn du nach alledem noch in deiner Haut steckst, dann lasse dich in den indischen Orden der Jogh aufnehmen, welche die Wahrscheinlichkeit der Wiedergeburt in diesem Jammerthal durch systematische Selbstüberwindung und durch das Ich verleugnende Bußübungen zu verringern suchen.

Literarische Neuererscheinungen

Knut Hamsun. Vom Teufel geholt. Schauspiel in vier Akten. Autorisierte Uebersetzung nach dem norwegischen Manuskript von Carl Morburger. Geheftet 3,50 Mk., in Leinen gebunden 5,— Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Knut Hamsun hat mit diesem Schauspiel die Reihe seiner Dramen um ein besonders charakteristisches Stück vermehrt. Im Mittelpunkt des Ganzen steht eine ehemalige Chansonette, jetzt Gattin eines alten reichen Mannes, dessen siebzigsten Geburtstag man gerade feiert. Sie hat natürlich noch einen Liebhaber, der sich aber mit einem jungen Mädchen verlobt und einen glänzenden Posten in Argentinien gefunden hat, weshalb er sie verlassen will. Sein Jugendfreund holt ihn ab, der argentinische „Nabob“, der schlau und Genießer genug ist, um die umgehenden Liebesaffären sogleich zu durchschauen und sie sich nutzbar zu machen. Ein Leutnant mit verkehrten Ehrbegriffen, ein heruntergekommener Musiker und Bob, der Neger, mit dem die Chansonette zum Schluß sich tröstet, schließen den Kreis eigenartiger, mit Absicht nur in Umrissen gezeichneter Charaktere. Da alle uneingestanden gegeneinander etwas im Schilde führen, entsteht eine eigentümliche schwüle Stimmung,

die Hamsun mit bewährter Kunst zu schaffen weiß, wie er sich auf das Symbolische meisterhaft versteht. Symbolisch ist auch dieses Stück; alle diese Menschen sind durch Lebenskämpfe aufgerieben, defekt geworden, werden lächerlich oder gemein, sie verkommen in ihrem Innern, — werden vom Teufel geholt. Das Stück hat seine Kraft auf der Bühne kürzlich bereits bewiesen und wird beim Lesepublikum nicht weniger Erfolg haben.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheitungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Friedrich Balm. Das Haus an der Beronabrücke. Novellen (Arel Junfer, Berlin-Charlottenburg). Geh. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Gustav F. Steffen. Die Demokratie in England (1. Bd. der „Politisch. Bibliothek“ verlegt bei Eugen Diederichs in Jena) Pappbd. Mk. 3,—, Leinen Mk. 4,—.

B. G. Wells. Die Zukunft in Amerika. (2. Bd. der „Pol. Bibl.“) Pappbd. Mk. 3,—, Leinen Mk. 4,—.

Knut Hamsun. Rosa. Roman (Albert Langen, Verlag, München). Geh. Mk. 4,—, geb. 5.50.

Zeitschriftenchau

Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, herausgegeben von Dr. Heinrich Braun, (Verlag von Julius Springer, Berlin). Es ist eine Zeitschrift großen Stils, die nach dem Programm des Herausgebers als das einzige in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz bestehende wissenschaftliche Spezialorgan die soziale Politik und soziale Gesetzgebung in ihrer Ausdehnung über die gesamte Kulturwelt sich zum ausschließlichen Gegenstand gesetzt hat. Der Inhalt des ersten Heftes verspricht, daß die Annalen bald ein wertvolles Hilfsmittel für alle sein werden, die an der sozialen Politik und sozialen Gesetzgebung theoretisch oder praktisch mitwirken und nach einer unbefangenen, wissenschaftlichen Fundamentierung ihres Urteils oder Handelns ein Bedürfnis haben. Nach einem Programmartikel des Herausgebers folgt eine Untersuchung der Reichszuwachsteuer vom sozialpolitischen Gesichtspunkt aus der Feder des Senatspräsidenten des Preussischen Oberverwaltungsgerichts Dr. Georg Strug, der die Illusionen, die sich mit diesem Gesetz in vielen Beziehungen, insbesondere auch hinsichtlich einer günstigeren Gestaltung der Wohnungsverhältnisse, verbinden, in scharfer Kritik kennzeichnet. Von den übrigen Arbeiten nennen wir: Dr. Adolf Braun: Organisation der Arbeiter; Prof. Dr. Robert Liefmann: Eine neue Form gleitender Lohnskalen in England; Dr. R. Kuczynski: Die Wehrfähigkeit der großstädtischen Bevölkerung; Prof. Dr. Robert Wilbrandt: Der Entwurf des Hausarbeitergesetzes; Beiträge über die soziale Gesetzgebung in Oesterreich u. a. Der Inhalt des 136 Seiten starken Heftes ist danach mannigfaltig; wir können die Annalen nur empfehlen.

Jung Ungarn. Monatschrift für Ungarns Kultur. Herausgeber Josef Beszi (Paul Cassirers Verlag, Berlin W. 10). Das Juniheft enthält: Josef Beszi: Geknechtete Rumänen; Dr. J. Kepes: Erinnerungen an Bismarck; Dr. Franz Kräuter: Deutsche Mundarten und Mundartforschungen in Ungarn; Dr. Aurel Leugyel: Das Jugendgericht in Ungarn; Siegmund Moricz: In knisterndem, raschelndem Taft u. a. m. Das Einzelheft kostet Mk. 1.50. Probenummern durch den Verlag.

Die Schaubühne, enthält in der Doppelnummer 24/25: Das Münster. Von Julius Bab. — Der tote Hund. Von Charles Baudelaire. — Die Mär vom schönen Schein. Von Theodor Lessing. — An eine Elfjährige. Von Peter Altenberg u. a. Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet: 60 Pf., die Doppelnummer. Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W. 62 A.

Die Alfred Kerr-Enquete der „Aktion“ soll in der nächsten Nummer mit Antworten von Franz Blei, Herbert Gulenberg, Victor Gadowiger u. und einem Epilog von Franz Pfemfert fortgesetzt werden.

Inhalt der vorigen Nummer: Brillantfeuerwerk. / Die Zukunft Japans und Chinas. Von Otto Corbach. / Abio den Breitscheibianern! Von Prof. Ludwig Gurkitt. / Glossen. / Mein Tag. Gedicht von Victor Gadowiger. / Prolog. Von Rudolf Kutz. / Eine Frage. Von Georg Fehm. / Um Heine. Von Anselm Kuest. / Sehnsucht. Gedicht von Eichendorff. / Kino als Erzieher. Von Franz Pfemfert. / Wölbung des Abends. Gedicht von Robert Jenzsch. / Die Stimme der Stadt. Von Arthur Silbergleit. / Glühender Boden. Von Will Scheller. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Erstes Quartal

Inhalts-Verzeichnis

(Nachlieferung einzelner Nummern erfolgt durch den Verlag der „Aktion“)

Peter Altenberg. Alfred Kerr	335	Alfred Gold. Alfred Kerr	369
An unsere Freunde	169	Gorilla. Ballade vom Herrn Geo	265
J. B. Astor. Bürgertum und Politik	259	Parte Anführung desselben	362
Anruf. Für Frank Wedekind	531	Prof. Dr. Ludwig Gurkitt. Rechtfertigung meines Kirchen-	
Hermann Bahr. Alfred Kerr	398	austrittes	121
Arthur Baillien. Zum Fall Zatho	195	Der „Fall Strecker“	196
Ernst Balke. Georg Heyms „Der ewige Tag“	375	Der Fluch der toten Religion	233
R. Balmont. Feuerzauber	172	Meine Erziehungslehre	268
Peter Baum. Alfred Kerr	399	„Mein System“	324
Martin Beradt. Alfred Kerr	336	Pressepranger	391
Ernst Blas. Die Jungfrau	9	Schulaufsicht	421
Sonnenuntergang	74	Friedrich Steubel	435
Nach Haus	143	Ätphilologisches	497
Wack, med, med	295	„Der Anfang“	519
Autofahrt	341	Abio den Breidscheidianern	550
Rappstein	363	Der Kulturkampf	577
Märzabend	375	W. S. Guthmann. Gegen die Seele des Herrn Corinth	112
Alfred Kerr	369	Aus dem Fenster	334
Sonntagnachmittag	427	An Herrn Schönlant	363
Dr. Franz Blei. Ueber Lawrence Sterne	494	Victor Hadwiger. Abend	9
Georg Brandes. Alfred Kerr	431	Der Sarg des Nielsen	175
Valerius Brjussow. Die Steinlopper	334	Parlamentschaft	242
Max Brod. Welterleben	306	Pfeiferglück	338
Alfred Kerr	335	Der Alligator	403
Otto Corbach. Der Antiklerikalismus als Exportartikel	6	Der Alligator II	435
„Kulturpolitik“ in China	37	Der Alligator III	470
Deutschland und Rußland	69	In toten Tiefen	497
Wucher und Stebe	131	Reiterlied	532
Versicherungssozialismus und Freiheit	164	Eine neue Hölberlinausgabe	534
Die Werbenden	197	Mein Tag	553
Des Staates Selbstmord aus Todesangst	289	Bermächtnis	589
Christentum und Gemaltherrschaft	323	Weiß und Rot	597
Die Amerikanisierung britischer Kolonien	355	Ferdinand Hardekopf. Am französischen Ramin	212
Politik und Handel	419	Terrasse von Meudon	247
Kopfarbeiter — organisiert euch!	451	Alfred Kerr	301
Landflucht und Arbeitslosigkeit	488	Galenjee	331
Die Zukunft Japans und Chinas	547	Ludwig Hatwany. Alfred Kerr	369
Polizei und Prostitution	580	G. Hausdorff. Zur Konfiskation des „Pan“	227
Richard Dehmel. Alfred Kerr	337	Hans Kyser, Titus und die Jüdin	529
Diberot. Christentum	500	Georg Heym. Die Schläfer	18
Hedwig Dohm. Die sexuelle Moral der Frau	360	Die Dämonen der Städte	50
Arthur Drey. Neue Sezession	52	Die blinden Frauen	76
Else Lasler-Schüler	461	Louis Capet	106
Joseph Eichendorf. Sehnsucht	560	Atalanta, Drama	145
Emil Faktor. Alfred Kerr	397	Die Professoren	237
Anatole France. Die Reseda des Pfarrers	309	Die Irren	298
Frau. Fünfzehn Weibsprüchlein	598	Der sterbende Faun	435
Rainer Friedl. Eine neue konservative Partei	518	Das Bettelhaus	459
Dr. C. Friedländer. An Paul Scheerbart	106	Kara	493
Alfred Kerr	399	Eine Frage	555
H. Gaday. Triumph	41	Peter Hille. Zwei Gedichte	112
Deutsche Mondnacht	137	Dr. Kurt Hille. Brief an Dr. G. Zeppler	10
Die Breitscheid-Demokraten	522	Dank an Hille	51
Des Hansabundes Bundeslied	582	Zwei Gedichte	80
H. G. Politisches Genrebild	582	Der Gemüts-Staat	99
Albert Giraud. Madrigal in Rot	500	Literaturpolitik	138
Glossen. 7, 38, 73, 104, 135, 167, 198, 235, 263, 294, 327,		Ein besserer Mitteleuropäer	172
384, 393, 425, 456, 488, 521, 551,	581	Das Recht über sich selbst etc.	228
Nikolaj Gogol. Einige Worte über Puschkin	463	Alfred Kerr	301

Infolge von Simmel-Lektüre	430	Der Fall Stuttgart	417
Aufruf an das Genie Jadae	400	Pressepranger (Karl Kraus und S. B.)	424
Gier	462	Don Karl (Kraus)	438
Jakob van Hoddis. Der Träumende	19	Ein Opfer des Fortschritts	449
Hölberlin. Hälfte des Lebens	585	Die Dubrowsky-Debatte	457
Alfred Holland. Die Brücke	341	Professor von Liszt's Abschied vom Liberalismus	481
Marie Holzer. Fortschritt	484	Die Evangelisch-Soziale G. m. b. H. in Danzig	518
John Dörter. Der Anfang	189	Brillantfeuerwerk	545
Zenna Hoy. Erich Mühsam	188	Rino als Erzähler	560
Heinrich Jigenstein. Die Unzufriedenen	85	Publikation der Organisation der Intelligenz. 65, 89, 119	181, 188
Heinrich Eduard Jacob. Bahrs „Kinder“	141		80
Der Girkus-Shakespeare	372	F. M. Spielhagen	80
Pressepranger	398	Alexandra Kamm. Im Part	80
Der Dichter	482	Die intelligente Frau	341
Jean Jaques. Comtesse Mathieu	272	Dr. Anselm Kneft. Das schlechteste Buch des Jahres 1910	14
Robert Jenzsch. Frühjahr	248	Der „Goboi“ des Clemens Brentano	46
Früher Vogel	267	Der Riese	81
Fremde Vogel	463	Paul Scheerbarts „Fis“	84
Landschaft	528	Ein Turgeniew-Jubiläum	107
Strofe	592	Abend im Zimmer	118
Bildung des Abends	563	Rysers „Medusa“	143
Max Jungnickel. Rätche Kollwitz	587	Frühjahr im Brunwald	179
Siegmond Kallischer. Frühlingserwachen	341	Unvorhergesehenes	206
Der greise Knabe	374	Strindberg Confessor	243
Rudolf Kasper. „Schönherr's Glaube und Heimat“	208	Rejurgant	272
Ernest Kirchenberger. Das deutsch-russische Abkommen	8	Osterpaziergang im Osten	308
Auswärtige Politik	72	Pressepranger (Münchhausen)	329
Aus Oesterreich	292	Jean Paul als Erzieher	385
Fürst Peter Krapotkin. Die Revolution der Zukunft	515	Pressepranger (Eduard Engel)	423
Arthur Kronfeld. Fivo o'clock	272	Alfred Kerr	431
Der Fordernde	368	Oskar Dymows „Frrwege“	401
Der Verlorene	399	Georg Heym-Abend	468
Rudolf Kurb. Die junge Generation	287	Der Austauschdichter	490
Die junge Generation. (Duplik)	288	Heinrich Lautensack „Dokumente“	563
Alfred Kerr	335	Mittag	529
Prolog zu einem Buche von Franz Blei	554	Um Feine (gegen Karl Kraus)	556
Hans Rysler. Alfred Kerr	301	Max Brobs „Jüdin“	589
Else Rastler-Schüler. Alfred Kerr	336	Paul Scheerbart. Die neue Oberwelt	53
Heinrich Lautensack. Alfred Richard Meyers Nasciturus	440	Schwerkraft, Astrophysik usw.	77
Eine Leserin. (R. A.) Alfred Kerr	270	Von Leuten, die den Kopf verloren	113
Ludwig Lewi. Die ungewaschenen Genies	528	Nochmals die verfluchte Schwerkraft	171
Literarische Neuerscheinungen. 23, 57, 88, 116, 150, 180,	599	Karl Scheffler. Die junge Generation	267
213, 248, 278, 310, 348, 375, 408, 440, 478, 508, 585, 568,	582	Bill Scheller. Eroberer	502
Pierre Loti. In Algerien	277	Glühender Boden	563
Thomas Mann. Fraktur oder Antiqua	41	Sebulon. Die farge Generation	176
Zu Wärten. Die Entstehung des Christentums	41	Arthur Segal. Die neueste Malerei	459
Dr. Ed. von Mayer. „Die sexuelle Krise“	524	Robert Seidel. Guritts Erziehungslehre	458
Grete Meisel-Hef. Vergessenheit	45	Paul Sellin. Massenmensch und Individualist	169
Eine teutsche Rittergeschichte	85	Artur Silbergleit. Das Lied	247
Die Verratene	209	Die Stimme der Stadt	565
Die „Persönlichkeit“	296	Erich Sternow. Neuland	388
Von Chargin und anderen menschlichen Varietäten	339	Apollo-Theater	374
Typus und Original	395	Radja Straßer. Das Recht der Jugend	585
Alfred Richard Meyer. Karneval	467	Theaterkritiken. Karl Sternheim „Der Riese“	81
Mitteilungen des Komitee Konfessionlos. 25, 59, 91, 111,	345	David Pinski „Der Schak“	22
153, 183, 215, 248, 279, 311,		Paul Scheerbart „Fis“	84
Prof. Dr. S. Rolenaar. Elsaß-Lothringen und der Europä-		Hans Rysler „Medusa“	143
ische Friede	181	Schönherr's „Glaube und Heimat“	208
Erich Mühsam. Alfred Kerr	300	Studens „Gaban“ und „Langelot“	306
Heinrich Mann	592	Dymow „Frrwege“	401
Friedrich Nietzsche. Unter Feinden	303	Georg Heym-Abend	468
Victor Roda. Berolina	278	Hans Rysler „Titus und die Jüdin“	529
Erich Oetzerheld. Charles Bandelatre: Lesbos	12	Dr. C. Theising. Selbstverstümmelung bei Tieren	200
Kurt Pechle. Der Philosoph des Kutes	332	Geschlechtliche Bastardierung	427
Franz Pfeinfert. Der Aufmarsch der Parteien	1	Lorral. David Pinski „Der Schak“	22
Material für Historiker	4	Autoritäten	74
Die Erreichholzschachtel	38	Freundliche Bitte	111
Einige Fragen an Bethmann Hollweg	68	Magelied	179
An Bethmann Hollweg	97	Weltschmerz	371
Wir klagen an	129	Les Tolstoi. Patriotismus	101
Der 18. März	184	Siegfried Trebitz. Alfred Kerr	480
Die Parolendichter schweigen	168	Albert Ulrich. Studien	306
Die revolutionäre Geste	198	Muramabao	338
Der Dr. Breitscheid	198	Der Dramatiker	372
Die Ungeschuldigten schweigen	195	Unsere „Literarischen Abende“	118, 152
Thomas Mann	203	Vornotizen 24, 58, 90, 117, 151, 181, 214, 249, 279, 312,	344
Er korrigiert die Mäze	225	377, 409, 441, 474, 506,	600
Die Ungeschuldigten schweigen	233	Jacob Wassermann. Fraktur oder Antiqua	278
Der kleine Kraus ist tot!	242	Emil Wechsler. Die Armee der toten Männer	498
Im Zeichen der Schülerelbstmorde	257	Franz Weckind. Alfred Kerr	289
Pressepranger	293	H. Werdermann. Die Organisation der Intelligenz	9
Erste Wirkung der Parolendichter	321	Zeitschriftenchau 24, 58, 89, 118, 152, 181, 214, 249, 280,	312
Schutz den Vorgesetzten!	353	344, 377, 400, 438, 442, 508,	600
Somalineger Herwarth Walden	363	H. B. Zürcher. Gros und Psyche	19
Die Univerfität unter Polizeiaufsicht	385		

Die Aktion

H.R.

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 20. * 3. Juli.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuscripte, Regensfond-, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6243. :: :: Unverlangten Manuscripten ist Rückporto beizufügen.

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. MZ 1.— vierteljährl. (expl. Bestellungen) gelb) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsdr.: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate.** Anfragen an Herrn Franz Raab, MZ 21, Infanterie-Regiment Nr. 3. Telef.: Amt Moabit 7613. Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 60 Pfg.

Inhalt: Zum Kampf um Jatho. Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl. / Die soziale Revolution. Von Maurice Maeterlinck. / Glossen. / Kull und Biffer. Von Peter Hill. / Trüber Tag. Von Victor Hadwiger. / Alfred Kerr. Antworten von Franz Blei, Herbert Tulenberg, Victor Hadwiger und Ludwig Rubiner. / Kopf einer ägyptischen Königsmumie. Von H. C. Jacob. / Ein mittelmäßiger Kopf. Von Max Brod. / Der Rezitator A. Wassermann. Von Rudolf Kayser und W. S. Guttman. / Kampfsahre einer Sozialistin. Von Rainer Fried. / Predigt ans Großstadtvolk. Von Dr. Anselm Kuefl. / Ninon. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau. / Strindberg-Abend der „Aktion“. / Nachtrag zum Inhaltsverzeichnis.

Zum Kampf um Jatho

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl

Das Eigenschaftswort „freiheitlich“, das „Die Aktion“ sich beilegt, läßt mich hoffen, sie werde meinen Ausführungen zur Sache Jatho das Gehör nicht versagen. Und so wage ich ohne Umschweife und Schminke zu äußern, daß die Entrüstungsartikel der Presse — von den Zynismen sozialdemokratischer Blättchen zu schweigen — mir das Wesen und den Kern der Angelegenheit nicht zu treffen scheinen. Wenn jetzt Zeitungen für den Pfarrer Jatho unablässig von Wut ob des Johannistag-Urteils überschäumen, so entfernen sie sich vom Boden der Wirklichkeit und sind blind gegen die Bedürfnisse und Existenzbedingungen einer geschlossenen Kirchenorganisation.

In Preußen, das die Reformation durch die Fürsten empfangen hat, trafen die Kirchenhoheit und die Kirchengewalt in der Person des Landesherrn zusammen. Dies galt sowohl für die Lutheraner, als auch für die Reformierten, und die später gebildete Union steht an der Schwelle der Entwicklung der preußischen Landeskirche. Das landesherrliche Kirchenregiment besteht an sich fort; es hat die evangelische Kirche aber ihre eigenen Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten, und es sind besondere Kirchenbehörden und Vertretungsgemeinschaften in Wirkamkeit. Die Kirche ist also kein unförplicher Begriff, kein Gebilde, das man sich nach Belieben so oder so gestalten, nicht Thon, den sich jeder willkürlich kneten kann; sie ist vielmehr eine sichtbare, eine Einrichtung mit einer geordneten Verfassung und einem besonderen Recht. Die Geistlichen werden angestellt. Die Art und Dauer ihrer Vorbildung ist geregelt; sie werden geprüft und vereidigt; ihre amtlichen Vertretungen, die Disziplin, der sie sich zu unterwerfen haben, ihre Besoldungsverhältnisse usw., alles das ist durch Gesetze oder ihnen gleichstehende Vorschriften festgelegt.

Diese evangelische Landeskirche gründet sich, wie ja genugsam bekannt ist, als religiöse Gemeinschaft jeden-

falls auf den Glauben an einen persönlichen Gott, den Vater des Geschehens, und an Jesus Christus als den Sohn Gottes und den Erlöser. Mag auch die Berechtigung eines gewissen religiösen Eigenwillens zum Inhalt der Reformation gehören, so müssen doch gewisse Normen grundlegend und vor individualistischen Gelüsten geschützt bleiben. Es gibt, wie sich von selbst versteht, einen festen Bekenntnisinhalt, den die öffentliche Rechte und Pflichten tragende Kirche autoritativ zu vertreten und zu behüten hat. So ist der Glauben an Gott den Welt schöpfer und an Christus ein wesentlicher Bestandteil des apostolischen Glaubensbekenntnisses, wann und wie auch immer es entstanden sein mag. Es ist natürlich nur eine fromme Mär, daß Petrus es nach Rom gebracht habe; es steht fest, daß das jetzige zuerst in der südfranzösischen Kirche, und zwar etwa am Ende des 5. Jahrhunderts, zur Anwendung gelangt ist. Aber dieses Apostolikum ist jedenfalls bei der Feier der Ordination eines Geistlichen von Bedeutung; jeder der zu Ordinierenden weiß, als welche Gewissensverpflichtung für ihn es gedacht ist. Und es hat in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der evangelische Oberkirchenrat auch noch besonders die Worte des Apostolikums „empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria“ als unantastbar, als noch immer die Probe der Wahrheit bestehend bezeichnet.

Schon diese Ausführungen erweisen, daß man mit Fug und Recht von einem Bekenntnis der evangelischen Kirche redet. Mag es auch nicht in strengster Formulierung vorliegen — daß es vorhanden ist, kann niemand leugnen, sowie es ja existieren muß, wenn anders die Kirche überhaupt als sichtbarer Körper bestehen soll. Nun aber ereignet sich das Merkwürdige: Die Jatho-Fürsprecher verhehlen nicht, daß ihr Schüchling mit der Lehre dieser Kirche nicht übereinstimme; der Kieler Professor Baumgarten zum Beispiel sagt, Jatho weiche tatsächlich un-

gewöhnlich weit von den geschichtlichen Grundlagen der christlichen Religion ab; der Berliner Pfarrer Professor von Soden gibt zu, daß Jatho, wenn man frage, was nach der Gesamtgeschichte des Christentums zu dessen eigenstem Wesen gehöre, in seiner Lehre sich davon in mehr als einem Kernpunkt stark entfernt habe; trotzdem jedoch rügen diese Männer das Urteil vom 24. Juni!! Es wird auch berichtet, Pfarrer Jatho habe in der Verhandlung vor dem Spruchkollegium den Glauben an einen Gott außerhalb der Welt abgelehnt; Christus bedeute ihm nur die Idee des Genius der Menschheit. Trotzdem soll eine solche Abweisung ihrer Grundgedanken die evangelische Kirche nötigen, Jatho in seinem Amt zu belassen!? Nein, keine Verschleierung und keine Gefühlsargumente, wie jene Herren sie ins Feld führen! Jatho mag ein begrabeter Redner sein, der aus der Tiefe einer sittlichen Persönlichkeit heraus erzieherisch und bildend wirkt — für ihn als einen amtierenden Pfarrer aber ist in dem evangelischen Kirchenkörper kein Raum mehr und kann es nicht sein.

... Er hat vor einem Gerichtshof gestanden, den nur Lortheit oder gewissenloses Geschwafel als ein Inquisitionstribunal anschwärzen können. Das Verfahren vor dem Spruchkollegium, in dem Sachkundige verschiedener theologischer Richtungen sitzen, bietet geordnete Rechtsgarantien und eine ausgiebige Möglichkeit, sich zu verantworten. Die Entscheidung ist zu Recht ergangen.

Pfarrer Jatho hätte seine Aufgabe längst darin sehen müssen, in freier Tätigkeit seinen Ideen und Idealen zu dienen. Unbegreiflich bleibt es, daß er und seine Freunde fordern, dieselbe Kirche, an deren Wurzel er die Axt legt, deren Grundlehren er verneint, solle ihm die Rechte als ihr Geistlicher erhalten!!

Die soziale Revolution

Von Maurice Maeterlinck.

I.

Laßt uns mit einer einfachen, großen Wahrheit beginnen: Für jene, die besitzen, gibt es eine bestimmte Pflicht, die verlangt, sich der Besitztümer zu entäußern und so gleich zu werden der Menschenmasse, die nichts besitzt. Es wird dies auch tatsächlich begriffen; jedes klare Bewußtsein erkennt an, daß es keine zwingendere Pflicht gibt, und doch muß gleichzeitig zugegeben werden, daß sie nicht erfüllt wird, daß sie wie eine Unmöglichkeit erscheint.

Nehmen wir die heroische Geschichte der Pflichten durch, deren Perioden voll Aufopferung, ja sogar den Beginn des Christentums und jene religiösen Orden, die aus der Armut einen besonderen Kultus machten. Diese eben erwähnte Pflicht ist zwischen allen anderen Pflichten vielleicht die einzige, die nie in annähernd vollkommener Weise erfüllt worden ist. Darum ist bei der Erwähnung der untergeordneteren menschlichen Pflichten darauf hinzuweisen, daß die wichtigste unter ihnen allen stets wissenschaftlich umgangen worden ist. Diese Wahrheit wollen wir anerkennen. Laßt uns nicht vergessen, daß wir in ihrem Schatten sprechen, und daß unser kühnster, weitester Schritt uns noch immer nicht zu dem Punkt bringt, von dem aus das bewußte menschliche Leben hätte begonnen werden sollen.

II.

Da es nach alledem aussieht, als habe man es mit einer absoluten Unmöglichkeit zu tun, über die des weiteren noch zu erstaunen vergeblich wäre, so laßt uns die menschliche Natur nehmen, wie sie ist. Es müssen andere Wege

gefunden werden, die uns das ruhige Bewußtsein geben, daß sie dahin führen, wo es, direkt hinzukommen, den Reisenden an Kraft mangelt.

Ganz abgesehen von der einen großen Frage, gibt es zwei, drei andere, welche die wohlmeinenden Herzen sich fortwährend vorlegen. Was haben wir zu tun in der Gesellschaft, wie sie gegenwärtig beschaffen ist? Müssen wir uns prinzipiell mit denen vereinigen, die sie desorganisieren wollen — oder haben wir es mit jenen zu halten, welche die bestehende Oekonomie aufrecht erhalten wollen? Ist es weiser, sich nicht in der Wahl seiner Stellungnahme beengen zu lassen, von Fall zu Fall zu entscheiden, auf welcher Seite die Vernunft liegt? Die Entscheidung dieser Frage läßt sich mit jedem Tage schwerer und schwerer hinauschieben; die Zeit drängt, und es verlohnt sich daher wohl, das Für und Wider sprechen zu lassen, auf eine einfache Weise, so, als ob wir etwa Bewohner eines benachbarten Planeten wären, die ohne Voreingenommenheit ihre Meinung abgeben können.

III.

Wir wollen nicht auf alle gewöhnlichen, traditionellen Einwürfe eingehen, sondern nur auf solche, die etwas ernstes für sich vorzubringen haben. Der älteste darunter ist jener, der sagt, daß Ungleichheit unter den Menschen unvermeidlich ist, weil sie in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen sich befindet und daher nicht beseitigt werden kann. Das ist wahr, aber es ist wahrscheinlich, daß die menschliche Rasse, wie sie es schon getan hat, so auch ferner sich über gewisse Naturgesetze erheben wird. Ihre ganze Existenz würde bedroht sein, wenn sie die Versuche unterlassen wollte, sich über eine Anzahl dieser Gesetze hinweg zu setzen. Es ist durchaus in Übereinstimmung mit der Natur des Menschen, auch noch anderen Antrieben wie den natürlichen, animalischen zu folgen. Noch mehr, dieser Einwurf ist seit langem erklart worden als einer, der, zur Durchführung gebracht, zu einer Abschächtung der Schwachen, Kranken und Alten führen müßte.

Ein anderer Einwand konservativer Art ist der, daß nichts beschleunigt werden darf, keine Frucht gebrochen, ehe sie reif ist; daß, um wilde Gewalt und Blutvergießen zu vermeiden, es notwendig ist, den Vormarsch, das Temperament zu mäßigen. Nur gradweise und ohne schwere Erschütterungen solle sich der Umschwung vollziehen. Auf einmal ihr gegeben, könne die Masse die Freiheit und die Vollständigkeit des Wohlstandes nicht ertragen, so daß nur die schlimmsten Instinkte entfesselt werden würden. Auch darin liegt ein Stück Wahrheit, trotzdem aber haben wir uns zu fragen, ob nicht die Uebel, die eine plötzliche, blutige, radikale Revolution mit sich führen würde, doch geringer sind als die in der langsamen Evolution eingeschlossenen. Es wird nötig sein, uns die Frage vorzulegen, ob es nicht besser wäre, schnell und entschlossen zu handeln, ob, wenn schon jede Diskussion als überflüssig erscheint, die Leiden jener, die auf Gerechtigkeit warten, nicht unerträglicher sind, als es die Leiden der jetzt privilegierten Klassen bei einem gewaltsamen Umschwung, der einige Wochen oder Monate dauern würde, sein könnten. Wir sind gar zu leicht geneigt, zu vergessen, daß die Fenster des Glends weniger lärmend, weniger theatralisch, doch unendlich zahlreicher, schrecklicher und aktiver sind als die der furchtbarsten Revolutionen.

IV.

Wir kommen des weiteren zum letzten und vielleicht wichtigsten Einwand. Die Menschheit, so wird gesagt, ist innerhalb eines Zeitraumes von etwas länger als einem Jahrhundert durch die größten, siegreichsten Erfolge ge-

Schritten, diese Jahre waren vielleicht der Höhepunkt der möglichen Entwicklung. Es scheint, wenn wir die Vergangenheit betrachten, als ob wir vor der letzten entscheidenden Phase dieser Entwicklung ständen. Nach manchen Anzeichen könnte man annehmen, daß der Gipfel bereits erklimmt ist. Eine Periode der Erleuchtung und tieferen Einsicht ist angebrochen, wie sie nie vorher in der Geschichte beobachtet werden kann. Nur eine Kleinigkeit, eine letzte Anstrengung, ein das letzte Dunkel erhellender Lichtstrahl, der den Sinn der gemachten Entdeckungen enthüllt, vielleicht nur dies noch ist erforderlich, um den trennenden Vorhang vor dem großen Mysterium fallen zu lassen.

Es sind Probleme berührt worden, deren Lösung auf Kosten des alten Erbfeindes — das heißt des großen unbekanntes Phänomens des Universums — wahrscheinlich alle Opfer überflüssig machen würde, welche die Gerechtigkeit jetzt von den Menschen fordert. Ist es nicht gefährlich, diesen Gang der Dinge zu unterbrechen, diese kostbare, heilige Minute zu stören? Zugegeben sogar, daß die erreichten Gewinne nicht mehr verloren gehen können, wie das bei früheren Erschütterungen manchmal der Fall war, so ist doch zu befürchten, daß die weitgehende Desorganisation, welche die Durchführung der Gleichheit erfordern würde, dieser in einer Art glücklichen Zeitperiode ein jähes Ende bereiten müßte. Dann könnte es sich ereignen, daß die Rückkehr dieser Periode eine lange Unterbrechung erfahren würde, denn die Gesetze, welche die Inspiration der Masse bestimmen, sind ebenso kapriziös und irregulär wie diejenigen, welche die Erleuchtung des Gemüses des einzelnen Individuums durchsetzen.

V.

Dies ist, wie ich schon gesagt habe, vielleicht das stärkste Argument gegen die Revolution. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es der angeblichen Gefahr eine viel zu große Wichtigkeit beilegt. Dieser kurzen Unterbrechung der Evolution durch die revolutionäre Umwälzung würden großartige Ausgleichs unter den Menschen folgen, so daß der Triumph der Humanität erst recht beschleunigt würde.

Können wir voraussehen, was sich ereignen wird, wenn die Menschheit als ein Ganzes teil nimmt an der Arbeit des Geistes, der eigentlichen Arbeit, welche unseres Geschlechtes würdig ist? Heute gibt es unter zehntausend Köpfen kaum einen, der so glücklich ist, unter Verhältnissen schaffen zu dürfen, die seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten günstig sind. Eine ungeheure Verwüstung und nutzlose Verschwendung der geistigen Kraft findet gegenwärtig statt. Wie das Uebersmaß von körperlicher Arbeit in den unteren Schichten den Menschen zerstört, so unterbrückt die Nutzlosigkeit vieler geistigen Berufsarten die geistige Energie und setzt Stagnation an die Stelle des Lebens. Es ist unbestreitbar, daß, wenn die Anteilnahme an dem großen Werk, die jetzt nur wenigen Ausgewählten zufällt, allen zugänglich ist, der Ausblick auf Erreichung des Zieles sich tausendfältig vermehren werden.

Hier haben wir das Für und Wider in klaren Umrissen vor uns; die vernünftigsten Gründe jener Leute, die keine Eile haben, die Dinge zu einem Ende zu führen, sind vorgelegt worden; doch in der Mitte all dieser Gründe und Einwände bleibt der ungeheure Felsblock der Ungerechtigkeit stehen. Der kann nicht verteidigt werden; seine Ungeheuerlichkeit ist unbestreitbar. Er erdrückt das Gewissen und engt die Intelligenz ein. Es kann keiner Frage unterliegen, ob es recht ist, ihn zerstören; was allenfalls von denen, die das Ungeheuer sofort zerstören wollen, gefordert werden kann, ist, daß sie noch einige Jahre in

Geduld warten sollen, damit seine Umgebung mehr gesichert werden möge, so daß sein Fall nicht zu große Verwüstung anrichten kann. Können wir diese Jahre des Wartens noch bewilligen? Und welche Argumente, die der Beschleunigung oder die des passiven Geschehenlassens, entsprechen dem direktesten Weg am besten?

VI.

Scheinen auch die erwähnten Gründe für einige Jahre des Ausschlebens genügend stark zu sein? Sie sind fragwürdig genug, doch trotzdem können wir sie nicht einfach vom Standpunkt der kalten Vernunft aus beurteilen. Es gibt noch einen höheren Standpunkt wie den der bloßen Erfahrung, die über die geheimnisvollen Triebkräfte zum Ziele hinweg wenig aussagt. Es macht nicht viel aus, ob die Befriedigung oder die selbstlose Unzufriedenheit auf der Seite des Lichts oder der Finsternis liegen, die Tatsache, daß unsere Einsicht bereits die Argumente der Vergangenheit als haltlos durchschaut, ist ein anspornendes Motiv für unsere Ungeduld. Wir müssen zugeben, daß dies eine große Kraft zur Vormwärtsbewegung ist, und die weitere Einsicht, daß uns an dem Heute innerlich nichts befriedigt, macht es zu unserer Pflicht, sozusagen unserer selbstverständlichen Pflicht, alles fortzuräumen, was das Anbrechen eines schöneren Morgen aufhalten kann.

Sogar, wenn wir uns darüber klar sind, daß ein zu plötzlicher Umschwung Gefahren und Rückschläge nach sich ziehen wird, müssen wir doch dem Genius der menschlichen Rasse folgen und keine Notiz nehmen von der langsamen Geduld und einer zu mißtrauischen Untersuchung der Konsequenzen.

In der sozialen Atmosphäre sind wir der Sauerstoff, benehmen wir uns wie sein Gegenteil, der Stickstoff, so verraten wir die Mission, welche die Natur uns zugewiesen hat; das aber wiegt in der Waagschale der Verbrecher als schwerster, unverzeihlichster Verrat. Wir sind dazu berufen, das zu erreichen, was uns die Humanität am Horizont zeigt; es ist nicht unsere Aufgabe, die Instruktionen, die wir dabei von ihr empfangen, mit der Miene des Verdachtes und Mißtrauens zu diskutieren.

An jedem Kreuzweg an der Straße, die in die Zukunft führt, stehen zehntausend Bewaffnete gegen einen von uns, um die Vergangenheit gegen unsere Forderungen zu verteidigen. Wir brauchen keine Furcht zu haben, daß die Warttürme des Alten nicht genügend besetzt sind. Wir sind nur zu sehr geneigt, uns selbst Mächtigkeiten zu diktiert, Tränen über Ruinen zu vergießen, die doch unvermeidlich sind.

Das sind falsche Schritte, die uns abseits in die Irre führen. Das Wenigste, was die Aengstlichsten unter uns tun können — sie befinden sich oft am Rande des Verrates ihrer Idee, — ist, nicht noch ihrerseits das tote Gewicht zu erhöhen, das ohnehin schon in den Dingen steckt und die Tendenz hat, uns hinabzuziehen.

VII.

Laßt uns nicht denken, daß wir zu ungestüm nach vorwärts drängen, und erlauben wir keiner Reflektion, wie berechtigt sie auch erscheinen mag, unser Temperament, unsere Kühnheit zu brechen. Es sind Menschen in genügender Zahl um uns herum, deren ausschließliche Pflicht, deren ausgesprochene Mission es ist, die leuchtenden Feuer wieder auszulöschen, die wir unterhalten. Laßt uns bis zu den äußersten Grenzen unserer Gedanken, unserer Hoffnungen, unserer Gerechtigkeit gehen, und überreden wir uns nicht, daß diese Aufgaben nur den Besten unter uns vorbehalten seien. Das ist nicht wahr.

Die niedrigsten unter uns, die das Anbrechen der Morgenröte ahnen, ohne sie zu begreifen, auch sie er-

warten sie auf dem Gipfel, der Höhe ihres eigenen Wesens. Ihre Gegenwart auf diesen Bergen, die als Zwischenstufen angesehen werden können, stellen die Verbindung her zwischen den gefährlichsten Abgründen, die sich von dem tiefsten bis zum höchsten Gipfel hinziehen; sie halten den unentbehrlichen Verkehr zwischen den Vorposten und der Masse aufrecht.

Denken wir manchmal an das große unsichtbare Schiff, das unsere menschlichen Schicksale in die Unendlichkeit trägt. Es hat seine Segel und seinen Ballast wie die Fahrzeuge des Ozeans. Die Furcht, daß es beim Einfahren in die See schwanken und Rollen wird, ist kein Grund, das Gewicht des Ballastes zu vergrößern und die schönen weißen Segel im dunklen Schiffsrumpf verschwinden zu lassen. Diese wurden nicht dazu gewebt, mit abgeschliffenen Steinen in der Finsternis zu modern. Ballast gibt es überall; alle Kieselsteine am Hafenrand, aller Sand an der Seelante können dazu dienen. Aber gute Segel sind eine rare, kostbare Sache; ihr Platz ist nicht in der Kumpelkammer, sie sollen inmitten des Lichts flattern, zwischen den schlanken Masten, da, wo sie die Winde aller Zonen und Richtungen abfangen.

VIII.

Auch laßt uns nicht davon reden, daß die beste Wahrheit immer in der Mäßigung, im schönen Durchschnitt liegt. Das würde vielleicht so sein, wenn die Majorität der Menschen nicht ihre Gedanken und Hoffnungen mehr erniedrigen würde als es nötig ist. Das ist der Grund, warum die Andern höher hinaus denken und hoffen sollen, selbst auf die Gefahr hin, daß es als unvernünftig erscheint. Das Durchschnittliche, die schöne Mäßigung von heute werden das am wenigsten wertvolle Menschliche von morgen sein. Zur Zeit der spanischen Inquisition war es die Meinung wohlgesinnter Leute, der Menschen des goldenen Mittelweges, daß nicht eine gar zu große Anzahl von Kettern verbrannt werden sollte, aber die Extremen, die „Unverständigen“, verlangten, daß überhaupt niemand verbrannt werden sollte.

Ähnlich ist es heute mit den Fragen der Ehe, Liebe, Religion, des Strafrechts usw. Hat die Menschheit nicht schon lange genug gelebt, um zu begreifen, daß es immer die extreme, das heißt, die höchste Idee, die Gipfelidee ist, die recht behält? Gegenwärtig werden wir in Sachen der sozialen Fragen von der vernünftigen Ueberlegung dazu aufgefordert, nach und nach alles, was in unseren Kräften steht, zu tun, um die vorhandenen Ungleichheiten in ihren Wirkungen zu mildern, so viel wie möglich Menschenglück unter den Leidenden zu verbreiten. Die extremen Forderungen dagegen verlangen sofortige vollständige Teilung, die Beseitigung der Armut, der Zwangsarbeit. Wir wissen noch nicht, wie diese Forderungen sich durchsetzen werden, aber es kann schon jetzt als völlig feststehend betrachtet werden, daß sie eines Tages als ebenso natürlich erscheinen müssen, wie die Abschaffung des Erstgeburtsrechts oder die Beseitigung der Adelsprivilegien. Es ist wichtig, uns zu vergegenwärtigen, daß das bisher historisch Erreichte nicht ein genügender Maßstab für uns sein kann. Was in diesem Birkel des historischen Geschehens gewährt und was bestritten wird, ist keineswegs von ausschlaggebender Bedeutung. Die Wahrheit liegt in diesem Falle weniger in unserem Denken, welches sich immer der Vergangenheit zukehren will, als in unserem tiefsten Empfinden, das weiter sieht in die Zukunft.

IX.

Hörchen wir nun auf jene Stimmen in uns, die uns anspornen, vorwärts zu kommen; sie sind immer wertvoller wie die Stimmen, die uns zurückhalten wollen.

Laßt uns auch alle Ratschläge der Vergangenheit zurückweisen, die uns nicht der Zukunft entgegenführen. Das war es, was, vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte, manchen Männern der französischen Revolution so bewunderungswürdig gelang, und das ist auch der Grund dafür, daß diese Revolution die größten und bauernsten Taten und Dinge zur Ausführung brachte. Die Erfahrung lehrt uns, daß über allem anderen das wichtigste die Zerstörung ist, obgleich sie im Gegensatz zu der Behandlung der Affären des täglichen Lebens steht. In jedem sozialen Fortschritt ist die Ueberwindung der Vergangenheit die größte, die wirklich schwerste Arbeit. Wir brauchen wahrlich nicht ängstlich zu sorgen, was wir an die Stelle der Ruinen setzen werden. Die den Dingen und dem Leben innewohnende Kraft wird die Rekonstruktion übernehmen; diese Kraft ist sogar oft allzu eifrig bei dieser Arbeit, und wir sollten uns hüten, ihre Boreiligkeit noch zu unterstützen.

X.

So möge denn unsere Vernunft Varnach streben, sich über die platte Erfahrung zu erheben. Für junge Menschen ist das leicht, aber auch für das reife und hohe Alter ist es beglückend, wenn es sich die leuchtende Naivetät erhalten kann. Wir sollten uns, wenn die Jahre auf dem Scheitel sich vermehren, mit Bewußtsein gegen die Gefahren schützen, in welche das Vertrauen auf unsere Rasse geraten kann, dadurch, daß wir im Leben so vielen verständnislosen böswilligen Menschen begegneten. Laßt uns fortfahren, in freier Ueberlegenheit über all das Kleine und Böse zu handeln, zu lieben und zu hoffen, als ob wir es mit einer idealen Menschheit zu tun hätten.' Das Ideal ist eine so vielumfassende Wirklichkeit, daß es unserem Auge manchmal nicht möglich ist, es zu durchdringen, woraus wir dann den falschen Schluß ziehen, daß es nicht vorhanden ist. Die Fehler der Einzelnen können der allgemeinen Reinheit und Unschuld keinen Abbruch tun, sie sind wie die Wellen an der Oberfläche der Gewässer, deren tiefe Klarheit durch das Hin- und Herwogen nicht gestört werden kann. Um das beobachten zu können, muß man allerdings auf einer gewissen Höhe stehen, ein wenig Luftschiffer sein.

Glossen

Der deutsche Hochwald. In uralten Tagen, da unser Volk noch rein und stark und stolz war, da es noch nicht angefressen und angefault war von dem zersetzenden Gifte fremder un-deutscher Lehre . . . „Die Naturgesetze sind Gottesgesetze“ sagte der Germane und sprach mit diesem schlichten und doch so wichtigen Lehrsatze . . . Wie das auf festem Untergrunde geschichtete, von wichtigen Eichenstößen genährte, hoch zum gestirnten Himmel lohende stolze Sonnenwend-Feuer, so war die alte Lehre . . . und kommt hinaus in die freie Natur, in das prangende Grün des deutschen Hochwaldes! . . . Auch wir, der „Vaterländische Volksbund“, werden auch dieses Jahr wieder unser germanisches Sonnenwendfest feiern und zwar im „Reichsadler“ in Wannsee . . . 100 Säger (Viedertranz Romanes) werden deutsche Vieder vortragen. . .

In München hat die Hitze ihre ersten Opfer gefordert. In der Redaktion des „Bayerischen Vaterlands“ sind die frommen Zentrumschreiber vom Koller befallen, der sich in folgenden Zeilen äußert:

„Die aus Galizien und besonders aus Rußland zugewanderten Hebräer bilden eine große Sorge für die staatlichen und städtischen Korporationen. Selbst im Münchener Rathhaus zerbricht man sich die Köpfe, wie

diesem massenhaften Jubenzubrang nach Bayerns Hauptstadt abzuwehren. Rußland ist stellenweise durch die Juden zur Verzweiflung gebracht und diese Verzweiflung äußert sich nach oben in Nihilismus und nach unten in Pogroms. Vor diesen Ausbrüchen der Volkswut flüchten alljährlich viele Tausende ins Ausland, vornehmlich nach Deutschland. Gegen diesen übermäßigen Zutwachs von russischen Juden muß einmal eine Aktion unternommen werden. Schließlich bleibt nichts anderes übrig, als alle Juden, die sich unnütz gemacht haben, zusammen zu fangen und nach unseren Reichskolonien zu exportieren, um „die europäische Zivilisation nach Afrika zu tragen“. Uns wäre geholfen und die Gottentotten und Kongoneger werden, wenn sich die Juden mausig machen, schnell mit ihnen fertig werden; so wäre auch ihnen, unseren „deutschen Brüdern dritter Klasse“, geholfen.“

Ein Hauptmitarbeiter dieses toleranten Christenorgans war früher der Pfarrer Münsterer aus Bonholz, der seit Jahr und Tag spurlos unter Mitnahme von über 100 000 Mark, die er als Rechner einer Darlehnsklasse den bayerischen Bauern stahl, verschwunden ist. Vielleicht ist dieser fromme Zentrumspfarrer gar zu den afrikanischen Wilden gereist, um den vom Bayerischen Vaterland vorgeschlagenen Judenimport immer vorzubereiten? Jedenfalls sollten sich die Münchener Irrenärzte der Redakteure des „Vaterlands“ annehmen.

Zum Fall Satho. Ihr habt Recht, die dürftigen Nachbeter zu verachten, die ihre Religion ganz von einem anderen ableiten, oder an einer toten Schrift hängen, auf sie schwören und aus ihr beweisen. Jede heilige Schrift ist nur ein Mausoleum der Religion, ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Abdruck von ihm sein kann?

Es ist klar, daß der Geist auf gewisse Weise immer schon getötet ist, wenn man den Buchstaben glaubt zu seinem Hüter stellen zu müssen. **Schleiermacher.**

Das stete weitere Fortschreiten, diese Erhebung des Symbols ist eben der Geist des Protestantismus, wenn dieses Wort überhaupt eine Bedeutung haben soll. Das Halten auf das Alte, das Bestreben, die allgemeine Vermunft zum Stillstand zu bringen, ist der Geist des Papismus. Der Protestant geht vom Symbole aus ins Unendliche fort; der Papist geht zum Symbole hin als zu seinem letzten Ziele. Wer das letztere tut, ist ein Papist der Form und dem Geiste nach, ob auch die Sätze, über welche er die Menschheit nicht hinauslassen will, der Materie nach echt lutherisch oder calvinisch und dergleichen sein mögen! **Sichte.**

Null und Ziffer

Von Peter Hille.

Es war einmal ein Staat. Der bestand aus lauter Nullen. Lauter gesunden, runden, fetten Nullen. Nichts ging ihnen ab, und doch fehlte ihnen etwas.

Das sagte ihnen eine dumpfe Empfindung. Genaure Rechenschaft aber vermochten sie sich nicht zu geben über ihren Zustand. Preise über Preise hatten sie ausschreiben lassen und Berge von Gold dem versprochen, der ihnen Rat und Aufklärung verschaffe.

Umsonst.

Da beriefen sie eine Volksversammlung.

Möglich, daß die Gesamtheit fände, was dem Einzelnen versagt blieb.

Lange blieb das Gerüst leer. Endlich hüpfte eine Null wie eine Seifenblase die Treppe der Rednerbühne herauf. Hupp, hupp, hupp, da war sie!

Nur Stelzfüße wissen so behend zu sein.

Und sie begann mit weithin vernehmbarer Stimme. Denn was eine Null spricht, das hört man.

Und der ganze Markt setzte sich gegen sie in Bewegung, so daß viele der angesehensten Nullen ins Gedränge gerieten, darin umklammern und elend, elend zerplätschten.

Die Null aber ließ sich das weiter nicht anfechten und wiederholte:

„Mitnullen!“

„Ich bin ein Saie, ein ganz gewöhnlicher dummer Saie.“

Zustimmendes Gemurmel.

„Aber gerade die Saie haben manchmal die besten Gedanken. Ich weiß, was uns fehlt.“

Hier machte Redner eine längere Kunstpause, um das Summen der Erwartung desto vergnüglicher in sich zu ziehen.

Nun fuhr er fort:

„Unser sind bei sechzig Millionen. Aber, wenn wir uns auch bis ins Unendliche fortvermehrten, so werden wir auf diese Weise in alle Ewigkeit keine Zahl.“

Eine Ziffer fehlt uns.

Ein König.“

Während er noch sprach kam eine Ziffer zugereist, eine recht magere, heruntergekommene Eins. Der Herr stützte seinen Knotenstock unter den Berliner und sah sich das Völkchen an.

Raum wurden sie seiner ansichtig, da bestürmten sie ihn und baten: „Bitte, bitte, sei so gut und werde unser König!“

Der Kunde zog aus seiner rechten Hosentasche ein Fläschchen mit trübgelber Flüssigkeit hervor, tat einen herzhaften Zug daraus, hämmerte den Korke mit der flachen Hand wieder fest und steckte die Flasche wieder ein.

Dann wischte er sich den Mund ab und sprach: „Na, denn will id mal nich so sein!“

Hierauf nahm er den recht schäbigen Filz vom Kopfe und ging in der Menge herum:

„Ein armer Handwerksbursche, der seit drei Tagen keinen warmen Köffelstiel im Leibe gehabt hat, bittet um eine kleine Unterstützung.“

Das war die erste Steuer im Lande.

Die andern Staaten in der Runde hörten von diesem Vorgange und verschrieben sich gleichfalls eine Ziffer.

Nun aber gab's auch Staaten, in denen Nullen und Ziffern bislang verträglich nebeneinander gewohnt hatten. Diese Ziffern zeigten durchaus keine Lust, an die Spitze zu treten, noch weniger, sich unterzuordnen.

„Wir haben keine Ziffer über uns nötig, wir sind uns selbst genug.“

Da aber hieß es:

„Wenn Euch das nicht paßt, so schüttelt den Staub von Euren Füßen und macht Euch davon, denn wir wollen etwas in der Welt bedeuten, und das tun wir nur, wenn wir eine Ziffer an unserer Spitze haben — sei sie für sich allein noch so mager.“

Daran, daß es auch republikanische Ziffern, die Präsidenten heißen, gibt, dachten die Nullen nicht und blähten sich in ihrer Wichtigkeit noch mehr auf.

Trüber Tag

So graues Wetter in den Gassen
Und schmale, kranke Flammen im Kamin,
An allen Dingen ein Erblassen
Und die Gebärden, müde im Erfassen
Schwanken verworren drüber hin.

Es flogen ernste Vögel durch dein Land,
Und Lieder, die ihr pflegt und heilig haltet,
Weil sich darin ein liebes Bild gestaltet,
Sie sind mir wie von fern gesandt,
Ein Märchen, sonderbar entfaltet.

Es werden Dinge über uns geschehn,
Die sich in unsre armen Stirnen graben;
Und nur die Stummen werden es verstehn
Mit uns und über uns hinaus zu gehn,
Wenn wir genug verstanden haben.

Die süßen Schläfen komm ich dir zu küssen,
Und deine guten Hände trink ich aus. —
Und für alles, was wir wissen müssen,
Liegt mir ein Kranz bereit zu deinen Füßen
Und Sterne wandern um dein stilles Haus.

Charlottenburg.

Victor Hadwiger.

Alfred Kerr

Was bedeutet Alfred Kerr für die zeitgenössische Literatur? „Die Aktion“ hat es gefragt und in den Nummern 9—14 bereits Antworten von Frank Wedekind, Erich Mühsam, Hans Reiser, Ferdinand Hardekopf, Kurt Hiller, Peter Altenberg, Rudolf Kury, Max Brod, Else Lasler-Schüler, Martin Beradt, Richard Dehmel, Ludwig Hatwanz, Alfred Gold, Ernst Bläß, Emil Faktor, Hermann Bahr, Peter Baum, S. Friedländer, Siegfried Trebitsch, Georg Brandes und Anselm Hueß veröffentlicht. Wir schließen heute die Umfrage mit nachstehenden Antworten. Ein Epilog folgt in der nächsten Nummer.

Mir ist über Einzelheiten der Entwicklung Kerrs als Kritiker und Stilkünstler wenig im Gedächtnis. Solche Büden in der Kenntnis einer miterlebten Zeit sehen aber bei dem, der geschult ist, in literarischen Dingen systematisch zu denken, dem Unwissen verzweifelt ähnlich. Und trotzdem darf ich behaupten, daß ich, so oft ich den Namen Alfred Kerr aussprechen höre, das Gefühl erhalte, als hätte dieser Mann einer neuen ästhetischen Anschauung in der Kritik und der Sprachkunst überhaupt das Wort geschrieben. Es ist nicht allein der Bruch mit dem Hergebrachten, der Kerr eine Sonderstellung in der Literatur gegeben hat, und der ihn so rasch Schule machen ließ. Was ihn vielmehr neben die Dichter stellt und nicht selten sogar über ihnen stehen läßt, ist eine eigene künstlerische Persönlichkeit. Die Absicht, den literarischen Bericht, die sogenannte Rezension auf ein künstlerisches Niveau zu heben, ihr Selbstzweck, formalen sowohl wie gedanklichen, zu verleihen, ist nicht neu. Aber noch immer haben wir reichlich Gelegenheit uns zu wundern, warum nur dem einen oder doch nur wenigen, allertwenigsten es gelungen ist, uns diese Absicht fühlen zu lassen. Die Gefahr war wohl immer der Journalismus. Er ist es, welcher dem deutschen Essay und Feuille-

ton und aller verwandten Schriftstellerei die guten Manieren verborben hat — nicht allein die stilistischen. Aber man mißverstehe mich nicht; ich möchte um alles in der Welt nicht als Moralist gelten, weshalb ich mir aber meine Freude an der Wohlerzogenheit nicht verderben lasse. Kerr, wie ich ihn innerlich erlebe, wird, weil er selbst ein Künstler und nicht nur ein Talent ist, uns vom unanständigen Journalismus erlösen, d. h. er wird seinen zählenden und überzähligen Berufsgeossen, soweit sie bildungsfähig sind, gute literarische Manieren beibringen. Das wäre schon Wissen genug, um ihn als Führer und Meister einer neuen Epoche kritischer Kunst anzuerkennen. Man wird in Deutschland lernen müssen, in Frack und frischgewaschenem Hemd an der literarischen Table d'hôte zu erscheinen, man wird aufhören müssen, sich kritisch zu räuspeln.

Victor Hadwiger.

Lieber Alfred Kerr, soll ich dir akkreditieren, daß du Scherz, Geist, Ironie und tiefere Bedeutung hast, wie dein Vorfahre Grabbe sagte? Weißt du das nicht selbst schon längst, und dem Kürschner zufolge noch vor mir, du Alles-überschauender, homo sapiens et criticus! Ich glaube, ich brauche es drum nicht dir und andern noch zu verkünden.

Aber ich möchte dir gerne — und hoffentlich auch zu deiner Freude! — sagen, daß ich alles zu lesen liebe, was mir von dir auf meiner stillen Insel jenseits von Brahms und Reinhardt — solche Regionen gibt es, herrt Euch, Ihr Berliner! — vor die Augen kommt. Nur eines find ich nicht richtig, daß du dich, ob die Gelegenheit paßt oder nicht paßt!, mit Farben herumneckeln magst. Man kann sich in seine Antipathien verlieben, das geb' ich zu! Aber es ist nicht nötig. Zumal nicht in einem solchen Falle. Denn, dieser Gegner kann viel, viel, viel, ich muß es bei deiner Hartnäckigkeit dreimal sagen. Im Ernst, Alfred, dies ist das einzige, das du dir abgewöhnen mußt. Aber auch das einzige.

Dein Herbert Gulenberg

Sehr geehrter Herr!

Was Kerr für die zeitgenössische Literatur bedeutet, das zu beurteilen wäre ein zu langes Kapitel, dessen Tenor aber immer wäre: eine starke sittliche Kraft und — dreimal zu sagen im preussischen Deutschland! — ein mutiges freies Herz. Wer das Gegenteil behauptet, ist — das Gegenteil, oder anders ausgedrückt: Ein Schweinehund.

Ihr ergebener

Franz Blei

Sehr geehrter Herr!

Die Fragen Ihrer Enquete kann ich nicht unmittelbar beantworten. Ich kann nur von einer Erinnerung sprechen.

In der gemessigen Meerstadt Chlavari kam in der Nacht der Freund Borrione mit uns aus dem Café am Geburtshaus Garibaldis. Mitten in der finstern eingeschrägten, dumpf verquetschten Bogenhalle, über den dunklen, spitzen Pflastersteinen, gab er mir einen Stoß und zeigte auf einen hellen Fleck an der Wand. Im düsteren, grünen Phosphoreszieren, das vom Meer über die Häuser in alle Ecken drang. Er holte eine Taschenlampe heraus, knippte Licht, Licht, Licht, rings im Kreis — und sagt, etwas erregt in der Nacht: „Das ist Er!“ „Ja,“ sage ich, „der Bart ist hier wohl ein wenig länger. Sieh, Enrico, Der da hat die Backenknochen eines Kriegers, aber die Nase mit den breiten, langflügeligen Flanken der Revolutionäre. Nur die Stirn rückt bei ihm nordischere Augen in eine phantastischere Entfernung voneinander.“ „Von wem sprichst du?“ „Von Kerr.“ „Aber, bei Gott, dies ist Garibaldi!“

Ich hatte es längst gewußt, die Bromsilberprinte war ein Garibaldi. Aber wer kann da an sich halten? Diese magische Ähnlichkeit der Schädel; dieser Mund, ein herzförmiger Mund, der nichts gestehen soll und versteckt wird. Seht den Bart: dieser Mann kann fechten, befehlen, euch vorrechnen; der Mann ist ein Führer, und Einer, der entscheidet. Aber dieser Mund, würde er nicht verraten, daß der Feldherr die Dinge schwebend sieht? Daß er zuviel weiß? Und daß er noch in sich ein Sachen hört, wenn er ein kurzes Wort rasch aussprechen muß — weil er Beziehungen, neue Lodung und neue Gleichgültigkeit fühlt, von denen er nichts sagen darf.

Ich kann nicht anders, als teleologisch sehen; sinde hier Procaestabilierung. Wie klar macht uns diese Gleichheit der Züge. Das ist ein Naturspiel.

Kerr ist ein Naturspiel.

In der Fischerstadt Chioggia stand Garibaldi auf dem Ballon des Municipiums, er stand selbst da, und sollte eine Rede halten. Aber auf einmal heulten die Fischer wie alte Rater, denn er hatte nur gesagt, mit seiner schüchternen Stimme: „Ach, unter euch bin ich wie in meiner Familie.“ — Hier der Mann am Schreibtisch, und die Deutung liegt im Gegensatz! Hat Kerr nicht ganz private Empfindungen so in die Welt geworfen, daß sie zur allgemeinen Denkatmosphäre wurden?

Kerr ist ein Hilfsmittel der Natur. Es ist nicht mehr zu verbergen, daß unsere Dichter seit Generationen unschöpferisch sind. Unsere besten Dichter sind Reiseberichterstatte. Niemand erfindet die Straßen einer neuen Wirklichkeit, auf denen noch keine Eisenbahn gefahren ist. Niemand erfindet. Niemand zeugt funkelneue Wesen aus seinem Kopf. Niemand schafft Gestalten, um die man rundherum gehen kann. Niemand schafft. Dagegen haben wir persönliche Stimmungen für persönliche Menschen. Die Schöpfung unserer Literatur besteht aus Zimmereinrichtungen, denen die Bewohner fehlen. Das ist keine Jammerrede sondern eine Feststellung.

Die Natur hält diesen Zustand nicht aus. — Kann man sich eine Zeit der Schöpfungslosigkeit vorstellen? Nein, man muß teleologisch denken. Die Natur schafft sich ein Ventil. Das ist Kerr. Kerr beschreibt uns die Dichter. Aber er hat bis jetzt noch leben überflüssig gemacht. Er gab zumindest genau dasselbe, was Dichter gaben, mit den Mitteln der Dichter, aus dem Zeugungsdrang der Dichter. Aber seine Atmosphäre des Darstellens wird noch von einer Linie des Gestaltens umzogen, die unseren Dichtern fehlt. Er gab noch ein Unreales, Vielmaliges, Ueberpersönliches. Schon rein ellenmäßig etwas mehr: das Urteil.

Sieht man denn hier nicht das Naturspiel? Ein paar Kleinigkeiten: Im Moment, als die Dichter übereinstimmend und endgültig der Ansicht waren, daß ein geistiges Endziel die Vollkommenheit der Dichtung hindere, hat Kerr uns plötzlich wieder die Notwendigkeit des Ethischen in der Kunst enthüllt. Kritik der „Wildente“, die Jahre zurückliegt, und in der dieses gestaltete Ausrufungszeichen zum erstenmal erschien. Kerr wagte zu einer Zeit, wo das noch falsch verstanden werden konnte, von ethischen Angelegenheiten zu reden, die erst wir, heute wieder als notwendig erkennen. Weiter. Dichter schließen das Kunstwerk von der Außenwelt ab, durch Formen, die voller persönlicher Erinnerungen einer feinsten, unsichtbarsten, destilliertesten Philologie sind. Kerr beantwortet die Ausschließlichkeit der Dichter mit seiner Ausbreitung eines ungeheuren Mitgeföhls. Er sagt dasselbe, was die Dichter sagen, aber seine Waschfrau kann ihn verstehen.

Das ist mehr. Und ich möchte einmal laut fragen, ob nicht künstlerisches Mitgeföhls und wirkliches „Gestalten“ dasselbe sind! Welch eine wunderbare Zuflucht der Natur.

Es darf nicht zugelassen werden, daß dieses Naturspiel historisch eingeordnet wird. Die dummen Nebenarten von so Sachen wie Impressionismus müssen aufhören (aber auch fadenscheinige „Anerkennungen“ von geschäftstüchtigen Herren, die in begreiflicher Besorgnis sich rasch noch anmeltern wollen).

Kerr hat einmal gesagt: Wenn ich Zeit hätte, wäre ich ein großer Dichter geworden. Wie richtig ist das. Wie bewußt muß dieser Mann seine Notwendigkeit kennen. Er hat keine Zeit. Die Natur hat ihn vorgeschickt in seine außerzeitliche Funktion, dem Gestalten zu dienen. Es ist unmöglich, daß nicht gestaltet wird. Und er behält nicht die weltliche Zeit übrig für das Privatvergnügen, ein Dichtersmann zu sein.

Aber dieser Mann, der Eindrücke empfangen und geben kann, wie die Dichter, opfert selbst und bewußt das eilende, helle Leben; er mordet seine Lust. Mit einer ungeheuren Konzentration von Energie wandelt er Geföhlsformen völlig zu Zielen um, macht alle seligen Gleichgewichtsgenüsse seines Relativismus zu nicht; und dieser von der Natur Eingesezte, dieser herrliche, ethische Jude — blond mit blauen Augen — gibt Werte!

Ludwig Rubiner.

Kopf einer ägyptischen Königsmumie

Und dieser kannte nur sein Ich als Pflicht.

Was er einriß, aufbauete, verbrannte,

berührte eines anderen Wünsche nicht.

Wie ist es furchtbar, dieses aufgespannte

dünneleuzige und uns in nichts verwandte

Gesicht!

Gleichwohl: es hat etwas, empfinden wir,

von eines ganz veralteten Gedichtes,

das einst geblüht hat, wellgewordner Zier;

und doch blieb nichts von dieses Angefichtes

ovalem Schmelz als — Finger des Gerichtes! —

des Geiers gleichsam unermessne Eier.

Berlin.

Heinrich Eduard Jacob.

Ein mittelmäßiger Kopf

Studie von Max Brod.

S'il n'eust mal parlé de parsonne,

On n'eust jamais parlé de luy.

Saint-Pavin.

Das Vergnügen an literarischen Leistungen kann einmal auf die Wahrheit des Dargestellten und, damit im Zusammenhange, auf das lückenlose System, in das die Erkenntnisse gebracht sind, sich beziehen und ist dann ein wissenschaftliches. Die Wahrheit ist ja, will man den Neulantianern glauben, nichts anderes als das immer mehr der Vollkommenheit angenäherte System. Jedenfalls verzichtet der wissenschaftliche Mensch, dem System zu Liebe, gern auf alle Farbe seiner Ausdrucksweise. Er will nur Eindeutigkeit, Klarheit und Ordnung der Begriffe. Am liebsten schreibe er nur mathematische Formeln. Seine Termini sind unindividuell, international. Die Form seiner Gedanken, sein Originalwerk, wird ver-

gessen; der Gedanke selbst, von idealer Prägnanz, daher Übertragbarkeit, bildet sich in andern Gehirnen weiter. Man kann ganz genau sagen, was Newton geleistet hat, ohne ein einziges der Worte Newtons zu verwenden.

Der wissenschaftlichen Freude ist die künstlerische gleichwertig, aber diametral entgegengesetzt. Der Künstler stellt die Welt dar, indem er neue Details an ihr entdeckt. Unwesentlich ist ihm der reale Zusammenhang der Details, unwesentlich, ob diese Details aus seiner Beobachtung oder Phantasie stammen. Gern opfert er den Farben seiner Sprache ihre Klarheit. Am liebsten schreibt er nur Musik. Seine Worte sind individuell, unübersehbar. Seine Gedanken sind zeitlich bedingt, ihre Schönheit lebt fort. Man darf, will man eine Zeile Goethes wiederholen, keinen Vokal, keinen Beistrich verändern.

Wenige Gegensätze in der geistigen Welt sind so scharf wie der zwischen Wissenschaft und Kunst. Seit Jahren bekämpfe ich deshalb ihre schädliche sinnlose Mischform: den „Essaismus“.

Damit sollen nicht alle Essais verurteilt sein. — Ein Essai kann 1. im Zusammenhang mit einem großen System wissenschaftlichen Wert besitzen. Dann (wie bei Schopenhauer) Parapomena, Prolegomena dieses Systems enthalten. So zielen auch meine Artikel, bis zur kleinsten Buchkritik hinab, auf meine (vorbereitete) Theorie der Ästhetik. 2. Ein Essai kann ästhetisch wirken, wie ein Romanbruchstück, ein Prosagebicht. — Robert Walser. 3. Es kann, von beiden Standpunkten gesehen, zwei an sich grundverschiedene und doch beibemal wertvolle Anblicke bieten.

„Essaismus“ aber sind jene bössartigen Aufsätze, die mit beiden Standpunkten (Wissenschaft, Kunst) kokettieren, ohne einem von beiden völlig zu genügen. Die beispielsweise ein aktuelles Problem (oft unter dem Vorwande der Komplexität) möglichst schön, in heißen ungewöhnlichen Worten vortragen. Verweist man auf ungenügende wissenschaftliche Schärfe, so meinen sie: Aber die Sache ist eben künstlerisch aufgefaßt. Tadeln man den Stil, so reden sie sich aus: Die Hauptsache ist, daß wir etwas zu sagen haben. . . Die Essaiisten glauben, es genüge, auf beiden Seiten ein Halbes zu leisten, und damit sei ein Ganzes geschaffen. Indessen summieren sich die zwei Hälften zu einer Null. . . Wer die Wahrheit schön sagen will, sagt weder die Wahrheit, noch etwas Schönes.

Ist nun schon der Essaismus — und er grassiert jetzt in der deutschen Literatur — so recht das Revier der mittelmäßigen Köpfe, so nimmt unter diesen doch eine Sorte einen womöglich noch tieferen Rang ein. Das sind die essaistischen Polemiker.

Polemik an sich kann wissenschaftliche oder künstlerische Bedeutung haben. Ist sie wissenschaftlich, so kann sie auf persönliche Färbung verzichten, ist sie künstlerisch, auf Gründe. Aber sie darf nicht einen Mangel an Gründen mit einem Mangel an künstlerischer Wirkung mischen. Und eben dies tut der essaistische Polemiker. Ja, er steigt noch unter den gewöhnlichen Essaiisten herab, denn während dieser seine beiden Mängel nur mit einander zu bemänteln sucht, will der Polemiker sie durch einander rechtfertigen. Er ist stolz darauf, daß er leichtsinnig stilisiert, denn seine begründete Wut hat ihn mit sich fortgerissen. Er ist aber (fatalerweise) auch stolz darauf, daß seine Wut so wenig systematisch begründet ist, denn darin zeigt sich gerade sein Künstlertum. So soll ein Mangel den anderen stützen. Der essaistische Polemiker beweist durch Wortspiele und verziert durch Beweise, er ersetzt die Logik durch Temperament und den Enthusiasmus durch Logik.

Er rennt wie verrückt in einer Richtung. Findet man die Richtung verfehlt, so schreit er: Natürlich, weil ich eben renne. Ruft man ihm zu, daß er unsportlich läuft, so kommts: Natürlich, weil ich eine Richtung habe. . .

So ziemlich die unterste Stufe des Essaismus repräsentiert der Polemiker Karl Kraus. — Die quasi-theoretische Grundlage seiner Schriften ist ein Kampf gegen einige Lebensmißstände, der jedoch ohne System und prinzipielle Grundlagen geführt wird. Es fehlt auch das positive Lebensbild, das jeden wahrhaften Satiriker auszeichnet. Catull hat es neben tollkühnen Invektiven in seinen Besbästimmungen, Mabelais (als wahres Sprachwunder verdeutscht von Hegaur und Dr. Droglaß — Verlag Bange) in seiner Abtei Thelema aufgerichtet. . . Der mittelmäßige Kopf empfindet die Welt nur als Konkurrenz seiner eigenen Bedeutung. Er polemisiert nicht, um die Welt zu verbessern. Dazu bedürfte es herzlichster ernster Gründe. Er polemisiert nur, um sich selbst gegen die Welt zu betonen. Dieser tiefere Grund wird unbewußt verhehlt, ästhetisch aufgeputzte Deduktionen springen vor und der Essaismus ist fertig. Daher die Ablehnung vor allem der nächsten Umgebung, die natürlich die Bedeutung des Ich am meisten bedroht, also Kampf gegen Wien, Oesterreich, Judentum. Ebenso lästige Konkurrenz ist dem begrenzten Kopf die Vergangenheit, das historische Wissen, jedes Wissen. Daher begeistertes Lob der Ignoranz, in dem Kraus sich ergeht und das nichts mit der sokratischen Verzweiflungsformel, nichts mit Nietzsche's frohem Protest gegen die Philologie gemeinsam hat. Bei Kraus hingegen wird aller Ballast abgelehnt, um das Weltproblem endlich auf die einfachste Frage zu bringen: „Bin ich berühmt oder nicht?“

Der begrenzte Kopf arbeitet nicht, er spottet nur. Und man wende mir nicht ein, daß Spott Witz voraussetzt und daß Witz Beschränktheit ausschließt. Im Gegenteil: eine gewisse Wichtigkeit ist, namentlich bei Juden, das sicherste Anzeichen der Beschränktheit. Man kann es hundertfach beobachten, daß solchen Leuten im Kaffeehaus zwanzig Witze über eine Sache einfallen, ehe sie überhaupt wissen, worum es sich, ernst gesprochen, handelt. Sie sehen die Welt vor lauter Witz nicht, und vor was für schlechten Witz! — Man traut sich kaum, so naheliegende nichtsagende Salauer auszusprechen, wie Kraus sie niederschreibt. Die einfachste Wortähnlichkeit wird ihm zum Erlebnis. Ein Beispiel für viele: „Ein Regiefehler ist bei der Reinhardt'schen Aufführung des Hofmann's thalschen Oedipus doch unterlaufen. Die Darsteller — es waren eben Berliner — sprachen den Namen Salsosch immer „Saios“ aus.“ — Wer lächelt?

Diesem Niveau der Kaffeehauswitz entspricht es auch, daß Kraus jüdische Eigennamen (Löwy, Hirsch u. s. f.) immer so zitiert, als habe er eben den besten Witz erfunden. Ueberhaupt erregt das Stereotype seiner Witzraketen meine Bewunderung. Niemals polemisiert er, ohne dem Namen seines Gegners ein verächtliches „Herr“ vorzustellen. Ein so einfacher Einfall! Und wie angenehm erspart so wohlfeiles Temperament jede logische Begründung, jede ästhetische Formung. . . Mit ermüdender Eintönigkeit wiederholt jeder Artikel von Kraus dasselbe Grundschema. Erstens: Beobachtung einer Tatsache, wobei manchmal etwas ganz Hübsches vorkommt — zweitens: Konstatierung „diese Tatsache ist mir unsympathisch“ — drittens statt der Gründe: Witz, Uebertreibungen, Beharrlichkeit nach dem Grundsatz „Semper aliquid haeret.“ — So gleicht Kraus dem Araber, der eine Festungsmauer mit Knallerbsen beschießt. Die Mauer steht, also wirft der

Karl lieber immer mehr Anallerbsen, ganze Hände voll, ehe er sich zu einem Kanonenschuß entschließen würde. Die Mauer steht aber immer noch. Da meint er: „Namentlich war es ein schönes Feuerwerk. Und was für ein Temperament ich gezeigt habe!“

Versuche mit so untauglichen Mitteln können natürlich auch nicht ästhetisch wirken. Der essayistische Polemiker, der mit leichten Wizen argumentiert, muß schon aus Gründen des Gleichgewichts, wenn er ernst wird, in bombastisches Pathos geraten. So läßt es auch Kraus an höchster Rhetorik nicht fehlen. Eine Probe für viele: „Bermag eine Feder durch den Nimbus geschichtlicher Bedeutung zu dringen, den die Tatsachenkassette um einen Geschichtsträger gezogen hat? Bermag sie den Star zu stehen, der für das erbärmlichste Manöver journalistischen Geistes blind macht, welches sich je als Kampf fürs Vaterland drapiert hat u. s. f.“

Ein mittelmäßiger Kopf. Unter den Tausenden von Wizen, die er gerissen hat, sind gewiß auch ein paar gute und seine schlechten wirken, ihrer Naivität wegen, noch unterhaltender. Manche deskriptiven Beobachtungen, wie schon oben erwähnt, sind literarisch wertvoll. Ueberdies ist Kraus, ein vernünftiger Redakteur, für Webelind, Altenberg, Stoeßl, Kofoschka, den Lyriker Wer'el eingetreten. Er ist ein guter Organisator seiner eigenen Partei, mit dem Einfluß, den er auf zwei Münchner Revuen ausübt, weiß er die jungen Literaten an sich zu fesseln. . . . Damit wäre mein Lob erschöpft, der Rest ist Essaismus.

Diese Analyse war nahezu vollendet, als Karl Kraus einige persönliche Angriffe gegen mich veröffentlichte. Ich hatte ihn vorher andeutungsweise an dieser Stelle kritisiert.

Ich erwidere nur, weil mir noch etwas Prinzipielles einfällt: Jedes essayistische Polemisieren ist Reklamesache, ist ein Spaß, der die beteiligten Autoren freut. Trotzdem müssen sich diese dabei beleidigt, ja empört stellen. Eine interessante Parallelerscheinung des Essaismus, der ja im Wesentlichen auf mehr-minder bewußte Heuchelei hinausläuft.

Ich will also von dieser Reklame keinen Gebrauch machen. Ueberdies ist der Stil der Angriffe (Haupteinfall: „Herr Max Brod“) wenig reizvoll. Und die Argumentation? Wer meine Entwicklung vom Indifferentismus zu einem eigenartigen Optimismus kennt, weiß, daß ich mich aus sachlichen Gründen von Kraus abwenden mußte, daß mich seine günstigen Urteile über mich, die mir seine und meine Freunde zutragen, ebensowenig an dieser Stellung irregemacht haben wie die Freikarte, die mir die Unternehmer seiner Prager Vorlesung (ob auf seinen Wunsch oder nicht, weiß ich nicht — doch weiß ich, daß er das Arrangement bis in die kleinsten Details mit Telegrammen überwacht hat) zusandten, mit der ausdrücklichen Betonung, dies sei die einzige, und die ich unbenützt zurückgab. . . . Doch wie uninteressant! Der Typ des Essayisten ist gezeichnet. Ich habe keine Zeit mehr, diese Zeitschrift keinen Raum für Klatsch.

Der Rezitator Armin Wassermann

Nach ihrer Stellung zum dichterischen Erleben kann man zwei Menschenklassen von einander abgrenzen: Rhythmus- und Inhaltsmenschen, jene, die von der charakteristischen Färbung in Maß und Klang zum Substanziellen schreiten und die, welche vom Inhalt aus zur Form gelangen. Die ersten lassen ihre Blicke an den ragenden Türmen des Münsters, an den reichen Gliederungen der

Mauern entlang gleiten, bevor sie die Schwelle zur Andacht überschreiten. Die Anderen, erfüllt von der Begottung der Feter, wenden nach dem Verlassen des Tempels die vom Feuer der Monstranz glimmenden Augen auf die ernstesten Riesenformen zurück. Der gute Leser trägt beide Elemente in sich, sei es als Nebeneinander oder als Nacheinander. Der Rezitator soll sie in seiner Sprechkunst zu einer reiflosen Synthese verbinden. Von den Heutigen lerne ich nur Ludwig Hardt, der es vollbracht hat. Armin Wassermann ist auf dem Wege dazu.

Vorkäufig überwiegt in ihm noch das Rhythmisch-Musikalische, das, wenn es gleichgestimmte Dichtung umfängt, sich zu rauschenden Ekstasen emporsteigert und uns Dionysier und Bekenner des heiligen Jugendwahns zu Intender Andacht zwingt. Dann loht sein dunkles Savoyardenabengesicht von heifester Blut wollüstigen Genießens und seine Wäde verlieren sich in prophetische Sehnsüchte. So singt der junge Künstler die großen Melodien des achtzehnjährigen Hoffmannsthal. Und ebenso versucht er, das Fließen der von ihm so heißumvorbenen Nilschen Dyril zu gestalten. Doch schon hier wird ihm das Prinzipat des einen Elements vor dem anderen zum Hemmnis; es hindert ihn, in die letzte seelische Organisation jener pantheistischen Gefühlswelt hineinzulichtern. Bei der zeichnerischen Linienführung des Daudelaire muß er es gewaltsam zurückdrängen, um dann in der ganz auf Rhythmus gestellten Kunst der Laßler-Schiller ihm wieder gewähren lassen zu können. Daß er es nicht vermochte, die kalte Demantenpracht georgischer Verse zu formen, soll ihm nicht verargt werden; denn welcher Sprechkünstler hätte dieses Problem bisher gelöst?

Aus alledem erhellt, daß Wassermann der Aufgabe, Episches zu lesen, von vornherein unglücklich gegenüber stehen muß. Dies ließ er uns auch überdeutlich verspüren, als er die prachtvolle, von stärkster Bildkraft unterfärbte Psychologie eines werdenden Verbrechers in einer ungebrachten Novelle Jakob Wassermanns mit hastender Stimme, nur wenig Dichter sehend, zu übermitteln suchte. Seltsamerweise blieb er uns auch die Leidenschaftlichkeit der farbenrauschenden, an Eröten fast überreichen Skizze „Die Feuersbrunst und die Liebenben“ von H. G. Jacob schuldig. Er erweist sich als schlechter Kenner des akustischen Vermögens seiner Zuhörer, wenn er gleichzeitig schnell und leise spricht. —

Hudolf Kaiser.

An Armin Wassermann

flöte Du, die in den Sommernächten
tönte, und von keiner Hand berührt.
Doch die Töne kirrten schrill gleich Bränden,
die zerbrochen stürzten; wehe, Steine,
Edelsteine aus gekrampften Händen.

Berlin.

W. S. Shuttman.

Die Kampffahre einer Sozialistin

Frau Lily Braun hat nun dem ersten Band ihrer „Memoiren einer Sozialistin“, den „Lehrjahren“, den zweiten Band: die Kampffahre folgen lassen.*)

*) Das Buch ist im Verlage Albert Langen, München, erschienen. Es ist den bedeutendsten Werken der Memoiren-Literatur an die Seite zu stellen. Es ist ein würdiges Gegenstück zu Kropotkins kolossalen Zeitgemälde „Memoiren eines Revolutionärs“ (Robert Lutz, Verlag, Stuttgart). Es ist — ein besseres Lob weiß ich nicht — ein ehrliches Werk von bleibendem kulturgeschichtlichen Wert.

D. S.

Und genau so wenig wie beim ersten Teil fällt es hier jemandem ein, das Buch vom rein literarischen Standpunkt aus zu betrachten; obgleich die Verfasserin das Werk einen Roman nennt.

Daß man mich nicht mißverstehe!

Das Buch hat eine Bewertung als reines Literaturwerk nicht zu scheuen. Im Gegenteil. Aber das Buch ist eben viel mehr.

Es ist eine miterlebte Geschichte der deutschen Sozialdemokratie und der Fortentwicklung des sozialen Gedankens; eine Geschichte der Unterdrückung der Persönlichkeit innerhalb der Partei und dennoch ein glühendes Bekenntnis zum sozialistischen Glauben. — Anfangs, kurz nach Eintritt in die Organisation, sagt Lily Braun: „Glauben Sie, daß wir um der schönen Augen der Parteigenossen willen Sozialdemokraten geworden sind — oder der Partei entrißtet den Rücken kehren, weil ein paar Nasen uns nicht gefallen? Wir dienen der Sache, nicht den Personen!“ — Und am Schlusse nach der Bahmlegung ihrer Kräfte innerhalb der Partei kündigt sie: „Meinen Sie denn, es würde an meiner Ueberzeugung etwas geändert werden, wenn ich ihr (der Organisation) nicht offiziell angehörte oder wenn sie — was ich nicht für unmöglich halte, mich noch einmal gehen heißt? Gewiß, ich zweifle an der Richtigkeit mancher ihrer Programmforderungen; ich halte ihre Taktik sehr oft für falsch; ich sehe, daß sie mit hundert Schönheitsfehlern behaftet ist — aber alles das vermag die Hauptsache nicht zu erschüttern: Der Sozialismus ist das einzige Mittel, um die Menschheit aus dem Zustand der Barbarei auf die erste Stufe der Kultur zu erheben.“ —

Den Kampf nun, der sich zwischen diesen Äußerungen um die Erhaltung der Freiheit und Persönlichkeit wispelt, das ist der Faden, der die einzelnen Kapitel verbindet.

Lily Braun führt uns nach England; erstaunt hört sie bei den Fabier's Sätze, wie sie Bernard Shaw ausspricht: „Es ist nicht wahr, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur ein Werk der Arbeiterklasse selbst sein kann. Es waren und sind die revoltierenden Söhne der Bourgeoisie selbst — Lassalle, Marx, Liebknecht, Morris, Hyndman, Bog, alle wie ich Bourgeois, mit Mischung von Kavaliärsblut, die die rote Fahne entfalten. Der Hunger der Armen treibt zur Revolte; der Geist allein zur Revolution.“ Sie sieht das Elend in Whitechapel und will in Deutschland ein Zentralkomitee für Frauenarbeit — ähnlich wie es in London besteht — gründen. Stößt aber hier gleich auf Widerstoß. Diese gewaltsame Unterdrückung jeder Freiheit, diese widernatürliche geistige Gleichheitsstempelung giebt sich von da aus durch das ganze Buch. Sie zeigt sich in den Anträgen, die es den Genossen verbieten sollen, in den bürgerlichen Zeitungen mitzuarbeiten und dem Worte Bebel's von den „Marxbeuren unter uns die ein solches Blatt unterstützen“ und „die moralisch so tief gesunken sind“. — Sie kommt zum Ausdruck in dem bekannten Inquisitionsverfahren und der Knall- und Fallentlassung der Vorwärtsredakteure und vor allem in der Unterdrückung eines jeden revisionistischen Gedankens. . . . (eines Revisionismus, der doch tatsächlich durch die Beteiligung an Parlamentswahlen bestand.) In der Beschimpfung der Revisionisten als verkappte Bourgeois und Unterwühlung im geheimen, bis zu dem „gräßlichen“ Satze Bebel's auf dem Dresdener Parteitag: „So geht's nicht weiter, wir müssen endlich reinen Tisch machen“ und „Wer nicht pariert, der steigt hinaus.“ — In der Beargwöhnung aller ehemalig bürgerlichen Elemente, die in die Reihe eingetreten sind; kurz in dem ständigen Hervorstreichen des Gleichheitgedankens und dem völligen Vergessen der Freiheitparole. — Und doch, wenn man das Buch gelesen hat, steht

Bebel nicht im geringsten unsympathisch da, gleichsam unausgesprochen ist die Erkenntnis, daß einer der ältesten Kämpfer der Partei, die, das muß zugegeben werden, nur durch den Gleichheitsgedanken so groß geworden ist, nicht plötzlich umlernen kann, daß er unbedingt einseitig werden muß und der Forderung der Freiheit nicht objektiv genug gegenübersteht.

Ein Gedanke aber hat mich in dem Buche besonders gestreut. Weil er bisher selber fast nie ausgesprochen wurde: Das ist die große Verwandtschaft, die zwischen dem ethischen Gedanken der Sozialdemokratie und der Nietzsche'schen Lehre besteht.

Wie Lily Braun zum alten Auer kommt, da sagt ihr dieser: „Sie lieben die Menschen — diese Menschen? Sie scherzen! Wir würden sie erhalten, wenn wir sie lieben würden. Aber wir wollen sie überwinden — mit dem gewaltigen Erziehungsmittel einer neuen Gesellschaftsordnung — also hassen wir sie!“ —

Spricht nicht Zarathustra: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß,“ sagt nicht er: Ich liebe den, der über sich selber hinaus schaffen will und so zugrunde geht.

Lily Braun hat sich zu der Anschauung durchgerungen, daß es falsch sei, von der Gleichheit aller im Sinne gleichen Wertes und gleicher Entwicklungsfähigkeit zu sprechen. Daß die Aristokratie, nicht die heute bestehende Oligarchie, nur eine höhere Form der Demokratie ist; „daß die einzelne starke Individualität am leichtesten in einer demokratischen Gesellschaft sich erhalten und entwickeln könne.“ Sie kommt zu dem, was Nietzsche mit der Sozialdemokratie verbindet: der Trieb zur Persönlichkeit, die Umwertung aller Werte, das Ja-sagen zum Leben, der Wille zur Macht, das Jenseits vom heutigen Gut und Böse, und als fernes, leider sehr, sehr fernes Ziel blinkt in goldener Morgen-sonne unsere große Liebe: „der Uebermensch.“

Kainer Fried.

Predigt ans Großstadtvolk

Von Dr. Anselm Kuest.

In solcher Zeit des elektrischen Funkens, der Automobile und Aeroplane läßt ein Dichter seine Augen wieder schweifen, wandern wie in der Jugendzeit. . . . „Geh aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerszeit!“ (Wenn Verse erst einmal steinalt geworden sind, kann es wohl vorkommen, daß sie eines Morgens wie junge Kinder erwachen. . . .) Auf die grauen Schneewüsten der in allem Hasten und Wirbeln nur noch undeutlich vorbeihuschenden Lebensbilder zaubert er wieder den Schein bunten Lichtes, hält den rotierenden Kreisel an und dreht ihn langsamer, auf daß seine Farben einzeln aufleuchten: — rot, grün, gelb, blau. Und nun mit einem Male, da die Sonne schon so schmerzlich hochgestiegen, spürt ja auch der Großstädter endlich wieder den ganzen Fluch seiner steinernen Wälle und Ringmauern, seiner künstlichen Gärten, seiner kümmerlich im Asphalt fortkommenden Baumtrupps: die sind fast nur noch symbolisch, erinnern gerade von Zeit zu Zeit, daß der rhodische Genius da draußen noch immer grünen und sprossen läßt, irgendwo wie in den Schöpfungstagen Blüte an Blüte drängt — daß das aber so im Ganzen die ernsthaftere Menschheit nichts mehr angehe. . . . Wer dann kommt er doch unerbittlich einmal der Tag: wo das übergrausam gepreßte und mißhandelte Herz seine ältesten Freuden, die ihm von den Tummeltagen der Kindheit her hasten geblieben sind, zurückverlangt, wo der Wunsch nach Weite und Winden, nach Sprühregen und -feuern, nach Blitzen und Sonnen einfach brausend wird, alles übrige Wollen, Streben, Spannen

wohlig ablösend. Wenn er dann auch nur stark genug immer wäre, des letzten argen Hemmnisses menschlicher Seelen auf dem Wege zu sich selbst Herr zu werden — des bösen, bösen Herdentriebes! Der hat schon alles Schlimme sonst in der Alltäglichkeit des täglichen Dahinlebens bewirkt — der begleitet auch jetzt im Grunde die Scharen nur immer zu ganz bestimmten Küsten und Bergen und Tälern und Inseln (vorhergedruckten Tälern und Inseln!), als wär es denn doch zu unheimlich, den Menschen, den lieben Nachbar hinieden, so ganz aus den Augen zu lassen!

Unser Dichter, der mit einem „Wach auf, mein Herz!“ sich immer wieder losreißt und unter diesem Motto uns ein Büchlein*) gefüllt mit den Bildern und Klängen seiner schweifenden Seele, geschenkt hat — er geht nicht die gebahnte Heeresstraße, er wählt den einsamen Pfad. Aber er zeigt auch, daß der in keinem verwünschten, sagenfernen Thule zu suchen, sondern dicht neben den Häusern und Wohnungen der Menschen läuft er für die, so ihn zu finden wissen. Ja, wo sind sie, deine Tage, da du noch erstaunt, neugierig und dankbar das scheinbar Geringe hinnahmst, den schweisigen Sonnenreflex im Zimmer nach seiner Sprache befragtest, dein Ohr an alles Stumme legtest, den Rhythmus der sich ballenden, zerfließenden Wolken nachahmtest und -zähltest? Du warst klein — mit deinen Gliederchen schmiegtest du dich noch in jeden Winkel, entdecktest dort allein tausend Dinge, die nun wie im Grabe liegen; denn du wurdest groß, deine Blide — gradaus, wie man sie dich zu richten lehrte — reichten nur noch in eine blasse, verwaschene Ferne, wo lauter allgemeine Dinge lagen, Dinge, die angeblich alle Menschen zugleich und ebenso sahen. Das machte denn bald die Tage so unerträglich grau und schleichend-ermüdend oft, da alle Wesen von ihrem farbigen Reiz und Schimmer eingebüßt zu haben schienen, vor jener kühlen Frühfrische ersten Erlebens . . . Dieses Büchlein aber wird dir vieles zurückzaubern: der es schrieb, hat die Kunst des Sichhinbildens, des Schwunzlosversenkens noch nicht verlernt, er hat seine frühesten Kinderaugen nie vergessen oder verworfen. Und da geht er gar nicht so weit: lebt er auch in einer wüsten, lärmenden Stadt, er braucht nur bis vor's Tor zu streifen, sein Empfinden schon sagt es ihm, daß all dies Geräusch und Getöse der schweisigen Weltmusik nicht nahe, daß es ein Uebertäuben auf Sekunden, ein Entfliehen auf urwinzige Strecken sei . . . Dann kommt wieder die endlose Weite und Himmel und Horizont, dann kommen wieder die flüchtigen Gerüste, die das Licht nicht wegstehlen, und Lauben, in denen unpromethische Menschen sitzen, und Kinder, die noch spielen, wie wir selbst gespielt haben. Schon an jedem Weichbild, wo die nur wie mühsam abgezirkte Stadt wieder ins freie Land verläuft, taucht all das von neuem empor, was dem anderen und Wechselnden gegenüber beinahe noch das Ewige bleibt: die kümmerlich grasbestandene Wiese, die ein Zeltbesitzer neben zum Festplatz der Jungen gemacht hat, wo die Karussells sich glitzern drehn, die Luftschaukeln ohrenbetäubend quiet-schen, ein Veierkasten seine sentimentalen Weisen spielt, der Bänkelsänger mit Stentorstimme blutrünstige Bilder erklärt und um eine Glücksbude sich ständig der aufgeregte Haufe Gewinnlustiger zerrt. Dort weiter an der Landstraße hält eine verranzelte Alte noch dieselben bunten, papierbellebten Lebkuchenherzen feil, die du als Kind so liebtest und worauf immer so weise Sprüche standen, und die Pfefferkuchenmänner mit so grotesken Armen und

Beinen, und die giftgrünen Schachteln mit den grellen Tupfen und Kringeln auf dem Deckel, die heute Lucian Bernhard so kunstvoll-symmetrisch gebändigt hat . . . Und dann vor jener Hütte mit dem tiefen Moosbach ein Gärtchen; vom urväterischen Staketenzaun sind ein paar Batten schon eingesunken und die anderen stehn, als ob jeder Wind sie umblasen würde: aber sieh da, in jener Ecke da blüht und wuchert und blüht es — ein Rosenbusch, über und über weiß, verschüttet seine zahllosen Blätter, weiße rührende Muscheln . . . Das, das waren die Rosen deiner Jugend, denkst du, wirkliche Rosen noch, Rosen, die du heute vergeblich hinter den reichen Schaufenstern der Blumenhändler in der Stadt suchst! Und da blühen sie ja auch noch alle die anderen bescheidenen Blumen, schlicht und süßduftend wie einst, die man da drinnen längst zu prächtigeren, koketteren Farben und Formen verlockt und gezüchtet hat — während man ihnen das Beste, die Seele, nahm! Und nun fühlst du mit einem Mal, was du immer schon verlangt hattest und wonach du dich heimlich gesehnt, — und ein Dichter hat dich die rechten Wege geführt . . . „Wach auf, mein Herz, und singe!“

Zumal ein Lied, eine alte Melodie, ein Ton aus Kindertagen, wenn du ihm urtief horchst, wie er selber, kann dich so zurückrufen. Mit den Klängen der Meister, auf den Flügeln des Volksfanges zieht Heilborn's Seele immer wieder in jene gelobteren Lande, die in ihrer wildgebliebenen Fremde, ihrer Abgeschlossenheit und Unberührtheit den in solchen Liedern wühlenden Stimmungen noch Resonanz leihen. Und dann ist es auch das Versunkene und Vergangene mehr im historischen Sinne, was ihn lockt und nachzieht, und so, wie die Zeiten sich dehnen, muß auch der Fuß über weitere Räume hinweg. Rothenburg, Nürnberg, die uralten Städtchen im Harz, wie haben sie des schweifenden Dichters ganze Liebe! Wie empfangen ihn diese in Stein gebannten Lieder des Gewesenen, diese Bogen, die wie die stehengebliebenen Choräle des Mittelalters vielleicht nur der Erweckung harren. In Rothenburg ist's: „ . . . Ringsum mit reichem Schnitzwerk hölzerne Balkone und Erker, kreisrunde Bogen-scheiben, bleigefast die Fenster, und steinerne Tische, uralte, stehen auf dem Hofe. Von längst vergangenen Tagen raunt's in allen Winkeln . . . und schläfert ein . . .“

Aber dann ertönt ihm doch wieder die Melodie des jungen Lebens, noch am heutigen Tage schlagen „die Finken jauchzend in den Büschen, die Meisen spotten, wie Gassenjungen pfeifend“ und „eine Aunnet singt ihre schwermütige süße Sommerweise.“ Wenn dann der Dichter vom Bart aus, der noch heute so grünt wie vor Jahrhunderten, sich rückwärtswendet, und hinter ihm „mit tausend Türmen und Türmchen, mit tausend Dächern und Giebeln, mit Mauern und Toren das alte Nest zum blauen Himmel sich aufbaut,“ dann stützt er wohl sein Haupt mit beiden Händen und kann der heißen Trauer nicht Herr werden. Warum weint der Dichter und warum fließen seine Tränen? Ist es eine letzte innere Erkenntnis, daß zum Jugendland des Paradieses die Pforten denn doch verschlossen bleiben, daß es für uns alle heut, die wir zu weit schon im Leben und mitten in einer rauschenden, brausenden Welt neuer Wunder kein endgültiges Zurück mehr gibt? Tröste dich, Dichter — du beweinst nur allgemeines Menschenlos! Dessen eitrige Linderer von je doch diejenigen eben gewesen sind, die seinen Stachel scheinbar verschärften —: die „Erreger unendlicher Sehnsucht! . . .“

Und wie viele, die nun wieder aus der qualmigen Stadt in die Weite und Freiheit streben, werden wohl mit solcher Sehnsucht gehn?

*) Adolf Heilborn: Wach auf, mein Herz! Verlag Georg Müller, München.

Ninon

Zum Feingetigsten, was je über die Kunst zu lieben geschrieben wurde, gehören die Gedanken über Liebe und Liebeswerben, mit denen Ninon de Lenclos ihre bekannten Briefe gewürzt hat, und die eben um jener sentenzartigen Gedanken willen einen Ehrenplatz in der Weltliteratur behaupten. Es ist daher ein unbestreitbares Verdienst Adolf Saagers, diese Liebesentzungen aus Ninons Briefen herausgelöst und zu einem harmonischen Ganzen vereinigt zu haben, das uns den ganzen übrigen, heute kaum noch interessierenden Inhalt jener Briefe erspart. („Von der Liebe, den Frauen und der Galanterie.“ Aus Ninon de Lenclos' Briefen. Preis broschiert 2.25 M.; in Seide gebunden 3.50 M. Verlag von Robert Luz in Stuttgart.) Ninon de Lenclos ist eine der großen Amoureußen des 17. Jahrhunderts gewesen; sie war ausschweifend, von ausschweifendem Herzen, (oder genauer ein anständiger Mensch). Ihre Liebesverhältnisse wechselte sie öfter als manche Hetäre, und doch hat sie weder von dieser noch von der gewöhnlichen Courtisane etwas an sich. Sie besaß vor allem einen sehr scharfen kritischen Verstand, der es ihr ermöglichte, tief im Herzen liebender Menschen Wahrheiten zu finden, die weniger scharf Beobachtenden entgehen müssen. Und sie besaß den, bei ihr freilich selbstverständlichen Mut, diese Wahrheiten stets offen auszusprechen, auch da, wo man ihr daraus den Vorwurf der ärgsten Frivolität machen konnte. So wird jeder Erwachsene das Buch mit Genuß und Interesse lesen; der wirkliche Feinschmecker vor allem wird gern wieder und wieder zu demselben greifen. Im folgenden geben wir einige kleinere Proben aus dem Inhalt.

Die Freude am Sieg hemmt sich in der Liebe wie im Krieg am vorgefundenen Widerstand. Ja ich möchte den Vergleich noch weiter ausspinnen und sagen: der wahre Ruhm einer Frau besteht vielleicht weniger darin, sich nicht zu ergeben, als in einer glorreichen Verteidigung.

Die Wünsche eines Liebhabers lassen sich im Grunde alle auf Reugterde zurückführen. Die Reugterde ist die Sprungfeder des Herzens.

Die Liebe stirbt nie an Nahrungsmangel, wohl aber oft an Ueberfättigung.

Das Herz ist wie die großen Festungen: sie zu erobern ist weniger schwierig, als sie im Besitz zu behalten.

Eine Frau überzeugt sich viel besser von eurer Liebe durch das, was sie errät, als durch das, was man ihr verrät.

Glaubet mir, daß wir nicht um euretwillen lieben. Wir suchen in der Liebe nur unsere eigene Glückseligkeit.

Gerade weil man euch liebt, gesteht man es euch nicht.

Im allgemeinen kommen Frauen viel öfter durch unvorsichtiges Auftreten als durch wirkliche Fehltritte zu Fall.

Es gibt nicht eine einzige Frau, die nicht lieber ein wenig brüskiert, denn allzu rücksichtsvoll behandelt würde. Die Unbeholfenheit der Männer rettet mehr Herzen als die Tugend.

Wenn ich die Frauen mit belagerten Plätzen verglich, habe ich denn damit behauptet, es gebe keine Städte, die nie eingenommen worden sind? Gibt es doch Städte, die nie belagert wurden!

Die Liebe ist eine Verräterin, die uns gleich einer Raube kraht, auch wenn wir nur mit ihr spielen wollten.

Die Passionen sind in unseren Händen was die Gifte in der Apotheke: ein geschickter Chemiker verwandelt sie in wohlthätige Heilmittel.

Das Bedürfnis nach Liebe ist ein Stück der weiblichen Natur selbst; die Tugendhaftigkeit gehört nur zur äußeren Ausstattung der Frau.

Je weniger Leidenschaft ihr an den Tag legt, desto mehr Leidenschaft werdet ihr erwecken.

*

Wegen Raummangels mußten wir uns entschließen, einiges aus dem Zusammenhang herauszulösen, was natürlich in gewissem Grade den Reiz der feinen Gedanken beeinträchtigt. Immerhin aber geben unsere Proben eine Vorstellung von dem Inhalt des Buches.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das Buch auch äußerlich mit feinem Geschmack hergestellt wurde, gedruckt mit einer ganz reizenden Druggulinschrift — alles mignon, wie Ninon es war.

Literarische Neuererscheinungen

Camille Lemonnier, Ein Mann. Roman. (Arel Junfer, Verlag, Berlin-Charlottenburg.) Preis 4 M., gebd. 5 M.

Zum 70. Geburtstag Lemonniers, der der gesamten europäischen Presse Gelegenheit gibt, einen überragenden Dichter zu feiern, bringt der Verlag Arel Junfer in Charlottenburg jenen Roman, der allgemein als das Meisterwerk des großen Belgiers anerkannt wird. — Als dieser Roman eines damals noch völlig Unbekannten erschien, schrieb ihm Alphonse Daudet:

„Kommen Sie, Sie treffen bei mir Flaubert, Goncourt, Zola. Sie gehören mit zu der Familie.“ . . .

Da ward Lemonnier mit einem Schlag berühmt, auch auf Buch schenkte er, alles vielgeliebte, vielgelesene Meisterwerke, von denen aber doch keines den Erfolg von „Ein Mann“ erreichte: im Jahre 1911 war es nötig, daß man in Paris eine Volksausgabe von 125 000 Exemplaren veranstaltete! Das Rätsel dieses Erfolges löst zum guten Teil der Stoff des Buches: Vorgänge von biblischer Einfachheit und biblischer Größe werden mit einer seltenen Kraft und mit einer umfassenden Naturliebe betwängelt und dargestellt. Der Mann, dessen Geschichte hier erzählt wird, ist ein Kind des Waldes, ein Wilderer, aber kein kleiner Dieb, der dem Förster ein Reh oder einen Hasen stiehlt: mit dem Recht, das den Tieren die Früchte des Waldes als Nahrung gibt, schließt er das Wild. Spannend in diesem Buche ist der Kampf des Deklassierten um die Tochter des reichen Pächters, eigenartig besonders die Leidenschaft und das sprudelnde Leben, mit dem es erfüllt ist: das aufregende Treiben der Jagd, die Listen und der Mut und Uebermut des Wilderers in dem nächtlichen Walde, Bauernkirchweih, Kauferei und dann wieder die beschauliche Schilderung vom Lagerwerk eines großen Bauernguts . . . Alles aber nur Mittel zum Zweck: die naturgewaltige Liebe eines Menschen darzustellen, eines unbändigen Naturkindest, das jenseits der Kultur steht und wie ein Tier in seiner hohen Zeit erfüllt ist von diesem urgewaltigen Willen zum andern hin . . . und dann wird der unbändige Mann ein weiches, schwaches Kind vor der Liebe . . . und wieder ein rasendes Tier, wenn es gilt, das Weib zu erlösen. Sein Tod aber gehört zweifellos zum Gewaltigsten, was Dichter geschaffen haben, gewaltig wie ein Naturgeschehen.

Dieser Band bildet zugleich den 3. Band der „Gesammelten Meisterwerke“ Camille Lemonniers, die der

Verlag in würdiger Weise herausbringt und die wir zur Anschaffung warm empfehlen können.

Wie? Zur Reform der sexuellen Moral von Hedwig Dohm, Dr. Helene Stöcker, Dr. Anita Augspurg, Grete Weiselsberg usw. 192 Seiten. (Internationale Verlagsanstalt für Kunst und Literatur G. m. b. H., Berlin W. 50.) Preis brosch. 2,— M., in Leinenband 3,— M.

Das vorliegende Buch bringt zum ersten Male einen klaren Ueberblick über die Bestrebungen und Forderungen der modernen Frau auf dem Gebiete der sexuellen Moral, es hat daher ein weit über das zeitgeschichtliche hinausgehendes kulturhistorisches Interesse.

Die sexuelle Moral hat bereits im letzten Viertel des 19., besonders aber seit Anfang des 20. Jahrhunderts eine Richtung genommen, die vollständig parallel läuft mit den sonstigen Wünschen der Frau nach lebendiger Selbständigkeit. Unter dem Zwange des immer vielgestaltigeren, daher auch so viel schwereren Lebens verlangte die Frau ein Recht auf Individualität wie nie zuvor. Aus der Gebundenheit des Hauses trat sie mutig in den Kampf des Daseins hinaus und erbrachte den Beweis, daß sie ihm gewachsen ist.

Wir können heute nicht mehr leugnen, daß ihr dieses bis zu einem gewissen Grade gegolten ist. Die Stimme der Frau tönt heute überall hinein, wo es sich um die weiteren Fragen des Lebens handelt, und damit ist in das Frauenleben eine Selbständigkeit gekommen, die scharf gegen die frühere Abhängigkeit vom Manne kontrastiert. So mußte die unausbleibliche Folge sein, daß nun auch die Frau für die Geringfügigkeiten des Lebens die gleiche Freiheit verlangt wie für den Kampf ums Leben. Ihr gutes Recht.

Es hat auch gerade in den letzten Jahren nicht an Büchern von Frauen gefehlt, die sexuelle Probleme ihres Geschlechts mit neuartiger Offenheit erörterten. Trotz allem bleibt das vorliegende Buch eine große und erstaunliche Ueberraschung und darf ruhig als ein bleibender Markstein in der Geschichte der Frauenbewegung bezeichnet werden. Nie zuvor haben Frauen von ganz verschiedener Geistesrichtung und so verschiedenem Wollen mit gleicher Einmütigkeit und Deutlichkeit für das gleiche Ziel gekämpft: die geschlechtliche Freiheit der Frau.

Wie man sich zur Formulierung ihrer Wünsche stellen mag, man wird ihrer Offenheit wie ihrem Mute seine Anerkennung nicht versagen können. So sollte denn das wohlfeile Buch, das zwar keine Lektüre für unreife Menschen ist, in der Bibliothek jeder Frau Aufnahme finden, die für die Forderungen und Ziele der modernen Bewegung nur irgendwelches Interesse hat.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

- Leo Tolstoj. Das Gesetz der Gewalt und das Gesetz der Liebe. (Verlag U. Pirsch, Berlin-Schöneberg, Sachsenbamm) Geh. M. 2.—.
- Charles Baudelaire. Die Vorhölle. Eine lyrische Nachlese. Herausgegeben von Erich Desterfeld. (Verlag Desterfeld & Co., Berlin 15) Geh. M. 1.—.
- Eugen Ernst. Polizeispitzeleien und Ausnahmegesetze 1878—1910. (Buchhandlung „Vorwärts“, Berlin SW.)
- Ehendorffs Werke. (Im Insel-Verlag zu Leipzig). 2 Bände. Pappbd. M. 8.—, Leinen M. 4.—.

Zeitschriftenchau

„Sozialistische Monatshefte“. Herausgeber Dr. F. Bloch. (Verlag Berlin W. 35). Heft 13 ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Dr. Albert Südekum: Die elsass-lothringische Verfassung und die Sozialdemokratie; Eduard Bernstein: Sozialfreier internationaler Verkehr; Edmund Fischer: Das Armenwesen; Roman Strelhow: W. G. Bellinsky; Wally Zeppler: Frauenbewegung u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Der Lärmer. Monatschrift. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) M. 4.—, Probeheft franco. (Stuttgart A, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Juliheftes: Die Unpopularität der evangelischen Landeskirche. Von Ecclesiasticus. Zwang und Freiheit. Von Otto Corbach. Unser Sommerhaus. Von Wilhelmine Funke. Ein großes Werk, das keines wurde. Von Dr. Richard Bahr. Vom historischen Büchermarkt. Von Hermann v. Petersdorff. Die Auflösung der jüdischesten Jndianerstämme Nordamerikas. Von Dr. Ernst Schulze. Lärmers Tagebuch. Gustav Mahler. Von Dr. Karl Stord u. a.

Das literarische Echo. (Begründet von Dr. Josef Stillingen-Herausgegeben von Dr. Ernst Heilbronn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das erste Juliheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Franz Serbaes: Jakob Wassermann; Jakob Wassermann: Im Spiegel; Jakob Wassermann: Nirowitsch; Karl Goldmann: Wandlungen eines Novellenstoffes; Anselma Heine: Weltallsgegenstände; Karl Hans Strobl: Kleinkunst der Erzählung. Echo der Zeitungen und Zeitschriften.

Der zweite literarische Abend der „Aktion“, der, wie wir bereits anzeigten, August Strindberg gewidmet sein wird, mußte verlegt werden. Er findet in diesem Monat statt. Ort und Tag werden wir rechtzeitig bekannt geben.

Nachtrag zum Inhalts-Verzeichnis

Autoren, deren Bücher besprochen wurden:

- Max Steiner (Die Rückständigkeit des modernen Freiheitskulturs; Die Lehre Darwins) 10. — Delschowsky's Goethebuch 14. — Margarete Deutler (Neue Gedichte) 28. — Samuel Lublinski (Vom werdenden Dogma) 41. — Clemens Brentano (Gedw.) 46. — Rainer Maria Rilke (Malte Laurids Brigge) 51. — Siegfried Jacobsohn (Max Reinhardt) 57. — Robert Jacques (Heiße Städte) 88, 568. — Jwan Turgenjew (Water und Söhne) 107. — Karin Michaelis (Das Schicksal der Ulla Fangel) 116. — Erlend Nordenskjöld (Wälder) 117. — Percival Lowell (Die Seele des fernen Ostens) 117. — Hermann Bahr („Kinder“) 141. — Erich Mühsam (Gedichte) 140. — Hans Ryser (Rebusa) 148. — Birger Moerner (Inshalla) 150. — Alfred Polgar (Bewegung ist alles) 151. — George Moore (Der Apostel) 151. — Knut Hamsun (Rebakteur Lynge) 180. — Oskar Klein-Gattungen (Geschichte des deutschen Liberalismus) 181. — Thomas Manns Werke 208. — Adolf Paul (Mit dem falschen und mit dem ehrlichen Auge) 218. — Hans Jaeger (Krislanla Boheme) 214. — René Schickele (Der Fremde) 287. — August Strindbergs Werke 246. — Hermann Bahr (Theater) 248. — Georg Rabser (Die jüdische Wittwe) 248. — Ludwig Gurkitt (Ergänzungslehre) 458. — Schillers Werke (Tempel-Massler) 278. — Irene Forbes Woffe (Verberischen u. a. Novellen) 278. — El. Brentano (Span. und Italienische Novellen) 310. — Bauenaques 332. — Paul Friedrich (Neuland) 338. — Björnstjerne Björnsons Gesammelte Werke 343. — Georg Heym (Der ewige Tag) 375. — Johannes B. Jensen (Der Gletscher) 408. — Gustav af Seljerstam (Pastor Hallin) 409. — Alfred Richard Meyer (Nasciturus) 444. — A. Puschkins Werke 463. — Bernhard Kellermann (Pester und El) 473. — Wilhelm Schäfer (Der Schriftsteller) 474. — Lawrence Sternes Werke 494. — Francois Bourgoques Memoiren 498. — Ludwig Brinkmann (Groberer) 502. — Heinrich Lautensack (Dokumente) 508. — Paul Rohrbach (Deutschland unter den Weltvölkern) 504. — Grete Weisel-Hef (Die sexuelle Krise) 524. — Hölherlins Werke 534. — Bernard Shaw (Dramatische Werke) 535. — Knut Hamsun (Gedämpfetes Saitenspiel) 536. — Franz Bleis Werke 554. — Karl Kraus (Heine und die Folgen) 558. — Robert Michel (Geschichten von Insekten) 568. — Emil Rasmussen (Sultana) 569. — Ludwig

Wlands Poetische Sch r i l l i 1 1 1 568.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Kulturkampf. / Polizei und Prostitution. Von Otto Corbach. / Politisches Genrebild aus alter Zeit. Von A. G. / Des Hansabundes-Bundeslied. Von U. Gaday. / Gloffen. / Hälfte des Lebens. Gedicht von Friedrich Hölberlin. / Das Recht der Jugend. Von Nadja Strasser. / Nähe Poltow. Von Max Jungnickel. / Vermächtnis. Gedicht von Victor Hadwiger. / Max Brod's „Zübinnen“. Von Dr. Anselm Kuest. / Strofe an Ende der Nacht. Gedicht von Robert Jentsch. / Heinrich Mann. Von Erich Mühsam. / Weiß und Rot. Von Victor Hadwiger. / Fünfehn Weißsprüchelein. Von einer Frau. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Die Alfred Kerr-Enquete. / Inhaltsverzeichnis von Nr. 1—19 der „Aktion“.

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof Berlin ist
„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstr. 2.
 Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1.50 bis 6.— Mark.
 Telephon Amt I, 4799. Bäder im Hause.

Semmering bei Wien, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhaus.

„Residenzhotel Posen“
 Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
 Restaurant mit vorzüglicher Küche.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone.
 Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet.
 Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera

„Riviera Splendid-Hotel“

Ersten Ranges.

Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
 Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
 von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

Alumnat der berechtigten Realschule

Blankenburg-Harz

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
 Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
 Aufnahme jederzeit. ∴ Prospekte kostenfrei.

Rhotert, Direktor.

Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
 am Hauptbahnhof

Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer
 von M. 2.— an. W. Bopp, Besitzer.

Karlsbad Saison ganzjährig
 1910: 68324 Kurgäste ∴ ∴
 200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz
 und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostata-
 leiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fett-
 leibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheuma-
 tismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren
 5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlenwasser-, Sauer-
 stoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder,
 Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und
 Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilstätten, schwe-
 dische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.

Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.

Auskünfte erteilt und Broschüren versendet

Der Stadtrat.

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt.
 Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe,
 Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und
 jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.**
 kostenlos vom

München. Hotel Europäischer Hof.

Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
 ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
 Restaurant. Auto-Garage. Besitzer **Hans Hübner.**

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont böh. Töchterpension, bestempf.
 f. Haush., prakt. u. theoret.,
 einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik,
 Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch.
 Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon.
 Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref.
 Frau Helly Wilken.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungs-
 heim f. jed. Alter. Vorber.
 z. Abitur. Jagd. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr.
 Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufz.
 Sorgf. Erz. Herrl. Wald, See. Rf. Prosp. Villa Marton.

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD Steiermark

Ärztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
 4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldrungen i. Th.,

direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
 à 8,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstreuter, Heldrungen**

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
 rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privat-
 bad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo **Frankfurt a. M.**

BEX -LES BAINS VILLARS
 GRYON

ARVEYES - CHESIERES - LES PLANS

Solbäder und Luftkurorte der waadtändlichen Alpen
 verbdn. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
 Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das
 Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau Rsg.

(früher Sanatorium Schreiberhau)

Physikalisch-diätetische Heilmethode

Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
 Das ganze Jahr geöffnet. ∴ Drei Aerzte.

Jahns

Handelslehreanstalt u.
 Einjährigen - Institut

Klingenthal i. Sa.

Gegr. 1897.

Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr.
 Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere
 Abteilungen zur sicheren Erlangung des
 Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ.
 Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte.
 Epochale individuelle Lehrmethode. ∴

Alle Sämtliche
 Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung.
 Pensionat. ∴ Prospekt.

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
 Lokalbahn ab Jossa.

Königlich Bayerisches Mineralbad.

Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Harnleidende, seit Jahrhunderten medicin. bekanntes Stahl- u. Moorbad.

Wernarzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harn-
 saurer Diathese, bei Gicht, Nieren-,
 Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen
 Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. Sinnberger Quelle
 bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens,
 Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prachtige, waldreiche
 Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. Prospekt gratis
 durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 21. • 10. Juli.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Platzburg No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (erst. Bestellungen etc. bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, Nr. 21. Inzeratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg

Inhalt: Der „Schwebende Prozeß“. Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl. / Die Wahlparolendichter hoffen auf Marokko. Von Franz Pfemfert. / Ehrliche Religion. Von M. von Eydh. / Was ist Sozialismus? Von Fürst Peter Krapotkin. / Zum Fall Jatho. / Glossen / Sehnsucht. Von Ernst Blas. / Genie und Pädagog. Von Max Jungnickel. / Fuldigung. Von Kurt Erich Meurer. / Das Geheimnis des Mutes. Von Dr. S. Friedlaender. / Glocken in Würzburg. Von Anselm Rueft. / Der liebe Gott in Verlegenheit. Von Monna. / Das Kunstwerk. Von Anton Tschschow. / Bewegter Wald. Von Victor Sadwiger. / Die Kunst stirbt. Von Rudolf Kahler. / Jatho-Resolution. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau. / Strindberg-Abend der Aktion.

Der „Schwebende Prozeß“

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl

Die Reichsanwälte des Reichsgerichts, die bei ihm die Obliegenheiten der Staatsanwaltschaft erfüllen, stehen unter der Aufsicht und der Leitung des Reichskanzlers; also schreibt § 148 des Gerichtsverfassungsgesetzes vor. Das trifft mithin auf den Reichsanwalt Dr. Diez zu, der am 3. Juli in der Strafsache gegen den Mittergutsbesitzer Becker vor dem Strafsenat plädiert und dabei, dem un widersprochenen Bericht zufolge, es als vornehme Gepflogenheit unserer Minister bezeichnet hat, auf noch nicht rechtskräftig entschiedene Prozesse im Parlament nicht einzugehen. Mit Verlaub, Herr Reichsanwalt, da konnten Sie doch den Oberleiter Ihrer Behörde nicht im Sinne haben oder Ihr Gedächtnis hat Sie im Stich gelassen. Denn gerade der Reichskanzler hat während der Dauer des Moabiters Krawallprozesses zu ihm im Parlament das Wort ergrißen und sich über das Verhalten der beteiligten Polizei ausgelassen. Und das auch mit Fug und Recht, während das, was der Reichsanwalt als vornehme Gepflogenheit rühmt, ein solches Lob nicht verdient.

Wie männiglich bekannt ist, erfolgen die Verhandlungen vor dem erkennenden Gericht öffentlich, das nach freiem Ermessen die Öffentlichkeit nur dann ausschließen kann, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung, insbesondere der Staatsicherheit, oder der Sittlichkeit besorgen läßt; die Verkündung des Urteils jedoch, wenigstens der Urteilsformel, muß öffentlich geschehen. Alles dies, das sich also nicht im Geheimen vollzieht, zu dem der Regel nach jedermann Zutritt hat, soll trotzdem einer kritischen Besprechung entrückt bleiben, bis der Prozeß rechtskräftig beendet ist?? Für diese Forderung gibt es keine stichhaltige Begründung. Wer sie unterstützt, redet um die Dinge herum, ohne ihren Kern zu treffen.

Es würde doch ein beleidigendes Mißtrauen gegenüber den Richtern bedeuten, wenn man in derartigen Erörterungen etwa eine Gefahr für ihre Unabhängigkeit, für die Freiheit und Selbständigkeit ihrer Entscheidungen sehen wollte. Andererseits: Gewiß ist die Aus-

übung des Richteramtes etwas Hohes. Das Richteramt über die Ehre, die Freiheit, das Vermögen anderer gehört natürlich in die vorderste Reihe der menschlichen Aufgaben. Aber, wie das Wort sagt, der „menschlichen“. Mit einer Herleitung von Gott, mit einer Art von heiligem Tun hat es nichts zu schaffen. Der Richter sucht an der Hand von Normen, die Menschenwerk sind, das Recht zu finden, und das Urteil wird im Namen des Landesherrn, vom Reichsgericht im Namen des Reichs, gesprochen. Die Zwangsgewalt des Staates, sein Herrscherrecht (Laband, „Staatsrecht des Deutschen Reiches“) sind Grundlagen eines gerichtlichen Verfahrens und der Rechtskraft einer Entscheidung. So Menschlichem gegenüber braucht nimmermehr die Kritik zu schweigen. Auch der Richter ist nicht mehr denn ein Mensch, Fehlern und Mißgriffen unterworfen, wie ein jeder unter uns; also dient es, wenn sein Handeln, seine Amtsausübung in der Öffentlichkeit kontrolliert und gewertet werden, dazu, ihn selbst vor dem Unfehlbarkeitsbünkel zu bewahren und ihm ein Mahner zur peinlichen Gewissenhaftigkeit zu sein. Demgegenüber muß die Möglichkeit von Ausschreitungen der Kritik in den Hintergrund treten; abgesehen davon, daß ja Mittel vorhanden sind, sie zu ahnden. —

Es liegt mir, wenn ich es hier erwähnen darf, wahrlich fern, vor den sogenannten Volksvertretungen und der Presse um jeden Preis den Rotau zu machen; sogar das allgemeine und gleiche Wahlrecht ist mir — die verehrliche Redaktion bemitleide oder verachte mich! — kein Fetisch mehr, und dem Segen so mancher „demokratischer“ Einrichtungen wage ich recht skeptisch gegenüberzustehen. Aber ich muß bekennen, daß, wenn Politiker und Publizisten sich über den Gang eines Prozesses nicht anerkennend zu äußern vermögen, es nicht immer ihre Schuld ist. In dieser Lage befanden sich die Kritiker gegenüber der Greifswalder Strafsache gegen den Mittergutsbesitzer Becker, durch deren höchst befremdlichen Ausgang nun das Reichsgericht einen biden Strich gemacht hat. —

Die Wahlparolendichter hoffen auf Marokko

Anfang März war „Die Aktion“ in der Lage, der Öffentlichkeit den frivolen Plan unserer Scharfmacher mitzuteilen, eine Kriegsgefahr als Wahlparole zu erdichten. Wir haben an dieser Stelle eine Erklärung wiedergegeben, in der es heißt:

„Die Hoffnungen unserer treuen Anhänger im Lande bauen auf eine nationale Demonstration der Regierung. Diese Hoffnungen zu erfüllen ist ein Gebot der Stunde. Die Parteien, die es mit ihrem monarchischen Empfinden nicht vereinbaren können, ruhig zuzusehen, wie breite Volksschichten von der Sozialdemokratie und der ihr gestinnungsverwandten „Fortschrittlichen Volkspartei“ Tag für Tag in der Presse und in Volksversammlungen erregt werden, die Parteien, die treu zu Kaiser und Reich stehen, blicken in dieser politisch so bewegten Zeit erwartungsvoll auf ihre Regierung. Wir können nur dann zuberichtlich den kommenden Kämpfen entgegensetzen, wir können den inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbesinnung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blide und Gedanken lenken. Wir können der Volksverheerung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nationale Ehre des Volkes zu appellieren. Das deutsche Volk muß wieder an seine Ideale, für die seine Väter ihr Leben einsetzten, erinnert werden, soll es von den kleinlichen Interessen, die ihm von Versammlungsdemagogen ans Herz gelegt werden, absehen. Wir müssen das nationale Gewissen des Volkes, das gar zu selbstlicher träumt, aufrütteln... Eine Wahlparole, die diesem Gedanken Rechnung trägt, wird zweifellos im Lande begeisterten Widerhall finden...“

Dieses Dokument veröffentlichte „Die Aktion“ im März. In der Reichstagsitzung am 31. März brachte Dr. Frank unsere Wortworte zur Sprache. Die reaktionären Herrschaften schwiegen sich damals aus. Um so deutlicher reden sie heute. Die Gelegenheit, „das nationale Gewissen des Volkes aufzurütteln“, scheinen sie in dem Marokko-Stummel gefunden zu haben. Sie „atmen auf“.

Die „Kreuzzeitung“ jubelt:

„In Deutschland ging ein gewaltiges Aufatmen durch das gesamte Volk. Als wäre ein böser Traum gewichen, als begänne ein Alpdruck resignierten Mißbehagens vor dem Strahl der Morgensonne zu schwinden, so wurde zwischen den schwarz-weiß-roten Grenzpfählen ein kräftiger Aufschwung nationaler Begeisterung erkennbar, die ihre Wellen von den Reihen der Mildeutschen bis weit hinein in das Lager der Linkliberalen, der Anhänger der obligatorischen Schiedsgerichte und der Utopie des ewigen Weltfriedens schickte.“

Die „Rhein. Westf. Ztg.“ leitartikelt unter der Überschrift: „Hurra! Eine Tat!“:

„Es wird wie ein jubelndes Aufatmen durch unser Volk gehen. Der deutsche Träumer erwacht aus zwanzig-jährigem Dornröschenschlaf. Endlich eine Tat, eine befreiende Tat, die den Nebel bittersten Mißmutes in deutschen Landen zerreißen muß... Vor Agadir liegt ein deutsches Kriegsschiff. Die Verständigung mit uns über die Aufteilung steht ihnen (den Franzosen. D. R.) noch frei. Wollen sie nicht, dann wird der „Panther“ die Wirkung der Emser Depesche haben. Das deutsche Volk wird zeigen, daß es seine Ehre zu wahren weiß.“

Endlich eine Tat, eine befreiende Tat! Verschwinden wird mit einem Male der Kleinliche Haber um die Steuer-

großen, ein Ende haben wird die Selbstzerfleischung unseres Volkes, der jammervolle Parteihaber, die Frechheit der Welschlinge. Hinter unserer Regierung — wenn sie durchhält! — steht geeint das ganze Volk...“

Daß die übrigen Scharfmacherorgane die gleiche Melodie anstimmen, ist selbstverständlich. Befremdend und peinlich muß die Tatsache wirken, daß auch Organe der Linkliberalen die Ruhe vermissen lassen, die den Chauvinisten gegenüber geboten ist. Neben der sozialdemokratischen Presse ist es eigentlich nur das „Berliner Tageblatt“, das den Heßern stand hält. Das ist bedauerlich. Denn hier gilt es, sofort die Absicht der gewerksmäßigen Scharfmacher zu entlarven. Gelingt es den Heßern erst, Wirkung zu erzielen, dann wird jeder Protest der liberalen Presse zwecklos sein.

Franz Pfeiffer.

Ehrliche Religion

Von M. von Egidy.

„Religion nicht mehr neben unserem Leben — unser Leben selbst Religion.“

Die Wandlung, die sich innerhalb unseres Volkslebens vorbereitet, kennzeichnet sich wesentlich darin, daß wir selbstbenkende Menschen werden wollen. Augenblicklich sind wir noch in der Abklärung begriffen; wir haben es noch mit dem Vorhandenen, mit dem Anerkannten, mit dem für selbstverständlich Gehaltenen zu tun. Unsere Vernunft und unsere Ehrlichkeit bäumen zwar auf gegen bestimmte Lehren, aber Denkraft und Ehrlichkeitszwang sind bei Manchem noch zu schwach, um mit sich selbst fertig zu werden, um bei sich selbst durchzudringen.

Die Lehren von einem Dreieinigen Gott, von einem Gott als Person, von einem Gott als Wesen haben die gesunddenkenden Menschen der Gegenwart überwunden. Der Gedanke „Murmaterie“ kann nicht befriedigen; wir brauchen Etwas, das unserem Vorstellungs-Verlangen gerecht wird und das einem ernsten und ehrlichen Denken nicht widerspricht. Wir haben dies Etwas in der Vorstellung von einem „Heiligen Entwicklungs-Gesetz“, ein Begriff, den wir fromm in das Wort „Vorsehung“ fassen. Das ist die Vorstellung, die sich die Kulturwelt binnen kurzem zu eigen gemacht haben wird, und in der die Menschen denjenigen Frieden finden und wiederfinden werden, den allein ehrliche Ueberzeugung gibt. Diese Vorstellung deckt sich mit Allem, was die Natur uns offenbart; sie steht nicht im Widerspruch mit einer wissenschaftlichen Vorstellung im Universum.

Eine Anlehnung, die dem Menschenherzen notwendige Anlehnung, gewährt das Bewußtsein, daß in dem All und über dem Einzelnen ein Einiges heiliges unwandelbares Gesetz waltet, in viel vollkommenerem Maße, als der bisherige Gottesbegriff. Sind wir nach unserer bisherigen Vorstellung von dem wandelbaren Willen eines Wesens abhängig, dessen Entschließungen zwar weise und gerecht, aber doch, im freundlichen wie im strafenden Sinne, von unserem Denken und Verlangen (Gebet), Tun und Treiben (Handlungen) zu beeinflussen sind, so unterstehen wir fortan einer von Ewigkeit her in die Ewigkeit hinwährenden Gesetzmäßigkeit, deren geheimnisvolles Gewebe von Ursache und Wirkung immer mehr verstehen zu lernen, die erhabene Aufgabe kommender Jahrhunderte ist.

Dieser Gesetzmäßigkeit gegenüber gibt es kein Glauben und Zweifeln, kein Grübeln und Fürchten mehr; wir haben eine sichere Anlehnung für unsere Empfindung und haben einen festen Grund für unser Denken. In diesem

Vertrauen lernen wir, uns bescheiden; wir werden ungeheuchelt demütig, wir werden im würdigen Sinne Gottes- (Gesetzes-) fürchtig; wir sind ehrlich religiös.

Nur den Grüblern und Klüglern, die Unerforschliches erforschen wollen, wird das Gesetz nicht genügen; sie verlangen nach dem Gesetzgeber und ruhen nicht eher, bis sie über Wesen und Art, über Eigenschaften und Fähigkeiten dieses Gesetzgebers ein festes Gebilde in sich herumtragen. Sie haben ein Recht darauf, sich solche Gebilde zu machen, so lange ihre, durch übernommene Lehren angeregte Fantasie danach verlangt; sie haben ein entschiedenes Recht, weiter zu forschen, wenn sie innere Befriedigung darin finden; sie haben sogar die Pflicht, an ihren Gebilden festzuhalten, wenn in diesen Vorstellungen allein sie Erlebe und Kraft zum gut-sein-wollen finden. Aber darüber müssen sich die Grübler und Klügler klar sein, daß dieses ihr Innenleben nur Einbildungs-, nur Vorstellungs-, für ganz ehrliche Menschen sogar nur Wahnenleben ist. Diese Einsicht wird sie vor der Vermessenheit bewahren, die Ergebnisse ihrer Gebilde gar zu glaubenseifrig auf Andere übertragen oder gar sie der Jugend in einem Konfirmationsgelübde aufdrängen zu wollen; diese Einsicht wird auch dem unreifen Zustand von heute ein Ende machen, wonach gewisse Glaubensrichtungen als höchst vornehm, einige als noch allenfalls statthaft, andere aber als verrucht gelten, und wonach den Trägern der abweichenden Anschauungen eine jenachdem verschiedene staatliche Behandlung zu Teil wird. Bescheidenheit und Ehrlichkeit werden auch jedem Versuch entgegentreten, die neu sich bildenden Vorstellungen in feste, für Alle annehmbare Sätze fassen zu wollen. Gar aber diese, wenn auch nach einiger Zeit vielleicht fester gestalteten Begriffe abermals als Bekenntnis formulieren, ihnen schließlich die Bedeutung eines Dogmas ausdrücken zu wollen, wäre Verflüchtigung an dem heiligen Gesetz selbst, das „Entwicklung“ nicht „Unfehlbarkeit“, heißt.

Der rechtschaffene Mensch strebt danach, sein Tun und Handeln in Übereinstimmung zu bringen mit seinem Denken und Sprechen — ehrliche Religion; ein energisches Volk dringt darauf, daß sein Gesamtleben, das Volksleben, in Übereinstimmung tritt mit dem, was die Gebote der Religiosität (Gesittung) uns vorschreiben — unser Leben selbst Religion. Den gewandelten Begriffen von Vernünftigkeit, Ordnung und Gesetzmäßigkeit entsprechend, werden wir unser Leben, und wird sich das Leben der anderen Kulturvölker umgestalten. Gegenüber dem erwachenden Selbstdenken darf eine dogmatisch gebietende Autorität nicht länger auf Anerkennung ihrer Lehren und Forderungen rechnen. Nicht mehr der regierende Wille einer Gewalt, sondern das Gebot einer vollkommeneren Ordnung, das Gesetz der Gerechtigkeit, der Geist der Liebe wird unser Volksleben leiten. Nicht mehr die Unterwerfung und die Meinung anderer, früherer oder heutiger, Menschen wird als Tugend gelten; das ehrliche Streben nach Erkenntnis dessen, was das heilige Gesetz der Entwicklung von uns fordert, gilt als rechtschaffen; als treu und tapfer werden wir Die bezeichnen, die ihrer Erkenntnis entsprechend leben und wirken; als Helden gelten uns Die, die in der Übertragung ihrer Erkenntnis auf unser Volksleben, aller Berunglimpfung trougend, kühn fordern und fest auf ihren Forderungen bestehen.

Es ist für gesittete Menschen selbstverständlich, Niemanden wegen seines ehedem ausgesprochenen, heute noch wirklich, oder vermeintlich, oder angeblich festgehaltenen Bekenntnisses zu beunruhigen. Auch jetzt, wo es sich darum handelt, die Ergebnisse unserer Religiosität (Gesittung) in unser Leben zu übertragen, ist es keineswegs

Erforderlich, daß der Einzelne seinen Glauben, insofern er ihn zum gut-sein führt, aufgibt. Es ist durchaus nicht Vorbedingung für eine Andersgestaltung unserer Zustände, daß wir uns in einer übereinstimmenden oder auch nur übereinstimmenderen Vorstellung von Wesen aller Dinge zusammengefunden; es ist also auch nicht Hauptaufgabe der Gegenwart, diese Übereinstimmung anzustreben. Sind wir erst durch ein gemeinsames Wirken an der Erneuerung unseres Gesamtlebens zu einer gewissen Abklärung gelangt, dann findet sich die große Mehrheit, und allmählich finden sich Alle ganz von selbst in einer gleichmäßigeren Innenanschauung zusammen; der Zwiespalt von heute, und mit ihm der gesamte Konfessionalismus schwindet. Für jetzt kommt es darauf an, die Menschen in eine Gedankenrichtung hineinzubringen, die sie das Unzulängliche der Gegenwart und die sich für daraus ergebende Pflicht, Wandel zu schaffen, erkennen läßt. In diese Bahn des Erkennens darf Jeder und soll Jeder sein persönliches Bekenntnis, wie auch immer es laute, mit hineinnehmen. Gerade auf Grund seines eigenen Bekenntnisses, gerade auf Grund seiner Zugehörigkeit zu dieser oder jener heute noch organisierten Konfession darf die Gesamtheit eine Mitwirkung bei der Abstellung des Übels von ihm verlangen. Sprechen es Tausende von Geistlichen im Namen von Millionen unserer Volksgenossen sonntäglich aus, daß „die Liebe gegen alle Menschen in uns erwachsen und zunehmen“ soll, dann ist das Deutsche Volk auch berechtigt, von den erwähnten Vertretern dieser Millionen zu verlangen, daß sie Einrichtungen schaffen, die von diesem Geiste, dem Geiste der — gleichmäßigen — Liebe gegen „alle“ Menschen, getragen sind — — ehrliche Religion.

Was ist Sozialismus?

Von Fürst Peter Drapottin.

Schon im Jahre 1895 habe ich darauf hingewiesen, daß in der Entwicklung der eigentlichen sozialistischen Idee ein Stillstand eingetreten ist, und daß eine gründliche Prüfung dessen, was man den Arbeitern als Sozialismus verkündet, notwendig geworden ist, wenn diese große leitende Idee des neunzehnten Jahrhunderts nicht entarten und die ganze proletarische Bewegung vergiftet werden soll.

Seitdem ist diese Gefahr immer stärker geworden; so daß heute in Frankreich, Italien, der Schweiz und sogar in der deutschen Sozialdemokratie sich mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar macht, all das, was man in den sich „sozialistisch“ nennenden Kreisen tut und lehrt, zu überprüfen.

Wahrscheinlich wird man fragen, ob man von einem Stillstand in der Entwicklung des Sozialismus sprechen könne, wenn, einerseits die Zahl der Stimmen, die bei den Wahlen für die Sozialdemokraten abgegeben werden, fortwährend zunimmt, und wenn andererseits das, was man „die Verbreitung sozialistischer Ideen“ nennt, sogar in jene Kreise vordringt, die früher dem Sozialismus vollkommen feindlich waren.

Nun, gerade die Tatsache, daß man so weit gekommen ist, eine Zunahme der sozialdemokratischen Wahlstimmen oder ein paar Versuche von Verstaatlichung, also von Regierungs-Kapitalismus, für eine Verbreitung der sozialistischen Ideen anzusehen — daß man den Sinn des Wortes Sozialismus so weit vergessen hat, daß eine solche Verwirrung möglich ist — gerade dies ist in unseren Augen die wirkliche Gefahr. Glücklicherweise fängt man immer mehr an, diese Gefahr zu erkennen, sogar in jenen Kreisen

von Deutschland, Oesterreich und der deutschen Schweiz, die am meisten zu dieser fatalen Verwirrung beigetragen haben.

Nehmen wir nur ein Beispiel. Vor einiger Zeit machte ein bürgerliches französisches Blatt die Bemerkung, daß das Ministerium Clemenceau, trotzdem es anti-sozialistisch war, dennoch Gesetze zur Annahme brachte, die ganz sozialistisch seien; und es führte die Verstaatlichung der Eisenbahnen und den Plan einer Einkommensteuer als „sozialistische“ Gesetze an.

Man sollte denken, daß die französischen Sozialdemokraten sich beeilt hätten, diesen Irrtum richtig zu stellen, indem sie erklärten, daß das „antisozialistische“ Ministerium seinem Standpunkt treu geblieben ist, daß es nur Gesetze geschaffen hat, die nach der Idee der Bourgeoisie als eine Schutzwehr gegen den Sozialismus dienen und die einen Teil jenes großen Systems der sozialpolitischen Gesetzgebung bilden, dessen Absicht es ist, den Sozialismus lahm zu legen. Dieses System versucht die sozialistischen Arbeiterbewegungen zu hindern, zu gleicher Zeit die Kräfte der Bourgeoisie zu verstärken. Es ist ein System, das danach trachtet und dem dies auch teilweise gelingt, den Sozialismus zu unterschlagen.

Aber die französischen Sozialdemokraten antworteten gerade das Gegenteil von dem. Sie sagten das, was man seit zwanzig Jahren in Deutschland und überall in der sozialdemokratischen Presse bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt. Wenn der Staat eine Eisenbahnlinie ablöst oder sich des Monopols der Banken, des Handels, des Alkohols bemächtigt, heißt auch ihnen dies „Gesetze in sozialistischer Richtung“ schaffen.

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert hat man in allen Tonarten geschrieben; so daß der Arbeiter — jener wenigstens, der in den sozialdemokratischen Organisationen als „Massenbewußt“ angesehen wird — es schließlich selbst glaubt, daß Demokratie, Regierungskapitalismus und Sozialismus eins und dasselbe sind. Wenn man nur Demokrat bleibt, so werde man, ohne es zu wollen, zum Sozialisten, wie die unschuldigen Ministerpräsidenten von Frankreich und England, von denen der eine für die Westbahnverstaatlichung und der andere für die vom Staat bezahlte Altersversorgung stimant. Als dritten im Bunde könnte man noch den Zaren Nikolaus II. hinzufügen, der ebenfalls alle russischen Bahnen verstaatlichen ließ und der heute das Einkommen dieser „nationalisierten“ Eisenbahn — in guter Gesellschaft nennt man das Nationalisation — dazu verwendet, seine Untertanen hinmorden zu lassen. In Deutschland rechnet man zu diesen Sozialisten wider Willen auch Bismarck, der dort schon lange die staatliche Altersversicherung eingeführt hat.

Alle diese Leute sind, wenn auch wider eigenen Willen, Sozialisten; und ihr, Arbeiter, ihr müßt nur die Bourgeoisie die Sachen in dieser Richtung besorgen lassen. So spricht die Sozialdemokratie, und wenn man ihr glaubt, so geht der Sozialismus ganz von selbst voran.

Gewiß sagen auch wir sozialistische Propagandisten manchmal, daß alles in der jetzigen Gesellschaft die Entwicklung der Produktivkräfte des Menschen, die Entwicklung seines Gleichheitsgefühles, ja sogar die Kriege, die die verschiedenen Staaten um Eroberung der Weltmärkte gegeneinander führen —, daß dies alles dazu beiträgt, in einem günstigen Augenblick die soziale Revolution herbeizuführen. Alles! Aber nur unter einer unerläßlichen Bedingung: daß wir uns nicht durch die Bourgeoisie irreführen lassen! Und daß wir wissen, wohin wir gehen, daß wir das Ziel des Sozialismus richtig auffassen: die Abschaffung und nicht die Erhaltung der Ausbeutung des Menschen

durch den Menschen! Wenn das Verständnis dieses Zieles verloren geht, kann man sich herumschlagen, so viel man will, die Revolution wird nicht sozial sein, sie wird uns der sozialen Revolution nicht einmal näher bringen.

Es ist Zeit, laut zu verkünden, daß Sozialdemokratie und Sozialismus zwei grundverschiedene Sachen sind. Die Sozialdemokratie ist ein Kompromiß zwischen dem Sozialismus der Arbeiter und dem Individualismus der Bourgeoisie; ein Kompromiß, der das „Recht“ des Reichen, den Armen auszubeuten, voll und ganz aufrecht erhält, und nur die Form dieser Ausbeutung ein wenig zu mildern sucht; ein Kompromiß, der die Sorge, diese Ausbeutung abzuschaffen, den ferneren, kommenden Zeiten überläßt — wenn bis dahin die Gesellschaft unter der Last dieser Ausbeutung nicht zugrunde gegangen ist. Und eben deshalb, weil die Sozialdemokratie ein Kompromiß ist, ist sie unvermeidlich bestrebt, diese Ausbeutung auf ewig aufrecht zu erhalten, derweil dieselbe für einen Teil der Ausgebeuteten gemildert werden wird. Die Sozialdemokratie ist die Verleugnung des Sozialismus.

Es ist auch Zeit, ebenso laut zu verkünden, daß, was man „die Verbreitung der sozialistischen Ideen“ genannt hat, in Wirklichkeit nichts anderes ist, als eine Verbreiterung gewisser Bedenken in den Kreisen der Bourgeoisie, die es als zweckmäßig erscheinen lassen, einen verschwindend kleinen Teil der in den letzten dreißig Jahren geschaffenen riesigen Reichtümer mit einem winzigen Teil der Arbeiter — besonders auch deren Führer — zu teilen. Dies ist ein sicheres Mittel, um die Arbeiterklasse zu spalten, indem man einen Teil der Ausgebeuteten in die vermittelnde Klasse von verbourgeoisigten Arbeitern und Arbeiterbeamten übergehen läßt und so einen „vierten Stand“ schafft, um die große Masse unter dem Joche der Kapitalisten behalten zu können.

Andererseits ist es eine schändliche Täuschung der Arbeiterklasse, wenn man behauptet, daß einige schwache Verbesserungen im Betriebe der großen Unternehmungen, wie z. B. in den Wohnungs- und Lebensverhältnissen der Arbeiter, Sozialismus oder ein Weg zum Sozialismus sind — wo doch jeder Bourgeois weiß, daß dies nur ein Mittel ist, um die Produktivkraft des Arbeiters zu steigern, ohne den Löwenanteil, der dem Kapitalismus zufällt, im geringsten zu schmälern. Und wenn man dem Bourgeoisstaate das Verfügungsrecht über die ganze Transportindustrie und den Eisenbahnverkehr einräumt, so vermehrt man dadurch ganz ungeheuer die Kraft, die der Staat zur Verteidigung des Kapitalismus besitzt. Man steht das am auffälligsten in Rußland!

Deshalb ist es die höchste Zeit, die sogenannten sozialistischen Programme einer Revision zu unterziehen, nachzusehen, was noch an unklarem Sozialismus in diesen Kompromiß-Programmen bleibt, und alle sozialistischen Bestrebungen der Arbeitermassen so zu formulieren, damit alles Gift, was die geriebenen Schlauchflüße der Bourgeoisie in dieselben hineingeschmuggelt haben, daraus verschwindet.

Ueber unpünktliche Lieferung

gehen uns Beschwerden zu. Soweit es sich um Postabonnements handelt, können wir nichts dagegen tun: der Post wird die „Aktion“ rechtzeitig geliefert. Sonstige Beschwerden mögen unsere Leser fortan an die untenstehende Adresse richten, die Abhilfe schaffen wird.

Verlag der „Aktion“

Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17.

Zum Fall Iatho

Einige Stimmen an das Spruchkollegium:

1. Paulus:

Nur das möchte ich von euch wissen: Habt ihr den Geist empfangen durch Gesetzeswerke, oder durch des Glaubens Kunde? (Brief des Galater.)

2. Luther:

Es verdrückt die Mönche, wenn man ihnen in die Rutte schneift.

Den Pfaffen kann selbst der Teufel nichts abgewinnen.

3. Goethe:

... wer darf sagen:

Ich glaub an Gott?

Magst Priester oder Weise fragen,

Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein.

— — — — —
Wer darf ihn nennen?

Und wer bekennen?

Ich glaub ihn?

Wer empfinden,

Und sich unterwinden

Zu sagen: ich glaub ihn nicht?

Der Allumfasser,

Der Allhalter,

Faßt und erhält er nicht

Dich, mich, sich selbst?

Wölbt sich der Himmel nicht dardoben?

Stiegt die Erde nicht hierunter fest

Und steigen freundlich blidend

Ewige Sterne nicht heraus?

Schau ich nicht Aug' in Auge dir,

Und drängt nicht alles

Nach Haupt und Herzen dir,

Und webt in ewigem Geheimnis

Unsichtbar sichtbar neben dir?

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,

Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,

Nenn' es dann, wie du willst

Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!

Ich habe keinen Namen

Dafür! Gefühl ist alles;

Name ist Schall und Rauch,

Umnebelnd Himmelsglut.

(Faust I.)

4. Stirner:

bleibt die Meinung bestehen, so habe ich meinen Gott (Gott ist ja nur als „mein Gott“, ist eine Meinung oder mein „Glaube“); also meinen Glauben, meine Religion, meine Gedanken, meine Ideale.

5. Maeterlinck:

Wir glauben nicht mehr, daß diese Welt der Augapfel eines einzigen Gottes ist, der über unsern geringsten Gedanken wacht, aber wir wissen, daß sie in der Gewalt von ebenso mächtigen Kräften ist, die über Gesetze und Pflichten wachen, die wir zu erforschen haben. Darum ist auch unsere Haltung gegenüber dem Mysterium dieser Kräfte eine andere geworden. Sie ist nicht mehr furchtsam, sondern vertwegen. Sie fordert nicht mehr das Niederknien des Knechtes vor seinem Herrn und Schöpfer, sondern gestattet das Anblicken von Gleich zu Gleich; denn

was wir in uns tragen, steht auf gleicher Stufe mit den tiefsten und größten Mysterien.

(Doppelter Garten).

6. Rilke:

Ist es möglich, daß es Leute gibt, welche „Gott“ sagen und meinen, das wäre etwas Gemeinsames? (Aufzeichn. des Malte Laurids Brigge).

Glossen

Wertungen der „Deutschen Montags-Zeitung“

Heinrich Mann-Verehrung

„Der stärkste, interessanteste und künstlerischste Schlüsselromancier ist entschieden Heinrich Mann. Wer erinnert sich nicht der herrlich pulsiven Lebendigkeit seines Buches „Die Jagd nach Liebe“, das uns Otto Julius Bierbaum, Alfred Hagemel und viele andere, die wir sonst nur aus der Respektperspektive kannten durch den Krimscheiter einer liebe- und humorvollen Bildnerkunst nahe brachte. Wer hat nicht... Das war ungefähr zu der gleichen Zeit, da Felix Hollaender sich daran machte, den Inhabern der Berliner Bankfirma... gerecht zu werden.“

Und

„Da hätten Maximilian Harden, Gerhart Hauptmann und Siegfried Jacobsohn...“

Jupe-culotte-Verehrung

„Reiselektüre für Heringsdorf! Es wäre wahrhaftig das schlechteste nicht. Hier hätten die sensationshungrigen gebildeten Gattinnen, was sie in Stunden der Langeweile brauchen: die Pikanterie gepaart mit guter Literatur. Heinrich Mann liest sich so übel nicht, wenn einmal der Regen daran hindert, die Jupe culotte auf dem Sandungsteg spazieren zu führen...“

Sternoto.

Die gelbe Gefahr zur See. Als der Norddeutsche Lloyd feinerzeit beschloß, auf einigen seiner Linien chinesische Heizer und Kohlenzieher zu beschäftigen, wurde er deshalb von der Arbeiterpresse scharf angegriffen. Der Lloyd wehrte sich, indem er menschenfreundliche Gründe vorbrachte. Man könne den Weißen die Tätigkeit in den Maschinenräumen auf der Fahrt in die Tropengegenden nicht zumuten. In den Kreisen der Arbeiterschaft machte diese Erklärung wenig Eindruck. Man witterte eine herausziehende Gefahr. Mit wieviel Berechtigung, lehren jetzt Bekundungen des Londoner Board of Trade über das rasche Umsichgreifen gelber Arbeit auf englischen Schiffen. Mehr als zwanzig Schiffsahrtsgesellschaften versichern übereinstimmend, daß ihnen die Beschäftigung chinesischer Seeleute beim einzelnen noch etwas teurer zu stehen komme, als die weißer Mannschaften. Der Vorzug gelber Arbeit liege in der Wirkung. Ein Schiffseigner nach dem andern versichert: wenn man einmal mit einer chinesischen Kraft für einen bestimmten Posten einen Versuch angestellt habe, könne einen nichts mehr bewegen, wieder einen Weißen dahin zu setzen. Chinesische Heizer steigern durch ihre besseren Leistungen die Fahrtgeschwindigkeit der Dampfer, während sie gleichzeitig durch ihre Friedfertigkeit und Mäßigkeit das Leben an Bord angenehmer gestalten. Diese Beobachtung hat schon viele Schiffsahrtsgesellschaften veranlaßt, auch an Deck chinesische Mannschaft zu verwenden. Die Kapitäne selbst fordern hierzu auf. Sie klagen über die Trunksucht und

den Ungehorsam englischer Seeleute, über häufiges Ausreißer und allerhand Scherereien durch das Betragen der Beute in den Hafenstädten. Da schreibt ein Kapitän, er befinde sich dauernd in der Zwangslage, seine Beute schelten und züchtigen zu müssen; ein anderer verlangt nach „anything in the shape of a human being, other than a Britisher“. Aus alledem geht hervor, daß der chinesischen Arbeit auf britischen Schiffen bei freiem Wettbewerb die Kraft innewohnt, die englische zu verdrängen. Warum also nicht auf deutschen Schiffen die deutsche Arbeit? Die gelbe Gefahr schwimmt. Man wird sich nicht verwundern brauchen, wenn der Ocean sie uns eines Tages ans Land spült.

Otto Corbach

Sehnsucht

Mein Schatten juckt gebückt durch Ladenfenster:
Es klopf mein Blut an meines Huts Verfall.
Potsdamer Platz! Dich, Rührenden, umkränzt der
Schwimmenden Träume flüchtiges Gelall.

Wie wieder werde ich der frankten, dicken
Selbsterne fühle Wunder überbrennen.
Es kommt ein Sturm, vor dem die vielen dicken
Bierwagen wie gehegte Herden rennen.

Berlin.

Ernst Bläß.

Genie und Pädagog

Eine offene Frage von Max Jungnickel.

Alle gewaltigen Genien, die wie Brandfackeln über die Welt strahlten, sind, aus der Perspektive der meisten Pädagogen gesehen, keine Menschen mehr. Sie sind einfach Mythen, göttliche Popanz, Lugendwolbe und Konstrukt. Ist nicht das Katheder ein Ehrensessel? Warum webt nun der Lehrer um die Häupter jener begnadeten Menschen einen Heiligenschein? Warum? Ist es nicht schon genug, daß die Nachfolger Pestalozzi's durch ihr ewiges Sägen, Hobeln und Wiederläuen die Klassiker mit ihren eigenen Werken totschlagen und verscharren? Warum spricht der pädagogische Adergaul immer von dem edlen Friedrich von Schiller? Weshalb verschweigt er uns den rotthaarigen Schöpfer von Schustern, Kriechern und Canaillen? (Schiller war in der Schaffung jener Individuen so genial wie Gott als er Adam den lebendigen Odem einblies.) Warum verschweigt der Pädagog den Geldsäcker, den Duhler um Publikumsgunst, das Launenkind Friedrich Schiller? Weshalb preist er unseren Goethe als Glückskind, als Urbild der Gesundheit? Warum verschweigt er uns den Ersinner tief pathologischer Gestalten, den unbändig leidenschaftlichen, mächtig sinnlichen, von nervöser Reizbarkeit gepetschten Olympier von Wetmar? Weshalb verheimlicht er uns den freihetlichen Goethe? Warum schleppt der Mann auf dem Katheder unseren großen Tragikomiker des Liebes, Heinrich Heine, in seine Geistesalchimistenküche, und malt uns dort das Bild jenes Erdentänzers, Totlachers und holden Verschwenders mit Gift und Galle? Weshalb verleugnet er das dämonische Genie eines Napoleon? Weshalb predigt er nicht über den Wert der persönlichen Verdienste? Er spricht lieber von diesem Geistesgiganten und Soldatenabgott in demselben Tone, den in den Jahren preussischer Erniedrigung Philister und Heimkantschen in ihrer semmelblonden Raivität angewendet. (Wie schön das aus einem Oberlehrermunde klingt: „Muttsauer, Wehrwolf, Tyrann, Menschenfresser usw.“) Wie schön!

Sind es vielleicht moralische Gründe, die den Pädagogen veranlassen, uns unsere Geistesheroen nicht splittern zu zeigen? Ich brenne auf die Lösung meiner Frage. Man schafft uns Karikaturen, wenn man Blößen, Gebrechen und Menschlichkeiten umschleiert, wenn man goldene Herzen in den Not zerrt und sie dem Wissenshungrigen verefelt. (Jene Autoritätswinseler und Bedanten verammelten ja auch einem Jbsen, Hauptmann und Jola die Lür in preussische Lehrerfeminare). Der alte, blinde Homer hat einen Himmel gesungen, der keine Heiligen hat. Einen Himmel! Gasse oder verabscheue ich vielleicht Massoel, wenn ich weiß, daß das Modell zu seiner syrtinischen Madonna seine Hure war? Paul Bonetola hat eine entzündende, humorfrische Silhouette gemalt: „Der Herr Lehrer mit seiner Familie.“ Ein spindelbärren Nachfahre Pestalozzi's hüpf wie ein Heupferd an der Spitze seiner achtpröfigen Rinderschar einher. Und dann die Frau Kantorin! Die hält jener lebendigen Sezessionslinie noch ein Menschlein entgegen. „Bonetola, du Teufelskerl, wohin trippelt diese Schar?“ „Hur — Staatskrippe!“ Bravo!

Huldigung

Wenn ich fürstlich nur den Finger hebe,
rollt ein großer Funkendiamant
durch die Himmel aus dem Sterngewebe
in die Worte, die mein Traum gebannt —
und zerprüht und sprüht viel kleine Splitter
licht wie Perlenschmuck der Cherubin:
Um das Wortvolk schwirrt ein Keimgezitter, —
Mond und Sonne spiegeln sich in ihm. . .

Meine Worte pilgern wie in Hallen
eines fremden Schlosses in die Nacht.
Ihren Herzen haben Nachtigallen
sterbend ihres Liedes Kunst vermacht.
fackeln heiß ich sie im Wallen tragen, —
wo sie atmen, singen Lüfte leis —
und die Klanggewordenen Seufzer fragen,
ob ich auch die guten Wege weiß. —

Gute Wege weiß ich wohl zu zeigen,
weil die Stimme meiner Herrin rief . .
Trennes Wortvolk, treue Diener neigen
vor der Schilderhobenen sich tief.
Und die Scheine hinter Fackeln springen
über ihrer Schönheit frommen Gral — —
Herzen jubeln laut und Lüfte singen
und ein Brausen fällt den hohen Saal! —

Berlin.

Kurt Erich Meurer.

Das Geheimnis des Mutes

Ein ernstgemeinter Beitrag zur Psychologie der Hieb-
festen und sonstwie Gefesteten.

Von Dr. S. Friedlaender, Halensee.

Im „Zeitgeist“ hat vor ganz kurzem ein Doktor den
anmutigsten Artikel über „Das Zeitalter des Mutes“ ver-
öffentlicht. Wenn er ihn verheimlicht hätte, wäre es für
die Welt und für ihn schade gewesen — denn dann hätte
ich diesen Artikel zu veröffentlichen, wenig Veranlassung
gehabt. Wir werden und sollen also immer muh . . . ich

wollte natürlich sprechen: mü-tiger werden, mit dem schließlichen Erfolg, daß wir mutig einer chaotisch gott- und sinnlosen Welt uns stellen? — Doktorchen? Und den Mut zu solchem Unsinnen, das Feldwebel enthusiastisieren könnte, holen Sie sich aus — ist es erhört! — Nietzsche?? Interessanter Fall von Folgen der Vektüre, lieber Doktor! Hätten Sie La Rochefoucauld gelesen, der den Mut der Mutigsten innerst bei sich bezweifelt! Oh, was sage ich — hätten Sie . . . wie heißt er gleich? . . . Zarathustra gelesen, der . . . Hören Sie mir zu, mein bester Herr Doktor, und bliden Sie weniger schicksalschwanger in meine treuen, ehrlichen, alten Augen, ich bin gerührt. — Zum Verständnis des Mutes hat man den Schlüssel gewonnen (überhaupt zum Verständnis), wenn man ihn präzisiert, exaktisiert, nachrechenbar macht: wenn man ihn zur Zahl nötigt — dann spricht er (wie jedes andere Ding) sein Geheimnis aus. Wer Doktorchen, was halten Sie vom verewigten Pythagoras? Traun, diese antiken Weisen halten Sie doch für längst antiquiert? Wir sind keine Kinder mehr, dafür sind wir jugendliche Greise, die einen — ha! — hoffnungslosen Mut der Verzweiflung haben. Oh teurer Mann — ja, wenn Sie gewissermaßen den Mut zu irgend einem das Chaos kosmizierenden metaphysischen Weltprinzip machten — ja, mein Liebster, dann ließe sich's mit Ihnen und nach Ihrem tapfern Gusto gewiß mutig sein. Aber das wäre Ihnen nicht mutig genug. Sie sagen nicht etwa: sei die Welt wie sie sei — mein Mut wird sie jedenfalls architektonisieren. Sonbern — pah! — der Mut, der Mut, der Mut sprengt auf tollem Fuß ins Ungewisse, in das Große Vielleicht. Und stehe-herben — walala! — müsse mer doch noch allöweul, juhu.

Ne, mein Liebster, diese Weltanwauung macht mir Unmut. Sie aber und außer Ihnen noch ein paar Draufgänger sind begierig, mein Geheimnis endlich aussprechen zu hören. Schön! Also zuvörderst evolviere ich Ihren Mut in eine Skala, die vom — ∞ des Mutes, der folternsten Gewissensangst (wie sie z. B. Franz Moor erlebt) bis zu ihrem + ∞ des Mutes als deren anderem Pol in allen Graden, Nuancen, Schatten, Farben, Finsternissen und Lichtern dieser Seelenregung irisiert. Mein Herr! Ach, mein zeitgeistreicher Herr (je!), jetzt befehle ich Ihnen, diese Skala sorgsamst über die ordinäre Zahlenkala auszuspannen. Heh? Wiehen Sie es noch nicht? Ihr respektabler Mut ist ja eine wahre Polarität mit einem echten Indifferenzpunkt; wir haben, mein Herr, einen psychophysischen Magneten vor . . . wollte natürlich sagen in uns („in“ paßt mir ooch nich, ich bin kein locus). Ich will also sagen, Herr Dr. Chrysolith, Wir Mutige, wir sind wahrhaftigen Gott Magneten. Während Ihr Herren nur den eisernen Magneten so gut zu verstehen wähnt, wißt Ihr mit dem seelischen nicht bloß nichts zu beginnen; sondern Euch kommt es nicht einmal ernstlich bei, auch nur zu mutmaßen, daß Ihr magnetisch lebt. Aber was ist mit diesem Rätselwort gemeint? Bitte, passen Sie auf, halten Sie den Schnabel, öffnen Sie das ungefällige Ohr!

Der Magnet ist eine Selbstentzweiung aus Ueberinnigkeit, also die Pluralisation eines eguberant Identischen: keines „Einen“, sondern der Indifferenz des ∞ . Wenn Ihnen das zu tief oder zu hoch ist, so sind Sie mir zu flach und zu niedrig, so daß wir ja quitt wären. Im Ernst! Der Magnet ist Selbstopposition und zwar kraft seiner enormen Indifferenz. Diese Pluralität hat einen durchaus dualen Gegensatzcharakter, ohne daß sie deswegen ein Gegensatz wäre: sondern ihre Extreme sind Pole, d. h. der eine ist latent im andern enthalten; wie

z. B. beim geschlechtlichen Magnetismus Mann und Weib ineinander, also Plus und Minus ineinander. Jedes Duale, das erlebt wird, hat seine quantitative Polarität; so auch Ihr hübscher Mut; ich veranschlage ihn als ∞ und begabe dies mit minus und plus —

Und längst, längst, längst haben Sie mich unterbrochen und heftig gefragt: Zum Teufel, Kollege, woher wißt Ihr's? Et, mein Kind, ich halte ja das Erlebnis für den besten Beweis. Machen Sie doch die Probe! Ich werde nämlich sogleich genau angeben, worauf es bei allem Magnetismus eigentlich ankomme. — Mit einem Wort: auf Balancement! Als philosophischer Physiker lache ich über Pole, die einander anziehen oder abstoßen sollen: sondern das Wunder, die identitas biformis, concordia discors ihrer Differenz verlangt ihr Balancement, ahndet jede Art Schiesheit, jede Disproportion ihres Verhältnisses unerbittlich so lange, bis die Wagenzunge des Magnetismus einsteht. „Einsteht?“ — Hum! Die Wage des ∞ steht mit ihrer Zunge niemals tot ein, sondern lebendig, d. h. sie balanciert ihre monströsen Gewichte unaufhörlich. Und nun bitte ich Sie um einige Mutanwendung, damit ich Ihnen etwas Besseres bieten könne als einen Beweis, nämlich die Probe durch das Erlebnis.

Machen Sie, mein Mutiger, das folgende Experiment. Nehmen Sie Ihre Brust (oder Busen), welche als die eines Mutigen weiten, geräumigen Umfang haben muß, und lassen Sie nun positiven und negativen Mut in ihr um jenes wunderbare Nequilibrium ringen, das vornehmlich Mut zu heißen verdient. Zu diesem Zweck müssen Sie bis verehrliche Brust in eine Gefahr tragen — oder, wenn Sie außergewöhnlich lebendige Sinne regen, die Gefahr einsehen, die jede Sicherheit belauert, in der Sie sich also jederzeit befinden. Denken Sie an das Zarathustrawort: Mutig ist nicht der Furchtlose, sondern wer Furcht kennt, aber zwingt. Feigheit ist nur die Spiegelschrift ihres eigenen Gegenteils, also ein umgekehrter Mut, ja Uebermut. Auch werden die Extreme recht wohl in einander umschlagen können, ich erinnere an die berühmte Wagschalenzunge ihrer Indifferenz. Für Ihre Brust handelt es sich aber jetzt darum, weder feig noch mutig zu sein; sondern den furchtbaren Krampf des Bitterns zwischen Weidem durch Auffindung des wunderbaren Punktes von beider Identität zu überwinden: hier, mein Lieber, wird Ihre Feigheit bis an den Nullpunkt herangeführt, wo sie an den Mut angrenzt; und hier wird Ihr Mut von seiner blinden dummen Zuversicht und wahnwitzigen Berheptheit, seinem Militarismus möchte man sagen, dadurch befreit, daß er von der anderen Seite bis an den Rand des Nichts genötigt wird, wo er, in den Abgrund seiner eigenen Feigheit blickend, den heilsamsten Schauer verspürt. In diesem Abgrunde nun wohnt die Wahrheit des echten Mutes, der zwischen seiner Negation und seiner Position äquilibriert; der immerfort über solchen Abgründen schwebt, mag er drum wissen oder nicht. Erleben Sie's erst einmal, Bester, bevor Sie vom Entweder — Oder, von Mut und Feigheit lauderselschen.

Ich will mich anheischig machen, sämtliche Entweder — Oders der Herren Menschen ähnlich zu kopulieren — kraft des Erlebens ihrer Mitte. Ich dulde diese dummen Einseitigkeiten nicht und habe es stets in meinen wenigen, aber unschätzbar wichtigen Schriften belämpft, daß man Erlebnisse entweder bloß negiert (wie z. B. der törichte Mauthner die Sprache); oder poniert, wie Sie nicht minder töricht Ihr albernes Zeitalter des positiven Mutes. Nachdem außer mir noch einige grandiose Weise ihre Lehren

gegeben haben, glaubt jeder Michel sein kindlich ahnungsloses Gelächern hören lassen zu sollen. Da setzt so ein Rhinoceros sein Minuszeichen irgend wohin, z. B. an die Sprache, und hält seine bloß negierende Kritik für vernichtend, verwechselt „non“ mit zéro, Negation mit Annihilation. Und niemand gibt ihm eins — worauf, sage ich kaum. Es ist selbstverständlich eine sehr verdienstliche Sache, besonders, wenn man in der Setzung des Pluszeichens abundierte hat, nun auch die negative Spiegelschrift entgegenzuhalten — gerade damit nun endlich einmal der vom Zweifel und Schwanken zwischen Ja und Nein erlösende Gleichgewichts- und spielende Balancierzustand eintrete, den ich Ihrer Brust zu fühlen geben wollte. Aber man predigt im allgemeinen Ohren, die entweder weise, aber leider taub; oder scharf, aber dumm sind, und so rückt die Welt nicht von ihrem trägen Fled. Der eine behauptet Wahrheit — und der andere mußt das Gegenteil, sagt: nein, nein: und die Wahrheit schreitet mit Göttersinn mitten durch. Gott besohlen, Dummköpfe! Best mein letztes Buch über Nietzsche, d. h. über Polarität im philosophischen Verstande und laßt euch begraben, wenn Ihr dann noch nichts merkt. Schluß aber, wer te Freunde, tretet näher zu mir, werdet leise, noch leiser und hört diese sonderbare Stimme! Sie sagt Ja, daß es wie Nein; Nein, daß es wie Ja klingt. Sie macht daraus eine unendliche Melodie des Spiels zwischen Gegensätzen und ihren farbigen Gradationen. Sie sagt zuletzt: Nichts mit dem Klange aller Unendlichkeiten. Sie vernichtet grazios, indem sie alle Töne zum Echo macht, dessen Schall nirgends zu finden ist. —

Und weil ich gerade guter Laune bin, will ich dem alten Paul Scheerbart auch eins auswaschen, dessen Logik den Klaps hat, wenn er immer noch nicht einsteht, daß man gegen mich, d. h. gegen eine Polarität nicht polemisieren kann: sondern daß Polemik selber ein Pol ist und zwar doch ein negierender. Mein, was groß Wunder? Der Plus-Scheerbart und der Minus-Scheerbart haben auch noch ein Bombengewackel an sich und kein exaktes Gleichgewicht. Gewissermaßen ist es eine berauschte Polarität, der die Mächtigkeit fehlt. Man denke sich den ollen Goethe mächtig besoffen — voilà Paul! — Ja, mein liebster Paul, Goethe wird mir recht geben: Polarität ist der Prüfstein, der sterblichen Verstand vom unsterblichen unterscheidbar macht. Jemand kann ein großer, aber dummer Künstler sein; das hat der alte Sokrates häufig bestätigt gefunden. Adieu, Ihr lieben Leute! Es ist eine wahre Freude, so wohl verstanden worden zu sein. Und darf ich mitten in einem Satz abbrechen? Der Mensch, der seine Extreme lebendig koexistieren lassen kann, ohne ihre Funktionen dabei zu verlieren, ist — — —

Glocken in Würzburg

Angen nachmittags um 3 folgende Worte:

Bim — bam

Ja ich versteh dich nicht — so freu dich doch:

Juble, lache, juble —

(Siehe rein weht die Gottesluft)

Bum — bum — bum

(Wenn auch das Leben ernst ist, jawohl, es ist — — ernst!)

Bim — bam

Ja ich versteh dich nicht — freust du dich noch immer nicht?

Juble, lache, juble —

Bum, bum, bum,

(Wenn auch das Leben ernst ist — ach — fröhlich-ernst muß es wohl sein!)

Berlin.

Unselm R u e f t.

Der liebe Gott in Verlegenheit

Von M y n o n a.

In einem Negerdorf, wo noch niemals jemand von Gott gehört hatte, erschien eines Tages ein Einsiedler und erzählte:

„Der liebe Gott sandte eines Tages einen kleinen Engel nach der nächsten Destille, dort etwas Aquavit zu holen, er hatte gerade großen Weltkel. Der Engel stieß unterwegs auf den heiligen Bombardimus de Gerompella, der ihn anhielt, ihn auf den Arm nahm, ihn küßte und ihm verschiedene knifflige grammatikalische Fragen in lateinischer Sprache zu beantworten gab. Der kleine Engel war von engelhafter Ungeduld, zappelte, strampelte, zuckte mit den Flügeln, riß Bombardinum am Bart und wollte allenfalls den Heiligen mit in die Destille nehmen. „Was, Pipint! (so hieß das Engelchen), Aquavit für Se. Divinität! Es ist nicht möglich, mein Dummerle; so weit kann doch die Korruption nicht gehen. Was hat Er denn?“ — „Du lieber Gott“, lispelte Pipint, „erst schafft er den ganzen Weltmatz und nachher spürt er's Reissen in allen Gliedern; eine Art Wochenbett-Welterschöpfungs-Fieber.“ „Pipint“, lachte der Heilige, „wenn er sich einen antrinkt, reden wir ihm nachher ganz leicht ein, was wir wollen; außerdem bringen wir ihn ins Schwächen, vielleicht verplappert er sich, wie er z. B. den Philosophen August Heubert geschaffen hat, welcher exakt überzeugt ist, daß er alles nachverstehe; was mich neulich sehr geärgert hat; ich mag Heuberten nicht, er hat so etwas Schmachtdenes um die Nase 'rum, seine Intelligenz schmeckt wie alter Ruchenteig, worin alle Begriffe als bittere Mandeln stecken. Wie wär's, wenn wir dem Heubert, sobald Se. Divinität ihren Schwips weg hat, einen Schabernack spielten?“ Pipint erklärte sich gern einverstanden, und beide verschwanden in der Destille.“

Der liebe Gott hatte nun bald über seinen Durst getrunken. Pipint winkte den Bombardin herbei. Gott sah geradeaus, und sprach, und seine Stimme bröhlte wie Donnerrollen: „Pipint, wer ist dieser Mann?“ „Niemand weiß das, lieber Gott: nur August Heubert allein kennt ihn; sprich doch leiser, Herrgott noch 'mal, es ist doch Sabbath.“ „Heubert?“ Gottes Frage klang wie der Seufzer einer gebrochenen Matrospe. „Gib mir mal das Adressbuch, Pipint!“ Gerompella wehrte ab: „Den Heubert August kenne ich, es ist ein Philosoph, der behauptet hat: Gott habe die Schöpfung blindlings in berauschem Zustande geschaffen, er aber, Heubert, sei nun der ernüchterte Gott selber, der hinterher erst klar und hell über Gott und seine Werke würde.“ Da zitterte der ganze Himmel. Gott trank allen Aquavit aus, er nahm einen Rohrstock und hieb damit dem Pipint eins aufs Leder, gleichsam ein englisches Pflaster: „Marsch, du himmlisches Geflügel, schaff mir diesen Klugen August, ich will meine Gaudi. Pipint flog. „Das wäre ja nett. Wer sind Sie denn?“ „Erkennt mich der Herr nicht mehr? Ich bin der heilige Bombard!“ „Alle Heiligen! Der Kerl hat keinen Takt. Merken Sie sich, Sie Schurke, daß Gott bloß rhetorische Fragen stellt.“ „Ich bin ein schlichter Mann“, sagte Bombard, „und habe Knagges „Umgang mit Gott“ nie gelesen.“ „Das walte Gott!“ replizierte Gott. Plötzlich hörte man ein lautes Kreischen, es war Pipint, ein sehr germanisch aussehender blonder Hüne hatte ihn beim Ohrläppchen und zerrte ihn im Sturmschritt vor beide Herren: „Mein Name Heubert, Geh. Rat August Wilhelm Heubert, Dozent an Universität Göttingen. Dieses kleine Satansluder hier läßt mich soeben träumen — oh Heubert weiß, daß er

weiß, daß er träumt, er träume! — ich stünde vor Gott und dem hl. Bombarbin. Eh bien, messieurs, que voulez-vous?" — Gott sagte: „Heubert, laß ab von Pipink.“ „Mich hüten!“ schnauzte Heubert, „muß mit Pipink in Connerz bleiben, es hilft, ich weiß das; übrigens ist hier Aquavit getrunken worden.“ Gott sagte: „Heubert, ich habe Sie kommen lassen, weil ich aus Bombarbins Aeußerungen den Eindruck gewonnen habe, Sie machten etwas zu viel in Intelligenz. Wie steht es damit?“ „Na, sagen Sie mal,“ Heubert räusperte sich kräftig und spuckte auf Gottes Schuhe, „erlauben Sie mal, hören Sie mal, ich wollte, ich hätte Sie nie gesehen. Hat man je so etwas erlebt! Sie sind ja trunken, sagen Sie mal. Weiß Gott, ich kann Ihnen wohl sagen, ich habe zwar die Thesis von Ihrer Trunkenheit selber aufgestellt, aber stille innen bei mir glaubte ich dabran gar nicht, hören Sie mal!“ „Heubert,“ sagte Gott, „ich habe mich nur betrunken, um Ihre Thesis zu rechtfertigen. Ich beschäme kein Geschöpf: so wie es mich will, bin ich.“ „Bei Gott,“ schrie Heubert empört auf, „sagen Sie mal, was wollen Sie von mir? Glauben Sie denn, ich durchschaue Sie nicht? Ich soll das Geheimnis meiner Intelligenz preisgeben? Sagen Sie mal, erlauben Sie gütigst, ich behaupte: Sie schaffen die Welt, ohne sie zu verstehen. Heubert versteht aber die Welt, freilich schafft er keine. Sagen Sie mal: Was wollen Sie sonst von mir?“ Inzwischen waren von allen Seiten her, durch das Geschrei der Disputation herbeigelockt, alle Himmlischen erschienen. Jeder merkte, Gott hielt sich kaum noch auf den Beinen; er ließ sich auf eine Wolke nieder, schlug sich mit beiden Händen auf seine Kniee und schnaubte zu Heubert: „Herr Geheimrat, ich kann auch vernichten!“ „Über Sie werden niemals vernichten, was Sie vernichten. Auf dem Verständnis kommt es an! Das hat Heubert.“ „Sie ulkige Nudel,“ brüllte Gottvater, ganz außer sich, „von wem stammt Ihr ganzer Verstand als von Mir?“ „Das schon“, verbeugte sich Heubert, „aber das Verstehen des Verstandes von mir, erlauben Sie gütigst. Sie schaffen trunken, trunken, trunken! Der Himmel hat, gleich als ich kam, nach Aquavit gestunken.“ „Sie ungereimter Patron,“ machte Gott. „Au!“ rief August. Alles wieherte vor Freude. Bombarbin zwickte Pipink: „Der Spaß gerät vortrefflich. Gott hat es in sich.“ In der Tat nahm der Rausch bei dem alten Herrn überhand, vielmehr überkopf; Heubert fühlte sich Herr der Situation. „Hören Sie mal,“ bozierte er, „das sage ich Ihnen ernstlich, wenn einer meiner Kandidaten so wenig von seiner Arbeit wüßte, wie Sie von Ihrer — weiß Gott, erlauben Sie schlechtweg, er könnte nicht promovieren.“ Gott sagte: „Sie furchtbarer Idiot. In Ihren Ohren würde Dr. Gott schlechtweg besser klingen als schlechtthin Gott! Ich kandidiere nicht, merken Sie sich das.“ „Erst können!“ höhnte Heubert. Hier kriegte Bombarbin einen solchen Sachanfall, daß ihn der Leib schmerzte. Gott aber saß auf der Wolke, wurde sehr gemüthlich, ließ die Beine baumeln, wiegte sich und sang: „Wolle mer nochmal! Wolle mer nochmal! Sie werden mir leicht zugehen, ich habe Sie klug gemacht, kann Sie auch bösig machen. Was geht mir der Intelligenz an, aber ich kann ihn schaffen, in allen Formaten, der is der Zauber!“ „Mein Gott! Mein Gott! Selbstverständlich ist im Schaffen implicite auch das Verstehen des Geschaffenen enthalten: aber das Explicite hat alles Geschaffene vor dem Schöpfer voraus, insofern es ja der Schöpfer eigentlich selbst ist, nur eben distanziert, während Sie es auf einmal zu sein scheinen.“ Inzwischen hatte der Rausch Gottes den Gipfel erreicht: „Satanaknochen!“ Er schmalzte mit der Zunge. — „Ich will ja nur die Kompetenz der Geschöpfe

wahren,“ — hier ließ aber Heubert unborsichtigterweise den Pipink los, der sofort auf Gottes Kniee rutschte und ihm etwas ins rechte Ohr flüsterte. — „Ja, mein Pipinklerle, machen wir,“ sagte der alte Herr. Und zu Heubert: „Na, reden Sie man weiter, Sie gefallen mir!“ Heubert legte los, aber so viel er sprach, er sprach gar nicht selber, er war zwar dabei, aber die feinsten Dinge, die er sagte, sagte er nicht selber. Er merkte außerordentlich deutlich, daß er nichts war als der Zeuge seiner sogenannten eigenen Gedanken. „Hum, hum,“ machte er, „hören Sie mal. Jetzt geht mir ein Licht auf: ich bin es ja gar nicht, Sie sind es aber auch nicht. Sagen Sie mir ganz ehrlich: Sind Sie nicht etwa bloß noch nachgerade anders als ich, aber wenn auch aktiver scheinend, etwa nämlich auch nur der Zeuge bei der Schöpfung gewesen? Erlauben Sie gütigst.“ — Gott hob Pipink wie eine Art Taschentuch vor sein Gesicht, blinzte mit den Augen zwischen den Beinchen des Engels durch die ganze Versammlung an und lächelte unendlich schüchtern: „Es war Aquavit! Prost, Heubert! Prost!“ Gerompella hatte jetzt wahre Bauchschmerzen.“

Das Kunstwerk

Novellette von Anton Tschadow.

Sascha Smirnow, der einzige Sohn seiner Mutter, betrat, einen in No. 223 der „Birschewija Wjedomosti“ eingehüllten Gegenstand unter dem Arm haltend, mit süßsaurer Miene das Empfangszimmer des Arztes Koschelskow.

— Ah, holder Jüngling! — redete ihn der Arzt an, indem er auf ihn zuging. — Nun, wie geht es uns? Was werden Sie Gutes sagen?

Sascha blinzelte mit den Augen, legte die Hand aufs Herz und sagte mit erregter Stimme:

— Die Mutter läßt Sie grüßen und Ihnen danken, Iwan Nikolajewitsch . . . Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter, und Sie haben mir das Leben gerettet, haben mich von einer gefährlichen Krankheit ausgeheilt, und . . . und wir beide wissen nicht, wie wir Ihnen danken sollen.

— Genug, genug, junger Mann! — unterbrach ihn der Arzt, in Wonne schwimmend. — Ich tat nur das, was jeder andere an meiner Stelle auch täte.

— Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter . . . Wir sind arm und . . . wir schämen uns wirklich, Herr Doktor, obwohl übrigens Mutter und ich Sie inständig bitten, hier dies da zum Dank anzunehmen. Es ist sehr wertvoll, aus alter Bronze gearbeitet . . . wirklich ein seltenes Kunstwerk.

— Keine Ursache! wozu das? — Der Arzt zog das Gesicht in Falten.

— Nein, nein, bitte, Sie dürfen es mir nicht ausschlagen, — fuhr Sascha zu stammeln fort, während er das Paket auseinanderwickelte. — Sie beleidigen mit einer abschlägigen Antwort mich und meine Mutter . . . Es ist sehr schön . . . aus alter Bronze . . . Wir haben es noch vom seligen Vater und hüteten es als teures Andenken . . . Mein Vater kaufte alte Bronzen auf und brachte sie bei Liebhabern an . . . Jetzt tun Mutter und ich dasselbe.

Sascha machte nun vollends das Paket auf und stellte den in demselben enthaltenen Gegenstand auf den Tisch. Es war ein kunstvoll gearbeiteter Armleuchter aus alter Bronze. Er stellte eine Gruppe dar: Auf dem Fußgestell

sah man zwei Frauengestalten in Ewas Kostüm und in Stellungen, welche zu beschreiben ich weder Kühnheit noch Feuer genug habe. Die Dämchen lächelten kokett und sahen überhaupt danach aus, daß, wenn ihnen nicht die Pflicht, den Leuchter zu stützen, obläge, sie sicherlich vom Fußgestell herabspringen und im Zimmer eine Debauche anrichten würden, an die der Leser . . . nicht einmal denken darf.

Der Arzt betrachtete das Geschenk, kraute sich langsam hinter den Ohren, blüffte und puhte unentschlossen die Nase.

— Ja, es ist wirklich sehr nett, — brummte er in den Bart aber . . . wie soll ich mich gleich ausdrücken, nicht . . . nicht hoffähig genug . . . Das ist doch nicht mehr dekolletiert, das ist weiß der Teufel was . . .

— Aber warum denn?

— Der Versucher selbst könnte ja nichts Gemeineres erdenken. So ein Dingelchen auf dem Tische stehen lassen, heißt doch das ganze Haus vergiften!

Sascha fühlte sich ein wenig getroffen. — Mit welchen Augen Sie doch ein Kunstwerk ansehen können, Herr Doktor! Das ist doch so schön, sehen Sie nur hin! Diese Fülle von Armut und Schönheit, daß einem die Seele von Ehrfurcht erfüllt wird, daß man weinen möchte! Wenn man etwas Schönes sieht, vergiftet man doch alles Irdische . . . Sehen Sie doch, wie lebendig, wie lustig, wie ausdrucksvoll!

— Das verstehe ich alles sehr gut, — unterbrach ihn der Arzt; — aber, mein Vieber, ich bin Familienvater, da laufen die Kinder umher, oder kommen auch Damen.

— Allerbing's, wenn man vom Standpunkt der Menge ausgeht, — sagte Sascha, — so erscheint dieses hohe Kunstwerk in ganz anderm Dichte . . . Aber, Herr Doktor, überwinden Sie den Standpunkt der Menge, um so mehr, als Sie durch Ihre Weigerung, die Mutter und mich tief betrüben werden. Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter . . . Sie haben mir das Leben gerettet . . . Wir geben Ihnen das Liebste, was wir haben, und . . . ich bedauere nur, daß ich für Sie keinen zweiten Armleuchter von gleicher Form habe . . .

— Danke, mein Freund . . . ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar . . . Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter; aber bedenken Sie doch, meine Kinder laufen hier herum, Damen kommen . . . Uebrigens, lassen Sie es meinetwegen hier . . . Ihnen bringe ich doch nichts bei.

— Ist ja auch nicht nötig, — freute sich Sascha. — Am besten stellen Sie den Armleuchter neben der Base hin. Ach, wie schade, daß ich keinen zu ihm passenden zweiten habe! So schade! Nun, adieu, Herr Doktor.

Nachdem Sascha fortgegangen war, betrachtete Doktor Roschelskow noch lange den Armleuchter, kraute sich hinter den Ohren und sann nach.

— Ohne Zweifel, ein ausgezeichnetes Ding, — dachte er — und es fortzuwerfen, ist wirklich schade . . . Aber es kann doch unmöglich hier bleiben! . . . Herr! . . . Das ist doch eine verdamnte Geschichte! Wem könnte man das wohl schenken oder spenden?

Nach langem Hin- und Herfassen erinnerte er sich seines guten Freundes, des Rechtsanwalts Uchow, welchem er für die Führung eines Prozesses Geld schuldet.

— Das wird famos sein — schloß er. — Als guter Bekannter kann er mich nicht recht um Geld bitten, auch schickt es sich, daß ich ihm etwas verehere. Ich will ihm doch das Teufelszeug hinführen! Der Mann ist zum Glück lebzig und leichtsinnig.

Ohne die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben,

leidete sich Doktor Roschelskow an, nahm den Armleuchter und fuhr zu Uchow hin.

— Guten Tag, alter Junge! — sagte er, als er den Anwalt zu Hause fand. — Komme, um mich bei Dir für Deine Bemühungen zu bedanken, Bruder . . . Geld willst Du nicht, so nimm doch dies Dingelchen da . . . da, Bruder . . . Es ist ein Prachtding!

Beim Anblick des Leuchters geriet der Rechtsanwalt in unbeschreibliches Entzücken.

— Das ist aber fein! — lachte er. — Ach, hol's der Teufel, was die Teufelsterle alles ersinnen können? Bortrefflich! Ausgezeichnet! Wo hast Du das famose Ding aufgegabelt?

Nachdem seine Freude sich ein wenig gelegt hatte, blickte er ängstlich nach der Tür und sagte:

— Aber, Bruder, schaff' mir Dein Geschenk fort. Ich kann's nicht annehmen . . .

— Warum? — fragte der Arzt erschreckt.

— Ja, weil . . . die Mutter manchmal kommt und die Klienten . . . nun, und dann geniert man sich auch schließlich vor dem Stubenmädchen.

— Nein, nein . . . Du hast kein Recht, Dich zu weigern! — begann der Arzt zu gestikulieren. — Das wäre eine Gemeinheit von Dir! Es ist ein Kunstwerk . . . wie lustig, wie ausdrucksvoll . . . Ich will kein Wort mehr hören! Du beleidigst mich!

— Wenn es doch wenigstens verkleistert oder mit Feigenblättchen verklebt wäre! . . .

Aber Doktor Roschelskow begann noch schneller mit den Händen umherzufuchteln, verließ im Lauffschritt die Wohnung Uchows und fuhr, zufrieden, daß er die Geschichte los war, nach Hause . . .

Nachdem er fort war, betrachtete der Advokat den Armleuchter von allen Seiten, berührte ihn mit den Fingern und zerbrach sich, wie der Arzt, lange den Kopf darüber, was er mit dem Geschenk anfangen sollte?

— Es ist ein großartiges Ding, — dachte er, — und es ist schade, so etwas fortzuwerfen — aber es bei sich zu halten, ist unanständig. Das beste ist — ich schenke es jemandem . . . Ja, das geht. — Ich will es heute dem Komiker Schaschkin zu seinem Benefiz darbringen. Der Kerl ist ein Freund von solchen Sachen.

Gesagt — getan. Abends wurde der sorgfältig eingehüllte Armleuchter dem Komiker Schaschkin bargebracht. Den ganzen Abend stürmten die Herren die Garderobe des Komikers und konnten sich am Geschenk nicht satt sehen; die ganze Zeit hörte man von der Garderobe ein lautes Lachen, das dem Pferdewehern nicht unähnlich war, hertönen. Wenn irgend eine Schauspielerin an die Tür klopfte, rief ihr die heisere Stimme des Komikers zu:

— Einen Augenblick, Mütterchen! Ich bin noch nicht angezogen!

Nach der Vorstellung suchte der Komiker die Achseln, fuchtelte mit den Händen und sagte:

— Wohin soll ich nun diesen Schund hintun? Ich habe doch eine Privatwohnung! Künstlerinnen kommen zu mir! Das ist doch keine Photographie, in die Schublade kann man's nicht stecken.

— Verkaufen Sie es doch, Herr, riet ihm der Friseur. — Da in der Vorstadt wohnt eine Frau, welche alte Bronzen ankaufte. . . . Fahren Sie nur hin und fragen Sie nach der Smirnowa. Jedes Kind kennt sie.

Der Komiker gehorchte seinem Rat. Ein paar Tage darauf saß der Doktor in seinem Empfangszimmer und dachte, während er einen Finger gegen die Stirn gestemmt hielt, an organische Säuren. Da flog die Tür auf und herein trat hastig Sascha Smirnowa. Ein Bächeln

lag auf seinen Wangen, sein Gesicht strahlte und seine ganze Gestalt atmete Glück. . . . In der Hand hatte er ein Paket.

— Herr Doktor! — begann er, mühsam aufatmend, — denken Sie sich, welch' ein Glück! Es ist mir gelungen, einen Leuchter zu erwerben, der zu ihrem ganz genau paßt! . . . Die Mutter ist so froh. . . . Ich bin der einzige Sohn meiner Mutter . . . und Sie haben mir das Leben gerettet.

Und zitternd vor Dankbarkeitsgefühl setzte Sascha den Armleuchter auf den Tisch. Der Arzt machte den Mund auf, denn er wollte etwas erwidern, aber er erwiderte nichts: die Zunge versagte ihm.

Bewegter Wald

Wie eine große Welle ist der Wald
Und wie das Ringen weiter Seligkeiten
Der Sturm. — —

Dann laß die Schatten meiner Seele untertauchen,
Und mich ins Herz der Erde horchen
Wenn meine Zeit kein Pendel mehr zerreißt —
Und horchen und suchen
Die Spur der Ausgangslosen.

Ein langes, langes Beten wird mein Leben,
Ein Schauen, ein Schauern wird es,
Und endlich kalt und groß
Und dunkel wie der Wald.

Was heiß und licht in meiner Seele war
Ich gabs dem Sturme
Was heiß und licht und sündig
Es rauscht, es rauscht,
Die Augen meiner Seele sehen
Den fernen Zug.

Wie eine Schaar von Wandervögeln
Wie ein beredtes Heer von tausend Drosseln
Aufsteigt aus dem Wacholderhain! —
Euch meine besten Sünden gab ich hin,
Dort — dort — und weiter, weiter —
Sie flogen um den Mond
Den hellen Hof entlang
Vorbei, vorbei — —

Dort wohnt der liebe Gott. —
Ein langes, banges Beten war mein Leben
Ich hör das Herz der Erde pochen.

„Und gieb mir nur das Eine
Vergieb mir nichts,
Laß dort mein Angedenken weiterrauschen
Die braunen Wandervogel.“ —
fühl ich es nicht, wie blaß und braun durchs Nebelmeer
Die weichen flogen fallen, —
Und flügelchen um flügelchen. — — —

Das Herz der Erde pocht
Der Wald ist kalt und groß
Und stumm und schrecklich,
Wie eine schwarze Woge in den Himmel
Greift, gräbt der Wald —
Der Wald rächt mich.
Charlottenburg.

Victor Hadwiger.

Die Kunst stirbt

Von Rudolf Kayser.

Der Frühlingswind wehte mir vor kurzem ein schmales Heft auf den Schreibtisch, dessen Titel von der gelendsten Wucht der Anklage und Not zeugend, den Versuch deckt, aus den Bilanzen einer langsam verglühenden Gegenwart die neuen Wollungen einer künstlerischen Zukunft zu negieren.*)

Trotz der milden Jugendheit, die hier einer entgotteten Zeit entgegenstürmt, trotz der grauenhaften Schwere, mit der die drei Worte des Titels sich auf die Seele des Lesers wuchten, können die Argumente des Autors ihr Fiebern und Wäumen nicht auf mich übertragen. Ich hatte die Broschüre mit in die Einsamkeit einiger herrlich stiller Früh Sommertage an der Ostsee genommen. Manchem Ernstem und Widersägigen fliehend, vermochte ich nun, alles das, was mich bisher mit eisernen Branken umfassen hielt und mein ganzes Fühlen und Denken in sich gesogen hatte, mit lächelnder Ruhe zu betrachten. Nicht als ob ich mit dem fetten Stolze des Philisters ausgerufen hätte: Nun küm merte ich mich für ein paar Tage um nichts mehr. Mag da kommen, was will. Nein, was zu allen Zeiten einen umschwirrt und durchglutet, läßt sich nicht mit gewollter Plöblichkeit negieren, mag es selbst auch noch so viel Negation in sich tragen. Doch freundlicher und liebenswürdiger erscheint es, mit weicheren Monturen umrissen. Eine langsame Entspannung der Nerven, ein langsames Beredben der Fieberturben, die Tag und Nacht von grauer, monotoner Wand starrten, ein schönes Gefühl der Gesundungs möglichkeit stellt sich hier im Angesicht der grauen Feuchte des Meeres ein. Mit dem Frohsinn des entbürdeten Bast trägers (kein Philosophem und keine Erinnerung beschwert mich) liebe ich es, ziellos durch die Wälder zu eilen, bergan und bergab, bis ich mit grausamer Wollust meine Lungen schmerzen und zittern spüre. Ich ziehe über grünbedachte Kreideseiten, die sich schwer und tropig in die See hinabsenken. Doch dann überkommt mich die Erinnerung an das blasse Heft mit den großen, drohenden Lettern auf dem Umschlag und mit silbernem Hämmerchen schlägt es an meine Stirn: Die Kunst stirbt. Da hören der schwarze Wald plöblich zu atmen, das Meer zu rauschen, die Gräser zu duften auf. Jeder Schritt zwingt sich schwer vom Boden los. Ueber den überwurzelten Weg streuen sich blasse Traumgebilde wie kantige Steine aus. Alles zittert. Kalt umfängt mich der violette Schatten, der sich vor mir ängstlich zurückbiegenden, altersgrauen Buchen. Ich denke an Webekind. Man sandte mir heute den flammenden Ausruf einiger aufrechter Männer mit klingenden Namen, die der Verständnislosigkeit, der des Dichters Ringen bei den Kunstschubleuten begegnet, entgegentreten. (Wie tief verstand es doch Kerr, das tragische Parrentum der Webekindschen Kunst zu umfassen.) Ich denke an die Verse des an seiner Jugend sterbenden Keats:

Adieu! adieu! thy plaintive anthem fades
Past the near meadows, over the still stream,
Up the hill-side; and now 'tis buried deep
In the next valley-glades:
Was it a vision, or a waking dream?
Fled is that music: — do's wake or sleep?

. . . Unbewegt schweigt die stille Insellandschaft mir entgegen. Ihre Stummheit umkrallt und würgt mich. Plöblich überfällt mich die nagenbe Angst vor dem Allein-

*) Die Schrift „Die Kunst stirbt“ (Verlag Albert Langen in München) ist verfaßt von dem Dr. Victor Auburtin, der sich seit geraumer Zeit in anzuerkennender Weise müht, das Tageblatt-Feuilleton dem politischen Teil ebenbürtig zu gestalten.

sein. Ich zittere vor der in mir erwachenden Beziehungslosigkeit meines Ich zu den Wäldern, den Felsen, den schaumtragenden Wellen. Längst überwunden geglaubte Sehnsüchte steigen in Schwefeldampf empor. Der Hunger nach Erkenntnis grinst aus den Poren der Erde heraus. Das kalte, feuchte Warum nagt an den Zweigen und bespeit die zum Strand herabrollenden Steine und Splitter. *Tout ce qui m'est cher, d'une aile d'effroi, mon amour le couve au ras des flots. Pourquoi, pourquoi?*

Alles zersprüht in den Raum, verbrennt an der eigenen Glut. Schwer hängen die Wolken an den Baumkronen. Fein und sacht rieselt der Regen. Die starren Felsen überziehen sich mit grauem Angstschweiß und tauchen die müden Augen in die gelben Gischte und Schäume. Die allerhaltende, lebenspendende Mutter stirbt. Wie lauteten die kalten Worte in der Diagnose jenes müden Arztes? „Die Kunst stirbt an der Masse und an der Nützlichkeit. Sie stirbt, weil der Boden, den sie braucht, verbaut wurde, der Boden der Naivität und des Wahnes.“ — Nur das? Nicht an sich selbst? Diese Erkenntnis läßt neue Sonnen heraufdämmern und behängt das regensatte Land mit neuen Segnungen und Fruchtbarkeiten. Auf dem durch die Bäume hindurchschimmernden Meere blähen sich straffe Segel zu frischer Fahrt und entschwinden weiß am Horizont. Der Weg dreht einer sorglich umhегten jungen Schonung zu. Aus meinen Augen klingt lachender Glanz. Schnell heben und senken sich die Schritte. An der nächsten Wegbiegung halten sie inne. Ich suche mein Notizbuch und schreibe in fliegenden Buchstaben:

Auburtin begeht den schweren Irrtum Kublinskis, die Kunst als den Ausdruck einer Kulturrealität anzusehen. In Wirklichkeit ist jedoch die Kunst nicht die Erfüllung, die Synthese einer Kultur, sondern gerade ihr Jenseitiges, ihre Ueberwindung. Sie soll nicht das Leben einer Zeit in den unzähligen es beherrschenden Wechselwirkungen widerspiegeln, sondern, im Gegenteil, uns davon erlösen. Der Zusammenhang zwischen Kunst- und Kulturrealität ist derjenige zwischen der Künstlerpersönlichkeit und ihrer Zeit. Nichts anderes. Von ihr umwirbelt, mit ihren Ideen, Sehnsüchten und schöpferischen Erfüllungen genährt, wird die Künstlerindividualität von der Zeit geformt; nicht aber formt sie durch ihre eigenen Manifestationen die Zeit. Nur so erklärt sich der dionysische Stolz ihrer Zwecklosigkeit, die apollinische Schönheit ihrer Subjektivität. So kann auch keine Kunst durch ihre Zeit getötet werden, sondern nur durch sich selbst. Als die ragendste Isoliertheit, als die einsamste These trägt sie ihr eigenes Nein, ihren Tod, ihre Antithese in sich selbst, deren Synthese Religion heißt.

Dadurch daß Auburtin das Schicksal der Kunst von einer durch die höchsten Steigerungen einer materialistischen Zivilisation zutiefst gesunkenen Kultur abhängig macht, erniedrigt er sie zu einem Organ des Publikums, zu einer sozialen und ökonomischen Funktion. Wenn ein Künstler sich zum Bedienten eines Volkswillens macht, begeht er Selbstmord, liefert er sich dem Urteil der autonomielosen Masse aus. (Man erinnere sich des Satzes der Goncourts: Schön ist das, wovor das Publikum eine unwillkürliche Abneigung hat.) Nun läßt sich gewiß nicht leugnen, daß in der ungeunden Gesundheit unserer Tage, in der wachsenden Industrialisierung des Daseins die Brücke zu dem stillen Oligarchenreich der Kunst hinüber schmaler und schmaler wird. Doch wenn selbst, wie Auburtin annimmt, die letzten Planken krachend in die dampfende Tiefe gesunken sein sollten, so wird Leben und Tod der Kunst davon nicht berührt. Nur noch silbriger, blasser und weinender wird ihre Atmosphäre und esoterischer die Stollen zu ihren metallenen Schätzen.

Dies erhellt am besten ein Beispiel, das die Broschüre selbst enthält, das wohl symptomatisch für das Berlinische Publikum ist, aber die Grundfrage nicht einmal tangiert: Das Schicksal des Hebbel-Theaters, jener Bühne, die mit den schönsten Erwartungen bewillkommt, mit guten Erfüllungen begonnen, mählich zur Possenschmiere herabsinkt. Indessen, das Theater ist ja gar keine Institution der Kunst, sondern eine des Publikums. Die Kunst des Darstellers und des Regisseurs könnten sich auch ohne ein gaffendes Parkett entfalten.

So sollte also Auburtin seine Schrift nennen: Das Publikum stirbt. Dann würden wir ihm auch recht geben können, wenn er die Schuld an diesem traurigen Ereignis der fürchterlichsten Geburt unserer Tage zuschreibt: „Dem vergnügt medernden Fortschrittsmann, der sich lächelnd auf seinen Australpopo niederläßt, in der zuversichtlichen Erwartung, daß er nun die steile Entwicklungsbahn hinauf-rutschen wird.“

Die Erregung, die mir diese Befreiungen bringen, treibt mich weiter. Die Hände öffnen pfeilschnell die Knopfreihe des Usters. Ich reiße die Mühe vom Kopf und lasse die versprühenden Abendlichter über meine Haare gleiten. Der Weg klettert steil zu einem unter dunklem Eichengrün schlummernden Aussichtspunkt empor. In kindlichem Trotz versuche ich wie ein Knabe die Anhöhe im Sturm zu nehmen. Dort oben steigen grau die Dunkeleien der weiten Wasserfläche empor. Merkwürdig. In dieser dämmernden Ruhe muß ich an die trunkenen Abende Berlins denken. Wie die Juniweichheit, die sich schwer auf den Asphalt der Straßen legt, von dem Leuchten der leise pendelnden Bogenlampen, von den glühenden Fängen der Automobillaternen durchzittert wird. Wie die letzten Müdigkeiten auf den schweißfeuchten Stirnen der Arbeitenden sich durch das surrende Leben zu flutender Freude auspeitschen lassen. Tausend neue Möglichkeiten, tausend Unerreichbarkeiten, tausend stürmische Wollungen durchzittern die Hirne. Ein blutiges „Es muß“ brennt auf allen Schädelbeden. Nur hier noch ein flüchtiges Anlehnen, ein Stützen an granitenem Pfeiler . . . dann fori auf fliegender Bahn. Wie die Leitungsdrähte vibrieren und die Funken knisternd an sich entlang gleiten lassen. Mit welchem muskelgeschwelltem Arm die grauen Fabriken ihre gigantischen Silhouetten dem Himmel aufzwingen. Wie die Nacht heranzlutet, heranzittert, heranbebt. —

Mit heißen Händen schreibe ich: „Der neue Rhythmus hat die siegende Kraft der intellektuellen Eroberung, die fiebernde Ekstase eines neuen Barbarentums. Fruchttragende Decadence, gebärende Agonie beschwingt ihn. Ein Anfang wölbt sich vor unseren Augen. Schon geht ein neues Schreiten über die alten Wege. Die Kunst stirbt nicht unter den Händen der Walt Whitman und seiner Erben, Johannes V. Jensen, Knut Hamsun, Emile Verhaeren, in der neuen Epikerlyrik des Heinrich Mann, in der entfesselten Menschheitsmythik des letzten Rainer Maria Rilke.“ — —

Wie doch die Nacht an den Küsten so laut und tief atmet.

Literarische Neuererscheinungen

Würzburg im Laumel, Arabesken, von Alfred Richard Meher. Bei A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf. 500 Exemplare. Titel nach einem Kupferstich von Merian (1678). Gebunden 2,50 Mk., in Niggerleder 10 Mk.

Der Segen dieses Buchs: nicht die Stadt als Universitätsstadt ausschließlich mit Studentenumor und -humoren. Sondern die besondere St. Kiliansstadt, wo der Kaufbegen — in der Erinnerung! — sich mit dem

Rosenkranz streitet; wo die Blume des Bodsbentels sich — im Gehirn! — mit Weihrauchdämpfen verlegt; und wo — als wie der leibhaftige Finger Gottes! — nach einer letzten tollen Faschings- und ersten sündigen Liebesnacht „ihr“ Taschentüchlein auf „seiner“ Bude vergessen zurückbleibt und in Maschinensteppstich darauf unvergeßlich die Worte: „Zur ersten heil. Communion!“ — Also: daß es nicht die typische Universitätsstadt ist, vielmehr daß das typische Studentenerleben auf diesem speziellen Boden anderswo niegekannte mystische Weihen und Verbammungen empfängt und — ob das gottlose Studentlein nun will oder nicht will! — durch katholische Himmel und Hölle hindurchmuß: das macht die Qualität dieses Buches aus und daraus träuft — wie schon gesagt — sein Segen.

U. R. Meyer mag in wütigen Jahren der Jugend das Saufen, Raufen und Steben in Würzburg erlebt haben — genau so jugendwütig als obs in Jena, Marburg oder Heidelberg gewesen wäre . . . jedoch als er dies Buch schrieb (und man sagt, er solls lehtin binnen wenigen Tagen geschrieben haben), da sprang die Silhouette Würzburgs vor seinem geistigen Auge auf und duckte sich und sprang wieder auf wie ein Tier und ward zum schaurig belebten taumelnden Hintergrund zu all seinem einstigen jugendlichen Erleben und Durchkosten — und so sind diese Blätter nicht bloß Erinnerungsblätter oder doch solche in einem viel höheren Sinn, und so ist es nicht Gelegenheitsdichtung schlechtin, sondern in jener künstlerischen Bedeutung des Wortes, nach welcher schließlich alle und jede reinste köstlichste Dichtung Gelegenheitsdichtung ist.

Die U. R. Meyer als jungen taumelstüchtigen Studenten damals einfiel — dieselbige Stadt fängt er heut als Künstler ein und händigt sie ganz . . . sein einstiges Erleben ist ihm nur künstlerischer Vorwand, die Stadt in ihrer Völligkeit noch einmal auf taumeln zu lassen . . . auf solche Art ist die Anexion des Titels zu verstehen. Und dieses Buch ist so geworden und liegt nun dermaßen vor uns, daß, wenn es nie eine alte Schrift „Leipzig im Taumel“ gegeben hätte, U. R. Meyer zu diesem seinem neuesten Buch doch eben nur den einen Titel „Würzburg im Taumel“ hätte finden müssen und — können!

Auf manche Strecken hin in diesem Buche ist's wie in einer alten Chronik; steht's gradwie von einem mittelalterlichen Erdbeben zu lesen: wonach der Boden zu schwanken anfängt, die Türme zu wackeln beginnen und die Glocken anheben von selber zu läuten und den armen Menschen auf den Straßen darüber zu Kopfe wird recht wie auf einem wüsten Meer . . . daß der schöne alte Reimchronikastil hier angeschlagen (und gemeistert) ward, ergab sich aus der Materie. Andere Parteien sind voll von Kokoschelmerei . . . überhaupt eine Domäne des U. R. Meyer'schen Talents:

„ . . . sie werden dir ein Schäferspiel agieren,
die Flöte hebt der Pan, die er entlieh,
um Mozarts Melodien zu jubilieren,
dem König-Philosoph von Sanssouci . . . „

Sodann kommen andere neuere Kontroversen zum Klingen, worunter jenes „Zur ersten heil. Communion“ — ein wahrhaft kongeniales Pendant zum „Konfirmationskleid“ D. G. Hartlebens.

Und das Ganze? — denn man soll es als Ganzes nehmen und es ist ja keine Gedichtsammlung irgendwie, sondern es soll als Gemälde genommen werden, wie der alte Meriankupferstich auf der Titelseite! — Das Ganze ist trotz der verschiedensten Stile und wie es für Kenner der U. R. Meyer'schen Begabung gar nicht anders zu erwarten stand, etwas Einheitliches aus der etnzigen dichterischen Person U. R. Meyers.

Heinrich Lautensack.

Unsere Jatho-Versammlung faßte nach den Referaten von Pastor Emil Felden, Dr. Helene Stöcker und Prof. Gurkitt folgende Resolution:

Die heute Freitag, den 7. Juli 1911, in den Spichernsälen tagende, von dem Arbeits-Ausschuß der Zeitschrift „Die Aktion“ einberufene öffentliche Jatho-Versammlung hält die Ablebung Jathos für einen Beweis, daß in einer Staatskirche die Pflege einer persönlichen Religion unmöglich sei. Sie stellt deshalb als ihre nächste Aufgabe an, für die Trennung von Staat und Kirche zu wirken und hält einen Zusammenschluß aller fortschrittlich Gesinnten für unbedingt notwendig.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Knut Hamsun. Unter dem Halbmond. Reisebilder aus der Türkei. (Verlag Albert Langen in München). Geb. M. 3.—

Prof. Dr. Paul Wagner. Der Fall Sorghlet. Eine Antwort (Johs. Watz, Hof-Buchhandlung, Darmstadt).

Friedrich Naumann. Neudeutsche Wirtschaftspolitik. (Fortschritt, Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg 1911). 3. vermehrte Auflage. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—

Pastor Emil Felden. Alles oder nichts! Kanzelreden über Jbsen. (Verlag Die Tat, Leipzig).

Herbert Eulenberg. Die Kunst in unserer Zeit. Eine Frauenrede an die deutsche Nation. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig).

Johannes Guthmann. Romantische Novellen. (Verlag Paul Cassirer, Berlin W. 10). Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—

Zeitschriftenchau

Pan. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, (Verlag von Paul Cassirer in Berlin). Heft 17 enthält: Alfred Kerr: Die neue Hansa; Paul Cassirer: Kunst und Kunsthandel; René Schödele: Ein Mann, der eine Republik gründen half; Maurice Rouvier: Caprichos (gegen den kleinen Kraus) von Alfred Kerr u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Deutsche Rundschau. Herausgeber Julius Rodenberg, (Verlag von Gebr. Paetel, Berlin). Heft 10 (Juli 1911) enthält: Dr. von Heyking: Bemerkungen zur Geschichte Mexikos; Alfred Huggenberger: Elisabeths Enttäuschungen; A. Körte: Ein griechischer Romantiker; Dr. A. von Leyen: Aus der Jugendzeit der deutschen Eisenbahnen; Das Bild der Jubiläumsmedaille, die Julius Rodenberg von dem Verleger der „D. R.“, Herrn Dr. Paetel gewidmet worden ist, u. a. Das Einzelheft der „D. R.“ kostet M. 2,50.

Kenten. Monatschrift für Literatur. Schriftleiter Paul Kunad (Kenten-Verlag, Leipzig). Das Juliheft enthält: Prof. Dr. J. Rover: Das Ewig-Weibliche im Dasein Goethes; Adolf Schults: Schiller und Goethe; Walter Meckauer: Aphorismen u. a. Das Einzelheft kostet 40 Pfg.

Der zweite literarische Abend der „Aktion“, der, wie wir bereits anzeigten, August Strindberg gewidmet sein wird, mußte verlegt werden. Er findet in diesem Monat statt. Ort und Tag werden wir rechtzeitig bekannt geben.

Inhalt der vorigen Nummer: Zum Kampf um Jatho. / Die soziale Revolution. Von Maurice Maeterlinck. / Glossen. / Null und Biffer. Von Peter Hille. / Trüber Tag. Von Victor Gollwitzer. / Alfred Kerr. Antworten von Franz Blei, Herbert Eulenberg, Victor Gollwitzer und Ludwig Rubiner. / Kopf einer ägyptischen Königin. Von G. E. Jacob. / Ein mittelmäßiger Kopf. Von Max Brod. / Der Rezitator U. Wassermann. Von Rudolf Kasper und W. S. Guttman. / Kampfsahre einer Sozialistin. Von Rainer Fried. / Predigt ans Großstadtvolk. Von Dr. Anselm Kueß. / Ninon. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Strindberg-Abend der „Aktion“. / Nachtrag zum Inhaltsverzeichnis.

Das billigste Hotel am Friedrichs-
bahnhof **Berlin** ist
„**Hotel Alt-Heidelberg**“, Universitätsstr. 2.
Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1.50 bis 6.— Mark.
Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**

Semmering bei **Wien**, Wintersportplatz I. Ranges
Hotel Panhans.

Residenzhotel Posen
Schönstes und vornehmstes Haus

Zimmer von M. 2.50 an.
Restaurant mit vorzüglicher Küche.

INFLUENZA-

Kranke finden Erholung im Sanatorium de Corbio, Mentone.
Deutsch. Arzt. Diät. Küche. Staubfreie Luft. Elektr. beleuchtet.
Warmwasserheiz. Prosp. d. die Administration.

RAPALLO Ital. Riviera

Riviera Splendid-Hotel

Ersten Ranges.

Die Direktion.

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt

Erstklassig. Neu renoviert; je 10 Minuten
von den Bahnhöfen. Ruhige, vornehme Lage. Mäßige Preise.

Alumnat der berechtigten Realschule

Blankenburg-Harz

unter persönlicher Leitung des Direktors und seiner Familie.
Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst.
Aufnahme jederzeit. Prospekte kostenfrei.

Rhotert, Direktor.

Vom 10. bis 14. April: Berlin, Continental-Hotel.

Frankfurt a. M. Hotel Prinz Heinrich
am Hauptbahnhof

Ruhig im Garten gelegen. — 130 modern eingerichtete Zimmer
von M. 2.— an. **W. Bopp, Besitzer.**

Karlsbad Saison ganzjährig
1910: 68324 Kurgäste :: ::
200000 Passanten u. Touristen

Heilanzeigen: Magen- und Darmleiden, Anschwellung der Milz
und der Leber; Gallensteine, Nieren-, Blasen- und Prostata-
leiden; Nieren- und Blasensteine; Haemorrhoiden; Fett-
leibigkeit, Unterleibsplethora, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheuma-
tismus, harnsaure Diathese, Oxalurie, Ischias.

Heilmittel: — 16 Mineralquellen, Trink- und Badekuren
5 große Badeanstalten. — Sprudel-, kohlenwasser-, Sauer-
stoff-, Moor-, Süßwasser-, Fluß-, Dampf- und Heißluftbäder,
Dampfkasten- und Einzeldampfbäder, elektrische Licht- und
Wasserbäder, Vierzellenbäder, 2 Kaltwasserheilstätten, schwe-
dische Heilgymnastik, Massage.

Prachtvolle Waldungen und Promenaden.

Theater, Konzerte. Lawn-Tennis. Golf. Pferderennen etc.

Auskünfte erteilt und Broschüren versendet

Der Stadtrat.

Baden-Baden

im Schwarzwald. Herrlichster Frühlingsaufenthalt.
Thermalbäder gegen Gicht, Rheumatismus, Katarrhe,
Trinkkur, Inhalatorium. Hotelverzeichnis, Führer und
jede Auskunft **Städtischen Verkehrs-Bureau.**
kostenlos vom

München. Hotel Europäischer Hof.

Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
Restaurant. Auto-Garage. **Besitzer Hans Häbner.**

Stahl- u. Sol-Bad Pyrmont **h. Tüchtigen.**, bestempf.
f. Haush., prakt. u. theoret.
einf. u. Kunsthandarb., gesell. Ausb., Wiss., Sprach., Mal., Musik,
Turnen, Sommer- u. Wintersport. Best. Verpfl. Kurgebrauch.
Gr. Erf. b. schwächl. u. blutarm. j. Mdch. Aufn. ders. a. f. ein. Mon.
Deutsch. u. ausländ. Lehr. im Hause. Ill. Prosp., Ia. Ref.
Frau Helly Wilken.

Rheinsberg i. M. b. Berlin Tüchtigen u. Erziehungs-
heim f. jed. Alter. Vorber.
z. Abitur. Jugl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad. Lehrkr.
Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl. Aufs.
Sorgf. Erz. Herrl. Wald, See. **Rf. Prosp. Villa Marton.**

WILDBAD-SANATORIUM KURORT

TOBELBAD Steiermark

Aerztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Düring. — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. — Bis Anfang Juni ermäss. Zimmerpr.

Sommerfrische

Waldschlösschen Heldringen i. Th.,

direkt am Walde gelegen, empfiehlt Zimmer mit voller Pension
à 3,25 M. Näh. Ausk. ert. d. Besitzer **C. Forstreuter, Heldringen**

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privat-
bad von M. 5.— an. Auto-Garage. oo **Frankfurt a. M.**

BEX -LES BAINS VILLARS

ARVEYES - CHESIERES - LES PLANS
Solbäder und Luftkurorte der waadtländlichen Alpen
verbdn. durch eine elektr. Bahn. — Station Bex (Simplonlinie).
Illustrierte Broschüre gratis auf Verlangen durch das
Bureau der B. G. V. Bahn in Bex.

Sanatorium Hochstein, Schreiberhau **Rsg.**

(früher Sanatorium Schreiberhau)

Physikalisch-diätetische Heilmethode

Ueber 100 komfort. eingerichtete Fremdenzimmer.
Das ganze Jahr geöffnet. :: **Drei Aerzte.**

Jahns

Handelslehranstalt u.
Einjährigen - Institut

Klingenthal i. Sa.

Gegr. 1897.

Aufnahmealter: 14. bis 21. Lebensjahr.
Umfassende kaufm. Ausbildung. 4 höhere
Abteilungen zur sicheren Erlangung des
Einjährigen (in 6 bis 36 Monaten). Energ.
Hebung u. Ausnutzung aller Geisteskräfte.
Epochale individuelle Lehrmethode. ::

Sämtliche
Zöglinge bestanden bis jetzt die Prüfung.
Pensionat. :: **Prospekt.**

Bad Brückenau Eisenbahnlinie Elm—Gemünden
Lokalbahn ab Jossa. ==

Königlich Bayerisches Mineralbad.

Saison 1. Mai bis Mitte September.

Spezialbad f. Harnleidende, seit Jahrhunderten medicin. bekanntes Stahl- u. Moorbad.

Wernarzer Quelle hervorragend heilkräftig bei harn-
saurer Diathese, bei Gicht, Nieren-,
Stein-, Gries- und Blasenleiden. Stahlquelle erprobt gegen
Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. **Sinnberger Quelle**
bewährt bei chronischen und akuten Katarrhen des Rachens,
Kehlkopfes etc. Berühmte Spezialärzte. Prachtige, waldreiche
Umgebung. Vorzügliche Kapelle. Réunions. **Prospekt gratis**
durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades **Brückenau.**

Die Aktion

HR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 22. * 17. Juli.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6943. :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. M. 1.— vierteljährlich (erst. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: :: ::
Inferate. Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 21, Greifelderstr. 3. Telefon: Amt Moabit 7613.
Inseratenpreis: die 4 gespalt. Nonpareilzeile 50 Pfg

Inhalt: Die Scharfmacher informieren. Von Franz Pfemfert. / Bürgerlicher Tod. Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl. / Wem dient der industrielle Fortschritt. Von Peter Krapotkin. / Pressepranger. / Gassen. / Geigenlied. Von Kurt Erich Meurer. / Der Sinn der Familie. Von Dr. E. von Meyer. / Zwei Gedichte. Von Paul Albrecht. / Aphorismen über Kunst. Von Prof. Reinhold Wegas. / Knut Hamsun. Von Dr. Anselm Kuest. / Ströme. Von Robert Jenzsch. / Aamen! Aamen! Von Dr. S. Friedlaender. / Zwei vergnügte Tage. Von Grete Meisel-Hefz. / Novallis. Von Victor Habwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Scharfmacher informieren . . .

Unsere liberale Presse hat (immer mal wieder) ihre Pflicht versäumt.

Vor vier Monaten unterbreitete „Die Aktion“ der Öffentlichkeit den frivolen Plan einiger gewissenloser Scharfmacher, eine Kriegshetze als Wahlparole zu inszenieren. Obwohl damals die gesamte Presse unsere detaillierten Behauptungen nachdruckte, war das Schweigen des Herrn von Bethmann-Hollweg nicht zu brechen. Die „Norddeutsche Allgemeine“, die sonst jede Bächerlichkeit dementiert und die sich monatlang mit dem Fall Macdonald „berichtigend“ beschäftigt, das Kanzlerorgan blieb selbst dann noch stumm, als Dr. Frank unsere Vorwürfe im Reichstage zur Sprache brachte. Unser liberale und schließlich auch die sozialdemokratische Presse fand sich mit dem Schweigen der Regierung ab. Und unsere Scharfmacher, die nach der Enthüllung der „Aktion“ ihr dreistes Vorhaben bereits gefährdet sahen, faßten bald neuen Mut und wagen es heute, vier Monate später, ganz offen im Sinne ihres in den ersten Februartagen gefaßten Paroloplanes zu wirken.

Der günstige Wind, der uns den Wahlparolensplan zuwehte, treibt uns jetzt ein „Informationszirkular“ auf den Schreibtisch, das klar erkennen läßt, mit welchen Mitteln unsere Chauvinisten arbeiten, um aus dem Marokkorummel Kapital zu schlagen. Das Zirkular wird von Berlin an die konservativen Größen in der Provinz versandt, mit der „streng vertraulichen“ Aufforderung, die „Informationen“ in geeigneter Weise „den parteifreundlichen Kreisorganen und der zuverlässigen neutralen Presse zur Veröffentlichung zu überweisen, um in den Kreisen der nationalgesinnten Bevölkerung Klarheit über unsere vaterländischen Interessen zu schaffen.“ Sie sind äußerst rühmig, die konservativen Herrschaften in Berlin, und sie wissen das „Material“ geschickt zu verwerten. In dem Dokument, das sich in unserem Besitz befindet, wird erst die „Vorgeschichte des Marokkoinzidentes“ erzählt. Natürlich hat sich der „Erbfeind“ erkühnt, unsere nationale Ehre zu mißachten. Es ist das bekannte Gewächs, das wir aus der Hfz-Zeitung, der „Rhein. Westf.-Ztg.“ und aus den

übrigen Gehorganen kennen. Dann folgen „Stimmen der deutschen Presse“, — so raffiniert gefiebt, daß zum Beispiel Neußerungen fortschrittlicher Organe wie die „Voss. Ztg.“, die „Breslauer Ztg.“ im chauvinistischen Sinne ausgelegt werden. Den breitesten Raum der „Informationen“ nehmen natürlich die „Aufklärungen über den wahren Charakter der Sozialdemokratie“ ein. Es heißt da: „Während also, wie diese Presseäußerungen zeigen, selbst die liberalen Parteien sich auf ihr nationales Bewußtsein besonnen haben, da es jetzt heißt, Deutschlands Ehre und sei es mit dem Schwerte gegen welsche Beschimpfungen zu verteidigen, hat sich der vaterlandsfeindliche, antideutsche Charakter der sozialdemokratischen Volkserheber klar gezeigt. In einem Augenblick, wo unseres Vaterlandes Ehre und Existenz gefährdet sind, reichen sich die roten Genossen von Frankreich und Deutschland die Hände um ihren Nationen in den Rücken zu fallen. Daß dieses hochverräterische Treiben, das die Schamröte jedem Patrioten ins Antlitz steigen läßt, nicht von Gesetzeswegen verhindert wird, zeigt die Schwäche und die allzugroße Nachsicht unserer Regierung. Wohin soll es führen, wenn diesen gefährlichen Elementen ihr Wühlen nicht unterbunden wird? Es ist jetzt an der Zeit, daß unser nationalgesinntes Volk und daß besonders unsere Arbeiter sich darüber klar werden, daß diese undeutsche Partei den Untergang Deutschlands als selbständiges Kaiserreich zumindest begünstigt. Vielleicht respektiert Frankreich unsere Ehre nur deshalb nicht besser, weil es die zersetzende Arbeit unserer Sozialdemokratie weit genug gediehen wähnt? . . . An unseren nationalempfindenden Volksgenossen wird es liegen, bei der nächsten Gelegenheit, bei den Wahlen, dem Auslande zu zeigen, daß es mit dieser Partei keine Gemeinschaft hat . . . Wir hoffen, daß unser Volk für die Zukunft aus dem Verhalten der Sozialisten lernen wird . . .“

Genügte? . . . In dem „Informationszirkular“ wird das „Berliner Tageblatt“ als dem „rechten Flügel der Sozialdemokratie nahe stehend“ bezeichnet. Wenn doch erst den übrigen liberalen Organen diese Ehrung zuteil werden würde . . .
Franz Pfemfert.

Bürgerlicher Tod

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl.

In dem knappen Rahmen, den ich an dieser Stelle nicht überschreiten darf, ist es natürlich nicht möglich, das Problem der „Entmündigung“ in seiner ganzen Tiefe aufzurollen und zu erschöpfen. So will ich mich auf einige Bemerkungen beschränken; schon sie werden wohl klipp und klar beweisen, wie dringlich eine Aenderung der gesetzlichen Vorschriften ist. Angesichts der mannigfachen Mißgriffe und bedenklichen Freiheitsbeschränkungen, die gerade in der jüngsten Zeit bekannt geworden sind, dürfen die Forderungen einer Reform keinen Augenblick verstummen.

„Das Verfahren in Entmündigungssachen“ ist im 6. Buch der Zivilprozeßordnung behandelt. Es leidet vor allem an dem gefährlichen Mangel, daß es dem Amtsgericht übertragen ist, eine Entmündigung wegen Geisteskrankheit oder Geisteschwäche auszusprechen. Also ein einzelner Richter hat die Macht, eine so folgenschwere Entscheidung zu treffen! Aber es kommt noch schlimmer! Der Antrag auf Entmündigung braucht gar keine Angabe der ihn begründenden Tatsachen zu enthalten. Er „soll“ sie haben; ein Zwang jedoch ist nicht vorgeschrieben, nur „instruktionell“ ist jene Bestimmung des § 647 der Zivilprozeßordnung. Weiter heißt es im Gesetz, der Staatsanwalt „könne“ Anträge stellen und den Terminen beiwohnen. Dieses „könne“ ist ebenfalls scharf zu verdammen. Es ist zu verlangen, daß die Vorschrift imperativ und die Staatsanwaltschaft verpflichtet werde, zur Wahrung der den Schutz der persönlichen Freiheit garantierenden, über den Interessenten stehenden Staatsautorität in jedem der Termine vertreten zu sein. Diese selbst müssen, wie gesagt, dem Amtsgericht entzogen werden und vor der Zivilkammer, die aus drei Richtern zusammengesetzt ist, stattfinden. Nicht laut genug kann dies m. E. gefordert werden! Ein Prozeß, dessen Streitwert 600 M. übersteigt, gelangt vor das Landgericht; jede Ehescheidungssache gehört zu seiner Zuständigkeit. Ein Spruch aber, der über einen Lebendigen eine Art von bürgerlichem Tod verhängt, bleibt dem einzelnen Richter überlassen!! Das ist ein Unding, eine ständige Gefahr, der ein Rechtsstaat die Seinigen nicht länger aussetzen darf. Man komme nicht etwa damit, der „technischen Schwierigkeiten“ seien zu viele, der Richter zu wenige! Leere Redensarten! Wenn irgendwo, dann trifft hier der alte Satz zu: Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Vor der gebieterischen Notwendigkeit haben sich Bedenken jener Art zu ducken.

Im Wege zwingender Vorschrift hat ferner das Gesetz die Termine stets vor dem Kollegium selbst, soweit nicht entfernt Wohnende zu hören sind, stattfinden zu lassen und den Parteien, so wie ihren Vertretern das Recht der Anwesenheit bei jedem Termin, bei jeder Vernehmung eines Sachverständigen einzuräumen. Es braucht dabei gar nicht erst besonders betont zu werden, daß auch ausnahmslos jede Eingabe einer Seite, jegliche Erklärung eines Zeugen oder Sachverständigen sowohl dem zu Entmündigenden oder dessen Beistand, als auch der die Entmündigung betreibenden Partei mitzuteilen sein müsse.

§ 664 der Zivilprozeßordnung gibt gegen den die Entmündigung aussprechenden Beschluß, der inzwischen den schwersten Schaden angerichtet haben kann, eine Anfechtungsklage vor dem Landgericht. Auch diese Bestimmung muß natürlich eine Abänderung erfahren. Wird dem Landgericht die erste Entscheidung übertragen, so hat dann als Instanz für die Klage das Oberlandesgericht, dessen Senate ja mit 5 Richtern besetzt sind, zu treten. Die Berufung soll vor 2 vereinigte Senate gelangen. — —

Unbestreitbar bleiben das Recht und die Pflicht der Gesellschaft, Individuen auszuschalten, deren Fähigkeit, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, die Tragweite ihrer Entschlüsse und Handlungen zu ermessen und zu überlegen, zu verneinen ist. Nicht minder unbestreitbar aber ist die Forderung, daß eine derartige Ausschaltung sich nur in einem so geordneten Verfahren vollziehen dürfe, das die denkbar sichersten Rechtsgarantien in sich vereinigt. Einige habe ich hier in Umrissen hervorgehoben. Von ihnen wird man sich nichts abhandeln lassen dürfen; es steht zu Kostbares auf dem Spiel.

Wem dient der industrielle Fortschritt?

Von Fürst Peter Krapotkin.

Wir haben gesagt,^{*)} daß sich immer mehr die Notwendigkeit fühlbar macht, die Theorien, die heute unter dem Namen des Sozialismus im Umlauf sind, einer Revision zu unterziehen. Es ist notwendig, — für jene wenigstens, die nach der vollständigen Befreiung der ganzen Masse der Arbeiter streben — nachzusehen, wieviel vom eigentlichen Sozialismus noch in den heutzutage verkündeten Kompromißprogrammen übrig geblieben ist; und sie müssen von diesen Programmen alles zurückweisen, was sich in dieselben eingeschlichen hat; alles, was dazu beiträgt, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufrecht zu erhalten, alles, was die empörendsten Züge der Ausbeutung ein wenig mildert, aber zur gleichen Zeit den Bourgeoisstaat mit einer Macht ausstattet, von der er vor fünfzig Jahren nicht einmal zu träumen wagte.

Diese Notwendigkeit wird umso dringender, als die Umstände des Kampfes, welchen das Proletariat und die besitzenden Klassen führen, sich verändern, aber nicht immer zu Gunsten des Proletariats. Im Gegenteil. Und daraus folgt, daß die Kräfte, die gegen die Befreiung des Proletariats arbeiten, sich anhäufen werden, wenn man sie nicht rechtzeitig belämpft.

Die Wahrheit ist die: Während die intellektuellen und moralischen Umstände des Kampfes für die Proletarier günstiger werden, verändern sich die materiellen Umstände, die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in gewissen Beziehungen derart, daß sie den Kampf des Proletariats erschweren — trotz all dem, was man in sogenannten sozialistischen Kreisen lehrt. Und darum wird der Erfolg des Kampfes immer mehr von der Intelligenz, der moralischen Kraft des Angriffes vonseiten der Arbeiter abhängen.

Wenn man den Arbeitern einredet, daß die ganze fortschreitende Entwicklung der auf Ausbeutung gegründeten Gesellschaftsordnung diese Ausbeutung abschaffen und unmöglich machen wird, so täuscht man die Arbeiter, sowie sich selbst. Die griechischen Dialektiker konnten solche Behauptungen aufstellen und damit rednerische Erfolge erzielen: Aber in den wirtschaftlichen Kämpfen unserer Tage hat das keinen Sinn. Die wirtschaftliche Entwicklung der Gesellschaftsordnung, die auf der Ausbeutung der Armen durch die Reichen aufgebaut ist, arbeitet gerade so gegen die Ausgebeuteten wie für sie — gerade so für den Kapitalisten wie gegen ihn. Es ist die intellektuelle und moralische Kraft der Ausgebeuteten, ihre Kraft im Zusammenhalten und im Angriff, die den Sieg in den Kampf, der sich heute zwischen Kapitalisten und Ausgebeuteten abspielt, entscheiden werden.

Man kann unmöglich bezweifeln, daß die intellektuelle und moralische Kraft der Ausgebeuteten von Jahr zu Jahr zunimmt.

^{*)} Nr. 21 der „Aktion“.

Der Arbeiter liest heute unvergleichlich mehr, als er beim Herannahen der Revolution von 1848 gelesen hat. Er weiß viel mehr, er bespricht viel mehr die Fragen, die seine Befreiung betreffen. Die Entwicklung der Kampforganisationen der Arbeiterschaft — der „Gruppen des Widerstandes“, wie man sie in der alten „Internationale“ nannte, der Gewerkschaften, wie man sie heute bezeichnet —, welche man in allen Ländern bemerkt, und die zielbewusste Tätigkeit dieser Gruppen im Kampfe, den sie führen, beweisen es. Sogar in Rußland haben sich, trotz den Verfolgungen der jetzigen Zeit, in weniger als einem Jahre mehr als 400 000 Arbeiter in Gewerkschaften organisiert. Und diese Bewegung nimmt überall — wie man dies in der Internationale vor dem Krieg von 1871 sah — denselben Charakter des direkten Kampfes der Arbeiter gegen die Kapitalisten an.

Andererseits hat der Arbeiter auch unbedingt das Vertrauen zu den guten Absichten der Bourgeoisie verloren, sowie auch den naiven Glauben, den er vor 1848 in der Kraft des Christentums hatte, von dem er die Belehrung der Bourgeoisie zu besseren Absichten erwartete. Dieser naive Glaube, den man vor 1848 bei allen französischen Sozialisten und mythischen Kommunisten von Deutschland vorfindet, ist heute verschwunden. Und wenn während der düsteren Zeit, die auf die Niederlage Frankreichs und der Pariser Kommune folgte, sich eine neue Illusion verbreitete — jene des allgemeinen Wahlrechtes als ein Mittel zur Befreiung der Arbeiter —, so ist dieser Wahnglaube auch im Verschwinden begriffen. Der Glaube an das allgemeine Wahlrecht fängt sogar in Deutschland, Oesterreich und der deutschen Schweiz an, aufzuhören.

In der tatsächlichen Entwicklung der heutigen Zivilisation trägt also alles dazu bei, die Intelligenz der Ausgebeuteten und das Gefühl ihrer eigenen Menschenwürde zu erwecken; alles hilft, um unter ihnen das Wissen und das Bewußtsein der sozialen Ungerechtigkeiten zu verbreiten; alles wirkt zusammen, um die Illusionen über eine Hilfe von außen zu zerstören, von welcher Hilfe die Ausgebeuteten so gern träumen, um sich im Kampfe zu stärken. Die Arbeitermorde des radikal-sozialistischen Ministeriums Clemenceau-Briand-Biviani in Frankreich haben viel dazu beigetragen, diese Illusionen zu zerstören.

So entwickelt sich in geistiger Beziehung alles zum Vorteil der Ausgebeuteten.

Aber, im Gegensatz zu dem, was man heute noch in sozialdemokratischen Kreisen lehrt, steht die Sache in wirtschaftlicher Beziehung ganz anders. Hier gibt es verschiedene Kräfte, von denen einige allerdings darauf hinarbeiten, die Befreiung der Ausgebeuteten zu erleichtern, andere hingegen energisch dagegen zu wirken. Das Endergebnis dieser Kräfte hängt vollkommen von den Ausgebeuteten selbst ab.

Was uns am meisten auffällt, wenn wir die moderne Entwicklung der zivilisierten Gesellschaften betrachten, ist das fabelhafte Anwachsen der Produktionsfähigkeit des Menschen. Wir können was immer für einen Zweig der Industrie oder auch der Landwirtschaft und des Gartenbaues nehmen, und wir sehen, daß der Mensch heute an Stoffen, Schuhen, Gebäuden, Lebensmitteln usw. mit neun bis zehn Stunden täglicher Arbeit das Zehn- oder Zwanzigfache von dem produziert, was er vor dreißig Jahren mit zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeit produzieren konnte.

Und wir sehen auch, daß, wenn dieses Wachstum nicht allgemein ist, wenn sich diese riesige Produktivität der Arbeit noch nicht auf die zurückgebliebenen Zweige der Industrie, oder auf die landwirtschaftlichen Großbetriebe

ausbeht — dies nur darum ist, weil die Ausbeuter, aus irgend einem Grunde, nicht wollen oder kein Interesse daran haben, die weniger produktive Arbeit durch solche Arbeit zu ersetzen, die viel mehr produziert. Die Billigkeit der Kinderarbeit, das riesige Aufgebot an Arbeitskraft der Unbeschäftigten in den Berufszweigen, wo keine oder beinahe keine Beurlaubungszeit notwendig ist; und endlich der Wunsch, große Strecken des Landes zu besetzen und die Ehren- und Vorrechte, die mit diesem Besitztum verknüpft sind, zu bewahren — all das trägt dazu bei, daß die Arbeit, die nicht genügend produziert, beibehalten wird. Aber wir können feststellen, daß, wenn die Gemeinschaft es wollte, sie die Produktivität der Arbeit in allen Zweigen der Industrie und Landwirtschaft mehr als verzehnfachen könnte.

Dieses riesige Anwachsen der produktiven Kräfte des Menschen ist ein großer Fortschritt, der heute die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen unnötig macht. Wenn es möglich ist, daß die Menschen sich alles, was zu ihrem Leben notwendig ist, mit höchstens vier oder fünf Stunden täglicher Arbeit beschaffen können, so genügt es für eine Gesellschaft von gebildeten und in den verschiedenen Arbeiten erfahrenen Leuten, sich untereinander zu verständigen, um sich frei von jeder Ausbeutung organisieren zu können.

Dies ist unzweifelhaft ein großer ökonomischer Fortschritt, den wir der wissenschaftlichen Richtung verdanken, die die intellektuelle Entwicklung der Gesellschaft neuerdings genommen hat; ein Fortschritt, der den Kommunismus aus dem Bereiche der Träume entrückt und ihn zur Möglichkeit — ja zur Notwendigkeit macht.

Aber wie jede andere Tatsache der menschlichen Entwicklung hat auch diese ihre entgegengesetzte Seite. Dieses selbe märchenhafte Anwachsen der Produktivität der Arbeit, das den Kommunismus unter der Bedingung möglich macht, daß die Menschen dieses Anwachsen zum Nutzen von Allen verwenden wollen — dieses selbe Anwachsen wird zum Werkzeug der Ausbeutung, eine Waffe in Händen der Ausbeuter, wenn die Gesellschaft, dank dieser Einrichtungen, erlaubt, daß der Ausbeuter allein davon Nutzen zieht.

So wird in der heutigen Gesellschaftsordnung, die auf dem Individualismus der Kapitalisten und der Bourgeoisie und der Ausbeutung der Arbeiter aufgebaut ist, das Anwachsen der Ertragsfähigkeit der Arbeit ein neues Mittel, um die Ausbeutung aufrecht zu erhalten.

Die Produktivkraft des Arbeiters hat sich seit fünfzig Jahren verzehnfacht; in manchen wichtigen Arbeitszweigen hat sie sich verhundertfacht. Ein Mann erzeugt; mit guten Maschinen versehen, auf ungefähr 50 Hektar nur mittelmächtigen Bodens in der Umgebung von Chicago während sechs Monaten soviel Weizen, — in Form von Mehl — wie die jährliche Nahrung von 100 Menschen ausmacht. Ein Arbeiter in einer Schuhfabrik stellt in einem Jahre Schuhe für tausend Personen her; und so weiter.

Aber die Arbeitslöhne der großen Masse der Arbeiter haben sich seitdem weder verzehnfacht, noch auch nur verdreifacht oder verdoppelt — woraus folgt, daß der Gewinnanteil des Ausbeuters sich im Verhältnis dazu vergrößert hat. Das Anwachsen der Produktivität der menschlichen Arbeitskraft, die unter bestimmten Einrichtungen eine Hilfe zur Befreiung der Menschheit hätte sein sollen, hat zwar auch unter den heute bestehenden Gesellschaftseinrichtungen dem Arbeiter ein wenig genützt, aber vor allem hat es dem Ausbeuter Nutzen gebracht.

Die Macht der Ausbeutung ist beim Kapitalisten stärker geworden. Und, mit einigen Ausnahmen, kann man sagen, daß die Bereicherung des Unternehmers auf Kosten

seiner Arbeiter in dem Maße wächst, wie seine Arbeiter geschickter werden, und wie die Maschinen die menschliche Arbeit produktiver machen. Seine Herrschaft, seine materielle Kraft werden größer, wenn nicht die Arbeiter diesen ihre intellektuelle Kraft und ihren revolutionären Geist entgegensetzen.

Dieser wirtschaftliche Fortschritt ist also, wie alle anderen wirtschaftlichen Tatsachen, eine zweischneidige Waffe. Er besitzt keine geheimnisvolle Macht, die es ihm ermöglicht „durch sich selbst“ die Befreiung der Arbeiter zu vollbringen. Er wird ein Mittel zur Befreiung oder ein Mittel zur Ausbeutung sein, je nach dem, wie die Menschen in der Gesellschaft Gebrauch davon machen; je nach den Ideen, die unter ihnen vorherrschen, den Gefühlen von Unabhängigkeit, dem Zusammenhalten unter den Ausgebeuteten — je nach ihrem revolutionären Willen.

Verringern wir diese Kräfte, und wir werden aus dem Anwachsen der menschlichen Produktivität ein Mittel zur Verstärkung der Ausbeutung machen — wie dies bis heute geschehen ist.

Und das gilt von allen wirtschaftlichen Erscheinungen. Alle Tatsachen des wirtschaftlichen Fortschrittes werden entweder ein Mittel zur Befreiung oder ein Mittel zur Unterdrückung, je nachdem die Arbeiter dieselben gebrauchen und verwenden lassen.

Pressepranger

Herr W. von Massow, Chefredakteur der „Hamburger Nachrichten“ belehrt sein Lesepublikum über unseren Mitarbeiter, Prof. Ludwig Gurlitt in Nr. 283 wie folgt: „Professor Gurlitt ist ein zweifellos ehrlicher Idealist, eine nervöse Künstlernatur, die ein böser Stern in die Pädagogik verschlagen hatte. (Weshalb nervös? Er zeigt ruhige Kraft im zähen Kampf gegen die Schulorthodoxie und es war kein böser Stern, sondern ein Glück, daß unter die trockenen Schulmeister rein wissenschaftliche Kultur, einmal ein Mensch von künstlerischer Anlage trat). Er baute sich in seiner Vorstellung eine Welt auf, die es in Wirklichkeit nicht gibt, — denn der Individualismus dieser Weltanschauung hatte lauter künstlerisch veranlagte Individuen zur Voraussetzung —, und er nährte diese Vorstellung mit einer mißverständlichen Schwärmerei für englische Verhältnisse, die er eigentlich gar nicht genug kannte. (Auch das ist Unsinn! Gurlitt kennt das reale Leben besser als Herr von Massow, denn er lebt in allen Volksschichten, nicht nur unter den „Edelsten der Nation“. Was er als „Kunsterziehung“ fordert, also Anlehnung an den kindlichen Spieltrieb, erkennt jeder Vernünftige als berechtigt an und über englische Erziehung schrieb er so sachkundig, daß ihm deshalb Honston Stewart Chamberlein und viele in England lebende Deutsche ihre Hochachtung aussprachen.) Der Abstand dieses Ideals von der Wirklichkeit, mit der er es in seinem Lehrberuf zu tun hatte, brachte Gurlitt in Konflikte, die er zuerst schriftstellerisch zu überwinden versuchte, durch die er aber weiter in die Rolle eines Propheten der radikalsten Schulreformer gedrängt wurde. Durch den lauten Beifall von Leuten, die sich für seine Ideen und Schlagworte begeisterten, ohne den Mann und sein Werden, sowie die Verhältnisse genügend zu kennen, wurde er in für ihn unheilvoller Weise über die eigene Kraft und Bedeutung getäuscht und glaubte nun durch Anschluß an das demokratische Häuflein sein Fahrzeug vorwärts steuern zu können. (Das stimmt alles nicht. Gurlitt kennt die Grenzen seiner Kraft ganz genau. Er hat um sich eine Reihe sehr ruhiger und sachlicher Ar-

beiter geschart: Arthur Scholz, Berthold Otto, Georg Liche, Prof. Paul Förster. Jeder von diesen wiegt in pädagogischen Fragen zehn W. von Massows auf, der bisher unseres Wissens nichts in dieser Hinsicht geleistet hat, auch nicht entfernt die Organe besitzt, um Prof. Gurlitt in die Tiefen seiner philologischen Studien zu folgen. Gurlitt arbeitet mit den genannten Schulreformern in strenger Konsequenz auf den Weimarer Erziehungstagen an der — ach, so dringend nötigen Schulreform. Diese ist sogar — beachtet das, Ihr Konservativen! — schon von unseren „hohen“ und „höchsten“ Instanzen, vom Kaiser neuerdings und vom Kanzler Bethmann-Hollweg als Notwendigkeit erkannt worden. — Daß Gurlitt in die Opposition eintrat, wird ihm kein Mensch verdenken, der die brutale Rücksichtslosigkeit und Rücksichtslosigkeit der herrschenden Parteien kennt. Er hat seiner Behörde schweres Unrecht nachgewiesen: seine Beschwerden blieben durch alle Instanzen unbeantwortet, seinem Antrag auf Disziplinarverfahren gab man keine Folge. Das alles liegt urkundlich fest. Hat denn Herr von Massow Gurlitts Anklageschrift „Mein Kampf um die Wahrheit“ nicht gelesen? Und wenn — wie kann er dann den an sich schon Mißhandelten noch verunglimpfen, anstatt im beizuspringen? Ich gebe nun von Massow's weitere Worte ohne Kommentar der gerechten Beurteilung preis.) Den gar nicht politisch veranlagten Idealisten, der sich an der harten Wirklichkeit etwas wund gestoßen hatte, hatte das radikale Getue der oppositionellen Partei völlig umgarnt und umnebelt. Aber der Anziehung mußte die Abstoßung sehr bald folgen, — das gewöhnliche Schicksal eines ideologischen Individualismus, wenn der Zeitpunkt der Probe auf das Exempel kommt. Wir halten den Fall, wie gesagt, für lehrreich. Er ist ebenso bezeichnend für gewisse Persönlichkeiten, die sich in den Bannkreis der Demokratie ziehen lassen, wie für die Parteigruppe selbst, die jeden enttäuschen muß, der hinter den schönen Phrasen etwas anderes sucht als die glatteste Mittelmaßigkeit und wichtigtuenden Philistergeist.“

Nun, wir trösten uns. In Graz hielt ein Schullektor einen Vortrag über Gurlitt und sagte, seit Rousseau habe kein Erzieher einen solchen Reichtum an fruchtbaren Gedanken über Erziehung ausgestreut wie Gurlitt und verflüge dabei über eine Kraft, die an Luther erinnere. Im „Kunstwort“ nannte Oberlehrer Dr. Otto Antkes ihn einen sehr nützlichen Mann: er habe dem künftigen pädagogischen Erneuerer den Boden und den Rückhalt an der Nation bereitet.

Aber die „Hamburger Nachrichten“ — lehnen ihn ab. Sie lehnen auch Rousseau ab. Sie lehnen die ganze Kultur seit 150 Jahren ab. Sie sind reif für den Lob an Altersschwäche und geistiger Verblöbung.

Glossen

Der Prozeß gegen das Gräfin Metternich hat wieder einmal die häßlichsten Seiten des Reporterbetriebes enthüllt. Daß der Verteidiger des blaublütigen Hochstaplers, um die sachliche Aussage der Zeugin Bertheim zu entwerten, sich einen Eingriff in das private Familienleben dieser Frau erlaubt, ist Advokatenfache. Daß aber der Reporter mit fettem Wohlbehagen diese Attade niederschreibt und daß selbst ernste Blätter nicht davor zurückschrecken, diese Taktlosigkeit abzudrucken, ist bedauerlich. Der Rechtsanwalt kann sich hinter die Interessen seines Mandanten verstecken; für die Handlungsweise der Reporter gibt es keine mildernden Umstände.

Schlummerlied.

Nach' mit politischen Dingen,
 Michel, den Kopf dir nicht schwer,
 Laß' uns ein Schlummerlied singen.
 Schläfe, was willst du noch mehr?

All die herrlichen Sachen:
 Gleichheit und Freiheit und Recht
 Werden im Traume dir lachen
 Schläfst du — tüchtig bezecht.

Wachend quälen dich Betten,
 Junker und Pfaffenbrut,
 Michel, bleib in den Betten,
 Schläfe, und alles ist gut!

U. G a d a y.

Der Phrasieur. Keiner ist verdorbener, widerwärtiger!
 Und mir war keiner verächtlicher — bis gestern abend;
 aber diese ganze Nacht habe ich versucht, ihn zu verstehen.

Wie kommt ein Mensch dazu, im Tone heiliger Wahr-
 heit leere Worte zu sprechen, Worte, bei welchen weder
 er selber, noch die andern sich etwas vorstellen können?

„Schwindler, Bägner, Gaukler, Feigling, Hohlkopf!“
 Ihr seid recht hart.

Ich aber frage euch und mich: Wann kommt ein feiner
 ganzen Anlage nach aufrichtiger, mutiger, einfacher und
 verständiger Mensch in diesen tiefabscheulichen, tiefen
 Schall?

Dann sinkt ein Mensch so tief, wenn er, einer elends-
 stumpfen Masse gegenüberstehend, in verzweiflungsvollster
 Depression diesem momentan ihm eigenen Empfinden zum
 Trotz den Willen zu kraftvoller Tat, den Enthusiasmus
 erzwingen will.

Also nicht Feigheit, nicht Beere, — sondern Phrasieur
 aus Verzweiflung.

Aber ist das nicht dasselbe? Ich wiederhole „Feig-
 heit, Beere, Verzweiflung“ in allen Variationen.

Mein Freund, dem ich die Sache heute morgen vor-
 bringe, lächelt fein: „Gewissensbisse?“

„Ja!“

Und er, sehr ernst: „Wenn einem eine Sache zu
 schwer wird, dann soll man gehen.“

„Fliehen?“

„Ja!“

„Dazu rätst Du?“

„In diesem Fall, ja!“

„Wenn man aber das Fliehen nicht gewohnt ist?“

„Um so schwieriger — und nötiger.“

„Bieber untergehen!“

„— mit allem, ja! mit Vermögen, Gesundheit, Leben
 — aber nicht mit seiner Seele.“

Ein unerbittlicher Mensch! aber er hat Recht. So
 werde ich also fliehen, um die arme, nackte Seele zu
 retten.

Warum ich vor Euch mit dieser Selbstanklage trete?
 Vielleicht um Euch zu beweisen, daß ich ein meiner
 ganzen Anlage nach aufrichtiger, mutiger, einfacher usw.
 Mensch bin!

Aber Ihr hättet ja sonst von allem nichts gewußt,
 und folglich nicht angenommen, daß ich es nicht sei?

Stimmt! dann suchte ich es wahrscheinlich mir selber
 zu beweisen.

Muß denn da absolut eine Moral sein? gut! wenn
 Ihr das nächste Mal einen Menschen hört — und Ihr
 werdet einen hören — der im Tone heiligster Wahrheit

leere Worte spricht, d. h. in dem Fall: Worte, bei welchen
 sogar Ihr selber Euch nichts vorstellen könnt, so oft sagt
 ruhig:

Ein Phrasieur! Keiner ist verdorbener und wider-
 wärtiger

. . . . aber habt Mitleid mit ihm und liebet ihn;
 denn auch er ist ein Opfer.

Geigenlied

Geige, sei Mund meiner Laune!
 Spüre, mein Wille brennt! — —
 Da meistert den Meister das braune,
 singende Instrument . .

Zünde ich herrliche Flammen
 Geige, im Herzen dir an,
 schlagen die Flammen zusammen
 über dem spielenden Mann.

Doch wenn ich Herrin dich heiße
 staunend und selig verzagi,
 siehe, da nennst du dich leise
 meine selige Magd! —

Kurt Erich Meurer.

Der Sinn der Familie

Von Dr. E d u a r d v o n M a y e r (Florenz).

Vom „Familiensinn“ wird soviel geredet, daß es sich
 wirklich lohnt, einmal ruhig zu prüfen, wieviel För-
 derndes und auch wieviel Schädliches etwa in diesem „Sinn
 für Familie“ liegt, und welchen Sinn die Familie hat,
 behalten darf oder erhalten soll.

Das geläufigste Schlagwort lautet: „die Familie“ ist
 „die“ Grundlage und Erhalterin „des Staates“.

Soviel Worte, soviel Unklarheiten! . . .

Je nach dem Inhalte, den man diesen Worten gibt,
 kann der eine Satz sehr verschiedenes behaupten und be-
 fehlen; er sagt also eigentlich nichts.

Bedeutet z. B. „Familie“ nur das physiologische Band
 zwischen Erzeugern und Erzeugten, so ist das eine recht
 primitive Bedeutung; sie kann aber auch die liebevolle
 Hege der kindlichen Persönlichkeiten durch die Eltern
 besagen und damit das z e l b e w u ß t e E m p o r w a c h s e n
 der Menschheit wollen, wäre dies zunächst auch nur in
 ihren elementarsten Bildungen; und das ist dann eine
 herrliche Aufgabe.

Auch der Staat braucht kein anderes Ziel zu sehen,
 als die bare Zusammenpferchung von stonenden anima-
 lischen Massen, doch ist das ein jämmerlicher Wille zur
 Vertierung; er kann aber auch als feines, kluges Uht-
 werk die individuellen Hemmungen ausgleichen wollen und
 dann für die fruchtbarere Persönlichkeit, deren innere und
 äußere B e h e n s m e h r u n g er heute verneint, endlich das
 größere Wirkungsfeld und die entlastetere Wirkung ge-
 winnen; das hieße höhere Gerechtigkeit und Kultur.

Setze ich nun diese Bedeutungen in den obigen Satz
 ein, so stimmt es nur allzusehr, daß die Nichts-als-Fort-
 pflanzung die materielle Grundlage der kommunistisch
 stagnierenden Massenanhäufung ist; aber ebenso stimmt
 diese mathematische Gleichung, wenn ich die Familie wie
 den Staat nicht in plumper, sondern in idealer Bedeutung
 nehme. Denn da gilt es von der sorgfältigen und groß-

gedachten Heimpflege gewiß: daß sie die selbständig und innerlich wachsenden Menschen, die reisenden Persönlichkeiten befähigt, bereinst im öffentlichen Wirken durch Duldsamkeit, Ehrlichkeit und Selbstzucht die Vorrechte der Freiheit für sich selbst zu verdienen und für alle dahin zu vertiefen, daß in der zwanglosen Gemeinschaft maßvoller Mitglieder endlich der irdisch beste Weg zum Ewigkeitsziele der Persönlichkeiten erkannt werde. Auch so wird die Familie zur Grundlage des Staates.

Ziel- und nichtsagend sind also solche mathematische Schlagformeln und besigen kaum mehr Wert als demagogische Programme, die zählende Mittläufer und Häufte suchen. Wer dem Leben wirklich helfen will, muß sich der scholastischen Verallgemeinerungen*) entschlagen und seinen Worten einen Inhalt zu geben wagen. Doch das hängt von den Zielen ab, die ein jeder aus eingebornem Willen dem eignen und dem umgebenden Leben zu weisen wünscht. Da trennen sich nun die Wege tatsächlich nach allen Himmelsrichtungen: denn worin jemand seinen Himmel sieht — den dauernden Erfüllungszustand seiner Sehnsucht — danach richten sich seine Maßstäbe, Urteile, Sitten und sogar seine — Tugenden.

Ich erwarte nicht, daß jemand, dessen Naturanlage der meinen entgegengesetzt ist, meine Ansichten teile; was ich jedoch billigerweise von einem jeden erwarten darf, das ist: daß er die Folgen seiner eignen Ansichten erkenne und die Ziele seiner Wege wie die Wege seiner Ziele wirklich wolle — ob er nun mit den meisten die unterwürfige Allauflösung als Weltweisheit schätzt oder wie ich an die Unvergänglichkeit, die eigene Entfaltung und die bereinstige unverlierbare Gestaltung der Persönlichkeit glaubt, wie Elisarions „Neuer Flug“ das verkündet.

Also: die Familie wäre der Grund-, Eck- und Schlüsselstein des Gemeinlebens . . .

Ist sie es nur deshalb, weil sie den Nachwuchs an Staatsbürgern liefert?

Dann kommt es also vor allem auf die Existenz neuer möglichst zahlreicher Lebewesen an und besteht die „Familie“ wesentlich in der Mutterschaft.

Dann müßte doch die ledige Mutter sich nicht eben erst mühsamst die soziale Duldung — wider den Vorwurf der Familienzerstörung — zu erkämpfen haben. Und gar wenn wir Menschen nur das sollen tun dürfen, was „die Natur“ angeblich will — die absolute Vermehrung der Gattung — und wenn diese monistisch-altestamentliche Sittlichkeit den Wert der Familie darstellte, dann verständigte sich wider die Natur und wider die Familie jedes weibliche Wesen, das nicht — verheiratet oder ledig — alle Jahr mit einem neuen Erhalter der Gattung niederläge. Das Entwicklungsziel der staatlich geachteten Familie wäre: die Beischlafspflicht jedes „Weibchens“ und die geregelte Zureisung und Verteilung aller „möglichen Mütter“ an ein ausgewähltes Minimum zuchtkräftiger „Männchen“, denen gleichfalls eine Pflicht maximaler Gattungsleistung zufiele; dadurch ließe sich zugleich ein Uberschuß von „supernumerären“ Männern gewinnen, die ebenso wie heute die überzähligen Frauen eine völlige Enthaltensamkeit zu üben hätten: denn durch die amtliche Erledigung der Gattungspflicht, seitens der dazu besonders beanlagten und beauftragten Auswahlmännchen, hätte die Sinnlichkeit der übrigen keine „naturgesetzliche“ sittliche Berechtigung mehr und sie hätten ihre sittliche

*) worüber mehr in „Kant und die gefesselte Wissenschaft“, Halle 1909, Verlag Fetzler.

Aufgabe in der durch keine sexuellen Regungen gebinderten Arbeit zu finden.

Ihr unbedingten Verehrer der volkvermehrenden Familie, habt doch den Mut zu dieser Ameisenutopie!

Ist die Familie aber nicht berufen, möglichst viele Nachkommen zu beschaffen, wohl aber möglichst tüchtige, dann ergibt sich die weitere Frage: auf welche Weise fördert „die Familie“ die Tüchtigkeit der neuen Generation?

Etwa nur, indem sie den Embryo und Säugling der Unbilbe unsicherer Zustände entzieht?

Dann müßte vor allem einmal der Mutterschutz durchgeführt werden und durch Schwangerschaft- und Wöchnerinnenversicherung, vor allem aber durch Abschaffung des Unehelichkeitsmankels jede neue Lebensfrucht ehrlich vor jeder Erschütterung bewahrt werden; das wäre dann gesunde Familien- und Sozialpolitik, die jeder wünschen muß, der Mitleid und Mitfreude kennt.

Oder kommt es nicht nur auf die physiologische Wohlgeborenheit und den Schutz der Säuglinge an, sondern in hohem Grade auch auf die seelische Vorbereitung der reisenden Jugend zur Lebensfähigkeit?

Dann erhebt sich die dritte Grundfrage: worin diese Erziehung zu sehen ist.

Ist das Ziel dieser Erziehung, die Familie auf Kosten der neuen Mitglieder zu stärken? oder soll auch sie selbst gerade durch Förderung der neuen Generation steigen und an Wert gewinnen?

Ist starre Erhaltung oder stetige Entfaltung das Ziel des Lebens?

Antwortet, ihr geachteten Familienfanatiker!

Hat nämlich die Familie einen absoluten, etgenen Wert vor den Menschen, aus denen sie besteht, ist sie ein souveränes „Ding an sich“ — dann folgt:

1. ethisch: Daß die Erziehung jede Regung, die zur wirklichen Selbständigkeit eines der Familienmitglieder führen könnte, als familienwidrig von Grund aus unterdrücken muß und daß praktisch die unbeschränkte Vatergewalt zu herrschen hat — unter der Fiktion, Ehegatten und Kinder wollten immer nur Einunddaselbe (wozu aber dann der Zwang? . . .). Nicht nach eiguem Belieben dürften die Kinder eine Liebe eingehen, sondern nur aus bindender Wahl der Eltern hätten sie zu heiraten oder auch nicht zu heiraten, Freundschaften zu schließen oder zu unterlassen. Die neuen Unterfamilien blieben jedenfalls der Alt- und Oberfamilie fest eingegliedert. Das eine gleiche Grundgesetz gälte für die Enkel und deren Enkel, und das Ergebnis wäre eine Korallenstockstarre Sippe, ein Clav, ein . . . Staat, für alle Zeiten nach dem Erbwillen des ersten Begründers geregelt. Aber wie? . . . wenn die späteren Mitglieder unter dem Naturzwange neuer Verhältnisse sich wider den Sittenzwang der alten Verfügungen auflehnten; wenn mal ein Einzelner kraft seiner Energie ruchlos neue, aber vortreffliche Bestimmungen trafe und innerhalb der Sippenrepublik erst eine Tyrannis und dann eine einzelrechtliche Dynastie begründete; oder wenn wiederum eine benachteiligte Gruppe von Blutsverwandten sich gegen die ältesten oder neueren Erlasser erhob. . . Was dann? — Nun, nicht mehr noch minder als naturnotwendige Revolutionen und Gegenrevolutionen, Faustherrschaft der Mehreren oder der Stärkeren oder der Entschlosseneren, die ganze „Frage“ des sozialen Chaos, in dem wir gerade schon stecken. So steht, in seiner Konsequenz, der einige Familiensinn der absoluten Familie aus.

2. ökonomisch folgt aus der „Familie als Selbstzweck“: daß der Familienbesitz wirklich nie den einzelnen Gliedern, sondern der „einen und unteilbaren“ Familie gehört. Beim Tode der ersten Eltern würde das Vermögen keineswegs an „Erben“ übergehen, sondern — als wäre nichts mehr geschehen, wie beim Direktortwchsel einer Aktiengesellschaft — würde es in demselben unveränderten Besitze der unsterblichen Familie bleiben. Dieser Gedanke wurde ja bei dem Streit um die Reichserbschaftsteuer so pathetisch ausgesprochen, ein völlig sozialistischer Gedanke in konservativem Munde!! Denn steht es so mit dem Familienvermögen, dann ist das individuelle Privateigentum, mindestens an den Produktionsmitteln Kapital und Land, aufgehoben; es gäbe nur Familieneigentum, später Sippen- und endlich nur Staatseigentum. Denn so wie es keinen „Erbübergang“, könnte es auch keine Teilung des Besitzes geben; die Geschwister würden nur gemeinsame Inhaber des Familiengutes oder Kapitals sein dürfen — ist das Band zwischen Kind und Eltern so absolut, dann bilden auch die verschiedenen Kinder eines Elternpaares eine absolute Einheit, trotz Cain und Abel. Die gemeinsame Verwendung des Familienbesitzes müßte nun aber für alle Zeit festgelegt sein oder in der Weise eines Majorates von einem Familienoberhaupt (inkl. der Anspruchshenden der „Agnaten“) oder in parlamentarer Weise von der Generalversammlung der blutsverwandten „Erbultionäre“ verwaltet werden. Was geschähe bei Meinungsverschiedenheit? Austreten könnte jeder nur unter glattem Verzicht auf seinen Rentenanteil (so die Töchter, die in andere Familien übergehen), denn auszahlen und austreten kann keiner sich lassen; sein Anrecht kapitalisieren und an Fremde liquidieren, kann ebenfalls keiner, denn die Familienzugehörigkeit allein begründet das Recht der Nutzung. Auch nicht durch Sparsamkeit und Schaffung von Nebenvermögen können die Eltern etwa die jüngeren Kinder selbständig machen, denn ihre Kraft, Klugheit und Umsicht gehört der Familie, und was sie verdienen und erwirtschaften, ist ohne weiteres Familienbesitz, und nicht der ihre. Ja, auch was die Kinder, Enkel und Urenkel selbst verdienen, gehört nicht ihnen, sondern der Gesamtfamilie, deren beamtete Mitglieder sie sind; und wenn sie allen Erwerb abgeliefert haben, dürfen sie so viel zurückbeanspruchen, als ihnen „budgetmäßig“ aus dem Sippenhaushalt zum Lebensunterhalte zugewiesen wird. Natürlich hat die Familie da auch das einfache Recht, je nach ihren Bedürfnissen und Erwägungen, jedem Einzelnen — ohne ihn viel zu befragen — seinen Beruf und Platz zu bestimmen; und wer (wie bei uns die Töchter und ehemals die Söhne) durch Heirat in eine fremde Familie eintritt und ihr seine Kraft zuführt, also der Stammfamilie entzieht, büßt dadurch die ökonomischen Familienrechte ein.

Individuelle Rechtlosigkeit, sippensozialistische Sklaverei ist also die unleugbare Konsequenz der absoluten Familie.

Aber die Konsequenz geht noch weiter. Wenn dieser Standpunkt der wahre ist, dann geraten bei Herrentrecht alle weiblichen Mitglieder, und bei Mutterrecht alle männlichen in eine ganz verrückte Rechtslage, sobald sie eine Ehe eingehen. Denn da die Einzelnen selbst nichts sind und nichts werden können, und kraft des alleinseligmachenden Blutes aus der eigenen Familie gar nicht ausscheiden noch in die fremde wirklich eintreten können, so würden ihre sexuellen Bünde bei aller Fruchtbarkeit und bei aller Fürsorge für die Kinder dennoch nie eine „Familie“ — eine sozialmetaphysische Einheit — begründen, außer wenn einzig die Inzucht und Innenehe bestände — wie wirklich in den primitiven Phasen der Menschheit geschehen ist.

Die konsequente Wahl ist nur: entweder Anerkennung, daß die Familie ein individueller Bund ist, aus individueller gegenseitiger Steigerung entsteht, daß sie die gegenseitigen Persönlichkeiten individuell fördern soll und daher auch in den Kindern die eigene Persönlichkeit und Lebenstätigkeit individuell zu entfalten hat, bis sie der Familie entwachsen sind und ihrerseits aus individueller Auslese den Lebensgenossen finden — oder aber der Inzest, zur geschlechtlichen Pflicht und Sittlichkeit erhoben.

Ja! . . . aus „Blutschande“ hat sich die Familie entwickelt*) . . . Nur durften gesunde und plumpe Organismen sich ruhig im eigenen Blute kreuzen, aber wir Nervenbündel würden uns damit gegen unsere Nachkommen versündigen; für uns hat sich durch ein geschlechterlanges Leben die Familie zu etwas ganz anderem entwickelt, als sie ehemals gewesen und in der dumpfen Tierwelt noch ist. Und gesetzt, man sollte heute die absolute Familie durch solche doktrinaire Rückkehr zu ihrem sozialbiologischen Urstande retten, so ergäbe sich die Bildung lauter ganz einseitiger, kleiner Sippenkreise, denen alle gegenseitige Verbindung fehlen würde, außer etwa der ererblichen. Ein hochgradiger Familienegoismus würde den Zerfall des öffentlichen Lebens bewirken und auch die „unsterblichen“ Familien selbst würden schließlich eine nach der anderen (und umso eher, je konsequenter sie wären) durch Bluterschöpfungen aussterben. Das wäre eine sonderbare Erhaltung von Staat, Volk und Menschheit! . . .

„Doktrinarismus! . . .“

. . . jawohl, aber nicht der meine, denn ich mache hier nur den Anwalt des Teufels und weise die Konsequenzen von Begriffen nach, die nicht die meinen sind, mit denen aber von berufenen und unberufenen soziologischen Gelehrten und Laien in und außerhalb des Parlamentes großspurig gewirtschaftet wird.

Gewiß, das praktische Leben hält sich nicht an Theorien und Begriffe, sondern richtet sich schließlich doch nach den individuellen Verhältnissen; wohl aber wollen die macht- und stimmehabenden Parteien — von rechts bis links — nach Parteibegriffen das Leben verschneiden; und wenn sie auch nie die Einwirkung der wirklichen Lebenskräfte ganz verhindern können, so können sie doch die notwendigsten Reformen, die Abschaffung oder Einführung von Gesetzen, die heilsamsten Evolutionen aufhalten — unter ungeahnten Qualen der Einzelnen und zum Schaden des wahrhaft gemeinsamen Lebens. Cui bono?!

Wer dem Leben wirklich helfen will, der hat die Pflicht seine Begriffe auf ihre Konsequenzen hin an dem wirklichen, dem empfundenen Leben zu prüfen, und wo geht eine Empfindung anderswo vor sich, als in dem individuellen Gehirne eines individuellen Menschen? — selbst wenn dieser voll blinden Heerden- und Phrasengefühles ist. Der abhängigste Mensch ist doch noch individuell.

Was will nun der individuelle Mensch? — dieses von allen Familien- und Staatsdoktrinären und Konfessionsräten gefürchtete Wesen . . .

Durchaus nicht zerstören (außer wenn seine Kräfte in einem „Explosivstaat“ durch Ueberbelastung zu maßloser Spannung kamen), sondern er will seinen wachsenden Kräften ein wachsendes Gebiet gewinnen und Gemeinschaften eingehen, die ihn im Austausch fördern; und das Gewonnene will er wahren — nur leider meistens uneingedenk, daß die guten Früchte reifen wollen, und

*) was erst recht die Bibelgläubigen zugeben müssen, die ein einziges Urelternpaar annehmen.

daß eine halbreife dadurch doch nicht vor dem Untergange bewahrt wird, daß man sie hinter Schloß und Riegel legt. Das fressende Erbübel des Menschen ist eine vor-
eilige Bewahrungssucht, die von sexuellen Trägheit zeugt; und dieses Erbübel, das sogar seinen rohnatürlichen Egoismus übertölpelt, ist der Ursprung des starren Familienbegriffes, der seinerseits dies Erbübel vermehrt und zu der zwinghaften Bindung der Mitcinanderlebenden wurde, unter der unsere Zeit leidet und leiden zu müssen meint: denn „die Familie“ wäre nun einmal „die“ Grundlage „des Staates“. Und so sollen Konstellationen, die einmal Kräfte erzeugten oder ersparten oder steigerten, auch dann noch, wenn die Entfaltung schon darüber hinausgewachsen ist, mit Zwang und mit schwerem Kraftverlust festgehalten werden.

Weil der Sinn des Menschen (durch Schuld seiner Trägheit und Schuld der absoluten Familie) fast gar nicht für das innere Wachstum der Kräfte geöffnet ist, deswegen zerstört und entgeistigt er durch Erstarrung selbst die edelsten menschlichen Bünde: Ehe, Familie und Freundschaft. Er behauptet die Unsterblichkeit der Familie und ertötet damit die neue Generation ohne doch den natürlichen Tod der Familie — beim Tode der Eltern — irgendwie aufhalten zu können; er preist die Familie als Altersversorgung und sieht nicht wie allzuoft die Ehegatten verwitwen und verwaisen — durch Tod oder Entfremdung oder Trennung; er preist die Blutsverwandtschaft als das stärkste Band und liest nicht in der Chronik des Lebens vom Hass der Geschwister, die sich als fremde Personen gleichgültig meiden würden, aber, zu enger Berührung verpflichtet, in Antipathie entflammen. Wenn der Mensch etwas vom inneren notwendigen Wachstum der eigenständigen Individualitäten wüßte — es gäbe mehr Gerechtigkeit, Tüchtigkeit und auch Liebe auf Erden.

Nun: diesen noch mangelnden Sinn für das Wachstum — endlich! — in dem Menschen zu wecken, solange er jung ist, das wäre eine wahrhaft großartige Aufgabe für jenen ersten Menschenbund zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern. Das wäre wirklich eine Grundsteinlegung des Kulturstaates durch die Familie.

Wenn die Gatten einander leiblich und seelisch entsprechen und in sympathischem Rhythmus der Kräfte sich selbst und einander entwickeln —; wenn die Eltern in ihren Kindern nicht bloß Geschöpfe ihrer sexuellen Laune oder eine absolvierte Staatspflicht sehen, sondern in ihnen die Fleischwerdung reisender Persönlichkeiten erkennen —; wenn die Eltern an und mit den Kindern das große Zukunftsziel der Welt zu fördern willens sind, jenes lichte Geheimnis der Gestaltung: wie die immerzu wachsenden individuellen Kräfte, statt einander zu vergewaltigen, zu hemmen und zu verschwenden, vielmehr einander im Aufstiege fördern könnten und zu dauernden Wachstumsgenossenschaften werden —; wenn die Geschwister zur Tüchtigkeit und Achtung der gegenseitigen Eigenheit angeleitet werden und so wenig von einander blinde Unterwürfigkeit verlangen, als sie seitens der Eltern von ihnen verlangt wird —; wenn das Familienheim so eine Pflanzstätte des Empormachsens, des Ineinanderfügens, des Maßes und der Freiheit ist —; wenn . . . ja wenn das wäre! . . . — dann wäre eine ganz gewaltige Fortschrittsbahn gewonnen.

Diese ideale Familie würde in das öffentliche Leben ganz anders gereifte, maßvolle und doch ungebrochene Wettstreiter senden, würde seine Entfaltung an zahllosen Punkten zugleich in mannigfaltigster Weise bewirken, würde die Ueberwindung der chaotischen Rohkräfte (in und außer dem Menschen) gerade dadurch erzielen, daß sie in jedem Ein-

zelnen die kosmische Pflicht lebendig gemacht hätte: persönlich zu wachsen. Diese ideale Familie würde der Schule den größten Teil ihrer doch unerfüllten Erziehungsaufgabe abnehmen und die „Notwendigkeit“ des Wissentrammes durch klare Festigung des persönlichen Bewußtseins größtenteils überwunden haben. Diese ideale Familie würde vor allem dem beängstigenden sexuellen Probleme und seiner Larve, dem Pubertätspessimismus, ganz anders und positiv gegenüberstehen; sie brauchte nicht wie unsere hedonophobe Quantitätsfamilie die Liebesregungen der erwachenden Persönlichkeiten so ängstlich zu scheuen und sie, wie ein marktkundiger Gärtner bedenklich die Frühreife oder unmoderne Spielart seines Obstes betrachtet, auf ihre Begattungsnormalität zu prüfen; sie würde den beginnenden Austausch von Herz- und Sinneskraft wie einen heiligen Benz beglückwünschen; sie wüßte, daß, je ehrlicher die Quelle der sinnlichen Liebe sprudeln darf, desto sicherer Krankheit und Erschöpfung vermieden bleibt und desto eher ein solcher Lebensbund als glückselige Insel emporragt, der eine dauernde Förderung nach innen wie außen, für die Liebenden, für ihre etwaigen Kinder, für alle andern bedeutet. Diese ideale Familie würde in ihrem Schulbuche nicht mehr jene ungezählten unfreiwilligen Liebesarmen und Varias verzeichnen müssen . . .

Erst wenn die Familie aus freundschaftlich duldsamen und fördernden Gliedern bestehen wird, wird sie der wachsenden Lebensfreund geworden, eine Entfalterin der neuen Generation, eine wahrhafte „Mehrerin der Menschheit“, ein Genius Neuen Fluges.

Zwei Gedichte

Von Paul Albrecht † (Paris)

Metamorphose

Jene Sehnsucht, die dich wachsen läßt,
Da du sie mit Tränen und mit Blumen nährst,
Da du unter Ulmen sitzend Schatten deinem heißen Traum
gewährst,
Hat sich nun erfüllt beim Morgengrau im West. — —

Einer neuen Blut willst du dich geben,
Einer meeresheißen, weiten Pilgerfahrt,
Mondstrahl zittert wie auf Eis in deinem Bart,
Nun ein greiser Ganymed trägst du die Reben.

Einft

Alle längst verblichenen Augen werden noch einmal
erstrahlen

Und ihr Licht gießen
Der letztgebärenden Frau in den Schoß
Zur Stunde ihrer Fruchtbarkeit.
Dann aber werden die Götter den Mutterleib zerreißen,
Und das Kind wird am Tage seiner Geburt werden zum
Greis,

Wird alle Jahrtausende erkennen,
Und große Feuer werden seinem Leib entbrechen,
Vernichtend die Trümmer der Zeit,
Vernichtend die Götter. — —

Aphorismen über Kunst

Von Professor Reinhold Wegas.

Die Deutschen — vermöge ihrer kritischen und philosophischen Anlage — sind mehr für die Wissenschaften als für die bildenden Künste geschaffen; der Genuß an der reinen Form, wie wir ihn bei den Griechen verkörpert sehen, genügt dem Deutschen nicht, er will sich bei einem Kunstwerk auch „Etwas denken“ können. Da er nun diesen Wunsch, sich „Etwas denken“ zu können, bei einem griechischen Torso oder bei dem Satz eines Beethovenschen Quartetts nicht zur Genüge befriedigen kann, so geht er lieber in die Berliner National-Galerie, um die papiernen Gedanken eines Cornelius, oder in die Oper, um ein Drama mit musikalischer Beilage zu genießen. — Man ist allgemein der Ansicht, daß das Zusammenwirken mehrerer Künste den Wert eines Kunstwerkes erhöhen müsse; das ist ein großer Irrtum. Wenn Lizian eine Statue des Phidias bemalt hätte: Einer hätte dem Anderen geschadet. Ein Shakespearesches Drama kann nicht in Musik gesetzt werden, ohne zu verlieren, und dem wahren Kunstverständigen wird die beste Musik durch Dinge, welche die anderen Sinne beschäftigen, verleidet werden. Es ist sonderbar, daß die gebildete Menge die Kunst nicht durch das Auge allein, sondern mit Hilfe der Kritik, die Musik nicht durch das Ohr allein, sondern mit Hilfe des Auges genießen muß; ob das Schwäche oder größere Einsicht ist, will ich dahingestellt sein lassen.

Kritiker bilden sich aus den Naturen, die für das Schöpferische in der Kunst zwar wenig Begabung haben, deren Urteil und Geschmack jedoch sehr ausgeprägt zu sein scheint. Ihre künstlerischen Leistungen sind in den meisten Fällen dilettantische. Nun lehrt die Erfahrung, daß, je weniger die Formenkenntnis, und das Gestaltungsvermögen entwickelt ist, um so bestimmter das Urteil auftritt. Je größer ein Künstler ist, desto mehr wird er zweifeln und tasten; absolute Sicherheit ist immer ein Zeichen der Schwäche in der Kunst. Nur der Kritiker glaubt, nicht allein ein sicheres Urteil, sondern auch das Recht zu haben, es überall auszusprechen. Auf einem Remplaz würde derjenige, welcher den Männern des Sports einen Vortrag hielt über den Sitz zu Pferd, Halber Bügel usw., selbst er aber in seinem Leben höchstens einen Gesselsritt mitgemacht hat, verlacht oder ignoriert werden, während die bescheidenen Künstler um die Gunst dieser Herren buhlen. Wohl in keinem Lande ist die Kunstkritik entwickelter als in Deutschland; das bestätigt aber nur das schon früher Gesagte über die mangelhafte Begabung vieler Deutschen für die reine Kunst.

In der Kunst reicht das Urteil eines Jeden schließlich nur bis zu der Grenze, die er mit eigenen Leistungen selbst zu erreichen vermag.

„Niemand ist unersetzlich“ — auch ein Ausspruch, der, wie so viele andere, durch beständiges Wiederholen nicht richtiger wird. Beethoven ist aber nicht zu ersetzen, es schreibt nach ihm keiner mehr eine neunte Symphonie, so wenig sie vorher einer geschrieben hat. Und ist Goethe, Shakespeare, Phidias zu ersetzen?

Solche Aussprüche sind von der kompakten, fest zusammenhaltenden Masse der Mittelmäßigen erdacht gegen die über das Mittelmaß hinausragenden Geister und sie sind der Ausdruck des Neides, — der ja mitunter auch in Kommissionen einen Platz findet.

„Vier Augen sehen mehr als zwei“, sagen die Anbeter der Kommissionwirtschaft. Ja, wenn sich darum handelt, Eiteln zu suchen! Ein großes Kunstwerk kann immer nur von einem erdacht und ausgeführt und schließlich auch beurteilt werden.

Heutzutage liebt man es, für alles Mögliche Konkurrenzen auszuschreiben; man geht gewissermaßen auf ein Kalstücken nach Genies. Obgleich man die fähigen Köpfe auf allen Gebieten genau kennt, wird immer wieder versucht, zufällig einem unbekanntem Genie zu begegnen. Als ob ein helles Licht überhaupt verborgen bleiben könnte!

In den Konkurrenzen, die sich auf Kunstwerke beziehen, ist es besonders schlimm, denn von der Kunst glaubt Jeder etwas zu verstehen. So sind denn die Kommissionen und die Jurys mit Männern aus allen möglichen Berufszweigen besetzt und der Geschmack dieser bunt zusammengewürfelten Menge schreibt den Künstlern die Wege vor, die sie gehen sollen. Schon oft haben bedeutende Künstler es erlebt, daß ihre Entwürfe als Hengste in die Kommissionsställe gingen und als Wallache wieder herauskamen.

Große Geister gleichen Kometen, die einen Schweif von Sezessionisten hinter sich herschleppen. Diese Parasiten saugen sich fest und entziehen ihrem Meister oft noch unreife Gedanken, die sie dann verstümmelt fertig kimpfern, ehe der Meister sie fertig gedacht hat.

Knut Hamsun

Von Dr. Anselm Kuest.

Mit dem Norweger Knut Hamsun, der vor Jahresfrist seinen fünfzigsten Geburtstag beging, ist etwas ganz Neues in die europäische Literatur gekommen: die Literatur selbst ist gleichsam auch ins Unliterarische gedrungen, der Feiertag mußte seine Feierkleider ausziehen, der Alltag Feiertagsgewänder anlegen, es war eine richtige Verwirrung... Noch Ibsen und Björnson, sovielen „modernen“ Ideen mit ihnen er wachten, sovielen hitzigen Disputierstoff sie mitbrachten, kamen mit dem ganzen Hofstaat der alten Poesie, mit den ehrwürdigen neun Mufen und vielen wichtigen Legitimationschreiben von Goethe und Schiller her; Hamsun sozusagen ganz auf eigene Faust, und fand, daß zwischen den Feldern der beiden noch ein überreichliches Stück Erde brach liegen zu bleiben drohte, darüber jene mit der großen Geste des Poms hinweggeschritten. Ach, es war gar kein Gedanke daran, sich dort anzusiedeln; uff — man schwikte schon bei dem bloßen Einfall, das urbar machen zu wollen; ein Winkeln, ein ganz ganz kleines Eckchen nur, uff! He, große Männer, große Männer, spottet Hamsun in seinem redseligsten, fast nackten Roman „Mysterien“*, habt ihr noch keinen großen Mann gesehen? Sie laufen jetzt zu Duzenden auf allen Plätzen herum, da, der Junge dort zeigt mit dem Finger nach einem —

Man könnte auch nicht einfach mit Maeterlinck sagen: ein Dichter? Dann hat er ja ganz natürlich nur seine neuen Werte, seine neue, nie gehörte Ausdrucksweise für alle, auch die alltäglichsten Dinge, das ist ja sein Paß eben, alles Neueste noch einmal jung wie am ersten Tage erstrahlen zu lassen! Ja — wäre es das; ja, aber die Welt kann bei Hamsun so gut auch wieder ganz alt, stundenlang ganz gewöhnlich und immer dagewesen er-

*) Knut Hamsuns sämtliche Bücher sind deutsch im Verlage Albert Langen, München, erschienen. Dem Dichter wird, wie wir bereits ankündigten, der dritte literarische Abend der „Aktion“ gewidmet sein.

scheinen; nur plötzlich, plötzlich, was ist es? Ein Schwindel erfasst uns, die Erde bewegt sich unter den Füßen. Ein flacher Pfad durch Gras und Blumen, und plötzlich wird man turmhoch gehoben, geht auf Gipfeln zwischen Eisfeldern und Schneewüsten. Man blättert in einem alten Buche mit schwarzen, stumpfen Lettern, und plötzlich rot, rot, alles siedend-rot und heutgeboren. — Auch Maeterlinck hat ja einmal die Sprache des Alltags erlösen wollen, die Poesie der kleinen und unbeachteten Dinge entbedt, in stumme, vergessene Winkel hineingeleuchtet; und doch konnte er den Apparat nicht entbehren, sozusagen das poetische Handwerkzeug nicht, das schon einmal dem Märchen gebient hatte: da waren sie denn wieder, die stillen, verwunschenen Stuben, in denen das heimlich-unheimliche Tictack der Wanduhr dem Raum beständig ins Gewissen redete, Greise mit erloschenen Augen, aber mit Erinnerungen, warmgolden wie die Strahlen der Abendsonne, und Prinzessinnen, die von nichts wußten, und Königsöhne, nur zum Segnen und Heilen berufen. . . Märchenstimmungen; Seltenheiten mit einem Wort. Und auch Novalis hatte so verzaubert schon den Alltag vorgefunden, vielmehr diesen Zauber wollte er, daß man ihn Alltäglichkeit nenne —

Aber mit Hamsun wird der Alltag plötzlich ein anderer und jeder fühlt, er ist es noch; wird verwandelt und bleibt erstaunlicherweise derselbe: sieht uns einen Moment mit unergründlichen Sphingaugen an und tut gleich wieder, als wäre nichts gewesen. Doch — es ist etwas gewesen, wurmt es in uns nach, was ist es nur? Ist es denn möglich, daß man am hellen Vormittag solchen Spul umherlaufen sieht? „Mitten wir im Leben sind vom Bahn umfassen,“ muß man nach Hamsun variieren. Freilich — das feine Fräulein oben im ersten Stock ist nicht aus dem Schlaf zu wecken; auch der bide, gute, etwas wichtigtuersche Hartwigsen hat nichts gemerkt. . . Aber ist es denn auch möglich, ist es möglich, so verrückt soll das Leben sein, man soll zuweilen an einem kleinen Zeitungsjungen nicht ungeschunden vorüberkommen!? Der Junge brüllt dir in die Ohren: Kauf'n Se doch, kauf'n Se doch — jetzt grade nicht, verhärtet sich dein Herz. Aber schon umsonst, du mußt umkehren, mußt wieder gutmachen. Was? Gutmachen? Man wäre verpflichtet, das wäre ja noch schöner! Kehrt! Umsonst — der ganze Vormittag wird „Zeitungsjunge“. Schließlich zwackt dich der Teufel, daß du ein Silberstück durch die Gitterstäbe rollen läßt, auf denen der Zeitungsjunge steht. Der Kleine muß sich vor deinen Augen die Haut wundschaben um den blanken Rüder zu erreichen; aber er ist offenbar sehr vergnügt. Du bist es gar nicht; der ganze Tag wird „Zeitungsjunge“. —

Das ist ein Beispiel Hamsunscher Gepeinigkeit, ein Proöchen, was Hamsunsche Helben zu leiden haben; o — so viel ist gar nicht nötig, scheint er auf jeder Seite sagen zu wollen, trojanische Kriege sind gar nicht nötig, wenn deine Nerven zufällig bloß auf der Haut liegen. . . Und dieser Mann war auch Gorkij; d. h. er war es nicht bloß einmal, sondern er wird es immer wieder und wieder, sobald das psychische Erleben zu quälend-drangvoll wird, um ohne physische Gewichte balanciert zu werden. Aus seinem Leben hören wir: „Siebzehn Jahre alt kam er zu einem Schuhmacher in die Lehre. Bald wurde er dessen überdrüssig und schlug sich als Kohlenträger an der Schiffsbrücke einige Monate durch. Dann verließ er den kleinen Fischerort und zog Jahre lang in Land und Stadt umher, als Schultheißbote, Steinbrecher, Wegarbeiter, Holzhauer, Löscharbeiter usw. sein Dasein fristend. Ganz jung noch ging er als Heizer auf einem Ozeandampfer nach Amerika. Hier hat er sich in allen nur erdenkbaren Berufsarten

versucht, u. a. war er Landarbeiter in den Prärien, Straßenbahnschaffner in Chicago, Schlafwagenkondukteur auf einer amerikanischen Eisenbahn u. s. f. Drei Sommer und drei Winter lag er mit acht Genossen auf den Bänken von Neufundland zum Nabelaufgang, ohne Zeitungen und ohne jede Anregung, von aller Welt abgeschnitten, nur Nebel und Meer und Wind und Wetter. . .“ Ueber sein Leben in Amerika hat ein Journalist Charakteristisches berichtet: „. . . Er hatte Kräfte genug, seine Stärke war die eines Löwen; aber wenn eine Arbeit seine Gedanken nicht ganz beschäftigen konnte, dann liefen diese mit ihm davon. Wenn er seine Schieblarre gefüllt hatte, rollte sie sehr leicht fort; es bedurfte keiner Fürsorge, keiner Anspornung. . . so vergaß er gewöhnlich seine Last an der richtigen Stelle umzustürzen und brachte beständig Verwirrung in die Erarbeiten.“ Als Straßenbahnschaffner verwirrt er dann in solchen Augenblicken sämtliche Ortsnamen und setzt die Bürger an den unmöglichsten Stellen ab; ja, der Gedanke, dieser Unhold, dieser jäh ausblitzende, plötzliche, wahnsinnige Gedanke — niemand hat bisher wie Hamsun die ganz unvergleichliche, unkontrollierbare und doch irgend welchen mysteriösen Gesetzen unterworfenen Flucht und Wiederkunft menschlicher Gedanken in der Dichtung gezeichnet! — nirgendwo kann er ihm gänzlich entgehen, ob er schon bis zum Kaukasus und in die Märchenländer des Orients vor ihm geflohen ist, immer wieder muß er auch schreiben, schreiben, mit dem Stift folgen, „ach, und davon wird man so müde, so müde.“ „Wenn ich nur nicht immer für mich selbst zu sorgen brauchte! Ich möchte ein Sklave sein, dann hätte ich es nicht nötig,“ seufzt Hamsun aus tiefstem Herzensgrunde — und jeder sieht und fühlt ja, daß er ein Sklave ist. Aber in der Hand welches Herrn, welchen Dämons, welcher Gottheit — ach, es muß freilich nicht leicht sein, ein solcher Sklave zu sein! Hamsun ist in all seinen Poesien ganz leidende, passive Saite, die irgend ein höheres Wesen rührt, ganz Wahnsinniger im Sinne der alten Dichter und Sänger, die Sokrates aus seinem Staate verbannt wissen wollte, bis er selbst in der Todesstunde sang und dichtete. . . Ungeahnte Wonnen und Seligkeiten kann da der Dämon auch seinem Sklaven schenken; dann liegt dieser im hohen Sommergrase, Rücken an die Erde gepreßt, die Augen tief im Aether verloren und schwimmt auf jenem Nachen aus wohlriechendem Holz, mit dem Segel von lichtblauer Seide durch niebefahrene Gewässer, und eine silberne Angel wirft er weit, weit aus. . . dann fühlt er brausende, verzückte All-Einsstimmung, dann dichtet er den „Pan“, jenes Hohelied des Gewachsenen, dann dichtet er alle jene Gedichte, die im „Wilden Chor“ vereint stehen und wo das Säusen des irdischen Waldes in die Musik der Sphären und Sternereigen überwallt. Ach — und wieder so gut hat er es eigentlich selten; meist ist er viel zu voll des Exorbitanten, des ganzen überfälligen und überfurchtbaren Erlebnisses „Welt“, meist muß er es miterleben, wie seine eigenen Gedanken gleich geheften Hundten vor ihm herlaufen, dann muß er selbst sie einzeln abfangen und Strahlen eiskalten Wassers erst über sie gießen, damit sie nicht vor aller Welt verlacht würden, denn so kommt es ihm mit einemmal vor: Dies ganze tolle unvernünftige Zeug, das da unten ständig sein Wesen treibt — Gott, wie würde man verjagt werden, wenn man das alles frei umherlaufen ließe! Und ein schneidender Hohn, eine grimme bittere Polarälte fängt plötzlich an, unter all diesen Geschöpfen einer warmen lebenshungrigen Phantasie zu wüten: da ist der Jäger Glahn, der sich vielleicht einbildet, die Baronin Edvarda werde feinetwegen alle Standesvorurteile über den Haufen

werfen, und der nun armselig und elend sein starkes Leben verschleifen muß („Pan“ und „Rosa“); da ist der dem Verhungern nahe arme Teufel, der seinen Stolz nicht ablegen kann, noch immer andere mit Wohlthaten überhäufen will und herrliche Luftschlösser vor Augen sieht, während man ihn morgen als Leiche finden wird („Hunger“). Es ist diese bis zum Flagellantismus und zur tödlichsten Zerkleinerung getriebene Selbstironie in allen Gamsunschen Werken noch eine ganz andere, als die man seit Heine kennt: sie ist aus einem bloß ästhetischen künstlerischen Mittel zu einem auf dem Wege ständiger seelischer Verfeinerung liegenden notwendigen Bestandteil der Natur selber geworden und grollt daher als tragischer Unterton in überhaupt fast allen Erscheinungen; ebendarum ist die aus Gamsunschen Werken hervorgehende, gleichsam nur zu ahnende Liebe und Sehnsucht nach Glück und Vollkommenheit auch von bisher noch unerhörter Zartheit und Tiefe.

So kann es wohl kommen, daß die einen ihn einen unerhörten Spötter nennen, der an nichts sein Gefallen finde, als die Menschen wie Drahtpuppen aufzuziehen und sich an ihren lächerlichen Verrenkungen zu belustigen; die anderen immerfort nur seine tiefe, schmerzliche, verwundete, inbrünstige Seele sehen und sich an ihr berauschen. „Aesthetisch“ im guten alten Sinne wird da wohl selten eines seiner Bücher „beruhigen“, doch wird er selbst am meisten dazu beitragen, das enge Schema zu durchbrechen, nachdem man durch ihn zuerst ein Gefühl dafür empfängt, wie wunderbar gerade auch das Chaotische mitten im Streng-Gebundenen steht und erst das Weltbild vervollkommnet. An Genialität dürfte er unter den Früheren am meisten Vornehmen kommen; doch ist er vielleicht nicht so klar und philosophisch wie dieser, während er ihn an dichterischer Intuition zuweilen übertrifft.

Ströme

Ich verließ der Berge laute Huld
Und im Schlaf, auf weiser Ströme Rücken
Glitt ich zu der Ebenen Ewigkeit
Zu den Weidenufeln, herben Herzen.

Sog mein Auge je an blaffen Himmeln?
War nicht alles meiner Willkür nur Gebilde?
Da ich tot in Wasserstürzen treibe
In ihr schäumend Ringel-Dlies verklammert.

Berlin.

Robert Jencksch.

Atmen! Atmen!

Von Dr. G. Friedlaender.

Und jetzt habe ich's meinerseits satt, ich mache Das nicht mehr mit, verbiete Das! Was? — Ich meine, dieses ewige Pro und Contra, aus dem man das Beste wegläßt, indem man eine alberne Alternative daraus macht. Bald kann der Kraus den Garten; Brod den Kraus; Pfemfert den Walden, Max Piccolomini sich selbst nicht ausstehen; in einem Wellblechwinkel verzehrt irgend ein Kohn den Kerr. Sofort wird Kohn ergriffen, beherzte Männer kühlen ihm den Schlund so lange mit spitzen Federkieseln, bis er den Kerr wieder von sich gibt; sie baden den Kerr. Der gewaschene Kerr stürzt sich auf Kohn, den er in eine Milbe verwandelt. Oh Gott! Soll Das vielleicht so weiter gehen? Werdet Ihr Eure Galle noch lange so weiter erbrechen und es Zeitung nennen? Oder wollt Ihr endlich Vernunft in meinem Sinne annehmen und statt Eurer Polemik „Für oder Wider“ die Atem-

gymnastik der . . . Trenik treiben lernen? Das macht man so! Hört, Asthmatiker des Liebehasses! Denn es nützt auch nichts, teils Für teils Wider zu atmen, sondern jeder dieser Lumpenbunde muß vom andern ganz und gar abgetan werden. Jeder Kerl ist bis auf den letzten Rest hassens- und liebenswert: man muß ihn einnehmen, kauen, verdauen, ausscheiden; oder man ist des Todes. Es zwingt Euch ja niemand, ein Gericht zu wählen. Wollt Ihr es aber einnehmen, dann seid Ihr gezwungen, es reinlich zu verdauen. Atmet Ihr einen Kerl überhaupt in Euch ein, dann, bitte, tief, restlos, überhaupt — und, um nicht an ihm zu würgen, zu sticken, atmet ihn ebenso radikal aus, wie Ihr sublim ihn eingeatmet hattet. Ist Das so schwer? Muß ein Dummkopf wie ich erst als Geist aus dem Grabe kommen, um so tüchtigen, aber bissigen Kerlen das richtige Atmen beizubringen? So muß man's ja auch mit sich selber vor allem machen, wie man es mit seinem Leib immerfort macht: sich bejahen, sich verneinen, ein und aus, puffieren, Rhythmik treiben; sich vergöttern, sich verteufeln, Nahrung und Dred balancieren. Wäret Ihr Artisten dieser Psychophysikologie — so würdet Ihr — ich will ja nicht sagen: ewig, aber mindestens äwig oder öwig läben. Ihr wißt nicht, wo aus noch ein, Asthmatiker des Liebehasses; Circen für einander, Euch in Schweine oder Engel Verwandler, Gleichgewichtslose, Lebenszerhacker. Ich will auch geistig keine Waffenrüstung — oh, sehr im Gegenteil! Es ist nicht genug tödliches Verneinen, Ausatmen in Euch: wie süß-schwächlich z. B. atmet Brod den Kraus aus, nachdem er ihn wahrscheinlich ebenso femininisch eingeatmet hatte*) — und so eine Spazenslunge will — Herr-Herr-Gott nochmals! — Leben; ich brülle und flöte dieses hochheilige lächelnde Wort. Nein, meine samt und sonderß mißratenen, übel beratenen Söhne, nein! So nicht weiter, ich warne Euch beizeiten. Das Leben ist die Ars magna der Nequilibriumistik. Vernt aus meinen Büchern†) logisch zu jonglieren, bis der Balancementszustand sich nach und nach Euren Hirnen, Herzen und Unterleibern gnädigst mitteile. Wie denn z. B. Variété-Artisten zwar Götter sind, aber . . . dumme, wenn Die geistig auch so helle würden, wie sie es leiblich sind — Gott Gnade Euch!

†) bes. aus meinem unsterblichen über Nietzsche, d. i. Polarität.

Zwei vergnügte Tage

Von Grete Miesel-Gesß.

Ein Doppelseiertag — Sonntag, Montag — war in Sicht!

Ottolar stand in seinem eleganten kleinen Comptoir vor dem Kalender. Seine Hände in den Hosentaschen ballten sich in vergnügter Ungebuld, seine junge, schwere Gestalt wiegte sich ein paarmal auf den Fußspitzen, wie es jemand tut, der sich auf irgend etwas ganz besonders freut. Die grauen Neuglein zwinkerten erregt hinter den Gläsern des Zwickers, das rosig-frische, bartlose Jünglingsgesicht schien noch breiter und glänzender zu werden, die Lippen preßten sich fest aufeinander, ein wenig schmaßend, wie im Vorgeschnack einer leckeren Kost.

Nebenan in den Sälen des großen Konfektionshauses, dessen Herr und Erbe der junge Ottolar war, rasselten die Nähmaschinen, klapperten die großen Scheren, und Pan Wojtech, der alte Geschäftsführer, ging inspizierend durch die Säle, wo gebürt und schwitzend unter den Strahlen der Frühlingssonne junge Männer und Mädchen mit roten, erhitzten Köpfen bei der Arbeit saßen. Ottolar blickte durch

*) Noch sinnfälliger: Kraus den Garten.

F. P.

die Glastür hinein in die großen, grauen Räume, wo schräge Staubwellen, von der Sonne beleuchtet, in der Luft flimmerten und tanzten und sich mit dem Dampf der heißen Bügeleisen vermischten.

Sapristi — er war mit sich zufrieden.

Daß er den ganzen Tag hier im Geschäfte radern würde, hätte er sich noch vor einem halben Jahre nicht gedacht. Damals lebte noch der alte Kralik, der reichste Schneider von Prag. Barsuß war er aus Rußle eingewandert und sicher und bedächtig seinen Weg emporgestiegen: ein starker, gescheiter, tüchtiger Mann. Das war Ottokars Vater.

„Mein Sohn“ — pflegte er zu seinen Bekannten zu sagen — „mein Sohn Ottokar, sehen Sie, der hat's nicht nötig. Der kann werden, was er will, verstehen Sie, das, zu was' er Talent hat.“

Und schon als der Bursche noch ganz klein war, zeigte der Vater seine Zeichnungen her: „Sehen Sie, das Pferd da — wie das gemacht ist — der Kopf — die Ohren —“

Der Junge hatte zuerst in Prag gelernt, dann war er nach München gekommen und zuletzt nach Wien.

Plötzlich starb der alte Kralik. Ein Schlaganfall.

Und siehe da, Ottokar war praktischer, als sein Vater jemals gedacht hätte. Das Geschäft — das wußte er —, das Geschäft war die Goldgrube. Und er ließ Pinsel und Stifte liegen, eilte nach Prag — und stürzte sich Hals über Kopf ins Geschäft.

Das hatte die Bekannten gemumbert.

Aber der alte Wojtech war stolz auf den jungen Herrn. Er hatte also doch etwas vom Vater.

Ottokar lernte, lernte eifrig sein Geschäft. Das Zeichnen betrieb er nebstbei zum Vergnügen.

Vielleicht hat sein kluger Vater doch nicht genau erkannt, wo sein „Talent“ saß . . .

Doppelseiertag! — Fort aus der Bude! Zwei Tage der Alte sein! Das alte Leben führen — die Großstadt — die wirkliche — die Galerien, Kunst, Musik, Theater — und Weiber! — Der große blonde Junge war ganz rot geworden vor Freude. Herrgott noch einmal! —

Wohin? München — Wien? Er überlegte: Glaspalast — Bavaria — Bräuhaus — — —

Ober: Museum — Prater — Diner im Stephanakeller — Schönbrunn — Oper und dann — — —

Kunstverständnis mußte „Sie“ haben. Unbedingt. Die ganzen zwei Tage wollte er mit „Ihr“ verbringen — „Sie“ überall mitnehmen. Wie machte er das nur am schnellsten, so, daß man keine Zeit verliert? Am besten, wenn „Sie“ ihn gleich am Bahnhof erwartete. Wichtig!

Und er setzte sich hin und schrieb auf ein Papier ohne Firma:

„Junge, hübsche Dame mit Kunstverständnis, welche mit Prager jungem Manne die zwei Feiertage verbringen will, wird gebeten, ihn Samstag 3 Uhr 20 Minuten am Franz Josef-Bahnhof zu erwarten. Erkennungszeichen beiderseits rotes Seidentuch in der Hand.“

Das genügte.

Bergnügt pfeifend kwertierte Ottokar die Annonce und sandte sie einem — Wiener Blatt.

Dann ging er ein wenig verlegen zum alten Wojtech hinüber.

„Bane Wojtech“, sagte er, — „ich muß — ich kann — ich will — ich komme Samstag nicht ins Geschäft — aber nach den Feiertagen — Dienstag — bin ich wieder da.“

Am Samstag vor den beiden Feiertagen saß der Wiener Polizeirat Schastlhuber mißvergnügt in seinem Bureau. Mit gefurchter Stirn blickte er in das vor ihm liegende Zeitungsblatt. Dann läutete er und befahl dem eintretenden Diener, den Kommissär Dugaus zu rufen.

„Da lesen Sie!“ sagte er und hielt ihm das Zeitungsblatt hin.

„Herr Rat meinen den Artikel: ‚Die Reise des Grafen Zboroff? —“

„Natürlich.“

„Hab' schon gelesen . . .“ sagte Dugaus und lächelte verbindlich.

„Was sagen Sie zu dem Absatz da?“ Der Polizeirat deutete mit dem Finger darauf und las halblaut einige Zeilen. „ . . . natürlich werden wieder wir es sein, die die Kasanien aus dem Feuer holen. Tu felix Austria — freue dich! Rußland ist hochherzig und ‚interbeniert‘. Graf Zboroff reist mit der ‚Friedensmission‘ nach dem Balkan. Die ‚Tat‘ aber wird dem österreichischen Nachbar überlassen. Die Suppe, die da unten jetzt eingebrocht wird, werden unsere Söhne auszulöffeln haben . . .“

„Die Bande gibt zu schaffen,“ sagte der Rat und geritterte grimmig das Blatt in der Hand. „Hören Sie, Dugaus“, fuhr er dann fort, „Sie wissen, heute um 3 Uhr 20 Minuten kommt der Graf in Wien an, über Prag mit dem Schnellzuge. Lassen Sie den Bahnhof gut überwachen, die Bande ist zu allem fähig.“

„Hab schon vorgesorgt, Herr Rat, vier Agenten sind bereits postiert.“

„Ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen, Dugaus.“

Der Kommissär lächelte geschmeichelt. „Uebrigens werde ich zur Sicherheit selbst hingehen, Herr Polizeirat.“

„Lun Sie das. Und sollte Ihnen das Geringste auffällig erscheinen, so telefonieren Sie sofort.“

Gegen 3 Uhr wurde der Polizeirat Schastlhuber plötzlich zum Telephon gerufen

„Halloh.“

„Halloh — hier Dugaus.“

„Was gibt's?“ fragte der Polizeirat.

Undeutlich hörte er die Meldung Dugaus'. Es klang hastig und aufgeregt durchs Telephon — in abgebrochenen Sätzen:

„Bahnhof voll Frauenzimmer — kein Zweifel weibliche Anarchisten — kommen immer neue — der ganze Perron voll — mindestens Demonstration.“

„Haben sie ein besonderes Zeichen?“

„Noch nicht — wahrscheinlich erst, wenn der Zug einfährt — bitte sofort Verstärkung. . .“

„Sende umgehend dreißig Mann in Zivil. . .“

„Bitte dringend. — Sollen sich unauffällig auf den Perron begeben. — Nicht gleichzeitig. — Jeder Mann Posto fassen hinter je einem Frauenzimmer. Im gegebenen Moment ergreifen.“

„Ist gut.“

„Halloh — noch etwas!“

„Was denn?“

„Vier Berittene vor den Bahnhof.“ — „Wird geschehen.“

Schluß. Klingling. — — — — —

Ottokar hat nie erfahren, warum er zwei Tage in Wien in Untersuchungshaft gefesselt ist. Wenn er sich im „goldenen Prag“, das er jetzt erst zu schätzen weiß, an sein schreckliches Wiener Abenteuer erinnert, so erscheint ihm das Ganze wie ein wirrer, unheimlicher Fiebertraum.

Da war ein Bahnhof voll Menschen gewesen, ungeheuer viel Frauenzimmer — und hinter jeder ein Mann. Plötzlich, als der Zug einfuhr — und er aus dem Coupéfenster heraus seelenbergnügt sein rotes Seidentüchlein schwenkte — hatten ihm zahllose rote Tücher zurückgewinkt. Er hatte gestutzt: Was, — die Frauen da waren mit ihren Männern gekommen und machten sich lustig über ihn?! Da wollte er doch gleich hineinfahren — Himmelfreudonnerwetter! Aber die Männer hatten die Frauen mit einem Ruck gepackt und weggeschleppt. Er stieg aus und — zwei Wachleute faßten ihn unter den Armen. Was war das? Er schrie, er wehrte sich, ein Menschenauflauf umstand ihn — während gleichzeitig eine ganze Gesellschaft von Herren in Frack und Uniform den Salonwagen umgab. . . . Dann hatten sie ihn auf die Polizei gebracht und ihn aufgefordert, sich zu legitimieren. Er hatte keine Papiere bei sich, natürlich, aber er war der Ottokar Kraskl aus Prag und nach Wien gekommen, um sich zu amüsieren.

„So, so!“ Der Polizeirat hatte sein und überlegen gelächelt. „Und das rote Seidentuch und die Frauenzimmer?“ Er berief sich auf die Annonce. „Das sei famos inszeniert“, meinte der Rat. Wie er denn über die makabrische Frage denke? Ottokar hatte gestutzt, denn gerade darüber hatte er sich im Coupé mit einem Herrn unterhalten. Das war ein Wiener Oberlehrer und hatte zu Protokoll gegeben, der Verhaftete habe eine Zeitung, die bei gesinnungstüchtigen Wiener Oberlehrern einen schlechten Ruf genießt, bei sich gehabt und zu ihm, dem Lehrer, gesagt: „Natürlich — wir werden die Kasanien aus dem Feuer holen.“ Ob er das leugnen wolle?

„Nein — gewiß nicht — es wäre ihm auch sehr unangenehm, wenn vielleicht — mobilisiert würde — und er müßte mit nach Makedonien, wo er doch in Prag jetzt so viel zu tun habe. . . .“ Der Polizeirat hatte ihn rasch unterbrochen: „Aha — da haben wirs!“ Ob man wegen so was in Wien verhaftet würde, hatte er wütend gefragt. . . .

Er war nicht klug geworden, was sie mit ihm und dem Grafen Zboroff, der im selben Zuge gefahren war, und den „roten“ Frauenzimmern eigentlich wollten.

Der alte Wojtech war über die Feiertage aufs Land gefahren. Erst nach zwei Tagen fand er das Telegramm und holte den jungen Herrn aus Wien ab.

Der Herr Rat hatte sehr verlegen ausgesehen, und Ottokar kam sich vor wie ein Irrsinniger. . . . Noch als er im Coupé saß, begriff er nicht, daß er zwei Tage in Wien gewesen war — und weder die Museen besucht, noch in den Prater gefahren, noch mit „Ihr“, die da Kunstverständnis haben sollte, im Stephanskeller diniert, abends die Oper besucht und dann — und dann — im Hotel „zur schönen blauen Donau“ — nicht gewesen war.

Ottokar hat nie mehr die Feiertage in Wien verbracht.

Herr Zugaus ist diesmal nicht befördert worden.

Graf Zboroff hat die Rückreise aus dem Balkan angetreten und wird nächstens wieder in Wien erwartet.

Novalis

Das ist das Ewigjunge an der Romantik, daß sie außerhalb aller Beschränkungen ihr Programm hat. Es gibt kaum einen Gedanken, kaum eine ästhetische Absicht innerhalb ihres unendlich reichen Schaffensgebietes, die sie als Abgeschlossenes, Behtwilliges nachgelassen hätte. Sie wollte Fragmente und ist selbst ein riesiges Fragment, als Kultur sowohl wie als Glaube und Wissenschaft, kurz überall, wo der Geist zu Gaste ist. Und überall hat sie dem Philistergewissen Purgative eingegeben, die den trägen und schon dickleibig gewordenen idealistischen Aesthetizismus

des klassizistischen Zeitgeschmacks verdauen halfen. Aber sie ging nicht nur nach allen Richtungen der Zukunft und der Vergangenheit mit der manchmal etwas vorlauten Pfadfindergebärde, sie verstand es sogar vortrefflich, das Jenseits salonfähig zu machen und behaglich auszustatten. So hatte sie für alles ihre sachverständigen Dekorateure, den geistreichen Friedrich Schlegel, den findigen und doch vernünftigen August Wilhelm Schlegel, den fleißigen und beweglichen Tied und den Magier Hardenberg als den vielleicht einzigen wahrhaften Dichter in ihrem alten Stab.

Und gerade weil dieser Novalis der innerlichste, mit anderem Worte, der Freieste unter ihnen ist, so darf er wie kaum ein anderer als ihr lebendiger Spiegel gelten. Haben die junftfreundigen Schlegel und der unermüdbare Tied bei aller absichtlichen Zerrissenheit und Voraussetzungslosigkeit doch immer zunächst den Verstand, wenn auch noch so maskiert, ins Treffen geschickt, so ist in Novalis alles was Klugelei, gedankliche Bedachtsamkeit, System oder irgendwie korrekte Linie bedeutet, ausgeschaltet. Das empfindende Ich erfüllt, gleichviel ob es schaffendes oder belebendes Ich ist, ein Wesen, dem das Jenseits aller Theorie Existenzbedingung ist. Darum bedeutet alles, was dieser dem Religiösen wie der Philosophie gleichermaßen zuneigende Geist geschaffen hat, eine Loslösung von aller Positivität, Desorganisation der realen absoluten Erkenntnisse: er ist die Auflösung fester bewußter Harmonien in halb-bewußte Untertöne.

Ein kaum Dreißigjähriger, stirbt Novalis. — Ueber sein Totenbett hinüber rauscht wie eine Flut heller und trüber Wellen das neue Jahrhundert, die Millionen Möglichkeiten dieser frischbegründeten „Schule“, diese wirren Negationen, der plaudernde Schöpfungsvortiz, der ganze Bibliotheken ausfüllen half. Und doch ist der eine schlichte Band genug, den Grundton all der stürmenden romantischen Weisheit begreifen zu lassen. Jene heiligen Lieder, jene wundersamen Anbetungen irgend eines dunklen Etwas, das sich Christus oder sonstwie nennen mag, das Viele und Vielfache, das Kindliche und Potenzierte, sind Abglanz ihrer Seele, sind mehr als ein Hauch von ihrem Geiste.

Die Neuzeit hat in ihrem Bestreben das Gebiet der Literaturerkenntnis auch über die Romantik hinaus zu erweitern, den Wert auch unseres Dichters vollständig begriffen. Unter den Neuherausgaben Novalischer Werke populären Charakters ist die mir vorliegende ausgezeichnet redigierte Ausgabe im Verlag von Bong & Co., Berlin-Leipzig, um ihrer Bornehmheit der Ausstattung und Vollständigkeit willen besonders beachtenswert. Die Einleitung von Hermann Friedemann enthält Geistreiches und Zutreffendes genug, um ihr neben dem vollstümlichen auch wissenschaftliche Werte zuzusprechen. Vieles steht da, was zu dem Besten gerechnet werden kann, das je über Romantik und Romantiker gesagt worden ist. Das will bei der Masse der Literatur, die sich, zumal in den letzten Jahren, so sehr gestaut hat, nicht wenig bedeuten.

Der Durchschnitt des gebildeten Publikums kennt gewöhnlich nur ein recht einseitig gesehenes und oberflächlich gezeichnetes Bild des Verfassers der Hymnen an die Nacht und des Heinrich von Ofterdingen, — etwa jenen blassen, frühverstorbenen, etwas verworren anmutenden jungen Dichter, dem die tote Geliebte Leidenschaftsbrevier und Schaffensquelle geworden ist, einen talentierten Schwindsuchtskandidaten, den man so schön bemitleiden kann. Von all dem unererschöpflichen Reichtum seines Denkens und der Unmasse von Anregung, die Hardenbergs aphoristischer Geist dem Epigonen zu bieten vermag, nicht zuletzt uns Modernen, ahnt das breitere Publikum nichts. Wir, die wir stets be-

strebt sind, diesem Publikum alle Möglichkeiten des Verstehens zu öffnen, um es als Freund und Zuhörer anhänglicher und aufnahmefähiger zu machen, dürfen ihm auch das intime Brevier, das Kovalis Lebenswerk darstellt, nicht vorenthalten. Das Verlagsbuchhaus Bong hat wie in so vielen Ausgaben seiner goldenen Klassikerbibliothek auch mit der Herausgabe dieses Schriftstellers eine Aufgabe der Erziehung und des Geschmacks gelöst.

Victor Sudwiger.

Literarische Neuerscheinungen

Victor Kool. Der deutsche Arbeiterfängerbund. Eine Materialsammlung mit Sach- und Namensverzeichnis. 105 Seiten. Verlag des deutschen Arbeiterfängerbundes — Alex Kaiser NO. 18, Elbingerstr. 29. Preis 75 Pf.

Das vorliegende Buch bringt zum ersten Male einen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung und den Werdegang des deutschen Arbeiterfängerbundes. Aus den kleinsten Anfängen hat sich in aller Stille eine Bewegung entwickelt, deren soziale und wirtschaftliche Bedeutung für die Zukunft nicht zu unterschätzen sein wird.

Die Arbeiterfänger sind ein besonderer Faktor in dem kulturellen Aufwärtstreben der Arbeitermassen . . . Sturmgesang der Massenschöre, das Freiheitslied, das Tendenzlied! Wer kann — wenn er sie hört — sich dieser gewaltigen Kraft entziehen? In der Pflege des Tendenzliedes und des Massenchores liegt die Bedeutung des Arbeiterfängerbundes für die Arbeiterschaft.

Es sind gewaltige Zahlen — die Mitgliederzahl beträgt 1911 rund 148 000 — die uns über das Wachstum dieser Bewegung angeführt werden. Aber das Buch ist mehr geworden als eine statistische Darstellung. Es ist ein Stück Geschichtsbuch der deutschen Arbeiterbewegung geworden. Es ist eine historische Fundgrube. Jedem, der sich für die kulturelle Bedeutung der Arbeiterbewegung interessiert, sei es zur Anschaffung empfohlen.

D. W.—dt.

Hermann Essig. „Fruchtlos und treu.“ Drama in fünf Aufzügen. Brosch. 2,50 M. Paul Cassirers Verlag, Berlin W. 10.

Der Dichter, der kürzlich durch die „Gesellschaft Pan“ aufgeführten Komödie „Die Gluckstuh“ unternimmt es, in diesem Drama dem tragischen Schicksal von Peter a Venis, dem Großhofrichter des Kaisers Friedrich II., ein Denkmal zu setzen.

Das Drama behandelt in knappen dürren Zügen den Kulturkampf des Mittelalters. In diesem Kulturkampf stand Peter als vertrauter Herzensfreund seines Kaisers, obgleich er in Wahrheit nicht, wie er im Stück bezeichnet ist, Reichskanzler war, als vorderste Gestalt. Sein Ende verursachte durch das ganze Reich eine tiefe Erschütterung der Liebe der Völker zu ihrem von der Kirche aufs heftigste verfolgten Kaiser. Die furchtbar erbitterte Verfolgung des Kaisers war seine einzige Entschuldigung. Durch den sich häufenden Mißerfolg am Schlusse seiner Regierung glaubte er den Verdächtigungen gegen seinen vertrauten Freund, ließ ihn in den Kerker werfen und nach der Sitte der Zeit des Augenlichtes berauben.

Da Peter der Bufenfreund des Kaisers war, so ist seine Tragödie zugleich die Tragödie der Freundschaft überhaupt. Friedrich vergaß, wie fest ihn sein Freund durch die Freundschaft seines Herzens schützte, wie ihn diese mehr stützte als irgendein politischer Erfolg.

Dante spricht Peter a Venis in der Hölle von jedem Verdacht frei. Leider mußte er ihn noch unter dem Druck seines Kirchenglaubens in die Hölle versetzen. Wir zu unserer Zeit sollten dem Selbstmord anders gegenüberstehen und uns kann der tragische Schluß — Peter rennt blind geworden mit dem Schädel gegen die Mauer — nur das Mitgefühl mit dem Helden erhöhen.

Ohne in Liebeskonflikte zu geraten, sind die Frauen doch von wichtiger Bedeutung in diesem Drama; denn sie sind es, die das kulturelle Licht reflektieren. Ja man könnte sagen, hätte Liebe die Freundschaft überwunden, so wäre der finstere Fleck aus der Regierung Friedrichs II. getilgt worden.

Hermann Essig erscheint hier von trocken nüchternem Wesen. Er schrieb dieses Drama wie ein Ihrisches Gedicht, so erklärt es sich, daß er nur schwer zu einer heftigen Bewegung durchdringt. Aber sie kommt stark, ja furchtbar, mit dem vierten Aufzug, und steigert sich bis zur letzten Szene.

Man spürt den Ehrgeiz des Dichters, sich endlich die Bühne zu erobern. Und man muß diesem eigenartigen und kraftvollen Talent wünschen, daß es ihm bald gelingen möge.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiziert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Knut Hamsun. Venoni, Roman. (Verlag von Albert Langen, München). Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Schillers Gespräche. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von J. Petersen. (Insel-Verlag, Leipzig). Pappbd. M. 3.—.

Robert Musil. Vereinigungen. Zwei Erzählungen. (Verlegt bei Georg Müller in München). M. 3.—.

Christian Morgenstern. Ich und du. Sonette. (R. Piper, Verlag, München). M. 2.—.

Bans Kyser. Einkehr.lieder und Gedichte. (Verlag Paul Cassirer, Berlin W. 10). M. 3.—.

Otto Kung. Das Vermächtnis des Frank Thaum. Roman (Lit. Anst. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Geb. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilmann. (Verlag: Egon Fleischel & Co, Berlin W. 9). Das 2. Juliheft enthält: Auguste Hauschner: Das erste und das zweite Buch. — Henri Gullbeaur: Die deutsche Literatur in Frankreich. — Paul Nathan: Gobineaus Briefe. — Gustav Landauer: Holzamers Lebensbuch. — Karl Berger: Schillerschriften. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 14 enthält: Karl Leuthner: Der Niedergang der Parteidiktatur; R. Schmidt: Der Gewerkschaftskongress in Dresden; Dr. L. Quessel: Der alte und der neue Liberalismus; P. Kampffmeyer: Die Verwertlichung des Katholizismus; Gertrud David: Genossenschaftsbewegung u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Rain. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. No. 4 (Juliheft) hat folgenden Inhalt: Widmung; Menschlichkeit; Tagebuch aus dem Gefängnis; Taristreu; Für Webelind; Rentuch und Berlin u. a. Das Einzelheft kostet 30 Pf., und ist durch den Rain-Verlag, München A., zu beziehen.

Inhalt der vorigen Nummer: Der „Schwebende Prozess“. / Die Wahlparolendichter hoffen auf Marokko. Von Franz Pfemfert. / Ehrliche Religion. Von M. von Egidy. / Was ist Sozialismus? Von Fürst Peter Krapotkin. / Zum Fall Jatho. / Glossen / Sehnsucht. Von Ernst Bläß. / Genie und Pädagog. Von Max Jungnickel. / Guldigung. Von Kurt Erich Meurer. / Das Geheimnis des Rates. Von Dr. S. Friedlaender. / Gloden in Würzburg. Von Anselm Ruest. / Der liebe Gott in Verlegenheit. Von Wynona. / Das Kunstwerk. Von Anton Tschekow. / Bewegter Wald. Von Victor Sudwiger. / Die Kunst stirbt. Von Rudolf Kayser. / Jatho-Resolution. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Strindberg-Abend der Aktion.

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 23. * 24. Juli.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Regensons-, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mt. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestell- handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: :: Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig. :: :: ::
Inserate. Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 21, Grefelderstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7613.

Inhalt: Die Konfusionspartei. Von Franz Pfemfert. / Reich und Staat. Von Max Stirner. / Ein Erziehungsreformer. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Voß von der Sitte. Von Peter Hille. / Glossen. / Der zukünftige Christus. Von Max Jungnickel. / Partiflos. Von Konrad Müller-Raboth. / Der Dichter an den Leser. Von Multatuli. / Altes Lied. / Böcklin und Gustave Moreau. Von Camille Mauclair. Deutsch von Mario Spiro. / Portratt, aus Haaren verfertigt. Von Heinrich Lautensack. / Goethe contra Newton. Von Dr. S. Frieblander. / An stillen Nachmittagen. Von Victor Hadwiger. / Detlev von Miliencron. Von Franz Pfemfert. / Vom König David. Von Albert Ulrich. / Ein Mythos. Von Dr. Anselm Ruest. / Charaktermusik. Von Mynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Konfusionspartei

Die Parteiparodie „Demokratische Vereinigung“, die so ungemein erfolgreich den Humor in das trodene politische Leben getragen hat, ist auf einen neuen Scherz verfallen. Sie wird, zum Gaudium der Welt, im September in Düsseldorf als Mandatsinteressentin auftreten. Der Doktor Rudi Breitscheid aus Berlin, als welcher Politiker durch seinen famosen Verleumdungsprozeß gegen mich weitesten Kreisen hinreichend bekannt geworden ist, tritt als ihr Kandidat in die Arena. Damit ist zwar vorgesorgt, daß die Düsseldorfer Wahl nicht jene sonnige Heiterkeit vermissen lassen wird, die den Kampf angenehm macht, aber es wäre doch falsch, wenn man die Düsseldorfer Kandidatur der „D. V.“ deshalb gut heißen oder auch nur kopfschüttelnd hinnehmen wollte. Der Augenblick ist zu ernst, als daß man Leuten, die mit Bierideen störend aufwarten, freies Spiel lassen dürfte. Es muß ausgesprochen werden: die Kandidatur der „Demokratischen Vereinigung“ in Düsseldorf ist (wie die meisten Kandidaturen dieser Konfusionspartei) grober Unfug!

In Düsseldorf haben bei den letzten Reichstagswahlen das Zentrum 259, die Sozialdemokratie 25 233 und die Liberalen 14 664 Stimmen erhalten. Den Ausschlag gaben also die Liberalen. Jetzt, bei der Ersatzwahl haben Rationalliberale und Fortschrittliche auf die Aufstellung eigener Kandidaten verzichtet; die „Fortschrittliche Volkspartei“ hat erfreulicher Weise ihren Anhängern offen empfohlen, für den Kandidaten der Sozialdemokratie zu stimmen. Da man sicher damit rechnen kann, daß das Zentrum durch seine Gemeinschaft mit den Konservativen sich viele Stimmen verschert hat und daß zweifellos ein großer Teil der Fortschrittler der Parole ihrer Parteileitung Folge leisten wird (gar nicht zu reden von der natürlichen Zunahme sozialdemokratischer Stimmen), so blieb zu hoffen, daß der sozialdemokratische Kandidat siegen würde. Das Austausch des Kandidaten Doktor Rudi Breitscheid läßt diese Hoffnung schwinden. Denn darüber muß man sich klar sein: die Stimmen, die der Kandidat der Parteiparodie „D. V.“ erhalten wird, erhält er ausschließlich auf Kosten des Sozialdemokraten! Die politische

Unmühsamkeit Rudi Breitscheids behauptet zwar: würde die „D. V.“ ihren Häuptling nicht aufgestellt haben, so bestände die Gefahr, daß sehr viele Düsseldorfer bei der Wahl zu Hause bleiben würden und infolgedessen der Zentrumsmann im ersten Wahlgang eine Mehrheit erhalten könnte, aber ich hoffe, daran glaubt der politische Kopf selbst nicht ganz. Wenn seine Argumentation Sinn hätte, dann könnte man den Parteien der Linken nur empfehlen, sich recht sehr zu zersplittern. Dann wäre jedes Wahlbündnis zwischen Linksliberalismus und Sozialdemokratie ein Unsinn. Dann wären Parteifragmente wie die „D. V.“ nicht nur zu dulden, man würde sie sogar vermehren helfen. In Wahrheit schwächt die „Demokratische Vereinigung“ mit ihren lächerlichen Kandidaturen nur die Reihen der Linken. Einzig einige Mittläufer der Sozialdemokratie werden, betauscht von den revolutionären Besten des Herrn Breitscheid, dem „bürgerlichen“ Demokraten ihre Stimme geben. Daß etwa ein Liberaler in der „D. V.“ eine unterstützungswürdige Partei sehen könnte, ist völlig ausgeschlossen. Kein Fortschrittler wird sich soweit vergessen, der Konfusionspartei, die ihre ganze Aufgabe darin erblickt, gegen den Liberalismus zu wettern, seine Hilfe zu leihen. Die Selbstachtung verbietet es ihm.

Die Parteiburleske „Demokratische Vereinigung“ bringt also mit ihrer Düsseldorfer Kandidatur nur der Reaktion Vorteile. Es wäre gut, wenn die Sozialdemokratie die Konsequenz daraus zöge und aufhören würde, diese Breitscheidianer zu hätscheln. Wie jetzt in Düsseldorf, so wird diese überflüssige Mandatsinteressengruppe allüberall den Kampf gegen rechts erschweren, indem sie Verwirrung in die Reihen der Linken bringt. Denn die „D. V.“ hat vergessen, welche Mission sie zu erfüllen hatte. Sie war ausschließlich dazu bestimmt, der Sozialdemokratie im Bürgertum Agitationsboden zu schaffen. Das ist ihr (ungeschriebenes) Programm. Das gab ihr die Existenzberechtigung, die sie nicht mehr besitzt.

Franz Pfemfert.

Reich und Staat

Von Max Stirner. (Aus dem Nachlaß; geschrieb. 1848.)

Der Ruf nach einem Aufgehen der einzelnen deutschen Staaten im Deutschen Reiche wird keineswegs schwächer, daß man jenes Verlangen für eine vorübergehende Phantasterei halten könnte, es läßt sich vielmehr von Tag zu Tag immer lauter vernehmen, und verstummt selbst bei denen nicht, die mit dem unverantwortlichen Reichsverweser und der ganzen deutschen Nationalversammlung unzufrieden sind. Was liegt diesem Begehren zu Grunde?

Man macht sich von dem, was das Deutsche Reich sein soll, verschiedene Vorstellungen. Teils will man darunter einen Staatenbund, teils einen Bundesstaat, teils einen eigenen deutschen Staat verstehen. Es wäre so immer nur das in einem vergrößerten Maßstabe, was die einzelnen Staaten jetzt schon im Kleinen sind: ein Staat und nicht ein — Reich, ein deutscher Staat und nicht ein Deutsches Reich. In dem richtigen Gefühle, daß Reich und Staat nicht einerlei seien, hat man zwar für das einige Deutschland den Ausdruck „Reich“ angenommen; aber man ist des Gegensatzes so wenig bewußt geworden, daß man in demselben Athem ausruft: „Wir wollen einen einigen deutschen Staat bilden!“

Dagegen scheint jene Sehnsucht nach einem einigen Reiche gerade aus dem Ueberdruß am Staate, am Staatsleben und an der Staatenbildung entsprungen zu sein. Was ist das Reich anders, als, um es mit einem anderen Worte zu bezeichnen, eine Landsmannschaft? Der Verkehr in einem Reiche ist ein landsmannschaftlicher, ein Verkehr von Landsleuten unter einander. Der Hannoveraner will, wenn er nach München reist, nicht bloß bairische Bürger, sondern Landsleute finden, und so umgekehrt. Das Interesse des Reiches und der Reichsbürger ist das des friedlichen landsmannschaftlichen Verkehrs, die Bürger eines Reiches bleiben Landsleute zu einander, und können in den besten landsmannschaftlichen Beziehungen und Verbindungen miteinander stehen, ohne irgendwie Gesinnungsgenossen zu sein. — Nicht so die Bürger eines Staates. Das Band, welches die Staatsbürger verbindet, ist nicht das der gleichen Landsmannschaft, sondern das der gleichen Gesinnung; der Staat oder die Staatsgesellschaft ist eine Gesinnungsgemeinschaft. Hierin, wie überhaupt in Allem, gleicht der Staat der Kirche, nur daß der Staat eine Gesinnungsgemeinde, die Kirche aber eine Glaubensgemeinde ist.

Staat und Reich sind mithin ihrem ganzen Wesen nach verschieden, da der eine zu seinem Bestande eine gleiche Gesinnung, der andere weiter nichts als eine landsmännliche Verträglichkeit und Friedlichkeit des Verkehrs voraussetzt. Während der Staat bei seinen Bürgern keine entgegengesetzten Gesinnungen dulden kann, bleibt das Reich von der größten Gesinnungsverschiedenheit unberührt; ein monarchischer Staat z. B., in welchem ein großer Teil der Bürger in seiner Gesinnung umschlüge und eine republikanische Gesinnung offenbarte, würde das Schicksal einer Kirche haben, in der die Kezerei um sich griffe: entweder müßte er wie die Kirche der Andersgläubigen oder Kezer, so die Andersgesinnten austreiben und austrotten, oder er müßte zugrunde gehen. Ähnlich der Kirche, welche nur durch die Rechtgläubigkeit besteht, besteht der Staat nur durch die rechte Gesinnung, und wie die Kirche um ihrer selbst willen nicht tolerant sein darf, so würde auch der Staat sich selbst vernichten, wenn er gegen die „schlechte Gesinnung“ Rücksicht üben, und z. B. eine „schlechte Presse“ dulden wollte. Eine schlechte Presse ist aber in einer

Monarchie diejenige, welche antimonarchische Gesinnungen äußert, gleichwie in einer lutherischen Kirche derjenige ein schlechter, seines Amtes unwürdiger Prediger ist, der den lutherischen Glauben verfälscht, der einen dem Katholizismus entgegengesetzten Glauben verkündet.

Hiergegen nun verhält sich das Reich, weil es vom Reichsbürger keinerlei Gesinnung, sondern bloß ein friedliches Benehmen fordert, völlig gleichgültig; dem Reiche liegt ebenso wenig daran, ob seine Bürger nebenbei royalistisch oder konstitutionell oder republikanisch usw. gesonnen sind, als dem Staate (und z. B. Friedrich dem Großen, der durch und durch Staatsmann war) darauf ankommt, welchen kirchlichen Glauben die Staatsbürger haben, oder „auf welche Façon jeder selig werden will.“ Wenn die Anhaltiner z. B. unter sich eine Republik bilden wollten, so würde das Reich als Reich gegen die Bildung dieser republikanischen Gesinnungsgemeinde ebenso wenig eine Einwendung machen, als es Einspruch täte, wenn die Anhaltiner ihren Glauben ändern und katholisch würden. Nur wenn er verkennet, was das Reich im Unterschiede vom Staate ist, kann der Reichsverweser sich verleiten lassen, denselben Fehler zu begehen, in den diejenigen Fürsten gerieten, welche den Glauben der Staatsbürger überwachten und die Glaubensfreiheit unterdrückten. Erhält er hingegen die Bedeutung des Reiches in ihrer Reinheit, so werden die Fürsten dem Reiche und dem Reichsverweser gegenüber zu dem, was die Kirchen-Prälaten dem Staate und dem Staatsoberhaupt gegenüber sind: wie diese Mittelpunkte derjenigen Gläubigen sind, welche ihr Glaube um diese Mittelpunkte versammelt, so sind dann die Fürsten Mittelpunkte derjenigen Gesinnungsvollen, welche vermöge ihrer Gesinnung dieser Mittelpunkte bedürfen.

Dieser wesentliche Unterschied zwischen Reich und Staat scheint die Ursache zu sein, weshalb jetzt die Sehnsucht nach einem Aufgehen der einzelnen Staaten in das Reich so allgemein wird. Es ist das Ringen nach der Freiheit, aus dem Staatenverbände und dem Staatsbürgertum ungestraft austreten zu können, oder mit anderen Worten: ein Reichsbürger zu sein, ohne ein Staatsbürger sein zu müssen. Dieser Drang wird zwar auch im Reiche seine volle Befriedigung nicht finden; aber er meint darin einstweilen wenigstens vor der Zwingherrschaft der Staatsbürgerlichkeit dieselbe Rettung zu finden, die der Staat dem Glaubenslosen vor der Zwingherrschaft einer intoleranten Kirchlichkeit bot.

Uebrigens drücken sich die Adressen, welche von allen Seiten her einlaufen, über den hier behandelten Gegenstand noch sehr unvollkommen aus und zeigen mehr Eifer für die Auflösung des preussischen Staates, als unparteiische Einsicht in die Sache. Sie machen daher dem Staate auch ganz ungerechtfertigte Vorwürfe. So heißt es z. B. in einer der unumwundensten der an die preussische Nationalversammlung gerichteten Adressen: „Ein preussischer Staat hat bisher nur als Conglomerat willkürlich durch Kaufverträge und Eroberung vrainer Länderströden, mit den am Boden geknechteten Untertanen, als Privatbesitz, Domäne oder Fideikommiß einer Familie bestanden, nicht als freie Rechtsgemeinschaft eines Volkes.“ Das ist ebenso unwahr, als wenn man sagte, eine Kirchen oder Glaubensgemeinde sei ein bloßes „Conglomerat“. Der preussische Staat bestand vielmehr aus Leuten, welche ein und dieselbe Huldigung leisteten, oder ein und dasselbe Gesinnungsbekennnis, das Bekenntnis der treuen Gesinnung für ihren Fürsten. Es war ein geistiges Band, ein Band der Gesinnung, welches alle umschlang, und wogegen erst im März dieses Jahres laut und offen von einigen Seiten her protestiert wurde. Ebenso ist folgendes

unrichtig: „Ein besonderes preußisches Volk hat es nie gegeben; denn die gewaltsame Vereinigung mehrerer deutscher Stämme zu einem Untertanenverbande unter der souveränen preußischen Dynastie macht doch wohl noch kein Volk.“ Insofern unter Volk ein stammverwandtes, eine Nation, verstanden werden kann, hat es allerdings kein preußisches Volk gegeben, wie im Grunde auch kein britisches wegen der Iren und kein französisches wegen der Elässer und Anderer; aber ein Volk, d. h. eine Gesellschaft von preußischen Staatsbürgern, hat es allerdings gegeben, und allerdings macht die Dynastie sie zu einem Staatsverbande, wie der Papst alle Katholiken zu einer großen einzigen Kirchengemeinde macht. „Wir sind“, sagt die Adresse, „keine Preußen mehr, weil wir keine Untertanen des absoluten preußischen Königs mehr sind, und können es ohne alle Bedingungen einer vernünftigen Bestimmung und zum Gefallen der Weiterregierung unserer Dynastie nicht mehr sein wollen. — Möge der Reichsverweser verantwortlich oder unverantwortlich ernannt sein, mag er auch neben seiner Haupteigenschaft ein tüchtiger Mann, als Mann des Vertrauens der ganzen deutschen Nation, auch die noch haben, zufällig ein österreichischer Prinz zu sein: als solcher ist er nicht gewählt worden; wir huldigen ihm allein als tüchtigem, edlem Menschen; allein, weil er die Idee der Einheit Deutschlands verkörpert, und somit der erste feste Punkt ist in dem Begründungsbau unserer Gesamtheit.“ Das klingt immer noch so, als wenn sich die Adressanten nur nach einem größeren Staate, nach einem Gesamtstrate sehnten. Sie sind sich darüber nicht klar, daß es weniger die „Gesamtfreiheit“, als die Freiheit vom Gesinnungszwange ist, was sie dahin bringt, der Dynastie (d. h. dem Staate) ihren Abfall und dem Reiche ihre Sympathie zu erklären.

Ein Erziehungsreformer

Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Kein Schriftsteller vor Auf hat gegen den altklassischen Schulbetrieb mit schärferen Waffen gekämpft und mit besserem Erfolge als der Norweger Alexander Kielland. Er selbst ein Klassiker seines Volkes wollte von dem Nutzen und erziehlischen Werte der altklassischen Gymnasialstudien nichts wissen und sein Roman „Gift“ ist die härteste Anklage, die jemals gegen die Vertreter des Lateinkultus erhoben worden ist.

Kielland ist nach dem Urteile seines großen Landsmannes Björnsterne Björnson der vollkommenste Repräsentant der norwegischen Bildung seiner Zeit gewesen. Diese Bildung muß man sich nicht etwa wie etwas Einzelstehendes vorstellen, etwa wie Fachgelehrsamkeit; denn ein Gelehrter kann sehr roh sein und die wissenschaftlich geschulte Bestie ist zumeist noch gefährlicher als das rohe Naturprodukt. Auch nicht ein abgeschliffenes Wesen versteht Björnson unter Bildung, denn unter der glatten Politur kann sich viel Unfertiges verbergen.

Ueberhaupt darf man bei Bildung nicht an etwas Einzelnes denken, sondern an eine abgeklärte, durchgebildete, harmonische Persönlichkeit. Als solche stand Kielland in seinem Volke ohnegleichen da. Es gab keine wichtige Zeitfrage, die ihn nicht bewegte. Seine Schlagfertigkeit ergriff begeistert Partei. Er war immer parat, und seine Herausforderungen kamen unerwartet; das war mit das Amüsanteste an ihm. Sein männliches Äußere, seine vornehme Haltung und seine liebenswürdige Umgangsform schienen ihres Sieges sicher zu sein. Und dieser gebildetste Norweger war der erbitterteste Gegner des Gymnasiums.

Nach dieser Richtung hin wird er auch bei uns mit wachsender Kraft wirken, seitdem seine Werke in musterhafter Uebersetzung und Ausstattung gesammelt vorliegen.

Ich habe während der Reconvalleszenz von langwieriger körperlicher und geistiger Abspannung diese im Verlag von Georg Meiseburger in Leipzig erschienenen Bände mit unausgesehlem Entzücken, ich möchte sagen: mich an ihnen wieder gesund gelesen und mich selbst im Innersten davon überzeugt, daß Björnson in der Rede, die er zur Einweihung des Kielland-Denkmal in Molde hielt, seinen Landsmann richtig eingeschätzt hat.

Zwei Menschentypen sind dem Dichter besonders verhaßt: die Muder und die Studierenden mit gelehrtem Dünnkel; verhaßt deshalb auch die Schulen, in denen diese Menschentypen gezüchtet werden. Für den fleißigen Gymnasiasten findet er ein Wort ehrlicher Anerkennung, aber eine Flut von Worten gegen das Ungesunde und Unnatürliche ihrer gelehrten Abrichtungen. Wenn er sie betrachtet gegenüber den schlichten Fischer Mädchen, die den Geboten ihres Küstenlebens folgend mit heiterem Eifer dem Feringefange dienen, dann sind alle seine Sympathien bei diesen schlichten Mädchen und abgewendet von jenen gelehrten Jünglingen.

In seinem Werke: „Rings um Napoleon“ machte er die zutreffende Bemerkung, daß die gewaltigen Umwälzungen aller politischen und sozialen Verhältnisse zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht von gelehrten Männern ausgingen, sondern von dem blutjungen ungelehrten Napoleon und seinen Offizieren, die zumeist auch in einem Alter standen, in dem man zu Friedenszeiten Leutnant, Referendar oder Probekandidat ist. Stets finden wir seine Teilnahme und Bewunderung bei den Männern der Tat und sein Mitleid bei den Schwachen und Mißhandelten.

In seinen Angriffen auf unsere alte Bildung, gegen die er mit Björnson jeden Tag des Jahres im Kampfe stand, ist ein Motiv, das immer wiederkehrt, weil es seinem guten Herzen keine Ruhe ließ und weil es seiner Natur und seinem Wesen entsprach, hier Entdeckungen zu machen. Es ist das die Verantwortungslosigkeit der Gesellschaft und ihrer Vertreter gegenüber den noch ungefestigten arglosen Wesen, gegenüber den Schwächeren und Fehlenden, den Hilflosen und Dummen. Eben deshalb wird er auch zum Anwalt der Schulkinder.

Nun wissen wir ja, wie bei unszulande die Gerechten auf solche, wie sie sagen, ungehörige Angriffe antworten, durch die man die Autorität der Schule untergräbt und den ehrenwerten Stand der Lehrer verächtlich macht. Auf die Romane vom unglücklichen Schüler, die heute Mode sind, lege ich gar keinen Wert. So sagte wörtlich der Berliner Germanist Prof. Gustav Roethe in seinem Vortrage über humanistische und nationale Bildung, den er gelegentlich in der „Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg“ gehalten hat.

Auf die Romane also legt der Germanist keinen Wert, sie sind ihm jedenfalls noch nicht historisch genug. Sie müßten aus dem 16. Jahrhundert stammen, um seiner Beachtung wert zu sein. Hoffentlich läßt ihn aber die Tatsache nicht gleich kühl, daß solche Romane von unglücklichen Schülern zur Wirklichkeit werden, und gerade in den letzten Jahren in erschreckender Häufigkeit. Seit den jüngsten zahlreichen beklagenswerten Schülerelbstmorden haben die strengen Hüter altbewährter Schulzucht ihren Spott über die Schülerleichen für einige Zeit vergessen. Jetzt ist es zeitgemäßer, sich über die „Prügelpädagogen“

zu entrüsten und gelehrte Betrachtungen über die „Psyche“ des Kindes anzustellen. Jetzt wird man auch wieder begreifen, was der eminent kluge und feinsinnige Arthur Bonus schrieb (Die Lehre der Geschichte, Die Neue Rundschau 1906, Heft 8), daß ein Buch, welches die wirklichen Erfahrungen, Qualen, Sehnsüchten des gleichzeitig aufwachsenden Geschlechtes authentisch, d. h. künstlerisch (also für uns wie schon für Goethe im Roman) wiedergibt, mehr Wert für das Verständnis des Lebens hat als eine wissenschaftlich noch so brillante Darstellung von Erfahrungen, die alte und vergangene Zeiten gemacht haben oder gemacht haben sollen. Man wird dann auf Hermann Jesses Roman vom unglücklichen Schüler „Unterm Rad“ und auch auf die gesamte schulreformatorische Schriftstellerei Kiellands mehr Gewicht legen als auf die siebzehn Jahrgänge des „Humanistischen Gymnasiums“, in deren einem der Roethesche Vortrag auf eine unverständige Weise bejubelt wird.

Erziehungsreformen haben in Schulkonferenzen und in Schulbehörden nicht ihre Wurzel, sondern sie endigen bestenfalls in ihnen. Wenn einmal in künftigen Jahrhunderten die treibenden Kräfte des geistigen Kampfes klar zutage liegen werden, der jetzt um das Kind geführt wird, dann wird man wenig oder gar nichts von den Fachmännern zu hören bekommen, die sich heute in der Würde ihres Amtes sonnen, aber die vorlauten Laien, die Dichter und Romanschreiber, die unberufenen Störer des Schulfriedens, die Untergraber alter Autoritäten, die Mörgler und Besserwisser, das heißt — ernst gesprochen — die großen Persönlichkeiten von künstlerischer Kultur und Lebensgestaltung, die Rousseau-Goethe-Nietzsche-Naturen, die Einsamen und Unverstandenen, die Gründer neuer Welten, sie werden die Kapitelüberschriften auch der pädagogischen Geschichte bilden. Dann wird auch Kiellands Name in Ehren genannt, sein Roman „Gift“ wird als der tödende Stoß erkannt werden, den die einheimische nordische Kultur gegen den altklassischen Betrieb ihrer Schulen führte, dann wird Marius, der Musterschüler, der Stolz des Gymnasialdirektors, auch dabei sein, Marius, der sterbend die Präposition ad, adversus, ante, apud, circa, circiter und als sein letztes mensa rotunda aushaucht und seiner Mutter den Schmerzensruf entlockt: „O, mein Gott, diese schreckliche Sprache! Was haben sie dir getan, mein armer Junge! Er wird sterben, ohne den Namen seiner Mutter zu nennen, seiner elenden, verblendeten Mutter, die ihn mit dieser verruchten Gelehrsamkeit ums Leben gebracht hat!“ Keiner hat mehr Einsichten für die Nöte der Kinderseele, keiner hat ihr Spiel und ihr gesundes Wachstum mit stillerer und innigerer Freude belauscht. Man lese die herrliche Novelle „Der Pfarchof“ und sehe dem Treiben des wilden Pastorensohnes zu; aber vor allem lese man „Gift“ von Anfang bis zu Ende und lese es dann gleich noch ein zweites Mal. Da findet man Ellen Mey und uns Erziehungs- und Schulreformer schon alle wie im Reine. Ja, mehr als das, da findet man alle unsere Gedanken schon in so freier, reifer Ausbildung, daß uns nicht viel anderes zu tun bleibt, als diese auch für unsere Zustände nutzbar zu machen.

Kein noch so gelehrter Grieche oder Römer alter Zeit kann uns über die Bedürfnisse des heute werdenden und wachsenden Geschlechtes germanischer Völker annähernd so Verständiges und Nützliches sagen, wie der in reiner nordischer Luft gewachsene Kielland, dessen Persönlichkeit frei, reich und einheitlich wohl gerade deshalb werden konnte, weil er sich gegen die Unnatur fremder Einflüsse bewahrt hatte.

Los von der Sitte

Von Peter Hille.

Aus einigen Äußerungen des Lebens, die hier und da einmal vorgekommen sind und Hinz und Kunz so ausbündig gefallen haben, eine Gepflogenheit machen, sie Moral nennen und als allgemein verbindlich zu verkehren, ist ein Verbrechen am Leben.

Leben, diese ausbündige lebendige Gabe, in der wir in frohem Wunder uns selbst Welt fühlen, wollen wir zustoßen?

Freiheit also?

Nein, nicht Freiheit!

Die gibt es nicht.

Was ist gebundener, was ist mehr fleischgewordene Vorschrift als ein Tier?

Wohl aber gebietet Eins Ehrfurcht, ist Eins unantastbar. Das ist der Mensch, der vollständig herausgebildete Mensch, der keine Masse ist, keine Masse, die darum, weil sie nicht in sich Bescheid weiß, im andern sich wiederfinden will und muß, um nur überhaupt etwas zu haben. Keine Masse, die erst nach Millionen, hundert Millionen zählen muß, um sich zu fühlen als Volk, als großes Volk.

Als ganz großes.

Heimat plaudert das Blut ja immer und wird es plaudern so lauter, so nachhaltender, je weltweiter der Geist ist. Aber eins oder das andere mehr lieben — aus Rücksichten, politischen Rücksichten?!

Und das nennt sich christlicher Staat: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst“ — wer hat das noch gesagt? „Als“ heißt es, „als“ — nicht wie dieser freie während sich gestaltende, an sich ohne auszugehen tätige Mensch; der hat nur sich nötig. Sich versteht er, seine ungeheuren Hilfsquellen, seine Schwächen, Lächerlichkeit — und so eint er die Welt — strengnachsichtig.

Er ist sein König, Niemandes Untertan. Er ist auch nicht Revolutionär, kein Empörer. Die zufälligen Staatsgebilde sind ihm, abgesehen von Auswüchsen, die sein und der andern Entfaltungsrecht beträchtlich hemmen, sozusagen gleichgültig. Ein Prospero auf dem Throne steht ihm höher als Caliban I., Präsident der roten Internationale. Nur Substanz erkennt er an, eigene Freude. Ja, bis er primus inter pares leben kann, bis dahin hat's noch gute Wege. So ist er einstweilen nachsichtig, sehr nachsichtig. Er kennt seine starke Einsamkeit, weiß, was sie ihn gekostet hat. So will er auch allein gelassen werden. Er beansprucht nichts. Nicht Rang, nicht Gehalt, keinen Piepmaß. Nur allein soll man ihn lassen. Es ist schwer, fertig zu werden, frei zu werden; man hat immer noch daran zu tun. Ist man es aber, so verbittet man es sich, so angeschirrt als Haustier nummeriert zu werden mit den andern Haustieren an der Staatskrippe.

Kinder haben nicht gern wenn Erwachsene ihrem Spiel zusehn. So ist die höchste Kunst uns eben unmöglich, weil wir uns beobachtet wissen. So stört die Zensur schon Unvorhandenes, hindert es uns, daß Vollendetes, Werdenbes werde.

Der Staat wendet sich nicht gegen die Verbreiter, die sichern sich schon von selbst; er wendet sich nicht gegen den Menschen, den er verbietet, um Bürger zu haben.

Glossen

Der zukünftige Christus

Der Heiland, der Moderne ist ein Bannerträger, ein Heros der Träumer, Mystiker und Okkultisten. Der Christus, der nichts hatte wo er sein Haupt hinlegte, der

für uns verblutet sein soll, ist heute schon von hold phantastischen Dichtern umtanzt. Aus seinen blauen Heilandsaugen blickt verträumt und verwunschen die Legende und das Märchen und die Fabel. Er steht da wie ein Ersonnener, beim sanften Schimmer einer Aladinlampe Erbacher. Ein entjudeter Christus, der wie ein Wundervogel aus der nüchternen Studierstube des Theologen gehuscht ist. Für den Heiland aber, den uns die Schule aufschwagen wollte, für den ewigen Gottessohn, Eiferer, Beterer, Bekenner, Enträtsler und Hexenmeister, hat bald das Sterbestündchen geschlagen. Wenn die Flügel einer begnadeten Poetenpsyche diesen umbeteten Juden zum Throne der Dichtkunst trügen, dann würde sein historisches Dasein ausgelöscht, und es nur als Ausgeburt menschlicher Phantasie gelten. (Unsere moderne Literatur hat bereits starke, mittelmäßige und schwache Jesusbildungen. Ich erinnere an Wildes „Salome“, Hauptmanns „Hannele“, Frenssens „Hilligenlei“, Wilbrandts „Heiran“, Krepers „Gesicht Jesu“ und Heybes „Maria Magdalena“.) Ein gewaltiges Genie von der Qualität Goethes müßte aufwachen und den biblischen Heiland auslöschen und vernichten. Neben Goethes Doktor Faust und Nietsches zerquälten Zarathustra würde dann ein Stück Tragödie und Narretei stehen, von des Lebens Frage umgrinst, von des Lebens Flötenlied und des Todes Fiedelweise durchgeistert. Der alte Christus aber, den uns Pädagogen und Theologen anhängen wollen und müssen, wird mit müden Sohlen dem Grabe zuschlurfen.

Max Jungnickel.

Nur die Ausrede

hat Gott Herrn J. E. Porizky gleichsam gesund gelassen. Denn er gibt in S. Jacobssohns Wochenschrift die Erklärung ab: „Wenn ich Schnupfen habe, ist mein Gehirn gleichsam zugenagelt.“ — Sollte der Zustand aber doch am Schnupfen liegen, so ist der Schnupfen chronisch. Oder aber: es ist eine Eigenart des Herrn, nur, nur im Schnupfen zu schreiben. Seine Artikel sind ansteckend. Der Bazill der Verschmuttheit infiziert den Leser. Das Publikum sei gewarnt.

Sternow.

Die „Deutsche Tages-Zeitung“, die von Dingen der Kultur prinzipiell nichts versteht, ist über das Urteil im Flaubert-Prozeß, das die Herausgeber des „Pan“ zu 50 Mark Geldstrafe verurteilte, sehr traurig. Sie hatte Buchhaus gewünscht und mindestens Gefängnis erhofft. Denn der „Pan“ ist (schreibt sie) eine „auf die gemeinen Instinkte der beladenten Lebenskreise spekulierende Zeitschrift.“ Das Viertelblatt denkt immer an Deladenz, wenn das Wort „Kultur“ fällt.

Die „Deutsche Montags-Zeitung“ ist in ihrem Bestreben, das miserabelste Druckpapier Deutschlands zu werden, äußerst konsequent. Vor einiger Zeit brillierte sie mit dem Walter Steinthal, dessen Wirken die „Große Glocke“ eine zeitlang erlitt. Jetzt hat sie sich von einem Kurt Weiße einen Leitartikel bauen lassen. Auch diese neue „D. M.-Z.“-Attraktion (die nebenbei auch Kurt Pabst heißt) drückte einstmal das Niveau der „Große Glocke“. Nun, in der „D. M.-Z.“ ist Herr Kurt Weiße am Plage. Er wird wohl nun auch häufig in Jacobssohns Theaterinteressenblatt neben dem glanzvollen Steinthal auftauchen. Denn die Geistesverwandtschaft der „D. M.-Z.“ mit der „Schaubühne“ ist längst offensichtlich. In dem Montagspapier werden all die Heldentaten ausgeführt, zu denen der „Schaubühne“ der Mut fehlt, so die Bellereien gegen Alfred Kerr usw. Aber man braucht die Stauhmier nicht ernst zu nehmen. Die Zeitung ist durch die Leitartikel gegen Leser hinreichend geschützt.

Narkissos

Von Konrad Müller-Kaboth

Dunklem Gedankengrund enttaucht,
Emporgewacht aus dumpfer Sinnesstille
Schlurf ich Dich wieder, goldne Fülle,
Aufatmend zwischen nahen Dingen —
Was zwischen Näh' und Fernen haucht,
Die Welt verschwisternd zu beleben —
Mich voller, bebender mich auszuspringen,
Bin ich von neuem Duft umgeben.

Ich fühl' empor, vom Taumel los —
Wie leicht die sanften Schleier gleiten!
Die ferne öffnet den tiefsten Schoß
Und winkt und naht mit klaren Breiten
Und weht als Atem um die Stirne
Und streut den Druck der Tiefen aus —
Entspannend wölbt sich das Schädelhaus
Und flügelleicht schwebt nun das Hirn. —

Nun springt das Eis auch von den Augen,
Dem Blute warm, näßt sich ein Glanz . .
Das letzte Bittere auszulaugen,
Verschmilzt im Licht Zerstreutes ganz:
Die Pappel dort neigt sich dem Dache
Des Häuschens, einer Sonne voll,
Das Mäuerchen da, das braune, flache,
Schmiegt sich zur Aue, die bunter quoll,
Und Grünes hebt nun an zu fließen,
Und schwingt, ein Meer, bewegt hinan,
Wo blaugeädert Zitterfächer sprießen,
Waldferne daunenweich zum Himmel rann . . . —

O leicht sein, leicht sein; frei von Denken
Enteilen auf urtremdem Pfad;
Aufquellen und zerfließen; weg sich schenken
An Irdenes, das keine Seele hat,
Leicht sein, ein Funke, der im Sprüh'n versprüht,
Ein Tropfen, wissend nicht, was in ihm glüht,
Mit Kinderfimmel im Endlichsten sich lösen
Dem Dufte gleich, der sich im Wind verzieht;
Verschwistert schweigen mit erlösten Wesen —
Leicht ist der Leib, der seine Seele flieht —

Ich aber, dunkel eingerissen,
Verwirbelt blind im schweren Seelenschwung,
Gerädert eigener Folterung,
Ich ströme Blut zu dumpfern Finsternissen . .
Ein Taumel reißt mich auf zum Hellen,
Entflieg ich, Falter, licht, vergessensjung?
Hebt an das Rad sich jäher fortzuschellen,
Aufklaffen Gründe, und im Sturm der Seelen
Zerfleischt brenn' ich nach neuem Himmelstrunk . . .

Der Dichter an den Leser

Von Multatuli.

Wer mit der Feder zum Volke spricht, hat eine Aufgabe zu erfüllen, eine Aufgabe, die um so heiliger ist, als sie nicht wie andere Aufgaben zu einem Berufe gemacht werden kann.

Was veranlaßt mich denn, euch von tausend scherzhaften und ernsthaften Dingen zu reden?

Ist mir's um die Ehre?

Schöne Ehre, der Kopist der schimmlichen Bilber zu sein, die unter, neben, über, hinter uns herumlaufen, und die auf jedem Markt zu besehen sind, für nichts.

Oder Dank?

Du hast mir nichts zu danken, Publikum. Ich schreibe, was ich mir ausfuche, ganz gleich, ob es dir ansteht. Und wenn ich die Dinge betrachte, die dir anstehen, wenn ich den Plunder untersuche, wäge und schäze, dem du Beifall klatscht — dann möchte ich, daß du mein Werk auspiffest, bis du platztest.

Meint ihr in der Tat, daß ein Schriftsteller, dem das Schreiben Mittel ist, nicht Zweck — ein Schriftsteller, der etwas auf dem Herzen hat, einer, der sich berufen fühlt, etwas zustande zu bringen, was außer dem Bereich der Literaturhandwerker liegt — meint ihr wirklich, daß so einer auf eure Zustimmung angewiesen ist, und daß er euer „Bravo mein Junge!“ in seiner Mühe aufhängt, wie ein Almosen, von dem gutgeklunt'n Reiter dem Gente hingeworfen?

Meint ihr das?

Ja . . . ja . . . ihr, die ihr alles aus Paris bezieht oder aus Nürnberg . . . und ihr anderen, die nichts wären, wenn sie nicht in dem königlichen Vorzimmer zu etwas gemacht würden, oder im Kabinett eines Ministers, der meistens selbst Mühe hat etwas zu bleiben — meint ihr wirklich, etwas zu bedeuten, weil ihr in vorteilhaftem Handel mit Korn, Spielwaren, Schlafmilch oder Verwaltungsschlummer die paar Stüber verdient habt, die nun einmal nötig sind, um mein Werk, das heißt das Papier und die Arbeit des Schriftsetzers, zu bezahlen?

Reißt doch einmal ein Blättchen aus eurem Kopiebuch, ihr Kaufleute, und zeichnet einmal einen Gedanken auf das Blättchen, dann wollen wir einmal sehen, wie das erste Ding ausfällt, das ihr nicht aus fremder Fabrik bekommen hat.

Nehmt doch einmal die seidnen Schnüre ab von euren Portefeuille, das ihr so großartig unter dem Arme tragt, ihr Minister, als ob das Volk nicht wüßte, daß diese Fäden seit Jahren das Merkmal der Pracht Ausgaben von Unbedeutenheit sind! Nehmt sie ab, die seidnen Schnüre, macht's auf . . . auf! Laßt uns sehen, was ihr habt, was ihr seid, was ihr wirklich seid als Menschen! Wenn ihr gerade einmal nicht durch eine odenauf schwimmende Clique von Parlamentshelden zur scheinbaren Repräsentation der Ideen erhoben werdet, die sie selbst nicht haben.

Was mich zum Schreiben veranlaßt, noch einmal? Geld . . . Bezahlung?

Bekommt das Schaf Bezahlung für seine Wolle, die Ruh für ihre Milch?

Die Bezahlung ist für die Posamentiere und die Nüsehändler, die die Wolle und die Milch nicht selber machen. Das ist viel anständiger, wie wir gesehen haben.

Die Schafe und die Kühe werden wenigstens gefüttert, sei es auch nicht zur Belohnung für ihre Gaben, so doch, damit sie weiter geben.

Wer Schriftsteller, Dichter, Künstler!

Ja, auch diese Kühe und Schafe werden manchmal gefüttert. Aber nicht auf der großen frischen Wiese. Man hält sie in muffigen, dumpfen hinteren Bodenlöchern — und dann beklagt man sich noch, daß sie nicht vorteilhaft aussehen, und schlechte Wolle geben, oder blaue Milch . . . Pfui!

Bezahlung?

Was mich also dann veranlaßt? Ich will dir's sagen, Publikum, zum Teil wenigstens. Ich bin dir nichts schuldig, auch nicht alle Wahrheit. Aber was ich dir gebe, soll Wahrheit sein.

Was mich bewegt? Sieh hier:

Du wirst Mühe haben, es mir zu glauben, aber doch muß ich dich versichern, daß es Menschen gibt, die von Jugend auf sich mit Denken beschäftigen.

Es klingt sonderbar, paradox, es jagt euch einen Schreck ein — aber es ist so.

Darunter sind Leute, die bemerkt haben, daß in unserer Gesellschaft vieles ist, was anders sein sollte, und mit etwas gutem Willen auch anders sein könnte. Alles Berlehrte in Ordnung zu bringen, ist unmöglich, aber in den Verkehrtheiten stecken zu bleiben, weil wir sie nicht alle abstellen können, ist zu verwerfen, ja — nach meiner Auffassung von der Bestimmung des Menschen — ein Verbrechen.

Wer auf seinem Wege einen Stein findet, der einen späteren Wandersmann zum Straucheln bringen könnte, der rolle ihn zur Seite. Es genügt nicht, dem Stein aus dem Wege zu gehen und sich selbst vor Schaden zu wahren. Auf jedem Gliede der großen Reisegesellschaft des Menschengeschlechts ruht eine teure Verpflichtung, die Strecke Weges, die er ging, mit weggeräumten Hindernissen zu zeichnen, auf daß diese ehrenvollen Zeugen seiner Arbeit späteren Reisenden zum Vorteil gereichen und sie zur Dankbarkeit und Nachfolge anspornen.

Es gibt auch schwere Steine! Dafür nehmen die Bergleute Pulver und Dynamit.

Und die großen, plumpen, scheinbar unbeweglichen Felsblöcke, die den Weg zum Völkerglück und zur Vollkommenheit versperren, läßt man springen mit etwas Geist.

Biel braucht's nicht, wie du siehst. Aber doch immerhin etwas mehr, als aus deinem Korn, geliebtes Publikum, destilliert wird.

Seit lange habe ich mich beeifert, hier und da einen Stein aus dem Wege zu räumen. Und wenn es mir nicht glückt, so will ich doch Sorge tragen, daß, wer nach mir kommt, Spuren meiner Anstrengungen vorfindet.

Altes Lied

Dat du myn Leevsten bist,
dat du wul weest,
kumm by de Nacht, kumm by de Nacht,
segg my wo du heest.

Kaem du um Mitternacht,
kaem du Kloek een,
Dader slöpt, Moder slöpt,
if slaep alleen.

Klopp an de Kamerdoer,
klopp an de Klink,
Dader meent, Moder meent,
dat deit de Wind.

(Autor unbekannt).

Böcklin und Gustave Moreau

Von Camille Mauclair.

Ein Besuch, den ich kürzlich der schönen Schatzgalerie in München abstattete, führte mir wieder recht deutlich die tiefen Verwandtschaften und Ähnlichkeiten zwischen diesen beiden berühmten, geheimnisvollen Künstlern vor Augen, deren Ruhm von soviel Haber und Streit begleitet wird. Man weiß, welches Aufsehen der „Fall Böcklin“, der Essay eines deutschen Kritikers, der durch das eifrige Studium der Pariser Neo-Impressionisten belehrt ward, hervorgerufen hat. Eines Tages wird auch Moreau zu einer gleichen Betrachtung anregen, der Antrieb dazu herrscht schon heute in französischen Künstlerkreisen. Vielleicht ist es gerade jetzt an der Zeit, nachdem das übermäßige Lob verstummt ist und bevor er einer ungerechten Beurteilung anheimfällt.

Moreau hat das bizarre Vorrecht besessen, während seines ganzen Lebens zugleich berühmt und unbekannt zu sein: die jungen Schriftsteller seiner Generation beurteilen ihn nach einigen Photographien, denn er stellte niemals aus und verkaufte nur an sehr reiche Sammler, die es nicht liebten, ihre Schätze der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Moreau galt für einen Heros der Legende. Man wußte, daß er der Freund Chassériau's gewesen war, welcher — ein Schüler Ingres' und Delacroix' — seinerseits Moreau und Puvis de Chavanne beeinflusst hatte. Man wußte, daß Moreau ein sehr reicher Herr war und wie ein Nonvertit in seinem Hause lebte und dort ein ungeheures Werk ansammelte. Das Institut hatte ihn berufen, ohne daß man recht wußte, warum: in den letzten Jahren seines Lebens wurde ihm die Leitung einer Klasse in der Ecole des Beaux-Arts anvertraut, und seine Schüler rühmten seine Freigebigkeit, seine stolze Intelligenz, seinen verführerischen Esprit und sein umfangreiches Wissen. Mit einem Wort: er glich ein wenig Stéphane Mallarmé, nur daß er eine hohe, gesellschaftliche Stellung einnahm. Die impressionistische Kunst siegte, ohne ihn zu berücksichtigen. Die Akademiker liebten, trotzdem sie ihn zum Mitgliede des Instituts gewählt hatten, weder seine Kunst noch seine Theorien. Als dieser seltsame Mensch starb, und sich allen die Türen seiner in ein Museum umgewandelten Wohnung öffneten, stürzte man in Scharen herbei, um Wunder zu entdecken, von denen die Dichter geträumt hatten. Man erwartete ein großes Deuvre wie das Delacroix's zu finden, löstlich wie das der Primitiven — etwa einen ideologischen Turner, der eine Welt voll symbolischer und glänzender Poesie offenbart. Man fand viele Skizzen in der Art Delacroix's, und eine Anzahl mythologischer Gemälde vor, die im hohen Maße von den italienischen Primitiven und von persischen Miniaturen beeinflusst waren. Aber die Beachtlichkeit war arm, die Akte leblos und in peinlicher Weise von Ingres beeinflusst, und es herrschte zwischen der oft reichen dekorativen Wirksamkeit und der Armut der Anekdoten ein verletzender Widerspruch. Man stand vor den kapriziösen Versuchen eines sehr klugen Amateurs, der von Lektüre und Erinnerungen überreizt und von allen Feinheiten der alten Meister durchdrungen war, dem aber die wahre Persönlichkeit abging.

Das war eine peinliche Enttäuschung. Jedoch war Moreau eine Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart, die sich vielleicht nur in ihren Ausdrucksmitteln getäuscht hatte. Er hätte ein großer symbolistischer Dichter sein können. Sein Werk offenbart eine gereifte Geistigkeit, die mit allen Formen des Schönen vertraut und besetzt vom Willen nach dem Peripherischen war. Aber er hatte sein ganzes Leben das Feuer der Begeisterung mit der Fähig-

keit, sie auszudrücken, verwechselt. Sein Werk, aus einer entschiedenen Ueberzeugung und Hingabe gestaltet, war ein Mosaik aus Ingres, Delacroix, den toskanischen Künstlern, den Persern, den Griechen, der Renaissance, Turner, Martien und vielen anderen — ein Mosaik, das er in den Dienst seiner sehr seltsamen Träume stellte, eine Mischung von tastendem Klassizismus und abenteuerlichen Farbdissonanzen. Gewiß, er war von dem Rausch der Inspiration hingerissen, mystisch schwärmend und vom Byzantinismus begeistert, ohne die geringste Beziehung zu dem Wirklichkeitsdrang der Kunst des Tages, einer jener seltenen Menschen, die selbst ihr bestes Werk sind. Seine Schüler beteten ihn an: aber es ist charakteristisch, daß sie nach seinem Tode die verschiedensten Richtungen einschlugen. Die Einen versuchten ihn zu imitieren und blieben im Umkreis der starren Formeln der symbolistisch-ästhetischen Kunst, einer leblosen, blutlosen Kunst — die Andern ergaben sich, vielleicht begoutiert durch allzu subtile Abstraktionen, einem groben Realismus — andere wieder verloren sich in einer bizarren und kalten Malerei, die von Cézanne und Edward Munch ausgeht, ohne jedoch nur im entferntesten die Ausdruckskraft des ersten oder die Blut des anderen zu besitzen. Die Magie Moreaus wirkte nicht mehr: er hatte seinen Schülern nur sublimen Träume, aber keine Richtung gegeben.

Trotz allem nahm Moreau für die Kritik seinen Platz in der französischen Kunst des 18. Jahrhunderts ein, weil er als einziger in einer Zeit strengsten Romantizismus und Impressionismus den Wunsch nach einer Kunst hatte, die sich nur von literarischen Träumen nährte und eine Rückkehr zum Primitivismus und Symbolismus der Byzantiner und Trecentisten bedeutete. Er hatte sich nicht durchaus in die Anwartschaft dieser edlen Vorbilder begeben: aber er hatte sie verkündet, und so betrachtete man ihn allgemein als einen französischen Prærafaeliten. Und unter diesen verdient er auch genannt zu werden, wenn er nicht gar ein Musterbeispiel dieses Typus ist. Bei ihm fand man, was man bei Rossetti, Millais, Hunt, Madox Brown und den anderen findet: erhabene Anschauung, verfeinerte Erziehung, gewählte Symbole, Empfindung für das Dichterische, Abneigung gegen den schlichten Realismus, aber auch die mangelhafte Bewertung der technischen Hilfsmittel und die Verständnislosigkeit gegenüber den unveränderlichen Gesetzen der plastischen Wirksamkeit. Aber unter den Prærafaeliten gab es auch Künstler, die Maler waren, und bei Madox Brown, bei Watts findet man wundervolle Sachen, und andererseits entschädigte Rossetti für manche mittelmäßige Malerei durch außerordentliche Gedichte, und Morris und Walter Crane haben eine bewunderungswürdige Bewegung im Kunstgewerbe hervorgerufen. Man mag es bedauern, daß diese Dichter, diese Metaphysiker, diese umfassenden altruistischen apostolischen Geister die Palette ergriffen, anstatt sich damit zu begnügen, unsterbliche Sonette wie Rossetti oder großzügige Kritiken wie Ruskin zu schreiben, der ihrem ehrfürchtig gebietenden Irrtum so ruhmreich den Schild hielt. Und sicherlich hätte Moreau wundervolle Gedichte geschrieben, die er nun zu zeichnen und kolorieren versucht hat. Er war kein großer Maler, war weder Kolorist noch ein Zeichner von ausgeprägter Eigenart. Aber er war zweifellos eine Persönlichkeit von seelischer Größe und stolzer geistiger Haltung. Viele von der Nation bevorzugte Künstler, deren Deuvre reich an starken Bildwerken ist, erscheinen brutal und einzellig neben Moreau, und es ist nicht angenehm, einen Menschen von dieser seelischen Feinheit ablehnen zu müssen. Aber die Malerei hat ihre

sicheren Gesetze, und in einer Abenddämmerung Courbets, eines unendlich vulgären Geistes, sind tausendfach stärkere und eindringlichere malerische Werte enthalten.

Man darf also eine Persönlichkeit wie Moreau nicht gering achten. Man darf ihn aber ebensowenig Böcklin beibringen. Besonders machen die Anhänger der Impressionisten sich dieses Unrechts schuldig. Weniger wegen der Werke befehlen sie die englischen Prärafaeliten, Moreau, Böcklin, als wegen jenes künstlerischen Irrtums, mehr den Inhalt eines Werkes als seine Ausführung zu beachten, die direkte Wirkung des Lebens auszuschließen — mit einem Wort aus der Malerei eine gezeichnete Literatur zu machen, die in einer Zeit, als die Malerei mythische Symbole darzustellen hatte, möglich war, in einer Zeit jedoch, wo die Malerei das Leben darstellen soll, nichts als eine Buch- und Zeitschriften-Illustration ist. Diese Tendenz, die gerecht und einsichtsvoll ist, weil sie den Gesetzen der plastischen Kunst gehorcht, bringt unsere Künstler und europäischen Anhänger dahin, en bloc jede ideologische Kunst zu verdammen und in Moreau und Böcklin trotz ihrer klugen Einfälle nur ebenso schlechte Maler zu sehen, wie die beklagenswerten entarteten Nachahmer Rafaels und Ingres! Die ernste Kritik kann diesen Standpunkt nicht teilen. Es ist sehr möglich, daß es einen „Fall Moreau“ wie einen „Fall Böcklin“ gibt. Doch ohne jede Frage war Böcklin Moreau in seinem malerischen Können durchaus überlegen, und seine Wald- und Weltbeseelung zeugt von einem ganz anderen Leben und gelingt ihm weit eher als sämtliche Mythologien des französischen Träumers, der ihnen nur wenige sehr schöne Gesten abgelaußt hat. (Jupiter und Semele, Hercules und die Hydra, der vom Pfeil getroffene Dichter und die Empörer). Böcklin ist nicht immer gleichwertig geblieben. Er war mitunter vulgär, schwerfällig und sogar geschmacklos. Aber er hat ebenso wundervolle malerische Qualitäten. Böcklin hat Moreau als erster nach Delacroix in dem Versuch, frei von jeder akademischen Tradition eine Malerei mit der Zeit angepaßten Symbolen, eine Vision der Antike in den Augen eines zeitgenössischen Menschen zu schaffen, überholt — was Puvis de Chavanne in der moralischen Malerei mit einer Schlichtheit der Empfindung, die ihn rettete, versucht hat. Aber Moreau hat in keinem seiner Gemälde den Liebhaber befriedigt, der die Schönheit der Materie, die Abstufungen der Zeichnung, das überraschende Kolorit, die starke Wirklichkeit und das Leben sucht: während Böcklin oft diesen unaussprechlichen Genuß bereitet. Das vor allem war es, was ich in der Schatzgalerie so heftig empfand, und ich stehe doch wirklich nicht im Ruf einer Vorliebe für diese ideologische Kunst als leidenschaftlicher Bewunderer der „Kunstmaler“ wie Degas, Renoir, Manet oder Besnard. Es gibt in dieser Galerie eine „Villa Romana“, eine Symphonie in Grün und Grau, ein Werk, in dem Böcklin literarisch die Antike hervorzuzaubern wünscht: die eblen und gramvollen Mienen, die verfallene Größe — das alles sehe ich sehr wohl. Aber das würde mich nicht berühren, wenn dieses Werk nicht ebenso subtil, ebenso klar und zart wäre wie ein Corot. Ich fand dort auch die berühmten „Bilden am Meer“. Die eine ist durch eine kleine, dürftige und trockene Frauengestalt, die das ganze Bild zusammenschrumpfen läßt, verbunden, und an diesem Beispiel läßt sich wie bei Moreau, wie bei allen literarischen Malern sehr deutlich erkennen, wie sehr der Ausdruck des Gesichts vor dem der Landschaft zurücktritt. Sie können das Leben der stummen Dinge durch ihre visionäre Kraft offenbaren, aber vor der Bewegung versagen sie, weil

sie nur ein Schatten ihrer Träume sind. Sie sind wie jene egoistischen Schriftsteller, die, wenn sie nicht ihr eigenes Ich erzählen, anderen Geschöpfen nur das Leben einzulösen vermögen, das sie auch an sich studiert haben. Aber wie wundervoll gemalt sind diese Bilden. Welche schöne und reiche Behandlung, verglichen mit der mühevollen, etwas Kleinlichen Technik Moreaus! Die Galerie hat noch zwei sehr bezeichnende Gemälde. Das eine zeigt, in einer Landschaft voll wüster Felsen, eine Hydra, die sich aus ihrer Höhle windet und die fliehenden Menschen zu packen sucht. Das ist ein großes und erstaunliches Werk. Und warum? Der Gegenstand, würde uns zum Lachen reizen, wäre er schlecht gemalt. Aber die Landschaft ist von wahrhafter Größe: die Größenverhältnisse zwischen den Menschen und der Hydra zeugen von einer außerordentlichen Einsicht. Und nicht weniger herrlich sind die Farben und die Behandlung. Man steht vor einem betäubenden mächtlichen Raum, jedoch gleichzeitig vor dem Werke eines bildenden Künstlers, der über die Macht verfügt, auch malerisch auf uns einzuwirken. Hier herrscht der ganze Schrecken der Urzeit, in der Leben und Legende ineinander übergehen. Ein Realist hätte einen Pleiosaurus oder irgend ein anderes antediluvianisches Ungetüm ebenso exakt gemalt, wie die Museen ihn uns ahnen lassen und wir hätten nur einen naturgeschichtlichen Eindruck dabei gehabt. Der Künstler hat ein Fabeltier geschaffen, indem er ganz bei der Wahrheit blieb, er hat es aus einer literarischen Inspiration gestaltet. Angesichts eines solchen Gemäldes empfinden wir sehr wohl, daß es auch für diese genialen Visionäre eine mögliche Malerei gibt, eine Malerei, die imstande ist, Träume fühlbar zu machen, und hier hat Böcklin eine ideale Ausdrucksfähigkeit erlangt, wie Turner in seinen chaotischen und erhabenen Werken.

Das Gemälde, auf dem man in furchtbar entfesselter Natur einen fliehenden Mörder, von drei Furien verfolgt sieht, ist groß wie Delacroix und mit dem Aufwand eines Monticelli ausgeführt. Es ist wie ein Wunder. Es gibt nichts gleiches bei Gustave Moreau, zum Schaden seines Ruhmes. Und wenn das Schauspiel der Tritonen und Sirenen in der neuen Pinakothek ohne Zweifel schlecht ist, so bleibt es doch das Werk eines Dichters, mag es auch malerisch wertlos sein. Aber man sieht auf einem stofflich ähnlichen Bilde der Schatzgalerie Wundervolles. Man fühlt in dieser ganzen Zeit, daß Böcklin seine symbolische und mythische Kunst auf das Leben stützte und daß er das Malerische leidenschaftlich liebte, während Moreau sich fern vom Leben hielt und das Gemälde als eine große Miniatur behandelte. Für ihn war Zeichnung und Farbe nur eine Art Schrift. Böcklin verfügt über eine malerische Gesundheit, die in der blutlosen Kunst Moreaus niemals existierte. Diese Gesundheit hat bisweilen eine schwerfällige Banalität zur Folge, aber bisweilen ist gerade sie das Machtvolle. Denen, die sich darauf beschränken, eine Abendlandschaft gut zu malen, die nur Arbeiter, keine Künstler sind, kann man, um sie zu beschämen, die Böcklins in der Schatzgalerie zeigen. Weil sich hier eine harmonische Stofflichkeit mit einer durch jedes ästhetische Mittel auszudrückenden Idee eint. Und dieses zu denken, ist das Rechte; in einer Zeit, in der sich der große Impressionismus, der natürliche Rhythmus Claude Manets, die nervöse Lebhaftigkeit Manets, Renoirs verführerische Grazie, Degas' durchdringende Synthese, in dem groben Geschmack Cézannes und seiner kläglichen Nachahmer zu kompromittieren scheint. Der „Fall Böcklin“ hat durchaus symptomatische Bedeutung: das beweist der „Fall

Moreau", einbringlich. Und in absehbarer Zeit, da es einen „Fall Suzanne“ geben wird, wird man merken — unbeschadet aller Irrtümer — daß die Sache der Idealisten zu verteidigen wertvoll und interessant war.

Deutsch von Mario Spiro.

Porträt, aus Haaren gefertigt

Mit dieser Prophetie der Leidenschaft:
mit deinem blauen Oberlippenbartel
du Meine auch ansonsten reich Behaarte:
du Haupt voll schmückend Locken — simsonhaft!

Mit deinen Brauen beid' — als wie gespannt
mit jonathan'schem Arm: ihr Zwillingbogen
als von deß Sehne die drei Pfeile flogen,
wann David sich am Stein Ufel befaßt! . . .

Und wenn das Herod dir von der Schulter fiel:
oh welch ein Duft rauscht' da von Salb' und Oelen!
Hermaphrodite!! in den Achselhöhlen
strafft sich's wie salomonisch Saitenspiel
Wilmersdorf. Heinrich Lautensack.

Goethe contra Newton

Von Dr. S. Friedlaender.

Der pure Empiriker wird Probleme konstatieren und komplizieren, aber niemals lösen können: um Probleme zu lösen, muß man sie — in irgend einer Bedeutung — sein; und hieran gebietet es allen Unphilosophen. Der Mut gibt auch in der Theorie den Ausschlag: der Mut, sich die Tatsachen auch zu unterwerfen, anstatt sie bloß leidend hinzunehmen. Dieser Femininismus in der Naturwissenschaft erheischt, um erspriesslich zu sein, die treuen Sinne eines Goethe. Von klarwisch geistlosen Sinnen betrieben, erstarrt er gern akademisch und ersetzt Wahrheit durch Registraturen. „Ich versehe mich in Ihren Standpunkt und da muß ich denn loben und bewundern, wie ein selbstdenkendes Individuum sich so treu und redlich mit jenen Fragen befaßt, und das, was gegenständlich daran ist, treu im Auge behält, indem es sie aus seinem Innern, ja aus dem Innern der Menschheit zu beantworten sucht,“ schreibt Goethe an Schopenhauer, seinen Schüler. Dieses ist es, was der Goethe-Schopenhauerschen Lehre schließlich einmal den Sieg verschaffen muß: ihre Lösung des Farbenproblems „aus dem Innern“!

Der prinzipielle Unterschied ist dieser: Goethe und Schopenhauer lehren die Polarität der Farbenerscheinung; während Newton und die Seinigen aus dem singularen Lichte die pluralen Farben herleiten. Das ist der Streit einer sehr geistreichen, recht schwer plausibel zu machenden Evidenz mit einer auf den ersten (aber nicht letzten) Blick bereits plausiblen. Das Symptom eines Streitens aller Weltanschauung, so daß mit dem Siege der Polaritätsidee in der Optik der Sieg dieser Idee längs der ganzen Linie aller Probleme stattfinden müßte. Das dunkle Gefühl eines auf dem Spiele Stehens aller vermeinten Errungenschaften warnt die gelehrte Welt, sich in einen ernstlichen Kampf einzulassen; es wäre der Kampf zwischen Akademismus und Wissenschaft, zwischen Gelehrsamkeit und Philosophie. Denn es gibt nur eine Tatsache, dieselbe, die der Mathematiker mit dem Zeichen ∞ zu verstehen gibt, und zu dieser, der Unendlichkeit, Ewigkeit,

Protetität, zur Unererschöpflichkeit in jeglichem Betrachte, steht der Philosoph lebendig, mitteninne, verantwortlich, persönlich sich identifizierend; der Gelehrte eunuchisch deskriptiv.

Es ist ja ein ganz erheblicher Unterschied: ob man z. B. die Farbe persönlich erlebe; oder ob man ein totes, mechanisches Subjekt an sie heranbringe; letzteres ist nur eine Bequemlichkeit, eine unergründlich fleißige Faulheit für Schulen. Mache man sich doch einmal die herzlichste Ueberheit und bloß scheinbare Möglichkeit einer Empirie um der Empirie willen klar! Der Empiriker sollte vor Allem weise sein, Philosoph sein, d. h. sein Leben durch Empirie zu erlösen streben, da er es als so peinlich rätselhaft, als eine bloße promise de bonheur erlebt, einen Lob vor, einen Anderen hinter sich, pretär, in der dürftigen Erde eines astronomischen Labyrinth. Ohne diesen Impuls, dieses Motiv, das brennender spornet als Durst und Hunger, ist Empirie ein fleißiger Müßiggang, d. i. Akademismus, aber keine Wissenschaft. Philosophische Geister treten mit einer lebensgewaltigen Antizipation, mit einem grandiosen Vorurteil ihres „Innere“ an die Dinge heran: dieses nun andererseits muß, wenn Erfahrung entstehen soll, den Dingen, ohne seine Energie einzubüßen, gehorsamen können. Als das Beispiel einer philosophischen Vergewaltigung der Dinge darf man das Schellingsche, das Schopenhauersche System ansehen. Die Modernen sind, mehr oder minder verschämt, lediglich Sklaven der Dinge. Und gerade Goethe bietet die unvergleichliche Haltung eines Geistes, für dessen Sinn Theoretisches und Faktisches einander zu durchbluten scheinen: „Blick ist Urteil“. Seine Farbenlehre ist nicht gelehrt, sondern weise. Sie ist mit ihrem ersten Ausspruch bereits der Newtonischen so überlegen, wie ein Organismus einer Maschine. Dieser Ausspruch besagt: es gibt ein Paar, eine Polarität: Licht und Nichtlicht! „Und was steht zwischen Beide stellt? — Dein Auge sowie die Körperwelt“. Mit diesem so richtigen Ansatz ist das Exempel bereits gelöst. Allein Goethe war kein Philosoph, kein Logiker dieses „Urphänomens“. Die logische Nachhülfe, welche Schopenhauer der Goetheschen Lehre angebeihen läßt, fällt nicht radikal genug aus und erleidet einen Lapfus, der Goethe mit Recht darauf verzichten läßt. Versuchen wir, es tiefer auszuholen!

Das einzige Erlebnis, die einzige Tatsache, die es gibt, ist ∞ , sie ist identisch, aber eben exorbitant identisch — und daher notwendiger Weise polar. Ihre Identität krankt (und gesundet) an ihrer eigenen Enormität. Das präziseste Paradigma des ∞ ist ja die Zahl, die Polarität der Zahl mit ihrem negativ und ihrem positiv Unendlichen, deren Differenzierungen und der Indifferenz Null. Daß Identität der Gedanke aller Gedanken sei, bleibt eine scholastisch unfruchtbare Doktrin, solange man sie nicht infinitesimalisiert — aber damit ist sie polarisiert!

Goethe zeigt uns etwas Identisches: das Sehen. Es eröffnet sich eine unendliche optische Welt, und sogleich manifestiert sich diese polarisch als geschlossenes und geöffnetes Augenlicht, als die unendliche Differenzierung des optisch Identischen, als concordia discors. Schopenhauer beachtet noch weniger als Goethe die ausschlaggebende Wichtigkeit der optischen Indifferenz, der Null auf der Skala der optischen Differenzierungen (Zahlen!). Denn von hier aus wie aus einem unererschöpflichen Born entquillt der ganze mysteriöse Zwist schattig und farbenhaft. Ueberhaupt möchte wohl hier der eigentliche Sinn der verwirrten Unterscheidung zwischen „Innen“ und „Außen“, „Seele“ und „Leib“, „Sehen“ und „Licht“, „Psyche“ und

„Physis“ zu finden sein: es ist Differenz und Indifferenz des (infinitesimalisch!) **Selben!** Hier ist ein Punkt, worin Goethe mit Newton sich anders verständigen könnte, als Schopenhauer es irrtümlich dachte. Bei aller polaren Verschiedenheit nämlich sind Licht und Finsternis dennoch verschwistert, eben durch das Erlebnis des Sehens überhaupt. Also zwar mußte Goethe gegen alle Herleitung der Farben aus dem Lichte, gegen alle Zusammensetzung des Lichtes aus Farben, wie Newton und auch Schopenhauer sie für möglich hielten, entschieden protestieren. Aber das merkwürdige **Medium** zwischen Licht und Finsternis gestattet, ja befiehlt einen Frieden dieses Krieges, eine Iris dieses himmlischen Diameters. Es genügt eben nicht, daß man Weiß, Schwarz, Grau und Bunt unterscheidet; sondern außerdem und überdies muß man den Punkt ihrer gemeinsamen Indifferenz im Auge behalten, an dessen Vernachlässigung die Schopenhauersche Lehre scheitert, wiewohl er sie an einem Schema versinnlicht, welches zur Exemption dieses Punktes geradezu provoziert: man findet es in der Grisebach'schen Ausgabe, Reclam, Bd. VI, S. 49. Uebrigens verwechsle man Polarität nicht mit Dualität, welches sehr grob wäre; Dualität ist nur eine der zahllosen polaren Nuancen.

Es galt hier nur die prinzipielle Wichtigkeit und Evidenz des Goethe'schen Strebens und Beginnens nachzuweisen. Weit erheblicher als der gegenwärtige Stand der Dinge ist das Aufzeigen der echten Basis, auf die sie trotz aller gelehrtenhaften Subtilität zu stellen sind. Aus der Wichtigkeit eines Prinzips — aber das Prinzip der infinitesimalen, also polaren Identität ist nicht bloß richtig, sondern das einzige, das möglich ist — folgt keineswegs die Leichtigkeit, Folgerungen daraus herzuleiten. Es ist ehrlicher, sich in den Stand dieser Kindheit des Farben- und Lichträtsels zurückzugeben, als altklug bebrillte Augen zu machen, wenn wieder von Goethe die Rede ist. Sollen Farben so etwas wie kolorierte Zahlen sein, so erlebe man doch recht aus dem Grunde das polare Leben der Zahl! —

Un stillen Nachmittagen

Un stillen Nachmittagen sang ichs in die blauen Lichter,
Wenn meine Mutter murrte, weil ich müßig war,
Ich sang es in den Hohn der Bösewichter
Und blieb ein Dichter und ein Narr.
Es gingen viele, stille Nachmittage
An meinem großen Schmerz vorbei,
Da wurde es zu einer frommen Frage
Ein braver Spruch und bald ein stolzer Schrei.
Ich lernte es von einem Spielmann rasch und froh,
Wie man es singt und nimmermehr vergißt,
Von einem Spielmann, der in einem alten Volkslied wo
Un einem Frühlingstraum gestorben ist.
Du lege deinen Kopf in meine Hände
Es dämmert die Dezembarnacht,
Und sing' es in der Dunkelheit zu Ende,
Was ich im Lichte mir erdacht.
Ich will mit dir in deine Länder fahren
Und deine leisen Engel sehn;
Dir meine Seele offenbaren
In deiner Seele untergehn.

Charlottenburg.

Victor Hadwiger.

Detlev von Liliencron (Zu seinem Todestage)

Von Franz Pfemfert.

Mitte der achtziger Jahre war's. Von dem Gewittersturm der Ideen eines Nietzsche aufgerüttelt, hatte eben das „grüne Deutschland“ seine ersten Barrikaden des Geistes errichtet und stand nun gerade drin in seiner „Revolution der Literatur“. Nach heißem Kampfe hatten die Stürmer und Dränger einige gute Positionen erobert. Manah Göthe war bereits von dem Thron gestoßen, auf den ihn eine kritiklose Zeit gesetzt. Die Brüder Hart, Michael Georg Conrad, Bleibtreu und andere, junge geist- und temperamentfrische Draufgänger entfalteten die Banner der neuen Kunst. Zarathustra erhob seine Donnerstimme. In der Welt der verlogenen Salonliteratur erzitterten und zerplitterten die Buchscheiben. Es wetterleuchtete: Arno Holz: „Buch der Zeit“, Hermann Conrad: „Lieder eines Sünder's“, Karl Hendell, John Henry Mackay. Und inmitten dieser „Grünen“ ein Vierzigjähriger: Detlev von Liliencron mit „Adjutantenritten“. Zwischen Abend und Morgen war dieser Vierzigjährige der erwählte Führer der Jungen geworden.

Dabei waren die „Adjutantenritte“ vielleicht nicht ganz das, was man unklar erstrebt. Hier sprach kein „Realist“ im Sinne des Schlagwortes. Kein sozialer Dichter. Ein Adelsmann feiert das Kriegshandwerk, das der sozialistisch empfindenden Jugend kulturwidrig schien. Ein Adelsmann, der allen Zeitfragen verständnislos gegenüberstand. Und dennoch zögerten unsere Literaturrevolutionäre nicht einen Augenblick, den Dichter der „Adjutantenritte“ als den Messias der neuen Dichtung auszurufen. Es waren eben unerhört neue Töne, die er anzuschlagen mußte. Das Buch eröffnete herrliches Neuland. Und so jung, so überschäumend jung fühlte keiner der Jungen wie dieser Vierziger, der mit 35 Jahren sein erstes Gedicht geschrieben hatte, der bisher nur Dichtung gelebt, und der nun daran ging, das Erlebte der Welt mitzuteilen. In den „Adjutantenritten“ sprach ein Neuer; aber es war kein werdender. Ein Reifer hatte das Wort ergriffen. Einer, der an lebensprühender Ursprünglichkeit seinesgleichen nicht hatte.

Er hatte das Wort ergriffen, aber nicht, um zum Kampfe auszurufen. Während es ihn umtoste: „Seht, wir streiten gegen ein Epigonengeschlecht als Apostel einer neuen Kunst“, ist Liliencron eigentlich ohne sein Zutun zum Mittkämpfer des „grünen Deutschland“ geworden. Er brauchte seine Kunst nicht erst in den Dienst des Kampfes zu stellen: sie wirkte revolutionär an sich. Die „Adjutantenritte“ waren mit einem Schlage das Bekenntnisbuch der neuen Generation. Mit beispielloser Einmütigkeit bewunderte die Kritik den Autor. Liliencron war in die Reihe der besten deutschen Dichter getreten.

Er hat diesen Platz nicht wieder verlassen. Was er mit seinem Erstling an Hoffnungen erweckt, sie sind alle erfüllt worden. In überraschend kurzem Nacheinander erschienen in bunter Reihe neue Gedichtbücher, Novellen, Romane, Dramen. Zum sechzigsten Geburtstag des Dichters konnte der Verlag Schuster & Bockler, den Deutschen fünfzehn starke Bände, die gesammelten Werke Liliencrons, darbieten. Nicht alles gleich wertvoll (die Dramen werden stets Buchdramen bleiben müssen). Nicht alles unvergänglich. Aber alles voll Kraft und Jugend. Aber Herzblut in allem. Aber alles gelebt. Alles mit wachen vollen Sinnen gelebt. Denn das ist das Starke dieses Dichters: Er gibt nichts Gemachtes. Ihn grüßt die Welt in eitel Poesie getaucht „Ein einsames, von Aniden eingerahmtes Feld; Sie glauben nicht, welche Poesie, zu

jeder Jahreszeit, es in sich faßt," schreibt Villancron einmal an Dehmel. „Die Wolken wechseln drüber hin; der Wanderfalk, das Rebhuhn, die Wildente, die Krähe, die kleine bewegliche Kornmaus, der Fuchs, der Maulwurf, der eilende Käfer machen es lebendig, fern, fern von allem Menschengezänke . . ." Daß dieser Naturmensch in der edelsten Bedeutung des Wortes dazu erkoren war, der Sturmbogel einer neuen Literaturepoche zu werden, ist deshalb seltsam, als er ja innerlich eigentlich nie mit ihr weisensverwandt war. Wenn es eines Beweises bedarf, so hat ihn die Zeit schon geliefert: jene Epoche, als deren Haupt er galt, liegt bereits hinter uns, ist bereits wieder überwunden, Villancron jedoch ragt noch in die Zukunft hinein.

Villancron hat seine Dyril gelebt. Er hat ausschließlich Dyril gelebt. Auch wo er uns in seinen Werken als Dramendichter entgegentritt, ist er Dyriler geblieben. Was seinen Bühnenwerken das Kulissenleben nimmt, ist weniger der Mangel an dramatischer Kraft. Ist nicht das Gestaltungsunvermögen des Schöpfers (der o't ein überraschend sicherer Gestalter war). Was seinen Bühnenwerken das Kulissenleben raubt, ist die Dyril, die in ihnen pulsiert und die im Sicht der Rampen wirkungslos verpufft. Was Villancron zum erfolglosen Bühnendichter macht, bringt auch den Romandichter Villancron um den großen Erfolg. Charakteristisch hierfür ist der „Mäcen." Da finden wir lyrische Wunderperlen aneinandergereiht, aber sie bilden keinen Roman.

Villancron ist nur dort groß, wo er Dyriler sein darf: in der Novelle, in der epischen Ballade und im lyrischen Gedicht. Hier hat er vielleicht Ewigkeitswerte geschaffen. Seine Dyril, die ein seltsam-harmonisches Gemisch von burschikoser Lebensfreude und tiefer Wehmut, von zarten Naturstimmungen und klirrendem Waffenklang ist, wirkt dort am stärksten, wo sie sich scheinbar salopp gibt. Ich kenne nichts aus den Werken des Dichters, was so die ganze Persönlichkeit widerspiegelt, wie nachstehende Verse aus „Poggsred":

Hurra, die Freiheit! Und hinein ins Leben!
Zuerst schöpf einmal Atem, aber dann:
Die Zähne fest und sich die Sporen geben,
Nun kommt's drauf an, nun wandle dich zum Mann.
Ein Ungeheuer will sich an dich kleben,
Hau ihm das Netz durch, das dich überspann.
Das Ungeheuer heißt der schwache Wille,
Sei hart, sei stark: nimm diese Teufelspille.
Ist auch das Dasein voller harter Schmerzen,
Spielt ewig die Tragödie auch hinein,
Mein Gott, wir haben Sonnenschein im Herzen,
Laß nur die Freude sommerfroh gedeih'n,
Denn soviel Lust: sie ist nicht auszumerzen,
Sie soll, sie muß der Plagen uns befrei'n.
Hinauf, hinab, wie tolle Kinder spielen,
Wer sich das wahr't, der kommt zu hohen Zielen.

Hinauf, hinab, wie tolle Kinder spielen. Es ist der Rehrhein, in dem Leben und Werk des Dichters widerklingen. Freilich: das Hinauf ist ihm nicht immer leicht geworden. Denn er war ja ein deutscher Dichter, und darin behandelt unser Volk seine Dichter ohne Unterschied mit rührender Gerechtigkeit: es verehrt sie und läßt sie hungern. Denn wenn auch Villancron bei seinem ersten Auftreten sofort den uneingeschränkten Beifall der Kritik fand, — der deutsche Vollbürger begnügt sich damit, die Namen seiner Poeten im Gedächtnis zu behalten. Die „Adjutantenritte" haben 15 (fünfzehn) Jahre gebraucht, bis sie in dritter Auflage erscheinen konnten. Daß das für

ihn, der sich nicht dem flüchtigen Tagesbedürfnis der von ihm oft so heillos verspotteten „Familienjournale" anpassen konnte, der gerne frei, ohne Rücksicht als einzig und allein auf sein Künstlergewissen, das niederschreiben wollte, was ihm das Herz bewegte, und der außer dem Adel, den er von seinen Vätern ererbt (und auf den er mit Stolz, aber ohne Dünkel blickte), an Geld und Geldwerten nichts besaß, eine Quelle steter äußerer Sorge war, hat Villancron in seinen Schriften oft geklagt.

Mit wieviel Bitternis hat er sich darüber ausgesprochen, daß die guten Deutschen ihre Erzellenzen, Schneider, Gärtner, Staatsanwälte, kurz alles, was da in bunter Mischung durcheinanderlebt in unserem statdurchtobten lieben Vaterlande höher schätzen als ihre Dichter. „Aber", ruft er sarkastisch dem Dichter zu, „laß die Rosen erst auf deinem Hügel blühen, laß den Weizen erst aus deinen Knochen wachsen, dann, ja dann vielleicht will ich dir fünfzig Pfennig opfern, daß wir zum Gedenken eine Tafel dir errichten, irgendwo, wo du gewohnt hast." Und wie spöttelt er über seine Landsleute, die es den Dichtern in gewohnter moralphilisterhafter Weise kleinlich, kläglich, sauerköpfig, tantenhaft verdanken, daß sie mal hundert Mark für einen Weizenkorb oder für einen Korb Champagner ausgegeben haben. „Recht so, meine Herren!" ruft er, „der Dichter muß im Sonnenlande wohnen, daß er ungeknechtet leben, lieben, schaffen kann!" Und Villancron hat, trotz aller äußerer Bedrängnis, im Sonnenlande gewohnt. Im Sonnenlande seiner Kunst. Das Wolkengrau matter Alltäglichkeit hatte über Poggsred und seine Bewohner nur flüchtige Schatten werfen können.

Mein Gott, wir haben Sonnenschein im Herzen,
Laß nur die Freude sommerfroh gedeih'n . . .

Konnte er nur fernab sein von dem breiten Haufen der Philister, „diesem durch Bier und Stat gemästeten Stumpfsinn", konnte er sich nur recht tief in seine Heide und Einsamkeit zurückziehen, dann war er ganz er selbst und dann fand er Kleinodien, wie dieses:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band;
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Dort, weit von allem, was irgendwie „Literatur" heißt, mit seinem Gewehr und seinen Hunden durch Feld und Wald streifend, abends dann zwischen verschwiegenen Hecken, drallen Mägden das gültige Dichterherz zu Füßen legen: Das ist Villancron.

Neben den kleinen pridelnden Liebesgedichten, Gedichten, die mitunter in einem übermütigen Lebensjauchzer ausklingen, hat Villancron lyrische Wunderwerke geschaffen, die Goethes reifster Kunst ebenbürtig sind. Mitunter fand er Töne der Schlichtheit, die an das Volkslied gemahnen. Und er hat Heidebilder von wahrer Schönheit gesehen:

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden broht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruh'n der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in tragem Schläse
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

Man hat Villencron den Ergänzer Nietzsche's genannt. Zweifellos klingt in der Poggsred-Dichtung, diesem Triumphgesang des Lebenswillens, ein Urton, den der Zarathustra-Dichter angeschlagen hat. Auch die düstere Melancholie, die in die sonnige, weltweite Heiterkeit der Poggsred-Strophen hineintönt, erinnert an Nietzsche. Aber eben das vollendet den künstlerischen Wert der Poggsred-Dichtung, die der Schöpfer selbst als sein Hauptwerk betrachtete. In seinem naiven Naturempfinden ist Villencron der Drosche verwandt. Von den Lebenden haben Bierbaum und Dehmel zeitweilig das dichterische Schaffen Villencrons beeinflusst. Wie sehr Dehmels Einfluß in einzelnen Gedichten Villencrons sich geltend macht, möchte ich an vier Zeilen zeigen:

Es lauscht der Walb.
Komm bald, Komm bald.
Ich noch verschallt im Lärm des neuen Tages
Der Quelle Murmeln, und verhallt.

Doch was bedeuten schließlich die wenigen Gedichte, die in Form und Ton fremde Einwirkung verraten, bei der Fülle der neuen Löhne, die Villencron uns geschenkt! Ihm, dessen Kunst der Jungbrunnen deutscher Lyrik ist, waren so reiche Ausdrucksmöglichkeiten gegeben, daß er zu keinem Zeitgenossen in ein Abhängigkeitsverhältnis zu treten brauchte.

Es bleibt wunderbar, wie dieser Dichter, der so eins sein konnte mit der Natur, der in lyrischen Stimmungen so aufgehen konnte, der so als zärtlicher Troubadour sang, daneben so ganz Kriegermann war. Der als Soldat Balaban gelebt, die voll wilder Schönheit sind:

Hoch weht mein Busch, hell kirt mein Schild
Im Wollenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet hören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Hengstes schwarzer Mähne.

Am 22. Juli sind es nun zwei Jahre gewesen, daß er, dem das Leben Kampf und Spiel war, der Sense erlegen, die so oft in seinen Gedichten geklirrt. Daß der Kühne Reiter aus dem Sattel sank. Als Kämpfer und Dichter hat er gelebt. Schwert und Beier waren ihm Weggefellen durchs Leben. Als Soldat und Dichter ist er zu Grabe getragen worden. An seiner Gruft sprachen Richard Dehmel, ein Soldat und die dunkeltönenden Kanonen.

Vom König David

Alfred Peres „Davidsbändler!“

Kein Wort ist unwahrscheinlich und hoch genug. Doch auf den Behen: ich will ihm am Haare fassen. Ich fasse ihn. (Was tut's, wenn nur für mich?)

Er irrt. (Ich erkenne den Menschen immer in seinen Beschränkungen.) Non datur! (Du mußt es dreimal sagen!) Ein Trompetensanal, will unreißen. Ein Ruf, der sich selber bestätigen will und die anderen verstummen machen. Und ist natürlich (wie alles Trompetengeschmetter) die Verneinung eines Feinen, eines ihm ungreifbar Barten,

Ist natürlich falsch. Einer, der seine Grenze gefunden hat und triumphierend verkündet. Sein Gefühl scheut hier vor der Auflösung, scheut vor einem Letzten — liebt sich selbst zu sehr. Und die Nondatur-Sphäre ist wirklich sein Verhängnis (sie liegt nicht für ihn im Lebensplan). Maeterlind hat also elf Seiten! Florian Geners Erzeuger aber 36 — siehe da! Er erkennt also ein Feinstes, ein Fernstes — es ist aber nicht aus dem Bande Nondatur. Das betrat er nie — sah nur seine schimmernde Rüste. Ein Glücklicher. Ein Genießer der Sehnsucht, die ihm das Ende scheint. Er irrt. — Wag einmal die Fahrt, du Grauensloser, es geht ins Grauensvolle! Sei heroisch! Sonst stirbt die Welt, derweil du dich rettetest! Sei heroisch!

Es gibt ein Schwingen über dem Heroismus, und ein Schwanken unter ihm: Wipfelschwingen und Buschwerkelschwanken. Früher waren die Hohen Heroen, die Niederen aber Vernünftig-Verzerrte. Bis Hamlet kam. (Zu intelligent um prinzipiell — verböhrt — zu sein.) Bis Faust sich erlöste. Die heilige Einseitigkeit sank zu den Massen: die Heroen wachsen in Mengen, ein Stangenwald. Giftpilz und Staube blüht, trotzdem. Die Samenlieferer aber hebt sich hoch und fängt in ihren Armen die wachsenden Wolken und wiegt sie. Und neigt sich im Sturzne, und beugt ihr höchstes Haupt. Sie ist der Erde pflichtig; sie trägt Samen. — Rufet also hinaus: Seid Heroen! Wohl uns, daß wir Heroen sind!

Er fühlt. Fühlt in allem (in allem) anderen, was außerhalb dieser Sphäre liegt (es liegt unendlich Wichtiges außerhalb) sensitiv und tief. Ein Ungewöhnlicher, der seine Empfindungen aufleuchten läßt wie Wellen mit allen ihren Inhalten und Spiegelungen. Ein Brutal-Zarter, der brünstig umarmt und himmlisch küßt. Gewiß ein Dichter. Und ein Taster (doch er tastet mit Fäusten). Ein Fühlender (der das Feinste als Nervensträhne begreift und also wird:) ein Sezrierender. Was er aber fand, die Stoffe und die Formen, die Mikroorganismen: das liegt wie unter feinstem Mikroskop groß, deutlich, offen, des Geheimnisses fast, des Dunkels sicher beraubt. — Und noch im Schauen und Hinschauen: er fühlt.

Er wirkt. Er besitzt den Menschen, wie Medizin, Arsenik: die heiter und hell macht. Er zwingt den Mitwandernden zu seinem Schritte. Er weiß die Wunder der Täler, das Geflecht von Schatten und Licht. Er kennt den Jöhn der Höhe; und liebt ihn nicht. Genießt ihn; erkennt ihn. Sein Schicksalssturm ist Jätung. Die Berschmetterung ist ein Unfall, oder ein Eigensinn. Und das alles ist so freudig, daß man glaubt. Was ist freudig; das Leben das Kaleidoskop der Gefühle. (Die wie Blickhemmungen vor den Spiegeln und der seltsamen Linse stecken.) Und sein Bekennermut ist lachend. Ein wenig verächtlich und spöttisch, doch lachend. Und seine Kraft ist klar. Und immer: er wirkt!

Nehmt ihn die Schleuber aus der Hand, gebt ihm die Harfe. Er wäre ein Dichter, wie er ein König ist.
Albert Ulrich.

Ein Mythos

Von Anselm Kuefl.

Das Abendland konnte noch lallen, als der Orient bereits zu steinernen Linien erstarrt war. Wir schufen die Tragödie, der Osten den Mythos. Aber wir wissen nicht, wohin wir noch gelangen; vielleicht bauen auch wir,

wenn erst das Theater der Hunderttausende nicht mehr genügt, wieder Pyramiden, noch höhere und ewigere Totenmäler und -gräber des Gewesenen, — vielleicht Pyramiden aus Eisen mit gegossenen Stirnlettern, erzählend was wir lebten. Dort vom Orient kam uns der Text Zerbuschts und Glocks, dorthier reichte man uns die einzigen Gewürze unserer Bühne: den Kampf des Lichts mit der Finsternis, und die Schwäche und Kurzatmigkeit menschlicher Einsicht und Prophetie. Wer sich tief, tief, ganz tief bis zur Mitte in orientalische Erschütterungen versenkt, der vergift wohl gar des engenden Rahmens europäischer Bretter, der Sprache nur noch geru mit den ungeheuren Reileffschwüngen babylonischer Königsgräber, oder teilinschriftlich: mit Gedankenstrich, Ausrufszeichen und ihrer mythischen Vereinigung im Triangel. In Hegels Philosophie der Geschichte liest man bis jetzt noch am hellstinnigsten ihre Deutung; und ein Wblömmung des Volkes, das diesem sonst so dunklen Manne eine eigene Tradition dankt, schenkt uns den Mythos vom Griechen auf asiatischem Boden*

Ja — und Aftens Embleme leuchten steil über dieser Schrift; Aegyptens orakelnde Priester und Indiens wunderlönnende Sonnen versengen den letzten Rest sththischen Denkens und sinnen nur noch auf ein frühes Grab im weißen Wüstenlande. In Babylon hatte Alexander der Große den griechischen Königsmantel ausgezogen und persische Tracht genommen; und freie Griechen, Lehrer im Diskuswerfen und in der Beredsamkeit, neigen ihr Haupt zur Prosklynese wie Perser — wer weiß, ob immer murrend, wer weiß, ob nicht in plötzlich erwachter Freude an hellenischer Rhythmit . . Tief, tief hat sich der Dichter Michail Kusmin, der Hochabendländer, eingewühlt ins schonorientalische Problem; und genau an dem Punkt, wo man im Oxydient dazu kommt, die Tragödie zu schreiben, erfindet er östliche Mythen. Immer wieder muß ihm wohl vor Augen stehn der jugendlich rotgelockte Hellene — im übrigen gibt er ihm eine kleine Gestalt, korrigiert herrisch die Geschichte durch eine gerade Nase — inmitten greisgeronnener Barbaren; und dieser herzogewordene Kontrast, nichts anderes hier als der noch wenig gekannte Goethesche „Begriff“, leiht ihm mehr Kraft und zwingende Befestigung und Schwurformel für sein Gebilde, als aller Historiker Gräbniskunst „bis auf den Deutschen Lamprecht“ wahrlich ans Licht gebracht. Verlappt genug, das härene Chronikfell um eine unglaublich schimmernde Haut und einen wahrhaft seligen Fabelsinn geschlagen, sucht Kusmin selbst diesen trocknen Orden der Geschichtsschreiber auf und tut wie ehrbar; und kaum öffnet er nur den Mund, so sllgt er schon mit solcher Herrlichkeit und Luziferschöne, daß die Wahrheit selbst ihrer eigenen Argheit inne wird und beschämt vor ihrem Usurpator das Anie beugt. Wir fühlen tiefer, wie Alexander in Aegypten nur seine präexistente, platonische Heimat wiederfindet und -liebt, begreifen, daß er auch einmal Herr über die Elemente werden mußte, daß er in Indien nur den Weissagungen gehorchend umkehrte. Der weite Lust- und Bannkreis zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit verengt, verschmälert sich; und es variiert sich köstlich das Voltaire'sche Wort über Gott: wenn ein so großer Alexander nie gelebt hätte — so müßte man ihn erfinden! Mit genau diesen Erlebnissen, in solcher Kolossalität und geschmeidigen Massivität; echt orientalisches wieder: oder hat man nicht dort über die geringste Lebensgewohnheit der Götter schon Bescheid gewußt, noch ehe ihre Existenz ganz erwiesen war? Welches wird wohl nun die Wahrheit über Alexander sein, lieber Leser — die Wahrheit des Skallisthenes oder die Wahrheit, die 1910 im Verlag Hyperion zu München an den Tag kam? Aber wappne dich, Leser,

bevor du Buch 1, Kap. III. gelesen hast, auf daß alle deine anderen Erinnerungen an Butephalos nicht ins Wanken geraten . . . : „Was wiehert da so fürchterlich?“ fragte der Königssohn die Stallknechte. Und gleichsam zur Antwort ertönte abermals das Wiehern, ebenso laut aber zart und lieblich, gleich als ob das Gurren der Turteln vom fernen Echo widersurrt. „Was wiehert da so schön?“ rief wieder der Prinz, in Ungebuld die Brauen runzelnd. Die Stallknechte erklärten, da wiehere Butephalos, ein unberitten Pferd, das von dem Fleisch zum Tod verdammter Verbrecher genährt werde, in einem Stalle von Eisen. Alexander forderte, daß die riesigen Riegel geöffnet würden, trat an die Krippe, die voll von abgenagten Knochen war, und packte das ungeheuerliche Pferd an der Mähne, wandte die Augen des Pferds geradezu in die blendende Sonne, sprang von hinten auf seinen lastungsgewohnten Rücken und flog wie ein Pfeil nach dem Palaste. Die Stallknechte stürzten mit Geschrei — — —“

Ich habe diese ganze Stelle hergeseht, zugleich um von dem wahrhaft hieratischen Stil, der einzig dieser Invention aus orientalischem Geiste sich angezähmt hat, einen Begriff zu geben. Ja, ich kenne überhaupt nur diesen deutschen Mythos, den Ludwig Rubin er dem russischen Original nachgebildet hat — und ich will glauben (kann es nicht beweisen) daß wirklich schon das Original so enorme Qualitäten der Bildung aufweist. Ich muß fast trauernd das Selbstverständliche auch noch betonen. weil kürzlich ein Herr aus München, Arthur Luther, der ebenfalls den russischen Text „nicht zur Hand gehabt“, mit herausgesetzten Stellen — man denke: aus babylonischen Tempeln herausgerissene Quabern! — die Uebersetzung zu verdächtigen gesucht hat. Es wird genügen, von den verstümmelten Belegstücken des Herrn einen zu wiederholen, der — wenn noch nicht sofort Rubiners ganze Kunst — so wenigstens die erschreckende Inferiorität des Kritikers dartun mag: er inkriminiert: „die Idole im Tempel bebten langsam mit Klang.“ (Dies geschieht auf der letzten Seite, beim Tode Alexanders.) Der Kritiker hat dem Uebersetzer wirklich nicht zugetraut, daß er ebenso einfach wie leierig hätte hinschreiben können: bebten mit leisem, oder langsamem oder traurigem Klang . . Von solchen Oberlehrerrichtern ist heute in Deutschland noch jeder sprachzwingende, -meisternde Genius unringt; und Blätter wie das „Literar. Echo“ leisten Bütteldienste . . Habeant sibi!

*) Michail Kusmin's „Taten des großen Alexander“, Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München 1910.

Charaktermusik

Eine haarige Geschichte.

Von M h n o n a.

Der Kriminalschutzmann Maier I hatte eine grandiose Entdeckung gemacht, war voll Feuer und Flamme, sie wirksam einzuführen, und begab sich zu seinem Vorgesetzten, dem Leutnant Baron von Lux. „Na Maier lassen Sie hören“, ermutigte ihn der bärbeißige, aber im Grunde gutmütige Mann; und Maier ließ hören und sehen, daß Herr v. L. das Hören und Sehen fast verging.

Maier holte nämlich eine allerliebste Spieluhr aus seiner Rocktasche hervor, zog sie auf, und alsbald schnurrte sie eine ganz eigentümliche Melodie ab.

Von Lux war sehr erregt — „heißt“, jchnauzte er, „Späßchen verbitte ich, Maier, Teufel auch, Teufel auch!“ Aber Maier gab jetzt eine genaue Erklärung: „Das ist die Melodie des Schuhmanns Hese“, sagte er bestimmt — „also, wenn Hese eine Leierkastenwalze wäre, so würde er diese und keine andere Melodie abgeben. Folglich er-

kennt man ihn und nur ihn an dieser Melodie; folglich erlaubt diese Melodie, jede Person unverkennbar zu identifizieren; folglich ist sie das unzweideutigste Kriterium der Identität; folg. . . — „Maier!“ unterbrach ihn der Leutnant fast wütend, „jetzt hab' ich den Unsinn satt. Sie sind wohl übergeschnappt?“ In diesem Moment schnappte die Spieluhr ab, und Maier sprach ungeheuer heftlich: „Herr Leutnant, es ist eine wahre Entdeckung und Erfindung, und sie betrifft das Haar.“ „Das Haar?“ — „Das Haar.“ „Na, Maier, Gott bewahre! drücken Sie sich 'mal rasch verständlich aus; oder drücken Sie sich!“ „Wie ich so neulich, als mein kleiner Sohn Julius grade drehorgelte, beim Rasieren war, heult Julius plötzlich auf und bringt mir die mit haarfeinen Metallstiftchen ringsum besetzte Spielwalze; bekanntlich entsteht doch die Melodie, wenn die Walze sich dreht, dadurch, daß die Stiftchen Widerstand finden, geknippst und gezippt werden.“

„Höhö“, bejahte von Bug.

„Nun“, fuhr Maier fort, „war mir schon das feine metallische Klängen aufgefallen, wenn ich die Rasirschneide über die Bartstiftchen führte.“

„Herrje! Mensch! Mensch!“ schrie der Leutnant laut auf und rutschte mit seinem Stuhl. „Und da lag doch die Hauptanwendung sehr nahe: was mag die Barthaut, überhaupt die Haarhaut für 'ne Melodie geben, wenn man sie um so eine Walze wickelt“, sagte Maier. „Himmel! Sie haben doch nicht etwa den Hefe mit Haut und Haaren auf eine Walze gespannt?“ Maier lachte respektvoll: „Ich machte es anders, Herr Leutnant. Ich ließ ein Stück seiner rasierten Wangenhaut vergrößert photographieren und stellte nach dieser Photographie minutiös genau diese Walze hier her. Man könnte aber direkte Versuche mit Weichen machen, Herr Leutnant.“ Von Bug riß seine Augen auf und starrte den Schuhmann wild an: „Alter Mann! Wozu denn die Umstände! Wir haben doch genug einfachere Methoden der Rekognoskierung. Das ist doch 'ne ganz ausgefallene Sache. Geh'n Sie damit in die Schreckenskammer von Castans Panoptikum. Schluß!“

„Entschuldigen, Herr Leutnant, aber es handelt sich auch um die Musik. Die eigentümliche Melodie der Person, die der Komponist sonst aus der Luft greift, kommt doch hier zum ersten Mal aus der Person, wie sie leibt und lebt. Und andererseits muß es doch interessant sein, Walzen, die der Mechaniker nach Tönen herstellt, gewissermaßen zu personifizieren.“ „Mein lieber Maier“, lächelte Herr von Bug verkniffen, „Ihr Versuch, Musik in die Kriminalistik zu bringen, ist ganz einfach eine Schweinerei. Ne! ne, mein Lieber, Alles, was wahr ist! Mein Lebtag hab' ich noch keinen solchen Unsinn gehört. Manu lassen Sie man das Experimentieren; sonst kimpfe ich Ihnen 'mal an die Wimpern — hast du Löne!? —“

Literarische Neuererscheinungen

Johannes B. Jensen, Mythen und Jagden. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Es gibt Stücke in diesem Buche, z. B. „Die alte Uhr“, die könnten von Andersen sein, so märchenhaft fein und verschollen webt die Wirklichkeit in ihnen. Daneben Stücke von jener extravaganten, kühnen, fast grimmig-artistischen Sachlichkeit, mit der Jensen ein

Lier, ein Insekt, einen Menschen, einen optischen oder psychischen Eindruck wiederzugeben imstande ist. Dann wiederum eine mit allen modernen Mitteln gekonnte Karikatur des „Fortschritts“ in „Mr. Piddles“. Und plötzlich finden wir ein, zwei Seiten mit der Ueberschrift „Fusijama“, worin der Dichter in seelenvoller, ihrlicher, unverstellter Empfindung ein Danksgefühl vor Adel niederlegt. Kurz: ein Buch, darin ein starker, ungestümer, freudiger Puls klopft.

An unsere Freunde!

Man trägt zur Verbreitung der „Aktion“ wirksam bei, wenn man sie auf der Reise, im Bade, in den Hotels und in den Buchhandlungen verlangt. Wir bitten auch um Aufgabe von solchen Adressen, bei denen ein Interesse für unser Organ vorauszusetzen ist.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinerungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Maxim Gorki. Der Spiegel. Roman. (J. Vadschnikow, Verlag G. m. b. H., Berlin) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Eugen Ernst. Polizeispitzeleuten und Ausnahmegefesse 1878—1910. Ein Beitrag zur Geschichte der Bekämpfung der Sozialdemokratie. (Verlags-Buchhandlung Vorwärts, Berlin) Geh. Mk. 1.50.

Beltrich Kelne. Aussprüche und Verse. Herausgegeben und eingeleitet von Robert Rehlen. (Julius Beltler, Verlag, Leipzig). In Ganzleder geb. Mk. 5.—

Johannes Guthmann. Romantische Novellen. (Paul Cassirer, Verlag, Berlin W. 10a) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Max Brod. Schloß Nornepygge. Der Roman des Indifferenten. (Verlag Axel Junfer, Berlin-Charlottenburg). Geh. Mk. 6.—.

Adolf Stern. Die Ausgestoßenen. Ein Roman in zwei Bänden. (Kerten-Verlag, Leipzig). Geh. Mk. 7.—, Leinen Mk. 10.—.

Honoré de Balzac. Die Physiologie des eleganten Lebens. Essay. Uebersetzt und herausgegeben von W. Fred. (Georg Müller, Verlag, München). Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Zeitschriftenchau

Pan, Halbmonatsschrift für alle kulturellen Interessen, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Prozeß-Ballade. — Nord: Flaubert (Zeichnung). — Wilhelm Herzog: Die unzüchtige No. 7. — Gerh. Hauptmann, Rich. Dehmel, Hugo von Hofmannsthal: Ueber Flaubert. — Hiller: Ueber Georg Heym. — August Strindberg: Monoplan und Biplan. — Alfred Kerr: Bühnensommer u. a. Der „Pan“ erscheint am 1. und 16., und kostet 50 Pfg. die Nummer. Probenummern gratis durch Paul Cassirer, Verlag Berlin W. 10a.

Die neue Generation. Herausgeberin Dr. Helene Stöcker. Verlag Desterfeld & Co., Berlin. Das Juliheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Dr. S. Rohleder: Die sexuelle Veranlagung der Frauen; Justizrat Dr. Rosensthal: Konflikte der Liebe; Dr. Helene Stöcker: Liebe und Keuschheit; Mutterschutz und Krankenhaus u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Jung-Ungarn. Monatschrift für Ungarns politische, geistige und wirtschaftliche Kultur. Herausgeber Josef Beszi (Berlin, Paul Cassirer's Verlag). Das Juliheft enthält: Graf Stefan Tisza: Ein österreichisches Werk über den staatsrechtlichen Ausgleich vom Jahre 1867; Dr. Franz Kräuter: Die deutschen Mundarten Ungarns; Prof. Dr. J. Bayer: Schillers Dramen auf der alten ungarischen Bühne; Otto Alschér: Deutsche Dichtkunst in Ungarn; J. Reviczky: Der Tod des Pan (Gedicht); Franz Molnár: Ruß (Skizze); Daniel Job: Egon Regens Weib (Novelle); Béla Balzas; Herzog Blaubarts Burg (Ein Mysterium in einem Aufzuge) u. a. Preis des Heftes Mk. 1,50.

Inhalt der vorigen Nummer: Die Scharmacher informieren. / Bürgerlicher Tod. Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl. / Wem dient der industrielle Fortschritt. Von Peter Krapotkin. / Pressepranger. / Glossen. / Geigenlied. Von Kurt Erich Meurer. / Der Sinn der Familie. Von Dr. E. von Meyer. / Zwei Gedichte. Von Paul Albrecht. / Aphorismen über Kunst. Von Prof. Reinhold Wegas. / Knut Hamsun. Von Dr. Anselm Kuest. / Ströme. Von Robert Jenysch. / Atmen! Atmen! Von Dr. S. Friedlaender. / Zwei vergnügte Tage. Von Grete Weisel-Hef. / Novallis. Von Victor Hadwiger. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 24. * 31. Juli.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch: Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17, zu senden. : : : :
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242 : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (exkl. Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf : : : :
Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. : : : :
Inserate: Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, No. 21, Greifelderstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7513.

Inhalt: Der Marokko-Bluff und unsere Zeitungen. Von Franz Pfemfert. / Die Gefahr des Staatssozialismus. Von Otto Corbach. / Für die Todesstrafe. Von Victor Fraenkl. / Kinder und Erwachsene. Von Peter Hille. / Glossen. / Klage des Hirten. Von E. Friedlaender. / Wege zur Liebe. Von Dr. Helene Stöcker. / Die Knaben. Von Ernst Maß. / Der philosophische Versuch Herbert Spencer's. Von Peter Krapotkin. / Revolutionskunst. Von Dr. E. Cohn-Wiener. / Vasco da Gama. Von Heinrich Hagenstein. / Nach glühem Tag. Von Anselm Ruest. / Franz Poeci. Von Max Jungnickel. / Steh! — Geh! Groteske von Rhynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Der Marokko-Bluff und unsere Zeitungen

Die deutsche Regierung wird sich über die „Zuverlässigkeit“ der bürgerlichen Presse nicht beklagen können. Die Promptheit, mit der selbst linksliberale Blätter auf den Marokkobluff hineinsielen, hätte im Frühjahr dieses Jahres auch der zuversichtlichste Scharfmacher nicht voraussetzen gewagt. Die liberale Presse war gewarnt. Seit den ersten Februartagen wußte sie aus unseren Veröffentlichungen, die sie eifrig diskutiert hat, daß die deutsche Regierung von den „staatserkhaltenden“ Parteien zu einer Kriegshetze gebrängt wurde, daß diese Kriegshetze als gute Wahlparole ausgeflügelt worden war. „Wir können des inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken.“ Dieser Satz steht in der „Erklärung“, die den Vertretern der Regierung in den ersten Tagen des Februars unterbreitet wurde. „Die Aktion“ hat diese Infamie im Februar enthüllt. Außerdem waren unsere Liberalen durch den Hottentottentummel genügend aufgeklärt. Und trotzdem erlebt die Welt jetzt das kulturwidrige Schauspiel, daß selbst linksliberale Blätter wie das „Berliner Tageblatt“, das einen Ruf zu verlieren hat, daß Organe wie die „Frankfurter Zeitung“, die „Weferzeitung“ von den frivolen Marokkoabenteurern als Kronzeugen belobigt werden können! Die Sensationsmache der reaktionären Hezer, die eine aufrechte Presse in humoristischen Teil behandeln müßte, hat unsere Liberalen derartig mitgerissen, daß, wenn heute unsere Reaktionen den letzten Schritt wagen wollten, sie im Bürgertum nicht den mindesten Widerspruch zu befürchten hätten.

Der chauvinistische Taumel hat einen direkt gefährlichen Umfang auch im Bürgertum angenommen. Und das Ende ist nicht abzusehen. Man fragt gar nicht mehr, was eigentlich die Ursache der wüsten Heze ist. Man hat in liberalen Kreisen bereits vergessen, daß hier die Profitgier einiger Weniger mit dem Weltfrieden va banque spielt. Unsere liberalen Politiker behandeln den Marokkobluff als eine Angelegenheit, die die Zukunft des deutschen Volkes angeht. Man kann keine Zeitung zur Hand nehmen, ohne auf eine schreiende Artikelüberschrift zu stoßen, die an die „Gefahr“ erinnert. Sie hat

unsere Presse für Fragen der Kultur ein Zehntel des Raumes übrig gehabt, den sie jetzt der verbrecherischen Leichtfertigkeit diplomatischer Falschspieler opfert.

Wahrlich es ist ein erbärmliches Bild, das wir jetzt sehen. Die Röte der Scham drängt sich ins Gesicht, wenn wir die Haltlosigkeit unserer Liberalen beobachten. Nicht eine Persönlichkeit erhebt im bürgerlichen Lager, die diesem Treiben ein Halt entgegenruft, die mit Donnerstimme den Liberalismus an seine Kulturaufgaben erinnert. Die Epigonen der Bamberger, Barth usw. haben nicht von dem Geist erhalten, der diese Männer befeelte. Es ist ein taurig winziges Geschlecht, das heute den Liberalismus darstellt. Das deutsche Bürgertum hat keine freiheitlichen Ideale mehr. Es hat vergessen, was es sich, was es dem Fortschritt und der Kultur schuldig ist. Wäre es anders, die Reaktion würde es nicht gewagt haben, nach einem vorgefaßten Plan den Frieden des Volkes zu gefährden. Die ganze tolle Marokkohetze wäre nicht denkbar, wenn sich die liberale Presse, die diesen Liberalismus repräsentiert, ihrer Pflicht bewußt gewesen wäre. Sie war pflichtvergessen. Die Heze reaktionärer Blätter hätte uns nie gefährlich werden können, wenn die freigesinnte Presse auf der Hut gewesen wäre.

Heute können unsere Liberalen nicht mehr bremsen. Der Taumel hat zu sehr um sich gegriffen. Und wenn ein Krieg heute vermieden wird, so wird das ausschließlich ein Verdienst der internationalen Arbeiterorganisationen sein, die durch ihre unzweideutigen Solidaritäts-Rundgebungen den Regierungen Angst einflößen. Vielleicht bedeuten die letzten Massenversammlungen in der „Neuen Welt“ (die nicht rein sozialdemokratischer Natur waren und über deren Bedeutung noch in nächster Nummer zu reden sein wird) eine Friedensgarantie. Aber gedenkt das Bürgertum die Kulturarbeit nur dem Proletariat zu überlassen? Wird es die leeren Phrasen von Patriotismus und nationaler Ehre nie in die Kumpelkammer der Vergangenheit werfen? Wir die wir nicht Sozialdemokraten sind, wir rufen den Liberalen in dieser ernsten Stunde zu: Besinnt euch, ihr tanzt auf Vulkanen! Franz Pfemfert.

Die Gefahr des Staatssozialismus

Von Otto Corbach.

Es gibt keine Wohltat, die nicht zu einer Plage werden könnte, wenn die äußern Umstände, unter denen die Leben, denen sie zuteil wird, sich ändern. So ist der moderne Staatssozialismus mit der Zeit zu einer Plage geworden, weil die Voraussetzungen, die ihn einst nützlich machten, nur noch zum kleineren Teile vorhanden sind. Mit Riesenschritten geht es Zuständen entgegen, die denen gleichen werden, die das Merkantilsystem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland herbeiführte. Auch der französische Finanzminister Colbert bestimmte, wer vor oder im 20. Lebensjahre heiratete, soll vor seinem 26. Lebensjahre von allen Steuern und Lasten frei bleiben; als er unter großen Kosten Eisenarbeiter aus Nürnberg, Spiegelarbeiter aus Venedig, Strumpfwirker aus England, Tuchfabrikanten aus Holland usw. herbeizog, handelte er gewiß zum allgemeinen Besten. Einer ähnlichen Wirtschaftspolitik befehligten sich bekanntlich in Brandenburg und Preußen die Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis auf Friedrich den Großen. In England wurden die Navigationsakte aus gleichem Geiste geboren. Wozu aber führte schließlich das Merkantilsystem? Zu einem Bureaokratismus schlimmster Sorte. Die Kostgänger des Staates mehrten sich überall wie die Mäuse im Kornhaufen. Steuern und Abgaben wuchsen in eben dem Maße, wie die Produktivität der Arbeit abnahm. Trotzdem stiegen die Schulden der Regierungen ins Ungemessene. Die Massen verarmten, während sich der Reichtum in immer weniger Händen anhäufte. Struensee, der 1791—1804 preussischer Finanzminister war, sprach offen aus, daß unter dem Merkantilsystem der Staat „Tag und Nacht zwei Furien abzumehren habe; die eine heißt: Krieg der Untertanen gegen das Gesetz, die andre: Untreue der Offizianten. Hinter ihnen schleicht, kriecht und fliegt eine unzählige Brut von Bestechung, Meineid, Malversation, Defraudation, Kontravention, Kontrebande.“ Er sah aber keine Möglichkeit, daß es anders werde, bis nicht „ein gewaltiger Stoß von außen“ dazu zwingt, oder „die Verwirrung im innern Geschreibe so arg wird, daß keiner mehr den andern versteht, mithin alle die Not fühlen, zu neuen und einfacheren Grundsätzen zu rekurrieren.“ Der „gewaltige Stoß von außen“ kam auch, nachdem sich Frankreich von innen heraus Luft geschaffen hatte, durch Napoleons Feldzug gegen Preußen.

Unter dem Druck des merkantilistischen Staatssozialismus entstand in Frankreich die physiokratische, in England die liberale nationalökonomische Lehre. Vom Staate meinte einer der Physiokraten, Marquis René Louis d'Argenson, habe die Volkswirtschaft nur zu verlangen: Gute Richter, Unterdrückung der Monopole, einen gleichmäßigen Schutz, unveränderliche Münzen, gute Wege und Kanäle. Alles andre sei vom Uebel. Um gut zu regieren, müsse man weniger regieren: „Ich habe nur ein System des Handels“, erklärte Argenson weiter, „lasset die Allgemeinheit handeln und versucht nicht, den Handel zu leiten. Laissez faire, morbleu, laissez faire!“ Diesem „Laissez faire“ fügte Jaques Claude Marie Vincent de Gournay später das „laissez passer“ hinzu, und das Ganze übernahmen die englischen nationalökonomischen Klassiker als Grundlage ihres freihändlerischen Lehrgebäudes.

Mit dem modernen Staatssozialismus sind wir nun glücklich auch soweit gekommen, daß wir vor lauter Bureaokratismus und staatlichem Finanzelend nicht mehr ein noch aus wissen. Das Bedürfnis nach Kontrolle und Schreibwerk ist ins Ungemessene gewachsen. Beim Reich, bei den Bundes-

staaten, bei den Kommunalverbänden und bei den zur Durchführung von Gesetzen geschaffenen Verwaltungskörpern wächst von Jahr zu Jahr der Bedarf an neuen Beamten. In allen Zweigen der Verwaltung wachsen die Ausgaben schneller als die Einnahmen, obgleich die Steuer-schraube mit beschleunigter Kraft fortgesetzt weiter angebrocht wurde. Die Produktivität der Arbeit nimmt ab. Die Zahl der abhängigen Existenzen wird größer und größer, die der selbständigen geringer. Die allgemeine Unsicherheit im Erwerbaleben macht die Beamtenlaufbahn immer begehrenswerter, die allgemeine Sucht, vom Staate Vorteile zu erlangen, greift auf die Politik über und läßt ihn zu einer Beute werden, die man unter sich aufzuteilen trachtet. Was Wunder, daß sich da bei denkenden Männern aller Parteirichtungen, selbst bei regierenden Persönlichkeiten das Stoßgebot der Physiokraten aus der Brust ringt: „Laissez faire, morbleu, laissez faire!“

In England hat sich vor einiger Zeit eine „British Constitution Association“ gebildet, die bei Konservativen wie Liberalen Anhang sucht und findet, ihrem Ursprung und ihrem Gepräge nach aber eine rein konservative Gründung bedeutet. Um so merkwürdiger ist es, daß sie sich in ihren Aufrufen gerade auf Aussprüche von Altmeystern des Liberalismus berufen kann, um ihren Zweck, die Wiedereinführung der ursprünglichen Grundsätze der englischen Verfassung zu erläutern. Um zu zeigen, wie sehr die heutigen englischen Liberalen sich durch ihre staatssozialistischen Methoden von ihren Vorgängern unterscheiden, wird zum Beispiel Sir William Harcourt ange-rufen; der einst erklärte: „Der Unterschied zwischen einer freien Regierung und einer Regierung, die nicht frei ist, ist hauptsächlich der, daß eine Regierung, die nicht frei ist, sich in alles einmischt, wo es geht, eine freie Regierung sich dagegen in nichts einmischt, als wo sie muß. Eine despotische Regierung sucht jedermann zu nötigen, zu tun, was sie wünscht; eine liberale Regierung erlaubt, sofern es die Sicherheit der Gesellschaft gestattet, jedermann, zu tun, was ihm beliebt.“

Herr v. Bethmann Hollweg steht gewiß nicht im Geruche eines liberalen Politikers. Er sucht mit konservativen Mitteln zu regieren und trägt eine aristokratische Geringschätzung gegenüber Willensregungen der breiteren Volksmassen zur Schau. Dennoch gebrauchte er einmal im Reichstag gegenüber dem Bureaokratismus Worte, die einem Liberalen der alten Schule das Herz im Leibe hätten lachen machen. „Bureaokratisches Regiment“, meinte er, „führe unser Volksleben zum Absterben. Man täusche sich, wenn man die Welt mit Gesetzparagrafen und dem hinter ihnen stehenden Heere von Beamten verbessern zu können hoffe. Reglementiererei sei immer unpraktisch und führe dahin, hinter jeden Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen Polizeimann zu stellen. Ohne die freiwillige und freie Mitarbeit und Tätigkeit des Volkes kommt man nicht vorwärts.“

Schade, daß ein Reichskanzler mit so modernen Absichten, so veralteten Mitteln der Staatskunst huldigt! Im Zusammenhang mit seinen antibureaokratischen Worten hat sein Wahlreformentwurf nur Sinn, wenn er dem Beamtentum zumutet, es könne sich am eigenen Hopfe aus dem Sumpfe des Bureaokratismus ans Ufer heranziehen. Warum reizt es ihn nicht, den Versuch Turgots zu wiederholen, der als Minister Ludwigs XVI. sich bei jeder Maßnahme mit ausführlichen, wissenschaftlich aufklärenden Edikten un-mittelbar ans Volk wandte? Warum hat er von Dern-burg nichts gelernt? Der würde an seiner Stelle, statt

sich durch neue Privilegien Freunde zu werben, unmittelbar mit den verschiedenen Ständen Fühlung nehmen. Aber soweit sind wir ja noch nicht, daß unsre Minister vom hohen Piedestal ihrer Stellung als Diener des Königs heruntersteigen, um unmittelbar zum Volke zu sprechen, als Menschen unter Menschen zu wandeln.

Herr v. Bethmann Hollweg ist nicht der starke Mann, der den Kampf mit der Hydra des Bureaukratismus zu bestehen vermöchte, wir müssen eines andern warten.

Inzwischen läßt die Not der Zeit den Staat immer weiter entarten. Geldhunger verdrängt die Sorge um die Erhaltung der Quellen des Volkswohlstands. Die Erhaltung der Wälder in der Nähe der Großstädte ist wichtig für die Volksgesundheit, die Erhaltung ihres Holzbestands wichtig für den Volkswohlstand. Aber der verehrliche Forstfiskus hat Geld nötig, darum sagt er sich: Volkswohlfahrt hin, Volkswohlfahrt her, und beschneidet den Berlinern trotz des Widerspruchs ihrer Häuser des preussischen Landtags das bischen Grunewald. Angesichts der Gefahr, daß sich die Macht der Besitzer unserer Bodenschätze zu einer unerträglichen Monopolverwaltung auswachsen möchte, entschloß sich seinerzeit die preussische Regierung zu entschiednem Eingriff. Das Saargebiet war von vornherein dem Staate vorbehalten. Nun wird (freilich nur halb) die Hibernia verstaatlicht. Dann änderte man das Gesetz über die Verleihung von Bergwerkseigentum zugunsten des Staates um. Man hätte erwarten sollen, daß nun der Staat für billige Kohlenpreise gesorgt haben würde. Weit gefehlt. Der geldhungrige preussische Fiskus trieb genau dieselbe monopolistische Preispolitik, wie das Kohlen Syndikat; er verständigte sich an den Grenzen der beiderseitigen Reviere sogar über die Hochhaltung der Preise; er kräftigte das Monopol des Syndikats, statt es zu beeinträchtigen.

Was nützt alle Staatshilfe, aller Staatssozialismus, wenn sie schließlich den Staat zu einem nimmerlatten Ungeheuer macht, das seine eigenen Untertanen aufrißt. Vor einiger Zeit rebellierten die Abnehmer des Stahlwertverbandes gegen die von diesem auf Grund seines Monopols verlangten Halbzeugpreise, durch die sie nach ihrer Meinung binnen kurzem den großen Riesenbetrieben des Verbandes einfach aufgeopfert werden müßten, und sie, selbst Schutzzöllner, verlangten dringend die Aufhebung der Eisenzölle, von denen sie erkannt hatten, daß sie nicht mehr einen Schutz Zoll für die einheimische Industrie darstellten, sondern nur noch einen Bereicherungszoll für die kartellierten Werke und einen Bedrückungszoll für alle, die von ihnen kaufen müssen. Die Regierung erklärte daraufhin, daß die Frage einer Aufhebung der Eisenzölle überhaupt undiskutabel sei. Warum? Nun, wozu soll sich der Fiskus selbst eine solche Einnahmequelle verschließen.

Weniger Staatshilfe und mehr Selbsthilfe muß heute die Losung im politischen Leben lauten. Vergebens werden unsre bürgerlichen Parteien das Gespenst des revolutionären Sozialismus zu bannen suchen, wenn sie sich nicht dazu aufraffen, sich wieder große Ziele zu setzen. Als solche kämen z. B. in Betracht: Verständigung mit den andern europäischen Großmächten für eine militärische und zollpolitische Abrüstung; Ueberwindung der Kleinstaaterei innerhalb des Deutschen Reichs; Beschränkung der Sozialpolitik auf das zum Schutze Minderjähriger und zur Erhaltung der Volksgesundheit notwendige Maß; Trennung von Politik und Verwaltung und dafür freiheitliche Regelung des Verhältnisses zwischen Regierung und Beamtenchaft; Ausdehnung der Selbstverwaltung.

Für die Todesstrafe

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl.

Die „Aktion“ will eine Tribüne sein, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenwertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. Ich hielt es darum für unanständig diese Ansicht über die Todesstrafe deshalb zu unterdrücken, weil sie meiner direkt zuwider läuft. In Nummer 2 habe ich bereits mit den Befürwortern des „gesetzlichen“ Mordes abgerechnet. In den nächsten Nummern werden weitere Gegner der Todesstrafe sprechen. F. F.

„Die Welt als Wille und Vorstellung“ bringt gegen den Schluß ein Kapitel „Zur Ethik.“ Darin spricht sich Schopenhauer mit der ihm eigenen Klarheit der Gedanken und Worte auch über den Staat und das Recht aus. Er ist ihm eine Anstalt zum Schutz nach außen, nach innen, gegen den Beschützer. Aus diesen Aufgaben werden sein Recht und seine Pflicht, zu strafen, zureichend abgeleitet. Die Strafe solle, wie ja auch Beccaria gelehrt, ein richtiges Verhältnis zum Verbrechen haben. Das beruhe darauf, daß das Pfand dem Werte dessen, wofür es haften, angemessen sein müsse. Daher sei jeder berechtigt, als Garantie der Sicherheit seines Lebens fremdes zum Pfand zu fordern. Die Todesstrafe sei zur Sicherstellung des Lebens der Bürger schlechterdings notwendig. „Denen, welche sie aufheben möchten, ist zu antworten: „Schaffet erst den Mord aus der Welt, dann soll die Todesstrafe nachfolgen.“ Die gleichen Anschauungen gelangen in Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“ zum prägnanten Ausdruck.

So täten die Journalisten, die sich hin und wieder mit dem Problem der Todesstrafe abquälen und — risum tenentis amici — je nach der politischen Parteilinie ihre Meinung für oder wider zum Besten geben müssen, gut daran, sich bei Schopenhauer umzusehen. Es bliebe einem alsdann vielleicht erspart, immer wieder der Platttheit zu begegnen, der Staat habe dem Menschen das Leben nicht gegeben, dürfe es ihm also auch nicht nehmen. Dieses „also!“ Der Staat entzieht dem Übeltäter die Freiheit, sich zu bewegen, wann und wohin er will, ohne daß sie eine Gabe des Staates ist. Die Also-Sager müßten mithin die Freiheitsstrafe nicht minder verwerfen.

Aber, so heißt es weiter, die Möglichkeit eines Justizirrtums! Wie ihn ungeschehen machen? Gewiß, Fehlsprüche können sich ereignen und kommen vor, auch bei Verhängung von Freiheitsstrafen. So kann aber auch schon ihre Vollstreckung gegen einen Unschuldigen irreparabel sein, indem er die Schmach nicht zu verwinden und sein Leben dem Verlust der Ehre und der Freiheit nicht standzuhalten vermag. Man muß eben leider, so trivial oder gar roh es klingen mag, mit der Unvollkommenheit alles Menschlichen rechnen; andererseits jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß das Wichtigere der Schutz vor dem Staate und seine Sicherungspflicht gegen gemeinschädliche Bestien sind. Es darf hier auch betont werden, daß die Verurteilung eines Unschuldigen zum Tode immerhin zu den größten Seltenheiten zählen dürfte und in Fällen, die nicht ganz bedenkenfrei sind, der Landesherr wohl von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch macht. —

Ein Wesentliches des Streitigen liegt darin, daß bisher niemand die Entbehrlichkeit der Todesstrafe hat dartun können. Ihre Bekämpfer verwirren auch die Tatsachen, wenn sie hervorheben, das Volksgefühl bäume sich dagegen auf. Gerade umgekehrt. Im ethischen Empfinden des Menschen steckt die Auffassung, daß eine gerechte Sühne für die Untat eines Mörders nur seine Vernichtung sei. Dieser Volksinstinkt trifft das Richtige. Wer vorsätzlich und mit wohl durchdachtem Plan — oft genug mit feinstem Raffinement und in besonders bestialischer Art — einen andern tötet, hat sein Leben verwirkt. Derartige Doku-

mentierungen des verbrecherischen Willens heißen von der Staatsordnung Maßnahmen und Einrichtungen, um ihn so unschädlich zu machen, daß jede neue Betätigung für immer unmöglich ist. Ein Ziel, das nur durch die gänzliche Vernichtung des Individuums erreichbar ist. Das lebenslängliche Einsperrung oder Deportation aussprechende Urteil gewährt diese dauernde Sicherheit natürlich nicht.

Der mit Vorsatz und Ueberlegung handelnde Mörder hat den Anspruch darauf, als ein Mensch unter Menschen zu gelten und zu verbleiben, verloren. Er hat sich als ein gemeingefährliches Tier erwiesen, gegen das die einzig wirksame Abwehr die Ausrottung ist. Ich möchte indessen in die selbe Kategorie der Gemeingefährlichen den Verbrecher stellen, der in krankhafter Geistesstörung, in „Dämmerungszuständen“ usw. einen Mord verübt. Ihn gegenüber hat der Staat nicht minder die strenge und dringliche Aufgabe, ihn dauernd zu beseitigen. Ist eine psychische Besserung nicht zu erwarten, so muß andererseits mit der Wiederholung einer solchen Bestialität gerechnet werden; sie ist also für immer aus dem Bereich der Möglichkeit zu entfernen.

Und weiter: die Bestimmung des § 214 unseres Strafgesetzbuchs läßt sich aus den gleichen Gründen, wie ich meine, nicht aufrechterhalten. Wer bei Unternehmung einer strafbaren Handlung vorsätzlich einen Menschen tötet, um ein der Ausführung seines Planes entgegenstehendes Hindernis zu beseitigen oder sich der Ergreifung auf frischer Tat zu entziehen, darf im Höchsthall mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft werden. Das aber erscheint als unbegründete Milde. Der Verbrecher unternimmt einen Einbruch, wird überrascht, stößt den Hinzukommenden mit der eigens mitgenommenen Waffe nieder und soll trotzdem den Kopf behalten! Nein, gegen solche Taten muß das Gericht, falls sie besonders roh geartet und begangen, befugt sein auf den Tod zu erkennen.

Jedoch noch weiter blüht mich der Erwägung wirt, ob diese Strafe nicht auch auf die Unholde auszudehnen sei, die als rückfällige Sittlichkeitsverbrecher ihr Unwesen treiben. Ich denke dabei vornehmlich an § 176 St. G. B.

Jedenfalls muß, meiner Ueberzeugung nach, dem Verlangen, das neu zu schaffende Strafgesetzbuch solle die Todesstrafe nicht kennen, widerstrebt werden. Dieser Notwendigkeit vermag dadurch kein Lüpfelchen genommen zu werden, daß sich eine Hinrichtung in häßlichen Formen vollzieht. Wie sie zu vollstrecken sei, ist eine getrennte Frage und hier nicht zu erörtern. — — —

Mit den Gedanken „Vom bleichen Verbrecher“ des Zarathustra-Niezsche läßt sich keine Rechtsordnung gestalten oder stützen. Aber ein Sätzchen daraus möchte ich gerade für die Todesstrafe geltend machen: „Und indem ihr tötet, sehet zu, daß ihr selber das Leben rechtfertigt!“ Ja, auch zur Rechtfertigung dieses Gutes hat die staatliche Strafgewalt den es raubenden Mörder aus der Zahl der Lebenden auszuschalten.

* * *

Ein Todesurteil, das nicht von Menschen vollzogen wird, die unter dem Einfluß der Leidenschaft handeln, sondern das von wohlhabenden, gebildeten Menschen, mit Gutheißung und unter Teilnahme von christlichen Priestern vollzogen wird, ein Todesurteil, das als etwas Notwendiges und sogar Gerechtes ausgegeben wird, verbirbt die Sitten und vertiert die Menschen mehr als Hunderte und Tausende von Morden, die von Arbeitern, ungebildeten Menschen, in leidenschaftlicher Erregung verübt werden.

Leo Tolstoi.

„Seht gehen wir mit Gott“ — sagte kürzlich, sagt vielleicht regelmäßig, wohl gar Vorschriften-gemäß der Gefängnisbeamte, der einen Verurteilten zum Schaffot führte. Mit welchem Gott? Mit dem Gott, auf den Jesus, der Christ, verwiesen, den Millionen in ihrem Herzen tragen, und von dem sogar die staatliche Kirche predigt, gewiß nicht, denn das ist ein Gott der Liebe und Vergebung, nicht ein Gott der Rache und des Tötens. Also mit welchem Gott? Man sollte doch dafür sorgen, daß dem unheiligen Akt einer Hinrichtung nicht durch den Mißbrauch des heiligen Wortes „Gott“ das Gepräge einer Gott-gewollten Einrichtung gegeben wird.

M. v. Egidy.

Kinder und Erwachsene

Von Peter Hille.

Es ist ein Unfug, die Kinder zu erziehen, will sagen, ihnen zu befehlen, dafür aber den Erwachsenen zu gehorchen.

Es ist schon deshalb ein Unfug, weil die Kindheit Still hat und eine freimütige Bornehmheit, die man wohl zerstören, aber durch nichts ersetzen kann.

Gebt den Kindern keine Vorschriften und reicht ihnen dafür alles in ihr Wachstum hinein, was sie bedürfen, und ihr könnt alle pädagogischen Bibliotheken des Erdballs ruhig in den Ofen stecken.

Und lernt von ihnen!

Oder meint ihr, Christus hätte nicht soviel Einsicht gehabt als alle Sprache des alten und des neuen Testaments zusammengenommen, da er sich äußerte: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Was gebt ihr denen Lauffüßle, die nichts Lieber tun als Laufen und Springen und gebt ihnen Bücher mit Quadraten, daß sie dessen Ecken verbinden und teilen und mit zitternder Hand Kreise tasten?

Gebt ihnen Tafel und Griffel oder noch besser ein Buch mit weißen Blättern und einen Bleistift und sagt ihnen: „So, nun zeichnet mal diese Stunde, was jeder am Liebsten will.“

Und kommt euch auch ein Schmunzeln an, wenn ihr nachher durch die Reihen geht und die Bücher einfordert, so ist das weiter nicht schlimm. Ihr merkt, ihr kommt den verschlossenen kleinen Geistern, die ihre eigene Welt haben und sie sorglich hüten auf daß ihr sie nicht zertretet mit plumphem Fuß, und sie Spiel nennen, ihr kommt ihnen merklich näher und damit einen Schritt weiter in der großen Geschwisterschaft der Dinge, die der Mensch nun mal zu lernen hat.

Und gebt als Belohnung für besonderen Verneifer in einer Woche mal eine Schachtel bunter Kreide, und ihr sollt die Freude sehen.

Und auch ihr werdet eure Freude haben. Wird dann so ein Kind entlassen mit 14 Jahren und ihr gebt ihm heraus die sorgsam aufbewahrten Feste, da hat's was zu schleppen; es ist aber auch was daran: der ganze anschauliche Aufbau seines Lebens, ein Diebstahl der Persönlichkeit.

Und so in Allem!

Nun zu den Großen, wie Kindermund — wohl unbewußt ironisch — die Erwachsenen nennt.

Ach, du lieber Gott!

Wie davor Alles zittert!

Zubörderst natürlich die Kinder.

Doch die sind besser daran. Mit der ihnen eigenen

Schlauheit wissen sie lästige Vorschriften zu umgehen oder in den Wind zu schlagen.

Anderß die öffentliche Meinung: Presse, Buchhandel, Bühne.

Die Presse: vor Königsthronen wahrt sie ihre Würde und weiß sich nicht genug zu berühmten als Weltmacht erster Größe.

Und duckt sich scheu und betreten vor dem Machtspruch jedes Spießers.

Der Spießer kann auch so irgend ein Titeltier sein. —

Glossen

Eine Infamie. Das „Hamburger Fremdenblatt“, das sich liberal zu nennen wagt, bringt in seiner Nummer vom 26. Juli einen niederträchtigen Angriff gegen den bekannten französischen Antimilitaristen Hervé. Unter der Ueberschrift „Wattierte Ketten“ wütet das Organ darüber, daß Hervé im Gefängnis, wo er wegen politischer Vergehen vier Jahre zu verweilen hat, menschlich und ehrenvoll behandelt wird. Das „Hamburger Fremdenblatt“, das sich liberal zu nennen wagt, ist enttäuscht, politische Gegner nicht als Verbrecher gedächt zu sehen. Man benie: dieser Hervé darf im Gefängnis schreiben! Politische Artikel darf er schreiben! Und er schreibt nun keine Traktätchen und keine „Fremdenblatt“-Seichtheiten, sondern er schreibt nieder, was Ueberzeugung ihm gutheißt. Statt Zwangsarbeit leisten zu müssen, trägt dieser Mensch „wattierte Ketten!“ Nur eine Hoffnung bleibt dem „Hamburger Fremdenblatt“, das sich liberal zu nennen wagt, das Hervé nunmehr der „Kauflorb fester umgeschmalt werden wird.“ Ist diese Gesinnungsschäbigkeit zu überkreffen? Ist ein Blatt, das sich liberal zu nennen wagt, einer größeren Infamie fähig? Zum speien ist's!

Die „D. B.“-Demokraten in Düsseldorf. Aus den Kreisen der „Demokratischen Vereinigung“ gehen mir Zuschriften zu, die zu beweisen suchen, daß diese Partei ihrem ungeschriebenen Programm, eine Avantgarde der Sozialdemokratie zu sein, treu geblieben sei und daß die Düsseldorfer Kandidatur ausschließlich im Interesse der sozialdemokratischen Kandidaten beschlossen worden ist. In einem dieser Schreiben heißt es: „... Daß diese Kandidatur nur im Interesse der Arbeiterpartei ist, geht doch daraus klar hervor, daß wir nicht einen Augenblick den Sieg unseres Kandidaten erhoffen konnten. Erst der Rückzug der Fortschrittler rief uns auf den Plan. Wir opfern Arbeit und Geld für die Sozialdemokratie, ohne eine andere Aussicht zu haben als unsere Pflicht zu tun... Sie selbst, Herr Pfemfert, wissen doch wohl noch, daß wir uns mit der Sozialdemokratie so oft solidarisch erklärten — die Endziele tun nichts zur Sache — und daß wir sogar seinerzeit im Feenpalast zu Berlin durch Herrn Breitscheid erklärten, daß wir in unseren Anschauungen betreffs der heutigen Gesellschaftsordnung radikal denken und an dem Bestehen derselben nicht sonderlich interessiert sind. Wenn wir taktisch getrennt gehen, so wollen wir doch vereint schlagen...“

Das klingt nett. Aber bitte, was zeigen die Taten? Und was heißt es, wenn ein anderer Herr sagt: „Wir haben mit dem Liberalismus, auch des Herrn Raumann, nichts zu tun, denn dieser Liberalismus ist kapitalistisch.“ Das verstehe, wer mag! Hat das Herr von Gerlach in seinem Marburger Programm aufgeführt? Jedenfalls beweisen die Zuschriften am klarsten, wogegen die Ein'ender wütend protestieren: daß die Bezeichnung „Konfusionspartei“ die „D. B.“ richtig charakterisiert. Uebrigens: wie denken sich die Herren „D. B.“-Leute die Agitation in Düsseldorf.

Sie sind, sagen sie selbst, mit der Sozialdemokratie innerlich identisch. Wodurch wollen sie es nun den Wählern klar machen, daß es richtig ist, Herrn Breitscheid die Stimme zu geben? Wie will man für die Sozialdemokratie kämpfen, wenn man gegen sie kämpfen muß? Wahrlich, eine humorvollere Parteiparodie hat Deutschland nie erlebt!
Franz Pfemfert.

Eine Frage.

Eine Frage, eine wick'ge:
Welcher Glaube ist der richt'ge?
Muß man evangelisch sein?
Luts katholisch nur allein?
Richtet sich das nach Bezirken
Wie die Religionen wirken?
Welches Gottesgnadentum
Sichert Weisheit, Stärke, Ruhm?
Das katholische des Bayern?
Soll man Luthers Schöpfung feiern?
Ist der Herrre Zebaoth,
Ist Allah der rechte Gott?
Fragen häufen sich auf Fragen!
Und man könnte fast verzagen,
Lösen nicht die Zweifel bald
Polizei und Staatsanwalt.

U. G a b a n.

Herr Herwarth Walden, dem Berliner Faktotum der Wiener Geschäftsfirma Kraus, ist es wieder einmal gelungen, eine Nummer seiner zeitweilig erscheinenden Druckschrift fertig zu stellen. Durch die Indiskretion des Seherlehrlings ist diese Nummer sogar „verbretet“ worden und da sehen wir, daß Herr H. W. sich wieder einmal mit uns beschäftigt, um „sein“ Organ zu füllen. Auf den Unsinn, den er stammelt, einzugehen, wäre Zeitverschwendung. Nur eine Tatsache ist wert, öffentlich bekannt gegeben zu werden: Pantomimiker Walden kündigt eine demnächst erscheinende Broschüre: Goethe, Nietzsche, Kraus, an. Wie verlautet, wird der Kellamegott Kraus mit einer Broschüre: Beethoven, Wagner, Walden sich rebandieren. Bestellungen werden schon jetzt entgegengenommen.

Klage des Hirten

Nichts klagt so endlos in die Himmelblauen
Schlaftrunkenen Abendtäler wie die selten
Erhörten Hirtenlieder, die von Welten
Hallen fern aller Heimat und Vertrauen.

Sie flößen bunten Wahnsinn, irres Grauen
Schwermütig in das Herz; die halb erhellten
Gründe blühen purpurn, da sie wund vergellten
färbend mit Blut und Einsamkeit die Auen.

Ihr Abend Rufendes im Ton der stirbt
Rieselnd von Stern zu Sternen ins Vergeßne
Abklingend wie das Licht fieberhaft rot

Haucht Ahnungen verschollnen Glücks, das wirbt
Derwunschen singt und winkt ins Unermeßne —
Wir folgen traumwandelnd, sonderbar tot.

Halenfer.

S. Friedlaender

Wege zur Liebe

(Georg Hirth anlässlich seines 70. Geburtstages).

Von Dr. Helene Stöcker.

Es ist eine aufrichtige Freude, in diesen Tagen sagen zu dürfen, mit wie großer Dankbarkeit auch die Frauen, insbesondere Georg Hirths Wirken und Schaffen gedenken. Ueber das, was er als Kämpfer für eine neue Kunst, für nationale Kraft und Größe, für die Bekämpfung so gefährlicher Volksfeinde, wie des Alkoholismus und dergleichen getan hat, darüber mögen andere reden.

Aber wenn man nur den Teil seines Wirkens in Betracht zieht, der sich auf die Veredelung der Sinne, auf eine Religion der Menschlichkeit richtet, dann bleibt auch hier soviel Erfreuliches, wie man es heute nicht von vielen Zeitgenossen empfangen hat! Ein Ritter der Frauen, ein „Frauenlob“ im schönsten Sinne des Wortes, — wenn dies altmodische Wort gestattet sein darf, — so daß man nur wünschen möchte, daß recht viele auch unter der jüngeren Generation seiner Gesinnung, seiner ganzen Lebensstimmung eines Hauches verwehen möch'e.n.

Unter den vielen Werken, die wir heute über die Beziehungen zwischen Mann und Frau, über das Wesen der männlichen und weiblichen Natur haben, die sich eine Veredelung dieser Beziehungen zum Ziele setzen, gibt es wenige, die von so warmer, echter Empfindung getragen sind, wie Dr. Hirths Werk „Wege zur Liebe“, in dem er einen großen Teil seiner Anschauungen über die Liebe und die Frau niedergelegt hat. Trotz der aphoristischen Form wirkt es durch die feste und im innersten Wesen seines Verfassers begründete Weltanschauung durchaus einheitlich als ein Ganzes. Die ganze Welt der Weiblichkeit und der Liebe ist vom Standpunkt eines gesunden und lebensfrohen Mannes aus gesehen, mit so echter Dankbarkeit allem gegenüber, was er je Liebes und Schönes von Frauen erfahren hat, mit so tapferer Empörung allem gegenüber, was eine freie und frohe Entwicklung der Frauen hemmt, was durch engherzige, grausame Vorurteile ihnen an Freuden entzogen wird, daß man in der Tat hier an den sonst leider beinahe ausgestorbenen Typus eines wahrhaftigen Ritters denken muß.

Ueber die nicht allzu tief gehende Galanterie im konventionellen Sinne des Wortes geht diese Art der Frauenverehrung weit hinaus, die nicht bloß einigen äußeren Vorzügen gilt, die der männlichen Eitelkeit schmeicheln. Sondern seine Ritterlichkeit will dem innersten Wesen der Weiblichkeit zur freiesten Entfaltung verhelfen. Er findet das gute Wort: „wenn je eine doppelte Moral statthaft ist, so kann die Verschiedenheit nur durch die Temperamente, nicht durch das Geschlecht gerechtfertigt werden.“ Er bricht mit dem Vorurteil, als ob es nur Unterschiede des Geschlechtes und nicht größere der Individualität gäbe. Er hat innerstes Verständnis für die Bedürfnisse des Kindes, und er beginnt folgerichtig mit dem Schutze des Säuglings, dem er im Interesse einer Hebung der Rasse die Mutterbrust erhalten und in größerem Maße wieder zuwenden möchte.

In Konsequenz seiner Anschauungen muß er die Prostitution, die feile, käufliche Liebe, als eine traurige Entwürdigung auch für den Mann ablehnen. „Auch der Mann prostituiert sich, wenn er ohne Liebe liebt,“ ein Wort, für das ihm die Frauen von ganzem Herzen dankbar sein werden. Napoleons Verbot, der Vaterschaft nachzuforschen, erscheint ihm als ein großes Verbrechen. Mit

der gleichen, aus gesunder Menschlichkeit entspringenden Einsicht, mit der er Mütter und Kinder schützen will, kämpft er auch für den Schutz der Frau gegen den Mißbrauch durch den Mann, wie ihn die katholische Moraltheorie erlaubt, welche die Frau ohne jeden Schutz den Begierden des Mannes überläßt und dadurch eine Unsittlichkeit des Liebeslebens in der Ehe hervorruft, gegen welche die „Unsittlichkeit“ eines „unlegitimierten“ außerehelichen Liebesglückes absolut verschwinden muß!

Wie er im Interesse der Nachkommenschaft die schädigende Wirkung des Alkohols bekämpft, so tat er auch die zu schnelle Aufeinanderfolge der Geburten, wie sie die alte Moral, die katholische Kirche, zuläßt, in ihrer Bedenklichkeit aufgezeigt.

Am schönsten und reichsten entfaltet sich seine eigene eigene glückliche Natur, wenn er uns von Goethe und Goethes Liebes- und Eheleben erzählt. Vielen wird es ein tieferes Verständnis für Goethes Liebes- und Eheleben erschlossen haben, denen es durch eine übertriebene und engherzige Goethe-Philologie vielleicht verleidet und unverständlich geworden war, und er hat damit sicher nachhaltiger im Sinne einer Veredelung der Liebe gewirkt, als es rigorose Enthaltensprediger vermögen! Gegen den kräftigen Frauenhaß der Möbius, Strindberg und Weininger, bei denen man immer mehr den Nachdruck auf „Krank“ legen sollte, ist Georg Hirth der lebendigste und gesundeste Protest.

Mit Recht hat er uns daran erinnert, daß jene Fanatiker des Hasses nur Nachkommen jener alten Erfinder des Hexenwahns sind, die man wohl zu den schauerlichsten Krankheiten der menschlichen Seele rechnen muß.

Aber so köstlich Georg Hirth dem Sinnlich-Natürlichen sein Recht zu geben weiß, so vergiftet er nie, daß „Liebe“ in Wahrheit bedeutet, daß zu dem rein physischen Vorgang Freundschaft und tief-ernste Sympathie gehören, daß Liebe heißt: die Seele des anderen Menschen rückhaltlos achten. Allen Liebenden gibt er den Rat: „Die Ihr im Rausche Euch verbunden habt, versteht Euch, um Euch zu besitzen!“ So ist Georg Hirth eine Persönlichkeit, deren Seele jung geblieben ist, der sich mit Recht einen „Goethemenschen“ nennen darf. Ihm ist jene dankbare Stimmung eigen, die er an Goethe hervorhebt, die Dankbarkeit, die aus dem Rebel der Enttäuschungen und Mißlichkeiten immer wieder hinausleuchtet zu den Höhen reiner Menschlichkeit. Wir wollen diese Dankbarkeit im ebelsten, ja sogar im erkenntnis-theoretischen Sinne mit ihm preisen, da der Dankbare immer reich, der Undankbare immer arm ist. Wir brauchen ihm nicht zu wünschen, daß sich ihm jene Echtheit Goethescher Stimmung der Dankbarkeit gegen das Leben erhalte. Sie ist das glückliche Angebinde, das ihm die Natur mit auf den Weg gegeben hat und daß er sich auch unter den Kämpfen und Mühen seines Lebens zu erhalten gewußt hat. Aber wir wollen uns wünschen, daß sein leuchtendes Beispiel, sein Wirken und Schaffen auch auf andere nicht ohne Wirkung bleibe, und wir wollen ihm geloben, an seinem Ehrentage, auch unsererseits, an unserem Teil in diesem Sinne weiter zu wirken. Wir sind mit ihm überzeugt: besser und sicherer als nach den Rezepten verbitterter Sittlichkeitsfanatiker kommen wir der Idealisierung der Liebe unbedingt näher mit jener Grundstimmung eines heroischen Optimismus, wie Goethe und Nietzsche ihn gelehrt haben:

„Ihr glücklichen Augen, was je Ihr geseh'n,
Es sei, wie es wolle, es war doch so schön!“

Die Knaben

Wir badeten im Mittag wie im Meer.
Wir lasen von den großen Albatrossen.
In weißen Schiffen fuhren wir umher.

Doch wie der Feind kam, zuckten unsre Herzen.
Es starben viele, viele schrien in Schmerzen:
„Dolldampf voraus!“ Jetzt hieß es totgeschossen.

Wir werden unsre Schularbeiten machen.
Bis Abend kommt — dann wird auf einmal tot
Im Hüpfen unser vogelhaftes Lachen,
Beim Schlafengehen, nach dem Abendbrot.

Wir beten dann: O Gott, daß nichts passiert,
Nichts Schlimmes, nichts, Gott, Schlimmes, nichts,
Gott geb's!

Und wenn aus Träumen flammig Sterben stiert,
Behüte Gott uns vor dem Magenkrebs!

Wir geben unsre Mutter langsam her,
Mit Leben ganz allein . . . Die Türen gehn . . .
Wir werden windig weite Plätze sehn,
Wo Leben träumt und tötet . . .

Mit der Keule

Schlägt in den mattern Krampf der Stimmen wer.
Schlaf drückt uns zu wie eine schwere Säule.

Berlin.

Ernst Bläß.

Der philosophische Versuch Herbert Spencers

Von Peter Krapotkin.

Seitdem man die Anthropologie (das heißt die physiologische Entwicklung des Menschen, wie die Geschichte seiner Religionsysteme und seiner Institutionen) in derselben Weise studiert, wie man das Studium der andern Naturwissenschaften betreibt, ist die Möglichkeit gegeben, sich die Grundlinien der Menschheitsgeschichte klar vor Augen zu rücken. Und zugleich hat man seit jenem Zeitpunkt die Waffen in die Hand bekommen, um sich für immer vom Joche der Metaphysik (Lehre vom Ueberjinnlichen) zu befreien: jener Metaphysik, welche das Studium der Geschichte ebenso erschwerte, wie im 18. Jahrhundert das Studium der Geologie (Lehre von der Entstehung und Bildung des Erdbkörpers) durch die biblische Vorstellungsweise erschwert wurde.

Als Herbert Spencer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Aufbau seiner synthetischen Philosophie unternahm, schien es, als ob er sein Werk vollenden würde, ohne in die Irrtümer zurückzufallen, welche dem Positivismus eigentümlich waren. Und doch enthält die synthetische Philosophie Spencers, obwohl sie unzweifelhaft einen ungeheuren Fortschritt darstellt (schon deswegen, weil sie der Religion und den kirchlichen Gebräuchen keinerlei Rechte bei sich einräumt), in ihrem soziologischen Teile eben so schwere Irrtümer, wie die positivistische Philosophie Comtes.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, daß Spencer seiner sonst so unerbittlich durchgeführten wissenschaftlichen Methode nicht treu blieb, als er dazu kam, sich mit der Psychologie der menschlichen Gesell-

schaftsverbände zu beschäftigen, und daß er es nicht wagte, alle Konsequenzen, zu welchen ihn diese Methode geführt hatte, zu unterschreiben. Um ein Beispiel zu geben: Spencer erkannte an, daß der Grund und Boden niemals hätte Privateigentum werden dürfen. Er führte aus, daß der Besitzer des Grund und Bodens kraft seines Besitztitels in der Lage sei, den Pachtpreis für die Benutzung ständig zu erhöhen, und daß er es dadurch jedem anderen unmöglich mache, der Erde das abzugewinnen, was sie sonst bei intensiver Bearbeitung hergegeben hätte. Aber anders ausgedrückt, der Besitzer hätte es in der Hand, einen Grund und Boden unkultiviert liegen zu lassen, um ruhig die Preissteigerung abzuwarten, die ihm als Folge der Arbeit jener anderen rings um ihn herum mühelos in den Schoß fallen müsse. Spencer erkennt ausdrücklich an, daß ein derartiges System der menschlichen Gesellschaft schädlich ist, und große Gefahren mit sich bringt. Aber was er in Bezug auf den Grund und Boden anerkennt, wagt er hinsichtlich der anderen aufgehäuften Reichtümer nicht zuzugeben — nicht einmal hinsichtlich der Bergwerke und Warenlager, geschweige denn der Eisenwerke und der Fabriken.

Oder, um mit einem anderen Beispiele zu dienen: er erhebt zwar seine Stimme gegen die Einmischung des Staates in das Leben der menschlichen Gesellschaft, und er gibt sogar einem seiner Werke einen Titel, der ein ganzes revolutionäres Programm in sich schließt: Das Individuum gegen den Staat. Aber nach und nach baut er unter dem Vorwande, die Beschützerfunktion des Staates beibehalten zu wollen, den Staat aufs neue auf und begnügt sich damit, seinen Machtvollkommenheiten einige leichte Beschränkungen aufzuerlegen.

Man erklärt diese Widersprüche gewöhnlich damit, daß Spencer den soziologischen Teil seiner Philosophie unter dem Einfluß der englischen Radikalen schuf, lange bevor er den naturwissenschaftlichen Teil derselben geschrieben hatte. In der Tat veröffentlichte er seine *Statik* (Gleichgewichtslehre) bereits im Jahre 1851, also zu einer Zeit, in welcher das anthropologische Studium der menschlichen Institutionen noch in den Kinderschuhen steckte.

Aus dieser Erklärung folgt nun aber, daß Spencer, gerade wie Comte, das Studium dieser Einrichtungen nicht lediglich um des Studiums selber und nicht ohne vorgefaßte Ideen unternahm. Außerdem kam noch hinzu, daß er eine ganz andere Methode in Gebrauch nahm, als er in seinen Werken zur Soziologie übergang, eine Methode, welcher er sich bei seinen Untersuchungen der physischen Tatsachen niemals bedient hatte. Diese Methode, welche die verräterischste von allen ist, war die der Analogieen (durch Vergleich gefundene Uebereinstimmungen), und sie erlaubte ihm, eine ganze Anzahl vorgefaßter Ideen als gerechtfertigt hinzustellen. Das Resultat dieser Nachgiebigkeit besteht darin, daß wir bis heute keine synthetische Philosophie haben, welche in ihren beiden Teilen, dem naturwissenschaftlichen sowohl, wie auch dem soziologischen, nach ein und derselben Methode aufgebaut ist.

Es muß auch noch betont werden, daß Spencer der Allerungeeignetste für das Studium primitiver Gesellschaftsinstitutionen ist. In dieser Beziehung ist er sogar nicht frei von dem allgemeinen Fehler aller Engländer, nämlich dem, Sitten und Gebräuche anderer Nationen nicht verstehen zu können. „Wir sind Leute des römischen Rechts, und die Irländer sind ein Volk, das am alten Gewohnheitsrechte festhält, und darum verstehen sie und wir uns gegenseitig nicht“ — sagte mir einst ein mir befreundeter Engländer, ein intelligenter und wohl unterrichteter Mann. Und in der Tat kann man bei allen Beziehungen, welche

die Engländer zu den von ihnen unterworfenen „minderwertigen Rassen“ unterhalten, konstatieren, daß sie gänzlich unfähig sind, eine andere Zivilisation als die ihrige zu begreifen. Und ganz dieselbe Tatsache stößt uns auf Schritt und Tritt bei Spencer auf. Der englische Philosoph ist durchaus unfähig, den Wilden mit seiner Stammesliebe und seiner „Blutrache“, die der Held einer isländischen Saga als eine sittliche Pflicht empfindet, zu verstehen, oder sich in das unruhige, kampferfüllte und darum so fortschrittsreiche Leben in den Städten des Mittelalters hinein zu denken. Die Rechtsbegriffe, welche diesen weit zurückliegenden Zeiten entsprachen, sind Spencer so fremd, daß er in ihrer Anwendung nichts weiter zu sehen vermag, als „Wildheit“, „Barbarei“ und „Grausamkeit“.

Und ferner kommt noch in Betracht, daß Spencer ebenso wie Huxley und viele andere den „Kampf ums Dasein“ in einer ganz inkorrekten Weise aufnahm. Für ihn bestand derselbe nicht nur als der Kampf zwischen den verschiedenen Tierarten (die Wölfe fressen die Hasen, viele Arten von Vögeln leben von Insekten und so fort), sondern auch als zügelloser Kampf um die Existenzmittel und um einen Platz auf der Erde im Schoße der Gattung selber, zwischen den Individuen einer und derselben Art. Dieser Kampf besteht aber nicht in solchem Maße, wie Spencer sich vorstellt.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, in wie weit Darwin selber für diese inkorrekte Auffassung vom „Kampf ums Dasein“ verantwortlich gemacht werden kann. Aber es ist sicher, daß er bei der Veröffentlichung seines „Ursprung des Menschen“ (welcher 12 Jahre nach seinem „Ursprung der Arten“ erschien) den „Kampf ums Dasein“ bereits in einem viel weiterem und mehr bildlichem Sinne verstand, denn als Kampf bis zum Neuesten im Schoße jeder Gattung selber. Er schrieb in seinem genannten zweiten großen Werke ausdrücklich: „Diejenigen Tierarten, welche die meisten einander sympathischen Individuen umfassen, haben die größte Aussicht, sich zu erhalten und eine zahlreiche Nachkommenschaft zu hinterlassen.“

Das Kapitel, welches Darwin diesem Gegenstande widmete, hätte zum Ausgangspunkte einer schöpferischen, unzweifelhaft von segensreichen Folgen begleiteten Arbeit über die Natur und die Entwicklung der menschlichen Gesellschaftsverbände werden können (Goethe hatte bereits etwas derartiges geahnt, aber seine Anregung ging spurlos vorüber). Erst im Jahre 1879 finden wir in einem Vortrage des russischen Zoologen Kessler eine klare Zusammenstellung der Beziehungen, welche in der Natur zwischen dem Existenz-Kampfe und der gegenseitigen Hilfeleistung bestehen. — Kessler sagt und weist es an einigen Beispielen nach: Für die fortschreitende Entwicklung einer Gattung hat das Gesetz der gegenseitigen Hilfeleistung viel größere Wichtigkeit, als das Gesetz des gegenseitigen Kampfes.

Ein Jahr später hielt Lanessan seinen Vortrag über „Der Kampf ums Dasein und der Zusammenschluß in diesem Kampfe“, und bald darauf veröffentlichte Büchner sein Werk „Die Liebe“, in welchem er zeigte, wie wichtig die Sympathie der Tiere untereinander für die Entwicklung der ersten moralischen Regungen war. Leider beschränkt er den Kreis seiner Untersuchungen sehr, indem er die Familien-Liebe und das Mitleid in den Vordergrund seiner Ausführungen schob.

Es war mir leicht, in einem besonderen Werke die Wichtigkeit der höchst bemerkenswerten Idee Kesslers zu beweisen, sie weiter zu entwickeln, und sie auf das menschliche Geschlecht anzuwenden. Ich hatte dazu nichts weiter nötig, als mich auf den Boden genauer Naturbeobach-

tungen und moderner Untersuchungen über die Geschichte gesellschaftlicher Institutionen zu stellen. Die gegenseitige Hilfeleistung ist in der Tat nicht nur die wirksamste Waffe im Kampfe ums Dasein gegen die feindlichen Mächte der Natur und gegen andere Arten von Feinden, sondern sie ist auch das wichtigste Instrument der fortschreitenden Evolution. Sie garantiert auch dem Schwächsten eine lange Lebensdauer (und infolge dessen eine stetige Schaffkraft und den intellektuellen Fortschritt. Diejenigen Tierarten, unter welchen die gegenseitige Hilfeleistung üblich ist, sind nicht nur lebensfähiger, als die andern, sondern sie nehmen auch kraft der Ueberlegenheit ihrer körperlichen Struktur und kraft ihrer Intelligenz den ersten Platz in der Klasse ein, zu welcher sie gehören (Insekten, Vögel oder Säugetiere).

Dieses Grundgesetz der Natur hatte Spencer nicht bemerkt. Er nahm ohne weitere Prüfung den Kampf ums Dasein innerhalb der eigenen Gattung als ein Axiom an, als eine Tatsache, für welche die Erbringung des Beweises überflüssig war. Der „Kampf auf Leben und Tod“, „mit Zähnen und Krallen“ um jeden Bissen Nahrung, inmitten einer vom „Blute der Gladiatoren“ geröteten Natur (wie der englische Dichter Tennyson sagt), war seine Vorstellung von der Tierwelt. Erst in Laufe der letzten 10 oder 12 Jahre begann er bis zu einem gewissen Grade die Wichtigkeit der gegenseitigen Hilfeleistung (oder vielmehr des Gefühls der Sympathie) in der Tierwelt einzusehen, diesbezügliche Tatsachen zu sammeln und Beobachtungen anzustellen. Aber auch noch heutigen Tages bleibt der primitive Mensch für ihn die wilde Bestie, welche nicht hätte leben können, wenn sie nicht mit Zähnen und Klauen ihrem Nachbarn das letzte Stück Nahrung entzissen hätte.

Es liegt auf der Hand, daß Spencer im Aufbau seiner synthetischen Philosophie in eine ganze Reihe von Irrtümern verfallen mußte, nachdem er eine derartige falsche Voraussetzung, wie die geschilderte, zur Basis seines philosophischen Systems genommen hatte.

Revolutionskunst

Von Dr. Ernst Cohn-Wiener.

Ein gutes Kunstwerk ist immer das Resultat einer geistigen Erregung durch Eindrücke des Auges oder des Empfindens. Es kann sich dabei um das persönlichste Erlebnis des Malers handeln, um jähes Sonnenleuchten über glühenden Feldern, um andächtige Empfindungen religiöser oder philosophischer Mystik, oder um jedes andere, was in seinem Hirn sich zu physischer Form verdichten läßt. Aber das politische Leben ist im allgemeinen viel zulein, seine Erregungen sind viel zu sehr Bankrotte zwischen Fraktionen, seine Kämpfe sind viel zu sehr Beißereien um den Futternapf, um viele solche Momente darzubieten. Diese Erscheinungen in große Menschheitskämpfe ummünzen zu wollen, führt nur zu lächerlich posierten Allegorien oder zu schlechten Illustrationen. Man denke daran, wie langweilig der interessante Terborch wird, wenn er durch einige Duzend Porträts die Unterzeichnung des westfälischen Friedens darstellt, von Kongressbildern der Gegenwart ganz zu schweigen. Künstlerisch ist unser politisches Leben meist nur verwertbar, wenn man als Psychologe die Struktur der Gehirne an die Wandtafel des öffentlichen Interesses zeichnet, die hier die großen Gedanken produzieren, oder deren Gehäufte hinterher trotten. Von Aristophanes über Hogarth bis Thomas Theodor Heine hat allein die Satire für diese Erscheinungen die passende künstlerische Ausdrucksform ge-

finden, indem sie ihre ausgerissenen Staubfäden zu Ornamenten verknüpfen.

Unter allen politischen Ereignissen gibt es tatsächlich nur eine Bewegung, welche die Völker so erregt, daß sie es bis ins letzte Dorf hinein spüren, die energisch die Gesamtheit des Volkes zu einem Ziel zu eint und ihm dadurch die Monumentalität des Willens gibt, die dem Kampf mit Worten fehlt — das ist die Revolution. Sie ist künstlerisch erregend, wie der Krieg. Gleich an der Eingangspforte zur hellenischen Kunst steht ein Werk ihrer Schöpferkraft. Die erste griechische Skulptur, die weder Götterbild-, noch Grabstein-, noch Siebelskulptur ist, die erste, die sich von allen Schranken frei gemacht hat, ist das Denkmal des Harmobius und Aristogeiton, die Athens Tyrannen Hipparchos erschufen. Im Moment des Zustohens gegeben, ist die Gewalt der Gruppe scharf wie eine geschliffene Art.

Wer aber sollte im 16. Jahrhundert in der furchtbaren Eruption des deutschen Bauernkrieges ein künstlerisches Problem sehen? Das satte Bürgertum der reichen Städte, die künstlerischen Maler erkannten die Verzweiflung der Verhungerten nicht und der notgepeitschte Kampf schien räuberischer Meuchelmord. So sind die Flugblätter die einzigen Merkzeichen dieses Verzweiflungskampfes meist, wie Buthers Predigten, höhnende und fluchende Anklagen gegen die empörten Bauern, die man als Horde verachtete. Andererseits lag es nur an der furchtbar stürmenden Eile des Angriffs, wenn die große französische Revolution in für das Volk geschaffenen, meist wenig gut gestochenen Blättern und in schnell hingeworfenen Bildern mehr Improvisationen als Kunstwerke hinterlassen hat. Aber das Temperament des Franzosen läßt ihnen das Blut der Ereignisse rasch durch die Adern pulseren, und es gibt farbige Striche der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten, wo das Volk wie ein erregtes Meer den Platz zu sprengen scheint und die rote Jakobinermütze und die blutige Guillotine wie eine Fadel über ihr leuchtet. Selbst David, der frostige Maler des pathetischen Freiheitschwures der Horatier, ist groß, wenn er den im Bad ermordeten Marat malt. Gegen die ruhigen Bienen, die gehaltenen Farben des kalten Hintergrundes wirkt das entschlossen erstarrte und doch rücksichtslos energische Gesicht, die ausdrucksvolle Form des schlaff herabhängenden und doch muskelkräftigen Armes mit monumentaler Kraft.

Die Isoliertheit des Bildes in seiner Zeit ist auffallend gegenüber dem reinigenden Einfluß, den die Revolution auf die Kultur und damit auf die Kunst geübt hat. Zweifellos ist der siegreiche Kampf gegen den Reichthum des Rokoko, der sich schon im Stil Ludwigs des Sechzehnten äußert und dann zu der schlichten Art des Empire hinüberführt, ein Resultat der neuen Ideen. Hier erwuchs ein Sinn für die Wahrhaftigkeit der Form, der in der Malerei zum impressionistischen Realismus wurde. Die Julirevolution findet in ihm bereits einen dithyrambischen Geschichtsschreiber ihrer Taten. Delacroix's Bild ist das erste, das nicht mehr nur einen Moment gibt, sondern die furchtbare Wucht des Volkes. Es ist stürmisch und jubelnd, wie die Marseillaise. Eine Frau stürmt daher, den Leib halb entblößt, die Jakobinermütze auf dem Kopf, die wehende Trikolore schwingend. Sie ist keine Allegorie. Man spürt, daß ihr Wesen nicht in den Attributen liegt, sondern in ihrem jauchzenden Kampf. Zu ihr lechzen die Verwundeten auf und Begeisterter folgen ihr. Zwei Männer zunächst, der eine laut und entgegen schreiend, der andere bewußt und sicher. Aber dahinter kommen andere, von denen nur hier und da eine Form im hüllenden Pulverdampf sich zeichnet, ein gewaltiges Heer, das wir mehr ahnen als sehen. Das Ganze nicht nur ein gutes Bild, sondern gefättigt mit dem Temperament der

Äpoche, in der es entstanden ist, von einer Wahrhaftigkeit, für die Heinrich Heines Erregung bei seinem ersten Anblick das Zeugnis ablegt. Die Antithese zu diesem Bild hat Deutschland hervorgebracht. Alfred Rethel hat 1848 einen seltsamen Totentanz veröffentlicht, eine Allegorie des Barrikadenkampfes, in der der Führer im Bürgerkampf, mit den Gaben der Gabe, der Eitelkeit, der Tollheit, der Blutgier ausgerüstet, der Tod selbst ist. Er verführt das Volk durch Taschenspielertricks, er reißt es durch listige und feurige Rede in den Kampf, er steht unverwundbar auf der Barrikade, er, der alle gleich und frei macht. Das Ganze klingt wie furchtbarer Hohn. Wenn das Volk mit hundert gierigen Händen nach den Waffen greift, auf der Barrikade schießt und fällt, sterbend verwünschende Arme gegen den Himmel reckt, so steht immer einer daneben, der uns in alldem nur das unsinnige Martyrium armer Verführter weist. Rethels charaktervolle Zeichenkraft aber giebt diesen Gedanken, die beleidigend sind für den großen Willen des Volkes, einen Ausdruck, wie ihn die Revolution selbst selten gefunden hat. Dieser Tod ist vielleicht das Grauensvollste, was jene Zeit gezeichnet hat, wie er sich grinsend rüstet, auf dürrer, lechzenden Gaul zur Stadt reitet, gierig seiner Opfer wartet und schließlich als bekränzter Triumphator über das Schlachtfeld reitet. Und wenn man dann die daneben gesetzten Salaberverse Rehnicks liest, wie:

Ja, glaubt, die Guten sind sich gleich,
Ob hoch, ob tief, ob arm, ob reich —
Du Bruderliebe, Bürgerhort,
Der reinsten Lehre reinstes Wort,

so sieht man erstaunt, wie hoch Rethels Auffassung damals noch in Deutschland stand. Er hat in dem todesverachtenden Drängen der Revolution wenigstens das starke künstlerische Moment gefühlt.

Man sieht, die Künstler sind nicht häufig, die die Latkraft der Revolution fühlen. Es ist sehr seltsam, daß hier eine Frau bisher das letzte Wort gesprochen hat, und ist vielleicht nur dadurch zu erklären, daß überhaupt das Leben der Frau in unserer Zeit erregter ist, als das des Mannes, weil sie um jede Freiheit neu kämpfen muß, die er längst besitzt. In den Radierungen Käthe Kollwitz' sind alle Formen der Revolution zum Erlebnis gestaltet. Ihr Strich ist knapp und scharf, wie Gewehrfeuer und Dolchstich. Sie zeigt furchtbar verkümmerte Frauen, die in dunklen, luftlosen Gassen die Guillotine umtanzen, wie den Altar eines befreienden Gottes, zeigt die Bauern, wie sie mit stumpfen, verhungerten Gesichtern zum Kampf gegen die Herren ausziehen, grell aufschreiend unter der Last. Sie zeigt den Weberaufstand, wie hungernde Menschen in dumpfen Stuben ihre Menschheit nicht mehr kennen, Kinder sterben, Frauen vertrocknen und den Männern Verzweiflung die Waffen in die Faust preßt. Dann zieht ein Zug Gebücker aus, bewaffnet oder verkrüppelt, Mann, Weib, Kind, manche, wie ohne zu wissen wohin, andere entschlossen, zu jeder Tat. Gegen ein vergittertes, elegantes Parktor brandet die Menge. Ein furchtbares Symbol sicheren Besitzes, gegen das die kräftigsten Fäuste ohnmächtig schlagen. Bis der Cyclus mit furchtbarem Afford schließt, in der engen Werkstatt, in der die Leichen der Männer liegen, die Frauen in Jammer und Hunger zu stummen Tieren geworden sind.

Der Schluß ist bedrückend, wie der Beginn. Auch Käthe Kollwitz hat keinen Hymnus geschaffen; ihre Blätter sind der furchtbare Schrei des verhungerten Tieres, nicht das Brüllen des Löwen, der gegen das Gitter eines Käfigs springt. Aber es wäre die höchste Auffassung des Themas gewesen, wie Delacroix den stürmenden Willen des freigewordenen Volkes zum Bilde zu formen.

Lafcadio Hearn

Von Heinrich Ilgenstein.

Es ist nun schon sieben Jahre her, daß er starb.

Aber wie es sich für einen großen Künstler-Menschen ziemt: Jetzt nach seinem Tode fängt er auch im Volke der Denker und Dichter an, allmählich Karriere zu machen.

Ich wollte ihn schon lange kennen lernen. Schon immer sagte ich mir: Dieser Lafcadio Hearn*) muß ein Besonderer sein. Wenn er ein Ausländer wäre, der gleichgültigen, im eigenen Vaterlande geziemend unbeachteten Ritsch importiert, hätten ihn meine Landsleute (besonders Berlin W.) sicher schon bei Lebzeiten mit mächtigem Hall in allen Gassen als Dichter ausgerufen. Aber so. Tot und in seinem Erfolg trotz aller Ausländerschaft so maßvoll. Nur zwölftes Tausend. . . . Kinder, dahinter kann etwas Ernstes stecken.

Es ist mehr als Ernstes. Es ist etwas Dichtes. Etwas noch nie Dagewesenes. (Mühte man sagen, wenn „noch nie Dagewesenes!“ nicht so konfektions-industriell klänge.)

Also, die Gattung. . . .

Lafcadio Hearn ist der erste, der mich da in Verlegenheit bringt. . . . Seine Bücher sind das Allerschönste, was ich seit Jahren gelesen habe. (Sei dem Staatsanwalt, der mir hier in der angenehmen Stille eines preussischen Gefängnisses dazu Gelegenheit bot!) Aber die Gattung. . . . Nein, das kann ich nicht. Nun ja, es sind (wenn man so will) Reisebeschreibungen. Aber selbst wenn ich „ausgezeichnete Reisebeschreibungen“ hinsetze, wäre es immer noch, als wenn ich eine Holbe Gretchen taufte. . . . Also Dichtungen? Das stimmt auch nicht. Dichtungen sind gestaltete Phantasie. . . . Aber hier handelt es sich immer um Menschen und Dinge, die der Verfasser nicht ir sich, sondern vor sich sah. . . . Aufsätze, Essays. . . . Das ist zu kalt. Das ist zu gedankenbläulich.

Es ist das Geschaute eines Abendländers, der, mit seltsam klar und tief sehenden Augen begabt, lange bei den Buddhisten weilte. Es sind die Herzgedanken eines Menschen, der nicht vom mitteleuropäischen Zivilisationsdübel besessen ist. . . . Das ist es, was hier den Strich durch alle landläufige Bücherdefinition macht: Ueber diesen Büchern liegt etwas Licht-Religiöses, das wie eine neue Art zu schauen anmutet. Ein Lebensglaube, der wirklich die Welt (beide Halbkugeln) umspannt und den Leser über alle Begriffe leicht und frei macht. Gerade den Leser, der dem überlebten Kirchendogma zu Liebe nicht mehr seine bessere Erkenntnis preisgeben kann und, nun im Dämmerlicht neuer Erkenntnisse tastend, etwas sucht, dem eine freiere und ehrlichere Menschheit einst (wenn sie auch das Durchgangsstadium des bösen Materialismus überwunden hat) erst die religiöse Weihe geben wird.

Also man kann Lafcadio Hearn nicht irgendwo „einreihen“.

Er ist einer für sich.

Man kann ihn nicht rubrizieren. Das ist (sie werden sich einmal mit ihm beschäftigen müssen) ein Pech für die armen Philologen. Aber das ist auch wieder ein Glück. Sagen zu können: „Der Lafcadio Hearn. . . . ach, das ist jemand, den ich durch ein paar Bücher so lieb gewann, als sei er Jahre meines Lebens mit mir zusammengegangen. . . .“ Das passiert einem nicht alle Tage mit etwas Geschriebenem.

Will Hearn uns zum Buddhismus „belehren“? Uns „erziehen“? Nein. . . . Er ist überhaupt kein Sitten-

*) Lafcadio Hearn's Werke. In künstlerischer Buchausstattung von Emil Orlik, deutsch von B. Franzos. 6 Bd. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt-Main.

prebiger. . . . Aber über alles Wissen und alle Klugheit der Welt geht ihm bei der Spezies Mensch die Herzensschönheit. Das tun gewiß auch andere. Aber was andere nicht tun, ist: Wo er Herzensschönheit findet, fragt er nicht erst nach ihrem Namen.

Wohl stimmt uns die Weltüre nachdenklich, und am Ende der unvergeßlich schönen Wanderung liegt unser eigenes Glaubensland in ganz eigentümlicher Beleuchtung da. Aber das kommt nicht von ihm. Das kommt mehr von uns. Das kommt davon, daß wir, aus dem fremden Traumland zurückkehrend, unwillkürlich vergleichen. Eins sehen wir, ohne, daß er es zu sagen braucht: Es ist grotesk, diesen Japanern unsere christlichen Missionare ins Land zu schicken und sie für die „alleinseligmachende Kirche“ belehren zu wollen. Selbst wenn unser Christentum noch so lebensfähig wäre wie einst: Wir können diese japanischen Buddhisten gewiß noch mit allerhand „Technischem“, mit noch viel weitertragenderen Kanonen, mit immer widerstandsfähigeren Panzerplatten, mit Verderben bringenden Kriegsluftschiffen, so weit die Welt am preussischen Wesen „genesen“ soll, meinetwegen auch mit seiner heiligen Bureaucratie, mit mustergültig schneidiger Polizei, kurz mit höchst zivilisierten Dingen beglücken. . . . Aber in Sachen der Ethik und des sittlichen Empfindens: da haben wir Abendländer dem Japaner nichts zu „geben“. Da sind wir dem „Heiden“ nicht „über“. In manchem sogar. . . . Doch man bilde sich selbst ein Urteil und lese!

Als dieser seltsame Mensch, der uns also neben einer künstlerisch vollendet schönen Schilderung von Land und Leuten zum erstenmal die tiefsten Tiefen der japanischen Volksseele entschleierte, im Jahre 1904 starb, schrieb Hugo von Hofmannsthal: „Man hat mich ans Telephon gerufen, um mir zu sagen, daß Lafcadio Hearn gestorben ist. Gestorben zu Tokio, gestorben gestern oder heut nacht oder heut früh: schnell bringt's der Draht herüber, und heut abend wissen's da und dort in Deutschland einige, und weiter westlich ein paar Hunderte, und noch weiter westlich ein paar Tausende, daß ihr Freund gestorben ist, ihr Freund, dem sie vieles dankten und den sie nie gesehen haben. Und auch ich habe ihn nie gesehen und werde ihn nie sehen, und nie wird in seine Hände, die jetzt starr sind, der Brief kommen, den ich oft an ihn schreiben wollte. . . .“

Ja, es ist wahr. Von Lafcadio Hearn kann man nur so menschlich reden, wie es hier Hofmannsthal tut. Es ist ein eminentes Wissen in seinen Büchern. Eine seltene Kenntnis der abendländischen Philosophie. Eine geradezu unerhörte Kenntnis der buddhistischen Gedankenwelt. Er ist ein gewandter Chronist. Ein feiner, immer fesselnder Plauderer. . . . Aber das alles ist nichts gegen dies eine: Daß er ein so feines Ohr für das Unsagbare im Menschen hat, dem mit den Waffen und Ausdrucksmitteln wissenschaftlicher Betrachtungsweise nie beizukommen ist.

Die sechs Bücher haben japanische Titel und heißen: „Kokoro“, „Lotos“, „Azumo“, „Anushu“, „Awaiban“ und „Buddha“. Sie bergen alle unendlichen Reichtum. . . . Da aber unter sechs schönen Büchern eins das allerschönste sein muß, so sage auch ich mit anderen Kritikern, daß dies der Band „Kokoro“ ist.

Hugo von Hofmannsthal hat diesem Bande das Geleitwort gegeben. Auch ihm ist das „liebe Buch Kokoro vielleicht das schönste von allen“.

Er sagt: „Die Blätter, aus denen sich dieser Band zusammensetzt, handeln mehr von dem innern als dem äußern Leben Japans — dies ist der Grund, weshalb sie unter dem Titel „Kokoro“ („Herz“) verbunden wurden.

Mit japanischen Charakteren geschrieben bedeutet das Wort zugleich „Sinn“, „Geist“, „Mut“, „Entschluß“, „Gefühl“, „Neigung“ und „innere Bedeutung“ — so wie wir im Deutschen sagen: „Das Herz der Dinge.“ Ja, wahrhaftig, das Herz der Dinge ist in diesen fünfzehn Kapiteln, und indem ich ihre Titel überlese, sehe ich ein, daß es ebenso unmöglich ist, von ihrem Inhalt ein genaue Vorstellung zu geben als von einem neuen Parfüm, als von dem Klang einer Stimme, die der andere nicht gehört hat. Ja, nicht einmal die künstlerische Form, in der diese Kunstwerke einer unvergleichlichen Feder konzentriert sind, wüßte ich richtig zu bezeichnen. Da ist das Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Auf einer Eisenbahnstation.“ Es ist eine kleine Anekdote. Eine beinahe triviale Anekdote. Eine Anekdote, die nicht ganz frei von Sentimentalität ist. Nur freilich von einem Menschen geschrieben, der schreiben kann, und vorher von einem Menschen gefühlt, der fühlen kann. Und dann ist da die Geschichte der „Königin im Tempel von Amida“. Das ist fast eine kleine Novelle. Und daneben das Kapitel: „Ein Konservativer.“ Das ist keineswegs eine Novelle: das ist eine Einsicht, zusammengedrängt wie ein Kunstwerk, vorgetragen wie eine Anekdote: ich denke, es ist kurzweg ein Produkt des Journalismus, des höchst kultivierten, des fruchtbarsten und ernsthaftesten, den es geben kann. Und daneben diese unvergleichlichen Gedankenreihen, die überschrieben sind „Die Macht des Karma“, in denen tiefe und schwer zu fassende Dinge wie aus tiefem Meeresgrund ans Licht gebracht und aneinander gereiht werden. Das ist Philosophie, wenn ich nicht irre. Aber es läßt uns nicht kalt, es zieht uns nicht in die Debe der Begriffe. So ist es wohl Religion. Aber es droht nicht, es will nicht allein auf der Welt sein, es lastet nicht auf der Seele. Ich möchte es Botschaft nennen, freundliche Botschaft einer Seele an andere Seelen, Journalismus außerhalb jeder Zeitung, Kunstwerke ohne Präzedenz und ohne Nachahmung, Wissenschaft ohne Schwere und voll Leben, Briefe, geschrieben an unbekannte Freunde.“

Man könnte noch viel sagen. Vor allem von den Dichtern, die hier gerade Europas geistig freiesten Kindern aufgehen müssen. Besonders denen, die nach den „neuesten Resultaten der Forschung“ denken gelernt haben.

Was sind wir stolz auf die Entdeckung der Entwicklungsgesetze! Was tun wir uns darauf zugute, daß wir nach langer, schwerer Forschungsarbeit nun gerade im Begriff sind, in eine Weltanschauung hineinzuleben, in deren Mittelpunkt endlich der Evolutionsgedanke zu seinem sittlichen Rechte kommt! — Und nun zu sehen, daß all dies, was uns (gestehen wir es doch) bei aller Sehnsucht nach dem Wahren noch immer nicht die nötige Wärme spenden kann, bei den mißachteten „Gelben“ („Völker Europas wahrst eure heiligsten Güter!“) längst als Erfahrung der Seele und als Glaube lebt. Also wirklich „lebt“. Nicht nur als Postulat der naturwissenschaftlich Gebildeten „da ist“.

Das ist das Verblüffendste für mich: Unsere Naturerkenntnis von heute, auf die wir so stolz sind, bei der uns aber ein Klein wenig friert, weil sie bloß Wissenschaft ist, ist den Japanern schon seit tausend Jahren der Glaube, durch den sie leben.

Genug! Das, was Lafcadio Hearn von dem Glauben der Menschen erzählt, nicht mit den Worten Hearn's wiedergeben, heißt seiner wunderbaren Darstellung innerlichster Dinge den Schmelz abbürsten.

Wer lesen wird, wird sehen!

Nach glühem Tag

Ein leiser Rauch
Qualmend aus allen Dingen . .
In dünnen Säulen
Aufschwelend — wie Seelen
Entfärbter Bilder,
Verwallter Träume — —
Eine feine Asche
Den Abendwinden

Wie drang Blut ins Innerste!
Wie summt der heiße Kessel
Der weiten Kunde —
Wie dörrten des Mittags Pfeile
Das Mark in der Rinde,
Und preßten Blut —
Und Schierlingsäfte — und Fieberschwären —
Daß es wirbelte; —
Schloßweiße Dämpfe . .

Und nun: Erkalten —
Es frösteln, es frieren,
Starren, gerinnen,
Alle tönend gewordenen,
Alle erklangenen Seelen —
Zu blaffen Schemen . .
Und es hebt sie ein Lüftchen,
Und scheucht sie ein Schauern
Als trunkne Silhouetten
Über den verbrannten weißen Abendhimmel.

Berlin.

U n s e l m R u e f t

Franz Poggi

Ein Skizzenblatt zu seinem Gedächtnis.
Von Max Jungnickel.

O Du seliger, Du schalkhafter Franz Poggi, der Du auf den Asphodeloswiesen wandelst und der Psyche in Elysium Kränze windest aus Blumen, die trunken sind von Morgenröte und Mittagsglut! Siehst Du Dich noch in Deinem alten München, in dem Hause, das sein Dach wie eine Haube weit über die Stirn vorgeschoben hatte und ausfah wie ein altes Tratschweib? Siehst Du Dich noch mit Deiner mageren lang aufgeschossenen Gestalt, der runzligen, ausdrucksvollen Beamtenvisage mit dem großen Gesichtserker, raschen Schrittes, mit den grauen Augen überall umher spähend, durch die Straßen eilen? Hier einem Bekannten Scherzworte zuzurufen, dort einem Schulmädchen am Pops ziehend oder einem ungezogenen Jungen mit dem Stock drohend, immer in Eile, immer überall, Du Hofzeremonienmeister, Musik-Intendant, Oberstkämmerer, Dichter und Zeichner Graf Poggi. Du und der alte Spitzweg, ihr seid zwei altmodische, liebe Originale. Und siehst Du Dich noch, Du Glückspilz, oben in Deinem Poetenstübchen sitzen? Mit Deiner originellen Handschrift all Deine schalkhaft weisen, herzwinnenden Träume aufs Papier zaubern? Neben Dir strahlte der Humor wie eine Wunderlampe, die Dir den grauen, verärgerten Alltag in eine bunte Märchenwelt umspiegelte. Wie Du spitzbübisch schmunzeln konntest wenn die Liebe

Peitsche Deiner Satire knallte, wenn die Narrenschellen klapperten und wenn Du der Mutter Phantasie die Purpurschleppe trugst. Wie Dir das Herz im Leibe lachte, wenn Dein genialer Kasper Barisari immer wieder aus dem Lintensaß sprang und Dir lachend im Nacken saß! Du setztest Dir den friebfertigen ehrbaren Hut des Biedermeiers auf und warst ein neuer Don Quixotte. Was hast Du nicht all' für kunterbuntes Zeug aus Deinem Ärmel geschüttelt! Bunten Schund und reizende, liebe Säckelchen, alles durcheinander! Wenn Deine Leher vor Uebermut zu springen drohte, o, da haben alle Bravo geschrien. Aber wenn Du Dich wie ein geschminkt' Gaukler vor emporgehobener Monstranz verkrochst und mit Tränen in den Augen die Klänge eines Requems auf Deiner Harfe fingertest, o, wie wurdest Du da langweilig, geziert, geschmückt, ögöhenhaft! Und wenn Du alter Kauz, Deine Mäusenlinder für Schattenspiele, Volkskalender, Märchenbücher, Kinderbücher, Marionettentheater und Karrikaturblätter zusammengegrapscht hättest, dann trat wohl Deine junge Frau zu Dir überslog mit glücklichen Augen all Deine Krausen, Heben Schnörkeleien und Arabesken. Wenn sie dann die Hände vor lauter Freude zusammenschlug und lachte: „Aber Franzel!“, da hast Du so oft gemurmelt: „Kinder, ich kann nicht anders und wenn die Welt untergeht.“ Und dann hat Dir Dein junges Weiberl einen Kuß auf Dein breites Schnauzerl versetzt und Du walztest mit ihr einige Male über die Straße. Jawohl, auf offener, offener Straße hast Du mit ihr getanzt. Gerade wie der blondgelockte Kaiser Siegmund, der mit den Damen Straußberg's in den Gassen tanzte bis er die Schlappe verlor. Die Häuser steckten die Köpfe zusammen wie die Klatschbasen, die Dachlaken rissen die Augen auf und der Brunnen plapperte und schwappte. Hier und dort rief wohl ein freches, helles Kinderstimmenchen: „Graf Rasperle! Graf Rasperle!“ Aber Dir ging's nicht wie Deinem großen Kollegen Wolfgang Goethe, der seinen Werther bis aufs Blut haßte. Du warst stolz auf Deinen Hanswurst. Und einmal, als Ihr beide, Deine Frau und Du, durch die abendbunten Straßen spaziertet, da saß oben am Himmel, auf einem schimmernden Stern ein schöner Jüngling. Der hatte dicke, schwarze Botten über der hohen Stirn und große, dunkle Augen, die waren von langen Wimpern überschattet und feurig und seelenvoll. Eine Gitarre am blauem Bande hatte er um die Schultern geschlagen. Als er Euch beide sah neigte er sein Haupt zum Gruß und fing an zu klumpen und zu singen:

„Verehrter Herr ich nahe Dir
Und grüße Dich viel tausendmal.
Du bist der letzte, letzte Ritter
In der Romantik weitem Saal.
Das Zauberböglein flieht von hinnen,
Das Wunderlämpchen, das lösch' aus,
Wenn Dir der Tod
Um's Abendrot
Bindet den schönsten Erntestrauß
Aus Krausen Basilien
Und süßen Melissen,
Aus Krausen Basilien
Und wehen Lilien. —
— Weh! ich sterbe!
Weh! Weh! ich vergeh.
Schon im Herzen
Behret mir die Zauberkerzen.

„Franzel, schau, wer ist denn das?“ fragte Dein Weiberl. Du aber konntest Dich gar nicht sattsehen. Und als der schöne Sänger vergangen war, da hast Du gelächelt: „Das war mein guter, guter Freund, der Herr

Clemens Brentano, Gott hab'n selig. Der hat eine herrlich miserabel verkannte Berlassenschaft mit in's Grab nehmen wollen; aber eh' er g'storben ist, hat er's doch wieder da lassen und hat sich gesagt: Vielleicht bleibt doch noch eine sympathische Seele auf! Ha! Diese sympathische Seele hat sich gefunden, und die Komödienstücke, die Dein Franzel Bocci macht, enthalten den Abdruck des Ausdrucks des Eindrucks eines Mondscheinstrahls aus der romantischen Zeit, wo die Ritter noch am helllichten Tage herumgeritten sind, und die Zauberer noch als solche haben gelten können. Aber jetzt machen die Ritter keine Kreuzfahrten mehr, sondern lassen sich lieber ein Duzend kleine Kreuzerl anhängen, und die Zauberer, die uns einen blauen Dunst vormachen, sind auch noch da; denn das geht all's auf natürliche Manier her, und — — — Aber ich bitt' um Verzeihung.“ An diesem Abend brannte noch lange Deine Lampe. An die verstaubte, zerschundene Leher des heiligen Clemens Brentano mußt Du denken. Sei mir gegrüßt, Graf Rasperle! Meine vergrabenen Kinderaugen wachen wieder auf und weinen nach Dir!

Steh! — Geh! oder Liebe, Musik, Oekonomie Von Mynona.

Der Stubiosus Milan Scholler, Sohn guter Eltern, die ihm keinen Pfennig kosteten, ihm aber auch keinen geben konnten, liebte mit Inbrunst die Wissenschaft in Form eleganter Kolonnen. Er hatte es nicht leicht: Begierde als Born, Armut als Hindernis — das gibt einen virtuosen Ritt, wenn man künstlerisch veranlagt ist. Milan tummelte sich auf diesem Gebiet so lange hin und wieder, bis er in alle Geheimnisse gerade dieser edlen Kunst eingeweiht erschien — und zuletzt gab es keine noch so kostbare Weiblichkeit, die er sich nicht getraute, in die Tasche zu stecken, in der er nichts hatte. Seit wann sollte man das bare Nichts nicht stropfen lassen können wie einen vollen Beutel?

Nachgerade war Milan keiner anderen Liebe mehr fähig. Es war seine Ungemeinheit, daß er gar nicht lieben konnte, ohne zu pressen. Die Gaunerei als Erotikum fand nur in der schwer käuflichen Liebe die rechte Angriffsfläche. Ihn reizte nichts als der Gratisbesitz kostspieliger Schönheiten. Und so ließe sich eine Reihe von Abenteuern dieses amurösen Taschendiebes h'errzählen, hier stehe eines für alle. — Milan ging in einer toll heißen Sommernacht nach Hause, damals wohnte er Steglitzer Straße 28 in einem bemerkenswert netten Zimmer, das eben zu den Untkosten des Geschäfts gehörte. Milan nahm Unter den Linden einen Nachtomnibus und wartete ab. Alle Wetter! In der Friedrichstraße stieg ein Mädchen auf, Milan kriegte das Zittern in den Knieen: schwarzes Samtleid hochgeschlossen, lang, schmal, knabenhaft, weiß, blond, unbezahlbar lieblich. Milan operierte geschickt. Nach einem einzigen flüchtigen, aber unendlich tiefen, das Mädchen wie eine Muster ausschürfenden Seitenblide, den es nicht bemerken durfte, sah er sie nicht mehr an. Das war eine bewährte Methode, man mußte die Ware scheinbar erst im letzten Moment ihrer Sichtbarkeit bemerken, dann aber das anbetendste Staunen desto intensiver bewußt nachspielen; erst im Genuß kein Schauspieler sein (obgleich mit Vorsicht!), sonst immer. „Elli“ (wie sich nachher herausstellte) sprang elastisch in der Potsdamer kurz vor Milans Wohnung ab. Milan, ihr sofort nachsehend, mit meisterhaft gemimter Instinktivität magnetisch hingerissen, küßte feurig schüchtern und ungeheuer wohlthutend den Hut: „Ich darf Sie grüßen, bitte!

ich darf mitgehen — saßen Sie im Omnibus? selber erst jetzt — glücklicherweise! — habe ich Sie bemerkt, bitte; ich weiß tatsächlich nicht mehr, was ich rede, Sie sind wundervoll, bitte. Wöhnen Sie? Wollen Sie . . . Entschuldigen Sie . . . ach . . . bitte . . . gestatten Sie . . . Donnerwetter ja . . . sind Sie . . . verzeihen Sie bitte!“ „Sie sind drollig,“ sagte Elli mit jenem gewissen kühl prüfenden Lächeln. „Nein, nein,“ widersprach Milan, „es ist mein Ernst, könnten Sie mir eventuell einen blauen Lappen wechseln, ich habe mein ganzes Gold vorhin verspielt; ich bin immer so heftig verliebt, wenn ich liebe. Ober lassen Sie — wie heißen Sie? — ein paar Füchse habe ich doch noch, wie ich sehe; Kinder, man weiß nie, wieviel man bei sich hat — wie heißen Sie? Herrgott, ist das Wetter schwül, ich auch. Also?“ „Elli. Wo wohnen Sie denn?“ „Ich? Hier gleich, um die Ecke — parbleu, sehr schön wohne ich Elli —!“

Elli ging mit Milan, und als sie sein Zimmer sah (Geschäftsunkosten; muß man), vergaß sie alle Arithmetik und lieferte sich aus. Milan war mehrere Mal (mit großer Vorsicht!) kein Schauspieler. Morpheus ist auch gut. Aber es dauerte gar nicht lange, da war Milan furchtbar gehässig gegen Morpheus, in dessen Armen Elli, Kopf gegen Wand, sich's wohl sein ließ. „Oh Gott“, seufzte Milan hohl wie eine leere Sparbüchse. Seltsam wenn er reich gewesen wäre, hätte Milan der Morpheus-Umschlungen nichts gegeben — aus bösen erotischen Gründen, wie betont. Aber Milan hatte nichts. Die Zeit rückte vor, die kleine Weckeruhr auf dem Tischchen neben Milans Bett zeigte vier. Elli schnarchte wie ein Gläubiger, den man erdrosselt. Milan's Wirtin hustete dumpf in der Kammer daneben. Hat Jemand einmal den elementaren Wutausbruch einer gewissermaßen doch wohl mitunter so wie dieses Mal betrogenen Halbweltlerin erlebt und überlebt? Unter den Lesern werden hoffentlich, rein der Möglichkeit des Nacherlebens wegen, recht viel Gauner sein! (Die Aesthetik stellt andre Ansprüche als die Moral). Dem Milan graute, jetzt mußte er sein Kunststück vollenden — aber wie? Nun war es ein erprobter Kniff dieses verliebten Dampfen, sich idiotisch zu stellen. Ist dein Schuldnerv närrisch, so bist du entwaffnet, er kriegt nicht bloß dein Geld, er bekommt dein Herz, du mußt lächeln, du gehst mit unheimlichem Gefühl bedauernd weg. Wahnsinn des Gauners macht aus seinem Betrug etwas direkt Herz erfreuliches. Und wird gar dieser Wahnsinn prachtvoll imitiert, so fließt Bethe in dein Gedächtnis für Bahlen. Milan beschloß, der Elli graulich zu machen, aber natürlich in aller Sanftmut. Jetzt zeigte der kleine Wecker 1/5; bald stand die Wirtin auf, ein Skandal wurde generisch; um 6 öffnete man das Haus. Der Wecker tickte und takte merkwürdig; auf einmal stand er still; er war durch eine unvorsichtige Bewegung Milans von dem Hölzchen geglitten, auf dem er ein wenig schräg ruhte. Nämlich, der Wecker ging nur, wenn er ein ganz klein wenig schräg, nicht ganz genau senkrecht stand. Schon wollte Milan das Hölzchen ihm wieder unterschieben, als ihm plötzlich meteorgleich der erlösende, rettende Lichtgedanke einfiel; er gab sich einen schallenden Klaps auf die Stirn, streckte sich lang im Bette aus und setzte sich die Weckeruhr auf die Stirn, die er im Rissen so lange hob und senkte, bis zugleich mit dieser Hebung und Senkung der Wecker ging und stand. Jetzt brauchte Milan nur noch idiotisch-efflatisch-mediumistisch-somnambulisch-verzückt und bei allem herrlich trocken und prosaisch zu kommandieren — et voilà tout! Er riß die Augen auf, grimassierte blödsinnig unirdisch und sprach ganz und gar irdisch zutraulich: „Steh!“ (Stirn senkend) „Geh!“ (hebend).

„Steh!“ (senkend).

„Geh!“ (hebend: tiktal, tiktal).

„Steh!“ (senkend).

„Geh!“ (hebend: tiktal, tiktal).

„Steh!“ (senkend).

„Geh!“ (hebend: tiktal, tiktal).

Elli schnarchte nicht mehr, sie seufzte tief auf, und Morpheus entließ sie aus seinen vom schrecklich häufigen Zitieren bereits geschwollenen Armen.

„Steh!“

„Du, was soll das?“ forschte Elli und warf einen besorgten Blick auf die uhrgekrönte Stirn, das idiotisch grinsende Gesicht, die stieren Augen.

„Geh!“ (tiktal, tiktal).

„Steh!“ (Pause).

Elli: „Bist du verrückt geworden?“

Milan: „Wie? Schlaf doch, Mausl. Steh! Geh! Steh! Geh! Steh!“

„Hör doch auf, das ist unheimlich“, sagte Elli. Gott sei Dank, es beginnt, dachte Milan: „Steh!“ Geh! (tiktal) Steh! Geh! Steh! Geh!“

Elli: „Sag das sein, oder ich gehe sofort.“

Milan: „Was Ich will! Wie Ich will! Mein Gebot! Steh! Geh! Steh! Geh! Steh! Geh! Steh! Geh! Gehorchen, verdamnte Uhr! Gehorchen! Na hab ja! Steh! Geh! Steh!“

Elli: „Herrgott, Du, sofort, ich will gehn, ich bleibe hier nicht, ich ziehe mich an“ (flehentlich) laß doch das Bester, bist Du krank geworden?“

Milan: „Was? Mausl, schlafen, schlafen, schlafen, schlafen . . . steh! geh! steh! geh! Steh! geh! geh! geh! steh! geh!“ Elli sprang mit einem großen Satz weit aus dem Bette fort mitten in's Zimmer und fuhr mit fiebriger Angstlichkeit in ihre Kleider. Milan schien dies gar nicht zu beachten, sondern übte mit der Uhr wie verzweifelt. Elli gefattelt, gespornt, herrschte ihn an: „Bring mich hinunter! schließ mir das Haus auf.“ Sie erntete nichts als ein unweiltlich irrsinniges: steh! geh! steh! geh! Ihr riß die Geduld, sie brüllte ihn kläglich an, bis er zu erwachen schien. Erschrocken, mit unermesslicher Bestürzung in der Miene, fragte er, abmahmend: „Du gehst? Du bist aufgestanden? Du willst mich verlassen? Nein nein! Du bleibst, ja? Ach bitte!“ „Du bist ja verrückt,“ weigerte sich Elli. „Nein, nein, das kannst Du, das mußt Du, das . . . das . . . das ist . . . oh jeje . . . da steh mal: so: steh! geh! stehst Du? siehst Du? geh! steh! geh! steh! geh!“ „Jetzt hab' ich's satt,“ schrie Elli auf, „Du bringst mich augenblicklich zur Haustür.“ Sie rüttelte ihn. Er fuhr in Schlafrock und Pantoffel und umklammerte Elli gewaltsam, um sie zurückzuhalten, sie zerrte ihn nach der Türe und öffnete. „Den Haus Schlüssel!“ schrie sie. „Warte!“ sagte er, „die Wirtin.“ „Bringe mich hinunter oder ich werde das ganze Haus“ — damit schritt sie aus der Türe. Zögernd begleitete sie Milan, fabelhafte Worte murmelnd, die Treppe hinunter. Die Situation war gefährlich. Bevor Milan den Schlüssel herumdrehte, grinste er gespenstisch: „Warum Angst? Ich bin schon seit einem halben Jahre wieder gesund, nur mit der Uhr . . . die muß, die muß, muß, die, die, die Uhr, die muß.“ „Schließ auf,“ zitterte Elli, „rasch, rasch, rasch.“ Elli schob geradezu hinaus und lief. „Dein Geld“, heiferte Milan hinter ihr. Elli zögerte einen Moment. Milan schloß die Haustür sorgfältig, ging in sein Zimmer zurück, gab der Uhr einen glühenden Kuß, ging zu Bett und schlief mit Wonne ein. —

Literarische Neuerscheinungen

Heinrich Heine. Aussprüche und Verse. Mit einem Porträt des jungen Heine nach einer Lithographie von Oppenheim. Herausgegeben von Robert Kehlen (Julius Zeiler, Verlag, Leipzig) In Ganzleinen M. 5.—

Die interessante Reihe der Kehlen-Bücher, die in glänzender Ausstattung Aussprüche und berühmte Worte unserer großen Staatsmänner, Dichter, Philosophen, Gelehrten usw. in einer Anordnung von höchst belehrendem und erzieherischen Werte bringt, ist durch diesen neuen Band wertvoll bereichert worden. Dieses Werk ist eine würdige Abfertigung und Widerlegung der Geister, die Heinrich Heine bereits „erledigt“ zu haben glaubten. Es kann den Herrschaften, die in dem verdünnten Heine-epigonen Kraus einen ihrer Götter anbeten, nicht genug empfohlen werden. Die Sammlung enthält nach einer trefflichen orientierenden Einleitung neben den besten und innigsten Versen unseres vollstündigsten Dichters die schönsten und ausgezeichnetsten Prosastellen sowohl aus seinen Werken, wie aus seinen Briefen und Gesprächen. Dichterisch unterrichtet dieser famose neue Kehlen wie kein anderes Werk über die Sprache und die Gedanken Heines und deren Entwicklung. Inhaltlich bringt er in den Gedichten besonders den modernen Heine des Romanzen und der ergreifenden Lieder. In der Prosa sind die Bosheiten, die der häufig satirisch-ironisch gestimmte Dichter produzierte, natürlich mit vertreten, aber nur das Charakteristische wurde hier eingefügt, oberflächliche und banale Witze sucht man vergebens, dazu ist das Gesamtcharakter Heines zu gut und zu groß. So ist dies Kehlen-Buch ein ganz ernstes, treues Spiegelbild des innersten dichterischen und menschlichen Wesens Heines. Das schöne interessante und wertvolle Werk wird im Kampfe um Heine eine bedeutende Stellung einnehmen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Max Brod Die Erziehung zur Heiligkeit. — Ausflüge ins Dunkelrote. — Zwei Erzählungen (Verlag Axel Junker, Berlin-Charlottenburg). Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Jonas Lie. Auf Irrwegen. Roman (Fischer's Bibliothek zeitgenössischer Romane, Bd. 11). Geh. M. 1.—

Ulrich Kauscher. Richard Danthards Weltgericht. Roman. (Lit. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Martin Buber. Die Reden und Gleichnisse des Tschuangtse. (Im Insel-Verlag zu Leipzig.)

G. R. C. Orthodoxye. (Hans von Weber, Hyperion-Verlag, München.) Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Alfred Kubin. Nappe in Großfolio mit 15 Originalgetreuen Facsimiledrucken. (Hans von Weber, Verlag, München.) Büttenausgabe M. 8.—

Hans Bethge. Japanischer Frühling. (Insel-Verlag, Leipzig.) Geh. M. 5.—

Wilhelm Weigand. Stendhal und Balzac. Essays. (Insel-Verlag, Leipzig.) Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. F. Bloch. (Verlag Berlin W. 35 A.) Heft 15 enthält: Paul Göhre: Die Bedeutung

Inhalt der vorigen Nummer: Die Konfusionspartei. / Reich und Staat. Von Max Stirner. / Ein Erziehungsreformer. Von Prof. Dr. Ludwig Gurkitt. / Los von der Sitte. Von Peter Hille. / Glossen. / Der zukünftige Christus. Von Max Jungnickel. / Kartissos. Von Konrad Müller-Kaboth. / Der Dichter an den Leser. Von Multatull. / Altes Lied. / Böcklin und Gustave Moreau. Von Camille Mauclair. Deutsch von Mario Spiro. / Porträt, aus Haaren verfertigt. Von Heinrich Lautensack. / Goethe contra Newton. Von Dr. S. Friedländer. / An stillen Nachmittagen. Von Victor Hadwiger. / Detlev von Liliencron. Von Franz Pfemfert. / Vom König David. Von Albert Ulrich. / Ein Mythos. Von Dr. Anselm Ruest. / Charaktermusk. Von Wynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

des Falles Ratho; Eduard Bernstein: Das Finanzkapital und die Handelspolitik; Wilhelm Kolb: Der Kurs der Politik in Baden; Paul Hug: Der Kurs der Politik in Oldenburg; Dr. Hugo Lindemann: Der Kurs der Politik in Württemberg u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pf.

Die literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde (Begründet von Dr. Josef Stillingen. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9 A.) Das 1. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Dion Feuchtwanger: Was bedeutet journalistisch? — Hans Thumme: Rainer Maria Rilke. — Karl Hans Strobl: Phantastisches und Groteskes. — Ludwig Goellen: Heinrich von Heber. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Der Lärmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Augustheftes: Nervosität und Geistesleben. Von Elise Haffe. — Der Kampf um die Jugend. Von Otto Gorbach. — Stephan, der Lügner. Von Max Ludwig-Troll. — Rom und Sizilien. Von Dr. Gust. Diercks. — Wunder der Chirurgie. — Rockmahl „der weiße Tod“. Von Dr. Hugo Stursberg. — Ein drittes Wort zum Kölner Karneval. Von Phillister. — Lärmer's Tagebuch: Um Ratho. — Vom neuen Menschentum im Drama. Von Friedrich Schönmann. — Amerikas moderne Kunst. Von A. von Ende. — Kasperles Wiederkehr. Von Karl Stord. u. a.

An unsere Freunde!

Man frägt zur Verbreitung der „Aktion“ wirksam bei, wenn man sie auf der Reise, im Bade, in den Hotels und in den Buchhandlungen verlangt. Wir bitten auch um Aufgabe von solchen Adressen, bei denen ein Interesse für unser Organ vorauszusetzen ist.

Gratis einen Monat lang

erhalten Sie die vom Reichstagsabgeordneten Dr. Friedrich Naumann herausgegebene

„Hilfe“

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK LITERATUR UND KUNST

Bei einem Umfang von 16 Seiten orientiert jede Nummer in prägnanten kernigen Artikeln aus der Feder unserer hervorragendsten Parlamentarier und Politiker über alles politisch und kulturell Bedeutsame und bietet Ihnen in ihrem Unterhaltungsbeilage Beiträge unserer besten Autoren auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Musik. Vierteljährlicher Bezugspreis nur 2 Mark.

Bitte, verlangen Sie zur Probe kostenfreies Monatsabonnement vom

Verlag der „HILFE“, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freieitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 25. * 7. August.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten
Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren
Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-
Wilmersdorf, Rastauischestraße 17, zu senden. :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Dtl. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestell-
handlungen etc. geb) bei allen Postanstalten, Buch-
Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: ::
Inserate: Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, NW. 21,
Grefelderstr. 5. Telef.: Amt Moabit 7613.

Inhalt: Vor dem Tribunal der Menschheit. / Der Patriotismus. Von Prof. Dr. August Forel. / Bürgerkunde für Staatsbürger. Von Otto Corbach. / Ein historisches Geschehnis. / Anatole France über Politik. / Glossen. / Der Aesthet und die Frauenfrage. Von Grete Weiskel-Heß. / Der Dichter. Von Anselm Kuest. / Paul Verlaine. Von Emile Verhaeren. / Fünf Gedichte. Von Max Brod. / Der Tod und Stefan Wronski. Von Ferdinand Hardekopf. / An Hans Christian Andersen. Von Max Jungnickel. / Wigwamglanz der stolze Indianer. Von Wynona. / Spiel der Fische. Von Victor Hadwiger. / Wälber. Von Will Scheller. / Literarische Neuerscheinungen Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Vor dem Tribunal der Menschheit

Den Kriegslüftlingen gewidmet

Keine Bemühungen zum Besten der Menschheit können in einem Staate schwerlich gedeihen, so lange der Eroberungsgeist die Fahne schwingt und die erste Staatsliberei trägt. Wir sind sobann und bleiben, was wir bereits zu Tacitus Zeit waren, „auch im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren“. — Alle edlen Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Er-
fahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausdrückt, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauer als den St. Veitsstanz, Pest, Hungersnot, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben kaum wage.

Johann Gottfried Herder.

Wir sind zivilisiert bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört doch zur Kultur; der Gebrauch dieser Idee aber, welcher nur auf das Sitten-ähnliche in der Ehrliche und der äußeren Anständigkeit hinausläuft, macht bloß die Zivilisierung aus. Solange aber Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewalt-
samen Erweiterungsabsichten verwenden, und so die lang-
same Bemühung der inneren Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen . . . ist nichts von dieser Art zu erwarten, weil dazu eine lange innere Bearbeitung jedes gemeinen Wesens zur Bildung seiner Bürger erfordert wird. Alles Gute aber, das nicht auf moralisch-
gute Gesinnung gepflanzt ist, ist nichts, als lauter Schein und schimmerndes Elend.

Kant

Ein Hause Seeräuber wird von einem Sturm, er weiß nicht wohin, getrieben; endlich entdeckt ein Matrose vom Topmast aus Land; sie gehen ans Land, rauben und plündern; sie sehen ein harmloses Volk, werden gut-
mütig aufgenommen; sie geben dem Land einen neuen Namen; sie nehmen förmlich Besitz davon für ihren König; sie stellen ein verfaultes Brett oder einen Stein zum Gedächtnis auf, ermorden zwei, drei Dutzend der Eingeborenen, schleppen ihrer noch ein Paar mehr mit Gewalt, zur Probe, mit sich davon; Lehren in ihre Heimat zurück, und werden begnadigt. Hiermit beginnt nun eine durch göttlichen Rechtsittel neuermorbene Herrschaft. Schiffe werden mit erster Gelegenheit hingeschickt, die Einwohner aus-
getrieben oder niedergemetzelt, ihre Fürsten gefoltert, bis sie ihr Gold entdecken, allen Handlungen der Brutalität, Wollust freier Spielraum gegeben; die Erde raucht vom Blute ihrer Bewohner. Und dieser verabscheuungswür-
dige Hause von Mezzgern, den man zu einer so frommen Unternehmung verwendet, ist heute eine Kolonie, abge-
sandt, um ein barbarisches Göpdienervolk zu bekehren, zu zivilisieren.

Swift.

Unser Vaterland ist die ganze Welt, unsere Mitbürger sind alle Menschen. Wir lieben unser Heimatland so, wie wir die andern Länder lieben. Die Angelegenheiten, Rechte und Freiheiten unserer Mitbürger sind uns nicht teurer als die der gesamten Menschheit, daher können wir nicht das Recht zugestehen, unter Berufung auf das Gefühl der Vaterlandsliebe Rache für Kränkung oder Schaden, der unserem Volke zugefügt wird, zu nehmen.

William Lloyd Garrison.

— Wieviel Menschen sind nötig, um ein Verbrechen in eine gerechte Tat umzuwandeln? Ein Mensch darf nicht töten. Hat er getötet, so ist er ein Verbrecher, ein Mörder. Tun zwei, zehn, hundert Menschen dasselbe, so sind sie auch Mörder. Der Staat aber oder ein Volk darf töten, soviel es will, und das ist kein Mord, das ist ein gutes, lobenswertes Werk. Man braucht nur soviel Menschen als möglich zusammenzubringen und das gegenseitige Morden von 10 000 Menschen wird ein unschuldiges Werk. Aber wieviel Menschen sind dazu nötig? Das ist die Frage? Einer darf nicht stehlen, rauben, aber ein ganzes Volk darf es? Warum dürfen denn zehn, hundert Menschen das Gebot Gottes nicht übertreten, warum aber dürfen es viele?

Adin Bahu.

Wenn wahr ist, was die Philosophen von der Verwandtschaft zwischen Gott und den Menschen behaupten, was bleibt dann dem Menschen anderes übrig, als mit Sokrates auf die Frage nach der Heimat zu antworten, nicht: ich bin ein Athener oder ein Korinther, sondern: ich bin ein Weltbürger.

Epiktet.

Diebstahl, Mutschande, Kind- und Vätermord, alles hat schon zu tugendhaften Handlungen gehört. Gibt es wohl etwas Lächerliches, als daß ein Mensch das Recht hat mich zu töten, weil er jenseits des Wassers wohnt, und weil sein Fürst eine Klage hat gegen den meinen, obgleich ich durchaus keine gegen ihn habe. (Anmerkung Sokrates: „Lächerlich“ ist nicht das rechte Wort; richtiger wäre „abscheulicher Wahnsinn“.)

Pascal.

Der wilde Erbe kriegerischen Mordens ist im Verlaufe von Jahrtausenden so sorgsam gepflegt und gehegt worden, daß er tiefe Wurzeln in den Gehirnen der Menschen gefaßt hat. Man muß hoffen, daß eine Menschheit, besser als die unsere, sich dereinst wird befreien können von diesem entsetzlichen Verbrechen.

Ch. Letourneau.

Ich kann jetzt nicht mehr wie ich es einst tat, leicht und gedankenlos von einem Kriege mit diesem oder jenem Volke sprechen. Dieses Volk ist für mich nicht länger ein bloßer Begriff, nicht mehr eine unbestimmte Masse. Es entfaltet sich mir in Einzelwesen, in tausend anziehende Gestaltungen und Beziehungen. Es besteht aus Ehemännern und Gattinnen, Eltern und Kindern, die sich einander lieben, wie ich meine Familie liebe. Es besteht aus zarten Frauen und lieblichen Kindern. Es besteht aus Christen, die mit mir verbunden sind in der Liebe zu dem gemeinsamen Herrn und in deren Zustimmung ich die Ähnlichkeit mit seiner göttlichen Tugend verehere. Es besteht aus einer großen Menge von Arbeitern am Pfluge und in der Werkstatt für deren Mühen ich Mitgefühl hege, und deren Würde ich gern erleichtern möchte, und für deren Erhebung ich meine Stimme erhoben habe. Es besteht aus Männern der Wissenschaft, des Geschmacks, des Genies, deren Schriften meine ertöteten Stunden verkürzt und meinem Geiste und meinen besten Gefühlen Leben und Nahrung gegeben haben. Dies ist das Volk, das ich bekriegen, in dessen Familie ich Trauer senden, dessen Fall oder Erniedrigung ich durch Blutvergießen erstreben soll.

Channing

Der Krieg wird höher geschätzt denn je. Ein großer Künstler auf diesem Gebiete, ein genialer Menschentöter, Moskito, hat eines Tages den Vertretern des Friedens die

folgenden mehrwörtigen Worte gesagt: „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin: Mut und Entfagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Ohne Krieg würde die Welt versumpfen und sich in Materialismus verlieren.“

Sich in Heerden von 400 000 Mann vereinigen, Tag und Nacht ohne Ausruhen marschieren, nichts lesen, niemandem nützen, in Unsauberkeit versinken, im Schmutze schlafen, wie das Vieh leben, in beständiger Betäubung Städte plündern, Dörfer in Brand stecken, Völker zugrunde richten und dann einer andern ebensolchen Anhäufung von Menschenfleisch begegnen, sich auf sie stürzen, Ströme von Blut vergießen, die Felder mit Stüden von Menschenfleisch bedecken, und den Boden zur Lagerstatt menschlicher Leichen machen, Arme und Beine verlieren, sein Gehirn versprizen, ohne den geringsten Nutzen für irgend jemanden, während Eltern, Gatten, Kinder dahinter Hungers sterben. — das also heißt die Menschen schätzen vor dem kassen Materialismus.

Guy de Maupassant

Die Bewohner unseres Planeten leben noch in einem solchen Zustande der Dummheit, der Vernunftlosigkeit, der Stumpfheit, daß wir tagtäglich in der Presse der zivilisiertesten Länder Betrachtungen finden über diplomatische Verhandlungen zwischen Staatsoberhäuptern, deren Zweck Bündnisse gegen einen vermeintlichen Feind sind, Kriegsvorstufen, bei denen die Völker ihren Leitern erlauben, über sie zu verfügen, als wären sie Vieh, das man zur Schlachtkanal führt, ohne daß ihnen auch nur der Gedanke kommt, daß das Leben jedes Menschen sein persönliches Eigentum ist.

Flammarion.

Das Alter der Dienstpflicht kommt heran, und jeder Jüngling hat sich ungerichtfertigen Befehlen eines schlechten oder unwissenden Menschen zu unterwerfen. Er muß glauben, das Edelste und Höchste sei, den eignen Willen aufzugeben, das Werkzeug eines andern zu werden zu töten und getötet zu werden, ohne zu wissen wofür, und ohne eine andere Entschädigung, als ein Glas Branntwein am Tage der Schlacht und das Versprechen einer unfassbaren Fiktion der Unsterblichkeit nach dem Tode und des Ruhms, den ihm ein Zeitungsschreiber mit seiner Feder verleiht oder nimmt, der hübsch dahinter in seinem Zimmer sitzt.

Alphonse Karr.

Sie wissen doch, wohin sie gehen, sie wissen doch, daß sie ihre Frauen verlassen, daß ihre Kinder hungern werden. Und doch gehen sie hin; denn sind sie betrauscht durch volltönende, lügenhafte Worte, in solchem Grade betrogen, daß sie glauben, Schlachten sei ihre Pflicht, und Gott bitten, er möge ihr blutiges Werk segnen. Und sie gehen dahin und zertreten die Ernten, die sie ausgesät haben, stecken die Städte in Brand, die sie erbaut haben, singen dabei begeisterte Lieder und jubeln laut und machen festliche Musik; und sie ziehen dahin ohne Widerspruch, geduldig und ergeben, sie, die doch die Menge sind und die Kraft, und die, wenn sie sich zu vereinigen verstünden, den gesunden Menschenverstand und die Brüderlichkeit setzen könnten an die Stelle der labbringenden Künste der Diplomatie.

E. Rod.

Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei betrunkene Leute sähe, die sich in einem Porzellanladen mit Kröpf-

pein herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie sich einander schlagen, lange zu heilen haben, so müssen sie hinterher noch den Schaden bezahlen, den sie anrichteten.

Hume.

Glaubt ihr, daß es ein Vergnügen sei, dies alberne Leben fortzuführen? Menschen, die man nicht kennt, um sich sterben zu sehen, und sie dem Tode selbst zu überliefern. Ich habe den Artikel Krieg in den encyclopädischen Fragen gelesen. Wie? ein Fürst, der seine Truppen in blaues Tuch kleidet, und ihnen Hülfe mit weißen Schnüren gibt, der sie sich lehnen läßt, rechtsam und linksam, kann er sie ehrenhalber einen Feldzug tun lassen, ohne den Ehrentitel eines Anführers von Taugenichtsen zu verdienen, die nur aus Not gebungene Henker werden, um das ehrbare Handwerk der Straßenräuber zu treiben? Die Philosophen müssen Missionare auf Belehrung ausschicken, um unvermerkt die Staaten von den großen Armeen zu entladen, die sie in den Abgrund stürzen, daß nach und nach keiner übrig sei, der sich schlage. Kein Landesherr, kein Volk wird sodann die unglückliche Leidenschaft zu Kriegen mehr haben, deren Folgen so verderblich sind; jedermann wird eine Vernunft äußern, so vollkommen als eine geometrische Demonstration. Ich bedauere sehr, daß mein Alter mich eines so schönen Anblicks beraubt, von dem ich nicht einmal die Morgenröte erleben werde. Beklagen wird man mich und meine Zeitgenossen, daß wir in einem Jahrhundert der Finsternis lebten, an dessen Ende zuerst die Dämmerung der vervollkommeneten Vernunft anbrach.

Friedrich der Große (1773).

Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen, und den Mord im Kriege zu belohnen.

Es ist verkehrt, den Henker zu verachten und selbst, wie es die Soldaten tun, mit einem Menschenabschlachtungsinstrument, wie es der Degen oder Säbel ist, stolz herum zu laufen.

Verkehrt ist es, die Religion Christi, diese Religion der Duldung, Vergebung und Liebe, als Staatsreligion zu befehlen, und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden.

Oerhart Hauptmann.

Gemug. Ich habe nur einen winzigen Bruchteil der Stimmen ausgewählt, die den Kriegskünstlingen, die jetzt wieder so frech ihre Unkenrufe krächzen, das Schuldig sprechen. Die Sammlung ließe sich verhundert-, vertausendfachen. Die größten Geister aller Völker und Zeiten haben den methodischen Menschenmördern ihre Verachtung ausgesprochen. Aber wo Unvernunft und Habgier ihre chaubinistischen Orgien feiern, ist der gesunde Menschenverstand machtlos. Es bleibt zwecklos, an das Gewissen der Heer zu appellieren. Solange die Völker sich nicht auf sich selbst bestimmen, solange ist den Kriegskünstlingen das Handwerk nicht zu legen. Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Wenn meine Soldaten anfangen würden zu denken, bliebe nicht einer in meinen Reihen.“ Aber damit hats noch immer lange Weile.

F. Pf.

Der Patriotismus

Von Professor Dr. August Forel.

Was ist das Vaterland? Eine zufällige Anhäufung von Menschen auf einem bestimmten Stück Erde, die infolge von blutigen Kriegen da zusammengesperrt wurden. Wenn die Waadtländer in ihrem schweizerischen Patriotis-

mus die Schlachten von Grandson und Murten feiern, wenn unser Landsmann Eugène Burnand in seiner meisterhaften Weise uns auf seiner Leinwand die finstere und traurige Figur Karls des Kühnen zeigt, dessen Stolz sich vor dem Schweizer Hirten beugen mußte, dann vergessen wir ganz, daß unsere Waadtländer Voreltern Soldaten ebendieses Herzogs von Burgund waren und in diesen Schlachten vor ihren ehemaligen Eroberern, den Schweizern, flohen. Es ist eben eine drollige Sache um diesen Patriotismus, der sich wie ein Mal windet, und an alle Verhältnisse anpaßt. Sind nicht die chaubinistischsten „Franzosen“, in Frankreich geborene Deutsche? Sind die wütenbsten Antisemiten nicht selbst getaufte Juden? Sehen wir nicht Deutsche, Schweizer, selbst Franzosen nach einigem Aufenthalte in England die Vollblut-Engländer spielen, ja englischer sich gebärden als ein alter Lord? Man hat behauptet, daß der Patriotismus aus der Rassenzugehörigkeit entspringe und auf die Gemeinschaft des Blutes gegründet sei. Welche Absurdität! Sehen wir nicht die Yankee, die Nordamerikaner, jene seltsame Mischung aller Rassen der Welt, jenes Zwittervolk, in welchem englisches, irländisches, chinesisches und Negerblut rollt, heute sich mit einem amerikanischen Patriotismus brüsten, der ebenso chaubinistisch und ebenso erklüßig ist wie der Tschechen, Ungarn und Basken? Und die Ungarn, die so stolz sind auf ihren Namen und ihren magharischen Patriotismus? Untersuchen wir sie näher, so finden wir bei ihnen ein Gemisch von Juden, Slaven und magharisierten Deutschen, das derartig verbreitet ist, daß man in Budapest oft vergeblich nach einem wahren ungarischen Typus sucht.

Dieses ganze künstliche und unbeständige Sammel-surtium, dessen augenblickliche Zusammensetzung dem jeweiligen Patriotismus seine Gestalt gibt, becußt heutzutage, abgesehen von der Verschiedenheit der Sprachen, auf nichts anderem, als auf müßigen Ueberlieferungen vergangener Zeiten, Ueberlieferungen, welche man aus ehrgeizigen und egoistischen Zwecken den Eifersüchtelien und den Kleinlichen Gehässigkeiten der gegenwärtigen Zeit anpaßt. Der Patriotismus hatte ehemals seine Daseinsberechtigung, als die Zivilisation auf kleinen Gebieten lokalisiert war, die Erbteile kaum bekannt, die Völker unter sich natürliche Feinde waren, als die menschliche Solidarität als die einer großen, hoch entwickelten Völkerfamilie auf unserem kleinen Erdglobus weder begriffen noch überhaupt vorausgeahnt werden konnte. Aber heutzutage hat er sich überlebt, er ist nur noch ein Rest von Barbarei und Unwissenheit, der gegründet auf Engherzigkeit und Heuchelei nur dazu dient, Bruderkriege zwischen den Menschen anzufachen. Höchstens können wir ihm die Berechtigung als provisorisches Verteidigungsmittel der Schwächeren gegen die Angriffe der Stärkeren einräumen.

Die Moral des Patriotismus ist eine falsche, heute veraltete: sie ist die Mutter der Kriege, und der schlimmsten Unmoralitäten, weil sie zu einer übertriebenen Liebe einer Gruppe von Menschen zum Nachteil aller Anderen treibt, und weil sie so Nebenbuhlerschaft, Haß und Kampf zwischen den Nationen erzeugt.

Man liebe seine Heimat und seine Landsleute, das ist sehr gut, und dagegen ist gewiß nichts einzuwenden. Aber diese Zuneigung muß der viel höher stehenden Liebe zur Menschheit untergeordnet werden. Wird sie das nicht, so gebiert sie notwendigerweise den Chaubinismus und alle mit diesem zusammenhängenden Uebel.

Bürgerkunde für Staatsbürger

Von Otto Corbach.

Die wahren und die falschen Freunde der Jugend, Leute, die ihrer Zeit vorausgeeilt sind und daher das heranwachsende Geschlecht lieben, weil es ihre Ideale verwirklichen soll, und solche, die dem großen Heer der dem Tage Fronenden nachtröten und deshalb nur mit zitteriger Angst dem wilden Vorwärtstürmen der Jungen zusehen können, sie verlangen heute alle in diesem oder jenem Sinne, daß in den Schulen „Bürgerkunde“ getrieben werde. Die Fortbildungs- und Fachschulen, die mittleren und höheren Schulen und die Hochschulen sollen mit dieser Neuerung beglückt werden. „Ich glaube“, erklärte der Vorgänger von Bethmann Hollweg, „daß nichts mehr geeignet ist, die Freude am Vaterlande und die Bereitwilligkeit, ihm Opfer an Arbeit, Gut und Blut zu bringen, in den Deutschen wach zu halten und zu stärken, als die wachsende Erkenntnis des Wesens und der hohen Aufgaben des Staates und die Einsicht, welche Wohltaten ihm der einzelne verbankt.“ Das klingt gewiß vernünftig, so vernünftig wie das Bibelwort: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, auf daß sie eure Werke sehen!“ Nur drängt sich dann gleich die Frage auf, warum denn der Staat bisher so unvernünftig war, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Die Schule ist doch eine Einrichtung des Staates, und wenn dieser so unbeliebt war, daß ein allgemeiner Schulzwang nötig wurde, warum sorgte er nicht dafür, daß man ihn schon auf der Schulbank als einen Wohltäter des Volkes kennen und schätzen lernte, damit ein freudiger Selbsttrieb an die Stelle eines harten Muß trete, damit die Jugend mit Lust an den staatlichen Unterrichtsanstalten sich geistige Nahrung verabreichen ließe und aus der Schule ins öffentliche Leben die Gewißheit mitnehmen könne, daß die Leistungen des Staates die großen Opfer wert sind, die er von den Untertanen fordert? Die Antwort fällt nicht schwer, wenn man erwägt, was der Staat bisher bei uns war. Gewiß sind allenthalben in Europa die Zeiten unwiederbringlich vorüber, wo ein Herrscher mit Ludwig XIV. sagen konnte: „Der Staat, das bin ich,“ aber wir sind in Preußen-Deutschland auch noch nicht so weit, um in unserm Staatswesen das sagen zu können, was es sein sollte, ein Instrument des nationalen Wirtschaftsorganismus. Der Staat, das ist bei uns noch die Bureaucratie. Und was für eine Bureaucratie! Eine Bureaucratie, an der die Fortschritte des Maschinenzeitalters spurlos vorübergegangen sind, die noch in vormärzlichen Bahnen wandelt, den Aufgaben der Gegenwart verständnislos gegenübersteht und in dem Volke nur ein Objekt der Gesetzgebung sieht. Ein Reich, von kantischem Geist besetzt, vom kategorischen Imperativ beherrscht, wo man mit Geringschätzung auf das Treiben des niederen Volkes mit seiner gemeinen Nützlichkeitsmoral, seinem Dichten und Trachten nach schnödem Mammon, herabsieht, das ist die Welt der Bureaucratie. Es konnte allerdings nicht im Interesse dieser Kaste liegen, daß man das Volk in den Schulen darüber aufklärte, wie es regiert würde. Die Bureaucratie muß eine gefürchtete Macht bleiben, die ihre Kraft aus mystischen Quellen schöpft. Dazu mußte sie mit geheimnisvoller Wichtigtuerei arbeiten können. Dasselbe Grauen, das ein unheilbarer Bureaucrat vor Dingen wie Telephon und Schreibmaschine empfindet, die ihm jetzt aufgedrängt werden sollen, regt sich in ihm auch bei dem Gedanken, daß jeder Schulbube künftig darüber belehrt werden könnte, auf wie natürliche Art und Weise regiert wird. Mag das Volk sich in den Schulen allerhand nüt-

liche Kenntnisse aneignen, die es ihm erleichtern, wohlhabend und — steuerkräftig zu werden, in das innere Getriebe des Staates darf ihm kein Einblick gewährt werden. Was soll sonst aus dem Respekt vor der hohen Obrigkeit werden, von der es für das Volk zu wissen genügt, daß sie nach dem Apostel Paulus von Gott verordnet sei, und ihr Schwert nicht umsonst trägt.

Nun hat aber die Schule längst kein Monopol mehr für die Ausbreitung von Wissen in den breiten Schichten des Volkes. Volksbibliotheken und vor allem die Ausbehnung des Zeitungswesens sorgen dafür, daß der einzelne Staatsbürger über alles politisch Wissenswertes, also auch über das Gefüge des Staates sich unterrichten kann. Nur fehlt jede Sicherheit, daß dem Volke die öffentlichen Einrichtungen so erklärt werden, wie es ihrem wahren Wesen entspricht. Sogar das Zentrum bemüht sich seit Jahren, das Volk in seinem Sinne über Wesen und Zweck des Staates zu belehren. Es läßt sich denken, daß dabei die wahren Interessen des Staates schlecht wegkommen, da besonders die ultramontanen Parteibestrebungen ausgesprochen kulturfeindlich sind. Deshalb muß der Staat sich endlich dagegen wehren und selbst dafür sorgen, daß die Jugend eine gute Vorstellung von seiner Leistungsfähigkeit erhält. Bürgerbücher sollten in die Schulen, und zwar nicht nur in die mittleren und höheren, sondern gerade auch in die Volksschulen eingeführt werden, wodurch die Jugend über die bestehenden öffentlichen Einrichtungen und alles, was von der Politik für jedermann zu wissen nützlich ist, unterrichtet werden kann. So erklärt es sich, daß die auf eine staatsbürgerliche Erziehung der Jugend gerichteten Bestrebungen jetzt von der Regierung unterstützt werden. Nun muß aber die öffentliche Kritik dafür sorgen, daß bei dem neuen Unterricht in „Bürgerkunde“ nicht etwa die „Segnungen des bewährten Dreiklassenwahlrechts“ und eines durch Junkerherrschaft gemäßigten Absolutismus gepriesen und dadurch das aufkommende politische Denken mehr erstickt als geweckt wird. Nur eine Bürgerkunde, die durchaus sachgemäß über die bestehenden öffentlichen Einrichtungen und Aufgaben der Regierung unterrichtet, vermag zu leisten, was man von ihr erwartet: Die Freude am Vaterlande und die Bereitwilligkeit, ihm Opfer zu bringen, zu stärken.

Ein historisches Geschehnis

Wer sie gehört hat, die siegesgewissen Klänge der Internationale, die uns an jenem denkwürdigen Freitagabend von den Abgesandten der französischen Arbeiter vorgelesen wurde, der mußte fühlen (und war er auch ein echtpreussischer Bürger und hat er auch kein Wort des Textes verstanden) welche starker Wille zum Frieden und welche stolzes Selbstbewußtsein in der Weltanschauung des französischen Proletariat liegt. Wehe der preussisch-deutschen Reaktion, wenn unsere Arbeiter von dem gleichen Feuer durchdrungen sein würden. Wenn doch (wünschte mancher) nur ein Funke dieses Temperaments bei den sozialdemokratischen Massen zu finden wäre. Aber es war, als sei es den Führern der deutschen Arbeiter darum zu tun gewesen, schon rein äußerlich von den Gästen abzustechen. Anders ist es unerklärlich, daß sie ausgerechnet ihre Nebdächtingen als Redner des Abends erwählten. Mollenbuhrs Verdienste in allen Ehren. Aber warum nicht Diebknacht, oder Ledebour? Gegen den französischen Abgesandten Jouhaux wirkten die deutschen Sprecher wie nationalliberale Geheimgäste. (Auch äußerlich.) Und dann war noch eins, was den Unterschied unterstrich: bei den

Franzosen fühlte man: hinter diesen wuchtigen Worten, die den Kriegshebern entgegengeschleudert wurden, steht die Tat! Es war mehr als einer Versammlungssphrasen, als Jouhaux den Massen zurief: „Arbeiter Deutschlands, reicht uns die Hand zum Bunde!“ Es war ein historischer Augenblick in der Geschichte der Arbeiterbewegung. Und wenn unsere reaktionäre Presse nicht von verständnislosen Reportern bedient werden würde, ihr wäre der Spott über die „Verbrüderungssphrasen“ bald vergangen. Denn es handelte sich ja nicht nur um eine Demonstration für den internationalen Frieden. Es handelte sich um mehr. Es war die Annäherung zweier diametral gegenüberstehender Weltanschauungen, und diese Annäherung hat weltgeschichtliche Bedeutung. Was wir öffentlich nur als Sympathien-Austausch der französischen und der deutschen Gewerkschaften wahrnahmen, es war in Wirklichkeit der erste erfolgreiche Versuch, die auf dem sozialdemokratischen Boden stehenden deutschen Arbeiter den französischen Syndikalisten nahe zu bringen, die auf anarchistischem Boden stehen. Denn das sei hier ausdrücklich festgestellt (und Jouhaux hat es unzweideutig ausgesprochen): die französischen Gewerkschaften, deren Führer hier in Berlin für den Frieden demonstrierten, sind Vertreter der „direkten Aktion“, sind antimilitaristisch, sind antiparlamentarisch, antipatriotisch.

Bis vor kurzer Zeit lehnten die deutschen zentralistischen Gewerkschaften den Geist ab, der den französischen Syndikaten innewohnt. Man bekämpfte in der deutschen Arbeiterbewegung jeden, der es wagte, ihn zu pflegen. Die Fehden, die Dr. Friedeberg zu bestehen hatte und die mit der Gründung der anarchosozialistischen Gewerkschaft endeten sind bekannt. Und als im Jahre 1907 ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich wegen Marokko beinahe unabwendbar schien und als damals die französischen Arbeiter ihre Delegierten (den damaligen Vorstand der „Konföderation du Travail“ Goiffelhus u. a.) mit gebundenem Mandat nach Berlin schickten und den deutschen Gewerkschaften erklären ließen, im Falle einer Kriegserklärung seien die französischen Gewerkschaften entschlossen, den Krieg mit allen Mitteln zu verhindern, fanden sie in Berlin keine freundliche Aufnahme. . . . Damals ließ man dieselben Vertreter, die man diesmal mit Jubel empfing, ohne eine bestimmte Erklärung, ja, ohne ihnen überhaupt recht Gehör zu schenken, heimfahren.

Diesmal scheint der Besuch auf mehr Verständnis gestoßen zu sein. Freilich können die französischen Sozialisten nicht erwarten, daß deutsch-bürgerliche Sozialdemokraten plötzlich umlernen. Und Eduard Bernstein war im Recht, wenn er, bei der Uebersetzung des Referats von Jouhaux den Satz übernahm, der Jean Jaures' Arbeit in der Kammer unwichtig nannte. Was sollten dann, wenn dieser Satz über Jaures die Hörer nachdenklich gestimmt hätte, die deutschen Gewerkschaftler von ihren Parlamentariern sagen?

. . . Aber schon die Tatsache, daß die übrigen (trefflich überetzten) Ausführungen des Franzosen die Versammlung begeisterten, zeigt, daß auch im deutschen Proletariat das Bewußtsein erwacht ist, der Stimmgott sei nicht das alleinseligmachende Kampfmittel. Wird es den Führern noch einmal gelingen, dieses Bewußtsein einzuschläfern? Noch singen die deutschen Gewerkschaftler begeistert: „Das freie Wahlrecht ist das Zeichen . . .“ Aber daneben drängt sich ihnen auch schon die andere französische Melodie auf, die sie nicht mehr loswerden können seit der Friedensversammlung in der „Neuen Welt“:

Die Internationale,
Das wird die Menschheit sein!

Glossen

Anatole France über den Parlamentarismus. Der Besuch der französischen Arbeitervertreter in Berlin, der die Kampfestaktik der französischen Gewerkschaften in den Vordergrund der Diskussion gestellt hat, dürfte die Gemüter noch recht lange bewegen. Der Glaube an den alleinseligmachenden Parlamentarismus, der die zentralistischen Gewerkschaften Deutschland bisher erfüllt, hat eine arge Schlappe erlitten. Daß aber in Frankreich nicht nur das Proletariat, daß auch die Intellektuellen der Politik ablehnend gegenüberstehen, beweist ein Gespräch, das der Denker und Dichter Anatole France mit einer bekannten Sozialistin über dieses Thema gehabt hat. Wir geben daraus den Teil wieder, der Anatole France Stellung zur Politik und zum Parlamentarismus erkennen läßt. Es heißt da:

„. . . Unser Gespräch lenkte bald über zu allgemeinen sozialen Fragen.

„Ja,“ sagte Anatole France ruhig und ernst, „ich bin ein Sozialist — in dem größtmöglichen Sinn dieses Wortes, in seinem gesellschaftlichen Sinn. Die Politik erscheint mir hingegen als nichts anderes denn als Verschwendung der Energie. Sobald Sozialisten die politische Arena betreten, werden sie notwendigerweise zu näheren Verbindungen mit den übrigen bürgerlichen Parteien gezwungen und müssen dadurch, um überhaupt existieren zu können, sich den gegebenen Verhältnissen anpassen. Das Resultat davon ist, daß sie, wie hier in Frankreich, von sehr geringer Bedeutung werden in dem Marsche des wirklichen sozialen Fortschrittes.“

Dann wandte er sich an mich mit einer eigenartigen graziösen Bewegung und fragte, während ein Strahl hellen Interesses über sein Antlitz huschte:

„Fräulein sind wohl auch Sozialistin?“

„Ja,“ antwortete ich, „aber gleichfalls in Ihrem Sinne — im umfassendsten Wortsinne.“ Und glücklich, nun Gelegenheit zu einer Frage zu haben, die ich gleich anfangs an ihn richten wollte, fragte ich:

„Sind Sie nicht der Meinung, daß das großartigste, revolutionäre Mittel, das gegenwärtig in unserer Macht ist — in der Macht der arbeitenden Klasse — im Generalstreik besteht?“

„Es gibt kein anderes soziales Mittel als dieses in der Gegenwart“, antwortete er sofort und mit freudiger Erregung. „Es ist das großartigste Kampfmittel, das wir besitzen. — Ah,“ seufzte er und schüttelte dabei langsam sein Haupt, „die marxistischen Theorien wurden zu einer Zeit geschrieben, als die Verhältnisse so ganz anders waren als heute! Alles hat sich so vollständig verändert — und Marx war kein Prophet.“

Heute brauchen wir andere Kampfmittel und überall, wo es sich um soziales Weiterschreiten handelt, kann man die Zwecklosigkeit des Parlamentarismus beobachten. Der Generalstreik ist, wie Sie sehr richtig sagten, Fräulein, das großartigste Kampfmittel. . . .“

Und als er sich erhob, um Abschied zu nehmen, wiederholte er nochmals:

„Ja, Fräulein, der Generalstreik ist eine wundervolle Waffe, sie entspricht den Notwendigkeiten und Anforderungen des Tages.“

Wer Briefe nach München senden muß, kann angenehme Ueberraschungen erleben. Einige Kuriosa, die uns in den letzten Wochen bekannt geworden sind, lassen darauf schließen, daß die Münchener Briefpost sich zu einem richtigen Verkehrshemmnis entwickelt hat. Hast du, lieber Leser, etwa um den 1. Juli herum ein Sendschreiben der Post

anvertraut, so kannst du, wenn nichts dazwischen kommt, noch immer damit rechnen, es als „unbestellbar“ zurück-erhalten. Der Adressat kann polizeilich seit Wochen gemeldet sein, der Adressat kann seit Wochen Briefe unter der gleichen Adresse rechtzeitig erhalten haben, wenn du etwa plötzlich vergessen solltest, genau anzugeben, ob der Adressat Vorderhaus oder Gartenhaus wohnt, erhältst du (nach Wochen!) deinen Brief als unbestellbar zurück. Du beschwerst dich. Du weist nach die Adresse inkl. Etagenbezeichnung genau stimmt. Daß am gleichen Tage Briefe mit der natürlichen Adresse richtig angekommen sind. Die Post teilt dir mit, daß das „Gartenhaus“ fehle und der Brief damit zu Recht unbestellbar geworden sei. Man könnte glauben, der Preußenhaß habe seine Hand im Spiel. Aber das stimmt nicht. Auch Briefe von nichtpreussischen Orten erleben das gleiche Schicksal. Man unterlasse also jede Korrespondenz nach der bairischen Hauptstadt. Oder man versuche es mit der Aufschrift: „Bestellbar! Adresse ist richtig!“

Noch zeitgemäß

Du bist im ruhmgelächelten Norden
das erste Land der Welt geworden.
Germania, mir graut vor dir.
Mir graut vor dir; ich glaube fast,
daß du, in argem Wahn versunken,
mit falscher Größe suchst zu prunken,
und daß du, gottesgnadentrunkten,
das Menschenrecht vergessen hast.

G. Herwegh.

Der Aesthet und die Frauenfrage

Von Grete Wessel-Hess.

In einem Artikel „Das Weib und die Menschwerdung“ der Zeitschrift „März“ war einmal zu lesen:

„Milliarden von Jahren hat der Mann gegen die feindliche Natur gekämpft. Sie liegt durch Dampf und Elektrizität, durch Demokratie und Geseze gebändigt zu seinen Füßen. Es wäre an der Zeit, an eine neue Liebeskultur zu denken. Sehe das Weib zu, daß es die Größe des Augenblicks erfasse. Es kann sich und uns glücklicher machen, wenn es schön ist und begehrenswert, als wenn es Medizin studiert, auf russische Gouverneure schießt oder um Wahlrecht schreit.“

Vielleicht ist es nicht der Natur jedes Weib gemäß, sich in formalistische Studien zu versenken, zu schreiben und zu schreien. Aber es gehorcht der Not, nicht dem eigenen Erlebe, wenn es Betätigungen unternimmt, die ihm nicht bequem sind. Der Autor des Artikels gibt ja zu, daß der Werbelampf seit Jahrtausenden — seit der Mann Eigentum zu vergeben hat — auf dem Kopf steht, daß seitdem die Weibchen anstatt die Männchen „sich schmücken, singen und Räder schlagen müssen.“ Nachdem aber selbst diese Verlehrung der Werbung nichts half, nachdem trotz allen Singens, Schmückens und Räderschlagens das Weibchen nicht mehr sicher darauf rechnen konnte, am Eigentum eines Mannes zu partizipieren, da dem Mann der Brotkampf selbst so scharf zusetzte, daß einerseits die Kraft seiner erotischen Impulse an und für sich geschwächt wurde, andererseits er nicht mehr — oder nicht zur richtigen Zeit — in der Lage war, allein das Weibchen und ihre Brut zu erhalten, — mußte das Weibchen selbst Eigentum zu erwerben suchen und zu diesem Zwecke formalistisch studieren, schreiben und schreien. — Bis zur Wurzel des Baumes mußte das Uebel nagend vordringen, zur Geschlechtskrise mußte es werden, auf das man es endlich in seiner wahren

ungeheuerlichen Natur erkenne. Dieses Uebel aber, das mehr und mehr zur Krise wird, ist das geschlechtliche Uebel der Zeit: die zwangsweise Verlehrung des Werbelampfes, die verhinderte freie Auslese und die unterbundene Zucht-wahl. Diesem Uebel gegenüber entstand die Frauenbewegung, wie ein Medikament gefunden wird, wenn schließlich die Not am größten ist. Gift gegen Gift — ein Medikament gegen ein unnatürliches Mittel, — eine Waffe zur Bekämpfung und zur möglichsten Abwendung des Geschlechtsbols, der über Millionen Frauen und Männer durch die Zwangslage, die unser auf dem Kapitalismus ruhendes Heiratsystem geschaffen hat, verhängt ist — und in letzter Linie ein Mittel zur ökonomischen Selbsterhaltung der Frau, da die Erhaltung durch den Mann aus kapitalistischen Ursachen versagte, — das ist die Frauenbewegung, so ist sie zu verstehen.

Die „Geseze“, durch die der Mann die „feindliche Natur“ angeblich „bändigte“, sind wenig vollkommen, wenn sie solche Konstellationen zeitigten. Es geht nimmermehr an, die Erscheinungen der Frauenbewegung nur unter dem Gesichtswinkel des Aestheten zu beurteilen. Daß dem ästhetisch empfindsamem Menschen, der die Phänomene des Geschlechtsgegenfases ungebrochen erhalten sehen möchte, vieles an der Frauenbewegung nicht gefällt, besonders dort, wo sie aufhört, Kulturgewinn für die Frauenseele (und damit für die Gattung) zu bedeuten und gemeinster, traurigster, zermürbendster Brotkampf wird, ist begreiflich. Aber nimmermehr darf die Erscheinung, losgerißt aus ihren Zusammenhängen mit der gegebenen Wirtschafts- und Sexualordnung, zur Diskussion gestellt werden. Es geht nicht an, die harte Tatsächlichkeit „der“ Dinge zu übersehen, so wenig wie es angeht, wenn man zu solchem Problem das Wort ergreifen will, die Idee „des“ Dinges zu ignorieren. Nichts wert ist das andere. schafft nur Begriffsverwirrung und Mißverständnisse.

„Es wäre an der Zeit, an eine neue Liebeskultur zu denken. Sehe das Weib zu, daß es die Größe dieses Augenblicks erfasse.“ Jawohl, es ist Zeit, allerhöchste Zeit sogar. Aber um in diesen Augenblick wirklich tätig einzugreifen, wie der Verfasser ja selbst vom Weibe verlangt, genügt es nicht, daß es „nur schön“ sei und dazu Purzelbäume schlage. Das hat es ja, um das Männchen anzuloden zur „Liebeskultur“, seit Jahrtausenden getan, wie der Verfasser selbst zugibt. Da es der Frau angesichts der wirtschaftlichen Not des Mannes und der Schwächung seiner Sexualimpulse (die die sexuelle Anarchie, die dem Manne von seiner Geschlechtsmoral erlaubt ist, auf dem Gewissen hat) nichts mehr nützt, um ihr die Versorgung zu sichern, da sie außerdem die Freiheit der Wahl mehr und mehr begehrt, — was im Interesse der Früchte der Auslese nur zu begrüßen ist, — muß sie außer Habschlagen und Schönsein noch eine andere Möglichkeit zur Erhaltung ihrer persönlichen Existenz, ihrer „physischen Integrität“ (wie Popper-Synkeus den elementaren Bestand der Person nennt) in Händen haben. Ohne wirtschaftliche Befreiung gibt es eben auch keine Befreiung anderer Art. Wird nicht auch, — um die moralische Nötigung zur Bewegung der Frauen zu berühren, — ein Mensch wirklich gemein, wenn er Purzelbäume schlagen muß, — nicht um dadurch Liebe zu gewinnen, — sondern um gefüttert zu werden? Daß es den Mann zwar glücklich macht, die Frau „nur schön“ zu sehen, geben wir zu, aber daß es ihm möglich ist, dieses Glück aus der platonischen Sphäre der Betrachtung in die des wirklichen Besitzes zu heben, müssen wir unter den gegebenen Umständen bezweifeln. Das Weib soll „Sonne, nur Sonne“ sein. Die Männer können aber die Mittel, sich diese Sonne zu kaufen, nicht mehr auf-

bringen. Und nun gar all das Gessen und Trabantenrum, das um diese Sonne kreist und zu ihnen gehört, — wie soll der Mann dieses ganze Sternensystem (des Familienhaushaltes) allein bezahlen können. „Wer die Sonne in die Tasche steckt, verbrennt sich die Hose und beschmutzt die Sonne,“ sagt Flaubert, allerdings in einem anderen Zusammenhang. Dieses Bild läßt sich aber sehr wohl auch auf unseren Fall anwenden. —

Der Mann hat die Frau niemals vollkommen aus eigener Kraft erhalten. In der Geschichte der Prostitution und in der Geschichte der Ehe finden wir einen Punkt, wo die beiden Institutionen sich kreuzen und verbinden. Das ist der Punkt, an welchem, durch die in der „heiligen Prostitution“ erworbene Dos die Prostitution ein Mittel zur Ehe wird. Die Selbstgewinnung der Dos durch vorheilige Prostitution war die erste Form der wirtschaftlichen Beteiligung der Frau an den Kosten der Familiengründung. Die zweite Form war die Dotierung des Mädchens von Seiten der Familie. Mit dem Verfall der religiösen Prostitution und mit ihrer beginnenden Nechtung durch Rom (die später durch das Christentum vervollständigt und durch die aus Amerika eingeschleppte Syphilis besiegelt wurde) ergab sich die Notwendigkeit, die Tochter vor der Prostitution zu bewahren. Zu diesem Zwecke mußte sie von Seite der Familie ausgesteuert werden.

Je schwieriger aber auch die Aussteuerung durch die Familie wurde, desto notwendiger wurde die Eigenbewegung der Frau, ihre direkte Beteiligung am Erwerb. Frauenarbeit hat es immer gegeben, — zu deren qualifizierter Bewertung wird, durch die wirtschaftliche und sexuelle Krise, erst unsere Aera gedrängt.

Eine vierte Form der Erhaltung der Frau wird die Zukunft bringen müssen, der es vorbehalten ist, die generellen Leistungen der Frau wirtschaftlich in Anschlag zu bringen, sie ziffermäßig zu bewerten, für die Katastrophe jeder Mutterchaft Vorsorge zu treffen und die Aufzucht der Generation zu ihrer eigenen Angelegenheit zu machen.

Dann erst wird die Frau „schön, nur schön“, „Weib, nur Weib“ (und in vollerer Harmonie mit den Gesetzen der eigenen Natur und denen der Umwelt als sie es jemals früher war), und „Sonne, nur Sonne“ sein können. Dann erst wird sie nur nach jenen Kulturwerten greifen können, die zur Bereicherung ihrer Persönlichkeit beitragen, ohne teilnehmen zu müssen am größten Haubgemenge um Brot.

Es ist ein merkwürdiges, nicht uninteressantes Phänomen, daß mit der fortschreitenden Dirftigkeit der männlichen erotischen Impulse der „Schrei“ nach dem „nichts als schönen“, „nichts als anregenden“, mit einem Wort nichts als passiven Weibe, das sich begnügt, „Resonator des männlichen Strebens nach Vollkommenheit“ zu sein (ohne sich zu derartigen Streben selbst zu erheben), von jener Gruppe der Moderne, die wir als „Aestheten“ kennen, immer häufiger laut wird. Der bedadente Mann, der Dégénére weiß mit dem aktiven Weibestyp von selbstständiger Persönlichkeit —, dessen höchste Erscheinungsform im Mythos von der Amazone, in der Gestalt Brünhilds repräsentiert ist —, nichts anzufangen. Die Frauenbewegung scheint ihm nur dazu da, aus den Frauen Bogelscheuchen zu machen. Sollte nicht hinter diesem Aesthetenschrei nicht so sehr verminderte Weiblichkeit als etwa ein Manko an Männlichkeit zu suchen sein? Mit der selbstständigen aktiven Weiblichkeit „fertigt zu werden“ ist eben schwieriger, fordert „tauglichere“ Gelben, als sie dem passiven Frauentyp gegenüber nötig sind.

Wir scheint, mir scheint, „Ihm macht Brünhilde Mühe“!

Der Dichter

Von Anselm Kretz.

Wenn die Menschen zusammengenommen das weite, eintönige unermesslich sich hinstreckende Flurland bilden, in das der Samen aller Ereignisse und Vorgänge im Univerfum wie von ungefähr weht, hier als kümmerliche Feldblume, dort als vereinzelter zäherer Baum, im ganzen aber als streng und schmucklos seine Zeiten hindurchreisendes Gras oder Getreide aufgehend — so ist der Dichter hingegen in all dieser ermüdenden farbenarmen Fläche der unerhört prägende Blumengarten, voll der seltensten Gruppierungen und bunten Steigerungen. Unerklärlich, wie er da so inmitten hingebommen ist: näheres Zusehn zeigt, daß die Bedingungen, unter denen er wuchs, gar nicht so ausnehmend andere gewesen, Wurzeln, Stoffe und Grundformen noch ganz dieselben geblieben scheinen — und dennoch: als ob dasselbe, was nebenan schon als schmächtiger Palm sich ausgegeben, hier erst als herrlicher schlanker Palmschaft seine Erfüllung gefunden hat, so steht man auch auf diesem seltenen Fleck Erde sich zwar an alles mögliche Jcheigene erinnert, ohne doch hinter den letzten Grund jener auffallend bunteren und reicheren Vielgestaltigkeit zu kommen.

Oder würde solch eine erstaunliche Fruchtquelle und Dase wenigstens auch äußerlich einen erhöhteren Punkt, jenen Berg oder Hügel dort, wie er gleichsam schon sinnlich das niedere Flachland zu überschauen und stolz zusammenzufassen sich anmaßt, erwähnt haben —: so würden gewisse Strahlungen, Stufe und Mänge von dort oben die im Tal auch immer erreichen, ohne ihnen indessen mehr als Lächeln, Unwirklichkeiten vorzugaubern, oder den ernstlichen Gedanken je einzugeben, ihr eigenes Sein mit einem offenbar nur in Wolken befindlichen zu vergleichen. Hier sprechen wir nun von dem extrem-idealistischen Dichter, der in der Tat mit dem einseitigen Vorsatz, gewisse angeblich immer der banalen Sphäre verbleibende Gegenstände zu meiden, sich in einer Art Schwunghöhe über dem „Bloß-Wirklichen“ halten und ein bestimmtes Imaginäres, Wie-an-sich-Schönes als einziges Sujet absondern zu können scheint. Sicher ist, daß auch er zu jeder Zeit Wirkungen, wir glauben auf uralten menschlichen Erinnerungen, Assoziationen beruhende, ausgelibt hat — früher vielleicht nur er. Aber der Dichter schlecht hin ist und bleibt doch nur der andere, der realistische, der mitten unter uns übrigen Allen sein Belt aufgeschlagen hat, mit uns dieselben Erlebnisse, dieselben Erfahrungen zu schmecken scheint, um doch eines Morgens mit seltsam prägnanteren Blüten neben uns zu erwachen, die aber gewißlich dieselbe Sonne, derselbe Wind nur großgeküßt hat! Es ist, als deute er nur immer an, wogu auch wir es gebracht, auch wir uns entwickelt haben könnten, wenn wir den in uns gelegten Keim nur tiefer auszutragen, mit größerer, feinerer Geduld zu überwachen und bewußter emporzutreiben versucht hätten. Und so, trotz aller bleibenden Andersartigkeit, erkennen wir uns selbst doch grade in ihm wieder, spiegeln uns in ihm und suchen Erklärungen über uns selber schließlich nur bei ihm, dem so viel reicher und mannigfaltiger als wir selber Aufgegangenen!

So war Goethe, der ewige Realist: einer, der mit dem spätesten Glanz seiner Firnen die Wolken, den Himmel selber zu streifen scheint — dennoch immer unter uns, mitten in unserem Meinsten und Alltäglichsten wurzelt, einer, zu dem noch der Geringste Berührungspunkte findet, mit dem jeder mindestens von ganz fern sich noch vergleichen kann! So, in anderer Weise, war Balzac, der

unübertreffliche Schilberer hundertjährig-heitigen Wesens, und so lebt gegenwärtig vielleicht nur August Strindberg mit den Menschen, deren noch wenige den Dichter, die meisten nur sich selbst in ihm erkennen.

Paul Verlaine

Von Emile Verhaeren.

Das Gesamtwerk Paul Verlaines ist die Geschichte eines Kampfes. Er selbst hat es konstatiert. Fleisch und Geist haben seine Seele umstritten. Der Kampf war der, den alle leiden und leiden werden bis zu dem Tage, an dem der christliche Geist mehr und mehr erblüht, und die Eintracht zwischen beiden, alten Gegnern dem menschlichen Gewissen Friede und Einigkeit wiedergibt. Verlaine hat niemals Seelenruhe gekannt. Er wurde vom Schmerz zur Reue getrieben, vom Vergnügen zur Sühne, von der Freude zur Traurigkeit und Bitterkeit. Sein Sein wird von Angst durchhebt und vom Gebet erhellt. Es ist leidenschaftlich, sei es durch Laster, sei es durch Tugend. Rote Flammen oder schimmerndes Weißlicht verheeren oder erleuchten ihn mit ihren Strahlen oder mit ihrer Heiligkeit. Er ist von Grund aus Mensch und Christ. Und gerade seine Doppelnatur hat er als großer Dichter ausgebrüht, besungen und unsterblich gemacht.

Ich sagte „großer Dichter“. Ich möchte gern beweisen, daß Paul Verlaine diesen großen Namen verdient.

Ein großer Dichter ist, wer seine Persönlichkeit so gründlich mit der Schönheit vermischt, daß er ihr den Stempel eines neuen und von nun an ewigen Aussehens aufprägt. Zuerst scheint er nur sich zu bekennen, zu veräußern und zu preisen; aber es kommt dahin, daß dieses erwählte Sein so mit den Ideen seines Jahrhunderts und mit der unablässigen Entwicklung der Menschheit übereinstimmt, daß sich — das Gewissen aller bestätigt. Es gibt mit einander verbundene Individualität und Allumfassendheit, Allgemeinheit. Es gibt Schöpfung und Dankbarkeit; Anerbieten und Annahme.

Manchmal folgen die großen Dichter aufeinander wie Antithesen.

Victor Hugo war ein Maler und ein Träumer. Er materialisierte die Sprache. Er behandelte den Satz wie einen höckerigen Ball, läßt Vertiefungen und Erhabenheiten hervortreten und hüllt ihn in die prächtigsten Farben.

Er durchsuchte die Wörterbücher, um den Steinen und den Metallen gleiche Wörter zu finden. Die reichen und elektrischen Töne schillerten. Eine Verschmelzung gewaltiger Färbungen kräuselte ihre Strophen in Brandschweifen. Oft wurde der Maler zum Bildner. Und die Saballade stahl- und bligumhüllter Verse durchtritt bei Hörnerklang die sonoren Täler des Romantismus.

Paul Verlaine dagegen war ein Musiker und ein Gemütsbeweger. Er spiritualisierte die Sprache; die Nuancen, die geschmeidigen Wendungen, die Zerbrechlichkeit der Sätze bannten ihn. Er formte aus ihnen exquisite, flüssige und gehaltene Sätze.

Raum erscheinen sie als eine Bewegung in der Luft; ein Flötenton im Schatten, im Mondlicht; das Entschwirren eines seidigen Gewandes im Winde; ein Glas- und Kristallklingen auf einer Etage. Manchmal enthalten sie nur die geschmeidige Geste zweier Hände, die sich umfassen. Die Reinheit, die Durchsichtigkeit der Dinge wurden wiedergegeben. Paul Verlaine erforschte die sanften und wilden Tiefen der menschlichen Seele. Er studierte einige Dekadenlaster; er feierte die vertraute und schweigsame Bärtlichkeit. Er besang vor allem den Mystizismus.

Es wird der eigene Rufm Paul Verlaines sein, ein Kunstwerk beschlossen, durchlebt und erbaut zu haben. Ein Werk, das sich selbst vergrößerte und die Renaissance der Idealität und des Glaubens widerspiegelte, deren Blütezeit die letzten Jahre haben fallen sehen.

Es gibt Romantiker, die Verlaine sein unstätes, gewalttätiges und sündhaftes Leben vorwerfen. Wahrhaftig, man fragt sich, ob man es beklagen soll, sobald man sich, der reuigen Schreie, der Sanftmut, der Demütigung, der Aufopferung erinnert, mit denen er es zurückkaufte. Ach, gewiß muß man das Wort jenes heiligen Meisters wiederholen:

„Glückliche Fehler, fruchtbarer und wunderbarer Sturz.“

(„Heuseures fautes, chutes fécondes et merveilleuses.“)
Deutsch von Jean Jacques.

Fünf Gedichte

Schlaflose Nächte

Wie oft hab' ich die winzigen
Zwirnknöpfe an meinem Nachthemd gedreht
Und hin- und hergezerrt und nachgedacht,
Wie's mit mir steht.

Wie manche Nacht
Wurde ein weiches Knöpfchen mit geripptem Rand
Zum schweren Eisenrad in meiner Hand,
Das ich bergauf wälzen sollte
Und mit zerriffnem Atem rollte.

Der Semit

Belcidigt irre ich und rings umspäht
Auf einem fremden heuchlerischen Boden,
Oft stehend unter diesen Antipoden
Bei einem Hauch, der Südliches verrät.

Und dann, von Kälte wieder angeweht,
Umhüll ich mich in grübelnde Methoden,
Dornehm und leichenhaft nach letzten Moden
Schreit ich zu Tisch, wo Bild und Wappen steht.

Nur manchmal mahnen mich die blaffen Strahlen
Jerusalems zu sehnenden Gebeten,
Der heiligen Stadt mit tausend Minareten.

Und edler Stolz will mir die Wangen malen
Denk ich der königlichen Weltumfasser
Nebuchodonosor, Nabogalasser.

Der Dichter

Es klebt die Stadt an der Himmelwand
Wie eine Papierfilhouette,
Es klinkt an ihrem untern Rand
Der Moldau Cintenbette.

Ein Federstiel scheint der Brückenpfehl,
Regale die Häuserwände,
Heut' Abend seh' ich doch überall
Nur Schreibgerät im Gelände.

Wie anders war's, als ich durch die Welt
Noch unliterarisch und frei strich! . . .
Ein Manuskript ist das Wolkenzelt,
Der Mond drin ein gelber Beistrich.

Wie riesig erschien mir das Menschenlos,
Prometheus in Firmamenten . . .
Jetzt ist mir's ein Aphorisma blos
Und nicht immer mit guten Pointen.

Der Indifferente

Nordgermanen aus Berlin, Stettin, Ruppin,
Fraun in Kappen; Herrn in Blusen, unchic, jägergrün,
. . . An der Promenade sitzend seh' ich sie vorüberziehen.

Kunstlos fließt das Leben diesen Unlebendigen,
Die den Geist in tausend Nützlichkeiten bändigen
Und bei Frau und Bier ihr Wünschen schnell beendigen . . .

Durch das Bitter dann beweglicher nervöser
Kantenscharfer grüner Dünengräser
Sehe ich die See. Ihr Unblick ist Erlöser!

Dank, du dunkle Fläche! Dank ihr weißen Wellenkämme,
Langen Zahnreihen gleich! Ihr grinst und lacht der Dämme
Und für ein Asyl der Schönheit sorgt ihr, frei wie Wüstenstämme!

Über tiefer dann versinke ich in Rätselfragen.
Meer, das mir gefällt; die Menschen, die mir nicht behagen,
All dies ist Natur. Wie darf ich sie zu tadeln wagen!

Frühlingswind

Jrgendwo in der Luft
Muß es weite Gartenflächen geben,
Die da schweben
Und ihren Duft
Zur Erde wiederbeben.

Wir traten aus dem Haus
Und lugten nach diesen seltsamen Flächen aus.

Gleich kamen sie herangefegelt
Im Himmelblauen
Wie gebauschte Tücher, die Himmelsauen,
Und geregelt
Von unsichtbaren Himmelsfrauen.

Wie große Segel ohne Schiffe,
So kann man sagen. Oder auch wie enorme Müffe.
Oder waren es Wolken?
Oder wie Euter, ungemolken.
Eigentlich aber wie garnichts anderes in der Welt,
Was mir an ihnen eben am besten gefällt.

Sie kamen, kamen
Ohne Namen,
Dufteten aber über die Massen
Und streuten in die Straßen
Gerüche aus Paradiesen.
Und die Bäche, die durch die himmlischen Wiesen
Ganz so wie durch irdische fließen,
Nicht trockener und nicht nasser,
Über natürlich mit wunderbar sanftziehendem Wasser . . .
Diese Bäche spritzten zum Schluß
Etwas von ihrem Ueberfluß
Uns in die Nasen grad.

Es war unbezahlbarer Genuß,
Dieser transzendente Spray-Apparat.

Wir wollten uns auch furchtbar herzlich bedanken.
Über da waren die Gärten schon
Längst davon
Entflohn,
Ohne Raft, ohne Halt. —
Wir jedoch fanden uns alsbald
Wieder in großstädtischen Gestanken.

Prag.

Mag Brod.

Der Tod und Stefan Wronski

Von Ferdinand Hardekopf.

Am Abend saß Stefan Wronski mit Pola seiner Schwester, im Park auf der Bank. Vor ihnen schwieg der Kanal, schwarz, moorig und ohne Antwort. Die hohen Bäume waren sehr ängstlich geworden und versteckten sich im Dunkel. Nur die Birke, mit ihrem aufgelösten Mädchenhaar, schimmerte weiß, schlang der Berührung geneigt. Tote schwere Schiffe schwammen auf dem dunkeln Bett. Von irgendwoher kroch zitternd der Reflex einer gelben Laterne in die Wassertiefe hinein. Pola starrte vor sich hin, den Kopf in die Hände gestützt. Sie wünschte, sich in diese Finsternis aufzulösen, still zu vergehen, zu zerfließen . . . Stefan verstand sie. Er wollte sprechen. Ein Hustenanfall unterbrach ihn. Dann begann er doch:

„Stehst du, Pola: diese Minuten, in denen wir zu sterben wünschen — das sind die einzigen, um bezentwillen es sich zu leben lohnt. Herr von Hofmannsthal, in einem seiner schönsten Gedichte, spricht von solchen Stunden, wo wir den Tod verstehen, „so leicht und feierlich und ohne Grauen, wie kleine Mädchen . . . an einem Abend stumm vor sich hinsehen und wissen, daß das Leben jetzt aus ihren schlaftrunken Gliedern still hinüberfließt in Bäumen und Gras . . .“ Nur um dieser todeschönen Sehnsucht willen existiere ich noch. Wenn ich Reisen zu machen scheine, wenn ich im Café américain in schön geschminkten Augen untertauche, wenn ich hingehe, wo — mit Rimbaud zu reden — „les orgies pleurent leur rôle aux anciens lupanars“, wenn ich zuweilen ein Theater besuche — so ist das alles, alles nur ein Suchen nach jenen letzten, wilden und traurigen Schönheiten, mit denen mein Tod — unser Tod, Pola — geschmückt sein soll. Die späten, irren Feste suchen wir — die äußerste enthusiastische Geste, das souveräne Herrscherbewußtsein, jenseits der lächerlichen Registratur bürgerlicher Aesthetik!“

Stefan hustete gequält auf. Das Haar hing ihm wie in die Stirn. Er ward erregter:

„Da haben sie das Theater und glauben, es müsse ihnen gute oder böse, objektive Werte bieten. Für mich ist das Theater, auf der Reise à travers les sensations, nichts als eine abenteuerliche Station. Ein Abenteuer, ein Versteck, ein Traum, ein Fieber . . . O, man muß seine Fieber züchten! . . . Manchmal kommt man aus der Angst und steigt die helle Freitreppe hinauf, wo soviel Erwartung, Bereitschaft, Hingabe, Röderaucheln und Schleierwehen sich drängt! Und dann löst sich alle Qual in der idiotischen Banalität irgend eines kassensfüllenden Lustspiels . . . Ob aber die Stücke gut oder schlecht sind, ob die Spieler göttlich oder schweinisch — das ist mir vollkommen einerlei. Es kann geschehen, daß mich die himbeerfarbene Schleife im hellen Haar irgendeiner kleinen Statistin stundenlang bannet, eine dumme, alberne Schleife, auf die ich hypnotisiert hinstarre, solange das Mädchen auf der Bühne bleibt. Geht es dann weg, so scheint mir das ganze Drama plötzlich so unsagbar traurig, wertlos, seines einzigen tröstlichen Farbflecks beraubt . . . Einmal aber, Pola, soll mir das Theater die letzte, große, majestätische Erregung schenken, die Synthese von Sehnsucht und Erfüllung, von Haß und Liebe, von Lust und Ruhe! O, er soll mir den Tod schmücken helfen, dieser Abend, auf daß das Ende voll sei aller grandiosen, schmerzhaften Ueberwindungen, die uns in diesem armen Leben gelungen sind. Ich will nicht und ertrage es nicht, daß mein Tod nur die verächtliche Konsequenz des Lebens sei; nein: die Süße von tausend weit auseinanderliegenden Katastrophen, Grotesken und in Sentimentalitäten will ich in ihn hineinpressen! . . . An diesem Abend aber soll man ein Stück von Stanislaw Przybyszewski spielen. O, ich liebe ihn (ich bin sein Geschöpf), seinen furchtbaren Fatalismus, sein mittelalterliches Fladern, das Pathos seiner Zerstörungssucht und seine Angst, seine urewige, unentrinnbare Lebens- und Todesangst! Die ist der dunkle Grund der Seele, aller Seelen! Und in diesem Stück, das ich mir dunkelbraun, grauenvoll und verzweifelt denke, sollen bleiche Gesichter in die leere Weite starren, mit halben zerfetzten Worten, mit trostlosen Geberden, in schlechender Verdamnis. Große Augen leuchten im lächelnden Mauth des Vergehens. Eine weiße Hand legt sich auf einen schwarzen Scheitel. Die Worte rinnen und flüstern und plätschern, wie Tropfen einer böshaften Flüssigkeit. Nur noch die Angst ist da und ihr starrer Herr, der Tod. O, in dieser Symphonie eines dämonischen Pessimismus soll mir ruhig und leicht werden! Kennst du die Silber von Eugène Carrière, diese braunen Dunkelheiten, hinter denen ein bleiches, krankes Muttergesicht sich verliert? „On y a stoïné le gaz“, spotten die Franzosen. So soll diese letzte Szene sein . . . Und dann, still und befreit, nehme ich dich bei der Hand, deiner fühlen, weißen, blaugärderten Hand, und du bist ganz willenlos und ganz bereit, und wir gehen. Hand in Hand, den diamantnen Weg, den wir nicht mehr durch die Trivialität eines Wortes entweihen wollen . . . Herr Peter Altenberg erzählt, er habe, nach der „Götterdämmerung“, die Geliebteste in seine liebevollen Arme nehmen müssen, um ein Uhr nachts; es sei nur die „Fortsetzung“ gewesen. He, he! . . . Unsere Fortsetzung, unser letzter Triumph, dem das Theater dienstbar sein mußte, das ist der heilige, alles überwindende, große, göttliche Tod, Ende er und Anfang! . . .“

. . . Stefan Wronski ist ein sehr zerrütteter Sump mit einem peimlichen Stich ins Kolportagehafte.

An Hans Christian Andersen

Von Max Jungnickel.

Daß dich heraufzaubern, feiner Märchenkönig! Alte, liebe Erinnerungen wachen auf, schlingen ihren leisen Reigen um mich und du trittst auf mich zu mit großen, verträumten Augen. Weißt du noch, wie ich dich zum ersten Male lieb gewann? O, es ist schon lange, lange her! Auf unserm Dachboden war's. Zwischen staubbedeckten Kisten, die wie Säрге aussahen, zwischen leeren graukittelligen Flaschen, die ihre dünnen Hälse reckten, zwischen einem Kessel, der ein Bein gebrochen hatte, auf dem Bauche lag und schlief, da saß ich, dich in der Hand. Ich zog mit dir in deine Märchenwelten. Prinzessinnen kamen zur Freite und Engel trugen mich himmelan. Manchmal trippelte, horchte und huschte ein Mäuschen. Die Frühlingswolken segelten an der verstaubten Dachlule vorüber, die Sonne tanzte zwischen dem Balkengerippe und tapezierte die kahle Kammerwand mit schimmernden, funkelnden Strahlen. Aber ich lauschte nur deinen Worten wie man einer Großmutter, einer märchenfestigen Großmutter lauscht, aus deren Gesichtsfältchen lauter Liebe geistert. Es jauchzte, zärtelte, schrie und weinte in deinen Märchen. Es roch nach Frühling und Weihnachten. Du feiner, himmlischer Träumer, du Blumenherz, du goldner Ueberfluß, du Zauberbrunnen! Die jungen Silberstürmer müssen an dir genesen! Du kamst mir vor wie ein großes, glückliches Kind, das Blumen mit zu Bett nimmt, um in der Nacht damit zu spielen und davon zu träumen. Du bist wie die Mädchen, die süßen, stillen Mädchen, die gar nicht interessant sind, die uns umschmeicheln, die sich ewig nach uns sehnen, an die wir denken mit glücklichen Herzen. Wie du lockst und hinreißt mit deiner lieblichen, traumleichten Schmetterlingsphantasie! Und heute? Was bist du mir heute? Wo du nach so viel langen Jahren in die hinterste Ecke meines Bücherschranks getrocknet bist? Ich will dir ein Gleichnis sagen: Es gibt Frauen auf dieser Welt, die ihren Selbst, obgleich sie Mütter sind, immer jungfräulich und bang hingeben

Daß dich heraufzaubern, feiner Märchenkönig!

Andersens Märchen sind in einer entzückenden Ausgabe im Hyperion-Verlag (H. v. Weber), München, erschienen.

Wigwamglanz der stolze Indianer

Von M y n o n a.

Die Berge drohten am dunklen Horizont, wie wenn eine Urweltartillerie aufgeföhren wäre. Der Fluß rauschte breit und dämmerig, an seinen Ufern starrten die Gebüsche wie finstre Geister; ein Plätschern ward hörbar, ein Bleiches erschien im Wasser — das war die weiße Squaw.

Wigwamglanz, der stolze Indianer, bestieg weit hinten in der Ferne sein schmales Kanoe und trieb nun dahin, gerade auf die Stelle zu, wo die weiße Squaw badete; sein feines nervöses Bächeln war keinem Auge sichtbar; der Tag erst plaudert die Geheimnisse der Nacht aus. Aber Beide, das junge bleiche Weib und der stolze kerngesunde Indianer witterten die gegenseitige Nähe. Dem Weibe war es, als ob das Wasser seine Haut mehr erwärmte, und der Indianer dachte urplötzlich an den Großen Geist seiner Urwälder. Das Weib schwamm lautlos auf dem Rücken; Wigwamglanz und sein Kanoe waren wie Schatten; keines verriet sich dem Andern, hoch spürte jedes eine süße Befögn. Da war es dem Indianer, wie

wenn das Wasser ihn lockte, zu sich rief; er entledigte sich seines Feder schmuck und seiner Kokassins und glitt ohne Ton in die nächtliche Flut. Jetzt schwammen die beiden Beiber dicht im selben Element, ohne sich zu hören, zu berühren, aber mit einer Empfindung und Ahnung ihres Zusammenhangs und zugleich mit der rätselhaften Absicht, ihn zu vergessen, zu vermeiden. Es liegt im Wesen der Natur, die Katastrophe stets in Bereitschaft, selten in Tätigkeit zu versetzen. So nun waren auch hier von der Katastrophe des Geschlechts alle Dinge durchtränkt. Wie drohte das Gebirg! Wie schwer und liebend atmete die sehnüchtige Luft! Wie geisterhaft verlangend standen die Gebüsche; das Wasser aber sang unhörbar ein wahn-sinniges Lied, aus dem der Indianer den Reim von Stolz auf Leidenschaft heraushörte, sein Lächeln ward noch feiner, noch nervöser, er reckte seinen Hals, seine ganze Gestalt in einem irren Wunsch nach Blut und Härlichkeit. Ueber allem verschwieg der Nachthimmel ein lächerlich leicht lösbares Geheimnis

Wigwamglanz der Stolz beherrschte spöttisch seine eigne Aufregung, er sah ihr zu, gleich wie er, gemartert, den Regen der Pfeile und Schmerzen höhnisch erlitten hätte! Dieser Stolz verhinderte ihn, die weiße Squaw anders als bloß mit den schwachen und heißen Fingern der gewissten Ahnung zu betasten. Denn jetzt hatte die weiße Squaw ihn entdeckt: „es ist Wigwamglanz“, murmelte das Weib in sich hinein, die süßeste Angstpein durchdrang sie, sie kannte ihn und seinen Stolz. Ihr Wunsch kämpfte mit ihrer Furcht; aber sie beschloß, ihn zu demütigen. Lautlos schwamm sie zum Ufer, ergriff mit der einen Hand ihren geladenen Revolver, nahm ihre Kleider unter den Arm und trieb still wie ein gelähmter Schwan nach dem Kanoo; in dieses legte sie ihr Kleiderbündel nieder und erreichte wieder das Ufer. Dort schoß sie den Revolver ab und verschwand.

Wigwamglanz sprang wie ein geflügelter Fisch in sein Kanoo und schoß stromabwärts dahin. Er lächelte nicht mehr, der Stolz überzog sein Antlitz mit einer ehernen Maske, sein Herz arbeitete gegen den Austritt seiner Gefühle, aber ein wütender Kriegsschrei drang dennoch aus seiner Kehle, seinem Willen zum Trotz; ein silbernes Echo lachte aus der Ferne, und dieser kaum wahrnehmbare Hall stürzte seinen Stolz in eine unbegreiflich tiefe Scham; sein Stolz wurde so fraglich, seine ganze Haltung erschütterte. „Weiße Squaw“? murmelte er sanft und zürnend.

Aber herrlich und herrlicher rollte der Morgen herauf, und beim ersten zagen Strahle hielt Wigwamglanz ein weiches Bündel in der Hand, aus dem ein rosa Strumpfband in's Wasser fiel — wie reizend ward es geschaukelt. Wigwamglanz warf ihm das ganze Bündel nach; der Stolz hob sein Haupt zur Sonne, und in seine Augen kamen Tränen...

Spiel der Fische

Von Victor Padwiger.

- Geist des alten Sehner.
- Ein Altwelberfisch, genannt Bettel.
- Ein Schleimkopf.
- Ein anderer Schleimkopf.
- Ein jugendlicher Trommler.
- Ein Böbelfäbler.
- Zwei Blöler.
- Eine Seekröte.
- Der Fegensisch.
- Das blausloffige Röhrenmaul.
- Eine Goldbrasse.

Man steht in die verdunkelten Perspektiven einer künstlichen Grotte. Im Vordergrund ein matt erleuchtetes Behältnis

zwischen Tropfsteingebilden und künstlichen Felsenparaden. Lange und Seerosentraut reckt sich an den Wänden des Gefäßes zu ansehnlicher Höhe empor, wo sich Enden und Kronen zur Fläche erweitern. Allmählich wecht eine leise, schüchterne Musik das Licht und wächst mit ihm in eine rasch aufblühende Melodie empor. Das Behältnis erscheint wie von einer Taucherlampe plötzlich erleuchtet, die Lange und Schlingpflanzen bewegen sich unter einer scheinbar anwachsenden Wellenbewegung. Eine Goldbrasse schwimmt in den Vordergrund. Sentimentale Schwanzbewegungen. Ein älterer Schleimkopf folgt ihr schnüffelnd.

Die Goldbrasse: Ach, wenn ich nur diese infamen Reibschmerzen und die abscheulichen Nebenappetite wieder los wär, Herr Betriebsrat, und das Volumen, die unvorteilhafte Erweiterung in der Magengegend.

(Ein anderer Schleimkopf nähert sich wie unversehens.)

Erster Schleimkopf: Es ist trotzdem Religion in Ihrer Erscheinung. Ich erinnere mich an etwas wie „Mater dolorosa.“

Zweiter Schleimkopf: Schwager, Sie wittern richtig. Sie wittern angewandtes Christentum. Betrachten Sie zunächst einmal die Augen — eine Andacht, die keinerlei Literatur nötig hat. Ich konstatiere einen erstklassigen Fall von Madonnenbecadence.

(Behütig-verständnisvoll zurückhaltende Schwanzbewegung der Goldbrasse.)

Erster Schleimkopf: Schade, daß man uns in einen so beschränkten Raum gebrängt hat, und wir unsere göttliche Nacktheit eingebüßt haben, ich meine ausdrücklich in Psychologicis. Ich komme mir vor, als hätte ich eine feilsche Hofe an.

Zweiter Schleimkopf: Glauben Sie wirklich, daß das Paradies der Kaltblüter perdu ist?

Erster Schleimkopf: Ja, sonst hätte ich die Brasse längst betastet. Merken Sie denn nicht, daß wir uns jetzt vor unsern eigenen Bewegungen schämen müssen? Wer würde sich hier in diesem skandalösen Prisma getrauen, eine Goldbrasse aus sanitären Rücksichten zu betasten?

Zweiter Schleimkopf (die Brasse bedäugend): Sie ziert sich. Wertwürdig, die Robetterie während eines so ernstern Zustandes wirkt erschütternd auf eine anständige Fischblase.

Erster Schleimkopf: Es ist dies ein bemerkenswerter Fall von Vermenschlichung oder moralischer Verwucherung.

Zweiter Schleimkopf: In so einem Falle ist es auch nicht sehr sonderbar, daß die benannte Brasse sich so außergewöhnlich lang „Fräulein“ titulieren läßt.

(Im Hintergrund ein gurgelndes Geräusch verschiedenartiger Fischstimmen. Die Goldbrasse nähert sich schüchtern den Schleimköpfen.)

Die Goldbrasse: Ich fürchte mich.

Zweiter Schleimkopf: Das kann ich vom medizinischen Standpunkt aus sehr verstehen, und Sie sehen ja, Fräulein, daß wir uns in Ihren — ich möchte sagen Zustand hineinzudenken bemühen.

Die Goldbrasse: Ach, ich bin so traurig.

(Langsame, melancholisch-tokette Schwanzbewegung nach unten.)

Erster Schleimkopf: Sie denken zu sehr in die Tiefe, Madame.

Die Goldbrasse: Ach nicht doch die Bezeichnung Madame, ich schäme mich so vor meinen Mitschwimmern.

Zweiter Schleimkopf: Diskretion, Schwager, Diskretion.

Die Goldbrasse: Ach, ach, mich heißt jemand.

Erster Schleimkopf: Das ist der Menschen-

bazillus, der Euch juckt, edelste der Brassien. (Befreiende Schwanzbewegung der Goldbrasse.)

Erster Schleimkopf: Was machen wir nur mit ihr, Schwager, was machen wir nur?

Zweiter Schleimkopf: Ich glaube, das Beste ist, wir machen uns davon.

Erster Schleimkopf: Brauchen wir denn das Decor nicht zu wahren? Ich finde es unritterlich, sich so ceterum conso in den Staub des Meeres zu verflüchtigen.

Zweiter Schleimkopf: Dieser perverse Rasten entbindet uns jeder Anständigkeit.

Erster Schleimkopf: Glauben Sie, daß wir früher anständiger gewesen sind.

Zweiter Schleimkopf: Ich weiß es nicht zu beurteilen, Schwager.

Erster Schleimkopf: Wer weiß, wissen Sie es nicht doch noch zu beurteilen, Schwager?

Zweiter Schleimkopf: Lassen Sie mich nachdenken (nachdenkliche Flossenbewegung.) — — — Warum nennt man uns eigentlich Schleimköpfe?

Erster Schleimkopf: Verwideln Sie uns nicht in Fragen. Ich werde wahnsinnig, wenn ich an unsere Vergeistigung denke. Mein Gehirn tropft sozusagen in die Flut hinab. — — Hören Sie Musik? — — Musik! Es wirbelt mich, ich bin ganz Ekstase, halten Sie mich, schaffen Sie mir Stabilität.

Zweiter Schleimkopf: Armer Schwager, Sie schleimen entseßlich.

Erster Schleimkopf: Sie nicht, Schwager?!

(Er taucht in die Tange.)

Zweiter Schleimkopf: Mir wird so komisch. Ich glaube, ich habe meinen Höhepunkt erlebt in den Erkenntnissen. Es geht etwas systematisch von mir ab. Sollte das Humanität sein? — — Arme Rognerin — — arme Schleimköpfe. Wir armen Schleimköpfe! Schleim warst du, Schleim wirst du werden; woher haben wir nur plötzlich so viel unerbittliche Weisheiten?

(Er flüchtet unter höflicher Absonderung in das Algenestrüpp.)

Goldbrasse: Wenn mir gerade jetzt eine Nachkommenschaft passierte! — — (Schwimmt erregt auf und ab.) Nun hab ich mich eben über die Humanität der Schleimköpfe gefreut, da — da — müssen sie sich auch schon auflösen.

(Ein blauflossiges Röhrenmaul umkreist in vorsichtig modanten Unten die zitternde Goldbrasse.)

Das Röhrenmaul: Es ist ungemein charakteristisch, wie wir seit unserer Begründung über die Möglichkeiten hinaus geistreich und gebildet geworden sind.

(Ein Fesenfisch schwimmt nahe an das Röhrenmaul heran.)

Der Fesenfisch: Ich möchte sagen, über unsere Verhältnisse hinaus lebensgefährdet.

Das Röhrenmaul: Empfindsam, möchte ich noch hinzugefügt haben . . .

Der Fesenfisch (genialische Fesenenbewegungen): Auf ein Ei mehr oder weniger ist es uns Fischen niemals angekommen. Denken Sie unter diesen Umständen an die Zukunft. Denken Sie so viel Intelligenz in Millionen Keimlingen losgelassen. Ich möchte zu befürchten wagen, daß die Seuche einer Fischintelligenz uns allmählich ganz vernichten wird.

(Ein Blöcker schwänzelt von rechts an die beiden heran.)

Der Blöcker (zum Fesenfisch): Perfektes Individuum, physisch und moralisch zerschlossene Existenz, verleumben Sie unsere Zukunft nicht, niemals werden wir

zugrunde gehen. Begier werden wir sein, und das Hurra unserer geistigen Kapazität wird sich in einem Staat der Intelligenz Luft machen. Hurra! rufe ich. (Mit einem Blick zur Seite): Was ist das für ein verschämtes Wesen inmitten unserer Zukunftsmusik?

(Das blauflossige Röhrenmaul schwänzelt schadenfroh erregt durch die Mitte.)

Das Röhrenmaul: Das Muttertier einer Goldbrasse, Herr Doktor, eine künstige Mutter.

Der Fesenfisch (gedankenvoll die Brasse betrachtend): Ich sehe, die Schöpfung arbeitet in ihr.

Das Röhrenmaul (spitzig zur Seite): Dieser geschwäpige Fisch hätte niemals ins Aquarium kommen dürfen.

Der Fesenfisch: Ja, es ist eigentlich betrüblich, daß wir keinen Wesen so ungeheuer geschwätzig werden mußten. Im Schweigen der Tiefe waren wir doch erhebtlich anständiger.

Das Röhrenmaul: Statt so viel unnütze Worte zu machen, würde ich Ihnen raten, lieber einen Allgenstrang oder ein Blatt der — na, wie heißt nur der lateinische Ausdruck schnell — zu pflücken, damit das arme Wesen endlich wiederkommen kann, Herr Kavaler.

(Das blauflossige Röhrenmaul ab in den Hintergrund, der Fesenfisch nähert sich mitleidig der Brasse.)

Der Fesenfisch: Mutter! so rede ich Euch jetzt an. Das Gefindel wird nun versuchen, Eure Eier einzuteilen und moralisch zu bewerten. Wie Ihr mich hier seht, habe ich das wahre Christentum der Fische zu vertreten. Ich schätze Euch mit meiner Idee. Versiegt sind die Meere der kristallinen Unschuld und unser tausendjähriges Reich ist ein Traum geworden.

Die Goldbrasse: Sie haben eine tiefe, wohl-tätige Stimme, Herr Professor.

Das blauflossige Röhrenmaul (tichernd aus dem Hintergrund): Privatdozent für maritimes Christentum.

Der Fesenfisch: Ein abscheulicher Schwindel, diese Milbtätigkeit als Aquarium.

Das Röhrenmaul: Man kann sich hier mit ein bißchen Bescheidenheit außerordentlich wohl fühlen. Ich für meine Person . . .

Der Fesenfisch (leise): Sie nimmt schon wieder die ganze Röhre voll.

Der Blöcker (schließt herbei): Auch mich hat keine Gründung noch so interessiert.

Der Fesenfisch: Sind Sie denn schon früher einmal gegründet worden?

Der Blöcker: Sie — Sie entschuldigen — unsere Art hat doch sozusagen — etwas wie — Unterbewußtsein. N' — n' — du lieber Gott — na — Sie wissen ja.

Der Fesenfisch: Kann ich mir eigentlich gar nicht vorstellen.

Der Blöcker: Ekelhaft ungebildet, dieses zerlumpete Paß. (Schwimmt entrüstet ab.)

Pause.

Die Goldbrasse: Man verurteilt mich.

Der Fesenfisch: Seien Sie froh. Jeder Verurteilte hat Gelegenheit, ein Märtyrer zu werden. Märtyrer sind gefährlicher als Staatsanwälte.

Die Goldbrasse: Was sind denn das, Staatsanwälte? — Sind es etwa die beiden Herren, deren Verschleimung mich eben so enttäuscht hat?

Der Fesenfisch: Nein, nicht dieses abtropfende Unterbewußtsein meine ich momentan.

(Eine Bettel nähert sich langsam den beiden.)

Der Fesensfisch: Aber was ist das hier? Sollte es Ihre Hebamme sein?

Der Fesensfisch: Ich werde jede Rücksicht nehmen, Gnädigste. Sie werden aber doch gestatten, daß ich Ihre Angelegenheit zum Wenigsten überwache.

Die Bettel: Also mein liebes Kind, in Erwartung dieser schweren Stunden, wie wäre es denn? — Ein stilles Bettchen im dunkeln Lang, ein Tröpfchen Winsten-tee und die liebe Sorgfalt einer Mutterseele.

Die Goldbrasse: Ich fürchte mich vor ihr (schwimmt an den Fesensfisch heran, flüstert erschrocken): Sie hat einen Auftrag von meiner Familie.

Der Fesensfisch: Ich verstehe Sie nicht, Gnädigste. Sollte der Auftrag etwa hinsichtlich der Zucht und Sitte gegeben sein?

Die Bettel: Mein Herr, wenn Sie uns einen Augenblick verlassen würden? In solchen Situationen dürfen nur Liebe und Sorgfalt an der Seite einer Frau weilen. Wie sagt der Gelehrte Gekner in diesem Fall?

Der Fesensfisch: Hat Gekner über die Bettel irgendwo ein Wort gesagt?

Die Bettel: Ja aus der Tiefe seines gelehrsamem Gemütes hat er die Wirksamkeit unseres Geschlechtes beurteilt. Sie, mein Herr, sind übrigens nicht, wie ich glaube, der Fisch, der sich gegen einen Gekner aufzu-lehnen hat.

Der Fesensfisch: Ich behaupte nur, daß bei dem Gelehrten nirgendwo etwas über die Wittweibersfische zu finden ist.

Die Bettel (sich an die Goldbrasse heranbrängend): Kindchen!

Der Fesensfisch: Wenn nur nichts passiert. Bei so viel Sorgfalt kann jede Nachkommenschaft gefährdet werden. Gegen so viel erstickende Liebe müßt selbst eine Million Eier nichts.

Die Bettel: Es ist ein Skandal, daß Sie es wagen, eine kranke Frau aufzuregen.

Der Fesensfisch: Wir geraten immer mehr ins Menschliche. Dieser Umgang mit den schönen Moral-schindern beginnt uns zu vernichten. Im Sinne des Wohles der Kaltblüter rufe und betone ich: Kaltes Blut! Nieder mit den Verlogenheiten der alten Betteln.

Die Bettel: Sie Empörer! Pfui, Pfui! Sie Empörer!

Die Goldbrasse: Es schwindelt mich.

Die Bettel (besorgt): Gleich Kindchen, gleich! (gedämpft): Aber wirklich auch nicht mehr wiedertun? Ich hab' ein paar Briefe mitgebracht von unsern lieben Verwandten. Damit können wir uns die Zeit vertreiben in den schwersten Stunden. Wir sind ja alle so gut, so gut mit dir.

(Die Goldbrasse taucht erschöpft in den Lang.)

Die Bettel: Gehen Sie zu Bett, Kindchen. (Dann zum Fesensfisch): Haben Sie vielleicht noch etwas hinzuzufügen?

Der Fesensfisch: Ja, daß Sie nämlich eine insame geistige Ähnlichkeit mit einer gewissen Seezröte haben. Von Ihrer Hartleibigkeit und Ungenießbarkeit ganz abgesehen.

Die Bettel: Empörer, Empörer! Er beschimpft uns! Mich, meine ganze Familie, meine Kusine hat er beschimpft, dieses zerfetzte Individuum. Haben Sie überhaupt ein Diplom, in dem Sie als Geschöpf anerkannt werden? Was sagt Gekner über Sie? Ja, sagen Sie doch, was Gekner über Sie sagt? (Mußt entrüstet in den Lang hinein): Kusine, Kusine, wir sind beschimpft!

(Schluß folgt.)

Wälder

In der heutigen Zeit, welche die „Gestalt des Dichters“ in so schmerzlicher Weise verkennt und vernichten läßt, und nur in einem einzigen konkreten Falle zum bedeutsamen Widerspiel erstehen machte, in dieser Zeit sind wie in keiner früheren die Uebergänge vom Schwandenden zum reproduzierenden Intellekt verwischt und oftmals kaum erkennbar. Kühnste Geister vermögen es, das Geschaute auf eine Art wiederzugeben, die dem Dichtersischen zum Verwechseln nahe kommt, und unbestreitbar dichterische Gemüter zeigen bisweilen eine Objektivität, welche an dem Vorhandensein gestaltender Momente Zweifel aufkommen läßt.

Der Sohn eines großen Polar-Forschers hat aus wissenschaftlichen Gründen eine Reise in den südamerikanischen Urwald unternommen und über das, was er erlebte, eine Art von Bericht*) geschrieben. Es ist da eine kühle, manchmal ein wenig ironische Sprechweise, es ist da eine sehr vornehme Geste, mit welcher die Dinge vorgetragen werden, aber es ist da auch zugleich eine erstaunliche Lebhaftigkeit im Erinnern und Hindeuten, daß unerwartlich scheint, ob ein Dichter redet oder ein Mann der Wissenschaft. Aus einigen Knochen und Scherben erstieht eine verunkelte Kultur, für einen Augenblick bewegen sich vor Jahrhunderten, vor Jahrtausenden erloschene Lebensformen. Oder es werden Abenteuer erzählt, kalt, aber dabei so furchterregend in ihren Gesfahren, daß man erschrickt. Ein paar Worte bewirken das gleiche, es ist nicht nachzuweisen, wie.

Dann leuchtet wieder mit einem Male der bunte Tag völkischen Lebens, einige Szenen, die so leicht nicht vergessen werden können, immer nur ein paar Eindrücke, aber hastend und lebendig.

Dennoch ist aus Allem die Sprödigkeit des Nordländers zu fühlen, etwas ein bißchen Gemütkloses, schwer zu Mührendes. Keine Sentiments sind da, nicht die matten Erregungen kultivierter Nerven. Es werden die Geschehnisse mit einer gewissen Distanz berichtet, einer Distanz zwischen dem Erzähler und dem Gegenstande. Hieraus vielleicht ist die eminente Klarheit zu deuten, unter deren Zeichen das ganze Buch steht. So reich und psychologisch wertvoll die hingebenden Aufzeichnungen sind, mit welchen einige deutsche und ausländische Verfasser ihre Eindrücke der fremden Striche so überraschend gestaltet haben, so eigentümlich und sympathisch berühren diese Bemerkungen des schwedischen Forschers in ihrer sonderbaren Kühle.

Einem Buche, das so wie dieses immer von neuem bereichert und mit fremdem Leben eindringlich umgibt, kann man sich niemals verschließen, wie sehr man auch zu empfindsameren Literaturen neigen mag. Dieses Buch „Wälder“ ist mit dem Bewußtsein eines Dichters und der Energie eines Wissenschaftlers geschrieben worden, und aus der Korrespondenz dieser Eigenschaften ist die sehr erfreuliche Allseitigkeit des Buches zu erklären als ein Ausbruch jener neuzeitlichen Vermischung intellektueller Grenzgebiete.

Will Scheller.

Literarische Neuererscheinungen

Johannes Guthmann: Romantische Novellen. Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10. Brosch. 3 Mk. Geb. 4 Mk.

Es ist eine wundervolle Sammlung kleinerer und größerer in novellistische Form gebrachter Fabeln und

*) Erland Nordenskiöld, Wälder, Literarische Anstalt, Rütten & Loening in Frankfurt a. M.

Erzählungen von ausgeprägter künstlerischer Eigenart und hochentwickeltem Empfinden in einer Form, die sowohl äußerlich durch die Wärme und Eindringlichkeit der dichterischen Sprache als auch durch die Klarheit und Straffheit der Komposition gestützt wird. Den zehn in diesem Bändchen vereinigten Novellen entströmt neben den zahlreichen tiefen und ernsten Gedanken ein Dyrismus von beständigem Wohlklang und fesselnder poetischer Intuition, sie wenden sich vor allem an Herz und Gemüt mit dem ganzen Zauber liebenswürdigsten Temperamentes, womit gesagt sein soll, daß sich der feinfühlig und feinsinnige Dichter von Banalität wie von Süßlichkeit gleich weit entfernt. Auch echter Humor blüht lächelnd hindurch durch das verschlungene Mäler und Blütengerank dieser prächtigen Erzählungen und wippt bald hier bald dort neckisch und schelmisch auf schwanken Zweigen. Wir empfehlen das Buch als eine Perle echter Poesie allen denkenden und empfindenden Menschen.

Knut Hamsun, Benoni. Roman. Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson. Preis geh. 4 Mk., in Leinen geb. 5 Mk., in Halbfranz-Viehhautband 7 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Es ist ein echter Hamsun, dieser Roman. — Wir erkennen darin den alten Hamsun des „Hungers“, des „Pan“ und der „Mysterien“ wieder, den alten und doch nicht denselben. Die düstere Bitterkeit, mit der er bei aller Ironie seine Helben schilderte, ist geschwunden; heller Sonnenschein gleichsam liegt auf jeder Seite des neuen Buches. „Benoni“ ist ein humoristischer Roman von so gemütvoller, fröhlicher Art, daß einem das Herz dabei aufgeht. Wie wunderbar sind alle diese Gestalten gesehen, vor allem der Held, Benoni selbst, der das Leben so schwer nimmt, und dem doch alles, was er erlebt, zum Glück ausschlägt, dieser liebenswürdige Hilfslose, dem der Herr das Seine im Schlaf schenkt, weiter die Pfarrers-tochter Rosa und der verbummelte Jurist Arentsen, der großmächtige Kaufmann Mac, ein alter Bekannter aus dem „Pan“, vielleicht die ergötlichste Gestalt des Buches, der Wächtersvend und seine Ellen, das sich gegenseitig feindselige Beuchturnwächterpaar, die beiden uralten Knechte Mensa und Mons, der überwältigend englische, trunksüchtige Sir Hugh. Das sind Menschen, so lebendig und originell geschildert, daß man sie nicht wieder vergißt. — Wir sind in Deutschland nicht so reich an guten komischen Romanen, daß wir ein solches Werk eines großen germanischen Ausländers nicht mit Freuden begrüßten müßten. „Benoni“ verdient, bei uns das populärste unter Hamsuns Büchern zu werden.

Kristofer Janson, Hat sie richtig gehandelt? (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Seit dem ersten Auftreten Björnsons und Ibsens ist aus der nordischen Literatur ein Autor nach dem andern, ein Buch nach dem andern zu uns gekommen und brachte eine Erweiterung oder Vertiefung, zuweilen ein neues Licht, manchmal nur einen neuen Därm in die dichterische Behandlung der Familien- und Eheprobleme. Der in Deutschland bisher unbekannt Däne Kristofer Janson schließt sich an mit seinem Buche „Hat sie richtig gehandelt?“, die Frau, die ihren Mann ver-

läßt, weil sie seinen physischen Anspruch in der Ehe nicht mehr erträgt? Und hat, in der anderen Geschichte des Bandes, die Frau richtig gehandelt, die bei ihrem Manne in dumpfer prosaischer Gemeinschaft bleibt, trotzdem ihr Gefühl und ihre Lebensnot sie dem verschwunden gewordenen und wieder erscheinenden Jugendgeliebten zutreiben? Jene erste Frau richtet durch ihre Entscheidung ihres Mannes feinstes Lebensglück zugrunde, die zweite sich selbst. Der Dichter will nichts entscheiden; er stellt seine Gestalten, seine Probleme hin und überläßt dem Leser, die Frage zu entscheiden, ob die beiden Frauen, die er kennen gelernt hat, richtig gehandelt haben.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Graf Alexej Tolstoj, Bar Feodor Joannowitsch. Dikt. Schauspiel (J. Vadschnikow, Verlag Berlin.) Geh. Mk. 3.—

Nietzsches Erlöse. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Dehler (Insel-Verlag Leipzig).

Knut Hamsun, Die Königin von Saba. Novellen. (Albert Langen, Verlag München.) Geh. Mk. 3.—

Arthur Schnitzler, Der Weg ins Freie. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin 1911.) 21. Auflage. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—

Wilhelm Schmidtbonn, Der Traum des Achilles. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.)

Stifters Werke. Herausgegeben mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen, versehen von Prof. Dr. G. Wilhelm. (Goldene Klassiker-Bibliothek Bong & Co., Leipzig.) 6 Teile in 2 Bänden Mk. 5.—

Zeitschriftenchau

Deutsche Rundschau. Im Augustheft veröffentlicht Paul Baillen hochwichtige Aufzeichnungen und Briefe aus dem Nachlaß der Kaiserin Augusta, die auf die Jahre 1847—1850 ganz neues Licht werfen. Claud W. Mullins berichtet über die Organisation der Londoner Polizei. Das Heft bringt ferner eine Novelle „Die Erscheinung“ von Anselma Heine und von Margarete Böing einen Beitrag „Lotte von Probergen“, eine Geschichte in Briefen aus der Werther-Zeit. Ueber Ibsens Nachlaß berichtet Friedrich v. d. Veyen, während S. Mendelssohn über die Erb- und Mutterzählungen des Alten Testaments in geologischer Beleuchtung schreibt. Mela Escherich bespricht Ferdinand Labans gesammelte Aufsätze und Bücherrezensionen, sowie eine Uebersicht über Neuererscheinungen auf dem Büchermarkt schließen das Heft.

Pan. Halbmonatsschrift für alle kulturellen Interessen, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Die schale Haut in Wien. — Janus: Agadir. — Otto Greef: Diplomaten-Kriegkampf (Zeichnung). — August Strindberg: Der Volksstaat. — Rudolf von Delius: Der Heilige und die Königstochter. — Martin Beradt: Scheidungswahninn. — Ferdinand Hardkopf: Münchener Notizen u. a. Der „Pan“ erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats und kostet 50 Pf. die Nummer. Probenummern gratis durch Paul Cassirer, Verlag der Zeitschrift „Pan“, S. m. b. P., Berlin W. 10a.

An unsere Freunde!

Man trägt zur Verbreitung der „Aktion“ wirksam bei, wenn man sie auf der Reise, im Bade, in den Hotels und in den Buchhandlungen verlangt. Wir bitten auch um Aufgabe von solchen Adressen, bei denen ein Interesse für unser Organ vorauszusetzen ist.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Marokko-Bluff und unsere Zeitungen. / Die Gefahr des Staatssozialismus. Von Otto Corbach. / Für die Todesstrafe. Von Victor Fraenkl. / Kinder und Erwachsene. Von Peter Hill. / Glossen. / Lage des Hirten. Von S. Friedlaender. / Wege zur Liebe. Von Dr. Helene Stöcker. / Die Anaben. Von Ernst Blas. / Der philosophische Versuch Herbert Spencer's. Von Peter Krapotkin. / Revolutionskunst. Von Dr. E. Cohn-Wiener. / Cascadio Hearn. Von Heinrich Hagenstein. / Nach glühem Tag. Von Anselm Hueft. / Franz Bocci. Von Max Jungnickel. / Steh! — Geh! Grotteste von Rhynona. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freie politische und literarische

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 26. • 14. August.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Korrekturen, Tausch: Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin: Wilmerdorf, Rastaußstraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Platzburg No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mt. 1.— vierteljährl. (exkl. Wechselhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmerdorf :: :: Kommissionsdr.: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, Rastaußstr. 17. Telefon: Amt Platzburg 6242.

Inhalt: Das ultramontane Gespenst. Von Otto Corbach. / Der Antimilitarismus in Frankreich. Von Gustave Hervé. / Eine Karoffel-Epistel. Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl. / Glossen. / Kloster. Von Arthur Drew. / Der Mensch als Kunstwerk. Von Dr. Anselm Rueff. / „Hoch die Glocke!“ Von Jean Paul. / Der Dichter der Liebe. Von Otto Plö. / André Lambert. Von Max Jungnickel. / Fondants. Von S. Friedländer. / Aus den „Hymnen an die Nacht“. Von Kobalä. / Stimme. Von Robert Jenisch. / Selbstportrait. Von W. S. Schuttman. / Stumm Menschen lächeln . . . Von Ernst Bläß. / Spiel der Fische. Von Victor Sabwiger. / Literarische Neuererscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenschau.

Das ultramontane Gespenst

(Eine Betrachtung zum Katholikentag.)

Trostlos, wie sie tatenscheuen Naturen erscheint, wäre die gegenwärtige politische Lage in Deutschland nur dann, wenn es die Schwärzen ihrer eigenen Stärke verdankten, daß sie im Reichstag wieder in eine herrschende Stellung einrückten. Sie haben es aber nur der Mattberzigkeit einer Regierung zu verdanken, die das Staatschiff schon dem Untergange preisgegeben glaubt, wenn sie einmal gegen die Konservativen regieren soll und mit einer Mehrheit, an der auch die Sozialdemokraten Anteil hätten. Die Art und Weise, wie man im Vatikan die letzte Wendung in unserer inneren Politik aufnahm, kennzeichnet am besten die Kleinmütigkeit unserer Regierenden. Der Kanzlerwechsel, so ward seinerzeit aus Rom gemeldet, wurde in maßgebenden vatikanischen Kreisen für einen Sieg des Zentrums genommen; das erfüllte sie mit großer Freude, und diese Freude sei um so größer, als die Wandlung völlig unerwartet erfolgte. Nachdem man Frankreich verloren, habe man Deutschland gewonnen. Die trüben Tage für das Papsttum seien vorüber, und ein neues Gefühl unerhörter Machtfülle durchdringe die ganze römische Welt. Man denke: überall außerhalb Deutschlands ist der Einfluß des Vatikans rasch im Schwinden begriffen, ohne daß die staatlichen Ordnungen dadurch die geringsten Erschütterungen erlitten hätten; nur in Deutschland, einem zu zwei Dritteln evangelischen Lande, ist der Ultramontanismus wieder obenauf, weil die Regierenden es nicht verhindern zu können glaubten, ohne unmittelbar die Gefahr des Umsturzes des ganzen kapitalistischen Gesellschaftsgebäudes heraufzubeschwören. Und das sollte natürlichen Verhältnissen entsprechen?

Wer erinnert sich nicht der bismarckisch-staatsmännischen Pose, die Fürst Bülow annahm, als er sich am 13. Dezember 1906 anschickte, den Reichstag aufzulösen. „Niemand schiebt mich“ sagte er. „Man hat mir

das Wort unterstellt: ‚Nur keine inneren Krisen‘. Nun, wenn Sie wollen, haben Sie die Krise.“ Und als die machtrunkenen Koeren, Erzberger und Konforten für alle Warnungen taub blieben, ward das Tischtruch zwischen Regierung und Zentrum zerschnitten, der Reichstag aufgelöst. Die Ueberraschung war groß. Die Liberalen, die solange hatten trübselig verneinen und nörgeln müssen, statt fröhlich bejahen und schaffen zu können, rieben sich den Schlaf aus den Augen und wußten sich doch nicht gleich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Willig folgte man der Weisung von oben und hieb im Wahlkampfe blindlings mit der nationalen Phrase los auf das „schwarzrote Kartell“, weil niemand ahnte, wie sich auf andere Weise für die liberale Sache aus der Auflösung Kavital schlagen ließe. Den Liberalen im Bloch blieb noch lange der neue, inneren Krisen trotzende Bülow ein Rätsel, und jedesmal, wenn der Kanzler mit dem agrarischen Herzen sich wieder zu einem liberalen Konzeßionchen verstehen mußte, brauchte er sich nur in eine gewisse, staatsmännische Entschlossenheit heuchelnde Haltung zu werfen und wichtig tuend zu erklären: „Ich kann auch anders“, um als tofsicher annehmen zu dürfen, daß die Liberalen, aus Furcht, dem Zentrum ihre Stellung im Bloch einräumen zu müssen, mit dem allerbescheidensten Entgegenkommen zufrieden sein würden. Wäre nicht draußen im Lande die Flut des Unwillens über die Verhinderung des Liberalismus durch die Bülowischen konservativ-liberalen Paarungsversuche immer stärker angeschwollen, der Bloch hätte vielleicht die Ideale des liberalen Bürgertums allmählich verschlungen wie der Berg der Sage jene Kinder, die dem Mattenfänger von Hameln folgten.

In Wirklichkeit gab es für die Regierung schon damals gar keinen anderen Ausweg aus der Lage, in die man geraten war, als daß sie mit dem Zentrum brach

und den Liberalismus, wenn auch nach dem Grundsatz 'so billig wie möglich', zur Mitarbeit an ihren Aufgaben heranzog. Das liberal-konservative Reich war dem Deutschen Reich zu eng geworden; denn es platze an allen möglichen Stellen, und nun mußte der Liberalismus Stoff hergeben, damit es gestickt und den neuen Körperverhältnissen angepaßt werden konnte.

Auf kolonialem Gebiet zwercht hatte eine Regierung mit liberal-konservativen Mitteln völlig versagt. Sollte im Volke nicht überhaupt jedes Interesse für die Kolonien schwinden, so mußte für deren Verwaltung ein im neuzeitlichen Wirtschaftsleben groß gewordener, im Kampfe ums Dasein vielfach bewährter Mann, und zwar eine über das geistige Durchschnittsmaß hinausragende Persönlichkeit gefunden, gewählt, gewonnen und mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit für jenes Gebiet ausgestattet werden. Dernburg, einmal auf solche Weise an die Spitze des Kolonialamtes gelangt, mußte rasch mit dem Zentrum wegen dessen kirchenpolitischer Quertreibereien auf seinem Arbeitsfelde zusammengeraten. Zwei Typen standen in Dernburg und Roeren sich einander ausschließend gegenüber: Der moderne Kaufmann und der mittelalterliche Kirchenpolitiker. Was blieb Bülow anders übrig, als die Verantwortung für das Vorgehen Dernburgs auf sich zu nehmen, d. h. offen mit dem Zentrum zu brechen und dann die notwendige Konsequenz aus dessen Weigerung zu ziehen, national zu handeln, d. h. aus seiner Haut zu schlüpfen, indem er den Reichstag auflöste. Einen zweiten Stübel hätte man ja vielleicht wohl gefunden, um ihn durch ein aus Krummstäben gebildetes laudinisches Joch kriechen zu lassen, aber keinen zweiten Dernburg, und so hätte der völlige Zusammenbruch der deutschen Reichspolitik nicht mehr in weite Ferne gerückt werden können.

Mancherlei Erwägungen mochten sich damals dem Fürsten Bülow aufdrängen, die es ihm erleichterten, dem unerbittlichen Zwange der Umstände zu gehorchen. Der Vatikan war nur noch ein Schatten von dem, was er einst als Weltmacht zu bedeuten hatte. Auf einen Leo XIII. war ein Pius X. gefolgt, auf eine vorzüglich gelungene, eine mißratene Inkarnation des Buddha der Christenwelt. Im fernen Osten hatten die erstaunlichen Erfolge eines modernisierten „heidnischen“ Volkes, der Japaner, dem Rufe des Christengottes ungeheuren Abbruch getan, das Ansehen der christlichen Kulturwelt bei allen farbigen Völkern war aufs schwerste erschüttert worden und auch im Islam begannen sich schon ungeahnte Kräfte zu regen. Das protestantische England hatte auf Grund der japanischen Bundesgenossenschaft alle seine Machtmittel zusammensassen können, um seinen Einfluß in Europa auszubehnen. Frankreich, „die älteste Tochter der Kirche“, war gänzlich abgefallen, das französische Protektorat über die Katholiken im Orient erloschen. In Spanien und Italien machte die antiklerikale Bewegung rasche Fortschritte. „Nem kann uns weniger bieten als wir ihm“, durfte sich Bülow sagen und getrost demselben Zentrum die Freundschaft kündigen, das einst einem Bismarck mit Erfolg zu trohen vermochte. Und noch viele andere Gründe sprachen für den Versuch, den bürgerlichen Liberalismus zur Mitarbeit an den Aufgaben der Regierung heranzuziehen. Wie ließe sich bei fortdauernder Abhängigkeit vom Zentrum hoffen, die völlig ins Stocken geratene Ostmarkenpolitik wieder in Gang zu bringen. Wie mit modernen Kulturmitteln zu fördern, nachdem die barbarischen Methoden des Junkerregiments gänzlich versagt hatten? Wie ließe sich erwarten, daß die Regierung im Beamtentum ihr erschüttertes Vertrauen wiederherstellen und die so

bringend nötige Verwaltungsreform mit einiger Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen könnte, ohne daß sie mit Hilfe des liberalen Bürgertums dem herrschenden Einfluß der konservativen Elemente in der Bureaucratie wenigstens etwas entgegenarbeitete? Die preußisch-deutschen Staatskarren waren an dem Punkte angelangt, wo sie ohne Mitwirkung liberaler Kräfte schlechterdings nicht mehr von der Stelle zu bringen waren.

Fürst Bülow kam zur Blockpolitik wie das Kind zum Scharlach, aber seiner diplomatischen Gewandtheit gelang es, die Liberalen, nach deren Hilfe seine Seele schrie, wie der Hirsch schreit nach Wasser, über seine Notlage zu täuschen. Und immer wieder wußte er sie mit der Vorspiegelung zu schrecken, daß ein Mangel an Nachgiebigkeit auf ihrer Seite dem Zentrum wieder in seine alte Machtstellung hinein verhelfen möchte.

Die bewegende Kraft des Zentrums war von jeher der Ultramontanismus. Dieser bedeutete für den Zentrumswähler etwa das, was für den sozialdemokratischen der sozialistische Internationalismus ist. Wie die bis zu einem gewissen Grade gewiß vorhandene internationale Solidarität der Arbeiter, so ließ sich auch der römisch-katholische Internationalismus, der Ultramontanismus, die Zugehörigkeit der Katholiken im Reich zu einer über die nationalen Schranken weit hinausreichenden und noch dazu unter einer autoritativen Spitze einheitlich zusammengefaßten religiösen Gemeinschaft von einer geschickten Parteileitung als Druckmittel gegen die Regierung verwenden, und zwar ebenso in kulturpolitischen, religiösen wie in wirtschaftlichen Fragen. So erklärt es sich, warum zu Bismarcks Zeiten das Zentrum in seiner ultramontanen Tarnkappe einer viel, viel stärkeren Regierung als der Bülowischen zu trohen vermochte. Es war daher gar nicht verwunderlich, daß man im letzten Wahlkampfe noch allenthalben in den Vorstellungen befangen war, die seinerzeit den „Kulturkampf“ von den geheimnisvollen ultramontanen Kraftquellen des Zentrums erzeugte. Das hatte das Gute, daß in der nichtkatholischen Bevölkerung auch die Gleichgültigsten aufgerüttelt wurden und die Blockparteien aus den Kreisen gewohnheitsmäßiger Wahlabstinenten oder ober Mittläufer der Sozialdemokratie überraschend starken Zulauf erhielten. Andererseits weckte die Erinnerung an die Zeiten des Kulturkampfes in der katholischen Bevölkerung den Wahn, das Zentrum, das einst einer bismarckischen Regierung trohte, werde den Kampf gegen eine bülowische erst recht ungeschwächt überstehen können. Die Regierung werde dem Zentrum schon nach kurzer Zeit kommen müssen, und dann werde es mächtiger als je dastehen. So geschah es, daß das Zentrum sich in seinen Stellungen behaupten, ja noch etwas gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgehen konnte.

Indessen hatte die Regierung doch auch die gewünschte konservativ-liberale Blockmehrheit, und das Zentrum konnte vorberhand ausgeschaltet werden. Bald aber mußte das isolierte Zentrum erfahren, daß sich die Zeiten seit den Tagen des „Kulturkampfes“ doch merklich verschlechtert hatten. Im Vatikan zeigte man von vornherein nicht die geringste Lust, das Zentrum auf Kriegspfad gegen die deutsche Regierung zu unterstützen. Im „Corriere della Sera“ war schon gleich nach der Reichstagsauflösung zu lesen gewesen, man habe im Vatikan die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen ob der Torheit der Zentrumsführer, es mit der deutschen Regierung zu verderben. Möchte auch der „heilige Vater“ seitdem bei mehreren Gelegenheiten das Zentrum seiner unverminderten Wertschätzung versichern, so hat er doch auch immer wieder erklärt, sich in den Streit zwischen Zentrum und Re-

gierung nicht einmischen zu wollen, und als Herr von Mühlberg seine Akkreditive als deutscher Gesandter beim Vatikan überreichte, sprach er sogar von „herzlichen Beziehungen“ mit Berlin. Wenn der Vatikan gleichwohl zugunsten des Zentrums auf die deutsche Regierung einzuwirken versucht hat, wie der Besuch Bülow's im Vatikan lehrte, so doch nur mit friedlichen und freundschaftlichen Mitteln, wie durch den Versuch, die deutsche Regierung für ein Protektorat über die katholischen Missionen zu interessieren. Gewiß wurde das Scheitern solcher Verständigungsversuche durch alles andere eher als durch die Festigkeit des Fürsten Bülow veranlaßt, jedenfalls aber blieb die Scheu des Papstes, dem Zentrum gegen die Regierung den Rücken zu stärken, bestehen.

Nur so läßt es sich erklären, daß das Zentrum in seiner Vereinsamung auch noch heftigen Angriffen aus orthodox-katholischem Lager schutzlos preisgegeben war. Solange sich seinen Parlamentariern noch von selbst die Ministerien öffneten, war es für das katholische Deutschland tonangebend gewesen. Das Laienelement war sich seines Wertes bewußt geworden, so daß selbst die Kurie mit ihm rechnen mußte. Die wirtschafts- und sozialpolitische Agitation des Volksvereins für das katholische Deutschland entzog die jungen Geistlichen der ausschließlichen Seelsorge und die Gläubigen der ausschließlichen Sorge um das Jenseits. Merus wie Laien wurden in weltliche, öffentliche politische und wirtschaftliche Bestrebungen hineingezogen, und weil Zentrum damals im Reiche Trumpf war, wagten die Hüter der kirchlichen Autorität nicht dagegen aufzubegehren. So konnte wenigstens für Teile der katholischen Bevölkerung das Zentrum gerade zu einem Umwege werden, um von der Vormundschaft Roms loszukommen. Sobald jedoch das Zentrum ausgeschaltet war, begannen die Bischöfe offen oder geheim gegen die „prätereptischen Tendenzen“ des Zentrums vorzugehen. In den „Historisch-politischen Blättern“ und in der „Apologetischen Rundschau“ erschienen lange Abhandlungen, die sich mit dem Geist der christlich-sozialen Demokratie im katholischen Volksverein beschäftigten:

„Es ist der Geist, der sich um Theologie und Kirchenrecht wenig kümmert, der nicht so sehr soziale Pioniere des katholischen Gedankens als katholische Pioniere der Volkswohlfahrt schafft. . . Der junge, in die sozialen Bogen hineinwachsende Merus hat sich innerlichst führen lassen von der achtunggebietenden, arbeitleistenden Zentrale katholischer Sozialpolitik. Dieser Merus wächst hinein in die Pfarrämter und trägt den Geist seiner Schule mitten hinein in das kirchliche Leben. Langsam, von unten herauf, erneuert sich der Merus unter der Führung und dem ständigen Einfluß dieses sozialpolitischen Mittelpunktes. Diese Entwicklung steht tiefer und größer vor uns als wir ahnen. . .“

Damit ihnen diese Entwicklung nicht über den Kopf wachse, fordern die Bischöfe einen engeren Anschluß des Volksvereins an das Episkopat, wodurch ihnen das Recht gesichert würde, den Volksverein so zu leiten, daß die Gefahr prätereptischer Tendenzen“ vermieden, daß nicht der Geist der christlich-sozialen Demokratie und der Merus nicht zu Dienern der Volkswohlfahrt sondern zu Pionieren des katholischen Gedankens erzogen wird.

Kanzlergegnerschaft, aber vor allem die Hoffnung, endlich aus dem Banne des Wartens herauszukommen, das waren die Triebfedern, die die Zentrumsführer zum Anschluß an die Konservativen bewogen. Sie trieben dadurch mit dem Vertrauen großer Teile ihrer Wählerschaft ein frivoles Spiel, und wenn sie es erreichten, daß die Junker

in der Erbschaftssteuerfrage ihren Willen durchsetzen konnten, so verdanken sie das doch nicht ihrer Stärke, sondern der Angst der Regierung vor der Sozialdemokratie. Die Junker und die Ultramontanen hatten Wind gefäet, sie hätten Sturm geerntet, wenn die Regierung den Mut hatte und das Volk selbst über die endgültige Gestalt der Finanzreform entscheiden ließ.

Der Liberalismus hat dem Zentrum freiwillig die Stellung überlassen, die es jetzt an der Seite der Junker inne hat. Er kann sich damit abfinden, weil er sich in der Opposition durch die neue mächtige finanzielle Großmacht des Hansabundes unterstützt weiß, während das Zentrum sich selbst schon im eigenen Lager den heftigsten Angriffen ausgesetzt sah. Bald genug wird auch die Krone sich im Bereiche der Junker und Pfaffen nicht mehr sicher genug fühlen; dann wird sie sich vom Hansabund gegen die sozialdemokratische Gefahr versichern lassen wollen. Der Hansabund hat das Schicksal des bürgerlichen Liberalismus in Händen; von ihm hängt es ab, ob die liberalen Parteien bei kommenden Verfassungskämpfen auf die Wünsche der Krone gegenüber den radikalen Forderungen der Sozialdemokratie Rücksicht nehmen oder nicht. Wie es in Frankreich vor der großen Revolution geschah, so wird auch bei uns ohne Frage die Krone unbedenklich kirchliche Interessen auf dem Altare des Vaterlandes opfern, um selbst desto länger vor den Umsturzgelüsten im Volke sicher zu sein. Also liegt auch für die Krone das dringendste Interesse vor, Zentrum nicht wieder Trumpf werden zu lassen. Die ultramontane Gefahr besteht heute nur noch in der Furcht vor dem Ultramontanismus. Der Ultramontanismus existiert nur noch als ein Gespenst, das verschwinden wird, wenn die Liberalen selbst sich jene „Kühnheit des Intellekts“ aneignen, ohne die nach Voltaire geistige Freiheit nicht möglich ist.

Otto Corbach.

Der Antimilitarismus in Frankreich

Von Gustave Hervé.

Der Besuch der französischen Syndikalisten in Berlin lenkt die Blicke Europas wieder auf die antimilitaristische Bewegung in Frankreich. Wir geben hier eine Darstellung des unermüdblichsten Führers dieser Bewegung wieder. Hervé, dem die antimilitaristische Propaganda schon manche Strafe eingetragen hat, befindet sich auch augenblicklich wieder im Gefängnis, um für seine Ideale vier Jahre Freiheit zu opfern. Unsere Leser werden sich aus Nr. 24 der „Aktion“ erinnern, daß das „Hamburger Fremdenblatt“ den unsäglich erbärmlichen Mut besessen hat, über die anständige Behandlung zu weinern, der Hervé im Gefängnis sich erfreut. Nun, das „F. F.“ möge sich weiter erregen: Hervé schreibt nach wie vor seine politischen Aufsätze im Gefängnis.

F. P.

Der immer schroffer werdende Gegensatz umfangreicher Volksteile gegen die Armee gehört zu den Problemen, an denen die öffentliche Meinung Frankreichs nicht mehr vorbeisehen kann. Die Armee war lange als Symbol und Stütze der nationalen Größe Gegenstand der Liebe und des Stolzes für jeden Franzosen gewesen. Seit den Unglückstagen von 1871 ward sie zum Träger aller Hoffnungen auf Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen. Umso mehr mußte es die leidenschaftliche Empörung der großen Massen der bürgerlichen und bäuerlichen Klassen herausfordern, als in den letzten Jahren die französische Arbeiterschaft sich mehr und mehr in offenen Gegensatz zum militaristischen und zum nationalen Gedanken selbst stellte. Jede demokratische und sozialdemokratische Betätigung gab man der Arbeiterschaft leichten Herzens frei; ihr Bekenntnis zum kollektivistischen Zukunftsideal war für die sozialistische Partei kein Hindernis, an der Re-

gierung teilzunehmen. Erst durch die Bekämpfung der militärischen und nationalen Ideen, die zum Gemeingut der Nation geworden waren, schloß sich die sozialistische Arbeiterschaft tatsächlich vom ideellen Rahmen der nationalen Volksgemeinschaft aus. Untersuchen wir die Geschichte der Bewegung.

Der moderne Militarismus datiert seit der Zeit der französischen Revolution, und trotz aller von ihm auferlegten Lasten wurde er lange Zeit willig ertragen, weil er auf überaus populärer nationaler Grundlage entstand: in Frankreich aus den Verteidigungs- und Angriffskriegen der französischen Revolution; in Preußen und Deutschland aus der nationalen Erhebung des Jahres 1813 gegen die napoleonische Unterdrückung und neuerdings aus der Bewegung für die deutsche Einheit; in Italien ebenso aus den Kämpfen um die Freiheit und Einheit des Vaterlandes. In den letzten 30 Jahren wurde ganz Westeuropa, England ausgenommen, vom militaristischen Fieber gefangen genommen. Die Kriegsrüstungen wurden ins Unbegrenzte vermehrt und die Interessen der Bevölkerung in weitgehender Weise auf chauvinistische Ideenkreise konzentriert.

In Frankreich zuerst entstand eine Gegenbewegung, zunächst in der Bourgeoisie. Die latente Scheu vieler aufrichtiger Republikaner gegenüber der Armee, die unter Napoleon zum Werkzeug des Staatsstreiches geworden war, und unter Boulanger neuerdings zu werden drohte, kam in der Zeit der Dreyfußaffäre zum offenen Ausbruch. Man muß in Frankreich gelebt haben, um sich der nervösen Erschütterung, die diese für die ganze Nation im Gefolge hatte, bewußt zu werden, der tiefgehenden Abneigung gegenüber den früher so verehrten militärischen Chefs, gegenüber den Generalen, die sich als völlig unfähig zur kritischen Würdigung des ihnen Vorgelegten erwiesen hatten, gegenüber der ganzen militärischen Organisation, in der so schreiende Mißbräuche möglich waren. Gewiß hat seither eine Beruhigung Platz gegriffen; Bourgeoisie und Intelligenz Frankreichs sind nicht mehr, wie in den Zeiten der Dreyfußkrise, offen antimilitaristisch, aber eine gewisse pazifistische Gesinnung ist doch zurückgeblieben, und die bauerlichen Massen des Volkes teilen sie um so mehr, als sie ihre Söhne stets lieber am Pflug als in der Kaserne gesehen haben.

Der Antimilitarismus der Arbeiterschaft ist im Ursprung und Wesen durchaus vom Pazifismus der Bourgeoisie verschieden. Er ist mit der Arbeiterbewegung selbst erwachsen, alle internationalen Kongresse, alle Arbeiterparteien Europas sind in gewissem Grade antimilitaristisch gesinnt. Allerdings müssen gewisse Nuancen ertört werden.

Während die deutsche Sozialdemokratie sich im wesentlichen darauf beschränkt, das Militärbudget zu verweigern, sowie auch gewisse Vorschläge für Umgestaltung des stehenden Heeres in eine Milizarmee nach Schweizer Muster auszuarbeiten, geht die französische Partei viel weiter. Sie ist bewußte und erklärte Gegnerin der Armee, welche Form sie immer annehmen möge, ja sie geht in ihren radikalsten Vertretern bis zur offenen Bekämpfung des Vaterlandsgedankens.

Drei Faktoren vor allem, in Deutschland unbekannt, waren in Frankreich tätig und führten diesen Unterschied herbei. Eine anarchistische Gruppe hat in Frankreich immer einen gewissen Einfluß besessen, und die sozialistische Partei durch ihre Kritik im radikalen Sinne beeinflusst. Die Dreyfußaffäre selbst hatte, wie oben bemerkt, auf die gesamte Bevölkerung derart eingewirkt, daß eine offen

armeefeindliche Haltung der Partei geringeren Widerständen begegnete. Drittens endlich hat die deutsche Regierung stets die Klugheit besessen, sich bei Streiks bloß der Polizei und der Gendarmerie zu bedienen, was ihr übrigens angesichts des ruhigen Temperaments der deutschen Arbeiter durchaus genügte. In Frankreich hingegen werden bei jedem Streik bedeutende Truppenmassen in Kriegsausrüstung zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung aufgeboten, die Kavallerie greift ein, um Ansammlungen zu zerstreuen, und bei ernstesten Bewegungen tritt auch die Infanterie in Aktion. Die Kämpfe zwischen Soldaten und Streikenden in Fourmies, Limoges, Rarbone, Raon-l'Étape und neuerdings in Billemeuve haben viele Arbeiter mit antimilitaristischer Gesinnung erfüllt.

Unter diesem dreifachen Einfluß wurde die sozialistische Partei Frankreichs veranlaßt, großes Gewicht auf die Propaganda gegen die Armee zu legen. Seit der Dreyfußaffäre wird eine Flugschrift „Der Rekrut“ anlässlich der Truppenaushebung in ganz Frankreich verteilt und den Arbeitern darin eingeschärft, daß es für den Sohn des Volkes ein Verbrechen sei, auf seine Brüder, die sich im Streik befinden, zu schießen, und daß die fremden Arbeiter die Freunde der französischen Arbeiter seien. In der Provinz wurde der sozialistische Verband des Yonne-Departements zur Zentrale der antimilitaristischen Propaganda. Die Flugschrift „Le Pioupiou de l'Yonne“ wird unentgeltlich an alle Rekruten des Departements verteilt und die Agitation in die Nachbardepartements getragen. Im Jahre 1905 wurde der drohende Krieg zwischen Deutschland und Frankreich anlässlich der Marokkoaffäre für den Verband die Ursache, die Frage des Verhaltens im Kriegsfall für die sozialistische Gesamtpartei aufzurollen und zu beantragen, daß sie auf die Kriegserklärung mit der Verweigerung des Waffendienstes, ja mit offenem Ausruf zu gleichem Verhalten an die deutsche Sozialdemokratie ergehen lasse, die es aber ablehnte, sich an dieser Aktion zu beteiligen.

Von diesem Zeitpunkt an trat die antimilitaristische Bewegung in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Leidenschaft ihrer Gegner antwortete dem leidenschaftlichen Enthusiasmus ihrer Anhänger, und die Führer der Bewegung, welche im Oktober 1905 ein Manifest an die Rekruten gezeichnet und zum Aufstand im Falle eines auswärtigen Krieges aufgefodert hatten, wurden vor Gericht gezogen. Sie alle, unter ihnen mehrere Sekretäre einflussreicher Gewerkschaften, und auch der Schreiber dieser Zeilen wurden zu Gefängnisstrafen auf die Dauer von einem bis zu vier Jahren verurteilt. Acht Tage nachher erboten sich 3000 Anhänger der antimilitaristischen Sache, das Manifest, um dessentwillen die Verurteilung erfolgt war, neuerdings zu unterzeichnen, jedoch auch viele Mitglieder der sozialdemokratischen Partei. Die folgenden Parteikongresse zu Limoges im Jahre 1906 sahen sich veranlaßt, die Frage des Antimilitarismus zu diskutieren. Eine Resolution wurde angenommen, welche zwar den Vaterlandsgedanken als solchen anerkennt, aber die Verhinderung eines Kriegsausbruches mit allen Mitteln (parlamentarische Intervention, öffentliche Agitation, Straßendemonstrationen, ja im äußersten Falle Generalstreik und Aufstand) empfiehlt. Wenige Tage nach dem Kongresse von Nancy begann der internationale Parteikongress zu Stuttgart und die französische Partei vertrat auch dort ihre antimilitaristische Resolution. Die deutsche Sozialdemokratie setzte derselben einen entschiedenen Widerstand entgegen und erklärte durch ihre Wortführer Debel und Bollmar, daß bloß die sozialistische Organisation

der Gesellschaft jeden Kriegsausbruch wirksam verhindern könne. Trotz alledem sah sich auch die deutsche Partei unter dem Druck der anderen Nationen veranlaßt, eine Resolution zu unterzeichnen, die in milderer Form trotzdem die Grundsätze der Resolution von Nancy zum Ausdruck brachte. Ihr wesentlicher Inhalt war: „Wenn die Gefahr eines Krieges näherückt, ist es eine Pflicht der Arbeiterklasse in den beteiligten Ländern und ihrer Vertreter im Parlamente, alle Anstrengungen zu unternehmen, um den Kriegsausbruch zu verhindern, und jene Mittel in Anwendung zu bringen, welche ihnen im Hinblick auf die spezifischen Verhältnisse des Landes am tauglichsten erscheinen. Wenn der Krieg trotzdem ausbricht, haben sie die Pflicht, alles zu tun, um einen baldigen Friedensschluß zu erzwingen, und des ferneren inmitten der unausbleiblichen ökonomischen und politischen Krise eine solche Agitation zu entfalten, daß das Ende des kapitalistischen Regimes hierdurch nähergerückt werde.“

Allerdings war es evident, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht mit freudigem Mut bei der Sache war, und daß die französische Partei im Ernstfalle nicht auf eine wirkliche, koordinierte Aktion der deutschen Partei rechnen könne.

Die pazifistische Strömung im Bürgertum und der Antimilitarismus der sozialistischen Arbeiterpartei haben miteinander starke Berührungspunkte. Die Pazifisten fordern die Lösung internationaler Konflikte auf schiedsgerichtlichem Wege, aber sie besitzen keine Mittel, die Regierungen zur tatsächlichen Anrufung schiedsgerichtlicher Sprüche wirksam zu veranlassen. Bis jetzt sind dieselben bei der Entscheidung des Haager Tribunals in allen Fragen, welche Ehre und wesentliche Interessen des Landes in Frage stellen, in weitem Bogen ausgewichen, und diese elastische Formel gestattet ihnen, sich dem Haager Schiedsgericht, wann immer sie wollen, zu entziehen. In dieser Situation kommt der Antimilitarismus der Arbeiterschaft der pazifistischen Bourgeoisie zu Hilfe, indem er die Regierungen mit bewaffnetem Aufstand der Arbeiterschaft bedroht, sofern sie sich der schiedsgerichtlichen Entscheidung der Konflikte entziehen.

Man sollte daher meinen, daß auch weite Schichten des friedliebenden Bürgertums sympathisch auf die im äußeren Auftreten so durchaus verschieden geartete, antimilitaristische Arbeiterbewegung blicken müßten, die in Einsetzung aller Kräfte und mit Aufopferung der persönlichen Freiheit ihrer Führer die friedensfeindlichen militärischen Kreise an der Wurzel ihrer Macht zu treffen sucht. Mag der proletarische Antimilitarismus auch weitergehende revolutionäre Ziele verfolgen, jeder Teilerfolg desselben bedeutet doch zugleich einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung des Völkerfriedens.

Eine Marokko-Epistel

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl.

Als höflicher Kerl beileide ich mich, Ihnen, mein werter Herr Pfemfert, für das Angebinde zu danken, mit dem Sie uns „Kriegslüflinge“ in der vorigen Nummer der „Aktion“ bedacht haben. Es sind ja gewiß erlauchte Eideshelfer, die Sie für sich bemüht haben, und ehrerbietig, wie sich von selbst versteht, hören wir Kant, Herder, den großen Friedrich, wiewgleich gerade er als Latmensch gewaltiger war, denn als Philosoph. Diese Männer natürlich in hohen Ehren — aber in der Marokko-Gegenwartsfrage vermögen wir „Kriegslüflinge“ auf jene Sätze hin doch nicht einzuschwenken; von den Gemein-

plätzen des Herrn Gerhart Hauptmann, der Hob, Barr, Maupassant ganz zu schweigen . . .

Ein hübsches Wort, das vom „Kriegslüfling“! Wir heißen es als Ehrentamen willkommen, wiewohl wir gar nicht lüflern nach einem Kriege sind und über seine Schrecknisse wahrlich nicht leichtfertig denken. Nur halten wir es für eine natürliche Pflicht, nicht die Geschäfte des Auslands zu besorgen; nur sind wir immer noch der Meinung, daß das starke, militärlüchtige Deutsche Reich sich nicht ausschalten lassen, Vertragsverletzungen nicht mit Schafsgeduld zusehen dürfe und würdige Forderungen mit Nachdruck vertreten müsse. Ohne „alldeutsch“ oder alter Corpsstudent zu sein, halte auch ich es mit denen, die dem Staatssekretär von Ribben-Wächter das Rückgrat zu steifen sich mühen und die Hoffnung nicht aufgeben mögen, daß dieser Staatsmann mit einem Tropfen bismärdischen Delis gesalbt bleibt. Denen stimme ich bei, die sich mit Widerwillen von dem Treiben der freisinnigen und demokratischen Presse abwenden, von der Doppelzüngigkeit, die der sogenannte Liberalismus gerade jetzt wieder übel offenbart. Er, der so gern den Männerbolz vor Fürstenthronen predigt, denunziert im selben Atemzug die freikonservative „Post“, daß sie den Kaiser angegriffen habe! — — — Und noch etwas habe ich gegen die „Aktion“ in der Marokko-Sache auf dem Herzen: Sie lobt die Hasenhaide-Verbrüderung deutscher und französischer Gewerkschaftler über den grünen Meer. Unbegreiflich für meine Wenigkeit. Die Livaden, die in der „Neuen Welt“ erbröhten, klangen meinem beschränkten Untertanenverstand teils albern, teils schamlos. Nimmer können sie ein „historisches Geschehnis“ bedeuten.

Dixi et salvavi animam meam. Nehmen Sie, lieber Herr Pfemfert, mein Bekenntnis nicht für ungut! Ich habe es vor Ihnen abgelegt, weil ich weiß, daß Sie auch solchen Meinungen eine Freistatt gewähren, die nicht die Ihrigen sind.

Ihr Bekenntnis, mein lieber Herr Rechtsanwalt Fraenkl, überrascht mich wenig. Daß Sie jahrelang ein wertvolles und überzeugtes Mitglied der deutschen Sozialdemokratie gewesen sind, macht mir Ihre Ansichten besonders interessant. Immerhin erlaube ich mir nach wie vor, die „Hasenhaide-Verbrüderung“ ein „historisches Geschehnis“ zu nennen. Der deutsche Gewerkschaftler ist seit jenem Abend aus dem Schlummer erwacht, in dem ihn der Parlamentarismus jahrzehntelang gehalten hat. Ihnen Sie, bester Herr Fraenkl, was das bedeutet? Ich fürchte, nicht einmal der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie ist sich der Gefahr voll bewußt . . .

Im übrigen, lieber Herr Fraenkl, will ich nicht versuchen, gegen Ihre temperamentvolle „Marokko-Epistel“ zu polemisieren. Wir würden uns wohl kaum darüber einigen, wann man von „Schafsgeduld“, von „nachdrücklicher Vertretung würdiger Forderungen“ usw. usw. wirklich zu sprechen das Recht habe. Ihnen ist der Marokko-Kummel eine Gegenwartsfrage, die morgen schon erledigt sein kann, die in „würdiger“ Weise erledigt werden muß. Mir geht es um mehr. Ich bekämpfe dabei die Staatsunordnung, die es einigen frivolen Geschäftspatrioten überhaupt ermöglicht, den Weltfrieden und damit die Interessen der Völker zu gefährden!

J. P.

Zum Thema. Wollte ein großer Staat nur die Hälfte seines Kriegsbrennholzes zum Bauholz des Friedens verbrauchen; wolle er nur halb so viel Rosen aufwenden, um Menschen, als um Unmenschen zu bilden, und halb so viel, sich zu entwickeln, als zu verwickeln: wie ständen die Völker ganz anders und stärker da! Jean Paul.

Glossen

Morgenlied des Berliner Bürgers

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Heute muß ich durch die Straßen,
Da werd' ich mein Leben lassen,
Denn der Schuzmann wartet schon.

Ach wie bald, ach wie bald,
Ist der Browning abgeknallt.
Gehst du tollkühn aus der Wohnung,
Hoffe nimmermehr auf Schonung.
Schießen ist des Schuzmanns Pflicht.

Darum still, darum still,
Dulde fein, was Jagow will.
Flink ernenne deine Erben,
Denn du weißt, es geht zum Sterben —
Horch, vom Zoo knallt es schon. —

U. G a d a n.

Die Schutzleute gegen Jagows Schießerklaß. Von einem Berliner Schuzmann, der über 15 Jahre im Amte steht, werde ich um Abdruck der nachstehenden Zeilen gebeten. Ich komme dieser Bitte um so bereitwilliger nach, als mir die Ausführungen des Beamten von prinzipieller Bedeutung zu sein scheinen. Einleitend bemerkt der Einsender, daß ihm die Benützung des Scherl'schen Lokalanzeigers von verschiedenen Seiten empfohlen worden sei, aber „die allzu nahe Beziehung, die dieses Blatt mit dem Polizeipräsidium hat, und einige diesbezügliche Erfahrungen“, ließen es ratsam erscheinen, dieses Organ zu meiden. In dem Schreiben heißt es:

„... Der Beruf ist uns deshalb so erschwert, weil sich im Publikum mit der Zeit ein immer mehr wachsendes feindliches Gefühl gegen unser bloßes Vorhandensein bemerkbar macht. Der vielberufene „Blauvoiler“ war früher nur auf bestimmte Kreise beschränkt. Ein erfahrener Schuzmann war immer bestrebt, in seinem Revier durch Höflichkeit und Zurückhaltung dafür zu sorgen, daß das Publikum Vertrauen zu ihm hat. Ich habe in Arbeiter-gegenenden, die stark sozialdemokratisch sind, unbehelligt meinen Dienst verrichten können, weil ich das Publikum merken ließ, daß ich seinetwegen da war. Aber das ist leider in den Kreisen der Kollegen nicht immer gang und gäbe, und die letzten Jahre haben viel zur Verschlechterung unseres Ansehens getan. Das ist aber, meines Erachtens, nicht wenig Schuld der höheren Stellen. Die jüngeren Jahrgänge werden programmatisch in eine Feindschaft zum Publikum getrieben. Man züchtet eingebildete Beamte, und der steigende Haß ist begreiflich. Dazu kommt noch, daß gewisse Einzelheiten immer mehr Spannung erzeugten. In Moabit muß der Passant in dem Schuzmann, der, besonders wenn er eben den Unteroffiziersrock auszog, mit seinem Helm glaubt ein bevorzugter Herrscher geworden zu sein, den Feind sehen. Aber wir bitten das Publikum, nicht alles über einen Kamm zu scheeren. Wir bedauern und verurteilen in großer Zahl die Vorfälle, aber was soll man denn als Beamter tun? Da kommt nun noch dieser jüngste Erlass des Herrn Polizeipräsidenten, der uns sozusagen zu einer ständigen Gefahr stempelt! Die Vorgesetzten hatten schon früher Mühe, den falsch verstandenen Dienstleister belobigungsfüchtiger Kollegen zu leiten, jetzt ist jeden willkürlichen Schritt, jeder ungebändigten Tatsucht Tor und Tür geöffnet! Dazu muß noch beachtet werden, daß auch der

Schuzmann jetzt nicht mehr seines Lebens sicher ist, wenn er auf Verbrecherjagd muß. Bisher war es wohl ausnahmsweise, daß ein Verbrecher gewagt hat, zu schießen. Jetzt wird er immer trachten, so rasch als möglich, den Schuzmann unschädlich zu machen, da er weiß, daß dieser, ohne lange zu warten, schießen wird. Auch wenn nicht die Strafe ist, das Machtgefühl will recht häufig schießen, und eingebildete Gefahren gibt's schon, wenn nachts ein Mensch direkt auf den Schuzmann zukommt. Es ist also direkt ein ganz falscher Schritt, den der Herr Polizeipräsident getan hat; aber wir alten Leute möchten doch auf diesem Wege die Hoffnung auszusprechen wagen, daß dieser Erlass besonders im Interesse des Ansehens unseres Standes aufgehoben wird.

Mit dem besten Dank für die Aufnahme der Zeilen hochachtend

*

Es sind gemütvollere Bekenner, die Politiker, die das Parteifragment „Demokratische Vereinigung“ bilden, und den Düsseldorfern Wählern kann man nur empfehlen, meinem Liebling Rudi Breitscheid, als welcher dieser Partei vorsteht, die Stimme zu geben. Sie meidet alle Kompromisse, überall bekennt sie sich zur Schwarz-Rot-Goldenen Farbe, selbst bei der schäle Haut im Caféhaus. Wer Freitags in Berlin mit der Straßenbahn 91 zum Lunapark fährt, kann diese modernen Demokraten genießen. Auf der Veranda des Francais sitzen die tonangebenden acht Männer mit Würde vor ihren geleerten Kaffeetassen und starren ehrfurchtsvoll und ehrfurchtgebietend und stolz auf die imposante Fahne mit den Freiheitsfarben, die sie inmitten ihres Tisches aufgestellt haben. Bekannermut leuchtet aus den Blicken und Mut überhaupt. Wehe, wer es wagen wollte, diese Fahne zu rauben! Gebatter Dentist und Gebatter Handschuhmacher würden sie mit Einsetzung all ihrer Lungenkräfte zu schützen wissen...

Und sowas will politisch ernst genommen sein. Und sowas ereifert sich ob der Philister und dem Ordenshumbug. Ist die lächerliche Vereinsmeierei dieser „D. B.“ Leuten zu übertreffen? Vor einigen Wochen erregte sich mein lieber Breitscheid über das (übrigens geschmackvoll ausgeführte) Parteiabzeichen der Fortschrittlichen Volkspartei. Aber die Schwarz-Rot-Goldene Fahne auf dem Caféhaustisch der „D. B.“ Männer ist ein ernstes politisches Ding!

*

Humoristisches. Die Vereinsdruckschrift, die Rudi Breitscheid herausgibt, wirft dem liberalen „Bergischen Lärmer“ — „Verdächtigungen und Unwahrheiten“ vor. „Können Sie wirklich nicht einmal bei der Wahrheit bleiben?“ — (heißt es in dem Organ, das Breitscheid herausgibt.)

*

Die Londoner Arbeiter haben der erschrocken Welt gezeigt, welch ein gewaltiges Kampfmittel der Generalstreik, konsequent durchgeführt darstellt. Wir wollen in der nächsten Nummer Werden und prinzipielle Bedeutung dieses Streikes eingehend behandeln. Schon heute aber möchten wir darauf hinweisen, daß dieser so spontan zum Ausbruch gekommene Kampf als Beweis für das Wachsen der revolutionären Strömung innerhalb der englischen Gewerkschaften gelten darf. Der Syndikalismus, der in Frankreich den Ausschlag gibt, hat nun auch in England die Herrschaft angetreten. Bedenkt man, daß auch die deutschen Gewerkschaften sich zu rühren beginnen, so muß man feststellen: der revolutionäre Sozialismus ist auf dem Marsche! Das Proletariat entpolitisiert sich! Es hat sich auf seine Kraft besonnen.

Kloster

Und Mauern stehen ohne sich zu rühren
Wie graue Fäuste, die im Wind erfrieren.

— Dort laufen Zwerge in den Säulengängen —
An engen Fenstern bleiche Schatten hängen.

Und schwarzer Himmel liegt in Riesenästen —
Es schlingt ein Weg sich zu den Sonnenresten.

Gedrückte Frauen, die in Tüchern wallen —
Und Augen, draus die letzten Träume fallen.

Marburg (Lahn).

Arthur Drey.

Der Mensch als Kunstwerk

Eine ergänzende Betrachtung zu aller Aesthetik.

Von Anselm Kueß.

Unabhängig von vorübergehenden Stimmungen vermag der Mensch wohl meist in seiner Seele zu lesen, wozu er am tiefsten berufen sei, und welcher innersten Neigung und Sehnsucht nachzugeben ihn sein bloßes Dasein anscheinend schon verpflichtet habe. Immer ist mir in dieser Hinsicht das Wort Platons vor Augen geblieben, daß sich das Individuum beim Erleben der irdischen Dinge nur der in einem früheren Leben bereits angeschauten Urbilder derselben, der Ideen erinnere. Immer ist es wirklich, als ob der Mensch bei allem nicht bloß einfach „sehe“, sondern als ob seine Natur a priori stets auf dem Sprunge stände, Ideen einer Sache, Ideale zu erblicken. Der Sinn so wenig wie das Gesehene genügen uns; wir sehen mit jedem Sehen schon in, unter, hinter das Wirklich-zu-Sehende. Und wir sagen auf diese Weise, ja denken so überhaupt nichts, was ein völlig Entsprechendes in der sinnlich-empirischen Welt zu haben scheint. Sollte in diesen charakteristischen Menschäußerungen nicht etwas schlummern, was uns wieder dringender an den innersten Quell alles Schönen erinnert, unsere oft schon zu abstrakt gewordene Liebe vor allem als praktisches Gebot für uns selber erkennen läßt? Sollte unsere Aesthetik, die sich immer nur auf Werke, nicht auf das lebendige Werden selber zu beziehen scheint, nicht an einer gewissen Einseitigkeit leiden? . . . Ich will versuchen, tiefer herzuleiten, was ich meine.

Zunächst hat unser ursprünglichstes Bestreben, jedes Ding möglichst vollkommen und in sich restlos zu sehen, die natürlichste Begleitempfindung was uns selbst betrifft, da wir uns im Gegenteil noch immer unvollendet, brüchig, hinter uns zurückgeblieben wähnen. Aber die Gerechtigkeit fordert eben, jenes Bestreben gerade noch zu uns zu schlagen, uns selbst hauptsächlich und in erster Linie für den Quell aller Vervollkommnungssucht zu erkennen. Und so aller Vervollkommnungsmöglichkeit. Der Künstler ergreift in diesem Gefühl wachweichen bildnerischen Ton, und was er formt und knetet ist einerseits ein Ideal seiner selbst, etwas was er also seiner oder anderer Meinung nach an sich selbst noch nicht haben soll; . . . andererseits muß er doch aber zur gleichen Zeit schon völlig damit verbunden gedacht, identifiziert werden können, denn er, seine Seele, seine bildende Hand hat die gesamte fertige Form im Innersten doch nur vorangetragen. Wie sehr dieser schaffende, schöpferische Mensch bei allem Werk noch immer für das Wichtigste, Ueberwiegendste angesehen werden sollte, leuchtet bei manchem angeblich schwächerem

Gebilde, an dem seltsamerweise gerade die zärtlichste Liebe des Künstlers hängt, sehr vielsagend ein. Denn der Künstler selbst steht und versteht wirklich in jeder seiner Schöpfungen nur seine eigene brünstige Seele wieder; und daß nun die flammendste, inbrünstigste Seele gerade nach außen nicht das Schönste und Höchste soll hervorbringen können, — das scheint denn doch einen beherzigenswerten Wink zu enthalten, worauf es der Hauptsache nach immer wieder bloß ankommt: in der Tat — auf sichtbar-äußere Werke allein? Wäre es nicht möglich, gerade das Gerührtste, Empfindungsstärkste, Ueberschwänglichste in uns, das schon dem ersten Vermuten nach auf irgend etwas Kälteres, Mißverstehendes draußen treffen muß, völlig im geschlossenen Innern zu sparen, gerade diese Kräfte und Ahnungen behutsam nicht verströmen, sondern im eigensten Wesen nur den gesamten Wandlungsprozeß durchmachen zu lassen?

Wir haben ja eigentlich bei allem Schaffen, allem Tun und Handeln überhaupt das Gefühl von Widerständen, ein Gefühl, als ob dennoch das Allertiefste, Allerfeinste von uns in uns selbst noch immer zurückbliebe — — wir immer noch mehr und Besseres, als unser bestes Werk! Nun wohl: da das Offenbleiben einer Lücke für alles ins Sinnliche Uebersehte, der äußeren Wahrnehmung Hingestellte stets vorauszusehen, — warum sollte das mit uns ja zweifellos so oft tendierte Schöne, Gute und Wahre, unser von vornherein zu innerst gefühltes Kunstwerk nicht mindestens für uns selbst, für das eigen-innere Auge auch erreicht und geschaffen werden können? Geschaffen werden nämlich als jener dauerndere Zustand bereits, der, statt jener flüchtigen höheren Bestimmtheit bloß, deutlich schon die Züge wirklich höheren Seins und Wesens zeigt? Dies hätte dann mit unserem äußeren Aspekt, unserer Ausstrahlung in die Sinnes-sphäre noch wenig zu tun: wie viele wird es gegeben haben, für die auch ein Sokrates nie mehr — ich spreche hier natürlich nicht vom athenischen Spießbürger, auch nicht von seinen Anklägern oder Richtern — als etwa eine populäre Straßenfigur, ein geläufiges Stadtoriginal vorstellte, die ihn (trotz aller Sympathie für ihn) doch nicht zu weit vom bloß-wunderlichen Kauz, vom geschwähigen Spruchhelden, sein Wissen nicht zu weit von etwas bettelhaft prunkender Gassenweisheit abgerückt sehn mochten! Indessen muß doch ohne weiteres zugegeben werden, daß er wirklich auch schon zu jeder Stunde seines Lebens, noch ganz ohne die sichtliche Hinbewegung auf jene Gloriole seines Schierlingsbechers, soviel schöne Harmonie und treffliche Wahrhaftigkeit nach innen gesammelt hatte, als nur je davon nach seinem Tode in der Geschichte sichtbar geworden ist.

So oft wir in Beziehung auf ein bereits vollendetes Leben beschreibend, biographisch verfahren wollen, stellt es sich uns immer von selbst schon irgend wie rund, formenhaft, harmonisiert dar: es ist Kunstwerk geworden, scheinbar nur durch den ganz äußerlichen Eindruck einer Totalität, in der alles bereits seinen gehörigen Platz und seine feste Stelle eingenommen hat, nichts mehr schwankt und nichts mehr irrt, und daher alles mindestens oberflächlich sofort irgend welchen rechnungsmäßigen Beziehungen unterworfen scheint. Es wäre jedoch ein großer Irrtum, anzunehmen, daß hier gewissermaßen gar nichts aus dem Innern selbst stammen sollte, dem wachen lebenden Bewußtsein zu jeder Zeit noch alles gänzlich unübersichtlich, völlig verhüllt sein mußte. Im Gegenteil lassen zwei Erfahrungen hier immer wieder eine viel hoffnungsvollere Betrachtung zu. Wir sind wirklich schon in jeder Minute unseres wachen Daseins viel viel geschlossener, gleichsam

enger, weniger fragmentarisch, als wir gemeinhin zu glauben geneigt sind; und zwar ist dies vom betrachtenden Zuschauer aus so gut, wie am erlebenden Ich selber zu zeigen. So wie es hübsche, sympathische Gesichter gibt, die sich willkürlich aufs unglaublichste verzerren können, ohne daß noch in der Frage ihre angenehme Wirkung auf uns nachläßt, so dürfte es auch zweifellos Charaktere geben, die nicht selten für den ersten Blick aufs unverantwortlichste und unberechenbarste zu handeln scheinen, — und dennoch wird man gegebenenfalls nicht anders als felsenfest auf sie vertrauen können. Und so andererseits auch wir selbst: da wohl überhaupt niemand sein möchte, der nicht zu irgend einer Sekunde seines Daseins die schönste, vollkommenste Harmonie eines göttlichen Wollens in sich mit einer daraus entsprungenen göttlichsten Ichhandlung schon einmal erlebt hätte, so wäre der Fall fast unausdenkbar, daß nicht jeder von selbst schon immer der höchsten, bauernben Harmonisierung in diesem Punkte, der die Möglichkeit seines, gerade ihm eigenen Kunstwerks anzeigt, heimlich zustreben sollte. Hier aber würden wir denn an Goethe erinnert, der sagt, daß der „sittliche Mensch Neigung und Liebe nur insofern erzeuge, als man Sehnsucht an ihm gewahrt werde.“

In der Tat: daß ein Mensch auch nur ein einziges Mal im Leben sich dem Göttlichsten innig verwandt und gleichsam von aller Erbschwere befreit gefühlt hat, das sollte wie ein schützender Talisman ewig um ihn bleiben — schützend nämlich gegen die freilich auch unausbleiblichen inneren Verzagtheiten seines Daseinsgefühls, schützend vor allem aber auch gegen jeden schiefen Blick und die leicht kränkenden Verzerrungen einer notwendig-äußerlichen Welt. Denn da man unmöglich bei all seinem Tun mindestens die innige Sehnsucht nach jenem Harmoniestadium loswird — so lassen eben einfach diejenigen es an der rechten Liebe gegen uns fehlen, die uns bei irgend einer sinnfälligen, scheinbar-fixen Zurückgebliebenheit ertappt zu haben glauben und gerade hierauf uns festnageln wollen, während sie gar nicht die innere Richtung und Hingezogenheit dieses Tuns miterblicken und mit in Erwägung ziehen, daß sich ja eben auf der Fahrt und dem notwendigen Durchgangspfad nach dem Ideal befinden mag! — Nichts aber scheint nun hinwiederum auch gefährlicher und verhängnisvoller für ein wirkliches Zurückbleiben auf diesem Wege werden zu können, als wenn wir selbst erst aus der Hineinversetzung und Einfühlung in die sinnlichen Eindrücke unserer Handlungen je den Maßstab für sie nehmen, den äußeren Betrachter für ernsthafter als uns selber halten würden — statt dabei zu verharren, daß den letzten, tiefsten, d. i. nämlich innersten Blick für unser Tun nun endgültig wir allein bloß haben können. Denn was den Sinneneindruck betrifft, so wird es freilich nur zu bald immer geschehen, daß gerade auf dem innersten, abgeschlossensten Wege zur eigenen Selbsterfüllung demjenigen z. B., der sich seinem Ideal einer gewissen Großheit, Liberalität und Generosität schon sehr genähert zu haben glaubt, plötzlich von irgend einem Fremden das Wort „Nitz“ in die Ohren tönt; oder jenem der unablässig nur nach heiterer Weisheit, Milde und Selbstgenugsamkeit gestrebt zu haben wähnt, eine Beschuldigung wie „Zankgeist“, „Rachfüchtiger“, „Verärgerter“. Nun — sollten solche erstaunlich-unvermuteten Charakteristiken wirklich den beirren und verwirren können, der hinsichtlich seiner eigenen innersten Sehnsucht sich nur schwerlich in einer Täuschung befinden kann, der aber die Möglichkeit seiner verzerrtesten Widerspiegelung in der Sinnessphäre ja natürlich zugeben und unbedenklich für sich selbst in Anschlag bringen darf? Wenn und so

lange sie ihn noch beirren: so ist er offenkundig hinsichtlich der eigenen Befensvollendung, seiner höchsten Selbsterfüllung, der Hinbewegung zu seinem letzten, innersten Ideal noch im Argen, und das ist mit einem Wort: um sein reinstes Kunstwerk noch betrogen! Denn das wird eben der Unterschied zwischen dem innersten Mensch-Kunstwerk und allen Kunstwerken für die Sinne zu bedeuten haben: während bei jenem kein eigentlicher Irrtum, kein wüster Streit der Meinungen und Diskutieren des Wertes im Grunde mehr möglich ist, scheinen diese noch fortwährend ihre werbenden Augen umherschweifen zu lassen, zur Begaffung und Bewunderung geradezu anzuspornen und Kritik und Urteil noch jederzeit neu herauszufordern. So hat es mindestens immer für menschliche Augen den Anschein, als ruhten sie noch gar nicht selbständig und gefestigt genug in ihren eigenen Angeln, sondern würden jedenfalls eines Tages erst nach dem Ausspruch des rationalsten Beurteilers ihre nur scheinbar starre und unveränderliche Geste verändern. Ja — in diesem Betracht hatte wirklich noch alle Kunst bisher, als bloße Kunst für die Sinne, etwas Bühlerisches, Selbstentfremdetes, den eigenen Schwerpunkt nicht total und zu innerst in sich: dieses Ideal in seiner höchsten Vollkommenheit wird aber wieder und wieder der Mensch nur in sich allein, in der nicht das Geringste über ihren Rand verströmenden Seele erreichen, und wird daher als „Seele“ auch immer wieder nur von Seelen, vom Welt- und Herinnersten allein wahrgenommen werden können, — nicht von bloßen Sinnen. Alle Kunst war aber bisher vorwiegend nur solch eine Kunst für die Sinne: es handelt sich noch um jene viel größere, tiefere, untrüglichere, wahrere für Seelen — und so um jene Künstler, die nicht allein mehr im vergänglich-äußeren Sinnenmaterial, in Ton, Wort, Schrift, Stein, Marmor bilden und prägen, sondern in empfindlicher, lebendiger Menschenhaut, und diese gefügig, geschmeibig zu behandeln wissen wie der Virtuose seine Geige, der Bildhauer seinen Stein.

„Noch die Glosse!“

Man übersehe . . am allerwenigsten, wie weit der menschliche Geist die Erweiterung seiner geistigen Behäufel unaufhörlich treibe (und wie er schlechte Kanoes in prächtige Fregatten und Rauffahrtschiffe verwandele). Anfangs deutete er jedes Ding durch ein Gemälde desselben, darauf durch seinen ungefähren Umriss an, hernach durch ein besonderes willkürliches Zeichen (wie noch die Sineser), endlich nur durch 24 Zeichen, die die Schulmeister gemeinhin das Abc nennen. Jetzt läßt er's nicht einmal dabei beruhen: sondern er sinnt nach, ob er nicht statt dieser 24 Zeichen eine noch allgemeinere Formel zu ergründen und vielleicht durch 1 oder 2 Zeichen alle Abänderungen des Wizes, Scharfsinns usw. auszudrücken vermöge. Das ähnliche Glück der Rechenkunst schreckte ihn am wenigsten davon ab: denn auch sie lernte von den Arabern alle möglichen Summen mit 10 Zeichen, von Weigeln schon mit vieren und endlich von Leibnizens Dhabil bloß mit 2 Ziffern schreiben und ausdrücken. Von diesem Grade der Vollkommenheit (denn es gibt nur noch zwei höhere, den, alles durch 1 Zeichen, und den letzten, alles durch gar nichts hinzusetzen und anschaulich zu machen) steht vielleicht die Gedanken-symbolik weniger ab, als meine Rezensenten denken. Marx brüdt jetzt aus:

1. Durch einen horizontalen Strich (—) alle möglichen scharfsinnigen, witzigen und erhabenen Ideen, so wie auch die entgegengesetzten;

2. durch mehrere vertikale gerade oder geschweifte Striche (!!!!,????), alle möglichen, satirischen, rührenden und wahrhaft tragischen Empfindungen, so wie wiederum das Gegenteil.

Es wird aber wenig mehr noch auszudrücken sein. Wenn nun hinlänglich erwiesen, daß die bloße Erfindung der 24 Buchstabenzeichen dem menschlichen Geiste das Geschäft des Denkens unendlich kürzer und bequemer gemacht: so muß die Einschmelzung derselben in 2 Zeichen ja wohl von den außerordentlichsten Folgen sein, so daß man das wohl gar glauben kann, was in den Zeitungen steht: es gäbe hier und da Knaben von mittlerem Alter, die Wiß und tragisches Genie bekanntlich in den Druck schickten. Denn der vorher so schwere Ausdruck läuft ihnen jetzt dadurch von selbst in die Hand, daß sie nichts als 2 Striche, einen wag- und einen lotrechten ziehen zu können vorzögen haben; welches sonst vielleicht jeder Edelmann konnte, der statt seines schweren Namens drei Kreuze (†††) unterschrieb. (Daher wär' es gut, wenn der Knabenschulmeister den Kindern bei dem Buchstaben schreiben auch das Bücherschreiben spielend nebenher beibrächte.) Freilich untermengen einige den Gedankenstrichen noch besondere Wörter: allein diese dürften doch niemals mehr sein als das schlechte Gestein, durch das sich die dicken Silberadern der Gedankenstriche vielfältig hinstrecken.

Jean Paul.

Der Dichter der Liebe

Von Otto Bid (Prag).

Ich meine Mag Brod, dessen gesamtes Schaffen den Stempel des neuen, in eine schöne Zukunft künstlerischer Entwicklung Weisenden trägt. Vor drei Jahren erschien sein „Weg des Verliebten“, heute liegt ein schlichtes „Tagebuch in Versen“ vor. (Beide Gedichtbücher bei Axel Junder, Berlin-Charlottenburg). Zwei Werke, das äußerste Widerspiel lyrischer Ausdrucksform zeigend. „Der Weg des Verliebten“: Brunnstschreie des sinnlich Liebenden, aber ohne fessellosen Uberschwang; nicht künstlich verhalten, sondern durch kühle Anmut zur Schönheit verklärt. Das „Tagebuch in Versen“: Liebe im Alltag, melodisches Werben um ein Bürgermädchen, inniger Nachhall zärtlicher Gespräche auf Spaziergängen, Lob des häuslichen Lebens. Ein Motto aus Goethe ist vorangestellt und als treffendste Formel für den Inhalt dieses Buches möchte man den Ausspruch des Novalis über „Wilhelm Meister“ wiederholen: „... Das Buch handelt nur von den gewöhnlichen täglichen Vorgängen. Es ist eine in Poesie gebrachte Geschichte bürgerlicher Häuslichkeit...“

Darum haben Bedanten das Buch für phantasielos und dilettantisch erklären wollen.

Man kennt Brods literarische Ahnen. Gleich Beuchtläumen ragen aus seinen kritischen Aufsätzen die Namen: Flaubert, Laforgue, Goethe zum Himmel empor. Im „Weg des Verliebten“ stehen die Verse:

... Kunstvoll erscheint mir dies, kaum auszuschöpfen
in seiner Schönheit...

(Der Hintergrund.)

Man denkt an Hofmannsthal. „Die Augen“ erinnern an Verlaines „Muschelgrotte“. Manche Sonette stehen vielleicht auch im Zeichen fremden Einflusses. Alles übrige in dem ersten Werke ist von Mag Brod, dem Schöpfer neuer Ausdrucksmöglichkeiten, dem ewig in die Wesen und Dinge dieser Welt Verliebten. Seine Blide streichen sie; er hebt und sieht die Details. Er ist berauscht vom Weibe, der

„großen Hingegohnen“ und beschreibt entzückt den Leib der kleinen Mädchen: Das „weiße Lulpenpaar der Kleinen Brüste“, Hals und Schulter, ihre Stimme und die wechselnde Süßigkeit ihrer Kisse. Nie macht der Taumel den Liebenden blind, im vorzuehenden Kaufschle bleibt er der Schönheit gewahr:

Ich hab dein ermattendes Antlitz gesehen
wankenden Glanzes vor meinem stehn.
Deine blauen Augen wurden bleich.
Deine Haare wie Wolken weich.
Die Rippen verließen einander so satt.
Die Stirn schien ein betautes Blütenblatt.
Und nur die Wangen blieben glühend rot...
Alles andere starb den süßesten Wollust-Tod.
(Der Taumel.)

So möchte man Brod den Dichter der bewußten Verliebtheit nennen, den nie von der Glut Bersengten, der niemals stammelt, sondern sinnvoll redet, der nicht verschwommene Fleder, sondern deutlich Farben sieht. Man denke an die Liebeslieder der andern „Byrifer“ — falls man sie kennt! — Auch sie überströmen von Glut und Sehnsucht, aber sie sehn nicht viel mehr als die lyrischen Adjektiva bewährter Ueberlieferung, die man so anfügt nach Bedarf und Temperament.

„Der Weg des Verliebten“ bedeutet einen Bruch mit der Tradition.

Nun aber stehen einige Gedichte da, zwischen die Glut der andern gestreut wie friedliche Wölkchen: Eine stille Dampferfahrt oder „Ermüdung im Walde“ nach einem Ausflug. Ueber diesen schwebt der Duft des Glücks, des Friedens. Das Formelle wird belanglos, denn die Verse beginnen von selbst zu klingen. Ist dies nicht die Melodie der Stille?

... Das grüne Büümchen möchte sich zeigen,
hebt sich in deine Haare hinein.

Spinnweben zwischen den Nadelzweigen
glitzern rot im Sonnenschein.

Da läuft eine Ameise.
Und was ist das?

Ganz winzige Käfer
verzieren das Gras.

Von diesen Versen führt eine zarte Brücke zum zweiten „Tagebuch“. Hier findet man keinen traditionellen Strophenbau mehr, die Sonette sind verschwunden, alles ist Klang und Farbe. Manche Zeile, aus dem Zusammenhang gerissen, würde ungestalt erscheinen. Erst die Worte im Verein geben den Rhythmus, die Melodie. Wer zu skandieren versucht, wird enttäuscht sein. Die Andern werden die innigen Verse summen, ja singen. Denn es liegt ein Wohlklang darin, eine innige Verschmelzung des Klanges mit dem ausgedrückten Gefühl... Der Liebende ist enttäuscht über ein abgefügtes Kennzeichen: Die Verse beginnen zu grohlen, zu murren; werden behender, innig in Erinnerung an die Fernweilende, resigniert zum Schlusse. Die ersten zwei Strophen seien zitiert:

Meine Rippen, die im Born
Wid sich ineinander krammen,
Ihre zarte Fleischschicht krammen
An der Zähne glattes Horn,

Ach wie hätten, sanft gelenkt,
Wie auf Kissen, auf die beinen,
Wie zwei Hände sich vereinen,
Glücklich sie sich hingelenkt!

Dann diese überraschenden Silber, die mühlos sich gestalten, neu und zutreffend: „Vielleicht wie unter Wasser-

spiegeln Fische gehn, hast du die Kraft, Zuckungen zu verriegeln, die in dir geschehn." Man ist oft verblüfft, man erkennt die von den Durchschnittskritikern plattgetretene deutsche Verssprache nicht wieder. Und man ist dankbar und glücklich.

•

Der Inhalt dieser Gedichte?: Die täglichen Vorgänge einfach! Spaziergänge in Gärten, ein Besuch auf dem Lande, die Ausmalung des Lebens in der Sommerfrische, frohe Stunden im Walde, Fußwanderungen . . . Alles durchweht vom frischen Duft der noch gegenwärtigen Jugend, der Kindheit gar, die in frohen Bildern aufsteht. Das ganze Buch wirkt erfrischend, lockert unsere Zweifel und gibt uns den Optimismus der Kindheit wieder.

Aber es gibt uns unendlich mehr, nämlich den Weg zu einer neuen Art, die „neue Zeit“ — deren Verkündigung angeblich die Hymnen Verhaerens gelten, diese grollenden glatten Verse vom „Maschinengetöse“ und „Großstadtrhythmus“ — in den Vorgängen des Alltags wirkend zu sehen. Brod dichtet ein Telephongespräch mit der Geliebten: Er im Café am Apparat, sie zu Hause in der Nachtjade „mit vielen Falten, grau in weiß . . .“ Und hier geht uns in der einfachen Tatsache, daß man heute mit der Geliebten durch das Telephon, dieses profaische, aus der „Zyrik“ verbannte Wunderding, sprechen kann, wie wenn das gar nichts wäre, — hier geht uns die Erkenntnis auf, wie herrlich weit unsre Zeit es doch gebracht. Das ist ein Erlebnis, erschütternder als der Klang der Dampfpfeifen, und unaufdringlicher suggeriert, weil das Persönliche — die Begrüßung der Geliebten — die Hauptsache bleibt.

.. Mein eigener Atem kommt zurück
Aus der Höhlung, Flüstern wie Beten,
Und Geruch von Stahl, von Drähten,
Emailknöpfen ohne Glück.
Nun in den bitteren erstidenden Raum
Ins Dunkelbraun ein Klingen,
Dein Lachen will aufspringen
Mit grauen Fittichen, zackigem Saum,
Wie ein Bogelschwarm über Felserschollen her . . .

--- Max Brod stellt sich so auch als Zyrifer durch seine beiden Bücher neben unsre Besten: Rilke, Däubenders, Walser und Dehmel. Aber er ist jünger und wandlungsfähiger. Hierin liegt die Gefahr, doch auch die Hoffnung, die man seiner Entwicklung zuwenden darf.

André Lambert

(Ein paar Notizen)

Von Max Jungnickel.

Wellende Rosen duften durch sein Wert und Nachtsalterschwingen taumeln drüber hin. André Lambert fand in Lubrej Bearbsley sein leuchtendes Vorbild. Er erinnert stark an Oskar Wilde, den Sünder, den Laster und Sucher nach Pracht und Schönheit. Seltsam, schwül, beklemmt, wunderbar muten die Schöpfungen jenes jungen, genialen Malers an. Manchmal übersteht das Auge gänzlich den Vorgang, die Personen auf einem Lambertischen Gemälde, weil eine Farbenorgie, die auf seltsamen Gewändern träumt, so sehr gefangen nimmt. Wenn Lambert zu religiösen Motiven greift, reißt er erst lächelnd den Heiligenschein von der frommen Legende. Er macht eine Art Karrikatur daraus. Ich erinnere an Esther, Pietà und vor allem an seine Madonna. Sie hat nichts, auch gar nichts gemein mit der Sigtinischen Madonna Raffaels.

Der sah Maria als hohe Magd, als Himmelskönigin. Das Kind in ihren Armen ist ganz Beterlöser. Man glaubt beim Bewundern jenes Meisterwerkes himmlische Musik, süße Engelstimmen zu hören. Welche herrliche Madonna schuf Holbein! Maria ist in seinem Vortwurf eine Himmelskönigin, welche himmlische Würde und innig: Mutterliebe in sich vereint. Bei ihm ist der Jesustnabe ein segnendes Kind. Wie anders, ganz anders hat André Lambert die Madonna gemalt! Eine steif sitzende Maria, eine Kolette, Buhlerin, eine Halbweltbame. In ihren Augen malt sich die Erschrockenheit, um ihre Lippen zuckt sinnliche Lust. Keine Güte, keine Hingebung zu jenem Sohn, den sie an ihrer Brust hält. O dieser Sohn! Ein gewöhnliches Erdenkind bei dessen Geburt der Herrgott nicht dabeigestanden hat. Keinen Stempel von Himmelsglorie, auch gar nichts von Göttlichkeit. Neben Maria ein Bischof. Hartberzig, verbissen, kalt. Ein Henkersknecht im Ornat. Auf der anderen Seite ein Ritterlein, das von einer Liebesstunde mit der Herrin zu träumen scheint. Wie wunderbar mutet doch dieser religiöse Vortwurf an! Der schwüle Duft des Lasters scheint zu schleichen.

Ich denke mir diese Madonna im Boudoir einer Halbweltlerin, über dem Sündenlager einer Dirne. Wenn der Buhle seinem Opfer Brust und Wange küßt, dann wird jene Lambertische Madonna lächelnd das Haupt neigen.

Sondants

Von S. Friedlaender.

Einen Ritter ärgerten die Scharniere seiner Rüstung, weil sie kreischten; er schmerte sie mit Del: aber seitdem kam er sich so feige vor, daß er die Rüstung wie einen Vortwurf empfand, sie auszog, ein seidnes Gewand anlegte und Hofmann wurde. Die Moral auch noch aussprechen wäre unmoralisch.

Die Fliege, die mit einem Beinchen in die Tinte geraten, einen Strich hinter sich herzieht, ist gleichzuachten dem herrlichen Schriftsteller, der vermeint, seine Skripturen hätten „Sinn.“ Oh Hochmut des Geistes! Oh Demut der Fliege!

Ein Mann, der tief dachte, setzte sich, wenn er ermüdet war und nicht mehr denken konnte, sondern bloß noch Gewicht hatte, in einen fürstlichen Lehnstuhl. Als der Mann gestorben war, schrieb und sprach dieser Lehnstuhl dessen Biographie: darin hieß es: außer Dem, daß er zwischen 1 bis 2 Zentner wog, hatte er kein Verdienst.

„Wie einfach ist das Leben,“ meinte der Frosch, „man sagt Quak und damit ist Alles gesagt.“ „Ja, erwiderte ihm der Regenschirm, „ich sage gar nichts, ich lasse mich aufspannen, und es regnet vom Himmel.“ „Das ist“, meinte der Frosch, „um das Quaken zu lassen!“

Ein Chinese kam nach Europa und wunderte sich über Alles. Nach China zurückgekehrt, verwandelte er diese Bewunderung in ein Buch: — da wunderten sich auch alle Europäer über Europa.

Der Tod ist ein sehr plummes Mittel, gestorben zu sein.

Aus den Hymnen an die Nacht

Von Novalis.

I.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreulichste Licht — mit seinen Farben, seinen

Strahlen und Bogen; seiner milden Allgegenwart, als wechender Tag. Wie des Lebens innerste Seele atmet es der rastlosen Gestirne Riesentwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut — atmet es der funkelnde, ewig-ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Tier — vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht. Fernab liegt die Welt — in eine tiefe Gruft versenkt — wüßt und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmut. In Lautropfen will ich hinunter sinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner hatten?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmut weiche Lust? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das so unsichtbar kräftig an die Seele geht? Wohllicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüts hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied. — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, sätest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht — deine Wiederkehr — in den Zeiten deiner Entfernung. Himmlischer, als jene blühenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüts — was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe — sie sendet mir dich — zarie Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Mein — du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht — zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich lustig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt.

II.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf — beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Toren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut

der Trauben — in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des karten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoß macht — ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgetrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

Stimme

Wolken flogen über den Himmel hin.
Kam die Nacht und die Stimme der Nacht . . .

„Beete, die rot — gesäumten,
Bange, ob sie dich täuschen . . .

Cote verträumte Städte
Sprangen noch einmal empor

Ob sie die Qual bezwängen
Der zermalmenden Enge
Ober mit Klage-Klängen
Sanken in Untergang.“

Berlin.

Robert Jencksch.

Selbstporträt

Novelle von W. S. Guttman.

Nachmittags schlug die Hitze an die Fenster und schwang sich über das Zimmer. Vor dem Bilbe quälte er sich: „Man darf nicht wie Monet malen; wie die Menge sieht: Frühlingssnachmittag, Heuhaufen in der Morgensonne; allgemeine Stimmungen. Die Bedeutung liegt hinter den Dingen.“ Jedes Wort hob er aus der Hitze mühsam ins Klare. „Wie ein Geier sich über uns breitet“, fühlte sie weich auf dem Divan, „den Schnabel bereit, unsern Kopf aufzuhacken, das Gehirn zu fressen.“ Er ging an ihr vorbei, bemerkte sie nicht. Sie hörte, wie er sie rief, saß auf dem Divan. Er verwarf sich: „Schmidt-Rottluff. Botticelli.“ Sie saß auf dem Divan, gähnte. Wartete. Als es überlaut klingelte. Sie erschrak, öffnete.

Joseph kam herein, setzte sich abseits und zog sich in ein Gespräch. Man aß Abendbrot. Er unterhielt sich sehr heftig. „Die Frauen sind einzuteilen in Courtesanen und Skofotten: außerdem gibt es noch Weiber, bitte, das Brot, Fra; der Courtesane ist die Erotik angeboren, der Skofotte anerzogen, dem Weibe noch nicht anerzogen.“ Er errötete, laute beträchtlich „Bierbaum z. B. ist eine Skofotte“. Fra fühlt sich getränkt: „Er will uns täuschen, um sich durch uns täuschen zu lassen“; sagte heiter: „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Joseph; ich mag Sie gern hören.“ Der Maler erwiderte: „Joseph; ich habe Hehms Gedichte gelesen. Dies sind Zeilen, die einander nicht bedingen, durch gleichgültige Reime verknüpft. Alles ist hineingestopft, was ihm grade einfiel, was er je gesehen hatte. Gewiß zieht er neu und großartig, aber das ist eine Monumentalität aus Armut. Hinter der Oberfläche der Dinge ist nichts mehr. Was ist ihm die „Heimat der Toten“? Ein Anekdotenhäufen. Einer spricht da von der „Qualkurve des Daseins.“ Aber Qual und Verzweiflung sind zentripetal, nur Mut ist zentrifugal.“ Wie ein Segel geschweilt stand er auf: „Über vielleicht hat Hehmgar kein metaphysisches Zentrum.“ Joseph lächelte verlegen: „Hehm ist ein junger Mann, der zu seinen kritiklosen

Anhängern gehört. Ihm fehlt die Zeit, eine neue Sprache zu schaffen, er muß gestalten; jeder Vers mag schlecht sein, aber die Gedichte sind gut.“ Er vertrocknete sich auf dem Divan. „Denk an Rilke!“ Mauern wuchsen um ihn. Fern belustigte sich der Maler: „Gewiß: Rilke tanzt um alle Dinge. Jedoch in allem ist.“ Aber Joseph schrie aus dem Gefängnis: „Ja: Geheim sind die Dinge nicht Verwand. Er streicht sich an ihre Außenseite. Aber das bedingt keinen Mangel an Metaphysik. Und wären die Dämonen der Städte sichtbar. Die Art des Sehens ist bedingt, ist Folge. Geheim merkt auch nur die Folge: Treten die Verse in seinen Tag, ist längst alles Gefühl Gesicht geworden, ist er selbst höchstens in der dritten Person in ihnen enthalten. Also muß seine metaphysische Zentrale sehr tief liegen.“ Der Maler erstaunte: „Du gibst ja zu, daß er sich auf dem weiten Weg abhanden kommt.“ Joseph lag wie eine Wolke über dem Divan: „Rein Er wird zum Kosmos. Bei George ist es umgekehrt.“ Der Maler unterbrach: „Aber er hat keinen eigenen Rhythmus.“ Joseph brauste vorbei: „Der Rhythmus liegt bei ihm in den Bildern. „Von rosa Glase flattern in den Lüften die Schatten.“ Alle Dinge sind aus dem gleichen Stoff gemacht; jedes Stück dieser Welt ist ein Gleichnis für den Wirbel der Qualen. Das stampft die Reilen ineinander. Dies Erlebnis schafft seine Form: die endlosen Jamben. Die Reime flammen nicht auf, den Wegweisend; vielmehr: wie sie Dinge, die einander fremd bleiben, Nebensächlich und Wichtiges, aneinanderlegen, verstärken sie die (meinetwegen:) Langeweile.“ Der Maler versetzte: „Du widersprichst Dir.“ Joseph brauste vorbei: „Dann gibt es für das Gute eben keine Terminologie. Noch mehr: die Dinge, die man unwirkliche zu nennen sich gewöhnt hat, sind für ihn aus ebendem Stoff wie das Reale. Aus den Kreisen des begrenzten Lebens geht er, ganz befreit, zu dem unendlichen Leben im Tode.“ Ira löste sich los: „Ganz befreit.“ Aber Joseph verzweifelte: „Es ist ja in uns allen.“ Ira loberte steil in der Mitte des Zimmers: „Aber in fast allen ist es verschüttet.“ Der Maler versuchte sich zu rächen: „Und doch: was steckt dahinter?“ Als Ira sich über Joseph beugte: „Fadel Du, weisend den Weg in die Ewigkeit.“ Und sie ging als Stegerin aus dem Zimmer. Joseph folgte ihr. Sie verließen das Haus.

Der Maler aber tobte an den Wänden: „Sich lösen, freimachen von den Dingen.“ Sprang hoch, schlug die Kniee auf: „Man fällt ja immer zurück.“ Hieb die Fenster ein; blühte mit Entschluß in den Hof. Befakte grinsend die Schenkel: „Und wenn man schon zwei Dinge aneinanderhaut?“ Dann malte er: zerbrach und vergewaltigte die Dinge, bis sie ihren Sinn als Ding verloren, nur noch Ornament waren, unkenntlich und von Geheimnis erfüllt. —

Als es dämmerte, gingen sie durch die Bülowsstraße. Er fühlte: „Der weite Weg.“ Aber sie, von ihm erfüllt und staunend, gab sich hin: „Joseph, wie kann man sich beeinflussen lassen?“ Er ärgerte sich: „Oh, ich bin noch so herrschsüchtig wie früher, ehe ich Geheim kannte.“ Sie zählte: „Eins, zwei, drei, vier.“ Er dachte: „Milch des Morgens, Ströme spritzen hervor.“ Sie fühlte: „Weiße Maske.“ Er zog sie auf eine Bank, bog sie um. Sie erkannte: „Chloroform,“ behnte sich weich. Sofort ließ er sie los, stand auf. Sie zählte: „neun; zehn; elf.“ Er brach heraus: „Geheims „Atalanta,“ in die Angst gesperrt, von Mauern des Schreckens umschlossen; durch tausend Räume rasend, ohne Ausgang, alle mit den gleichen Bildern angefüllt. Der den Mann, zu dem sie gehört, tötet; sie mit allem Schrecknis umgab, um auf seine Nähe vorzubereiten, versagt ihr den Lob, reißt die tausendmal

Unterlegene in Fernen brüllenden Gefahr, in eine Zukunft, die übertrieben jede Möglichkeit des Fürchterlichen birgt. Warum stirbt Hamlet? Er müßte leben, König werden, von irgend einem Polonius oder Gildenstern beherrscht.“ Sie fühlte: „Fadel, stehend am Weg“ und ging entschlossen an ihm vorbei in die Ewigkeit. Er sagte sich: „Die überspitzteste Sensation: man entthront sich selbst. Redet einem biden Herrn ein, er sei Herrscher. Man karriert sich: wird zur Trompete der fremden Laten. Steht über sich selbst wie Gott.“ Da Angst in ihm ausbrach: „Nachher geht man wieder auf seinen Platz.“ Aber er lag vor sich, endlos, eine Ebene.

Der Meerwind fuhr durch die Bülowsstraße und trieb die Sonne heraus.

Stumm Menschen lächeln . . .

Während wackelnd Scherze gingen,
Und in warmer Abendluft
Köpfe locker hingen hingen,
Redend , riß er fort die Luft.

Und er gewahrte auf dem grauen Gang
(Die Bäume flohen schräg den Weg entlang,
Und seine Schläfen schlugen zu wie Türen)
Stumm Menschen: lächeln . . . und gestikulieren.

Berlin

Ernst Bläß.

Spiel der Fische

Von Victor Sadwiger.

(Fortsetzung.)

(Die Seekröte schwimmt bedächtig in den Vordergrund.)

Die Seekröte: Ist wieder eine Familienbeschimpfung vorgefallen? Aber nur nicht bange, Kusinchen. Denn trotz aller familiären Unannehmlichkeiten muß ich doch sagen, daß etwas außerordentlich Großes und Geistvolles in uns gekommen ist, seitdem man uns gegründet hat.

Die Bettel: Kusine, aber eben deshalb weise ich ja die Beleidigungen dieser Lappenintelligenz so entschieden zurück, und ich begrüße in diesem Sinne die Moral der Menschen.

Der Felsenfisch (abfällig): Das Wasser ist schon total verpestet.

Die Seekröte: Ja gewiß, Kusine, wir müssen die Pioniere dieser Moral werden in unsern Gebieten, und zu unserer nächsten Umgebung sei vor allem gesprochen.

Die Bettel (seufzend): Ja, unsere nächste Umgebung! Eben ist sie weg, die arme Kletne. Nun, Sie wissen ja.

Die Seekröte: Meinen Sie die unglückliche Brasse?

Die Bettel: Gewiß, Kusine. Aber ich meine auch, daß wir ihr Unglück schnell entfernen müssen. (Schwimmt näher, flüstert): Hören Sie, Beste. Ich habe eine ganze Reihe der aufregendsten Briefe mitgebracht von unseren Verwandten in Sumatra. Ich glaube, sie genügen allein, um jeden Skandal zu vermeiden.

Die Seekröte: Kusine, Sie sind göttlich begabt und gutmütig. — Finden Sie übrigens auch, Kusine, daß mir der lichte Algenschleier so gut steht.

Die Bettel: Ach, ich finde diesen kolletten kleinen Corn oben so hervorragend. Aber Kusine, verspüren Sie

nicht etwa Appetit? Mit unserer Fütterung scheint man es ja nicht so besonders genau zu nehmen.

Der Fischenfisch (von der Seite her, ergänzend): Wie mit den gesellschaftlichen Bügen und der moralischen Niedertracht.

Die Bettel: Dieser unangenehme Bagabund ist noch immer da.

Der Fischenfisch: Es tut mir ungemein leid, Madame, Sie so lange beehren zu müssen. Bisher wäre es mir bei Gott, ein Hausbub' läme und angelte mich.

Die SeeKröte: Steht mir also der Schleier gut?

Der Fischenfisch (einfallend): Tadellos bis zur Afterflosse hinunter. (Ehrgeizige Bewegung der SeeKröte.) Mir ist ganz schwell. Ach, wäre ich doch wieder bei meiner Großmutter bei den Gesellschaftsinfern. Der pietätvolle Gestank treibt mir den Schweiß aus. Mir ist zum Geangeltwerden übel. Wenn die arme Goldbrasse nur nicht wäre. (SeeKröte und Bettel tänzeln köstlich im Hintergrund.) Dieses eine einzige, dieses Raubtierbewußtsein, erhält uns noch das Gleichgewicht der Seele, erhält uns jenseits aller faulen Gründungen.

Die Bettel: Hören Sie nur diesen Schwäher. Er kann es nicht ertragen, sich zehn Zentimeter länger vorzukommen.

Die SeeKröte: Ja, die Lumpen haben eben kein moralisches Unterbewußtsein. — — Der Fischenfisch!

Die Bettel: Also nun zu unserer kleinen Kranken, Rusine. Ich habe Eile. Es könnte im Moment geschehen sein. Aber da fällt mir eben ein, daß wir auch Religion haben. Soll ich ihr einen Priester kommen lassen?

Die SeeKröte: Ja, Rusine, machen Sie das heilige Kreuz über die Ärmste.

Die Bettel: Ja, ans Werk, wir müssen ans Werk. Daß ich nur nichts vergesse. Aber Sie sehen so aufgeregt aus, Rusine.

Die SeeKröte: Ja, das kommt so manchmal über mich. Seit ich mein moralisches Unterbewußtsein habe, fühle ich dieses Unwohlsein immer häufiger werden. Ich glaube, mit meiner Galle ist etwas nicht in Ordnung.

Die Bettel: Sie müssen wieder heiraten, Teuerste. Es fehlt uns doch immerhin etwas, wenn wir so allein sind, so etwas Empfindungsstreubiges, möchte ich sagen.

Die SeeKröte: Ach, die Kinderereien.

Die Bettel: Sagen Sie das nicht, unser Leben ist immer noch eine kleine Liebenswürdigkeit wert. Ein anständiger Fisch findet immer noch einen anständigen, auf daß beide ein Pärchen werden (schelmische Afterflossenbewegung).

Die SeeKröte: Ach, denken Sie doch, diese ewigen Verdauungsstörungen und das Gallenleiden. Man wird mißgelaunt.

Die Bettel (verschmigt): Ich habe einen ganz kleinen schlanken Fisch für Sie, einen kleinen liebenswürdigen Fisch aus den italienischen Gewässern.

Die SeeKröte: Ach, Sie Schelmin.

Die Bettel: Nun, sehen Sie, wir ergänzen uns ja.

Die SeeKröte: O, wir vergessen ja unsere arme Brasse. Wenn ich nur wüßte, ob mein Vinsenpräparat auch wirklich nützen wird. Man hat es mir gegen mein Gallenleiden empfohlen. Sie wissen ja — die Frauen, o die Frauen. Wie sie einem so etwas empfehlen, muß man es vorsichtig und grazios zur Seite schieben und rasch weiterempfehlen.

Die Bettel: Wenn es nun aber nicht wirkt und uns die Brasse dann weiterempfiehlt? Denken Sie nur, Freundin, eine Höflichkeit für die andere.

Die SeeKröte: Ach, das Frauenzimmer ist ja viel zu verlassen und viel zu gutmütig.

Die Bettel: Glauben Sie? Nun vielleicht wird schon die Aufregung allein das Ihrige tun.

Die SeeKröte: Wenn die Briefe jenen Lebensstil haben, und die lautereren Begriffe der mütterlich-süßförmlichen Art vertreten, dürfte es auch ohne Tee abgehen.

Die Bettel: Ach, wie wir uns ergänzen, Rusinchen. (Die Lange bewegen sich, ein matter Schein zittert über den Kronen.)

Die SeeKröte: Es geht irgend ein Stern über uns auf.

(Das Licht steigert sich.)

Die SeeKröte: Aber unangenehm wird mir diese Beleuchtung auch. Ich glaube, zu viel Licht ist nicht gut für meine Galle.

Die Bettel: Sondern Sie ruhig Galle ab, Rusinchen. Aber der Schleier rutscht, Rusinchen.

(Die SeeKröte sondert ab.)

Die Bettel: Sondern Sie ruhig ab, Rusinchen.

Die SeeKröte: Eine bössartige Beleuchtung. Es regt mich direkt auf. Sie dürfen unbedingt nicht mehr auf den kleinen Fisch zurückkommen. Und dann, die Ehe könnte ein Gefängnis für mich werden, ganz abgesehen von meinem Leiden. Bitte, rücken Sie den Schleier höher. — Und wie lang ist er denn?

(Das Licht verstärkt sich in einen tristerenden Schein, man hört ein leises Stöhnen.)

Die Bettel: Hören Sie etwas? (Sie horchen): Schnell, schnell, Rusinchen. Also addio, addio, a rovidorla, carissima mia.

(Beide ab.)

(Schluß folgt.)

Literarische Neuererscheinungen

Herman Bang, *Seltene und andere Geschichten*. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Mit den „seltamen Geschichten“ vermehrt Bang das Gebiet seiner Kunst um einen neuen Landstrich. Um jenes Zwischenreich der okkulten Halluzinationen, des Gespenstersehens, der Willensunterschlebung, das mit der Sauggewalt der Trombe unsere Zeit an sich zieht. Gestaltend wirkt er hier — Alchymist der Seele, Versunkener in Tiefen, Verführter der letzten Dinge — um Entschleierung und Erkenntnis. Was er erbeutet, sind Geschichten interessanter Aktionen. Am zwingendsten ist die Erzählung von einem jungen talentlosen Schauspieler, den der angespannte Wille des Regisseurs zu einer ungewöhnlichen Höhe der Leistungsfähigkeit emporreißt und der ihn dann, durch das Zerbrechen der Brücken, blisschnell in den Tod wirft. — An diese phantastischen Geschichten, deren suggestive Kraft — erhöht und bewegt durch einen unmerklich bewußten, aber stets wirksamen schauspielerischen Gestus — uns in Grauen vor den unvergleichbaren Geheimnissen eines zweiten Reichs verstrickt, reiht Bang einige seiner zarten Gesellschaftsnovellen, wo hinter heiteren Gesprächen und Gebärden eines scheinbar harmlosen Lebens Leid und Enttäuschungen sich verbergen. Kleine Skizzen sind noch zwischen den größeren Novellen, die wie mit den Fingerspitzen an heimliche Seelenrätsel rühren und über denen der Glanz jener still anmutigen Wehmut liegt, die Bang kennzeichnet und ihn uns so lieb macht.

Karl Bleibtreu. Das Heer. Bb. 37/38 der Sammlung „Die Gesellschaft“, herausgegeben von Martin Duber. (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Kart. 3 M., geb. 4 M.

Weder ein Militarist noch ein Antimilitarist spricht in diesem Buche zu uns, sondern ein unbefangener Beobachter und tiefgründiger Kenner der Armee und ihrer Geschichte. Bleibtreus zahlreiche Kriegsmonographien und Schlachtenbilder haben in weiten Kreisen, nicht zuletzt auch in denen der unmittelbar Beteiligten, Beachtung — in Anerkennung und Widerspruch — gefunden. Nun zieht er das Fazit seiner Studien, zeigt, was das Heer war und was es ist, zeigt es an einem aus vielen Zeiten und Völkern herausgebrachten und mit sicherem Verständnis ausgewählten Material, in eindringlich zugleich sachgemäßer und temperamentvoller Darstellung. Er weist nach, wie ganz verschiedene historische Erscheinungen unter den Begriff des Heeres zusammengefaßt zu werden pflegen, und scheidet das durch die internationalen Verhältnisse Geordnete von dem Ueberflüssigen und Schädlichen. Die Schlüsse zu denen Bleibtreu kommt (er will nicht einer Aufhebung wohl aber einer grundlegenden Reform des Armeewesens in der Richtung auf ein modernes Militärsystem hin das Wort reden) kann man als halb oder als zu weitgehend ablehnen, immer wird man dem Verfasser zugeben müssen, daß er das Thema seines Buches ehrlich und sorgsam bearbeitet hat.

Aufruf!

Durch ganz Deutschland geht der Kampfruf gegen die Schundliteratur, die dem Volke Millionen entzieht und Herz und Sinn ihm verdirbt. Mit der Bekämpfung des Schundes allein ist es aber nicht getan. Die größere Kulturaufgabe unserer Zeit lautet: Ersatzmittel zu schaffen für schlechte Volksliteratur. Darum hat sich eine deutsche Kulturgesellschaft gebildet, eine große Lesegemeinde, die Deutschland, Oesterreich und die Deutschen des Auslandes umfaßt und bereits Tausende von Mitgliedern zählt. Die Gemeinde will die Verwaltung der deutschen Geisteskräfte in die Hand nehmen und jedermann, besonders auch der heranwachsenden Jugend zwischen Schule und Beruf, die besten Werke der deutschen Dichter, Denker und Forscher in regelmäßigen Publikationen billig liefern.

Wir bitten alle Kreise durch Beitritt uns bei dieser Aufgabe zu unterstützen. Der Jahresbeitrag beträgt M. 6.—, wofür wöchentlich ein 16 Seiten starkes Quartheft des Vereinsorgans „Die Lesef“ (Literarische Zeitung für das deutsche Volk) und halbjährlich ein circa 160 Seiten starkes, gediegen ausgestattetes Buch kostenfrei ins Haus geliefert wird. Die Zahl der Gratisbücher vermehrt sich mit der Zahl der Mitglieder. — Minderbemittelte können den Beitrag vierteljährlich M. 1.50, monatlich 50 Pfg., wöchentlich 12 Pfg. entrichten. — Verlangen Sie Aufklärungs- u. Werbefchriften gratis und franko vom **Vorstande des Vereins „Die Lesef“ G. B.**

Gest. ausschneiden und im offenen Kuvert für 3 Pfg. einsenden.

**An den Vorstand des Vereins „Die Lesef“
München 84, Rindermarkt 10.**

Der Unterzeichnete interessiert sich für die Sache der „Lesef“ und wünscht gratis und franko die Zusendung von Aufklärungs- und Werbefchriften, ohne damit eine Verbindlichkeit zur Erwerbung der Mitgliedschaft zu übernehmen.

Ort und Datum:

Name und Beruf:

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Valerius Brjussoff. Der feurige Engel. Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert. (Hyperion-Verlag Hans von Weber, München). Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Dr. Hans Kempner. Frank Wedekind als Mensch und Künstler. (Otto Linsler Verlag, Berlin-Pankow).

Stendhal Briefe. Ausgewählt und verdeutscht von Arthur Schurig. (Verlag Georg Müller in München). Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Paul Scarron. Der Komödiantenroman. Aus dem Französischen übersetzt und eingeleitet von Franz Blei. (Verlag Georg Müller, München). Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—.

Fürst Peter Kropotkin. Schreckensherrschaft in Rußland. (Verlag Robert Lutz, Stuttgart). 4. Auflage. Geh. M. 1.60.

Die Briefgedichte des jungen Goethe. Bb. III der Druggulin-Drucke. (Verlag Julius Zeitler, Leipzig). Pappbd. M. 2.80.

* * * **Hinter Schloß und Riegel.** Eine unmoralische Erzählung. (Verlag Albert Langen in München). M. 2.—.

Emmi von Eglidy. Die Prinzessin vom Monde. Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Lord Beaconsfield. Contarini Fleming. Ein psychologischer Roman. (Desterheld & Co., Berlin).

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift. (Begründet von Dr. Josef Stillingner. Herausgegeben von Dr. Ernst Hellborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9). Das 2. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Max Brod: Die chinesische Mauer des Herrn Kraus. — Max Lenz: Romantik und Realitäten. I. — F. Schottkofer: Georges de Porto-Riche. — Alexander Rubinstein: Das neue russische Urheberrecht. — Herbert Fhering: Dramen des modernen Lebens u. a.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag der „S. M.“, Berlin W. 35 a). Heft 16 ist mit folgendem Inhalt erschienen: Edmund Fischer: Die deutsche Gewerbeinspektion. — Dr. E. Quessel: Die sozialistische Produktionsweise der Gegenwart. — H. Peuß: Die Kurs der Politik in Anhalt. — Dr. H. Jasper: Der Kurs der Politik in Braunschweig. — Dr. A. Schulz: Zum landwirtschaftlichen Produktionsproblem u. a. — Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Rain. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber Erich Mühsam. (Rain-Verlag, München). Das Augustheft enthält: Sittlichkeit; Tagebuch aus dem Gefängnis; Münchener Theater; Der heilige Ratho; Architektur und Behörde u. a. — Das Heft kostet 30 Pfg.

Kenien. Monatschrift für Aesthetik und Kritik. Schriftleiter Paul Kunad. (Kenien-Verlag, Leipzig). Nr. 8 ist mit folgenden Aufsätzen erschienen: M. Kaarsen: Der ästhetische Fehler in „Glaube und Heimat“. — Ernst Kammerhoff: Wilhelm Arminius. — Wilhelm Dreedon: Die Liebe zum Handwerk. — Maria Brie: Die Kunst der Kritik. — Kunad: Religion und Poesie. — Literarische Berichte u. a. — 40 Pfg. kostet das Einzelheft.

Am 1. Oktober 1911 erscheint:

„Der Weg“

Berliner Wochenschrift
für alle Kulturfragen ::

Herausgegeben von Dr. G. W. PETRI.
Näheres durch die Anschlagssäulen und
:: durch den Verlag „Der Weg“ Berlin ::

Inhalt der vorigen Nummer: Vor dem Tribunal der Menschheit. / Der Patriotismus. / Bürgerkunde für Staatsbürger. Von Otto Corbach. / Ein historisches Geschehnis. / Anatole France über Politik. / Glossen. / Der Aesthet und die Frauenfrage. Von Grete Melsel-Heß. / Der Dichter. Von Anselm Hueß. / Paul Verlaine. Von Emile Verhaeren. / Fünf Gedichte. Von Max Brod. / Der Tod und Stefan Wronski. Von Ferdinand Sardeloff. / An Hans Christian Andersen. Von Max Jungnickel. / Wigwamglanz der stolze Indianer. Von Rhynona. / Spiel der Fische. Von Victor Sadwiger. / Wälder. Von Will Scheller. / Literarische Neuerscheinungen Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 27. * 21. August.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Strasse 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Inserate:** Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, N.W. 21, Grefelbergstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7613.

Inhalt: Sturmsignale. Von Franz Pfemfert. / Zur Ostmarkenpolitik. Von Otto Corbach. / Gegen den Modernismus. Von Prof. Dr. Gurkitt. / Ueber den Adel. Von Papst Pius II. / Der Theoretiker der Demokratie. / Glossen. / Abend. Von Albert Ulrich. / Beduten aus Alger und Tanger. Von Grete Meisel-Hef. / Mystik. Von S. Friedlaender. / Der Triumph der Lüge. Von René Schickel. / Inseltraum. Von Anselm Rucht. / Gabriele d'Annunzio. Von Heinrich Eduard Jacob. / Spiel der Fische. Von Victor Padwiger. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenschau.

Sturmsignale

Das englische Proletariat erteilt jetzt den Arbeiterorganisationen des Kontinents gründlichen Anschauungsunterricht . . .

Was wir erstaunten Auges in England sehen, dieser Riesenkampf, den die Arbeit dem Kapital liefert, es ist mehr als nur eine gigantische Lohnbewegung. Es ist eine Generalprobe zu dem großen letzten Emanzipationskriege, den dereinst der Sozialismus mit der heutigen Gesellschaftsordnung auszufechten haben wird. Es ist ein Grußsignal der kommenden sozialen Revolution.

Wer das Werden dieses Ringens nur aus den Tagesberichten der Presse erkennen will, der wird keine klare Vorstellung gewinnen können von der tiefen allgemeinen Bedeutung, die gerade der Generalstreik des englischen Proletariats für die Zukunft hat. Selbst die deutsche Sozialdemokratie sieht dem spontanen Ausbruch der Bewegung verständnislos zu. Die englischen Gewerkschaften standen jahrzehntelang dem Marxismus ablehnend gegenüber; die Sozialdemokratie konnte in England, dem Mutterlande der Großindustrie keinen Boden gewinnen. Und nun erleben wir auf einmal die Ueberraschung, daß der Sozialismus in diesem Lande eine Verbreitung gefunden hat, die selbst in Frankreich nicht größer ist.

Denn es ist die Idee des Sozialismus, von der die große Kampfeslust des englischen Proletariats entfacht worden ist und genährt wird. Sie sind das Ergebnis der Agitation des revolutionären Syndikalismus, diese kolossalen Energiemengen, die wir jetzt wirken sehen.

Vor kaum drei Jahren begannen die vereinzelt englischen Syndikalkisten, angepornt durch die französischen Erfolge ihre Aufklärungsarbeit. Daß sie so schnell von Erfolg gekrönt sein konnte, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß eben die Arbeiter Englands es bisher verstanden hatten, den politischen Sirenenliedern der Sozialdemokratie zu widerstehen. So ist das revolutionäre Bewußtsein im Pro-

letariat Englands unverdorben geblieben. Und so konnte dieses Proletariat einen Kampf beginnen, wie ihn die Welt nie erlebt hat.

Wir haben nicht zu fragen, wie das Ende dieses Kampfes sein wird. Und wenn die positiven Erfolge gleich Null wären: die Augenblicksergebnisse können nur kurzfristigen (oder deutschen Gewerkschaftsführern) etwas bedeuten. Es heißt, die Bewegung verkennen, will man sie als einfache Lohnbewegung abtun. Und wenn es dem internationalen Kapital, wenn es der Regierung Englands mittels Gewaltmaßnahmen gelingen würde, die Ausständigen zu besiegen: die Bedeutung dieses Generalstreiks liegt in der Tatsache, daß er überhaupt begonnen werden konnte. Der Anfang ist der Sieg!

Es ist ein großer Augenblick, den wir miterleben! Was bedeuten all' die parlamentarischen Aktionen, mit denen die deutsche Sozialdemokratie ein Menschenalter lang ihre Energie verzettelt hat, gegen die Aufklärungsarbeit, die augenblicklich in England geleistet wird! Wird unsere Arbeiterpartei, der noch vor wenigen Monaten das Wort „Generalstreik“ etwas Verwerfliches war, nun umlernen? Und werden die herrschenden Klassen der Nationen nun einsehen, daß die Stunde kommt, wo sie nicht mehr gegen den Willen, gegen die Freiheitssehnsucht des Volkes anzukämpfen die Macht haben werden?

Was wir jetzt in England erleben, es ist die Generalprobe des großen Emanzipationskampfes, den dereinst die Zukunft uns bringen wird. Es ist das Sturmsignal der letzten entscheidenden sozialen Revolution. Wie nichtsagend sind alle anderen Zeitereignisse, wie kindlich wirkt das Ränkespiel der Diplomaten, das Hören unserer Kriegslüftlinge, neben diesem grandiosen Manifest des Volkes.

. . . Das englische Proletariat erteilt soeben den Völkern gründlichen Anschauungsunterricht . . .

Franz Pfemfert.

Zur Ostmarkenpolitik

Von Otto Corbach.

Unter einem Aufwande von 380 Millionen hat die preußische Ansiedlungskommission knapp 90 000 Bauern in den Ostmarken angesiedelt. Welch ein Kinderpiel, wenn man diese amtliche „Germanisation“ mit jener rückläufigen Völkerbewegung von Westen nach Osten vergleicht, durch die im 12. und 13. Jahrhundert im großen und ganzen ohne jede äußere Einwirkung ein Gebiet, das etwa drei Fünftel des heutigen Deutschlands umfaßt, für das Deutschtum und die deutsche Kultur erobert wurde! Im stillen, fast geräuschlos vollzog sich jene gewaltige Ausdehnung unseres Volkstums; sie kam den Mitlebenden kaum zum Bewußtsein und wurde von späteren Geschichtsschreibern vielfach ganz übersehen oder nur nebenbei erwähnt, jedenfalls nie in ihrer wirklichen Bedeutung gewürdigt, weil es keine ritterlichen Heldentat und keine Großtaten von Fürsten und Staatsmännern darüber zu vermelden gab. Ostelbien, wo heute die „Herren Junkers“ ihren Willen wie einen „rocher de bronze“ stabilisiert haben, war aber damals eben ein Land wahrer Freiheit, wo die Ansiedler, die den beengenden Verhältnissen westlicherer Wohnstätten entflohen, in weitgehendster Unabhängigkeit sich und ihrer Brut eine neue feste Heimat begründen konnten. Namentlich waren es die Niederländer, und unter diesen wieder die Holländer und Flämmländer, die dem Zuge nach Osten folgten.

Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Die durch fortwährende Fehden und Kriege erschöpften politischen Machthaber erholten sich und heischten ihren Anteil an dem blühenden Wohlstande der Ansiedlungen, die durch einen hartnäckigen Kampf mit der Wildnis in früher unwirtlichen, mit Wald und Sumpf bedeckten Gegenden entstanden. Neben den Bauernschaften, die unter ihren Unternehmern, den künftigen Erbschulzen, ins Land zogen und Dörfer gründeten, wurden zahlreich an einzelne Einwandernde, Freie und Unfreie, die des Dienstes zu Hof mächtig waren, Landstrecken in der Ausdehnung von mindestens 4 oder 6 Hufen verliehen. „Fast regelmäßig“, sagt darüber Lamprecht, „trat so neben die Neugründung eines Dorfes aus rauher Wurzel das gelegentlich wohl schon für sich bestehende, in zusammenhängender Landmasse liegende Gut des Ritters oder Knappen. Seine Besitzer hatten nach den Bestimmungen der Jahre 1250 und 1283, wenn Knappe, mit zwei bis drei Spießjungen, wenn Ritter, mit drei bis vier reißigen Knechten anzureiten. Dafür gewossen sie ihres Landes Ertrag und waren für dessen normalen Umfang befreit und frei von den Lasten häuerlichen Zinses und Kriegsdienstes.“ Mit der Zeit nutzten die Ritter die Gednöte der Fürsten aus. Sie kauften das Behnrecht über die Schulzendorfer, die staatlichen Frohnden der Bauernschaft, den markgräflichen Erbzins der Hufen und die Bede. Der Ritter wurde der Grundherr seines Dorfes, die Bauern seine Grundholden. Je höher der Junker kleg, um so tiefer sank der Bauer. Schon im 15. Jahrhundert wurde die Lehre entwickelt, alle Bauern seien auf ursprünglichem Rittervader angesetzt, der Ritter habe das Bodentregal. Man glaubt sich schon damals zur Aneignung der Bodengüter mindestens in gewissen Fällen berechtigt. Ueber diese Schranken ging das 16. Jahrhundert weit hinaus. Ein allgemeines Auslaufs-(Begungs-) recht gegenüber den Bauern wird entwickelt und bei der Ausübung desselben „großer Mißbrauch und Unordnung gespuret“. Wohl vermochte auf preußischem Staatsgebiet die Gesetzgebung Friedrichs des Großen der Verminderung des Bauernlandes vorübergehend künstlich Einhalt zu tun, aber im Jahre 1807 und 1816 wurden die Schutzwehren

durchbrochen und zuletzt niedergerissen, so daß die Kriegsverwüstungen wieder zur Vergrößerung des Rittergutes dienen und das Bauernlegen fortgesetzt werden konnte. Dann brach das Maschinenzeitalter an. Eisenbahnen verminderten die Entfernungen zu Lande, Dampfschiffe zur See. Es erwachte in den geknechteten Nachfahren jener Männer, die einst eine Wildnis in blühende Gefilde verwandelt hatten, der überkommene aber eingeschlaferte Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit. In wachsenden Massen verließen geknechtete Landproletarier des Ostens die Stätten, die ihre Urbäter einst mühsam aus unwirtlichem Zustande urbar gemacht hatten, um jenseits des großen Teiches in der „neuen Welt“ ihr Glück zu suchen. Aus der Auswanderung wurde später eine Abwanderung in die großen Städte, nachdem eine machtvoll aufstrebende heimische Industrie den den drückenden Verhältnissen der Großgütergebiete des Ostens Entfliehenden erträgliche Daseinsbedingungen bieten konnte. Die Landflucht hielt aber in ungeminderter Stärke an und bedeutet heute noch das schwierigste Problem, das es auf sozialpolitischem Gebiete zu lösen gibt.

Bekanntlich hat sich die preußische Regierung mit ihrer Ostmarkenpolitik die Aufgabe gestellt, wieder gut zu machen, was die Junker in Jahrhunderten an dem Deutschtum im Osten sündigten. Sie konnte dabei eine ihrer Sache günstige Volksbewegung bisher nur auf einen markierten Feind hinlenken: das Polentum; denn gegen den wirklichen Feind, das Großgrundbesitzertum, vorzugehen, dazu war sie nicht stark genug. In Wirklichkeit sind sich die Regierenden in Preußen bis in die jüngste Zeit auch gar nicht klar darüber gewesen, daß ihre Ansiedlungspolitik gegen die Junker und nicht gegen das Polentum sich richten muß. Erst seit der Debatte über das Einigungs-gesetz im Herrenhause beginnt diese Erkenntnis in ihren Köpfen aufzubämmern. Nur solange, als die Ansiedlungstätigkeit der preußischen Regierung bewirkt, daß die Bodenpreise künstlich hinaufgetrieben werden, bis zur doppelten Höhe der ursprünglichen Werte und höher noch, lassen die Junker sie sich gefallen; denn so können sie ungezählte Millionen dabei verdienen. Ein wirksam gehandhabtes durchgreifendes Enteignungsgesetz würde natürlich allen Preistreibereien ein Ende setzen. Daher damals der erbitterte Kampf der Junker gegen die Enteignungsvorlage, die ja von vornherein nur gegen Schädlichen angewandt werden sollte. Schließlich brachten die kreisenden Berge nur ein Mäuslein hervor.

Nun stellt sich jedoch plötzlich eine Folge der amtlichen Ansiedlungstätigkeit ein, an die weder die Weissen in der Ansiedlungskommission noch die Junker je gedacht haben. Man hat Bauern aus dem Westen und aus dem Süden Deutschlands in die Ostmarken verpflanzt, in der Erwartung, daß sie sich der dortigen Umwelt anpassen würden, und nun, nachdem sie zu einer immerhin stattlichen Zahl angeschwollen sind, fangen sie auf einmal an, rebellisch zu werden und nicht nur gegen die von den Herren Junkers verordnete Ordnung in Ostelbien aufzu-begehren, sondern auch sich zu vermaßen, den Sitten und Gewohnheiten des kultivierten Westens im halbbarbarischen Osten Eingang zu verschaffen. Aus der einheimischen ländlichen Bevölkerung der preußischen Ostprovinzen hat die Landflucht allmählich fast alle Elemente ausgemerzt, in denen noch nicht jedes Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit geschwunden ist. Zurück blieben fast nur Knechtsseelen, mit denen, auch soweit es freie Bauern sind, die gnädigen Herren machen können was sie wollen. Wie der Kleingrundbesitzer Otto Mause in Kleinbreusen im „Tag“ erzählte, hat im Lande Posen der Kleingrund-

besitzer gegenüber dem Großgrundbesitzer eine so geringe Wahlberechtigung, daß der Großgrundbesitz in den Kreistagen bei weitem in der Mehrzahl vertreten ist. So kommt es, daß große Summen auf Kosten der Allgemeinheit der Kreise für Chaussee- und Bahnbauten verausgabt werden, die nur für die großen Güter in Frage kommen. Große Bauerndörfer von 800—1000 Einwohnern werden übergangen, nur damit eine Bahn an zwei bis drei Gütern vorbeiführen kann. Die Kleinbesitzer ließen sich das immer ruhig gefallen. Und nachdem der Bund der Landwirte die Großen und die Kleinen in einer gemeinsamen Organisation, wie Wölfe und Schafe in einer Hürde, zusammengefaßt hatte, duldeten es die Kleinbesitzer auch in der großen Politik, daß ihre Interessen von der Minderheit der Großagrarier vergewaltigt wurden. 200 000 Kleinbesitzer zählt der Bund der Landwirte zu seinen Mitgliedern, aber die haben für die Rettung bisher so gut wie gar nicht existiert; ein Häuflein von Großgrundbesitzern diktierte alle seine Maßnahmen, wie sich ja in Sachen der Reichsfinanzreform so offenkundig wie möglich gezeigt hat.

Nun überreichte vor einiger Zeit eine Abordnung des Bundes der Landwirte aus der Provinz Posen dem Reichskanzler eine Petition, worin unter der Begründung, daß nur die Großgrundbesitzer die Führer des ländlichen Deutschtums sein könnten, die Bildung von größeren Restgütern auf den durch die Ansiedlungskommission zur Besiedelung kommenden großen Gütern gefordert wurde. Da geschah aber das für ostmärkliche Verhältnisse unerhörte. Die Ansiedler hielten alsbald eine von über 1000 Landwirten besuchte Protestversammlung ab, auf der gegen die Großgrundbesitzer ein Ton angeschlagen wurde, wie diese ihn sonst wohl nur von sozialdemokratischer Seite gewöhnt sind. Auf der Versammlung gingen einzelne so weit, daß sie forderten, alle Großgrundbesitzer, die sich nicht in der Ostmark aufhalten, die Erträgnisse aus ihrem Besitz gar im Auslande verzehren, müßten enteignet werden, unbekümmert darum, ob sie Deutsche oder Polen seien.

Besonders bemerkenswert ist das Verlangen der Ansiedler nach Sitz und Stimme in der Ansiedlungskommission. Diese Forderung erinnert zu sehr an die syndikalistischen Bestrebungen im französischen Beamtentum, um in ihrer Besonderheit übersehen werden zu können. Die Ansiedler sind zwar keine Beamte, aber ihr Verhältnis zur Ansiedlungskommission hat doch viel Ähnlichkeit mit dem eines Beamten zu seiner Verwaltung. Das bringt für sie besondere Schwierigkeiten mit sich, an dem parteipolitischen Leben teilzunehmen, während sie sich andererseits als wichtige Organe der Regierung fühlen. Im übrigen sind sie zu sehr an ein ungebundenes Leben gewöhnt, als daß sie es ertragen könnten, von behördlichen Personen gängehelt zu werden, und so kommt es, daß sie, wie die französischen Beamten, aus Werkzeugen Mitarbeiter der Staatsverwaltung werden wollen. Als Ziel ist daher der Ansiedlerbewegung schon heute gesteckt: eine unmittelbare Einwirkung auf die Ansiedlungsstätigkeit der Regierung.

Und in der Tat: welche Aussichten würden sich der Kolonisation in den Ostmarken eröffnen, wenn die neu Hinzuziehenden, statt sich eine Bevormundung durch Junker und Bureaucratie gefallen lassen zu müssen, von vornherein als gleichberechtigte Mitglieder in eine unabhängige Genossenschaft aufgenommen würden, die viel besser als eine bloße Regierungskommission für die Ausbreitung des Deutschtums in den Ostmarken mit Reichsmitteln wirken könnte.

Kampf gegen den Modernismus

Von Professor Dr. Ludwig Gurtt.

Nachdem Seine Heiligkeit, der Papst in seiner unfaßbaren Weisheit bekannt gegeben hat, daß der Modernismus eine schwere Gefahr für die Kirche geworden ist, daß er eine Zusammensetzung aller Ketzereien ist, erwachsen aus zügelloser Wißbegierde und dem Ehrgeiz des Individualismus, aus Unkenntnis und Nichtachtung der wahren katholischen Wissenschaft und der pflichtgemäßen katholischen Lehre, so wird es gut sein, sich mit dem Geist der wahren katholischen Wissenschaft in Zukunft besser vertraut zu machen. Der Papst selbst erinnert an die Maßnahmen, die Leo XIII. zur Bekämpfung derartiger Verirrungen getroffen hat, und ordnet folgendes an: 1. Der Unterricht, in der scholastischen Philosophie und Theologie in allen Seminaren und an allen katholischen Universitäten mit Studiengängen für positive Theologie hat in aufrichtig katholischen Geiste zu erfolgen. 2. Die Modernisten müssen aus der Rettung und dem Unterricht in den Seminaren und an den katholischen Universitäten entfernt werden. 3. Die Bischöfe müssen ebenso wie die Delegierten des heiligen Stuhles für die Fernhaltung des Klerus und der Gläubigen von der modernistischen Presse Sorge tragen. 4. In jeder Diözese ist für die Prüfung von katholischen Veröffentlichungen ein Zensorenkollegium einzusetzen. Ferner wird das Verbot Leos XIII. bestätigt, welches der Geistlichkeit untersagt, ohne die Erlaubnis des Bischofs Zeitschriften zu redigieren. Die geistlichen Mitarbeiter sind zu überwachen. 5. Den Geistlichen ist verboten, Kongresse abzuhalten, abgesehen von sehr seltenen Ausnahmefällen, in denen keine Gefahr des Modernismus, Presbyterianismus und Saigismus besteht. Ferner wird die Errichtung eines Überwachungsrates in jeder Diözese gegen die Verbreitung moderner Irrtümer angeordnet, worüber die Bischöfe an den Papst Bericht zu erstatten haben.

Wir alle haben ein Interesse daran, der Wahrheit zu hienen und sie aus Sicht zu bringen. Lassen wir also des Papstes Weisheit auch an uns gerichtet sein und fangen wir gleich heute mit der Umkehr an!

Vor mir liegt ein „Christliches Hausbuch oder das große Leben Christi, mit ausführlichen, kräftigen und unbedächtigen Betrachtungen, Erzählungen und Gebeten zur Erklärung und Verehrung des sterblichen und glorwürdigen Lebens unseres Herrn und Erlösers Jesus Christi. Mit einem Zufuge von den vier letzten Dingen (nämlich von dem Tode, dem Gerichte, der Hölle und dem Himmelreich) verfaßt von Kaspar Erhard, der heiligen Schrift Doktor und Pfarrer zu Paar in Baiern, zwölfte (!), neu verbesserte Auflage von einem katholischen Geistlichen. Augsburg. Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.“

Das Buch ist approbiert worden von dem Hauptvikar J. R. Meberlein mit den Worten: . . . superflua et minus probata ex historia vitae Christi resecat, probabilia ut probabilia, certa ut certa affirmat, utique bene distinguens bene docet, et pretiorum a vili, veritatem a falsitate separat iubente Domino per Prophetam: Si separaveris pretiosum a vil, quasi os meum eris. Jerem. 5, 19.

Er erachtet deshalb dieses Christliche Hausbuch für luce publica dignissimum. Auch die Zensur des Benediktiner Ordens hat es bestanden, die das Buch durch den Rand des Abtes Thasso vom Kloster Weissenbach als ein liber domesticus, pius et salutaris empfiehlt und ihm viele Leser wünscht. Auch ein Prediger, Joh. Greze von Ratibitz hat nach sorgfältigem Studium gefunden, das Buch sei salutari eruditione instructum und geeignet ad subtilissimam cognitionem et amorem Dei et B. V. Mariae pervenire.

Mein Exemplar, daß ich in einem steierischen Bauernhaus gefunden habe, ist noch ganz frei von der Pest des Modernismus, wie nachstehende Proben zeigen mögen:

S. 210. „Betrachte, daß Christus gleich im Mutterleibe angefangen habe für uns zu leiden. Denn erstlich, Er wollte ein kleines Kind werden, und neun Monate im Mutterleibe liegen, damit Er uns allen gleich würde, und desto mehr für uns leiden möchte; welches Sein Leiden kein Mensch recht erkennen, noch betrachten kann. Wenn ein Kind in seiner Mutter Leibe vollkommenen Verstand haben sollte, ach! wie beschwerlich würde ihm dieses Gefängnis vorkommen! Es ist kein so enger, finsterner, feuchter, unbequemerer, und abscheulicher Kerker zu finden, als derjenige ist, darin ein jedes Kind neun Monate lang muß gefangen liegen. Weil aber ein Kind keinen Verstand hat, darum weiß es um sein Elend Nichts, und seine Gefangenschaft fällt ihm nicht schwer. Christus aber hatte vom Anfang seiner Empfängnis an einen vollkommenen, ja göttlichen Verstand; wie wird ihm nun diese so langwierige und unsanfte Gefangenschaft so verdrießlich gefallen sein! Damit ihm aber diese Gefangenschaft desto länger und verdrießlicher werden sollte, darum wollte Er nicht, gleich wie bei anderen Kindern geschieht, auf den vierzigsten Tag warten, daß Seine Seele mit dem Leibe vereinigt würde, sondern im ersten Augenblick Seiner Empfängnis wollte Er, daß Seine Seele mit dem Leibe vereinigt, und mit vollkommenem Verstande begabt wurde, damit Er desto eher und länger anfangen möchte zu leiden“.

Von S. 498 an erfährt der fromme Leser in einzelnen sehr lehrreichen Kapiteln: „Wie die Verdammten in die Hölle fahren werden“. „Von der Beschaffenheit der Hölle“. „Die höllischen Peinen sind unbeschreiblich“. „Von der Pein des Feuers, der Kälte, des Gesichtes, des Hungers und Durstes, des Geruches“. Besonders dieses Kapitel ist mit großer Sachkenntnis und mit lebendigen Farben gezeichnet.

S. 533, Absatz 7: „Von der Pein des Geruches. (Zu lesen von denen, welche keinen übeln Geruch leiden können, und unordentliche Sorge tragen, immerdar wohl zu riechen, und wohlriechende Sachen zu haben und zu brauchen, und doch dabei von ihren unlättigen Sünden nicht abstecken können.) Und es wird anstatt des lieblichen Geruches ein Gestank sein (Jes. 3, 14). 1. Betrachte, wie erschrecklich der höllische Gestank sein werde. Damit in der Hölle Nichts mangle, welches die armen Verdammten peinigen möge, so hat der erzürnte Gott diesen abscheulichen Kerker auch mit Gestanke anfüllen wollen, zur Strafe des lieblichen Geruches, mit welchem sich die Sünder hier auf Erden belustigen, wie Jesaias (3, 24) schon vorläufigt geweissaget hat, sprechend: Es wird anstatt des lieblichen Geruches Gestank sein. Wie groß aber und unerträglich dieser höllische Gestank sei, daß ist unmöglich zu erklären, weil er alle menschliche Erfahrung übersteigt. Ein totes Pferd und faules Nas (!) bringt solchen Gestank, daß Niemand in der Nähe vorbeigehen kann. Wenn aber dieser Lotenaase hundert oder hunderttausend bei einander lägen, so würden sie weit und breit die Luft vergiften, daß die Menschen verschmachten, und darnieder fallen müßten. Gleichwohl ist dieser Gestank gegen den Gestank der Hölle so wenig zu rechnen, daß er für einen lieblichen Geruch gehalten werden kann“.

„So wird aber dieser höllische Schwefel, und toter Leiber Gestank unsäglich von den abscheulich stinkenden Teufeln vermehrt, davon die Hölle ganz voll ist, und welche von Natur weit ärger stinken, als die Leiber der Verdammten. Es haben die Teufel zwar keine Leiber, gleichwohl nach Meinung vieler Theologen, werden sie nach dem jüngsten Tage Leiber annehmen, damit die Verdammten

mit ihren leiblichen Augen sie ansehen können. Und diese Leiber werden also erschrecklich stinken, daß ein einziger solcher teuflischen Leiber genug wäre, die ganze Hölle zu vergiften. Sei dem aber, wie ihm wolle, so stinkt der Teufel jämmerlich. Wenn jetzt bisweilen ein Teufel erscheint, so hinterläßt er gemeiniglich einen solchen üblen Geruch, daß der Mensch vor Ekel zu Boden fallen muß“.

Wir erfahren denn auch von dem unhöflichen Treiben der „höllischen Würmer“ S. 538: „So bedenke denn, was es für ein Greuel sein muß, unter so vielen stinkenden Maden und Würmern, unter so vielen Kröten, Schlangen und Drachen zu wohnen, und zu liegen und von denselben (Dionys Carthus. de infern. art. 7. n. 3.) ohne Unterlaß zernagt, zerfressen und zerrissen zu werden. — O graufame Pein! wenn diese greulichen Tiere ihnen zu Mund, Nasen und Ohren kriechen, und wieder herausstrecken werden? Ach! was wird das für eine unerträgliche Pein und Marter sein, wenn diese höllischen Tiere zugleich auf deinem Leibe sitzen, und eines hier, das andere dort mit seinen giftigen Zähnen dich zernagen, zerbeißen, zerfressen werden?“

Diese Proben werden zu dem Beweise genügen, daß in der ländlichen Bevölkerung Steiermarks und anderer katholischer Gebiete, wo dieses Buch gelesen wird, der Geist des Modernismus noch keine Stätte gefunden hat, daß aber uns Kezern eine Umkehr zu solch reiner Erkenntnis in der Tat dringend not tut.

Ueber den Adel

Von Papst Pius II.

Unsere Junkern, die heute Arm in Arm mit den schwarzen Herrschaften das Freiheitsschrei des Volkes in die Schranken fordern, muß es willkommen sein zu vernehmen, was ein Oberhaupt ihrer Kampfgenossen über den Adel, den doch der preussische Junker unterfalscht zu verkörpern wähnt, zu sagen hat. Hören Sie, Heidebrand von der Vasa, hören Sie, erlauchter Junker aus Januschau! Hören Sie — und lassen Sie sich von Ihrem Freunde Matthias Eraberger (der weiß alles) bestätigen, daß Päpste, Stellvertreter Christi, unfehlbar sind, auch wenn sie über den Adel urteilen. Die fromme Zentrumspreffe von der „Germania“ bis zur „Röln. Volkszeitung“ wird nicht zu bestreiten wagen, daß nachfolgendes Urteil tatsächlich von Seiner Heiligkeit Papst Pius II. stammt.

F. P.

Wenn man den Ursprung jeden Adels untersuchen wollte, so würde man, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, entweder gar nichts Edles antreffen, oder nur äußerst wenige „adlige“ Familien finden, die ihren Ursprung nicht irgend einer Schandtats zu verdanken haben. Da die Reichen meist für Edelleute gelten, Reichtümer aber selten die Begleiter anständigen Verhaltens sind, so läßt sich leicht darauf schließen, daß der Beginn des Adels nicht allzu lauter sein kann. Der wurde durch Wucher reich, jener durch gemeinen Raub. Ein anderer ließ sich als Spion gebrauchen. Der wieder wurde zum Siftmischer, um sich zu bereichern. Der eine ersperrt sich Güter, der andere begeht aus eigenen Motiven den Ehebruch. Einige gelangen durch Lügen und Schwindel zu Vermögen. Manche machen ihre Frauen zu Huren, um ihren Beutel zu füllen, andere ihre eigenen Töchter. Die meisten erlangen den Adel durch Meuchelmord. Selten wird man einen finden, der seinen

*) „Wie aber die höllischen Würmer, das höllische Feuer, der Gestank, die Finsternis usw. jetzt die verdammten Leiber und Geister peinigen, das überlasse ich den Theologen zu erklären. Vide Dionys Carthus. de indicio par. art. 16, 18, 29“.

Reichtum auf rechtmäßige Weise erworben hat. Niemand kann zu großem Vermögen gelangen, der nicht immer und überall einfaßt. Diese Menschen häufen Schätze auf, ohne zu sorgen, woher sie kommen. Ihre Sorge ist nur, möglichst viel zu ergattern. Sobald der Geldkasten gefüllt ist, sucht man den Adelstitel zu erlangen. Er ist nichts anderes als eine Belohnung für Schandtaten.

Auch meine Vorfahren werden für Adelige gehalten; deshalb dünke ich mich doch nichts Besseres. Ich kann auch nicht annehmen, daß meine Ahnen besser waren als die anderen. Nur kommt ihnen zu statten, daß man bei der Länge der vergangenen Zeit sich ihrer Schurkereien nicht mehr erinnert.

Glossen

Einst wie jetzt. Renne man das Band, wohin Europäer kamen, und sich nicht durch Beeinträchtigungen, durch ungerechte Kriege, Geiz, Betrug, Unterdrückung, durch Krankheiten, und schädliche Gaben an der unbewehrten, zutrauenden Menschheit, vielleicht auf alle Neonen herab, versündigt haben! Nicht der weise, sondern der anmaßende, zubringliche, übervorteilende Teil der Erde muß unser Weltteil heißen; er hat nicht kultiviert, sondern die Keime eigener Kultur der Völker, wo und wie er nur konnte, zerstört. Herder.

Der einzige lebende Theoretiker der deutschen Demokratie, Dr. G. Zeppler, hat wieder die Güte gehabt, sich zu äußern. Klar und tiefgründig hat er während der Ferien über die Forderungen der deutschen Demokratie nachgedacht, um sie jetzt der erschrockenen Öffentlichkeit vorzutragen. Er tut es erschöpfend in einem Satz:

„Neben den Forderungen des allgemeinen gleichen Wahlrechts mit direktem und geheimmtem Verfahren sowie einer gerechten und nach dem Wechsel der Bevölkerungsdichte stets zu berichtenden Wahlkreiseinteilung, ferner der parlamentarischen Regierungsform in Reich und Einzelstaaten, also einer Konstitution, die das Volk in den Stand setzen soll, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen, es auf die eigenen Füße zu stellen, speziell die Steuerbeträge, die es selbst aufzubringen hat, selbst zu bestimmen und auch selbst wieder darüber zu disponieren, neben diesen grundlegenden Forderungen hat die deutsche Demokratie zurzeit drei Aufgaben als die dringendsten und lebenswichtigsten zu erfüllen, erstens den Kampf gegen die Bevorrechtung eines sogenannten Adels und gegen die übertriebenen, anmaßenden Ansprüche der Agrarier, zweitens den Kampf um die geistige Freiheit in jeder Hinsicht, speziell und hauptsächlich aber gegen die Kirche, deren unzeitgemäßes Bestreben nach Ausbreitung ihrer Macht, nach Beherrschung des geistigen Lebens der Nation, nach Dogmatisierung der religiösen Glaubenssätze und Zurückdämmung der geistigen Regsamkeit nur dazu dienen soll, das Volk in Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, in Ausbeutungsfähigkeit den herrschenden Klassen gegenüber zu erhalten, drittens den Kampf für volle Koalitions- und Bewegungsfreiheit aller arbeitenden Schichten, die in einem Sold- und Abhängigkeitsverhältnis zu anderen gesellschaftlichen Schichten stehen, insonderheit zu den Unternehmerkategorien.“

Uff! Der Satz ist tatsächlich nicht länger. Aber jetzt kennen wir doch endlich die grundlegenden Forderungen der deutschen Demokratie.

Theodor Barths Worte, die bei Beizetten dieses Wundervollen den Junkern so gar nicht gefallen wollten, suchen

die Konservativen jetzt für eine schlechte Sache zu verwenden. Vor einem Vierteljahrhundert erblickte Barth in der Sozialdemokratie einen Feind der Freiheit. Er ist bald zu einer anderen Ansicht gekommen. Und in seiner letzten Rede heißt es klar und bündig:

„Wer der Demokratie in Preußen und in Deutschland eine Gasse bauen will, der darf sich nicht mit den Konservativen vertragen. Er muß in unablässigem Kampfe ihre Herrschaft zu brechen suchen. . . Und weil dieser Kampf siegreich nur in Verbindung mit dem Millionenheer der Sozialdemokratie zu führen ist, so erscheint es uns als eine Schädigung der eigenen demokratischen Sache, wenn in der Bekämpfung der Sozialdemokratie irgendwelche liberalen Kräfte vertan werden. . . Keines der demokratischen Ziele wird sich ohne rücksichtslosen Kampf gegen die Träger und Nutznießer unseres Privilegienstaats: Junker, Agrarier, Konservative, Schlot- und Grubenbarone erreichen lassen, und nur im Zusammenwirken mit den breiten Massen der Arbeiter, insbesondere auch mit der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft.“

Lästige Jülander. Mancher glaubt, seine Würde zu dokumentieren, wenn er unverschämt wird. Man trifft solche schönen Seelen überall. Wehe, wenn ihnen die Situation eine gewisse Ueberlegenheit gibt: mit tödtlicher Schnelligkeit wachsen sie in das Format eines Simplicissimusleutnants hinein.

Es besteht für jeden anständigen Menschen die Verpflichtung, an ihrer Erziehung mitzumwirken. Ich bin in der glücklichen Lage, einen jener schneidigen Kavaliere an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Ich kann ihm sein Geschäft verpfuschen. Die erzieherische Bedeutung dieser Vorname ahnt kein Sterblicher.

Eine mir bekannte Dame hatte eine Wohnung gemietet. Sie konnte sie nicht beziehen und verlor den Prozeß. Vergleichsverhandlungen zwecks Erniedrigung des zu zahlenden Betrags überließ man meiner Beredsamkeit. Der Wohnungsvermieter exekutierte Rittmeisterposen. „Der ganze Betrag muß bezahlt werden! Sonst wird sie als lästige Jüdin ausgewiesen! Sie wer'n auch ausgewiesen!“ Stumm entwich ich. Der rassenfeste Deutschling aber ist Jude und heißt Jakobowitz.

Herr Jakobowitz vermietet im Auftrage einer Gesellschaft die Wohnungen eines großen Häuserkomplexes. Es war unbekannt, daß er es von einem rassenbewußten Standpunkt aus betrieb. Es ergibt sich für jüdische Mieter die Konsequenz, den schneidigen Herrn — wie heißt er doch gleich — den schneidigen Herrn Jakobowitz durch keinerlei Annäherung aufzuregen. Ich (als Arter und Preuße) habe es jedenfalls für meine Pflicht gehalten, die jüdische Gemeinde zu benachrichtigen: auf daß sie in der Lage ist, auf die Neigungen des Herrn Jakobowitz Rücksicht zu nehmen. Ich werde auch die Vermietungsgesellschaft von dem Rassenstolz ihres Angestellten in Kenntnis setzen. Die Prägung „der lästigen Jüdin“ ist zu charakteristisch, als daß man ihrem Schöpfer nicht ein bedeutendes Verdienst um die Reinerhaltung der germanischen Rasse zubilligen sollte — auch wenn er Georg Jakobowitz heißt.

An unsere Freunde!

Man trägt zur Verbreitung der „Aktion“ wirksam bei, wenn man sie auf der Reise, im Bade, in den Hotels und in den Buchhandlungen verlangt. Wir bitten auch um Aufgabe von solchen Adressen, bei denen ein Interesse für unser Organ vorauszusetzen ist.

Der Abend

Tief schlafen die Winde im Walde
Der Wipfel rauscht im Traum.
Die Schatten umbuschen balde
den Baum.

Des Dunkels Netze hängen
Spinnwebfein
von allen Nestern und engen
wie Gitter uns ein.

Und Sonne, Farben und Blüten
verhallen im Schritt der Nacht.
Wir wollen die Flamme hüten:
in uns sank alle Pracht . . .

Friedenau.

Albert Ulrich.

Ueduten aus Algier und Tanger

Von Grete Kiesel-Hefß.

Das Hafensbild von Algier läßt alles hinter sich, was ich bisher an Hafenspanoramen sah. Der Genueser Hafen ist wild und anarchisch im Aufbau, verglichen mit diesem einzig geschlossenen, stüßvoll sich steigenden Panorama des Hafens von Algier, wie es vom Meer sanft in die Höhe steigt. Sämtliche dem Hafen zugewendete Fassaden zeigen, in überwältigender Einheitlichkeit, Fensterreihen und Arkaden mit maurischen Hüfisen, Rund- oder Spitzbogen. Licht und rosig steigt das Ganze zur Höhe, schneeweiß leuchtet die Moschee heraus mit glatten, sanftgerundeten, ungegliederten Außenflächen, die notwendig ineinander übergehen, an ein Produkt modernster Architektur aus der Hand eines Meisters gemahnend. Algier ist eine schöne, moderne Stadt. Franzosen haben hier breite Straßen, saubere Häuser und prächtige Anlagen geschaffen. Aber in der Glut der Sonne ist etwas, was man noch nie gefühlt hat, bevor man auf afrikanischen Boden trat, und dieses etwas kommt wie ein Rausch ins Blut. Die hohen Gestalten lichter Krieger fallen uns in ihrer bunten, phantastischen Uniform auf, es sind Zuaven. Berber und Araber bilden den Übergang zu den dunklen Kabylen. Nach langer Wagenfahrt kommen wir dahin, wo die Augen ganz jung und neugierig werden und nicht genug zu sehen bekommen können: nach Kasba, dem arabischen Stadtteil. Von einem kleinen Platz geht es hinein. Auf diesem Platz ist Markt, und an einer erhöhten Stelle sind gerade einige Braune bei der Andacht. Sie knien auf der Höhe, sagen fast singend ihre Gebete vor sich hin und neigen sich schräg nach Osten; und dann bleiben die Wagen zurück und wir wandern zu Fuß zwischen farbigem Gewimmel durch steile Gäßchen, in denen sich ein unbeschreibliches Leben abspielt. Da lauern in einem Hof, in den wir hineinblicken, zwanzig, dreißig Gesellen turbanlos an der Erde, während ihnen die Kopfhaut rastert wird, andere liegen in ihren Höhlen auf dem Bauch vor einem kleinen Feuer und braten ihre Oliven in Del oder ihre Sardinen am Rost. Dicht vermunnte Weiber drücken sich eilig durch die Menge, wir studieren genau ihr Kostüm: sie tragen weiße, weite Pumphosen und einen sie verhüllenden „Halt“ von prächtigem, elfenbeinfarbigem Wollgewebe. Auf einmal aber wirds bunt, die schmutzigen düsteren Häuser sind verdrängt; es steht da eine ganze Reihe hellblau angestrichener Häuschen, auf deren erhöhtem Altan bunt behöftene Schöne schleierlos sich neigen, sich lächeln,

rauchen und „winken“. Hier also ist die Grand Passage von Kasbah. Sie sind so verführerisch, diese orientalischen Prostituierten, wie die Märchen vom Laster; denn ihre europäische Kollegin, das traurige Freudenmädchen der Zivilisation, bietet wahrlich nichts, was den Sinnen phantastische Anregung geben könnte. Wie nüchtern und häßlich die europäische Straßenprostitution ist, erkennt man erst, wenn man sich über der märchenhaften Drapierung der orientalischen die Augen reißt.

Die Betrachtung dieser Frauen lodt unsere Gedanken in die verbarrichteten Winkel des Moralproblems. Die Frau, die hier als Einheitliche ohne Schleier geht, ist zweifelsohne eine Dirne; nicht daß sie irrtilmlich dafür gehalten werden könnte, nein, sie ist es. Dieses Axiom, das sich hier ausdrängt, wirft grelles Licht auf die dunkelsten Stellen des Problems. Bistklar wird an einem solchen Beispiel, daß sexuelle Emanzipation nur dann nicht schadet, wenn sie aus bewußtem Prinzip heraus geschieht. Wenn zum Beispiel ein europäisches Weib, das außerehelichen Verkehr für Sünde und Schande hält, sich ihm dennoch ergibt, so ist sie zweifelsohne gesunken. Ganz anders, wenn sie jene Schand- und Sündbegriffe selbstständig revidiert hat und sie fortwarf zum alten Eisen. . . Wenn zwei dasselbe tun, ist's nicht dasselbe. . . Wenn eine in Kasbah wohnende Frau hier ohne Schleier geht, so kann sie nichts anderes sein, als eine Dirne.

*

Von Algier nach Tanger fährt ein marokkanischer Funktionär mit. Er lacht immer übers ganze Gesicht und freut sich, sich an Bord so gut zu amüsieren. Er trägt den Durmus in dunklen Farben, die Füße stecken in Strümpfen und in schwefelgelben Pantoffeln, die, wie üblich, zu kurz sind, so daß aus ihnen die Fersen herausragen. Er hat zivilisierte Manieren und spricht ein tabelloses Französisch. Er erzählt mir vom Sklavenmarkt, von der Ausplünderung der Marokkaner durch den Staat und lacht, als ich frage, ob die Beamten keine Pensionen beziehen. — Er berichtet auch von seinen drei Frauen. . . C'est toujours une, qui est la préférée — la dernière.“ Er fährt nach Tanger, um seine Familie zu besuchen, sein Dienstort ist noch weiter westlich an der marokkanischen Küste. Er kommt unangemeldet und freut sich auf die Ueberraschung. Er wird anknöpfen, der Vater wird rufen: „Wer ist da?“ und die Antwort wird sein, „Achmed, Achmed.“ Und besonders die Mutter wird den glücklichsten Tag haben. Ich frage, obwohl ich die Antwort weiß: „Und wenn Ihre Familie zufällig nicht zuhause ist?“ Achmed Pascha lachte über das ganze Gesicht; die Vorstellung, daß man vermuten kann, seine Mutter und seine Schwestern seien „auf Reisen“, erweckt diesen Heiterkeitsausbruch. . . „Die Frau gehört ins Haus“. Diese europäische Phrase hat im Orient noch Buchstabenwahrheit. Die vier Mauern des väterlichen oder des ehelichen Hauses umschließen für ewig das Weib. Die weiteste Entfernung, die sie zurücklegt, ist die zum Hause der Nachbarin. Sie ist der willfähige Schemel des Mannes, das Instrument seiner menschlichen und seiner tierischen Launen, denn, wenn der Gebieter sie verhöht, so wird sie Magd oder Bettlerin. „Die Frau gehört ins Haus“ . . .

Der Hafen von Algier bietet ein Bild von edelstem Rhythmus, wer aber Tanger das erste Mal sieht, wird jauchzen. Nie sah ich das Meer wie hier, ganz zartblau, mit Wellen, die diamantne Kronen tragen und mit einem so hohen, lichten, fröhlichen Himmel darüber. Auf zwei Hügeln und im Sattel dazwischen steigen die weißen Häuser, unter die sich viel hellblau bemalte mischen, mit ihren flachen Dächern, ihren Arkaden und Fensterbogen auf. Links im Hintergrund zieht sich in sanften Linien ein

grünes Gebirge, der Atlas, hin, davor ausgebreitet ein Stück sandbedeckter Steppe liegt, wie der Anfang zur Wüste. Europäische Hotels stehen am Strand. Ein Franzose, der an Bord ist und von Langer ins Innere weiterreist, zeigt auf die lange Reihe aufs Meer gerichteter Kanonen, oben auf der Höhe: „C'est imposant, n'est ce pas? . . . Und mit unmißverständlichem Lächeln fügt er hinzu: „Solement — ils ne marchent pas.“ — „Alors — une décoration?“ — „C'est ça“, bekräftigte er, über diese Bezeichnung vergnügt.

An Land kommt unsere Karawane gleich in ein großes Gedränge zwischen die bereitskehrenden Esel, die barhäuptige arabische Knaben führen. Und nachdem jeder einzelne auf dem matrizenartigen Sattel untergebracht ist, geht es, zur Trab, vorwärts. Auf dem großen Marktplatz mit den hier aufgeschlagenen Zelten wimmelt alles durcheinander, was Marokko an seine Küste schickt. Ein alter, verwitterter Araber produziert sich als Schlangenbeschwörer, läßt sich von seiner Ernährerin in die Zunge beißen und streckt sie uns, blutig, hin; zu der dumpfen Musik eines Tamburins tanzt ein ungeheuer dicker Zulu mit roten Lippen und Flitter behangen. Vorsintflutliche Gestalten kauern bei Körben und Ständern mit Waren. Eine Menge von Beduinenzelten ist hier aufgeschlagen. Hier wollte ich absteigen und bleiben und von Zelt zu Zelt pilgern, all dieses urmensliche, urwilde, groteske und farbige Menschenvolk zu besehen, aber das „Programm“ unseres Maitre de plaisir führte uns weiter. Zunächst in das Palais und den prachtvollen Garten der deutschen Botschaft. Ich wehrte mich; kunstvolle Gärten kann ich in Berlin auch sehen, Paläste noch schönerer Art. Draußen liegen die Wunder, und ich soll hier die knappe Zeit verlieren, um einen zivilisierten Garten zu besehen? Aber es half mir nichts, die Gesellschaft ging ihren Trott, und allein wagte ich mich diesmal doch nicht heraus. Und dann der wundervolle Ritt durch diese süße, frische, warme Luft, die mit meinem Blut in irgend einem geheimnisvollen Zusammenhang steht, denn noch nie war ich unter irgend einem Himmelsstrich so erquidigt wie hier. Man reitet weiter hinauf auf die Höhe und alles was wir in den Gassen sehen, ist wunderbar. Hier ist nicht ein farbiges Viertel wie in Algier, sondern Langer ist ganz und gar der bunte und wilde Orient; ja wunderbarer soll es sein, als Konstantinopel, wo die Hand der Zivilisation das Groteske und Märchenhafte schon berührt hat; auch im Innern des Landes soll das Bild verblassen. Hier ist orientalisches buntes Leben auf der Höhe. Vom Krieg merkt man nichts. Besonderen Eindruck habe ich bei diesem flüchtigen Rundritt nicht gesehen, nicht soviel, als im arabischen Viertel von Algier. Die Gassen sind eng, weiten sich manchmal zu freien Plätzen und von all den erhöhten Punkten sieht man dieses lichtblaue diamantfunkelnde Meer. Breitflättriges Grün überall; Citronen von Kindsstoppgröße sah ich in großen Körben liegen. Die Häuser sind nach der Straße zu fensterlos und jedes einzelne umschließt seinen Harem. Noch dichter verumhüllt gehen die Weiber über die Straße und doch erkennt man die Mulattin von der Araberin, am Umfang, an der Haltung. Oben, vor dem Gefängnis, durch dessen runde Löcher die Gefangenen bettelnd ihre Hände herausstrecken, machten wir Halt. Gleich daneben präsentiert sich der Palast des Sultans, für seine seltenen Besuche hier und die ottomanische Bank; beide sehen arm und verfallen aus. Ueber den Platz her kam ein Blinder in seinen wallenden Gewändern wie die Fabelgestalt Homers anzusehen, wandelnd, sich vorwärtstastend mit beiden Händen, vom Knaben geführt; und die Augenhöhlen — tief und leer, mit einem blutroten Pünktchen am Grunde der Höhle. Solche Blinde mit leeren Augenhöhlen sieht man hier

vieler. Ich fragte den Führer, auf welche Art der Mann seine Augen so vollständig verloren hat. „Il a fait choses mauvaises avec des femmes“. Auch Männer ohne Nasen sieht man hier in erschreckender Häufigkeit. Afrikanische Hafenstadt! Gegen Ende wurden wir in ein arabisches Café geführt. Es war im ersten Stock eines kleinen Häuschens, hatte vergitterte Fenster, durch die man das wunderbare Meer funkeln sah, und war im Innern tadellos sauber. Auf dem mattenbedeckten Boden kauerten die arabischen Musiker, machten da mit dumpfem Tamburin, Geigen, Mandolinen, wimmernden Flöten und einem besondern zweisittigen Streichinstrument ihre Musik und sangen dazu plärrend, monoton. Wir bekamen türkischen Kaffee, Zigarettten, Wasserpfeifen. Man war müde, aber nicht matt, man ruhte mit sattten Sinnen so köstlich aus . . . Auf's Schiff zurückgekehrt, blieb ich an Bord, bis die letzte Spur der Wunderstadt versank, während die Deutschen saßen und Ansichtskarten schrieben.

Mystik

Du stummes Wort so dringend anbefohlen,
Daß kein Entrinnen ist vor deinem Sprechen
Und Ohrenschließen gilt wie ein Verbrechen;
Doch dessen Sinn so sorgsam ist verhohlen,

Daß auch genaustes Hören nur vernimmt
Dein ungestümes Heischen und nicht findet
Den Sinn, der, kaum erahnt, sofort verschwindet,
Der, unkenntbar, die Seele grell verstimmt —:

Was spricht dein Schweigen und verschweigt dein Reden?
Oh unsichtbare Sphing! Dein Rätsel hörend
Sind wir gebannt und willig, dir zu sterben.

Denn nichts ist als Geheimstes so bedörend,
Daß gegen allen Willen es Jedweden
Treibt wie zum Brautbett glühend ins Verderben.

Halensee. S. Friedlaender.

Der Triumph der Lüge

Von René Schidole (Straßburg).

Motto: „Pippo Spano — in den Lauten
deines Namens selbst geschieht
ein Pfeifen von geschwungener
Waffe, und dann ein breiter
Schlag.“ (Sehnsuchtsmotiv.)

„Flöten und Dolche“ von Heinrich Mann.)

Pippo Spano, das ist der Condottiere. Ober sein Bild, wie jene Bilder heute zu uns sprechen, das Bildnis Pippo Spanos, des einen Condottiere für alle. Das ist einer, der hat das Leben zu Boden gerissen, sich befriedigt und ist andre Lüste suchen gegangen: den kaltheißen Mord, das Kriegsgeschrei, das über wankenden Städten widerhallt, das grimme Schauer und Laster in den Gliedern aufjagt und den Baldachin des Himmels schüttelt. Pippo Spano hat Christentum und Gewissen in Blut gebettet, von der roten Wärme umrauscht tönt es zur Macht, zum Sturm — das Gewissen, fordert eifersüchtig jede Gewalt in die Schranken, hütet den Heißhunger nach der Schönheit, die an den Muskeln von starken Klagen entlang elektrisch rinnt und durch die Körper kreist, wenn sie schreiten: Sie entsteigt un-

*) Soeben im Verlage Paul Cassirer, Berlin, neu erschienen.

sichtbaren und magnetischen Quellen, dem unerforschten Humus . . . Pippo Spanos Gewissen ist Hochmut. Pippo Spanos Gewissen ist Hunger und Durst. Ist der Haß des Schmerzes und die Freude der Lust. Er ist selber ein schönes, fast vollkommenes Tier. Er lebt kraft der Energien unbedenklicher Triebe, er lebt wie das Meer und die Wälder, wie die Geschöpfe in ihrer Lücke, denen kein Helland kam, denen die mitleidende Liebe in Finsternis schlummert. Deren Sein in Raub und Gymnastik atmet, mit den bedächtigen Pausen der Verdauung. Und den unnenbaren — tierischen, tierischen Schmerzen! Eine intelligente Reinkultur von Tier.

Pippo Spano — Nun soll er, das Verbrechergewissen, das künstlerische Lebensgewissen Malvolto, des Dichters, werden. Leben mit gebundenem Bügel ist nicht Leben: ganzes Umfassen aller Erscheinungen, Durchgenießen alles Lebendigen. Das Leben schleppt keine abgestorbenen Ulebensmaße.

Dorian Gray von Oskar Wilde und die Bücher von Heinrich Mann sind mit demselben Mal gezeichnet. Sie sind gelogen. Mit derselben Ueberzeugung einer sehr starken Menschenkenntnis und der noch heftigeren Sehnsucht. Man denke an das 7. Kapitel des Dorian Gray. An das Erbarmen vor der kleinen Sibyl Vane, deren Hände waren wie aus kühlem Eisenbein, deren Körper sich im Tanze hin und her neigte, wie eine Blume im Wasser sich neigt. Dann liegt sie da wie eine zertretene Blume. „Dorian, Dorian, verlaß mich nicht!“ Dieses Kapitel ist die schönste Büge aus Oskar Wildes Leben, die er niedergeschrieben hat. Vor dem Bilde Pippo Spanos (bei Mann) mordet Malvolto ein Weib. Seine Seele hat es gesehen, wie es sich selber enden wollte:

„Den Kopf träumerisch im Nacken, mit einem unsichern Lächeln der Wollust, führte sie den Dolch, dem zaudernd seine Hand folgte, zu sich hin, ihrem Leibe zu, in den er einbringen sollte; und ihre heldenhafteste Geberde war von der begehrlichen Anmut ihrer unkeuschesten.“

Wie sollte er sterben können, wo er eben so viel Schönheit mit seinem kunstschaffenden Komödiantenleben erfasst hat. Neue Schönheit. Malvolto stößt zu, sieht das Kind verröckeln, das nur ihn gekannt hat, und Malvolto vergißt sich ganz vor Jammer. Er wird nach einigen Monaten ihr Buch schreiben. Die Liebesjahren dieser Novelle, der tief-wilde Rausch der Tage und Nächte einer größten Liebe, enthalten Heinrich Manns Triumph der Büge. Die Fülle von Leidenschaft, die Leben und Kunst zu suggerieren vermag, hat sein flammendes Pfauenrad geschlagen und endet als steckengebliebene Komödie in schmachvollem Morgengraun.

„Bedenke, daß mit der Welt nur Stoff ist, um Sätze daraus zu formen?“ Heinrich Mann. „Bei Dingen von großer Bedeutung ist der Stil und nicht die Wahrhaftigkeit die Hauptsache.“ Oskar Wilde. Und in philistros: „Daß jemand ein Giftmörder ist, sagt nichts gegen seine Prosa.“

Doppelt ist die Büge der Künstler: Wenn sie zu Leben und zu Lieben begehren, müssen sie Empfindungen heucheln, die sie längst sich unterworfen haben, die für sie bloße Ideen und Mittel geworden sind, und wenn sie arbeiten, lügen sie Süchte und Enttäuschungen in großes, einfaches Leben um.

Und das sind zwei Gegensätze: das unreinliche Erleben des Männchens und das heilige Schaffen des Kunstwillens, — die sich nicht aufheben.

Vor dem Bilde Pippo Spanos steht der Dichter Mario Malvolto:

„Stehst du, nach solchem Rausche schmachte nun ich! Ich bin zu zerbrechlich dafür und zu nüchtern; darum erdichte ich Menschen, die anders sind. Darum stehst du hier, als mein Gewissen, als mein Zwang zur Größe. Du sollst

mit Ueberdruß machen an der mäßigen Lust und dem häuslicheren Leben, womit wir unzulänglichen Spätgeborenen uns bescheiden. Unsere Kunst befruchtet sich mit einem mattfarbenen Kokotoleiden, gezert und ohne Größe. Belanglose Neuraisthentkergeschichte dehnen sich aus über ein bürgerliches Dasein von siebzig Jahren, währenddessen man täglich für einige Kupfermünzen Leid verzehrt und für einen Nickel Behagen. Der Künstler gräbt umständlich in seiner verstopften Seele umher, immer nur in seiner eignen, und fördert Traurigkeiten zu Tage, die er eitel herumzeigt. Mit feindseliger Ironie blinzelt er über alles weg, was stark ist und in allen Farben lebt.

So aber will ich leben! Ich will verschwenben; innerhalb meiner kurzen Jahre soll meine Kunst mit ein zweites, mächtigeres Leben schaffen. . .“

Dorian Gray, sein Bildnis, und Pippo Spanos gebanntes Leben im Mondlicht. — Es ist die eine Sehnsucht. Verjährt Gewalt und Sehnsucht hemmen den Schritt, große Schönheit läßt den Durstigen hinsiechen vor ihren untrüblichen Quellen — und nehmen wir sie, die gewaltige jüdenschöne Kunst, wie man gewaltsam ein Weib nimmt, so ist es Büge. Komödie. Denn wir sind nicht von jenem Geschlecht, nicht von einer strogenden Welt — wir vermögen nicht in ihr Blut unterzutauchen: und zu leben! Die Kunst ist die würdigste Komödie. Wir spielen Kunst. Der Plebejer sagt: Art ist und meint den absoluten Künstler; er weiß nicht, daß sich an den marmornen Gebilden dieser Kunst kostbare Leben verbluten, daß jeder Zug mit Schmerzen geläst ist und Musik, letzte geheimste Musik aus den Poren dieser stillen Gestalten dringt, die in kalter Blut durch ein künstliches Leben gl-iten. Solche verhaltne, grausame Bücher werden von hoffnungslosen Geschlechtern geschrieben. Sie sehn ihren Weg in den Horizont verlaufen — und machen ihre Rechnung mit der Hölle. Mit Haltung! Aufrecht sollst du in die mythischen Gefilde fahren — wie ein rechter glanzvoller Engel, der von Gottes Thron fiel, siegreich Schmerz und Lust zu leiden. Die Sehnsucht — die Sehnsucht allein fährt so dahin, nicht du, nicht ich, die Sehnsucht allein — der erste leibliche Schritt, den wir tun, ist schon Verrat an ihr. Warum? Weil die Kunst in einfachen schweren Bügen gestaltet sein will, weil sie das Einfache geben muß, sollen die Rhythmen weit tragen und einprägsam in jedem empfindlichen Menschen wieder ihren Gang erschaffen, auf fremden Gesichtern ihre Miene bannen. Der Künstler empfindet das Leben als Not um das Einfache, Zielvolle — um sich ere Gestaltung. Und der Kunstwille kann erst aus dem vielfältigen Wirrwarr des Wegs, den der taumelnde Tag geht, die großen Linten ausheben. Er braucht die dumme Fülle, das doch bedeutungsvolle Gekribel auf der Schiefertafel als Folie, um zusammen drängen, ausscheiden, läutern und gestalten zu können. Aber so einfach ist kein Leben. Das ist rasendes Fegeseuer. Einfach allein ist die Kunst und ist der Tod.

Und doch — —

Ein Reden der Arme gen Himmel. Ein Wollen in die versinkende Himmelsbläue. In solchen attischen Licht standen die hehren Plastiken. Sie waren olympische Einfachheit. Wie klar und simpel ist die Legende von den Göttern und Göttinnen, die das plastische Menschliche veranschaulichten. Die eine Kunst auch der Armen im Geiste waren. Die starken Leitmotive des gequälten Säugetierlebens, die aufwärts tragen, das Gute zu Marmor-schönheit in blendendem Lichte werden lassen. Wir armen Mitteleuropäer. Unsere Süchte erschafft ein Robin. Die Dual allein, die körperlich gewordne Dual unserer Zeiten kann uns trösten; wir schaun sie an, die Wehgestalten in ihrer wirbelnden, ge-

krampfsten Wehmut, und aus ihren Tantalusgeschiden fließt Trost: . . . es sind Wirbel, die auf dem Wasser kräufeln, dem ewig sich wandelnden Wasser der grenzenlosen Flut, es sind Momente des ewig sich umformenden Humus . . . Es geht dahin, es reißt vorbei, aus dem tiefsinnig stillen Grund der in Sonnenströmen fließenden Erde hebt ein Schmerz, der Trost das Haupt und treibt wie eine losgerissne Wurzel und schwindet im Horizont. Auf dem leeren Horizont plant der Menschheit Bild und möchte ihn mit deutenden Gebilden bevölkern.

Robin. Die einen pflegen den Glauben, einen vagen Rettungsgedanken, die andern haben lächeln gelernt.

Und doch —

Heinrich Mann schuf die drei Romane der Herzogin von Uffly. In der süßlichen Himmelsluft sollen die alten Bildwerke erstehn. Aber sie haben unsre Augen, die das Bild weit und freudig gemacht hat. Sie sterben an der marmornen Ruh und gehn in Flammensäulen auf. Sie beginnen in getragnem Tempo und enden con furore.

Eine neue Renaissance versucht die Herzen der neuen Menschen, und diese erliegen in hektischer Trauer. Heinrich Mann hat den einen Ausweg gewählt: er herrscht, und gebietet dem Karneval einer Untergangszeit: Neurasstheniker und Syphilitiker tragen den Purpur königlicher Lage, mit schmerzverzerrten Gesichtern heben sie das Bein zum Cancan, lassen mit zuckenden Augen die Arme sinken. Heil der Pose, sie rettet eine Stunde von den vielen ehrlosen Jahren, sie leiht die halbe Illusion der Größe eines vollgiltiger Lebens. Die halbwegs Gesunden, Ironiker, tänzeln leise mit und lassen ihren Wahnsinn in Kunstwerken aus, weil sie angeekelt, wehmütig, zynisch geworden sind. Es ergießt sich die Kunst vielfältiger, närrischer, verlogner Zeit, die in vielsagenden Karikaturen tobt, weil die exzentrischen Einzelzüge allein die tödlich langweiligen Menschen heben, weil das Exzentrische der hervorstechende Zug einer kranken Zeit ist. Jede Stimmung erscheint verflucht relativ für den Wert einer Gestalt, schimmernd, vorüberhüschend, alles Leben ist halb wahre Illusion, weil die Instinkte wie selten gelöst und bewußt geworden sind: eine Faust voll Zahlen, die man reihen kann, wie man mag, nur, daß eine magnetische Macht, die geheimnisvoll in ihnen arbeitet, ihre unbekümliche Hand im Spiel hat. Das Unbegreifliche halbdunkler Hintergründe. Wir spielen und fühlen, wir sind alle miteinander ein Spiel, das sphärisch und gesetzmäßig (wie das kleine Menschenschöpfungs spiel) einen unbegreiflichen Gang geht. Die Rettung ist: herrschen, den paar Ziffern, die man fand, gebieten, spielen, mit brausenden Sinnen spielen (einziges Glück) — die Illusion selbstherrlicher Schöpfung pflegen.

So weit kam Oskar Wilde nicht. Er blieb Theaterkritiker und ein Behrmeister der Form, der Beispiele, Muster zurückläßt. Ein Märtyrer; ein Hingerichteter. Die andern nach ihm werden mit sieghaften Gesten durchs Leben gehn, als Triumpatoren mit den heimlichen Tausendwunden, als Wahrheitseher, mit dem Lichte aller Lügen geschlagen, als kostbare Pfeile, die ein Spiel über alle Menschen hinaus ins — Schöne . . . Schöne warf. Verzweifelte; Bäckelnde; Rasende; Zyniker; Trauernde; Gequälte und für Stunden Erlöste. Ganz Bosgelöste.

So verstümmlicht es der Dichter:

(Allegro)

„Als ich einundzwanzig war, ließ ich mir mein Erbteil auszahlen, ging damit nach Paris und brachte es ohne besondere Mühe in ganz kurzer Zeit an die Frau. Mein leztender Gedanke bei dieser Handlungsweise war: ich wollte das Leben aus der Perspektive eines eignen

Wagens, einer Opernloge, eines ungeheuer teuren Bettes gesehen haben. Hiervon versprach ich mir literarische Vorteile. Bald stellte sich aber ein Irrtum heraus. Es nützte mir nämlich nichts, daß ich alles besaß: ich fuhr fort, es mir zu wünschen. Ich führte das sinnenstarke Dasein wie in einem Traum, worin man weiß, man träume, und nach Wirklichkeit schmachtet. Ich schritt an der Seite einer Ghilen, ringsum begehrten, mir gnädigen Came nur wie neben den zerfließenden Schleiern meiner Sehnsucht . . .“

Das Stück heißt „Drei-Minuten-Roman“, ist ein paar knappe Seiten lang, enthält in einem Erlebnis die ganze Aesthetik der neueren Literatur, die doppelte Aesthetik des Erlebens und des Gestaltens. Vielleicht ist das Geschlecht der naiven Dichter ausgestorben. Heute sind sie verklärte Analytiker, Anatome und Magier in einem. Mann und Kerr sind von ähnlichem Geblüt.

Inseltraum

Hoch über dem schweigsamen Wandrer
Zerflossen Jahr und Zeit;
Es ist kein Küstchen gedrungen
In seine Einsamkeit.

Noch stand er: erstaunt der Wunder
Vom ersten Lebenstraum; —
Und sacht strich droben im Bogen
Die Sonne durch den Raum.

Er sah auf verschollenen Meeren
Ein schimmerndes Inselland;
Uralte gewaltige Wurzeln
Umkrallten düster den Strand.

Urweite gewölbete Kronen
Verbargen der Stunden Zahl;
Dier Jahre glitt nieder von Wipfel
Zu Sande der Sonnenstrahl.

Da hat der Wandrer geschwiegen.
Die Woge ward Eis, ward Schaum . . .
Und sacht strich droben im Bogen
Die Sonne durch den Raum. —

Berlin.

Unselm Ruest.

Gabriele d'Annunzio

Zu seinem lezten Roman: „Vielleicht — vielleicht auch nicht.“

Von Heinrich Eduard Jacob.

Warum geschieht es, daß in Deutschland das gänzlich Bollendete, wenn nicht unklütert, so doch achselzuckend beschwiegen, als ‚Zauberei und nicht mit rechten Dingen‘ ängstlich übergangen, das Mittelmäßige, Hoffnungsvolle, allenfalls höchst Talentierte aber gekrönt und an seine Stelle gerückt wird? Dies geschieht, weil in Deutschland auch die Kritik von Mittelmäßigen, Hoffnungsvollen, allenfalls höchst Talentierten ausgeübt wird. Jeder ist (mit Ausnahme einer kleinen Minderheit, die von der schrecklichen Krankheit des Selbsthasses befallen ist und durch sie gezwungen wird das sich Entgegen-gesetzte zu lieben) so geschaffen, daß er das sich Gemäße

leben muß, dasjenige, was im Außen das Abbild seines Innen darstellt. So liebt der Falbe das Falbe, und das würde nichts schaden, wenn er nicht — eine weit schrecklichere Folgeerscheinung — teils durch den Venerationstrieb, teils durch seine im Grunde hohe Meinung von sich selbst gezwungen würde, von jener geliebten Halbsheit zu behaupten, daß sie eine Ganzheit, von jener erkorenen Mittelmäßigkeit, daß sie eine Vollendung sei. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Hermen, die auf wohlmeinenden, aber unbefugten Armen dem Pantheon zustreben. Wieviel Hymnen, wieviel süße Räucherpfannen begegnen auf diesem Wege dem glücklichen Herbert Eulenberg, der allerdings 'ein sympathisch Ringender', ein 'kräftig Vollender' ist, von dem man 'noch viel erwartet' — und wieviel Lorenworte, wieviel Mißkennungen schlichtete das letzte Jahrzehnt um das durchlauchtigste, allerverehrungswürdigste, weil ganz vollendete Bild Hofmannsthals. Hier bietet sich allerdings kein 'sympathisches Ringen' — denn hier ist etwas, was göttlich, das heißt: längst ausgelämpft und allem Ringen entzogen ist. Hier ist gewiß auch ein 'kräftiges Wollen' aber ganz und gar verbunkelt von einem olympischen Können. Bezeichnet ein nicht unschöner Euphemismus Eulenberg als hoffnungsvoll, so möge man endlich gerechtere Weise Hofmannsthal einen Hoffnungslosen nennen. Weil, wo Erfüllung ist, Hoffnung stirbt . . . Aber es geschieht ja leider nun einmal bei uns, daß ein ehrlicher und williger Rapport lediglich mit dem 'Hoffnungsvollen', eine Erfüllung Versprechender besteht, ein darüber hinaus im höheren Sinne 'Hoffnungsloses', die Erfüllung selbst muß um Verehrer betteln. Die Schwachen wissen kein Beginnen mit fremder Vollendung. Fremde Halbsheit als tiefreudige Bestätigung der eigenen auf dem Markt der Werte aufzufinden und sie zum Schaden wirklicher Größe den Vorbeeren usurpieren zu lassen: das ist unbewußt das Amt und die Lust derjenigen, die bei uns das Urteil machen.

Etwas so Vollendetes, daß es aus ebenjeneren Gründen bisher nur kalt besprochen und noch nirgends hymnisch begrüßt, gerühmt, umsungen wurde, ist denn auch der neue Roman des D'Annunzio „Vielleicht — vielleicht auch nicht“, nachgedichtet von Karl Vollmoeller.*) Es gibt kein Genußverlangen — mit Ausnahme des einen, das den Anblick des Vollkommenen hassend sich nach dem Unvollkommenen sehnt — das sich an diesem Buche nicht satttrinken, befriedigen, herausuchen könnte. Da ist eine erste Gruppe von Genießern, denen die Dichtung wesentlich das unablässige Hereinreißen fremder Territorien in die Grenzen des sprachlichen Ausdrucks ist, und die ein Buch um so höher werten, je kunstfremder das nunmehr zum Ertrag gezwungene Neuland bis zu dieser Beaderung war. Gerade diese, die von der Kunst ein womöglich völlig paralleles Mittlaufen mit den technischen Errungenschaften des Tages wünschen, werden von einer Ekstase der Bewunderung und der Ehrfurcht gleichwie von einem schönen Fieber ergriffen werden. Denn, Wunder über Wunder: ehe der Mensch den Flug so gänzlich meistert, daß er nicht hier und da noch abstürzt, meistert hier ein Dichter, ohne je selbst zu stürzen, die Darstellung dieses Fluges. So göttlich mühelos scheint dieses Buch gemacht, daß man glauben könnte, wir flügen schon hundert Jahre und zehn Generationen hätten sich, zehnmal vergeblich, an der Nachbildung dieses Fliegens den Arm ermüdet. Dann aber sei ein Spiegelgesegneter, ein Sohn der Götter, ein wunderbarer kühner Effektiker gekommen, der habe mit klugem Urteil an den Versuchen der Vorgänger das Unbrauchbare ausgegliedert, das Brauchbare zusammengeballt und so die

Lat getan. Denn mit einer solchen übertrieblichen Bechtigkeit scheint dieses Buch gemacht, und so wenig dünkt es glaublich, daß dieser gordische Knoten auf den ersten Schwertlieb zersprang. So ganz, ganz ist hier gebändigt, was gebändigt werden sollte. Und kann man derlei denn hoch genug bewerten? Stehen nicht die Tage kaum hinter uns, da zu gestalten noch völlig mißlang, was um uns dampfte, was um uns schob, hämmerte, auf Schienensträngen einherbonnerte und schwere Kolben hob? Ist nicht Gerhart Hauptmanns Jugendgedicht vom eilenden Schnellzuge, jenes konventionell-programmatische, eine einzige peinerbereitende Geschwamlosigkeit? Sind wir nicht noch immer Zeuge der ohnmächtigen Versuche, welche die Hamburgische Dichterschule unternimmt, um sprachlich etwas zu unterjochen, was sich eben nur von Größeren unterjochen läßt? Lebt nicht noch Richard Dehmel und mit ihm das vielfach lächelnde Gedenken an die „Zwei Menschen“, in denen meisterlich ungeschickt, Telephon und Velociped in die Complexe der Hochsprache eingefangen werden sollten? Freilich: mit den Mitteln eines lilienronestlen Sprachgebrauchs ließ sich derlei nicht bewältigen. Aber D'Annunzio, dem Hellenisten D'Annunzio gelingt es. Und keiner der berühmten Griechen selbst möchte, wenn er unter uns wandelte, den Aufstieg einer Flugmaschine erhabener und zugleich visueller nachbilden als es in diesen folgenden Sätzen D'Annunzio tut: „Wie der Adler im sandigen Tal nicht mit einem einzigen Schwung sich erhebt, sondern mit immer kräftigeren Flügelschlägen seinen Anlauf nimmt, sich langsam in leichter Steigung von seinem Schatten trennt und kann endlich frei auf der Breite seiner Schwingen sich im Wind emporheben — erst zeichnen seine Krallen tiefe Spuren, dann werden sie leichter und leichter, bis sie zuletzt kaum noch den Sand zu rissen scheinen und die letzte Spur fast unsichtbar wird —, so stürzte die Maschine auf ihren drei leichten Rädern in ihrer blauen Rauchwolke, die ausfiel, als brenne die dürre Heide unter ihr, dahin und erhob sich von der Erde. Sie gewann rasch an Höhe. Unter dem Druck des Höhensteuers bäumte sie sich auf und vertrieb die Luftwirbel, die vom heißen Boden aufstiegen und sie zu drehen versuchten. Dann drehte sie in den Wind, mit oszillierenden Bewegungen, wie die Gabelweibe, wenn sie emporsteigt, wie der Akrobat auf dem gespannten Draht. Neigte sich in der Kurve etwas gegen die erste Zielsperre, richtete sich wieder auf, flog rasch und gerade wie ein Pfeil die grüne Linie der Pappelallee von Ghedi hinab, überflog die Gehöfte, kämpfte mit den Bäumen unter fortwährendem Anluhen, schwebte im weißen Abglanz der Wolken, schön wie das Bild des Sonnengottes von Edfu, ganz nur Schwingen wie das Emblem über den ägyptischen Tempeln.“

Aber es wird eine zweite Gruppe von Genießern geben, die ein solches Hereinreißen rein zivilisatorischer Errungenschaften in die Poesie geringachten und mit dem nicht gewichtlosen Einwande, man habe im Alter Goethes ja auch nicht die Montgolfieren besungen, anderes von der Dichtung verlangen. Auch sie wollen Neuland, aber Neuland der Seele. Neue Krankheiten, neue Gesundungen des Herzens sollen dargestellt, der gewaltige Kreis der Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Ding bis an die Grenze des Zerreißen vergrößert werden. Und eben hierin wird D'Annunzio als ein sehr Großer befunden werden müssen. Hochend vor Kraft dehnt er auch in seelischen Dingen seine Rede gerade auf das, was bisher ungesagt blieb und keinem sagbar schien. Im Weiter eine guthrennende Fadel entzündend, steigt er ins Inferno hinab. Das Fadelrot macht sichtbar, was sonst im schattenhaften Grau verzitterte, den Acheron der Gefühle, den

*) Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig.

Erbe der Nerven. Das Untertelische des Herzens fühlen wir mit schauerndem Vergnügen im hellsten Lichte zuden. Schredlich, wie sonst nur Cerberus, erhebt hier eine Liebe mit drei Köpfen ihren Leib. Eine Liebe von Mann zu Weib, vom Mädchen zum Bräutigam der Schwester, von Bruder zu Schwester. Alles, was bisher lautlos durch die Gewölbe unserer Seele schlich, hat jetzt Stimme bekommen, bald eine löwenhafte, bald eine feine wie der Mittag, der von Insekten schwirrt. Neue psychische Erkenntnisse stellen sich mit einer Dämonie, einer Monumentalität und Hartheit vor uns auf, die unvergleichlich scheint. Es ist ungeheuer, wenn von einem Manne, der friebelos auf dem Lager seiner Geliebten liegt, gesagt wird: 'Er lag da auf der linken Hüfte, den Kopf zurückgebogen, die eine Faust unter die Wange geschoben, das eine Bein etwas unter das andere ausgestreckt gekrümmt und den rechten Arm gerade an der Hüfte anliegend bis zum nächsten Schenkel — wie der Mann aus Theben, dem es nicht gelungen, das Rätsel zu lösen und der dafür Brust und Krallen der Sphinx gespürt.' Und Bemeren schenken mit diesem Satze hereinzuschweben: 'Nun folgten Tage, in denen das Leben wirklich der Erzählung eines Betrunknen glich, rot vor Schmach und Schicksalstrot.'

Von dieser ersten und zweiten aber möchte sich eine dritte Gruppe von Lesern unterscheiden, die ein Buch um so höher wertet, je mehr Traummöglichkeit, Gelegenheit zu Assoziationen es darreicht. Diese wünschen, daß jeder Satz unendlich Fernliegendes offen herbeirufen und jedes Wort hallende Hintergründe deutlich mitschwingen lassen möge. Je intensiver sie assoziieren dürfen, je größer der ästhetische Komplex ist, den sie zu durchmessen Gelegenheit haben, desto bewunderungswürdiger scheint ihnen die Fähigkeit des Dichters. Gerade solche Leser werden nie ein stärkeres Erlebnis haben als den neuen Roman des D'Annunzio. Denn hier ist nirgends von einem persischen Teppich die Rede, ohne daß ganz Persien mit heißen Büsten, turkischer Felswüste und Schwarzrosen dahinterstünde, und niemals vom adriatischen Meere, ohne daß vor unserem hellgewordenen Auge hundert Vorgebirge, Inseln, Schiffe vorüberstaukelten. Von Ulm wird göttlich gesagt, daß es bereit läge, 'in voller Rüstung die Donau zu überspringen' — wir müssen das Buch sinken lassen, wenn wir dies gelesen haben, denn ein sanft-gewaltiger Assoziationsflug trägt unser Herz für einen Augenblick über ganz Schwaben — und aus dem hohlen Mobernmund einer tuskanischen Vase steigt von ein paar wunderbaren Worten erweckt das alte Strurien. Denn nicht schmutzlos wie ein nordischer Heereszug stürmt die Handlung vorwärts, sondern eher einem reich dahinrollenden Türkenlager zu vergleichen. Und doch küßt sie nichts von ihrer Schnelligkeit, Schlagkraft, Zielsicherheit ein — ist das nicht ein Phaenomen, vor dem diejenigen, die bei uns von Zeit zu Zeit einem übertriebenen Puritanismus das Wort reden, ein tiefes Schämen lernen könnten? Dieses Buch ist das reichste an Assoziationen, Stimmungen, Kostbarkeiten und kunstgewerblichen Schildeereien, das wir kennen, es ist reicher daran als 'à Rebours', 'Dorian Gray', 'Alexander in Babylon', aber nirgends entgleitet der Eigenwille eines schönen Dinges dem Zügel des Verfassers, nirgends bäumt es seitwärts aus dem Gespann. Stets bleibt es dem ehernen Wagen der Handlung vorgespannt. . . Der Pandlung! Es ist nunmehr endlich der Kairos, von ihr zu reden. Denn ich höre bereits eine vierte Gruppe von Kunstfreunden heranstürmen und nach ihr fragen, schon bereit sich hochmütig darüber hinwegzusehen. Diesen Vierten ist Meßsche so sehr Hirt geworden, daß ihnen jedes Buch verächtlich erscheint, es preise denn die 'Lat'. Das sind

die Besten — aber auch die Ungerechtesten, denn ist nicht ein Buch auch dann gut, wenn es selber eine 'Lat' ist? Doch selbst diesen Strengsten, vor Selbsterziehung Flammenden, wird das neue Epos des D'Annunzio willkommen sein. Denn es preist die Lat. Es singt vom Herzen des Mannes und von der uralten Antinomie zwischen Weib und Werk. Und es singt vom Siege des Werkes. Nur kurze Zeit droht der Flugtraum des Paolo Tarsis zwischen den weißen Brüsten der Isabella Inghirami zu ersticken, dann zwingt er sich los. Das Weib stürzt in Verlassenheit und Nacht, der Mann aber wird Täter und steigt siegend in die unsterbliche Luft.

Wie aber konnte etwas so Vollendetes entstehen? Ich habe es schon leise berührt. . . Stets, wenn in Europa irgendetwas etwas Vortreffliches gelang, gelang es im Anschauen der Antike. Oder besser: nicht im Anschauen, nicht im Abbilden, nicht im Nachahmen vollendete es sich, sondern, wenn es in mythischer Hochzeit der gleichen Kräfte teilhaftig ward, die das antike Kunstwerk durchglühten; eine rein kunstgeschichtliche Bindung — wie könnte sie genügen? Jeder, dem unter den Händen etwas Gutes erwuchs, muß einmal, wirklich oder imaginär, einen Gastfreund am Penelos mit voller Seele besessen, den Athairon selbsthaft rauschen gehört oder den lebenden Hermes gesehen haben, wie er mit geflügelter Ferse sich aus der heitersten Goldlust stürzt. Wem das geschah, der ist gesegnet, denn in ihm hat sich das große Comubium zwischen Auge und Gedanke, zwischen Sinnlichkeit und Geist vollzogen. Ihm kann nichts mangeln. Er wird fähig sein, ein dummes, armseliges Eisenbahnunglück darzustellen wie eine Gigantomachie — so groß, so stoffbefreit, so typisch, so wenig dem Ansturm der Einzelheiten unterlegen. Aber er wird auch fähig sein eine gleichgiltige, sagenferne Gigantomachie so darzustellen wie das herzerreißende Ringen zweier Eisenbahnzüge, die sich unter seinen Fenstern ineinanderkrallen, — so schemenios, so sinnensällig, so liebend dem Ansturm der Einzelheiten sich öffnend. 'Den Alltag graezisieren und die Antike modern verfälschen' taugt der Pöbel dieses künstlerische Verfahren, nicht bedenkend, daß gerade die größten Dichter jeder Epoche, um das Weltbild zaubertischer aufzuheben, die Nähe entfernt und die Ferne genähert erschufen. Der Pöbel murt und lehnt, wie er unbewußt jene ablehnt, auch D'Annunzio ab und mit ihm George, Hofmannsthal, Rilke, Heinrich Mann und Wassermann, die — so sehr diese Gipfel sowohl mit D'Annunzio als auch untereinander differieren — doch schließlich alle impressionistische Klassizisten sind. Denn, daß sie in klassischer Form Impressionen und in impressionistischer Klassik geben; in beharrender Fluctuierendes und in fluctuierender Beharrendes; in vorgedachter Ebengeschautes und in ebengeschautes Vorgedachtes: das macht das Geheimnis ihrer Größe aus. Man lese und verehere diese Satzfolge bei D'Annunzio: 'Es war eine Nacht voll Feuchtigkeit und elektrischer Spannung. Hinter dem Monte Baldo stand ein Wetterleuchten ohne Donner. Windstöße kamen wie leuchtendes Atmen. Wolken zogen wie Mähnen, in denen sich die Sterne versingen. Tropfen vielen groß und lau wie zu Beginn eines Gewitterregens. Hörten wieder auf. Käuzchen schreien auf den Pappeln. Ein Hund heulte aus einem Gehöft. Ein zweirädriger Karren ächzte auf der Sandstraße. Es war wie eine schon einmal erlebte Nacht, die im Umlauf der Jahre von lange, lange her wiedergekommen wäre.' Man erkenne, daß diese Sätze vollkommen sind, daß in ihnen weder das Dingliche zugunsten einer lügnischen Abrundung beschritten, noch von der fortwuchernden Einzelheit die zusammenfassende Geste zu

Boden gedrängt ist. Man fühle, daß hier weder ein Schauen um eines Ordens noch ein Ordnen um eines Schauens willen verlegt wurde. Nur ein impressionistischer Klassizismus konnte dies schaffen; dem reinen Impressionismus, der zugunsten der Sinne sich freiwillig der Idee be gibt, dem reinen Klassizismus, der zugunsten der Idee sich der Sinne be gibt, hätte es sich versagt. Und deshalb wird niemandem das ganze Epos so halbgeglückt erscheinen wie gerade dem Impressionisten und dem Klassizisten. Der erste, den ein inneres Gesetz in einer maßlosen Hingabe an die Außenwelt zwingt, wird in der Tat hier häufig genug das Dingliche zugunsten einer lügnertischen Ab randung beschnitten finden, der zweite, den ein inneres Gesetz zu einer maßlosen Abschließung vor der Außenwelt zwingt, von der fortwährenden Einzelheit die zusammenfassende Geste zu Boden gedrängt.

Man mag von jenen vier, man mag von allen zwei unddreißig Richtungen der Windrose und des ästhetischen Genießens an dieses Buch herantreten — jeder, den nicht irgend eine Hemmung befängt, wird ihm den Kranz reichen wollen. Keiner aber, den nicht hierbei, und keiner, den nicht beim Lesen selbst die Augen schmerzt. Denn die Schöpfung dieses romantischen Hellenen ist zu hell, zu licht schäumend für unsere Zone. Man könnte daran erblinden. Welch eine Abundanz von Licht! Licht, grelles, weißes Sonnenlicht flimmert aus jedem Satze, sticht aus jedem Wort, umschwimmt schmerzhaft jede Schilderung. Kein, ein Hellene selbst oder ein deutscher Hellene, Homer oder Hofmannsthal, hätte diese Baumreihe, jene psychologische Entwicklung nicht so überströmend von Helligkeit, so schleierlos, so bar der Scham gezeichnet. Er hätte hier wie dort ein Bestes nie ganz Abzuhebendes gelassen, Geheimnis. Ehe man aber D'Annunzio diesen Mangel übermäßig verdenkt, möge man abwägen, wie wenig überhaupt bei seinen Landsleuten die Kenntnis von den Gesetzen des Hellbuntels, der künstlichen Rembrandttiefe, der zeitweiligen Ablendung der Geschehnisse im Epos verbreitet ist. Bücher und Bildwerke der Italiener sind, Konterfei ihrer Heimat, stets schattenlos und wie der gleißende Mittag, der sie selbst ewig umgibt, dicht herangestellt an die Phantome von Wahnsinn, Fieber und Durst. Nie wird es in ihnen nach einem Tage voll Sonnen und Sünden Nacht, und niemals steigen wie in den Büchern der griechischen und der deutschen Meister über ruhigen Waldgebirgen ruhige Sterne auf.

Spiel der Fische

Von Victor Habwiger.

(Schluß.)

Der Geist des alten Gekner: Da bin ich von eins Weibs Mutter beschwört lebendig wie die Fischlein in ein durchscheinend gläsern Geschirr getan. Und muß wohl eine tyrannische, grimmige und fröhige Art sein, die mir gefangen und beschwört. Dieß scheußliche Tier könnte wegen seiner Gestalt ein deutscher Walfisch benennet werden, hat ein scheußlich Maul und Schlauch, einen großen Kopf, keine Zähne, sondern allein rauhe Synbaden und ist geschimpfet Annerose Fantl. (Er schlängelt sich gequält auf und nieder.) Und als hätte ich ein sonderbar Lust und Begierde zu vielen Weiblein, soll ich in dies gläsern Geschirrelein mit ihr eifern. — Oder werd ich in großem Wert gehalten, so wohl verschlossen wie ein Barben um einen lieblichen Tod und wunderbarlich Absterben und Veränderung der Farben meines Weibs, bis daß er ganz abgestorben.

(Er setzt sich betrübt auf den Grund nieder. Der Fischen nähert sich ihm vorsichtig.)

Der Fischenfisch: Armer fremder Herr, ihr selbst wie frischgefallener Schnee, der zum Manne geformt viel seltsamer anzusehen ist als ein einfacher Winterpaß. Seid einem noch Armeren nicht gram ob dieses mitleidigen Vorwises. Wer seid ihr? Seid ihr ein behertes Amphibium? Seid ihr ein ertrunkener Foetus des gesprächigen Säugetieres, das uns zu gründen gewagt hat?

(Der Geist hebt den Kopf und starrt verwundert um sich.)

Der Geist: Ist mir, als tröstet eines Fischleins lieblich Stimm.

Der Fischenfisch: Sprich, hat dich ein Weib zur Welt gebracht?

Der Geist: Daß ich dir sag. Eines bösen Weibs Bist und Abenteuer führt mein Andenkens in Weibs und Lebensgefahr mit grimmer Pein und Schmerzen und beweget den ganzen Leib mit großer Angst und Blödigkeit. (Wehmütige Musik.)

Der Fischenfisch: Sagt an, ist diese Musik, die hier alles erfüllt eure Musik?

Der Geist: Auf ein Harfen und Geigenkonzert hat sie mich gesetzt als auf ein Zauber und mir ein groß Gleiten und Abweichen verursacht bis ich in der Fisch Gläsern fallen kam.

Der Fischenfisch: Und erkanntet ihr gleich den Zauber?

Der Geist: Ein saul Stinken ward um mich gebreitet, wie eines Traums Bängnis, wo ihr mich eben sitzen sahet und noch sitze.

Der Fischenfisch: Und ward Euch noch weitere Offenbarung?

Der Geist: Eines Weibs Befehl ist wie ein böß Speis, ist besser gebraten als gesotten.

Der Fischenfisch: Also man hat Euch eure Aufgabe erklärt?

Der Geist: Item so mit diesen Fischlein hier ein sonderlicher Betrug getrieben wird.

Der Fischenfisch: Meinen Sie die ganze Gründung?

Der Geist: Und meine, dieses Weibs Fleiß und geiz ist zu teilen alles in Arten und Geschlechtern, und eint jeden Fischlein ein Blättlein anzuthun, und bin ich kommen, weil in Zeiten der Ipo Brasservermehrung ein groß Geschreie sein muß ob der Farben und Mischungen, so sich in diesem Gläsern zutragen werden.

Der Fischenfisch: Da seid ihr zu guter Letzt angelangt, Gebatter Apotheker. Wir erwarten soeben eine Nachricht aus dem Algengestrüpp.

(Der Geist redt sich im Gefühl äußersten Unbehagens, der Fischenfisch schwimmt ab. Dann erhebt sich der Geist und kniet auf den sandigen Grund nieder. Die Augen weiten sich erschrocken. Ein jugendlicher Trommler schwimmt rasch in den Vordergrund, hinter ihm geschäftig das blaßlosige Röhrenmaul und andere Fische mit grotesken Formen und lebhaften Farben.)

Der Geist (monologischer): Gekner, lieber alter Gekner! — (Die Stimme ersticht in dem absonderlichen Geräusch, das durch den Trommler verursacht wird.)

Der Trommler: Was wir wissen müssen, müssen wir wissen. Im Sinne der Frage einer möglichen Ueber völkerung sei es gesagt: Wir stehen vor der Tatsache einer Millionengefahr. (Starkes Trommelgeräusch. Der Trommler bemerkt den Geist.)

Der Trommler: Wer ist hier? — Armes Wesen, erhebe dich, der Weg der Millionen wird über dich hinweggehen, wenn du dich nicht sofort aufrecht hältst.

(Die Musik erwacht wieder, das Wasser schwillt in kleinen Wellen.)

Der Trommler: Und ich melde es und offenbare es allen Bewohnern der Tiefe: Sie — sie ist — sie — ist — soweit! Ein Meer von Brassern wird uns ersticken, ein Strudel erfüllt von Bebewesen wird uns hinabziehen.

(Der Geist hält schweigend die Hände vor das Gesicht.)

Das blauesfloßige Röhrenmaul: Sind sie auch wirklich alle von ihm? Ich hörte etwas von Blendlingen — und — ach wie häßlich — von den bösen Fischmäulern — einzelne sollen direkt protodilartig aussehen.

Der Trommler: Eigentümliche, gallertartige Knollen mit Fortsätzen ein Meer von Brut, sage ich Ihnen, eine schwänzelnde, wimmelnde Gefahr. Denken Sie sich unser geistiges Erwachen in einer Million schwänzelnder Nachkommen vervielfältigt. Ich werde ohnmächtig.

Das Röhrenmaul: Es ist entseßlich.

Der Trommler: Vorläufig zweifellos entseßlich.

Alle (außer dem Geist): Entseßlich!

(Die Musik wird bewegter, einem Walzer von Chopin ähnlich.)

Das Röhrenmaul: Es scheint also wirklich nichts passiert zu sein, es ist nicht einmal etwas passiert. Wo bleibt hier die programmgemäße Gerechtigkeit?

(Der Geist versucht sich aufzurichten.)

Der Geist: Auf daß jedwedes Tierlein ein Bettelin an habe.

Das Röhrenmaul: Was sagt die kleine Krabbe hier?

Der Geist: Auf daß meine Verzauberung ein End hat und ich doch kein einziges Bettelin schreiben und anflehen müßt an die arme Gotteskreatur. — — — Fischlein, ihr armen Fischlein, wie die Haien sein auch die Menschen, räubig und arglistig, geil, hochbrächtig, stolz, unverschämmt und von schneller Bewegnuß. Und hat mich die alt Bettel Anneros mit Wissenschaft in Auftrag genommen, mein arm Kopf und Gebein aufgeschreckt und mir ein Geistesgestalt gegeben. Daß ich doch eins Phalacrocorax Mahlzeit würd, welcher solch traurige Fisch ganz lebendig verschluckt und wieder und wieder durch sein Leib gehen läßt, bis auff neuen mahlen, weil solche ein glatte Haut haben, so lang bis sie müd gemacht und in dem Vogel sterben müssen.

Der Trommler: Beachten Sie den Schwäher nicht. Was ist mit unserer Brasse, College Böbelfädler?

Der Böbelfädler flüht vorbei, . aufgeregtes Wimmeln der Bartfäden.

Der Böbelfädler: Geburt normal, Patientin befindet sich wohl. Bettel kam zu spät. Seekröte ist untröstlich. Und ein Neufertes, sage ich Ihnen, College! Gallertartig, geschwänzt, kaulquappisch, unehelich in jeder Hinsicht.

(Ein Blöler kommt aufgeregt aus dem Tang.)

Der Blöler: Um Gotteswillen Kameraden, haltet euch nicht mit der Brasse auf oder gar mit dem Geist, Kameraden, es ist wieder ein Malheur passiert. — — — Die Seekröte hat in Opposition und Verzweiflung einen — nein — entseßlich — sie hat zwei Schleimköpfe gebetrachtet.

Das Röhrenmaul (erscheint wieder): Was ist zu thun, wir ersticken in Nachkommenschaft.

Der Trommler: Ich glaube, das Beste ist, wir organisieren uns als bevorzugte Klasse.

Der Böbelfädler: Einfach fabelhaft, College.

Das Röhrenmaul: Ich stelle aber gleich den Antrag, daß jeder Anschein von Böbelfädlichkeit ausgeschlossen wird.

Der Trommler (pathetisch): Ausgeschlossen wird, ausgeschlossen wird! — Ein Heer, ein Heer von Gallert-

masse ist gegen uns ausgegossen. Wunderbares, abscheulich Wunderbares!

Der Böbelfädler: Zurück ihr Heere, wir sind organisiert.

Das Röhrenmaul: Wohlgerichtet als bevorzugte Klasse. Und ich sage deshalb ausdrücklich: Zurück verdächtige Rognerinnen, zurück, Skandal!

(Der Geist erhebt sich und bewegt mühsam seine Fadenglieder in der Art einer Schwimmbewegung zur Oberfläche hinauf.)

Das Röhrenmaul (betrachtet ihn): Er sieht aus, wie ein verstorbener deutscher Gelehrter.

Der Böbelfädler: Sie können recht haben. Eigentlich gar nicht intelligent genug für einen wirklichen Geist.

Das Röhrenmaul: Mehr vergeistigte Sorgfältigkeit, möchte ich bezeichnenderweise bemerken.

Der Böbelfädler (leise zum Trommler): Haben Sie gesehen, wie sich bei dem „bezeichnenderweise“ ihr Maul verlängert hat?

Der Trommler: Still College, dem Geist ist nicht wohl. Sehen Sie seine Handbewegung. (Er betrachtet den Geist.)

Der Böbelfädler: Er teilt ein, er sondert Brut von Brut.

Der Trommler: Dieser Anblick ist ein Schicksal und eine Angst zugleich.

Der Böbelfädler: Ich fühle mich bei diesem Anblick außerordentlich gesteigert. Wie ein Professor fühle ich mich, ich verbeide mich quasi zu einem deutschgeistigen Etwas.

Der Trommler: Und ich fühle mich wie ein Kapellmeister aufgeblasen.

Das Röhrenmaul: Und ich, ich weiß nicht, was mir ist, ich kann — den Mund nicht mehr halten — ich bin der leidhaftige Vortrag.

Der Böbelfädler: Das haben die Menschen vollbracht. Dank ihnen, man könnte sich in diesem Augenblick sozusagen, selbst als Mensch fühlen.

Der Fegensfisch kommt: Was sagten Sie eben?

Der Böbelfädler: Das haben die freundlichen Menschen uns gegeben, sagte ich.

Der Fegensfisch: Ich rate Ihnen, fädeln Sie sich nichts ein mit diesen Haifischen. Von der Befräftigkeit ganz abgesehen, sind auch noch bumm.

Das Röhrenmaul: Da ist dieser — na — Mensch hält ich beinahe gesagt — schon wieder. Ich sage Ihnen, Sie Fisch, ausdrücklich, daß ich mich mit Annerosse Jantl, der Auftraggeberin des Geists identifiziere in diesem Augenblick, und daß ich es als die Hauptsache betrachte, ein inneres Organ der Verständigung gefunden zu haben. (Sie verlängert gravitätisch das Maul.)

Der Fegensfisch: Janteln und rechteln Sie nur so weiter, auf eine Seligkeit mehr oder weniger kommt es uns nicht mehr an. Wenn Sie sich durchaus in einen marinierten Hering verwandeln wollen, mir ist das Reich Gottes egal. Wo ist übrigens der Geist?

Der Böbelfädler: Entschwunden Monsieur. Er ist an seine Arbeit gegangen — Einteilung! Einteilung! Klassenbewußtsein!

Das Röhrenmaul: Die Abstammung muß betont werden, wir müssen entpöbelt werden.

Der Fegensfisch: Ich habe eine Art Traurigkeit an ihm bemerkt, die zum Selbstmord berechtigt.

Das Röhrenmaul (zu den Andern): Dieser Bettler hat sich schon immer in andere Schicksale hineingemischt.

Der Fesensfisch: Madame, ich bin in gewissem Sinne schwerhörig. Es giebt kein Maul, das so lang ist, um meine Weltanschauung begeistern zu können.

Der Böbelfädler: Keinen Streit, Herrschaften. Hört die Musik!

Das Röhrenmaul: Und eine Stimme dazwischen.

Stimme des Geßner (tief aus dem Grunde): Der Schweinsbat ober Menschenau, auf den Tisch eines Epikuräers gehört er nicht, ist geschmacklos und unverdaulich, und läßt jedem ein Bettlein anheften.

Der Böbelfädler: Hören Sie nur wieder seine Stimme. Was er wohl für eine Bestimmung haben mag.

Der Fesensfisch: Der Unglückliche ist mitgegründet worden. Sehen Sie ihn dort in der Ferne eine Koralle ersteigen. O Nimmendes Blend! —

(Die Musik schreit andärr auf, ein Sturm scheint die Länge zu bewegen.)

Der Fesensfisch: Mir ist, als begäbe er sich des Lebens.

Der Böbelfädler: Er scheint jetzt etwas zu bereuen.

Der Fesensfisch: Nein, er wehrt etwas ab, etwas Trübes, Unbestimmbares — Schlem, Anpassungschlem. Armer Geist!

Der Böbelfädler: Ich höre eben etwas wie Hochzeitsmärsche.

Der Fesensfisch (beobachtet ruhig den Geist): Armer Geist. Er hat den Korallenbaum ersteigen. Jetzt wickelt er einen Algenstrang um seinen Hals. Am Unbestimmbaren, an der Verschleimung stirbt er. Helft ihm Fische, rettet ihn.

Der Böbelfädler: Helfen Sie den Selbstmördern? Hatte er im Sinne unserer prächtigen Annerose Janfl seine Pflicht getan und uns registriert, hätte er geholfen, eine bevorzugte Klasse der Raftblätter zu züchten, es wäre alles gut. Er war ein sprunghafter Kopf, darum hängt er jetzt.

Der Fesensfisch (betrachtet den Böbelfädler von rückwärts): Aber ich sehe da einen kleinen Zettel an Ihrer Afterflosse baumeln. Der Geist scheint bei Ihnen angeheft zu haben mit Pflichten.

(Die Musik verebbt in einen Trauertanzen, die Fische des Bedens kommen angeschwommen und erfüllen einen Augenblick den Vordergrund. Das trübende Licht an der Oberfläche stirbt allmählich ab und das Wasser scheint sich in eine milchig-trübe Schlammass zu verwandeln.)

Erschreckte Stimme des Fesensfisches: Ich ersteide!

Vielfältige Stimmen aus dem Schlammbecken: Bäh, Bäh, Bää.

Stimme des Geßner aus dem Jenseits: Und essen ihr ehgen Unrat und nähren sich von ihres ehgenen Betts Abfall und sehn ein häßlich Getier, heinig ober unbändig. Amen.

(Vorhang.)

Literarische Neuererscheinungen

Der Zwiebelfisch. Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen. Herausgegeben von Hans v. Weber (Hyperion-Verlag in München) Preis 60 Pf.

Diese kleine Zeitschrift, von der soeben das zweite Heft des dritten Jahrgang erscheint, ist ein Dokument, das kommenden Generationen zeugen wird von dem hohen Idealismus, der unter deutschen Buchverlegern in einem Zeitalter lebte, da die Schlammflut der „Ullstein-Bände“ sich über das Volk ergoß. Nur utopistische Schwärmer werden erwarten, daß die Kulturarbeit, an der der Zwiebelfisch mitarbeitet, an der Namen wie Georg Müller, Eugen Diederichs, Insel-Verlag, S. Fischer, Paul Cassirer, Albert Langen, Tempel-Verlag Rütten & Loening, Julius Zeitler, J. E. C. Bruns, Erich Reiß, Desterheld & Co. und noch einige mehr mitarbeiten, in dieser trostlosen Gegenwart wirken wird. Man kämpft, um vor den kommenden Generationen zu bestehen. Die Gegenwart wird unter dem Banner des Ullstein und Scherl weiterblühen. J. P.

Hans Band, *Flammen*. Romellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mark 2.50, geb. Mark 3.50.

Unter dem Gesamttitel „Flammen“ gibt Hans Band eine Reihe von zehn Geschichten heraus, die, ihren Inhalt aus dem um uns fließenden Leben heraushebend, in knapper Form und im engumzirkten Raum der Novelle Bilder der erregten Leidenschaften festhalten. Heitere und tragische Schicksale wechseln bunt in der Reihe der Geschichten, und diese reiche Bewegtheit gestattet eine angenehme Vielfalt der Stimmungen. Hans Band wirbt auch mit diesem Buch den Kreis seiner Anhänger erweitern.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Dr. A. Wirth. Die Entscheidung über Marokko. (Verlag Arthur Volke, Stuttgart). M. 1.—

Jakob Wassermann. Der Moloch. Neubearbeitete Ausgabe (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Knut Hamsun. Spiel des Lebens. Schauspiel. (Verlag Albert Langen, München). Neue Auflage. Geh. M. 2.—

Otto Soyka. Herr im Spiel. Roman. (Hyperion-Verlag Hans von Weber, München). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Paul Claudel. Der Tausch. Deutsch von Franz Blei. (Hyperion-Verlag Hans von Weber, München). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Martin Buber. Drei Reden über das Judentum. (Alt. Werkstatt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

Zeitschriftenchau

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. (Carl Beckmann, Verlag, Prag). Heft 11 ist mit folgendem Inhalt erschienen: Prof. Dr. Naegle: Die ersten Jesuiten in Böhmen; Prof. Dr. A. Hauffen: Beiträge zum deutschen Volkslied in Böhmen; B. Ernst: Gefängnisserlebnisse; Jos. Gaugl: Die Eingärtler u. a. m.

Die Blüte. Herausgeber Friedrich Raumann. Heft 88 enthält: Anton Erkelenz: Warum liberale Arbeitervereine; Friedrich Raumann: Deutsche Sprache; Theodor Heuß: Englische Reise; Josef Leute: Die Entrechtung des Mieters u. a.

Pan. Halbmonatschrift für alle kulturellen Interessen, herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Kurt Eisner: Meinungsbetrieb. — Hans Baluschel: Hundstage (Zeichnung). — Ferruccio Busoni: R. Wagner und Routine. — Franz Blei: Casanova. — Ludwig Rubiner: Die Stadt. — Ferdinand Hardekopf: Gastspiel Franz Webedind. — Feuer!! — Deutsche Inquisition u. a. Das Einzelheft des „Pan“ kostet 50 Pf. Probenummern gratis durch den Verlag der Zeitschrift „Pan“, S. m. b. H., Berlin W. 10a.

Inhalt der vorigen Nummer: Das ultramontane Gespenst / Der Antimilitarismus in Frankreich. Von Gustave Hervé. / Eine Marokko-Epistel. Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl. / Glossen. / Kloster. Von Arthur Drey. / Der Mensch als Kunstwerk. Von Dr. Anselm Hueft. / „Hoch die Glocke!“ Von Jean Paul. / Der Dichter der Liebe. Von Otto Blä. / André Lambert. Von Max Jungnickel. / Gondants. Von S. Friedländer. / Aus den „Hymnen an die Nacht“. Von Robalisk. / Stimme. Von Robert Jenysch. / Selbstportrait. Von W. S. Schuttman. / Stumm Menschen lächeln . . . Von Ernst Bläß. / Spiel der Fische. Von Victor Sadwiger. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

H 1 R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 28. * 28. August.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6942. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mt. 1. — vierteljährl. (erst. Bestellhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: :: **Inserate.** Anfragen an Herrn Franz Raab, RW. 21, Grefelbergstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7513.

Inhalt: Der Wille zur Freiheit. Von Otto Corbach. / Zeitgemäßes Christentum. Von M. von Egidy. / Was wollen wir Reaktionen? Von von Bethmann Hollweg. / Operetten-Sozialisten. Von F. P. / Glossen. / Der Zimmerherr. Von Otto Pick. / Reisepflitter. Von Grete Meißel-Heß. / Zum Todestage Nietzsche's. Von Wynona. / Beobachtungen. Von Arthur Drey. / John Henry Mackay. Von Dr. Anselm Kuest. / Jens Peter Jacobsen. Von Max Jungnickel. / An eine schöne Vorbeigehende. Von Max Brod. / Die Wurstmaschine. Von Peter Scher. / Nun weiß ich . . . Von Roballs. / Literarische Neuererscheinungen. / Bormotzen. / Zeitschriftenschau.

Der Wille zur Freiheit

Von Otto Corbach.

In Moabit ist ein harmloser Bürger von einem Schußmann erschossen worden. Die Presse lärmte darüber nicht wenig. Dann aber wird es still. Und bald darauf darf der Polizeipräsident den Bürgern sogar einen Schießerlaß zu bieten wagen.

Ist Gewalt notwendig, um in einem Volke „Zucht und Ordnung“ aufrecht zu erhalten? Ich behaupte: nein. Ein geistig und sittlich gereifter Mensch wird in der erregtesten Volksmenge schnell Ruhe verbreiten. Zur Zeit als im chinesischen Reich die Wogen der Boxerunruhen am höchsten gingen, befand sich ein mit Land und Leuten innig vertrauter junger Deutscher als einziger Europäer noch im Innern der Provinz Schantung. Eines Tages begab er sich ungeachtet aller Warnungen seines chinesischen Dieners in das Gemühl eines großen Marktes. Plötzlich schallt aus einer Gruppe zusehender Chinesen neben ihm der Ruf „Jangquitse“, „tötet den fremden Teufel!“ Der Deutsche greift instinktiv nach dem Revolver. Da gewahrt er neben sich einen Obsthändler. Wie ein Blitz durchzuckt ihn ein Gedanke. Nichts Gefährlicheres könnte es für ihn geben, als die Menge mit der Waffe zu reizen. Er entnimmt dem Händler einen Zweig Weintrauben und reicht ihn lächelnd dem Mann, der die Losung, ihn zu töten, ausgab. Ein Murren der Ueberraschung geht durch die Reihen der Umstehenden, jeder Wortgedanke ist im Keime erstickt, und unbefelligt kann der Fremde seines Weges ziehen. Gegenüber einer aufrührerischen Volksmenge sind Gelstesgegenwart und Witz die besten Waffen. In China stehen den Beamten des Staates im allgemeinen keine anderen zur Verfügung, und mancher Mandarin muß damit Zehntausende von Untertanen in Zucht und Ordnung erhalten; wenn ihm das nicht gelingt, wenn das Volk sich gegen ihn empört und er eine vorgefetzte Behörde um Hilfe anruft, so sügt diese zum Schaden den Spott, indem sie ihm zu

verstehen gibt, er möge sich ins Privatleben zurückziehen, wenn er nicht zu regieren verstände. Nicht ganz, aber annähernd so frei ist die Auffassung, die der Amerikaner von den Rechten des Staates hegt. Dort gibt man den Polizisten Knüppel in die Hände, die in leberner Scheide versiegelt sind. Beim Herausnehmen bricht das Siegel, und der Eigentümer muß ein Protokoll aufnehmen. Aber im Allgemeinen sorgt das Publikum selbst für Ordnung. Heute, die alleinreisende Damen und Mädchen nur ungefragt anzusprechen wagen, werden mit Entzückung verbrochen. Sonst überliefern die schutzbedürftigen Jungfrauen jeden Flegel sofort der Polizei, die dann, anders wie Victor Hugos Arabintiers und andere Autoritäten mit Säbel und Revolver, merkwürdigerweise immer da ist.

Amerika, dem „Land der Freiheit“, werden freilich in letzter Zeit böse Dinge nachgesagt. Es stellt sich heraus, daß dort unter einer Verfassung, die die „Menschenrechte“ sanktioniert, unter dem Dreigestirn: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit neben Riesenreichtümern auch größeres menschliches Elend entstanden ist als in der alten Welt, daß es außerhalb Rußlands nirgends so viel Korruption im öffentlichen Leben gibt wie in „Dollarka“, daß schließlich das Leben des einzelnen nirgends so gering bewertet und daher so sehr gefährdet ist wie im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Wenn aber die Feinde von Freiheit und Fortschritt im alten Europa nach den Vereinigten Staaten gehen wollten, um die verlorenen amerikanischen Söhne zur Rückkehr zu den altehrwürdigen Traditionen der alten Welt zu mahnen, so würde Hohngelächter das einzige Echo bilden. Auch die ausbeutenden Kräfte, die den Herrschaftsformen aus der europäischen Vorzeit innewohnen, womit die Amerikaner auch nach Erlämpfung der Unabhängigkeit noch infiziert blieben, konnten in der

neuen Welt unter günstigeren Bedingungen wirken als in der alten, ihr Zerstörungswerk mußte sich also rascher vollenden. Das amerikanische Volk ist nicht in Stände gespalten; der Wille der besitzlosen Massen bestimmt den Kurs der Regierung, und dieser Wille wird sich schließlich stark genug erwecken, um alle Privatmonopole zu zerstören und ein Problem zu verwirklichen, mit dem die Völker der alten Welt vielleicht vergeblich ringen: die Schaffung einer Industrierepublik. Die Lage des französischen Volkes vor der großen Revolution war gewiß schrecklicher als heute die des amerikanischen. Frankreich war voll Reichtum, aber dieser Reichtum blieb in den Händen einer Klasse. Die Bauern lebten wenig besser als wilde Tiere. Doch der Wille zur Freiheit war stark im Volke. Die Revolution kam, und durch sie verschwand jede Schwierigkeit. Der Bauer hatte Land und bebaut es. Die Handwerker in den Städten fanden Arbeit. Gerade unter der „Schreckensherrschaft“ ging es dem französischen Volke besser als je. Als der Krieg ausbrach, widerstand die Nation, die während eines Menschenalters am Rande des Ruins gestanden, mehr als zwanzig Jahre den Heeren der verbündeten Königreiche Europas.

In Deutschland sind die Vertreter des Staates stolz auf ihre Werke einer sozialen Gesetzgebung. Nicht mit Unrecht. Doch man täusche sich nicht. Sie sind Opium fürs Volk. Während die Phantasie süße Träume erfüllen, erschläft der Wille zur Freiheit. Sicherheiten können unsere Gesetzgeber geben, aber keine Freiheiten. Schutz vor vernichtender Wirkung wirtschaftlicher Gesetze können sie gewähren, aber deren ausbeutende Kraft können sie im ganzen nicht verringern. Der Druck, den monopolisierte Besitzrechte auf das Volk ausüben, wird nicht aufgehoben, indem man ihn gleichmäßiger verteilt. Zeugnen läßt sich nicht, daß die letzten Menschenalter auch bei uns den Bewegungsspielraum des nicht privilegierten Individuums erweitert haben. Aber dieser Gewinn an Freiheit ist gleichsam von auswärts eingeführt worden und hat heutiges noch kein Heimatsrecht. Die Freiheit, die der deutsche Bürger genießt, verbannt er seiner in der Weltwirtschaft wurzelnden Industrie. Was wäre denn aus der wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Volkes geworden, wenn unser Unternehmertum die Stoffe zur Nahrung für ihre Arbeiterheere und die Rohmaterialien für ihre Warenproduktion hauptsächlich von unsern Jüngern in Ostelbien hätte beziehen müssen? Die Industrien der modernen Kulturstaaten konnten sich von heimischen Bodenbesitzern unabhängig machen, weil die Massen kulturloser Landproletarier, die der wirtschaftspolitische Druck osteuropäischer Großgüterbezirke über See trieb, brüben jungfräuliche Böden als freie Farmer der Weltwirtschaft erschließen und dadurch eine Ueberschwemmung der alten Welt mit billigen Bodenerzeugnissen bewirken konnten. Der politische Einfluß des deutschen Agrarconservatismus hat freilich auch diese unabhängig von ihm vor sich gegangene Entwicklung in schmarotzhafter Weise ausgenutzt, indem er die Nahrungszufuhr vom Auslande durch hohe Zollmauern erschwerte. Der Landwirtschaft im allgemeinen sind die Bölle nicht zugute gekommen; denn eine künstliche Verteuerung des Bodenerzeugnisses hat die kleinen Landwirte gezwungen, so viel Erzeugnisse an die Städte abzuführen, daß ihnen für eine eigene gute Ernährung nicht genug übrig blieben, weshalb jetzt allenthalben auf dem platten Lande die üblen Folgen einer Unterernährung sich zeigen. Nur die Großgrundbesitzer haben ihre Taschen füllen können.

Auch im übrigen sind die ausbeutenden Mächte des reaktionären deutschen Staatswesens unermüdet an der Arbeit gewesen, um ihre Schutzherrschaft auf alle Frei-

heiten auszubehnen, die dem deutschen Volke auf dem Boden weltwirtschaftlicher Verhältnisse erwachsen.

In bedängstiger Weise wird heute von berufenen und unberufenen Hütern des öffentlichen Wohles der Unterschied zwischen politischen und wirtschaftlichen Werten verwischt. Das Streben nach sicherem, behaglichem, auskömmlichem Dasein überwiegt alles Streben nach Selbstständigkeit. Dieser Zug der Zeit schwellt die Segel der politischen Machtgeber. Die Patrizier im alten Rom kauften sich das Volk mit „Brot und Spielen“ und hielten so die Fäden der Macht in der Hand. Die modernen Herrenkassen verfügen über ähnliche, aber weniger plumpe Mittel. Beamtenstellen, Orden und Ehrenzeichen gehören dazu. Politische Vorrechte bewirken eine unnatürliche Konzentration der Produktionsmittel, eine allgemeine Korruption der politischen Instinkte bewirkt es aber, daß das Volk über ungleiche Verteilung der Verbrauchsgüter schreit, wo es sich um ungleiche Verfügungsgewalt über Produktionsmittel handelt. Der Marxismus hat die deutsche Arbeiterbewegung verborgen, weil die Gleichung Eigentum = Genuß ökonomischer Unsinn ist. Marxismus ist ein Kampf gegen Windmühlen. Besitz gibt Macht, Güter zu vernichten, aber der Magen eines Millionärs ist doch nicht größer als der eines Arbeiters. Die Fähigkeit, Güter zu vernichten, ist gering. Besitz, der unter staatlichem Schutze übertragbar ist, bietet aber auch die Möglichkeit, Einfluß auf den Prozeß der Güterproduktion zu erlangen, d. h. Verfügungsgewalt über Produktionsmittel. Jede Konzentration dieser Verfügungsgewalt, wie sie unter dem Einfluß politischer Machtfaktoren vor sich gehen muß, verringert die Bewegungsfreiheit der großen Masse des Volkes. Wer nur die Aufmerksamkeit eines Arbeiters einseitig auf sein Interesse an größerem Konsumanteil richtet, vernachlässigt das Freiheitsbedürfnis. Das Verlangen zu genießen wird auf Kosten des Verlangens zu schaffen gestärkt. Die herrschenden Kreise haben nur das größte Interesse daran, die Volksführer in diesem Bestreben zu bestärken. Denn es ist leichter über Sklavenseelen, die zufrieden sind, wenn ihren materiellen Bedürfnissen Genüge geleistet wird, zu gebieten als über freie Menschen. Daß es wichtiger ist, strebsamen Elementen das Aufsteigen aus der besitzlosen in die besitzende Klasse zu erleichtern, als Löhne möglichst hoch zu schrauben, wird übersehen, somit auch der Umstand, daß eine gerechtere Verteilung der Verfügungsgewalt über Produktionsmittel, wofür natürlich Verstaatlichung das allerungeeignetste Mittel ist, wenn nicht höhere Löhne, so doch bessere Lebensbedingungen mit sich bringt. Weil eine bessere Anpassung der Produktion an die Bedürfnisse des Marktes gewährleistet wäre.

Die Umwertung politischer in wirtschaftliche Werte, die unser materialistisches Zeitalter auf dem Gewissen hat, macht es erklärlich, warum im deutschen Volke der Wille zur Freiheit so sehr geschwächt ist, warum es das Elend geistiger Knechtschaft kaum noch fühlt. Deshalb agitieren unsere Politiker nicht unermüdet für eine vollständige Trennung des Staates von der das Volk verdummenden Kirche, für eine Reinigung der Schulbücher von Geschichtsfälschungen, für eine Kontrolle der Volksvertretung über die Beamtenbeförderung, für eine Demokratisierung des Heeres? Das sind alles Dinge, die wichtiger sind als die Früchte, die der deutsche Liberalismus von der Blockpolitik einzuheimen hoffte, selbst als eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten. Der Kampf um Macht mußte an die Stelle des Kampfes um Genuß treten, der Wille zur Freiheit im Volke wieder gerechert und gestärkt werden. Ein Volk, das seine freiheitlichen politischen Triebe verkümmern läßt, bleibt zur Knechtschaft verdammt.

Zeitgemäßes Christentum

Von M. von Egidy.

Wer die Bedeutung des Christentums in bestimmten Glaubensvorstellungen sucht, für den bleibt das Christentum lediglich Konfession. Schon heute ist die Zahl der Erdbewohner, die in diesem Sinne Christen sind, eine verschwindend kleine; unter diesen wenigen schließen sich weite Gruppen von der Berechtigung zur Namensführung „Christ“ gegenseitig aus. Gehen wir bei Sichtung der Glaubensschriften streng vor, so sind schließlich nur der jeweilige Papst und diejenigen seiner Gefolgschaft „anerkannte“ Christen, die auf sein Geheiß hin von morgen an das glauben, was gestern zu glauben er befahl.

Im Sinne der Glaubensschriften kann Jesus niemals der Weltheiland werden. Ist es schon überhaupt undenkbar, daß die gesamte Menschheit je sich in einer übereinstimmenden Glaubensvorstellung zusammensindet, so ist es geradezu unmöglich, daß die sich in ihrer Erkenntnis immer mehr vervollkommende Menschheit gerade der Glaubensrichtung folgt, die das Kirchen-Christentum anweist.

Wer dagegen vom Begriff Christentum das Konfessionelle zu trennen vermag, wer in dem christlichen Gedanken nur insofern der Erlösungsgedanken sieht, daß wir durch die im Evangelium enthaltenen Lehren auf die Bahn der Vervollkommnung gewiesen werden, für den ist Jesus der Weltheiland, und für den tann das Christentum die Eine und Einige Religion sein. Wer das Christentum so auffaßt, dem ist es Leben; er hat zwar daneben seine Konfession für sich, weil kein Mensch ohne Konfession ist, aber der Konfessionalismus heutiger Art verschwindet für ihn.

Wer ist der wertvollere — der Glaubenschrift, oder der Lebenschrift? Das läßt sich nicht ohne Zusatz beantworten. Der Wert hängt bei dem Einen, wie bei dem Andern von der Ehrlichkeit und von dem Ernst ab, mit dem er sein Christentum auffaßt. Der Glaubenschrift, der mit den Folgerungen Ernst macht, die aus der (für ihn) Tatsache entspringen, daß Jesus der wahrhaftige Sohn eines persönlichen Wesens ist, der Glaubenschrift, der den Forderungen gerecht wird, die Jesus und die (für ihn maßgebende) Bibel und Kirche aufstellen, ist ebenso wertvoll, wie der Lebenschrift, den Erkenntnis und Vervollkommnungsdrang zu gleichem oder ähnlichem Tun führen. Der Glaubenschrift dagegen, der unter allerlei Vorwänden sich mit der Unvollkommenheit des Bestehenden abfindet, ist in seiner Weise ein Stümper, wie der sogenannte freiere Christ, der gegenüber seinen Mitchristen bezüglich des Glaubens gewisse Vorbehalte macht, ein Stümper ist. Auch der Gottesbegriff nämlich muß für den Lebenschriften unabhängig von seinem Christ-sein gedacht werden. Es kann jemand — das Christentum als „die“ Religion aufgefaßt — ein vortrefflicher Christ sein, wiewohl er mit seiner Gottesvorstellung von der vorgeschriebenen kirchlichchristlichen weit abweicht; und es kann jemand in Bezug auf den Gottesbegriff ein strammer Kirchenchrist, im übrigen aber doch kein für voll angesehener Glaubenschrift sein. Für den gradedurch denkenden Menschen gibt es nur ein entweder — oder. Entweder Glaubenschrift, dann gilt auch das Unfehlbarkeits-Dogma; warum denn nicht? Oder Lebenschrift, dann gar kein irgendwie bindendes Dogma, gar keinen grundlegenden Glaubenssatz, gar kein uns miteinander verbindendes Bekenntnis.

Brauchen wir unter diesen Umständen überhaupt den Namen „Christen“? Nein, wir brauchen ihn nicht; um der Ehrlichkeit und um des Friedens willen wäre es

sogar gut, wenn der Name plötzlich aus unserem Volksleben fortgezaubert werden könnte, und wenn sich dann die heutigen Glaubensschriften „Kirchlinge“ oder „Päpstinke“ nennen, die anderen bisherigen Christen aber auf jeden konfessionellen Sondernamen verzichten würden, um als das zu leben, als was jeder geboren wurde: Obenburger, Deutscher, Mensch. Andererseits ist es, abgesehen von der Unmöglichkeit, den Namen aus einer zweitausendjährigen Zeitspanne fortzuzaubern, nicht notwendig, ihn zu beseitigen; deshalb wollen wir ihn nicht aufgeben. Wahr ist, daß das, was uns Deutschen seiner Zeit als Christentum gebracht wurde, schon nur noch wenig vom Jesusgeist an sich hatte; wahr ist, daß eine unduldsame Kirche auch in der Folgezeit fürchterlich gegen diesen Jesusgeist gestreift; wahr ist, daß im Namen des Christentums die entsetzlichsten Greuel gegen „die Brüder“ verbrochen wurden. Aber wahr ist auch, daß Tausende und Aber-tausende unserer Volksgenossen, auch ich, mit dem Christentum die höchsten Begriffe von Gesittung und Vollkommenheit, Reinheit und Lauterkeit, Gradheit und Gerechtigkeit verbinden. Die eines gesunden Volkes würdigere Aufgabe jedenfalls ist: wir lassen den Namen bestehen und setzen unsere ganze Kraft ein, die Bedeutung desselben gemäß der Erkenntnis der Vorgeschriften unter uns auszufüllen — zeitgemäßes Christentum. Die Aufgabe so gestellt, kann jeder an der gemeinsamen Arbeit teilnehmen: ob er in die heutige christliche Konfession hineingeboren wurde, oder nicht; ob er sich heute noch Christ nennt, oder nicht; ob er sich zu den Glaubens- oder zu den Lebenschriften zählt. Das Christentum so aufgefaßt, umfaßt Alle, die zum Deutschen Volke zählen, umfaßt die Kulturvölker, und bedeutet in Wirklichkeit und Wahrheit Erlösung von allem Uebel. Ein zeitgemäßes Christentum hört auf, Konfession zu sein; es fällt mit dem Worte „Religion“ zusammen, es bedeutet nicht mehr Scheidung unter den Menschen, sondern Vereinigung; das zeitgemäße Christentum deckt sich voll und ganz mit dem Wort und Begriff „Menschentum“.

Die Entwicklungskurven der ehrlichen Menschen kreuzen sich vielfach und laufen schließlich, wenn alle durch die rechte Läuterung durchgegangen, in einem Ziel zusammen. Die ehrlichen Glaubensschriften werden mittels ihres Glaubens bei nur geringer Denkanstrengung zu der Einsicht gelangen, daß unser heutiges Gesamtleben dem Jesus-Gedanken Hohn spricht; werden zu der Erkenntnis gelangen, daß unser „christlicher Staat“, ein heuchlerischer Widerspruch in sich selbst, in seiner Betätigung ein Jesusfeindliches Erzeugnis mittelalterlicher Ungesittung ist; werden zu der Ueberzeugung kommen, daß als christlich — im Sinne Jesu — nur eine Gemeinsamkeit gedacht werden kann, die, aus dem Wesen einer für Alle fürsorglichen Liebe heraus geboren, sich auf ein täglich vollkommeneres Gerechtigkeits-Empfinden stützt. Die ehrlichen Lebenschriften, denen Buchstabe und Formel nichts gelten, werden bei ehrlicher Abklärung mit ebenso wenig Denkanstrengung zu der Erkenntnis gelangen, daß, wenn sie für sich eine „kleine“ Freiheit im Glauben in Anspruch nehmen, sie kein Recht haben, ihren Mitchristen die Inanspruchnahme einer etwas größeren und schließlich der vollen Freiheit zu wehren. Erst da, wo sich uneingeschränkte Denk- (Glaubens-) Freiheit die Hand reicht mit der Verwirklichung der in das Heute übertragenen Jesuslehren, dürfen wir von einem zeitgemäßen Christentum sprechen. Ein Christentum aber, das nicht zeitgemäß ist, hat, ob als Glaubens- oder als Lebens-Christentum gedacht, seinen religiösen Gehalt verloren; ein Christentum, das nicht zeit-

gemäß ist, ist eine Veräußerung gegen den heiligen Geist, dem wir die fromme Erkenntnis verdanken, daß Alles — auch der christliche Gedanke — der Entwicklung untersteht.

Was wollen wir Reaktionäre?

Von A. v. Bethmann Hollweg.

Wir veröffentlichen diesen Aufsatz, weil er uns charakteristisch scheint für die Weltanschauung der Kreise, die uns regieren.

Der berechnete Tadel, der in dem Worte Reaktion liegt, beruht auf der unbestreitbaren Voraussetzung, daß der unaufhaltsame Lauf der Zeit naturgemäß und notwendig Änderungen der bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse mit sich führe. Wer dies nicht anerkennt, wer mit seiner Neigung an untergegangenen oder absterbenden Lebensformen hängt und törichterweise meint, sie restaurieren und neu beleben zu können, ist im eigentlichen Sinne ein Reaktionär.

Aber der geschichtliche Lauf ist nicht durchweg ein naturgemäßer. Die menschliche Willkür, also der menschliche Unverstand, greift vielfach störend in denselben ein, und so wird häufig das noch Lebensfähige, Heilsame, ja vielleicht im Zusammenhang des Staatsganzen Unentbehrliche dem Untergange geweiht. Dann ist es ratsam, ja notwendig, die mit Unrecht bedrückte oder schon zerstörte Lebensform zu schützen, oder so weit wie möglich, sie zu erwecken; und wer dies tut, für den ist die Reaktion ein Ehrentitel.

Zwei Staatsformen sind es, die wir als hinter uns liegend gemahren, und von denen einzelne, zum Teil bedeutende Stüde der Gegenwart noch angehören. Wir bezeichnen sie der Kürze wegen mit dem gewöhnlichen Namen als Patrimonialstaat und Polizeistaat. Weit bedeutender als die Reste des Patrimonialstaates sind die Institutionen absoluten Monarchie, des Polizeistaates. Ihm gehört vor allem unsere ganze wohlgeordnete Verwaltung in Justiz, Finanz- und Polizeisachen, die sogenannte Bureaucratie an. Wie sehr diese die Zielscheibe des revolutionären Hasses ist, ist bekannt. Gegen diesen eine Institution in Schutz zu nehmen, auf der hauptsächlich die bisherige Größe Preußens beruht, denn das ständische Element hat bis dahin wenig Positives dafür geleistet, ist die nächste Pflicht, ist berechnete Reaktion. Aber einer falschen Reaktion der Bureaucratie, die sehnsüchtig nach der absoluten Gewalt des Polizeistaates zurückschaut, und sich an die gefährdeten Rechte anklammert, können wir bei aller Wertschätzung ihrer Verdienste nicht das Wort reden.

Was aber erkennen wir für die berechnete Staatsform der Gegenwart? Die Republik? . . . Gewiß nicht. Aber wie ist es mit der konstitutionellen Monarchie auf demokratischer Grundlage, die die Majorität der Zeitgenossen als die große Errungenschaft der Revolution von 1848 anpreist? Ich antworte frisch weg: Die konstitutionelle Monarchie haben wir anzunehmen, die demokratische Grundlage mit aller Kraft unserer Ueberzeugung zu verwerfen.

Ja, die konstitutionelle Monarchie in dem herkömmlichen Sinn des Wortes und ohne allen Hinterhalt nehmen wir an, nicht als die absolut beste Staatsform, denn ihre Gebrechen sind nur zu sichtbar; sondern als die ebenso wohl berechnete Staatsform der Gegenwart, wie seinerzeit das Feudalsystem war, und nennen den, der ihr widerstrebt, mit gleichem Recht einen törichten Reaktionär, wie den Freien, der zur Zeit der späteren Carolinger verschmäht hatte, im Solddienst des Königs oder eines Herrn Schutz für seine Freiheit und Ehre zu suchen.

Berechtigt nennen wir diese Staatsform vor allem um ihres Ursprungs willen. Denn nicht der fluchtwürdige Barrikadenkampf, nicht erst die Proklamation des 18. März hat sie uns gebracht. Während man vor dem Worte noch wie vor einem Gespenste floh, befand man sich längst auf dem besten Wege zur Sache selbst, und zwar durch innere Notwendigkeit getrieben. Oder war es ein Ungefähr oder eine Grille des Zeitgeistes, daß unmittelbar nach dem Umsturz des alten Staates in den Jahren 1806 und 1907 bei dem Wiederaufbau desselben durch die größeren Staatsmänner, die wir in neuerer Zeit gehabt, auf dieses Ziel hingewiesen und die Richtung darnach eingeschlagen wurde? Nein, gewiß nicht. Nachdem die absolute Monarchie auf den Trümmern des patrimonialen Feudalsystems die Staatseinheit gegründet, mußte ihre Einseitigkeit je länger je mehr erkannt und ihre naturgemäße Ergänzung durch freie Volksvertretung gesucht werden, wie sie sich in England längst aus dem Kampfe der königlichen Gewalt mit den alten Feudalständen herausgebildet hatte. Während diese notwendige Reaktion der altgermanischen Volksfreiheit gegen das absolute Königtum unseres westlichen Nachbarn, von dessen überwiegendem keltischen Bestandteil schon Cäsar sagt, daß er zur Knechtschaft zu edel und für die Freiheit zu leichtsinnig sei, zweimal durch blutige Kämpfe weit über das Ziel hinaus zur Austerrepublik und wieder zum Despotismus zurückgeführt hat, schien uns ein ruhigerer und sicherer Weg zu diesem Ziel bereitet.

Die Krone ist bei allen Regierungshandlungen durch die Kontratsignatur eines verantwortlichen Ministers gedeckt und die Gesamtheit des Ministeriums wesentlich getragen durch die Majorität der Volksvertretung. Dieser für die Monarchie bedenklichsten Seite des Repräsentativsystems, indem dadurch der Schwerpunkt der Staatsmaschine in diese Majorität verlegt zu werden scheint, hat unsere Regierung möglichst auszuweichen gesucht. Der König hat von vornherein und im weiteren Verlauf sein ganzes persönliches Ansehen in die Waagschale gelegt, und seine Minister haben wiederholt erklärt, daß sie durchaus nur ihm, ihrem königlichen Herrn, nicht der Versammlung verantwortlich seien. Auch haben sie es durch die Tat bewiesen, indem sie einer überwiegenden Opposition gegenüber im Amte blieben . . .

Daß ein Ministerium, welches die Majorität in der Volksvertretung verloren, entweder diese auflösen oder durch neue Wahlen an das Volk appellieren oder sich zurückziehen muß, wo dann ein neuer Ministerpräsident die Bildung eines neuen Kabinetts versucht, dem dieselbe Probe bevorsteht, während der König in seiner nichtigen Majestät im Heiligtum verschlossen thront — sollte die Summe der „Erbweisheit“ sein? . . .

Der König kann verfassungsmäßig allerdings nur in Gemeinschaft mit verantwortlichen Ministern handeln. Allein einen Willen und ein Gewissen ihm abzuspochen, fällt in diesem ebenso religiös als frei gesinnten Volke niemandem ein.

Die Kunst, Völker zu regieren, hat man von jeher darin gefunden, diese unsichtbare, in ihnen wirkende Agens zu erkennen, darauf zu influieren, und es zum Heil des Staates zu gebrauchen. Hierfür, was in dem absoluten Staate einseitig oder formlos geschieht, hat der konstitutionelle eine Rechtsform. Der Fürst will nicht bloß durch das Echo der von ihm mehr oder weniger abhängigen Organe, der Staatsbeamten, sich über jene Gesamtstimmung des Volkes belehren, sondern will selbständige Organe desselben vernehmen, mit diesen verhandeln und auf diesem Wege die unentbehrliche Einheit anstreben. Ja, er hat

seinen Willen, nur in dieser Gemeinschaft zu handeln, ein für allemal dadurch erklärt, daß er sein Handeln in gewissen Fällen von der Zustimmung jener Organe abhängig macht.

Dem Könige und seiner Regierung einer, der Volksvertretung andererseits liegt ein verschiedenes Maß des Rechtes zugeteilt worden. Die Demokraten wollen jenes auf ein Minimum reduzieren oder eigentlich vernichten. Wir Reaktionäre wollen auch jetzt noch nicht nur ein wahres, sondern ein starkes Königtum, je nach der eigentümlichen Lage von Preußen ein stärkeres, als in England besteht.

Glossen

Ein Blick von Kultur. Ich finde die erwünschte Gelegenheit, eine unserer größten und meist meistgescholtenen Tageszeitungen einmal zu loben und möchte sie nicht vorübergehen lassen: Als die Gioconda des Lionardo aus dem Louvre entwendet worden war, teilte das „Berliner Tageblatt“ diese (ein Erdbeben an Fruchtbarkeit durchaus übergipfelnde) Katastrophe seinen Lesern auf der ersten Seite in fetten Lettern mit, während auf derselben Seite die Ansichten des Herrn Taft über eine Tarifrevision in der Union sich mit gewöhnlichem Druck begnügen mußte. Dies nenne ich einen Blick von Kultur! Denn Anerkennungswertes begibt sich, wenn ein Blatt, das wesentlich für liberale Kaufmannschaft geschrieben wird, dieser durch solchen Anschauungsunterricht plötzlich entgegenhält, daß eine artistische Tat des Da Vinci wichtiger ist als eine kommerzialpolitische des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Freilich weiß ich, daß ein Blick noch kein Gewitter macht. Daß aber zehn und fünfzehn es machen würden, daß weiß ich auch.

Jacob.

Meine lebenswürdige Nachbarin ist am Freitag von ihrer Ferienreise guterhohlt zurückgekehrt. Ich melde dies, da ich diese Mitteilung für mindestens ebenso wichtig halte wie die Zeitungsnachricht, die uns von der Ankunft irgend eines Prinzen oder der Rückkehr des Chefredakteurs der III-Beitrag Mitteilung macht.

Herr Pachnidt, der die tiefsten Tiefen der Volksseele kennt, hat endlich den „schwachen Punkt“ der Sozialdemokratie erspäht. Im „Hamburger Fremdenblatt“, dem Spezialpapier für liberale Reaktionäre und Aktionäre, leitet er sich über seine Entdeckung aus. Also der „schwache Punkt“ ist die äußere Politik. Denn hier kann Pachnidt den Wählern reaktionäres Denken als politische Weisheit servieren. Bei der inneren Politik geht's schwerer; die erlebt das Volk unmittelbar und läßt sich nichts vorlügen. Aber die große Auslandspolitik! . . . Herr Pachnidt denkt darüber fast so klug wie die Mauvenbrecher und Hildebrand.

Ist Ihnen, Herr Pachnidt, nie der Gedanke gekommen, daß die Behandlung der äußeren Politik gerade der „schwache Punkt“ Ihrer Partei ist? Das Sie in dieser Frage sich verteuflert wenig von den Altheutschen trennen?

Als Operetten-Sozialisten produzieren sich seit einiger Zeit die Sozialdemokraten Gerhard Hildebrand, Max Mauvenbrecher und dessen Gattin Hulda. Daß sie dafür von der reaktionären Presse gelobt werden, ist nur gerecht. Organe reichsparteilicher oder nationalliberaler Geschäftsrichtung müssen sich natürlich freuen, wenn ihnen im Lager der Arbeiterpartei Mitstreiter erstehen. Aber man braucht nicht Sozialdemokrat zu sein, man braucht nur politischen Anstand zu besitzen, um die Art, wie dieses Trio Politik und Theater vermengt, zu verurteilen. Denn es ist ein schäbiger Theatertrick, berechnet auf Beifallsgrinsen schaden-

freier Zuschauer, was sich die beiden Mauvenbrecher und Herr Hildebrand mit ihrer „Resolution zur Marxoffrage“, die sie dem sozialdemokratischen Parteitag zumuten wollen, erlauben.

Ich habe nie verhehlt, daß ich der Sozialdemokratie kritisch gegenüberstehe, aber ich muß doch sagen, daß ich die „Resolution“ als eine Provokation ohne gleichen empfunden habe, als eine Verhöhnung des freibeweglichen Gedankens. In einem Augenblick, da es gilt, einer ausgehenden Kriegshese energisch zu begegnen, in einem solchen Augenblick, da kommen diese Operetten-Sozialisten, fasziniert von einer „handgreiflichen Gefährdung der Lebensinteressen des deutschen Volkes und namentlich der deutschen Arbeiterklasse durch die rücksichtslosen kolonialpolitischen Monopolbestrebungen der herrschenden Klassen in Frankreich und England“ und fordern, der Parteitag der Sozialdemokratie solle (neben anderem Unfarn) erklären:

„Soweit die deutsche Diplomatie kein anderes Ziel verfolgt, als die Nichtbeachtung deutscher Wirtschaftsinteressen durch die englische und französische Diplomatie zu verhindern, soweit ihr Vorgehen also nur der Verteidigung berechtigter Gesamtinteressen des deutschen Wirtschaftslebens dient, soweit hat die deutsche Sozialdemokratie keinen Grund, ihre Oppositionsstellung aus der inneren auch auf die äußere Politik der Regierung zu übertragen.“

Als diese Resolution geschrieben wurde, herrschte Hitze und Eisnot. Doch das ist keine Entschuldigung. Das Schriftstück konnte, da kühlere Tage kamen, vor der Veröffentlichung zurückgezogen werden. Da das nicht geschehen ist, da die Autoren anscheinend ernsthaft gesonnen sind, ihr Possenspiel in die Verhandlungen des Parteitags hineinzutragen, so muß dem Ul-Erio unzweideutig gesagt werden, daß es mit dieser Tat für immer das Recht verwirrt haben wird, politisch ernst genommen zu werden.

F. P.

Der Zimmerherr

Mit meinen Büchern und dem Ticken des Weckers allein,
Musß ich dem Lärm im Wohnzimmer lauschen,
Wo man Nässe knackt und die Kinder schreien
Und Frauenröcke geschäftig rauschen.

Verfinken will alles, was ich erstrebt;
Einsamkeit, Wissen, auf alles soll ich verzichten.
Wie lockend das Lärmen, wie traulich belebt
Die Stille. Und nun erzählt die Kostfrau Geschichten.

Die Kinder plappern; dann schlummern sie ein.

Ich höre sie atmen. Die Betten knacken.

O häuslicher Abend im Lampenschein.

— Morgen zieh ich aus. Anna, die Koffer packen!

Prag.

Otto Dick.

Reiseplitter

Von Grete Wessel-Hess.

Zimmer scheint es mir und es scheint mir noch, als könnte der Schriftsteller kein Tagebuch führen, nämlich so ein richtiges, regelmäßig und täglich geführtes Heft, in das man allabendlich seine „Eindrücke niederlegt.“ Diese plauderfelige Berichterstattung über den Ablauf der Tage kann doch nur dem ein Bedürfnis sein, der Neugier zu schreiben hat, ohne andere Gelegenheit, dieser

Neigung zu folgen. Anders ist es mit Memoiren, bei denen Absicht und Gestaltungswille an Werk sein müssen. Aber so wenig ich mir vorstellen kann, daß ein Dichter sich überwinden kann, pflichtgemäß einem fest Bericht zu erstatten, — so sehr bin ich auch überzeugt, daß er bei forzujagenden fliegenden Niederschrift gewisser Erlebnisse überhaupt nicht entrinnen kann. Der geborene Schriftsteller muß schreiben, muß notieren zu allen Zeiten und Unzeiten. Es kann über ihn kommen, daß er auffährt „ums Morgenrot, empor aus schweren Träumen“, halb schlafend Licht macht und nach Bloß und Bleistift greift, die auf dem Tisch neben seinem Bett nicht fehlen. Diese Blätter werden ihn wohl auch bei seinen Ausgängen begleiten, und er wird sich abstumpfen müssen gegen das peinliche Gefühl, daß ein Mensch, der ohne zwingenden Anlaß plötzlich einen Bleistift zückt, immer verdächtig, zum mindesten auffällig wirkt. Fast möchte man sagen, daß nur das, was unter dem Druck eines anonymen Zwangsbefehls geschrieben wird, wert ist, überhaupt geschrieben zu werden. Denn die Offenbarung überstürzt ihre Geschöpfe, sie schlägt in sie ein, wie der Blitz, auf einmal flammt es taghell auf, wo schwere und gleichgültige Nacht lag; und das Geschaute will eingefangen werden, festgehalten sein, sei es auch nur mit ein paar vagen Strichen, damit es nicht hinweggleitet, als wäre es nie gewesen. Dieses, Den-Ereignissen-in-die-Zügel-fallen, dieses Aufhalten des ewigen Flusses der Dinge, dieser titanische Versuch, dem zeitlich Enteilenden ein festes Bild abzurufen, das ist es ja eben, was den Künstler macht. In der fliegend hingeworfenen Notiz liegt die Keimzelle zu solchen Werken, deren Stoff nicht ergrübelt, nicht erkügelst ist; und, wenn eine Blickaufnahme der andern folgt, so ist es, als wöllge sich die Gestaltung schier von selbst, ein Motiv wächst ins andere, die Phänomene gruppieren und scheiden sich, — der Prozeß des Schaffens ist in vollem Gang. Neben den Werken, die aus der Offenbarung stammen, gibt es freilich die große Zahl solcher, die einzig dem rationellen Kalkül ihr Dasein verdanken, und nicht selten sind Meisterwerke darunter. Von Tolstoj wird erzählt, daß er, um den Stoff zu einem neuen Roman zu finden, Patienen legte; die Konstellation der Karten erzählte ihm den Roman . . .

Es ist sehr wohl zu denken, daß das reagible Gehirn des Dichters auch eine solche selbstkonstruierte Anregung fruchtbar verwertet, aber der Gipfel der Kunst ist doch da zu suchen, wo das Erfassen eines Stoffes auf eine prophetische Offenbarung zurückzuführen ist, die dann, nachdem der Rausch der Empfängnis vorbei war, mit kühlem Blute ins Objektive transponiert wurde. Als Musterbeispiel dieser Art scheint mir ein Roman, wie etwa Thomas Manns „Buddenbrock“; „Verfall einer Familie“, — das ist Erlebnis, das ist Offenbarung; und dann die Gestaltung, — unerbittlich bis ans Herz hinan . . .

Diese Gedanken plitterten ab, als ich nach langer Reihe von Monaten den ersten Tag erlebte, der keine Forderungen an mich stellte, an dem nichts zu „erledigen“, keinerlei Programm abzuwickeln war. Ich meine den ersten Reisetag. Energien und Gedanken tun nach langer Zeit wieder einmal was sie wollen, sie emanieren sich vorlaglos.

Wenn man in Trient zwei Stunden Aufenthalt hat, so schlenbert man mit Vergnügen durch dieses südtiroler Städtchen mit den italienischen Ambitionen. Und schließlich steht man vor dem alten Dom, in dem auch Heine auf der Durchreise in Trient gerastet hat. Schon will

ich den schweren Vorhang zurückschieben, der den Eingang verkleidet und fühle schon die schaurige, weihrauchduftige Kühle des dunklen Kircheninnern, als ich ein Plakat an der Mauer bemerkte, das mir recht profan auf dem alten Gestein zu liegen scheint. Zu einem „Tiroler Pilgerzug nach Lourdes“ werden hier die Gläubigen zusammengerufen. Die Wallfahrt ist ganz als Vergnügungsreise frisiert. Es gibt Preise, 1., 2. und 3. Klasse, mit Verpflegung. „Die schönsten Partien werden bei Tag befahren“, heißt es vielversprechend. Schwerkrante werden nur in Begleitung von Pflegepersonen mitgenommen! (Die Armen also haben keine Möglichkeit, die Wunder anzurufen.) Pilgerbuch und Abzeichen wird geliefert und genaues Programm übersandt; Pilger, die gelübte Sängere sind, sollen dies bekannt geben; der Gipfel der Bergnütungsreise ist dann die wundertätige Gnade unserer lieben Frau von Lourdes . . . Gezeichnet: Monsignor B.

Ich rastete in der alten Trienter Basilika. Heine fand, hier sei ein angenehmer Aufenthalt. „Davon hat man gar keinen Begriff in unserm protestantischen Norddeutschland, wo die Kirchen nicht so komfortabel gebaut sind, und das Licht so frech durch die unbemalten Vernunftscheiben hineinschießt und selbst die kühlen Predigten vor der Hitze nicht gut schützen. Man mag sagen, was man will, der Katholizismus ist eine gute Sommerreligion.“*) Die wenigen Besucher, zumeist Frauen, sind aufgelöst in gläubiger Hingabe. Man begreift die absolute Notwendigkeit der Religion, solange sie allein den Meisten und Allermeisten eine Stunde der Sammlung und der Anbacht, des Innehaltens mitten im täglichen Arbeitsbetrieb, eine Spanne Zeit zur Besinnung auf irgend ein inneres Fünkchen abtutet. Die Hingabe der Gläubigen erinnert mich an die fanatische Wollust der „Schwarzen Messe“, von der ich soeben, auf der Reise, in einem modernen Buche las — ohne erschauert zu werden. Der Künstler wird auch den grellsten Gegensätzen der Welt gegenüber nicht so leicht Partei. Er nimmt nichts „ernst“, er ist der Ungläubige, der Unmoralische, der Reinanschauende, dem sowohl schwarze wie weiße Messe, sowohl Christusankbetung als Sanatismus nur Bilder in dem Buche sind, in dem er mit Interesse und Neugier blättert. Er kommt der Natur sehr nahe, in dieser seiner kühlen Indifferenz, in seiner absoluten Ungläubigkeit schwarzen oder weißen Wundern gegenüber; denn auch die Natur hat keinerlei moralische Absichten, ist also unmoralisch, sie ist lediglich kausal, und nur der Trieb, sich und die Art zu erhalten, wohnt bedingungslos in ihren Wesen. Darum muß alle echte Kunst (die sich der Natur nähert), in diesem Sinne unmoralisch sein. Absolut zuverlässig ist nur das Eine: der Trieb zum Leben. Darum wird die Kunst diesen Trieb ausdrücken müssen; und hier haben wir die einzige, gleichzeitig natürliche und künstlerische und dabei moralische „Tendenz“ in Kunst und Natur. Die aus diesem Trieb zur Arterhaltung kommenden, altruistischen Gebote und sittlichen Richtungslinien sind also durchaus natürlich und durchaus künstlerisch.

Ich ärgere mich über die teure und pompöse Aufmachung der großen Hotels, auf die man bei den Ausflügen auf dieser schönen Erde zumeist angewiesen ist. Diese prächtigen Hotels charakterisieren sich alle durch ihren absoluten Mangel an hygienischer Diät, durch ihr beklemmendes Kellnermilieu und durch die Preise, die den traurigen und aufreizenden Gedanken nahe legen, daß der

*) Reiselbilder.

gebildete Mittelstand eigentlich nur unter den blutigsten Opfern, die seine Verhältnisse zumeist übersteigen, reisen kann. Man will zum Beispiel italienische Seebäder nehmen, die vor Juli nur am Lido zu haben sind, aber unter 30 Fr. täglich ist da nicht zu leben und an den meisten bekannteren Reisepunkten ist der Tarif ähnlich. Der Arbeiter hat schon häufig seine Ferienkolonie; aber der Mittelstand, der sich in die verschiedensten Klassen verteilt, kann die Kosten der Reisen kaum erschwingen. Man sprach einige Zeit lang in Oesterreich und Deutschland von einer bevorstehenden „Organisierung der Intelligenz“. Aufgabe dieser Organisation müßte es auch sein, diätetische Pensionen mit behaglicher, einfacher Einrichtung für die Gebildeten überall da zu etablieren, wo heute nur große Hotels zur Verfügung stehen. So wie die Schauspielerinnen nicht mehr gewillt sind bei den nötigen Toilettenanschaffungen den Unternehmer profitieren zu lassen, so müßte der gebildete Mensch, der die Reise braucht, die Möglichkeit dazu haben, auch wenn er nicht über das Portemonnaie des Kapitalisten verfügt. Ein Anfang dazu wurde kürzlich im Riesengebirge gemacht, wo ein Sanatorium für gebildete Frauen zum Selbstkostenpreis geführt werden soll. Die Gebildeten sind heutigentags beklagt. — Ich erinnere mich des charakteristischen Mißbehagens, das ich einmal in einem Kupee dritter Klasse erlebte. Auf einer Station in Süddeutschland kam eine Schar junger, gut gekleideter, bartloser Männer in das große Abteil. Sie unterhielten sich flott, sprachen von der Fahrt nach Ostende und von dem Aufenthalt in Baden-Baden, der dann folgen sollte. Wer mochten sie sein? Schauspieler? Dazu erschienen sie zu verb. Vielleicht eine Gruppe junger Sportleute? Nein. Es war die Dienerschaft des Fürsten Thurn und Taxis zwischen der ich die Ehre hatte zu sitzen. . . . Und ich weiß, daß, als ich dies herausbekam, die Opposition in mir keine geringe war darüber, daß ich, die ich vielleicht soviel Kultur besitze, als der Fürst Thurn und Taxis, genötigt bin, mit seinen Salaien zusammen zu reisen.

*

Die Damen im Kurhaus langweilen sich hoffnungslos. Dennoch halten sie sich für verpflichtet, diesen dumpfen Ton allgemeiner geistigen Schläffheit, der über dem ganzen Milieu liegt, ernst zu nehmen. Nur wenige verraten eine menschliche Regung der Auflehnung gegen diese Dede. Die meisten bekunden unerschütterlichen Ernst gegenüber dieser dumpfen, von Respektabilität geschwängerten Atmosphäre. Es gibt eine kleine Garnison in dem Bad, deren Offiziere sich vergebens nach den jungen Damen, die sich hier langweilen, die Köpfe ausrenten: Vor dem nächsten Kurhausstränzchen gibt es keine Möglichkeit der Annäherung. (Ein Genrebild zur sexuellen Krise.) Und in die Hitze des südtirolischen Sommers recht sich dieses Kurhaus wie eine Residenz der Langeweile. — Die ersten Tage wanderten die Blicke hoffnungslos über diese Gesellschaft. Da ist eine Dame, die aussieht wie eine Gouvernante, die geheiratet wurde, mit ihrer Tochter. Die Tochter ist ganz Natve. Nach einigen Tagen sitzt sie mit einem „Mann aus dem Volke“ im Garten und lernt bei ihm Mandoline; die Mama assistiert. Sie sitzt im Park und zupft unter Tannen nach den Anweisungen des Italieners. Das Instrument kleidet sie gut und wird sich bei Berliner Jours sehr hilf machen. Eine Dame mit einer Unmasse gelber Haare, (gelber, nicht blonder) wird ihrer kolossalen Toilettenpracht wegen, die sie für uns überflüssigerweise entfaltet, von einigen die Löwin genannt, von anderen ihrer Selbstheit willen, der Kanarienvogel. . . . Ein paar kleine Provinzdamen haben sich zusammen an einen Tisch

setzen lassen; man beobachtet, daß ihr Flirt mit den Offizieren sich offenbar Resultaten nähert. Ich verkehre mit einem reizenden, jungen Mädchen aus Moskau. Das schöne Geschöpf, mit einem süßen, veritablen Engelsköpfchen aus dem nur die klugen, grauen Augen ganz unenglisch strahlen, fiel mir in Begleitung ihres alten Vaters auf. Bei unserm ersten Gespräch erklärte sie mir: „Ich bin nicht Russin, verstehen Sie — ich bin Hebräerin.“ Dabei sieht sie mich fragend an wie jemand, der etwas gewagt hat. In dieser Vorstellung liegt ein Stück Kulturgeschichte. So also spricht das Judentum, das in Rußland als erste Gilde gebildet wird; der Anstoß, den die Erkenntnis des Judentums bei andern erregen könnte, soll von vorn herein durch ein Bekenntnis vermieden werden, in dem sich aller Stolz und aller Mut, alles Selbstbewußtsein und alle freiwillige Grenzaufrichtung dokumentiert. . . . „Ich bin Hebräerin,“ sagt das schöne Geschöpf mit dem blonden Engelkopf, mit den grauen, tiefen, klugen Augen, diese junge Studentin der Biologie.

*

Als es vom südtiroler Kurort weiter nach Italien geht, gibt es eine Fahrt in der Nacht, von Trient nach Verona, an der mondber Silbernen Etsch, an jäh geformten Bergen, deren Umrisse sich aus der blauen Nacht heben, vorbei. Ein junges Ehepaar sitzt im Zug; sie reisen an den Gardasee. Sie will die Fahrkarte „zur Erinnerung“ aufheben, und er hat Mühe, es ihr auszureden. Sie steigen in Mori aus. Ich bleibe allein, mit einer jungen Dame, die mich plötzlich mit meinem Namen anspricht. Sie kennt mich — von Berlin, aus einer Versammlung. Sie erzählt mir ihren Werdegang. Sie begann als Kunstgewerblerin, widmete sich dann der Agrikultur, arbeitet jetzt als Gärtnerin, findet aber da nicht genug Befriedigung und will, vom nächsten Winter auf Hebamme studieren. Das ist die unverkennbare Marke: Berlin.

Freier der Wahrheit

(Zum Todestage Nietzsche's)

Von N y n o n a.

Als Kant, der trodene Schleicher, den berühmten Mord — Meuchelmord, wenn man will, — an der Wahrheit begangen hatte, jener ehrwürdigen nämlich, die schon schrecklich alt und viel zu unsterblich geworden war, so daß sie sich nur noch durch lauter theologische Kraftbrühen bei Lust und Liebe erhielt: Wie erschrak er da innerlich! Wie gab er sich Mühe, so unheroisch wie möglich auszuweichen! Welche possierliche Geschäftigkeit begann er zu entfalten, bloß um sich und andere glauben zu machen, es sei alles beim Alten geblieben und die Selige befände sich im Jenseits vortrefflich!

Sich gründlicher nach der Verbliebenen umzutun, fiel erst Herrn Schopenhauer ein. Freund Charon brachte ihn gegen ein anständiges Douceur über den Fluß Lethe, und Arthur begab sich nach dero Grabkammerchen.

Arztege aber einen Teufelschred: Die Dame erwies sich als derart lebendig, hitzig, furios, bezeugte auch eine derartige Lust, ihn zu ehelichen, daß der eingefleischte Junggesell Hals über Kopf davonstürzte, und, diesseits angelangt, in eine schauerliche Jeremiade über Weib und Welt ausbrach.

Man wunderte sich allgemein, daß die sonst so behaglich scheinende Dame, durch Arthur, aus ihrem von Kant herbeigeführten Scheintode aufgerüttelt, ihre Gemüthlichkeit abzulegen drohte. Schopenhauern erschien sie à la Meuse. Zwar fand er sie recht musikalisch, aber allzu morbomäßig natürlich, sobald sie auch tat, was sie sang;

dann fühlte er sich tragisch angewandelt und verwünschte den Spul; es kamen ihm dann außer- und übernatürliche Gelüste. Gewiß, er war mutig, aber nur aesthetisch: quia cornere suave est.

Endlich schlich er sich davon, unbekannt wohin.

Bera meinte ihm ein paar besonders gesalzene Tränchen nach; sie hatten so stark gehofft, daß . . . da er doch . . . — er . . . — vergebens!

Aber nach Weiberart lugte sie durch den schwarzen Trauerflor mit ihren tiefgründigen Medusenaugen, grausam weiße Augäpfel geigend, nach einem frischen Freier aus; der ließ denn auch nicht lange auf sich warten.

Hélas! Wie wurde ihr! Es verging ihr Hören und Sehen. Mein Gott, raunte sie, trop masculin! am Ende bin ich nur ein Weib. Schwachheit ist mein Name. Ihm sagte sie das: er solle sie nicht foltern, sie wäre eine sanfte Behandlung gewöhnt, nicht gewöhnt, mit der Peitsche aber da sagte sie schon: Au!

So wurde sie von Friedrich, dem Großen, bezwungen. Bezwungen? Ah! Diese Schöne nahm sich seiner so artig an, daß ers bis an sein seliges Ende spürte. Diese Lieb- schaft war gefährlich heiß.

Die Wahrheit ist wieder einmal Witwe.

Beobachtungen

Von Arthur Drey (Marburg).

Wenn die Männer denken und die Frauen träumen, ist eine gute Stunde.

Glück ist das Aufgehen der Welt in Schönheit.

Die mörderisch ungehämte Verkitschisierung übrig- gebliebener Flämmchen eines großen Kunstbrandes bleibt in der Geschichte künstlerischer Produktion eine unerbitt- liche teuflische Wahrheit. Es ist das halbneue angewachsene Geschlecht, das mit gewärmten Rücken die Welt erblickt und ein wildgelodertes Maschinenystem in seine Schaffens- gelenke ererbt hat. Die Hände lassen keiner Frucht das Glück des sichtslichen Bestehens zukommen, sie sei denn zuvor zu wehleidigem Mus zerquetscht. Dieses Mus aber schütten sie blind über junge kräftige Liebe und die alte Menschenherde stekt wohligh grinsend ihre Lustbäuche in parfümerierte Musbäder.

Manchmal glaube ich ein nur zufällig auf diese Erde verirrter Mondgeborener zu sein; besonders dann, wenn mich intellektuelle Gewissensträmpfe zwingen, Autoritäten für blödsinnig zu halten.

Den Kunstverständigen erkenne man nicht am Fauchen, sondern am Rauchen.

Durch die Erkenntnis war die hingebungsvolle seh- nende Liebe der Naturalisten des neunzehnten Jahr- hundert bis zum Haß getrieben worden. Nietzsche hat diesen Haß noch naturalistisch formen können: Es ist eine brennende auflobende Sehnsucht gewesen, mit leidenschaft- lichster Ironie, und seine neue Welt basiert auf den kraft- durchdrungenen ehernen unzuoberischen Säulen schreienden Erustes. Nach Nietzsche aber versteinert sich das Aus- spuden vor der Welt der Erscheinung zur starren Bejahung einer spielerischen Phantastik: Gefühls- und Stimmungswechsel à la Gomb, Verbildlichung des Sinnlichen durch Unsinntliches, Uebertreibungen des Anschaulichen ins Fres- kenhafte —: Das erivorene Lachen der Satire, der Realis- mus des Unnaturalistischen, die beruhigte Grimasse der Groteske.

Die klassische Kunst des siebzehnten Jahrhunderts hatte sich einen Raum geschaffen, der nicht darüber hinausging, ein Mittel zur Flächenkomposition zu sein. Seit dieser Epoche zeigt sich eine stets wachsende Erweiterung des Raumes bis zum Neoimpressionismus, der durch seine auf- gelösten Farben und Linien eine letzte von allen Seiten durchführte Raumburchdringung gegeben hat. Hiermit war die Vollendung der gesetzmäßig sich bildenden natürlichen Perspektive erreicht, die von van Gogh dann durch Ueber- treibung überwunden wurde: Die herrliche Brücke zum linearen Sehen.

Wenn die großen philosophischen Denker keine Künstler wären, hätten sie es nicht nötig in Zeiten wilder wissen- schaftlicher Forschung und Entdeckung zur Poesie zu fliehen.

John Henry Mackay als Lyriker

Ein prinzipieller Versuch zur Zeitliteratur.

Von Dr. Anselm Russt.

Zu allem hat die Natur draußen, die wir mit Sinnen schauen, ihr gehöriges Gleichnis: sie hat Früchte und Scheinfrüchte, sie hat Pflanzen mit nur männlichen und solche mit nur weiblichen Blüten, und sie hat Blumen endlich, die sich selber befruchten, in sich den ganzen Ge- nerationsprozeß des Lebens durchlaufen. Nur der Mensch — und übrigens werden wir für die anderen Wesen wieder die Beneideten sein! — steht sich überall im Dichte; dieser gepriesene Scheinwerfer der Vernunft, der so viele Dinge offenbar macht, seinen eigenen Schoß und Urquell blendet er gerade ab, muß er ewig im Schatten lassen. Nun nimmt zwar eine Intelligenz die andre, ihr ähnliche, wahr, kann ihr unter Umständen das ganze Geheimnis ihrer Existenz aufschließen; da aber bloße Einsicht nie das eigent- liche Sein und Wesen verändert, ein einfaches Urteil mithin im Augenblick auch Tod und Vernichtung bewirken könnte, so wehrt sich natürlich — nicht die gegenüberstehende In- telligenz etwa, sondern deren gesamte Inkarnation, der Mensch, das „ungeteilte“ Ich. Die Möglichkeit des Irr- tums muß unter Menschen immer auch beim andern sein können; sonst würde der Mensch nicht leben, ein Gott unter Menschen wäre tatsächlich schon unerträglich. Wahr- lich, es gibt eigentlich für das Individuum keine andre Weltansicht als den Pessimismus; denn die Möglichkeit des Gegensatzes von allem Guten, Seligen, Vollkomme- nen, das es in sich zu bergen glaubt, bleibt jedenfalls offen, diesen letzten Zweifel kann ihm niemand zustopfen, es gibt keine endgültige innere Richterstimme . . . Opti- mismus ist man höchstens immer im Hinblick auf das all- gemeine Ganze; d. h. wenn man über die eigene endliche Person im Grunde schon pessimistisch denkt.

In allen Gedichten John Henry Mackays, die, ent- standen zwischen 1884 und 1896, der Dichter heute wieder mit einem starken Auswahlbande*) zurüchholt, lebt eine Schönheit fraglos: die Schönheit einer schmargyllischen, tief dürstenden, sehnsüchtigen und ringenden Seele. Eine Schönheit also, die, wie unser hartmutiges, gegen sich selber wütendes Geschlecht heute will, den Rahmen des eigentlich Aesthetischen schon durchbricht; aber so knapp und stupellos gefaßt kann diese Meinung selbst leicht wieder zum Irrtum sich verkehren, wie eben diese Gedichte älterer, aber noch unvergessener und sehr gefühlter Tage lehren sollten. Denn die mächtigste Sehnsucht, die tiefste Liebe ist es bekanntlich immer nur, die zugleich mit Kräften

*) Gedichte von John Henry Mackay. (Auswahl 1884—1896.) Bernhard Sachs Verlag. Treptow b. Berlin, 1909.

ausstattet, mit Kräften der Ueberswindung, des Sieges über den Stoff, — hierauf beruht alle Beschwörung, Suggestion, alles Glück in der Liebe selbst. Die Sehnsucht kann den mit ihr Ringenden, den Sehnsüchtigen segnen, das ist wohl schließlich der tiefste Prozeß, das Geheimnis aller Kunst überhaupt. Nur über den rechten Grad, den eigentlichen Moment dieses Erfüllwerdens — da ist es freilich, wo der Künstler sich täuschen, zu leicht in den eigenen Schatten treten könnte. In öden, unfruchtbaren Tagen, wo das Kraut der Trivialität üppig sprießt, kann der Funke der Erhöhung, ein Hügel der Sehnsucht als ragender Berg empfunden, oder die Anstrengung allein, das stärkere Aufgebot an subjektiver Kraft mit dem Maß der erreichten Verinnerlichung verwechselt werden. Dann erscheint diesen Aufstrebenden, der Dumpfheit, dem Dunkel Entronnenen die Sonne des neuen Tages — sei es auch nur ein kleines Licht — fast zu rasch, ein flacher Hymnus auf den Sieg, auf glänzende Rettung ist stets in der Nähe. In kulturgefüllten Tagen ist das anders; da wird alles Schwere, Schwierige, Dunkle bis zuletzt ausgetragen, ja es endet wohl überhaupt auch mit dem Ton der Verzweiflung; aber diese Verzweiflung ist erlösender als friedlicher Glaube! Kein großer Dichter schloß wohl je mit gemütvollen Verheißungen; gewiß, der tragische Faust ist im tiefsten Grunde optimistisch, wie selbst Hamlet in die tröstlichen Fanfaren des Fortinbras ausklingt; aber optimistisch über welchen Schmerzen, welch graufigen Schländen und Abgründen! —

Wenn wir heute so die literarische Revolution der achtziger Jahre betrachten — und in manchen Fällen erfährt die Pflicht des Kritikers, Kritik der Einzelercheinung, des Persönlichen zu geben, sicher ihre wohlverstandene Einschränkung — so ist uns vielleicht eher klar, warum jenes erste Geschlecht, jene Stürmer und Dränger, die mit soviel Kriegerstimmung und Dampfgetöse wieder eine echtere Wirklichkeit, eine vollkommene Wahrheit auf den Thron setzen wollten, in diesem Wollen zumeist noch stecken bleiben mußten. Ihr Wollen, ihre Anstrengung selbst bedeutete schon einen Verlust an Kräften, die für das eigentliche und schwierige Formgeben noch frisch hätten sein müssen, und so übernahmen andre fast unter ihren Augen bereits die Hegemonie zu höhergesteckten Zielen. Denn man blickt hin, wohin immer, Natur ist überall erbarmungslos; schon ist es trivial zu bemerken, daß auch in der Kunst die Individuen einfach verbraucht werden, zugunsten eines — je ne sais quoi. Aber bei geringster Perspektive schon tritt es hervor: die mächtigste Sehnsucht, der rasendste Wille der einen — erst in andren zündet er sich (um mit Schopenhauer zu reden) die Flamme des Intellekts, das ruhige Licht der Kontemplation an, ganz so, als ob sie auch jenen schon gehabt hätten; und in den Ursprünglichen bleibt er blind, blind selbst noch in den lebenstäuschendsten Entfaltungen, bis zu Frucht und Samen selbst . . . Früchte und Scheinfrüchte, Pflanzen, die nur um anderer willen blühen, und Pflanzen, die nur mit sich und in sich sind — überall Spiegel und Reflexe unsrer selbst anscheinend; und dennoch, wer möchte es wagen, von alledem den letzten Sinn zu lesen?*)

Wir haben es nun in der jüngsten Dichtung bereits erlebt, daß Dichter ihr allerpersönlichstes Erlebnis so universell und kosmisch zu gestalten wissen, daß auch kein

*) Ich wollte diesen Aufsatz auch „Dytil“ des Willens“ nennen, um einen deutlichen Gegensatz der in unsern Tagen so hoch zur Blüte gelangten, rein formalen Dichtung gegenüber zu gewinnen. Aber auch eine solche Bezeichnung würde das Schopenhauerische Prinzip nur rein symbolisch, gleichnißweise, verwandt wissen wollen.

Auch des Zufälligen und Allzuindividuellen mehr daran haften bleibt; das ist bei diesen Madayschen Gedichten noch keineswegs der Fall. Bei ihm verharret noch der irdische Anlaß zu schwer, verflüchtigt sich nicht, meist sieht man noch deutlich den harten Strich und die Grenze, wo das Höhere anknüpfen und gern emporreißen möchte. Abenteuer der Jugend, genossene Seligkeit, Schuld und Verstrickung, Liebesbrief und Lode, tote Liebe und sachte Versteinerung, Abstoßen vom Lande und die Kälte neuer Himmelsstriche, — gewiß, das alles sind Texte, denen man Unwahrscheinlichkeit oder Unwesenhaftigkeit auch heute mit größter Kühnheit nicht vorwerfen wird; . . .

Seh' ich euch, ihr Steber, wieder, rührt mich eine weiche Hand,
 Seh' ich blonde Locken flattern und ein weißes Seidenband,
 Kommt der Duft von gelben Rosen fernher, fern herüber mir,
 Biegt der Himmel meiner Jugend wieder offen über mir!

gewiß, gewiß — das ist alles sehr rührend und von unleugbarer Wirkung aufs Gemüt. Aber nun gibt es Eigensinnige, starke Seelen von heute, die lassen sich nicht mehr rühren, gehen allen Veranstaltungen dazu aus dem Wege, als ahnten sie, daß als letzter Effekt hier höchstens wieder nur Worte, weiche Worte und unentschlossenes Hindämmern an der Oberfläche der Erscheinungen resultieren könnte. Gewaltigen Angriff und Sturm auf all ihr Inneres hingegen würden sie mit Freuden begrüßen, festsam, diese Menschen wollen nicht sanft angefaßt werden, aber beim Wienemachen zu vollkommener Ueberwältigung, Besiegung und Unterwerfung würden sie wahrscheinlich nichts einzuwenden haben, sie sehnen sich geradezu danach, anzubeten und zu verehren. — — Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide“ ist vielleicht schon manchem zur redseligen Verlodung geworden, der im Ueberschauen aller schon vorhandenen künstlerischen Ausdrucksmittel nicht streng genug erwog und die Grenze zog, wann eigentlich der heutige Mensch „in seiner Dual verstummt“! Das alte urälteste Erleben ist freilich noch immer da, aber die immer junggeborene Intensität des Fühlens mit den gewohnten Worten und Rhythmen zu beschwören, wird natürlich schwieriger und schwieriger. Es gilt, die Sprache, Reim und Metrum umzuschaffen und neuzuschaffen, damit die so alten Schöpfungswerke auch in der Dichtung „herrlich seien, wie am ersten Tag“; und der Zeitkundige hört wohl bei Maday schon einige Fanfarenlänge wieder zu diesem Tage, aber im ganzen ist doch der Ton welchen Blättergeraschels um sein Ohr.

Wie Schiller, wie Freiligrath ringt Maday um die Palme heroischer Dichtkunst; aber wenn schon jene beiden es meistens nur bis zum Pathetischen bringen, so ist Madays ganz weiche, ganz hingeebene Seele hier fast gar nicht auf ihrem Felde und nur wie aus gewissem psychischen Antagonismus darauf denkbar. Seine Gedichte von viel tropischem Heldenmut, von Schlachtruf und Schwertklirren, von verzweifeltm Ausharren und einsamem Ueberleben, von herrlicher Selbstgenugsamkeit und düsterer Mitter-Schmerz-Stimmung hinterlassen doch nicht selten ein Gefühl von Stürmen im Glase Wasser, von wortreicher Ruhmredigkeit. Er ist auch noch ein Dichter mit „Nun“ und „Da“, er verbreitet gern epische Feierlichkeit, und ohne an feinere sinnliche Wirklichkeit auch nur zu streifen, werden Begriffe wie Kampf und Sieg, Hoffnung und Zweifel, Freiheit und Fesseln, Nacht und Licht wieder voll ehrlicher Begeisterung in ihr prunkendes, allegorisches Scheindasein zurückgerufen. Daß das subjektive

Ich durch alle Gedichte eine so große Rolle spielt, sollte bei einem Dichter, meint man, wahrlich kein Schaden sein; aber obwohl überall vorhanden, spielt es trotz allem doch die kleinere Rolle, man spürt, es bezaubert sich eigentlich zu leicht, gibt zu bald sich zufrieden, strömt auch bei geringeren Anlässen schon über. . . „Stadt meiner Abenteuer. . .“ inspiriert bereits einige weitere sentimentale Zeilen, oder „von den Freunden der Jugend auf immer getrennt“, oder „der Sonne letztes Sprühen“ (das „Beste“ überhaupt!), oder ein zufällig doppelt gehörter Rhythmus „es verging, es verging keine Stunde in der Nacht“ . . . Aber dann, obwohl so haltlos und nachgiebig jedem Röder der Stimmung, der Schmerzen nachstürzend, trifft doch auch diese Seele zuweilen auf das Wild, das schon ganz neuen Bezirken zu entstammen scheint, — trifft den Tieserlauchenden zuweilen schon ein ganz neuer seltener Hifthornklang: . . . „Und durch meiner Tage zerbeultes Sieb — Stiebt die Spreu des Vergessens verwirrter und bunter“, so rafft sich der Dichter plötzlich einmal aus ganz schlaffer Lage auf, und „Deine goldenen Tage schleifen — Durch die Gassen ihr Gewand“, so sieht man ihn ein andres Mal männlicheren Mutes zögern und sinnlicherer Freude voll noch die Farben und den Saum des Entschwindenden wahrnehmen und festhalten.

Das ist: auch dem „Dichter des Willens“ dürfte in den seltensten Momenten eine gewisse kühlere Schneefirn des Gefühls (möchte ich es nennen) winken, und seine Höhepunkte bedeuten, wo der dunkle, triebhafte, allzugespreizte Lebenswille doch einmal ausruht und prophetisch-ahnungsvoll dann in Tiefen blickt, die sonst erst bei den Späteren sich öffnen und klar hervortreten. Auch Maday, während sein ungezügelter, unabgeklärter Drang für gewöhnlich nur einfach vorwärtstürzt und die Objekte ergreift, wie sie ihm grade im Wege liegen, ohne sonderlich zu prüfen und auszulesen, Schlamm und Geröll mit edlem Gestein, Höchstes mit Trivialem fortwährend wälzend und mischend, — zuweilen berührt doch auch seine Stirn eisiger Gletscherhauch, fährt auch in dieses allzugesorglose, flache Schäumen wie über Nacht klarer Frost und läßt das ganze Gewirr und Versprühte in der engen Falt geschliffener Kristalle festsam, tief und ruhig aufblitzen . . .

O silberne Morgenröthe!

Ich habe nach ruhloser Nacht
Die Fracht gehäufter Mühe
In deinen Hafen gebracht.

Ich werfe beruhigt die Anker
In Wasser, kaum bewegt,
Ueber die mein Wunsch, mein schwanker,
Für heute sich schlafen legt . . .

Oder wie soll man sich sonst ein solches Gedicht (und noch einige wenige andre, z. B. Erwartung: „Ich lehne müß mein Haupt an Felsenwände“ — —, das mit Recht auch in viele Anthologien der neuen Dichtung übergegangen ist!) neben anderen, allzu Inabenhaft-unwählerischen erklären? Vielleicht so: Nach vielem Seufzen, Suchen, Tasten und Irren — und in der Geschichte der gesamten Dichtung sind uns sicher nicht bloß die Geburten, sondern auch alle Fehlgriffe der Natur, Embryonales und Halbentwickeltes aufbewahrt — erscheint dem Dichter, der mehr Wille als Erkenntnis ist, vorahnend auch einmal seine Stunde, seine eigene Erfüllung; an seiner Grundnatur kann dies nichts ändern. Eine solche Stunde erscheint freilich nicht bloß dem Dichter (insofern er alle Produkte auch seiner Sehnsucht und ungenügender Selbstverzehrung gesammelt und verewigt hat), sie erscheint hier und da auch besonders nachdenklichen Menschen, vielerfahrenen Geistern, kulti-

vierten Greisen, die wehmütig einmal zurückschauen.*) Insofern sich aber gerade hier eine tiefste Verwandtschaft zwischen dem Dichter und jedem sittlichen Menschen, der im letzten Sinne immer noch ein Kämpfer ist, öffnet, eine Verwandtschaft, die selbst ein Goethe mit allen zu bekennen nicht zu stolz war, so wird von hier aus schließlich auch Maday, der schwer kämpfende und tief ringende Mensch, seinen sehr zu billigenden Weg zu allen wissenden Herzen finden. Von hier aus ist es auch gutzuheißen, daß diese Gedichte, die einer Sturm- und Drangperiode des heutigen Menschen angehörten, mögen sie auch heute nicht mehr das letzte ästhetische Gewissen befriedigen, noch einmal gesammelt worden sind; die Menschheit befindet sich jederzeit zugleich in ihrer Kindheits-, Jünglings-, Mannes- und Greisenepoche.

Jens Peter Jakobsen

Eine Phantasie von Max Jungnickel.

Orkus war trunken dem Reiche des Bacchus entfliegen. Seine Irrlichteraugen lächelten, um seinen gewaltigen Glaslopf hingen Nebenranken, in seinem Barte glitzerten noch verirrte Weintropfen. So sah er aus wie die weltlachende Maske, die der Brüsseler Meister Fibore de Studder geschnitten. In seinen zottigen Armen trug er einen Bündel rotsatter Rosen. So wandte er hinein in das sahl dämmernde, modernde, raunende, graufige Reich der Unterwelt, wie ein fabelnder, behernder Geist des Uebermuths. Er langte aus dem ersten Gebeinhausen einen Schädel, einen weißen, grinsenden Schädel. Der Fürst der Unterwelt streichelte ihn, legte ihn zur Erde, wand einen Rosenkranz und drückte das rotleuchtende Blumenwind auf den weißen, weißen Totenkopf. Dann legte er sich auf seinen behaarten Bauch, stemmte die Hühnerhände gegen den weintollen Gigantenkopf, blickte dem Schädel in die leeren, leeren Augenhöhlen und lachte und murmelte: „Armer Jakobsen, wo sind nun Deine holden Träumereien? Wo schläfst all Deine süße, magische Gewalt? Du köllster, heimlicher Dichtermalter Du! Draußen wartet der Frühling auf Dich! Möchtest Du Dich noch einmal über seine Schönheit verbluten? Die weißen Möwen schreien und flattern und die jungen, jungen Mädchen träumen in den Benz und fühlen heimliche, scheue Flammen in ihrem Blut. Möchtest Du die jungen Mädchen nicht wieder in die Lustgondel deiner holden Träumereien heben? Möchtest Du nicht wieder ihre Hände beschauen, ihre weißen, schmalen Hände? Möchtest Du nicht wieder in die Augen tauchen, in ihre blauen, fragenden, sehnsüchtigen Augen? Die Buchen, die Kirschenzweige, die Hyazinthen, die Beilchen weinen und kispeln und flüstern den ganzen Frühling lang nach Dir. Du warst ein Wunderkel. Im Winter konntest Du Frühling hegen, Regen sprühen lassen und Sonnenstrahlen, liebe, warme Sonnenstrahlen pinseln; entzündend hinpinseln. Es war schad' um Dich, daß Dich Charon so früh von Deinen Blumen, Deinen Büchern, Deinem Traumlasten gerissen hat. Es war wirklich schad' um Dich. Du hattest ja noch lange nicht ausgefabelt, Du vernünftiger Märchenkönig. Dein Bieb war ja so selten schön. Ein zitterndes, jubelndes Nachtigallenlied im tief verschneiten Winterwald. Wie am Abendgolde Deine Blicke hingen! Wie Du im Frühling lagst, so dachrandheimlich wie im Schwalbennest! Wie sich Deine märchenguten Augen verwirren, verzärteln konnten in Blumenherzen!

*) Ich möchte an die Sonette des alternden Wilhelm von Humboldt erinnern, der sich auf Tegel vorgenommen hatte, jeden Tag eines zu schreiben, — da man denn unter hundert mittelmäßigen zuweilen ein sehr schönes findet.

Wie sich Deine schöne, malerische Poetenseele in jedes junge Mädchen verlieben, verstriden, verzaubern konnte! Es war wirklich schad' um Dich!

Und Deine Sprache, Deine Sprache! Dem flimmernden, flirrenden Sonnenstrahlen, den Kindertränen, den Lautropfen gleich Deine Sprache. Deine Sprache war stürmisch und trunken wie Vater Bacchus in seinem seligsten Rausch. Deine Sprache war träumend und heimlich wie Spinnstubenlicht, wie der Mondschein, der silbern auf Giebelbäcker liegt. Deine Sprache war glühend blühend und duftend wie die Rosen, die roten, roten Rosen. Und flammend und rufend war Deine Sprache wie der Wahn, der blutige Wahn. Alles Musik, süße, süße Melodie. Gebetbuchgesänge für junge Künstlerherzen. Der Frühling aber rennt sich nach Dir die Füße wund. Er sucht und sucht Dich immer, immer wieder. Du aber läßt des Toten letztes Recht, Du grinst solange Du Zähne hast."

Herberos brüllte. Wülfst fladerten die Lichter in seinen drei Köpfen. Orkus erhob sich, lehnte müd an der Pforte der Unterwelt und starrte mit flimmernden Augen in die bleiche, fahrende Mondesampel.

An eine schöne Vorbeigehende

So etwas im Haus zu haben,
So zwei Brustkugeln, gut gelegen,
Die einen, man mag gegessen haben
Oder schläfrig sein, sicher immer aufregen:
Das muß schön sein!
So etwas könnte mich freuen!

Der Mann kommt Mittag nach Haus.
Was geschieht? Das Dienstmädchen zieht ihm den
Winterrock aus.

Im Zimmer wartet die Frau
Und ist genau
So wie ihr's am besten paßt, gekleidet.
Trägt ein hellgrünes Negligée
Und ein rotes Band im Coupet.
Ach, der Mann leidet,
Weil er ihr, statt Kuß auf Kuß,
Bureausachen erzählen muß.
Und was geschieht, wäre das Negligée blau
Oder silbergrau
Oder gelb oder ich weiß nicht wie?
O ich weiß, es wäre einerlei.
Dieselbe Poesie, —
Denn diese Brust, vergebens ruft sie nie.

O schöne Vorbeigehende,
Dich würde ich ewig lieben.
Ich bin der Sehende
Und Dir verschrieben.

Du lockst still wie glänzende Sachen,
Du mußt nichts machen.
Gewiß hindert dein sanftes Wesen
Abends am Zeitungslesen.
Und das Glühn der Lampe im Zimmer,
Die Gardinen mit harten Poren,

Alles hilft dir immer,
Alles hat seine Seele an dich verloren.
Und es nützt nichts, daß du nicht verführen willst,
Daß du durch Worte ablenkst und stillst,
Das würde mich gerade entflammen . . .
Mit dir in einem Zimmer beisammen:
Das heißt schon — sehnsüchtig zum Wahnsinn sein.

O tritt bei mir ein,
Schöne Vorübergehende!
Ich will mich nicht wehren.
Ohne Klugheit, ohne List,
Komm, wie du bist,
Meine Begeisterung wird dich ehren.

Prag.

Max Brod.

Die Wurstmaschine

Eine Grotteske von Peter Scher.

Lutewich, ein emeritierter Fleischermeister in Sangerhausen pflegte in grauen Stunden die Summe seiner Daseinsersparungen in diesem Satz zu formulieren: „Das Leben ist eine Wurstmaschine.“

Frau Lutewich äußerte dann immer begütigend und von dem menschlich schönen Orange bewegt, dem unheilvollen Pessimismus des Gatten Einhalt zu gebieten: „Unsinn, Lutewich. — Du hast immer an der Spedseite des Lebens gefressen!“

Aber Lutewich schüttelte traurig abweisend den Kopf. Er war seit der endgültigen Aufgabe des Geschäfts ein anderer geworden. Anfangs hatte es ihm schön und erstrebenswert geschienen, als ein immer noch rüstiger Mann in einer hübschen kleinen Villa zu wohnen und ganz über seine Zeit zu verfügen. Aber es kam alles anders. Im ersten Vierteljahr nach dem großen Umschwung ging es ja noch. Da las er am Vormittag die Zeitung von Anfang bis zu Ende durch, wobei er aus seiner schönen spannenlangen Meeresschaumspitze rauchte. An den Nachmittagen aber beschäftigten ihn die Angelegenheiten des Vereins ehemaliger Ober, zu dessen Vorstand ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berufen hatte. Man sah ihn auch mit auf den Rücken gelegten Händen durch die Straßen schreiten und unter scheuen Geberden sein ehemaliges Geschäft umkreisen, das ein gewisser Schirdebahn übernommen hatte, über dessen geschäftliche Tüchtigkeit das Publikum noch etwas geteilter Meinung war.

Alles dies vollzog sich mit einer Regelmäßigkeit, deren besänftigender Wirkung auf die zum Grüblerischen neigende Sinnesart ihres Gatten Frau Lutewich voll und ganz vertraute. Die gemütvoll und lebenslustige Frau sollte in dieser Hoffnung leider enttäuscht werden.

Eines Morgens, — es war im vierten Monat nach der Aufgabe des Geschäfts — kehrte Herr Lutewich von dem kleinen Gange, den er, einer alten Gewohnheit zufolge, schon mit dem frühesten zu unternehmen pflegte, mit betroffenem Antlitz zurück. Er wollte sich schweigend, mit grämlicher Miene, an den Frühstückstisch setzen. Aber seine Gattin, von trübem Ahnungen erfüllt, legte ihre Rechte auf seine Schulter und sprach mit innigem Tone also zu ihm: „Herrsch, Lutewich — wo sitzt's denn?“

Herr Lutewich würgte schweigend an seiner Semmel. Aber die besorgte Frau ließ nicht loder. Nachdem ihre Milde ihn nicht zum Sprechen gebracht, versuchte sie es mit einer einbringlichen, nahe an Schärfe grenzenden Tonart.

Da brach es großend aus Lutewich hervor: „Das Leben ist“ — er stuzte und vollendete nach einer kurzen Pause, wehmütig lächelnd: „... keine Wurstmachine!“

„Oho“, sagte Frau Lutewich, „steht es so? Dagegen muß gleich was getan werden. Du hast zu wenig Bewegung, das werden wir schon kriegen!“

Lutewich strich sich resigniert über den Magen und lächelte schmerzlich. Er benutzte zum ersten Mal die Meer-schaumpfeife nicht.

Die nächsten Wochen gestalteten sich für den bedauernswerten Mann zu einem Martyrium. Frau Lutewich, deren angeborener Hang zur Beweglichkeit seit Monaten vergeblich nach Betätigung gelehrt hatte, komponierte vom Morgen bis zum Abend purgierende Getränke, deren Zubereitung ihr, als einer eifrigen Leserin der „Praktischen Hausfrau“, kein Geheimnis war. Lutewich rang vergeblich die Hände, wenn er sie, milde Besorgnis auf der schweißbetupften Stirn, mit einem umfangreichen Gefäß auf sich zukommen sah.

„Na, nu is aber genug!“ beehrte er nach dem zweiten Literglase in nervöser Wallung auf.

Frau Lutewich sah ihn mit ihren großen blauen Augen verwundert an.

„Lutewich?“ sagte sie. Und Lutewich trank, ruckweise mit weit vorstehenden Augen. Er schüttelte sich. In seinem starken Reibe bullerten die bitteren Tränke wie unterirdische Gewässer. Aber je mehr er von den heilkräftigen Mixturen mit entsagender Miene zu sich nahm, umso trostloser wurde sein Gesicht, wenn er am Morgen, von ergebnislosen Ausflügen zurückkehrend, am Frühstückstische Platz nahm.

Dumpe Schwermut senkte sich auf Lutewichs Seele. Die Sonntagsplauderei seiner Zeitung, deren Witz in früheren Tagen seinem arglosen Gemüt stets ungeheure Heiterleitsausbrüche abgenötigt hatte, entlodte ihm kaum noch ein resigniertes Nücheln. Hingegen begann die Reichfertigkeit, die Schirdewahn dem Publikum gegenüber an den Tag legte, ihm schwere Sorge zu machen. Auch das Vorstandsamit bei den ehemaligen 98ern drückte ihn eine von Tag zu Tag drückender werdende Last.

Frau Lutewich wußte sich bald keinen Rat mehr. Sie hatte im Verlauf eines Monats alle Rezepte, deren sie habhaft werden konnte, durchgeprobt. Nun versuchte sie es mit einem letzten verzweifelten Mittel. Sie kochte nach den Angaben einer befreundeten Apothekerwitwe einen Absud aus Rhabarber, Aloe, Tamarinde und Sonnenblättern. Mit diesem Getränk, das einen verblüffenden Geruch verbreitete, nahte sie dem Gatten, als er in einer seiner schwärzesten Anwandlungen mit verfürtem Bild am Fenster saß. Der unselige Mann zuckte zusammen und streckte abwehrend beide Hände aus, indes ein ächzendes Laut seiner Kehle entfuhr.

„Anna!“ schrie er auf. Aber Frau Lutewich, obgleich vom Klang dieser Stimme im Innersten getroffen, blieb standhaft.

Lutewich griff mit einem beschwörenden Blick nach dem Gefäß, umklammerte mit der anderen Hand die Stuhllehne und trank.

Frau Lutewich sah mit Genugtuung, wie sich der Strom der braunen Flüssigkeit in seinen Mund ergoß. In ihren Augen, die sie, vom Gatten abgewandt, zum Himmel richtete, lag die letzte Inbrunst einer bekümmerten Frauenseele.

Nach einer Weile hielt der Mann mit abweisendem Blick den Topf mit der Öffnung nach unten. Kein Tropfen fiel heraus.

Lutewich sank ächzend, beide Hände auf den Magen gepreßt, in den Stuhl zurück. Keines sprach ein Wort.

Frau Lutewich ging schleppenden Schritts auf den Korridor, nahm einen Schlüssel vom Haken und drückte ihn dem Gatten in die Hand: „Ich warte!“

Eine Träne fiel auf den Schlüssel.

Als Frau Lutewich eine Stunde später die Tür zum Zimmer ihres Mannes öffnete, fuhr sie mit einem Schrei zurück. Er saß, noch immer beide Hände auf dem Bauch, im Behnstuhl, wackelte mit dem Kopf immer hin und her und — weinte.

Da konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie zog sich an und rannte zum Arzt. —

Der Doktor schüttelte den Kopf, als er Lutewich in dieser hilflosen Verfassung erblickte. Er sah sich, während er ihm den Puls fühlte, im Zimmer um und erkannte, daß dieser Mann zu viel von dem besaß, was ihm mangelte. Er beschloß, dem Mangel abzuhelfen.

„Nun, nun, Herr Lutewich“, sprach er mit milder Stimme, „der Fall ist schlimm, aber nicht hoffnungslos durchaus nicht hoffnungslos!“

Lutewich ächzte dankbar.

Der Doktor verbreitete sich nun näher über das Uebel. Er sah ein, daß eine eingehende Erörterung des Themas dringend nötig war. Sein eiserndes Antlitz glühte, als er seine Darlegungen folgendermaßen schloß: „Denken Sie sich, Herr Lutewich, einen Religionsstifter, der im Augenblicke, wo er sich anschickt, eine Religion der Lebensbejahung zu gründen, von diesem Uebel befallen wird! Was wird die Folge sein? Er wird — ich nehme das zu Gunsten seiner starken Persönlichkeit an — zwar nicht von dem Plane überhaupt Abstand nehmen, aber —“ die Augen des Doktors funkelten vor Befriedigung — „er wird eine Religion der Askese, der Abtötung des Fleisches, kurz: der Lebensverneinung gründen. Da haben Sie es!“

Lutewich nickte krampfhaft und griff sich an den Kopf. Die Ausführungen des Doktors bestrebten ihn eigentlich etwas; hinwiederum schienen sie durch den bestimmten Ton des Vortrags besänftigend auf ihn einzuwirken. —

Der Doktor kam nun täglich und sprach oft stundenlang mit Lutewich. Es hatte anfangs auch den Anschein, als ob seine Bemühungen um den Leidenden zum endlichen Erfolge gedeihen würden. Aber es schien nur so. Lutewich nahm sich zusammen, so lange der Arzt bei ihm war. Hernach war er wieder der Alte.

Eines Tages kam ihm das Gerücht zu Ohren, daß es mit Schirdewahn brenzlich stünde. Das traf ihn ins Herz. Er ging tagelang umher und jammerte: „Die Schande! Die Schande! Das gute alte Geschäft!“

Ein andermal stellte es sich heraus, daß unter den ehemaligen 98ern ein heimlicher Sozialdemokrat sein Unwesen trieb. Das warf Lutewich, den Vorstand, fast zu Boden.

Seine Frau war von allen diesen Schlägen so mitgenommen, daß sie jeglichen Antrieb verlor, irgendwie helfend einzugreifen. Sie ging nun fast täglich zu ihren Freundinnen, die sie bei Kaffee und Kuchen über ihr Unglück zu trösten versuchten. Alles das wirkte zusammen, um die Ereignisse zu jenem Höhepunkt zu treiben, von dem hier nun berichtet werden muß.

Es war am 23. Oktober, an Frau Lutewichs 47. Geburtstag. Die arme Frau hatte sich um so mehr auf diesen Tag gefreut, als sie von ihm keine, wenn auch nur flüchtige, Anberung im Wesen ihres Gatten erhoffte. Aber sie hatte sich bitter getäuscht. Lutewich weckte sie nicht — wie früher — mit einem zärtlichen Kuß aus dem Schlummer. Auch keine Blume, nicht das kleinste Geschenk bewies, daß er sich ihres Geburtstags erinnerte hatte. Dafür kam er am frühen Morgen, nachdem er

die Post durchgesehen hatte, mit schreckberzerrtem Gesicht laut schreiend in ihr Schlafzimmer gestürzt.

„Hilfe! Hilfe — er ist wahnsinnig geworden!“ kreische sie.

Und Lutewich heulte: „Da hast du's — Schirdebahn ist bankrott! Der Bump! Die Schande! Das gute alte Geschäft!“

Da riß ihr Gebuldsfaden endlich. Sie schrie, ganz rot vor Wut: „Du Hanswurst — ist das dein Geburtstagswunsch! Mach, daß du rauskommst! Und noch dir dein Fressen selber, — ich geh' meiner Wege! Da hört sich doch alles auf!“

Er raste aus dem Zimmer, Frau Lutewich aber klebete sich im höchsten Zorn an und verließ in stürmischer Bewegung das Haus.

Nun war Lutewich allein. Er schien sich wenig daraus zu machen, daß seine Frau ihn verlassen hatte. Er lachte sogar mehrmals hellauf. Mit dem Schirdebahn'schen Brief in der Hand raste er durch alle Zimmer, sauste die Treppe hinauf in die erste Etage. Oben sah er die Leiter und kletterte auf den Boden. Er fuhr suchend in alle Ecken, tobte, rollte mit den Augen, stürmte den Weg zurück und kam schließlich in die Küche. Er erwischte eine Lampe, zündete sie an und eilte weiter — in den Keller.

Der erste Versuch war bis oben mit Kohlen gefüllt; im zweiten blieb er schnaufend stehen. Seine Rippen bewegten sich immerzu. Er blinzelte mit den Augen und versuchte, sich in der Dämmerung zu orientieren. Beim Vorwärtsgang stolperte er über einen Haufen Kohlrüben. Und plötzlich fuhr er zusammen. Aus dem Hintergrunde glökte wie ein schwarzes Untier ein plumpe Gestell. Lutewich hielt die Lampe höher. Nun erkannte er es. Er brüllte vor Freude hell auf.

Es war die alte Wurstmaschine, über die Schirdebahn, dieser neumodische Affe, sich lustig gemacht hatte. Na, der war ja weit gekommen mit seiner Firsanzerei!

Lutewich stolperte näher. Inmitten eines Haufens riesiger Kohlrüben ragte ein mächtiger HolzKloß. Ueber dem Kloß, schräg hochgehalten durch einen Strid, stand das ungeheure Wiegemeßer.

Lutewich wippte, als er dieses plumpe und drohende Ding in seinem ganzen Umfange über sah, wie ein vergnügter Junge auf den Fußspitzen. Er wadelte immer heftiger mit dem Kopfe und stieß merkwürdig glucksende Schreie aus. Und mit einem Male kniete er nieder und legte den Kopf auf den Kloß. Er wendete das Gesicht nach oben und sah nur die Schneide des Messers genau über sich blißen. So verblieb er einige Sekunden. Seine Finger begannen leise zu zittern; die Zähne klapperten aufeinander. Er wollte den Kopf vorsichtig zurückziehen, aber er konnte es nicht. Tausend Dinge schossen ihm durchs Gehirn. Seine Frau, die ehemaligen 98er, eine noch nicht bezahlte Schneiderrechnung und — und — Schirdebahn! Er kreischte laut, fuhr mit der Hand in die Tasche, riß das Messer auf und schnitt, während seine hervorgequollenen Augen zur Seite stierten, mit einem kräftigen Stud den Strid durch.

Das Messer sauste nieder. Die Lampe verlösch. —

Gegen Abend kam Frau Lutewich, von Gewissensbedenken gequält, nach Hause. Als sie Lutewich nirgend fand, freute sie sich.

„Gott sei Dank, daß er endlich mal ausgegangen ist!“ sagte sie, und sie dachte: ein Stündchen hätte ich unter diesen Umständen schon noch bleiben können!

Mit frohen Gedanken ging sie in die Küche und überlegte, was es zum nächsten Mittag geben sollte. Sie dachte: Kohlrüben haben wir lange nicht gehabt!

Sie nahm einen Korb, stieg in den Keller und erastete in der Finsternis etliche der stattlichsten Rüben.

Als sie wieder in der Küche war und den Korb bei Lichte besah, stieß sie einen großartigen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Denn oben auf lag, heftig grinsend, Lutewichs Kopf.

Nun weiß ich . . .

Von Kovalis.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen sein wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht — wenn der Schummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum sein wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, brüclend das Kreuz. Die kristallene Woge, die gemeinen Sinnen unvernünftig, in des Hügels dunkeln Schoß quillt, an dessen Fuß die irdische Mut brüht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsig — wahrlich, der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht — das Jüdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinkt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Däfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, munteres Licht, den Wälden zur Arbeit — lösest fröhliches Leben mir ein — aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschauen, wo du mich brauchst — rühmen deines Glanzes volle Pracht — unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang — gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang — ergötzen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? fassen deine Sterne meine verlangende Hand? geben mir wieder den zärtlichen Druck und das losende Wort? hast du mit Farben und leichtem Umriß sie geziert — oder war sie es, die deinem Scherz höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwogen des Lobes Entzündungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst — in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht hände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Wahrlich ich war, ehe du warst — die Mutter schützte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde — zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht diese göttlichen Gedanken. — Noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. — Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirfst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühle ich deiner Geschäftigkeit Ende — himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unserer Heimat, deinen Widerstand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine

Mut und dein Loben ist vergebens. Unverwundlich steht das Kreuz — eine Siegesfahne unseres Geschlechts.

Hinüber wall ich,
Und jede Stein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sein.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.
Unendliches Leben
Bogt mächtig in mir,
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! lauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und leben kann.
Ich fühle des Lobes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Blut.

Literarische Neuererscheinungen

Patria 1912. (Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.)

Es ist eine ungemein umfangreiche, politische Aufklärungsschrift, die der Buchverlag der „Hilfe“ alljährlich leistet. Was hier für die Vertiefung der Idee des Liberalismus getan worden ist und immer neu getan wird, könnte für sämtliche politische Parteien vorbildlich sein. Selbst die Sozialdemokratie, die doch damit vorangehen will, läßt bei ihrer Propaganda eines vermissen: Die systematische Bearbeitung Fernstehender. Die Literatur, die uns von ihr vor Augen kommt, ist oft vorzüglich für Sozialdemokraten, aber sie gibt sich zu sehr als Parteiliteratur. Was könnte ein Jahrbuch für Wirkungen auslösen, das, wie die *Patria*, in modernem Gewande erscheint und sich an die Indifferenten wendet.

Eine Reihe selbständiger Arbeiten wissenschaftlich und publizistisch bedeutender Männer und Frauen sind in diesem Buche vereinigt, die die verschiedensten Probleme anpacken, in verschiedener Sprache sprechen, aber doch in der Grundgesinnung verwandt und einheitlich denken und arbeiten. Den „Zeitartikel“ hat der bekannte süddeutsche Politiker Professor A. Duidde geschrieben über die „Demokratische Idee“, die er philosophisch und geschichtlich unterbaut, mit unserem Zeitproblem in nahe Beziehung rückt. Der langjährige, freisinnige Generalsekretär Fr. Wehnhausen entwirft eine von der Praxis bestimmte gefärbte „Politische Organisationskunde“. In die Geschichte gehen Klein-Gattungen mit einem Essay über „Napoleons russische Politik“, deren gerade im nächsten Jahr viel gedacht werden wird, und der Tübinger Histo-

riker W. Götz, der in scharfen und feinsinnigen Beobachtungen das Wesen von „Katholizismus und Ultramontanismus“ zergliedert. Sehr wichtig und instruktiv wird für viele sein die klare und besonnene Untersuchung, die der Abgeordnete H. Potthoff über die „deutsche Volkswirtschaft im Kriegsjahr“ anstellt. Der bekannte Theologe F. M. Schiele geht dem gerade heute viel erörterten Problem nach, ob und welcher Art „Neue Religionsbildungen“ in unserer Gegenwart möglich sind. Der Herausgeber des Bandes, der Abgeordnete F. Raumann zeigt in einer eindringlichen Studie die Schwierigkeiten und inneren Verwicklungen, die bei der Durchdringung christlicher Ethik in das moderne Geschäftsleben entstehen. Wir nennen noch die besonders den Frauen willkommenen umfassende Darstellung des „Frauenwahlrechts in der Praxis“ von Dr. Elisabeth Ullmann-Gotheiner. Th. Heuß hat das Bild des schwäbischen Politikers, Dichters und Aesthetikers L. Pfau aus der Vergangenheit hervorgeholt und aufgefrischt. Diese knappen Notizen als Hinweis, welcher Reichtum in dem von Professor Eissarz in Stuttgart sehr geschmackvoll ausgestatteten Bande steckt. Die „Patria“ ist ein unschätzbares Werk zur Vertiefung politischen Denkens, eine Erzieherin zur Politik überhaupt.

Jacob Wassermann, Der niegetüfte Mund. Novellen. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, 3. Reihe, Band 12. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Pappband 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk.

Die Fischer'sche Bibliothek bringt als sehr willkommenen Gabe ein Buch mit drei Novellen von Jacob Wassermann. In der Titelnovelle, könnte man sagen, grüßt Wassermann seinen großen Landsmann Jean Paul. Jean Paulisch gesehen ist die kleine fränkische Stadt, Jean Paulisch die merkwürdigen Menschen dieser Geschichte. Im „Hyperich“ haben wir eine feine Charakterstudie vor uns, und dem Bande ist neu eine Erzählung hinzugefügt „Trennung und Aurora“, die eine berühmte Offizierstragödie der letzten Jahre zum Hintergrund hat.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Wilhelm Wegand. Stendhal und Balzac. Essay. (Insel-Verlag in Leipzig). Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—

Edgar Allan Poe. Kriminalgeschichten 3. Bd. der Gesamtausgabe. (F. C. C. Bruns, Verlag, Minden). Geh. Mk. 4.50 geb. Mk. 6.50.

Ulrich Kaufher. Richard Danthards Weltgericht. Roman. (Alt-Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M.). Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Gabriele d'Annunzio. Der Triumph des Todes. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin). 3. Auflage. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W. 35a). Das 17. Heft enthält: Emil Döblin: Die Lehren des Berliner Buchdruckerstreiks. — Karl Leuthner: Der Staat der Demagoge. — Dr. G. Weill: Der Kurs der Politik in Elsass-Lothringen. — J. Bruhns: Der Kurs der Politik in Hessen. — Julius Bab: Gerhard Hauptmann. Wilhelm Schröder: Staatssozialismus. — Wally Zeppler: Frauenbewegung u. a. — Das Dierzehntagsheft kostet 50 Pf.

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 1. Septemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Bab: Die Kunstform der Biographie. — Kurt Münzer: Von nordischen Erzählern. — Karl Streckler: Max Halbes erster Roman. — Hans Wantoch: Fünfzig Novellen. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Inhalt der vorigen Nummer: Sturmsignale. Von Franz Pfemfert. / Zur Ostmarkenpolitik. / Gegen den Modernismus. Von Prof. Dr. Gurlitt. / Ueber den Adel. Von Papst Pius II. / Der Theoretiker der Demokratie. / Glossen. / Abend. Von Albert Ulrich. / Debuten aus Algier und Tanger. Von Grete Reitel-Hef. / Mystik. Von S. Friedländer. / Der Triumph der Uge. Von René Schiele. / Inseltraum. Von Anselm Ruestl. / Gabriele d'Annunzio. Von Heinrich Eduard Jacob. / Spiel der Fische. Von Victor Habwiger. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 29. * 4. Sept.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Spandau No. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (exkl. Behehandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: ::
Inserate: Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, N.W. 21, Greifelderstr. 3. Telef. Amt Moabit 7513.

Inhalt: Der Krieg. / Epilog zum Breslauer Universitätsjubiläum. Von Max Herrmann (Reise). / Dokumente neupreußischer Kultur. Von Prof. Dr. E. Gurlitt. / Glossen. / Walt Withmann. Von Arthur Drey. / Reisesplitter II. Von Erzte Meisel Neß. / Die Gefangenen. Von Robert Jenzsch. / Goethe unter Vormundschaft. Von Max Jungnickel. / Der Dichter. Von Buschkin. / Das Schöne und das Gute. Von August Strindberg. / Stirner und Nietzsche. Von Dr. Anselm Ruest. / Frefja: „Der fette Casar“. Von Rudolf Kury. / Der Morgen. Von Albert Ulrich. / Altwater Duhnemann. Von Wynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Der Krieg

I.

Das Gespenst des Krieges jagt wiederum durch die Lande, den Nahen Tod und Unheil verkündend, die Nerven beunruhigend und aufregend. Denn ebenso, wie der qualitative Charakter des Krieges unter dem Einfluß der modernen Technik sich vollständig verändert hat, hat sich auch sein Wirkungsbereich, die geographische Sphäre seines Eingreifens bei den jetzigen politischen und Weltverkehrsverhältnissen in ungeahnter Weise ausgedehnt und vergrößert.

Ist der Krieg ein Schrecken, so erhebt sich der Schrecken geradezu zur Tragik, wenn man bedenkt, wie schwach und selten der Protestruf gegen das Ungeheuer des Krieges erschallt. So groß und anhaltend das Interesse der Menschen an Krieg und Kriegsprobleme ist, so geringfügig ist ihre Fähigkeit und so schwach ihr Wollen, gegen die massenweise Abschachtung sich aufzulehnen. Bei aller Gegnerschaft gegen den Krieg und bei aller Friedensliebe erhebt sich keine mächtige Stimme, die diesen Schrecken verdammt, und alle unendlichen Betrachtungen und Ueberlegungen über den Krieg und seine ursächlichen Voraussetzungen führen zu keiner eindringenden Einsicht über das Wesen des Krieges innerhalb der Volksmassen, die auch auf die Möglichkeit seiner historischen Ueberwindung hinweisen könnte. Die Beurteilung des Krieges ist selten vom eigenen national-staatlichen oder parteipolitischen Egoismus frei, und die Ueberlegungen über den Krieg gehen selten dieser Erscheinung auf den Grund, sondern machen sich die zufälligen partiellen Ursachen zum Ausgangspunkt. Der Krieg gegen den Krieg als solchem wird nicht geführt.

Der Grund für diese Tatsache liegt nicht allein in dem Klassencharakter der Gesellschaft, welcher den Krieg eigentlich bedingt, sondern in der mangelhaften Einsicht der meisten Menschen in das Wesen des Krieges, sein

Verderben für die Kultur, seine verbrecherische Natur und Vernunftswidrigkeit. Diese mangelhafte Einsicht ist größtenteils darauf zurückzuführen, daß der Widerspruch zwischen unserer Kulturanschauung und dem Krieg erst in der modernen Zeit so tief und überschreitbar geworden ist. Denn wiewohl aller Krieg letzten Endes immer und überall ein Gegensatz zur absoluten Moral war, so ist er doch erst in der modernen Zeit zu einem unnatürlichen Verbrechen und Spott an der Menschheit geworden, während er in den früheren Geschichtsperioden eine Geißel für die Völker war, zumeist ebenso naturnotwendig wie unüberwindbar.

Der Krieg ist der Naturzustand aller primitiven Gesellschaften, der unablässige Kampf um die Jagd- und Weidenplätze. Bei der ersten Differenzierung der Gesellschaft in Klassen, in Unterdrückter und Unterdrückte, ist der Krieg nach außen als ein notwendiges Korrelat der Klassenherrschaft entstanden. Die Nomadenvölker überfielen die sesshaften Ackerbauvölker und unterjochten sie, indem sie die Herren des Landes wurden und die Besiegten zu Sklaven machten. Sobald eine herrschende und unterjochende Klasse in der Gesellschaft entstanden war, war der Krieg für alle Zeiten bis auf den heutigen Tag profkantiert. Die Gewalt und Unterjochung wurden das Lebensmoment der herrschenden Klasse, die das niedere Volk zur Sklaverei und Fronarbeit zwang, ebenso wie sie fortwährend Eroberungs- und Unterjochungskriege gegen die fremden Völker führte. Der Krieg ist ein Naturbestandteil der auf der Sklaverei aufgebauten Gesellschaft, weil Sklaverei und Krieg sich gegenseitig ernähren und ergänzen. Hat doch ein antiker Römer die Worte „quot servi, tot hostes“, treffend umgedreht in „quot hostes, tot servi“, d. h. viele siegreiche Kriege, viele Sklaven. Hostis und servus sind gleichartige gesellschaftliche Kategorien.

Auf niedrigerer Zivilisationsstufe und so lange der Kriegszustand die allgemeine Regel ist, wird an dem moralischen Wert des Krieges nicht gezweifelt. Der Naturzustand „heiligte“ vielmehr den Krieg als die höchste Tugend, weil er positiv unüberwindbar ist und Verteidigung und Angriff ineinanderfließen. Diese Wertschätzung des Krieges dauert bis in unsere Zeit hinein, weil die Klassenherrschaft die nationale Entfremdung und Verfeindung fördert, während die Verständigung der Völker zur Überwindung des Krieges noch keine konkreten Formen angenommen hat. Im Klassenstaat ist der Krieg mit dem Nimbus des Heroischen, des Hochsittlichen, ja sogar des Heiligen umgeben. Und darum lasst der Krieg auf den Menschen wie ein tragisches Verhängnis. Der offensive Krieg auf der einen Seite setzt den Verteidigungskrieg auf der anderen Seite voraus, der bestialische Frevel des Angreifers ruft den Heroismus des Angegriffenen hervor, der sich zu einer sittlichen Qualität erhebt. Im Kriege selbst verwischen sich je nach dem Waffenglück die Grenzen zwischen Angriff und Verteidigung, so daß der Krieg unglücklicherweise in seinen beiden Formen einen sittlichen heiligen Glanz erhält. Und wie der Krieg selbst, so erhebt sich die ständige Kriegsvorbereitung und Kriegsrüstung zu einer patriotischen, dem Gemeinwohl dienenden, sittlichen Angelegenheit. Si vis pacem para bellum, — der in Permanenz erklärte Krieg, der nur noch durch längeren oder kürzeren Waffenstillstand unterbrochen wird, drapert sich selbst in den Mantel der Friedensliebe. Der Krieg und die Kriegsbereitung, welche nur den herrschenden Klassen dienen und von ihnen unterhalten werden, schlagen wegen des Massencharakters und der Enderung der Gesellschaften in sittliche Qualitäten um.

Selbst eine Folge des Klassenstaates, schlugen ihrerseits der Krieg und die Kriegsbereitung den Klassenstaat und fördern ihn. Die herrschenden Massen sind zu gleicher Zeit der Kriegerstand, das Staatsoberhaupt, das Kriegsoberhaupt. Die Versklavung des Bauernstandes, die Leibeigenschaft, das Aufkommen der privilegierten städtischen Bevölkerung in den Burgen sind letzten Endes durch die Kriege zu erklären, welche das Volk in einen herrschenden kriegsführenden Teil und einen beherrschten und Schutzsuchenden Teil spalteten. Der fremde Eroberungskrieg hat die Klassengesellschaft historisch geschaffen und der Krieg hat der Klassengesellschaft einen vernünftigen und ethischen Scheinwert verliehen. Darum galt und gilt noch das Kriegshandwerk als das edelste und der Kriegerstand als der mutigste und nützlichste in der Gesellschaft, darum segnen ihn und dienen ihm alle geistigen Mächte des Staates, die Kirche, die Staatswissenschaft, die aristokratische Moral, denn er ist ein Grundpfeiler des Klassenstaates. Und die unterjochten und unterdrückten Massen, dem Krieg als einem objektiven Faktum gegenübergestellt, unaufgeklärt, um den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, und unorganisiert, um die Verhältnisse selbst zu beherrschen, werden durch die Ideen der herrschenden Massen selbst hypnotisiert, verleihen selbst dem Krieg den Schein des Moralischen und Heroischen und sind somit selbst noch die Urheber ihres tragischen Verhängnisses.

So war der Krieg bis auf die moderne Zeit eine blinde Macht, die über den Menschen stand und sie beherrschte, eine elementare Gewalt, wie die Naturereignisse, welche die Menschen in ihrer Unreise sich nicht zu entziehen vermochten, ein Lebenselement der unerschütterlichen Klassengesellschaft, geheiligt und verherrlicht von allen falschen sowie aufrichtigen, von allen bösen sowie guten Mächten der Gesellschaft. Nur die revolutionären Religionsstifter, welche das Leben von der Warte des Ab-

soluten und Unendlichen betrachteten und mit ihrem prophetischen Flug die Schranken der Zeiten überwandten, Jesaias, Christus, die Kirchenväter, die heiligen Märtyrer und Sektierer erkannten intuitiv das Antimenschliche und Böse am Krieg und predigten den Weltfrieden, das Gottesreich nach außen wie nach innen. Diese einzelnen erhabenen Stimmen weckten aber doch nur das Gewissen, ohne das Leben beeinflussen zu können, weil die Verhältnisse, die die Menschen selbst geschaffen, den Menschen als eine objektive Macht gegenüberstanden, welche sie in ihrer Schwäche und Blindheit nicht zu überwinden und zu bewältigen vermochten.

II.

War der Krieg bis jetzt ein tragisches Verhängnis für die Menschheit, so ist er für die moderne Menschheit ein offener Widerspruch gegen alle Einsichten und Ansätze des Lebens, ein Hohn und Spott gegen das ganze öffentliche Gewissen und Streben. Was unsere Zeit vor allen früheren Geschichtsepochen auszeichnet, ist die Erkenntnis des gesellschaftlichen Prozesses und die Tendenz, sich des historischen Prozesses bewußt zu bemächtigen. Durch die Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse wollen die Menschen deren Herren werden. Die gesamte moderne Natur- und Geisteswissenschaft, der Warenaustausch und die Verkehrsmittel, die konstitutionelle Verfassung, die Verantwortlichkeit der Regierungen vor den Parlamenten, das Zeitungswesen und das politische Vereinsleben klären das innere Wesen aller sozialen und politischen Erscheinungen auf, wobei die richtigen Erkenntnisse mit Naturnotwendigkeiten zu den Korrektiven der Uebelstände hinüberleiten. Die Naivetät, daß die Ereignisse im Rate der weisen Könige zu nutzen und frommen der Menschen und im Einklang mit dem Willen Gottes beschlossen werden und ihnen darum eine metaphysische Bedeutung zukommt, ist längst verschwunden. Jetzt wissen die Menschen, daß die innere Politik durch die Klasseninteressen bestimmt wird, die auch die internationalen Beziehungen der Völker untereinander regeln, daß die Regierer, die Beamten, Minister, Herrscher, nichts weniger als die Blüte der Nation sind, sondern häufig bornierte, unwissende Menschen sind, Abenteuerer und reaktionäre Gemüter, ohne jegliche Befähigung, die höheren Güter des Lebens zu empfinden. Jetzt wissen die Menschen, daß die meisten gesellschaftlichen Verhältnisse nur noch auf der materiellen und technischen Armut sowie Dezentralisation der niederen Klassen beruhen. Und je mehr diese Erkenntnis in die Massen eindringt, desto mehr streben die unterdrückten Massen, Wissen und Macht zu erlangen und durch die zweckentsprechende Organisation selbst die Leiter und Lenker des gesellschaftlichen Prozesses zu werden.

Epilog zum Breslauer Universitätsjubiläum

Von Max Herrmann (Reise).

Unter den 59 Ehrendoktoren sind nur zwei Künstler: ein Bildhauer und ein Maler. Kein Musiker, kein Dichter. Paradox: Felix Dahn! „Dem schöpferischen Darsteller deutscher Geschichte und deutscher Vergangenheit“ sagt — allerdings die medizinische Fakultät. Zwei Daten gehen mir nicht aus dem Kopf: 1862 Flauberts Salambo / 1876 Dahns Kampf um Rom. . .) Wo ist Stehr? Wo ist Gerhart Hauptmann? Wer freilich die Doktrinen der Herren Koch und Siebs kennt, der wundern sich nicht! — Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen: es schmerzt mich nicht um Hauptmanns oder um Stehrs willen. Zu ihrer überragenden Größe kann ein Dokortitel nichts Wesentliches hinzufügen. Aber Schlesiens Universität hätte doch

mit Stolz diese „Schreib-Heiligen“ unserer Lage als die Ihrigen herausstellen müssen! Da doch Oxford — Da doch Leipzig —

Statt dessen viele Ehrenpromotionen lokalpatriotischen und politischen Beigeschmacks: Kultusminister und Minister des Innern, Kardinal, Oberpräsident, Oberpräsidentrat, Oberbürgermeister und Bürgermeister — und so!

Es erübrigt sich, die üblichen Uebelkeiten, all das Störende solchen Festtrummels (Offizielles Geschmuck, feierliches Phrasen-Gebredch, gestimmungsstüchtige Purra-Subelei usw. usw. . .) festzunageln. Nur zweierlei will ich noch rasch erwähnen.

Der Professor Theodor Siebs, der sich einst in einem Kolleg „Einführung ins Mittelhochdeutsche“ (Sommer 1907) einen ganz unbegründeten und verständnislosen Ausfall gegen Hauptmanns wunderliebliche „Armer Heinrich“-Dichtung gestattete, hat ein Festkleid verbrochen, das in nichts sich über die landläufigen Gelegenheitsorgelien zu Kriegervereins- und Feuerwehrvergünstigungen erhebt: „Zu Breslau, an der Ober Strand / Ist heut vor 100 Jahren / Groß Heil dem lieben Vaterland / Und Schlesien widerfahren: / Da hat sich alter Schulen Ruhm / Zu neuer Kraft verblüdet, / Da ward ein hohes Heiligtum / Der Wissenschaft gegründet . . .“ usw. Im Bericht der „Breslauer Zeitung“ heißt es hiernach: „Zubelnder Beifall lohnte dem Dichter für seine poetische Gabe“ — (Allerdings hiesige Kommerzstimmung!) — Doch warum so streng gegen Hauptmann? Hä?

Später sagt ein Geh. Justizrat Prof. Dr. Gierke u. a. „Was aber die Breslauer Studentenschaft immer ganz besonders ausgezeichnet hat, ist der dichterische Schwung, der in ihr wohnte. Zeugnis davon gibt die Breslauer Dichterschule . . .“ (Es bleibt also dabei, daß Felix Dahn und die Breslauer Dichterschule Schlesiens Poesie repräsentieren! Armes Schlesien! Da kann man nie dagegen machen! — —)

Schließlich: „Möge dieser dichterische Geist immer in der Breslauer Studentenschaft bleiben.“

Und das ist das einzige, was man unterschreiben möchte.

Jawohl! Möge „dieser dichterische Geist“ dort bleiben, wo er ist!

Dokumente neupreußischer Kultur

Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Wie inkonsequent und wie rückläufig das Verhalten des jetzigen preußischen Kultusministeriums ist, erhellt aus der von der Gesellschaft für Ethische Kultur veröffentlichte altentworfene Darlegung der Stellung des preußischen Kultusministeriums, die es seit 1794 bis 1910 zur Frage des Religionsunterrichtes eingenommen hat. Man lese und staune! — —

An die Herren Direktoren, bzw. Leiter und Leiterinnen der öffentlichen und privaten höheren Lehranstalten für die männliche und für die weibliche Jugend des Amtes richen.

III. N. 3299.

27. Juni 1910.

Neuerdings sind mehrfach Anträge dissidentischer Eltern auf Befreiung ihrer Kinder vom schulplanmäßigen konfessionellen Religionsunterricht kurze Zeit, nachdem die Aufnahme der Kinder in die Schule stattgefunden hatte, gestellt worden. Um den dadurch entstehenden Störungen des Unterrichtsbetriebes für künftig zu begegnen, ordnen wir an, daß Dissidenten, welche ihre Kinder zum Schulbesuch anmelden, stets vor der Aufnahme darauf hingewiesen werden, daß die Aufnahme nur stattfinden kann, wenn der Teilnahme der Schüler bzw. Schülerinnen an allen obligatorischen Lehrgegenständen seitens der Eltern kein Widerspruch entgegengestellt wird, und daß der konfessionelle Religionsunterricht ein obligatorisches Unterrichtsfach der höheren Schule ist,

von dem ohne Nachweis eines genügenden Ersatzunterrichts Schüler und Schülerinnen, namentlich der unteren und mittleren Klassen, im Interesse der Schulordnung grundsätzlich nicht dispensiert werden können.
gez. Mayer.

Diese, vom Herrn Kultusminister Trotz zu Solz ausdrücklich gebilligte Verfügung, verstößt nicht nur gegen den Geist und Buchstaben der preußischen Verfassung, sondern steht auch in vollem Gegensatz zu den Anordnungen aller Kultusminister Preußens seit 1850, wie folgende Dokumente beweisen:

Allgemeines Landrecht 1794.

(Titel XII; Teil 1, § 11.)

„Kinder, die in einer anderen Religion, als welche in den öffentlichen Schulen gelehrt wird, nach den Befehlen des Staates erzogen werden sollen, dürfen dem Religionsunterricht in denselben beizuwohnen nicht gehalten werden.“

Preußische Verfassungsurkunde 31. 1. 1850.

Artikel 12.

„Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen.“

Artikel 21.

„Eltern und deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist.“

Artikel 24.

„Den religiösen Unterricht in den Volksschulen leiten die betreffenden Religionsgesellschaften.“

Erlaß des pr. Kultusministers v. Bethmann-Hollweg 6. 4. und 31. 12. 1850.

„Dissidentenkinder sind von der Benutzung des in der öffentlichen Schule erteilten Religionsunterrichts frei zu lassen, sobald nachgewiesen wird, daß sie außerhalb der öffentlichen Schule Religionsunterricht erhalten. Als solcher Religionsunterricht soll der von dem Prediger der betr. Religionsgesellschaft erteilte Unterricht anerkannt werden. Zur Erteilung eines solchen Religionsunterrichts ist aber nicht die Genehmigung der Königl. Regierung erforderlich; es stehen derselben gegen diesen von dem betr. Prediger der Dissidentengemeinden ohne vorgängige Genehmigung zu erteilen freigelassenen Unterricht nur Repressivmaßnahmen zu, die sowohl in dem Inhalt des Unterrichts, wie in der Person des denselben erteilenden Predigers ihren Anlaß finden können.“

Erlaß des preußischen Kultusministers Falck 29. 2. 1872.

„Schüler, welche in einer Religion oder Konfession erzogen werden sollen, für welche im allgemeinen Lehrplan der betreffenden Anstalt Unterrichtsstunden nicht angesetzt sind, sind ohne Weiteres zu dispensieren.“

Derselben Verfügung vom 26. 1. 1875.

„Die Dispensation der Kinder von Dissidenten, die in gültiger Form aus der Landeskirche ausgetreten sind, darf nicht erst von besonderen Bedingungen abhängig gemacht werden.“

Derselben Verfügung vom 14. 6. 1877

beinhaltet die vorangehende, für Mittelschulen erlassene Bestimmung auf die öffentliche Volksschule aus.

Erlaß des preuß. Kultusministers v. Sedlitz-Trübshler 16. 1. 1892.

„Der Vater eines schulpflichtigen Kindes ist selbst dann wenn er für seine Person einer staatlich anerkannten Religionsgesellschaft nicht angehört, gleichwohl verpflichtet, das Kind an dem Religionsunterricht in der öffentlichen Volksschule teilnehmen zu lassen, sofern er nicht den Nachweis erbringt, daß für den religiösen Unterricht des Kindes anderweit nach behördlichem Ermessen in ausreichender Weise gesorgt ist . . . Der Ersatzunterricht ist, wie jeder Privatunterricht, von der Schulaufsichtsbehörde zu beaufsichtigen. Dieser Ansicht stehen die Bestimmungen des Artikel 12 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 um so weniger entgegen, als dieser Artikel nach seinem Schlußsatz die freie Religionsübung nur insoweit zuläßt, als dadurch der Erfüllung der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten kein Abbruch geschieht. Zu solchen Pflichten aber gehört, soweit die Erziehung schulpflichtiger Kinder in Frage kommt, nach Artikel 21, Absatz 2 in Verbindung mit Artikel 24, Absatz 1 und 2 der Verfassungsurkunde, dergleichen nach

den in den einzelnen Landestellen geltenden Vorschriften des Familienrechts (§ 75 Allg. Landrecht, Teil 1) auch die Sorge dafür, daß das Kind während des religionsunmündigen Alters nicht ohne Unterricht in der Religion gelassen wird."

Erlaß des preußischen Kultusministers v. Boffe
6. 1. 1893.

„Der Erlaß vom 16. Januar 1892 findet nicht ohne Weiteres auf die höheren Schulen Anwendung, denn er gründet sich auf die Vorschriften über den gesetzlichen Schulzwang, welche für die höheren Schulen keine Geltung haben. Für diese kommt vielmehr nur in Betracht, ob es mit der Schulordnung verträglich erscheint, daß Kinder an dem gesamten übrigen Unterricht teilnehmen, an dem Religionsunterricht aber nicht. Bei der Verschiedenheit der hierbei zu beachtenden Verhältnisse will ich mir bis auf weiteres die Entscheidung vorbehalten, falls für Kinder von Dissidenten die Dispensation vom Religionsunterricht nachgesucht wird.“

Verfügung desselben vom 1. 3. 1893.

„Die Vorschriften über den Schulzwang und die Bestrafung der Schulversäumnisse finden nur auf die öffentlichen Volksschulen Anwendung und demzufolge sind nur bei dieser die Dissidentenkinder zwangsweise zum Religionsunterricht heranzuziehen.“

Urteil des Rgl. Landgerichts zu Halle a. S.
25. 11. 1893.

„Angeklagter hat zufolge seines in gesetzmäßiger Form erfolgten Austritts aus der Landeskirche als Dissident ein gesetzlich begründetes Recht, daß seine Kinder von der Teilnahme an dem konfessionellen Religionsunterricht der von ihnen besuchten Volksschule entbunden werden. . . . Der Erlaß des Kultusministers v. Boffe vom 16. Januar 1892 enthielt also eine unzulässige Beschränkung dieser gesetzlich begründeten Rechte in Hinsicht der Dissidenten und ist, da Geseze im Verwaltungswege nicht aufgehoben werden können, somit rechtsungültig.“

Urteile des Rgl. preußischen Kammergerichts.

a) für unbedingte Dispensation der Dissidentenkinder vom Religionsunterricht der öffentlichen Volksschule:

Entscheidung vom 6. 12. 1888.

Entscheidung vom 6. 2. 1890.

b) gegen dieselbe:

Entscheidung vom 17. 4. 1893 (wobei indessen ausdrücklich die Aufgabe abgelehnt wird, die Rechtsbeständigkeit des kultusministeriellen Erlasses vom 16. 1. 1892 nachzuprüfen.)

Entscheidungen vom 25. 6. 1908 (s. Jahrbuch der Entscheidungen des Kammergerichts Bb. 36, C. 61 ff.)

Entscheidungen vom 26. 11. 1908 (a. a. O. Bb. 37, A. S. 78 ff.)

Aus diesen, im Einzelnen sich gewiß zum Teil widersprechenden Dokumenten geht zum mindesten ein Grundsatz allgemein anerkannter Rechtsens hervor, nämlich der, daß sich der gesetzliche Unterrichtszwang, soweit er den konfessionellen Religionsunterricht betrifft, einzig und allein auf die religionsunmündigen Kinder, die der öffentlichen Volksschule zugeführt werden, beziehen kann und darf.

Wir erheben deshalb Protest gegen die obige, der preußischen Verfassung zuwiderlaufende Verfügung des Provinzialschulkollegiums.

Zunächst im Interesse der Religion selbst, die durch einen solchen direkt oder indirekt geübten Zwang auf die Eltern, Erzieher und Kinder den schwersten Schaden erleiden muß, ferner im Interesse der Pädagogik und ihrer berufenen Vertreter, da durch die Heranziehung widerwilliger Schüler gerade zu dem Unterricht, dessen Ziel zarteste und freieste Gesinnungsbildung ist, das Verhältnis von Elternhaus und Schule, der Unterricht selbst und die Erziehungsaufgabe schlimmen Gefahren ausgesetzt wird; endlich aber im Namen der Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze, die es nicht dulden kann, daß charakterfeste Menschen, die von der ihnen verfassungsmäßig

gewährten Gewissensfreiheit Gebrauch machen, als Bürger minderen Rechts behandelt werden.

Die sittliche Pflicht des Kulturstaats, für die sittliche Bildung der Unmündigen Vorsorge zu treffen, leugnen wir dabei so wenig, daß wir es vielmehr für die zur Zeit dringendste Aufgabe des Kultusministeriums erachten, den Zehn- und Hunderttausenden von Eltern, die heute der Kirche entfremdet sind,^{*)} die auch sonst Andersgläubigen gewährte Möglichkeit zu gewähren ihren Kindern eine religionsgeschichtliche und sittliche Unterweisung geben zu lassen, die der Ueberzeugung der Eltern mindestens nicht widerstreitet. Dagegen widerstreiten wir dem preußischen Kultusministerium das Recht, selbst unter Berufung auf den Erlaß Sr. Excellenz v. Boffes vom 6. Januar 1893, im Interesse der Schulordnung allein solche tiefe Eindrücke in das gesetzlich gewährleistete Bestimmungsrecht der Eltern, bezw. des Vaters, über die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu tun. Die Schulordnung hat sich dem Leben, nicht das Leben der Schulordnung anzupassen. Auch ist wohl zu bemerken, daß nach preußischem Gesetz jedes Kind mit Zurücklegung des 14. Lebensjahres religionsmündig wird und danach weder zu irgendwelchem Religionsunterricht, noch selbst zum Verbleiben in der Kirche angehalten werden kann. Eine höhere Schule also, die im schlimmsten Falle bis etwa zur Obertertia hin den Unterrichtszwang in Religion aufrecht erhalten könnte, würde für Obertertia bis Oberprima höchstens fakultativen Religionsunterricht erteilen dürfen. Daß aber eine Massenauswanderung aus diesem Fach ganz abgesehen von der Rückwirkung auf seine Schätzung in den Augen der Schüler — die Schulordnung noch ganz anders stören würde, als die Beschränkung auf fakultativen Religionsunterricht überhaupt, bedarf keines Beweises.

Indem wir daher grundsätzlich den Antrag der nationalliberalen Abgeordneten Schiffer und Hadenberg unterstützen, der sich wörtlich mit dem § 20, Absatz 2 des 1910 angenommenen Badischen Schulgesetzes deckt:

„Kinder, die keiner Religionsgemeinschaft angehören oder einer solchen, für die Religionsunterricht an der Volksschule, die sie besuchen, nicht erteilt wird, können gegen den Willen des Vaters oder anderer Erziehungsberechtigter zum Besuch des Religionsunterrichts nicht angehalten werden.“

verlangen wir, als positive Ergänzung, zunächst der gesetzlichen Sachlage entsprechend für die höheren Schulen die Zulassung eines nach behördlichem Ermessen ausreichenden religionsgeschichtlichen und ethischen Erziehungunterrichts für die Kinder von Dissidenten und behalten uns vor, mit allen gesetzlichen Mitteln auch für die Kinder unserer Volksschulen die gleiche Maßnahme im Interesse von Recht, Gewissensfreiheit, sittlicher Kultur und religiösem Frieden zu erkämpfen.“

Dem haben wir nichts außer unserer lebhaften Zustimmung beizufügen; höchstens noch die freundliche Zuversicht, daß es mit den reaktionären Regiment nicht mehr lange währen wird. Es regt sich aller Orten: in Wien ist die Vormachtstellung der Christlichsozialen erschüttert und es steht ihr völliger Zusammenbruch zu hoffen: Der kerikale Gewissenszwang und die ganze staatskirchliche Menschenherrichtung paßt nicht mehr in unserer Zeit.

^{*)} Nur in Berlin sind nach amtlichen Quellen in den Jahren 1904—1909 ca. 38 000, in 1910 über 10 000 Personen aus der Kirche ausgetreten. Den Ausfall an Kirchensteuern bezifferte die Berliner Stadtsynode auf 800 000—900 000 Mk.

Wir halten es für unsere Pflicht, die Bestrebungen der Gesellschaft für Ethische Kultur (Berlin SO. 16, Kungestr. 27) mit aller Kraft zu unterstützen, der im Kampfe gegen die Gewissensvergewaltigung der Dissidenten-Kinder an das Rechtsbewußtsein und an das sittliche Gefühl der preußisch-deutschen Mitbürger appelliert und Zustimmungserklärungen von allen Gesinnungsgenossen erbittet.

Glossen

Englands Nahrungsmittelzufuhr. Im Jahre 1851 kamen in England und Wales auf 1000 Personen 106, die in der Landwirtschaft tätig waren, gewiß schon nicht mehr viel, aber 1901 waren es nur noch 30 vom Tausend. Dem entsprach natürlich ein unaufhaltbarer Rückgang in den Erträgen der englischen Landwirtschaft und eine ebenso unaufhaltbare Zunahme der Einfuhr ausländischen Getreides. In dem Zeitraume von 1861 bis 1865 führte England im Durchschnitt jährlich 35 Millionen Zentner Weizen ein. Vierzig Jahre später, im Jahr fünf 1901 bis 1905, betrug die Einfuhr fast 112 Millionen Zentner. Die englische Bevölkerung vermehrte sich in diesen vierzig Jahren von 29 auf 42 Millionen, nahm also um 45 % zu, während die Steigerung der Weizeneinfuhr von 35 auf 112 Millionen Zentner einen Prozentsatz von 222 ergibt. Am raschesten ging es in den letzten Jahren mit der englischen Landwirtschaft bergab. Während 1888 immerhin noch ein Drittel der englischen Bevölkerung mit einheimischem Getreide versorgt werden konnte, war dies 1906 nur noch bei einem Fünftel möglich, so daß heute die gesamte Weizenerzeugung des Vereinigten Königreichs nicht einmal mehr für Schottland und Irland ausreichten, so daß die gesamte Bevölkerung von England mit Wales von ausländischer Zufuhr abhängig ist. Es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand das Land in einem Arztege in eine schwierige Lage bringen müßte, aber schon in Friedenszeiten ergeben sich daraus mancherlei Uebelstände. Man denke nur an das plötzliche Emporschnellen der Getreidepreise vor zwei Jahren infolge einer unzulänglichen Winterernte. Dann ist es ja nicht Getreide allein, was England an Nahrungstoffen in großen Mengen einführen muß. Es gehört dazu auch Fleisch, und in dieser Hinsicht ist England von den Vereinigten Staaten so abhängig geworden, daß die Fleischpreise im Vereinigten Königreich von Kapitalisten, die in Chicago sitzen, kontrolliert, wenn nicht diktiert werden. Auf dem Fleisch, das in England gegessen wird, ruht also gewissermaßen ein hoher Zoll zugunsten der nordamerikanischen Union. Für ein Reich wie Großbritannien ist das eigentlich ein unwürdiger Zustand, aber man bewegt sich schon zu lange auf der schiefen Ebene, als daß selbst eine großzügige Tarifreform mehr als eine bremsende Wirkung auszuüben vermöchte.

Otto Corbach.

Der 30. August 1911. (Zum Kapitel: liberale Zeitungen.) Um 10³/₄ ist der Kaiser nebst Begleitung im Automobil nach Stargard abgereist. Unterwegs, in Altbamm, antwortete er auf eine Begrüßung durch die städtischen Körperschaften:

„Ich bin erfreut über Ihre Begrüßung, den schönen Empfang und die Ausschmückung Ihrer Stadt. Ich weiß, daß Ihre Stadt gut gesinnt ist, und wünsche ihr Aufblühen und Gedeihen.“

Teilen Sie, lieber Herr Bürgermeister, Ihrer Bürgerschaft mit, daß ich mich sehr gefreut habe.“

Dann wurde die Reise fortgesetzt. Um 11 Uhr 20 Mi-

nuten (die liberalen Blätter legen auf Sekunden wenig Wert) Ankunft in Stargard. Aus der Ansprache:

„Mein verehrter Herr Bürgermeister! Ich bitte Sie, in meinem Namen und dem Namen Ihrer Majestät der Kaiserin der Bürgerschaft von Stargard von ganzem Herzen unseren Dank auszusprechen für den Empfang seitens der Bevölkerung und die Ausschmückung der Stadt, die uns ein Beweis sind für die Liebe und Treue des pommerischen Volkes, ein farbenreicher und bilderreicher Beweis. Die historischen Beziehungen, die Sie uns in Ihrem Rückblick geschildert haben, zwischen meinen Vorfahren und den pommerischen Herzögen vor ihnen und der Stadt Stargard sind ein Beweis dafür, wie sehr von altersher seitens der Fürsten die Treue der Pommern geschätzt wurde, und wie sehr ihnen das Wohl der Stadt am Herzen gelegen hat. Sie entbehrte niemals in Kriegszeiten und Zeiten der Not wie in Zeiten der friedlichen Arbeit der Fürsorge des Herrscherhauses. Mit Stargard verbindet mich ein besonderes Band insofern, als ich in meinem zehnten Jahre 1869, hierher kam, um teilzunehmen an der letzten Korpsrevue, wobei mein seliger Vater sein zweites pommerisches Korps seinem Vater, dem damaligen König Wilhelm vorführte. Ich erhielt damals die Uniform des zweiten pommerischen Regiments . . .“

Von der Wahrhaftigkeit.

Das Wesen der Wahrhaftigkeit besteht darin, daß die anderen Menschen nicht getäuscht werden; erste Voraussetzung dabei ist, daß man wahr gegen sich selbst ist, sich nicht selbst täuscht. Wahr sein heißt: so sprechen, so handeln, so leben, sich so geben, daß unsere Mitmenschen eine richtige Vorstellung von unserem Innenzustand erhalten. Die Wahrheit steht im nächsten Zusammenhang mit der Klarheit. Es genügt also nicht, daß wir keine groben Unwahrheiten sagen, nicht lügen, nicht falsches Zeugnis ablegen — wir müssen von einem Wahrhaftigkeitsdrang erfüllt sein; wir müssen darauf bedacht sein, dem anderen Klarheit zu verschaffen.

Dieser Wahrhaftigkeitsdrang muß schon im Kinde entwickelt werden. Dem Kinde muß es Bedürfnis sein, rückhaltlos alles zu sagen, was sein Inneres beschäftigt oder gar belastet — Ehrlichkeitsdrang. Das erreichen wir, wenn wir die ersten Ansätze zur Ungenauigkeit, Unklarheit, Verdunkelung vorsichtig behandeln. Der Erzieher (Eltern, Lehrer) darf nicht von vornherein mit dem Begriff „Lüge“ arbeiten. Das Kind „lügt“ zunächst überhaupt nicht; wenn es etwas Unrichtiges sagt, so ist es Irrtum oder Scheu vor den Folgen seiner kleinen Untat. Verscheuchen wir durch unsere Milde die Scheu des Kindes, erwecken und befestigen wir das Vertrauen im Kinde, daß das, was es an Folgen für seine Handlung zu gewärtigen hat, in einem dem Kinde begreiflichen Verhältnis bleibt zu seinem eigenen Schuldbewußtsein, so regen wir den Ehrlichkeitsdrang an; zu dieser Milde verhilft uns am sichersten die Erinnerung an die eigene Kindheit, somit das Verständnis für kindliche Abirrungen.

Das ist der leitende Gesichtspunkt, den wir auf unser Gesamtleben, auf das häusliche und öffentliche Leben, auf das Berufs- und Rechtsleben, auf den Handel und auf den Umgang, auf den Verkehr mit den eigenen Volksgenossen und auf den Verkehr der Völker untereinander übertragen müssen. Wir dürfen die Abweichungen von dem Normal- und Idealzustand nicht strenger beurteilen, als es die Erziehung des anderen erheischt; wir dürfen eine Abweichung von dem „eigentlich“ Richtigen oder Vorgeschriebenen nur in dem Maße beurteilen, als „Schuld“ vorhanden ist. In dem Grade, wie wir selbst einsichtig, gerecht, mild, tolerant, nachsichtig sind, werden die

anderen den Mut finden, wahr zu sein. Denn: schließlich ist doch die ganze Frage der Wahrhaftigkeit — so weit eine Verübung gegen dieselbe nicht bloß üble Angewohnung ist — lediglich eine Sache des Mutes. Ist der (innere) Mut die vornehmste Eigenschaft eines hochgesinnten Menschen, so ist die Wahrhaftigkeit seines Wesens die wertvollste.

M. von Egidy.

Walt Whitman

fackelschwinger! Lodernder Titan des kauschen Urwalds!
Deine Augen küssen die Welt, und traumschmeichelnd
fließt die weiße Sonne deiner Haare über das Meer —
Weltmensch!

Dein Herz ist zwischen den streitenden Blöcken Liebe
In aufgerissener Brust blutenden Brudergefühls —
Kinder kien augenmüde vor deiner Jünglingsseele —
Traum!

Aus deinen bleichen Tränen blinkt warmer Friede,
Und Blumen sind deiner lieben Lippen Worte,
Die wir trinken, heilenden Quell —
Wunder!

Dein Urgebäude wächst, wilderndes Gold . .
Es breiten fromme Länder ihre grauen Hände
Zum Fang — Einsam steht du am Saume der Welt —
Prophet!

Marburg.

Arthur Drey.

Reiseplitter

Von Grete Reisel-Heß.

II.

Zur Kritik der Reisehandbücher. Sie alle largen nicht mit Jahreszahlen, Gipfelhöhen und historischen Reminiscenzen; aber es fehlt ihnen gumeist an einer Beratung, die dem Reisenden klare und nützliche Winke giebt. Verona ist heute noch die bekannte Nachtunterbrechung auf der Fahrt nach Italien durch Tirol; ich sage, heute noch; denn noch in diesem Sommer soll die Val Sugana als nächste Strecke München-Trient-Venedig, erschlossen werden, und dann werden wohl die meisten Verona links, vielmehr rechts liegen lassen, sofern sie es schon kennen. Heute ist Verona noch die Nachtstation, auf der man manchmal bis drei Stunden Aufenthalt hat. Aus diesem Grunde gehen viele Reisende lieber ins Hotel und setzen die Fahrt am andern Morgen fort. Warum nun bringt das Reisehandbuch, das ich hier durch Namensnennung nicht kompromittieren will, nicht die nötige Notiz: „Reisende, welche von Norden kommen und in Verona übernachten wollen, sollen an der ersten Veroneser Station (es gibt deren zwei) aussteigen; denn von hier aus liegen die Hotels näher.“ Ich steige um Mitternacht an der zweiten, der Hauptstation aus. Am Bahnhof ist kein Hotel, man rumpelt im Omnibus länger als eine halbe Stunde durch Finsternis, durch mattbeleuchtete Straßen, an gespenstigen Römerruinen vorbei. Man hat auf gut Glück das Hotel gewählt, das besagtes Reisehandbuch ganz besonders empfiehlt. Es soll in der nächsten Nähe der Piazza Erbe liegen. Wir biegen in eine schmale Straße ein, durch

die der Wagen sich kaum durchzwängt. Das Hotel ist italienisch, obstr, schmutzig. Von meinen Fenstern aus blide ich auf ein ganz enges Gäßchen, gerade auf die Hinterfront einer alten Kirche. In den Winkeln des Bauwerks lagert Abfall und Schmutz, weiter links an der Ecke brennt eine Laterne und beleuchtet ein uraltes, romantisches Tor, das sich in einem oft renovierten Haus fast vollkommen intakt erhalten hat. Das Mondlicht versilbert die gewölbten Ziegel der Dächer. Die vollkommene Einsamkeit und Fremdheit dieser Situation müßte ein weibliches Gemüt überwältigen wenn — wenn es sich in der Welt allein fühlte. Ganz klar wird mir dies in dieser gespenstigen Nacht. Nur weil ich nicht allein bin, weil ich Heimat in Menschengestalt besitze, kann ich mich ruhig, ja freudig interessiert, zwischen ein und zwei Uhr nachts hier aus dem Fenster lehnen, allein wie ich hier bin. Ruhig betrachtet man die Objekte, läßt die Erscheinungen dieser Welt auf sich wirken; und dieses ist der größte Wert jener Gefährtschaft, die Heimat gibt in Menschengestalt, — daß sie frei macht, daß sie uns ermöglicht, den Dingen gegenüber stille zu sein und sie anzuschauen.

Weiterfahrt um 5 Uhr morgens früh. Verona ist taghell. Alles, was in der Nacht gespenstig schien, offenbart sich nun in rosigter Pracht. Die uralte Arena scheint in Flammen zu stehen, als ich an ihr vorüberfahre; und dann im jungen Morgen durch Oberitalien. Diese Strecke, die man gewöhnlich nachts zurücklegt, überrascht mit ungeahnten Reizen. Lieblich sind die Gefilde von Verona bis Brescia. Doppelt und dreifach trägt hier das Land, Felser und Gärten sind eins. Die Maulbeerbäume strecken die gegabelten Arme in die Luft und zwischen ihnen ziehen sich über dem grünen Ader von Baum zu Baum Nebengewinde. Es ist, als hielten sich die Bäume im Ringelreihen an der Hand; Hügel steigen auf, von denen die langen Regel der Typressen und die runden Kronen der Pinien grüßen. Und eine Villa liegt dazwischen, rosenrot gestrichen, bemalt mit Fresken in pompejanischer Manier, mit flachem Dach, das die Säulenbalustrade umgibt, umflossen vom jungen Morgen; und mein Herz schlägt in froher Begrüßung des lang ersehnten Bildes und Konrad Ferdinand Meyers seliges Wiedersehen mit dem gelobten Lande kommt mir in den Sinn . . . „Mit flachem Dach ein Säulenhäus, — das erste welsche Bildnis!“

*

Ist der große Tunnel vor Genua passiert, so gibt es kein launenhaftes Wetter mehr, keine enbloßen Regentage. Genua glüht und strahlt, so oft man es wiederfieht, la superba hat an Glanz und Farbe nichts eingebüßt. Aber leider strahlt es nicht nur, sondern — es brüllt auch und quiekt und kreischt. Das Getöse in den engen Straßen ist kaum zu ertragen. Quietschend fahren die Elektrischen, und donnernd dröhnen die Wagen auf das grobe Pflaster, und ein ewiges Pfeifen und Klingeln ist über allem. Selbst die Hauptverkehrsstraße ist so schmal, daß es keinen richtigen Bürgersteig da gibt, und man sich nur mit Mühe vor den rasselnden und tobenden Fuhrwerken an die Wände der Paläste drückt. Oh, Gerebe von der Undurchführbarkeit der Antikarabewegung; welch ein Unsinn dieser Pessimismus ist, zeigt mir Genua; denn das wichtigste was hier not tate, ist in Berlin z. B. längst erfüllt. Wie „geschmiert“ gleitet unsere elektrische Bahn gegen diese quetschenden Ungetüme. Nein, nichts ist undurchführbar, was erst Bedürfnis geworden ist, nur die richtigen Bedürfnisse wahrütteln, sie nicht mehr einschlafen lassen, — das ist die Aufgabe.

Auf dem Genueser Rigi, den schönsten Aussichtspunkt, führt eine elektrische Bergbahn. Oben sieht man in einem Gärthchen, in dem die Myrten gerade in voller Blüte sind, Lorbeer und Nissel in dichten Kronen stehen und die Beete von Blumen glühen. Vergessen ist der Wutlärm der Straßen. Die Kronen der Myrten lassen Ausblicke frei und durch diese grünen Bogen sieht man unten, auf einer ins glitzernde Meer vorgeschobenen Landzunge, den größten Teil von Genua. Wie ohne Zwischenräume scheinen die Häuser aneinander zu stehen; Türme durchbrechen die Masse; die vier vergoldeten Kuppeln, das Wahrzeichen der Piazza Desferrari geben die Orientierung. Vergeblich frage ich, nachdem ich all die Blütenpracht sehe, nach der Blume aller Blumen, die ich vor Jahren zum ersten Male in Genua kennen lernte, der Garbenia, der weißen und der roten, nach ihr, die die edelste Gestalt mit dem süßesten Duft eint. Sie blüht jetzt nicht, sie hat ihre Pause zwischen zwei Blütezeiten, im April und im Hochsommer. Vor Jahren berauschte uns die Entdeckung dieser einzigen vollkommenen Blüte, und was wir fühlten, wurde Stimme . . .

„Steh“, sagte ich, — „ihre Blätter, der Garbenia weiße Blätter, sie beben, wie in Ekstase! Und sind doch so fest gewachsen im Kelch! Das ist das Wunderbarste an der Garbenia: du kannst sie rütteln und schütteln soviel du willst, der Wind mag sie an ihrer weißen, sammeteinen Krone zausen, soviel er mag, sie entblättert nicht, wie andere Blumen, wie die „stolze Rose“, Tulpe und wie sie alle heißen, nicht eines ihrer sphärenhellen, frohen Blütenblätter entfällt ihr. Sie hält sie fest in ihren wunderbaren Kelch. So, so müßte man sein: so unverwundbar!“ .*)

Weiße Garbenia:

Von allen Blumen du die Blume!
Ein frommes Lied klingt auf zu deinem Ruhme.
So wohnt das Licht auf himmelsnaher Stirn,
So erdenferne ruht der ewige Schnee am Firn,
Wie deiner Sammetblüte Glanz erglöhnt
In weißer Blut.
Und das Geheimnis, das im Kelch dir ruht,
Enthaucht ihm, da er sonnensehrend blüht,
Die Seele deiner Seele: dein Gemüt.
So Wahrheit wie Geheimnis schließt sich rätselvoll in dir,
Weiße Garbenia, du.
So sphärenhell, geborgt von fremdem Stern, dein froher
Glanz,
So irdisch süß, wie Lust- und Leibdurchbebt, dein Blätter-
kranz.
So unverwundbar deine keusche Krone!
Wie einst du dies zu solcher holden Ruh,
Weiße Garbenia, du?
Einst saß ich, still durchglöhnt, an einem fernen Strand,
Blau lag das Meer vor mir.
Da hielt ich dich in schwerem Strauß im Schoß,
Weiße Garbenia, du.
Gesegnet war die Seele mir.
Und, Seele deiner Seele, hauchst du mir
Den süßen Atem zu.
Und wieder strahlst du, in demütigem Ruhme.
Im Schoße mir, ein reicher Kranz.
Und anders ist die Seele mir gesegnet,
Kam mir das Glück aus deinem Hauch geweht?
Ein frommes Lied klingt auf wie ein Gebet:
Daß ich dir gleiche je, in meinem Frauentume,
Weiße Garbenia, du, du aller Blume Blume!

*) Aus meinem Roman „Die Stimme“. Verlag Dr. Weid-
und & Co., Berlin.

Ich gehe zu Fuß vom Rigi hinunter durch steil abfallende Gäßchen, die so schmal sind, daß sich die Bewohner oben aus den Fenstern die Hände reichen können. Die hier wohnen, gehören wohl zum ärmeren Kleinbürgertum, dennoch (und das ist erzählenswert) begegnen mir hier dieselben aufgedonneten Damen, die man auch unten in den Hauptstraßen sieht, Damen, die ihre stattliche Fülle eng geschnürt zusammenhalten, die auf dem Kopf mit den kolorierten Gesichtern mächtige Federhüte balanzieren, auf hohen Absätzen trippeln und reichlich mit imitiertem Schmutd behangen sind. Die Genuesin ist ein Typus, der den „Herren“ sicher gefällt. Ich meine jener Sorte von Männern, für die alle jene Vergnügungen bestimmt sind, über denen nicht selten: „Nur für Herren“, geschrieben steht. Ob arm oder reich, sie ist modisch aufgeputzt, und man sieht die letzten Elixirs der Mode hier an an weiblichen Erscheinungen, einerlei, ob sie der Trägerin passen oder nicht. So sah ich hier eine Hochschwängere im engen Humpelrod.

Das Schönste, was man von Genua aus sehen kann, ist Portofino-Culm. Es gehen da besondere Automobile hin, längs der Meeresküste, zwischen Myrten und Lorbeeren und Blumenmassen, die so unwahrscheinlich üppig sind, daß sie aussehen wie eine Theaterdekoration. Portofino-Culm liegt auf stattlicher Höhe und man sieht bei gutem Wetter bis nach Sardinien. Auf dem Aussichtsplattform, neben dem Hotel, stehen Streckessel bereit, und man gibt sich hier ganz der Sonne hin. Das Auto fährt dann noch nach Rapallo hinunter: und wieder muß ich dem Reisehandbuch Wortworte machen, denn von dem Schönsten, was man sich hier vergönnen kann, davon sagt es nichts: Das ist das Seebad in Rapallo. Und wenn darüber das Automobil versäumt wird, so hat man nur gewonnen. Man geht dann zu Fuß bis nach Santa Margherita zwischen Zitronengärten und Märchenvillen. Hier sah ich zwei Weiber, die ein mit Ausschlag bedecktes, halb blindes Kind mit sich führten und reichliche Geschäfte beim Betteln machten. Die Alte, vom echten Kupplerinnentyp, die Junge, groß, üppig, mit vorgeschobenem Leib und gleichgültigem, gelbem Gesicht. Sie waren so zerlumpt, daß es wie bewußte Drapierung wirkte. Zipfelnd hingen die bunten Röcke, aus denen große Stücke schürten, übereinander. Der Rock der Jungen war vorn etwa um drei Handbreit kürzer als hinten, aber sie trug eine Sorte „Boutons“, die ich nahezu an allen genueser Damen gesehen hatte, offenbar die neueste Mode. Diese Boutons sahen von weitem Diamanten nicht unähnlich; sie bestehen aus Perlmutter mit Silberfiligran. Am Bahnhof zählten die Bettlerinnen ihre Barschaft, machten Kasse. Dann gingen sie in die Destille und bestellten drei Gläschen Schnaps, für Großmutter, Mutter und Kind.

Das Schiff, auf dem wir die Seereise machen, kommt vom ostindischen Archipel. Holländische Kolonisten reisen zur Heimat, es sind braune und halbkolorierte darunter, die Dienerschaft ist braun, Javanen, für die Multatull die Welt aufgerufen hat, mit schnarrenden, plärrenden Kinderstimmen, und einer Sprache mit unendlich langgezogenen Vokalen; ruhige, aufmerksame Diener. Leider ist zwischen die internationale Gesellschaft eine deutsche Gruppe von Vergnügungsreisenden eingesprengt, die man zu allen Tages- und Nachtzeiten hört. Sie unterhalten sich mit Geschrei, und ihre Gesänge nehmen kein Ende. Sie malträtieren das Klavier und geigen. Ein junger Florentiner Sänger, der ins Engagement nach London fährt, gibt seine Kunst großmütig zum besten. Eben haben wir, mit verhaltenem Atem die volle herrliche

Stimme verklingen hören, haben den tiefen Gram der Ballade „Vorroi morir“ erlebt, noch klingt in uns das hoffnungslose Werben des alternden Freiern, der um Liebe sich demütigt, bevor er sich dem Tod ergibt, „Donna vorroi morir“, — — und da fangen auch schon die lieben Deutschen an: „Immer noch ein Tröpfchen, immer noch ein Tröpfchen aus dem kleinen Henkeltöpfchen.“

Ich schäme mich, weil ich weiß bin und deutsch spreche. Ich schäme mich vor den japanischen Beamten, die da braun sind. Die Italiener und Portugiesen zucken die Achseln: „Che volete? Tedeschi.“ „Dutch,“ jagt der Amerikaner, wenn er deutsch in jenem gewissen Sinne meint. . . . Schon Thomas Hood stellte an den Deutschen die Freude am Lärm fest. Sehr richtig bemerkt Friedrich Persynski in der Zeitschrift „Der Antirüpel“, daß schon die Erziehung der Kinder, denen man in früher Jugend „ein ganzes Museum von Lärmwerkzeugen“ in die Hand steckt, dazu angetan ist, jene grobe Sorte von Radaumachern großzuziehen. Ganz besonders unangenehm bemerkbar macht sich ein junger Mann mit treuherzigem Kindergeſicht. Er kraht auf der Geige, hämmert am Klavier; er hat sich's „selbst beigebracht“. Wenn er nicht „spielt“, so „singt“ und schreit er. Wenn er spät nachts zur Kabinenbraut, nimmt er lärmenden Abschied von seinen Genossen. Eine wohlwollende Dame entschuldigt ihn: „Mein Gott, er ist ein Waisenknaabe.“ Der Waisenknaabe fängt an, mir fürchterlich zu werden, ebenso wie eine Dame, deren rauher Bass-Buffo kommandierend über das Schiff hallt und die wiederholt stolz bekennet: „ich bin ein Soldatenkind.“ Ein anderer deutscher Herr, ein untersehter Vierziger, Fabrikant vom Rhein, hat die neckische Gewohnheit, Hundegebell täuschen nachzumachen. Genug davon.

Ein ältlicher sympathischer Engländer, neben dem ich am Sonnendeck im Stredstuhl liege, mit dem ich von Deutschland, den Zöllen und den Lebensmittelpreisen spreche, zieht einen Schilling aus der Tasche und zählt auf, was man in London für diesen Schilling kaufen kann. Er war so freundlich, es mir schriftlich zu geben. Ein Schilling ist gleich zwölf Pence, 1 p gleich 5 Fig.

1 Pfund Hammelfleisch	3
2 Pfund Weißbrot	2 1/2
2 Pfund Kartoffeln	1
1 Pfund Zucker	1 1/2
1 Pfund Äpfel	1
1 Pfund Mehl	1 1/2
1 Pint Bier	1 1/2
Summa:	12 p = 1 sh.

Diese Tabelle, das Produkt des Freihandels, erschüttert mich, und ich denke hoffnungslos an meine Berliner Menage.

Die Gefangenen

Uns blieb das enge Zimmer nicht erspart,
 Drin wir wie Tiere trotten auf und ab.
 — Die Zeit fällt langsam in ihr Abgrund-Grab . .
 Der Teppich schweigt und jene Diele knarrt.

Weh! Schon fließt über schrill im Abendrot
 Der Horizont! — fern hinterm Fensterglas . .
 Da schäumt noch einmal wütend unser Haß.
 Dann wirft er uns zu Schatten, toll und tot.

Weglar.

Robert Jenksch.

Goethe unter Vormundschaft

Von Max Jungnickel.

Literarische Talglücker, Oberlehrerchen, Duzenbengelchen, Federsege und andere Nullen haben über Goethe so viel geschmiert, haben jeden Papiersegen veröffentlicht, der nichts wie leeren, gleichgültigen Tand enthielt. Aber der Olympier von Weimar hat Gewaltiges geschrieben, Flammendes, Blühendes, Erdhaftes, Rauhes, Wuchtiges, Wildes, das uns Zwergenhände entrißen haben. Entrißen rissen aus Prüderie und Frömmerei. Das sind jene Dokumente, die Goethe über das menschliche Geschlechtswesen, über das christliche Kirchentum aus innerster Herzensüberzeugung am Herbstabend seines Lebens schrieb. Schranken und freiheitsprengende Dokumente, umstrahlt von der Glorie reinster Kunst. Wer gibt uns die vollständigen römischen Elegien des heidnisch sinnlichen Goethe? Warum unterschlug man von den Faustfragmenten die kühnen mephistophelischen Weltphantasien? Ein Fluch über die Barbaren und frechen Willkürer, die des verwegenen Goethe venetianische Epigramme zerstückelten, die uns statt donnernder, seelennakter Bekenntnisse nur zerrissenes, weißes Geraune gaben! Ein Fluch über diese Berserker, diese öden, pruden Machtklüger, die hinter Staub und Spinnweb Donner und Blitz und Federmausgedanken verbergen!

Der Leipziger Verlag von Zeitler hat die Venetianischen Epigramme Goethes gesondert herausgegeben und hat gleichzeitig mit dieser Tat das ganze Gebaren, die ganze schädige Wirtschaft dieser flätigen Goethevormünder entlarvt. Aus verschiedenen Inhaltsverzeichnissen, Registern und Belegen sind Bruchstücke und Torsos gewonnen worden. In der Vorrede weist der Herausgeber darauf hin, daß die „nicht mittelbaren Epigramme von der verstorbenen Großherzogin von Sachsen, der ersten Eigentümerin des Archivs, eigenhändig unter Verschluss und Siegel genommen und seitdem von keines anderen Menschen Auge wieder erblickt seien.“ Also eine richtiggehende Großherzogin ertrotzt sich die Vormundschaft über Goethe. Diese Konfiskation ist ein Skandal. Eine Großherzogin mit dem Zierlichtun der Tanzstunde, mit dem nichtigen, himmelblauen Ritus, legte das Phänomen Goethe an die Kette. Diese Treibhausdame glaubte im Dichterkränze eines umstrahlten Giftblüten entdeckt zu haben. Eine versimpelte Reherriecherin, die alles Ungeschminkte zu hassen schien, die nicht unterscheiden konnte zwischen Glorie und dreißigem Glanz. Eine feine, moralgeleckte Dame. Leider hat sie Malheur gehabt. Es sind nämlich einige Bruchstücke entschlüpft, die vor ihren erlauchten Augen, wenn ihr erlauchtetes Hirn Lateinisch gekonnt hätte, sicherlich nicht Gnade gefunden hätten. Wie ein wüß zertrampeltes Kornfeld, in dem noch ein paar reife Aehren stehen, so sieht ein geschändetes Goetheepigramm aus. Lodernde Satzsegen und Punkte, Punkte, Punkte. Die Pfaffen hat Goethe verhöhnt, flammend, kalt zersehend. Die Dirnen aber hat er geliebt und gestreichelt, der große, weise Heide. Seine Gottlosigkeit und seine Liebesfreudigkeit wurde von jener Erlauchten versiegelt, tausendmal versiegelt. (Wie eine Pensionsmutter, die ihren Schülern nur „einwandfreie“ Bücher, etwa die Rosinenmaule einer Marlitt und Heimbürg und Eschruth vorsetzt, so kommt mir jene Großherzogin vor.) Gehört vielleicht so einer unters Volk, der da predigt, daß es freiem Menschen nicht gezieme Christ zu sein. Der einen väterlichen Rat beginnt: „Ausspannen befiehlt der Vater die Schenkel.“ Darf ein deutsches Volk das Spottepigramm Goethes über die gute Gesellschaft wissen? Um Gottes willen, nein, nein!

„Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein

Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.“
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn: man nennt sie die gut,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Sind nicht die Schöpfungen der Phantasie, sind nicht die Gedankengebilde des Volkes Gemeingut und geistiger Kulturbesitz? Warum hat man uns Goethes letzte donnernde Gedanken gestohlen? (Auch Laissalle hat Großes geschrieben, das dreist und frech gemauert worden ist.) Wir recken unsere Hände nach jenen Schätzen und werden behandelt wie Harleline und Narren. Diese Geistesgüterunterdrückung, diese freche Willkürherrschaft, diese gewissenlose Vormundschaft über Genies durch Thronende und Besizende muß endlich zu Grabe geläutet werden. Heraus mit den Gefängen der göttlichen Goetheflöte, die sie am Lebenslachmunde sang, als schon Sprünge ihre Töne zittern machten! Huh, wie sie sich fettig, verschminkt lächelnd verkriechen diese frechen Portiers geistigen Hortes.

Der Dichter

Von Alexander Puschkin.

Hört nicht darauf, wenn dich die Menge preist!
Wie lange noch, Poet, und sie wird schweigen . . .
Wenn auch des Beifalls Hymnen zu dir steigen,
Bleib fest im Herzen, bitter und vereist.

Bist du nicht Zar? So leb allein! Dein Geist
Vermag auch ohne Zuspruch, dir zu zeigen
Das Ziel, zu dem sich alle Wünsche neigen,
Ob frühen, ob es späten Lohn verheißt.

Er liegt in eigner Brust, du bist der Richter!
Gefällt dir dein Gedicht, o herber Dichter,
Der strenge sich sein Urteil selbst bemißt?

Bist du zufrieden? Laß den Pöbel schelten
Und den Altar bespeien der heiligen Welten,
Den Dreifuß deiner Kunst voll Hohn und Eist.

(Deutsche Umdichtung von Mario Spiro.)

Das Schöne und das Gute

Von August Strindberg.

In einem Drama darf man ja nicht rasche Umschläge in der Entwicklung des Charakters vornehmen, ohne sie ordentlich zu motivieren. So wird der gute, fromme, geduldige Albaner in „Dear“ ein Löwe, als er das Urböse bei seiner Frau und seiner Schwägerin ganz zynisch hervorblitzen sieht. Dieser Ausbruch von Haß gegen die Bosheit befriedigt und bildet nur die Rehrseite der Güte, die gleich dem Semaphor die andere Seite zeigt, wenn Gefahr im Anzuge ist.

Im Leben kann man einen bösen Menschen gut werden und einen guten schnell oder langsam herunterkommen sehen. Das letzte ist das schmerzhafteste Schauspiel, das man sehen kann; ich erinnere mich kaum eines Dramas, in dem man das Publikum mit diesem aufregenden Anblick zu quälen gewagt hat. Taudet hat in „Jaa“ geschildert, wie ein feines schönes Kind so allmählich entartet; das ist das herzzerreißendste Buch, an das ich mich erinnere. Und zwar deshalb, weil es der natürlichen Ord-

nung widerspricht, direkt gegen den Sinn des Lebens geht, der Erziehung und Aufstreben ist; und das ist nichts anderes als Entwicklung und Fortschritt.

Oft sieht man ja, daß Kinder, auch aus geringem Stande, von den Eltern besser gehalten werden, als sie sich selber halten. Der Typus des Kindes ist fein, überirdisch, engelhaft. Dann kommt der Zahnwechsel; die Züge des Antlitzes wachsen ungleich, die Oberlippe ist etwas zu groß, die Nase etwas zu klein; die kleinen runden Wangen werfen sich; das herrliche große klare Auge wird unrein und ist jetzt etwas zu klein. Die hübschen Milchzähne fallen aus, und die Lücken erinnern an Greise und Greisinnen. Das ist ein Verfall; den sehen die Eltern, unter dem leiden sie, überschauen ihn aber, wenn das Kind nett ist.

Dann kommt die Jungfrau und der Jüngling. Die können schön sein, wenn nämlich noch Spuren vom Kind vorhanden sind. Oft tritt dagegen eine Charakterveränderung ein, welche die Eltern erschreckt; besonders wenn sie ihre eigenen Fehler vergrößert umgehen sehen; damit beginnt die zweite Erziehung der Eltern; das ist ein Kursus, so unbarmherzig streng, daß auch der Stärkste um Gnade und Schonung bittet! Das ist zuviel!

Aber es ist doch so glücklich eingerichtet, daß die Kinder gleichsam ein Reflex der Eltern sind: wenn sich also Vater und Mutter beobachten, so ändert sich das Kind auch. Beinahe immer. Ich habe eine junge, schöne und grausame Mutter gesehen, die mit den Schicksalen der Menschen spielte, sich an fremden Leiden weidete, besonders am Leiden des Vaters, der nicht böse war. Sie trieb das unverständige Spiel mit dem Kind, daß sie das Kind reizte, aus Scherz natürlich. Das Kind aber antwortete. Gegen den Vater war das kleine Mädchen immer weich und gut, wie er gegen sie, aber gegen die Mutter wurde es dämonisch böshaft. Es war, als habe die Kleine die Rolle der Mutter gegeben, um ihr zu zeigen, wie bodenlos ihre Bosheit sei.

Seltamerweise war die Mutter so von dem Kind eingenommen, daß sie es nicht zu züchtigen vermochte; oder vielleicht schützte eine unbekannt Hand die Tochter.

Die Mutter weinte bitterlich über die Bosheit des Kindes, bellagte sich beim Vater. Da der aber nur die schöne Seite des Kindes zu sehen bekam, begriff er nicht die merkwürdige Charakterveränderung bei der Kleinen. Er hatte sein artiges Kind, die Mutter ihr böshafte, in derselben Kleinen Person.

Schließlich wurde das schöne grausame Weib gebeugt, als es sah, wie ihre Bosheit von dem Kind in Szene gesetzt wurde. Sofort änderte sich die Tochter, tröstete und liebte ihre Mutter, wurde mit sechs Jahren ihre intime Freundin und ihr guter Engel.

Sobald aber die Mutter einen Mißfall hatte, kam der Kinderdämon wieder und karifizierte, nun jedoch milde vorwurfsvoll:

— Du bist so schön, Mama, wenn du artig bist!

Das wirkte besser! Du bist so schön!

Wenn das von Gott mit Schönheit beschenkte Weib wußte, wie häßlich es ist, wenn es zornig wird oder treulos!

Wirkliche Schönheit kann ohne Güte nicht existieren, denn es sind nicht die Züge allein, sondern der Ausdruck, der den Zügen ihren übernatürlichen Reiz gibt. Wie entsetzt ein plötzliches Gefühl von Hochmut ein schönes Frauengesicht. Die sonst schöne Nase wird dünn und strebt nach oben; die Lippen, vorher in einer angenehmen, feuchten Ruhe, werden trocken und scharf; der klebrige Glanz des Auges wird funkelnd; das Augenlid

wird herabgelassen, als schäme es sich über die Verhässlichung, wolle die Verwüstung verbergen.

Ober in dem unbegründeten Zorn (es gibt auch einen begründeten und erbaulichen Zorn): da schrumpft das Gesicht zusammen, aber so ungleich, daß die Flügel nicht passen; der eine wird zu groß für den andern; die Nasenwinkel bewegen sich, wie bei einem bösen Pferd; die Lippen werden in die Höhe gezogen und zeigen die Zähne, die man sonst verbirgt; das Kinn tritt vor, die Backen legen sich an Jochbein und Kieferknochen . . .

Halte dann der Schönen einen Spiegel vor, und sie wird sich über sich selber entsetzen!

— Wenn du so gut wärest, wie du schön bist!

Den Gebetsseufzer kennen wir, nicht wahr?

Die Griechen besaßen drei Worte für den Begriff Tugend: Kalokagathia, das bedeutet schöne Güte! Sonst heißt Tugend nur Kalon = das Schöne; oder nur agathon = das Gute. Gut und schön scheinen eins bei ihnen gewesen zu sein; und das sind sie wohl auch.

Ich sehe zuweilen eine siebzigjährige Alte bei mir, die auf dem Markt geseffen hat. Sie sieht eigentlich aus wie ein Troll, ist von Jahren und Unbilben der Bitterung entstellt, hat kaum noch einen menschlichen Zug. Sie trägt Spuren davon, daß sie gepraßt und gebummelt hat; aber in dem Augenblick, in dem ich das Gefühl Dankbarkeit hervorrufe, ordnen sich die verworrenen Flügel, das halb-erloschene bittere Auge bekommt einen schönen Ausdruck, und die Stimme klingt wie das Echo eines wahrscheinlich von Natur guten Herzens.

Unsere Vorväter, die Romantiker, schrieben viel von schönen Seelen; wir haben nur schöne Körper gesehen; aber der Körper ist ja an sich tot.

— Wir sind nicht Körper, sondern wir haben Körper.

Wer seinen Körper massakriert, kann Seelen sehen, durch fettigen Schweiß, eine geänderte Farbe hindurch.

Wenn er aber durch das schöne Kleid, unter der kleinen runden Wange, dem stolzen Busen ein häßliches Herz sieht, dann schaudert es ihn, und er denkt an einen toten Körper, der einmal in einer Grube sich in etwas Häßliches verwandelt und einen bösen Geist loslassen wird, dessen Beschäftigung es ist, schlafende Menschen zu quälen oder Verdammten Gesellschaft zu leisten.

Es ist furchtbar, das Schöne vergehen zu sehen, die ganze Schöpfung schaudert, die Menschen wenden sich ab, verbergen ihr Gesicht und weinen.

Jüngst geschah es in einer Oper, als die Bühne mit Künstlern gefüllt war, daß die schönste der Schönen, die kleine Königin, die Sängerin, ihrer Laune nachgab; und da wurde eine Szene aufgeführt — zwischen ihr und ihrem Bräutigam!

In einem Augenblick stand die Bühne leer. Niemand wollte das sehen; alle flohen entsetzt, als habe sich der Boden geöffnet und die Eingeweide der Erde sich entblößt; der Brandmeister verlor den Verstand und löschte alle Lichter, als könne allein die Dunkelheit Hintergrund zu dieser Szene sein; das Orchester, das nichts gesehen hatte, fuhr einen Augenblick im Spielen fort, aber die Töne wurden zu einem Geheul verzerrt . . .

Hinterher, zur Ehre der Menschheit, wagte niemand davon zu sprechen; niemand gestand ein, daß es geschehen sei; die es aber gesehen, sahen einander nicht in die Augen, wenn sie sich trafen, als wollten sie diesen Augenblick ewig verbergen und vergessen; und mit den Blicken sagten sie zu einander: Still! Das darf nicht wahr sein!

(Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.)

Stirner und Nietzsche

Ein Wort.*) Von Dr. Anselm Ruest.

Wo vollkommener Sieg, da ist vollkommene Heiterkeit. Das Kunstwerk, das seines Stoffes in absoluter Weise Herr geworden, ist nichts als Triumph und Freude. Das Lustspiel verbreitet Lust nicht durch lustige Sachen oder Drollen, sondern durch anmutvolle graziöse Ueberwindung; so ist denn auch das vielberufene „Vergnügen an tragischen Gegenständen“ sicher nur jenes Vergnügen, das die Allmacht des Dichter-Vesiegers widerstrahlt. (Expansion eines Gefühls.)

So tief war Nietzsche ursprüngliches Kunsterkennen gedrungen — er, der von Haus aus ein feinstes Schmecker und Taster vielleicht nur ästhetischer Sensationen gewesen, und der „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ geschrieben hatte. Da fand er bei Stirner den Satz:

„Alle Wahrheiten unter mir sind mir lieb; Ich bin Herr auch der Wahrheiten.“

Nietzsche schien es, als ob auch der vollkommene Philosoph (-Erkenner) dem Wahren gegenüber schließlich nur einen Standpunkt zu gewinnen und behaupten habe, wie der herrschgewaltigste Künstler gegenüber seinem Objekt und Material. Daß er also einfach zu siegen, mächtig zu werden, die Wahrheit — und das war nichts Geringeres als: den Archimedischen Punkt der Welt (Stirner) — in seine Hand zu bekommen trachten müsse, um dann natürlich auch weltfelige Freudigkeit zu bringen. Das war denn wirklich eine grandiose Fortführung und (unbewusste) Anknüpfung an jenen fruchtbaren baconischen Gedanken, der schon das Eingangstor zur modernen Philosophie beherrschte: „Wissen ist Macht.“

Nietzsches ständig festgehaltenes Idealbild aber war wohl der Künstler — beruhend eben auf dessen tiefster Wesensdurchschauung. Daß einer genau so auch das Wahre, die Wahrheit selber balanzieren, in der Schwebe halten könne, — daß sie gar nichts Drückendes, Schmerzendes, Unverdautes mehr an sich haben dürfte —! Daß einer mit der Wahrheit tanzen, schweben lernen müsse — um jener ganzen himmlischen Kost, jener „tiefen Ewigkeit der Lust“ teilhaftig zu werden, davon die Seligkeit der Kunst immerhin ein Vorrecht —: dies alles könnte sich ihm blitzartig aus einer Art Amalgamierung eigener und Stirnerischer Gedanken offenbart haben. . .

Vorher schien ihm, dem großen Aestheten, Wahrheit vielleicht nur durch ein vollkommenes Kunstwerk repräsentiert. Und in der Tat: nicht der Inhalt, die Fabel oder Moral — wohl aber das der Summe der Teile völlig unähnliche Produkt, mithin die letzte Entlassung aus einem Shakespeareschen Trauerspiel gleich ja einer Erkenntnis, einer Durchbringung mit etwas ganz Hellem, Feinem und Klarem. Ist Sieg — Ueberwindung — Heiterkeit — Triumph.

Hier also wäre vielleicht der innigste Berührungspunkt zwischen Stirner und Nietzsche zu suchen; alles was sonst darüber gesagt worden ist, von Ähnlichkeiten der Ichbetonung, des Individualismus, des Machtprinzips, betrifft schon untergeordnete, sehr fern abgeleitete darum unvergleichliche Faktoren. Aber der eine hatte eine Perspektive eröffnet, in der auch „die Wahrheit“ in ihrer abstrakten, stolz-unnahbaren, der Person fremden Gestalt menschlicher wurde; und der andere trug nun allem, was

*) Eingehender habe ich dieses Thema bereits in meiner Stirnermonographie (Berlin, 1908) diskutiert; doch bin ich seitdem zu ganz neuen Resultaten gelangt, auf die ich zurückzukommen hoffe. Hier nur ein Fingerzeig.

ja für gewöhnlich dunkel, bräunlich, rüffelhaft auf Gemütern lastet, diesem ganzen niederziehenden Weltgeheimnis die besondere innere Idealform seines Sieges entgegen:

Nur der Philosoph (sagt er sich), der mit diesem Dunkel wie spielend, machtvoll, gottgleich fertig zu werden weiß, so wie Künstler mit ihrem Stoffe, — nur der wird sich schmeicheln können, die Wahrheit auch wirklich ganz und nicht Stückweis zu „haben“, wirklicher „Herr“ der Wahrheit zu sein. Der letzte Prüfstein dieser Wahrheit aber: Unenbliche Heterogenität und Weltfreudigkeit; denn der tiefste Durchschauer und Ueberwinder des Dunkeln kann ja immer wieder nur hell und festig sein; der echte Triumphtor kann immer wieder nur tanzen und schweben, — kann daher auch andere nur immer wieder zu diesem göttlichen Tanz über Abgründen mitreißen.

Niezsche überträgt damit streng genommen eine erste Erkenntnis im Ästhetischen auf das ganze Gebiet der Philosophie, oder die Lehre vom Wahren. Mit welchem Recht oder Unrecht — aber hier endigt dieses Wortwort.

Theater

Diese Rubrik soll eine ständige Institution werden. Die Vorgänge innerhalb des Theatralischen, soweit sie uns der Beachtung würdig scheinen, werden an dieser Stelle eine kritische Spiegelung erfahren. Vor allem wird versucht werden, die Bedeutsamkeit des szenischen Kunstwerks im größerem Umfange zu untersuchen. Das Theater ist nicht gesprochene Literatur, sondern eine selbständige, nach eigener Gesetzlichkeit umformende Kunst. Es scheint uns wichtiger, dies zu betonen: als die immerhin selbstverständliche Versicherung, daß auch die Bühnenliteratur die ihr zukommende Beachtung finden wird.

Friedrich Frekja: Der fette Cäsar

Die Ironie dieser Tragikomödie erstreckt in den christlichen Gesinnung ihres Verfassers. Man spürt an dem Unterton: er kommt aus dem Staunen über die Vascevität dieser Spätlatiner nicht hinaus. Erotische Komplikationen unter Familienmitgliedern sind im kaiserlichen Rom schließlich nichts Aufregendes: Frekja steht unbewußt vor einem Vasterpöbel, den er mit entschlossener Überlegenheit aufrührt. Wie reiz sind seine Römer für das Christentum! Wer petronischen Leichtsinns erwartet, wird von einem schillerschem Gemüts überrascht, das in dieser Zeiten Äußerung satirisch geworden ist. Der Schlußakt baut sich geradezu auf wallensteinischem Grundriß auf und „ich gehe zum Sempronius“, äußert ein fragwürdiger Butler. Dreißig Zeilen Martial, mit lässiger Selbstverständlichkeit hingeworfen, geben mit ganz anderer Stärke die Atmosphäre spätlatinerischer Escabence wieder als diese dreiaktige Gewalttätigkeit.

Er nimmt im gelben Kleid ein Tischbett fast ganz ein Und stößt die Nachbarn hier und dort mit Ellenbogen, Gestützt auf Purpur und auf serischen Prachtkissen. Ein alter Weichling steht und reicht, wenns ihm aufstößt, Ihm rote Federn hin und Mastixzahnstocher, Und lüfte Mühlung wedelt, wenn ihm heiß wurde, Mit Fächern, lauchgrün, hinter ihm die Beischläferin; Ein Knab auch scheucht mit Myrthenzweigen ihm Fliegen. Die Gliederkneterin durchläuft den Leib kunstrecht Und bringt die Hand gelübt an alle Gliedmaßen; Des Fingerschnippens Zeichen kennt der Eunuche Und als des zartgewöhnten Harnes Fürsorger Denkt er des trinkenden Herrn beaufsichte Harnröhre. Doch er, zurückgebeugt zur Schaar am Fußende, Umringt von Händchen die Gänselebern aufsteden,

Lebt aus des Ebers Drüsenkollab Gladiatoren, Und schenkt der Turteltaube Stief dem Buchknaben: Und während man ligurischen Felswein uns trachtet, Und Rost, den Rausch Massiliens gereift hatte, Trinkt seinem Narren Nektar vom besten Jahre Er zu aus Murraschalen und Kristallkellen. Und er, von harischen Oelen selbst triefend, Bäst ohne Scham in gelben Muscheln Haarfarbe Für arme Freudenmädchen an uns austellen. Darauf von vielen Bechern hingestrotzt, schnarcht er. Wir liegen da und müssen, weil uns Stillschweigen Gebaut sein Köcheln, uns durch Winke zutrinken.

Für die pedantisch schleichende Uebersetzung dieser Verse bin ich nicht verantwortlich. Wenn übrigens Frekjas Schulstufenperspektive soviel Uebersetzungen provoziert, so geschieht es, weil in dem Gedachten, im Schema, wenn auch rudimentär, ein Bühnentemperament durchblüht. Der Schlußakt hat eine wirksame Situation. Der Cäsar ist von allen verlassen, in den Gassen hallt fern der Kreigsruf der Prätorianer: um den verblödeten purpurnen Wanst flattert wie eine gespenstische Gule ein Bettelphilosoph herum. Schattenhaft löst sich müdes Gesindel aus der Dunkelheit, das bei gelben Lichtblitzen wie Silhouetten von Raßvögeln um das Ruhebett des Cäsars hocht und dann, beherrscht von dämonischen Mantelflügen des extatischen Philosophen, sich gierig auf ihn stürzt und ihn beraubt: um lautlos in der Dunkelheit unterzutauhen. Es ist ein Verständnis für szenische Wirklichkeit — bei aller Geringfügigkeit der positiven Leistung.

Der Regisseur Holländer hat eine verhängnisvolle Vorliebe für Massenbewegung. Er ist ihnen nicht gewachsen. Wieder raste ein undisziplinierter Chorus herum, der relativ viel zu zahlreich war, um raumfüllend zu wirken. Die Illusion einer bewegten Masse ist keineswegs von der Menge der Statisten abhängig, sondern von ihrer Anordnung. Warum gruppiert man sie nicht in der Nähe eines Lozes und stellt so das Auge auf unübersehbar ein? Es scheint mir ein nicht minder peinliches Mißverständnis als Volkslärm, dessen gegliederte Polyphonie sofort den Chormeister verrät. Volkslärm ist leidenschaftliches Gerusch. Wo dieser Eindruck fehlt, wird ihn kein noch so heftiges Kreisen der Hände ersetzen.

Der fette Cäsar ist eine ebenso leichte wie unbankbare Aufgabe. Sein Charakter schwingt sozusagen auf einer Saite. Der Bezirk seiner Äußerungsmöglichkeiten ist der denkbar kleinste. Das Gelalle, die fettige Zärtlichkeit, die kindische Sehnsucht gibt nun einmal nur ein paar Töne her, für die der Verfasser ermüdend gleichartige Ausdrucksformen gefunden hat. Es ist also durchaus nicht die Schuld Wegners, der den fetten Cäsar darstellte, wenn die unermüdbliche Häufung der gleichen Charakterzüge chagiert wirkt. Ich habe vielmehr Wegners Bühnenklugheit bewundert, wie er immer noch kleine Reize aus seiner Rolle herauszuschälen mußte, wenn er der ewig gleichen Quelle dieser Scherze — der Unempfindlichkeit für das Welthistorische der Situation — immer neues Material für improvisierte Tonfälle zu entlocken mußte. Seine gemästete Stimme, die pompöse Faulheit seines Bauches, die blöde Zärtlichkeit, die vor Schwäche immer vor einem kindischen Schlußgen steht: das war starker aus einem schauspielerischen Temperament gestaltet, die das blass Schema einer literarischen Karikatur in die Körperwelt entporzog. Als Künstler bließ allein Liebe neben ihm sichtbar, der einem clownhaften Woch mit sicherer Kunst ein menschlicheres Format aufzwang. Es verlangt strenge Disziplin, eine so betrieblige Rolle vor der üblichen Charge zu bewahren, ohne an Farblosigkeit zu verlieren.

Eine peinliche Enttäuschung bereitete mir Josef Wörz. Dieser stark begabte junge Schauspieler exekutierte ein so hohles, geistloses Pathos, daß er ein paar Situationen fast dem Gelächter des Publikums überlieferte. Und wer gestattet ihm die unglaubliche Nachlässigkeit, in einer ganz auf Rhetorik gestellten Leistung sich den Launen seines gräßlichen Dialekts zu überlassen? Auch der Bettelphilosoph Friedrich Kühnes blieb im Entwurf stecken: er blieb dem dämonisch Gebachten der Gestalt allerlei schuldig. Sein Organ ist nicht biegsam, auch nicht ausgiebig genug, um bald eine Volksmenge zu entflammen, bald am Bette des verlassenen Cäsars das Schicksal zu mimen. Ueber die weiblichen Darsteller läßt sich wenig sagen: Mary Dietrich ist mir eigentlich unauffällig geblieben und Riza Bajor wirkt ein wenig vieux jeu: deutlich sind mir nur noch einige allzu schlangenhafte Gebärden geblieben, die viel zu kulissenhaft wirkten, als daß man dahinter ernsthaft seelische Vorgänge vermuten könnte. Aber das liegt vielleicht an der allzu heftigen Isolierung der Rollen: man mag mit den Details warten, bis reichere Aufgaben diese magere Komödie vom fetten Cäsar abgelöst haben.

Rudolf Furb.

Rundschau

Als „Blätter des Deutschen Theaters“ erscheint eine von Felix Holländer und Arthur Rahane herausgegebene Wochenchrift, die als ihr Programm ausspricht: „Das Theater gehört dem Theater.“ Das Theater ist keine literarische Anstalt. Die Bedeutsamkeit dieser Erkenntnis darf in unserer Zeit nicht unterschätzt werden, die Werke mit Beifall belohnt, die das Gegenteil sehr heftig aussprechen: wie etwa Friedrich Gundolfs in letzter Zeit oft genannte Monographie: Shakespeare und der deutsche Geist. Ich habe diese Meinung, weil sie den phantasielosen Ernst in Permanenz erklärt. Aber ist dieser Abscheu, den wir alle haben, so protektionsbedürftig, daß die Herausgeber Goethe als Vorkämpfer engagieren? Wenn die Gegner überhaupt ein Argument haben, so sind es Goethes theatralische Prinzipien. Es scheint mir übrigens ein wenig allzu stillvoll, Goethe als „den größten Literaten“, den Deutschland gehabt hat, zu bezeichnen. Vollmüllers schöner und ernster Prolog zu seiner Drestie-Uebersetzung sei dankbar erwähnt. Ein allgemein interessierender sozialkritischer Anhang, der die Marokkoaffäre unter dem Gesichtswinkel eines Bühnenvorganges betrachtet, ist vielleicht in einer Theaterzeitschrift zu entbehren.

R. K.

Der Morgen

Rosenrote und weiße Feuer. Von allen
Dingen die grauen Betten
lösen sich los, und fallen
wie Ketten.

Festen Fußes im schwankenden Spiel,
vor den Augen waldhohes Gerag
Gleite ins weite Blauumglänzte
leicht, mit bebendem Kiel
Sieh im Luv: der bekränzte
Tag!

Friedenau.

Albert Ulrich.

Altwater Duhnemann

Von Mynona.

Der Kirchturm ragte sonderbar trübig in die alte, liebe gemüthliche Luft. Vor dem Kirchenportal in einem violettstammnen Polsterfessel saß ein weicher, süßer Greis. Auf dem schönfrisirten Haupte trug er eine artischckenförmige braune Mütze. Gemächlich knabberte er an einer Wurstfemmel und schaute aus großen, glücklichen Augen weltvergessen in's Blaue, ohne die ehrfürchtigen Grüße der Ein- und Ausgehenden zu beachten. Der Altwater Duhnemann — denn das war er — hatte es nicht mehr nötig, von seinem Ruhm Kenntnis zu nehmen: für Duhnemann war der ausgebreitetste irdische Ruhm eine solche Selbstverständlichkeit wie für andere Leute die sauer erworbene Obskurität. Vor Duhnemann gab es nämlich nur einen Partialruhm. Die Idee des Totalruhms taumelte in den Köpfen der Leute erst auf, als der sorglose Duhnemann erschien.

Geboren werden, eine Flöte ergreifen und statt des unmelodischen Schreiens ein übermozartisches Konzert zum Besten geben — war Gines! Schon den kalten Schädel des Säuglings umgrünte der bitterduftige Lorbeer. Seitdem ganz und gar berührte von vornherein die wildseitige Unbekümmertheit des schönen edlen Kindes, dessen moralische Gebärde wie von der Natur selber eingegeben erschien. Der Knabe strotzte von Epikurischen Antizipationen: mit 16 Jahren konnte er sämtliche menschlichen Fertigkeiten (mit gelindeste Ausnehmung der weiblichen) theoretisch und praktisch.

Mit 17 Jahren jedoch beschämte er, produktiv werdend, Jeden, der sich ihm näherte, auf eine so graziöse Weise, daß, von ihm beschämt zu werden, als die ehrendste Auszeichnung angesehen wurde — man riß sich um die Ehre dieser Schande! Duhnemann war Alles, man trug ihm nur deswegen keine Krone an, weil er wie der irdische Weise und Heilige über die immerhin subalterne Königswürde erhaben war. Ueberhaupt verwunderlich, wie kaltvoll das ganze Volk einem Totalruhm begegnet!

Schon mit 40 Jahren war Duhnemann der Altwater schlechthin. Jetzt saß er, alt geworden, wie der Zeus des Phidias, aber unter freiem Himmel und vor einer Kirche. Sein letztes Werk, „Logik der Erfindungen“, hatte alle Privilegien, welche Menschen zu vergeben haben, auf sein einziges Haupt versammelt — und erst auf diesem schienen alles zu leuchten. Könige nahmen ihre Kronen demütig ab, wenn er vorbeiging; doch winkte er holdselig, sie wieder aufzusetzen. Er hatte sämtlichen dagewesenen Ruhm derartig antiquiert, daß man (nicht er!) nur noch lächelte, wenn die Namen: Goethe, Schiller, Wilhelm und Harden fielen — fielen ist das richtige Wort. Wahrlich, wer wie Duhnemann Meyers großes Konversationslexikon mit 4 Jahren bereits vorwärts und rückwärts auswendig hersagen konnte, und inzwischen bei jeder Auflage hinzugelernnt hatte, der zwang die Erlauchtsten zur Kniebeuge.

Seine Wurstfemmel am weichen Munde, schwelgte Duhnemann göttlich vor der Kirche; schließlich schloß er ein. Vier starke Mannsleute faßten den Sessel und trugen ihn im Triumph durch die Menge, die Kleider der Frauen tauschten, wo man den Schlafenden vorbeitrag — das Weib ist gern bezwungen. In seinem Haus, der Kirche gegenüber, erwachte Duhnemann mit dem Ausruf: „wo ist die Wurstfemmel —“ bevor er noch zu Ende sprach, saß sie ihm wieder am Munde. Sein Wort war autoritativ. Da sagte er, kauend: „Ich bin der Turm an der Kirche Menschheit, ja ich bin noch der Gott dieser Kirche, dieses

Tempels aus Leben und wieder Leben; ich bin total, mit mir endet die Arbeitsteilung, beginnt ihre Sammlung und Einigung.“ 2 Stunden später stand das Wort in allen Blättern, sogar im „Psychiater“ ward es andächtig glossiert! Jedoch, wenn es gleich Anfangs hieß: Duhnemann saß vor der Kirche, so war der Konflikt in seinem Altvaterleben schon damit angedeutet: so als ob ihm Gott selber den Stuhl vor die Tür gesetzt. Ja, das war der Knubben in seinem Weg, das Würgen in seiner Kehle. Duhnemann war die religiöseste Natur, die es je gegeben habe: sein atheistischer Gottesbeweis ist ja die Summe aller möglichen Skepsis. Aber eben deshalb! „Das Individuum“, sagte er einmal zu seinem Faktotum Walle, „ist ein Robinsoneiland, es findet göttliche Spuren im Sande seiner Vereinsamung — das ist alles.“ Mit einem Worte, der Altvater empfand seine Gebürtig- und Sterblichkeit als eine Verinträchtigung seiner Menschenwürde.

Im greisen weichen Altvater wurde heute dieses Gefühl übermächtig. Zum Erstaunen der Menschlichen begab er sich zu Fuß nach der Kirche: zurück, er schmiß den letzten Rest der Wurstfemmel fast pathetisch weg er ging in die Kirche hinein. Alles ihm nach! Da sprach er von der Kanzel wie eine redend: Turmglocke, das Antlitz verzückt emporgewendet: „Ich bin der weise, weiche Altvater Duhnemann, der Mensch aller Menschen, der totale Mensch, aber was nützt er mich?“ — Ein Schauder überrieselt: alle Anwesenden, jeder dachte etwas anderes, aber alle zusammen das Richtige. Duhnemann zeterte: „Mein Ruhm ist die Masse seiner echten Bedeutung. Oh, ich bin der Erpresser Gottes.“ Da ward er schlohweiß, seine Kleider fielen von ihm ab wie Schutt von einem Gemäuer rieselt; aber er stand wie ein Gerippe. Sein Schädel sprang auf wie eine Knospe, ein Strahl entblühte ihm wie ein Schwert, seine Stelethand zog es weit aus dem Haupte. Da ward alles wie zuvor. Sogar die Wurstfemmel lag vor aller Augen. Aber Altvater Duhnemann stieß sich das Strahlenschwert ins Herz und verschwand spurlos.

Vom Schwerte, das an seiner Statt mitten in der Luft schwebte, rann das rote Blut. Von diesem Augenblicke an wurde der Mensch so dumm, daß Duhnemanns liegen gebliebene Wurstfemmel göttlicher Ehren bei ihm genoß.

Literarische Neuererscheinungen

Knut Hamsun, Unter dem Halbmond. Reisebilder aus der Türkei. Preis flexibel gebunden mit Deckner 3 Mark, steif gebunden 4 Mark. Verlag von Albert Bogen in München.

Die Literatur über die Türkei ist in den letzten Jahren gigantisch angewachsen. Berufene und Unberufene haben über den Orient geschrieben. Hamsuns „Unter dem Halbmond“ ist trotzdem unvergleichlich. Das ist ein Buch voll anschaulichen Lebens, wie es nur ein Großer uns schenken konnte. Die Freunde Hamsunscher Kunst werden sich seines Buches „Im Märchenland“ erinnern, wo der Dichter seine Reise durch Rußland und dem Kaukasus schildert. In derselben geistvollen, stark persönlichen, witzig ironischen Weise spricht der Dichter in diesem Buche von seinem Aufenthalt in Konstantinopel. Hier führt eben ein großer Dichter und nebenbei ein höchst origineller Kauz die Feder. Man kann nicht leicht etwas Amüsanteres lesen als diese Schilderung der Türkei und der Türken. Hamsun hat viel Sympathie für dieses in seiner Art hochkultivierte Volk und einem Geiste wie ihm liegt natürlich die Beschränktheit fern, die nur die eine Art Kultur kennt, die ihren Gipfel in Eisenbahnen, Maschinen und Kanonen gefunden hat.

Jonas Lie, Auf Irrwegen. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, Bd. 11.) Geb. 1 Mk., in Leinen 1,25 Mk.

Jedes neue Werk von Lie, das durch eine wohlfeile Ausgabe popularisiert wird, bedeutet einen Gewinn für jenes Publikum, das sein lebhaftes Bedürfnis nach guter Unterhaltungslektüre befriedigen will, ohne dabei auf dichterische und künstlerische Qualität zu verzichten. Lie ist ein so vorzüglicher Autor, wie er ein populärer ist. Liebenswürdig, charaktervoll, weltklug führt er seine Personen durch ihre Wirrsale und Befreiungen und führt den Leser dabei mit auf denselben Wegen. In dem vorliegenden Roman sind es die Irrwege eines jungen Menschen, der einen Künstler in sich trägt, ohne es zu wissen und Wort zu haben und den die Eroberungslust der Jugend treibt, sich an geschäftlichen Unternehmungen zu versuchen. Seine Phantasie ist ihm dabei behilflich, er wird ein rechter Gründer, anfänglich mit Erfolg. Aber dieselbe Phantasie, die ihm die Dinge leichter machte, als sie den Philistern erschienen, treibt ihn auch dazu, sie leichter zu nehmen, als sie sind; seine Unternehmungen geraten ins Stocken, schließlich ist der Krach da. Und in dem allen findet er endlich sich selbst, seine wahre Natur, seine wahre Liebe zum Leben und seine wahre Liebe zu einer Jugendfreundin, einem prächtigen, gescheiterten, tapferen Mädchen, von dem er sich während seiner Irrwege in künstlicher Distanz gehalten hatte. So umfaßt dieser Roman Lies, wie ein echter norwegischer Roman, die Welt der Spezies-taler; aber darüber liegt, ironisch beleuchtend, das Licht eines edleren, zweckloseren, eines künstlerischen Menschentums.

Ulrich Hauser, Richard Dankwards Weltgericht. Roman. (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Geb. 3 Mk.

Der Ausgangspunkt dieser Erzählung ist ein scheinbar recht geringfügiger Vorgang: ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt gibt seine Praxis auf. Aber was daraus gemacht ist, das ist wie eine Fahrt durch Himmel und Hölle.

Man stelle sich einen Menschen vor, in dem die Berufsarbeit eine gewaltige Seelenspannung gleichsam ins Unterirdische gedrängt hat. Irgendwie existiert in diesem Menschen das Namenlose, Glühende, ohne daß er dessen gewahr wird; und nun öffnet sich ein Ausgang: es bricht hervor, überflutet die wohlgeordnete Welt, reißt alle Sicherheit nieder, revolutioniert, zündet, zerstört. Die Stadien dieses Weges werden mit einer so zwingenden Sichtbarkeit erzählt, daß das Unglaublichste glaubhaft, ja unmittelbar wirklich wird. Man lebt es mit, wie für Richard Dankward das Bildnis einer französischen Edelkame der Antrieb wird, der seiner niedergehaltenen und lange unbewußten Weltleidenschaft die Richtung gibt. Wie das Schicksal der Dame, in das er sich versenkt, sein Schicksal bestimmt. Wie sich der Abgrund einer Menschheitslüge vor ihm auftut. Wie er beschließt, die Lüge zu überwältigen und seine Kämpfer in Spelunken und Bordellen sucht. Wie er, der zu werden, zu führen, zu befreien glaubt, immer tiefer in die Finsternis gerät, und wie sich in der Stunde, da er in seinen Visionen den Augenblick des höchsten Sieges erlebt, der Abgrund des Wahnsinns über ihn schließt.

Dies alles lebt man mit und kann es nicht wieder vergessen.

Alexander Herzen, Erinnerungen. Aus dem Russischen übertragen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto

Buef. (Verlag von Wiegand und Grieben [G. K. Sarasin], Berlin.) Zwei Bände.

Ein Kulturdokument ersten Ranges, ein Denkmal, das eine geniale Persönlichkeit ihrer Heimat und ihrem Zeitalter gesetzt hat, sind die „Erinnerungen von Alexander Herzen“.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherschreibungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

- Leo Tolstol. Das Gesetz der Gewalt und das Gesetz der Liebe. (Verlag Leon Hirsch, Berlin SW. 14). Geh. Mk. 2.—.
Johannes Schlaf. Aufstieg. Roman. (Hans Bondy, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 15).
Louise von François. Die letzte Redenburgerin. Erster Band der „Bibliothek der Romane“.

Zeitschriftenchau

Der Türmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

und Leonardo da Vinci. — Dr. Franz Kräuter: Deutsche Mundarten und Mundartforschung in Ungarn. — Dr. Ludwig Cécer: Staatliche Hilfsaktionen für das Landvolk in Ungarn. — Thomas Kabor: Arbeit. — Johann Krany: Ritter Pázmán (Ballade). — Zlba Gräfin Dezaffe-Endheim: Sommertage in Siebenbürgen. — Ungarische Volkslieder. u. a. Die Nummer kostet 1.50 Mk.

Die Schaubühne. (Verlag Erich Reiß-Berlin) enthält in der Doppelnummer 34/35: Hedwig Niemann. Von Maximilian Harden. — Auf der Pagode. Von Adolf Grabowsky. — Rudolf Strauß und Friedrich Fressa. — Von S. J. — Baukutt. Von Theodor Lessing. — König Alboin. Alfred Lemm. — Münchner Webedind-Byllus. Von Lion Feuchtwanger u. a. Die Doppelnummer kostet 60 Pfennig.

Pan. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer. (Verlag Berlin W. 10). Das erste Septemberheft enthält: Alfred Kerr: Kolonialhämmerung; Jakob Wassermann: Peter Panibal Meier; Max Dauthendey: Riesenspielzeug; Nord: Zeichnung; Ludwig Rubiner: Kulturkonservativ, u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfennig.

Der Strom. Monatschrift. Organ der Wiener Freien Volksbühne. Herausgeber: Bernerstorfer, Rumbt, Stefan Großmann. (Osterheld & Co., Verlag, Berlin) Nr. 5 ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Max Morold: Die Persönlichkeit Richard Wagners; Paul Gähre: Arbeitergesang und Volkschöre; St. Großmann: Umgang mit Büchern, Josef Kueberer: Beim Eischießen u. a. Die Nummer kostet 30 Pfennig.

An unsere Freunde!

Man fragt zur Verbreitung der „Aktion“ wirksam bei, wenn man sie auf der Reise, im Bade, in den Hotels und in den Buchhandlungen verlangt. Wir bitten auch um Aufgabe von solchen Adressen, bei denen ein Interesse für unser Organ vorauszusetzen ist.

JANVS
MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT
FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK
BEGRRÜNDER DR. HANS BIBER DR. HANS FRIEDRICH DR. WILHELM HAGEN GOTTHILF HAIST HANS LUDWIG HELD
DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle, Buchhandlung oder Post bezogen:
für ein Vierteljahr M. 2,75
für ein Halbjahr M. 5,75
für das ganze Jahr M. 10,—
Einzelhefte M. 0,50
JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN
VERTRIEBSSTELLE:
HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

Inhalt der vorigen Nummer: Der Wille zur Freiheit. Von Otto Corbach. / Zeitgemäßes Christentum / Was wollen wir Reaktionäre? Von von Bethmann Hollweg. / Operetten-Sozialisten. Von F. P. / Glossen. / Der Zimmerherr. Von Otto Pick. / Reisepflitter. Von Grete Meißel-Hefz. / Zum Todestage Nietzsche. Von Wynona. / Beobachtungen. Von Arthur Drey. / John Henry Mackay. Von Dr. Anselm Hueft. / Jens Peter Jacobsen. Von Max Jungnickel. / An eine schöne Vorbeigehende. Von Max Brod. / Die Wurstmaschine. Von Peter Scher. / Nun weiß ich. . . Von Novalis. / Literarische Neuerschreibungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 30. * 11. Sept.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Rastaustraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: Unberlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1. — vierteljährl. (erfl. Bestellhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsdr.: Gustav Brauns, Leipzig. :: ::
Inserate: Anfragen an Herrn Franz Raab, No. 21, Grefelbergstr. 3. Telef.: Amt Noabit 7613.

Inhalt: Sedan oder Jena? Von Franz Pfemfert. / Die Organisation der Internationale. Von Michael Bakunin. / Glossen. / Zur Entwicklungsgeschichte der Kriegsbege. / Spitzel als Staatsstützen. / Der Abzählungssozialist Quessel. / Prostitution, Frauenbewegung und Rasse. Von Grete Meisel-Hef. / Wohlfahrts-Choral. Von Max Hermann. / Zur russischen Literatur. Von Anna Mahr. / Abgesang. Von Paul Albrecht. / Plato, der Dichter. Von Rudolf Kurz. / Peter Hille. Von Max Jungnickel. / Aphorismen. Von Peter Hille. / Hinweis auf den Caveau Montmartre. Von Ferdinand Hardekopf. / Jbll. Von René Schickel. / Von der Wollust über Brücken zu gehen. Von Wynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Sedan oder Jena?

Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie in Jena ist vor die verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, über die Zukunft der deutschen Arbeiterpartei zu entscheiden. Er wird sich schlüssig werden müssen, welchen Weg die Partei fernerhin zu gehen gedenkt; er wird dem internationalen Proletariat klar zu beweisen haben, ob der revolutionäre Sozialismus in der deutschen Sozialdemokratie noch eine Stätte hat, oder ob die Partei, die in den Marx, Engels, Lassalle, Liebknecht ihre Vorkämpfer ehrt, zwar die sozialistische Geste als eine liebe Gewohnheit beibehalten, aber im übrigen sich darauf beschränken will, im gutbürgerlich-demokratischen Sinne Politik zu treiben.

Der Parteitag wird sich diesmal nicht damit begnügen dürfen, seine Entscheidungen in Form nichtsjagender Resolutionen zu treffen. Der Parteitag hat nicht die Aufgabe, festzustellen, daß alle Programmpunkte noch immer hübsch auf dem Papier stehen bleiben sollen. Der Parteitag in Jena hat mehr zu tun. Er hat nachzuprüfen, ob auch der revolutionäre Geist des Sozialismus, aus dem das Programm geboren und dem die Partei ihre Existenz verdankt, noch lebendig wirkt. Er hat nachzuprüfen, ob dieser Geist noch in Reinheit erhalten ist, und ob die revolutionären Energien im Volke nicht durch politische Führer geschwächt oder völlig abgelenkt worden sind.

Der Parteitag in Jena wird gründliche Arbeit zu leisten haben. Er tritt in einer politisch ungewöhnlich ersten Zeit zusammen. Die Kriegsklüftlinge haben das letzte Bißchen Scham abgeworfen und führen Hezorgien auf, die das Interesse des Psychiaters erregen müssen. Dank dem chauvinistischen Wirken der internationalen Reaktion ist noch immer die Gefahr vorhanden, daß ein Ungefähr der Weltbrand entzündet, daß der methodische Menschenword, der Krieg, grausige Tatsache werden kann. Die Reichstagswahlen stehen vor der Tür. Der deutsche Liberalismus hat sich während der Marokkobege fein säuberlich aus Zuschauern beschränkt, um nur ja nicht seine nationale Gesinnung im Verdacht zu bringen. Er wird, da wir zweifellos „nationale Wahlen“ erleben werden, auch im Januar wieder stramm in Halbheit

machen. Die Sozialdemokratie dürfte also wieder völlig auf ihre eigene Kraft angewiesen sein.

Für eine bürgerliche Partei, der die Erfolge bei Reichstagswahlen eine Existenzfrage darstellen, wäre damit wohl ein triftiger Grund vorhanden, etwaige Differenzen, die im eigenen Lager auszutragen sind, für den Augenblick zu vertuschen, um wenigstens nach außen hin den Eindruck völliger Geschlossenheit zu wahren. Für die Sozialdemokratie jedoch würde eine solche Rücksichtnahme eine Bankrotterklärung bedeuten. Ihr Handeln darf nie von der Erwägung bestimmt werden, ob etwa eine „selten günstige Situation für die Reichstagswahlen“ verborgen werden könnte. Die Sozialdemokratie würde sich selbst aufgeben, wollte sie in Besorgnis um einige Wahlzettel oder Mandate die Einheit der Partei über die Reinheit stellen. Parteitag heißt Gerichtstag. Und in Jena wird die Partei darüber zu richten haben, ob die Politik, welche die Partei bisher getrieben hat, dem sozialistischen Gedanken diene, oder ob nicht vielmehr die Existenz dieses Gedankens durch diese Politik in Frage gestellt worden ist.

Das Urteil kann nicht ungewiß sein. Es ist in Deutschland erbärmlich wenig geschehen, um den revolutionären Gedanken in die breite Masse zu tragen. Wir stehen seit Wochen vor der Gefahr eines Krieges. Die Partei hat imposante Protestversammlungen gegen den Krieg veranstaltet. Aber sind die sozialdemokratischen Arbeiter heute wirklich schon so weit vom Sozialismus durchdrungen, daß sie eine Friedensgarantie bieten? Ach, täuschen wir uns doch nicht! Wenn heute eine Mobilmachung erfolgen würde, dann würde sich zeigen, wie wenig Arbeit die Sozialdemokratie in 40 Jahren dem Sozialismus geleistet hat.

Die deutsche Sozialdemokratie würde einem Kriege heute völlig ohnmächtig gegenüberstehen. Sie würde wohl flammende Artikel gegen die Regierung drucken, sie würde, nach berühmtem Muster, der Reaktion die „Verantwortung vor Geschichte und Menschheit“ überlassen, aber im übrigen wird der zur Gefeklichkeit erzogene Sozialdemokrat zähneknirschend gegen seine Brüder marschieren. Die fran-

zösischen Sozialisten konnten in Berlin, dank ihrer antimilitaristischen Propaganda, versichern, daß ihre Genossen einen Krieg zu verhindern wissen würden; in England hat das Proletariat soeben eine glänzende Generalprobe zur letzten sozialen Umwälzung geliefert; die deutsche Sozialdemokratie ist stolz auf den Kadavergehorsam, auf die Geseßesfürchtigkeit, die ihre Anhänger bei Demonstrationen zeigen.

Für die Ausbreitung des sozialistischen Gedankens ist wenig geschehen. Aber es ist ungemein viel gewirkt worden, um die revolutionären Energien im Proletariat zu erlösen.

Man betrachte sich doch einmal das Wirken der „Revisionsisten“ etwas genauer! Es ist nicht wahr, daß es sich hier um kleine Meinungsdivergenzen handelt! Was Kolb, Quessel, Kampfmeyer usw. seit Jahren propagieren, das sind brave radikale Forderungen, die jeder Linksliberale bedingungslos unterschreiben kann, aber die deutsche Arbeiterpartei gerät auf Abwege, wenn der Agitation dieser „Reform-Sozialdemokraten“ nicht Abbruch getan wird. Das ist der Fluch dieser politischen Zwitterwesen (und deshalb muß auch die bürgerliche Demokratie sie bekämpfen): Diese Kolb gefährden den sozialistischen Gedanken und diskreditieren den demokratischen. Die Einheit einer Partei, die auf einer Idee aufgebaut ist, muß eine Einheit der Idee, nicht der Parteiformation sein. Nun nehme man das letzte Heft der „Sozialistischen Monatshefte“ und lese die Aufsätze der „Reform-Sozialdemokraten“ daraufhin durch. Das sind keine theoretischen Betrachtungen, hier wird der Mantel der Wissenschaft benutzt, um die Idee zu beschimpfen, der die Partei ihren Aufstieg verdankt, die Idee des revolutionären Sozialismus.

Ganz im Geiste unserer Scharfmacher wird hier gehöhnt über das „Trugbild der sozialen Revolution“, wird (von organisierten Sozialdemokraten!) die Weltanschauung des revolutionären Sozialismus als „Putzschismus“ erledigt, werden das Wahlschlachtfeld, die Presse und die Parlamente als der Kampfboden bezeichnet, auf dem das Proletariat zu kämpfen habe. Daß Männer, so bar jedes revolutionären Geistes, als Führer der deutschen Sozialdemokratie wirken durften, ist ein beschämender Irrtum; zum Skandal aber wird der Irrtum, wenn die Partei es erträgt, daß sie von solchen Führern noch verhöhnt wird.

Der Parteitag in Jena hat über die Zukunft der deutschen Arbeiterpartei zu entscheiden. Aber er übersehe bei seinen Entschlüssen eines nicht: der Wirrwarr, den die „Reform-Sozialdemokraten“ angerichtet haben und täglich neu anrichten, ist nicht allein auf deren Schulblonde zu setzen. Die gesamte Partei ist mitschuldig. Die Kolb-Gemeinde hätte der Partei nie gefährlich werden können, ihr Drängen nach Rechts wäre nie erfolgreich gewesen, wenn die deutsche Sozialdemokratie über den parlamentarischen Eifer nicht ihre eigentliche Aufgabe, die revolutionäre Propaganda, so arg vernachlässigt hätte. Die Arbeiterpartei hat sich selbst anzulagen, wenn sie über ihre Führer zu Gericht sitzen will.

Werden wir in Jena wieder das Schauspiel erleben, daß etliche Tage heiß gestritten wird, und daß dann, am Ende der Verhandlungen, eine stramme Resolution die berühmte Unentwegtheit verkündet? Sollten die „Revisionsisten“ Recht behalten, wenn sie über den Radikalismus spotten?

Das internationale Proletariat blickt erwartungsvoll auf den Parteitag. Werden die Hoffnungen erfüllt werden? Erlebt der Sozialismus sein Leben? sein Jena? . . .

Franz Pfeiffert.

Die Organisation der Internationale

Von Michael Bakunin.

Heute, wo wir beobachten müssen, wie sich in der deutschen Sozialdemokratie immer stärkere Strömungen bemerkbar machen, die dem sozialistischen Gedanken völlig verständnislos und feindlich begegnen, heute, wo es möglich geworden ist, dass Sozialdemokraten allen Ernstes aussprechen, es könnte auch für sie Situationen geben, wo sie für eine „nationale Sache“ zu kämpfen bereit wären, heute scheint mir Bakunins Manifest aktueller denn je zu sein. Wenn wir es heute lesen, so merken wir erst, wie erbärmlich wenig Sozialismus in Deutschland vorhanden ist. Gewiss, die marxistische Sozialdemokratie hat mit Bakunin nie etwas gemein haben wollen; sie hat ihn beföhdet und gehasst. Aber wenn sie in Jena sich jetzt mit den weltklugen Spezialdemokraten um Hildebrand (und ihrer sind viele!) auseinanderzusetzen haben wird, möchte man ihr doch etwas von dem Geiste wünschen, der aus dem nachfolgenden, 1872 im „Almanach du Peuple“ erschienenen Aufsatz spricht.

F. P.

Die Massen sind die soziale Proft oder wenigstens der wesentliche Bestandteil einer jeden Kraft; was fehlt ihnen denn dazu, um einen Zustand der Dinge, den sie hassen, aufzuheben? Zwei Sachen fehlen ihnen: die Organisation und das Wissen, gerade jene zwei Sachen, die heute und immer die Macht aller Regierungen ausmachen.

So ist also die Organisation das Erste; anderenteils kann sich dieselbe ohne die Hilfe des Wissens nicht befestigen. Dank der militärischen Organisation kann ein Bataillon Soldaten, d. h. tausend bewaffnete Männer leicht eine Million von bloß bewaffneten, aber nicht organisierten Menschen unterwerfen. Dank seiner bürokratischen Organisation regiert der Staat vermittelst einiger hunderttausend Angestellten riesige Länderstrecken. Aber um eine Volkskraft zu schaffen, die fähig ist, die militärische und regierende Macht des Staates auszuschalten, muß man das Proletariat organisieren.

Der Staat ist die Autorität, die Herrschaft und die organisierte Macht der besitzenden Klassen und der angeblich erleuchteten einzelnen Menschen über die Massen. Da der Staat nie etwas anderes will oder wollen kann als die Knechtschaft der Massen, appelliert er an ihre Untertwerfung. Die Internationale, welche nichts anderes will, als ihre vollständige Freiheit, appelliert an ihre Empörung. Aber um diese Empörung selbst auch mächtig zu machen, um sie zu befähigen, die Herrschaft des Staates und der privilegierten Klassen, welche nur durch den Staat vertreten werden, abzuschütteln, zu diesem Zweck muß sich die Internationale organisieren. Um dieses Ziel zu erreichen, wendet sie zwei Mittel an, die beide volle Berechtigung haben. Diese zwei Mittel sind: erstens die Propaganda der eigenen Ideen und zweitens die natürliche Organisation des Einflusses ihrer Mitglieder auf die Massen.

Wer daraufhin noch behauptet, daß eine derart organisierte Tätigkeit auch schon ein Attentat gegen die Freiheit der Massen, ein Versuch zur Schaffung einer neuen herrschenden Gewalt ist, der ist ein Wortverbrecher oder ein Dummkopf. Es steht schlimm genug um diejenigen, welche die natürlichen und gesellschaftlichen Geseße der menschlichen Solidarität nicht kennen, so daß sie sich ein-

bilden, daß die vollkommene Unabhängigkeit der einzelnen Menschen und der Massen voneinander möglich oder wünschenswert ist. Der das wünscht, der will die Auflösung der menschlichen Gesellschaft, denn das ganze gesellschaftliche Leben besteht aus dieser gegenseitigen und fortwährenden Abhängigkeit der einzelnen Menschen und der Massen. Jeder Mensch, auch der geschickteste und stärkste, ja, besonders die Klugen und Starken, sind in jedem Moment ihres Lebens die Erzeugnisse und die Erzeuger dieses gegenseitigen Einflusses. Die Freiheit eines jeden Menschen ist das immerfort neu hervorgebrachte Ergebnis der Gesamtheit dieser materiellen, geistigen und moralischen Einflüsse, ausgeübt von sämtlichen Menschen, die ihn umgeben und von der Gesellschaft, in welcher er lebt, sich entwickelt und stirbt. Wer sich diesem Einfluß entziehen will, im Namen einer überirdischen göttlichen, vollkommen egoistischen Freiheit, welche sich selbst genügt, der strebt danach nicht zu sein. Wer darauf verzichten will, diesen Einfluß auf andere auszuüben, der verzichtet auf jede gesellschaftliche Tätigkeit selbst, auf die Mitteilung seiner eigenen Gedanken und Empfindungen und strebt damit wiederum nach dem Nichtsein. Diese „Unabhängigkeit“, welche die Ideologen und Metaphysiker so oft verkündet haben, und die in diesem Sinne aufgefaßte persönliche Freiheit ist also — das Nichts.

In der Natur sowohl wie in der menschlichen Gesellschaft — welche nie etwas anderes ist als eben diese selbe Natur — lebt alles nur unter der Grundbedingung, daß es auf die tätigste Weise und so kräftig, wie es ihm seine Eigenart gestattet, in das Leben anderer eingreift. Deshalb wäre die Abschaffung dieses gegenseitigen Einflusses gleichbedeutend mit dem Tode. Und wenn wir die Freiheit der Massen fordern, so wollen wir keine von diesen natürlichen Einflüssen zerstören, welche einige Menschen und Gruppen von Menschen durch ihre Handlung auf diese Massen ausüben.

Was wir wollen, das ist die Abschaffung der künstlichen, privilegierten, gesetzlichen, offiziellen Einflüsse. Wenn die Kirche und der Staat Privateinrichtungen sein könnten, wären wir natürlich auch ihre Gegner, wir würden aber nicht gegen ihr Recht aufs Dasein protestieren. Wir protestieren aber gegen beide, denn obgleich sie ohne Zweifel in dem Sinne Privatinstitutionen sind, daß sie nur für die besonderen Interessen der privilegierten Klassen bestehen, bedienen sie sich dennoch der gesamten Kraft der organisierten Massen, um sich autoritär, offiziell und gewaltsam ihnen aufzubürden. Wenn sich die Internationale in staatlicher Form organisieren könnte, würden wir aus ihren begeistertsten Freunden zu ihren erbittertesten Feinden werden.

Wer sie kann sich gar nicht in staatlicher Form organisieren, weil sie, wie es ihr Name andeutet, alle Grenzen abschafft, und es keine Staaten ohne Grenzen geben kann; denn die Geschichte hat bewiesen, daß die Verwirklichung des Universalstaates, von welchem die erobernden Völkerschaften und die größten Despoten geträumt haben, unmöglich ist. Wer also vom Staate spricht, spricht damit notwendigerweise von verschiedenen Staaten, welche im Inneren Unterdrücker und Ausbeuter, nach Außen hin Eroberer und mehr oder weniger gegenseitige Feinde sind — er spricht damit von dem Gegensatz der Menschheit.

Die Internationale Vereinigung der Arbeiter würde gar keinen Sinn haben, wenn sie nicht unaufhaltsam der Abschaffung des Staates zustreben würde. Sie organisiert die Volksmassen nur, um dieses Ziel zu erreichen. Und auf welche Art organisiert sie sie? Nicht von oben nach

unten, indem sie den gesellschaftlichen Unterschieden, welche aus den Verschiedenheiten der Beschäftigungen entstehen, oder dem natürlichen Leben der Massen, eine scheinbare Einheit und Ordnung aufzwingt, wie das die Staaten machen; aber im Gegenteil von unten nach oben, das gesellschaftliche Leben der Massen, ihre tatsächlichen Bestrebungen als Ausgangspunkt nehmend, sie anfeuernd, ihnen helfend sich in Gruppen zu vereinen, ihre Interessen in Einklang zu bringen und sich ihrer natürlichen Verschiedenheit von Arbeit und Lebenslage gemäß im Gleichgewicht zu halten.

Aber eben darum, weil die Internationale derart von unten nach oben organisiert, zu einer wirklichen Kraft, einer ernststen Macht wird, ist es notwendig, daß ein jedes Mitglied in jeder Gruppe vollkommen von den Grundsätzen der Internationale durchdrungen wird. Nur unter dieser Bedingung kann er zu Zeiten des Friedens und der Ruhe ein guter Propagandist und Apostel unserer Sache, und zu Zeiten des Kampfes ein wahrer Revolutionär sein.

Wenn wir von den Grundsätzen der Internationale sprechen, so meinen wir jene, welche in der Einleitung zu unseren Statuten enthalten sind, welche am Genfer Kongreß angenommen wurden.

Wir alle wissen, daß dieses unser Programm, welches so einfach und gerecht ist und welches mit so wenigen und würdigen Worten die menschlich berechtigten Forderungen des Proletariats ausdrückt, gerade weil es ein ausschließlich menschliches Programm ist, alle Keime einer sozialen Revolution in sich enthält; es verkündet die Zerstörung der alten und die Schaffung einer neuen Welt.

Das ist es, was wir jetzt allen Mitgliedern der Internationale erklären und vollkommen verständlich machen müssen. Dieses Programm bringt eine neue Wissenschaft, eine neue Philosophie mit sich, welche an Stelle sämtlicher alten Religionen treten wird und eine neue internationale Politik, welche als solche, wir wagen es zu sagen, kein anderes Ziel haben kann, als die Aufhebung aller Staaten. Damit alle Mitglieder der Internationale gewissenhaft ihre doppelte Aufgabe als Propagandisten und Revolutionäre erfüllen können, ist es notwendig, daß sich ein jeder von ihnen so weit wie möglich mit dieser Wissenschaft, dieser Philosophie und dieser Politik erfüllt. Es genügt nicht, wenn sie wissen, und sagen, daß sie die wirtschaftliche Befreiung der Arbeiter, den Genuß des vollen Ertrages seiner Arbeit für einen jeden, die Abschaffung der gesellschaftlichen Klassen und der politischen Knechtschaft, die volle Verwirklichung der Menschenrechte und vollkommen gleiche Pflichten und Rechte für alle — mit einem Wort, die Verbrüderung der Menschheit wollen. All dies ist ohne Zweifel sehr gut und wahr, aber wenn die Arbeiter der Internationale sich die großen Wahrheiten aneignen, ohne sich in deren Voraussetzungen, deren Folgen und deren Geist zu vertiefen, und wenn sie sich damit begnügen, dieselben immer und immer wieder in dieser allgemeinen Form zu wiederholen, so laufen sie sehr Gefahr, aus denselben in kurzer Zeit leere unfruchtbare Worte und unverstandene Gemeinplätze zu machen.

Aber, wird man sagen, alle Arbeiter, wenn sie auch Mitglieder der Internationale sind, können nicht Gelehrte werden. Ist es denn nicht genug, daß im Schoße dieser Vereinigung sich eine Gruppe von Menschen findet, welche soweit wie heute möglich, im Besitz der Wissenschaft, der Philosophie und der Politik des Sozialismus ist, damit die Mehrzahl, das Volk der Internationale, getreulich ihrer Führung und ihren „brüderlichen Befehlen“ folgend, sich nicht vom rechten Wege entfernt, welcher es zur endgültigen Befreiung des Proletariats führt.

Dies ist ein Gedankengang, welchen wir nur zu oft von der autoritären Kommunisten-Partei innerhalb der Internationale aussprechen hörten; nicht offen, denn die Leute sind nicht genug aufrichtig und mutig, um das zu tun, sondern versteckt, auf Umwegen, mit allerlei mehr oder weniger geschickten Ausflüchten und mit demagogischen Komplimenten über die unübertreffliche Weisheit und Allmacht des souveränen Volkes. Wir haben diese Auffassung immer aufs leidenschaftlichste bekämpft, denn wir sind überzeugt davon, daß an dem Tage, an welchem sich die Internationale Vereinigung in zwei Gruppen spalten würde: in eine, welche die riesige Mehrheit ausmacht und aus solchen Mitgliedern besteht, die in wissenschaftlicher Hinsicht nur einen blinden Glauben an die theoretische und praktische Weisheit ihrer Führer haben; und in eine andere, welche nur aus zehn oder zwanzig oder mehr führenden Männern zusammengesetzt ist — an diesem Tage würde diese Vereinigung, welche die Menschheit befreien sollte, sich von selbst in eine Art von oligarchischem Staat — in die schlimmste Form des Staates — verwandeln. Schlimmer noch: diese erleuchtete, gelehrte und fähige Minderheit würde mit der Verantwortung ihrer Position auch alle Rechte der Herrschenden für sich beanspruchen und ihre Herrschaft würde um so despotischer werden, je mehr sie dieselbe verbergen kann unter dem Schein des servilen Respektes für den Willen und die Beschlüsse des Volkes — für jene Beschlüsse, welche immer die Führer selbst dem angeblichen Willen des Volkes eingerebet haben. So würde diese Minderheit infolge der notwendigen Entwicklung und ihrer privilegierten Stellung, dem Vorse aller Regierungen verfallen und Tag für Tag despotischer, schädlicher und reaktionärer werden.

Die Internationale Arbeitervereinigung kann nur dann zum Werkzeug der Befreiung der Menschheit werden, wenn sie sich zuerst selbst befreit hat; das heißt, wenn sie aufhört, in zwei Gruppen geteilt zu sein, in eine Mehrheit, die das blinde Werkzeug einer gelehrten Minderheit ist und wenn sie in das Denken und das Bewußtsein eines jeden ihrer Mitglieder die Wissenschaft, die Philosophie und die Politik des Sozialismus eingepflanzt hat.

Glossen

Der Alldeutsche jubelt:

Majestät haben endlich geruht
Scheußliches Schweigen zu enden.
Wahrhaft süperbe! Aeh — wirklich sehr gut!
Alles muß sich jetzt wenden!

Dieß man die Worte, freudig entbrennt
Wer patriotisch heut fühlet!
Aeh — meines Daseins höchster Moment! —
Danke! Wer nörgelt und wühlet.

Majestät brachen endlich den Bann,
Völkische Zukunft grüßt heiter!
Aeh: neue Aera eben begann!
Majestät, weiter, nur weiter!

U. G a d a y.

Zur Entwicklungsgeschichte der gegenwärtigen Kriegshege hat die „Aktion“ bereits wertvolle Dokumente veröffentlichten können. Heute, wo die Kriegslüftlinge offen wirken, scheint es uns angebracht, darauf zurückzugreifen.

Am 27. Februar, als der Marofforummel noch nicht in Sicht war, haben wir im Beitaritel der „Aktion“, gestützt auf einwandfreie Dokumente, geschrieben:

„Das Schwedgespenst einer Kriegsgefahr an die Wand zu malen ist der geheime Wunsch unserer Scharfmacher.

Wir wissen aus guten Quellen, daß das deutsche Volk vor den Wahlen mit solcher alleinstimmigenden Wahlparole überrascht werden soll. In den Reihen der reaktionären Parteien ist man sich über die Notwendigkeit einer Ueberrumpelung des „Vollsgemüths“ lange einig.“

Acht Tage später, den 6. März, richtete die „Aktion“ an den Reichskanzler „Einige Fragen“, die von der reaktionären Presse als „Demokratische Unverschämlichkeiten“ gelehrt wurden. Wir hatten bescheiden gefragt, ob die Regierung von dem Drängen der Scharfmacher, eine Kriegshege zwecks günstiger Wahlparole zu inszenieren, Kenntnis genommen hätte. Die gesamte liberale Presse forberte damals von Herrn Bethmann Hollweg ein Dementi. Das blieb natürlich aus. Wir sahen uns deshalb gezwungen, deutlicher zu werden und am 13. März der Öffentlichkeit ein Zirkular zu unterbreiten, das uns ein günstiger Wind auf den Redaktionsstisch getrieben hatte und in dem es heißt:

„Wir können nur dann zuversichtlich den kommenden Kämpfen entgegensetzen, wir können das inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbestimmung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken. Wir können der Volksverhegung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nationale Ehre des Volkes zu appellieren. . . Wir müssen das nationale Gewissen des Volkes, das gar zu selbstsicher träumt, aufrütteln.“

Das „Leipziger Tageblatt“ hatte zu unserer Veröffentlichung geschrieben: „Wir hoffen und wünschen, daß der Reichskanzler eine Antwort geben kann, die den Erwartungen des Volkes entspricht.“ Das Hoffen und Wünschen war eitel. Ein zuverlässiges Presseorgan, der fromme „Reichsbote“, sammelte auf unsere Anklage sogar ganz nativ zustimmend: „Für die deutsche Regierung kann es unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt gar keine andere Wahlparole geben, als den Appell an die nationale Ehre, denn das Reich ist nach innen und außen dadurch schwer bedroht, daß der nationale Ehrbegriff im deutschen Volke nur allzu lange geschlummert hat. Aus all dem Wirrwarr gibt es nur noch einen Ausweg, das ist der nachdrücklichste Appell an die nationale Ehre!“

Wohlgemerkt: am 22. März, als der „Reichsbote“ sich soweit vergaß, war an den Maroffschwindel noch nicht zu denken!

. . . Wir haben auf unsere Anklage auch dann noch keine Antwort erhalten, als der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Frank sie (in der Sitzung vom 31. März) im Parlament zur Sprache brachte. Die Wahlparolendichter schwiegen und — und wirkten. Und heute haben die Kriegslüftlinge es glücklich erreicht, daß selbst liberale Blätter vom nationalen Faumel gepackt worden sind.

Der Abzahlungssozialist Dr. Ludwig Quessel, der sich noch immer Sozialdemokrat zu nennen beliebt, sucht in seiner jüngsten Provokation „Das Trugbild der sozialen Revolution“ („S. M.“ Nr. 8—10) Wilhelm Liebknecht und August Bebel als Kronzeugen gegen die „Sozialrevolutionäre“ zu benutzen. Bebel wird den Mißbrauch seines Namens wohl selbst zurückweisen. Wie wenig Liebknecht den Schimpf verdient hat, mögen die Worte zeigen, die ich hier aus einer Rede wiedergebe, die der sozialistische Führer vor dem „Demokratischen Arbeiterverein“ gehalten hat. Es ist eine Antwort, die sich auch die übrigen „Reform-Sozialdemokraten“ ins Notizbuch schreiben könnten.

Das ein bürgerlicher Politiker sie ihnen in Erinnerung bringen muß, ist eine Fronte des Schicksals.

Wilhelm Liebknecht sagt:

„Die Sozialdemokratie darf unter keinen Umständen und auf keinem Gebiet mit den Gegnern verhandeln. Verhandeln kann man nur, wo eine gemeinsame Grundlage besteht. Mit prinzipiellen Gegnern verhandeln, heißt sein Prinzip opfern. Prinzipien sind unteilbar, sie werden entweder ganz bewahrt oder ganz geopfert. Die geringste prinzipielle Konzession ist die Aufgebung des Prinzips. Wer mit Feinden parlamentiert, parlamentiert; wer parlamentiert, paktiert.“

Wir haben ein lehrreiches und warnendes Exempel an der Fortschrittspartei. Zur Zeit des sogenannten preussischen Verfassungskonflikts ließ sie es nicht an schönen und auch köstlichen Reden fehlen. Mit welcher Energie protestierte sie nicht gegen die Reorganisation — in Worten! Mit welcher „Bestimmungsstüchtigkeit“ und mit welchem „Talent“ bestrwortete sie nicht die Rechte des Volkes — in Worten! Aber die Regierung kümmerte sich nicht um die Rechtsdeduktionen. Sie ließ der Fortschrittspartei das Recht, und behielt und übte die Gewalt. Und die Fortschrittspartei? Statt auf den parlamentarischen Kampf zu verzichten, der unter solchen Umständen eine schädliche Nebenwirkung geworden war, statt von der Rednerbühne abzutreten, die Regierung zum nackten Absolutismus zu zwingen und an das Volk zu appellieren — fuhr sie, in den eigenen Phrasen Befriedigung findend, unverbrochen fort, Proteste und Rechtsdeduktionen in die leere Luft zu hauchen und Beschlüsse zu fassen, von denen jedermann wußte, daß sie wirkungslos sein würden. So ward das Abgeordnetenhaus aus einer politischen Arena in ein Komödiantenhaus verwandelt. Das Volk hörte stets dieselben Reden, sah stets dieselbe Resultatlosigkeit und wandte sich ab, erst mit Gleichgültigkeit, dann mit Ekel. Das Jahr 1866 wurde möglich. Die „schönen“, „kräftigen“ Oppositionsreden der preussischen Fortschrittspartei haben der Blut- und Eisenpolitik den Boden geschaffen, — sie waren die Grabreden der Fortschrittspartei selbst. Im eigentlichen Sinne des Wortes hat die Fortschrittspartei sich tot geredet.

Wenn die Demokratie jetzt denselben Fehler begeht, wie die Fortschrittspartei, dann wird die gleiche Ursache die gleiche Wirkung hervorbringen.

Doch auch ganz abgesehen von dem eigentlich politischen Standpunkt hat eine Beteiligung unserer Partei an den Parlamentsdebatten nicht den mindesten praktischen Nutzen.

Ebenso praktisch würde es sein, unsere Prinzipien den Meeresvögeln vorzuplambieren — und nicht so lächerlich. Die Führer der bürgerlichen Parteien wissen sehr gut, was wir wollen. Ihnen gegenüber, wie überhaupt den im Reichstag fast ausschließlich vertretenen herrschenden Massen gegenüber ist der Sozialismus keine Frage der Theorie mehr, sondern einfach eine Machtfrage, die in keinem Parlament, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfelde zu lösen ist gleich jeder anderen Machtfrage.

Aber angenommen, die Regierung mache von ihrer Macht aus Kraftgefühl oder Berechnung keinen Gebrauch, und es gelänge, wie das der Traum einiger sozialistischer Phantasiopolitiker ist, eine sozialdemokratische Majorität in den Reichstag zu wählen — was sollte die Majorität tun? Sie rhobus hic salta. Jetzt ist der Moment, die Gesellschaft umzugestalten und den Staat. Die Majorität faßt einen weltgeschichtlichen Beschluß, die neue Zeit wird geboren — ach nein, eine Kompagnie Soldaten jagt die sozialdemokratische Majorität zum Tempel hinaus, und lassen die Herren sich das nicht ruhig gefallen, so werden

sie von ein paar Schuppleuten in die Stadtvogtei abgeführt und haben dort Zeit, über ihr bonapartistisches Treiben nachzudenken . . .

Nicht ein Wort! Und nun auf der anderen Seite die Nachteile: Das Prinzip geopfert, der ernste politische Kampf zur parlamentarischen Spiegelfechterei herabgewürdigt, das Volk zu dem Wahn verführt, der Bismarck'sche „Reichstag“ sei zur Lösung der sozialen Frage berufen. — Und wir sollen „aus praktischen Gründen“ parlamentieren? Nur der Verrat oder die Kurzsichtigkeit kann es uns zumuten.

Was prinzipiell das Richtige, ist stets auch praktisch das Beste. Prinzipientreue ist die beste Politik.“

Was, frage ich, würde Liebknecht zu der Entwicklung seiner Partei sagen, wenn er das letzte Heft der „Sozialistischen Monatshefte“ lesen könnte? . . .

Der Quartalswechsel steht bevor, und Maximilian Harden muß das Interesse für seine Zukunft wachhalten. Was gibt es da im Augenblick besseres als einen Kriegszug aufzuführen? Die Scharfmacher zitiieren; die Vernünftigen, soweit sie den Reflektiertrich nicht durchschauen, vhrseigen. — der Zweck ist erreicht. Harden braucht von den 52000 Mk. Jahreseinkommen nicht einen Pfennig für Inzerate auszuwerfen. So schlicht erklärt sich die Weltanschauung des Herrn, der einmal mit dem Brustton unbezahlter Ueberzeugung dem Sozialdemokraten Franz Mehring schrieb:

„Ich hoffe auch sozialpolitisch sollen Sie noch einmal mit mir zufrieden sein . . . Das dürfen Sie glauben, ich stehe Ihnen heute schon ganz nahe.“

Und der ein ander Mal Franz Mehring beteuerte:

„ . . . In welcher Faser meines Herzens bin ich denn ein Bourgeois? . . . Der „Vorwärts“ ist nicht gut beraten. Wir ziehen an einem Strang, und ich würde mit Freuden umsonst für ihn arbeiten. Es ist ja so unklug wie möglich, mich zum Typus des Bourgeois zu machen. Und schließlich wirkt meine Sozialkritik um so mehr, weil ich nicht ohne weiteres als „Sozialdemokrat“ eingetragen werden kann.“

Heute macht der verlappte Sozialdemokrat Harden hurratriotische Freilübungen. Aber man höre ihn nicht. Ein Schießerlaß des Herrn von Jagow ist eine größere Kulturschmach als alle Purzelbäume des Brunenwaldpolitikers.

Der „Vorwärts“ hat sich anlägen lassen. Es ist frech geschwindelt, daß Victor Fraenkl jemals „Ebel-Anarchist“ gewesen ist. Es ist gelogen, daß Victor Fränkl in seinem Rechtsanwaltsbureau ein Kreuzigt zu stehen hatte. Es ist Schwindel, daß Victor Fraenkl sich als Sozialdemokrat irgendwie hervorgebrängt hat, um zu reden oder eine Rolle zu spielen.

Daß Fraenkl der reaktionären Presse einen Brief sandte, dessen Inhalt ich mindestens so scharf verurteilte wie der „Vorwärts“, darf doch nicht mit Bilgen und Verläumdungen beantwortet werden.

Ich halte es für selbstverständlich, daß der „Vorwärts“ sich berichtigt. Denn es ist schamlos und reichsverbändelnd, gegnerische Anschauungen mit persönlichen Verdächtigungen zu bekämpfen.

Rockspizel als Staatsstützen.

Macchiavelli (er starb vor beinahe vierhundert Jahren, ist also nicht mehr wegen Beamtenbeleidigung zu fassen . . .) hat uns eine seltsame Definition des Begriffes „Polizei“ gegeben. Sie lautet: „Verbrechertum, um die Ordnung zu stiften.“ Natürlich meint Macchiavelli (der fürstentruener italienischer Staatsmann war und es also wissen mußte) nur die Polizei seiner Zeit. Heute

wird kein Vernünftiger so töricht sein, dieser Definition Geltungswert zu geben. Keinem wird es einfallen, einen ganzen Berufszweig dafür verantwortlich machen zu wollen, weil sich unter ihm Kreaturen befinden, auf die das Wort Verbrecher paßt. Daß in Moabit zwei Polizisten einen Wehrlosen niedermehelten, daß in Essen ein meineidiger Schuft in Uniform Arbeiter ins Zuchthaus brachte, das sind nicht alltägliche Erscheinungen. Aber Machiavellis Satz bekommt eine besondere, veränderte Bedeutung, wenn wir das Gesindel betrachten, dessen sich heute die Polizei bei ihrer staatsstützenden Tätigkeit bedient, wenn wir die Arbeit der Spizel und Vigilanten betrachten.

Zwei Ereignisse der letzten Zeit haben uns das mal wieder ermöglicht. Karl Schneidt hat uns in der „Zeit am Montag“ gezeigt, wie Sittenpolizisten wirken können. Und Eugen Ernst gestattet uns in seinem (in der Buchhandlung „Vorwärts“ erschienenen) Buche „Polizispizeleien und Ausnahmegesetze“ einen Blick hinter die Kulissen der politischen Polizei. Ueber Schneidts Enthüllungen wird noch zu reden sein. Schließlich sind ja die Einzelfälle, die er aufdeckt, Lichtpunkte desselben Systems, das Eugen Ernst in seinem Buche brandmarkt, des Spizelsystems.

Das Spizeltum entfaltet und wird überall dort seine staatsstützende Tätigkeit entfalten, wo eine Regierung zu Gunsten Weniger gegen das eigene Volk, gegen die Freiheitssehnsucht im Volke regiert. Wo sich die Gewalt gegen das Recht behaupten will. Gewiß, in der kraffen russischen Form kann sich das System der Spizelei in europäischen Staaten heute nicht mehr ausleben. Doch daran ist wahrlich nicht das Feingefühl der nichtrussischen Regierungsrepräsentanten schuld! Gebt ihnen nur das rechte Material, aus dem man Nests kneten kann! Nur das Material fehlt mancher Regierung! Deshalb hält das, was sich in anderen Ländern in sozialdemokratische Wahlvereine drängt und bei Straßendemonstrationen seine patriotischen Provokationen unternimmt, einen Vergleich mit Spizel-Virtuosen vom Schlage der Partingssubjekte nicht aus.

Immerhin macht uns auch Ernst mit recht vielversprechenden Exemplaren bekannt. Was er uns in seinem Buche zeigt, die gehäufte Verworfenheit, löst oftmals im Leser Abscheu und Entsetzen aus. Man kann es manchmal schwer glauben, daß man nicht von einem Hintertreppen-Doyle genarrt wird, daß es ja nackte Tatsachen sind, die hier, eng aneinandergereiht, dieses Gemälde der Verkommenheit darstellen. „Verbrechertum, um die Ordnung zu stützen . . .“ Verbrecher. Gott, wie arg abgegriffen ist diese Wortmünze! Jedem armen Teufel, den das Gesetz überfällt, schreien wir das Wort in die Ohren. Verbrecher. Es gibt „Verbrecher,“ die Helben sind. Deren „Verbrechen“ dem Aufwärts der Menschheit Unendliches genügt. Nein, es sind keine Verbrecher, diese Spizelkreaturen. Diese Werkmittel der Geschlichen, diese Dunsterscheinungen sittlicher Fäulnis, diese fatalen Unjäglichen sind nur die logische Konsequenz einer Staatsordnung, die ihre Unmenschlichkeit hinter Kanonen und Paragraphen verschanzten muß. Franz Pfeiffert.

An unsere Freunde!

Man frägt zur Verbreitung der „Aktion“ wirksam bei, wenn man sie auf der Reise, im Bade, in den Hotels und in den Buchhandlungen verlangt. Wir bitten auch um Aufgabe von solchen Adressen, bei denen ein Interesse für unser Organ vorauszulesen ist.

Wallfahrts-Choral der Jungen

Wir sind die Jungen:

Mit zukunftsarten, schamschwachen Knochen,
Von neuen, vernichtenden Stürmen zerbrochen,
Mund und zerrungen — — —

Aber wir wollen ja siegen!

Wir wollen ja unsere Stimmen hören,

Wir wollen Seelen besitzen und Töchter betören

Und Jemanden haben, an den wir uns schmiegen — —

Doch wir sind stets allein!

Wir haben auch niemand, mit dem wir sprechen.

Wir werden uns in uns selbst zerbrechen —

Es muß wohl so sein!

Neiße.

Max Herrmann.

Prostitution, Frauenbewegung und Rasse

Von Grete Meisel-Hef.

„Du sollst den Gott der Erde mir gebären!
Prometheus soll von seinem Sitz erstehn,
Und dem Geschlecht der Welt verkündigen:
Hier ward ein Mensch, so hab' ich ihn gewollt!“
(Aelst „Penthesilea“.)

Die Nötigung zur Prostitution hat vor allem in sozialen Ursachen, wie sie in unserem Heiratsystem kulminieren, ihren Grund. Das glückliche Eheleben der gesicherten Gattin ruht auf der Erniedrigung und Schändung einer anderen Frau, der Dirne, die Geschlechtsinstrument werden mußte, weil sie als „Vorstadium“ der späten Ehe notwendig ist. Die Errichtung von Extremen, denen die menschliche Natur nicht gewachsen ist, dem Ideal einer befriedigenden Ehe auf der einen Seite und der völligen Debe und Entfugung auf der anderen, die die konventionelle Moral den Frauen übrig läßt, schafft Prostituierte.

Neben der sozialen Nötigung besteht aber noch das, was ich das psycho-physische Bedürfnis — insbesondere des Mannes — nach zeitweiligem unverbindlichem Geschlechtsverkehr nennen möchte. Die Möglichkeit der Entladung sexueller Spannungen ohne schwer sich anhängende Konsequenzen, sowohl sozialer als seelischer Natur, ist ein Moment, welches dem Manne auch innerhalb anderer wirtschaftlicher und moralischer Ordnungen niemals entbehrllich sein wird, zumindest nicht bevor er sich dauernd bindet.

Kommt die Nötigung des Mannes zur Benützung der Prostitution vorwiegend aus seiner geschlechtlichen Not, so spielen von seiten des Weibes, das sich der Prostitution ergibt, noch andere Momente der Nötigung mit. Vor allem scheint eine wirklich besondere Disposition vorzuliegen, die überhaupt erst die Möglichkeit schafft, daß der grausige Dienst betrieben werden kann. Steht doch die Prostituierte, als die Benützte, in Wahrheit durchaus nicht auf dem Standpunkt wie der Mann, ihr Benützer. Schon daß er der Einkaufende ist, sie das Kaufobjekt, verbietet die Auffassung, daß es sich wirklich um die „gleiche Tat“ handele. Hier ist der Keim, der einer zweifachen moralischen Beurteilung des Vorganges einige Berechtigung gibt. Der Mann ist und bleibt bei aller Heftigkeit, mit der der Trieb gerade in ihm wüten mag, dennoch vollkommen frei in der ganzen Situation. Seine soziale Existenz ist in keiner Weise mit ihr verknüpft. Auch benützt er ja nur die Person, die er sich selbst ausfügt.

und der Vorgang der Verbindung mit ihr ist nicht die Spezialbeschäftigung, der sein Dasein ausschließlich gewidmet ist. Man sieht, daß die Gleichstellung und Gleichbeurteilung des Vorganges, die eine gewiß aus edlen Motiven kommende sittliche Entrüstung heute fordert, doch nicht angeht. Freilich fällt das Plus an Schmach und Elend, das auf seiten der Dirne gegenüber dem Manne, der sie benützt, wirklich liegt, nicht ihr zur Last, sondern der Gesellschaft, die diesen Zustand im Geschlechtsleben der Menschen möglich, ja sogar notwendig macht.

Die angeborene Disposition, die der Dirne ihren Beruf möglich macht, immerhin zuzugeben, ist es doch vor allem die wirtschaftliche Not, der ökonomische Zwang, der sie auf den Weg bringt, zu dem sie diese Disposition befähigt. Man bedenke, was es heißt, „das Leben wird teurer.“ Die sofortige Folge dieser so schlicht klingenden Konstatierung ist, daß jeder sofort mehr wirtschaftlichen Einsatz leisten muß, der leben bleiben will. Ein Plus an wirtschaftlicher Leistung muß geopfert werden, sei es positiver oder negativer Natur, sei es mehr Leistung für weniger Ware oder mehr Verzicht auf bisher benützte Ware. Die Hauptsache ist und bleibt, daß dieser Einsatz geleistet werden muß. Und zwar muß jeder bieten, nicht was er bieten will und vielleicht zu bieten hat, sondern was von ihm verlangt wird, — was er von dem, was die Gesellschaft braucht, bieten kann, was er ihr nicht aufbringt, sondern womach ein wirkliches Bedürfnis besteht. Welchen Einsatz aber, nach dem ein wirkliches Bedürfnis besteht, kann eine ungeschulte Frau leisten? Man gebe gleichzeitig zwei Annoncen in eine Zeitung, in deren einer die Frau „irgend eine“ soziale Arbeit sucht, während sie in der anderen „Herrenbekanntschäften“ zu machen wünscht, das heißt, sich zur geschlechtlichen Benützung anbietet. Die Antworten werden beweisen, nach welcher der beiden Leistungen mehr Nachfrage ist, und welcher „Einsatz“ einem Bedürfnis entspricht. Die Prostitution ist ein Muß, eine Leistung, ein wirtschaftlicher Einsatz, welcher Millionen Frauen auf dem heutigen Wirtschaftsmarkt abgezwungen wird.

Warum die Prostitution sozial gefährdetes und sinkendes Frauenmaterial anzieht, wie das Licht die Motten, hat nicht darin seinen Grund, daß sie sich besser bezahlt macht als ein anderer wirtschaftlicher Kräfteinsatz, noch daß sie weniger Anstrengung erfordert, sondern hauptsächlich in dem Umstand, daß man das aus ihr gewonnene Geld augenblicklich haben kann, daß die Frauen diesen Verdienst eben sofort bekommen, wenn sie in Mangel geraten, während sie jeden anderen Erwerb erst auf umständlichen und kostspieligen Wegen suchen müssen und längst verhungert sein können, ehe sich nur der kleinste Erfolg ihrer Anstrengungen zeigt. Die Nachfrage ist es, die den sofortigen Verdienst ermöglicht, die positive Nachfrage nach dieser Leistung der Frau. Und es ist logisch unabänderlich, daß, wo eine Nachfrage da ist, es auch nicht an Angebot fehlt. Der Mangel an gesellschaftlicher Vorsorge für wirtschaftlich Gefährdete treibt der Prostitution tausende von Opfern zu.

Das Gräßliche dieser „melancholischen Travestie“ ist: ein Wesen lebt ausschließlich dieser Sache, es hat als „spezialisiertem Beruf“ — den Geschlechtsakt! Diese Travestie ist aus der Monomanie der Kultur entstanden, die darin besteht, daß sie wie überall, so auch in der Geschlechtsbestimmung der Frauen, Extreme aufrichtet. Die einen sollen gehären ins Grenzenlose, die andern sollen entbehren ins Grenzenlose, und die dritten sollen gehären ins Grenzenlose. Wenn nichts anderes, diese

Tatsache allein mußte eine Bewegung erzeugen, eine Bewegung des seiner Natur nach eigentlich ruhigen, passiven Prinzipes, eine Bewegung der Frauen, eine Frauenbewegung. Die Hetäre, die Amazone und die Emanzipierte, diese drei Frauentypen waren zu allen Zeiten im geheimnisvollsten, engsten Zusammenhang.

Das tragische Wesentliche am Beruf der Dirne ist der Verlust ihrer menschlich besonderen Persönlichkeit. Diese Enteignung erstreckt sich vor allem auf das, was an ihrem Geschlecht der Gattung gebührt: sie ist die immer Unfruchtbare, die unfruchtbar Gewollte, und die Energien ihres Fortpflanzungsapparates, sind einem gräßlichen „Dienst“ hingeopfert. Und das Schaurige an diesem Dienst ist eben seine Fruchtlosigkeit, die Ueberflüssigkeit aller Ausgaben, aller Energielieferungen, dieses Moment, welches im Bewußtsein aller Völker als ein so tragisches Verhängnis empfunden wurde, daß der Mythos es zur Höllestrafe erschuf. Die Tartarosdienste des Aufreißen und wieder Zuschüttens von Gruben, des Hinaufwälzens schwerer Blöcke über einen Berg, die dann von da wieder hinunterrollen, des Wasser schöpfens in ein rinnendes Faß, welches nimmer voll werden kann, werden als die wahren Strafen Hölle, als die wahren Schrecken der Verdammnis empfunden und leben als solche in den Höllensymbolen der Völker. Verschwendende Energien, Kräfteverbrauch in Handlungen, die, der Natur ihrer Objekte nach, fruchtlos, resultatlos bleiben müssen, das ist die schwarze Verdammung, die die Seele des Menschen, die sein Geistiges, seinen immateriellsten Trieb treffen kann. Denn dieser Trieb will bei aller normalen Kreatur, daß aus einer Leistung etwas entstehe, etwas werde, etwas bleibe, und alle Kreatur hat diesen Trieb, etwas von sich abzulösen, irgend ein Geschehen ihrerseits in Raum und Zeit einzustellen, etwas zu hinterlassen, weiter zu gehen. Die Dirne aber ist die Danaide, die zur fruchtlosen Vergeudung ihrer Energien verdammt. Die Natur hat sich auch fürchtbar gerächt und hat diese Vergeudung mit Krankheit geschlagen.

Die Verderbnis durch die Prostitution ist eine dreifache. Es ist die Korruption des Mannes, der sie benützt, die des Weibes, die ihr dient, und die des sozialen Bewußtseins, das sich mit dem Teufelskreis von Widersprüchen, in die es den ganzen Vorgang eingezwängt hat, abfindet. Ganz abgesehen von den wirklichen Seuchen, von den Geschlechtskrankheiten, von der allgemeinen physiologischen Schwächung ist an jene andere Schwäche zu denken, an diese sonderbare Verdunkelung der seelischen Impulse, an diese Trübung des erotischen Bewußtseins, die durch die Prostitution gezüchtet wird, und welche es immer schwerer macht, daß Mann und Weib einander wirklich verstehen, einander wirklich genießen, ohne einander zu mißbrauchen. Man bedenke, welche Ungeheuerlichkeit in den Zentren des erotischen Erlebens beim Vorgang der Prostitution vor sich geht, einerlei ob diese Zentren nun im Gehirn zu suchen sind, wie die Einen vermuten, oder im „nervösen Gewebe“ und in den Blutgefäßen. An der Grenze zwischen körperlichem und seelischem Vorgang lebt und wirkt das Gefühl, welches das Individuum zu allen Taten führt, die die Gattung tragen. Und gerade dieses Gefühl, von dem alles abhängt, Individuum und Gattung, es wird grausam verbildet. Der Fluch trifft also nicht nur jene unseligen Geschöpfe, sondern auch ihre Mißbraucher. Vor allem aber auch das Dritte, das, was uns alle umgibt; das Gewissen der Gesellschaft, das soziale Bewußtsein. Grausamkeit und Moralheuchelei, bössartiges Pharisäertum können hier aus reicher Quelle schöpfen.

Man beginnt, sich klar darüber zu werden, daß Sexualordnung und Massenwohlfahrt in einem ungetrennten Zusammenhang stehen und daß, innerhalb unserer „Ordnung“, es vorwiegend die drei Sadgassen des sexuellen Elends sind, in die die Menschheit hineingefest ist, — die Prostitution, das erzwungene Zölibat und die vorfälschte Ehemahl — welche die Früchte des Masseprozesses systematisch verderben.

Die Frauenbewegung in ihrer heutigen Gestalt, die sich hauptsächlich um den Brotkampf dreht, ist ein historisch notwendiger Umweg zu etwas anderem, was dem ahnenden Sinn seit jeher als ihre innerste Gravitation vorschwebte. Die Frauenbewegung mußte entstehen, da die Frau nicht nur Gebärerin sein wollte und auch auf diese Tätigkeit, als Basis ihrer wirtschaftlichen Existenz, nicht immer Verlaß war. Daher das Ringen nach materieller Selbstständigkeit. Hat sie die aber, so ist es ihr nächstes Bemühen, — freiwillig Frucht tragen zu können dem, den sie, unabhängig von wirtschaftlicher Not, wählt. Die Frauenbewegung ist ein Zwischenstadium zur Mutterbewegung. Und der Weg zur Regenerierung der Menschheit geht einzig durch diese Bewegung. Die Menschheit wird, um dem drohenden Verfall ihrer biologischen Kräfte zu entgehen, wieder zu jener Art von Gestalt gelangen müssen, die das freie Spiel der Auslese ermöglicht. Diese Möglichkeit aber ist nur geboten, wenn als der natürliche Mittelpunkt aller gesellschaftlichen „Ordnungen“ — der weibliche Schoß erkannt ist, und wenn er als solcher gleichzeitig geschützt und befreit ist. Freiheit ohne Schutz taugt nichts, und Schutz ohne Freiheit taugt auch nichts. Denn ist die Freiheit in mancher Sache zu entbehren, so ist sie es doch nimmermehr in dieser: in der Sache des Geschlechtes. Aber auch Schutz ist für das Weib in dieser Sache nicht zu entbehren! Die Entstehung des immer vollkommeneren Menschen ist nur durch die Wahlfreiheit des Geschlechtes gewährleistet. Der weibliche Schoß, einmal als Mittelpunkt des Rechtes und der Ordnung anerkannt, wird, es sei nochmals gesagt, zu gleicher Zeit befreit und geschützt werden müssen. Dann erst ist die Frauenbewegung am Ziel.

Die Bedingungen, unter denen schöne Menschen werden und gedeihen und bestehen können, zu erforschen, ist die Hauptaufgabe eines vollermachten Massebewußtseins. „Einen Jungen zur Welt bringen, der auf rüstige Weise zwischen Erde und Himmel herumklettert“, dies muß das Ideal jeder Frau werden dürfen! Es ist im Interesse der Rasse, daß, wo Menschen in Liebe sich zu einander finden, die stark, gesund und tauglich sind, aus dieser Vereinigung Kinder entstehen. An einer diesem wunderbaren Naturwillen feindseligen Moral scheitern die stolzeisten Möglichkeiten der Höherpflanzung des Menschengeschlechtes.

(Ein Auszug aus dem Werk „Die sexuelle Krise“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena), von der Verfasserin bearbeitet für die „Aktion“.)

Zur russischen Literatur

Von Anna Mahr.

Rußland, das Stück Europa, das noch in den Kinderschuhen der kulturellen Entwicklung, dessen wirtschaftliches und politisches Leben noch weit unter dem europäischen Durchschnitt steht, das Land, wo Willkür, Mute und Galgen oberstes Gesetz sind, wo nicht einmal eine obligatorische Volksschule eingeführt ist, dieses Rußland hat auf allen Gebieten geistigen Lebens Männer hervorgebracht, deren

Namen die internationale Kulturwelt mit Bewunderung nennt.

Wie kommt es, daß ein Volk, das kulturell so weit zurückgeblieben ist, diese großen geistigen Kräfte hervorbringen konnte? Die nahe und ständige Berührung mit dem Westen hat natürlich viel dazu beigetragen. Was aber Rußland die geistige Eigenheit gibt, das ist besonders das nach innen gelehrte Leben der russischen Intelligenz. Rußland ist das typische Land der Konflikte. Konflikte haben diese Klasse gereift, verfeinert, vertieft.

Während in ganz Europa die Sturm- und Drangperiode der neuen Pfadsucher mit der politischen Sturmzeit zusammenfiel, und das geistige Leben eines westeuropäischen Volkes in diesen großen historischen Momenten seinen Ableiter gefunden hat, blieb die geistige Entwicklung Rußlands immer nach innen gekehrt, blieb hier eine unterirdische, nicht ausgebotte Gärung. Alle politischen Unruhen, von den Dekabristenrevolten bis zu den jüngsten Ereignissen, waren nur unterirdische, vulkanische Erschütterungen. Die Kraft, die in diesem großen Volke lebt, konnte nicht ausleben. Der Mystizismus, der dem Russen in hohem Grade eigen ist, resultiert aus der gleichen nach innen gekehrten Geistigkeit. Die Faustnaturen, die bei einem zivilisierten Volke längst Gestalten eines geschichtlich begründeten Momentes geworden sind, leben in Rußland fort. Die leidenschaftlichen Wahrheitsucher laufen in jeder kleinen russischen Provinzstadt herum. Jede extreme Idee, alle theoretischen Idealmöglichkeiten finden hier einen Resonanzboden. Die gesetzlich gesicherte Ordnung ist hier so primitiv, die Rechte des Volkes so beschränkt, das öffentliche Leben so arm an Betätigungsbereichen, andererseits aber steht Rußland in so naher Beziehung zu Europas Vergangenheit und Gegenwart, daß das Volk nicht mutlos resigniert. Durch Opfer, die die Welt sicher noch nicht gesehen hat, erkaufte sich die russische Intelligenz ihr geistiges Leben.

Rußland ist tatsächlich noch kein Massenstaat; deshalb kann auch von einem wirklichen Massenkampf keine Rede sein. Es ist vielmehr ein Kampf der Gewalten, des Guten und Bösen. Wenn aber die aufgespeicherten Kräfte des Volkes einmal frei werden, dann wird sich hier eine neue Kultur entwickeln, daß auch das alte Europa davon erstarkt . . .

Auf den charakteristischen Eigenschaften des russischen Lebens basiert auch die russische Literatur. Männer wie Tolstoi und Dostojewski sind Gewalterscheinungen, die in einem kulturell nivellierten Staate nicht denkbar sind. (Auch einen Goethe konnte Deutschland nur in einer politisch unreifen Zeit hervorbringen.) Man muß fast glauben, daß die Großen einer Nation sich nur auf Kosten der niedergehaltenen Kräfte ihres Volkes entwickeln. Rußlands große Literaturepoche fällt mit der Zeit schlimmster politischer Reaktion zusammen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten in Rußland Schriftsteller, deren Namen zwar jenseits der russischen Grenze fast unbekannt blieben, die aber für die russische Literatur und für das gesamte Kulturleben Rußlands von ungeheurer historischer Bedeutung sind. Und wenn sie selbst im gegenwärtigen Rußland nicht mehr so populär sind, sie schufen ein Geschlecht. Ihre Namen bedeuten Programme. Die Schriftsteller jener Epoche waren keine ästhetisierende Literaten. Sie waren Kämpfer, die in ihrer Tätigkeit aufgingen. Sie waren Verkünder, Apostel, Agitatoren.

Wohl kein Schriftsteller der Welt hat für die gebildete Jugend seiner Nation solche Bedeutung wie ein Belinski, ein glänzender, hinreißender Schriftsteller, der auf alle Fragen des Volkslebens Antwort suchte und sie predigte. Die literarische Tätigkeit war ihm das Mittel, mit dem er

in flammenden Worten für Ideale kämpfte. Das Suchen nach Wahrheit war Belinski kein bloßes Theoretisieren. Es war der Inhalt seines Lebens. Turgenjew hat einmal über Belinski folgende charakteristische Worte geschrieben: „Im buchstäblichsten Sinne des Wortes martertete ihn die Zweifel. Tag und Nacht brütete er über Fragen, die er sich selbst stellte. Es geschah oft, daß er, wenn ich zu ihm kam, bleich und krank vom Sofa aufsprang, und, beständig huffend, bei einem Pulse von hundert Schlägen in der Minute, mit den Spuren nervöser Röte auf den Wangen, ein am Abend vorher abgebrochenes Gespräch wieder aufnahm. Belinski zu unterbrechen war nicht leicht. „Wir sind mit der Frage nach dem Dasein Gottes beschäftigt und Sie wollen essen gehen!“ rief er mir einmal, da ich nach dreistündigem Disput Hunger verspürte, im Tone des Vorwurfs zu. Erst wenn Belinski zu einem vorläufig befriedigenden Resultat gelangt war, begann er sich zu beruhigen.“

Belinski's Ideen hatten nicht nur auf seine Zeitgenossen eine große Wirkung, sie gaben auch der Weiterentwicklung Rußlands die Richtung

Unter dem Einflusse Belinski's standen Alexander Herzen, Dobrolubow und eine Reihe anderer Kritiker und Publizisten. Feuerseelen, die mit Einführung ihrer ganzen Persönlichkeit Literatur und Leben zu formen suchten. Leidenschaftliche Forderungen wurden um jedes bedeutende Werk geführt. Jede Neuerscheinung des großen Dichters, die zu dieser Zeit lebten, wie Turgenjew, Gogol und der große russische Volksdramatiker Ostrowski wurden einer allseitigen Analyse unterworfen. Die Dichter stellten sich freiwillig unter die strenge Kontrolle der kritischen Geister.

In besonders enger Beziehung zu diesem Kreise stand Turgenjew, der nicht nur ein großer Dichter, der auch ein hervorragender Publizist war. Seine Arbeiten über Gogol, die Antworten, die er seinen Kritikern gab, seine Abhandlungen über Bühnenkunst und seine Memoiren beweisen, wie leidenschaftlich er auf alle Fragen des russischen Lebens reagierte. Turgenjew, der geistige Aristokrat, erregte bei der russischen Intelligenz viel böses Blut. Man machte ihm den Vorwurf, daß er die russische Jugend verhöhne. Daß er mit ihr nicht in Fühlung stände. Daß ihm der Westen näher war. Und Turgenjew ließ diese Angriffe nie unbeantwortet. Schon nachdem er lange Jahre im Auslande lebte, verfolgte er immer noch aufmerksam jedes in Rußland erscheinende Wort. Und trotz seinen vielen ausländischen Freunden und seinen intimen Beziehungen zur deutschen und zur französischen Literatur, war er stets der Sohn seines Vaterlandes geblieben, der mit allen anderen führenden Geistern seiner Heimat um Rußlands kulturellen Aufstieg besorgt war. Gewiß: Turgenjew, der von Goethe sagte: „Er ist der Lehrer unser aller“, und der die europäische Kultur in vollen Zügen genossen hat, konnte die Welt nicht mit den kurzsichtigen Augen der Slawianophilen sehen. In seinen Memoiren sagt Turgenjew über seinen Aufenthalt in Deutschland: „Ich fühlte, daß mein Land (ich spreche nicht von Vaterland, sondern von den moralischen und intellektuellen Grundlagen) groß und reich sei, daß aber keine Ordnung darin herrsche. Ich kann sagen, daß ich ganz klar alle Nachteile einer Loslösung vom väterlichen Boden, eines gewaltsamen Zerreißen aller Bande und Fäden erkannte. Die Sphäre, aus der ich hervorgegangen war, bot nichts, was mich hätte zurückhalten können. Im Gegenteil. Alles, was mich dort umgab, hatte in mir ein Gefühl der Empörung, des Unwillens, des Widerwillens geweckt. Es galt entweder in demütiger Ergebung sich dem Verhängnis zu unterwerfen, im alten Geiste weiterzugehen, oder sich mit einem Male loszureißen.“

So stürzte ich mich kopfüber in die deutsche Flut, um mich zu reinigen und umzuschaffen.“ Aber Turgenjew ist, wie der deutsche Heinrich Heine, auch im Auslande seiner Heimat nie untreu geworden. Was er nicht nur als Dichter, sondern auch als geistige Persönlichkeit dem russischen Volke gegeben hat, ist von bleibendem Werte. Er vermochte das Gleichgewicht zu halten gegen den Geist des Chauvinismus, der sich auch großer Talente wie Gogol und Dostojewski bemächtigt hatte.

Die Epoche um die Mitte der vergangenen Jahrhundert's ist von grundlegender Bedeutung für die russische Literatur und für die geistige Entwicklung Rußlands überhaupt. Die Repräsentanten dieser Zeit haben als Behrer ohne Rathgeber dazu beigetragen, daß das Rußland heute eine Intelligenz besitzt und Persönlichkeiten hervorbringt, die in der internationalen Kulturwelt nicht den letzten Platz einnehmen.

Abgesang

Nun reicht das Weinspalier am Hause uns die Trauben,
Das Feld ist schon gemäht und kommt zur Ruh,
Zum Erntefeste drehen wir den Reigenschuh,
Des grünen Schmucks entkleidet stehn die Lauben.

Die Tenne, deren Boden dröhnend scholl,
Als sie das Korn zu großer Masse drängte,
Und frischem Gegenwind die Spreu zum Spiele schenkte,
Steht des Ertrages unsrer Arbeit voll.

Bald gibt der Baum die letzten gelben Blätter
Dem Bach, der des Gehölzes Grenze zieht,
In einer kalten Nacht begräbt auch er sein Lied,
Schützt das Geheimnis seiner Tiefe vor dem Wetter.
Paris. Paul Ulrich t.

Plato, der Dichter

Von Rudolf Kutz.

Der seltsamste Held fürwahr ist der göttliche Sokrates. Sein behaglicher Leib bettet sich zwischen der zärtlichen Anmut platonischer Knaben, und Jünglinge schwärmen, wenn die Erinnerung an ihn sie überfällt. Ein hartnäckiger Streiter, der ernstig das Gespräch auf tote Geise führt, dessen betontes Nichtwissen jede ablesbare Lösung lächelnd ablehnt: und seine heitere Gelassenheit wächst in die gigantische Gestalt des weisen Silen, dem zwei Jahrtausende einen glühenden Hintergrund weben. Die explosive Verzweiflung des jungen Nietzsche entlarvt ihn als den Mann ohne Schatten, als die Personifikation der reinen Vernunft, die Gründe und Abgründe des Träumens hemmungslos austrocknet: aber hinter dem dionysischen Hohn verbirgt sich die angstvolle Besorgnis des Einzelnen, der in Sokrates das proletarische Ideal wittert — die Tendenz, jeden Willigen auf sein Postament zu heben. Und vielleicht würde seine strahlende Beredsamkeit uns überzeugen, wenn nicht der Schatten des Sokrates von einer Dichtung belebt würde, die ihm die Größe aeschyleischen Daseins verleiht: der gewaltige Ring der platonischen Dialoge (die jetzt, in deutscher Uebersetzung von Rudolf Kutzner und andern, bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen). Der Hausvater Xenophontischer Historien wächst in die monumentalen Maße des gottbegeisterten Sehers, der über die Worte hinaus schweigend im Anschauen der ewigen Ideen versinkt. Der in der Seele des Menschen das Bewußtsein der geistigen

Schwerkraft erweckt, um die sich das Weltall nach eingeborenen Gesetzen kristallisieren muß. Dieses Erlebnis, die stürmische Gewalt der Eindrücke als rhythmischen Ablauf einer geordneten Welt zu erfahren, bezeichnet genau die Umkehr in Platos, des Dichters, Leben. Wir können seine ungeheure Stärke ahnend nachfühlen, wenn wir nachlesen, wie Schiller unter der Befruchtung Kant's zu einem wahrhaft unirdischen Menschen wird. Und diese Erlebnis sinkt fruchtbar in eine dichterisch erregte Seele und gestaltet jenen Kreis, in dem die Berebbarkeit der Sophisten, die empfängliche Sehnsucht der Jünglinge, die Gewohnheiten eines lebendigen Volks eine heiter belebte Spiegelung erfahren. Der philosophische Zweck der Dialoge läßt ihre Existenz gleichsam auf unverrückbaren Gleisen ablaufen: aber so groß ist Platos dichterische Kraft, daß diese starren Gruppierungen in ein zufälliges Beisammensein aufgelöst erscheinen, wie ein Spaziergänger die Dinge sieht, der wohl auf die Landschaft und das Treiben der Menschen zusetzen seines Weges achtet. Die tragische Größe Athens, die glückliche Einheit einer heitern und weisen Lebensführung leuchtet zum letzten Mal in der Rede, in der Alcibiades den Sokrates feiert: Sokrates den Lehrenden, Sokrates den Häßlichen, Sokrates den Liebenden, der im Schönen zeugen muß, um die Endlichkeit seiner Existenz zur Ewigkeit zu erweitern. Ein Mensch ohne Schicksal und Abenteuer, ein Streiter ohne Leidenschaft und Sinne: und doch das Schicksal selbst und die Verkörperung der Wirklichkeit zu jener leidenschaftlichen Bedeutsamkeit, die dem Schicksal des Mannes ziemt. Und der ganz im Strahlensicht der ewigen Schönheit Versunkene ist der gleiche Sokrates, der der Letzte beim Mischkrug ist, der ganz Berggrübelte, der still unter das Hausvor tritt, um nachzusinnen. Und in der Rede des Alcibiades verschwinden die irdischen Maße gänzlich: groß erhebt sich die Gestalt des Halbgotts, der in homerischen Legenden ein gelassener retter Leben führt. In diesem Leben hat sich das Tragische und das Komische zu einer schicksalslosen unirdischen Heiterkeit aufgehoben, die jener platonische Satz des Novalis ausdrückt: das Leben der Götter ist Mathematik. Aber wer ein Schicksal zu erfahren hat, empfängt es aus seinen Händen: nicht übermenschlich im Stil schlechter Heroikenschreiber, nicht klein, wie der Possendichter den Menschen braucht, sondern so, wie es einer zu vergeben hat, der am Morgen einer trunkenen Nacht, im Streit mit dem größten Dichter, zur Seite den schönsten Knaben, mit unberührter Stimme noch versichert, daß der vollkommene Komödienschreiber auch der vollkommene Tragiker ist.

Peter Hille

(Zum 11. September.)

Von Max Jungnickel.

Seine, zarte Hände brachten mir die Werke Peter Hille's. Nun träume ich oft von dem glücklichen Wollkammann, dem Pilgrim, der hinaus ins Blaue zog bis seine Wanderschuhe zerrissen. Dem nicht Salomons Thronkleid, keine Prinzeßchenfreite halten konnte. Der sich unter blauer Fliebereihe von seinen Gedanken auf die Sterne tragen ließ. Nun träume ich oft von dem goldenen, Augen Dichter und König von Thuleherzen, das den Frühling und die Schönheit des Himmels in sich trug.

Sein Bild hab' ich gesehen. Wie ein Psalmist, wie der Weihnachtshirt, so hat er ausgehört in seinem flammenden Barte, seinem wallenden Haar, seinem träumerischen Auge und himmelklaren Blick.

Ich liebe seine Aphorismen. Da schreitet er einher wie ein strahlender König, wie ein mächtigen, wortgewaltigen

Sohn des Weisen von Sila-Maria. Göttliche, umfangene Gedanken hat der einsame Pilger in sich getragen. Solche lieben Gleichnisse, solche Wunderbilder hat oft der ewige Prediger auf dem Berge nicht gefunden. Der geniale Peter Hille hat Worte gezaubert, die sind wie blüten-gewobene, perlmutterblühende Äschen mit Himmelschlüssel im Munde. Die gaukeln, tanzen auf wie schimmernde Falterflügel. Aber seine aller schönsten Bieder Liebe ich herzlich. Da ist er ein Stück Sonne, ein glimmernder Stern, ein Fleckchen Fetertag, ein zitterndes Frühlingshertz. Viel Musik geistert in seinen Liedchen.

Mondelang irrte er im Kinderlande. Wie ein beschwerender Knecht Ruprecht, umstrahlt von der schalligen Sonne Eulenspiegels, so kommt er mir davor. Seine Märchen, seine Skizzeleien und Novellen muß man an tiefverschneiten Winternächten lesen, dann glaubt man sie alle. Da hat er zitternde, wonnige Kinderherzchen in die Hand genommen, hat geforscht, gesungen, geheuert und glückselig gelächelt.

Seine Andacht war heiter. Apollo hat ihn geliebt und Bacchus hat ihn vor seinem weinnassen Throne kriegen sehen. Er ist der Eremit, der fiedelnde, engelbelauschte Weißkopf, den Böcklin gemalt hat. Es ist noch nicht lange her, seit er nach Elysium geritten; aber schon rumort das Fatum des Vergessens. Wenige sprechen noch von Peter Hille mit dem warmen, warmen Herzen. Die flüstern leise, ganz leise wie von einem Heißgeliebten. (Seine Kameradin Elise Lasler-Schüler schreibt: St. Petrus Hille.)

Oben auf den Asphodelowiesen wandelt er nun mit seinen Brüdern. Mit dem edlen Humanisten Shelley, mit dem feinen, blauäugigen Jean Paul, mit dem Hellenen Hölderlin und dem himmlischen Spielmann Franziskus von Assisi. Und bei Dalbelli ist's leer geworden. Vorbei ist's mit dem Kunstzigeuner, der im dämmerigen Winterzimmer zechte, dichtete und las.

Elise Lasler-Schüler schreibt immer und immer wieder: „St. Petrus Hille.“

Aphorismen

Von Peter Hille.

Zu: Ethica:

Was ist Sittlichkeit? Verinnerlichte Sinnlichkeit.

Man kann auch hinfallen. Und solche Fälle sind die tiefsten.

So ein kleines goldnes Kreuz auf der Brust. Das geht viel schwerer zu schleppen, als das große hölzerne, das auf dem Rücken getragen wird. Denn unter ihm fällt der Charakter zusammen.

Schrecklich sind die Anspruchslosen; die nicht fordern, gewähren auch nicht.

Freiheit ist eine Summe mikroskopischer Unfreiheiten.

Bitter wird die Welt vom Bitter-Schraun.

Es ist wünschenswert, daß Mutter und Kind eines Sinnes sind. Däht sich dieser Einklang nicht erzielen, so liegt die Entscheidung auf Seiten des Kindes.

Feigheit ist die Tugend des Menschen; ohne Feigheit geschähe alles übrige Uebel, was nun im Röcher der Lat ungeschossen zurückbleibt.

Zu: Ecco poeta:

Syrit: nebenbei fühlen.

Dichter sein heißt zu der Welt freundlich sein: wie sie ist — oder sein sollte.

Kathedr ist mehr als ein Ehrensessel: es ist ein Thron, und der nur darf ihn besteigen, der im Lehren lernt.

Nur einen Schmerz haben die Verleger! Es geht noch immer nicht ohne die Schriftsteller.

Die bleichen Veilchen

Ich sende dir die bleichen Veilchen,
Ihr Duft und ihre Farbe schwanden.
Sie blühten nur ein kleines Weilchen.
Nun sind Gestalt und Namen noch vorhanden!
So ragt dir recht in Herzensmitten
Gespenstisch nur und trübe
Die Liebe auf, die ausgelitten:
Kein Kuß, kein Lächeln, und noch immer Liebe.
Peter Hille.

Hinweis auf den Caveau Montmartre

Von Ferdinand Hardekopf.

Die rue Klover, zu Brest, ist der Ausbeutung weiblicher Erregungswerte vorbehalten. Sie ist braun und schmal, sehr auf Verbotenheit gestellt. Juni-Abend. Vom Meer kommt die Weichheit, die uns den Tod wünschen läßt (oder das Leben auf Automobilen, die in das Weltall rasen möchten vor nervös zitternder Kraft). Im Westen, am jungferngrünen Himmel, blüht die Venus auf. Der schwankende Matrose, im Gehen schwere Betne gegen die Straße stemmend, wie gegen Schiffsplanken, hat eine heiße Vision: gerade diesen Stern möchte er vom Himmel tragen und ihn in den tiefen, tiefen Atlantique schleudern, daß der aufzische, in wirklicher Empörung und weil er doch arg viel zu löschen hätte. . . . Aus steilen Häusern führen steile Treppen jäh auf die Straße. Auf der untersten Stufe sitzt ein rotes junges Mädchen. Braun, tiefäugig, schleicht eine Kupplerin um sie herum. . . . Leppige Frauen loden breit am hellen Eingang der Bars. In dieser Straße liegt der Caveau Montmartre, das kleine Variété, zu dem man auf verschörkelter Stiege hinabsteigt und dessen Inhaber die großen Traditionen des Herrn Aristide Bruant heilig hält, wie ein Liebhaber das Brustkreuz seiner Angebeteten. In diesem kleinen Saal, holzgetäfelt und behaglich-niedrig wie der Salon eines Frachtdampfers, kreischt aus heiseren Hälsen die revolutionäre Energie der französischen Kritik; schluchzt der Mörder an der Straßenecke, das Haar wirrt im Gesicht, seine ungeheure Angst in die Pflastersteine; plaudert die natürliche Anmut einer ganz naiven Kleinen im Tanzschritt von den ersten Erfordernissen der Liebe; hebt sich eine verbrauchte Dürre im Wirbelcancan zu den letzten, kreisenden Emotionen tiefender Delirien. . . . Freunde: dies ist das verborgenste, gefährlichste, geistreichste, unschuldigste Variété der Welt! Ich habe euch heute nur darauf hinweisen wollen (zur Ergänzung des Baedeker). Die Säfte aber dieses Inferno will ich noch destillieren; will ein wenig die Umrisse dieser Tollkirschen, Nachtschattigen und Herbstzeitlosen bedenken — zärtlich bedenken das Flattern dieser Seelchen. Denn ich liebe sie, liebe sie alle. . . .

Idyll

Errete meine trunkenen Rundgänge an.
Eine große grüne Bogenlampe an der Faust.
Reichere in mich hinein — und entdecke doch manche Weisheit,
um die Mutter Erde, der arme Dummkopf, mich beneiden sollte.

Wenn nun auf der Sonne eine einzige Laus auf den Hinterpfoten hochte und den Ball überdächte, ihn mit einem dumpfen Meridian umschlöße. . . (die unsern sind eisern). Meine Lust ist bloß das wonnig grüne Licht der Bogenlampe. Freundliche Vulkane. Feennächte über der Sahara. Viel ironisches Sentiment hat sich an Tigerhäse geschmiegt. Krönungsfeiern des Nordpols. Meine Hirngespinnste durchglänzen sich im Licht wie Schnakenbeere. Hart, ruhig. . . ewige Sekunden. Metaphysische Gedanken sind in der weichen grünen Watte aus den Eierchen gekochten. . . Natürlich brennen sie sich nicht, nehmen nur ein freundliches Aetherbad. Und es ist doch höher als der höchste Leuchtturm, um den Stürme Nachtvögel wüßt und verloren schlagen: Höher als der Kampf. . . Mächtige Schlachtschiffe bewegen sich durch die Nacht auf ihn zu. Viel lachende Gewalt winkt der sanften Glorie der Nacht. . .

Rehre von meinen trunkenen Rundgängen zurück —
Stelle die Lampe unter mein Bett und schlafe über ersten Seen ein.

Im Schlaf hör ich's manchmal knistern — wie alte, alte Zweifel. Dann: Sinken der Flut —
Straßburg. René Schidele.

Von der Wollust über Brücken zu gehen

Eine Panacee von M y n o n a.

„'s ist Etwas faul. . .“
(Hamlet).

Also Herr Doktor van der Arendelen, ein Mann von hoher Statur, mit mächtigen Augen von sanfter Schärfe, und einem hellblonden exakten Spitzbart — hatte das Mittel gefunden: Luft, Luft.

Ja, es handelte sich um die Möglichkeit einer chemischen Reinigung der gesamten planetarischen Atmosphäre; und dadurch der Lungen; und dadurch des Blutes; und dadurch des Lebens.

Van der Arendelen ging mit federnden Schritten in sein Versuchslaboratorium, einen haushohen Saal aus nietenlosem Metall, der luftleer gepumpt werden konnte und Oberlicht hatte. Das Versuchstier war der Doktor in eigener Person. Diesen Saal hatte v. d. A. vom Erdklima sorgsamst isoliert; er konnte ihm von sich aus jedes beliebige verleihen, die Luft im Saal war geographisch regulierbar geworden. Herr van der Arendelen nahm die heutige Wetterkarte zur Hand, studierte sie mit träumerischer Konzentration und entschied sich für Nizza; d. h. er stellte künstlich in seinem Saal das Klima von Nizza her (durch ein paar äußerst einfache Manipulationen). Und sodann seufzte er in dieser wonnigen Witterung sehr tief auf. Denn er grämte sich über diese Künstlichkeit seiner Versuche. Und doch! Und doch!

Van der Arendelen konnte nicht anders. Wehe dem, dessen Gewissenhaftigkeit älter ist als sein Wissen! Hat nicht auch Darwin. . . aber lassen wir den Darwin. Das Bessere ist der Feind des Guten. Wenn Herr Dr. v. d. A. die Erde klimatisch revolutionierte — und wahrlich, das tat ihr not! —, so mußte er den bestehenden Zustand und mit ihm alle diesem angepaßten Beweisen abschaffen: und das brachte er nicht über sein altmodisches Herz! Schon

seine engere Familie, sein Papa, seine Mama, seine Amme Mokka, seine Schwester Margritth brauchten geradezu die schlechte und rechte Gesundheit; eine bessere würde Gift für sie werden. Daß nun so viele Leute — von anderen Organismen zu schweigen — auch nach oben, nach günstigeren Bedingungen hin so sehr begrenzt waren, das deprimierte Herrn v. d. A. Gewissen derartig, daß er schon manchmal daran gedacht hatte, das Laboratorium luftleer zu machen, um sich der Mühe des Weiteratmens zu überheben. Du mein! wie wunderbar sind doch die Hemmungen gerade der erstaunlichsten Förderer des Menschengeschlechts! Und wie mancher Pythagoras ist vor seiner Wahrheit desertiert, bloß weil er zu viel Mitleid mit der Helatombe Ochsen hatte, die dafür geopfert werden mußten.

Krendelen ging in seiner Laboratoriumsluft von Nizza, die linke Hand auf dem Rücken, die rechte um den Spitzbart gekrallt, auf und ab, auf und ab, und alles zitterte mit metallischem Klagen. Der Abend dämmerte herein. Und als es ganz dunkel geworden war, stand Krendelen still und hob den Kopf. Er hatte einen Entschluß gefaßt: und zwar G. m. b. H.

Jamohl, dies war der Ausweg. In sein Laboratorium als Zentrale sollten sich Freiwillige mit ihren Privatwohnungen oder Kasernen oder Fabrikräumen oder Ställen usw. usw. anschließen. Und so ließ er sich denn das Patent sichern und verkaufte es einer Gesellschaft Aktionäre, die ihn als wissenschaftlichen Leiter des Unternehmens anstellten und besoldeten. Je nun, mindestens waren seine Skrupel jetzt schwächer geworden; besonders zumal durch die Zuversicht, wie sehr bald die Menschheit mit ihrem robusteren Gewissen rücksichtslos von selber die Forderungen von der Künstlichkeit auf die Natur ziehen würde! Gewiß, eine solche Verantwortung lastet zu schwer auf der einzelnen Person — hinaus, hinaus damit in alle, alle Menschenseelen!

So wurde es nun ruckbar, daß man, wenn man nur wollte, das Paradies der Lungen etablieren konnte — und Monarchen, Bankiers, Poeten und viele andere Existenzen suchten vorsichtig, indem sie die Herzte zu rate zogen, um Anschluß an die A. sche Zentrale nach.

Die Wirkung dieser Hygiene läßt sich gar nicht beschreiben. Tatsächlich sind wir ja „ein Spiel von jedem Druck der Luft“. Wer daher die Luft wenigstens ihrer Reinheit nach in willkürliche Gewalt bekam wie v. d. A. der konnte schließlich den Menschen zu einem Freuden sprung der Natur machen. Schlechte Luft ist nämlich das ganze Unglück der Menschen; ja es ist am Ende der Mensch selber. Luftverbesserung bedeutet die gewisste Menschenveredlung, mehr als alle philosophische Moralisterei!

Nun muß man sich aber diese Luftreinigung recht radikal vorstellen! Und hierin lag eben die ganze Gefahr: wer Etwas auf dieser kranken Erde ganz und gar gesund macht, der stößt von diesem Punkte aus Alles und Jedes mit solcher Gesundheit an. Zuletzt konnte sich keiner der künstlich Gesunden mehr nach außen begeben, ohne tot umzufallen. Es war eine zu tiefe Luft zwischen der gewohnten und der ungewöhnlichen Gesundheit von der Zentrale aus aufgerissen worden. Selbst Krendelen, der noch das beste Amphibium beider Gesundheit zu sein schien, drohte zu versagen. Und die obenerwähnten Herrschaften begannen sich durch ein langsames Tränken auf die alte Gesundheit zurückzuschrauben. Ein paar kränkelnde Monarchen heften ihre Polizei auf die G. m. b. H. . . . Kurzum, Krendelen sah den Zeitpunkt heranrücken, an dem seine große Tat wirkungslos zu nichte werden sollte. Nochmals hielt er in seinem Laboratorium eine Stunde der tiefsten Einsicht und Versenkung in sich selber.

Dann hieb er sich mit der Faust auf den Schädel, daß er ihm bröhlte.

Sogleich ging er an die Arbeit. Er präparierte eine große Menge des von ihm erfundenen lufttreibenden Stoffes Atoxomyolyomulpollambixohoptotachylamolinovolmanombosusilotanbolinoxylypyramidolinoferosambalonolasinolius.

Den brauchte er jetzt nur durch ein elektrisches Verfahren zur Verdampfung zu bringen — und die Erdatmosphäre war nur noch für Kerngesunde atembar geworden. So machte er denn sein Herz stählern gegen alle auflösende Weichmut, und am Donnerstag vollzog er das Schicksal, zu dem er nun einmal ausersehen war — als der große Vakuumreiniger der Lebendigen.

Bereits Freitag nacht wütheten Seuchen schrecklich bezimierend auf der gesamten Erdoberfläche. Herr v. d. A. hielt sich nur durch die Macht seines Gedankens aufrecht und mußte trotz allem über das große Sterben lächeln. Er wußte, was niemand wußte: daß die Seuche das anzeigende Symptom ihres noch latenten Gegenteils war: und daß dieses jetzt, von ihm heraufbeschworen, sich endlich leuchtend genug offenbaren werde. Außerdem verbrannten die Leichen in der prächtigen Luft — es war Vorfrühling — ohne allen Verwesungsstank.

Oh! Nichts mehr von etwelchem faulen Nest. Sondern sieghaft wurde alles bald vertrieben und überduftet von der jungen Reinheit, welche jetzt förmlich eskatierte! Und merkwürdig, während die sog. Normalen, der „gesunde Durchschnitt“ aller Orten rasch freipierte, vorrückten sich die Extreme, die Ueberstumpfen, die Ueberzarten, die Blöden und die Hyperfeinblen zu einem ganz anderen Durchschnitt von ungemeiner Strenge und Präzision, wie wenn in ihre selber Mathematik und Musik gefahren wäre: sie paßten und stimmten plötzlich zur Natur; wogegen die Früheren sich wie zufällig in ihr ausgenommen hatten. Die Allerersten, die buchstäblich aufatmeten, waren Frauen und Kinder, die Jugend überhaupt. Ferner trat bereits am Sonnabend eine sichtliche Verjüngung aller Greise ein. Was in der Vollkraft der mittleren Jahre gewesen war, ging aber bahnt. Und es formte sich aus Kindheit und Greisenthum eine ganz neue wie überirdische Jugend. Von Krendelens Familie florierte nur noch seine Schwester Margreth; Eltern und Amme waren unter den ersten Toten — jubu! Beim besten Willen, die Toten zu beklagen, mußte man doch lachen und frohlocken, weil die ganze Natur ein Feiertagsgewand anzuziehen begonnen hatte; und weil die Menschen das Festerlichste und Festlichste geworden waren: weil sie viel festlicher und lieblicher wirkten als früher die Blüten. Und sonderbar, durch die strahlende Reinheit der Luft sah auch alles ätherischer aus: i r b i s c h e r! Das Licht schien leichter. Man sah wohl, wie sehr die Erde an ihrer schlechten Luft gelitten hatte. Alles tat seine tieferen Atemzüge, und das Antlitz der Natur geriet in ein immer innigeres Lächeln — bis daß es am 27. März 1932 lachte: da nämlich tat die Natur ihren Freuden sprung! Und Krendelens Operation war gelungen. Als das letzte peinliche Erdenrestchen aus der Atmosphäre getilgt war — dank Krendelens Kathartikon — geschah es, daß die ganze Erde einen goldenen Klang tat wie ein gedrückter Ball, der sich, frei gegeben, rundet: jetzt erst schien alles zu stehen und zu dauern. Krendelen wußte in diesem Augenblicke, der auch sein eigenes Herz richtig einstellte, daß das ganze vormalige Erdbengetnurr und Gebraumm nur den schwer ächzenden Willen ausdrückte, richtig zu werden.

Am 28. cr. blieb die Sonne stehen — und alle Leute spürten das Erdgewicht als etwas frei Beherrschbares in den eigenen Gliedern, so daß sie mit der Erde um die

Sonne spielten wie sie wollten; und in ihrem Willen war von selbst ein Unisono. So setzten sich, als der Frühling sich vom Winter getrennt hatte, und die Jahreszeit ebenfalls selbständig geworden war, auch Sterben und Werden wie Schlafen und Wachen sauber auseinander und verunreinigten nicht mehr ihren Mittelstand, so daß in jeder Beziehung das Aus und Ein exakt funktionierte, und Alles und Alle jetzt wußten, wo aus und wo ein.

Aber das Allerbeste: an Stelle des Lobes war das aus- und einatmende, zusammenhängende, nicht mehr unterbrochene Leben getreten; das Sterben hatte sich mit dem Werden jetzt lebendig und lebhaftig verständigt. Und nun vergaß alle Welt das vorige — und Krenbelen vergaß es auch, so daß er nicht einmal berührt wurde! In dieser einen Hinsicht war es vormalig herrlicher . . .

Literarische Neuerscheinungen

Marie Holzer, Im Schattenreich der Seele. (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis, 1911).

Ich kenne jemand, der in seiner Hausbibliothek ein besonderes Fach für Bücher bestimmter Art hat, die er Brom für die Seele nennt. So ein Buch ist das von Marie Holzer. Es sind ganz kleine, liebe, nette Sachen von einem lieben, feinem Menschen geschrieben. Man liest sie und glaubt: etwaz — ach nein: ganz bestimmt eine — sitzt neben dir und erzählt dir, still und gültig, — man kann auch gültig erzählen, sicher — deine eigenen stillen Gedanken. Oder erzählt Erlebnisse, fremde und eigene, die dir wie deine stillen Gedanken vorkommen. Man legt dann das Bändchen beiseite und bleibt träumend sitzen und sagt: „hütsch ist es!“ — Aber an dem Büchlein der Marie Holzer ist noch etwas . . . Ach, ich fürchte beinahe es zu sagen, denn ich möchte niemand von dem mir lieb gewordenen Bändchen abschrecken. Und doch muß es gesagt werden: es ist das Buch der sogenannten modernen Frau. Aber, ich schwöre, es ist dennoch ein gutes und sympathisches Büchlein. Und der moderne Mann kann es lesen. Ja, er soll es lesen. Vielleicht findet er manches darin, was ihm neue Gedanken und neue Empfindungen gibt. Vielleicht sagt er sich dann: „In der Nähe gesehen ist „sie“ eigentlich gar nicht so arg. Ganz im Gegenteil! Ganz im Gegenteil!“ Radja Strasser.

Otto Kung, Das Vermächtnis des Frank Thaura. Roman. (Lit. Anstalt Mitten & Voening, Frankfurt a. M.). Geh. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Ich halte dieses Buch für eines der tiefstinnigsten und künstlerisch vorzüglichsten der neueren dänischen Literatur. Hier ist keine platte Deutlichkeit und doch eine große Klarheit, kein Wirklichkeitsflug in Sage und Märchen und dennoch ein Kreisen um das Ideal. Jede einzelne auftretende Persönlichkeit ist bis in ihre innerste Übererforscht, und bei alledem ist das Buch anscheinend ein leichtes Büchlein, das in ein paar Stunden durchlaufen ist, das der Leser aber nicht mehr los wird.

Wir sehen eine Schar ganz junger Dänen um einen ihres Kreises geschart, der ihren natürlichen Mittelpunkt bildet. Ganz leicht, mit äußerst knappen Strichen, aber sicher und anmutig, ist er gezeichnet, so daß man versteht und fühlt, daß er das Ideal vorstellt. Thaura ist sein Name, das griechische Wort für Wunder. Er

berunglückt mit seinem Boote an der schwedischen Küste. Bei seinem Tode hinterläßt er ein Testament, demzufolge ein Teil seines bedeutenden Vermögens nach einer längeren Reihe von Jahren demjenigen aus seinem Freundeskreise zugute kommen soll, der gewisse Bedingungen erfüllt.

Dies Testament gibt den Anlaß zu einer durchgreifenden Schilderung jedes einzelnen aus seinem früheren Kreise und überdies des jungen Weibes, das Thaura geliebt hat, und das — obwohl mit einem dieser anderen verheiratet — ihn niemals vergißt.

Man wird in der dänischen Literatur nach einer so scharfen Analyse und einer so phantasievollen Deutung suchen können, wie sie hier dem Wesen und Lebenslauf jedes einzelnen zuteil wird.

Gefordert von dem Grundgedanken des Buches und dennoch überraschend kommt der Schluß, daß das ganze Vermögen, um dessen Besitz so viele gewetteifert, im Laufe der Jahre verloren gegangen ist. Solche Enttäuschungen bringt ja das Leben, ja aus solchen Enttäuschungen besteht es zuweilen. Unter den schönheitsanbetenden Büchern unserer neueren Literatur ist dieses vielleicht das aristokratischste.

Georg Brandes (Kopenhagen).

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus. (Verlag Sozialistischer Bund, Berlin SO.). Geh. 50 Pfg.

H. S. Wells, Die Zukunft in Amerika. (Politische Bibliothek, Bd. 2, Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena). Preis in Pappbd. M. 3.—

Lloyd George, Bessere Betten. (Politische Bibliothek, Bd. 8, Eugen Diederichs, Jena). Kart. M. 8.—

Ch Selgnobos, Politische Geschichte des modernen Europa. (Verlag von Dr. Werner Klinckschield, Leipzig). Geh. M. 10.—

Otto Kung, Die weiße Nacht. Roman. (Lit. Anstalt Mitten & Voening, Frankfurt a. M.) Geh. M. 3,50.

August Strindberg, Entzweit — Einsam. Bd. 5 der IV. Abteilung der Gesamtausgabe. (Verlag Georg Müller, München). Gebestet M. 4.—

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag der „S. M.“, Berlin W. 35 a). Das soeben erschienene Sonderheft (Nr. 18 bis 20) enthält folgende Beiträge: Wilhelm Schröder: Zum sozialdemokratischen Parteitag 1911; Dr. Leo Arons: Der Kurs der Politik in Preußen; Edm. Fischer: Der Kurs der Politik in Sachsen; Friedrich Besche: Der Kurs der Politik in den Hansestädten; Eduard Bernstein: Der Klassenkampf und der Fortschritt der Kultur; Wolfgang Heine: Die freie Advolatur in Gefahr; Wilhelm Kolb: Ein Wort zu den Reichstagswahlen; Kampffmeyer: Arbeiterdemokratie; Karl Leuthner: Der Zwang zum Positiven; Kurt Eisner: Jonathan Swift; Dr. Frida Schat: Naturwissenschaften; Wally Bepler: Frauenbewegung; Dr. J. Bloch: Sozialistische Bewegung u. a. m. Das Heft kostet M. 1,50.

Deutsche Rundschau. Das Septemberheft bringt einen sehr bedeutsamen Artikel von Erzellenz Dr. jur. et phil. Karl Binding über den deutschen Bundesstaat auf dem Erfurter Parlament und die Stellung der preußischen Kamarilla, besonders Otto v. Bismarck zu ihm. Federico Hermantin berichtet über die römische Jubiläumsausstellung, während Professor Dr. P. Schoen ein modernes Professorenseminar, die Pariser „Fondation Thiers“, beschreibt. Das Heft enthält weiter: Otto Binswanger: Psychopathische Konstitution und Erziehung. Reinhard Buchwald: Neues über Frau Gottsched, Isolde Kurz: „Die Allegria“. R. S. Ujeflow: Novelle aus dem Russischen „Der Bär“. Karl Frenzel: Ludwig Speidels Werke u. a.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Krieg. / Epilog zum Breslauer Universitätsjubiläum. / Dokumente neupreußischer Kultur. Von Prof. Dr. L. Gurlitt. / Glossen. / Walt Withmann. Von Arthur Dreh. / Reisesplitter II. Von Grete Weisel-Geh. / Die Gefangenen. Von Robert Jensch. / Goethe unter Vormundschaft. Von Max Jungnickel. / Der Dichter. Von Buschkin. / Das Schöne und das Gute. Von August Strindberg. / Stirner und Hegel. Von Dr. Anselm Kuest. / Frelja: „Der fette Cäsar“. Von Rudolf Kurz. / Der Morgen. Von Albert Ulrich. / Altbater Duhnemann. Von Rhynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.



Unentbehrlich für Hotels, Cafés und Private.

Dieser ges. gesch. Luftreinigungsapparat **Florozon** erzeugt **Ozon-Tannen-Duft**. Er zerstäubt die verdünnte Florozon-Essenz nebelartig fein in der Luft, **desinfiziert** und **desodoriert** alle Wohn-, Arbeits- und Toilettenräume, wirkt **erfrischend** und **belebend**.

Wirksamste **Rauchverzeherung** und **Luftbefeuchtung**. Eingeführt im Kgl. Schloß zu Berlin, am holländischen Hofe, bei hohen Fürstlichkeiten, Behörden, Krankenhäusern, Theatern, Cafés, Fabriken, Privathäusern etc.

Prospekte mit zahlreichen Anerkennungen gratis.

Florozon-Gesellschaft m. b. H.

Berlin SW. 68, Lindenstrasse 101/2

Telephon Amt IV, 10419

Achtung!

50 000 Paar Schuhe
4 Paar Schuhe für nur M. 8.—
Wegen Zahlungsstockung mehrerer großer Fabriken wurden wir beauftragt, einen großen Posten Schuhe tief unter dem Erzeugungspreise loszuschlagen. Wir verkaufen daher an Jedermann 2 Paar Herren- u. 2 Paar Damenschuhe, Leder braun od. schwarz galoschiert mit stark genageltem Boden, hoch eleg., neueste Façon, Größe laut Nummer. Alle 4 Paar kosten nur M. 8.—. Versand p. Nachn. „Schuhzentrale Oswiecim“
Preuß. Grenzst. Postfach Nr. 27.
Umtausch gestattet od. Geld retour.



Kain

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam

Erscheint einmal monatlich
Probenummern geg. 30 Pfg. d. d.

„Kain-Verlag“,
München, Baaderstrasse 1a.



Hygienische Artikel

Prompte und reelle Bedienung.
Ph. Rümper, Frankfurt a. Main 3.

Das neue Propagandasystem

Wöchentlich mindestens
110 000 Auflage!

ist Inseraten garantiert, die für „Die Aktion“ aufgegeben werden. Wegen Insertion wende man sich an unsere Inseraten-Annahmestelle

Franz Naab,
Berlin, Crefelderstrasse 3.

AMOR
Bestes
Metallputzmittel.

Hohen Rabatt. Teilzahlung. Eintausch. Miete.

Pianos

in allen Größen u. Stilarten
von **Mark 400** an.
Gebrauchte Instrumente billigst.

Der **Kleinste Flügel**
nur **1,40 m** lang.

Kaps-Dreyer-Berlin W., Potsdamerstr. 123 b (Brücke.)

JANVS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT
FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK

BEGRRÜNDER
DR. HANS BIEBER
DR. HANS FRIEDRICH
DR. WILHELM HAGEN
GOTTHILF HAIST
HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle,
Buchhandlung oder Post bezogen:

für ein Vierteljahr **M. 2,75**
für ein Halbjahr **M. 5,75**
für das ganze Jahr **M. 10,—**
Einzelhefte **M. 0,50**

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

Dürkopp

Räder sind
leicht
schnell
haltbar



Kataloge kostenlos.

DÜRKOPP & CO. A.-G. BIELEFELD.



Alpenkräutertee

seit 1864 bewährt, sendet von M. 3.—
an franko gegen vorherige Betrags-
einsendung (auch in Marken).
E. Weber's Tee-Fabrik, Radebeul-Dresden 18.



Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 31. * 18. Sept.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin Wilmersdorf, Passaulstraße 17, zu senden. :: :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242 :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mk. 1.— vierteljährlich (erstl. Bestellhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: :: Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig :: :: ::
Inserate. Anfragen an Herrn Franz Pfemfert, Wilm. 17, Wilmersdorf. S. Telef.: Amt Wobbit 7618.

Inhalt: Das Jena der Ehrlichkeit. Von Franz Pfemfert. / Die Rolle des Gesetzes im Gesellschaftsleben. Von Fürst Peter Krapotkin. / Ueber Arbeit und Luxus. Von Arthur Schopenhauer. / Glossen / Zur Kritik der Sinne. Von Dr. S. Friedlaender. / Phantasie. Von Minshy. / Malerei und Persönlichkeit. Von M. R. Schönland. / Spul. Von Erich Meurer. / Theater: „Lanbäl“ etc. Von Rudolf Kurb. / Quartaner. Von Otto Pisk. / Kinder der Leidenschaft. Von Anselm Kuest. / Räuberheim. Von Peter Hille. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Das Jena der Ehrlichkeit

Unsere liberalen Zeitungen jubeln über den „würdigen Verlauf“ des Parteitages der deutschen Sozialdemokratie. Sie sehen die Hoffnungen der reaktionären Sippe betrogen, die von Jena her das Heil erwartet haben sollte. Sie preisen die politische Klugheit der Sozialdemokratie und weisen mit stolzer Genugtuung darauf hin, daß nunmehr bewiesen sei, wie wenig staatsgefährlich die Tendenzen der deutschen Sozialisten sind. Selbst der unsägliche Georg Bernhardt, die jämmerliche Figur von Dresden, ist so freundlich, Herrn August Bebel und dem Parteitag überhaupt seine Huldigung darzubringen.

Die liberale Presse hat wirklich jeden Grund, Jubellieder zu singen. Der deutsche Liberalismus, dessen Existenz von dem Ausgang der kommenden Reichstagswahlen abhängt, kann aus dem Verhalten der Sozialdemokraten nur Vorteile ziehen. Der deutsche Liberalismus wäre aufgerieben, wollte er von der Arbeiterpartei abrücken. Er muß sich der Sozialdemokratie nähern, muß deren Hilfe in Anspruch nehmen, aber er sah sich bisher in die dumme Lage gedrängt, bei dieser Verbindung seinen Ruf als „nationale“ Partei zu gefährden. Nach Jena fallen diese Bedenken weg. Denn nach Jena haben wir nur noch eine guttraditionale nationale Sozialdemokratie. Der deutsche Liberalismus darf aufatmen: er hat in Jena neue Lebenskräfte erhalten, er kann, wenn er die Situation geschickt verwertet, nun eine Periode des Aufstieges für sich erhoffen.

Aber so zufrieden unsere Liberalen auch mit der Sozialdemokratie heute sein dürfen, so wenig Grund zum Frohlocken hat der Teil der deutschen Sozialdemokratie, der seine Pflicht darin erblickt, dem sozialistischen Gedanken zu dienen und dem die Ehrlichkeit höher steht als diplomatische Schaumschlägerei. Denn die Ehrlichkeit hat auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokratie ihre Jena erlebt, die große „politische Klugheit“, die dort anscheinend triumphierte, ist in Wirklichkeit nichts als Verlogenheit gewesen. In Jena siegte die Unehrllichkeit auf der ganzen Linie.

Man sehe sich doch nur die großen Reden August Bebels etwas näher an! Sind sie aus dem Geiste geboren, der die Mehrheit der Sozialdemokratie beseelt oder beseelen sollte? Sind Bebels Programmreden vom Geiste des revolutionären Sozialismus erfüllt, lassen sie diesen Geist auch nur ahnen? Nein! Jeder bürgerliche Demokrat, jeder wirkliche Linksliberale könnte diese wohlklingenden und doch so erbärmlich nichtsagenden Worte gesprochen haben! Nicht ein Schimmer von revolutionärem Willen leuchtet daraus hervor, nichts von Sozialismus. Es sind ausgeklügelte Wahlreden, bestimmt, den wahren Charakter der Sozialdemokratie zu verhüllen, berechnet auf Stimmenfang. In diesen Reden wird die Ehrlichkeit unterdrückt, nur um bei den kommenden Wahlen Philister einzufangen. Wenn diese Taktik von jenen Sozialdemokraten, die um Kolb wirken, angewandt wird, so kann man diesen Revisionisten wohl die ehrliche Ueberzeugung zusprechen, aber man wird sie nicht als Sozialdemokraten anerkennen können. Wenn dagegen ein Mann mit der Vergangenheit August Bebels es fertig bringt, was er in Jena fertig gebracht hat, so muß das als politische Heuchelei bezeichnet werden.

Jena hat den unehrlichsten Parteitag der deutschen Sozialdemokratie gesehen. Es muß zugestanden werden: Bebel hat sich als ein unvergleichlicher politischer Reinhardt bewährt. Aber es bleibt doch ein unwürdiges Kulissenpiel, das er inszeniert hat. Die Mittel, mit denen man arbeitete, waren zu durchsichtig, als daß eine reine Wirkung erzielt werden konnte. Disziplin ist notwendig, Disziplin kann Großes schaffen. In Jena aber ermöglichte die Disziplin eine Komödie, wie sie widerlicher nicht gedacht werden konnte. Dieselbe Partei, die sich den Gegnern gegenüber brüstet, vor aller Öffentlichkeit wirken zu können, hat hier um den Preis einiger Mandate eine klägliche Maskerade aufgeführt.

Was erwartete man denn von Jena? Was war der Zweck dieses Parteitages? Wahlagitation zu treiben? Oder war der Zweck nicht vielmehr, festzustellen, daß der Gedanke des Sozialismus marschiert? Die Parteitage einen

Partei, die vorgibt, dem Sozialismus zu dienen, die sich als „Totfeindin der bürgerlichen Gesellschaftsordnung“ bezeichnet, sollen Demonstrationen setzen, die auf die Zukunft weisen, sollen den revolutionären Geist der Massen zum Ausdruck bringen. In Jena hat man sich widerlich um diese Pflicht herumgedrückt.

Wenn man die Verlogenheit dieses Parteitages erkennen will, so braucht man nur zu prüfen, wie traurig die Marckhoffrage behandelt worden ist. Hier hatte die Sozialdemokratie eine Gelegenheit, ihre Prinzipien zum Ausdruck zu bringen, hier konnte sie, hier mußte sie klar und deutlich ihre Stellung zum heutigen Staate vor aller Welt dokumentieren. Alle Gegensätze zwischen Gegenwart und Zukunft waren hier aufzuzeigen. Diese Debatten sollten dem internationalen Sozialismus zeigen, daß er in der deutschen Sozialdemokratie einen wirklichen Kampfgenossen habe. Aber wie kläglich war der wirkliche Hergang. Nicht nur, daß man sich gehütet hat, im Sinne der Internationale zu wirken — Herr August Bebel fand sogar den traurigen Mut, offen von der Internationale abzurücken, um nur ja nicht irgendwo einen Spießbürger abzuschrecken, sozialdemokratisch zu wählen. Herr Bebel gab, ganz in Heerenberestimmung mit den Maulenbrecher und Kolb, die imposante Friedensdemonstration, die eben in der Hasenheide stattgefunden hatte und bei der den französischen Sozialisten die Solidarität des deutschen Proletariats versichert worden war, leichten Herzens preis mit dem Hinweis, das Volk würde im Falle eines Krieges nicht nach Streit, sondern nach Arbeit schreien. Wahrlich, die bürgerlichen Friedensfreunde sind revolutionär, an diesen deutschen Sozialisten gemessen.

Man hütet sich, antimilitaristische Propaganda zu empfehlen oder gar zu betreiben. Man hütet sich, die Marckhoffrage (die dazu verpflichtet!) im sozialistischen Sinne auszunutzen. Man nutzt sie wahl-agitatorisch aus. Wie gut wird das im Lande wirken, wenn man sagt, man wolle „die Reichen“ zu den Lasten des Krieges heranziehen. Daß diese Anträge völlig leere Demonstrationen sind, wissen die Antragsteller wohl — aber man tut als wäre etwas getan. Und dann Bebels famose Eventual-Begeisterung für Deutschlands koloniale Interessen! Hier wird die ganze Unehrllichkeit der Bebel'schen Diplomatie so greifbar, daß selbst die Liberalen, wären sie vorsichtig, hier mit ihrem Beifall einhalten müßten. Seit wann, frage ich, hat August Bebel, der der heutigen Gesellschaftsordnung so oft seine „Totfeindschaft“ erklärt hat, seit wann hat August Bebel Interesse, diese selbe Gesellschaftsordnung zu stützen? Man würde den alten Kämpfer beleidigen, wollte man seine Reden in Jena mit dem Wörtchen „revisionistisch“ erklären. Nein, nicht der „Revisionismus“ spricht daraus, sondern ein bedauerlicher Mut zur Vertuschung.

Von diesem Mute waren die ganzen Verhandlungen des Parteitages besetzt. In jeder Rede, die dort gehalten worden ist, war die Lorrumpierende Wirkung des nur-Parlamentarismus zu verspüren. Aber die deutsche Sozialdemokratie täusche sich nicht über die Folgen dieser Taktik! In Jena mußten die Ehrlichen, die Bensch, Eugenborg, Stehnecht, wollten sie nicht als Straßener und Anarcho-Syndikalisten beschimpft werden, resignieren. Die Zukunft aber wird ihnen Recht geben. Die Zukunft wird zeigen, daß eine sozialistische Partei gefährdet ist, wenn sie, um den Preis von Wahlstimmen, unwahrhaftig wird. Das Jena, das die Ehrlichkeit jetzt erlitt, kann zum Jena der deutschen Sozialdemokratie werden.

Franz Pfemfert.

Die Rolle des Gesetzes im Gesellschaftsleben

Von Fürst Peter Kropotkin.

In die Fußstapfen von Hobbes tretend, betrachtete die ganze Philosophie des 19. Jahrhunderts die Wilden als blutdürstige Tiere, welche in kleinen, isolierten Familien lebten und unter einander um Nahrung und Weiber kämpften, bis eine wohlwollende Regierung sich unter ihnen begründete und sie zum Frieden zwang. Selbst ein so bedeutender Naturforscher wie Huxley teilte die Ansichten von Hobbes und erklärte (noch im Jahre 1885), daß der Mensch anfänglich im steten Zustande des Kampfes lebte, im Kampfe des Einen gegen Alle, bis schließlich durch einige fortgeschrittene Personen der Epoche „die erste Gesellschaft ins Leben gerufen wurde“.

Also auch Huxley ahnte nicht, daß die Gesellschaft, weit davon entfernt, von den Menschen geschaffen zu sein, bereits lange Zeit vor der Entstehung des Menschen bei den Tieren existierte. So groß ist die Macht eines eingemurzelten Vorurteils.

Wenn wir den Ursprung dieses Vorurteils verfolgen, so entdecken wir ihn bald in den Religionen und Kirchen. Die geheimen Verbindungen der Zauberer, der Regenmacher, der Chamanen, und später die assyrischen und ägyptischen Priester, und noch später die christlichen Priester — haben immer die Menschen zu überzeugen gesucht, daß sie von Natur sündig sind, daß einzig die Zauberer, die Chamanen und die Priester durch ihre wohlwollende Fürbitte die Macht des Bösen verhinderten, sich des Menschen zu bemächtigen, daß sie allein von der bösen Gottheit die Verschonung der Menschen von Uebeln und ihre Nichtbestrafung für Sünden erlangen könnten.

Das Urchristentum macht einen leichten Versuch, diesen Vorurteil abzuschwächen, aber die christliche Kirche verstärkte es nur von neuem, unter Berufung auf die Worte des Evangeliums bezüglich des „ewigen Feuers“. Schon die Lehre vom Gottessohn, der kam, um auf Erden zu sterben und die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen, bestätigt diese Anschauung. Sie gestattete auch der „heiligen Inquisition“, ihre Opfer den grausamsten Foltern zu unterwerfen, sie auf langsamem Feuer zu rösten. Man gab den Menschen so Gelegenheit, sich zu belehren und der ewigen Qual zu entrinnen. Und nicht allein die römisch-katholische Kirche handelte so; nein, alle christlichen Kirchen haben miteinander gewetteifert, neue Peiden und neue Schrecken zu erfinden, um die „im Laster versunkene“ Menschheit zu bessern. Bis auf den heutigen Tag glauben noch von tausend Menschen neunhundertneunundneunzig, daß natürliche Ereignisse, wie Dürre, Erdbeben und Epidemien von einer Gottheit gesandt werden, um die sündige Menschheit auf den rechten Pfad zurückzuführen.

Gleichzeitig stärkt auch der Staat auf seinen Schulen und Universitäten denselben Glauben an die angeborene Sündhaftigkeit des Menschen. Es ist eine Lebensfrage für den Staat, die Notwendigkeit einer Gewalt zu beweisen, welche über der Gesellschaft steht und ihr (mittels Strafen für Verfehlungen gegen das „sittliche Gesetz“ — und mittels einer kleinen Taschenspielerlei identifiziert man dieses mit dem geschriebenen Gesetz —) moralische Begriffe beibringt. Denn wenn die Menschen nicht mehr eine Stärkung der moralischen Prinzipien durch die allmächtige Hand der Autorität für nötig hielten, so wäre es um ihren Glauben an die hohe Mission ihrer Regierungen bald geschehen.

Unsere ganze religiöse, historische, juristische und soziale Erziehung ist von der Idee durchdrungen, daß der Mensch, wenn er sich selber überlassen bliebe, bald zum wilden Tier herabstinken würde. Ohne das Bestehen einer Autorität würden die Menschen einander verschlingen. Von der „Masse“ darf man nichts anderes erwarten als Brutalität und den Krieg Aller gegen Alle. Die Masse würde zu Grunde gehen, wenn es nicht über ihr Auserwählte gäbe — den Priester, den Richter mit Gehilfen, den Polizisten und den Henker, — welche diesen allgemeinen Kampf verhinderten, welche die Menschen in der Achtung vor dem Gesetz erzogen und sie mit weiser Hand der Zeit entgegenführten, da bessere Regungen in den „verhärteten Menschenherzen“ Platz gegriffen haben, und dadurch die Anute, das Gefängnis und der Galgen weniger nötig geworden sind als heute.

Wir lachen über jenen König, der im Jahre 1848 in der Verbannung sagte: „Meine armen Untertanen! Ihr werdet jetzt ohne mich verderben!“ Wir lächeln über jenen englischen Kaufmann, welcher allen Ernstes die Engländer für den verlorenen Stamm Israels, und sie von Gott dazu berufen hielt, den „inferioren Massen“ eine gute Regierung zu geben.

Wer begegnen wir nicht derselben übertriebenen Wertschätzung ihrer selbst bei jeder Nation, selbst bei der großen Majorität der Gebildeten?

Und doch führt das wissenschaftliche Studium einer Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und ihrer Institutionen zu ganz andern Ansichten. Es zeigt uns, daß die Gewohnheiten und Gebräuche, welche die Menschen zum Zwecke der gegenseitigen Hilfe, der gegenseitigen Verteidigung und zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens schufen, gerade von der namenlosen „Masse“ ausgearbeitet wurden. Und gerade erst diese Gebräuche machten es dem Menschen möglich, im Kampf ums Dasein inmitten sehr schwieriger Bedingungen zu überleben. Die Wissenschaft beweist uns, daß die sogenannten Führer, Helden, und Gesetzgeber der Menschheit im Laufe der Geschichte nichts eingeführt haben, was nicht schon vorher durch Gewohnheitsrecht entwickelt worden wäre. Gerade die besten unter ihnen haben nichts anderes getan, als die Institutionen des letzteren zu formulieren und zu sanktionieren. Aber andererseits hat eine große Zahl dieser vermeintlichen Wohltäter gleichzeitig den Versuch gemacht, diejenigen Institutionen des Gewohnheitsrechtes, welche die Bildung einer persönlichen Autorität verhindern, zu zerstören oder sie in einer Weise zu handhaben, die ihrem persönlichen Vorteil oder dem Interesse ihrer Klasse diene.

Schon im entferntesten Altertum, das sich in den Rebelln der Eisperiode verliert, lebte die Menschheit in Gesellschaften. Und in diesen Gesellschaften wurde eine ganze Reihe von Gebräuchen und religiös gewissenhaft beobachteten Institutionen geschaffen, die ein Leben in Gemeinschaften erst ermöglichten. Und später, im Verlaufe der Entwicklung des Menschengeschlechts hat die gleiche schöpferische Kraft der anonymen „Masse“, entsprechend den wechselnden Bedingungen, immer neue Formen für ein gesellschaftliches Leben, für eine gegenseitige Hilfe und für eine Sicherung des Friedens gefunden.

Andererseits beweist die moderne Wissenschaft zur Evidenz, daß das Gesetz, welchen Ursprungs es auch sein mochte, — mochte es göttlichen Ursprungs gelten oder der Klugheit eines Gesetzgebers entsprungen sein — nie-

mals anderes getan hat, als bereits bestehenden Gebräuchen eine Fixierung, eine Kristallisation unter dauernder Form oder allenfalls eine Ausbreitung zu geben. Aber hierbei fügte es stets den allgemein befolgten Gebräuchen einige neue Regeln zu, die im Interesse der Minorität der bewaffneten Reichen und Krieger lagen, — Regeln, welche die ersten Ansätze für die Institutionen eines ungleichen Rechts und einer Sklaverei bildeten.

„Du sollst nicht töten,“ sagt das mosaische Gesetz, „Du sollst nicht stehlen,“ „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“. Aber es fügte diesen ausgezeichneten Ermahnungen noch hinzu: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Anecht, Vieh . . . Damit legalisierte es für lange Zeiten die Sklaverei und stellte die Frau dem Sklaven und dem Bastard gleich. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, sagte später das Christentum, fügte aber zur selben Zeit durch den Mund des Apostels Paulus hinzu: „Ihr Anechte, seid unterthan euren Herren“ und „es gibt keine Obrigkeit, sie sei denn von Gott“. Hiermit rechtfertigte es von Gottes wegen eine Trennung der Gesellschaft in Herren und Sklaven, und erkannte die Obrigkeit der römischen Herrscher an.

Und obgleich die Evangelien die erhabene Idee von der Sündenvergebung, welche das Wesen des Christentums ausmacht, lehren, sprechen sie andererseits fortwährend von einem rächenden Gott und predigen damit die Rache.

Daselbe Schauspiel wiederholt sich in den Gesetzbüchern der „Barbaren“, der Gallier, Longobarden, Alemannen und Sachsen nach dem Sturz des römischen Kaisertums. Sie erhoben einen zweifellos ausgezeichneten Gebrauch, der damals gerade sich einführte, zum Gesetz, nämlich den Gebrauch, eine Entschädigung für Verwundungen und Tötungen zu zahlen, anstatt das bisher geltende Recht der Wiedervergeltung (Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wunde für Wunde, Tod um Tod) zu üben. Insofern bedeuteten die Gesetzbücher der Barbaren einen Fortschritt gegenüber der im Stamme üblichen Rache. Aber zur gleichen Zeit begründeten sie auch für die Zukunft die Trennung der freien Menschen in Massen, welche damals kaum bemerkbar war.

Sie bestimmten nämlich für verschiedene Personen verschiedene Entschädigungssätze: soviel für einen Sklaven (welche Entschädigung natürlich an seinen Herrn gezahlt wurde), soviel für einen Freien und soviel für einen Führer. In letzterem Falle war aber die Entschädigung so hoch, daß sie die Sklaverei auf Lebenszeit bedeutete. Die Idee, welche diesen Unterscheidungen zu Grunde lag, war zweifellos die, daß die Familie eines Fürsten in ihrem Oberhaupt bedeutend mehr verlor als die Familie eines gewöhnlichen freien Mannes. Folglich hatte erstere das Recht auf eine höhere Entschädigung als letztere. Aber indem man diesen Gebrauch der Zeit zum Gesetz erhob, begründete das Gesetzbuch dadurch für ewig eine Trennung der Menschen in verschiedene Massen, und dies in so vollkommener Weise, daß wir uns ihrer bis heute noch nicht entledigen konnten.

Das Gleiche gilt für die Gesetzgebung jeder Zeit bis auf den heutigen Tag, — das Prinzip der Unterdrückung wurde vom vorhergehenden Zeitalter durch das Gesetz stets auf die folgenden Epochen verpflanzt; die Unterdrückungsform des persischen Kaisertums ging auf Griechenland über; diejenige Macedoniens übertrug sich auf Rom; die Unterdrückungsmethoden und die Grausamkeit des römischen Reiches und der orientalischen Tyrannien gingen auf die jungen, in der Bildung begriffenen bar-

barischen Staaten und auf die christliche Kirche über. Mittels des Gesetzes legt die Vergangenheit der Zukunft Fesseln an

Alle Schutzgarantien, deren das Leben in den Gesellschaften bedurfte, all die verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Lebens im Stamm, in der Dorfgemeinschaft, in der mittelalterlichen Stadt, alle Formen für die Beziehungen der Stämme, und späterhin der Städterepubliken untereinander, welche als Grundlage für ein späteres Völkerrecht dienten, alle Formen gegenseitiger Hilfeleistung und der Wahrung des Friedens — samt Gerichtshof und Geschworenenschaft — wurden durch das schöpferische Genie der namenlosen Masse geschaffen. Demgegenüber enthalten alle Gesetze von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag zwei Elemente: das eine bedeutete eine Stärkung (gleichzeitig aber auch ein Erstarren) gewisser zur Gewohnheit gewordener und allgemein als nützlich anerkannter Lebensformen, das andere bedeutete einen Zusatz (vielfach auch eine einfache, gewissenlose Auslegung eines Gebrauches) zum Zweck der Einsetzung oder Stärkung der aufkeimenden Autorität des Beherrschers, des Soldaten, des Königs oder des Priesters, kurz: eine Befestigung und Sanktionierung der Autorität.

Zu diesen Anschauungen führen uns die Ergebnisse wissenschaftlichen Studiums der gesellschaftlichen Entwicklung, wie es in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren durch eine große Anzahl gewissenhafter Gelehrten geleistet wurde. Allerdings wagen jene Gelehrten häufig nicht selbst derartige feyerliche Schlussfolgerungen klar zu formulieren. Aber der denkende Leser gelangt notwendigerweise zu ihnen durch die Lektüre ihrer Arbeiten.

Ueber Arbeit und Luxus

Von Arthur Schopenhauer.

Armut und Sklaverei sind nur zwei Formen, fast möchte man sagen zwei Namen, der selben Sache, deren Wesen darin besteht, daß die Kräfte eines Menschen größtenteils nicht für ihn selbst, sondern für andere verwendet werden; woraus für ihn teils Ueberladung mit Arbeit, teils längliche Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorgeht. Denn die Natur hat dem Menschen nur so viel Kräfte gegeben, daß er, unter mäßiger Anstrengung derselben, seinen Unterhalt der Erde abgewinnen kann: großen Ueberschuß von Kräften hat er nicht erhalten. Nimmt man nun die gemeinsame Last der physischen Erhaltung des Daseins des Menschengeschlechts einem nicht ganz unbeträchtlichen Teile desselben ab, so wird dadurch der übrige übermäßig belastet und ist elend. So zunächst entspringt also jenes Uebel, welches, entweder unter dem Namen der Sklaverei, oder unter dem des Proletariats, jederzeit auf der großen Mehrzahl des Menschengeschlechts gelastet hat. Die entferntere Ursache desselben aber ist der Luxus. Damit nämlich einige wenige das Entbehrliche, Ueberflüssige und Raffinierte haben, ja, erkünstelte Bedürfnisse befriedigen können, muß auf dergleichen ein großes Maß der vorhandenen Menschenkräfte verwendet und daher dem Notwendigen, der Hervorbringung des Unentbehrlichen entzogen werden. Statt Hütten für sich, bauen Tausende Prachtwohnungen für Wenige; statt grober Stoffe für sich und die Ihrigen, weben sie feine, oder seidene Stoffe, oder gar Spitzen, für die Reichen, und verfertigen überhaupt tausend Gegenstände des Luxus, die Reichen zu vergnügen. Aus solchen Luxusarbeitern besteht ein großer Teil der Bevölkerung der Städte: für diese also und ihre Besteller muß nun der Bauer mit pflügen, säen und weiden, hat also mehr

Arbeit, als die Natur ihm ursprünglich aufgelegt hatte. Ueberdies muß auch er noch viele Kräfte und Land, statt auf Getreide, Kartoffeln und Viehzucht, auf Wein, Seide, Tabak, Hopfen, Spargel usw. verwenden. Ferner werden eine Menge Menschen dem Ackerbau entzogen, um dem Schiffbau, der Seefahrt zu dienen, damit Zucker, Kaffee, Tee usw. herbeigeschafft werde. Die Produktion dieser Ueberflüssigkeiten wird dann wieder die Ursache des Elends jener Millionen Negerklaven, die ihrem Vaterlande gewaltsam entrissen werden, um mit ihrem Schweiß und ihrer Marter jene Gegenstände des Genusses hervorzubringen. Kurz, ein großer Teil der Kräfte des Menschengeschlechts wird der Hervorbringung des allen Notwendigen entzogen, um das ganz Ueberflüssige und Entbehrliche für wenige herbeizuschaffen. So lange daher auf der einen Seite der Luxus besteht, muß notwendig auf der andern übermäßige Arbeit und schlechtes Leben bestehen; sei es unter dem Namen der Armut, oder dem der Sklaverei, der proletarii oder der servi. Zwischen beiden ist der Fundamentalunterschied, daß Sklaven ihren Ursprung der Gewalt, Arme der List zuzuschreiben haben. Der ganze unnatürliche Zustand der Gesellschaft, der allgemeine Kampf, um dem Elend zu entgehen, die so viel Leben kostende Seefahrt, das verwickelte Handelsinteresse und endlich die Kriege, zu welchen das alles Anlaß gibt, — alles dieses hat zur alleinigen Wurzel den Luxus, der nicht einmal die, welche ihn genießen, glücklich, vielmehr kränklich und übelgelaunt macht. Demnach würde zur Milde rung des menschlichen Elends das wirksamste die Verminderung, ja, Aufhebung des Luxus sein.

Dieser ganze Gedankengang nun hat unstreitig viel Wahres. Dennoch wird er im Resultat widerlegt durch einen anderen, den überdies das Zeugnis der Erfahrung bekräftigt. Was nämlich, durch jene dem Luxus fröhnenden Arbeiten, das Menschengeschlecht an Muskelkräften (Irritabilität) für seine notwendigsten Zwecke verliert, wird ihm allmählich tausendfach ersetzt durch die gerade bei dieser Gelegenheit frei (im chemischen Sinn) werdenden Nervenkräfte (Sensibilität, Intelligenz). Denn da diese höherer Art sind, so übertreffen auch ihre Leistungen tausendfach jene der ersteren:

Ut vel unum sapiens consilium multorum manuum opus superat. (Eur. Antiop.)

Ein Volk von lauter Bauern würde wenig entdecken und erfinden: aber müßige Hände geben tätige Köpfe. Künste und Wissenschaften sind selbst Kinder des Luxus, und sie tragen ihm ihre Schuld ab. Ihr Werk ist jene Verbesserung der Technologie in allen ihren Zweigen, in den mechanischen, den chemischen und den physikalischen, welche in unseren Tagen das Maschinenwesen zu einer früher nie geahnten Höhe gebracht hat und namentlich durch Dampfmaschinen und Elektrizität Dinge leistet, welche frühere Zeiten der Hilfe des Teufels zugeschrieben haben würden. Da verrichten jetzt, in Fabriken und Manufakturen jeder Art, mitunter auch beim Felbbau, Maschinen tausendmal mehr Arbeit, als die Hände aller jetzt müßigen Wohlhabenden, Gebildeten und Kopfarbeitenden jemals vermocht hätten, und als mithin durch Abstellung alles Luxus und Einführung eines allgemeinen Bauernlebens je erreicht werden könnte. Die Erzeugnisse aller jener Betriebe aber kommen keineswegs den Reichen allein, sondern allen zugute. Dinge, die ehemals kaum zu erschwingen waren, sind jetzt wohlfeil und in Menge zu haben, und auch das Leben der niedrigsten Klasse hat an Bequemlichkeit viel gewonnen. Im Mittelalter erborgte einst ein König von England von einem seiner Großen ein Paar seidene Strümpfe, um, damit angetan, dem französischen Ge-

sandten Audienz zu erteilen; sogar die Königin Elisabeth war hoch erfreut und überrascht, als sie 1560 das erste Paar seidener Strümpfe als Neujahrs Geschenk erhielt (D'Israeli I, 332): heutzutage hat jeder Handlungsdiener dergleichen. Vor fünfzig Jahren trugen die Damen eben solche lattunene Kleider, wie heutzutage die Mägde. Wenn das Maschinenwesen seine Fortschritte in demselben Maße noch eine Zeit hindurch weiter führt, so kann es dahin kommen, daß die Anstrengung der Menschenkräfte beinahe ganz erspart wird; wie die eines großen Teils der Pferdekräfte schon jetzt. Dann freilich ließe sich an eine gewisse Allgemeinheit der Geisteskultur des Menschengeschlechts denken, welche hingegen so lange unmöglich ist, als ein großer Teil desselben schwerer körperlicher Arbeit obliegen muß; da Irritabilität und Sensibilität stets und überall, im allgemeinen wie im einzelnen, im Antagonismus stehen; eben weil die eine und selbe Lebenskraft beiden zugrunde liegt. Weil ferner *artus molliunt mores*, so werden alsdann die Kriege im großen und die Raufereien oder Duelle im kleinen vielleicht ganz aus der Welt kommen; wie beide schon jetzt viel seltener geworden sind. Doch ist hier nicht mein Zweck, eine Utopia zu schreiben . .

Glossen

Eine perfide Kampfstattkl erlaubt sich die von Quard geleitete sozialdemokratische „Volksstimme“, Frankfurt a. Main, gegen Parteiorane, die nicht den Zug nach rechts mitmachen wollen. Die „Leipziger Volkszeitung“ und die „Bremer Bürger-Zeitung“, zwei Blätter, die wirklich noch der Idee des Sozialismus dienen, und die ehrlich bemüht sind, den Kolb und Maurenbrecher und Reil gegenüber die Würde der Partei zu schützen, werden in der „Volksstimme“ als „Anarcho-Syndikalisten“ bezeichnet. Damit glaubt man die Angriffe, die von dieser Seite kommen, verächtlichen zu können. Natürlich, es muß doch recht traurig mit den Gründen der Reform-Sozialdemokraten bestellt sein, wenn sie sich schon zu solchen Polzeifeldlein aufschwingen müssen.

Die „Tägliche Rundschau“ wollte zur Erheiterung des Sozialdemokratischen Parteitages das Ihre beitragen und entsandte ihren Redaktionskomiker Petrenz nach Jena. Die Stimmungsberichte, die dieser erfand, haben denn auch tatsächlich in Jena Gelächter geerntet. Der Berichtler, der im Versammlungsaal recht selten vorhanden war, wußte so geschickt Tatsachen zu erfinden, über Vorgänge, die nur ihm gewahr geworden waren zu witzeln, daß er am Preßetisch den Ruf des kleinen Münchhausen nicht zu Unrecht erhalten hat. Wer die „Z. N.“ gibt doch vor, ein ernstes politisches Blatt zu sein?

Ein niedlicher Herr. Im „Volksfreund“, dem Herrn Kolb ausgelieferten „sozialdemokratischen“ Organ in Karlsruhe, ist zu lesen: „Niemand haben wir auch nur mit einem Worte dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß im Falle eines Krieges durch Streik und Revolution dem Feinde die Landesgrenze geöffnet werden soll. Wir haben in der Marokkaffäre die sinn- und gewissenlose Kriegsbegehe bekämpft und davor gewarnt, sich wegen dieser Sache in Gefahren zu stürzen. Mit keiner Silbe aber haben wir für den Streik im Falle einer Mobilmachung Stimmung zu machen versucht; denn wir teilen in dieser Frage nicht die Auffassung, welche in einer Berliner Versammlung gelegentlich zum Ausdruck gekommen ist.“ Das mag Herr Kolb nicht etwa in den „S. N.“ zu schreiben, das schreibt er in einem Parteiblatt. Daß er dafür von der realistischen Presse gefeiert wird, ist ihm zu gönnen.

Kraus' „Heinefolgen“ (vgl. Nr. 18 der „Aktion“) haben das schwerere Druckpapier des Buches nicht vertragen und wandern zurück — einer dunklen Daimonionweisung gehorchend, die der gravitatische Autor freilich mißdeutet — in die Urhülle ihres Gedachtseins, in ihr Liebes ursprüngliches Feststehen. In die „Fadel“, deren rotes Affenjäckchen ja auch durch die anderen vornehm-bläseren Bangenbände des Verfassers noch immer so deutlich durchschimmert, — wenn auch die täuschende Maskerade vielleicht hier und da urteilsloser Mitwelt einigen Respekt abschwimmt . . Immerhin ergibt sich wieder die willkommene Gelegenheit, das nun schon sträflich-altersschwache Lied von der bösen Hartnäckigkeit deutscher Leser und von den illüstrirten fünfzig Jahren, nach denen Geister wie — — — Schopenhauer siegen, amüsierten Philistern vorzuleiern. Kommt's auf keinen andern Effekt an, so rat' ich Kraus noch öfter zu so einfachen Konstruktionen wie bei der Heinebrochure: erst verdächtigt man das moderne deutsche Schrifttum als verheimlicht und feuilletoniert — und wenn dann dasselbe schreibende Deutschland tränkende Rezensionen liefert, so ruft man: Seht Ihr, wie ich Recht hatte? Feuilletonisten sind's! Nicht bis zur zweiten Auflage lassen sie mich kommen! Mir scheint, es ist danach bald Grund, Kraus nicht bloß zu den berühmten zeitgenössischen Denkern und Künstlern zu zählen, (dieser Erzprosaiker, dessen Musik mich stets an aufgezugene Grammophone, mit Schnarruntertönen, erinnert, zeigt mit Vorliebe auf sein Künstlertum!) sondern auch den Ehrennamen eines altgermanischen Sehers (lat. *vates*) auf ihn anzuwenden, weil seine letzte Jeremiade doch gewissermaßen schon ganz auf prophetischer Basis ruht. Ja wehe, wenn es dies Büchlein dennoch bis zur zweiten Auflage gebracht hätte! Aus wär's mit der ganzen Prognose und Diagnose die da dem Zeitalter gestellt worden ist, aus mit aller ästhetischen Fernwitterung und diesem kritisch-bitteren Gesundbrunnen, der doch wahrlich nicht für lauter Gesunde so heilsam angerührt worden — ja, die Kranken scheuen eben die schmerzhafteste Kur und ehe sie sich ihr unterwerfen, ruft mancher halt noch sein sein bißchen letzten Born über den schlechten Arzt zu Hilfe. Ganz natürlich; aber dann wird sich zeigen, daß doch nur Kraus dem heillosen Pest- und Giftstoff, der von Heine ausgeströmt war, entgangen ist, während alles andere rettungslos der großen Seuche und Epidemie erlegen; worüber denn die Englein im Himmel herzlich lachen und tüchtig Bravo rufen. Ach Kräuslein, — glaubte man bei dieser ganzen Sache nicht insgeheim noch immer an ein hübsch inszeniertes Theater, wo denn die Schlimmstgepoppten sind, die den Arrangeur am ernstesten genommen haben (und wahrlich: in Heine's Namen wär ja solch Götterpaß einmal gestattet) —: man scheute ja wirklich nicht das bißchen Mühe, nochmals durch die Tapete dieser Logik zu stechen. (NB. Für Aestheten: Natur stützt noch immer die Stirn in die Hände — auch in dieser „2. Auflage.“)

Zur Kritik der Sinne

Von Dr. S. Friedländer.

Sprechen heißt irren; es gibt keinen anderen Weg zur „Wahrheit“ — also? Versuchen wir so zu sprechen, daß wir jedem Spruch widersprechen, daß wir den Geist dieses Widerspruchs ergründen: vielleicht ist es der Geist der „Wahrheit“?

Was heißt denn nun: nicht irren? Heißt es dem Zeugnis der Sinne glauben? Das Zeugnis der Sinne besagt mit einer impertinenten Trastik, daß der menschliche Leib erzeugt, geboren wird, stirbt und verwest. Es ist

aber Andererseits, nachzuweisen, daß die Kultur nichts ist als Kultur der Sinne, Kritik und Verfeinerung des Verständnisses für das „Zeugnis der Sinne“.

Aber wer prüft es denn? Wer ist denn diese höhere Instanz, die sich getraut, noch tatsächlicher zu sein als die Tatsachen selber! Es ist die diese erlebende Person. Und hier wird alles darauf ankommen, wie diese für sich die Schriftzüge ihrer Sinne abzulesen versteht. Aber habe ich nicht soeben mit solcher Person einen Gözen aufgerichtet? Nun, Wer fragt hier bei jedem ausgesprochenen Satze so mißtrauisch, prüfend, erwägend, so sehr sich selber nicht über den eigenen Weg trauend? —

Kein Zweifel! Es ist der Sinn selber, „in eigener Person“. Wenn ich einräumte, daß es nichts als die frapierende Drastik der Sinne gäbe, so würde ich geltend machen, wie kritisch, wie witternd, wie behutsam, wie mißtrauisch, wie feig, wie tastend, argwöhnisch die Sinne selber sind — warum? Nun, weil sie ein unvergleichliches Abenteuer mutig und übermutig zu bestehen haben: den Salto in das Allerfragwürdigste selber, in das Chaos des ∞ . Wie sehr packt auch die selbstsicherste Sinnlichkeit noch mitunter, wenn sie aus dem Somnambulismus ihrer Kühnheit auf einen Moment auch nur leise erwacht, Grausen und Schauer an! Die hellsten Sinne, die positivsten, wissen besser als alle Positivisten, wie sehr sie noch mit dem Minus- und Fragezeichen versehen sind: sie kennen alle nur eine Selbstverständlichkeit, das ∞ , und sie gebrauchen den Kunstgriff, sich dieser sehr mysteriösen, sehr unsinnlichen und alogischen, ja unstimmen „Selbstverständlichkeit“ dadurch zu versichern, daß sie sie definieren, fixieren, konkretisieren, mit einem Horizonte versehen, sich einen Gesichtspunkt für sie geben, der sie perspektivisch ordnet. Sinne sind ein Sprung ins Dunkel . . . ihrer selbst, ein Sinn ist nicht in sich selber zu Ende, das weiß er, davor zittert er in Angst, Begier, Zauber, Kühnheit, Scham und Troß. Sinne sind Abenteurer, Piraten, Kometen, Kinder, Philister, Wahnsinnige, Trunkene, Vergessliche, Schläfer, Tote, Verborgene vor sich selber — und gelangen immer wieder auf noch so gewundenen Umwegen zur Besinnung über die fürchterliche und wichtige Illusion ihres guten Mutes. Allein, das Abenteuer aller Abenteuer, das der allerverwegenste Sinn sich gestattet, ist das Anschauen seiner absolut labyrinthischen Beschaffenheit, ohne von Sinnen, von sich selber zu geraten: sondern jetzt im Gegenteil noch sicherer wie geschmeidiger zu werden als vorher: also, daß er träumt, weiterträumt und es weiß!

Also selber, wenn ich für den Gözen Person Das einsetze, was der Gemeinste wie der Kritischste mindestens für Tatsache hält: Sinn! so werde ich Sinn genug haben, um diese Tatsächlichkeit als das Problem selber in den Sinn zu nehmen. Das Zeugnis der Sinne wird ja von ihnen selber nur dann arglos angenommen, wenn sie dumme sind, überzeugt sind, unlistig sind, dummen, blinden, „guten“ Mutes sind, vergessen, unbesonnen, betrunken, verschlafen sind. Erst in der Verzweiflung, im äußersten Zweifel, in der hellseherischsten Einsicht in ihr fürchterliches Abenteuer, in ihr Chaos, ihre Zerstörung selbst leisten die Sinne das Außerordentliche, Sinnlichste, Sicherste, Verwegenste, Schärfste, Ueberzeugendste, Wahrscheinlichste, Gesehlichste, Kosmischste: d. h. also, wenn sie philosophieren.

Ich definiere den philosophischen Sinn als den Sinn für das Infinitesimale, also absolut Chaotische, Alogische „unbewußte“, Sinnlose, Ungereimte, Illustive, Halluzinatorische, Richtige, Problematische seiner selbst, also seiner drastischsten „Selbstverständlichkeiten“.

Ich definiere den stimmendsten Sinn, den philosophischen, als den Sinn für die Tatsache seiner eigenen Unmöglichkeit, seiner ganz und gar zauberhaften, magischen, wunderbaren, abenteuerlichen „Selbstverständlichkeit“ und Verwirklichung. Und ich behaupte, daß dieser Sinn in diesem Verstande unter dem Namen der Philosophie wohl zu realisieren sich versucht, aber noch nicht verstanden hat. Es wurden stets von den philosophischen Menschen Feigheiten, Ausschaltungen, irgend eine Art „Dinge an sich“ gemacht, es wurde die außerordentliche Zeugungskraft, die Magic des philosophischen Sinnes irgendwie entmannt, um seine vorzeitige, schwächliche, sterbliche Wahrheit zu erhalten; es wurde ihm der Stein der Weisheit statt ihres Brotes gereicht, er ist verknöchert, verendlicht, verendet.

Ein Sinn, der das Pathos des ∞ nicht kennt, nicht kennen will, ist Alles, nur nicht philosophisch. Menschliche Sinne sind Sinne Kluger politischer Tiere, nicht philosophisch. Kann es den philosophischen Sinn überhaupt geben? So fragt er sich selber. Wie wird er sich antworten? —

Mit der allergenauesten, interessiertesten Prüfung seines eigenen Zeugnisses.

„Interessiertesten?“ Jemand, welcher so stark an einem Ja interessiert ist, wird wohl Mühe haben, es nicht zu erhalten! Aber ist es nicht sehr sonderbar, daß der Sinn sich selber prüfen kann? Wie stellt er dieses an? Wie kommt seine Selbstkritik zustande? Durch den Akt seiner Reflexion auf sich selber, durch den Sinn für sich selber, des Auges für das Auge, des Ohres für das Ohr, die Ueberwachung aller Sinne durch alle, des einen durch den einen. Sonst sind Sinne nicht kritisch, sondern kritiklos, unbesonnen, jedem Zufall ausgeliefert.

Kritik nun ist die Fähigkeit, auch das allerflagranteste Interesse dadurch zu neutralisieren, daß man es gegen sich selber wendet, bis es auch ebenso kalt ist wie heiß, bis es mit seinem Gegeninteresse die genaueste Bekanntschaft geschlossen hat und sich in seinem eigenen Spiegel als Dasselbe mit Verlehrung aller Richtungen anschaut. Kritik ist Spiegel und Auge für die Vergleichung des Originals mit dessen Reflex. Daß es eine vernichtende Kritik geben könne, ist eine sehr unkritische Bemerkung. Ein Kritiker, der auch noch Kritik der Kritik ausübt, also kritisch kritisiert, wird innerwerden, daß gerade die sogenannte vernichtende Kritik (z. B. der Sprache) denn Spiegel des Gegenteiles so zauberisch geschliffen hat, so vollendet scharf, daß das vergleichende Auge jetzt erst auch klar in das Urbild blicken kann. Durch mein Nein, wenn es entschieden ausfällt, stellt sich auch das Ja erst entschieden heraus, und mein vergleichender Blick wird erst geschärft und gewißigt für Bild und Widerschein — für Spruch und Widerspruch! Was ich besetzende, mache ich am stärksten dadurch, daß ich es vernichte. Echte vernichtende Kritik wäre so ipso schöpferisch: man kann das Nichts nicht absolut, das Absolute nicht absolut, nur polar denken, erstimmen. Das ist wohl Dialektik, aber . . . der Sinn selber ist so kritisch-dialektisch-polar. Und der Sinn ist der einzige Halt, welchen wir haben.

Vielleicht war es ein etwas zu rasches Marschtempo für die fatale Bedenlichkeit, welche uns antreibt? Wir wollen es verlangsamten.

Wir fanden den Sinn mit einer Art Selbstentzweiung behaftet, einem sich selber Nachspüren, Mißtrauen und Regulieren; er probiert seine eigne Gelingung, Glückung, er fühlt sich unfertig, versucht, versucherisch, philosophisch, wenn er kein stumpfer ist, er probiert ∞ ! Stehe da! er spürt, schmeckt, wittert, schärft sich inner mehr für das ∞ , für sein eigenes Gegenteil, er versteht sich selber

mit einem netten, glatten Akkusativ und — vergleicht sich mit sich selber zunächst erschrocken, zitternd, ängstlich fragend, zweifelnd, skeptisch, ja verzweifelt: sollte es möglich, wirklich sein: bin ich mißlingend, bin ich . . . zu Ende? Ist es nicht ∞ , sondern auch mit mir? Beginne? sterbe? verwehe ich? 'Werde ich nichts? Immer skeptischer, immer vernichtender, medusenhafter, fürchterlich kritischer fällt sein vergleichender Blick aus, bis . . .!

Bis er neutral geworden ist: und jetzt, im selben Augenblicke glückt er. Wahrlich, man muß überhaupt keine Sinne, kein Leben, keine Kritik, kein Wunder von Witz und Gleichgewicht, von Ausgeglichenheit, Entschiedenheit, Vermählung, Zwillingengeist, Harmonie, physiologischem Frage- und Antwortspiel, physiologischer Dialektik im Leib, im Blute haben; man muß entmannt, ermattet, halbtot, zerbrochen, verrent, halbtot, scheinlebenslang, ein Spul und Zwitter sein, um das Zeugnis der Sinne so plump und läppisch, so handgreiflich miß- und halb zu verstehen! Man muß einer toten scholastischen Logik der Sinne unterliegen, um skeptische Kritik wie Gift auf sich wirken zu lassen.

Was ist geschehen? — Das Chaos selber hat dem argwöhnlichsten Sinne zu verstehen gegeben, daß es zu ihm so gern hinmöchte, daß es sich gerne, wenn er will, ihm zu Liebe klein, negativ, schwach, zart, fein, flüchtig, punktuell, „negativ“, „passiv“ unendlich ($-\infty$) macht: seine wegen entzweit, verdoppelt, polarisiert, auf sich selber reimt, gegen sich streitet, mit sich harmoniert.

Es gibt gar keine gröbere, zugleich aber häufigere Verwechslung als diejenige zwischen Verneinung und Vernichtung. Sie ist geradezu die Pest aller Wissenschaften, zumal der grundlegenden, der Logik und der Mathematik. Die Verneinung ist nichts als eine polar gewendete Bejahung, und beide beziehen sich auf das neutrale Medium ihres Zwistes, worin sie sich nur allzu wohl verständigen können: auf ihre Kritik und Krisis, auf den Grund ihrer Ent- und Unterscheidung, auf ihren richtenden Blick und Sinn. J. B. hat Newton das Rein des Lichtes, die Finsternis, mit dessen Nichts verwechselt und die Mathematik, welche ihm hierin entgegenkam, zur Konservierung dieses Irrtums verwendet. Goethes unvergleichlich kritischerer, prüfenderer Blick, der diese Absurdität berichtigte, ist bis auf den heutigen Tag unbeachtet geblieben, weil dieser Goethesche Blick eben bis in die Mathematik selber einbringen mußte, um alles in jenem „Licht“ erscheinen zu lassen.

Kurzum, man gebe mir ein Chaos, so chaotisch wie nur immer, ich will es durch einen bloßen Spiegel seiner selbst zur Station bringen, aller Sinn ist Spiegel: es ist der Sinn des ∞ für sich selber: ∞ Indifferenz einer ∞ Differenz: neutrum, medium, commune, Nichts, Indifferenz eines immensen Ja ($+\infty$) und eines immensen Nein ($-\infty$). Der spiegelnde Akt allein, der Reflex bringt als der ergründete Zufall das Chaos zu sich selber, es bekommt Sinn, es fällt sich selber zu, und von dem an ist sein ganzes Geschehen eine solche Symptomatik des ∞ .

Der philosophische Sinn, der sich selber kritisiert, nimmt aber damit das Interesse des ∞ wahr, zu sich selber zu gelangen: es ist der Sinn des ∞ selber, seine Verlegenheiten sind die des ∞ selber. Man hat gesagt und wiederholt es stets, Liebe und Haß verhinderten die Einsicht: Wünsche, Hoffnungen, Besürchtungen, Interessiertheiten umnebelten den Intellekt, beeinträchtigten das Urteil, machten die Gerechtigkeit parteiisch: man müsse sine studio et ira sein, um klar zu sehen in was auch immer!

Ich bestreite dies als eine der schlimmsten Halbwahrheiten, die es gibt. Um klar zu sehen, muß man kritisch

sehen, d. h. man muß zum pro auch das contra seines Leidenschaften gewinnen. Wenn z. B. der in seine Sprache häufig verlebte Mensch es über sich gewinnt, seine Leidenschaft auch mit ähnlicher Intensität gegen sie zu wenden, dann erst ist er auf dem Wege nicht nur zur Gerechtigkeit gegen die Sprache, sondern auch obendrein zur echten Sprache selber! Wenn ein solcher Kritiker sich einbildet, er hätte durch „leidenschaftslose“ Kritik die Sprache vernichtet, so irrt er sich in mehr als einer Hinsicht; ja, er verrät eine ganz blinde Instinktivität seines eigenen Unternehmens, er wußte gar nicht, was er tat.

Philosophieren heißt, für seine eigene Weltbedeutung grenzenlos interessiert sein. Wer das nicht ist, soll irgend ein braves Weib freten, aber nicht die Wahrheit. Wer diese gewinnen will, der wird nicht nur für, sondern ebenso sehr auch gegen sie verliebt sein müssen. Das Musterbeispiel eines solchen kritischen Freiers, der auch kaum wußte, was er tat, ist Friedrich Nietzsche. Man sieht eine Sache klar, wenn man sich um ihre Schattenseiten so sehr bemüht wie um ihre Lichten. Eben daher ist jede echte, ehrliche, tiefe, heiße und übergewaltige Sehnsucht schon ihre eigne Erfüllung Gewähr leistend und dennoch in lauter Gefahr, sich fruchtlos zu vergeuden, wenn sie nicht auch sich selber mit derselben Wut den Krieg macht: alsdann erst wird ihr unvergleichlich mehr und Höheres zu teil werden als sie ahnen konnte: denn Liebe allein macht so blind wie Haß allein: erst wenn sie als zwei Augen sich auf ihren Gegenstand gemeinsam einstellen, sehen sie ihn in seiner rechten Dimension.

Bei der Wissenschaft werden wir uns vergebens Rates erholen. Da es noch keine Philosophie gibt, genießt sie ihre Saturnalien: sie zeigt das ganze Problem des Philosophen in der schärfsten Beleuchtung und eben dadurch Beschattung. Der Sinnenschein ist hier nicht vom philosophischen, sondern vom Interesse des „gesunden Menschenverstandes“ kritisiert, welcher, um vornehm zu tun, sich eine skeptische Blastertheit angemacht hat. Diese Leute sind in der Tat uninteressiert, selbst wenn es Philosophieprofessoren sein sollten: sie sind die Eunuchen der Wahrheit, nicht ihre Umarmter. — —

Phantasie

Von Minsky.

Vom gleichgültigen Monde —
Behüllt in lichte Nebelpracht —
Nahm weinend Abschied zur Ebbestunde
Der Ozean in tiefer Nacht.

Doch in dem nächtlich starren Schweigen
Spurlos erstarb der Wellen Schrei . .
So stirbt der Ton der Alltagsworte
In Seelen seherisch und frei —

(Aus dem Russischen von Maria Ramm.)

Malerei und Persönlichkeit

Wenn man bei der Bestimmung vom Wesen des Kunstwerkes nach einem allgemeinen Merkmal sucht, das ihnen allen zukommt, so wird man zunächst sagen müssen, daß sie alle menschliche Schöpfungen sind, daß also ihr Geheimnis und ihr Wesentlichstes, ihr Ureigenes in der Persönlichkeit liegt. Die Welt der Objekte, die Daseinsphäre gehört allen Menschen in gleicher Weise, sie könnte ihnen jedenfalls in gleicher Weise gehören und darum

ist die Differenz, die Nuance in der Reaktion auf sie das Individuellste des Kunstwertes. Sein Geheimnis und seine Größe beruht in dem Mysterium der Künstlerpersönlichkeit und nicht in der Daseinsphäre.

Laine hat dies in seiner „Philosophie der Kunst“ glauben machen wollen. Wie groß für ihn auch die Verführung durch die Naturwissenschaften und den Materialismus gewesen sein mag, wir können die Vergottung von nur beeinflussenden oder bedingenden Elementen nur als eine vergebliche Bemühung betrachten, das Schöpferische zu eliminieren und die Kunst zu demokratisieren. Es ist die allerliebste Grazie eines Franzosen und eine unglaublich begriffsnative Unlogik, die über einen Abgrund wie diesen hinwegspringt: „Wir gelangen dazu, die Regel aufzustellen, daß man sich, um ein Kunstwerk, einen Künstler, eine Gruppe von Künstlern richtig zu verstehen, mit Genauigkeit den allgemeinen Zustand des Geistes und der Sitten derjenigen Zeit vorstellen muß, der sie angehören. Dort findet sich die letzte Erklärung, dort steckt die Grundursache, welche alles übrige bestimmt.“

Dieser Satz trägt denselben logischen Dualismus, der die ganze materialistische Geschichtsauffassung charakterisiert. Es ist ihr Verdienst auf Zusammenhänge von Ereignisreihen hingewiesen zu haben, die vorher getrennt nebeneinander herliefen. Die Verbindung aller Kultur-tatsachen vom Wirtschaftlichen bis zum Geistigen ist ihr unleugbares Verdienst. Aber die Verursachlichung des Geistigen durch das Materielle ist ihre gewagte Hypothese. Wenn man das Kunstwerk nicht von dem Hintergrund des Gesamtlebens loslösen kann, so hat dieser Zeitgeist doch nicht das Kunstwerk geschaffen, vielleicht nicht einmal den Künstler. Denn mit gleicher Berechtigung könnte man die Folgen von Ursache und Wirkung umdrehen und sagen: der Künstler hat den Zeitgeist geschaffen. Wenn auch der Künstler ein Produkt von Elementen ist, die seine Zeit konstituieren, sein Werk ist eine selbständige Äußerung seines Geistes, die mit der Natur d. h. seinem Zeitgeist nur allgemein stofflich und formal verbunden ist. Was ihn mit den anderen Künstlern, was ihn mit seiner Zeit verbindet, ist in seinem Werke das Nebensächliche. Das Einmalige, Persönliche ist sein Eigentum, ist sein Werk, ist Geist, Schöpfung, ist neu und nie gewesen. In dem Mysterium seines Schaffensaktes entsteht die Kunst, seine schöpferische Fähigkeit überbrückt die Kluft zwischen Natur und Werk, zwischen Chaos und Gestaltetem. Die Natur, der Zeitgeist gebiert das Kunstwerk nicht und das Bild ist keine Parthenogenese. Mit unpersönlichen Ausdrücken umschreibt man nicht die Geburt eines Neuen, Dritten; nicht „es“ und „man“, sondern „er“, der Künstler.

Hatte Laine den Künstler stillschweigend eliminiert und mit geringer Rücksicht auf die persönliche, schöpferische Leistung eine Werttheorie geschrieben, so fiel es Mach zu, die hier nur ausgeschaltete Persönlichkeit mit allem philosophischen Rüstzeug zu vernichten. In seiner „Analyse der Empfindungen“ wirft er die Frage auf: Was ist das „Ich“?

— „Das Ich ist unrettbar.“ Es ist nur ein Name. Es ist nur eine Illusion. Es ist ein Notbehelf, den wir praktisch brauchen, um unsere Vorstellungen zu ordnen. Es gibt nichts als Verbindungen von Farben, Tönen, Wärmen, Drücken, Räumen, Zeiten, und an diese Verknüpfungen sind Stimmungen, Gefühle und Willen gebunden. Alles ist in ewiger Veränderung. Wenn wir von Kontinuität oder Beständigkeit sprechen, so ist es nur, weil manche Veränderung langsamer geschieht. Die Welt wird unablässig und indem sie wird, vernichtet sie sich unablässig. Es gibt aber nichts als dieses Werden. Es gibt kein Ding, das

zurückbleiben würde, wenn man die Farben, Töne, Wärmen von ihm abzieht. Das Ding ist nichts außer dem Zusammenhang der Farben, Töne, Wärmen. Nur um uns vorläufig zu orientieren, sprechen wir von Körpern und sprechen von „Ich“, von Erscheinung und von Empfindung, die sich doch niemals trennen lassen, sondern sogleich zusammenninnen. „Die große Kluft zwischen physikalischer und psychologischer Forschung besteht nur für die gewohnte stereotype Betrachtungsweise. Eine Farbe ist ein physikalisches Objekt, sobald wir zum Beispiel auf ihre Abhängigkeit von der beleuchtenden Lichtquelle (anderen Farben, Räumen) achten. Achten wir aber auf ihre Abhängigkeit von der Netzhaut, so ist sie ein psychologisches Objekt, eine Empfindung. Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden. . . . Somit setzen sich die Wahrnehmungen sowie die Vorstellungen, der Wille, die Gefühle, kurz, die ganze innere und äußere Welt aus einer geringen Zahl von gleichartigen Elementen in bald flüchtigerer, bald festerer Verbindung zusammen.“ Die ganze innere und äußere Welt, mein Ich und das andere ist nur eine wogende, zähe Masse, die hier bider wird, dort fast zu zerrinnen scheint. Das Ich ist nur ein Name für die Elemente, die sich in ihm verknüpfen. „Die Elemente bilden das Ich. Ich empfinde grün, will sagen, daß das Element Grün in einem gewissen Komplex von anderen Elementen (Empfindungen, Erinnerungen) vorkommt. Wenn ich aufhöre, grün zu empfinden, wenn ich sterbe, so kommen die Elemente nicht mehr in der gewohnten geläufigen Gesellschaft vor. Damit ist alles gesagt. Nur eine ideelle, denköonomische, keine reelle Einheit hat aufgehört zu bestehen. Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit. Nicht auf die Unveränderlichkeit, nicht auf die bestimmte Unterscheidbarkeit von anderen und nicht auf die scharfe Begrenzung kommt es an, denn alle diese Momente variieren schon im individuellen Leben von selbst, und deren Veränderung wird vom Individuum sogar angestrebt. Wichtig ist nur die Kontinuität. Die Kontinuität ist aber nur ein Mittel, den Inhalt des Ich vorzubereiten und zu sichern. Dieser Inhalt und nicht das Ich ist die Hauptsache. . . . Das Ich ist unrettbar. Teils diese Einsicht, teils die Furcht vor denselben führen zu den absonderlichsten, pessimistischen und optimistischen, religiösen, ästhetischen und philosophischen Verlehrtheiten. Der einfachen Wahrheit, welche sich aus der psychologischen Analyse ergibt, wird man sich auf die Dauer nicht verschließen können. Man wird dann auf das Ich, welches schon während des individuellen Lebens vielfach variiert, ja im Schlaf und bei Versunkenheit in die Anschauung, in einen Gedanken, gerade in den glücklichsten Augenblicken, teilweise oder ganz fehlen kann, nicht mehr den hohen Wert legen. . . .“ (Nach Bahr: Dialog vom Tragischen.)

Also das Ich ist keine Realität, sondern eine Fiktion, keine irgendwie dauernde Einheit sondern das jeweilige Produkt fließender Elemente. Welche Philosophie konnte dem Impressionismus adäquater sein als diese? Es ist überaus geistreich von hier aus bei dem heutigen Stand der Psychologie die Erinnerung zu erklären. Aber darf man einem österreichischen Universitätsprofessor der Physik und seinem begeisterten Anhänger, dem Literaten Bahr, die Frage vorlegen: Wie ist der künstlerische Schaffensakt zu erklären, wenn das Ich nur eine denköonomische Einheit ist?

Es schien auch mir, als gäbe es Persönlichkeiten in der modernen Malerei, denen man allein mit dieser Auffassung des Ich irgendwie nahe kommen kann. Scheint nicht van Gogh in der Tat beinahe auf jedem Bilde ein

anderer zu sein? Aber dunkel ahnte ich Zusammenhänge zwischen den Kartoffeleßern und der Straße von Arles, Momente, die immer klarer und deutlicher wurden. Heute bin ich überzeugt, daß selbst dieses Chamäleon etwas in seiner Persönlichkeit hatte, das sich unter allen Veränderungen gleich blieb oder besser, daß all sein Schaffen nur ein Suchen nach den adäquatesten Ausdrucksmitteln seiner Persönlichkeit war. Er war immer der Gleiche, der hinter allen so differenten Erscheinungen als Schöpfer stand; tausend Dinge veränderten ihn oder besser halfen ihm, sich selbst zu entwickeln. Das Ich ist in der Tat ein Gegebenes, wenn auch nicht Unveränderliches. Alle Einströmungen der Außenwelt zeichnen sich auf ihm ab oder besser alle wesensadäquaten Einflüsse arbeiten es heraus. Wäre das Ich nur ein Konglomerat von Elementen, so müßten alle Menschen gleich sein. Die Verschiedenheit aller Menschen, vor allem ihrer höchsten Typen: der Künstler ist der beste Beweis, daß die Persönlichkeit einen gegebenen Kern hat, der sich an den gegebenen Einflüssen als an seinen Widerständen gestaltet. Und wenn schließlich der herausgewickelte Kern nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit der anfänglich wirren Kugelmasse hat, er wäre nie so geworden, wäre auch nur ein Punkt an der ursprünglichen Oberfläche anders gewesen.

Die Geringschätzung der Persönlichkeit fand in den Diskussionen der Tageskritiker und des Publikums ihren Ausdruck in der Ueberschätzung der „Technik“. Man konnte Stahl und Kunze vom Farbauftrag reden hören, also von rein artistischen Momenten. Daß das Publikum à la Stahl und Kunze natürlich keine Beziehung zur Kunst hat, bewies am deutlichsten die Unfruchtbarkeit all dieser Redereien. Niemand hat versucht, etwas wie ein System der Behandlung der Materie zu schreiben, was wirklich einem notwendigen Bedürfnis entsprochen hätte. Ich kann hier nur wenige Andeutungen machen:

Zunächst hat die Materie ein eigenes, materielles Leben, das vor aller geistigen Gestaltung liegt und von ihr abhängig ist. Sie hat ihre eigene Dichtigkeit und Intensität, ihre eigene Schwere. Dann aber kann sich der jeweilige Geist des künstlerischen Wollens in einer Verknüpfung mit der Natur direkt ihrer bemächtigen und sich ohne Umweg direkt durch die Materie ausdrücken. Die Folge wird eine Vergeltung der Materie sein. Während sie in ihrer Selbstschwere der menschlichen Wahrnehmung von innen her unzugänglich ist, appelliert sie nach ihrer Durchgeistigung geradezu an das menschliche Einfühlungsvermögen. Bekannt ist die Relation der Materie zum Stoff, worunter ich nicht nur die Fähigkeit meine, einen Stoff auszudrücken, z. B. Seide, Samt usw., sondern die Stofflichkeit überhaupt, z. B. Licht, Volumen, Feuchtigkeit, Dürre, Frost usw. Eine vierte Ausdrucksmöglichkeit gewinnt die Materie mit Beziehung auf die Fläche, als dekorative Farbe von bestimmter Größe und an bestimmter Stelle neben anderen ebenso umschriebenen.

Die Fähigkeit diese Ausdrucksmöglichkeiten zu erreichen, zieht der Künstler aus den Qualitätsgesetzen der Materie oder aus den Quantitätsrhythmen, die er ihr auferlegt. Dabei stehen diese beiden Möglichkeiten der Verwendung zu denen des Ausdruckes wie es scheint in einer gesetzmäßigen Verbindung.

Im ganzen aber wird man gut tun, es dem Künstler selbst zu überlassen, über die Materie zu reden. Natürlich hat Matisse recht: „Die Idee eines Malers darf nicht losgelöst von seinen Ausdrucksmitteln betrachtet werden, denn sie taugt nur, soweit sie von Mitteln gestützt wird, die um so vollständiger sein müssen, je tiefer sein Gedanke ist. Ich kann einen Unterschied zwischen dem Gefühl, das

ich vom Leben habe und der Art und Weise, wie ich dieses Gefühl malerisch übersehe, nicht machen.“ Aber der Daine hat gar zu oft geglaubt, daß sich die Idee der Maler im Pinselstrich erschöpfe. Auch die Technik ist nicht das Geheimnis der Kunst. Es ist die Persönlichkeit.

Darum ergibt sich die doppelte Frage, ob wir wissenschaftlich-methodische Mittel haben, die Persönlichkeit und die gewollte malerische Sensation begrifflich einzufangen? Im Prinzip: nein. Die Sprache kann das Besondere der Persönlichkeit nicht genügend markieren:

„L'individualité des choses et des êtres nous échappe toutes les fois, qu'il ne nous est matériellement utile de l'apercevoir. Et là même où nous la remarquons (comme lorsque nous distinguons un homme d'un autre homme) ce n'est pas l'individualité même que notre œil saisit, c'est-à-dire une certaine harmonie tout à fait originale des formes et des couleurs, mais seulement un ou deux traits qui faciliteront la reconnaissance pratique“ (Bergson: Le Rire).

Und auch die malerische Sensation liegt außerhalb der literarischen, ja überhaupt außerhalb der Begriffssprache. Das direkte Erlebnis ist der überzeugendste Beweis, für mich überzeugender als alle Künstlerausprüche und die scharfsinnige Beweisführung Fiedlers in seinem Aufsatz über den „Ursprung der künstlerischen Tätigkeit“, die selbst den hochmütigsten Intellektuellen überzeugen dürfte. Und schließlich: Wer würde malen, wenn sein Bedürfnis sich auszudrücken, mit Worten zu befriedigen wäre?

Wenn es also im Prinzip unmöglich ist, das Wesen der persönlichen malerischen Sensation begrifflich zu fassen, so bleiben uns vielleicht Wege, sich ihr uns zu nähern. Der eine besteht für mich in dem Nachschaffen des künstlerischen Schaffensprozesses. Es gilt das unmittelbare instinctive Erlebnis auf diesem Wege ins Bewußtsein zu ziehen. Wenn ich Schritt für Schritt das künstlerische Schaffen nachschaffe, so sollte man glauben, daß mir kein Zug des Persönlichen und der eigenartigen malerischen Sensation entginge. Die erste Forderung wäre also eine Psychologie des künstlerischen Schaffens. Aber ich täusche mich nicht über den Grenzwert auch dieser Methode. „Ich könnte Ihnen sagen, womit ich auf diesem Wege begonnen, was ich dann und was später gemalt habe. Aber was würde Ihnen die Reihenfolge lohnen? Ce sont les émotions qui font l'art et sur les émotions on ne peut dire rien,“ sagte mir Matisse. Und dann: jede begriffliche Formulierung wird in eine Fülle von Momenten zerreißen, zu einer zeitlichen Folge zertrennen müssen, was in Wirklichkeit ein zusammenhängender und fast gleichzeitiger Vorgang ist.

Der andere Weg besteht darin, die gestalteten Formen auf ihre mathematische Grundform zurückzuführen, sie gleichsam gefrieren zu lassen. Von der anorganischen, geometrischen Form bis zur gestalteten, lebendigen hat man eine meßbare Strecke, an der man die individuelle Eigenart begrifflich ausdrücken kann. Der junge Goethe hat das im Erwin von Steinbach ausgesprochen, zugleich aber die Bedingtheit des Weges, der uns auch nur bis an das Geheimnis führt, bis zur Schwelle. Und er hat auch die Folgerung gezogen, die man nur zu oft dem modernen Publikum aufkerben möchte:

„Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da steht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr die Seele sich erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewig-

keit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des göttlichen Genius herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm erstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genug tut als sie, desto glücklicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes."

M. R. Schönlanf.

Spuf

Das sind die Straßen niedriger Quartiere.
Durch trübe, feuchte Scheiben siehst du sie.
Daß sich dein Blick im Leeren nicht verliere,
Sind monotone Gaslaternen, die

Aus Nebeln quellen, gelb wie Phosphorquallen
Mit bleichen Streifen fergengrad im Grau,
Jäh' weiße Wände, die ins Dunkel fallen
Und freche Kugellampen rot und blau. —

Schlaf bergen tote Fenster, Schreck und Sünde,
Enttäuschung, Sterben, Kampf um Treu und Pflicht..
Wer ihre stumme Sprache recht verstände,
Der lächelte und hoffte fürder nicht.

Und wie ein Zeitmotiv zu ihrem Schweigen,
Aufblühend manchmal und verebbend matt,
So klingt in einem weiten Meilenreigen
Um Herz und Hirn der Lärm der Riesenstadt.

Viele Wolken sind am Himmel hergeschwommen
Und ihrem Bann ist alles untertan.
Der Dinge Wesen flieht, zerfließt bekümmert —
Und nächtlich Sehende sind dir ein Wahn,

Schwarz, wie erfabelt ungestalt. Des Hundes
Geduckter Leib dort schreckt dich noch im Traum —
Und mit dem blaffen Hauche deines Mundes
Trennst du das Draußen von dem Stubenraum. —

Berlin.

Kurt Erich Meurer.

Theater

„Danval“

Das Historische dieser Dramen ist keineswegs Vorwand für ein Tapezierergehirn. Es ist wichtig das zu bemerken. Studen kommt zum Historischen, weil die Gralsmythen in Wahrheit „die antwortenden Gegenbilder seiner Seele“ sind.

„Gawan“ hat die herbe Keuschheit, die strenge Linie eines eben zum Bewußtsein seiner Bedeutsamkeit gelangten Stils. „Danval“ ist menschlicher, uns zugewandter: lebendige Märchen und Sagen geben ihre Mutwärme an die Verse ab. Der „Danval“ schwächt sich nach zwei starken Eingangssakten ab: die (sonst) geschickten Striche liegen vom vierten Akt kaum mehr als das logische Gerüst übrig. Er hatte so etwas totformelhaftes: das Inventar des Gralsromment sozusagen. Dies ist zuzugeben. Im übrigen ist der „Danval“ ein älteres Werk: der Dichter steht jetzt in einer ganz anderen Weise zu seiner Zeit. „Astrid“, in stark dramatischen Jamben geschrieben, verlangt die

mythische Zeit nur, um überlebensgroße Charaktere in eine zustimmende Zeit zu stellen: Leidenschaften unserer Tage explodieren an einander. In luftdurchströmten, reichbewegten Jamben: keine Pappatrappen wie in der neuklassischen Totenopferdramatik.

Wintersteins Regie war zurückhaltend. Man spürte, daß ihn äußerliches oft beschränkte: und was der Raum allenfalls noch gestattete, hielt direktoriale Sparsamkeit zurück. Die Tafelrunde war etwa ein Geschworenengericht in einer Gebirgsgegend.

Kappler soll Studen für seine Rollen dankbar sein. Nichts in der heutigen Bühnenliteratur kommt ihm im gleichen Maße entgegen. Was ihn sonst unsympathisch macht, verhilft ihm hier zu stärksten Wirkungen. Ja, die betäubenden Kapplerschen Riesenpausen haben im Rhythmus dieser Geschehnisse ab und an Sinn. Seine Herbeheit, seine gelenklose Unbeweglichkeit, seine seelische Verträgnislosigkeit: das alles wirkt hier als Kunstmittel von eminentester Schlagkraft. Und sein übergangsloses Ausbrechen wirkt in einer dieser Situationen als wahrhaft heldische Größe: wenn der in seiner Ehre Beleidigte mit einem ersticken Wutschrei zum Schwert eilt und zieht — da flammt etwas von der düsteren Glorie tragischer Helden um ihn auf. Daß er Verletzten gegenüber, die mit einem kainischen Atemzuge aufgesogen sein wollen, mit seiner schwergegliederten Sprache versagte, sei ohne Tadel festgestellt. Auch dem Wiener Gast, der jungen Lia Rosen, konnte ich mich nicht hemmungslos hingeben. Auf jeden Fall ist sie auf der Bühne in einem ganz anderen Maße Künstler, als am Vortragspult. Ich habe sie Simsonkapitel aus der Bibel vorlesen hören: Delila wurde unversehens zur Salonschlange aus französischen Konversationsstücken, und Simson blieb bis auf eine gewisse Gemütslichkeit ganz farblos. Und den Refrain des „Edward“, jener flammenden Rächerballade, hatte sie spielerisch zu einer in immer andern Sprachnuancen rotierenden Glanznummer aufgebraucht. Dies anbei. Auf der Bühne war dies alles in eine leidenschaftliche Gestaltungsform eingegangen. Nichts von Aufgetragenheit, von spürbarer Schminke. Alles Parte, Verschlissene, Unirdische brachte sie für die Fingula mit. Die Liebeszene auf Danvalsburg war getragen von ihrer anschniegender, aufschluchzenden Hingabe. Wohl aber fehlt es ihr an hintergründiger Härte, an jener undefinierbaren Härte, die Frau Ehsoldt zu ihren Gestalten so wundervoll mitbringt. Als Fingula, von ihrem prophetischen Blut mitgerissen, Danval das Kommende entgegenspricht, da ließ sich Lia Rosen zu stark von ihrer inneren Leidenschaft hinarbeiten: so daß mehr ihre eigene Erregung, als die prophetische Ekstase des dämonischen Kindes zum Ausdruck kam, das zeitlos und schmerzgerissen ihre Seele ausströmen läßt. Immerhin: sie wäre ein großer Gewinn für unser Theater, und man soll es Alfred Kerr danken, daß er ihr den Weg zum großen Bühnen ebnete.

Ganz überrascht war ich von der Stimmkraft der Ehsoldt. Man möchte sagen, daß sie gewöhnlich ihre Gestalten vorher in ein Pensionat steckt. Aber die einfachen seelischen Vorgänge der Stimmkraft waren von ihrem Temperament vollkommen erschöpft worden: und so kam der Reiz ihres Organs, ihre schlichte Hilflosigkeit zu prachtvollem Ausdruck. Winterstein hatte zur Regie noch eine große Rolle übernommen: er war bedeutend wie selten: schwer und ehern schritt er durch das Stück — „er war eine Stimme im Stahle, er war ein Mann aus Nacht“ — ein schwarzes Standbild. — Agravaïn à la main dure.

Hubolf Rupp.

Wintergarten

Vor einigen Tagen war ich im Wintergarten: der Versuch, sich des Gebotenen zu bemächtigen, scheiterte an einer Säule, die sich vor meinem Plaze erhob. Und wenn ich ihr auszuweichen wünschte, rundeten sich mir ein paar Hinterköpfe entgegen, die mich nachdrücklich auf den Willen des Schicksals aufmerksam machten, daß der Anblick der Bühne mir heut nicht beschieden sei. Dies alles war so reizlos, daß ich das Lokal baldigst verließ. Erwünschter wäre mir dies in der Premiere des „Lebenshunger“ gewesen, den ich mir im Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhaus zuzog. Oh dieses Kunstwerk! Die Ausgeburt des hitzigsten Dilettantismus, der aus zahllosen Reminiscenzen der verbotensten Literatur einen dialogisierten Sektartikel zusammengeschmiebet hatte, der seine Aktualität seit zwanzig Jahren eingebüßt hatte. Die Aufführung hielt sich sorgsam auf diesem Niveau: mit Ausnahme der Frau Nordau, die ihre Schablone mit einer rührenden Innerlichkeit ausfüllte und mit viel schauspielerischem Geschick die Expektorationen dieser lächerlichen Person zu einer gewissen ergreifenden Menschlichkeit läuterte. Es wird interessant sein, Frau Nordau in einer angemessenen Rolle zu sehen. Mit Ausnahme Bettingers herrschte sonst die verruchteste Provinziallüre: ich gedenke auf Näheres keineswegs einzugehen. Geradezu überragend wirkten dagegen die „Johes Caprices“ wo ich mit ein paar Freunden einen unaufhörlich durchlachten Abend verbrachte: mit Dank erinnere ich mich der verblüffenden Komik des kleinen Berisch. Auch eine sehr charmante Soubrette, Frä. Urban, erfahren in allen Künsten routinierter Erregung reizte mit viel pikanter Grazie die Seele zu allerlei kleinen Abenteuern angenehm auf.

Quartaner

O unser junges Blut, wie's zuckend brandete,
Und, schlau gelenkt — wir waren erst Quartaner —
Von dem erfahrensten der tapferen Spartaner,
Im Hafen greller Wünsche landete!

Wohl bangte Manchem, daß er strandete,
Und zitternd spielte er den frommen Mahner.
Die Andern stürzten geil und wild wie Indianer
Voran, voran! Das Blut, es brandete . . .

O dieses Tuscheln hinter grünen Bänken
An grauen Morgen nach durchschwärmten Nächten.
O das verwirrte Spielen blasser Händel

O dieses in Erinnerung sich Versenken,
Heimliches Lesen bildgeschmückter Bände —

O Tage, die uns schufen und uns schwächten!

Prag.

Otto Dick.

Kinder der Leidenschaft

Novelle aus dem Geiste der Schopenhauerschen Metaphysik.
(Zum 22. September.)

Von Anselm Ruest (Berlin).

Sabi, des indischen Fürsten Kandrala hochstrebender Sohn, begann endlich wieder den Verlust seiner Geliebten zu verschmerzen.

Er zählte heut den ersten Jahrestag, nach dem er sie kennen gelernt hatte, und sein Sinn rührte im Gehen an die kleine Zahl trankener Monde. „Wie ein Traum

— wie ein Traum —“ murmelte er vor sich hin. . . Und dann gleichsam durch seine eigene Stimme geweckt, hob er plötzlich das schöne Haupt höher und sprach lauter und bestimmter, wie wenn der Stundenzeiger sein einförmiges Tiktad mit festen Glodenschlägen unterbricht, zu sich selbst: „Wirklich ein Traum; indessen — noch nannte mir keiner das Erkennungszeichen, mein leichteres und mein tieferes Träumen aus dem ganzen großen hellen Trug des Lebens zu scheiden!“

Und eine neue Stunde brach an und Sabi begann wieder weise zu werden.

Leidenschaftslos, und dennoch in einer warmen Atmosphäre, als ob das jüngst noch hochlobernde Feuer seiner Liebe jetzt erst mit wohlthätiger Glut in die Weite ausstrahlte, wandte er sich wieder den alten Rätseln, den stumm fragenden Blicken erstarrter Heiliger zu. Und wieder wie vor einem Jahre stand er vor dem Ersten und Letzten, vor dem schweigenden Urgrund alles Seins, und mit ganzer Inbrunst die Augen in ihn bohrend wartete er, daß ein Mund sich öffne.

Aber es war sein eigener, dem sich endlich ein bekannter Seufzer entrang.

„Geh an der Welt vorüber — es ist nichts!“ so hatte heimliche Weisheit am heiligen Ganges allzeit geklungen —; hoffte er heute Tröstlicheres zu finden?

Da aber wird er plötzlich stutzig.

War nicht eben dies sein letzter Schluß schon gewesen, sein letztes Resultat heute vor zwölf Monden, womit er am Morgen aufgewacht — und noch am selben Abend hatte Abita ihren leuchtend weißen Arm wie einen Kranz von Votosblüten um sein Haar gelegt, während die beiden Fragezeichen über den dunklen Augen nur noch eine Antwort heischten: genug, nur diesen Sinn, diese Lösung gab es überhaupt noch zu begreifen, sie hatte er begriffen, hatte ein Meer des Laumels von Abitas Lippen getrunken, hatte ihren Körper umschlungen, fest umschlungen, als wie den nackten Triumph, daß der Vater Weisheit nun doch an ihm, dem Sohne, zu schanden geworden sei — hier, jetzt, halte er sie in Händen, was selbst die allertiefste Weisheit unmöglich als Nichts, „es ist nichts“ bezeichnen könne — —

Wie? oder wirklich? dann sei es doch wieder ein Nichts gewesen, ganz wie jenes graue Wort gepredigt habe! Der Tod hatte diesen blütenjungen Leib gefordert, die Flamme nicht gezaubert, ihn zu zerstören, der Fluß seine Asche entführt — und freilich: Leib und Flamme und Fluß und Asche, alles dies ja ein Nichts ohne Frage — —

Nur merkwürdig! das blasse leblose Wort, vor dem er damals ganze Zeiten lang stehen geblieben war, das nichts als lähmende Resignation zu enthalten, allem weiteren Erkennen die Tore endgültig verammelt zu haben schien, heute bekommt es plötzlich Leben und Farbe, helteres, tröstliches, ja befruchtendes Leben, wird mit einemmal zur Springwurz in seinen Händen. Wohl mag Nirwana ein letztes lockendes Ziel dem Weisen sein, dem Blinden, dem schon hier alle Pfade in dickster Finsternis liegen, würde es als Erlösung ja nicht einmal winken können! Was war es also mit dieser seiner Liebe, die ihn, der mit zwanzig ein Lebensverächter, Flüchtling vor Freuden und Genüssen und mitleidloser Weltrur der irdischen Staubnatur gewesen, schon wenige Zeit nachher in einen wahren Mausch von Optimismus und Willen zum Dasein gestürzt hatte? Hatte er nicht plötzlich um dieses einen Wesens willen das Leben lebenswert, nein — erhaben, gottselig geachtet? Sah es nicht aus — fast wie eine Ueberlistung, ihn, den Nachdenkamen, von allen Rätseln der Sterblichkeit gründlich abzuziehen? Aber wiederum, muß

er nicht heut schon lächeln, lächeln auch über das, was bis vor einem Jahre noch seine Weisheit gewesen: „über Ursprung und Grund der Dinge habe ich nachgedacht, und über die Liebe, ihr schaffendes, erhaltendes Prinzip keine Betrachtungen anstellen wollen?“ Und warum nun hat das Geschick ihm die wieder entzogen, in der er doch unzweifelhaft jenen Willen der Natur, sich ewig fortzubehalten und zu verjüngen, mit echter Inbrunst angebetet hatte? Wollte die Natur diesmal ihren eigenen Willen nicht, hatte sie noch in letzter Stunde weiter geschaut und tiefer bedacht als über ein einzelnes winziges Menschengeschick hin? — und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen: Auch in trügerischer Weise könnten sich ja leicht die Bahnen zweier Sterblichen zuweilen genähert haben, da dann mit Blühesjähre zuletzt noch entzweit und zerrissen würde, was in seiner Vereinigung nur etwas Unwiderstandsfähiges, Selbstzerstörerisches, ferneren Wiedergeburtens Feindliches an den Tag gefördert hätte. Ja, was ist ihr, der Natur, der zeitlos schauenden, waltenden, Glück und Unglück des Einzelbeseins?!

Und sein Blick fällt auf das Leben, dieses törichte Leben, wo jeder nur seinem Glück, seinem Willen und seiner Einsicht nachzufolgen glaubt, und wohin er fällt, entwirrt sich ihm plötzlich auch das Planloseste, das, was wider den leisesten Gedanken einer höheren Sorge und Absicht zu laufen schien, nun findet er überall nur Bestätigung eines Grundgedankens, ja, wo tausende täglich von Stegen über sich selbst, Ueberwindungen der eigenen Natur sabeln, da sieht er Stärke und Ohnmacht oft auf ganz entgegengesetzten Seiten. Und so scheint Sadi endlich wieder das Glück zu blühen, aber jenes einzige, wahre, unendlich heitere Glück, das man mit Unrecht (wie er meint) bloße Schmerzlosigkeit taufen wollte, so unendlich verschieden freilich auch von dem überschwänglichen, dafür immer bloß gleitenden haltlosen Rausch weniger Sekunden. Ja, und wenn er dann am Ausgang jedes neuen Tages auf überraschendere Resultate, in stets noch lichter gewordenen Urwald blicken konnte, so erfüllte ihn wohl bisweilen schon etwas von jener süßesten Frucht um seiner selbst willen geübten Denkens, und noch ein anderer, ganz eigener Stolz: er war ja Jüngling noch — und weise geworden! Sadi bedachte, wach einen langen Weg andre auch nur bis hierher hätten zurücklegen müssen, und er erwog schon im stillen, um wie vieles er erst die menschliche Vernunft weiterbringen würde, da er so früh selbst das bereits, was sie alle bereinst gehemmt und von der Weisheit abgezogen hätte, da er die Leidenschaft selbst bereits zum Gegenstand seiner Betrachtung zu machen gewußt — —

Bis er eines Morgens wieder erwacht: und wieder hat sich eine dunkle Wolke über seinem Glück gelagert. . . . Sadi hadert mit seinem Schicksal, er schilt sich den ganzen Vormittag schon einen Narren, ja einen ganz faden und aller Einsicht baren Gecken, wider alle Gewohnheit wälzt er sich nachmittags stundenlang auf einem weichen Divan, mit Gewalt eine Müdigkeit herbeizurufen, die nicht kommen will, — und am selben Abend noch sehen wir ihn schließlich im niederen halbdunklen Zimmer zwischen dampfenden Weihrauchbecken lauern, Nabaji, der schönsten Waise Agras, gegenüber. . . . Noch ein wenig verbissen dreinschauend, aber allem Anschein nach doch bemüht, das junge Weib für sich zu interessieren. . . .

Sadi ist wirklich trostlos, in tiefster Seele unglücklich. Er war der Weisheit so nahe gewesen, und nun? Ist Weisheit denn solcher Art, daß der erste Hauch kaum erwachender Leidenschaft ihr ganzes stolzes Gebäude wieder über den Haufen wirft? Und war das die Frucht dieses

letzten schlimmen Jahres, daß er nun erst recht zu den verlorenen seines Lebens zählen wird, — wie verloren sah es überhaupt schon den wenigen jüngsten Wochen gegenüber aus, die ihn von Tag zu Tag so unermesslich gefördert hatten! — daß es jetzt nicht einmal für die Zukunft Gewähr leisten sollte, aber- und abermals in längst erkannte und durchschaute Torheiten zurückfallen? Hat er denn nicht schon einmal hinter den Vorhang blicken dürfen und dort, greifbar und fühlbar, nichts als gährende Leere, starrende Debe entbedt? — nun sollte ihn dieses junge Geschöpf wieder in all die Unruhe stürzen, jene kopflosen Stunden, all jene verzweifelten Augenblicke neu herausbeschwören, in denen man nichts Vernünftiges denkt und dennoch mit tausend Gedanken sein armes Hirn zermartert; da man am Morgen steht, der Abend möchte kommen, am Abend, daß nur die Nacht erst vorüber wäre; da man nutz- und planlos ganze Tage verdirbt und verschweift, um ein paar trunkenen Sekunden will; — kurz, all der jammernswerte Zustand, mit dem er erst jüngst so verzweifelt gerungen, fast bis zum Unterliegen gekämpft, der sollte nach so kurzem, kaum genossenem Waffenstillstand wiederkehren, sein ganzes Ich wieder jenem Chaos nähern, vor dem er sich fürchtet, so grenzenlos fürchtet —

Und wieder bald darauf, eines Morgens, erwacht Sadi in überaus glückseliger Stimmung. Sie hat ihm den Abend zuvor ein gutes, teilnahmsvolles Wort gesagt, ja, er hatte sogar beim Abschied einen stärkeren Druck der lieben Finger zu spüren geglaubt, — Sadi könnte leicht verdrießlich werden, wenn er über den Grund seiner seligen Morgenstimmung nur ein bißchen tiefer nachdächte. . . . Aber er denkt nicht nach, es ist auch heute keine Zeit dazu. Sie will ihn jetzt ja auch zuweilen am hellen Vormittag sehen, er wird sogleich zu ihr eilen. Er klopft mit dem glatten Bambusstäbchen dreimal an ihre Schwelle — sie hat es ihm selbst gegeben und sie kennt seinen hellen Ton. Aber nur der braune Diener tritt aus dem Hause: Nabaji ist mit ihren Gespielinnen zum Fluß gegangen, um zu baden. Die braune Pariahkat blüht das aus ihren weißen Zähnen hervor, der schlechte Sklave will ihn obendrein verspotten, verhöhnen — kein Zweifel! Die Sonne dieses Tages ist hin; zum Fluß kann Sadi nicht folgen, es steht die Todesstrafe darauf. Er streift den ganzen Nachmittag im glühendsten Brande umher, „wie der Schatten der Schatten“ murmelt er, reimt traurige Reime auf „Schatten“ und summt sie elegisch vor sich hin. Lobmüde, erschöpft, kehrt er erst in später Nacht heim, er hatte sich vollständig verirrt; ohne einen Blick für die stummen, ruhigen Gegenstände seines Zimmers läßt er sich wie leblos auf sein Lager fallen. Springt auf —; mit einem plötzlichen irren Anlauf zu irgendwelcher Tat und Entschlossenheit. . . . Fortgehen, fliehen, weit entfliehen noch diese Nacht! Hundertmal rafft er sich auf, hundertmal sinkt er so kraftlos wieder hin. . . . Die Leidenschaft hat ihn gräßlich gepackt — kein Stern, kein Rettungsanker in dieser wilben, empörten Nacht. . . . Und alles, was noch jüngst aus dem letzten Schiffbruch gerettet schien — auch dies verloren — dahin! unwiederbringlich dahin! . . .

Aber am folgenden Abend hält Sadi Nabajis Hände wieder in den feinen, schlanken, demutsvollen Finger, die ein Bittern überläuft, wenn er sie wie Blätter einer Heilpflanze an seine Stirn bringt. Nabaji ist eine von den rätselhaft-milden Naturen, die die Blut ganzer Tage und Nächte unvermindert sparen zu können scheinen bis ein winziger, unerklärlicher Moment ein gesammeltes Maß höchster, edelster, seltenster Nührung ans Licht stürzt. Sadi hat von den Qualen und Foltern seiner letzten Stunden,

gesprochen, er hat es schließlich in bewegten Worten tun müssen, und im bitteren Gefühl eines noch nicht überstandenen oder verwundenen Unglücks Nabajis Knie umkammert, als er im Ausschauen plötzlich auf eine große, braune, glänzende Träne an ihrer Wimper trifft, die fast schon sein Haar gesengt hätte. . . . Sie hat nichts erwidert, aber diese Träne erscheint ihm auf einmal so viel klarer und verständlicher als all seine tobende, lobende, wildbrennende Leidenschaft; er begreift nicht mehr, wie das über ihn gekommen, und jetzt — ach, jetzt herrscht ja auch wieder tiefer, tiefer Friede, so unendlich beruhigend sind diese kühlen Finger, die seine Stirn streicheln. Und als ob erst eben seinem Geist eine bestimmte Offenbarung geworden wäre, glättet sich wie eine letzte Spur unzufriedener, fast mürrischer Wochen auf seinen Zügen, wendet er plötzlich ein ganz heiteres, ganz strahlendes Gesicht Nabajis feuchten, leise verschleierte Augen zu, und während er wie ein völlig Glückseliger lebhafter ihre Hände faßt, scheint sein halbgeöffneter Mund weniger sprechen, als vielmehr eine Frage erwarten zu wollen —

„Und warum willst du mich nicht lieben?“ hört er da wirklich.
 „Weil ich nicht kann —“
 „Aber du liebst mich!“
 „— weil ich nicht durfte, sollte — darf! weil ich unglücklich bin, wenn ich dich liebe!“
 „Und warum bist du unglücklich, wenn du mich liebst —?“
 „Weil — weil — (nun muß Sabi doch sein Gesicht abwenden, er fühlt eine ganze Logik darauf zerrinnen) weil ich dann umsonst nach Weisheit gestrebt habe, weil ich — nie weise —“

Nabajis Lachen hat ihn bereits silbern und jauchzend unterbrochen, ganz dasselbe Lachen, von dem er immer all sein Unglück herbeschworen glaubte — es sei, wie wenn Perlen von einer zerrissenen Schnur zu Boden rollen, — nun hängt sie an seinem Nacken, er küßt sie, küßt sie immer wieder, während ein Strom von seligem Entzücken über alle Dämme, alle Ufer zu rauschen, zu brausen scheint —

Sabi ist glücklich geworden um den Preis der Weisheit!

Seine Tritte hallen an den dunklen Steingassen wider, als er von Nabaji zu später Mitternachtsstunde nach Hause strebt. Aber er spürt keine Müdigkeit, nur ein unerschöpflicher Lebensstrom jagt durch all seine Adern, an seinem Fenstern stürzt er vorüber, eilt, das Freie zu erreichen. Die langen, geraden Alleen vor den uralten, grauen Gaudamiatoren muß er jetzt wandern, diese Alleen, die so starke, ruhige, wohlthuende Geländer seinen aufgeregten durcheinanderwühlenden Gedanken barreichen werden, — er fühlt das jetzt ganz gewiß. . . . Und wirklich, noch ist er keine volle Stunde gegangen, da wird das Kämpfen, Wogen, Branden in seinem Kopfe sanfter und sanfter, immer leiser und ruhiger, und wieder stellt sich etwas ein, das nimmt seine Seele auf einmal so gefangen, erfüllt sie wieder mit so unaussprechlicher Heiterkeit, — Sabi möchte vor innerem Glück aufjubeln: er kannte diese Heiterkeit schon einmal, damals, als er so weise geworden, — ist er denn wieder weise geworden? Auf diesem Wege — wo er so wenig nachgedacht, dafür nur immer gefühlt, empfunden, geweint, gelitten, gebetet zu haben glaubte? Und während er noch darüber starrt, ja, deutlich eine noch tiefere Heiterkeit und Reinheit als selbst damals zu spüren meint, treten ihm unvermittelt Rhythmen, nie gehörte Länze,

Worte und Melodien vor die Seele, tauchen ihm plötzlich urvergangene, versunkene Dinge aus Abgründen der Vergessenheit; Menschen, die er flüchtig geliebt, mit denen er kurze Tage des Taumels genossen, die dann rasch wie diese vorübergeglitten waren, lehren wie gebannt und beschworen zurück, mit andern, die er nie gesehen, vielleicht nie eines andern Auge erblickt hat — sie alle eint ein fester Rahmen, eine Bühne, ein seltsam wahres und bewegtes Spiel, dessen Fäden ein Gott im Mittelpunkt lenkt . . . Ein unsichtbarer, verschleierter Gott noch — aber siehe, die Hülle fällt, der Schleier reißt: sich selbst sieht er plötzlich im Zentrum so vieler sich ordnender Kreise und Willen, sich selbst als einen Herangereisten, der helleren Augs das Gewirr des Verschlungensten durchbringt, in den festeren, männlich gewordenen Zügen das Bild eines Lebens widerstrahlend, das an nicht wenigen Enden die Lösung bereits gefunden hat, sie vor der lauschenden, andachtsvoll harrenden Menge verkünden kann. Denn während scheinbar ohne sein Zutun und Mühen, in Wahrheit aus dem heimlichen Born seines Strömens und Schenkens ein wunderbares, wechselvolles Farbenspiel seine Bogen zieht, an ihm vorüber- und doch durch ihn hindurchwandelt, ist nun in seiner Seele tiefstem Grunde ein Neues und Höheres aufgegangen, darein sein stumpfer Sinn bis heutigen Tages ohne die geringste Erleuchtung, ohne die leiseste Ahnung und Offenbarung geblüht hatte, und was doch allein die Grenzen des Erkennens zu neuen Horizonten und Sonnenaufgängen spannen würde Und wie von höheren Gewalten befeelt, klingen seine Schritte durch das Dunkel und Schweigen der Nacht, während sein Mund von Zeit zu Zeit begeisterte Worte ausströmt — —:

„Vor! der du in den Jahren der Leidenschaft von einer Weisheit träumtest ohne Leidenschaft — der du doch auch diesmal weise geworden nur durch Leidenschaft! . . . das aber hattest du bald vergessen, da sich Kern und Wesen der Liebe, der wechselnden, proteusartigen, dir mit einem Male erschlossen haben sollte! — — da wurdest du blind, und glaubtest dich gesättigt und geschlakt: siehe aber: das war nur halbe Weisheit, denn du vergahest über den Früchten den mütterlichen Boden, aus dem alles entsproßt, der doch allein es ist, der den Obem einhaucht Geschlechtern der Menschen so gut wie ihren Gedanken, leiblichen wie geistigen Kindern! . . . Da fiel dir der Vorhang noch einmal zu, noch einmal mußtest du blind sein, um sehend zu werden . . . Leidenschaft ließ dich noch einmal das Leben schauen, auf daß du es vielleicht diesmal am farbigen Abglanz besser verstündest — und siehe da: diesmal ist ein Kind geboren — ein Kind der Schönheit, der Poesie, dessen Ursprung du so leicht wohl nicht wieder verkennen möchtest! — deutlicher als jene kalte Weisheit, von der du träumtest, trägt es ja die Spuren und Züge seiner Mutter, der Leidenschaft! — Gelobt sei Brahma — Brahma sei gelobt!“

Räuberheim

Von Peter Hille.

„Das war heiße Arbeit heut!“ Damit fuhr er sich mit nerviger Männerhand gespreizt durch die Haare und ließ, voll sittlicher Bewundrung, solche mit wildsamem, hochzufriedenem Mannesauge betrachtend, die großen Tropfen der Mühsal an seinen Fingern hängen.
 Dann lehnte er sanft seine getreue Büchse in die Ecke Unzufrieden stelschend, denn nach solchen Tagen blieb weniger Fleisch an den Knochen als sonst, froch Menikiller unter den Tisch.

Schon war die geschäftige Monita mit Pechadelglut in lobenden Augenblicken dem Räuber nahe getreten und hielt ihm ein großes Waschbecken vor. Dieser tauchte seine Hände mit Behagen in die kühle Fülle und wandte sie hin und her, her und hin. Dann knetete er sie durcheinander.

Hierauf nahm ihm Zuleika, die mit ihren großen bewundernden Schmachtaugen nur so an ihrem Helben hing, auf silbervollen Zahnceschälchen die braune, keuschduftende Wifforsoap, von der sogar King Edward seine vorbildliche Reinheit bezog, darbietend, während Fatime, die vielerfahrene, braune Köchin, das dampfende Sammsfleisch mit Zwiebeln auftrug. Dann schellte Monita, und herein kamen die Genossen des Werks. Zufrieden, stolz lächelnd grüßte sie des Häuptlings Bild, so daß selbst die gebräuntesten Mitgesellen des Mordes erröteten. Als des Mahlers Begierde gestillt war und Bob, der hoffnungsvolle Räuberbub, ein vor drohendem Flogging entlaufener Cotton-boy, die silberbeschlagene Meerschampeife brachte, da legte der Meister seine Rechte dem Knaben auf das fromme, vielversprechende Haupt, so daß dieser hypnotisch zusammenschauerte vor Freude und Ehrfurcht unter solchem Segen. Hatte er doch heute einen alten Juden eingeschüchtert und ihm seinen Hausiervertram abgejagt, so daß es nicht wenig Anstrengung brauchte, sich den drohenden Mührungsergüssen der wirtschaftlichen Fatime zu entziehen.

Nun brachte die furchtlose Zuleika ein Buch und kauerte sich zu dem erholungsbedürftigen, bildungsbegehrigen Helben.

Monita aber warf die Litr, daß es bröhlte.

Und es war eine große Stille.

Plötzlich brachen dem Starren die Tränen wie Wasserbäche aus den Augen. Besorgt warf sich Zuleika an des Helben Brust.

„O es ist nichts, es ist nur so während!“ wehrte dieser, auf das Buch zeigend. „Es greift mich so an, — ich kann nicht mehr!“

Und die forschendbleiche Zuleika las vorstichtig die schlimme Aufschrift: „Gute Menschen und ihre Schicksale!“

Wie ein Hauslächeln spielte der Sonnenschein ins Gemach.

Literarische Neuererscheinungen

Max Brod, Die Erziehung zur Hetäre — Ausflüge ins Dunkelrote. Zwei Erzählungen von Max Brod. Preis 2,50 Mk. (geb. 3,50 Mk.).

In beiden Erzählungen ist das Thema: Der Stieg der unverfälschten Natur über alle Kunsterei In der ersten handelt es sich darum, daß der reiche Dilettant der Erziehungskunst aus seiner schönen Schwester gern eine Hetäre machen möchte, zum Wohle eines Zirkels schöngeliger Freunde, die aber rechte Schwächlinge sind. Dieses heikle Thema hat der Dichter mit feinem Humor und durchaus nicht verletzend dargestellt. Das Experiment mißlingt natürlich, die schöne Schwester geht schließlich mit einem robusten Sportmann durch. — Die zweite Novelle führt uns in eine kleine Pension des Salzammerguts. Hier wird ein Sonderling vorgeführt, der sich in einer seltsamen Gemütslosigkeit gefällt und vom Leben abschleift. Ein junges Mädchen, lustig und tief zugleich, wirft seine

Theorien um, führt ihn zur echten, gemütvollen Liebe, lehrt ihn die Schönheiten der ihn umgebenden Berglandschaft verstehen. — Das Buch, an feinen und spannenden Episoden reich, ist den besten Werken deutscher Erzählungskunst anzureihen.

Gustav Leutelt, Das zweite Gesicht. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geheftet 2,50 Mk., gebunden 3,50 Mk.

In eine Rahmenerzählung, die fein und beziehungs- voll mit den Schicksalen des Helben verbunden ist, stellt Leutelt sein edles, krankhaft schönes Bild. Sein Helb ist ein Gezeichneteter, gezeichnet durch eine seelische Ueberkraft, er hat das zweite Gesicht. Er ist eine tüchtige Natur und kämpft, immer unterliegend und sich immer wieder emporraffend, gegen sein Verhängnis; aber auch seine letzten Stützen, die innige Naturverehrung und die Nächstenliebe, führen ihn nur immer unentrittbarer in den Bereich jener geheimnisvollen Macht. Als er meint, sich dieser endlich entzogen zu haben, rührt sie ihn an zum letztenmal mit weissagender Gebärde, er erkennt seine Ohnmacht und ergibt sich der Uebermacht, die ihn linde hinwegführt aus dem Kreise der Lebenden. Und trotzdem das Buch erfüllt ist von diesem erschütternden Ringen eines Menschen wider ein unverschuldetes Geschick, entläßt der Autor seinen Leser nicht mit einem niederdrückenden Gefühl, sondern mit Ergrißtheit sehen wir das Höhersteigen dieses Dulders von Prüfung zu Prüfung, sein Emporwachsen über sich selbst und sein Hinweggehen, das sanft ist wie das verblässende Abendrot im Spätherbst.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheimungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Nation“.

Goethes Gespräche mit J. G. Edermann. Neu herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel (Insel-Verlag, Leipzig). 2 Bände. Geh. Mk. 4.—, Pappbd. Mk. 5.—.

Gustav Flaubert, Frau Bovary. Uebersetzt von Arthur Schurig. (Band 3 der von Paul Ernst im Insel-Verlag, Leipzig, herausgegebenen „Bibliothek der Romane“). Seinen Mk. 3.—.

Jacob Wassermann, Der Moloch. Roman. Neubearbeitete Ausgabe. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 4.—.

Berbert Eulenberg, Das keimende Leben. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 1.50.

Catherina Godwin, Begegnungen mit mir. (München, Hyperton-Verlag Hans von Weber.) Geh. Mk. 3.—.

Emile Verhaeren, Die geträumten Dörfer. (Insel-Verlag, Leipzig.) 67 Seiten Mk. 5.—.

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. (Herausgegeben von Dr. Ernst Hellborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9). Das 2. Septemberheft ist mit folgendem Inhalt erschienen: Ottokar Fischer: Das Problem der Erinnerung. — Alexander v. Weilen: Feltz Salten. — Alfred Maas: Willbrandt letztes Buch u. a.

Pan, Halbmonatschrift. (Herausgegeben von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer). Soeben erschien Nr. 22. Aus dem Inhalt: Alfred Kerr: Wir entschädigen Frankreich. Gustav Meyrink: Der Tröbler Waffertum. Peter Hamecher: Eulenberg's nächstes Stück. Paul Goerke: Strophen x. Vierteljährlich 8 Mk. Einzelheft 50 Pf. Verlag Paul Cassirer, W. 10, Viktoriastr. 5.

Janus. Münchener Halbmonatschrift für Literatur, Kultur, Kritik. Soeben erschien das 2. Septemberheft. Aus dem Inhalt: Franz Pfemfert: Ist die deutsche Sozialdemokratie revolutionär? Dr. Wilhelm Hagen: Die Dreiste unter Max Reinhardt. Hans Ludwig Held: Talmudlegenden usw. Janus-Verlag G. m. b. H., München. Einzelpreis 50 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer: Sedan oder Jena? / Die Organisation der Internationale. Von Michael Bakunin. / Glossen. / Zur Entwicklungsgeschichte der Kriegsbege. / Spitzel als Staatsstützen. / Der Abzählungssozialist Quessel. / Prostitution, Frauenbewegung und Rasse. Von Grete Nessel-Heß. / Wohlfahrts-Choral. Von Max Hermann. / Zur russischen Literatur. Von Anna Mayr. / Abgesang. Von Paul Albrecht. / Plato, der Dichter. Von Rudolf Kury. / Peter Hille. Von Max Jungnickel. / Aphorismen. Von Peter Hille. / Hinweis auf den Cadeau Montmartre. Von Ferdinand Hardekopf. / Jbbl. Von René Schiddele. / Von der Wollust über Brücken zu gehen. Von Rhynona. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

1911

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 32. * 25. Sept.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassaulfstraße 17, zu senden. :: :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (erstl. Bestell-
handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den
Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: ::
Inserate: Anfragen an Herrn Franz Raab, W.B. 21,
Grefelbergstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7513.

Inhalt: Der Betriebsunfall von Kiew. Von Franz Pfemfert. / Deutsche Arbeiterschaft, Sozialismus und Diplomatie. Von Otto Corbach. / Student und öffentliches Leben. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Glossen. / Vir adolescens. Von Anselm Kuest. / Herr Poritsky, der Nachempfindler. / Charles de Coster. Von Ernst Stadler. / Goethes Geburtstag in Weimar. Von M. R. Schönant. / Tänzerinnen: Gertrude Barrison; Gastspiel Grete Wiesenthal. Von Ferdinand Hardtopf und Heinrich Eduard Jacob. / Aus meinem Pariser Tagebuch. Von Alfred Richard Meyer. / Banfrosts Erlebnis. Von Peter Scher. / Der Hasen. Von Will Scheller. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau. / Inhaltsverzeichnis des dritten Quartals der „Aktion“.

Der Betriebsunfall von Kiew

In Kiew hat ein vom Zarismus gut besoldeter Polizeispitzel seine Berufspflicht, als Provokateur zu wirken, so peinlich gewissenhaft erfüllt, daß dabei ein Hauptvertreter des Regiersystems, dem Provokateure zu dienen haben, sein schönes Leben lassen mußte. Wir haben es hier mit einem Unfall zu tun, wie sie ähnlich in dem russischen Regierungsbetrieb recht oft vorkommen. Es ist ein offensichtlicher Betriebsunfall, von dem der Ministerpräsident Stolypin betroffen worden ist. Wir können, wollen wir ehrlich sein, nicht einmal die Zeitungspyraze gelten lassen, die dem Opfer die „menschliche Teilnahme“ zubilligt. Wir stehen dem Kiewer Zwischenfall gleichmütig gegenüber. Wir haben, wenn wir auf Rußland blicken, Gelegenheit, unser Mitgefühl besser zu verwerten.

Wir würden ungezählten und zahllosen Helden, die dort von den Schergen des Zaren hingemordet worden sind und täglich hingemordet werden, beleidigen, wir würden ihren selbstlosen Kampf um Freiheit und Kultur verächtigen, wollten wir auch nur andeutungsweise ihr Gesicht mit dem Stolypins vergleichen.

Man preist uns in patriotischen Liedern: „Nicht schönern Tod gibt's auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen . . .“ Der russische Ministerpräsident hat nicht das Glück gehabt, diesen Tod zu sterben. Er ist nicht vom Gegner gefällt worden. Ein Betriebsunfall, für den er selbst verantwortlich ist, machte seinem Dasein ein Ende. Nicht Bagrow ist schuld; diese armselige Kreatur hat nur getan, was die Pflicht als Provokateur ihm gebot; daß der Zarismus solche Pflichttreue mit dem Tode bestraft, zeigt nur die ganze Erbärmlichkeit des Systems.

Unsere Presse hat dem Fall Kiew eine Wertung gegeben, die ihm nicht zukommt. Selbst liberale Zeitungen haben in dem Schuß von Kiew ein Aufleuchten der russischen Revolution gesehen. Das ist natürlich Unsinn. Der Regierungsschutztruppe des Zaren war die Grabesruhe, die über Rußland lagert, unerwünscht. Die Vertreter des Lock-

spitzelregiments fürchteten, überflüssig zu erscheinen. Sie wollten irgend einen Beweis ihrer Existenznotwendigkeit schaffen. Da erging, wie gewöhnlich, die Mordorder. Wahrscheinlich war nur ein „Anschlag“ geplant.

Man war schon darauf vorbereitet, die „Verrettelung“ zu besorgen. Der Schuß sollte ertönen . . . der Täter verschwinden . . . und der Weg wäre frei gewesen zur fröhlichen Jagd auf Freiheitskämpfer. Der übermäßig gewissenhafte Bagrow aber hat den geschätzten Plan zerschanden gemacht . . .

Stolypin und Bagrow sind Opfer eines Betriebsunfalls, für den nur Böswilligkeit die Revolutionäre verantwortlich machen kann. Im Gegenteil! Der Schuß von Kiew ist eine klugvolle Rechtfertigung der russischen Freiheitsbewegung! Eine Regierung, die den Nächstenmord in die Reihe der Bürgertugenden erhoben hat, die die niedrigsten Verbrecherinstinkte methodisch gegen das eigene Volk organisiert, eine solche Regierung hat ihre Kulturwidrigkeit bewiesen. Der Zarismus züchtet Kreaturen, die Verbrechen anstiften müssen, um ihrer beruflichen Aufgabe zu genügen. Die Sölllinge des Zarismus haben auf der einen Seite Verrat geübt und auf der anderen verraten. Sie haben Freiheitskämpfer dem Henker ausgeliefert und Minister der terroristischen Bombe . . . Sie haben Edelmenschen wie die Dumaabgeordneten Jollos und Herzenstein auf Geheiß der Vorgesetzten aus dem Hinterhalt erschossen und sie haben Blutisshergen wie Sipiagin und Plehwe nicht geschont. Der russische Provokateur ist Verbrecher und Vergeltter gewesen . . . Wahrlich, es gehört die ganze Kurzsichtigkeit der „Staatsretter-um-jeden-Preis“ dazu, um gegenüber diesen Tatsachen noch die Revolution zu schmähern . . .

Von dem Zarismus ist eine Umkehr nicht zu erwarten. Auch die Kugel von Kiew kann ein Gewissen nicht wecken, das nicht vorhanden ist. Deshalb aber sollte die Kulturwelt den Fall Stolypin als das erkennen, was er ist: als eine Rechtfertigung der russischen Freiheitsbewegung.

Franz Pfemfert.

Deutsche Arbeiterschaft, Sozialdemokratie und Diplomatie

Von Otto Corbach.

Es ist eine bekannte strategische Wahrheit, daß von zwei sich bekämpfenden Gegnern derjenige im Vorteil ist, der den Schauplatz und die Taktik des Kampfes zu bestimmen vermag. Die deutsche Sozialdemokratie ist der deutschen Regierung nach längerem Sträuben auf das Gebiet der Marokkopolitik gefolgt, um sich dort gegen sie zu verteidigen, und wenn es der deutschen Regierung gelingt, bei den Verhandlungen mit Frankreich einen Erfolg zu erzielen, der einigermaßen der Rede wert ist, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sie zum mindesten einen großen Teil der Streitkräfte des „inneren Feindes“ auch noch während der kommenden Wahlen auf dem für ihn sehr ungünstigen Terrain festhält, wo sie zugleich die bessere Taktik anzuwenden vermag, die immer den Gegner nötigt, sich der eigenen Kampfweise zu entschlagen, um die feindliche nachzuahmen, wozu es dann in der Regel mangels Übung an dem erforderlichen Geschick fehlt. Wer die Rede, die Bebel auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Jena über die Marokkofrage hielt, aufmerksam hörte oder las, dem konnte es nicht entgehen, daß darin eine suggestive Einwirkung der Marokkopolitik der deutschen Regierung wahrzunehmen war; weshalb auch ein Berliner liberales Blatt feststellen konnte, was Bebel an positiven Forderungen aufstellte, bede sich so ziemlich mit dem, was Herr von Kiderlen auch fordere und dieser habe in Hinsicht auf das Verlangen der Gleichberechtigung in Marokko alle Parteien des Reichstages auf seiner Seite. Die Rede Bebels ist aber am interessantesten durch das, was sie nicht enthielt. Warum ging Bebel nicht auf einem Gebiete der Deutschen auswärtigen Politik zum Angriff gegen die deutsche Regierung über, wo die Sozialdemokratie im Vorteil gewesen wäre; warum versuchte er nicht, die Gegnerin zu zwingen, sich auf dem Felde der deutsch-russischen Freundschaft zu verteidigen? Die Sozialdemokratie hat es verstanden, in der inneren Politik eine vernünftige Gegenwartstaktik zu entfalten und dadurch den liberalen Parteien fast allen Wind aus den Segeln zu nehmen. Auf dem Felde der internationalen Politik steht sie praktischen Anforderungen weltfremd gegenüber. Sie muß gerade im Sinne ihrer Gründer, vor allem Karl Marxens, annehmen, daß die Voraussetzungen für den ewigen Frieden erst gegeben sind, wenn auch die Voraussetzungen für die sozialistische Aera, den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung gegeben sind. Nichts Absurdes kann es also sein, von den Regierungen der kapitalistischen Staaten zu verlangen, daß sie schon heute auf die ultima ratio des Krieges zur Verteidigung ihrer Interessen, die unter Umständen in dieser unvollkommenen, kapitalistischen Welt noch die des Kulturfortschrittes sein können, um jeden Preis zu verzichten. Dieser Logik hat sich auch Bebel in seiner Rede gefügt; denn er sagt nicht, daß ein Krieg wegen der offenen Tür in Marokko ungerecht wäre, er sagt nur, daß das Objekt des Einsatzes nicht wert wäre, was vollkommen richtig ist. Wenn er es aber für ein natürliches Verlangen erklärt, „daß Deutschlands Handel und Deutschlands industrielle Entwicklung unter den gleichen Bedingungen in Marokko sich vollzieht, wie die jedes andern Staates“, und hinzufügt, daß die Sozialdemokraten „in jeder Beziehung für vollständige Gleichberechtigung der deutschen Interessen in Marokko gegenüber den französischen Interessen sind“, warum unterläßt er es, hervorzuheben, daß eine Gleichberechtigung in Finn-

land, in ganz Rußland, im nahen Orient und Persien viel wichtiger sei als die offene Tür in Marokko, und daraufhin eine Diplomatie zu brandmarken, die erst Rußland freie Hand gibt, dem internationalen Handel auf den wichtigsten nord- und osteuropäischen wie orientalischen Absatzmärkten neue Schranken zu setzen oder neue Hindernisse zu bereiten, nur um desto eher Frankreich zwingen zu können, dem deutschen Handel in Nordafrika die Bahn frei zu geben. Hätte die deutsche Diplomatie nicht mit der Möglichkeit einer Gewaltanwendung in der Marokkopolitik gerechnet, so würde sie Rußland bei den Potsdamer Vereinbarungen nicht so weit entgegengekommen sein, wie es geschehen ist. Diese Absicht war töricht, weil sie sich als undurchführbar erweisen mußte, und weil ihr Zweck viel besser durch einen unermüdet immer wiederholten Appell an das Völkerrecht zu erreichen gewesen wäre. Im übrigen wird die Zukunft lehren, daß es Deutschland Rußland zu Liebe in Nordafrika mit seinem wertvollsten Bundesgenossen gegenüber Frankreich verborgen hat, mit dem Islam. Es hat sich ja auch verpflichtet, die Türkei Rußland preiszugeben, wenn sie die Absicht hätte, in Europa oder in Persien den Frieden zu stören, geschehe dies auch — und das ist, wo es sich um eine Aktion gegen die Machtausdehnung des Zarismus handelt, immer der Fall — im Interesse des Kulturfortschritts. Und wenn wir durch eine Billigung französischer Sonderinteressen in Marokko neues westafrikanisches Besitzum einhandeln, so berauben wir uns der Möglichkeit, italienischen Begehrlichkeiten in Tripolis entgegenzutreten, womit wir unsern jungtürkischen Freunden aufs neue einen Beweis gäben, daß auf uns wenig Verlaß ist.

Die deutsche Sozialdemokratie ist ängstlich darauf bedacht, sich ihre Aussichten bei den Reichstagswahlen nicht zu verderben. Sie hat in dieser Hinsicht Sonderinteressen, die sich mit den Lebensinteressen der deutschen Arbeiterschaft nicht völlig decken. In England ringen heute 45 Prozent aller Lohnarbeiter Tag um Tag um ihre nackte Existenz; die Löhne, die sie erhalten, reichen nicht einmal ganz aus, um die notwendigsten Bedürfnisse einer Familie von zwei Eltern und drei Kindern zu befriedigen. Trotzdem die englische Arbeiterschaft der britischen Kolonialpolitik nie Schwierigkeiten bereite, und trotzdem England ein wirkliches parlamentarisches Regime hat. Die deutsche Sozialdemokratie mag ihre Wahlausichten verbessern, wenn sie der deutschen Marokkopolitik sich anpaßt; sie kann aber der deutschen Arbeiterschaft eine günstige Zukunft nur sichern, wenn es ihr gelingt, den deutschen Militarismus so zu beeinflussen, daß er die Spitzen seiner Bajonette nach Osten statt nach Westen richtet. Sonst wird das Slaventum fortfahren, sich langsam aber stetig und unerbittlich, wie ein gewaltiger Gletscher vorwärts zu schieben, so daß sich unter seinem Druck die Arbeitsmärkte im deutschen Westen fortgesetzt überfüllen und sich der Ausbeutung deutscher Arbeitskräfte in dem Maße unbegrenzte Möglichkeiten eröffnen, als die überseeischen Absatzmärkte für den deutschen Warenexport versagen.

Student und öffentliches Leben

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Ich frage nicht, welche Stellung das akademische Gesetz dem Studenten im öffentlichen Leben vorschreibt — das weiß der Student selbst, und wenn er es nicht weiß, so kann er sich jeden Augenblick aus gedruckten Satzungen darüber belehren. Ich frage, welche Stellung ihm seiner Bildung, seines Alters und seiner sozialen Stellung wegen gebührt.

Unsere Gesetzgebung hat bekanntlich die Absicht, die Studenten möglichst vom öffentlichen Leben auszuschließen. Ihr sind zechende und paukende Studenten immer noch erwünschter als politisierende. Man begründet diese Haltung mit dem bekannten amtlichen Wohlwollen: die jungen Leute sollten ihre Zeit nicht unnütz vertrödeln, sondern studieren, denn davon und dafür hätten sie ihren Namen; sie sollen sich nicht mit ihren unreifen Gedanken — Studenten haben stets unreife Gedanken — in Gefahr begeben, lieber warten, bis sie ihre Kraft bei gereiftem Urteile in den Dienst des Staates stellen können. Noch ständen sie in Lehre und deshalb käme es ihnen nicht zu, öffentlich als Wissende und Handelnde aufzutreten.

Ich kann diese Forderung und ihre Begründungen nicht als berechtigt und zutreffend anerkennen. Der Student muß als geistig mündig anerkannt werden. Seine ganze wissenschaftliche Ausbildung gibt ihm dazu ein Anrecht. Sein Wissen und sein moralischer Zuschnitt stehen doch gewiß nicht unter dem Durchschnitt, den man bei politisch mündigen Arbeitern, Bauern und Knechten findet. Zwar entgegnet man, daß er noch nicht erwerbsfähig und deshalb noch nicht wirtschaftlich selbständig wäre. Teils stimmt das nicht, teils geht es niemand etwas an. Es gibt Studenten, die sich und noch Familienmitglieder durch Stundengeben, literarische Arbeiten oder anderen Erwerb wirtschaftlich erhalten. Es gibt andererseits eine ganze Menge hochgestellter Faulenzer, die ihr Verbelang vom erbten Kapitale leben und doch deshalb keineswegs in ihren politischen Rechten verkürzt werden. Die Abhängigkeit von dem Vater ist eine Privatsache, die zwischen Vater und Sohn abzumachen ist, andere Leute aber und selbst den Staat nichts angeht. Es darf doch nicht als ein Nachteil bewertet werden, wenn die Vermögensverhältnisse dem Vater gestatten, seinem Sohne eine gründlichere wissenschaftliche Bildung zu verschaffen.

Mit den anderen Argumenten der Gegner einer völligen akademisch politischen Freiheit ist es nicht besser bestellt.

„Der Student ist noch unreif.“ Was heißt denn politisch unreif? Meist nehmen die alten Herren an, daß sie die Reife haben. Der Staat nennt die Bürger politisch reif, die seine Politik gutheißen. Gründliche politische Kenntnisse haben die wenigsten Wähler, am wenigsten Reife wohl gerade die Wähler, auf die Staat und Kirche sich am liebsten stützen. Soviel Urteil wie ein pommerischer Gutsknecht oder wie ein streng katholischer polnischer Fabrikarbeiter bringt doch gewiß noch jeder deutsche Student auf. Weshalb ihn also rechtlich schlechter stellen?

Der Student wird zumeist den fortschrittlichen und liberalen Ideen dienen. (? Die Schriftleitung.) Das ist es, was ihn suspekt macht. Diese Ideen sind aber nicht unreif, sondern nur unbequem. Wo umgekehrt die Studenten schon für reaktionäre Politik zu gewinnen sind, da hört man von ihren Führern oder Verführern auch ihr gesundes, reifes Urteil in allen Tönen preisen. Eine Stärkung des liberalen Geistes wäre in Deutschland sehr zu wünschen. Aus liberalen Studenten werden zwar oft konservative Männer. Das soll ein Beweis gegen die Studenten und gegen ihre politische Reife sein. Ein schlechter Beweis! Jeder Mensch hat seine Entwicklung, nicht nur der Student. Jeder Mensch lebt in der Jugend der Zukunft zugewandt, im Alter der Vergangenheit. Das hat mit Reife und Unreife gar nichts zu tun. Das sind gleichberechtigte Entwicklungsstadien. Es gereicht auch keinem Menschen zur Unehre, daß er sich mit den Jahren wandelt. Was in der Natur begründet liegt, darf nicht als Vorwurf aufgeführt werden. Ich hatte in der Jugend blondes Haar, jetzt werde ich grau — grau, das heißt

alt, nicht aber reif. Reif kam ich mir früher vor. Ich habe mit 23 Jahren eine gelehrte Abhandlung geschrieben, die ich heute mit mehr als 50 Jahren nicht überbieten kann. Geheimrat Wilhelm Ostwald versuchte in seinem jüngsten Werke „Große Männer“ nachzuweisen, daß die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen von Männern zwischen 20 und 25 Jahren gemacht werden. Er belegt diese These mit überzeugenden historischen Dokumenten. Man verwechsle also nicht alt und reif. Alte Männer sind in der Regel politisch bequemere Männer. Sie regen sich nicht mehr gerne auf, lassen die Dinge laufen, wie sie wollen, sind froh, wenn ihnen die hochwohlwollenden Behörden und eine weise Regierung den Schlaf und den Besitz sichern. Sie sind selten — mit Caesar zu sprechen — *rerum novarum studiosi*. Die Jugend aber drängt neuen Lebensformen zu, sucht eine Welt, in der ihre Gedanken zur Tat werden sollen und ist deshalb leichter — wie die Alten es ausdrücken — der politischen Verführung zugänglich. Sehr oft wird aber daher Verführung mit Führung verwechselt. Auch die Alten lassen sich führen. Ihr Morgenblatt ist ihnen ein Evangelium. Auf ihren Parteiführer schwören sie. Mit ihrer Partei machen sie alle Wandlungen, Schwankungen und auch Purzelbäume mit. Das geschieht aber alles mit reifstem Urteil, mit heiligem Ernste und dem Gefühle unantastbarer Konsequenz und Charakterfestigkeit. Ich wünschte, daß sich die deutsche Studentenschaft von dieser politischen Reife ihrer Väter nicht so sehr imponieren ließe. Wer das öffentliche Treiben der letzten zwei Jahrzehnte mit prüfenden Blicken betrachtet hat, der findet darin wenig Stoff zu moralischer und geistiger Kräftigung. Seit Bismarck gehen mußte, schwankt das Staatsschiff bedrohlich — es „rollt“ oder „schlängelt“ — sagt man in der Seemannsausdrucksweise, und die politischen Parteien verraten eine Ueberreife, die ein Fauligwerden ankündigt. Es genügt nicht, daß man der nachfolgenden akademischen Jugend den Rat gibt, sich nur getrost der Führung der alten Herren zu überlassen. Im Gegenteil! Es wäre sehr zu wünschen, daß neues Blut in den Staatskörper einströmte, soll heißen, daß die gebildete Jugend mit eigenen starken, neuen Gedanken und Wünschen in die Bahn träte. Der Korpsstudent verpflichtet sich statutarisch zur Abstinenz auf dem Gebiete der Politik und der religiösen Fragen. Damit hat er sich selbst zu einer *capitis deminutio* verurteilt. Die Früchte sind auch danach! Was einem jungen Manne von etwa zwanzig Lebensjahren Lebenselement sein müßte, was bei normalen jungen, gebildeten Leuten Stoff für die heißesten Debatten, Stoff für alles Sinnen und Denken bei Tag und Nacht bildet, die Fragen nach den letzten geistigen und seelischen Vollsgütern und die Sorge um die Wohlfahrt des eigenen Vaterlandes, das begraben diese peinlich korrekten Herren im tiefsten Schreine ihrer Brust und sorgen dafür, daß kein Zweifel am alten Bestande der Seelenruhe den amtlichen Aufstieg und die persönliche Sicherheit der Mitglieder störe. Sie weisen auf die bösen Folgen politischer Tätigkeit hin, für die politisch überhitzte Burschenschaftler zu büßen hatten. Böse Folgen? Nun ja, es haben junge ideal gestimmte Studenten für ihre Vaterlandsliebe und ihre nationalen Hoffnungen im Kerker schmachten müssen. Das aber ist ihre Ehre und ihr Stolz geworden. Ihre Leiden sind überwunden, aber die Ideen, für die sie ihre Gesundheit und ihr Leben drangaben, sind herrlich in Erfüllung gegangen. Ich dachte, die Korps hätten alle Ursache, die Burschenschaftler um Fritz Reuter zu beneiden. Und war etwa die politische Arbeit der damaligen Studentenschaft unreif und unfruchtbar? Hätte ein Bismarck wohl das Reich gründen können, wenn nicht vorher die Sehnsucht

nach diesem Reiche in den jungen Herzen der Studenten geglüht hätte? Jeder Fortschritt im Kulturleben wird mit Blut bezahlt. Die einen sterben dafür im Keller, die anderen auf dem Schlachtfelde. Eines ist so ehrenvoll wie das andere.

Daß unsere Jugend heute in der Mehrzahl so gar vernünftig, korrekt und vorschriftsmäßig lebt, daran erfreue sich wer mag. Wir gestelen die alten struppigen Truppsoldaten besser als die heutigen glattfrisierten, patentierten Korpsjünglinge, die sich womöglich noch etwas darauf einbilden, daß sie über Politik und Kirche keine Meinung haben, oder wenn eine, so doch jedenfalls die staatlich approbierte.

Wenn sich unsere Studenten lebhafter am politischen Leben beteiligen, so werden nicht wenige dabei — im Sinne der Korrekten — untergehen. Das heißt, sie werden von der geraden Bahn ihrer Studien und des Berufslebens abgelenkt und auf andere Gebiete des öffentlichen Lebens gedrängt werden. Aber was schadet das? Müssen denn alle an die Staatskrippe gebunden werden? Ist es nicht zu wünschen, daß es eine große Zahl von staatlich unabhängigen Männern gebe, die ihre Intelligenz in den freien Dienst des Staatswohles stellen? Es gibt geborene Politiker, die sich bei amtlicher Gebundenheit nicht entwickeln können. Manche finden denn doch wieder den Zugang zum amtlichen Staatsdienst und leuchten dann hervor, durch Charaktergröße und selbstervorbene Sachkenntnis: Ich denke an Gestalten wie Miguel und Gotthar Bucher. Andere werden wie etwa D. Friedrich Raumann als Politiker und politisch-soziale Schriftsteller eine bedeutende Wirksamkeit entfalten. Manche werden freilich auch in Nichts versinken. Aber sind vor diesem Schicksal etwa die nicht politisierenden Studenten sämtlich bewahrt? Ist es nicht besser noch, für seine politische oder soziale Überzeugung, als für den Bierkornent und für enbliche pp-Sitten sein junges Leben zu wagen?

Wenn ein Krieg ausbricht, dann bringen Tausende ohne Bedenken das Opfer ihres Lebens. Das Leben selbst aber ist auch ein Kampf, zumal das politische. Es fordert auch seine Opfer, und solange wir eine sittlich hochstrebende Jugend haben, wird sie zu solchen Opfern auch gern bereit sein.

In welchem Sinne der Student sich betätigen will, das untersteht nur seinem Willen. Ich muß ihm, da ich ihn für geistig mündig halte, auch gestatten, für innere Mission und für katholische Konvikte zu wirken, so wenig diese Betätigung nach meinem Geschmack ist. Es wird dabei zu Konflikten kommen. Ja — gottlob! Wir brauchen Gewitter, denn die Luft ist schwül. Die akademischen Behörden freilich entsetzen sich, wenn Studenten-Krawalle ausbrechen. Was geht das uns an? Wir anderen freuen uns, wenn sich's da zu regen anfängt, von wo gewöhnlich der Fortschritt ausgeht. Die Universitäten sind wie politische Wetterwinde. Wenn's da wetterleuchtet, dann darf man hoffen, daß bald reinere Luft wird.

Wenn die deutsche Studentenschaft erweiterte politische Rechte erstrebt, so darf sie dabei auf die Zustimmung und den Beistand vieler gerecht und fortschrittlich gesonnener Männer rechnen. Ich sehe jedenfalls nicht ein, weshalb sie politisch schlechter gestellt sein sollen, als ihre Kellner und Bäderjungen.

Glossen

August Bebel fand in Jena den stürmischen Beifall der Revisionisten, als er ausrief, im Falle eines Krieges würden die Arbeiter nicht nach Streck, sondern nach

Arbeit schreiten. August Bebel weiß natürlich, daß es sich nicht darum dreht, was geschehen wird, wenn ein Krieg ausgebrochen ist. Bebel weiß, daß es sich darum handelt, den Ausbruch eines Krieges unmöglich zu machen. Aber in Jena wollte man eben nur wahlagitatorisch wirken, und da hat man blendende Phrasen als realpolitische Klugheiten maskiert und an den wichtigsten Fragen vorbeigeredet.

Richard Nordhausen von der „Deutschen Tageszeitung“, dessen reaktionäre Reigungen der Presse so häufig heitere Stunden bereiten, kann auch anders. Kürzlich veröffentlichte er im „Tag“ unter seinem Pseudonym „Caliban“ ein Gedicht, in dem die „Patrioten von Stettin“ also gezeichnet werden:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Die Straßen durchbraust er in wütendem Stoß.
Jetzt wird es Ernst, vorbei ist das Spiel,
Stettin strebt heute nach einem Ziel,
Nach einem Ziele mit Herz und Hand —
Der Feind bedroht das Vaterland!

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los —
Sie hüllen sich dicht in die Paletots.
Denn trotz der Hitze saßt Männer und Frau'n
Eiskaltes, bluterstarrendes Grau'n.
Zu einem Haus strömt die ganze Schar
Wie Anno dreizehn, im Freiheitsjahr,
Ins Ungemessene schwillt der Zug —
Die Beamten haben nicht Hände genug!
Zur Sparkasse eilt ganz Stettin im Trab,
Ein jeder hebt schleunigst sein Guthaben ab.
Der Mensch sei praktisch, bar bleibt bar —
O Anno dreizehn, herrliches Jahr!
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los —
Liebe die Heimat, doch sich're dein Noos!“

Eja, tja, lieber Caliban, diese Klassenstürmerei ist eine niedliche Illustration zu den Behauptungen unserer Kriegslüstlinge, das Volk könne vor Begeisterung das Besarmarschieren nicht erwarten . . .

Düsseldorf. Am 24. Juli, als die Parteiparodie „Demokratische Vereinigung“ auf die politische Materie verfiel, in Düsseldorf durch einen eigenen Kandidaten zur Erweiterung des Wahlkampfes beizutragen, schrieb ich in der „Aktion“, mit dem Auftauchen der politischen Abmungslosigkeit Stubi Breitscheid sei für den Sozialdemokraten die Aussicht geschwunden, im ersten Wahlgange zu siegen. Die Burleske „Demokratische Vereinigung“ hat denn auch diesen Sieg bereitet und der Reaktion die Möglichkeit gegeben, in der Stichwahl die Scharfe auszuweichen. Wird die Sozialdemokratie nun endlich begreifen, wie töricht es ist, wenn sie die Breitscheidianer lätschelt? Wird sie nun einsehen, daß diese überflüssige Mandatsinteressentengruppe sich direkt zu einer Hilfskolonne der Reaktion entwickelt? Die „Fortschrittliche Volkspartei“ hat in Düsseldorf ihre Pflicht getan. Die Breitscheidianer aber, die in der Bekämpfung der Fortschrittler ihre Hauptaufgabe sehen, werden, wie in Düsseldorf so überall, nur den Kampf gegen Rechts erschweren, indem sie die Reihnen der Linken in Unordnung bringen. Die „D. V.“ muß von jeder freiheitlichen Partei abgeschüttelt werden, seit sie von ihrer eigentlichen Aufgabe, Agitationspartei für die Sozialdemokratie zu sein, abgewichen ist.

Übrigens ist es doch interessant, daß die „D. V.“-Leuten ganz ernsthaft damit gerechnet haben, in Düsseldorf in die Stichwahl zu kommen. Am Abend des Wahltages hatten sich die Berliner Herrschaften im „Ber-

gartenhof" zusammengefunden um . . . den Sieg zu feiern. In der Tasche des Parteipoeten ruhte ein herrliches „Siegesgedicht“, das zur Vorlesung kommen sollte — der „Dichter“ griff nervös von Minute zu Minute nach dem Manuskript — aber dann kam das erbärmliche Resultat der Wahl und die Vorlesung mußte bis auf weiteres unterbleiben. Nachdem sich die Siegesfestler niedergeschlagen entfernt hatten, fanden Kellner in einer Ecke des Saales zusammengeknüllte, zerstückelte Papiersegen, die sentimentalisch von zerstörten Hoffnungen zeugten. Unser Gewährsmann will aus dem Poem folgende Worte entziffert haben:

„Was auch die Stichwahl bringen wird,
Und wenn wir unterliegen:
Für Breitscheid vorwärts unbeirrt,
Das Schwarz-Rot-Gold wird siegen!“

Unsere Scharfmacher haben in einem gewissen Dr. Lille einen Wissenschaftler gefunden, auf den sie stolz sein dürfen. Dieser Lille stellt ungefähr einen Extrakt vor aus „Post“, „Rheinisch Westfälische Zeitung“, „Staatsbürger-Zeitung“, „Deutsche Tages-Zeitung“, „Germania“ und „Reichsboten“. Jetzt hat er ein vierbändiges Radauwerk „Die Verfassungsverhältnisse des Gewerbe- und Handelsstandes“ der Öffentlichkeit zugewidmet, in dem eine Fülle von Verständnisfragen durch mühsames Schimpfen verdeckt werden soll. Dieser Lille, der Marx in seiner Pöbelschrift einen „Verbrecher an der Menschheit“, einen „Wissenschaftlich Irren“, der Sozialdemokraten eine „Meute roter Wahnsinniger“ nennt, sollte von unseren Witzblättern recht sehr beachtet werden. Man höre, was dieser Lille über den Klassenkampf fafelt:

„Wer sich auf den Boden des Klassenkampfes stellt (und darauf steht nach Lille jeder, der Streiks für erlaubt hält) und damit andere für wirtschaftsbogelfrei erklärt, der scheidet damit selbst aus der gesitteten Menschengesellschaft aus, der tritt jenseits alles wirtschaftlichen, alles rechtlichen und sittlichen, der erklärt, nicht nur dem Wirtschaftsleben, sondern auch der Gesellschaft, nicht nur dem Rechte sondern auch der Sittlichkeit den Krieg. Denn das erste Sittengebot des Lebens lautet: „Du sollst arbeiten“ und nicht „Du sollst andere schädigen und am Arbeiten hindern“. Wer sich auf den Boden des Klassenkampfes stellt, der erklärt damit selbst seinen Verzicht darauf, als gesitteter Mensch, als Mitbürger und als Berufsstandsgenosse behandelt zu werden, der stellt sich außerhalb aller Vertragsmöglichkeit, Rechtsfähigkeit und menschlicher Rücksichtnahme. Dem kann man weder glauben, noch trauen, noch etwas anvertrauen. . . .“

Lille nennt den Ausstand „kein Menschenverdienst, sondern eine Menschenhande“ und fährt fort: Er „ist eine Gemeinheit und eine Niedertracht, eine Ruchlosigkeit, und ein Frevel am Menschenwohl“, dann wieder redet er von einem „Versuch räuberischer Erpressung“, „zugleich Verbrechen und Torheit, Wahnsinn und Selbstmord . . . auch „Unsitte, Unmoral und Rechtsbruch“, qualifiziert den Streik als das „Uebergehen zur wissentlichen und wollentlichen Schädigung des Unternehmers, um sich in den Besitz eines widerrechtlichen Vermögensurteils zu setzen“ und versichert: „ . . . So ist die Lehre vom Klassenkampf nur dort möglich, wo man einen großen sittlichen Tiefstand der Lohnarbeiterschaft als selbstverständlich voraussetzt. Sie ist keine Schmeichelei für die Lohnarbeiterschaft, sondern bedeutet, daß man diese als ganzes sittlich mit einer Erpresserhande auf gleiche Stufe stellt.“ Und schließlich versichert er pathetisch, „die Tatsache, daß die gesellschaftliche und staatliche Autorität vor

dem Klassenkampfgedanken die Segel strich“ (das heißt, daß der Streik als berechtigt anerkannt wurde), werde „ewig eine Schmach des 19. Jahrhunderts bleiben.“

Einige Blätter haben gegen diesen Lille mit ernstlichen Worten polemisiert. Das scheint uns verlorene Liebesmüh. Dieser Lille ist der humoristischen Gabe auszuliefern.

„Ein Lichtstrahl“: zehn ertrunkene Ulanen! In den „Erschener Nachrichten“ finde ich folgende Fribolität, die „den zehn ertrunkenen Ulanen“ gewidmet ist:

Wie man ringsum gierig und blind
Eifert, die Blut wider uns zu schüren,
Gerade in diesen Gewittertagen
Mittet ihr euren letzten Ritt.
Teufel, so soll mir kein Rörgler sagen:
So etwas zählt nicht mit,
Ist nur ein Unglück, wie viele geschehen,
Rein, so wollen wir es nicht sehen!
Man kann auch im Frieden die Ehr' erwerben,
Den Tod für das Vaterland zu sterben,
Und wer einen Tod wie ihr gestorben,
Der hat sich die Ehr' wahrlich erworben.
Just in dieser finsternen Zeit
Ist das ein Lichtstrahl. Er leuchte weit,
Weit in alle Lande hinein,
Ueber die Nordsee und über den Rhein.
Ihr wackeren Jahn, ihr habt es gezeigt,
Wenn Deutschland auch beharrlich schweigt,
Es redet um so schöner durch Laten.
Es hat noch Soldaten!

Und ob auch Tränen um euch fließen,
Ihr habt uns zu heller Freude bewiesen,
Wie fest trotz aller Spöttertiraben
Die Wacht am Rheine noch steht.

Der Dichter, Leo Benz, befindet sich noch immer auf freiem Fuß.

Vir adolescens

Den trunkenen Abglanz der Begebenheiten
Im melancholischen Aug, im Knabenlächeln,
Um deine Stirn der braunen Haare fächeln —
Geschmeid'gen Weg der Jugend wirft du schreiten!

Doch die dir nachschau'n, deiner füße Gleiten,
Dem schlanken Zucken über weißen Knöcheln,
Durchbebt ein Traum von müder Schwingen Röcheln,
Von frühem Sturz ins Bad der Ewigkeiten . .

Sei's! Eine Spanne Schönheit gliedunggürtet
Haucht tausend Blitze in verhängte Seelen!
Und trübe Schwermut wird an dich noch denken:

Wenn deine leichte Last zu sehr noch bürdet,
Festwurzeln deiner zarten Kniee Kehlen,
Und schon dir Blumen blühen aus den Gelenken — —

Berlin.

Unselm Ruest.

Herr Poritzky, der Nachempfínder

Aus „Die sexuelle Krise.“
Von Grete Miesel-Hef
erschienen 1909; das Buch wurde
seinerzeit von Herrn Poritzky (ab-
fällig) rezensiert.

V. Kapitel „Liebe.“

„Alle Völker der Welt haben irgend eine Sage, in der ein Elementargeist eine Nixe, eine Undine, eine Elfe zur Seele gelangt durch die Liebe, und nur durch die Liebe. Die Notwendigkeit des natürlichsten biologischen Schicksals aller Kreatur hat in diesen Sagen ihr Symbol gefunden. Der Liebeswille brandet durch die Natur vom niedrigsten Wurm bis zum Gott. „Auch der Olymp ist öde ohne Liebe“ steht Zeus, und sowie sich der Göttervater um der Liebe willen zu Berleibungen erniedrigt, zu Intrigen herbeiläßt, Verfolgungen sich aussetzt, so wird im Gegenteil die niedrigste Kreatur herolsch, um der Liebe willen. . . . Vom Frosch bis zum Gott ist in der Liebe kein weiter Sprung. Götter werden irdisch, Tiere herolsch und Menschen vereinigten Tiere und Gott in der Liebe. Der Trostige wird zahm und der Demütige zum Rebellen, um der Liebe willen.“

(Man beachte auch den Gleichklang des Rhythmus.)

„In Shakespears Sommernachtsstraum jagen einander die Paare wie toll, die sich eben noch liebten, beschimpfen einander in der nächsten Minute, da Kobolde und Elfen sie nasgeführt. Das Madchen, von dem er eben noch entlaufen, begehrt der Jüngling stürmisch, da Pud den Saft eines Kräutleins auf die Lider gesprengt.“

„Liebe als Dauergefühl ist dort möglich, wo Menschen imstande sind, eine dauernde Gegenwart für einander zu sein, immer wieder durch ihr Sein aufeinander zu wirken, nicht aber als Resultat eines vergangenen Impulses, denn wie keine Begeisterung, so ist auch die Verzückung der Liebesleidenschaft „keine Ware, die sich einpökeln läßt auf viele Jahre.“

Es ist doch eine schöne Sache, sich in anderer Bücher so recht zu vertiefen, daß man wesentliche charakteristische Motive daraus bei passender Gelegenheit wiederfindet!

Charles de Coster

Von Ernst Stadler.

Aus J. E. Poritzkys Artikel
„Der Zauberfaß Oberons.“
Erschienen August 1911 im
„Zeitgeist.“

„Um der Liebe willen verlassen die Wassergeister ihre Fluten, die Elfen ihre Wälder, die Zwerge ihre Höhlen und die Götter ihre Himmel. Zeus findet auch den Olymp öde ohne Liebe. Sie kommen alle auf die Erde zu den Menschen, wenn sie die Liebe kennen lernen wollen. Liebe verwandelt Wären, Raben und Frösche in Menschen. Und kann der tiefere Sinn dieser Märchen, in denen Liebe allein das Zaubermittel ist, um eine Kröte in eine Prinzessin, ein Schwein in einen Königssohn zu verwandeln, ein anderer sein, als der, daß Liebe erlöst und erhöhht, den Menschen aus dem Tierzustand befreit, ihn in höhere Sphären verseht.“

„Der Verzauberte hält die andern für verzaubert, und sie sieht in ihrem elefantenartigen Tölpel das Ideal aller Männer. Wenn Oberon den Zauberfaß auf unsere Augen trüufelt, ist Helena natürlich die Schöner und der Weber Bettel mit dem Eiselkopf ist ein Engel.“

Dennoch ist die Liebe kein ununterbrochenes Glück, „sie ist keine Ware, die sich einpökeln läßt auf viele Jahre.“

tigen Beine baumeln frei in der Luft. Seiner Kleidung nach scheint er ein Bagabund. Er ist barhäuptig, das Hemd steht ihm über der Brust offen. Seine großen klaren Augen sehen in ruhiger Besinnung vor sich hin. In der linken Hand hält er ein Schwert. Um den kurzen klugen Mund ist ein seltsamer Zug von Schalkerei und tiefem Ernst. Neben ihm kauert ein junges Weib. Sie hat wie in einer heftigen Bewegung ihren mädchenhaften Leib an ihn gedrängt. Ihr linker Arm ruht sorglich und mit einer behutsamen Zärtlichkeit über seinem Nacken. Sie scheint erregt, verwirrt, beglückt. Die zarte und kräftige Anmut ihres Körpers ist rührend in dem scheuen Ungeflüm seiner Hingabe. Ueber der Gruppe, am Giebel des Steinempelchens, sind die Worte eingegraben: Est-ce qu'on entorre Uenspiegel l'esprit, Nèle le coeur de la mère Flandre?

Der diese Worte aus Ende eines Buches schrieb, das mehr ist als ein außerordentliches Dichtwerk, mehr als ein historisches Gemälde von erschütternder Gegenwartsnähe — die Inkarnation eines Volkes, der „Roman einer Rasse“, wie Lemonnier rühmte, und noch in der maßlosen Festigkeit seiner Parteinahme bis in die fernsten Winkel hinein durchleuchtet von einer tiefen, strahlenden, glorreichen Menschlichkeit, starb am 7. Mai 1879 in Brüssel im bittersten Elend, zermürbt von der Frohne alltäglicher Lohnarbeit, von Gläubigern geheßt, unerkannt, einsam mit seinen Träumen und mit seiner Kunst. Schicksalsvolle Tragik, die das Leben dieses Dichters umhüllt, das erlören schien zu Glück und heiterem Daseinsgenuß. Die den Sohn des belgischen Kuntiaturlintendanten, das Patenkind des Erzbischofs Grafen Mercy d'Argenteau und der Marquise de la Tour du Pin, den verhätschelten Liebling hoher geistlicher Würdenträger, in die schmerzhaften Ekstasen eines ringenden Künstlerlebens reißt mit allen seinen endlosen Hoffnungen, Enttäuschungen, Entmutigungen bis hinauf zu den letzten dunkeln Jahren der Not und dem Zusammenbruch des immer tiefer Vereinsamten, dessen Sarge kein Geistlicher das letzte Geleit gibt. Etwas von jener nachdenklichen Lebensironie ist in dem Leben Charles De Costers, die aus seinem Helben Uenspiegel, dem harmlosen, gutlaunigen Schalksnarren, dem Landstörcher und Poffenreißer, durch die Wucht aufwühlenden Erlebens und im Mitleiden mit einem geknechteten und gepeinigten Volk den Geusen macht, den Krieger, den Freiheitskämpfer, für den die Karrenkappe und das geschliffene Witzwort nur noch Vorwand sind, Mittel und Kriegslift in der heiligen Sache der Befreiung seines Landes.

Schrittweise in der Sicherheit der eigenen Schöpferkraft erstarrend wächst dieser Dichter seiner Aufgabe zu. Nur diesen einen Sinn hat das unruhig tastende Auf und Ab seiner Jugendjahre, ihn mit immer hellerer Bewußtheit seiner wahren Bestimmung zuzuführen. Hinter allem, was er ergreift, wartet, nur erst zaghaft genossen, die Beseligung des Künstlertraumes. Lange wagt er es nicht, ernstlich an die literarische Laufbahn zu denken. Er weiß sehr wohl: „Avec des passions de millionaire, on n'a que des moyens de chiffonier“. Die verschiedenartigsten Pläne kreuzen sich in seinem Kopf. Sogar an den geistlichen Stand denkt er vorübergehend. Der Tod seines Vaters drängt zu rascher Entschliebung. Er tritt in ein Bankhaus ein. Sein erwachendes Dichtertum läßt ihn die Untauglichkeit zum Kaufmann immer heftiger empfinden. Er erklärt seinen Austritt, treibt sich eine Weile ziellos und ohne Beschäftigung umher, kommt dann 24 jährig an die Universität Brüssel. Die neue intellektuelle Umgebung tut ihm wohl. Er hört juristische Vorlesungen, um bald zu

der seinen Neigungen nachbarsicherer Philologie überzu-schwenken. Er denkt an das akademische Lehramt, ohne innerliche Teilnahme, und es klingt wenig zuberfichtlich, wenn der künftige Professor an die Freundin seiner Jugendjahre über einen seiner Lehrer schreibt: „Et dire que j'endosserai un jour la peau de cet animal“. Wonach ihn im tiefsten verlangt, vermag ihm die Universität auch nicht zu geben. Und dem eigentlichen wissenschaftlichen Betrieb fühlt er sich fremd und feindlich. Er gesteht: „Je n'ai pas une tête scientifique moi“. Und in Stunden der Entmutigung erwägt er ernstlich, ob die Wissenschaft es wohl vermöge, sein Künstlertum zu erdrücken. Fruchtbarer wird sein Verhältnis zu den studentischen Gefährten. Ein mit gleichgestimmten Universitätsfreunden begründeter literarischer Klub spornt seine junge Produktion und entschädigt für den „verblöbenden Einfluß der griechischen Grammatik und der transcendentalen Philosophie.“ Hier liest er, wie schon früher in der „Société des Joyeux“, seine noch unsicheren, literarischen Versuche. Und als im Jahre 1856 aus dem Freundeskreis heraus das satirische Wochenblatt „Menspiegel“ entsteht, debütiert er mit einer Prosa-Flizze, der „Histoire d'un ami“, die später (unter dem Titel „Les fantômes“) in die „Contes Brabançons“ übergegangen ist. Noch im gleichen Jahre bringt dann die „Revue trimestrielle“ die Legende von den Brüdern vom guten Vollmondsgeicht („Les frères de la bonne trogne“), die mit der lebendigen Herzhaftigkeit ihrer Ausmalung und dem an Rabelais und den alten Chronisten geschulten Vortrag schon den künftigen Meister des Menspiegel ahnen läßt, wie ja denn in der Tat eine Episode des Romans den herumstreifenden Helden mit jener gargantuesken Zechgesellschaft zusammenführt. Im folgenden Jahre kommen die „Blämischen Legenden“, der erste volle künstlerische Erfolg De Costers, und als solcher auch sogleich in einem Kreise verständnisvoller Freunde gewürdigt. Die jungen belgischen Maler, Felicien Rops an der Spitze, geben dem Buch, wie später Menspiegel seinen Schmuck, Emile Deschanel schreibt für die Pariser Ausgabe ein begeistertes Vorwort. Indessen vegt sich langsam in ihm schon das neue Werk. Das Bild des Till Eulenspiegel taucht vor ihm auf, zuerst vielleicht suggeriert durch jene Zeitschrift, die den Namen des berühmten Schalkes, den Flandern wie Deutschland für sich reklamieren, am Kopfe trug. Es schärft sich, belebt sich, gewinnt neue Züge. Die Gestalt des losen Spaszmachers bekommt eine veränderte Beziehung, die lustigen Stücke des Vaganten eine höhere Deutung. Der Held des Volksbuches aus dem 14. Jahrhundert vermischt sich mit der Erinnerung an die größte Geschichtsepisode der Niederlande, den Aufstand der vereinigten Provinzen gegen Spanien. Aus dem Schwankbuch wird ein Geschichts- und Kulturbild. Und es beginnt in tiefster Abgeschlossenheit und in schweigender Anspannung aller Kräfte die Arbeit an dem Buche, das alle seine heißen Künstlerträume zur Erde niederreißen soll, die jahrelange leidenschaftliche Konzentration, die Verschließung in die Archive, die Versenkung in Bilder, Chroniken, Lieder, Predigten, Pamphlete, die Vereisung aller Stätten, an denen sich der große Befreiungskampf zugetragen, jener strenge, unermüdbare, an Flaubert gemahnende Arbeitsprozeß, der mosaikhaft Stein an Stein setzt, Farbkleck an Farbkleck reißt, bis in zehnjähriger angespannter Energie das Werk ersteht, fast verwirrend in der Buntheit seiner vielfältigen Lichter, und doch aus einem Guß, beherrscht von einem künstlerischen Willen, gebändig durch seine Form und Idee. Alles, was neben ihm, nach ihm kommt, wird verschlungen, an sich gerissen, aufgezogen, von der Blut dieses großen Werkes. Gelegentliche Versuche moderner Sittenschil-

derung in einzelnen der „Contes brabançons“, die Romane „Voyage de noces“ (1872) und „Le mariage de Toulet“ (1879) verblaffen weifenlos neben der leuchtenden Farbigkeit des Hauptwerkes, und die künstlerisch höheren Legenden erscheinen an der Größe des „Menspiegel“ gemessen wie Versuche, Farbstudien, die erst vom dem Lebenswerk ihre Lichter erhalten.

Goethes Geburtstag in Weimar

Von M. R. Schönlanke.

Die kleine vornehme Residenz Weimar. Es ist kurz vor 12 Uhr; die letzten Läden werden geschlossen; der ganze Ort schläft. Wir gehen zum Goethe-Schiller-Denkmal und setzen uns auf die Stufen. Die Stille und Dunkelheit der Nacht drängt allen Birtwart der Gedanken in ein Bild, in eine Vorstellung zusammen, die durch Stille und Dunkelheit ins Unermeßbare wächst und dann ins Groteske umschlägt. Der Gigant Goethe als Verfertiger eines Tischlein-deck-dich oder der reiche Sternenhimmel als Blumenbukett im Korb des großen Wagen. Es schlägt 12 Uhr. Wir legen einige Blumen auf den Sockel des Denkmals und setzen uns wieder auf die Stufen. Aus dem gegenüberliegenden „Berthersgarten“ kommen drei Männer. Und mit ihren rasserin germanisch vollgeoffenen Bierbäuchen sagen sie das echt jüdische Wort „Meschugge.“ Sie gehen vorüber und alles ist still.

„Wenn man Phantasie hat, könnte man jetzt einen Zug von Menschen denken, die sich der Geburt dieses Mannes freuen.“

— „Wenn man Phantasie hat: — Brillen, Schürche, verstaubte Schweinsleder-Pergamente.“

Am andern Morgen waren die Blumen verschwunden. Unverdorben legten wir dreimal frische hin. Die letzten aber waren ein Stoppelkranz mit der Aufschrift: Den Blumenkleptomane aus Rettnlichkeitsrücksichten. Gewidmet an Goethes Geburtstag 1911.

* * *

Belvedere. Drunten liegt Weimar im Thüringer Lande eingebettet. Die Hüggellinien steigen weich und lieblich auf und breiten sich klar über einen weiten Raum hin aus. „Hier in der Landschaft atmet derselbe Geist der Traulichkeit, der drunten in der Stadt als Milieu zur Kultur geworden ist. Keine Stadt Deutschlands hat diese einheitliche Kultur. Allerorten die gleiche Liebe zu allen Dingen, die Gabe des stillen Versenkens in alles Dasein. Solange er diesem Kreis von Menschen die Gegenwart seines schöpferischen Geistes lieb, gingen von Weimar wirklich „die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt.“ Als er aber ging, gab es nur einen sentimentalen Dilettantismus, der noch in der Lektüre physisches Uebelsein verursacht.

Was ihn aus diesem Milieu zum Giganten machte, war seine Gabe, das Allzumenschliche in eine allgemeine menschliche Größe zu heben.“

— „So werden Sie doch Neo-Klassizist!“

„Lassen Sie mich mit allen Neos in Frieden. Aber er konnte eins: Gestalten! Wer von unsern Malern und Literaten kann das noch? Sehen Sie doch diese langweiligen Kodakufnahmen in Büchern und Bildern, als ob alle Schöpferkraft bankerott wäre. Der formende Geist ist durch die impressionistische Kultur zu einem Fabelwesen geworden, das auf ausgedorrten Wüsten grasen geschickt wird. Läßt sich hier und da einer einfallen, die

Natur eine Gans zu nennen. So schiden ihn Gedächtnis-schwindsüchtler unter die Hungerleiber. Glücklicherweise sind sie von Gottesgnaden. Wenn die Photographen tot sein werden, erheben sie sicher, die Gestalter unseres eigenen Daseins. — Gehen wir ins Theater!

— „Wundert Sie Goethes schauspielerische Reigungen nicht?“

„Durchaus nicht. Wenn nicht die Naturkopie von Göttersgnaden die Hauptsache in der Kunst ist, sondern die schöpferische Begabung eines Gestalters, dann heißt es: „Ich habe all mein Wirken und Leiden immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Löpfe machte oder Schäffeln.“

Im Naturtheater konnten wir eine kleine Weile mimen. Dann gingen wir durch die Dichtergänge.

„Es ist wohl die wichtigste Forderung, sich über die Grenzen Goethes klar zu werden.“

— „Sie sollten den Geist der Goethephilologen fürchten.“

„Lassen Sie dieses Gestübel von geistigen Krämern und Rärnern. Sie sehen ja, wie diese blutleeren Hungerleiber den Geburtstag ihres Brotherrn feiern. Sie würden ebenso lammgeduldig aus schmierigen Tögen ihr Futter holen. Hebbel hat einmal die Grenzen Goethes abgestedt und gefunden, „daß er im Faust, als er zwischen einer ungeheuren Perspektive und einem mit Atechismusfiguren bemalten Bretterverschlag wählen sollte, den Bretterverschlag vorzog und die Geburtswochen der um eine neue Form ringenden Menschheit, die wir mit Recht im ersten Teil erblickten, im zweiten zu bloßen Krandheitsmomenten eines später durch einen willkürlichen, nur weltkräftig-psychologisch vermittelten Akt kurierten Individuums herabsetzte.“

— „Und wie erklären Sie das?“

„Natürlich aus dem Wesen seines Charakters, dessen Grundbedürfnis Harmonie war. Es war seine Art, jede Dissonanz aufzulösen. Die Disharmonie zwischen der bewußten Persönlichkeit und dem Universum ist unauslöschbar. Darum konnte er sie nur umgehen. Auch lag in der Legende des Dr. Faust keine Discrepanz prästabiliert wie etwa in der des ewigen Juden. Darum hat Goethe bei seiner andächtigen Ehrlichkeit und Liebe dem Objekte gegenüber aus diesem Stoff niemals etwas machen können.“

— „Sie meinen also, ein neuer Gigant müßte die Disharmonie zwischen Individuum und Universum bejahen, aus dieser Bejahung — seine Lebenskräfte ziehen und aus ihnen die neue Form des modernen persönlichen Lebens.“

Dranten in der Stadt wurden höhere Töchter geduldig spazieren geführt. Unsere Blumen waren verschunden.

„Sie sehen, Goethe als deutscher Kulturträger ist anno 1911 eine Farce geworden. Ich reise dorthin, wo die deutschen Wälder am dichtesten und die Pfaffen am schwarzesten sind.“

— „Und dort ist die deutsche Kultur?“ —

„Am stärksten — gleich Null.“

Tänzerinnen

Gertrude Barrison

Vor zehn Jahren traten die fünf schönen Engländerinnen zum letzten Mal im Wintergarten auf. Sie waren schlanke Revolutionärinnen als Louise Michel, die Be-

troulose. Sie verwandelten die Künstler in eine hilflos-drehende Schar „intellektueller Weltleute“. Worin lag das Neue dieser five sisters Barrison? Mit ihnen triumphierte die Subordination und die Lüge. Sie haben Frauen sich so opferwillig einem Gesamteffekt untergeordnet. Die einzelne bedeutete nichts; alles die „Nummer“. Und dann: sie waren nicht, was sie schienen. Da wurden Riggerlieder mit dünnen Stimmen von dünneren Mädchen gesungen. Diese Mädchen trugen blauweiße Hängelleider und hatte große, kindliche Puppenhüte auf. Ihre Mienen zuckten weh und kindlich. Ihre Leiber wirkten edig und ohne Ziel, wie die Körper knospendender Gymnastinnen beim Turnunterricht. Aber der süßen Schmerzlichkeit all dieses Erwachens entwand sich schamlos die breite Grimasse des Verstehens, des Alltags, der Anpassung an die approbierten Erregungen der Hafenstädte. O! Das traf ins Herz der Literaten. Da mußte der arme Anton Lindner sein wildes Buch schreiben: „Die Barrisons, ein Kunsttraum“. Thomas Theodor Heine zeichnete schlanke, rankige Taumelknie nebenher: diese neuen Frauen, bei denen der verruchte Wille der Mieder eine tödliche Impression von Geist ergeben hatte.

Dann zerhackte man die Einheit, das Quintett. Und siehe da: etliche Teile wurden Werte für sich. Zwar: die Lokette „Bombonière“ der Madame Meuron-Barrison zu Ostende grütelte nun vorüber, ein Traum: ein Rascheln, ein Ueberleben . . . Aber das Fräulein Gertrude B. setzte sich nachhaltig durch, resolut und von allen Seiten gleich vorteilhaft. Dieses englische Mädchen ward eine Freundin wienerischer Künstler und schlechte gelehrig den humanen Honig aus den Bierblüten Peter Altenbergs —, wie andere (etwas verdorbene) Kinder die runden, dummen Knospen der bottergelben Wannsee-Wasserrosen mit ihrem Zünglein aufklaffen und das betäubende Nanna heraussaugen. Miß Gertrude Barrison schmiegte sich den frauen- und kinderfreundlichen Hellsbotschaften Altenbergs an, als sei sie ihm eine gültig erkennende Schwester. Und sie las, an Kunstabenden, den Leuten die Werke ihres Dichters vor. An solchen Abenden saß sie mit leuchtenden Augen da, kindlich und zart und doch frauulich verständig, und der Kernschein spielte goldig in ihrem blonden, welligen Haar, das in der Mitte gescheitelt war. Sie las sehr schlicht, aber ganz angefüllt von des Dichters Gedanken, ganz Harfe seiner Melodien. Ein einfaches schwarzes Kleid trug dann die, um deren Körper einst rhythmische Epizentren wunder geknistert, die, deren Deffous — beim Knatterklange amerikanischer Präzisionsbrünste — vom Siegeslichte zischender Reflektionen durchsucht worden waren . . . : ein schwarzes Nonstemandkantenkleid — sie, die Bleibliche, Birken-schlanke. Ganz verlassen, ein bißchen schlau, und rührend unterworfen unter bunte Lebensmöglichkeiten —: die armütig Belassete.

Aber schon vorher hatte sich auf die kleineren Mischbühnen (wo gute Stobben sich, beim Baron Tennis, ihre Schnauzen wuschloßen müssen; und wo, beim sensationellen Fallen eines einzigen Mächenschranke, zehntausend Porzellanter — tief-beglückend — zerbersten) eine unbekante Tänzerin geschlichen —: ein Kind mit weiten, hilflosen Bewegungen, preisgegeben und überlegen, einfach und doppeldeutig. Dieser Fremdling nannte sich: Miß Gertrude. Und hat jetzt, mit leicht veränderter Haltung aus Backfisch-Baletots in den hellen Abendmantel den großen Dame zurückschlüpfend, den Wintergarten und all die Spielhäuser wiederverobert, von denen sie, ein provisorisches Künstler, einst ausgegangen war. Gertrude Barrison tanzt eine hiebertreuerische Polka, in Weißröcken und weiten Hiesensbeinkleidern —; dann eine höflich überpuberte Wa-

votte; und endlich den Tanz, den die Schlankesten vor den härtesten Kennern, den verkniffensten Bartlosen tanzen: „La Craquette“. Das ist die Art, wie vor europäisierten Balifen die westlichen Walben ihre Reize (die der feuchte Seewind salzt und dauerhaft erhält) hinbreiten! .. Braunes, einfarbiges Liberty-Kleid; fußfreier Rock, von der Taille bis zum Saum in glatten Plüsch fallend; weiße Unterkleider. Die Tänzerin von La Craquette hat nichts zu verbergen —: eine Engländerin, die bei Demel in Wien die besten Confituren verbaut hat; eine See- und Sport-Herrin, im Café Central veredelt, und nach kurzer Berzärlichung von neuer Diktatorin des herzlosesten Revolutionstribunals: des Variétés!

Ferdinand Harbeckopf.

Grete Wieselthal

Es hat also Hofmannsthal zwei kleine Prosastücke geschrieben, die — trotz ihres unscheinbaren, fast zu weichen Erzählstils wunderbar zu lesen — auf geringstem Raume abnungsvoll ein Alles enthalten. Zwei kleine Geschehnisse sind es, von denen man nicht weiß, ob sie, leicht oder schwer, von einem Kinde wortastend erzählt oder von einem Greise durch ein halbverhangenes Fenster, das auf das Leben hinausgeht, beobachtet sein könnten. Psyche leuchtet dem besuchenden Amor mit verbotener Lampe ins Antlitz, wird in den Tartarus gestossen und wieder in den Olymp erlöst; Verbrecher tödelt mit dem Körper eines schönen Blumenmädchens die Baune eines reichen Mannes, plündern ihn aus — das Mädchen aber rettet ihn und muß sterben. Die mit Schöpferhänden so an sich zu arbeiten vermag wie der Bildhauer am Stein: für die stumme Kunst der Grete Wieselthal sind diese kleinen Geschehnisse entworfen worden. In edler Paraphrase sie szenisch nachbildend, lebt, schreitet und tanzt sie alle Verse, welche der göttliche Dichter für diese Pantomimen nicht geschrieben hat. Die leise schwebenden Verse, die wie letzte Sommerfäden über eine silberblaue Herbstlandschaft ziehen; die weiße göttlichen, die in einer Weltmacht den Sternen entlossen zu sein scheinen. Nur jene dritten wilden, urtümlichen, die wie Rauch aus den Höhlen des Blutes und des Geschlechtes steigen, versagen sich der Reuschen, Lieblichen. — —

Aber sie wurde größer, wuchs, als das schwere Geheiß des Dichters von ihren Schultern genommen war. Da tanzte sie Strauß, zwei Walzer — zuerst den einen versprochenen, dann aber den zweiten, als sie, die schon die Herzen aller Zuschauer wie eine Kette um den Hals trug, plötzlich selbst bezwungen mitten im Schaum des Beifalls, der Jurese, des Volkswillens stand. Wie eine noch dunkle und sich verschließende Knospe den Kelch im ersten Maiwinde leise hin und herwiegt, war dieses Tanzen im Anfang. Dann aber bricht wie ein weißes Blütenblatt eine Armbewegung heraus, der ganze Leib erfüllt sich rasch mit Sonne und Blau, bis in den tiefsten, taumelnden Kelch schäumt eine Brandung von Strahlenwirbeln — und schon müssen honigsuchend Bienen kommen mit goldenen Leibern und blau segelnde Schmetterlinge . . . So tanzte sie. Da stiegen Lustbilder aus magischer Retorte, und vor Augen, die sich langsam feuchteten, erschienen — Heimat des Herzens! — plötzlich die Türme von Wien.

Und während draußen die Weltstadt böse dampfte, und in ihren Chantants hunderte von Dirnen feiste Leibotbeine hoben, tanzte hier eine unchristliche Erlöserin von Aphrodite, ein ganz seelegetwordener Leib die körperloseste Freude über Frühling und Wasser und Gestirne, das unstilllichste Jauchzen über die Welt.

Heinrich Eduard Jacob.

Aus meinem Pariser Tagebuch

I.

Dies Wunder nehm ich jeden Abend mit:
Vom Boulevard den Blick zur Rue Cassette.

Montmartre! Zwischen Wolken rotgefleckt
hoch Sacré-Coeur die weiße Kuppel reckt.

Dies maurische Getümmel streckt sich zum Himmel just
wie eine junge steile Mädchenbrust,

um die der Winde warmer Finger irrt,
daß ihre Warze rosa runder wird.

II.

Hélène und ich im Restaurant Coucou.
Du dehnt die weichen Ziegenlederschuh.

Dein Fuß will nackt sein, im folies Bergère
kommst du heut Abend als Diana her.

Pflirsche träufeln durch dieselbe Hand,
die gleich im Tanz den goldnen Bogen spannt.

Dein Houbigant-Parfum umkreist mich heiß.
Hermaphrodite züngelt puderweiß.

III.

Ea Malmatson! — Die dunklen Rosen blättern
und reihen eines Namens Purpurlettern.

Ich seh dein kaiserliches Haupt geneigt
in tiefem Schmerz, da blau die Nacht aufsteigt.

Sank je der Kronreif einer Frau so jäh
herab wie Joséphine Beauharnais?

Schmerz, der dein Herz doch konnte nicht zerschmettern!
Ea Malmatson! — Die dunklen Rosen blättern.

Alfred Richard Meyer.

Der gewaltige Zeitvertreib

Eine sachliche Studie. Von W h n o n a.

Auf einer Wolke saß ein alter Mann und donnerte. Ein Himmelswanderer kam vorbei und hielt einen Augenblick verwundert an: „Was machen Sie denn da?“ — Schon wollte der alte Mann untwirsch eine schroffe Antwort geben, als auf einmal eine gutmütige Regung seiner Herr wurde; sein Runzelgesticht in herzliche Falten legend, blickte er aus grauen buschigen Wimpern den Pilger freundlich an und sagte unglaublich einfach: „Ich donnere.“ „Ja, wird Ihnen denn das nicht langweilig?“ „Ich Gott bewahre,“ sagte der Alte, während er immerzu donnerte, „sehen Sie doch mal nach unten.“ Der Pilgrim sah unten ein Haus auf einer Wiese in Brand geraten, ein dumpfes Geschrei drang nach oben, man trug die Geretteten heraus, die Dampfströme summten und zischten. „Macht Ihnen das Spaß?“ fragte der Pilgrim. „Na, wenn ich treffe, ja. Die Kerls haben nämlich so Dinger, die lenken das Geschick ab, heut habe ich nicht weit vom Haus ein paar

Ochsen getroffen. Ich muß jetzt mal mit der Wolke wo anders hinrutschen.“ „Was mögen eigentlich,“ fragte der Pilger, der sich die Ohren zubielt, „die da unten sich dabei denken?“ „Alles,“ fuhr der Alte herum und hielt mit Donnern inne, „das ist ja das Spaßhafteste! Was denkt 'ne Fliege von der Matsche? Ich sage Ihnen, großartig ist nicht gegen! Lesen Sie doch 'mal so'n Zeug! Wissen Sie, dem Verfassersmann habe ich 'mal eigenhändig in sein Laboratorium gebonnert, er hatte Ablenter. Das Luder troch wie verrückt an alle seine Zeigeapparate, las ab, notierte. Ich lachte mich schwach und donnerte so rapid, daß der Bengel kaum nachkommen konnte. Ist doch kurios!“ Der Alte lachte Tränen und donnerte nach unten. Dann empfahl er sich, drückte dem Pilger die Hand und fuhr mit der Wolke nach einer anderen Gegend.

Bankroffts Erlebnis

Von Peter S cher.

Als Bankrofft die Allee zu seiner Wohnung hinunterging, dachte er: Es ist ärgerlich, daß ich gerade heute diesen Unsinn von Satire zu Ende bringen muß!

Wie ist es doch? Ein Herr V. hat sich bei einer — ich gebe es zu — bemerkenswerten Gemeinheit ertappen lassen. Immerhin nur einer schlichten bürgerlichen Gemeinheit von ganz gewöhnlichem Format, wie man deren hundert und etlichen begegnet, wenn man über die Straße geht. Aber er hat sich erwischt lassen. Und was tue ich, Bankrofft, Mitmensch und überlegener Zeitgenosse? Ich verarbeite das Faktum dieses Neinfalls zu einer — Satire. Ich tue es, weil ich leben muß und, wenn ich es nicht täte, meinen alten Ueberzieher noch ein Jahr länger tragen müßte.

Er brannte sich eine Zigarette an. Der Anblick des bläulich zarten Rauches, der in einer sanften Schwelung um seinen Kopf entglitt, brachte ihm auf andere Gedanken. Er lächelte.

Und heute, vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht in einer Stunde wird es geschehen! Wie von ungefähr aus dem Nichts wird eine kleine Seele erwachen. Ein dünnes, hilfloses Stimmchen wird sich in den Chorus der Lebensstimmen mischen. Aus gesunden Lungen wird es mit hellen kräftigen Schreien den Triumph des Mystereums der Geburt verkünden. Und in der ergreifenden Ahnungslosigkeit dieser Lebensschreie wird der Dank an die Mächte des starken Willens liegen, der es herbeigeführt hat.

Und er, Bankrofft, wird der Vater sein. In schweigenber Seligkeit wird er, dessen Inbrunst die Erfüllung des tiefsten Wunsches der Geliebten den Mächten abgerungen hat, an der geschlossenen Tür vorüberzuschleichen. Und sein Herz wird stillstehen vor Glück, wenn ein helles Lachen von ihrem Munde sich in das hilflos lustige Plärren des Kindes mischt.

Der andere aber, der Gatte, wird mit Vaterstolz die Glückwünsche der Freunde entgegennehmen, indes Bankrofft zu seiner armseligen Junggesellenwohnung hinaufsteigt, um sich über einen Herrn V. satirisch zu ergehen, dessen er bedurfte, um zu einem neuen Winterüberzieher zu kommen.

Bankroffts Gesicht verzog sich. Plötzlich sah er auf.

Was war das? Eine gedrungen alte Frau hastete mit hochrotem Gesicht, laut aufweinend und gestikulierend die Allee herauf, ihm entgegen. Sie rief in abgerissenen Sätzen die Entgegenkommenden an, lauter fremde Menschen, die sich, gerührt durch ihren Schmerz, mit ihr einließen, um ratlos, achselzudend weiter zu gehen.

Bankrofft blieb erstarrt stehen. In ihm sagte eine Stimme: O Gott! O Gott! War das nicht die kleine dicke Frau, die ihn nicht leiden mochte, weil er einmal eine gemüthlose Aeußerung über ihren Hund getan haben sollte? Ihre Mutter!

Er stürzte zu der alten Frau hin, ergriff ihre Hände, sah ihr ins Gesicht. Sie schrie: „Wo ist denn der Arzt? Wo ist er denn nur? Es geht zu Ende — oh, oh! Es ist ja schon vorbei!“ Sie stampfte in der Hilflosigkeit ihres Schmerzes mit den Füßen und biß in ihr Taschentuch.

Bankrofft war es, als würde vor seinem Gesicht ein schwarzer Vorhang zugezogen, plötzlich, mit einem Ruck. Seine Hände waren kalt und zitterten. Die alte Frau hielt seinen Arm umklammert. Er riß sich los und rannte ohne Besinnung in das Zigarrengeschäft. Sein Hut war heruntergefallen; er merkte es nicht.

In dem Laden erwißte er das Telefonbuch, blätterte verzweifelt, rief einen Arzt an. Er müsse sofort kommen, es koste, was es wolle. Wie? Wieso? Jawohl, ein Automobil! Aber sofort! Gott sei ihm gnädig, wenn er eine Sekunde zögere. Wie? Ja, ja!

Er war so erschöpft, daß er sich am Badentisch festhalten mußte. Durch das Fenster sah er, wie sich Kinder und Frauen vor dem Hause sammelten. Vor dem Hause, in dem sie — vielleicht schon nicht mehr war.

Er ließ sich Zigaretten geben, vergaß zu bezahlen, rannte den Weg zurück und kam vor dem Hause an, als im offenen Fenster ihrer Wohnung eben, blaß und die Hände ringend, der Mann sichtbar wurde.

Vor dem Hause standen im Halbkreis Erwachsene und Kinder, mit offenen Mäulern, entschlossen, sich keine Einzelheit des Vorganges entgehen zu lassen.

Bankrofft brach sich wütend Bahn und stürzte ins Haus. Hinter ihm fielen zwei Kinder hin und heulten; eine alte Frau schimpfte.

Die Treppe herunter stolperte, wie ein Kind stammelmend und weinend, der Ehemann. Er knickte in die Knie, raffte sich mit einer schlotternden Drehung auf und sank, gerade vor Bankrofft, wieder zu Boden. Er hatte einen Revolver in der Hand, den er ihm aufdrängte: „Nehmen Sie — ich weiß nicht, was ich tue — ich — ich fürchte mich!“ Seine Stimme brach kraftlos und verröchelte in einem Weinerlichen Husten.

Bankrofft steckte den Revolver in die Tasche. Einen Augenblick sah er zu dem Mann nieder, der wie ein Hausen leerer Kleider vor ihm lag. Er preßte die Rippen zusammen, hob den Mann empor. Es fuhr ihm durch den Kopf: Was ist mir dieser Mensch? Plötzlich standen ihm Tränen in den Augen. Er faßte den Kraftlosen fest unter den Arm und frug mit einer merkwürdig ruhigen Stimme: „Ist es vorbei?“

Der Mann wußte keine Antwort. Er stotterte sinnlos vor sich hin, dann schrie er wieder gellend auf: „Mein Weib! Mein Weib!“

Bankrofft erbebte vor Unwillen unter dem lauten Pathos dieses Schmerzes. Warum schrie dieser Mann: Mein Weib!

Er begleitete ihn in die Wohnung, vor der sich in bellommener Neugier die Nachbarn aufgestellt hatten. Im Zimmer, in dem sie lag, war alles in Verwirrung. Die Hebamme im weißen Kittel, mit hochrotem Gesicht, lief ratlos hin und her. Die kleine dicke Frau, die Bankrofft nicht leiden konnte, erfüllte den Raum mit dem rasenden Gebahren ihres Schmerzes. Der Mann hochte mit abgewandtem Gesicht auf einem Stuhl.

Auf dem Bette lag die junge Frau — nackt, schmal, mit wächsernen Gliedern.

Bankrofft stand am Ende des Bettes.

Einen Augenblick war es ganz still.

Aus dem Nebenzimmer kam ein leise glucksender Laut. Die Hebamme nahm Bankrofft, dessen starre Ruhe ihr imponierte, beiseite. Er wuschte sich über die Stirn und mit einem Mal — er wußte nicht, wie es kam und wurde sich dessen gar nicht bewußt — mußte er lächeln. Die Frau zeigte ihm das Kind. Wie ein winziges rotes Klümpchen lag es in seinem Korb und brummelte vor sich hin.

Aus Bankroffts Augen fiel eine Träne mitten in das kleine Gesicht, das sich komisch verzog. Er lächelte abermals. Die Hebamme sah ihn vorwurfsvoll an.

Es klingelte. Der Arzt stürzte herein, warf seine Sachen hin und befühlte die Tote. Alle schwiegen atemlos; sogar die kleine dicke Frau weinte nicht mehr.

Der Arzt verzog keine Miene. „Reiben — rasch reiben!“ kommandierte er. Bankrofft riß in größter Hast irgend etwas vom Kleiderhaken und fing an, die Beine der Toten krampfhaft zu reiben. Die anderen folgten seinem Beispiel. Einen Augenblick war es, als ob sie alle dieses stumme verzweifelte Ringen um ein schon entflohenes Leben einte.

Nur der Mann hockte noch immer mit abgewandtem Gesicht in der Ecke. Er ächzte dann und wann und wagte es nicht, nach ihr hinzusehen.

Bankrofft sah mit weit geöffneten Augen geradeaus.

Er sah den Chemann vor einem wädhsernen Bein mit nicht sehr gut gepflegten Beinen klagen auf dem Boden liegend, das Haar zerzaust und einen säuerlichen Geruch wie von abgestandenem Bier um sich verbreitend.

„Dieses Bein gehörte mir!“ weinte er mit einer wunderbar glucksenden Stimme, „mir, mir — und nun ist es dahin!“ Die Stimme erstarb in einem heftigen Husten und Schnauben. Aber sie erhob sich von neuem zu gellender, anklagender Kraft: „Hatte ich es nicht rechtlich erworben? Hab' ich es nicht gehegt und gepflegt? Und nun? Gott, o Gott!“ Die Klagen erstarben in den Tiefen eines an Mund und Nase gepreßten Taschentuchs.

Bankrofft machte mit der Hand eine Geberde, als wollte er, lächelnd zwar, aber mit verstehender Gelassenheit, ein Klägliches von sich schieben. Seine Seele war wie ein Kristall. Es sprach in ihm eine Stimme (und er sah mit heiteren Augen auf die Tote nieder): Ja, nun erst bist du mir ganz und für immer gewonnen, du kleine Mädchenseele, der ich mit meiner großen Inbrunst den einzigen tiefen Gedanken deines Lebens eingegeben habe! Sehnsucht und Erfüllung — wo ist ein Anfang — wo ist ein Ende! Wie bin ich beglückt, daß ich dies alles erleben durfte!

Der Arzt machte mit jähem Rud eine abwehrende Bewegung mit der Schulter und wie auf ein gegebenes Zeichen brach die Verzweiflung von neuem wieder aus.

Der Chemann hatte sich erhoben, war schleppend näher gekommen und fragte nun den Arzt, indem er immer bedacht war, der Toten den Rücken zu kehren, mit tiefer feierlicher Stimme: „Herr Doktor, soll das heißen, daß ich — nichts mehr — zu hoffen habe?“

Bankrofft wiegte den Kopf.

Er stand noch einen Augenblick an ihrem Lager. In ihm war ein tiefes, stilles Gleiten. Geliebte! sprach eine dunkle Stimme aus der Tiefe seiner Seele. Dann entfloher dem lauten Schmerz, der aus neue um ihn zu wirken begann.

Als er in seinem Zimmer war, fühlte er den Revolver in seiner Tasche. Er legte ihn vor sich auf den Tisch und lächelte.

Bis zum Morgen saß er rauchend und lesend am

Tische. In seinem Gesicht war ein Leuchten wie nach einem großen Erlebnis. Er neigte dann und wann horchend den Kopf zur Seite. Er hörte das hilflose Stammeln eines Kindes und ein warmes helles Frauenlachen.

Mit einem Mal fiel ihm die angefangene Satire ein. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Lippen bewegten sich.

Er blieb den ganzen nächsten Tag in seinem Zimmer. Als er am zweiten Tage morgens hinunterging, um Briefe nach der Post zu bringen, traf er den Chemann mit einem glänzenden Zylinderhut und einem Flor um den Arm im Hause. Er nahm die Beileidsäußerungen der Nachbarn entgegen. Er war feierlich und vernichtet.

Bankrofft grüßte und ging schweigend an den Beuten vorbei. Niemand dankte ihm; alle sahen ihm verlezt, kopfschüttelnd nach.

Der Hafen

Es ist die Geschichte von dem Sohne eines philiströsen Millionärs. Der junge Mann steht vor dem Abiturium, und da spielt ihm seine artistische Empfindsamkeit allerhand Streiche. Es kommt dahin, daß er mit einer italienischen Musikbande sich davonmacht, bei Nacht und Nebel ins Belgische. Natürlich verträgt er das schlechte Leben nicht. Seiner unschuldigen Seele werden die kleinen romantischen Gefühle veredelt durch häßliche Erfahrungen; schließlich führt eine Eifersüchtelei dahin, daß er ein Stilet zwischen die Rippen bekommt. Nun liegt er über einen Monat im Spital, von nichts etwas wissend, und wird dann als geheilt vor die Tür gesetzt. Die Italiener sind längst verschwunden, der frühere Wirt nimmt sich ein wenig des Verlassenen an. Die wertvolle Geige verkauft man für ein Butterbrot. Dann beginnt der junge Mann zu hungern und gerät unter die Bagabunden. Nach einiger Zeit übelsten Lebens verführt ihn wiederum eine heißblütige Frau, indessen ein schnurriger Hafenvirt ihm väterlich zur Seite steht. Die Frau beträgt aber, und der junge Mann hält es nicht mehr aus und geht zu Schiffe, nicht ohne vorher eine peinliche Begegnung mit seiner lieben, suchenden Schwester gehabt zu haben. Im Kohlenbunker nach Amerika mit einem bösen Nachbar. Drüben wird er befördert zu einer angenehmen Stellung auf Dord und bekommt einen dicken, traurigen Brief von der Schwester. Aus. Ungefähr ist dies die Handlung. Nun ist es aber seltsam, wie die Menschen genommen sind und hingestellt, hier einer, da einer, eine Geste, ein Wort: da steht er, gewichtig oder zerfahren, aber ein Kerl ohne Fehl in seiner ihm eigenen Einbeugung. Nämlich Plastik. Das ist es. Der Verfasser — er muß ein Dichter sein — macht sein Buch, ohne daß man ihm auf die Finger sehen kann. Er hantiert hinter den Kulissen, und man ahnt von seinem Vorhandensein so gut wie nichts. Das will viel heißen, heute, wo jeder vorher seine Verbeugung macht, schmelzend lächelt und ironisch verschwindet. Hier ist etwas Ernsthaftes zu fühlen, etwas von Schöpferwillen, wenn man das glauben mag. Aber es ist so; und eigentümlich, man wird sich gar nicht recht über die Möglichkeit klar, ist alles in einem lebendigen Licht. Was da kommt, muß unerbittlich kommen, man empfindet nie etwas Ungerechtes. Während sind Einige, ekelhaft Andere, von mittlerer Qualität, wie immer die Statisten. Aber da geht man auf der Straße, und unversehens ist einem der Herr Hafencleber begegnet, der Matrosenwirt, ein ganz famoser alter Bursche. Und die arbeitscheuen Galunken drücken sich an jeder Mauer herum, wo sie sich wärmen und sentimental gemein sind.

Es gibt keine Grade, um ein wirklich gutes Buch mit einem dabon auszuzeichnen. Es ist auch wohl gleich gültig, mit welchen Worten man sich bekennt für ein solches. Wer es liest, der wird seine eigenen Gedanken darüber machen und wird sagen: ich sehe dies und das und sehe mehr als dies und das. Und da hat er Recht. Aber die Art dieses Verfassers zu schreiben ist adelig, von erlesener Geberde und kühlstem Takt. Außerdem von innerer Notwendigkeit, was den Abel nicht schwärzt. Man lobt oder man tabelt, so will es die Profession. Hier noch nach Tadelhaftem zu suchen, nachdem die Wage schon zur höchsten Günst belastet ist, kann nicht frommen. Es wird sich auch kaum etwas finden lassen. Kein Trara und kein Gewinzel. Unleugbar: Eigenart und sichere Hand. Das Buch ist nichts für den Allerweltsjahrmarkt, es duftet nach intimer Kultur und macht Anspruch auf persönliche Betrachtung in einer guten Stunde. Man erinnert sich aber genau dieser Stunde, denn sie war mehr als sechzig Minuten. Es ist auch möglich, daß sie sich wiederholt, doch darf man dafür nicht gerade die gewöhnlichsten Sinne haben.

Will Scheffer.

Robert Jacques. Der Hafen. S. Fischer, Verlag Berlin.

Literarische Neuerscheinungen

Friedrich Palm. Das Haus an der Veronabrücke. (Verlag Axel Junfer, Berlin-Charlottenburg.) Preis 2 M., gebunden 3 M.

Am 22. Mai d. J. jährte sich zum vierzigsten Male der Todestag Friedrich Palm's. Mit Recht hat unsere Zeit den einst gefeierten Dramatiker vergessen. Dieses Buch soll einen neuen Dichter Palm entdecken, einen Erzähler von fortwährender Kraft, einen Psychologen von tiefster Menschenkenntnis, einen Stilisten von überraschender Feinheit. Den Stoff zu seinen Novellen boten dem Dichter wirkliche Geschehnisse, er bevorzugte unerhörte Begebenheiten mit stark erotischem Einschlag und erzielte durch seinen mächtigen architektonischen Aufbau die stärkste Spannung. Auch wir erleben beim Lesen dieser Novellen, die hier zum ersten Male als Einzeldruck publiziert werden, dieselbe Überraschung, die schon die kritischeren Freunde des Dichters empfanden, als sie sie im Nachlaß des Dichters fanden: „Die Erzählungen des Dichters aber geben von einer Kraft Zeugnis, die bis dahin von diesem Poeten auch nicht im entferntesten vermutet worden ist.“

Jacob Wassermann: Alexander in Babylon. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Neue Ausgabe. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Ein historischer Roman. Wassermann gibt die Katastrophe des großen Krieges. Eine Einleitung zeigt den Zug des Herzes durch die gebrochene Wüste, dann setzt die Erzählung in Susa ein, mit Alexanders Versuch, Perser und Makedonier zu verschmelzen. Die tumultuariösen, fieberhaft aufgeregten Szenen, mit denen die Erzählung beginnt, geben die Stimmung des Ganzen an. Es ist ein ungeheurer Niedergang: der König Tod, der den widerstrebenden Helden an den unzerbrechbaren Schicksalsfäden seinem Ende zuführt. Die Bilder und Gestalten drängen sich, Lagerleben, makedonisches Hochgefühl, asiatische Dämonie der Sinne, und geheimnisvoll hineinwinkend indisch-fanatistische Verurteilung: — dieses alles ausgestattet mit dem unübersehbaren Vorrat an Materialien, an Waffenreichtum, Mitteln des Genusses, gibt eine Epopee von leidenschaftlichem, krankhaftem Reichtum. Und aus der Menge der Gestalten heben sich mit tiefen Jügen die einzelnen ab. Alexander und sein Freund Hephästion, sein Halbbruder und trauriges Widerspiel Archibäos, Eumenes und Perdikkas; und dazu die seltsamen Frauen! Biblitu, eine Verkörperung alles geheimnisvoll Furchtbaren von Asten, Stateira und Rogane. — Ein historischer Roman und doch ganz das Werk eines modernen Dichters. Daß er die Pflicht nicht umging, in fleißigsten Studien das geschichtliche Material herbeizuschaffen, wie nur irgend ein früherer Dichter historischer Romane, ist selbstverständlich. Aber er durchdrang und gestaltete ihn mit unverstörter Dichterseele, mit unaffektierter Sprache.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinerungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

- Lloyd George. Bessere Zeiten. Band III der „Politischen Bibliothek“. (Eugen Diederichs Verlag in Jena). Eig. kart. M. 3.—
 Graham Wallas. Politik und menschliche Natur. Bd. IV der „Politischen Bibliothek“. (Ebenda). Kart. M. 3.—
 George Tyrrell. Zwischen Scylla und Charybdis. (Eugen Diederichs Verlag Jena). Geh. M. 7.50
 Hermann Bahr. Austriaca Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—
 Johannes Schlaf. Aufstieg. Roman. (Hans Bondy, Verlags-Buchhandlung, Berlin).
 Maximilian Harden. Köpfe. II. Teil. (Erich Reiß, Verlag, Berlin).
 Hans Sachs. Ausgewählte Werke. 2 Bände. (Im Insel-Verlag zu Leipzig).
 Herbert Eulenberg. Alles um Geld. Fünf Akte. (Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig).

Zeitschriftenchau

Kenien. Monatschrift für literarische Kritik und Kritik. (Kenien-Verlag, Leipzig). Heft 9 enthält: Dr. A. Coralmic: Antonio Fogazzaro; Edmund Reimer-Fronstede: Die Ballade; W. v. Schuch-Kaufert: Miniaturen; Dit. Berichte von Benzmann, Beckmann, Paul Kunab, Rahner usw. Das Einzelheft kostet 40 Pf.

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. (Prag, Karl Bellmann). Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. X. Jahrgang, Nr. 12 wird durch eine Darstellung der „Kämpfe bei Kulm und Rollendorf“ von Prof. D. Weber eingeleitet. — Prof. August Raegle schließt seine interessanten Ausführungen über „Die ersten Jesuiten in Böhmen.“ — Dr. Emil Starkenstein berichtet über die „Arzneikunst im 17. Jahrhundert“. Die Sammlung „Prag im Spiegel der deutschen Dichtung“ bereichert W. Rosch durch die Mitteilung des launigen Reiseberichtes „Schwarzblatt auf Wanderschaft“. — Der Gefängnislerlebnisse von W. Ernst † erster Teil wird abgeschlossen mit Nachrichten über den weiteren Lebenslauf der Gefangenen in der Freiheit. — Neben Belletristik enthält das Heft Reproduktionen nach 6 im Besitze der Modernen Galerie befindlichen Originalen von Alois Kirnig †, womit auf die bevorstehende Nachlassausstellung hingewiesen wird.

Die Schaubühne enthält in der Nummer 38: Axiome über das Drama. Von Max Brod. — Grabchrift. Von Fritz Koffka. — Einbus Penthesilea. Von S. J. — Der Dichter der Straße. Von Egon Friedell (Schluß). — Reinhardts Dreifie. Von Lion Feuchtwanger. — Das Ende eines Lichtes Tags. Von Hugo Wolf. — Thalia auf Eis. Von Julius Bab. — Ein Aufruf. Von Franz Webedind. Die „Schaubühne“ kostet 40 Pf. die Nummer. Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W. 62.

Inhalt der vorigen Nummer: Das Jena der Ehrlichkeit. / Die Rolle des Gesetzes im Gesellschaftsleben. Von Fürst Peter Krapotkin. / Ueber Arbeit und Luxus. Von Arthur Schopenhauer. / Glossen. / Zur Kritik der Sinne. Von Dr. S. Friedlaender. / Phantasie. Von Minshy. / Malerei und Persönlichkeit. Von W. R. Schönant. / Spul. Von Erich Reurer. / Theater: „Lanval“ etc. Von Rudolf Kurz. / Quartaner. Von Otto Vid. / Kinder der Leidenschaft. Von Anselm Ruest. / Räuberheim. Von Peter Hille. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freihheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Drittes Quartal

Inhalts-Verzeichnis für das dritte Quartal

(Sämtliche bisher erschienenen Nummern sind durch den Verlag zu beziehen)

Paul Albrecht. Zwei Gedichte	688	An stillen Nachmittagen	723
Abgesang	946	Spiel der Fische	789, 824, 855
Michael Bakunin. Die Organisation der Internationale	932	Ferdinand Hardkopf. Der Tod und Stefan Wronski	786
Professor Reinhold Bogas. Aphorismen über Kunst	689	Hinweis auf den Caveau Montmartre	949
v. Bethmann Hollweg. Was sollen wir Reaktionenäre?	871	Gertrude Barrison	1007
Ernst Blass. Sehnsucht	651	Max Herrmann. (Neisse). Epilog zum Breslauer Universitäts- jubiläum	900
Die Knaben	749	Wallfahrts-Choral der Jungen	940
Stumme Menschen lächeln	824	Gustave Hervé. Der Antimilitarismus in Frankreich	808
Franz Bief. Alfred Kerr	620	Peter Hille. Null und Ziffer	617
Georg Brandes. „Das Verständnis des Frank Thaum“	953	Los von der Sitte	712
Max Brod. Ein mittelmässiger Kopf (gegen Karl Kraus)	622	Kinder und Erwachsene	744
Fünf Gedichte	784	Aphorismen	948
An eine schöne Vorbeigehende	865	Räuberheim	986
Dr. Ernst Cohn-Wiener. Revolutionskunst	752	Heinrich Ilgenstein. Lafcadio Hearn	755
Otto Corbach. Die Gefahr des Staatssozialismus	739	Heinrich Eduard Jacob. Kopf einer Königsmumie	622
Bürgerkunde für Staatsbürger	775	Gabriele d'Annunzio	850
Das Ultramontane Gespenst	801	Grete Wiesenthal	1009
Zur Ostmarkenpolitik	835	Robert Jentsch. Ströme	693
Der Wille zur Freiheit	865	Stimme	822
Englands Nahrungsmittelzufuhr	905	Die Gefangenen	911
Arbeitschaft, Sozialdemokratie etc.	995	Max Jungnickel. Genie und Pädagog	651
Arthur Drey. Kloster	813	Der zukünftige Christus	712
Beobachtungen	879	Franz Pocci	758
Walt Whitman	907	Hans Christian Andersen	788
M. von Egldy. Ehrliche Religion	644	André Lambert	819
Zeitgemässes Christentum	869	Jens Peter Jacobsen	884
Herbert Eulenberg. Alfred Kerr	620	Goethe unter Vormundschaft	912
Prof. Dr. August Forel. Der Patriotismus	773	Peter Hille	947
Anatole France. Ueber Parlamentarismus	778	Rudolf Kayser. Der Rezitator Wassermann	625
Victor Fraenkl. Zum Kampf um Jatho	609	Die Kunst stirbt	662
Der „schwebende Prozess“	641	K'olja. Der Krieg	897
Bürgerlicher Tod	675	Peter Krapotkin. Was ist Sozialismus?	646
Für die Todesstrafe	742	Wem dient der industrielle Fortschritt	676
Eine Marokko-Epistel	809	Der philosophische Versuch Herbert Spencers	749
Reiner Fried. Die Kampffahre einer Sozialistin	626	Die Rolle des Gesetzes im Gesellschaftsleben	964
S. Friedländer. Das Geheimnis des Mutes	652	Rudolf Kurtz. Friedrich Freksa: „Der fette Cäsar“	917
Atmen! Atmen! (Zur Kraus-Affäre)	693	Plato	946
Goethe contra Newton	721	Stuckens „Lanval“ im „Deutschen Theater“	979
Klage des Hirten	746	Wintergarten	981
Fondants	820	Heinrich Lautensack. „Würzburg im Taumel“	664
Mystik	846	Porträt, aus Haaren verfertigt	721
Zur Kritik der Sinne	970	Ninon de Lenclos. Von der Liebe	631
U. Gaday, Schlummerlied	681	Literarische Neuerscheinungen 632, 664, 699, 731, 763, 794, 826, 859, 891, 921, 953, 1015,	987
Eine Frage	746	Anna Mahr. Zur russischen Literatur	943
Morgenlied des Berliner Bürgers	811	Maurice Maeterlinck. Die soziale Revolution	611
Der Altdeutsche jubelt	935	Camille Mauclair. Böcklin und Gustave Moreau	717
W. S. Ghuttman. An Armin Wassermann	626	Prof. Dr. Eduard von Mayer. Der Sinn der Familie	682
Selbstporträt	822	Grete Meisel-Hess. Zwei vergnügte Tage	694
Glossen. 616, 650, 680, 712, 745, 778, 811, 841, 873, 905, 935,	999	Der Aesthet und die Frauenfrage	779
Prof. Dr. Ludwig Gurliitt. Ein Erziehungsreformer	709	Veduten aus Algier und Tanger	843
Gegen den Modernismus	838	Reisesplitter I	874
Dokumente neupreuussischer Kultur	901	Reisesplitter II	907
Student und öffentliches Leben	996	Prostitution, Frauenbewegung und Rasse	940
Victor Hadwiger. Trüber Tag	619	Kurt Erich Meurer. Huldigung	652
Alfred Kerr	620	Geigenlied	682
Bewegter Wald	661	Spuk	979
Novalis	697		

Minsky. Phantasie	974
Konrad Müller-Kaboth. Narkissos	714
Multatull. Der Dichter an den Leser	715
Mynona. Der liebe Gott in Verlegenheit	658
Charaktermusik	730
Liebe, Mystik, Oekonomie	780
Wigwamglanz der stolze Indianer	788
Zu Nietzsches Todestage	878
Altvater Duhnemann	920
Von der Wollust über Brücken zu gehen	950
Der gewaltige Zeitvertreib	1011
Novalis. Hymnen an die Nacht	820
Nun weiss ich	890
Jean Paul. „Hoch die Glosse!“	816
Franz Pfeimert. Die Wahlparolenrichter hoffen auf Marokko	648
Die Scharfmacher informieren	678
Die Konfusionspartei (die Breitscheidianer in Düsseldorf)	705
Detlev von Liliencron (zum Todestage)	724
Der Marokko-Bluff und unsere Zeitungen	737
Die „D.-V.“ - Demokraten in Düsseldorf	745
Vor dem Tribunal der Menschheit	789
Ein historisches Geschehnis	778
Sturmsignale	838
G. Zepler, der Theoretiker der Demokratie	841
Sedan oder Jena?	929
Spitzel als Staatsstützen	938
Das Jena der Ehrlichkeit	463
Der Betriebsunfall von Kiew	998
Otto Pick. Max Brod, der Dichter der Liebe	817
Der Zimmerherr	874
Quartaner	981
Papst Pius II. Ueber den Adel	840
Pressepranger. (Herr W. von Massow)	679
Resolution zur Jatho-Versammlung der „Aktion“	668
Ladwig Rubiner. Alfred Kerr	620
Anselm Ruest. Predigt ans Grosstadtvolk	628
Glocken in Würzburg	655
Knut Hamsun	690
Ein Mythos	728
Nach glühem Tag	758
Der Dichter	782
Der Mensch als Kunstwerk	813
Inseltraum	850
John Henry Makay als Lyriker	880
Stirner und Nietzsche	916
Karl Kraus' „Heinefolgen“	970
Kinder der Leidenschaft	981
Vir adolescens	1002
Will Scheller. Wälder	794
Der Hafen	1014

Peter Scher. Die Wurstmaschine	888
Bankroffts Erlebnis	1011
René Schickels. Der Triumph der Lüge	846
Idyll	950
Schopenhauer. Ueber Arbeit und Luxus	967
M. R. Schönbank. Malerei und Persönlichkeit	974
Goethes Geburtstag	1005
Mario Spiro. Der Dichter von Puschkin	918
Ernst Stadler. Charles de Coster	1008
Stimmen zum Fall Jatho	649
Max Stirner. Reich und Staat	707
Dr. Helene Stöcker. Wege zur Liebe	747
August Strindberg. Das Schöne und das Gute	918
Anton Tschekow. Das Kunstwerk	658
Albert Ullrich. Alfred Kerrs „Davidbündler“	727
Der Abend	843
Der Morgen	919
Emile Verhaeren. Paul Verlaine	783
Vornotizen 638, 666, 700, 732, 763, 796, 828, 860, 892, 923,	954, 968, 1016
Zeitschriftenschau 634, 666, 700, 732, 764, 796, 827, 860,	892, 924, 954, 968, 1016

Autoren, deren Werke besprochen wurden:

Lily Braun (Kampfjahre einer Sozialistin 626); Adolf Heilborn (Wach auf, mein Herz) 628; Lemonnier (Ein Mann) 632; Dr. Helene Stöcker, Grete Meisel-Hess usw. („Ehe?“) 633; Victor Aubertin (Die Kunst stirbt) 662; A. R. Meyer (Würzburg im Taumel) 664; Knut Hamsun (Sämtl. Werke; Verlag Langen) 690; Novalis (Neuauflage d. Verlags Bong & Co.) 697; Victor Noak (Arbeitersängerbund) 699; Hermann Essig (Furchtlos und treu) 700; Alex. Kielland (Gesamtwerk) 709; Detlev von Liliencron (Gesamtwerk) 724; Alfred Kerr (Das neue Drama) 727; Michael Kusmin (Taten des grossen Alexander) 730; J. v. Jensen (Mythen & Jagden) 731; Heine (Aussprüche und Verse) 763; Paul Verlaine (Gesamtwerk) 783; H. Chr. Andersen (Märchen) 787; Nordenskjöld („Wälder“) 794; Johannes Guthmann (Romantische Novellen) 795; Knut Hamsun („Benoni“) Kristofer Janson (Hat sie recht gehandelt?) 795; Max Brod (Verbücher) 817; Hermann Bang (Seltsame Geschichten) 826; Karl Bleibtreu (Das Heer) 827; Heinrich Mann (Flöten und Dolche) 846; Gabriele d'Annunzio (Vielleicht — vielleicht auch nicht) 850; Hans Land (Flammen) 860; Makay (Gedichte) 880; J. Wassermann (Der nie geküsste Mund) 892; Knut Hamsun (Unter dem Halbmond); Jonas Lie (Auf Irrwegen); Ulrich Rauscher (Dankwards Weltgericht); Alexander Herzen (Erinnerungen) 922; Plato (Dialoge) 946; Marie Holzer (Im Schattenreich der Seele) 953; Otto Rung (Frank Thaumä) 953; Max Brod (Erziehung zur Hetäre) 987; Gustav Leutelt (Das zweite Gesicht) 988.

Wer ein Freund ist, hat Pflichten. Ein nur passives, nichts als empfangendes, tatloses Bundesgenosse taugt wenig. Wer unser Freund ist, möge seine Freundschaft betätigen. Wir bitten ihn nicht darum, sondern verlangen es von ihm; verlangen es im Namen der Idee . . . Er kann seine Freundschaft aber nicht besser betätigen als dadurch, daß er mithilft, den Leserkreis zu erweitern. Je breiter die Basis, je schneidiger die Aktion. Finanzielle Fragen sind ideale Fragen. Wer mehr hinter sich weiß, vermag kräftiger, großzügiger, wirkungsreicher aufzutreten. — Wir ersuchen daher jeden unserer Freunde eine rege Werbetätigkeit für unsere Sache zu entfalten; zwei, drei, vier Abonnenten aufzubringen, kann niemandem unmöglich sein; und wenn selbst jeder einzelne nur einen Einzigen neu hinzuwirbt, hat er schon viel für die gute Sache getan. Also auf, Freunde der „Aktion“, ernsthaft und in Fröhlichkeit!

Ein Probe-Abonnement kostet durch Post oder Buchhandlung bezogen

für ein Vierteljahr M. 1.—

Direkt vom Verlag (Berlin-Wilmersdorf) unter Kreuzband M. 1.50 für drei Monate.

„Die Aktion“ tritt, ohne sich auf den Boden einer bestimmten politischen Partei zu stellen, für die Idee der Großen Deutschen Linken ein. „Die Aktion“ will dem lange verpönten Wort „Kulturkampf“ (in einem freilich nicht bloß Kirchenpolitischen Sinne) wieder zu seinem alten Glanze verhelfen. In den Dingen der Kunst und der Literatur sucht „Die Aktion“ ein Gegengewicht zu bilden zu der traurigen Gewohnheit der pseudoliberalen Presse, neuere Regungen lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus zu bewerten, also sie totzuschweigen. Bei vollkommener Unabhängigkeit von Rechts und von Links ist „Die Aktion“ eine Tribüne, von der aus jede Persönlichkeit, die Sagenswertes zu sagen hat, ungehindert sprechen kann. „Die Aktion“ hat den Ehrgeiz, ein Organ des ehrlichen Radikalismus zu sein. „Die Aktion“ ist trotz ihrer Billigkeit die wertvollste Zeitschrift Deutschlands.

Die Aktion

H. R.

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 33. * 2. Oktober.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Mk. 1.— vierteljährlich. (erst. Bestellhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsdr.: Gustav Brauns, Leipzig. :: :: **Tarife:** Anfragen an Herrn Franz Raab, M.B. 21, Grefelderstr. 3. Telef.: Amt Moabit 7613.

Inhalt: Politischer Unfug. Von Franz Pfemfert. / Die Stellung der Beamten im Staat. Von Otto Corbach. / Zur Kritik des Marxismus. Von Dr. Otto Buef. / „Gefunden“! Von Prof. Gurlitt. / Glossen. / Die Gefangenen. Von Max Herrmann (Reiße). Charles de Coster II. Von Ernst Stadler. / Wenn ungesehn . . . Von Hölberlin. / Penthesilea im Deutschen Theater. Von Dr. Anselm Ruest und P. E. Jacob. / Die betrunkenen Blumen etc. Von Mynona. / Sonntage. Von Otto Pick. / Ein Fidusabend. Von Max Jungnickel. / Abraham Abt. Von A. Ruest. / Andächtige Nacht. Von Arthur Drey. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. Zeitschriftenschau.

Politischer Unfug

Die „Demokratische Vereinigung“ hat sich in Düsseldorf als unfreiwillige Helferin der Reaktion betätigt. Mit ihrer Kandidatur Breitscheid hat sie den Sturz der stolzen Zentrumsbürg, die Düsseldorf darstellt, beinahe vereitelt.

Man könnte heute diese Tatsache feststellen und trotzdem den Demokraten zugestehen, daß sie sich ausschließlich in der ehrlichen Absicht, dem Fortschritt zu dienen, in den Düsseldorfer Wahlkreis gedrängt haben, wenn nicht die Leitung der „D. V.“ jetzt gezeigt hätte, daß sie nicht nur aus dem Düsseldorfer Unfall nichts gelernt hat, nein, daß sie sogar unentwegt bestrebt ist, auch fernerhin den Kampf der Linken gegen die Reaktion zu stören. Niemand hat von den Führern der „D. V.“ erwartet, daß sie das Unselbige ihrer Kandidatur nachträglich eingestehen würden. Aber noch weniger durfte man annehmen, daß diese Führer den Mut aufbringen könnten, Herrn Breitscheid auch bei den allgemeinen Wahlen im Januar kandidieren zu lassen. Damit ist das, was eben ein Fehler genannt werden konnte, zum politischen Unfug geworden, und es wird die Pflicht aller fortschrittlichen Elemente sein, gegen eine derartig mutwillige Zersplitterung der Kampftruppen der Linken energisch zu protestieren. Es wird dabei zu untersuchen sein, ob nicht überhaupt heute die Existenznotwendigkeit der politischen Zwischenstufe „Demokratische Vereinigung“ zu verneinen ist.

Die „D. V.“ verdankt einer flüchtigen politischen Situation ihr Dasein. Sie ist also ein Protestausdruck gegen die „konservativ-liberale Paarung“, gegen den Bülowblock gedacht gewesen. Die, so damals, mitgerissen von der Persönlichkeit eines Theodor Barth, diesem neuen Parteifragment Gefolgschaft leisteten, wollten damit gegen eine Gefährdung des freiheitlichen Gedankens demonstrieren. Der klägliche Zusammenbruch des Bülowblocks und die folgenden politischen Ereignisse brachten den Demonstranten eine glänzende Genugtuung, aber ein Teil

der Protestler gefiel sich in seiner Rolle so gut, daß er unbeirrt weiterdemonstrierte. Es muß offen ausgesprochen werden und nur schlimmer Egoismus oder politische Ratlosigkeit werden es leugnen: die „D. V.“, die nicht aus innerer Notwendigkeit geboren, die ein Produkt äußerlicher Zufälle ist, hat heute keine Existenzberechtigung mehr. Viele Anhänger dieser Gruppe sind zweifellos überzeugt, der Sache der Demokratie zu dienen; sie täuschen sich. Die Gegenwart fordert von denen, die vom Reichstag das Heil erwarten, die Vereinigung der Parteien der Linken. Die „D. V.“ erschwert diese Vereinigung und betreibt damit die Geschäfte der Reaktion.

Düsseldorf ist nur ein Beispiel, es lassen sich viele andere anführen. Die „D. V.“ wird bei den kommenden Reichstagswahlen als treffliche Hilfsstruppe des schwarzblauen Blocks manch Stücklein vollbringen. Betrachten wir uns doch einmal die Kreise, in denen sie ihre Mandatsinteressenten aufgestellt hat! Wenn wir von Aachen und von der Scherzkandidatur in Teltow-Bestow absehen, läßt sich kein Platz nennen, wo die Demokraten nicht auf Kosten von Sozialdemokratie oder Linksliberalismus Stimmenfang betreiben. Sie werden natürlich nirgendwo ihr Ziel erreichen, aber sie werden der Linken den Kampf gegen Rechts schwer machen und in einzelnen Kreisen der Reaktion den Sieg ermöglichen. Da ist z. B. Hannover-Linden. Bei den letzten Reichstagswahlen siegte hier der Sozialdemokrat im ersten Wahlgang mit 728 Stimmen Majorität. Durch das Austauchen eines Demokraten, der ja ausschließlich auf die sozialdemokratischen Mitläufer rechnen kann, wird diesmal eine Stichwahl notwendig und der Sieg der geeinten Reaktion möglich werden. Ähnlich in Dortmund, in Essen, in Köln, in Breslau. Überall verbessert die „D. V.“ die Chancen der Rückschrittker. Überall dient sie der Reaktion. Jede Kandidatur, die diese Partei proklamiert, ist politischer Unfug.

Franz Pfemfert.

Die Stellung der Beamten im Staat

Der Staat besoldet seine Beamten mit den Mitteln der Steuerzahler, aber nach bisher allgemein vorherrschender Auffassung soll diese Besoldung nicht als ein Gegenwert für Leistungen, die dem Steuerzahler zugute kommen, sondern als Belohnung für dem „Staate“ geleistete Dienste gelten. Auch dort, wo man von der monarchischen zur republikanischen Staatsform überging, haben die Beamten höchstens ihre Herren gewechselt. Gerade im republikanischen Frankreich brach sich deshalb die Erkenntnis Bahn, daß das Beamtentum der Errungenschaften aus den verflochtenen Freiheitskämpfen noch nicht teilhaftig geworden sei. Das Programm, mit dem die französischen Beamten syndikate neuerdings hervortreten, stützt sich auf den Ausspruch eines Toulouser Professors für Verwaltungsrecht: die Beamten seien mit den Kolonialvölkern die einzigen Bürger, die das Gesetz nicht kenne, so daß sie gewissermaßen eine ungeheure Kolonie im Innern des Reiches bilden. Seit hundertzwanzig Jahren habe das Gesetz die Dekrete der Fürsten abgelöst, aber nicht für die Beamten, die lediglich aus der Willkür der Dynastien in die Abhängigkeit von Ministern und vom Parlament übergegangen seien, das eine schamlose Ausbeutung der öffentlichen Ämter treibe.

Eigentlich hat die Stellung der Beamten viel Ähnlichkeit mit der, die die Frauen im öffentlichen Leben einnehmen. Beide Teile stehen unter einem Herrenrecht; es wird Treue und Gehorsam von ihnen geheißt für die, denen Gewalt über sie gegeben ist. Daher kommt es, daß die Beamten so viele Neigungen mit den Frauen teilen. Weil die Wirklichkeit ihnen mancherlei versagt, haben sie um so mehr Freude am schönen Schein. Man sucht nach außen hin zu glänzen, „Staat“ zu machen. Der Ausdruck „Staat machen“ verrät ja zur Genüge, woher im Volke, besonders in der Frauenwelt, die Freude an großem, verschwenderischem Aufwand und Zierat stammt. Jene Rebewendung ist auch dem Französischen (*tenir en grand état*) wie dem Englischen (*to live in great state*) eigen, und auch im Russischen gibt es entsprechende Wort- und Begriffsverknüpfungen. „Ich bin eine obrigkeitliche Person, ich muß doch Figur machen,“ sagt der Amtmann in Ifflands Schauspiel „Die Jäger“. Figur machen, das wollen auch die Frauen immer. Ebenso muß es auffallen, daß der Beamte nicht weniger hochmütig auf das eigentliche Erwerbsleben herabsteht als die Frau. Seit nun dem Manne in den Kulturstaaten langsam die Mittel ausgehen, für die nobeln Passionen höriger Frauen aufzukommen, sangen diese an, mit ihrer Lage unzufrieden zu sein. Sie wollen sich emanzipieren, wollen aufhören, vom Manne wirtschaftlich abzuhängen, in ihm den Ernährer sehen zu müssen. Sie erkämpfen sich den Zugang zu Berufen, die bisher nur von Männern ausgefüllt wurden, und sie wissen auch, ihre spezifisch weiblichen Obliegenheiten bis auf die Pflichten einer Gattin und Mutter berechenbar zu machen. Ist es nun ein Wunder, daß die Beamtenbewegung in manchen Zügen an die ältere Frauenbewegung erinnert? Dem Staate gehen die Mittel aus, um das alte Machtverhältnis zu seinen Beamten aufrecht erhalten zu können. Deshalb können diese sich in ihre Lage nicht mehr schiden. Sie werden ihrer Standesvorteile überdrüssig, und möchten dafür am liebsten gleich die Freiheiten der eigentlichen Bürger eintauschen. Wenn einer den Frauenrechtlerinnen vorzuhalten wagte, die Frauen dürften nicht vergessen, daß die Männer sie ernähren, sie würden entrüstet, empört sein, wie die Teilnehmer einer Beamtenversammlung aufs äußerste em-

pört waren, als sie hörten, Herr von Kröcher habe gesagt, die Beamten ließen sich von den Steuerzahlern ernähren. Die Frauen wollen den Männern, die Beamten von Steuerzahlern gegenüber künftig als gleichberechtigte Mitarbeiter gelten, die auf Grund ihrer Leistungen einen Anteil am Ertrage der gesellschaftlichen Gütererzeugungen fordern dürfen. Bisher galten die Beamten im wirtschaftlichen Leben nur für Konsumenten — wie die Frauen. Erst jetzt, wo der Staat nicht mehr wie früher aus dem Vollen zu schöpfen vermag, besinnen sich die Beamten darauf, daß sie auch als Produzenten eine wirtschaftliche Rolle spielen. Sie sind zwar nicht unmittelbar an der Herstellung von Gütern beteiligt, aber sie wirken als Verkehrsbeamte bei ihrem Umlauf und ihrer Verteilung mit, und besorgen als Verwaltungsbeamte die damit unlöslich verknüpften Ueberwachungsgeschäfte. Das Beamtentum schützt das wirtschaftliche Leben vor Störungen und ist bei dem großen Vorgang mit tätig, der geistige und körperliche Kräfte in Rationalvermögen umformt.

An den Ergebnissen des freien bürgerlichen Erwerbslebens gemessen, entsprechen die Leistungen des Beamtentums indes keineswegs den Besoldungen, geschweige seinen Ansprüchen. Lehrt doch die Erfahrung immer wieder, daß fiskalische Betriebe bedeutend kostspieliger sind als private. Wenn die Beamten gleichwohl im allgemeinen schlechter gestellt sind als Angehörige freier Berufe mit entsprechender Vorbildung und Fähigkeit, so folgt daraus, daß der kategorische Imperativ der Pflicht, der das Beamtenleben regelt, ein schlechtes Mittel ist, menschliche Arbeit auszunützen. Solange der Staat nur die ihm überkommene Gewalt auszuspielen brauchte, um von der unterworfenen Bevölkerung genügend Mittel zu erhalten, die Beamten standesgemäß zu versorgen, solange konnte es diesen ziemlich gleichgültig sein, ob eine bestimmte Aufgabe mit einem größeren oder geringeren Aufwande von Kraft und Zeit ausgeführt wurde. Ebensovienig hatte man Veranlassung, seine persönlichen und Standesinteressen denen des Bürgertums nachzustellen, geschweige dienstbar zu machen. Daher kommt es, daß in Städten, die der Sitz vieler Behörden sind, das gewerbliche Leben nicht zu gedeihen pflegt. So haben sich zum Beispiel bei Ammenborn, das zwischen Halle und Merseburg liegt, im Laufe der Zeit viele bedeutende industrielle Werke, vor allem Maschinenfabriken, angesiedelt, deren Gründer vorher in Merseburg, wo Kohlen und Erze viel bequemer und billiger herbeizuschaffen sind, vergeblich behördliche Konzessionen zu erlangen gesucht hatten. Die Entwicklung Merseburgs verkümmerte infolgedessen, es blieb eine Beamtenstadt mit teuren Lebensverhältnissen und stillstehender, ärmlicher Bevölkerung. Auf solche Weise wirkt die Bureaukratie wieder dabei mit, daß die großen Städte von dem neuzeitlichen Wirtschaftsleben zu Riesennißgebilden aufgeblasen werden. Ammenborn wächst mit seiner rasch zunehmenden Arbeiterbevölkerung langsam an Halle heran, das es früher oder später ein gemeinden wird. Wäre Merseburg nicht der Sitz so vieler industriefeindlicher Behörden, so hätte jene Entwicklung das Wachstum dieser Kleinstadt gefördert und der unheilvollen Zusammenballung von Menschenmassen in den Großstädten entgegengewirkt. Nun soll für den Beamten im wirtschaftlichen Leben eine Sonderstellung angebracht sein, weil er der Allgemeinheit dient. Eine Beschränkung seines Selbstbestimmungsrechts und seiner Bewegungsfreiheit soll geboten sein, um das Allgemeinwohl zu sichern. Aber klingt es nicht merkwürdig, daß der Mensch um so weniger frei sein soll, je mehr er der Allgemeinheit nützt? Da müßte ja der krasseste Egoist den meisten Anspruch auf Freiheit haben. Auch der geringste Handarbeiter dient der

Allgemeinheit; denn er ist ein Glied des nationalen Wirtschaftsorganismus, und je weiter die Arbeitsteilung fortschreitet, desto größer wird der Kreis, für den der Einzelne unmittelbar tätig ist. Es kann also keine Besonderheit des Beamtenstandes sein, daß er der Allgemeinheit dient, wohl aber wirkt kein anderer Stand so unmittelbar für den ganzen Kreis der Volksgenossen. Deshalb findet man es in der Ordnung, daß dem Beamten verboten ist zu streiken oder mit andern politischen Mitteln eine wirtschaftliche Aufbesserung anzustreben. Gesezt aber, sie dürften alles tun, was man den Handarbeitern längst nicht mehr übel nimmt, so würden sie doch mit solchen Freiheiten außerordentlich vorsichtig umgehen. Denn je mehr ein Beruf durch Arbeitseinstellungen oder andere wirtschaftliche Kampfmittel der Allgemeinheit zu schaden vermag, desto größer ist für ihn die Gefahr, daß er sich dadurch selbst schadet. Eine Gruppe von Hand- oder Kopfarbeitern kann wohl gegen ihre Arbeitgeber, aber nicht gegen die öffentliche Meinung einen Streik durchführen, am wenigsten sind hierzu Beamte imstande und um so weniger, je freier sie sind, je größer also ihre Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit ist.

Die Steuerzahler, die alles Risiko der Produktion allein tragen, haben das Nachsehen. Wären die Beamten an jenem Risiko beteiligt, so würden sie sich hüten, irgendeine Arbeitsbiene zu belästigen. Die ganze geplante Verwaltungsreform, durch die kaufmännischer Geist in die Bureaucratie einziziehen soll, mutet mich an wie jenes Abenteuer, wobei sich Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ans Ufer herauszog. Bureaucratie bleibt Bureaucratie, solange der einzelne Beamte nicht für Leistungen, sondern für Dienste bezahlt wird, solange sein Fortkommen nicht von der Einwirkung seiner Arbeit auf das gesamte wirtschaftliche Leben abhängig gemacht wird, solange seine Arbeitskraft nicht als Ware gilt, deren Preis sich nach Angebot und Nachfrage regelt. Das geschieht ja im Grunde auch jetzt, aber auf Umwegen und unter wahnwitziger Kraftvergeudung.

Otto Corbach.

Zur Kritik des Marxismus

Von Dr. Otto Buel.

Die Grundthese der materialistischen Geschichtsauffassung ist: Die Produktion und nicht die Verteilung ist das Fundament der gesellschaftlichen Kultur.

Der Produktionsprozeß soll das Gesetz des geschichtlichen Fortschritts enthüllen — das ist der Leitgedanke der Marxschen Geschichtsphilosophie. Wie aber ist dieser geschichtliche Fortschritt zu bemessen? Es gibt keinen exakteren Maßstab, als den der Entwicklung der Produktion, die den Grad der Beherrschung der Natur durch den Menschen angibt. Worin besteht nun dieser Fortschritt der Produktion? Offenbar in nichts anderem als in der Entwicklung der gesellschaftlichen Technik, und diese selbst wird ihrerseits durch eine und nur durch eine Größe gemessen: durch das Verhältnis der menschlichen Arbeit zum Quantum der erzeugten Güter — ein Satz, der noch von keinem Gelehrten angezweifelt worden ist. Wir befinden uns also auf durchaus festem, unerschütterlichem Boden, wenn wir sagen, nur da könne von einem technischen Fortschritt die Rede sein, wo auf das dasselbe Quantum Arbeitszeit ein immer größeres Quantum von Gütern kommt, oder was dasselbe ist, wo die Herstellung derselben Ware eine immer geringere Menge von Arbeit erfordert, das heißt in Arbeit gerechnet billiger wird. Steht das aber fest, so ist andererseits klar, daß es im Interesse des menschlichen Fort-

schriffs liegt, eben diese Arbeit und nur sie nach Möglichkeit zu ersparen, da ja in dieser Arbeitersparnis die technische Entwicklung sich vollzieht. Es muß also in einer rationalen Wirtschaftsordnung eine beständige Kontrolle über die verausgabte Arbeit geführt werden, und dies ist nicht anders möglich, als indem die Waren nach der in ihnen verkörperten Arbeitszeit eingeschätzt und bewertet werden, d. h. indem auch im Tauschprozeß die Ware selbst nur nach der in ihr steckenden Arbeit bemessen wird. Das aber ist ja nichts anderes, als das Wertgesetz, wie es Marx im ersten Bande des Kapitals aufgestellt und formuliert hat. Das Wertgesetz ist also das Gesetz der rationalen Produktion, es ist der Regulator des technischen Fortschritts und der zugleich über den Fortschritt der menschlichen Kultur wacht. — Wie steht es nun aber in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung? Nach der Arbeitsrechnung kann es prinzipiell keinen Profit geben, denn die vor dem Arbeitsprozeß disponible und im Arbeitsprozeß umgesetzte Arbeit ist genau der in der Ware verkörperten Arbeit gleich. Die Arbeit selbst vermehrt sich nicht, wenn auch die Waren sich vermehren. Wenn also das Geld die Arbeit Maße, so könnte es keinen Uberschuß in Geldform geben, da ja die ausgegebene Arbeit der im Produkt wiedergewonnenen genau gleich ist. Nun aber ist der Geldprofit in der kapitalistischen Gesellschaft eine Tatsache und diese Tatsache weist darauf hin, daß die Arbeitsrechnung, die für jede rationale Wirtschaft Geltung hat, in der kapitalistischen Gesellschaft nicht volle Berücksichtigung findet. Die Existenz des Profits zeigt an, daß in der herrschenden Gesellschaft etwas nicht stimmt, daß in ihrem wirtschaftlichen Prinzip ein Fehler steckt, der sich mit seiner ganzen Schwere auf den technischen Fortschritt legen muß. Wodurch kommt also den Profit zustande, d. h. wie entsteht diese Zahl, die dem Unternehmer im produktiven Prozeß einen Uberschuß in Geldform garantiert? Dieser Profit ist nur möglich durch die fehlerhafte Gestalt, die das Wertgesetz in der modernen Warenproduktion angenommen hat. Es ist der Fettschmelzcharakter der Warenform, der das Phänomen des Profits erklärt. Die Gesellschaft verlangt, daß die Arbeitszeit gespart werde. Diese Forderung kommt nun dem Individuum in der Form zum Bewußtsein, daß es die im Gegenstande verkörperte Arbeit schätzen solle; diese Arbeit aber wird als eine Eigenschaft des Gegenstandes gedacht, und so kommt es, daß der Kapitalist nicht die Arbeit selbst, sondern den Gegenstand, die Ware schätzt und demnach zu sparen sucht, die als der Träger des Arbeitswertes erscheint. Nun aber nimmt nach den Gesetzen der kapitalistischen Produktion die Arbeit selbst die Form der Ware an. Der Kapitalist kauft sie, d. h. die Arbeitskraft des Arbeiters, zu dem Wert, der in ihr selbst vergegenständlicht ist, d. h. zu dem Wert, der ausgegeben werden mußte, um sie zu erzeugen. Dieser Wert ist gleich dem Lohn, d. h. gleich den notwendigen Gütern, die zur Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft des Arbeiters erforderlich sind. Die Arbeitsmenge, in der diese Güter erzeugt werden, ist jedoch keineswegs gleich, sondern stets kleiner als die, welche die so produzierte Arbeitskraft ihrerseits zu entfalten und zu realisieren vermag, mit anderen Worten: der Arbeiter erzeugt nur in einem Teil der Zeit, während der er im Betriebe beschäftigt ist, seinen Lohn, der Rest — die Mehrarbeit — fällt dem Kapitalisten zu. Und hiermit ist nun auch der Ursprung des Profits erklärt. Der Kapitalist spart nur die in Warenform verkörperte Arbeit, d. h. nur den Lohn — nur dieser gilt ihm als Arbeitskosten, die Mehrarbeit spart er nicht, sondern sucht sie vielmehr zu erhöhen; daher rechnet er sie auch nicht zu den Aus-

gaben der Produktion; und es ist somit gar nicht verwunderlich, wenn dieser auf der Seite der Ausgaben unterschlagene Posten nachträglich unter den Einnahmen als Profit wieder erscheint. Der Profit ist somit ein Fehler in der kapitalistischen Buchführung, der eine Unregelmäßigkeit und Verwirrung in die ganze menschliche Wirtschaft bringt. Der Kapitalist spart einen Teil der menschlichen Arbeit, während er einen anderen vergeudet. Das echt menschliche wirtschaftliche Prinzip aber fordert kategorisch eine Ersparnis der gesamten Arbeitskosten, denn nur darin liegt eine Garantie für einen stetigen und geregelten technischen Fortschritt und damit für den Fortschritt der Gesellschaft. Der Kapitalismus vereitelt daher die gesellschaftliche Kontrolle über diesen Fortschritt, indem er ein fehlerhaftes und ungenügendes Sparprinzip in die Ökonomie einführt, und in der Tat sehen wir auch, daß die Gesellschaft und die Entwicklung der Produktionskräfte durchaus nicht in dem Maße vorwärts schreiten, als dies bei einer rationellen Wirtschaft möglich wäre. Daher ist andererseits jede auf Erhöhung des Lohnanteils gerichtete Bestrebung eine Kulturtat von bleibender Bedeutung, indem sie ein Anstoß zur Entwicklung der Technik wird. Die Arbeiterklasse aber ist die einzige Klasse, deren vitales Interesse es ist, die Differenz zwischen der im Lohn verkörperten und der gesamten Arbeitszeit zu verringern und schließlich ganz aufzuheben. Erst damit wäre der Fehler des Profits endgültig beseitigt und wahrhafte menschliche Wirtschaftsprinzip an die Stelle des fehlerhaften kapitalistischen gesetzt. Das Proletariat aber ist der Träger dieses menschlichen Wirtschaftsprinzips, mit dem sein eigenes wirtschaftliches Interesse aufs engste verknüpft ist. In diesem Zusammenfallen des persönlichen und des allgemeinen Kulturinteresses liegt die Macht der proletarischen Bewegung und die Garantie ihres künftigen Sieges.

Was hat nun die bürgerliche Kritik gegen diese klare und in ihrer logischen Evidenz so zwingende Theorie einzuwenden vermocht? Es ist allerdings ein sehr ernstes und in seinem scheinbaren Gewicht sehr eindrucksvolles Argument, das sie gegen die gesamte Werttheorie ins Feld führt. Sie bestreitet ganz einfach den Bestand und die Geltung des Wertgesetzes, ja, was noch mehr bedeutet, sie beruft sich mit einem gewissen vorgeblichen Recht auf Marx selbst, der in seinem 3. Bande das „Kapital“ seine ganze Werttheorie nicht mehr noch weniger als zurückgenommen haben soll. Verhält es sich nun aber wirklich so, wie man es in jedem Lehrbuch der Nationalökonomie lesen kann, und wie steht es denn nun eigentlich mit dem berühmten „Widerspruch“ zwischen dem 1. und 3. Bande? Die Arbeit ist der Quell des kapitalistischen Profits, insofern der Unternehmer jedem Arbeiter einen Teil des von ihm erzeugten Wertes vorenthält. Somit müßte der Profit der Zahl der in einem Betriebe beschäftigten Arbeiter oder dem Arbeitslohn proportional sein. Dem ist aber keineswegs so. Es gibt Betriebe, in denen die Ausgaben für den Lohn sehr klein, dagegen die für Maschinen und konstantes Kapital sehr groß sind, und es gibt Betriebe, in denen es sich gerade umgekehrt verhält. Und doch werfen durchschnittlich alle Unternehmungen einen gleichen Profit ab. Die Warenpreise werden also wie es scheint nicht durch das Wertgesetz geregelt, sondern durch die Konkurrenz, welche die verschiedenen Profitraten zu der einen Durchschnittsprofitrate nivelliert. Mit anderen Worten: das Wertgesetz erfährt in der kapitalistischen Gesellschaft eine Ablenkung durch die Konkurrenz, und zwar in der Weise, daß der Gesamtprofit sich proportional den Anteilen am Gesamtkapital verteilt; es ist dieses Gesetz, das nunmehr die Preise regelt. Das Wertgesetz reicht in der Tat nicht

aus, um die Marktpreise daraus abzuleiten — das ist der große Vorwurf, den die Kritik gegen die Marxsche Theorie schleudert — ein Vorwurf freilich mit dem Marx der bürgerlichen Kritik selbst — und zwar nicht erst im dritten, sondern schon im ersten Bande zuvorgekommen ist. Aber was das denn überhaupt der Zweck und die Aufgabe, die Marx mit dem Wertgesetz verfolgte? Hätte er freilich kein anderes als das rein kaufmännische Interesse gehabt, eine Preisliste der Waren für die einzelnen nationalen Märkte aufzustellen, dann hätte er sich seine Aufgabe allerdings weit leichter machen können, — so leicht, wie die Vulgäroökonomie es sich heute noch macht, indem sie die Warenpreise in echt merkantilistischer Weise aus den Produktionskosten bei gegebener Profitrate herausrechnet, wobei die Frage nach dem Ursprung und der Herkunft des Profits immer noch offen bleibt. Aber was Marx erstrebte, war eben etwas grundsätzlich anderes; seine Lehre wollte eine Theorie unseres gesamten KulturSystems auf der Grundlage der Wirtschaft und vor allem der Produktion sein, eine soziologische und geschichtsphilosophische Theorie, die die großen sozialen Bewegungen der Menschheit und das Ziel, zu dem sie hinstreben, unter einem übergreifenden Gesichtspunkt zusammenfassen, und die zuletzt auch ein Urteil über unsere Epoche und die moderne kapitalistische Wirtschaftsordnung erlauben sollte. Marx hat sehr wohl gesehen, daß das Wertgesetz in seiner reinen Form, wie es im 1. Bande des Kapitals aufgestellt war, durch die kapitalistische Konkurrenz verletzt wird. Aber war damit das Resultat seiner Untersuchung auch nur im geringsten tangiert? Sehen wir einmal zu: Der Kapitalist findet dank der Konkurrenz eine feste Durchschnittsprofitrate vor, die abzuändern nicht in seiner Macht liegt. Zugleich aber ist es sein Bestreben, den Preis nach Möglichkeit zu reduzieren; dieser setzt sich jedoch zusammen aus den Produktionskosten des Kapitalisten, d. h. aus der von ihm bezahlten, in Warenform verkörperten Arbeit und dem darauf geschlagenen Profit; an der Profitrate kann er nicht sparen; will er also den Preis herabsetzen, so kann er es nur, indem er an den Kosten, also an der bezahlten Arbeit (am Kapital und am Lohn) spart. Wiederum also ist der Posten der unbezahlten Mehrarbeit nicht berücksichtigt, es ist genau so geblieben, wie es im 1. Bande dargestellt wurde: ein Teil der Arbeit wird unterschlagen, um nachträglich als Profit wieder zu erscheinen. Die kapitalistische Ökonomie ist genau so fehlerhaft geblieben, wie sie war, ja, sie erscheint noch weit fehlerhafter durch die Verschiebungen der Preise, die das Wertgesetz nur noch ungenauer widerspiegeln als vordem. Wo liegt denn nun der vermeintliche Widerspruch zwischen dem 1. und 3. Band? Es ist ja Wort für Wort dieselbe Lehre. Vielmehr ist der Kritik ein komisches Versehen unterlaufen. Sie hat den Widerspruch in der Sache selbst für einen Widerspruch in der Theorie genommen. Freilich gilt das Wertgesetz nicht mit derselben Strenge in der Sphäre der Verteilung, wie es für die Sphäre der Produktion gilt; aber dieser Umstand verbessert nicht etwa die Situation der Apologeten des Kapitalismus. Im Gegenteil. Wenn das Wertgesetz für die Preise nicht bloß bedingterweise sondern gar nicht gälte, so hieße dies ja, daß die Kapitalisten überhaupt nicht in Arbeit rechnen, d. h. daß sie sich schlechtthin und gar nicht um den Fortschritt der Technik und damit um den materiellen Wohlstand der Menschheit kümmern, während sie es doch an Marx, zwar nicht im vollen Umfange, doch aber innerhalb bestimmter Grenzen tatsächlich tun. Darin liegt ja gerade die relative Rechtfertigung des Kapitalismus, während die Behauptung: das Wertgesetz habe nichts mit den Preisen zu tun, einer vernichtenden

Selbstverurteilung des Kapitalismus gleichkommt.

Der Kapitalismus entwickelt die Technik nicht absolut. Da er nicht schlecht hin darnach trachtet, die Waren — nicht in Geld — sondern in Arbeit zu verbilligen, bietet er keine Garantie dafür, daß nicht statt verbesserten und vollkommenerer, veraltete und rückständige Produktionsweisen eingeführt werden. Der Kapitalist strebt lediglich nach einer hohen Profitrate, er rechnet in Geld und diese Rechenmethode läßt ihm oft eine Rückkehr zu minderwertigen und unvollkommenen Produktionsformen als vorteilhaft und erwünscht erscheinen, wie wir es denn auch beobachten können, daß dort, wo die Arbeitskräfte billig sind, die Maschinen durch solche ersetzt werden. Aber gerade in diesem Streben nach einer hohen Profitrate stößt er auf einen Widerstand: das ersehnte Ziel entschlüpft immer wieder seinen Händen. In seiner Jagd nach einer hohen Profitrate bemerkt er nicht, daß er sein eigenes Werk zerstört. Die Profitrate sinkt anstatt zu steigen, und er ist es, der in seiner individualistischen Eigensucht dieses Sinken verursacht. So treibt er selbst zu jener großen Krise hin, der letzten, die nicht anders als mit dem Untergang des Kapitalismus enden kann. Die Gesellschaft entläßt den schlechten Verwalter ihres Kapitals um sich an seine Stelle zu setzen. Damit erreicht die kapitalistische Wirtschaft ihr Ende, um der menschlichen sozialistischen Platz zu machen.

Glossen

„Gesunden“!

Ich lese in der Staatspremier-Zeitung vom 20. September d. J., Nr. 221, und gleichlautend in einer Nummer der angeblich deutschen Germania die mich betreffende Notiz:

„Gesunden haben sich endlich zwei bekannte Männer, die wohl schon lange zusammengehört haben: Professor Dr. Gurliitt und — der Jehngebote-Hoffmann! Die Anzeigen der Berliner freireligiösen Gemeinde bringen folgende niedliche Zusammenstellung: 1. Am Sonntag . . . Referent Herr Professor Dr. Gurliitt: „Wäberne Weltanschauung und Kirche.“ Diskussion, geselliges Beisammensein und Tanz. Eintritt 10 Pf., Tanz 25 Pf. 2. Sonntag . . . Referent Landtagsabgeordneter Wolf Hoffmann: „Diskussion, geselliges Beisammensein und Tanz. Eintritt 10 Pf., Tanz 25 Pf.“ Die Vorbereitung für eine fidele Tanzstimmung durch derartige Weltanschauungsvorträge ist durchaus nicht übel.“

Dazu habe ich zu bemerken: Ich kenne Herrn Hoffmann nicht persönlich, halte ihn aber allerdings seines derben Freimutes wegen sehr viel höher als die große Masse unserer gesinnungsschwachen Zeitgenossen, die uns einen Glauben vorheucheln, den sie selbst gleich nicht mehr glauben. Ich finde es nicht überraschend, daß die freireligiöse Gemeinde zwei freireligiöse Männer zwei Sonntage hintereinander Vorträge halten läßt. Es ist jedenfalls die Zusammenstellung von Hoffmann und mir als zwei Vertretern von kirchlicher Politik, lange nicht so überraschend wie die Tatsache, daß sich die von Rom her inspirierte katholische „Germania“ und die angeblich gutprotestantische „Staatsbürger-Zeitung“ gefunden habe, wo es gilt, gegen Aufklärung und geistigen Fortschritt zu kämpfen. Dieses gegenseitige Verstehen, diese wechselseitige Liebe wird, so hoffe ich von ganzem Herzen, das schwarze Paar nachträglich noch Tränen kosten. Was in meinen schwachen Kräften steht, ihnen die Freuden der Seelengemeinschaft zu trüben, soll gerne geschehen.

Unsere nächsten Hoffnungen gelten den nächsten Reichstagswahlen. Da wollen wir es den verpfassten Herrschaften einmal gründlich besorgen.

Ob in den obigen Versammlungen wirklich nach den Vorträgen getanzt werden soll, weiß ich nicht. Ich habe bisher ganz allgemein meine Bereitwilligkeit ausgesprochen, vor der freireligiösen Gemeinde zu sprechen, weiß auch nichts von der Festsetzung eines Tages und von der Anordnung der Feste, die ich noch nie mitgemacht habe. Aber einerlei! Wir sind ja durch die Praxis der Kirchen schon daran gewöhnt, daß erst gepredigt und dann getanzt wird, so bei Hochzeiten, bei Kirnesh und auch sonst. Ich finde also daran nichts Anstößiges, nichts, was vernünftigen Menschen zu spöttischen Bemerkungen Anlaß gibt, wenn auch nach meinem Vortrage das junge Volk tanzen sollte. Wir predigen ja nicht Buße und Lebensabkehr, wir schelten ja nicht auf das irdische Jammertal und quälen die Seelen nicht mit Androhungen des Fegefeuers und ewiger Seelenpein. Im Gegenteil, wir prüfen mit Gründen der Vernunft, mit welchem Rechte solche Lehren heute noch gepredigt werden dürfen. Das ist eine gar lustige Sache. Ich habe mit Friedrich Nietzsche die Ueberzeugung: „Die Menschen haben sich zu wenig gefreut, das ist ihre Erbsünde.“ Deshalb empfehle ich eine frohe Lebensführung. Von allen Gestalten der modernen Gesellschaft sind mir die Muder die unerträglichsten, ihnen gilt mein Kampf. Darin finde ich mich auch noch mit Herrn Hoffmann. — Will's wenigstens hoffen!

Prof. D. Gurliitt.

Der Arme. Ist der Arme ein Mitglied oder ein Feind der Gesellschaft?

Überall findet er den Boden besetzt; kann er die Erde für sich selbst bebauen?

Nein, denn das Recht dessen, der zuerst die Erde in Besitz genommen, ist zum Eigentumsrecht geworden.

Kann er die Früchte sammeln, die die Natur dem Menschen am Wege reifen ließ?

Nein, denn dies ist ein Recht, das das Gesetz beschützt.

Kann er Wasser schöpfen aus einer Quelle, die in einem Felde liegt?

Nein, denn der Eigentümer des Feldes ist infolge des Erbrechts Eigentümer der Quelle.

Kann er sterbend vor Durst und Hunger das Mittel seinesgleichen ansehen?

Nein, denn es gibt Gesetze wider das Betteln.

Kann er, überwältigt von Müdigkeit und ohne Dach, auf der nackten Erde schlafen?

Nein, denn es gibt Gesetze gegen Landstreicherei.

Was kann also dieser Unglückliche?

Er wird Euch sagen: Ich habe Arme, Verstand, Kräfte, Jugend, nehmt dies alles und gebt mir ein Stück Brot.

So machen es und so sprechen die Proletarier; aber zu gleicher Zeit könnt ihr dem Armen antworten: Ich habe keine Arbeit für Euch.

Was wollt Ihr, daß ich mache?

Und da die Verhältnisse so liegen, wie könnt Ihr die Notwendigkeit leugnen, die fürchterliche und enorme Magenfrage zu lösen?

L. Blanc.

Aus den Niederungen des Presse-Betriebes. Nichts ist für den Tiefstand des „nationalen“ Gedankens charakteristischer, als die Presse, der dieser Gedanke zu Willen sein muß. Da erleidet Frankfurt a. M. nun schon geraume Zeit ein „nationalgesinntes“ Druckpapier, das sich Fackel nennt. Ein ungewisser Müller-Herfurth ist der Verantwortliche dieser Wochenschrift und — ihr poet.

diese „Fadel“ bekämpft die rote Gefahr nicht nur mittels erbärmlicher Prosa; der besagte Müller-Herfurth „dichtet“ auch. Er reißt grausam alles nieder, was sich dem Teufelskum in den Weg stellt. Hier einige Proben:

Die sozialistischen Hungerdemonstranten in Wien.

Der Kaufmann, dem es doch viel schlimmer
Wie Euch geht, bleibt in seinem Zimmer
Und darbet, wo es Niemand sieht,
Indessen Ihr mit lautem Johlen
Und Brüllen, auf beschwingten Sohlen,
Durch sehr belebte Straßen zieht.

..... Rabaugesellen
Seid Ihr, und wenn man will Rebellen,
Sofort bereit zum Hochverrat,
Deshalb muß man's in Ordnung finden,
Wenn Euch mit ihren Feuerfächeln
Des Reiches Soldateska naht.
Dann laufen schleunigst Eure Führer
Davon, die meist noch Zeitungschmierer
Und wüste Demagogen sind.
Sie lassen feige Euch im Stiche
Und Ihr kommt in des Teufels Küche,
Ins Unglück oft mit Weib und Kind. —

Nein, der nationale Gedanke, der Stammes wie diesen M. G. zu seinen Vertretern hat, ist nicht mehr zu retten.

Die Kriegsfurie ist los! Wenn diese Beilen vor dem Leser erscheinen, hat vielleicht schon der Militarismus gewissenlos die ersten Opfer gefordert. Das große Wort hebt an — mit Gott für König und Vaterland! Vernünftige Wesen stürzen auf Verlangen einer Macht, unter der sie schon in Friedenszeiten stöhnen, wie böse Tiere auf andere vernünftige Wesen, die ihnen persönlich nichts zuleide getan haben, los und zerfleischen sich.

Und die Kulturwelt? Wo ist die gepriesene Kulturwelt. Stehen die „Kulturträger“ auf gegen die Schmach, die der Krieg dem Jahrhundert zufügt? Wo sind unsere Friedensfreunde? Wo bleibt die Aktion des internationalen Proletariats, jetzt, da man ihre Brüder zur Schlachtbank führt?

Wenn man ein eigenes Blatt besitzt. In der Druckschrift, die Breitscheid herausgibt, finde ich unterm 23. Sept. über Breitscheids Triumphzug durch den Düsseldorf-Wahlkreis auf einer einzigen Seite folgende Herrlichkeiten:

Düsseldorf-Derenborn. Vor gutbesuchter Versammlung sprach am 14. September Herr Dr. Breitscheid im Lokale des Herrn Lichellamp. Der Redner ging in gewohnt glänzender Weise mit der unehrlichen Politik des Zentrums ins Gericht und entfesselte wiederholt den lebhaftesten Beifall der Anwesenden; sogar ein Polizeikommissar sprach den Demokraten seine Sympathie aus. Ebenso interessant verlief eine an demselben Abend stattfindende demokratische Versammlung in Unterrath. In später Nachtstunde erschien noch Dr. Breitscheid und hielt eine begeisterte Ansprache.

Düsseldorf. . . . Redner waren der Abg. Lattmann und Liz. Mumm und Herr Hertentrath selber. Die Diskussion setzte den Dreien böß zu. Ihren Höhepunkt erreichte sie, als Dr. Breitscheid das Wort nahm. Auch gegnerische Blätter bringen Berichte voll Bewunderung über die Art und Weise, wie Dr. Breitscheid mit den Unseligen ins Gericht ging. Alles jubelte.

Hilden. . . . Dr. Breitscheid erschien und fand mit seiner Ansprache freudigen Widerhall. —

Benrath. Eine stark besuchte Versammlung begrüßte Dr. Breitscheid, als er den Saal betrat, mit lebhaften Hochrufen.

Kaisersaal. Die Versammlung war vom Kommen Dr. Breitscheids durch Flugzettel unterrichtet. . . . Gleich darauf erschien Dr. Breitscheid, von ungeheurem Jubel fast der gesamten Versammlung begrüßt. Immer von neuem wiederholten sich die begeisterten Ovationen. Dr. Breitscheid betonte. . . . Und während er so mit Wig und Schärfe — trotz der zahlreichen Versammlungen, die hinter ihm lagen — sprach, brauste immer neuer Beifall zu ihm hinauf. Unter stürmischen Kundgebungen verließ er die Tribüne. Draußen wiederholten sich dann noch mehrfach die Hochrufe und Beifallstürme. . . .

Wohlgemerkt: die Berichte sind erschienen, nachdem Feld Breitscheid den bösen Meinsall erlebt hatte! . . . Ja, selbst der blamable Ausgang der Wahl ließ Breitscheid noch den Mut, folgendes „Nachwort“ in seinem Blatte zu veröffentlichen:

„Die Düsseldorf-Wahl ist vorüber. Sie hat der Demokratischen Vereinigung mehr Stimmen gebracht, als Kenner der Verhältnisse berechneten. Darüber hinaus aber noch hat sie die Demokratische Vereinigung in Düsseldorf zu einer populären Partei gemacht, — und ihrem Kandidaten Dr. Rub. Breitscheid die Aufmerksamkeit und Achtung aller politisch interessierten Kreise gewonnen. Niemand wurde das klarer als am Wahlabend selbst. Wer wie ich an diesem Abend in der zehn-, vielleicht gar dreißigtausendköpfigen Menge stand, die sich vor dem Heim des „Generalanzeigers“ drängte, um dort die Wahlergebnisse zu erfahren, der vernahm keinen Namen häufiger als den Dr. Breitscheids.“

Stimmt! Man vernahm keinen Namen häufiger — doch es war, wie ich versichern kann, die Empörung, die dem Träger dieses Namens den Bortwurf machte, den Sieg des Sozialdemokraten im ersten Wahlgange vereitelt zu haben! Es ist doch wahrlich ein starkes Stück, Empörung in „Jubel“ umzudeuten.

Die Befangenen

Sie kommen jeden Mittag so vorbei:
Mit Schaufeln auf den schwer gebückten Nacken
Und Beilen, Brettern, Stangen oder Hacken,
Was sie wie eine letzte Waffe packen —
Und alle waren einst, wie wir, ganz frei!
Nun aber hält sie fest ein fürchten streng:
Sie gehen schen und bitter, stehn und schielen
Nach unsern weiten Höfen und den Dielen,
Wo lachend unbehindert Kinder spielen. . . .
Ihr Leben aber ward so klein, so eng!
Daß immer müssen sie getrieben ziehn
Wie Schlachtvieh, und daß wellenden Genossen
Das ganze Dasein dunkel dort verschlossen,
Und alle Pein und aller Rausch von Poffen
Dort ihnen wird, von wo sie nie mehr fliehn.

Und Andre noch, die nie mehr solches sehn:
Die Fenster und die Türen und den Wein
Um liebe Lauben und auf weiten Wässern
Den Sonnenschein und von verlebten Prassern
Hochmütige Gebärden, was zu Hassern
Sie macht, die mit verborgnem Ingrimme gehn —

Und die auch Hasser nicht mehr dürfen sein,
 Und denen Morgen nur ein Frührot ist
 Und ihres Sterbens graufiges Geräste,
 Ein letzter, tiefster Schrei in weher Wüste,
 Da ein Verstörter, Dulder mehr als büßte —

Doch Diese leben, und es lebt die List,
 Die von dem Draußen träumt und einem frei
 Wie Jener Sein, die vor den Toren lauern,
 Sich stolz und müßig rädeln an den Mauern,
 Verächtlich blinzeln in den Fenstern lauern
 Und immer frei sind . . . immer, immer frei!

Sie kommen jeden Mittag so vorbei:
 Mit Schaufeln auf den schwer gebückten Nacken,
 Die sie wie eine letzte Waffe packen.

Reisse.

Max Herrmann

Charles de Coster

Von Ernst Stadler.

II.

„Ulen Spiegel.“

Dieses Werk hat den geräumigen, breit ausladenden Bau einer Symphonie. Eine Melodie hebt an. Sie ist einfach, kindlich, von einer hellen, ruhig ausströmenden Heiterkeit. Ein zweites Thema löst sie ab. Es ist kurz, herrisch, steigt in steilen Rhythmen aufwärts und sinkt in einer jähen Dissonanz zusammen. Und wieder klingt, ruhig, beschwichtigend, die erste Melodie. Und wieder bricht in ihr Ende das andere herrische Motiv. Sie wechseln sich ab, laufen hintereinander her, ohne sich zu treffen, scheinbar durch Welten getrennt und doch schon eines dem anderen nahe in der dunklen Bedrückung, die immer enger und mit immer schwererer Schicksalsahnung die erste Weise umlagert. Und dann stoßen sie plötzlich ineinander. Eine rasende Schlacht hebt an. Eine Weile scheint es, als sei von den jagenden, sich überstürzenden Disharmonieen jene erste Tonfolge für immer fortgerissen. Aber mit einem Male schwingt sie sich leise und bald immer sieghafter aufleuchtend zwischen den Dissonanzen aufwärts, noch immer die alte kindliche Weise, aber nun gestrafft, funkelnd in kämpferischer Rhythmik wie ein helles Freiheits- und Siegeslied. Und von nun an verstummt sie überhaupt nicht mehr. In tausend Umkleidungen, Verhüllungen, Maskierungen, bricht sie immer wieder hervor, bald heimlich sich durchwindend, bald breit einfallend, und noch am Schluß, da sie auf immer verstummt scheint, steigt sie jählings wieder empor, und aus den jubelnden Akkorden ihre Aufstiegs bröhnt es wie ein befreiendes Lachen.

Nur das erste Buch von De Costers Roman zeigt Ulen Spiegel als den traditionellen Helden der Narrenstreiche und Jahrmärktspäße. Da er zu Beginn des zweiten Buches wieder auf Wanderschaft zieht, ist er ein anderer. An seinem Herzen schlägt das Seidenfädchen mit der Asche des Klau, seines als Reher verbrannten Vaters, das ihm die Mutter Soetkin um den Hals hing, ehe sie der grausamen Folter erlag. Aus dem Hause seiner geliebten Mele und ihrer Mutter Katheline, die den Verstand verlor, da man ihr in schändlicher Tortur das Haupt versengte, zieht er hinaus, der großen Aufgabe entgegen, die ihm sein Herz und die geheimnisvollen Stimmen beim Sabbath

der Frühlingsgeister gemiesen. Der Narr wird zum Kämpfer, zum grimmigsten, maßlosesten, gefährlichsten Feind der spanischen Herrschaft. Unter der Maske des Possenreißers treibt er den dumpfen Groll des Volkes zur offenen Rebellion, trägt er geheime Kundschaft, belauscht er den Feind in tausend Schlupfwinkeln, beschafft er Waffen, schlägt er Verräter. Kein Kampf wird gefochten, kein Sieg errungen, an dem er nicht irgendwie Teil hätte. Er ist der Geist Flanderns, der freudige, helle, seßhafte, der ruhelos umherirren muß, bis das Werk vollbracht und das Vaterland befreit ist.

Diese Geschichtsspiegelung sucht keine Objektivität. Sie fragt nicht nach den tieferen Zusammenhängen, die allem geschichtlichen Geschehen seine Notwendigkeit und seine Rechtfertigung geben. De Coster sieht nicht die Umsfänge und den langen Schicksalsweg, der zur Unterdrückung des Landes hinführt. Er sieht nur eines: die Leiden seines Volkes. Er sieht die schamlosen Erpressungen der fremden Ausbeuter, die Martern der unschuldig Beklagten, die flammenden Scheiterhaufen der Verurteilten. Und aus Liebe und Haß zeichnet er sein Bild. Dies ist das flämische Volk: Offen, großherzig, sinnenfreudig, der Arbeit zugehen und allen frohen Genüssen dieser reichen Erde. Und dies ist der Spanier: grausam, asketisch, Feind aller hellen Sinnlichkeit und des großen, freien Willens zum Leben. So entstehen die maßlosen Zerrbilder Karls V. und Philipps II., grandios durch die Unbändigkeit des Hasses, der sie erschaffen. Aber so auch wächst das Werk über seine historische und nationale Idee hinaus zu einer höheren, allgemein menschlichen Symbolik. Die große und heilige Sinnenfreude, die im flämischen Volke lebt, ist durch keinen noch so mächtigen Unterdrücker auszulöschen. Immer wieder triumphiert das Leben, und Ulen Spiegel, der schon Begrabene, springt aus dem Boden, nicht, schüttelt den Sand aus den Haaren, packt den Pfarrer an der Kehle und ruft, indem er die Liebste umarmt: „Begräbt man Ulen Spiegel, den Geist, und Mele, das Herz, das Herz der Mutter Flandern? Auch sie kann schlafen, aber sterben, niemals.“

Vor De Coster gibt es keine neuere belgische Literatur. Was vor ihm in flämischer Sprache produziert wird, ist unbeträchtlich, dilettantisch oder hulbigt einer patriotischen Pseudoromantik, wie die Romane des Henri Conscience. Was in französischer Sprache erscheint, ist ohne Eigenwert, ohne Beziehung zum Volkstum, slavisch abhängig von Frankreich. Bis ins Mittelalter, bis zu den Zeiten des Roman de Renard muß man hinabsteigen, um hier eine Anknüpfung zu finden. De Coster ist der Ahnherr der jungen Generation, Ursprung und Ausgang der neuen belgischen Dichtung. Er hat, ein eiserner Arbeiter, den harten, geschwächten, durch Jahrhunderte unbestellten Boden, der keiner Befruchtung mehr fähig schien, mit herrischer Pflugschar aufgerissen und der störrischen Erde ein neues Blühen abgetroht. Er hat eine neue Literatur, deren Kontinuität unwiederbringlich verloren schien, an ihre Vergangenheit angeknüpft, in das feste Gefüge einer vergessenen Tradition eingereiht, und in einer großen Synthese und mit scheinbar müheloser Instinktsicherheit eine jahrhunderttiefe Kluft überbrückt. In diesem Buche lebt der alte niederdeutsche Geist wieder auf, der tiefe religiöse Drang und die sinnenfreudige Erdhaftigkeit, die visionäre Blut des Einsiedlers von Groenenbael und die berbe Lebenslust der alten flämischen Volkslieder, der Geist des Jean van Ruysbroel und des Reinaert, zu dessen Sippe sich Ulen Spiegel selber an einer Stelle des Romans bekennt. Alle widerspenstigste Gegensätzlichkeit, deren der flämische Charakter fähig erscheint, ist hier versammelt, Hoheit und keuscheste Bartheit, Schwelgertum und Arbeits-

freudigkeit, Sinnengier und heißeste Liebe. Aber zum ersten Male ist das alles in eine Form von unvergänglicher Gestalt zusammengedrängt, einem Ganzen einbezogen, in ein einziges wunderbares Gewebe verschlungen. So entsteht in der schillernden Vielsfältigkeit kleiner Farbstücke das große Bild eines Volkstums, zitternd von Leben und von solcher Ganzheit, wie sie keines der früheren Werke auch nur annähernd besessen. Gesehen von einem, dem die heiße Liebe zu seinem Volk nicht die Augen verschließt für die Rehrseite, für Ausschweifendes, Maßloses, Lasterhaftes, in dessen befreiter Menschlichkeit auch das Häßliche, Fleckenhafte Platz hat, und der, wie Georges Gethoud, Masse und Blut seines Landes liebt „jusquo dans leurs ombres, leurs tares et leurs vices“. Der Lebendigkeit und Komplexität dieses Gemäldes dient nicht bloß die Versenkung in Geschichte und Literatur jener großen Zeit des Befreiungskampfes, in der die Erbitterung gegen das spanische Joch und das vor dem wesenfremden Ausländertum jählings emporflammende Stammesgefühl alle verborgensten Instinkte des flämischen Volkes auführte. Seine stärkste Inspiration holt sich dieses Werk aus der nachbarlichen bildenden Kunst, in deren reiche Wunderkammern der flämische Geist bis dahin voller, tiefer als in dichterische Schöpfungen sein Eigenstes, Wertvollstes versenkt hatte. Aus den Bildern der Jordans und Jan Steen nimmt De Coster die überströmende Sinnenfreude, die bis zur Völlerei ausartende Maßlosigkeit der Gelage- und Trinkszenen. Rubens lehrt ihn das Geheimnis der glühenden und schwelgerischen Koloristik, die, wie Verhaeren einmal schrieb, noch die pathetischsten Kreuzigungen, die blutigsten Hochgerichte des Antwerpener Meisters zu stürmischen Jubelliedern macht, zu trunkenen, heidnischen, dionysischen Hymnen an das Leben und an die Freude. Mit diesem neuen Bilde seines Volkes in der Seele bereist er die Dörfer, Städte Flanderns, belauscht das Volk in den Herbergen, Kneipen, Spelunken, sucht die Geheimnisse der Landstraße und der Tanzschenken, mischt sich unter die ausschweifenden Belustigungen der Kirmessen, besessen von dem Drang, im Neuen noch das Alte lebendig, wirksam zu finden und die Vergangenheit eingefangen im Spiegel der Gegenwart, ganz erfüllt von dem Trieb, aus der Entfernung des Gebildeten wieder dem Volke nahe zu kommen, dem alle Bemühung, alle Hingabe, alle teilnehmende Liebe gilt: „Voir le peuple, le peuple surtout. La Bourgeoisie est la même partout. Va pour le peuple.“ Hatte er recht, als er in den fröhlichen Vergnügungen des Volkes, in den Rundgesängen dörflicher Feste und beim Kirmestreiben an den grünen Ufern der Schelde noch jenen alten heidnischen Geist der Sinnenfreude nach fand, der ihm aus Liedern, Bildern, Laten längst vergangener Tage entgegenschlug, und der ihm der gute Geist Flanderns selber zu sein schien? Hatte er recht, oder trug ihn hier die Fülle antiquarischen Wissens und die Leidenschaft des eigenen Temperamentes? Gleichviel. Die nach ihm kamen, haben mit seinen Augen die flämische Erde gesehen und ihre blonden Anwohner. Der Verhaeren der „Flamandes“ und des „Toute la Flandre“, in dessen Gedichten die „grands mangeurs“ wiederauferstehen, und der in wilden, frenetischen Versen den Ackerboden und die Menschen und die Dörfer und die Städte der flandrischen Ebene beschworen hat, und Gethoud, der Dichter der „Kermesse“, der düstere Maler flämischer Landschaft, der dem Bilde De Costers in seiner hellen Gesundheit und Fruchtbarkeit die Tragik der weiten sandigen fruchtlosen Gelände zugesellt hat, mit spärlichen Dörfern, von einsamen Fichten bestanden und endlos schwermütig unter einem trüben dunstigen Licht — sie alle haben aus diesem reichen Buche geschöpft, ihre Phantasie mit dieser

Konzeption der Heimaterde gefüllt, ehe sie weitererschreitend das fremde Bild mit den eigenen Visionen vermischt. Das, was uns heute als eigentlichstes Merkmal belgischer Dichtung erscheint, jene seltsame Vermengung, Durchdringung von Realistik und Mystik, die alle großen Belgier haben, Verhaeren und Gethoud und selbst der schwächere und weniger stammestümmliche Maeterlind, in diesem Werke ist sie zum ersten Male vorgebildet. Hier liegen die starken Wurzeln der gesamten modernen Literatur Belgiens, deren jäher, scheinbar aus dem Nichts emporbrechender Aufstieg sonst als ein kaum faßbares Wunder erscheinen müßte.

(Die Werke „Menspiegel“ und „Flämische Legenden“ sind in vorzüglichen Ausgaben bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.)

Wenn ungefehnt . . .

Ein Gedicht Hölderlins aus dem Wahnsinn.

Wenn ungefehnt und nun vorüber sind die Bilder
Der Jahreszeit, so kommt des Winters Dauer,
Das Feld ist leer, die Ansicht scheint milder,
Und Stürme wehn umher und Regenschauer.

Als wie ein Ruhetag, so ist des Jahres Ende,
Wie einer Frage Ton, daß dieser sich vollende,
Alsdann erscheint des Frühlings neues Werden,
So glänzet die Natur mit ihrer Pracht auf Erden.

Theater

Penthesilea. (Zur Aufführung im Deutschen Theater.)

Ist es ein Zufall, daß heute nach hundert Jahren, da die sinnloseste Kugel den glühendsten Mund zerfahretete, das Requiem dieser Zeiten just den Namen P e n t h e - s i l e a läutet? Gewiß nicht. Sie, die noch morgenrötlich schimmernde Vorläuferin der Salome- und der Hedda Gablesnaturen; sie, die schon „aus so wunderbarem Geschlecht, und in einer so fremden Region“ sich bewegte, daß Goethe prophetisch nur an eine Bühne gemahnt wurde, deren Kommen er bezweifelte und — sicher nicht wünschte. Und dennoch sind wir ja erstaunt über dieses Goethesche Mißbehagen; wie, war nicht grade Goethesche Gesundheit dieses komplizierte Phänomen und Produkt gefährlichster Krankheiten, war ihm, dem gelehrigsten Schüler der Natur, das Auge just von diesem innersten Widerstachel ihrer selbst abgeblendet? Er kannte ihn wohl tiefer als einer der Zeitgenossen, aber eben darum lag der Akzent seines gesamten Schaffens, seines ganzen Lebens von je auf Wiedervereinigung grade, auf Verheilung und Gesundung des zerrissenen Gottwesens; alle seine Dramen beginnen und spielen in einer fast schon versöhnten Atmosphäre, jenseits der noch tödlichsten Konflikte, und von Jovigenie, der menschenopfernden Priesterin, ist sorgfältig jeder Blutsfleck abgewaschen, ehe sie erscheinen darf. Goethe hat zeit- lebens den Abstand wohl verspürt, der ihn von dem dramatischen Shakespeare trennte, ja, er hat in intuitiven Formeln über ihn und sein Drama Richtigeres gesagt, gewiss sagt, als selbst die genialen Dolmetscher aus fleißigster Nähe. Das konnte nicht hindern, dem plötzlich wild und brennend neben ihm aufsprasselnden Element derselben Art erschrocken aus dem Wege zu gehen.

Denn in der „Penthesilea“ des Meist ist wirklich unverfälschter Shakespeare'scher Geist, und das heißt Goethe'sch gesprochen: ein „Sichgefellen dem Weltgeist“. Die Disferenz, und nun: die höhere Modernität (wenn man will;

aber das ist nur ein numerischer Begriff) liegt lediglich in der Materie; unserem fühlenden und erkennenden Herzen ist Penthesilea so unendlich viel näher gekommen als eine Julia, — aber jeder muß sehen und begreifen: nur weil Kleist einen ebenso gewaltigen und rasenden Orkan zu entfesseln weiß, der Achill und Penthesilea so unwiderstehlich in seine Wirbel reißt und so vollkommen von der Möglichkeit zu atmen abschneidet, wie jene venetianischen Liebenden — nur darum ist der bisher höchste Gipfel des Tragischen erklimmt und schmiegt sich wieder unmittelbar das Gefühl wie in eine erhabene Offenbarung der Natur selber. Die Chrysolit, die in ihrer Rolle vollkommen den allmächtigen Windzug sehen läßt, der sie wie eine Flamme hin- und herrißelt, bis sie schrillfladernd erlischt, die Chrysolit hat auch das Wort über Kleist-Penthesilea geprägt, „... ein Mensch, der sich verletzend über die Einsamkeiten der Welt hinwirft.“ Jawohl, alle kleinliche messende Psychologie wird mit Zählen und Rechnen nicht fertig werden (wie bei jedem echten Drama), wer aber sogleich in Herz und Mitte dieser Traurigkeit sprengt, der wird mit einem Mal inne, daß all der bunte Kriegerpuß, all das mythische Wehr- und Waffengepränge von Jungfrauen und Helden nur wie eine goldgewölbte Opferschale um zwei Tropfen edelsten Blutes der Menschheit geringt ist, das in unendlicher Sehnsucht nach einander verlangt, das doch in Ewigkeit einander zu fliehen verdammt ist, das sich „über den Einsamkeiten der Welt verletzen muß!“ Weil der zärtlichste Uberschwang der Seligkeiten, deren Nähe der Mensch zuweilen ahnt, schon kaum mehr von dieser Welt; weil er über die Grenzen seiner eigenen Wirklichkeiten wachsend bereits am todesigen Rufe des Hasses erstirbt. Weder Achilles in diesem Stücke, noch auch Penthesilea wandeln hier vom ersten Augenblick an den kurzgemessenen Fäden ihrer eigenen Sterblichkeit; sie sind unter der unbeschreiblichen Macht des Genius Verzauberte geworden, Verwandelte, recht eigentlich Opfer, die sich wie träumend auf einander zu bewegen, die es vergessen, im richtigen Moment zu erwachen, und die im Dunkel einander streifend voll panischen Schrecks sich erwürgen. Daher das so eigentümliche Halb- und Zwielflicht, das Kleist so verwirrend um Achill ausgegossen hat, daß die gelehrten Brillen nichts mehr von dem Helden vor Nion erkennen; seine Größe ruht sicher geborgen einmal hinter der berauschten Zuversicht Penthesileas, dann wieder in seiner eigenen Umnebelung; aber auch wo er aktiv-kämpfend und wehrhaft erscheinen muß, ist es ein feiner Zug, daß der Gewaltige sich nicht allzureal mit Frauenkräften mißt, daß er waffenlos unter ihnen erscheint, während nur um ihn herum eine der Amazonen nach der anderen hinsinkt. — Penthesilea hinwieder, so im grellsten Licht ihrer eigenen Süchte, ja ihres einzigen Wollens und Begehrens vor uns erscheinend, tritt dennoch bald aus der wahrhaft dämoniegefättigten Exposition wie schon ganz mit ihrem Schicksal umkleidet, so daß all der trübene Glanz und Schimmer um sie, alles Lechzen und Rasen, alles Lieben und Trauern danach einem schwarzen Spiegel nur noch tragisch-ungeheurerlicher entsbeigt. Warum so gigantische Welten aneinander zerplittern müssen, nicht neben- und miteinander selig sein dürfen — dieser Dichter mag es wohl intuitiver, todesfeherischer erblickt haben, als irgend ein anderer . . . ; nur an die Wollust- und Todessehauer, die durch „Romeo und Julia“ schwingen, gemahnt das, aber das Thema hat durch die bedeutendere Individualisierung des Weibes und die stärkere Aufspaltung der Triebe eine gewaltige Variante erfahren.

Unselm Ruest.

Die Aufführung

Die Aufführung der „Penthesilea“ im Deutschen Theater war, in allem Wesentlichen, so geglückt, daß diejenigen nicht gute Propheten scheinen, die von einem allmählichen Niedergange dieser Bühne sprechen wollen. Es war seit dem „Othello“ die stärkste Leistung; und die Achtung für diese Leistung wächst, wenn man bedenkt, daß im „Othello“ auch Reinhardts Hand lebte, hier aber nur Reinhardts Geist, manifestiert in der Hand Felix Hollaenders. Mit welcher Intuitionskraft Hollaender und Stern das ungespielte, traditionslose Werk in seine eigene, schwer aufzufindende Atmosphäre hineingesetzt haben — das erinnerte an die satteften Zeiten der Milieutheorie bei Brahms, nur daß es eben leichter ist, die Luft im Hause des Fuhrmann Henschel nachzubilden als den Dunstbereich der troischen Steppe, in deren Grasnarben sich die Gleise der Streitwagen gepreßt haben und deren Disteln vom Blute der Erschlagenen dunkler geworden sind. Bereits der erste Akt — denn in zwei Akte wurde der ganze Komplex von Auftritten durch eine verständig angebrachte Pause zerlegt — tut uns um dieser Milieustärke willen große, und deshalb gern erlittene, Gewalt. Unter einem rotgrauen, erregenden Himmel — kein anderer Himmel ist dies als der Regenhimmel, der nachts über der Großstadt hängt und aus dessen stumpfem Spiegel die Reflexivität ihrer Lichter zurückstrahlt — begegnen sich mit grauenvollen Neuigkeiten Antilochus, Odysseus und Diomedes. Wo aber begegnen sie sich? Nicht auf einem Hügel, sondern — da zur Teichoskopie ja nun einmal ein erhabener Ort gehört — auf einer hochgeschwungenen Brücke, die in Wahrheit keine andere Brücke ist als die Kubensbrücke, über der vor dreihundert Jahren der üppige Blame die gedrängten Leiber seines Amazonenkampfes erschaut hat. Dieser Zwicklang Brücke-Himmel läßt uns nicht mehr los. Er verbindet etwas Traditionelles mit etwas stürmend Neuem, er ist impressionistischer Klassizismus — er würde in seiner Größe, selbst wenn schlecht gespielt würde, den Akt retten. Aber auch der zweite Akt hat einen nicht minder großen und stimmungshaltigen Eintritt. Gegen einen völlig dunkelroten Himmel gestellt, erklärt Achill sich in den Schein-Zweitkampf mit Penthesilea stürzen zu wollen. In diesem dunkelroten Himmel schläft die Schicksalspranke. Von den alten Japanern ist dies genommen, die, wenn Entsehlliches naht, ihre Schauspieler das grüne Obergewand mit dem blutfarbenen Unterkleid vertauschen lassen — aber für uns ist es ganz neu und eine desto unmeßbarere Bekommenheit ausstrahlend. Und während drunten, jezt rein formal genommen, von Achilles, Diomedes, Odysseus ein altbekanntes Gefühl ausgeht — der Liebesweiche Jüngling und die beiden pflichtstarken Reden — spricht droben der Himmel ein neues aus, und wieder wird die Grundregel des impressionistischen Klassizismus klar, daß das starke Heutige nur eine Mischung aus dem Gestrigen und Morgigen sein kann. —

„Wenn schlecht gespielt würde.“ Aber es ist nun an der Zeit zu bemerken, daß nicht schlecht gespielt wurde, daß man uns überhaupt nicht nur die Aura dieses Werkes zeigte, sondern das Werk selbst. Freilich gelangen die Massenbewegungen nicht recht, die Massenbewegungen, die der Dichter in einer solchen Häufigkeit wahrscheinlich gar nicht gewünscht hat und die eine in diesem Falle über-ehrgeizige Regie dennoch vornehmen zu müssen glaubte. Wie die Amazonenhorde, scharfzüngigen Kranichen gleich, über die rollende Drehbühne hereinbrach — das war, gerade weil es so viel bedeuten sollte, fast ernüchternd, und, als später in einem talentlosen Augenblicke die unbegreiflich stupiden griechischen Gefangenen von den Ama-

zonen vor ihren eigenen Brüdern geflüchtet wurden, ging sogar eine leise Lachwelle durch das Theater. Nur jene eine Volksbewegung, inmitten der Penthesilea, von riesigen Doggen umheult, vom Brodem der Unterwelt angeblasen (und keineswegs vom Staub der sich bewegenden Scharen) gegen Achilles ausbricht, war gelungen. Dafür aber auch wohl alle Solistenszenen. Man sah keinen Dilettanten. Wie gut sprach, wahllos herausgegriffen, Herr Danegger den Odysseus — und welcher ein stimmliches Können verlangt das! Solche Kriegsgleichnisse wie die ihm zu Anfang in den Mund gelegten hat seit Homer niemand sonst geschrieben. Die bewaffneten Worte in Shakespeares Königsdramen sind großartig genug, aber hiergegen fast ein Kindercherz. Wenn Oxford, Gloster, Suffolk sich dort mit nackten Schwertern um eine Stadt bewerben, machen sie fünf oder sechs Sätze und ziehen dann ein. Meist aber verlangt von seinen Darstellern Kraft zu seitenlangen Reden, in die wie in eine Gußform der ganze glühende Extrakt der Liade, die Symphonie aus Schildbebersten, Mosestürzen und Speergetrach eingelassen ist. Aber zugleich mit der rohesten Kraft auch das ihr scheinbar Entgegengesetzte — die Nerven: denn die Verse dieses Dichters müssen nicht allein mit unermeßlicher Formenwucht, sondern auch mit überall deutlich durchzitternder Nervosität gesprochen werden. Sie müssen durchaus mit jener ungefunten Stärke gesprochen werden, aus der man die Furcht vor der Schwäche durchklingen hört. Der Dichter, der als erster, und bisher auch wie kein zweiter, die Aphasie, das plötzliche Absterben der geistigen Kraft, die nervöse Unaufmerksamkeit, die kleinen sekundenlangen Wahnsinnsanfalle, denen jeder Mensch jeden Tag ausgesetzt ist — der Dichter, der dieses ganze noch unausgeschöpfte Kompendium einer Psychopathologie des Alltags auf die Szene gestellt hat, besitzt ein Recht darauf. Und wo möchte also der heroische und nervöse Meist, der vielleicht aus Nervosität heroische Meist eine bessere Stätte finden als bei der gleichgearteten Truppe Reinhardts? Darum erschien Moissi (Achilles) so gut, wie er nicht besser hätte gedacht werden können. Mit lobenswürdigster Selbsterziehung hatte sich dieser, auf einmal so proteische, Kömner das Iyrische Schweifen unter sagt — freilich nur soweit, als Meist es ihm selbst unter sagt hätte. Schmuck — in der Meinung, „Penthesilea“ stamme von Schiller; in der Redaktion der „B. Z.“ scheint man dies wirklich geglaubt zu haben — fanden ihn zwar noch immer zu wenig heroenhaft, aber man darf annehmen, daß wenigstens der Dichter selbst sich dieser Leistung gefreut hätte; ihm lag nämlich niemals etwas an einem Hyperklassischen, das ihm „wie die Antike starr entgegenkömmt.“ Und dieses Lob, das Moissi gilt, zielt auch im verstärkten Sinne auf die noch viel wundervollere Leistung der Gertrud Gysoldt. Diese Penthesilea war gewiß noch viel weniger Heroine als jener Achilles Heros. Aber warum hätte sie es denn auch sein sollen? Mag Brod sah einmal in einem böhmischen Theater einen ganz zermürbten, beinahe impressionistischen Wallenstein und jauchzte; er fand, nicht anders dürfe der Mann erscheinen, der sich so reizend zum Abstiege anschickte. Steht es nun um Penthesilea nur ein geringes anders? Ist sie nicht schon bei ihrem ersten Auftritt — eine Erlebte, eine von allen Truppen ihres Selbst Verlassene? Ist es wirklich Kraft, wenn ihr später trügerisch gelingt, ein paar innere Scharen zusammenzurufen — oder ist es nicht vielmehr ein hektischer Krampf? „Was bin ich denn seit einer Handvoll Stunden?“ Und weil der Zuschauer sie nicht vor jener Handvoll Stunden erblickt hat, kann die auftretende Penthesilea durchaus keine Gliedmaßen besitzen. Sie mag in jener Handvoll Stunden eben ein-

geschrunpft sein — warum nicht? Und wenn man uns dennoch statt der Gysoldt in zweiter Besetzung eine riesige Heroine hinsetzen würde, und wir nun die allerhöchste Liebeszene mit Achill entbehren müßten — wie ein Malaienmädchen, das vom fremden Archipel auf Blumenblättern ein indischer Wind hergeweht hat, erscheint sie dort —: wir würden aus einer solchen Vorstellung um vieles ärmer nach Hause gehen.

Heinrich Eduard Jacob.

Die betrunkenen Blumen und der geflügelte Ottokar

Von Monna.

Ja, sagte Ottokar, der arme flügelahne Ottokar, das da sind meine verdorrten Blumen; das da ist mein bezaubernder Schnaps; und hier — und hier — hier ist mein nahrhaftes Evolutionsgift. Wie sollte ich das Leben hassen, dessen Unmöglichkeiten so anspornend sind? Es ist Sommer! Es ist eine Nacht mit Sternenjubiläum, mein Herz strahlt von der Dunkelheit aller Wünsche, der Mond ist sonnig und hüllt die Erde in goldene Schleier; und Ottokar — Ottokar ist — ist chrysalidisch. Nein, nein, dieser Sommer ist der Winter viel hebrereu Jahreszeiten, dieses blühende Leben ist die Knospe herrlicherer Blüten, die Erde ist das Grab einer himmlischeren Auferstehung. Nehmt, sagte Ottokar, ihr, welcke Blumen, Tropfen für euren Durst!

Die Platte des Tisches war aus rotem Glas. Dieses Glas aber wölbte sich ausgehöhlt, und in der Höhlung lagen wasserlos bürre Blumenleichen, kleine, große, weiße, bunte, zarte, tolle. Vernt fiebern! rief Ottokar und goß aus einer breiten, funkelnden Kanne den fastigen, honiggelben Schnapsaft auf die Blumen in die Höhlung. Er löschte die matte Lampe des offenen Gartenzimmers aus, der Mond glutete dämonisch, die Blumen zitterten und sangen. Sie singen, sagte Ottokar und blieb stehen, den rechten Zeigefinger unter das Kinn geböhrt; sie zittern; es wird. Es war, als ob das Mondlicht über der Blumenhöhlung brütete. Die Flüssigkeit geriet ins Wallen, die Blumen schwankten über ihre Fläche, ihr leises Singen wurde lauter, es waren Löne irrend wie von Wölscharfen. Ottokar goß die Kanne völlig über die Blumen aus — da, nach und nach erhoben sich diese über die Fläche, ihre leisen Stimmen klangen voller und harmonierten wie ein fernes Jauchzen. Jetzt stieg leuchtend auf langem Stiel aufgerichtet eine bunte Blume bis zur Zimmerbede mit klarem Ton wie von anklingenden Weingläsern. Dieser Ton hallte von allen anderen Blumen höher und tiefer nach, sie erhoben sich, stiegen empor, vereinigten, verschlangen sich, schwebten, ein Chor, um Ottokar kreisend, der einen Antrieb zum Tanzen verspürte; die Flüssigkeit verhauchte einen betäubenden Duft, mit dem erwachenden Dufter der Blumen gemischt. Ottokar griff mit zärtlichen, verliebten Händen in die fliegenden Blumen, aber deren Gesang wurde ein hell und fein klirrendes Gelächter; etwa wie Schmetterlinge lachen würden, wenn sie könnten. Das Gelächter wurde ein Schrei, das Schweben ein fliegender Galopp, ein taumelndes Stürzen, Pendeln und Heben. Die Blumen alle waren total bezechet. Na also, konstatierte der arme Ottokar befriedigt, man kann Blumen schon in élan bringen, eure Natur wirkt auf mich so verschlafen, ich selber komme mir so flügelahm vor — berauscht müßten wir Alle werden, aber recht nachhaltig, ohne Augenjammer. Rausch ist ein Motor, wenn man mit Flügeln ihm nachkann! Sonst

natürlich; bleibt man um so kriechender und lahmmer hinter ihm zurück. Den Rausch vertragen, genügt nicht — man muß ihm kongenial sein. Offenbar haben diese Blumen es in sich: aber was? — was? Und es antworteten die Blumen, indem sie zu phosphoreszieren begannen und sich zu leuchtenden, klingenden Zeichen mit einander verstrickten. Diese gaukelnden Hieroglyphen bildeten einen Sinn. Sie taten sich zu ihm zusammen, wirkten sich in einander, quollen in Gliederformen — wirklich, sie bildeten einen Leib, ersichtlich einen wunderschönen menschlichen Leib, das Lachen, Singen, Klängen verstummte: Vor Ottokar stand ein junges Mädchen: ich bin diese Blumen, sagte sie schlicht, unornamentalisch.

Do, so! erwiderte Ottokar, Sie sind — Sie sind diese Blumen! Er sah sie freundlich an und legte seine Rechte auf ihre linke Schulter: wie kommt das? fragte er ebenso schmucklos. Na, Theorie? lächelte sie. Liebster Ottokar, man hat Verstand oder man ist phlegmatisch. Ein Mädchen hat keinen Ursprung als — den Wunsch des Mannes. Wie wäre das doch naiv, wenn ein Mann viel danach fragte. Ein Mädchen ist immer schon eine Antwort. Und mein lieber Freund, wenn Sie in einer trunkenen Sommernacht Blumen berauschen, Weltheit zu Blut, zum Tanz und Gesang wecken — mein lieber Freund: man macht etwas sehr Liebliches niemals geweckt und trunken, ohne daß ein Mädchen daraus wird — hahaha, es gibt angenehme Tendenzen. Was schlummert nicht alles und wartet, bis man es weckt. Wie — wie — wie sehr, Ottokar, wartete ich auf dich — auf dich in diesen Blumen — ja Blumen! Ottokar nahm seine Hand von ihrer Schulter, trat zurück und fragte: wie nenne ich dich? — Nenne mich: Theo; lasse das -rie eben weg, mein Freund! Und wie, fragte Ottokar, und wie, Theo, verwandle ich dich in meine guten dürrer Blumen zurück?

Theo schweig 3 1/2 Minuten. Dann sagte sie einfach: es ist nichts einfacher! Stehe den Schnaps aus der Tischhöhlung und lege mich hinein. Du mußt in mein Herz stechen, und wenn ich verblutet bin, ist alles getan. Ottokar führte dieses aus. Theo's Blut brach wie eine leuchtende Schlange aus der Wunde, füllte purpurn das Becken, sprühte über den Rand und war auf einmal versiegt. Im Becken lagen, als wenn es nichts gewesen wäre, vertrodnete Blumen.

So Mädchen sind riesig gefällig, dachte Ottokar. Die Sache ist aber die: mir ist es ja viel interessanter, zu erfahren, was in mir selber schläft, wartet, geweckt werden will ich. Ich bin selber eine Menge verdorrter Blumen, ein Herbarium von Erlebnissen. Was nutzen mir diese Theo's, mögen sie metnethalben auf ihre Männchen warten; weiß Gott, ich bin kein Männchen. Eher selbst ein Weib, von Möglichkeiten schwanger, und doch — und doch so verzweifelt unfruchtbar? — Der Tod — halt halt halt! Im Tode liegt das ganze Geheimnis! Moriturus nisi mortem conderit non fit vivus. Den Tod essen, vertragen können. Das war's! Blausäure? Oha! Tod ist nur ein etwas komplizierterer Rausch; betäubt. Aber könnte, wenn man's ausstielte — training! — heben, elektrifizieren, beflügeln, erzeugen, ganze Geschlechtlichkeit und Generation ersehen. Grader Weg! Dieser Männer-Weiber-Kinder-Zauber ist faul, ein Schleich- und Umweg.

Aber Training? Desgleichen eine kriechende Verlangsamung, man könnte springen. Leben ist nichts als gut verdauter Tod. Gift ist das idealste Nahrungsmittel, wenn man's vertragen kann. — Das Mondlicht stand mitten im Zimmer wie ein Gespenst, grau dorrten die Blumen im gläsernen Tische.

Die Temperatur fieberte; draußen im Garten verfehlte

eine Fledermaus nicht zu schwirren. Wie stimungsvoll ironisierte sie Ottokar, er holte ein kleines Fläschchen aus seiner Westentasche und stieg die Altantreppe nach dem Garten hinunter. Bleiche Helle, der Mond hoch über ihm, der Sand sah wie Gewitterwolken, eine gespannte Stille, die Gebüsche und Bäume starrten wie hypnotisiert; aber die Sterne blitzten, brannten verlangend.

Schmerz und Ohnmacht offenbar, sagte Ottokar, verhindern uns am Willen. Bin ich ein Optimist, wenn ich Tod, Schmerz und Ohnmacht nur für Feuerproben des Willens und unsern Willen für gelähmt halte? Mir scheint, Optimisten sind genügsamer? Gleichviel. Muzius Scaevola ließ nur seine Hand verbrennen. Hallo, ich denke, der Stoffwechsel hat sein ganzes Geheimnis noch nicht offenbart! Mir soll er's! Dieser mein Leib soll seinen Stoff recht gründlich wechseln, in dessen ich meinem Willen seine Form untertan mache. Mit diesen Worten trank Ottokar das Fläschchen aus (ach du liebe Zeit!)

Eine Zeit lang widerstand der Leib, dann wurde er von einem so höllischen Schmerzfeuer durchrast, daß er vorzog, zu weichen. Ottokar's Geistesgegenwart, enorm angespannt und erhöht, wohnte nur sehr kurze Zeit dieser Art Leib inne, dann verließ sie mit unmerklicher Plöylichkeit ihren Körper, sah ihn, während ein neuer sie suchte umgab, außen vor sich liegen und fühlte sich eigen in diesem neuen; der alte lag wie eine abgeworfene Schlangenhaut auf dem gelben Gartensandweg im Mondlicht. Und Ottokar fühlte Flügelarme und -Beine an seinem neuen Leib. Er erinnerte sich seines früheren Selbstes wie eines Anderen. So hatte ich Recht, argumentierte Ottokar, als ich den Menschen für ein gelähmtes Flügeltwesen hielt. Es hat wehgetan, und eigentümlich bin ich gestorben, da liegt mein Kubaver und meine erstar Patzche hält noch das Giftfläschchen. Das ist mir einmal ein amüsanter Selbstmord! „Stirb und werde!“, pflegte Goethe zu sagen. Uebrigens haben nicht bloß die Schmerzen des Sterbens etwas Betäubendes, zum Vergessen Verführendes — sondern, vor allem hat das unsagbar süße Einstürmen des neuen Leibes etwas so unerhört Entzündendes, daß nur eine rasende Selbstsucht den Zusammenhang des Gedächtnisses wollen, erzwingen wird — sonst wird man vorziehen, „einen neuen Adam anziehend“, den alten abrupt abzutun. Ja ja ja, die Selbstvergessenheit ist der wahre Tod! Und wie sagt immer wieder Goethe: „Die höchste Rettung — Gegenwart des Geists.“

Der Mond hatte sich gesenkt, die ersten schwachen Sonnenstrahlen brachten ihn zum Verblaffen. Am Himmel haben wir die Allegorien, deutete Ottokar mit erhobenen Flügeln hinaus. Jenseits des Gartens erhob sich Geräusch, der Tag brach an, man hörte Wagengerassel, vereinzelte Schritte und Menschenstimmen. Im Hause wurde es lebendig. Es soll mich gelüsten, dachte Ottokar, jetzt meinen Triumph über Menschen auszubosten — hab!

Stimmengewirr, Schredensrufe, von einigen Fenstern aus hatte man die Leiche bemerkt; man stürzte herbei, Polizei erschien: — Ottokar trat flügelbrausend dazwischen — aber man achtete gar nicht auf ihn.

Da habe ich etwas doch wohl vergessen, ärgerte sich Ottokar, daß diese Leute — Teufel auch! — mit ihrem lahmen Sinnesapparat mich gar nicht wahrnehmen können — und Gedanken machen die sich keine! Wartet, meine Braven, ihr sollt einmal doch welche kriegen! Er schwebte mitten durch das ordinäre rohe Mittelstpaß auf seine Leiche zu und richtete sie auf — seltsamer Weise fiel es ihm sehr schwer, seine Leibesorgane hatten ein zu zartes Verhältnis zu den vorigen Zuständen. Aber die

Deute schreien: er zappelt ja noch! Und ein Arzt, namens Matthesius Maier, den er gut kannte, stößte der Leiche etwas zwischen die Zähne. Im selben Augenblick fühlte der geflügelte Ottokar Todesangst und Schmerzen in seinem neuen Leibe, Bewußtlosigkeit wandelte ihn an, er sank neben seiner Leiche nieder; und ehe er sich's recht versah, empfand er sich wieder in seiner alten Haut. Bravo, rief Matthesius. Verdammtter Hund, ächzte Ottokar, griff in seine Hosentasche, holte den Revolver hervor — und ehe jemand ihn hindern konnte, hatte er sich durchschossen.

Aber dieses Mal durch das gänzliche Fehlen der experimentellen Beobachtbarkeit blühte er mit dem alten Leib auch seinen geistigen Zusammenhang ein; und er weiß nicht mehr, was aus ihm geworden ist.

Sonntage

I.

Strohüte mit breiten bunten Bändern,
Mädchen in lichten Sonntagsgewändern.
Herren stehn an den Straßenecken,
Warten, ob sie bald kommen will,
Oder schlendern
Vor ihr Haus und spielen Verstecken;
Lauern hinterm Haustor wie hinter Hecken,
Lächelnd und still.

Wirtschaftsgeräusche dringen
In die Gasse herein,
Mörser hörst Du hell klingen:
Auf süßen feinkörnigen Dingen
Tanzen Stößel gelb schlank.
Das Sonntagessen wird fein!

Vor jedem Haus ist ein Garten
Mit Drahtzaun und Blättergerant.
In Lauben sehnen mit zarten
Tönen Singvögel sich krank.

Die Sonne wirft goldene Lanzen
In dunkle Zimmer hinein.
Hinter den Vorhängen tanzen
Staubteilchen glitzernd und fein.

Alles wird besser werden
In dieser Welt voller Glanz!
Vergessen wir alle Beschwerden;
Nicht wahr, heut sind die Gebärden
Leicht wie verhaltener Tanz?

II.

Ein lauer Regen, der still niederfällt,
Hat sich am Sonntagmorgen eingestellt.
An offenen Fenstern sieht man Menschen stehn,
Traurig: Wann sollen wir spazieren gehn? . . .
Auf einmal ist die Luft voll Dunkelheit
Ein Mädchen vis-à-vis wechselt das Sonntagkleid.
Man liest die Zeitung, selbst den Inseratenteil.
Der Regen rinnt in Fäden dicht und steil.

Langweile naht und macht die Hoffnung zag:
Was tut man nur, wenn's regnet Nachmittag? . . .
Doch plötzlich lichtet sich's, Dachrinnen schimmern blank
Das Mädchen trosterfüllt öffnet den Kleiderschrank.
Sanfter der Regen fällt. Man wirft die Zeitung hin.
Vom Dachfirst zwitschern schon Schönwettermelodien.
Man blickt zum Himmel auf gleichwie in Dankgebeten.
Gleich wird das Mädchen vis-à-vis hell aus dem
Hause treten.

III.

Der Marktplatz: Das landesübliche Quadrat.
Mittag. Es nah'n mit würdigen Mienen,
Buttergelb von der Sonne beschienen,
Die Damen von Rang, voran die Frau Rat.

Hämische Blicke schleichen mit ihnen . . .
Man denkt rasch (und grüßt und liebäugelt sad):
Zwei Jahr muß Frau Meyer die Bluse schon dienen;
Was, Rosa klast heute noch immer die Naht!

Der Tropf dort: Des Städtchens ewiger Student,
Der manch Kolleg und mehr Bier schon erprobte,
Und dem ein fackelzug Herzen entgegenbrennt.

Da naht auch schon züchtig die jüngste Verlobte,
Nicht mit dem Doppeltinn, lächelt voll Huld . . .
Sonne, ich neide dir deine Geduld!

Prag.

Otto Pic.

Ein Fidusabend

Von Max Jungnickel.

Ein freundliches Gedenten, ein Abend voller Freude,
Harstik, voll peitschender Satire und — Fidus.

Karl Bogt, der den biden Nissen einmal gründlich
vermöbelt hat, bat mich in seine Schriftstellerwerkstatt nach
Tempelhof. Und nun saß ich zwischen Bücherbergen, zwischen
Bildern und Büsten, Masken und Vasen. Auf dem Fuß-
boden grabbelte etwas Aufhungriges, Pausbackeneng-
liches, Spielhändiges; etwas zwitschernd Plauderhaftes und
steuerlos Seliges. Das war ein kleines Mädchen und hieß
Ingeborg. Ich werde den Beuchtglanz dieser kleinen Kinder-
augen nie vergessen. Dieser kleine Racker war aus dem
Fidusalbum gegrabbelt, aber bestimmt war es heraus-
gegrabbelt. Denn Meister Fidus goldne Zauberereien kenne
ich alle seit jenem Abend, als ich bei dem blonden, geist-
vollen Fenker Nissens war.

Fidus! Was hast du für Kinder gemalt! Wie zitter-
zärtliche Libellen, so wunderzart und schleierfein, wie
Blumen, die schämig und zitternd im bleichen Mondes-
silber stehen, ironische Engeln, Traumseelchen, Lenz-
äugige sind deine kleinen Götzen unserer Erde.

Was hast du für Mädchen gemalt, Meister Fidus!
Mädchen voll schmerzlicher Süße, voll bleichem, sehnsüchti-
gem Zauber, voll Innenglut und Welttrunkenheit. Mädchen
mit vertieftem Lächeln und überzarten Seelen. Himmlisch
hast du sie alle gemalt. So wundervoll getönt, so farben-
lachend, so traumkräftig.

Und deine Männer, Fidus! Deine Jünglinge! Leib-
verschönte Adjutantente, Emporklügler, Augenmüde,
Bunde, Fackelnde, Berrungene, Stählerne, Blühende und
Bärtelnde.

Mit zart phantastischen Symbolen hast du Uretwiges umschrieben. Wie fromme Sagen tauchen bei dir die Wasserrosen aus der Tiefe. Die Wolken ballen sich zu Gespenstern, Pollatrippelnde Kinder, Blumenfeelchen und Sternensegen. Wenn du die raube Erbluft vergift, Fibus, dann bist du am schönsten. Dann bist du ein Wolfenkletterer, ein Verschlagenes ins Reich der ewigen Götter. Dann geht von deinem Werk ein Zauber aus wie von einem hingetraumten Spiel unter der Corbine.

Vom Friedenauer Kirchturm stolpern zwei Glockenschläge in den grauen Spätsommernorgen hinein. Ich bin so müde. Meine Seele faltet die Schwingen. Da seh ich, wirklich, da seh ich, wie überm letzten, allerletzten Himmelsstreif lauter lichernde Engelköpfe guden. Zünse; nein Sechse. Eine, Zweie, Dreie, — Gute Nacht, Meister Fibus! Gu—te Na—cht!

Ein Roman von Victor Hadwiger

(Voranzelge.)

Eine unirdische Musik ertönt. Hörst du sie, diese Flötentöne aus verschollenen Paradiesen? Ach, Seele, es waren deine eigenen, die du verloren geglaubt, nimm das Wachs aus deinen Ohren, fürchte nicht Sirenentüde! Nur einer, der da will, daß deine Hoffnungen nicht zu schanden werden, singt zu dir; nur einer, der all deine kindlichen Schauer, deine seligen Versprechungen, deine trunkenen Wallungen, deine Sonnenuntergänge verewigt und das fallende Verzücken mit Cherubimstärke hinüberrettet von der taumelnden Brücke der Vergangenheit ins lichte Reich einer Zukunft. . . Abraham Abt: ein Stegender und Stegesseliger, trotz abgründiger Schmerzen der Gewesenheit; Abraham Abt, der das Hohelied der Hochzeiten liebt, der über dem Tode Triumphlieder schlichtet, und der aus der Weisheit der Sterbenden und Hinüberwallenden den Saft des Lebens doch!

Abraham Abt — so heißt der Held einer schlichten Mahnenerzählung. Wir ahnen eine düstere Kindheit, — aber düsterer als sie, ja schauervoll-dunkel war doch nur das Leben der Väter und Brüder. Abraham wird die verstoßene Sonnenglut seiner Sonntage, den schweigenden Lichtreflex auf der Diele, die wirbelnden Winterflocken vor dem Fenster seiner Kindheit nicht vergessen oder vergeuden, er rettet den gesamten Schatz heimlichster Erinnerungen auf steilem Fluchtpfad in all seine Spätzeit hinüber. Er wird das Leben kennen lernen, das große, trunkne, überstarke Leben — darum geht er zu den „Erzählern“, die bereits davon zu erzählen wissen, Erzählungen, das sind für ihn die Erlebnisse. Vor diesen selber muß er sich fürchten, denn er hat ja noch seine Kinderseele, in die ein Ton so stark einrißt wie in die Seelen der Verschlafenen und Betäubten ein Erdbeben, ein Wort oder Hauch so tief wie Gelächter und Weinen. Auch hat seine Seele, früh und nach wie sie gewesen, schon die Urbilder und Symbole alles Geschehens wahrgenommen — es gilt nur noch daran zu rühren und in die Form zu heben. So wird er mit den Erzählern bald selbst ein Erzähler, aber während wir bei allen andern voll Schreck und Staunen das Leben in hundertlei Gestalten wahrnehmen, suchen wir in Abraham Abt bald nur noch das Ueberlebendige und Riesengroße, wie er „in der Ueberzeugung, daß man alles finden müsse, was das Andere um des Kopfes Länge überragt.“ Denn nur er hat ja noch seine ganze frische uneingedämmte Sehnsucht voll hinübergerettet — entschlossen in aller Demut, ohne Einbuße des Schönen ins letzte harte Land der Erkenntnis zu gelangen; denn Abraham Abt ist Wilhelm Meister, Abraham Abt ist ein Dichter —

Und über eine einzige große Erfüllung hin, über ein einziges urtiefes Menschenweh hinweg wird Abraham Abt auch zum Dichter und — Meister! Traumtief, wie hinter Schleiern, vollzieht sich das Unabwendliche; Abraham ist viel härter, gestählter geworden, — an der Bahre Beatens, der Myriam seiner Lieber, klagt er nicht mehr, daß „er noch stärker hätte sein können, daß er nur zu lang zu den Sternen hinaufgesehn.“ Ob er sich zu neuen Werken rüste, ob zum Tode, man wisse es nicht: so drückt Hadwiger unnachahmlich schon die Nähe eines höchsten Bieles, einer letzten Reise seines Helden aus.

Wir haben es hier mit einem Buche zu tun, das im Moment fast zu stark vom Boden der Wirklichkeit, wie man glaubt, entrückt, auf Bergeshöhen entführt, wo die Luft fast zu fein und zu dünn scheint, um darin zu atmen. Nun: hier ist auch ein Lehrer der höheren Turn- und Fliegekunst, dem du dich anvertrauen magst, und bloß allen falschen und überflüssigen Ballast deines Herzens verlangt er, unten zu lassen, — so öffnen sich dir alle Lüfte und Himmel! Du steigst, und jene unirdische Musik, von der ich sprach, bricht ein. Ossians abgeschiedene Seelen halten wieder Zwiesprach wie einst, und wie von Parathustras neuen Beschwörungsformeln beseelt, treten sie in ein drittes Reich ihrer Herrlichkeit. Nun drängen sich um die Schattengrube auch Novalis' verhärzte Augen und Hyperions trauriger Mund neigt sich heran, und dieser Dichter allein vermag ihn trinken zu lassen und nimmt in neuen jauchzenden Rhythmen alle Angst und Wahnsinn von seiner Seele. Und ein neues trunkenes Lied erschallt, und erweckt uns wieder die „mondbeglänzte Zaubernacht“: das ist der Roman von Abraham Abt!

Dr. Anselm Kuest.

Der hier vorangezeigte Roman: „Abraham Abt“ von Victor Hadwiger, wird in diesen Tagen im Verlage Alfred Richard Meyer, Berlin-Wilmersdorf, erscheinen. Wir werden noch Gelegenheit nehmen, in einer der nächsten Nummern daraus ein Probestück zu veröffentlichen.

Undächtige Nacht

An den spitzen Nachtlilien träumen Rosen —
Doch ehe die Blätter fallen, die losen,
Entführen wiegende Schleier
Zwei Sterne über den Weither,
Hände, die sich nicht ins Mondbeet hocken,
Die nicht locken,
Die wie kalte Augen spüren
Und beim Berühren von Wellenwinden
Zucken und verschwinden.

Schon sind Silberkelche zum Himmel gesprungen,
Die der Mond verschluckte.
Über das Wasser hat mitgetlungen
Im Tau,
Und hat wie eine Frau,
Die unter müden Tränen sich duckte,
Alle Blumen in Schlaf gesungen.

Und wie Diebe auf Leitern
Steigen Wolken aus den Ecken,
Wolken, die sich heben und erweitern,
Wilde Tiere über den Perlmutterhecken.

Marburg.

Arthur Drey.

Literarische Neuerscheinungen

Hugo von Hofmannsthal. Grete Wieselthal. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Preis 1 Mark.

Zu den Vorstellungen einer seltenen Kunst, welche die junge Wiener Tänzerin Grete Wieselthal jetzt in Berlin gibt und über die wir in der vorigen Nummer berichteten, ist im Verlag von S. Fischer, Berlin, ein Büchlein erschienen, das zu den künstlerischen Darbietungen Freund und Führer sein will. Es enthält die Texte Hugo von Hofmannsthals zu den von der Künstlerin getanzten Pantomimen „Amor und Psyche“ und „Das fremde Mädchen“, sowie einen Aufsatz desselben Dichters „Ueber die Pantomime“, in dem er, von der gleichnamigen Schrift des Lucian ausgehend, vom Wesen und Reiz der Pantomime spricht. Auf dieses folgt in dem trotz seines verhältnismäßig geringen Umfangs erstaunlich reichhaltigen Büchlein ein Aufsatz von Goethe „Der Tänzerin Grab“, an den sich Gleichnisse des Tschuang Tse in der Uebersetzung aus dem Chinesischen von Martin Buber anschließen. Den Beschluß bildet ein Gespräch „Furcht“ von Hugo von Hofmannsthal. Dem kleinen Buch, das reizend gedruckt und ausgestattet ist, wird ein erhöhter Anwert durch acht ganzseitige Reproduktionen von Photographien gegeben, welche Szenen aus den Pantomimen darstellen, die Grete Wieselthal und ihre Truppe tanzt. A. W.

Paul Kriške. Von der Reinheit des Mannes. Bekenntnisse eines Vaters für seinen Sohn. (Eugen Diederichs, Verlag, Jena.) Geh. 2 Mk.

Die Forderung von der „Reinheit des Mannes“ wurde in der deutschen Literatur unserer Tage zuerst von Frauenseite erhoben. Sie war radikal in ihrem Anspruch und setzte sich mit ziemlich willkürlichem Sprunge über die Kenntnis der biologischen Natur des Mannes hinweg. Die entbehrende Frau verlangte zornig von dem gesättigten Manne, er solle so „unberührt“ wie sie vor den Traualtar treten. Von Björnsons „Handschuh“ bis zu dem Dilettantenbüchlein von Vera („Eine für Viele“) wehte diese Forderung. Nach der ersten Sensationsbeachtung wurde sie teils mit Achselzucken, teils mit Spott, teils mit Unwillen verworfen.

Unders offenbart sich das Problem, wenn der Mann selbst darüber spricht. Freilich gibt es auch hier moralinsaure Schwärmer, die, wie Hans Wegener in seinem Buch „Wir jungen Männer“, der Mitwelt gern weismachen würden, daß zur „Ablenkung“ der stärksten Triebe der männlichen Natur der Verkehr in „feinen Familien und mit gut erzogenen jungen Damen“ genüge. Eine Zurückweisung wäre hier noch mehr am Platze als bei der gleichen Forderung der Feministinnen: denn diese entbehren wenigstens nicht der bona fides.

Kriške hat die Sache anders angefaßt. Er zeigt in seinen Bekenntnissen nicht den „stolzen Gerechten“, nicht den Asketen und Ueberwinder, sondern den Mann, der nicht überwinden konnte und doch in tiefer Not blieb, bis die große Erfüllung der Liebe für ihn kam. Und hier ist Wahrheit, „denn alle Lust will Ewigkeit“.

Die Befriedigung sinnlicher Nötigungen in flüchtiger, vielleicht käuflicher Weise, ist ganz sicher für den

einsamen und normal triebstarken Mann nicht zu umgehen, — es fehlt ihr nur eines: eben die Befriedigung. Die Natur duldet keine Lügen und der Ueberlistung bei Erfüllung ihrer Nötigungen folgt die unerquicklichste Ernüchterung. Aber nur der Mann, der noch diese vernichtende Scham empfinden kann dafür, daß er, statt zum festlichen Tische zu gehen, im Rinnstein sein Mahl abhalten mußte, nur der wird mit ungebrochener Kraft und durchzittert vom Jubel die Erfüllung selbst hinnehmen können. Die Brautnacht des rein gebliebenen Mannes — der sich als Gefallener fühlte, wo er Hingabe nahm ohne Liebe zu geben — hat der Dichter mit echten und ursprünglichen Worten geschildert. Deutsch vor allem sind die Szenen des jungen Elternglücks, in denen zwei Menschen, die durch ihr reiches Temperament, durch ihr gleiches Maß vornehmer Lebenskultur bestimmt sind für einander, zur höchsten Erfüllung gelangen. Der schlichte, sozusagen unliterarische Ton des Buches wird ihm gewiß nicht schaden, dadurch wird es um so mehr als Bekenntnis wirken, als menschliches Dokument, das die Einsicht in die höchste Lebensmöglichkeit vermittelt.

Grete Meisel-Hef.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Grete Wieselthal-Mappe Holzschnitte von Erwin Lang. Einleitung von Oskar Die (Erich Reiß, Verlag, Berlin).

Jacob Wassermann. Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4.50, geb. 6 Mk.

Honore de Balzac. Die dreißig boldresten Geschichten. Deutsch von Rüttenauer. (Insel-Verlag, Leipzig.) 2 Bde.

August Strindberg. Drei moderne Erzählungen. Deutsch von Emil Schering. (Georg Müller, Verlag, München 1911).

Henry van de Velde. Essays. (Insel-Verlag).

H. v. Kleff gesammelte Werke. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. (Insel-Verlag.) 6 Bde. à 4.50 Mk.

Zeitschriftenchau

Der Lärmer. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Strotthuf. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Oktoberheftes: Fahnenid und Staatsbürgerrecht. Von Warner. — Der von der Vogelweide. Roman von Franz Karl Ginkley. — Griechische oder germanische Schulbildung? Von Prof. Dr. Ed. Hefel. — Ueber den Tod. Von Hero Max. — Das Jahrhundert des Kindes. Von Fritz Müller (Zürich). — Eraktes aus dem Reiche der Ueberfinlichen. Von Georg Korf. — Lärmer's Tagebuch. — Der fette Cäsar. Von Hermann Riensl. — Joseph Israels zum Gedächtnis. Von Arthur Dobsky u. a.

Jung Ungarn. Monatschrift. Herausgeber Josef Bész. (Paul Cassirer, Verlag, Berlin W. 10). Das neue Heft enthält: Josef Bész: Obstruktion und Wahlrechtsproblem. — Ludwig Hatvany: Der Urabel, die Abeliten und der Abellismus. — Dr. Franz Kräuter: Ungarns deutsche Mundarten. — Ludwig Biró: Geleszte (Novelle). — Eduards Rabos: Besuch bei Maria (Skizze). — Josef Riß: Legenden von meinem Großvater (Gedicht) u. a. Das Heft kostet 1.50 Mk.

Die Schaubühne enthält in der Nummer 89: Venz. Von Franz Blei. — Alle. Von Emanuel von Bodman. — Alles um Geld. Von S. J. — Hollaenders Penthesilea. Von Julius Bab. — Wiener Premieren (Das Kloster, Sigfried der Cheruskler). Von Alfred Polgar. — Grete Wieselthal. Von Herbert Ihering u. a. Die „Schaubühne“ erscheint wöchentlich und kostet 40 Pf. die Nummer.

Inhalt der vorigen Nummer: Der Betriebsunfall von Riew. Von Franz Pfemfert. / Deutsche Arbeiterschaft, Sozialismus und Diplomatie. / Student und öffentliches Leben. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Glossen. / Vir adolescens. Von Anselm Kuest. / Herr Porisky, der Rachempfindler. / Charles de Coster. Von Ernst Stadler. / Goethes Geburtstag in Weimar. Von W. A. Schönlant. / Tänzerinnen: Gertrude Garrison; Gastspiel Grete Wieselthal. Von Ferdinand Hardekopf und Heinrich Eduard Jacob. / Aus meinem Pariser Tagebuch. Von Alfred Richard Meyer. / Bankrotts Erlebnis. Von Peter Scher. / Der Hafen. Von Will Scheller. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau. / Inhaltsverzeichnis des dritten Quartals der „Aktion“.

Die Aktion

1111

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemsfert

Nr. 34. * 9. Oktober.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemsfert, Berlin-Wilmersdorf, Rastawischstraße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Er erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. M. 1.— vierteljährl. (einkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig. :: ::
Inserate. Anfragen erbitten wir an den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::

Inhalt: Ist die Sozialdemokratie revolutionär? Von Franz Pfemsfert. / Im Joch des Militarismus. Von Otto Corbach. / Sabotage. Von Alexander Ular. / Glossen. / Georg Polemischer (G. J.). / Lebemanns Traum. Von Arthur Drey. / Victor Habwiger †. / Der Flüchtling aus dem verschwundenen Garten. Von Ernst Stadler. / Die intellektuelle Bewegung des 18. Jahrhunderts. Von Peter Krapotkin. Dies Mädchen . . . Von Peter Scher. / Theater. Von Dr. Anselm Kuest. / Häuser werden eingerissen. Von Max Brod. / Totenklage. Von Victor Habwiger. / Ein Brief an den Herausgeber. / Heimkehr. Von August Strindberg. / Der alte Ausschluß. Von Rynoma. Notiz; nachts. Von Ferdinand Harbelopf. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Ist die Sozialdemokratie revolutionär?

Die große Suggestion, die die Sozialdemokratie während einiger Jahrzehnte auf das politische Leben Deutschlands ausgeübt hat, beginnt rapid an Kraft zu verlieren. Die Partei, deren Werden und Wachsen man einst erwartungsvoll verfolgte, weil man sie mit der Zukunft im Bunde wählte, diese Partei stellt heute die größte politische Organisation dar, die wir besitzen; aber sie ist keine Hoffnung mehr. Die Zahl der Mitglieder wird in den kommenden Jahren zweifellos noch beträchtlich zunehmen; aber die deutsche Sozialdemokratie hat allmählich etwas verloren, was ihr keine Millionen neuer Parteisolddaten ersetzen können, sie hat das eingebüßt, was sie vor allen anderen Parteien auszeichnete und die gewaltige Suggestion ausströmte: den Glorienschein revolutionären Willens, die Illusion einer revolutionären Idee.

Es ist lange schon nur eine Illusion gewesen. Wohl war in den ersten Anfängen der Bewegung noch echt revolutionäres Feuer vorhanden, wohl beseele die ersten Kämpfer noch der Geist der Rebellion. Doch der politische Tageskampf, dem sich die Sozialdemokratie zuwandte, mußte naturgemäß bald die Blut zum Verlöschten bringen. Die deutsche Arbeiterpartei, die sich durch ihren Eintritt ins Parlament dem Abzahlungs-Sozialismus ergab, wäre längst die politische Normalpartei geworden, die sie heute ist, hätten, ihr nicht die törichten Gewaltmaßnahmen der Regierungen, die Verfolgungen und Ausnahmegefetze, den guten revolutionären Ruf erhalten. Nur die herrschenden Klassen haben der gefetzesfürchtigsten Partei, die Deutschland besitzt (kein Junker, kein Agrarier hat soviel Achtung vor dem Buchstabenrecht bezeugt wie die Sozialdemokratie), den Glorienschein revolutionären Willens verliehen.

Noch heute kann die Partei von den Energiemengen leben, die sie in der Zeit des Sozialistengesetzes aufgespeichert hat. Sie lebt ausschließlich davon. Sie berauscht sich heute an Taten, die sie (gezwungen, nicht aus freiem Willen) einmal getan, und sie hofft im übrigen für die Folge den mühseligen aber korrekten Weg der Gesetzgebung

ungestört weiterpilgern zu können. Sie hat noch manche ihrer wirkungsvollen revolutionären Gester beibehalten: sie „hocht“ die verschiedenen Landesfürsten demonstrativ nicht an; sie bekämpft wortreich und energisch alle Institutionen des Gegenwartsstaates. Aber all diese feierlichen Gester sind nicht sonderlich original: die Demokraten von 1848 (ein Johann Jacoby vor allem) sind unerreichte Lehrmeister.

Wenn hier die Frage beantwortet werden soll, ob die deutsche Sozialdemokratie revolutionär ist, so hat man nicht nötig, zwischen dem radikalen und dem revisionistischen Flügel zu unterscheiden. Selbst wenn wir zugeben, daß Herr Hildebrand und Herr Maurenbrecher nebst Gemahlin wirre Amateur-Sozialdemokraten sind, die auf dem äußersten rechten Flügel der Nationalliberalen Heimatrecht besitzen, so läßt sich im allgemeinen doch keine scharfe Grenzlinie ziehen. Nur Gradunterschiede der Ehrlichkeit lassen sich feststellen. Die „Revisionisten“ Bernstein, Frank, Kolb usw. müssen sogar als Muster-Sozialdemokraten angesprochen werden, denn sie sind auf dem Wege, den die Sozialdemokratie eingeschlagen hat, den sie mit Naturnotwendigkeit einschlagen mußte, nachdem sie sich zur parlamentarischen Tätigkeit entschlossen hatte, am weitesten vorgeschritten. Aber nicht die Richtungen innerhalb der Partei interessieren uns hier. Wir erhalten die Antwort auf unsere Frage, wenn wir das sagenhafte „Endziel“ völlig ignorieren und ausschließlich die Gegenwartarbeit der Sozialdemokratie betrachten.

Daß die Partei eine „Todfeindin der bürgerlichen Gesellschaftsordnung“ ist, hat man uns oft genug versichert. Womit beweist sie es? Welche Todesstrieche führt sie gegen diese Gesellschaftsordnung? In welcher Weise sucht sie die Grundfesten des heutigen Staatsgebäudes zu unterwühlen und zum stürzen zu bringen? Wo greift sie tatsächlich revolutionär in die Entwicklung ein? Was gibt der Sozialdemokratie überhaupt das Recht, das Wort „Revolution“ in die Gassen zu schreien?

Wenn wir die gesamte Arbeit dieser Partei, die ein Menschenalter lang von dem Glorienschein revolutionären Wollens verklärt war, untersuchen, so werden wir kaum einen Punkt finden, der irgendwie auf revolutionäre Triebkräfte schließen ließe. Wir hören Worte, starke Worte, doch wir suchen hinter diesen Worten vergeblich den revolutionären Geist. Eine Geste reißt uns empor; doch bald erkennen wir: sie gilt nicht der sozialistischen Idee: sie wird wahltagitorisch ausgenützt. Überall sind Ansätze zu zeitlosem Wirken vorhanden. Immer wird das ernste Wollen von der „politischen Klugheit“ zurückgedämmt. Und die Worte verlieren ihren ursprünglichen Begriffswert und werden zur hohlen Phrase.

Die Sozialdemokratie ist stolz auf ihren Internationalismus; aber in dem Moment, wo man ihr dies zum Vorwurf macht, weist sie beruhigend darauf hin, daß auch das Zentrum und der Kapitalismus einen internationalen Charakter haben. Die Sozialdemokratie kritisiert den Militarismus; aber sie ist zu gefällig veranlagt, sie bangt zu sehr um ihr politisches „Ansehen“ um ernsthaft antimilitaristische Propaganda zu treiben. Sie ist gegen den Krieg; aber der „Vorwärts“ hat noch in diesen Tagen die Möglichkeit zugegeben, daß die Sozialdemokratie bei „wirklich“ nationalen Lebensfragen mit sich reden lassen würde. Sie ist gegen die Staatskirche; aber sie hütet sich fein, offiziell den Austritt zu propagieren. Die Institution der Ehe und die Moralanschauungen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung finden vor den Augen der Sozialdemokratie keine Gnade; aber sie wird jeden ächten (und sei er Parteigenosse), der etwa bewußt seine eigenen Moralgesetze leben wollte. Sie spricht von Klassenjustiz und Klassengesetzgebung; aber sie betont immer aufs neue ihre Ehrfurcht vor den Gesetzen.

Wir können das gesamte Wirken der deutschen Sozialdemokratie durchforschen, wir werden auf keine revolutionäre Tat stoßen. Die Partei, in der man die Bringerrin der neuen Zeit begrüßte, sie hat sich zu einer Partei des honetten Radikalismus entwickelt, die brav und gutbürgerlich Reformarbeit leistet; doch sie ist nicht mehr revolutionär. Sie wird im Schweiße ihrer Abgeordneten neue Polizeireglements zu schaffen suchen, doch die bürgerliche Gesellschaftsordnung braucht ihren „Todfeind“ nicht mehr zu fürchten. Am 31. Mai 1869 rief Wilhelm Liebknecht seinen Parteigenossen zu: „Revolutionen werden nicht mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis gemacht; die sozialistische Idee kann nicht innerhalb des heutigen Staates verwirklicht werden; sie muß ihn stürzen, um ins Leben treten zu können.“ Die Sozialdemokratie ist noch heute von der Richtigkeit dieser Worte überzeugt; deshalb verzichtet sie auf Revolutionen und hat die sozialistische Idee bis auf weiteres zurückgestellt.

Die Sozialdemokratie ist nicht revolutionär. Mehr noch: sie entwickelt sich immer weiter zu einem Hindernis für eine revolutionäre Kulturbewegung. Sie hat eine Riesenorganisation von exakt funktionierenden Wahlgängern geschaffen, wo sie Persönlichkeiten erziehen sollte. Sie hat geknechtete Proletarier zu Normalbürgern gemacht, wo sie Rebellen züchten sollte. Sie hat die Pflicht, dem Sozialismus zu dienen, versäumt.

Ist eine Umkehr von ihr zu erwarten? Die jüngsten Ereignisse, das jähe Erwachen der revolutionären Bewegung in England, der Besuch der französischen Syndikalistin in Berlin, könnten unseren Sozialdemokraten Veranlassung gegeben haben, die bisherige Taktik nachzuprüfen. Doch diese Arbeiterpartei wird von so klugen Politikern regiert, daß man nicht allzu große Hoffnungen hegen darf. Bezeichnend ist ja die Antwort, die der Partei-

vorstand der deutschen Sozialdemokratie den Franzosen mit auf den Weg gegeben hat. Die Franzosen hatten in Berlin versichert, im Falle eines Krieges würde das französische Proletariat den Generalstreik erklären. Der Parteivorstand erließ einen Aufruf — und verlangte — Einberufung des Parlaments.

Das ist die deutsche Sozialdemokratie. . .

Franz Pfemfert.

Im Joch des Militarismus

Es ist auch „ein Zeichen der Zeit“, daß der Kulturfortschritt in Europa immer abhängiger von der Sorge der Regierungen wird, den Anforderungen des modernen Wettrüstens zu genügen. Als die Lokomotive erfunden worden war und die ersten Eisenbahnen der Menschheit den damit erreichten riesigen Fortschritt in der Verkehrstechnik vor Augen geführt hatten, erging sich alt und jung in Hoffnungen auf ein Zeitalter der Völkerverbrüderung, dessen Vorboten die großartige, Raum überwindende Erfindung zu sein schien. Wie anders nahm der Kulturmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts das lenkbare Luftschiff und den Aeroplan auf! Meist als neue Mittel für die Kriege der Zukunft. Damit stimmt es überein, daß der für die Lösung des Flugproblems tätige Erfindungsgeist hauptsächlich im Dienste von Marspriestern stand und immer noch steht. Und die öffentliche Meinung beschäftigt und beschäftigt sich fast gar nicht mit Möglichkeiten durch lenkbare Flugschiffe und -apparate dem friedlichen Verkehr zu nützen, sondern fast ausschließlich mit deren militärischer Verwendbarkeit.

Ebenso ist, was wenige beachten, bei uns der fortschrittliche Geist im sozialpolitischen Leben ins Joch des Militarismus geraten. Im Jahre 1826 meldete der Generalleutnant von Horn, der damals am Rheine stand, daß die dortigen Provinzen ihr Kontingent an Rekruten nicht zu liefern vermöchten, weil die junge rheinisch-westfälische Industrie mit ihrer ungehemmten Ausbeutung der Arbeitskräfte mit Frauen- und Kinderarbeit ungünstig auf die Gesundheit und Körperbeschaffenheit der Bewohner einwirke. Diese Anregung, so meint Dr. Heinz Potthoff, habe zu den Arbeiterschutzgesetzen geführt. Allein? Doch wohl nicht. Nach Bismarck wirkte von anderer Seite her die sozialistische Agitation mit. Man wollte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, das Rekrutenmaterial aufbessern und die Sozialdemokratie „positiv“ bekämpfen. Deshalb ist es jedoch um nichts weniger bezeichnend, daß der eigene Trieb, der bei der sozialpolitischen Mission unserer Regierung mitspielte, nicht ihrem Kulturgewissen, sondern ihrem militärischen Gewissen entsprang, daß sie nicht unmittelbar um der Wohlfahrt des Volkes, sondern an erster Stelle um seiner militärischen Brauchbarkeit willen die soziale Gesetzgebung einleitete.

In jüngster Zeit spielte sich ein ähnlicher Vorgang ab. Schon lange hatten sich die preussischen Ministerien mit der Frage beschäftigt, ob die heutige Art der mangelhaften Weitererziehung der schulentlassenen Jugend nicht eine „wachsende nationale Gefahr“ in sich birge. Den Anstoß zu diesen, inzwischen zu greifbaren Vorschlägen gediehenen Beratungen gab, wie man aus so zuverlässiger Quelle wie der militäroffiziösen „Militärpolitischen Korrespondenz“ erfuhr, die Heeresverwaltung. Diese klagte, es häuften sich vornehmlich in Garnisonen mit Ersatz aus den Industriegebieten, auch Sachsens und Süddeutschlands, die militärischen Beschwerden über die moralische Qualität des Rekrutenmaterials. Schlechter Wille und passive Resistenz erschwerten in nicht mehr vereinzelt, auf zielbe-

wußte Beeinflussung oder sittliche Verwahrlosung zurückzuführenden Fällen die Anfangsstadien der Ausbildung bei einer ganzen Reihe bestimmter Truppenteile in solch steigendem Maße, daß die verschiedenen Kriegsministerien sich zu scharfer Stellungnahme veranlaßt gesehen hätten.

Wieder waren es rein militärische, keine allgemeinen Kultursorgen, die bei den Regierenden den inneren Drang entwickelten, sich um arge Mißstände im sozialen Leben zu kümmern. Und wieder war es die sozialistische Agitation, die sie von außen her auf dieselbe Aufgabe hindrängte. Es ist nämlich auch in diesem Falle bemerkenswert, daß die Vertreter des „Zukunftsstaates“ wieder einmal früher aufstanden als die Vertreter des Gegenwartsstaates. Als in dem „Moabiter Krawallprozeß“ der Pastor Schwebel von der Berliner Reformationskirche sich des langen und breiten über die Verkommenheit der halbwüchsigen Jugend im Moabiter Stadtviertel erging und über die traurige Rolle, die sie bei dem „Aufruhr“ gespielt habe, da konnten die Verteidiger gegenüber dem Bestreben der Staatsanwaltschaft, das dem Einfluß der Sozialdemokratie zuzuschreiben, mit Recht darauf hinweisen, daß die sozialdemokratischen Organisationen gut fungierende Einrichtungen getroffen haben, um der Jugend an Stelle der Schundliteratur Gelegenheit zu guter Lektüre zu bieten, sie in Turnvereinen zu sammeln, Ausflüge ins Freie zu veranstalten, dem Alkoholgenuß entgegenzuwirken usw., daß aber die Behörden diesen Bestrebungen feindlich gegenüberständen. In der Tat hat die preußische Regierung den sozialdemokratischen Jugendorganisationen bereits das Todesurteil verkündet; sie sucht die schulentlassene Jugend gewaltsam von der Sozialdemokratie abzusperren. Um sich aber nicht dem Vorwurf auszusetzen, als wolle sie diese einer sittlichen Verwilderung anheimfallen lassen, greift sie den Vorschlag der Heeresverwaltung, die Pflege der schulentlassenen Jugend in die eigene Hand zu nehmen, auf, um, genau wie bei Einleitung der sozialen Gesetzgebung, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, das Rekrutenmaterial aufzubessern und die Sozialdemokratie „positiv“ zu bekämpfen.

Im kaufmännischen Leben weiß jedermann, daß im Wettbewerb schließlich das kleinste Mittel zum größten Zweck die Oberhand behält. Das Verfahren, das die Regierenden bei uns anwenden, um der Sozialdemokratie die Jugend streitig zu machen, läuft darauf hinaus, mit Kanonen nach Spazern zu schießen, mit einem möglichst großen Mittel möglichst wenig zu erzielen. Wenn sich unserere Regierende nur mehr Geist anschaffen wollten, dann würden sie all die Umständlichkeiten, zu denen sie jetzt ihre Zuflucht nehmen, nicht nötig haben. Wenn sie das nicht tun, dann werden sie trotz aller ihrer machtvollen Anstrengungen die Jugend immer mehr an die Sozialdemokratie verlieren, wie sie unsere Ostmarken trotz aller Anstrengungen immer mehr an die Polen verlieren, deren Ansiedlungsbanken eben mit mehr Geist arbeiten als die preußische Ansiedlungskommission. Wer den überlegenen Geist hat, hat den Zwang nicht nötig und kommt mit der Freiheit aus. Die Freiheit aber ist immer billiger als der Zwang und darum die überlegene Konkurrentin. Wären die europäischen Regierungen nicht so arm an Geist, wie es tatsächlich der Fall ist, so würden sie längst den europäischen Frieden so weit dauernd organisiert haben, als die wirtschaftliche Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts hierfür tatsächlich die Voraussetzungen geschaffen hat. Diese Aufgabe haben die Proletarier in den modernen Kulturstaaten für ihre Kreise geleistet; es bestehen unter ihnen keine Interessengegenstände mehr, die den Ergebnissen der

neuzeitlichen Entwicklung des Weltverkehrs widersprechen. Aber die Regierungen hinken hinter dieser Entwicklung noch weit, recht weit hinterdrein. Und doch wundern sie sich, daß die „Untertanen“ es allmählich müde werden, von ihnen nur noch als Objekte für militärische Zwecke gewertet zu werden, die keine vitalen Volksinteressen berühren; denn man kann alle europäischen diplomatischen Zänkereien der letzten Jahrzehnte durchgehen, man wird keinen einzigen Fall entdecken, wo es sich gelohnt hätte, einen modernen Krieg zu entfesseln, den Erzeugnissen des Gewerbefleißes eines Volkes auf dem großen Gebiete des Weltmarktes in einer nicht bloß exklusiven Interessentreisen zugute kommenden Weise die Wettbewerbsfreiheit zu sichern. Meist handelte es sich um alles andere eher als um die wahren Interessen eines nationalen Wirtschaftsorganismus.

Otto Corbach

Sabotage

Das noch vor wenigen Jahren keinem anständigen Menschen bekannte Wort „Sabotage“ ist jetzt in Frankreich so landläufig geworden, daß man sich gar nicht mehr vorstellen kann, wie man ohne es früher auskommen konnte. Man kann sich keine Unterhaltung zweier Minister, Bauern, Spießbürger, Schulkinder oder Arbeiter denken, in der es nicht mit den mannigfachen Nuancen seiner Bedeutung erschiene; und eine Zeitung, in der es nicht auf jeder Spalte ein paar Mal vorkäme, wäre überhaupt ein Unding, wäre das offenbare Produkt einer „Sabotage“. Es beherrscht nicht nur die Sprache, sondern auch das Leben Frankreichs, und es wird jenseits der Grenzen mit Vorliebe als üppigstes Charakteristikum französischer Dekadenz angesprochen. Von einer höheren Warte betrachtet aber, hätte trotzdem Nietzsche wahrscheinlich seine Freude daran gehabt. Denn es bedeutet im Grunde die energischste Auflehnung des autonomen Individuums gegen sozialen Zwang jeder Art, als da sind: Gesetze, Kapitalisten, Examinatoren, kurz allerlei laudnische Joche, unter denen durchzukriechen der Staat vom Individuum verlangt.

Wörtlich übersetzt heißt Sabotage Holzschuhmacherei. Es wurde aber in gewissen Arbeitsbranchen im Volksmund schon lange mit der Bedeutung Puscherei begabt. Woher das kommt, ist nicht leicht zu sagen. Seeleute nennen seit Jahrhunderten ein untüchtiges Schiff „un vieux sabot“, einen alten Holzschuh, was immerhin einen gewissen Sinn hat. Die Fuhrleute nannten den Hemmschuh „sabot“, was sich gleichfalls leicht erklärt. Aus diesen beiden Berufsbegriffen entwickelte sich zweifellos die Idee, mit „Sabotage“ müsse man etwas durchaus Untaugliches und Hemmendes bezeichnen.

Dazu kam dann noch die Bedeutung eines analogen Wortes, nämlich „savate“, das denselben Ursprung aus dem Lateinischen hat. Es bedeutet, im Gegensatz zum Holzschuh, einen unendlich schlappen Pantoffel, der womöglich breitgetreten und unordentlichem Aussehens ist. Der Volksmund bezeichnet dann auch gleich ein ganz schlampiges Individuum mit demselben Wort und wendet den gleichen Ausdruck auf ein ganz lieberliches Arbeitsprodukt an.

Damit haben wir die verschiedenen Bedeutungen, die nunmehr in mächtigem Strome zum jetzigen „Sabotage“ zusammengefaßt, die Physiognomie dieser nicht gerade immer angenehmen, oft gefährlichen, manchmal verberlichen, ab und zu aber auch spaßigen sozialen Erscheinung prägen.

Was ist nun aber Sabotage? Hier einige Beispiele, die handgreiflicher sind als metaphysische Destillationen.

Vom 30. Oktober 1910 bis zum 30. Juni wurden in Frankreich 2967 Drähte von Eisenbahnsignalen von jeglichen oder früheren Angestellten durchschnitten, um Züge aufzuhalten, den Eisenbahnverkehr zu stören, wo nicht gar um Katastrophen zu verursachen, jedenfalls aber, um auf Regierung oder Eisenbahngesellschaften einen Druck auszuüben, der in Gestalt von Verbesserung der Lage der Angestellten in die Erscheinung treten soll.

Bei dem Volksaufstand in der Champagne, der zum Ziel hatte, ein Gesetz abzuschaffen zu lassen, demzufolge nur noch der Wein aus der Umgebung von Reims als Champagner bezeichnet werden durfte, zerschlugen die Mißmutigen mehr als zwei Millionen Flaschen ausgezeichneten Sekts, gossen unzählige Tausendliterfässer auf die Straßen, zerschlugen und verbrannten zahllose Keltermaschinen, ja, zerstörten in Grund und Boden eine ganze Reihe von Weinpflanzungen.

Bei dem Umbau der kolossalen Geleisanlagen vor dem verkehrsreichsten Pariser Bahnhof mußten leihthin zwei paare Geleise in einer Länge von 20 Meter umgelegt werden, und zwar, um nicht den Verkehr zu unterbinden, binnen einer Nacht. Man arbeitete einfach so langsam, daß am frühen Morgen nichts fertig war. Ueber hundert Züge saßen stundenlang, zum Teil sogar in einem Tunnel, jämmerlich fest, und hunderttausend Vorortbeamten und Bourgeois wurde ihr Tagewerk ruiniert.

Vor einigen Wochen waren in der Sorbonne Baccalaureusexamen, was dem deutschen Abiturium entspricht. Und zwar handelte es sich um eine Uebersetzung ins Lateinische. Von hundertfünfzig Kandidaten brachten zwei oder drei sie halbwegs zustande. Es war der französische Text einer übrigens äußerst albernem und verschörkelten Stelle der Tusulanen Ciceros. Die hundertfünfzig angehenden Studenten erhoben sich wie ein Mann, zerrissen ihre Hefte, schlugen die Schulbänke in Stücke, schmissen die Fenster des Saales ein, brüllten wenig schmeichelhafte Epitheta an die Adresse des Herrn Professors, der sich glücklicherweise durch eilige Flucht in Sicherheit bringen konnte, ohne persönlich „sabotiert“ zu werden.

Ein Leuchtturm bei Korsika ist vor ein paar Tagen erloschen. Man findet, daß die Scheinwerfer zerbrochen und die Lampe auseinandergeschraubt ist.

Der Blißzug von Havre nach Paris entgleist ein paar Meter vor einer Brücke und fällt um (anstatt in den Fluß zu stürzen). Man entdeckt ohne weiteres die Werkzeuge, mit denen die Schienen losgeschraubt waren, sowie (damit nur ja kein Irrtum über die Ursachen des Unfalles Form gewänne) eine Reihe hübsch zusammengefalteter revolutionärer Blätter, die die Sabotage zwecks Befreiung der Menschheit dringend empfehlen.

Ein Berufsunteroffizier stellt nächtlicherweise Eisenbahnsignale ab. Es stellt sich heraus, daß er in anarchistischen Klubs Reden hält und auf seinem Zimmer Nietzsche, Schopenhauer, Tolstoi und andere Anarchisten in Gesamtausgaben vertreten sind.

Als leihthin die Maurer einsahen, daß ein von ihnen ins Auge gefaßter großer Streik keine Aussicht auf Erfolg haben würde, beschloßen sie, die Unternehmer in womöglich noch schlimmerer Weise zu drangsalieren, als sie es mit der Arbeitseinstellung hätten tun können. Wer bisher vierhundert Backsteine täglich vermauerte, brachte es nun nur noch auf hundertfünfzig. Ganze Tage brauchte man, um einen Haufen Mörtel zu verrühren. Und die Unternehmer bekamen für denselben Stundenlohn höchstens ein Viertel der normalen Arbeit.

Das ist alles Sabotage, so verschieden die einzelnen Fälle auf den ersten Blick auch aussehen mögen. Zugrunde liegt ihnen immer dieselbe Tendenz, es handelt sich um Einschüchterung einer sozialen Uebermacht, um sie zum Nachgeben zu veranlassen. Es ist ein Form des Kampfes von Schwachen gegen Starke.

Die amerikanischen Arbeiterverbände haben schon seit langen Jahren den Wahlspruch ausgegeben: Für schlechten Lohn schlechte Arbeit. Und das war anfangs auch in Frankreich der eigentliche Sinn der Sabotage. Aber der Erfolg der Methode war mäßig. Die schlechten Arbeiter wurden an die Luft gesetzt, und die Arbeitersyndikate waren nicht stark genug, ihre Mitglieder durch Solidaritätsstreiks zu verteidigen.

Da kam man ganz natürlicherweise auf den Gedanken, es den Arbeitgebern praktisch unmöglich zu machen, mißliebige Arbeiter durch andere zu ersetzen. In allen Fällen, wo zur Arbeit komplizierte Instrumente gehören, war nichts einfacher, als das. Man brauchte ja bloß die Maschine unbrauchbar zu machen. Beim ersten großen Poststreik vor drei Jahren schraubte jeder Telegraphist und Telephonist einfach eine gewisse kleine Schraube seines Apparates ab und nahm sie mit, und es dauerte lange Tage, ehe man alles reparieren konnte. Elektriker brauchten nur zu starken Strom zu liefern, und auf diese Weise überall die Bleisicherungen durchbrennen zu lassen, um beim Arbeitgeber größte Verlegenheit zu erzeugen. Durch Zerbrechen winziger Teile können die riesigsten automatischen Webstühle auf lange Zeit unbrauchbar gemacht werden. Und jeder begreift, daß Dampfmaschinen, Rotationspressen, Lokomotiven, Gewehre, Kanonen, ja Panzerschiffe, von intelligenten Saboteuren mit Leichtigkeit zur Untätigkeit verdammt werden können.

Schlechte Arbeit und Zerstörung der technischen Produktionsmittel sind die Grundzüge der Sabotage. Aber der Begriff und die Sache sind schon aus dem Rahmen des bloßen Lohnkampfes herausgetreten. Man kann nicht nur Dynamomaschinen und Telegraphenleitungen sabotieren, sondern auch Gesetze und sogar die ganze gesellschaftliche Ordnung. Sabotage ist, wie sie jetzt betrieben und verstanden wird, geradezu die Auflehnung der Einzelnen gegen ungerecht Empfundenes und der Gebrauch von Einschüchterungsmitteln jeder Art zum Zwecke, die Ungerechtigkeiten aus der Welt zu schaffen. Natürlich sind individuell genommen, die Opfer der Sabotage fast nie die wirklich Schuldigen oder Verantwortlichen. Aber jeder ist Mitglied der Gesellschaft, die die wirklichen oder eingebildeten Ungerechtigkeiten begeht, als solcher mitverantwortlich und wird folglich gerechterweise mitbestraft; das ist die Theorie der Sabotage.

Viele Fälle von Sabotage grenzen direkt an verbrecherische Unternehmungen. Und man versteht nur zu gut, wie der Zorn der Betroffenen nach Zwangsmitteln schlimmster Art gegen das neue System der Selbsthilfe schreit. Aber man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Und die guten Bürgerleute, die schon die Gökendämmerung unserer Gesellschaftsordnung am Horizont dunkeln sehen, und mit moralischer Entrüstung über die Abwesenheit jeglichen Gemeinnes gegen die neuen „sozialen Verbrecher“ eifern, machen einen lachen. Denn die Saboteure handeln auch aus Gemeinnsinn. Nur besteht dieser für sie darin, daß etwas in der Gesellschaft sofort anders organisiert werden muß, um die durchschnittlichen Existenzbedingungen zu verbessern, während die anderen höchstens durch unmerkliche Uebergänge, Verhandlungen und leise Gesetzgebung auf gewöhnlichem Wege irgend etwas ändern wollen.

Sicherlich ist Sabotage revolutionär. Aber zwischen ihr und reformatorischer Gesetzgebung ist psychologisch nur ein Temperamentsunterschied. Und wenn es am schlechtesten geht, der hat am wenigsten Geduld.

Das wirklich Typische, das Gefährliche, das Fragwürdige an diesem neuen „Einfall der Barbaren“ jedoch ist nicht, daß er existiert und unleugbar um sich greift, sondern daß er in zahllosen Fällen vollen Erfolg hat. Zahllose Streiks sind durch Unbrauchbarmachung von Werkzeugen gewonnen. Und sogar die Annahme gewisser Gesetze ist durch Sabotage der parlamentarischen Maschine unmöglich gemacht. Aber dies kennt man in Oesterreich besser. Bloß nennt man dort parlamentarische Sabotage ganz einfach Obstruktion oder Dringlichkeitsantrag.

Alexander Ular.

Glossen

Goethe und Islam

... Es ist höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer allesleitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.

Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag, aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: Rein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist von derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorlesung, die das Kleinste im Kluge hält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann.

Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre, daß nichts existiere, wovon sich nicht das Gegenteil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Sache das Gegenteil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gemüthlichkeit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet.

Sie leben, daß dieser Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann.

Denes philosophische System der Mohammedaner ist ein artiger Maßstab, den man an sich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Jugend man denn eigentlich stehe. . . .

EA

Man kann wohl sagen, er ist mutig, der Wiener Lokalhumorist Karl Kraus, und er hat die Fähigkeit, die „Fackel“ nach den Grundrissen zu leiten, die ihm an der „Neuen Freien Presse“ so arg mißfallen. Der Bannfluch „Nicht genannt soll er werden“ trifft jeden, der dem großen Kraus keine Loblieder singt. Was irgend ein Winkelblatt über Bücher dieses Herrn lobend geäußert hat, die „Fackel“ registriert es; Werturteile dagegen, die dem Kraus Unbehagen bereiten, unterschlägt er lähn.

Bis zur Stunde hat sich die „Fackel“ nicht entschließen können, ihren Lesern mitzuteilen, was Max Brod und Anselm Ruest in der „Aktion“ über Kraus' Werke gesagt haben. Ob wirs dennoch erleben? Monate sind schon ins Land gegangen, seit ich in der „Aktion“ die Geschäftsmachenschaften unseres Helben belkopt habe.

Ehemals, als ich Herrn Kraus Lob sollte, wurde mir der Dant telegraphisch übermittelt und mein Urteil wurde den Fackelleuten ungekürzt vorgelesen. Bin ich nun plötzlich eine Unbeträchtlichkeit geworden? Doch wir wollen warten. In der letzten „Fackel“ hat der Größenwahn folgende Rundgebung veröffentlicht.

„Geduld,

Geduld, es kommt jeder dran. Es war ein heißer Sommer, und die Rückstände des Winters müssen auch noch aufgearbeitet werden. Ich vergesse den letzten Sturm nicht, der sich mir auf einem alten Notizblatt krümmt. Alles wird besorgt. Jede Gotteslästerung persönlich genommen und umgekehrt — nur so kommen wir weiter. Was des Spottes nicht wert ist, wird der höheren Ehre teilhaftig werden, sich als Anstoß der Erkenntnis wiederzuerkennen. Wir kommen ins Reine. Ich verspreche es, die Straßen der Stadt sollen heuer so aussehen, daß man zweifeln wird, ob es bloß Dreck oder Hirn sei.“

Ich hoffe, EA meint uns.

Sie kann auch einmütig handeln

Unsere Presse nämlich. Die Scheidung der Gelfter, die dann jutage tritt, wenn Kulturarbeit zu leisten ist, sie wird überbrückt und alle wirken einmütig, wenn es gilt, Skandale zu veranstalten. Eben erleiden wir den Prozeß Metternich. Eben hat sich ein gräßlicher Bengel wegen angeblicher Vergehen gegen das Strafgesetzbuch zu verantworten. Eine Gerichtsverhandlung, die also nicht den Reiz der Neuheit hat. Was aber weiß unsere Presse aus diesem Fall herauszuholen!

Seit Tagen wälzt sie eine Schlammflut von Niederträchtigkeiten ins Land, zerrt das Privatleben zweier Frauen an die Deffentlichkeit, um ihren Lesern ekelhaftes Behagen zu bereiten. Ob „Vorwärts“, ob „Lokalanzeiger“, ob „Kreuz-Zeitung“, nur ein Gradunterschied in der Fügigkeit der Reportage ist festzustellen.

Die Presse wird für den Kulturstandal, den sie verschuldet, keine mildernden Umstände zu beanspruchen haben. Wenn es die beruflichen Verteidiger des Gräßleins mit ihrer Ehe vereinbaren zu können glauben, in das Privatleben der Frau Wertheim einzubrechen um sich Aecherungen aus erregten Familienzenen, wie sie wohl in jedem Hause vorkommen, anzueignen, so ist das ihre Sache oder allenfalls Sache der Berufskollegen dieser Rechtsanwälte. Die Presse aber hat die Pflicht, das Wirken der Herren unbeachtet zu lassen. Die Scham hätte, wenn die Sensationslust sich regte, sprechen müssen. Die Scham ist zu den Hunden entflohn.

F. P.

Georg Polemischer

Ein Frauenarzt, (dem man raten möchte, fürderhin seinen Nabel zu halten), ward von einem Artikel gegen die Ventbestien der Ensoldt entbunden. Die ganze Richtung passe ihm nicht. Er sei ein kunstverständiger Banaupe und die Ensoldt keine Heroine. Sowas. Er handle sich um eine edle klassische Schöpfung. Er wolle sich gern besiegt erklären.

Die Ensoldt erinnerte ihn vielfach an einen verlumpten Trunkenbold, „und unwillkürlich suchte ich immer nach der Schnapsflasche“.

Ein Grund, Kunstwerte wie die Ensoldt vor Aff . . . ronts von Seiten ästhetisch analphabetester Erscheinungen zu schützen, besteht weniger, als ein Grund, unwillkürlich nach der Cognacflasche zu suchen. Immerhin sollte der kleine Polemischer darauf aufmerksam werden, daß seine Wirksamkeit in Kunstdingen gelegentlich auch mal unübergangen bleiben kann.

An unsere Freunde

Die Wintersaison steht bevor. Es gilt, für die „Aktion“ zu werben.

Wir bitten unsere Freunde, Probenummern von uns zu verlangen und sie an solche Adressen zu versenden, die für unser Organ Interesse haben könnten.

Redaktion und Verlag.

Lebemanns Traum

Auf meinen Schultern tanzen Amoretten.
Sie schwingen in der Hand ganz kleine Dolche,
Am Halse baumeln winzige Rasetten,
Und Arm und Bein sind kalt wie frische Molche.

Ich will die kleinen Briketenden erschrecken
Und zeige ihnen grob geschmigte Mohren.
Sie aber fangen an mich tot zu lecken
Und kriechen mir gehäuft in Mund und Ohren.

Marburg.

Arthur Dren.

Victor Hadwiger †

(Worte, am Grabe gesprochen von Anselm Ruestl).

„Man wußte nicht, ob er für ein Werk oder für den Tod Vorbereitungen traf — —“ so sprachen wir vor acht Sonnenuntergängen mit Hadwigers eigenen Worten... Und nun war es der Tod!...

Wie: und wir wußten, ob es der Tod war? Ob es nicht sein höchstes und himmlischstes Werk gewesen? Und war dieser Tod nicht sein Werk?

„Er war stärker als Alle“. Er — Abraham Abt...

Wir hemmen die Klage. Wir wissen nichts. Gar nichts. Wir kauern ja in dieser finstern Höhle, Leben genannt, den Rücken gegen die einzige Lichtöffnung gekehrt, und betrachten die Schattenbilder an der Wand. Nur er — —

Er hatte vielleicht schon längst, längst, heimlichst, die tödliche Hinwendung nach dem Licht gemacht — und wir ahnten gar nichts... Er hatte vielleicht schon immer, die ganzen zweiunddreißig Jahre seines jungen Lebens, in diesem grausamen Licht gehaucht, mit wollüstig-mörderischem Entzücken den blendendsten Strahl ausgehalten, und wir, wir sahen seinen Schattenriß, den Leib, und er — er saß mit den ewigen Ideen zu Tische...

Es fürchte die Götter

Das Menschengeschlecht!

Sie halten die Herrschaft — —

Nein — keine Furcht mehr! Kein Stürzen mehr von goldenen Tischen! Kein augen- und seelenloses Schmachten mehr in Erebstiefen! War er nicht ein Romantiker? War seine Religion nicht diejenige der Novalis und Goethe, die den Tod überwandten, die das eine ringförmige Götterwesen in der Mitte erfassen, und triumphierend über Leben und Tod auf unsterblicher Brücke sich wiegen? Da öffnen sich die Sarkophage, Marmor bekommt Flügel, und unter der glühendsten Umarmung rinnt noch einmal Feuer in die starre Lippe der Antiken, daß sie bebt in wollüstiger Verschönerung. Ein solcher war ja auch er: der die toten Symbole der Früheren wieder atmen und erschauern ließ, der überall, wo er Totes sah, diesen Tod entzauberte und verwandelte, der das Herz der Felsen, der Pflanzen, der Tiere an seinem eigenen klopfen ließ, und seine Sprache beschwor: und er sollte sich nicht selbst zu erlösen die Macht gehabt haben?!

Wer noch immer bloß den trüben Schattenriß an der Wand dieser Höhle zu betrachten vermag — der freilich mag weiter nur das Sinnloseste, Verworrenste, ja Verurtheilteste entziffern. Ja was sollten diese zweiunddreißig Jahre mit ihrem wahnsinnigen Her- und Hinschwingen, -Benkeln, zwischen Toden und Himmeln, Wollüsten und Höllen, Gewittern und Räuschen, Verzückungen und Krämpfen — plötzlich jäh abgehakt — vom Laugelrand der stärksten Freude, die ein Dichter erlebt, gerissen, gerissen? unter teuflischem Gelächter der Ernynnien hinweggestoßen! — ja was sollte dieser ganze unsinnig-karge Verkehr mit Seligkeiten, für die die weite, ungemessene Ewigkeit ein so lächerlich kurzer Zeitraum?! O, es ist längst noch nicht an der Stunde, unter Menschen von seinem Werk zu reden... Menschen, o Ihr Freunde (aber wo seid Ihr?), Menschen — —. Zu Menschen, o meine Freunde, war auch dieser gesendet, und menschhaft, so sagte man, so mußte er selbst es glauben, waren seine Weltfinne, waren seine Augen, seine Ohren, war sein Herz selbst, das die Stimme der Sterne niedersinken fühlte: — nun, warum haben sie es denn nicht auch gehört, vernommen, warum

zitterten und bebten sie nicht mit, warum rührten die Töne seiner Leier wohl an den goldenen Wagen, an die glänzende Kassiopeja, an die silbernen Fische und wohl selbst an den fernen Sirius — nur nicht an Dich? Menschen, o Ihr Freunde — —! Dieser war gekommen, und die stummen Hieroglyphen der Häuser, der Felder, der Gärten, der einsamsten wie der belebtesten Wege und Straßen machte er reden; verirrt Kindern sah er in die Augen und las ihr Schicksal wie Jesus; magerer Hände blasse Schrift entzifferte er wie die eigene, und unter dem verwüsteten Stirnhaar der Bettler in der Herberge die Palimpseste erloschener Gehirne. Ach — wie ist der durch Welt und Menschen gegangen und wie wird man noch horchen und staunen! Aber gesetzt daß der reichste und tiefste Schatz dieser Herzkammer noch verwahrt und verborgen bleiben durfte: hätte man nicht schon etwas davon, etwas mehr entdecken, begreifen, werten müssen? Damals schon, als er noch mit den Jüngsten, der Zukünftigsten einer, in überströmender Weltseligkeit an jede Brust wie gern geflogen wäre, sie mit Entzückungen, ja Humoren jeder Art zu sättigen, trunken zu machen! Ah — wie verhärtete sich dieser glühende Stahl im frostigen Blute der Mitwelt dann! Und wie schmiedeten und feilten an Ecken und Kanten der Neid und das hämische Mißverständnis, bis die Schneide haarscharf, und ach! unter diejenigen selbst fiel, die er liebte. Sie wußten nicht oder wollten es nicht wissen, daß er selbst aus tausend Wunden bereits blutete, während er nur den härtenden Stahlpanzer umgenommen, der so herrlich-tüchtig und grausam zu funkeln wußte, ... während die heißesten Tropfen Blutes darunter ungeküßt in den Sand rannen...

Doch nein: nicht ungeküßt und nicht völlig einsam und ungeliebt! Die seltene Seele eines Weibes, und der leider nicht weit genug tragende Zuruf einiger Freunde, wenige sich helfend hinstreckende, ohnmächtige Hände und Herzen — —: ihr Menschen, ihr Menschen: das ist eure berühmte Mitwelt, eure an jedem Geburtstag immer wieder so vertrauensvoll begrüßte Sozietät!... Ist es zu verstehen? Aber wer sagt denn, daß grade das Leben den Verstehenden und Verständigen gehöre, da noch alle Genien und Heroen, Lebendige wie wir sie glaubten, nur den Tod von je so unendlich und inbrünstig verehrt und gefeiert haben? Nur die Toten haben sicherlich das höhere Licht, und auch erst aus unsern morschen und modernden Gebeinen schießt eine noch unbegriffene, unbegreifliche Nachwelt den Kranz der Unsterblichkeit um Victor Hadwigers Stirne... Während wir mit Novalis seine wie die eigene Hoffnung kräftiger zu besiegeln suchen:

Noch wenig Zeiten,

So bin ich los,

Und liege trunken

Der Lieb' im Schoß.

Ich fühle des Todes

Verjüngende Flut,

Zu Balsam und Aether

Verwandelt mein Blut.

Ich lebe bei Tage

Voll Glauben und Mut,

Und sterbe die Nächte

In heiliger Blut.

Der Flüchtling aus dem verschwundenen Garten

Da sich mein Leib in jener Gärten Zaubergrund verirrt,
 Wo blauer Schierling zwischen Stauden dunkler Toll-
 kirschenblüten stand,
 Was hilft es, daß ein später Tageschein den Knäuel bun-
 ter Fieberträume mir entwirrt,
 Und durch das Frösteln grauer Morgendämmerungen
 sich mein Fuß den Ausweg fand?
 Von jener Nächte frevelvollen Seligkeiten
 Gärt noch mein Blut so wie mit fremdem Fieberfaß be-
 schwert,
 Und aus dem Schwall der Stunden, die wie hingejagte
 Wolken mir entgleiten,
 Bleibt tief mein Traum wie über blaue Heimatsseen in
 sich selbst gelehrt.
 Um meines Lebens ungewisse Schalen neigen
 Und drängen sich die Bilder, die aus heißen Urwaldstel-
 chen aufgepflogen sind,
 Und meine Wünsche wollen, wilde Bogelschwärme, in die
 Wipfel hoher Tannenwälder steigen,
 Und meine Seele schreit im Dunkel auf, wehrlose Wetter-
 harfe unterm Wind.
 Brüssel. Ernst Stadler.

Die intellektuelle Bewegung des 18. Jahrhunderts

Von Fürst Peter Krapotkin.

Die geistige Bewegung des XIX. Jahrhunderts hat ihren Ursprung in den Schriften der schottischen und französischen Philosophen aus der Mitte und dem Ende des vorhergehenden Jahrhunderts. Unter dem Einfluß eines erwachenden und pulsierenden Gedankenlebens waren jene Denker von dem Wunsche beseelt, alles menschliche Wissen in einem allgemeinen System zu vereinigen. Bei entschiedener Verwerfung der Scholastik und der Metaphysik des Mittelalters hatten sie den Mut, die gesamte Natur — die Sternenwelt, unser Sonnensystem, unsere Erde, die Entwicklung der Pflanzen-, der Tierwelt und der menschlichen Gesellschaft auf letzterer — als eine Reihe von Tatsachen anzusehen, welche in der gleichen Weise studiert werden können, wie man die Naturwissenschaften studiert.

Unter ausgiebiger Benützung der einzig wahren wissenschaftlichen Methode, nämlich der induktiv-deduktiven Methode traten sie heran an das Studium aller Erscheinungsgruppen, wie sie die Natur bietet, mochten sie nun der Sternen- oder der Tierwelt, oder dem Gebiet menschlicher Religionsysteme und Einrichtungen angehören. Und man studierte sie in der Weise des Naturforschers und als ob man physikalischen Fragen gegenüberstehe. Sie registrierten zu Anfang geduldig die Tatsachen, und wenn sie zu Verallgemeinerungen schritten, so geschah es auf dem Wege der Induktion. Sie stellten wohl bestimmte Hypothesen auf, aber sie maßen diesen keine höhere Bedeutung bei als Darwin seiner Theorie von dem Ursprung neuer Arten durch den Kampf ums Dasein oder Mendeleef seinem „periodischen Gesetz“. Sie sahen in ihnen bloße Annahmen, welche eine vorläufige Erklärung geben und dadurch die Gruppierung der Tatsachen sowie ihr nachfolgendes Studium erleichtern. Aber diese Hypothesen mußten erst durch die Anwendung auf eine Fülle von Erscheinungen bestätigt werden, sie mußten auch auf dedukti-

vem Wege erklärt werden, und sie wurden nicht eher „Geseze“ (d. h. erwiesene Verallgemeinerungen) als bis sie diese Probe bestanden und in ihrem Verhältnis zu Ursache und Wirkung erklärt waren.

Als sich der Mittelpunkt der philosophischen Bewegung von Schottland und England nach Frankreich verschob, führten die französischen Philosophen dieses Werk fort, wobei ihnen der den Franzosen eigne Sinn für das Systematische zu statten kam. Sie machten den Versuch, eine Universalwissenschaft, d. h. eine Philosophie des ganzen Weltalls mit all seinen Lebenserscheinungen in streng wissenschaftlicher Form zu konstruieren. Sie verwarfen dabei alle metaphysischen Konstruktionen früherer Philosophen und erklärten alle Erscheinungen durch die Wirkung der gleichen physischen, d. h. mechanischen Kräfte, welche ihnen zur Erklärung der Entstehung und Entwicklung des Erdballs genügt hatten.

Es wird erzählt, daß Napoleon Laplace gefragt habe, warum in seiner „Erklärung des Welt-Systems“ Gott nirgends genannt werde. Laplace soll darauf geantwortet haben: „Ich kann ohne diese Hypothese fertig werden.“ Doch Laplace tat noch mehr. Er verschmähte es auch, seine Zuflucht zu den großen Worten der Metaphysik zu nehmen, hinter denen sich gewöhnlich nur ein Nicht- oder Halbverständnis der Naturerscheinungen sowie die Unfähigkeit verbirgt, diese sich in konkreter Form, als meßbare Größen vorzustellen. Laplace bedurfte ebensowenig der Metaphysik wie der Hypothese eines Schöpfers. Und obgleich in seiner „Erklärung des Welt-Systems“ keine mathematischen Berechnungen zu finden sind und dies Werk so schlicht geschrieben ist, daß es jedem intelligenten Leser verständlich ist, war es doch später den Mathematikern möglich, jeden Einzelgedanken dieses Buches in der Form mathematischer Gleichungen d. h. als Beziehungen zwischen meßbaren Größen auszudrücken. So ergab war die Denkweise von Laplace.

Was Laplace für die mechanische Erklärung der Himmelserscheinungen getan hatte, leisteten die französischen Philosophen des XVIII. Jahrhunderts auch für das Studium der Erscheinungsformen des Lebens sowie der Psychologie. Die französischen Encyclopädisten konnten sich nicht mit „Erklärungen“, die nichts als große Worte waren, begnügen. Gleich ihren schottischen und englischen Vorgängern wollten sie nicht zur Erklärung der Tatsache, woher die Begriffe von Gut und Böse kommen, ein „Wort sich einstellen lassen, wo die Begriffe fehlen“, wie Goethe sagt. Sie studierten diese Anschauungen in der gleichen Weise, wie es bereits Hutcheson im Jahre 1725 und später Adam Smith in seinem besten Werke, „Der Ursprung der moralischen Empfindungen“, getan hat. Sie fanden, daß der moralische Sinn des Menschen seinen Ursprung hat in dem Gefühl des Mitleids, der Sympathie, welche wir dem Leidenden gegenüber empfinden, wenn ein Anderer in unserer Gegenwart geschlagen wird, daß wir durch eine solche Handlung in Empörung verletzt werden. Indem sie von derartigen Beobachtungen und allgemein bekannten Tatsachen ausgingen, gelangten die Encyclopädisten zu den weitreichendsten Verallgemeinerungen. Auf diese Weise erklärten sie in der Tat den moralischen Sinn, der etwas Komplexes darstellt, durch einfachere Tatsachen.

Der Wert eines solchen Verfahrens ist klar. Anstatt einer Gottesoffenbarung, an Stelle eines außer-menschlichen und übernatürlichen Ursprungs hatte man

das Gefühl des Mitleids, der Sympathie im Menschen, welches ihm mit seiner Entstehung überkommen, in seinen ersten Beobachtungen an Seinesgleichen bewußt geworden und durch die Erfahrungen des Gesellschaftslebens allmählig vervollkommenet worden war.

Verfolgen wir nun das Studium des XVIII. Jahrhunderts von der Sternenwelt zur Chemie, oder von der Physik und Chemie zu dem Studium der Pflanzen und Tiere, und schließlich zu dem der Entwicklung ökonomischer und politischer Formen im sozialen Leben sowie der Religionen, so finden wir, daß die Denker dieser Zeit in ihren Untersuchungen durchaus einheitlich verfahren. Auf allen wissenschaftlichen Gebieten machten sie von derselben induktiven Methode Gebrauch. Weder bei dem Studium der Religionen noch bei dem der Psychologie fanden sie, daß diese Methode unzulänglich sei. Nirgends sahen sie sich genötigt, zu metaphysischen Begriffen (Gott — unsterbliche Seele — kategorischer Imperativ usw.) oder zu irgend einer dialektischen Methode ihre Zuflucht zu nehmen. Sie versuchten die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen auf die gleiche, d. h. naturwissenschaftliche Weise zu erklären.

Die Encyclopädisten führten den Monumentalbau ihrer Encyclopädie auf, Laplace schrieb sein „Welt-System“ und Holbach „Das Natursystem“, Lavoisier verkündete die Theorie von der Unzerstörbarkeit der Materie und damit auch der Energie und der Bewegung. Lomonosoff legte damals bereits, wohl unter dem Einfluß von Bayle, den Grund zu der mechanischen Theorie der Wärme. Lamard erklärte den Ursprung der unzähligen verschiedenen Arten durch ihre Anpassung an das verschiedene umgebende Milieu. Diderot gab eine Erklärung der Moral, der Sittengebräuche der ersten gesellschaftlichen Institutionen und der Religionen, ohne zu einer Inspiration von oben seine Zuflucht zu nehmen. Rousseau versuchte den Ursprung politischer Einrichtungen durch den „Gesellschaftsvertrag“, d. h. durch einen freien Akt des menschlichen Willens zu erklären. Kurz, es gab kein Gebiet, das sie nicht zum Gegenstand ihrer Studien gemacht hätten, das sie nicht mit der induktiv-deduktiven Methode, einer Methode, die durch Tatsachen bestätigt war, zu ergründen suchten.

Dies Mädchen, Anny —

Dies Mädchen, Anny, ist aus Sachsen
Und an der Jahresgrenze angelangt,
Wo man sich sagt: Sie ist zwar gut gewachsen —
Doch sei bedankt!

Ihr Heimatsort heißt Kößchenbroda
Und ihrer Seele mangelt Trug und List:
Sie weiß noch nicht einmal, daß Koda Koda
Geboren ist.

Dies Mädchen, Anny — Gott im Himmel! —
Betrifft ich hier in dem Spelunkenloch;
Ich schrie (und bat sie gleich um einen Kümme!):
Bist du es noch?

Es geht, so fuhr ich fort, ein herber
Bemerkenswerter Zug durch dein Gesicht —
Bilt es der Seele? Bilt es gar dem Körper?
Oh tu es nicht!

Sie lächelte und sah mit stillen
Berträumten Augen nach der Zimmerwand,
Wo auf dem Sims ein Schächtelchen mit Pillen
Bereinsamt stand.

Dies Mädchen, Anny, ist aus Sachsen
Und was noch schlimmer ist: beim Essen links;
Und dennoch, dennoch: Bin ich ihr gewachsen?
Sie ist die Sphinx.

Karlshorst.

Peter Scher.

Theater

Theater L. d. Könlgräberstr.: Die Spielereien einer Kaiserin. Fünf Akte und ein Epilog von Mag Dauthenden.

Die Epoche Zar Peters I. von Rußland birgt höchst bizarre und sicher auch interessante Gegensätze, sie hat die Neueren schon mehrmals beschäftigt. Wer unser psychologisch akrobatisierendes Zeitalter kennt, glaubt da nicht etwa gleich an einen guten dramatischen Fund und Fang; er fängt heimlich an, nach Helden und Königen zu suchen, die sich nicht psychologisch „vertiefen“ lassen, nach Laten, zu denen sich kein Motiv finden ließe, und wundert sich wie gut es die — Dramatiker eigentlich haben. Weiter kriegt er ein Mißtraun gegen alle Psychologie überhaupt. Befragt ein Ehemann bekommt Hörner: wie darf er sich, und immer dramatisch, verhalten? Er erdroffelt seine Frau, — verständlich; er erschießt nur den Liebhaber und sich selbst — verständlich; — er (komplizierter) verzeiht seiner Frau — erklärlich, menschlich; er (raffinierter) gewinnt seine Frau im höheren Sinne zurück. — befallsreif . . . aber das ist ja die reinste Anarchie, die Tronaufrichtung des „Alles ist erlaubt“. Kant erklärte die empirische Psychologie für zukunftslos und untauglich, Fundament der Philosophie zu sein: wann sehen Dichter und Aestheten ein, daß sie den Sitz der Seele eines Dramas willkürlich in die Zirbeldrüse verlegen, wenn in irgendeine psychologische Gereimtheit (da noch niemand eine psychologische Ungeheimtheit nachgewiesen hat)? Dies nebenbei — sollte auch zufällig ein jahrhundertaltes, offenbar höchst amüsantes Spiel von Oberlehrern, „notwendige Charaktere“ nachzuweisen, hiermit entlarvt sein: aber wie komm ich darauf? Richtig, Zar Peter, der historische Peter, Schöpfer einer russischen Kultur aus dem Nichts, darum immer wieder durchbrechende, urbarbarische Instinkte — überhaupt dieses frische Nebeneinander von Grob und Fein, dieses dankbar-dramatische Widerspiel von Rudiment und Schminke: sein tüchtigster Feldherr und Diplomat, Menschikoff, der Sohn eines Zuderbäckers; Katharina, seine Gemahlin, ja Nachfolgerin, Tochter kleiner Leute, erst Dragonerweib, dann Geliebte Menschikoffs, dann vom Zaren dem Freunde einfach abgenommen: wer zweifelt noch, daß Dauthenden hier eine Menge verborgener psychologischer Seltenheiten, Antinomien zwischen Außen und Innen, sehen oder setzen durfte, alle diese Menschen auf der gewittrigen Grenze von Roheit und Sensibilität vermuten durfte, um genug Elektrizität für den dramatischen Motor aus ihnen zu gewinnen? Schon richtig — nur daß man dazu gewiß nicht Menschikoff und den Zaren Peter und die russische Katharina aus dem Grab zu wecken brauchte. Wollte man nur den psychologischen, nicht sehr originellen Konflikt, so mußte der ganze bunte historische Puz eben fehlen; aber nein, der Dichter, der heut zur Geschichte bloß großmütig, zur Psychologie aber immer noch wie ein häßlicher Liebhaber steht, wollte natürlich auch die Sphäre des großen Peter

die russische Luft, moskowitischen Nachtrausch und moskowitische Laskheit mitherzaubern — und so klebte er an Gewand und Kostüm auf, was er nur konnte, während die psychologische Fabel ihr Sonderdasein in seinem Kopfe fortspulte und garnicht daran dachte, ihr intimstes Blut und Leben sowohl slawisch wie lousquatorzisch umzugießen...

Und das war sehr schade: nämlich daß Dauthenden sich nicht der Mühe unterzogen, nachzusehn, woher seine Fabel (die Historie) ihren wahren, phlogisierenden Spiritus (jawohl, russischen!) nahm, sondern einfach frisch darauf lospsychologisierte, getreu dem Zuge der Zeit. Ich gehöre nicht zu denen, die diesem scheinbar Saloppesten unter den neueren Impressionisten, der in der Lyrik ungeheure Wirkungen erzielt, indem er die Dinge wie der Jäger sein Wild beschleicht: innig ihren Bodruf nachahmend, bis er im geschickten Schwunge plötzlich die Schlinge um ihren unverkehrten, atmenden Hals hat — eine ungünstige Nativität für das Drama stellen. Ich ärgere mich, daß dieser, der seine Methode dort der Natur selber verdankt, hier einer verruchten Tradition und Technik verfällt, historische „Ausschnitte“ für jene berühmten Farbentupfen und -flecke nimmt, aus denen Bilder entstehen, endlich, wie gesagt künstliches Licht hier von der Psychologie borgt, während man sonst nur Sonne und Freiluft als Empfindungsleiter anerkennt. Es ist unwahr, daß Lyrik und Drama verschiedener Urkraft seien, daß sie deshalb verschiedener Methoden bedürften; aber wahr kann es freilich sein, daß Sinne und Blickkraft eines Menschen nur ein bestimmtes Sehfeld um sich voll beherrschen, daß sie sich nur schwer in eine völlig vergangene Aura umzuwandeln und umzuzaubern, schwer ihren Geist auch etwas Zukünftigem und Prototypischem zu verschreiben fähig sind. Von den bloß kurzen und flüchtigen Reisen und Aufenthalten in solchen Gebieten bleibt dann das Kurzatmige des entworfenen Eindrucks zurück, man versucht sich heimlich zu machen, und spürt schon Erstickungsgefahren. Und doch möchte man gerade einem solchen Autor wie Dauthenden, der selbst im reflektierten Licht das Wesentliche einer Sache selten erkennt immerfort zurufen: versuch doch nur selbst einmal, in dieser wiewohl ungeliebteren Atmosphäre tiefer zu atmen! Ein Drama — das ist ja überhaupt nur der reicher, tiefer und länger angehaltene Atemzug eines Gedichts, warum sollten diese „Spielereien einer Kaiserin“ notwendig auch bloße Spielereien der Kraft bleiben, warum verschleudert sie der Dichter immer wieder, indem er das schon eben angestrafte Seil einer Entwicklung nach jedem Akte hochmütig fallen läßt, hoffend die Spannung werde schon im Seile verbleiben. Da ärgert man sich wirklich: denn man hat die täuschende Empfindung, ohne viel an den in Leben und Bewegung gebrachten äußeren Hilfstruppen und Apparaten ändern zu brauchen, hätte der Autor „nur“ den Akzent anders setzen müssen, Beiläufiges mehr hervor-, Betontes zurücktreten lassen müssen, und was jetzt in sechs ordnungslos gewürfelte Szenen, in einen grellfarbigen Bilderbogen auseinanderfällt, wäre geheimnisvoll zu einer Inschrift zusammengedrückt.

„Die Spielereien einer Kaiserin“: nun sicher, man konnte schon etwas in diese Kaiserin hineintiefen. Katharina, erst das Weib eines gemeinen Soldaten, dann Kriegsgefangen in den Händen Menschikoffs, von dem sie in lechter Gattenzärtlichkeit gegen den Ersten diesen Ersten noch freibettelt, dann ganz ähnlich in dem Zaren das Recht des Stärkeren verehrend, der ja Menschikoff so gut zertöten könnte, wie Menschikoff jenen, ihren Dragoner, — Katharina scheint so mit den Männern und der Liebe

und der Macht weiterspielen zu dürfen, und sie soll es ja auch als Zariha nach der Geschichte nicht allzu genau genommen haben: kurz, man sieht schon wo der Dramatiker einhaken könnte, wenn er nur in diese sicher kluge Dirne des Volks, deren Hauptwaffe doch die Schönheit bilden wird, nicht zu viel Sentimentales hineingeheimnist und vor allem nicht Gegensätze und Widersprüche in einer Sphäre aufreißt, die geschlossen und ein Ganzes bleiben mußte, grade um so zusammen Folie zu machen. Auge, Ohr und Sinn, einmal in russische Dinge überhaupt hineingezogen, fassen garnicht den dicken Scheidestrich, der just zwischen dem Zaren und seinem treuesten, tüchtigsten General gezogen wird. Gewiß, bloß menschlich, für Katharinas Liebe, die nach Dauthenden immer nur Menschikoff, und bis in den Tod Menschikoff lieben kann, durften so trasse Unterschiede angenommen, gesetzt werden; aber dramatisch, (d. i. konfliktischaffend) sind sie furchtbar ungeschickt, verderben mit ihrer so hausbadenen Alltäglichkeit (Grete lebt eben immer nur Karlen und nicht Franzosen!) die ganze kulturgesättigte Luft. Gewiß war es instinktrichtig, diese „Spielereien“ einer Kaiserin sich immer von etwas Echtem und Wahrem, darüber sie nicht hinwegkann, das der Bitterkeit und Tiefe ihres Lebens ähnelt und selbst die leise Furche und Spur des Todes vorausgräbt, sich abheben zu lassen; aber wenn hier der Zar Peter neben seinem anhänglichsten und ergebensten Diener bis zur lustigen Person herabsinkt, wenn hier billig-effektthast in jedem Bilde auf Gefühlen herumgetrampelt wird, die Katharina plötzlich in unheimlicher Tiefe, Menschikoff in unheimlicher Größe und Peter — garnicht spürt: so erfährt man mit unheimlicher Gewißheit, daß eben der eigentliche Angel- und Hebelpunkt dieses Dramas garnicht getroffen ist, der irgendwo in dem doch etwas differenzirteren Zarentum Peters zu suchen war. — Ich glaube, ich überlasse danach alles Weitere der sicher ja auch so klug psychologischen Reimungs- und Einbildungskraft des Lesers; das Szenische und Bildhafte, das immer vor jedem Fall des Vorhangs zu pomphafter Lebendigkeit wächst, kann ich ihm ja doch nicht hinmalen oder ersehen (sofern er derartiges liebt). —

Lilla Durieug war die Kaiserin: man mag sich vorstellen: was sie ihr an echter Leidenschaftlichkeit und wirklichem Empfinden geben konnte, hat sie ihr sicher schon gegeben, leider mußte der allzubanale Kontrast zwischen dem wirklich Spielerischen und Oberflächlichen und durchbrechendem Ernst dadurch zuweilen nur an Groteskheit und Unwahrscheinlichkeit gewinnen. Ludwig Hartau als Zar Peter war, ungezähmt, triebhaft, wild-lächerlich, kleinmütig-verwandelt, wie er zu spielen war, vollkommen in seiner Rolle. Emil Lindner gab den Fürsten Menschikoff mit dem ganzen Pathos unserer geschichtlichen Schulbücher — manchmal dachte ich: vielleicht tut man in solcher Simplizität dem Dichter doch Unrecht? Aber wahr ist es, daß ich auch in der Diktion (ich urteile freilich nur nach dem Gehörten) den Lyriker Dauthenden vergeblich wiederzufinden suchte. Dagegen klangen mir manchmal Shakespearsche Rhythmen täuschend-ähnlich ans Ohr — ich mußte sie mit vielem anderen zu den mißverstandenen Belegungsmitteln eines unbeseelten Organismus zählen.

Sein Infognito:

Sketch von Rudolf Kury. Lustspielhaus.

„Die Poesie kommandieren“: das Wort stammt von Schiller. (Oder Goethe; ich habe bemerkt, daß wenn auf eine gewisse Kultursphäre angespielt wird, diese Unterschiede sich verwischen). Also: auch der in allen Sätteln gerechte Essayist Rudolf Kury hat wie auf dem Wege

angewandter ästhetischer Erkenntnis etwas geschaffen, das die Malvetätschwärmer ein Surrogat nennen mögen: wenn mir indes in der chemischen Retorte jemand den Unterschied zwischen einem „echten“ und diesem Kurz'schen Stetsch nachweisen kann, so will ich Malvolio heißen (und ich selbst „sehe“ eben nur einfach die Möglichkeit einer Dualität). Der Stetsch ist so recht ein Produkt unserer ökonomischen, vereinfachenden Zeit: gesetzt er könnte geistreicher sein, er könnte die bösen Malheure und trüben Mißgeschicke, denen Sterbliche leider noch immer auch in recht gassenhauerischer Weise ausgesetzt sind, wirklich als nur idealem Mißverständnis entsprungen vor Augen führen, so hätte er wohl seinen Gipfel erreicht, das Drama, das tausendjährige, überwunden — — so aber — — ja nun, es liegt halt an unserer noch immer nicht philosophischen Rasse! . . . Wer, wer, wer erlendet mit Gleichmut, daß ihn die Frau betrügt? Und sollte der böse Feind Durchlaucht selber sein? Ein Schwerenöter, diese „Durchlaucht“ (Hans Wolf Frh. von Wolzogen gab sie mit distreter Zurückhaltung, lebenswürdig, nicht zu schlotterig, manchmal von älteren echten Leidenschaften wirklich verjüngt); aber ein größerer doch noch Ruggiero Salvarini, der in der Infognito-Maske eben derselben Durchlaucht (es war doch nicht wieder der Freiherr?) nicht bloß eben denselben zärtlichen Ehemann um angenehme Rechte bringt, sondern ihm auch auf die gentlemenlikeste Weise viel viel Geld abzunehmen weiß. Ach ja, ja — dieser doppelt, was? hundertfach hintergangene arme Ehegatte — Herr Eberhard Brede in dieser zwanzig Minuten währenden Pein — — wie? so schadensfroh kann die Mitwelt sein, daß sie ein so täuschend gespieltes furchtbar beklemmendes Herzweh unter unabgerissenen kernhaftfröhlichen Lachausbrüchen einfach zu verschütten sucht? Ja ja, das war das Gräßliche, das Peinvolle, das Symbolische in dieser ganzen Mimit — da war sie ja, diese ganze grausame sich teuflisch weidende Mitwelt, die keine tiefere Wollust kennt als Schadenfreude: und das war natürlich das Feine und mit wenigen Strichen Differenzierte des Spiels, daß es jene im höchsten Maße auszulösen verstand. Im Ganzen eine wohlgelungene Sache, mit der man uns noch öfter amüßeren sollte. Dr. Anselm Rueft.

Die Häuser werden eingerissen

Zumal im Regen sind die Häuserstümpfe,
Die stündlich niederschrumpfen, schlimm zu sehn.
Formlos halbabgerissne Mauern stehn
Wie trübe Drüsen bösgeschwollner Lymphhe.
Erschreckt bewunderst du die Trümmerstürze
Durch Bretterrinnen, wie in langen Särgen,
Und Schutt wie Nebel über Ziegelbergen
Und Wagenschall und rauher Schreie Kürze,
Und stehst noch an der grünen Innenwand
Den Ofenrauch, der alten Möbel Stand
Und tausend Spuren einstbewohnter Stätte . . .
Dachstühle, nackt wie Rippen weißer Bracke
Sehn in die Luft. Ein Mann mit rascher Hade
Legt an den Himmel seine Silhouette.

Brag.

Mag Brod.

Die Totenklage

(Aus dem bei A. R. Meyer demnächst erscheinenden Roman
Abraham Abt von Victor Hadwiger.)

Licht muß kommen, Myriam, viel, viel unfählich
süßes Licht, breit in Akkorden ausgreifend.

In den roten Morgen sind keine graue Wolken
gestreut, eine fliebernde Sonne steigt hinauf mit kleinen
grauen Sorgen. Sieh, wie sie wandern, kleine graue
Gefahren, in einer tiefroten, zitternden Sonne. —

Aber Du schläfst. Ja, Myriam, schlaf. Noch bist Du
nackt, und der Tau meines Atems liegt zärtlich auf Deinen
Lidern. Noch betest Du mit Deinem stillen Leib. Auf
Deiner weißen Brust sind die Narben meiner Küsse, aus
Deinem jungen Schoß atmet die Freude, die ich gezeugt
in dieser Nacht.

Und Myriam lächelt aus ihren Träumen zu mir hin-
auf. Ob Du mich ahnst, Du Liebe, weil ich meine Arme
so in Angst über Deinen Schlaf ausbreite. Das Glück ist
ein Gewitter, Myriam. Grausam sind, die sich neben
den Sternen brüsten.

Und sie lacht noch immer; ihre schwarzen Wimpern
sind ungezählt, wie Fäden von Geweben, die nicht mehr
sind, Gewebe, von denen Bücher sprechen, als von einem
Stolz versunkener Völker. Alt, uralte muß etwas sein, was
nicht in einer blöden Klugheit enden will, verwegen alt
und abwärtsweisend in Anfänge hinunter. Da sind Ritter,
die Dich zeugten, just eh sie starben im Turnier. Mütter
sah ich lächeln aus Ahnungen heraus. Hundert Mütter
ahnten Dich, und daß Du so herrlich nackt sein wirst, so
betend nackt.

Mein Lieb! —

Myriam, so klein sind diese Wolken die da wandern
über die Morgensonne. Lästig wimmeln sie in der Feler
des Aufgangs.

Und ich suche Myriams Mund, sie zu wecken. Ich
hab noch viele, viele Küsse, die ich nicht geküßt habe. Ihre
Lippen zucken mir im Traume entgegen.

Und ich küsse sie wieder, immer wieder, alle Teile,
die ich mit meiner Liebe berührt habe, küsse ich wieder.
Dazwischen rede ich, arglos voll kleiner Lorheiten und
Kengste — so von mir hinweg rede ich, — über Wolken
— klein und grau, in die Sonne gestreut.

Mein liebes Lieb!

Und Myriam in ihren Träumen regt sich leise, glück-
selig dehnt sich ihr weißer Leib in den Rissen, wie ein
weißer Wildvogel auf den Schneefeldern zittert er von
den leichten Flügelschlägen der Seele.

Da bin ich noch immer, Myriam! Du! Du! Süße
schlafende Myriam! —

Ein feuchter Hauch von Morgenrot, zart, wie der
Glanz der Apfelblüten, färbt ihre Kniee. Die wachsen,
zwei jungen Knospen gleich, in ein verlegenes Paar ge-
drängt, und auch um ihre Hüften tasten blühende Farben.
Die Brüste sind warm, wie Rosen im Licht der ersten
Stunden.

Bis an ihre Lippen kommt der Schein und zu den
Augen. Die öffnet er — die Augen, küßt sie wie ich, noch
lieber, fast noch sanfter, und sammelt alles, was in
Träumen zerstreut ist, Bäche von Liebe und Glück in einen
Tag empor.

— — — Alle Geister sind fort. Nur noch ganz kleine
Elfen springen als Fünkchen über das Gras. Nicht eine
Wolke mehr, nicht ein tückischer Gott.

Da löst sich das erste Lächeln von Myriams Lippen,
und flattert in den Tau hinaus. Die lieben kleinen Hände
tun den ersten Gang nach meiner Stirn, und Glied um
Glied steigt aus der Starrheit des Schlafes zu mir hinauf.

Draußen ist ein hundertfältiges Fragen, und jeder
erzählt von seinen süßen Sünden. Neugierig horcht der
alte Wald, verjöhnlich nickt seine grauen Gipfel. Ströme
von Herrlichkeit sind ausgegossen und münden in das
Land, die Fernen überflutend.

Stille Tage, die einen Frühling erfüllen. — Brütende Sonne. Nachdentliche, wartende Geschöpfe. Mittagschwüle. Pausen und schwere Gebärden, Weiblichkeit auf allen Wegen. —

Da wandre ich um das Haus, und lege meine Hand auf alle Dinge in dieser Zeit der Hoffnungen. Ich prüfe und suche, ob jedem sein Teil ist, ein ewiges Wärmen und Lieblosen ist in mir, und einen guten Rat hab ich für Alle, die sich erwarten.

Keinen finde ich mehr, der den andern begehrt. Kirchen überall, Nestfriede und weises Welterfassen. Die Liebe ist ein Sakrament geworden.

Myriam, heilige Myriam! — Laß mich mit den Wäldern allein sein und sie fragen. Es gibt tausendjährige Bäume bei uns. Weise und Wahrsager sind unter ihnen.

Und am Abend will ich heimkehren, leise mit betenden Schritten, und meine Bürde vor Dich hinlegen, die Weisheit des Waldes, das, was wir wissen müssen für Deinen Tag.

Früher waren viele Wege im Walde, und jeder hatte einen Namen aus Myriams Mund, und wir wußten wo sie mündeten. Alle fanden einander, alle waren gezählt und von einem Worte geadelt. — Ihr Sonntage meiner Liebe, ihr Märchentage seliger Müßiggänger, ihr vielen Sonntage in denen man Worte fand, und Gänge feierlich gewölbt, und liebe Orte.

Jetzt ist alles wieder wirt und namenlos geworden, seit Myriam starb. Viele Gewitter sind niedergebrochen über viele Wege. Verwirren ist die Welt in den Wäldern, betrübte Vögel sitzen auf kahlen Ruten, und fröstelnd schleicht das Getier in der Niederung.

Sieh, Myriam, süße, tote Myriam, da liegt, was wir gelebt, und die sich lieben, werden sich erkennen in diesem Jahr der Liebe.

Da war ein Frühling, der sich müde geblüht hat, und ein Sommer voll wahrer Pracht, und ein Herbst, der sich erfüllen wollte, und ein Winter stillsterbend, weiß, unendlich weiß. Ihr winterlichen Wiesen, wie seid ihr aufgeblüht, unendlich still unter den Sternen.

Hinunter aus den Wirrnissen der Berge steige ich, und bringe Dir immergrüne Kräuter. Stolze Stauden von Immergrün trag ich für Dich hinab. Auf unsern Wegen wächst so viel, was nicht verwehrt. Was waren wir in diesem Wachsen, Myriam?! —

Myriam ist tot! — Weß wird nun dieser Frühling sein. Die Raben sitzen auf den Stufen meines Hauses, und halten ihm die Türen zu.

Zerbrecht mich, ihr Stürme!
Lösch aus, ihr Brände!

Goldene Worte hast Du mir gegeben, verborgener Gott, um dieses einen Menschen willen, den ich liebte. Gehorchen will ich Dir in dieser Zeit, die kommt, und meine Särge schichte ich zu Stufen, und baue mich hinauf zu Dir.

— — — Dies Fest ist aus.

Ein Brief

Um nun Zeugnis zu geben von der letzten verbitterten Stimmung, in die ein solcher auf so zart romantischer Basis ruhender Dichter allmählich durch die brutale Verständnislosigkeit und die unglaubliche Harthörigkeit seiner Zeitgenossen gekehrt worden ist, kann ich mir nicht versagen, einen Brief abzudrucken, den der Dichter mir vor wenigen Monaten schrieb. Die Leser erinnern sich der Umfrage

nach den schlechtesten Büchern des Jahres 1910. Diese Umfrage war bereits abgeschlossen, als mir Hadwiger folgendes zukommen ließ:

Sehr geehrter Herr Pfemfert!

Es gibt schöne Nächte, in denen wir den Mond nicht verdienen, der sein kühles, vernünftiges Licht über unsere aufgeregten Nacken ausgießt, diese nervösen Nacken, mit denen wir nichts mehr zu tragen vermögen. Neben uns schwägen die kleinen Geister. Und wir tafeln mit ihnen und belächeln ihr winziges Narrentum, das sich wie Kraft und Ewigkeit, wie Gewalt und kosmischer Verstand gebärdet und die Pose des Weltneblers trägt. Jenes rasierte Harlekingsgesicht, das mir so widerlich ist, darf dann auch in mein kühles Mondlicht eindringen und mich mit Ungezielerallüren belästigen.

Sie glauben überhaupt nicht, wie sehr ich das Ungeziefer hasse, trotz aller Anstrengungen, es nicht ernst zu nehmen — das gewöhnliche Ungeziefer, das mir die Beziehungen zu meinen geliebten Haustieren trübt ebenso wie das litterarische Ungeziefer, das so stolz ist auf seine Weisheit des Stechens und Krabbelns. Es wuchert mit seinem Unrat und mit seiner Fähigkeit, zu beslecken.

Mit seinen Augen sucht es meine Standale zu secieren, mit seinen monotonen Insektenaugen sucht es mich auf Gedanken zu erpressen. Die Hanswürste, Teufelsjäger und Zauberlehrlinge des schlechten Geschmades schreiben entsprechende Bücher. Glauben Sie aber nicht, Verehrtester, daß ich solche Bücher mehr als durchblättere. Ich gehe nur dem Geruche nach. Der Geruch ist nämlich mein bestes und schärfstes Organ. Ich schäke ihn deshalb viel höher ein, als die Düsseldorfer Phantasie. Die Popodichter, diese Dirnen der Grausamkeit sind aber trotzdem nicht angehtan uns die Freude an der Psychologie darwinscher Erkenntnisse zu verderben.

Im Gegenteil, wir dürfen nicht einmal ganz grausam sein mit diesen Grausamkeitsdichtern. Meinem Empfinden nach ist es schon schlimm genug, ein schlechter Dichter zu sein. Beinahe würde ich es vorziehen als ehrlicher Assessor zu leben, oder als wohlhabender Lausbube, der den großen Sophokles beschimpft.

Indem ich hoffe, daß mich mein Geruchssinn nicht getäuscht hat bin ich

in tiefster Ignoranz

Ihr

Victor Hadwiger.

Heimkehr

Von August Strindberg

In der deutschen Gesamtausgabe noch nicht veröffentlichter Schluß der „Schlafwandlernächte“.

Wanderjahre sind zu Ende,
Elender Körper und müder Geist
Wollen, daß ich heim mich wende,
Aufzusuchen die Plätze dreist,
Die der Heimkrante oft sah gaulen
In den Träumen der Nacht, im Gedicht,
Sehn, ob sie dulden das Tageslicht
Oder bedenklich beginnen zu schaukeln,
Wenn die Lampe ihr Öl verzehrt,
Schlafwandler aus dem Schlummer fährt!
Hat im Kopfe Romas Hölle,
Schweizer Hotels und preußische Zölle,
Sozialismus, das Septennat,
Ewigen Frieden, das Konkordat;
Müde falscher Sardinien, Salate,
Satt die Wurst und saure Muskatel,
Rafaronis, Hofbräu und Dele,
Dänischen Dorich, norweg'sche Makrel,
Lamburins und Kastagnetten,
Lingeltangels und Chanfonetten,

Boulevards mit Asphaltplatten,
Landschaften, staubig und verbrannt,
Trockne Flüsse mit Betten von Sand,
Wiesen, rot wie Kolosmatten.
Alles, was das Gedächtnis verspeist,
Reichenblau furcht der kranke Geist.
Seht, wo die wilden Enten suchen
Ihren Weg ins Heimatland;
Wo in Knospen schießen die Buchen,
Müd hat der Pilgrim sich nordwärts gewandt.

* * *
Wieder steht er auf dem Risse,
Wo im Traume oft er stand;
Sieht hinunter auf Strom und Schiffe,
Schloß und Kirchen, Meer und Land.
Alles sich gleich, und doch so anders,
Schöner als im Traume fand er's;
Trotz aller Farbe der Phantasie,
Wirklichkeit erreicht der nie.
Gotische Zinnen von Sonne beschienen,
Wie der Paläste neue Flur;
Telephonstahldrahtgardinen
Weich drapieren die Stadtkontur;
Esplanaden mit grünen Wegen,
Eisenbahnbrücken mit schwarzen Stegen,
Elevatoren, Häfen, Chaussees,
Panoramen, Zirkus, Museen,
Alles wirkt stattlich, neu, und berauscht.
Märchen ist in Wahrheit vertauscht.
Durch seine Vaterstadt hingerissen,
Er vom Berge hinuntersteigt,
Um die Fassade zu sehn, und zu wissen,
Ob auch die Hofseite Farbe zeigt.
Aufzufangen ein freundliches Lachen,
Durch die Straßen streifend er denkt;
Wenn er begegnet verschleierte[n] Blicken,
Ist sein Gedächtnis angestrengt.
Doch nur fremde, neue Gestalten
Langsam schreiten nach Bethaus und Bank;
Naden gebeugt, der Gang verhalten,
Auge erloschen, der Teint ist krank.
Schimmert einmal in den Scharen
Auf ein Jugendfreund, so zeigt
Der ihm den Rücken, gleich Gefahren;
Grau das Haar, die Wange gebleicht.
Armer Kerl, ist nun kuriert,
Rückten die Schwarzen auf den Leib,
Kunden verloren, Geschäft ruiniert,
Fiel im Kampfe für Kind und Weib.
Müde ins alte Cafe er eilet,
Wohin er oft den Schritt gewandt.
Lange er dort am Stammtisch weilet;
Und noch keiner brückt seine Hand
Uhren ticken im leeren Lokale,
Sonne scheint auf Tabaksqualm,
Dunkle Landschaften hängen im Saale;
Schwarze Felsen mit grüner Alm,
Graue Kliefen auf den Rippen;
Stille Wasser schlummern im Schutz
Hoher moosiger Grausteinklippen;
Schlanke Birken im herbstlichen Schmutz
Weinen über den Lenz, der vergangen,
Gleich als hätte er nie angefangen.
Niemand kommt, die Zeit wird länger,
Uhren ticken im leeren Lokal.
Einsamkeit den Saal macht enger —
Will erleichtern seine Qual.
Ruft den Kellner, um zu fragen,
Fängt an mit einem Interview.
Braucht den Mann nicht lang zu plagen —
Alles weiß er in einem Nu.
Fort sind alle, der Ring gesprungen,
Keiner, niemand kommt mehr her!
Ältester Freund hat ausgerungen,
Starb letztes Jahr — er weiß nicht mehr.
Krank ein anderer, der arme Wicht
Wartet nur auf die letzte Stunde.
Sieht man nicht mehr hier als Kunde!
N. N., der alte? Der hat die Sicht,
Der ist vermählt und bleibt zu Hause.
Der hat genommen das „blaue Band“,
Der ist gesteckt in die Zellenklause,
Der ist gereist ins fremde Land.
Und die andern — Die sind verloren! —
Und „er selbst“? — Wie der Name genannt —

(Sicherlich kam er dem Manne zu Ohren,
Doch sein Porträt war ihm unbekannt)
Antwortet der so unglaublich mündig,
Als sei Genannter extra sündig;
„Gott weiß, aber der ist wohl tot“.
Hastig goß er das Glas hinunter,
Trank auf eignen und andrer Staub,
Bläß die Wange, der Blick wird bunter,
Stumm die Zunge, das Ohr ist taub.

Unter Palästen ein altes Kuckel,
Düster in einsamer Gasse liegt,
Wie sich zwischen Riesen ein Buckel,
Um nicht erkannt zu werden, vertrieht.
Dort er einst das Nest sich baute,
Um zu haben eignes Haus,
Dort im eignen Heim er traute,
Würde der Sturm doch stürmen aus.
Hinter der schmutzig verrauchten Gardine,
Durch die Scheibe des untern Stods,
— Jetzt es dient zum Magazine —
Zwischen Flaschen und Eierstocks,
Sucht vorm Auge auszumalen
Altes Heim in Rosenrot.
Doch er hört aus verrauchten Lokalen
Bloß berauschte Stimmen prahlen:
Alles ist öde, alles ist tot!
Wo sind die Zeugen, wo die Verwandt ihm,
Die eines Abends in diesem Saal
Wechselten Blicke, drückten die Hand ihm,
Um zu grüßen der Jungen Wahl?
Als der Wein bei der Hochzeit glühte,
Sein Genie in Funken sprühte,
Loaste erklangen viele Mal?
Tot sind zwei! Den andern ist er
Reger: man ist auf ihn erpicht.
Wer zuletzt ging war der Priester,
Das war doch seltsam, oder nicht?

Fort und suche, die Straße hat Steine,
Sonst haben Gassen noch ein Hotel,
Vögel bauen ihr Nest im Haine,
Wölfe schlafen im eignen Fell;
Bist du betrübt, so schließ dich vorn Kopf,
Mancher sich muß mit wen'ger begnügen,
Einer so gut wie der andre Tropf,
Brecken muß, wer sich nicht will blegen.
Einen Blick er hinein noch sandte
Hinter die Scheibe, wo oft er gedacht,
Daß ihm der Kopf vor Arbeit brannte;
Wie der Laternen-Anzünder rannte,
Sah er noch dort, und bis in die Nacht;
Wie die Laterne erlischt, er erwacht.
Draußen steht noch die Laterne,
Dort ist die Scheibe, das Zimmer auch,
's gleicht die Tapete der alten von ferne,
Ist sie schon mitgenommen vom Rauch.
Und er kennt die Büchergestelle,
Kennt die Uhr, die Bilder der Wand;
Schnell wird's im Gedächtnis helle,
Dort am Fenster der Schreibtisch stand.
Und da sitzt ein Mann und schreibt.
Zittert die Hand? Die Feder geht.
Hört jetzt, wie das Papier sie reibt,
Recht den Hals, zu ichn, was da steht.
Doch da liegen die leeren Blätter
Weiß wie Leinen auf der Blech',
Aus der Linie fließt keine Letter,
Läuft die Feder dem Spiele gleich?
Nein, er schreibt, er glaubt zu schreiben,
Sieh, jetzt hebt er die Hand empor,
Gleich als wöllt er Gedanken beleiben,
Um zu fassen sie beim Ohr.
Füllt die Feder im Tintenfaße —
Jetzt das Gesicht er wenden will —
Totenaugen, groß wie 'ne Tasse,
Starren schwarz, eine einz'ge Pupill',
Und den Mann bekannt anguckend,
Zeigt er auf seiner Arbeit Fleck:
Aus des Halses Wirbeln schlüpfend:
„Sieh, ich beginne zu schreiben weiß!“

Einsam geht er auf voller Straße,
Heimlos er irrt und Knüffe einsteckt.
Trifft Schuppleute in Pöckelhauben,

Eden bewachend, als wär man am Rhein; . . .
 Vaterland ist worden mächtig,
 Blut und Eisen macht es gesund. —
 Sieht so manche neue Pagoden,
 Junge Bonzen, gepellt aus dem Ei,
 Schwänzeln rings um Götzen und Roben,
 Heben Schwarzkunst und Zauberei;
 Regenprozesse und Klagen dreschen,
 Sehen in Zelle und tun in Bann!
 Hoffen die Sonne noch auszulöschen,
 Machen Feuer im Ofen dann.
 Schlammvulkan ist explodieret,
 Asche regnet aus Bergesgrab.
 Hat die Stadt man renoviert,
 Als man dem Perser ward Satrap.
 Ja, der Barbar muß wieder siegen,
 Baltisches Hellas gibts nicht mehr.

Heimtranker Pilgrim beginnt zu erwachen,
 Heilt die Sehnsucht durch ein „muß“.
 Was nicht ist, vermiffen? Zum Lachen!
 Schüttelt den Staub von seinem Fuß.
 Gleich dem Weisen, der vorm Stürmen
 Wilder Gewässer die Arche betrat,
 Fort in die Dede, wo Berge sich türmen,
 Flieht er aus der sinkenden Stadt.

(Deutsch von Emil Schering.)

Der alte Aufschluß

Prélude von Wynnona.

Ich ging raschen Schrittes in die geliebte Höhle,
 da saß auch schon der silberne Eremit, erhob sich aus
 seinem Winkel, ging mir entgegen und streckte den Arm
 mit der Hand mehr aus als ob er mich zurückhalten
 wollte; reichte mir aber doch die Hand. Wir legten
 uns nebeneinander, halb aufgestützt, unsere Köpfe sahen
 sich an, und wir redeten.

„Die Welt,“ fragte er, „geht also noch immer
 ihren verkehrten Gang?“

Ich sagte: „Wie meinen Sie das? Verkehrt? Alte
 Redensart!“

Er lachte ein wenig grell und spuckte über meinen
 Kopf rüber, daß es klatschte: „Alte Redensart! Te te
 te . . . ich werde was! — Verkehrt!“ schrie er
 plötzlich, daß die Höhle heulte: „buchstäblich!“

Ich bat ihn um Ruhe und recht vorsichtiges Spul-
 ten, und er möge mir doch ohne Zorn und Eifer das
 Ding erklären. Gott, mit solchem alten Manne muß
 man sanft umgehen. Er spuckte jetzt über seinen eigenen
 Kopf rüber, hustete böseartig und sagte knurrig: „Sehen
 Sie doch bloß nicht immer voraus, Alles hätte seine
 Richtigkeit! Sein Sie doch man bloß mißtrauischer, arg-
 wöhnischer. So! Drehn Sie jetzt mal den Weltlauf ge-
 hörig um, ob er Ihnen besser paßt!“

Ich zerbrach mir meinen Kopf nicht lange über diese
 Aufforderung. Sondern ich piff „Karneval von Bene-
 dig“ und fragte dann den Alten: „Wie soll ich das denn
 machen?“

Da hieb der Alte sich eins mit der Hand auf seine
 Stirn, daß ich gleich so tat, als ob ich erschrocken sei (das
 ist mitunter ja so nötig!) und lachte ganz greulich: „Hu
 hu hu.“ Als er aber sah, daß ich ebenso gelangweilt wie
 ärgerlich schien, erbarmte er sich und hielt mir unter
 unverzehrlichen Gestikulationen folgenden Speech:

„Die Welt geht umgekehrt als es richtig wäre!
 Die Gegenwart ist hinter sich in die Vergangenheit
 sehend, Geburt liegt hinten, und vorn liegt der
 Tod. Es ist 'ne böse ganz verdrehte Geschichte. Jemand
 hat die Kurbel rückwärts gedreht. Und wer trotzdem
 vorwärts will, der hat es verflucht schwer und rich'tet
 wenig aus. Das ist kein Bild, kein Gleichnis, Sie dö-
 siger Affe; sondern die Sache selbst.“

Ich sprang auf die Beine und verbat mir das
 Schimpfen. Er brachte mich mit einem Fußstoß wie-
 der in die richtige Lage und ich hörte ihn noch wettern:
 „Sie handeln auch verkehrt, wenn Sie Ihr bischen
 Höflichkeitsbedürfnis über den Wahrheitsdurst stellen,
 Sie . . . Sie . . . Ach so! Ja — Sie — —“

Aber weiter hörte ich doch nichts mehr, ich wollte
 mit dem silbernen Eremiten nichts mehr zu tun ha-
 ben — —

Notiz; nachts (2^h 45 bis 2^h 47 matin)

Böses Stampfen! (Vom Lauschen, vom Warten . . .)
 Grünliches Hämmern, wie in der Chloroform-Narkose!
 Ein Pumpschwert zerstößt die Nacht.

Dröhnt.

Mein Herz explodiert.

Die Angst arbeitet rhythmisch, exakt.

Aus einer Röhre, einem Trichter (einer Trompete?)

Fließt schleimiger Schein:

Das morastgelbe Licht der Welt — meiner Welt.

Der Lichtkegel trifft mein Ohr.

Veider bin ich verdammt, aus diesem schmutzigen Licht
 Angst zu pulsen, den Schein in Grauen zu transfor-
 mieren, in Sentiments, in Elend-Quatsch.

Das dauert gewiß bis zum Grauen der Dämmerung
 hinter den Gardinen.

(O: das gute Angelus-Läuten!

Hirten auf dem Felde,

Kartoffelbauern auf dem Felde Millets!

Liebe Demut ihres gebeugten Rückens!)

. . . Ich bin einer, der nicht in Betracht kommt.

Kein Leben, keine Schminke um mich.

Nur die Angst meine Dame.

(Blitze trachten, stächen mich,

Ich schrie, stampfte — hautlos ich.)

. . . Nur verschrumpfte Gebete gelingen,

Keine Gebet-Kunstwerke.

Eine Schmach ist's, von der Angst erlöst sein zu wollen;

Eine Schmach ist's, glücklicher sein zu wollen, als äußerst
 unglücklich.

Es irritiert die geringste geglättete . . . Harmonie.

. . . Warum nicht das äußerste?

Das isolierte Brennen heiliger Nervenspitzen, letzter
 Nahrung des Brandes?

Zuckende Reserven, züngelnd im Dampf, im Krampf.

— — Uebrigens bin ich durchaus im Stande, den Ablauf
 solcher Empfindungen brüst zu unterbrechen, „Ame-
 rikanismus“ anzuordnen und, mit einer Zigarette, kühl-
 sten Herzens weiterzulesen in Henry Benjes: „Le Rouge
 et le Noir.“ Selbstverständlich.

Die Lampe brennt ja noch.

München.

Ferdinand Hardekopf.

Literarische Neuerscheinungen

Jakob Wassermann, Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem
 Rahmen. (S. Fischer, Verlag, Berlin) Geb. 4.50 Mk., geb. 6 Mk., in
 Leder 7.50 Mk.

Es sind da vier junge Männer, Freunde, verschieden an Tem-
 perament und Bildungstendenz, die zu einer schönen Schauspiele-
 rin, Franziska, ein freundschaftliches Verhältnis haben, dessen ei-
 gentümliche Innigkeit weder durch Eifersucht, wozu sie naheinan-
 der ein Recht hätten, noch durch das undurchsichtige Wesen der
 schönen Frau getrübt wird. Eines Tages verläßt Franziska mit
 einem Abenteurer die Stadt und vermachet den vier Freunden als
 Andenken einen goldenen Spiegel, ein antikes Gerät von großer
 Schönheit. Als sie nach Jahr und Tag wiederkommt, irgendwo
 verwundet in ihrem tiefsten Wesen, gerät sie auf den Einfall, den
 Spiegel, der inzwischen wegen der Unsicherheit des Besitzes mehr

Unruhe als Freude gestiftet hat, demjenigen zuzuerkennen, der die schönste Geschichte erzählen wird. Die Gesellschaft befindet sich in der Ruhe des Sommeraufenthalts, man besucht einander herüber und hinüber, und es hebt ein Erzählen an, das, wie bei so jungen, geistreichen Leuten natürlich, des Wettsefers gar nicht mehr bedarf, um immer weiter und abenteuerlicher um sich zu greifen. Man merkt es Wassermann an, welche Freude und Genugtuung ihm seine Erfindung schafft. Es ist ihm immer zu eng gewesen im Bereich eines thematisch vorgeschriebenen Plans. Jetzt kann er seiner Phantasie, seiner Lust, durch alle Zonen und Zeiten zu schweifen, seiner Zweifelsucht und seinem Glauben die Zügel locker lassen; die Novellen selbst sind zum Teil Verlen seiner Kunst. Aber Wassermann bleibt natürlich nicht beim Schema, läßt nicht etwa die Geschichten, mehr oder minder glücklich motiviert, nacheinander erzählen, sondern jede von ihnen erregt Gespräche, Gegenätze, Schwankungen, Nachdenklichkeiten in den Freunden, was wiederum Gelegenheit gibt, kleinere Geschichten, bis herunter zu den wenigen Sätzen einer Anekdote, einzuflechten. So hat Wassermann auf natürliche und dabei kunstvolle Weise ein erstaunliches Material zusammengebunden, darüber aber nicht den Rahmen seiner Erzählung vernachlässigt oder äußerlich genommen. Sondern in den Vordergrund des Interesses drängt allmählich das Schicksal Franziskas, mit einem Ausklang und Schimmer von Schwermut und Schönheit. Wer bekommt den Spiegel? Und auch das ist wieder eine Novelle: keiner der Freunde; ein Affe hat ihn geraubt, in einem der Bergseen ist er versunken.

Der 'goldene Spiegel' zeigt Wassermann im schönsten Besitz seiner Kräfte. Unaufhaltsam strömen Gestalten, die sonderbaren Erlebnisse, die zarten Verknüpfungen. Wir werden über dieses Werk noch zu sprechen haben.

Hermann Bahr, *Aufriaca*. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin) Geb. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Immer stärker und unmittelbarer greift Hermann Bahr in die Zustände Oesterreichs, seines Vaterlandes, ein. Er hält sich gleich fern von einem sachmännischen Politisieren — auch in den Betrachtungen seines neuen Buches, die Oesterreichs Politik geradezu zum Thema haben — wie von dem berühmten österreichischen Raunzen allzuprivaten Behagens — auch wenn er seine verdrücklich-komischen Erlebnisse mit der Nachlässigkeit der Postverwaltung zum besten gibt. Herzhaft und frei steht er um sich und mit der Sicherheit eines einfachen, klaren, menschlichen Urteils sagt er seinem Lande die Wahrheit. Das, wogegen er kämpft, diese gewisse, unfahbare, oft verklagte österreichische Besonderheit sucht er zu definieren und verantwortlich zu machen. Er sieht ihre Wirkungen in den verschiedensten Erscheinungen: in dem Prozeß Friedjung, dem er eine ausgezeichnete Studie widmet, nicht minder als in dem Charakter des verschollenen Johann Orth, von dem er aus eigenem Wissen ein paar bezeichnende Anekdoten mittelt. Diese österreichische Charakteranlage wird er nicht müde zu beklagen und in ihrer verhängnisvollsten Erscheinung mit rückhaltloser Energie anzugreifen: in der Schlamperlei der Verwaltung. Bahr hat uns über sein Land Wirkliches zu sagen, und wir haben alle Ursache, seine Bücher über Oesterreich wichtig zu nehmen.

Theodor Fontane, *Frau Jenny Treibel*. Roman. (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, vierte Reihe, Band 1). In Pappband 1 Mark, in Leinen gebunden 1 Mark 25 Pfg.

Es scheint eine, übrigens sehr dankenswerte Einrichtung der Fischerischen „Bibliothek zeitgenössischer Romane“ zu sein, jeden neuen Jahrgang mit einem Buche von Fontane zu eröffnen. Diesmal tat sie einen besonders glücklichen Griff mit „Frau Jenny Treibel.“ Seitdem das Buch zum ersten Mal erschienen ist, hat sich manches im gesellschaftlichen Leben Berlins verändert; aber Fontanes Porträt der Berliner Madame — Madame auch als Rommerzenträtin mit Villa, reichstaglandidierendem Gemahl und hamburgischen Schwiegerstöckern — ist so kompromittierend ähnlich geblieben wie am ersten Tag. Daß Fontane die Insizierung der echten Bildungskreise durch Genuß- und Großmannsucht schon in „Jenny Treibel“ mit zum Thema nimmt, ist ein besonderer Beweis für seinen sozialen Scharfblick. Dieses Buch in seiner neuen, tadellosen Ausstattung, mit dem hübschen Umschlag von Wasser, muß, bei dem billigen Preise von 1 Mark, viele Freunde zu den alten hinzugewinnen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Inhalt der vorigen Nummer: Politischer Unfug / Von Franz Bismert. / Die Stellung der Beamten im Staat / Von Otto Corbach. / Zur Kritik des Marxismus. / Von Dr. Otto Buel. / „Gefunden!“ / Von Prof. Gurlitt. / Glossen. / Die Gefangenen. / Von Max Herrmann (Reife). / Charles de Coster II. / Von Ernst Stadler. / Was man ungesehn... / Von Hölzerlin. / Penthesilla im Deutschen Theater / Von Dr. Anselm Kuest und S. G. Jacob. / Die betrunkenen Blumen etc. / Von Wynona. / Sonntage. / Von Otto Bick. / Ein Fiskusabend. / Von Max Jungnickel. / Abraham Abt. / Von A. Kuest. / Andächtige Nacht. / Von Arthur Drey. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

E. v. Keyserling. *Wellen*. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Agnes Hennigsen. *Die vielgeliebte Eva*. Roman. (Aleg Sander, Verlag, Berlin-Charlottenburg.) Geb. M. 3.—.

Friedrich Naumann. *Freiheitskämpfe*. Gesammelte Aufsätze. (Buchverlag der „Hilfe“ Berlin-Schöneberg.)

Helmut v. Kleists *Werke*. Gesamtausgabe. („Goldene Klassiker Bibliothek“ Bong & Co., Leipzig.) 2 eleg. Leinenbände M 3.50.

Simplicissimus-Kalender 1911 (Albert Langen, Verlag, München.)

Rudolf Kassner. *Von den Elementen der menschlichen Größe*. (Inselverlag, Leipzig.)

Jonas Lie. *Novellen*. (Georg Meiseburger, Verlag, Leipzig.)

Herm. And. Krüger. *Der junge Raabe*. (Kienig-Berag, Leipzig.)

Zeitschriftenchau

Pan, Halbmonatszeitschrift, Leiter Alfred Kerr, Verlag Berlin B. 10, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: *Altmodischer Umsturz* — Kard: *Ratuz* (Zeichnung) — John Constable: *Meuerungen über Kunst* — Wilhelm von Wulfen: *Der Genußmensch* — Hermann Essig: *Ein Weltereignis* — Philipp Eulenburg: *Der Pan-Bahn-Bann u. a.* — Der „Pan“ erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats und kostet: 50 Pf. die Nummer.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch (Verlag Berlin B. 35a) Heft 21 enthält: Eduard Bernstein: *Reorganisation der Parteileitung*; Wiffelt: *Fragen des Koalitionsrecht*; Franz Staudinger: *Das Erkennungsproblem*; S. Mattutat: *Unfallhäufigkeit und Unfallverhütung u. a.* Das Heft kostet 50 Pfg.

Die Schaubühne, enthält in der Nummer 40: *Rainz-Gedenken*. Von Julius Bab. — *Reinhardts Zukunft*. Von S. J. — *Firdufl*. Von Heinrich Eduard Jacob. — *Vom tschechischen Theater*. Von Willi Handl. — *Gregors Kalender*. Von Paul Stefan.

Die Schaubühne erscheint wöchentlich und kostet: 40 Pfg. die Nummer, Probenummern gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin B 62.

Gratis einen Monat lang

erhalten Sie die vom Reichstagsabgeordneten Dr. Friedrich Naumann herausgegebene

„Hilfe“

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK LITERATUR UND KUNST

Bei einem Umfang von 16 Seiten orientiert jede Nummer in prägnanten kernigen Artikeln aus der Feder unserer hervorragendsten Parlamentarier und Politiker über alles politisch und kulturell Bedeutsame und bietet Ihnen in ihrem Unterhaltungsteile Beiträge unserer besten Autoren auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Musik. Vierteljährlicher Bezugspreis nur 2 Mark.

Bitte, verlangen Sie zur Probe kostenfreies Monatsabonnement vom

Verlag der „HILFE“, G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Die Aktion

H/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 35. * 16. Oktober.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Potsdam No. 6242 :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. M. 1.— vierteljährl. (ezgl. Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: ::
Inserate. Anfragen erbitten wir an den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::

Inhalt: Metternichtswürdigkeiten. Von Franz Pfemfert. / Die Zeitungen. Von Balzac. / China. Von Otto Corbach. / Glossen. / Vorwort zur Wahlbewegung. / Es lebe der Betrieb. / Der Bürger. Von Arthur Drey. / Die deutsche Kultur. Von Franz Mei. / Zwei Gedichte. Von Peter Scher. / Richard Dehmel. Von Dr. Anselm Kuest. / Schmerzensnacht. Von René Schädle. / Die Denkwürdigkeiten von Rousseau. Von Peter Sturz. / Finales. Von Frank Wedekind. / Theater. Von Rudolf Kayser und An. Ku. / Hahnenkampf. Von Heinrich Lautensack. / Leon Deubel. / Von A. N. Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau. / Georg Jepsler, ein verkannter Humorist.

Metternichtswürdigkeiten

Das „Haltet den Dieb“ geht durch die Gassen. Die Presse, die sich eben noch, einem gierigen Raubtier gleich, auf die privatesten Familienangelegenheiten gestürzt hatte, um den geilen Sensationshunger zu befriedigen, die Presse fühlt sich wieder als Kulturfaktor und ergeht sich in moralischen Betrachtungen über das Schandstück, das sie uns vorgespielt hat. Eben noch war sie, taktvoll geleitet von den Rechtsanwältinnen Jaffé und Alsberg, in das Privatleben zweier Frauen eingedrungen, um alle Intimitäten, die ihr erreichbar waren, hervorzuzerren, noch hat sie die Spuren ihrer Untat nicht völlig aus dem ersten Weiblatt entfernen können, — da greift schon der Leitartikler zur Feder und äußert sich lichtvoll über all das Schöne und Hehre und Edle und Gute, das, trotz alledem und alledem, von der Schlammflut unberührt geblieben sei. Im Weiblatt stellt der Reporter den Abonnenten eine Revision und damit eine Wiederholung des ekeligen Spiels in Aussicht — im Leitartikel mimt man Moralkämpferposen, protestiert man gegen Verallgemeinerungen, „atmet“ man gesittet „erleichtert auf“. Alle Nichtswürdigkeiten, die im Morgenblatt zu Holzpapier gebracht worden waren, werden am Abend kühn als „traurige Begleiterscheinungen des Prozesses“ dargestellt. Der letzte Reporter hat die Beute in Sicherheit gebracht. Da geht ein „Haltet den Dieb“ durch die Gassen . . .

Der alte Gaunertrick wird jedoch diesmal versagen. Wenn der Prozeß gegen das famose Gräflein eine traurige Parallelercheinung gezeigt hat, so war es das Verhalten der Presse. Sie und nur sie ist verantwortlich für den Skandal, den wir jetzt erlitten, sie und nur sie hat die Orgie der Reporterkanaille ermöglicht. Nicht um Metternich ging es ihr. Dieser Prozeß war der Sensationsjucht nur ein willkommener Vorwand, um un-

gestraft zwei Frauen dem widrigen Grinsen des Böbels auszuliefern. Die Herren Jaffé und Alsberg werden sich auf ihre „Verteidigerpflichten“ berufen, der Presse war der Skandal Selbstzweck. Sie hatte die Möglichkeit (und die Pflicht), das seltsame Wirken der Rechtsanwältinnen auf den Gerichtssaal zu beschränken. Sie jedoch, die so fähig ist wenn es gilt, Kulturangelegenheiten totzuschweigen, sie füllte tagelang mit dem elendesten Privatklatsch ihre Spalten. Es galt, einem Angeklagten betrügerische Handlungen nachzuweisen, die Presse berichtet uns in Fettdruck, daß eine Frau vor sechzehn Jahren schwanger war und während dieser Schwangerschaft wahrscheinlich Cognac getrunken habe. Wolf Metternich sollte Kaufleute betrogen haben, die Presse erzählte uns, daß in dem Schlafzimmer einer Frau mitunter Familienszenen vorgekommen seien. Sie registrierte jede Beschimpfung, die der beschuldigte Kavaller rachefüchtig gegen das Privatleben einer ihm bei der Verteidigung unbequemen Frau schleuderte. . . Die Jaffé und Alsberg verbargen ihre Scham hinter der Verteidigerpflicht. Die Presse hatte nichts zu verbergen . . .

Kann man nach diesen Leistungen der Presse es denen verübeln, die gegen die Öffentlichkeit unserer Gerichtsverfahren Bedenken erheben? Wir fordern, daß die Justiz der Kritik des Volkes unterstehe. Die Metternichtswürdigkeiten der Presse lassen die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen als Gefahr erscheinen, mißbrauchen sie. Es wäre verfehlt, (was Rückschrittkler fordern), die Beweisaufnahme einzuschränken. Aber gegenüber dem unverantwortlichen Treiben unserer Presse wird es notwendig sein, Sicherheiten gegen lüsterne Reporter zu schaffen.

Franz Pfemfert

Die Zeitungen

Die Zeitung, die ein Heiligtum hätte sein sollen, ist ein Mittel für die Parteien geworden, aus einem Mittel ist sie ein Geschäft geworden; und wie alle Geschäftsunternehmungen ist sie ohne Treu und ohne Ehrlichkeit. Jede Zeitung ist, wie es Blondet sagt, eine Bude, in der man den Publikum Worte von der Farbe verkauft, die sie haben will. Gäbe es eine Zeitung für Budlige, dann bewiesen sie morgens und abends die Schönheit, Güte und Notwendigkeit der Budligen. Eine Zeitung ist nicht mehr dazu da, die Meinungen zu klären, sondern ihnen zu schmeicheln. Daher werden alle Zeitungen nach einiger Zeit erbärmlich, heuchlerisch, infam, lügnerisch, mörderisch sein; sie werden die Ideen, die Systeme, die Menschen töten und werden gerade dadurch blühen und gedeihen. Sie werden die Wohlthat genießen, die allen imaginären Wesen zugute kommt: das Uebel wird geschehen, ohne daß jemand daran schuldig ist. Wir werden alle unschuldig sein, wir werden uns alle die Hände von jeder Ruchlosigkeit weißwaschen. Napoleon hat für diese moralische oder, wenn Sie lieber wollen unmoralische Erscheinung den Grund angegeben, er hat darüber ein prachtvolles Wort gesagt, auf das ihn seine Studien über den Konvent gebracht haben: „Für die Kollektivverbrechen ist niemand haftbar.“ Die Zeitung kann sich das abscheulichste Benehmen gestatten, niemand glaubt, sich damit persönlich schmutzig machen Wenn die Zeitung eine niederträchtige Verleumdung erfindet, hat man sie ihr berichtet. Kommt jemand und beklagt sich, so entschuldigt sie sich mit der großen Freiheit. Wird sie vors Gericht gezogen, dann beklagt sie sich, daß man ihr keine Berichtigung geschickt hat; aber wenn man ihr eine schickt, dann lehnt sie sie lachend ab und spricht von ihrem Verbrechen wie von einer Kleinigkeit, die nicht der Rede wert wäre. Schließlich verhöhnt sie ihr Opfer, wenn es Recht bekommt. Wird sie bestraft, hat sie zuviel Geldstrafen zu zahlen, dann denunziert sie den Klagen den als einen Feind der Freiheit, des Landes und der Aufklärung. Sie wird sagen, Herr Soundsso sei ein Dieb, und wird dafür die Worte wählen, er sei der ehrlichste Mann des Königreichs. So sind ihre Verbrechen Kleinigkeiten! ihre Angreifer Scheusale! und nach einiger Zeit glauben die Leute, die sie alle Tage lesen, alles, was sie will. Von nun an ist nichts, was ihr mißfällt, mehr patriotisch, und sie wird nie unrecht haben. Sie bedient sich der Religion gegen die Religion, der Verfassung gegen den König; sie verhöhnt die Behörden, wenn die Behörden sie ärgern; sie lobt sie, wenn sie den Volksleidenschaften schmeicheln. Um Abonnenten zu ergattern, erfindet sie die rührendsten Märchen, führt sie Possenspiele auf wie Hanswurst. Die Zeitung würde eher dem Publikum ihren eigenen Vater zum Frühstück servieren, als darauf verzichten, es unausgeseht zu interessieren und zu amüsieren. Sie ist wie ein Schauspieler, der die Asche seines Sohnes in die Urne tut, um wirklich weinen zu können. „Es kommt dahin, daß die Zeitung das Talent aus ihrer Mitte verbannen wird, wie Athen Aristides verbannt hat. Wir werden es erleben, wie die Zeitungen, die anfangs von Ehrenmännern geleitet werden, später unter das Regiment der Mittelmäßigsten kommen, die die Geduld und die Nachgiebigkeit des Gummilastikums haben, die den wahren Talenten fehlt, oder sie kommen an die Krämer, die das Geld haben, sich die Federn zu kaufen. Wir sehen davon schon jetzt allerlei.“

Je mehr man den Journalisten Konzessionen macht,

um so anspruchsvoller werden die Zeitungen. Heute sind die Journalisten Parvenüs; aber ihnen werden ausgehungerte und arme Journalisten folgen. Die Bunde ist unheilbar, sie wird immer bössartiger, immer fressender, und das Uebel wird immer größer, je mehr es geduldet wird, bis zu dem Tag, wo über die Zeitungen durch ihre Leppigkeit und Massenhaftigkeit die Verwirrung kommt, wie in Babylon. Wir wissen alle, wie wir hier sind, daß die Zeitungen in der Undankbarkeit weitergehen werden als die Könige, daß sie in Spekulationen und Berechnungen weitergehen als der schmutzigste Kaufmann, daß sie unsere Intelligenzen zugrunde richten werden, damit sie jeden Morgen ihren Hirnfusel verkaufen; aber wir schreiben alle für sie, wie die Leute, die eine Quecksilbermine ausbeuten, obwohl sie wissen, daß sie daran sterben. Da unten sitzt nun, neben Coralie, ein junger Mann . . . Wie heißt er? Lucien! Er ist schön, er ist ein Dichter und, was für ihn mehr Wert ist, er hat Wit, Einfälle, Geist; was wird nun aus ihm? Er tritt in eines der Gedankenbordelle ein, die man Zeitung nennt, dort vergeudet er seine schönsten Ideen, dort dörrt er sein Hirn aus, dort befleckt er seine Seele, dort begeht er die anonymen Niederträchtigkeiten, die im Gedankenkrieg, an Stelle der Feldzugspläne, Plünderungen, Brandstiftungen, Hinterhalte im Krieg der Kondottiere getreten sind. Wenn er, wie tausend andere, ein schönes Talent zum Nutzen der Aktionäre vergeudet hat, dann lassen ihn diese Gifthändler Hungers sterben, wenn er Durst hat, und vor Durst sterben, wenn er Hunger hat . . . Man wird unser Hirn austrinken und uns schlechtes Benehmen vorwerfen!“

Honoré de Balzac

China

Am 14. August waren es 11 Jahre her, daß die durch die Boxerunruhen hart bedrängten fremden Gesandtschaften in Peking befreit wurden. Das regt zu einem Rückblick auf jene bewegte Zeit an, in der das letzte Aufbäumen des alten verschlossenen China gegen den von außen kommenden Zwang, sich dem Weltverkehr zu öffnen, die ganze europäisch-amerikanische Kulturwelt zu einem Straffeldzug einte. Es lohnt sich dies um so mehr, als gerade jetzt wieder beunruhigende Meldungen aus dem fernen Osten kommen, die andeuten, daß die Entwicklung in China noch manche Ueberraschungen bringen kann.

Die Boxerunruhen waren die Äußerung einer allgemeinen politischen und kulturellen Unzufriedenheit im chinesischen Volke, hervorgerufen durch die Erschlaffung der regierenden Mandchu-Dynastie im Zusammenhange mit den Demütigungen, die China bei Konflikten mit dem Auslande erfuhr, und den zerstörenden Wirkungen, die das Eindringen fremden Einflusses und Handels auf die alte chinesische Kultur und Volkswirtschaft teilweise ausübte. Der Kräfteverfall der Mandchus hatte zu einer maßlosen Korruption des Beamtenums geführt, das den Wohlstand des Landes allenthalben parasitisch ausbeutete. Die Propaganda der Missionare hat das chinesische Geistesleben aufgewühlt und hier und dort jene sittlichen Mächte unterminiert, die der Konfuzianismus schuf, und die sich im Laufe der Zeit zu unsichtbaren Werkzeugen der weltlichen Gewalten entwickelten. Schon der große Taipingaufstand der das riesige Reich 15 Jahre hindurch durchtoste, hatte seinen Ursprung bei Elementen genommen, die

die Propaganda der Missionare von der traditionellen Moral löste und einem Wirbelwind religiöser Wahnvorstellungen preisgab. Fremde Kaufleute und Unternehmer hatten durch ihre Tätigkeit Verwirrung in das chinesische Geschäftsleben gebracht, die einen ins Verderben gestürzt, den andern zu ungewohnten Erwerbsmöglichkeiten verholfen. Alle Versuche, die die Peking-Regierung unter dem Druck der Volksmeinung machte, sich gewaltsam gegen die Ausbreitung fremden Einflusses zu stemmen, führten immer erneut zu Niederlagen, Entschädigungszahlungen und schließlich Landabtretungen. Nach wiederholten vergeblichen Anläufen, China durch gründliche Reformen den Ansprüchen des modernen Weltverkehrs anzupassen, suchte die Peking-Regierung ihr Heil darin, alle Unzufriedenheit des Volkes auf die Fremden abzulenkten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Boxerbewegung ursprünglich mehr gegen die Mandschu-Dynastie, als gegen die Fremden gerichtet war. Erst reiche Selbstunterstützung veranlaßte die Führer, das Motto: „Schutz der Dynastie, Tod den Europäern“ zu wählen. Die Boxer waren nur regellose, zusammengewürfelte Horden. Sie kennzeichneten sich äußerlich durch ein rotes Tuch um den Kopf, eine Schärpe und rote Ärmel auf dem Ärmel des gewöhnlichen blauen Chinesentittels. Den Kopf trugen sie aufgerollt unter dem Kopftuch. Als Waffen dienten ihnen lange trumme Messer und lange Spieße. Feuerwaffen, und zwar nur ältere Modelle, sah man seltener. Born auf der Brust trugen sie auf ihrem Kittel ein Blatt Papier aufgenäht, worauf in großen roten Schriftzeichen geschrieben stand, „Tod den Christen und Fremden“. Sie hielten sich für unverwundbar oder glaubten, sofort wieder gesund aufstehen zu können, wenn sie eine Kugel hingestreckt hätte. In diesem Glauben gingen sie später den fremden Truppen mit Messern und Spieß in verblüffend kühner Weise entgegen und wurden natürlich reihenweise über den Haufen geschossen. Mit der Zeit wurden sie allerdings vorsichtiger. Die Bewegung begann schon im Jahre 1899, nahm aber erst im Februar 1900 einen gefährlichen Charakter an. In Schantung erfolgten die ersten Angriffe auf Europäer. Bald kamen aus den verschiedensten Teilen Schantungs und Petchilis Nachrichten über Christenverfolgungen, über Angriffe auf Missionen, Bahnhöfe und Bahnarbeiter. In Peking bemühten sich die Vertreter der fremden Mächte vergeblich, die Regierung zu energischem Einschreiten gegen die Anführer zu bewegen. Im April sahen sie ihre eigene Lage schon für so bedenklich an, daß sie von ihren Regierungen, soweit diese Kriegsschiffe in den chinesischen Gewässern stationiert hatten, Schutzwachen von je 50 Mann erbaten. Am 3. Juni traf das deutsche Wachkommando als letztes in Peking ein, wo nun im ganzen 500 Mann zum Schutz der Gesandtschaften zusammengezogen waren. Inzwischen waren vor der Petchimündung russische japanische und englische Kriegsschiffe eingetroffen, dazu das deutsche Kanonenboot „Altis“, während Vizeadmiral Bendemann den übrigen Teil des deutschen Kreuzergeschwaders, „Hertha“, „Hansa“ und „Gefion“, bei Tsingtau verwendungsbereit konzentriert hatte. Man beruhigte sich wieder, als die chinesische Regierung den General Nieh mit einer Armee von 4500 Mann ausandte, um die Boxer, die sich an der Bahnlinie Peking—Tientsin in immer größeren Scharen sammelten, auseinander zu

treiben. General Nieh führte indes nur ein Scheinmanöver aus und zog dann seine Truppe auf ausdrücklichen Befehl wieder zurück. Jetzt schwoh der Aufruhr lawinenartig an. Peking und Tientsin wurden von Boxerbanden vollkommen eingeschlossen, und jede Verbindung mit dem auf der Taku-See liegenden Geschwader der Mächte abgebrochen. Am 9. Juni wurde in Peking der japanische Gesandtschaftsattaché auf dem Wege zum Bahnhof ermordet und seiner Leiche der Kopf abgeschlagen. Am folgenden Tage wurde Prinz Tuan, das anerkannte Oberhaupt der Boxer, der Vater des Thronfolgers, neben dem Prinzen Tsching zum Mitreiter des Tsungli-Damens ernannt, er mußte sich sogleich zum unbeschränkten Herrn von Peking zu machen, der die Kaiserin-Wittwe und den Kaiser völlig in der Hand hatte. Am 19. Juni fiel der deutsche Gesandte Baron von Ketteler in den Straßen der chinesischen Hauptstadt der Kugel eines chinesischen Soldaten zum Opfer. Der englische Gesandte hatte schon vorher eine dringende Depesche an die Admirale der vor Taku liegenden fremden Kriegsschiffe abgeschickt, und diese beschloßen daraufhin in einer Kriegsrat, ein Expeditionskorps nach Peking zu entsenden, um die Gesandten aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Diese Expedition wurde aus Marinedetachements gebildet, wobei die Engländer mit 915, die Deutschen mit 509 Mann, außerdem Russen, Franzosen, Amerikaner, Japaner, Italiener und Oesterreicher, im ganzen 2117 Mann, beteiligt waren. Der Entsatzversuch, den der englische Admiral Seymour leitete, verlief resultatlos. Nach verlustreichen Kämpfen mußte am 20. Juni, nur 30 Kilometer von Peking entfernt, doch der Rückzug angetreten werden, und am 26. Juni langte man wieder in Tientsin an. Inzwischen waren in der Nacht vom 16. auf den 17. die Taku-Forst nach äußerst heftiger Gegenwehr in die Hände der Verbündeten gefallen. Bei den Gefechten tat sich das Kanonenboot „Altis“ besonders hervor, das schwer beschädigt wurde, und dessen Kommandant, Korvettenkapitän Vans, den Heldentod fand. Im ganzen hatten die Verbündeten 118 Tote und Verwundete gehabt. Der Einnahme der Taku-Forst folgten die Kämpfe in und um Tientsin, wo die Verbündeten alle verfügbaren Truppen zusammenziehen wollten. Die weiteren Ereignisse brauchen nur angedeutet zu werden, um sogleich wieder bei jedem in frischer Erinnerung zu stehen. Während in Europa größere Truppenkontingente mobilisiert wurden, um gegen China einen regelrechten internationalen Feldzug zu eröffnen, wofür Graf Waldersee als Oberbefehlshaber ausersehen wurde, begann am 5. August der zweite Vormarsch auf Peking. Das Expeditionskorps umfaßte jetzt 15467 Mann, hauptsächlich Japaner, Russen, Engländer und Amerikaner. Nach verschiedenen Kämpfen konnten am 14. August die Gesandtschaften befreit werden. Der kaiserliche Hof war schon am 12. August in größter Eile und Ueberstürzung nach Singapu geflüchtet. Am 27. September traf Graf Waldersee in Tientsin ein, der dann mit den ihm zur Verfügung stehenden Truppen in Stärke von 90 000 Mann die planmäßige Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in der Provinz Petchili begann. Der Friede kam nach langwierigen Verhandlungen erst am 21. August 1901 zustande.

Der Boxerfeldzug hatte vor allem das eine positive Ergebnis gehabt, daß den chinesischen Machthabern dauernd das Pflichtbewußtsein eingeprägt ist, die Fremden in ihrem Lande vor Böbelangriffen schützen

zu müssen, statt sie ihnen preiszugeben. Er hat aber auf der anderen Seite auch die Illusionen derer zerstört, die sich China als einen großen Kuchen vorstellten, über dessen Verteilung man sich nur zu einigen brauchte, um sich seiner zu bemächtigen. Der Inhalt des Pekinger Friedensvertrages war recht mager und stand zu den riesigen Opfern, die die Westmächte es sich hatten kosten lassen, die Ordnung wieder herzustellen, in gar keinem Verhältnis. Das chinesische Reich ist zu riesig an Ausdehnung, das chinesische Volk zu ungeheuer an Zahl, um mit militärischen Mitteln vergewaltigt werden zu können. Stellte sich das schon damals heraus, als China noch über kein ordentliches Heerwesen verfügte, so trifft es um so mehr heute zu, wo es schon eine ganze achtbare, moderne Armee besitzt. Die Neigung zu kriegerischen Unternehmungen gegen China ist dem auch auf Seiten der europäischen Mächte allenthalben geschwunden. Wenn jetzt wieder ernste fremdenfeindliche Unruhen dort ausbrechen, so werden die Mächte sich auf ein solches Machtaufgebot beschränken müssen, das zum Schutze des Lebens und des Eigentums unbedingt nötig ist. **Otto Corbach.**

Glossen

Vorwort zur Wahlbewegung.

Das sichtbarste Ergebnis der Reform des Wahlrechts, das aus dem beschränkten zum sogenannten allgemeinen wurde, war, daß die Zahl der Politiker, die sich aus dem Reden einen Beruf machen, vermehrt wurde. Der Aristokratie der Geburt und der Aristokratie des Geldsacks entsteht ein neuer Genosse — die Aristokratie der Phrase. Sicher befinden sich unter den Kandidaten auch gutgesinnte Männer, die fest entschlossen sind, von dem Programm nicht abzuweichen, das sie während der Wahlkampagne entwickelt haben; doch so gut sie auch gesinnt sein mögen, den Tag nach den Wahlen befinden sie sich in ganz anderen Verhältnissen. Sie bilden dann bereits eine privilegierte Klasse, trotz ihrer selbst sind sie Männer des Privilegs geworden. Von ihren Mitbürgern mit dem „Recht“ betraut, alles zu wissen und über alles zu entscheiden, bilden sie sich nun wirklich ein, in allen Fragen kompetent zu sein; ihr Wissen ist, so meinen sie, universal geworden; zu gleicher Zeit sind sie Gelehrte, Techniker, Industrielle, Kaufleute, Generale, Admirale, Diplomaten und Administratoren, und das ganze Leben der Nation muß in ihrem Gehirn ausgearbeitet werden. Wo ist ein so starkes Individuum, das dieser Vergötterung seiner Wähler zu widerstehen vermöchte?

Bis jetzt hat die Aufgabe der Wähler nur darin bestanden, die Feinde auszuscheiden, die sich vor den Wahlen noch Freunde und sogar Verfechter der sozialen Ideen nannten. Ist es notwendig, daß diese Idiotenarbeit immer und immer wieder vorgenommen wird, ein Faß ohne Boden zu füllen oder einen Stein hinaufzuwälzen, der immer sofort auf uns zurückfällt?

Trotz der Wahlen beschließt die Regierung wie früher über das Wohl und Wehe der Untertanen, über Krieg und Frieden; trotz der Wahlen bleiben Millionen von Entrechteten in den Fängen des Elends, bleiben Millionen von Arbeitern in den Fängen des Kapitals, das sie in seinen Fabriken und Werkstätten niederhält, trotz der Wahlen lastet auf allen gleich schwer die Unsicherheit des morgigen Tages. Das allgemeine Wahlrecht hat es nach 30 jähriger Betätigung nicht verhin-

dern können, daß die Arbeit der großen Menge auch weiter dem Nutzen der Kapitalisten dient, daß der Mehrertrag den Drohnen der Gesellschaft zufällt.

Um ihre Anteilnahme an den Wahlen zu rechtfertigen, geben manche revolutionäre demokratische Sozialisten vor, keinen anderen Zweck zu verfolgen, als die Gelegenheit zur Propaganda der Ideen auszunützen; da die Leidenschaften während der Wahlen besonders erregt sind, glauben sie, auf die Geister energischer einwirken zu können, um desto mehr Anhänger für die revolutionäre Idee zu gewinnen.

Doch lenkt die Wahl selbst diese Leidenschaften nicht ab? Ist das Interesse, mit dem eine Wahl verfolgt wird, nicht dem Interesse eines Spielers gleich?

Das Wettlaufen der Kandidaten vor den Wahlen gleicht doch auf ein Haar dem Wettrennen der Pferde auf dem Turf. Man interessiert sich zu erfahren, wer um eine Länge, wer um eine halbe Länge gesiegt hat; und wenn sich die niedere Aufregung der Zuschauer gelegt hat, so ist auch die ganze Angelegenheit für ein Jahr oder mehrere Jahre erledigt, und man legt sich auf die Bärenhaut, als wenn die wahre Sache nicht noch erst zu machen wäre. Die Wahlen dienen somit keinem anderen Zweck, als die Revolutionäre auf einen falschen Weg zu leiten und ihre Kräfte nutzlos zu vergeuden.

Der Tod eines Künstlers.

Der Dichter B. Hadwiger ist gestorben; nach einem Leben, das mit Kunst gefüllt war. Deshalb schweigen Feuilletonleiter des „B. L.“ noch den Tod dieses Künstlers tot. Leser des Tageblatts müssen denken, der Künstler Hadwiger sei noch am Leben. Und in dieser Annahme werden sie letzten Endes nicht weit fehlen: Hadwiger wird noch nach Jahren lebendiger sein, als die wohlbehaltene Leichen, die heut unterm Strich die Düfte ihres Leichentums ausströmen.

Oft geht, was unterm Strich geschieht, über die Hutchnur — selbst des stärksten Mannes.

Der Künstler Hadwiger ist nur gestorben; nach einem Leben das, mit Kunst gefüllt, Kunst spendete. Hätte sein Hund einem Schriftleiter die Hose zerbissen, das Tageblatt hätte den Roman „Abraham Abt“ verzeichnet, auch wenn das unter der Hose des Schriftleiters klopfende Herz unverfehrt geblieben wäre. Hätte Victor Hadwiger eine strafbare Handlung begangen, es wäre ausführlich verzeichnet worden, als hätte es sich um den Geburtstag von J. Krotoschiner gehandelt oder eines anderen Mannes, der „keine Feinde“ hatte; oder als hätte ein trauriger Ueberrest barbarischer Ritzzeiten, neunzigjährig, Bilder ausgestellt; oder als hätte die Toselli eine Aeußerung über Tripolis getan; oder Metternich eine über frommen Handel und Wandel; oder Friß Engel eine über Kunst.

Hadwiger starb. Alas, wo sind nun die Schwänke und Sprünge derer, die seinen Tod verschwiegen?

Das liebe Zentralorgan der deutschen Sozial-Demokratie, der „Vorwärts“ müht sich seit Wochen ab, den Zentrumsleuten ihre antipatriotische und antinationale Gesinnung nachzuweisen. Daß den Vorwärts-Redakteuren dabei die Fähigkeit, Langeweile auszustrahlen, besondere Dienste leistet, ist natürlich. Daß die Zentralorganisten aber den Mut haben, der Zentrumspresse das zu verübeln, was sie alltäglich selbst betreiben, das darf nicht übersehen werden. Da machen die Vorwärtsherrschaften den Redaktionen der klerikalen Blätter den Vor-

wurf, daß sich diese nicht postwendend gegen Angriffe, die der „Vorwärts“ erhebt, verteidigen. Nun, wenn eine Redaktion Tatsachen, die ihr nicht in den öden Phrasenfram passen, totschweigt, so ist es die Redaktion des „Vorwärts“. Die Herren, die das Kunststück fertig gebracht haben, binnen weniger Jahre das „Zentralorgan“ auf das Niveau des schlimmsten Provinzblättchens zu drücken, diese Herren sollten doch soviel Selbstkritik besitzen, und sich an die eigene Brust schlagen. Mit einer Tapferkeit, die ohnegleichen ist, weiß der „Vorwärts“ seinen Lesern alles vorzuenthalten, was er nicht bestreiten kann, oder was die ahnungslosen Genossen nachdenklich stimmen könnte. Ja, er ist sogar so diplomatisch, daß er von dem Berichtigen nachweisbarer Unwahrheiten absteht, um sich keine Blöße zu geben. Die Deutschen vom „Vorwärts“ haben (um nur einen Punkt zu nennen sei erwähnt) über Victor Fraenkl Unwahrheiten gedruckt. Bis heute hat die Anstandspflicht in der Redaktion nicht gesiegt, bis heute hat der „Vorwärts“ sich nicht berichtigt. Wir haben uns in der „Aktion“ wiederholt kritisch mit dem Wirken der Sozialdemokratie befaßt. Wir haben die Verlogenheit des Jenaer Parteitages nachgewiesen. Wir haben gezeigt, wie diese Partei sich geberdet und wie sie ist. Der „Vorwärts“ konnte unsere sachliche Kritik nicht widerlegen; er schieg sie tot. Das war feige, denn diese Herren rechneten damit, daß unsere Worte nicht in die breite Masse der Parteigenossen dringen würden, aber es war auch unklug. Der „Vorwärts“ mußte sich doch sagen, daß uns immerhin die Möglichkeit bleiben würde, in seinen Leserkreis einzudringen. Bis heute sind in sozialdemokratischen Versammlungen einige tausend Exemplare der „Aktion“ verbreitet worden. Am Dienstag, den 17., wird diese Aufklärungsarbeit („Ist die Sozialdemokratie revolutionär?“) fortgesetzt werden . . .

Es lebe der Betrieb!

Weiße Woche; Robes, Modes,
Schmucks und Grafen führt Herodes.
[Schmod als Hofnarr; nie versteckt
Ers, wenns ihm wo nicht geschmeckt].
Pfannekuchen, kein betrefter
Diener holt sie rum Sylvester,
Nein ein Graf, ein richtiger tuts,
Sehr zur Freude der Frau Truk.
Andererseits: „de l' Dr.“! „Mascoten —
Pavillon“!! — Du trichst de Rotten.
Nein, es gibt nur ein Berlin!
Reise durch die Nase ziehn
Mouleng Rouschs Odeurgerücher . . .
[L. empfiehlt heut seine Bücher,
Von Herodias bis Elvira,
Als die allerbesten Führer].

Bronu.

Die Bürger

Sie haben keinen Mut mehr zu Gebeten,
Denn ihre Hände sind zu schwach zur Schwäche.
Sie fressen nur und sagen einem jeden:
„Ich bin kein Schwein und trage saubere Wäsche.“

Idiotisch raffend naschen sie an Künsten
Und schmieren sich's um ihre Mäulerbreiten.
Dann sammeln sie sich, um an Magendünsten
Und Wortgestank den Rißelbauch zu weiden.

Marburg

Arthur Drey.

Deutsche Kultur

Es scheint, man erreicht sie heute am sichersten dadurch, daß man immer viel davon spricht, wenn es mit ihr auch sonst ist, daß sie sicher dann und dort existiert, wann und wo man nicht von ihr spricht. Denn sie ist Zustand eines Volksganzen, nicht Wunsch eines Einzelnen. Man lebt und schaltet darin naiv und ohne praktische Erfahrung ihres Gegenteils, nicht aber kann man sie predigen, es sei denn, man ist ein belehrter Barbar. Ich weiß nicht, weshalb man heute in Deutschland so erpicht darauf ist, eine Kultur zu bekommen und sich zu schämen, daß man keine hat. Man sollte sich doch um ein wirklich und jederzeit mit dem Willen Erreichbares bemühen, als welches z. B. die Zivilisation ist. Von ihr sind wir noch weit. Manieren wären m. E. den Deutschen viel nötiger als die Verhunjung der Gebrauchsgegenstände. Es muß eben doch viel leichter sein, neue Gbbestecke zu erfinden als manierlich essen zu lernen. Viel leichter sein, von Stil und derlei zu reden, als Haltung zu haben. Kein Wunder also, daß jeder, der darauf gekommen ist, wie unmanierlich es ist, sich vor aller Welt eines Zahnstochers zu bedienen, diese Heilslehre als ein Vorkämpfer für — die Kultur verkündet. Wie man andererseits immer hören kann, daß die Japaner sich zu zivilisieren beginnen, weil sie mit modernen Schußwaffen umzugehen verstehen. Nun, man lerne endlich, ohne sich einzubilden, man würde dadurch ein Kulturmensch, die Manieren zivilisierter Völker. Und bleibe im übrigen das, was wahrscheinlich die deutsche Stärke ist: ein Barbar. Nicht gerade mit Stolz ein Barbar, aber auch nicht mit diesem albernen Fettschismus der Kultur. Die Kultur ist ein Vorteil für alle mittleren Leute, denen sie etwas gibt, was sie aus eigenem nie besäßen. Sie erleichtert den Talenten, d. i. den Vielzuvielen die Existenz, macht sie ihnen bequemer, schaltet besondere Anstrengungen als nicht durchaus nötig aus. Sie leistet Vorarbeit, die der Einzelne zu verrichten nicht mehr nötig hat: er tritt in ein Erbe, das zu erwerben ihm nicht nötig scheint, weil er es besitzt wie die Luft seines Landes. Der in die Barbarei Geborene findet nichts für ihn getan: er muß die Arbeit für sich von Grund und Anfang an verrichten, mit gewaltigster Entfaltung seiner Energie. Alles liegt auf den Schultern des Einzelnen, keine Gemeinschaft hilft ihm tragen, im Gegenteil: er trägt auch das der Gemeinschaft. Erdrückt es ihn nicht, so leistet er Riesiges: Goethe, Bach. Wollten wir Goethe gegen sieben Racine tauschen oder gegen zwei Duzend Victor Hugos? Oder den einen Bach gegen noch so viele Gounods? Unsere Talente haben es schwer, denn sie brauchen den kulturellen Halt — sollen wir aber ihres Gedelhens wegen auf das Genie verzichten? — Kultur war eine Möglichkeit in kleinen Gemeinwesen oder in allein bestimmenden Zentren großer Gemeinwesen. Sie war eine Tatsache in manchen griechischen Republiken, manchen Staaten der Renaissance im Mittelalter, da eine Idee herrschte in Paris vom vierzehnten bis zum letzten Ludwig. In Italien und Frankreich lebt noch eine Tradition aus dieser Zeit und ist noch herrschend, doch wäre es zuviel, sagte man, es gäbe heute noch eine französische Kultur oder eine italienische. Schon spricht man in Frankreich von kultivierten Franzosen und anderen: der Bruch ist da, in der Praxis wie in der kritischen Einsicht. In Frankreich fällt man in eine amerikanische Zivilisation zurück — unter dem Bedauern der kultivierten — in Deutschland aspiriert man eine amerika-

nische Zivilisation und meint, damit aus Barbarei in Kultur zu kommen. Das Jahrhundert wird die meisten Erdebewohner um gute Manieren sich bemühen sehen. Und erst wenn jedermann es von seinem sicheren Großpapa her wissen wird, wie man sich schicklich, unauffällig und gefellig benimmt, wird man zu der Ruhe kommen, die zur Bildung dessen, was man Kultur nennt, nötig ist.

Franz Blei.

Zwei Gedichte

Von Peter Scher.

Ich bin ein Kerl von rosenroten Farben

Hier stehe ich in meiner schönsten Pose.
Ein kosmisches Empfinden hüllt mich ein
Wie eines Diurnisten schlankes Bein
Die alte Rankinghose.

Dem Nagel gleich, der herrisch einen Fegen
Aus dem besagten Schlotterzeug entlieh,
Entreiß ich eurer Lebensharmonie
Mein fürstliches Ergehen.

Ich bin ein Kerl von rosenroten Farben,
Und wenn ich lache, daß es schneidend klingt,
Indes ihr warnend alle Hände ringt,
Dann ragen meine Garben.

Ich sprühe meines Herzens bunte Lücke
Als kosmisches Empfinden frech hinaus,
Ihr aber lacht mich stirnbetupfend aus
Zu meinem schönsten Glücke.

Die Heilige

Sie kam in diese langweilige
Dunkle Stadt, die wie ein Tier
Eine klägliche Begierde hat,
Aber keine Gier —

Und war wie eine Heilige.

Alle liefen zu ihr hin.
Sie streichelte das dümmste Tier:
Weil du es fühlst, wie rein ich bin!

Und ich lag bei ihr.

Richard Dehmel

Von Anselm Kueft.

1.

Als Richard Dehmel vor etwa einem Vierteljahrhundert zur Poesie kam, da legte er dieses alleruntrüglichsche Zeichen der echten Berufung seit den Tagen Homers und Kalidajas wieder an den Tag: Er „verwandelte“ diese für jedes Geschlecht von neuem verwunschene, in Dornröschenschlaf zurückgesunkene Welt wieder in eine jungredende, frischbewegliche und helltönende, fand abermals Uebersetzungen des starr-einen Sphingantlitzes der Welt in die tausend feurigen, flüssigen, funkelnden Blicke ihres buntirdischen Scherbenkrans. Er schrieb die Mythologie, die „Metamorphosen“ für dies Geschlecht. Und alles wurde unter seinen Händen plötzlich näher, vertrauter, heimlicher, selbsterlebbarer. Nicht nur der welsche Lorbeer und die griechische Spring, nun hat auch der heimische

Faulbaum, in dem heute die Nachtigall nur noch deutsche Laute wie „Die Blüte flieht, die Blüte flieht“ erklingen läßt, die wilde Kastanie, deren Blattgewühl in der Abenddämmerung Krallen ausstreckt, das verkrüppelte Birkenstämmchen, das heut die Leidenschafts-Jesu von Nazareth säumt, bis zu jenen schlanken, sehnüchtigen, „schmächtigen Pappeln im April“, in denen nun immer das zuchtlose Blut verlangender Mädchenglieder klopft: das alles hat nun ebenfalls für uns seine gültige Metamorphose angenommen! Mit Stolz fühlt man, wenn man so obenhin nur die ersten Bände der Dehmelschen Gesamtausgabe*) durchblättert, schon etwas wie das Bewußtsein festgewordenen Besitzes in sich aufsteigen, sich ankünden ungefähr wie eine Goethesche Metamorphose vom „Fischer“ oder eine Heinische der Nordseebilder, vielleicht die vorletzten Doidischen Geistes. Die Sinnewelt, alle die stumm-eindringlichen oder leidenschaftlich anpochenden Zeichen und Bilder des Naturwesens waren also auch bei diesem jüngern Geist der erste Funke, an dem sich ihm ein Innerstes, zunächst dieser selben Phänome und Erscheinungen eben, offenbarte.

Die Frage war nur noch, ob diese Flamme zurückschlagend nun auch sein eigenes Innerstes, seine Seele aufhellen würde, erleuchten bis zu jenen Tiefen wo als Grund aller äußereren Verwandlungen das stille Wachstum und prophetische Heranreifen eines überindividuellen Ichs verspürt wurde. Dieses Problem, vielmehr dieses Bewußtsein war noch der ganzen antiken Dichtung so gut wie fremd und unbekannt.***) Wir Heutigen brauchen statt aller Theorie nur immer wieder und wieder den Namen Goethes uns vorzusagen; um sofort mit Händen zu greifen, was für die poetische Produktion die Linie Werther — Faust zu bedeuten hat. Die Metamorphose — jetzt Entwicklung von Sturm und Drang zu Klarheit und Feierlichkeit, von sinnlicher Leidenschaft zur Erkenntnis der Mütter, von Natur zu Geist; so sprechen wir denn gleich auch Dehmelsch — von Tier zu Gott, von dumpfer Sucht zu lichter Glut, von Brunst zu Inbrunst: von „Venus primitiva“ zu „Venus heroica“

„Verwandlungen der „Venus“: Nur einer, der 4. Band unter den Werken, trägt ausdrücklich diesen Namen, und in ihm konzentriert sich das ganze hohe poetische Manifest Dehmels an seine Zeitgenossen, an die Nachwelt. Man könnte Betrachtungen darüber anstellen, ob es nötig war eine Frucht derartiger für sich aus dem viel prangendern Gewirr der Zweige, Blätter, Blüten abzusondern, man möchte sogar den unmittelbar ästhetischen Gehalt dieser rhapsodischen Gesänge zuweilen hinter manchem seiner Acht- oder Zwölfzeiler im rein-lyrischen Teil zurückbleiben fühlen. Dennoch wird man einzig, wenn man hier den Standort wählt, sowohl vorwärts, wie rückwärtschauend die ganze Tat des Dichters, nicht mehr sein Wort allein, zu erblicken fähig sein. Venus: das ist seit Dehmel keine griechische Göttin mehr, auch kein holder Abendstern mehr, kein süßes deutsches Liebeslied; das ist das ewige prachtvolle Spiel der Triebe in uns, der Streit von Pol und Gegenpol, ein Kampf von Hölle und Himmel um unsere Menschenbrust, und der bildet unausgesetzt den so

*) Erschienen im Verlag S. Fischer.

**) Platho, der im Symposion einmal sagt, daß man „von der Liebe zum Einzelnen auf die hohe See des Schönen steuern müsse“, also philosophisch-allegorisch eine Erkenntnis dieser Verwandlungen anzudeuten scheint, ist doch für die Dichtung hierin unfruchtbar geblieben.

eigentümlich gestickten Seelengrund Dehmelscher Dichtungen, von dem jeder Vers, jede Strophe sich erst großzügiger abhebt. Denn die „Verwandlungen der Venus“ fassen diesen Kampf nicht etwa; sie sind erst das Bild des Bildes, sie sprechen zu dem, der des Kerns dieser Religion bereits ansichtig geworden ist, in den Formeln eben dieser Religion, so sind sie denn mehr ein vollendeter Gottesdienst für den rein Menschengläubigen, und ein moderner Komponist sollte kommen, der uns in bald stürmischen bald feierlichen Chören die Musik dieser Psalmen noch vernehmlicher rauscht. Die aber muß ihm hinwiederum Dehmelsche Sprache aus drei früheren Versbüchern, aus „Erlösungen“, aus „Über die Liebe“, aus „Weib und Welt“ längst zugehört haben: hier bereits ist der ganze Kampfplatz der streitenden Triebe, hier ist es, wo bald Gott bald Lucifer spricht, hier ist höchste Wandelbarkeit, hier Wollust und Aetherfrische, hier Staub und heilige Unverletzlichkeit. Immer wieder und wieder steht der Dichter wie erstaunt vor dem Mysterium seiner eigenen Pilgerfahrt, immer wieder erlebt er, daß ein völlig Dunkles ihm „von Grund aus offenbar“ wird. Und nun endlich begreift er: Dies Licht ist auch nichts ohne das Dunkel, dieser Schatten nichts ohne das Licht, nur durch Brunst zur Inbrunst, nur aus dumpfer Sucht zu lichter Glut. Noch Goethe rührte aus seiner hellenischen Berklärtheit heraus an seine Werthernaturalität nur jedesmal mit den allerpeinlichsten Empfindungen; sie erschien ihm später als das Pathologische kat' exochen, das eigentlich Unnatürliche, Krankhafte, noch gar nicht Goethe. Jetzt sind die Triebe, sofern sie nur unbeirrt, aber unbeirrt auch von der leisestdämmernenden Bewußtseinschelle, mit der Instinktsicherheit der Krystalle anschließen dürfen, offenbar ebenfalls die Quelle einer hohen Schönheit, einer tieffinnigen Form; und stellen sich gleichzeitig ebenbürtig, nur anders, neben die weise Besonnenheit der Erfahrung, die milde Träne der Resignation, die hohe Seligkeit des Wissens. Alles aber, was Dehmel singt, färbt allgemach von diesen „Verwandlungen“ ab, dunkelt gleichsam nach: Einst stand er als feuriger Agitator wie mitten im Atem der Volksmenge selber und schrie das Elend des Einzelnen, das grade vor ihm, hastig hinaus, und der 4. Stock eines Hinterhauses, und die 4. Klasse eines Auswandererzugs, das sollte nur die sichere Stätte des Unglücks sofort veranschaulichen. Später dichtete er den „Arbeitsmann“ und das „Erntelied“, Gedichte schon wie aus einer bedeutendern Ferne in der die Leibesqual und der Seelenhunger Ungezählter auf einem einzigen, bald angstverzerrten bald wild-drohenden, Antlitz erscheint, das nun vor unseren Augen zur hoffnungsstrahlenden, messiastrunkenen Gebärde sich aufhellt. Aber wie dann erst das Bollkommenste an beiden Polen dieser Natur sich immer neu entzündet, das können wir schließlich am besten nur im Erotischen selber vor Augen bringen. Man nehme ein Gedicht wie „Aus banger Brust.“

Die Rosen leuchten immer noch,
Die dunklen Blätter zittern leicht:
Ich bin im Grase aufgewacht,
O kämst du doch,
Es ist so tiefe Mitternacht.

Den Mond verdeckt das Gartentor,
Sein Licht fließt über in den See,
Die Weiden warten still empor,

Rein Nacken wühlt im feuchten Klee;
So liebt' ich dich noch nie zuvor!

So hab ich es noch nie gewußt,
So oft ich deinen Hals umschloß
Und blind dein Innerstes genoß,
Warum du so aus banger Brust
Aufstöhntest, wenn ich überfloß.

O jetzt, o hättest du gesehn,
Wie dort das Blühwurmpärchen troch!
Ich will nie wieder von dir gehn!
O kämst du doch!
Die Rosen leuchten immer noch.“

Ueber die halbrausend-stöhnende Stimme eines einsam Liebenden erhebt sich durch vier Strophen auch nicht ein Buchstabe, geschweige eine Silbe oder ein Wort verständlich-murmeler, wie um das Zitternd-Animalische solcher nur immer von neuem nach dem selben Ziel ausholenden Verse eindringlich zu machen; daher ihre unbeschreibliche, grandiose Wirkung. Und daneben halte man ein so fernes Symbol der reinsten Begattung, die diese verrentete Welt kennt, der von Licht und Finsternis: „Am Ufer:

Die Welt verstummt, dein Blut erklingt,
In seinen hellen Abgrund sinkt
Der ferne Tag,

Er schaudert nicht; die Glut umschlingt
Das höchste Land, im Meere ringt
Die ferne Nacht,

Sie zaudert nicht; der Flut entspringt
Ein Sternchen, deine Seele trinkt
Das ewige Licht.

Schmerzennacht

Von René Schiddele (Straßburg).

Ich konnte nicht anders, ich mußte laufen,
es ging viele Straßen entlang,
aus jedem Menschenhaufen,
der mich verschlang,
schienen sie — mitleidbar —
Giftwaffen nach meinem Herzen zu züden,
das zerquält und wehrlos war,
und wenn ich mich aus dem bösen Dickicht rang,
bliebs mir doch wie eine feindliche Macht im Rücken.
Grausam waren sie, als kämen sie von ihr, die Henter,
und hätten sie mir getötet — jetzt, vor einer Stunde,
ich sah sie liegen, blutig, mit entfärbtem Munde,
ich lief und wurde immer kränker.

Es war zu weit zu ihr! zu weit . .
Draußen in Charlottenburg, und gar am Ende . .
Die Welt verriete ich für einen Autowagen!
Gott! wenn ich nur einen Taler am Boden fände,
um wenigstens einen Wagen zu nehmen . . Es schneit,
man kann nicht einmal ordentlich gehn . .
Soll ich irgendwen ansprechen und ihm sagen: —
Man kann nicht einmal ordentlich gehn . .
Und jetzt die endlose Kantstraße hinauf!
Hier ist niemand mehr, nur ich.
Der Schnee wie nasse Wolle. Ist sie noch auf?
Sie hat sicher bis zwei gewartet, hundertmal
in das Schneetreiben hinausgesehn,

sicher ist ihr Gesicht zerstört von Qual,
wie schon oft. Ja du, ich töte dich!
Wie oft sah ich dich schon: grau vor Angst,
du, deren Lachen meine Jugend ist, dein Lachen:
Ostern auf dumpfwilden Wiesen
unter wässerigen Himmeln, die Glück verhiessen
in allen Fernen! Helle Wälder wachten
um Seen von herzinnigem Licht,
als du mit deinem jungen Leben in mich drangst
und dieser Frühling warst, der nasse Duft
der Erde, die zitternde Frische dieser Luft,
das reine Echo, selig Grün, rauschdunkler Grund,
die Büsche, die ängstlich scheinen
und sich so zärtlich im Wasser spiegeln:
sie möchten weinen
und zittern unter den Flügeln
der Nachtelzen, die sieghaft landen,
und das Wasser zittert mit bis auf den Grund —
dein Lachen wie eine Glorienwolke um dein Gesicht,
und darin das alles, du,
Ostern und „Heil, der Christ ist erstanden!“
Das alles gedrängt wie ein Taubenflug den Fernen zu . .
Ich töte dich! Ich hab die Angst in dein Leben gebracht,
ich habe dich arm und erfahren gemacht,
und jede unsrer Freuden steigt
gespensterhaft aus einer Nacht von Schmerzen,
die unsre leidenzückten Herzen
wie zum Sterben zueinander neigt.
Und wenn ich eines Nachts wie heute
zu ihr käme und sie wäre tot —!

Da war ein Pferd, das vor einem Auto scheute,
Ein Mädchen, das mir Blumen bot
(ein Massengrab von Weissen unter Schnee
vor einem verzweifelt leuchtenden Nachtcasé).
Berlin!
Nur Berlin hat diese für Nähmaschinen gebauten
Straßen.
Das ebene Golgatha, über das die Schächer im Auto
rasen,
Berlin!
Der Schnee verwandelt in ein Leichenfeld,
in eine geplünderte Stadt. Der himmlische Held
ist mit einem Saß voll toter Juden abgezogen . .
Blödiä bleib ich erschrocken stehn. Ich bin in ihre
Straße eingebogen
und wage nicht weiterzugehen. Ich sehe, ich bin weiß
von Schnee, ich fühle, daß ich friere.
Allmählich wird es still, so leis . .
der Schnee . . Schnee . . ich friere
nicht mehr, bin weiß
und lautlos, sinke,
Schnee . . und ertrinke
lautlos in mir selber, wie eine Blume ihren Kelch ver-
schließt
und in ihre Ruhe untertaucht,
bin ein entmenschetes Licht und stiere,
wie ein seliger Stern die Erde grüßt,
die unter ihm in weißen Wolken raucht . .
Die Ruhe, diese Ruhe! . . Dann wird es laut
in mir und klar. Ich rufe:
Auch uns benützt ein Gott, der die Welten baut,
auch wir sind eine Stufe zu seinem Thron und glüh-
der Stein
im Pantheon, der blühnde Schein
von seinem glückerstarrten Glanzgehirn.
Es irrt von der hohen Ruhe Gletscherfirn

ein Lichtstrahl in den Welten!
Nachts erwachen die Krieger im Tal und sehn vor ihren
Zelten
ein großes weißes Mal
und schlafen wieder ein und träumen
von weißen Bäumen,
die unbewegt am Horizonte stehn —

Ich wollte leise gehn,
um sie nicht zu wecken, wenn sie schlief . .
Ich horchte an ihrer Türe,
vernahm ihre Atemzüge
und schloß mich,
immer noch horchend, ob sie rief,
und zitternd in ein andres Zimmer ein.
Ich war allein!
Sie schlief! Ich flehte für sie um einen guten Traum —
Ihr Kind sollte ihr in die Arme laufen; ihr Kind
sollte sie lachend umhassen und ihr den Namen sagen,
mit dem ich sie nenne, und sie flammte lind
im Frühlingwind, der die jungen Büsche aufrührte,
die Hügel mit Sonne segte und sie mit Schaum
wie Schlehndornblüten krönte. Ihr Kind . .

Ich
war nicht mehr. Ich war unterlegen.
Ich rechnete nicht mehr. Gänzlich
erkannt in meiner Schwachheit allertwegen.
Ich hätte manches zwar gekonnt, doch dieses nicht.
Ich konnte nicht die Stiefel von Knechten ledern
und die Würze sammeln, die der erbricht,
um sie zu neuen Suppen zu bereiten,
und mich in abgelegte Divreen stecken
und dem, weil er schwächer ist, im Nacken reiten —
Sie schlief . . Ich liebe dich. Ich liebe dich.
Ich befe, daß du erwachtest
und riefst . . und ich vor dir stände —
ich fürchte, daß du lachtest
und ich die fröhlichen Worte nicht fände,
die den schweren Vorhang vor die Türe breiten
und mit sanfter oder wilder Lüge
wie treue Sklaven das Bett bereiten,
auf daß ihr unglücklicher Herr die Gestebe trüge,
die ihn vergessen macht.
Ich will hier auf dem Sofa schlafen —
Ich wage nicht zu dir zu gehn,
du könntest erwachen und mich so ansehen,
als hättest du nie von unserm Leid gewußt —
und du willst mich doch nicht strafen?
wenn du auch meinetwegen leiden mußt . .

Denkwürdigkeiten von Johann Jacob Rousseau Von Helfrich Peter Sturz.*)

Rousseau war von mittlerer Größe, wohl und zierlich gebaut,
leicht in seinem Gang, gefällig in seinem Anstand. Er behielt bis
zum Anfang des Alters die Stärke und die blühende Farbe der Ju-
gend, ob er gleich sein ganzes Leben hindurch mit schmerzhaften
Steincoliken geplagt war; sein Gesicht verkündigte Empfindung und
Redlichkeit, und sein durchdringender Blick war durch eine offene
Sanftmut gemildert, die Vertrauen zu seinen Sitten und zu seinem
Herzen einflößte. Er war häßlich ohne Zwang, und in seiner Armut

*) Helfrich Peter Sturz, Hofmann und Dichter, der
Freund Klopstocks und Grafen Bernstorff, lebte von 1736—1778 und
schrieb diese an antike Vorbilder gemahnende Studie, bevor die
Konfession erschienen waren, nach mündlichen Berichten.
Ueber Sturz vergl. Franz Blei (Vermischte Schriften, Verlag
Georg Müller.).

gastfrei; an seinem häuslichen Mahl herrschten Unschuld und Freude, wie in der alten unverdorbenen Welt. Er drückte sich auch im gewöhnlichen Umgang bestimmt und warm über jeden Gegenstand aus; Alles war empfunden, selbst gedacht, nicht mit Gemeinplätzen durchwässert, und seine Wissenschaft und Erfahrung war ganz mit seinem Geiste durchwebt. Er verachtete Schmeichelei und Spott, und hielt den literarischen Ruhm für ein so mittelmäßiges Verdienst, daß er den Bauer Kleinjogg, im Ernste, allen Schriftstellern vorzog. Wenn er auf seine Autorkriege kam, so war er übel mit sich zufrieden. „Ich hätte,“ sprach er, „schweigen sollen; denn ich merkte, daß mein Herz bitter wurde, und daß ich meine Ruhe verlor. Endlich ließ ich sie ruhig schimpfen und schreiben, und befand mich besser dabei. Zufriedenheit ist ein größeres Gut, als irgend ein Triumph. Zwei Jänner endigen immer damit, daß jeder auf seiner Meinung beharrt; es schmeichelt der Eitelkeit, eine Lanze zu brechen, aber es nicht zu tun, ist der Sieg der Vernunft. Die glücklichste Zeit meines Lebens war, als ich nur Bücher zum Zeitvertreib las, und von meiner Handarbeit lebte.“ Er schätzte den Menschen, den Schriftsteller, den Weisen, nur wenn er einen entschiedenen Charakter besaß, in so fern er eigentümlich handelte und dachte; „denn,“ sprach er, „nichts gedeiht, als was auf unserem Grunde hervorproßt; alles Fremde kömmt nur ärmlich fort.“ Er konnte darum die Böcker nicht leiden, die sich ganz nach einem Muster bilden, und einer Herde ähnlich sehen. Er zog ihnen die geringsten Freistaaten vor, wo sich's der Mensch herausnimmt, sich von seinem Nachbar zu unterscheiden. Auch in Kleinigkeiten war er nicht wie Andere. Er wollte sich üben, es auch im Großen nicht zu sein; er kleidete sich wie ein Armer, nicht sowohl aus Hang zur Seltsamkeit, als weil er diese Tracht bequemer als unsere steifen Moden fand. Niemand wußte mehr die Herzen zu gewinnen; die größten Männer schätzten ihn hoch, aber er nannte sie nicht in seinen Schriften. Er rühmte sich ihrer Bekanntheit nicht; er zog dafür seinen würdigen Landsmann Abauzit aus seiner Dunkelheit hervor, dessen sanfte, durch Wissenschaften aufgeklärte Seele seine ganze Zärtlichkeit besaß. Immer sprach er mit Wohlgefallen von dem würdigen de Luc, diesem herzhafteu Verteidiger der Freiheit seines Vaterlandes. „Er kann,“ sprach er, „fehlen und irren; aber sein Herz ist rein wie die Unschuld.“ Nichts war ihm heiliger als die Freundschaft; und er nannte den großen Bacon selten ohne mit einem Seufzer anzumerken, daß er gegen seinen Freund und Wohltäter, den Grafen Esser, geschrieben habe. Er hat fast immer unter Franzosen gelebt, aber er liebte dieses Volk nicht. „Sie ertragen,“ sprach er, „Jedermann, so lange man nicht an ihre Vergnügungen rührt. Ein System über die Gottesläugnung wird eher in Frankreich geduldet, als eine Kritik über ihren Geseug. Man hat mich nicht ermorden wollen, weil ich den Emil schrieb, sondern weil mir ihre Musik nicht gefiel.“

Ob ihn gleich sein Vaterland auswarf, so war es ihm doch immer teuer. Von allen Tugenden der griechischen Jugend hat ihn keiner mehr als Plutarch's patriotische Handlung gerührt, der eine kleine Richterbedienug in seiner Vaterstadt Chäronea dem Amte eines kaiserlichen Statthalers, und zwar unter dem Trajan, vorzog.

Unter den Neuern gibt es wenige Menschen, die er höher als den weisen Fenelon schätzte, wegen seiner heitern vernünftigen Tugend im Hofglück und im Leiden. „Ich möchte lieber,“ sagte er oft, „so eines Mannes Kammerdiener, als der erste Pair von Frankreich sein.“

Wenn man seiner erlittenen Verfolgungen erwähnte, so sprach er: „man versicherte mich, daß wir in einer philosophischen Zeit, voll Rücksicht und Verträglichkeit, lebten; ich entdeckte bald zu meinem Unglück, daß Grausamkeit und Härte Hauptzüge unseres Jahrhunderts sind, und daß die gepriesene Menschenliebe nur ein leichter Firnis der Sitten ist. Niemand hat mehr Freunde besessen als ich; in der Verfolgung schwiegen sie Alle, und ich wäre damals ohne Freund und ohne Verteidiger gestorben. Es kann sein, daß ich mich in meinen Schriften irrte. Ich wollte nicht lehren; ich wollte nur meine Meinung sagen. Aber das ertragen die Menschen nicht; sie glauben, daß man ihre Einsicht beschimpft, wenn man anders denkt als sie, und rächen sich dann durch Haß und Unge rechtigkeit.“ Er übte sich in dem körperlichen Schmerz ohne Prahlerei zur Geduld, und gestand, daß keine Weisheit das physische Gefühl vernichte. Als er einst ganz niedergebückt unter Steinschmerzen am Feuer saß, und halberstarrte Seufzer ausstieß, rief einer der Anwesenden: „Ist das nicht die leidende Tugend?“ — „Nein,“ gab er lächelnd zur Antwort, „es ist die leidende Natur. Schmerzen sind uns immer neu; man kann sich nicht daran gewöhnen. Jener ehrliche Mann wollte auf seinem Todbette unrecht erworbenes Gut wieder geben, und sein Sohn, der gerne erben mochte, gab sich eine vergebliche Mühe, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß es nur auf vierzehn Tage ankäme, um des Fegefeuers gewohnt zu werden.“ Am grämlichsten ward Rousseau, wenn man ihn um seine Zeit brachte. „Ich werde,“ rief er oft, „mich endlich in die Alpen retten. Man schreibt mir lange Briefe zu, denn ich liebe be-

kanntlich die Beiläufigkeit; man verlangt Empfehlungen an Große von mir, als ob ich zum Hofgefinde gehörte; Andere bieten mir Geld an, als wenn ich von Almosen lebte; Alle glauben, daß man ihnen ähnlich ist.“ Er schildert sich selbst am treffendsten in folgendem Brief an den Herrn von Samoignon, den er im Jahre 1768 einer Gesellschaft von Freunden vorlas.

Im achten Jahr wußte ich den Plutarch auswendig; im zwölften hatte ich alle Romane durchlaufen. Daher kamen die Menge fremder Ideen, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen; daher die entzündete Einbildungskraft, der Zug nach großen Gegenständen. Weder Menschenfeindschaft, noch Verdruß hat mich von den Menschen getrennt; sondern eine gewisse Liebe zur Ruhe, eine unbezwingliche Neigung zur Freiheit. Ich habe darum nur schwache Schritte gewagt, um irgend ein Glück in der Welt zu machen, und der Versuch mußte mißlingen, weil ich mich links dabei nahm; so ward ich nach und nach der Gesellschaft überdrüssig. Ich versammelte einen Kreis himärischer Wesen um mich her; ich schuf mir eine ideale Welt, die nichts mit der wirklichen gemein hatte. Ich erheiterte dadurch meine Einsamkeit; aber Alles war noch verwirrt und unentwickelt in meiner Seele, bis ich im Jahre 1750 eine Reise nach Paris unternahm, um Diderot im Gefängnis zu Vincennes zu besuchen. Ich nahm ein Journal zum Zeitvertreib mit, und fiel auf die Preisfrage von Dijon, ob die Wissenschaften nützlich oder schädlich seien? Da stellten sich mir auf einmal die mannichfaltigen Uebel des gesellschaftlichen Lebens so fürchterlich und eindringlich dar, daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich warf mich neben einem Baum nieder; alles Elend der Menschen zog in schrecklichen Gestalten vorüber; hundert Anschläge und Entwürfe folgten, und das war mein Beruf zur Autorschaft; meine Hantierung als Notenabschreiber hat solchen nicht veranlassen können. Ich war nicht geübt in der Gesellschaft zu reden. Ich verstand es nicht, durch Wit und Einfälle zu glänzen; und so stellte sich im Anfang der Ausdruck langsam dar. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen Plan zum literarischen Ruhm vorläufig zu entwerfen; es war Drang, meine Ideen los zu werden, der mich zum Schreiben nötigte; und wenn ich mit einiger Stärke schrieb, so war ich sie der Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Sätze schuldig. In der Zerstreung von Paris, im Zwang und Geräusche der großen Welt, wo mich manches zum Unwillen reizte, schlich sich die Bitterkeit in meine Schriften; aber in Montmorenci war ich frei, und ganz mir selbst überlassen. Meine Seele war heiter, wie die Luft, die mich umgab, und breitete sich auf meinen einsamen Spaziergängen über die ganze Schöpfung aus. Ich verlor mich in Betrachtungen über die Welt; ich erhob mich bis zum höchsten Wesen; ich wurde von seiner Erhabenheit, von seiner Allgegenwart durchdrungen; ich empfand die ganze Wollust der Menschheit im Gefühl der Liebe gegen meine Brüder, im Genuß der unermesslichen Natur; ich redete zum Menschen, zum Bürger, zu den Fürsten, zu den Priestern; ich sprach zu den Vätern, zu den Kindern; ich sprach zu meinen Landsleuten, zum Rat von Genf in der Zueignungsschrift meines Buches über die Ungleichheit der Stände, zum Volk in der Schrift über die Schauspiele; Alle nahmen meine Freiheit übel, und das Ungewitter zog sich auf, bis es endlich zu gleicher Zeit in Paris und Genf auf mich stürmte. Ich kann dem Parlamente vergeben, weil man es hintergangen hat; aber der Rat von Genf wollte mich zum Fußstempel brauchen, um sich auf den Thron der unumschränkten Gewalt zu erheben.“ Er unterbrach sich hier im Besen, und rief mit Heftigkeit: „ich werde frei sterben, meine Freunde, und lieber in einem katholischen, als in einem protestantischen Lande; denn die katholischen Geistlichen lehren die Intoleranz, und die protestantischen üben sie aus.“

Wenn Rousseau von der Geschichte sprach, so hat er oft wiederholt, daß nur die Geschichte der Freistaaten erzählt zu werden verdiene; „denn in einer Monarchie hängt immer eine Reihe großer Begebenheiten an einer Leidenschaft, oder zufälligen Richtung des unbestimmten Charakters des Fürsten. Die Geschichte von Frankreich liefert uns nur Carl den Fünften, Franz den Ersten, und Heinrich den Vierten von eigentümlichem Geiste. Ludwig der Vierzehnte verdient die Vergötterung seiner Schmeichler nicht; aber er war ein Kenner großer Leute. Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb große Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Laufende gibt, sondern große Tugendhafte, und erhabene Verbrecher. In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als der, den Usurpator zu stürzen. Tyrannen, die im Blutvergießen, Menschenqualen Wollust finden, sind Traumgeschöpfe der Dichter. Selbst Könige ziehen die Natur nicht aus, so sehr sie auch ihre Macht berauscht, und ihre Schmeichler verderben. Als Octavius unumschränkt regierte, und seine Nebenbuhler

mehr scheute, ward er gelind und gütig. Die Grausamkeit seiner Nachfolger war zum Teil eine Folge der Gährung der republikanischen Partei. So wie ihre Furcht davor nachließ, ließ auch ihre Härte nach.“ Rousseau urteilte mit gleichem Scharfsinn über die Philosophen aller Zeiten: „die Charakteristika des Shaftesbury sind ein prächtiges Gebäude ohne Grund, und Bollingbroke war ein wichtiger Sophist, aber er überredet Niemand.“ Er bewunderte die Betrachtungen des Antonin, nicht sowohl ihres innern Wertes wegen, sondern weil ein Kaiser die reine Moral von seinem Thron lehrte. „Die Stoiker verdienen Ehrfurcht; ihr Ziel war die höchste Vollkommenheit. Sie gaben sich nicht, wie man irrig glaubt, für unumschränkte Beherrscher ihrer Empfindungen aus; sondern diese Kraft war in ihrem Ideal das sie zu erreichen strebten. Je größer unsere Muster sind, je mehr erhebt sich unsere Tugend.“

Rousseau hielt alle Akademien für eine unnütze Erfindung unserer Zeit. Die Büchergelehrten haben noch nie eine richtige Theorie erfunden; noch weniger sind ihnen die Schwierigkeiten und Vorteile der Ausübung bekannt; und sobald eine Akademie daraus wird, so verliert sich endlich der Gegenstand, im eiteln Gepränge der Formalität und im Geschwätz der Mitglieder. Jeder geschäftige Stand unter den Menschen sollte seine Lehrer und Befehlshaber aus seiner eigenen Klasse nehmen. Eine vernünftige Mutter wird treffender, als Locke und Fenelon von der Erziehung reden. Freilich erhebt sie sich nicht zum Allgemeinen; sie entwirft keinen vollständigen Plan; aber in einzelnen Fällen sind ihre Lehren vortrefflich.“ Man wird in diesen Urteilen die scharfe Richtigkeit seiner Begriffe und den angemessenen Ausdruck erkennen. Keine Betrachtung hielt ihn jemals vom aufrichtigen Geständnis seiner Meinung zurück; er hing an keinem System, an keiner Partei noch Sekte; er ging gerade auf seinen Endzweck los, und ergriff die Wahrheit, wo er sie fand, oder zu finden glaubte, mit einer Art Leidenschaft.

Sinale

Von Frank Wedekind*)

Es streicht durch die Wälder ein kalter Wind,
die Blätter fallen herab.
Und Galathea, das süße Kind,
ich legte sie eben ins Grab.

Still deckt ich sie zu und weinte nicht,
sie war noch immer so schön.
ich küßte ihr holdes Angesicht
auf baldiges Wiedersehen.

Theater

Vertauschte Seelen.

Die Humore des Herrn von Scholz tragen nicht das Mal stolz lachender Befreiungen, aus seelentiefer Erlebnissphäre explodierender. Weder von gallischem Geist umgürtelt, noch von italischer Sonnenfreude umrauscht schwirren sie als geschäftige Bienen um den schutzgewährenden Heimatskorb, dem Grundgedanken des Einzauberns einer Seele in einen fremden Körper. Dieser eine Einfall ist der Groteske Kristallisationspunkt, um den sich das magere, fahl glimmende Mineral aufbaut. Die Idee des Seelentausches erregt wohl für manches phantasiedurchtränkte Auge hell leuchtende Perspektiven, Ausblicke in die tiefsten Faltungen und Wirnisse menschlicher Seligkeiten. Bei Scholz erhebt sie sich weder zum wesenbildenden Symbol, noch zur Grundmauer irgend einer farbenglänzenden, tanzenden Phantasmagorie, sondern bleibt Selbstzweck; sie steigert sich höchstens zu einer matten Allegorie, einem mühselig herausgewundenen Hinweis auf eine kleinliche, belanglose Tendenz. Akrobatik, ohne Nuancierung, nur unter wechselnder Beleuchtung. Darum sage ich: mag, wie angenommen worden ist, die Moral der Komödie wirklich diese sein, sich in Seelen versenken zu sol-

len, um sie zu verstehen, so vermisse ich doch die Freude eines untendenziösen, organisch aus Gestalten und Geschehnissen emporkwachsenden Ethos. Am Ende der Ablaufreihe der teilweise recht spafshaften Variationen des einen Themas stehen wir vor der Erkenntnis, daß der immerhin recht belanglose und uninteressante König Fadlallah sein Weiblein aufrichtig liebt und sich einem Revolution mimendem Volk zur künftigen Herrschertugend verpflichtet. Das ist gering, allzu gering. Das ist Akrobatik, auch wenn in einzelnen Szenen, wo Traumlust und Wirklichkeitsverlangen, Gefühlseligkeit und Lebensgier, Rot und Clownerei sich durchdringen, das Anfluten dichterischer Blut und Gestaltungskraft zu spüren ist. Doch hinter all den Maskierungen gewollter und ungewollter Art, den Reflexen der reichgerahmten Facetten suchen wir vergeblich mit verlangenden Händen blutdurchpulste Menschen, die nackten Lacher und Weiner, die Urlichter. All diese vertauschten Seelen (so erkennen wir) sind nur gewisse persönliche Gesten, Akzente, Unterstreichungen, Namensschilder an gleich gefärbten Mützen, wechselnde Vorzeichen vor identischen Zahlen. In bunter Folge eilen, wanken und rollen die farbigsten Figuren an uns vorbei: Fürsten, Soldaten, Bürger, Eunuchen, Sklaven, Totengräber und Leichen. Der geheimnisvolle Zauber wirbelt wie toll durcheinander, daß einen Hören, Sehen und Verstehen verlassen. Doch hingerissen wird man nicht, denn trotz aller Buntheit und komischer Verzerrtheit schreit, bellt, kräht oder miaut nicht aus ihnen, was uns alle erfüllt: das hüpfende Chaos, der strampelnde Laumel, die große Besoffenheit des Daseins.

Die Aufführung in den Kammerspielen unter der Regie des Herrn von Winterstein stützte sich ganz auf die wunderschönen Dekorationen des Malers Ernst Stern. Von den Darstellern bot uns Herr Wegener eine (überragende), Leistung. Er verstand es, mit einer Bettler- und einer Königsseele hinter der breiten Brust, fest umrissene Menschen auf die Füße zu stellen. Herr Biersfeldt gab einen medernden Operetten Eunuchen, Herrn Arnold einen sehr fein gezeichneten Wunderdoktor. Sehr matt wirkte das Königspaar des Herrn Henrich und des Fräulein Weirauch.

Rudolf Kayser.

Der erste Ludwig Hardt - Abend dieses Winterhalbjahrs (am achten Oktober) zeigte eine noch erhöhte und gekräftigte Virtuosität des Sprechers, gab aber denen, die Hardt schon öfter gehört haben, kein sonderlich neues Licht über ihn, und enthielt wohl nicht wesentliche Bereicherungen oder Vertiefungen der rhapsodischen Interpretation. Nur war es mir sehr interessant zu verfolgen, wie Ludwig Hardt den Rainer Maria Rilke traktierte — im übrigen beherrschte wieder Eilentrön mit einfachen Gegenätzen das Tonregister — und ob es gleich noch der frühere Rilke mit der schwermütig durchhauchenden Volksweise war, so war ich doch erstaunt über die schon in der Basis und den Elementen sich abhebenden Kontraste der neuen deutschen Klanghochzeiten. Sie sind eigentlich zu reich und zu harmonisch-verschmelzend für die Gutturalprävalenz der Hardtschen Lautmittel, und es war da eine unachahmlich aus Grabesruhe aufstirrende Schwertermelodie (Hardt trug „die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“ vor), der er unwillkürlich wieder mit seinem natürlichen Mittelpunkt zugetrieben schien. Aber es war doch auch packend und ergreifend genug, durch

*) Ein bisher unveröffentl. Jugen gedicht aus dem Sommer 1881

diesen knappen harten Mund den tschechischen Mollton auf böhmischen Feldern kurz aufschluchzen zu hören, oder eine rhythmische kleine Blutwelle lang das Rosenblatt unter der geharnischten Kriegerbrust zittern zu spüren... Da lag viel, viel sorgfältige Kunst und Arbeit in diesem Rilkevertrag, und es ist nicht Hardts Schuld, wenn das Publikum da kälter bleibt, als bei seinen geübten und vielfach meisterlichen Frivolitäten. „Die schöne Frau Gallin“ z. B. von Wilhelm Schäfer, dem Kleistianer unter den modernen Erzählern, wurde mit diesem brillanten Ernst bei immerwährendem Spiel und Zuden um die Mundwinkel gesprochen, dessen solche Sachen zur letzten Wirkung bringend benötigen. Aber „der kleine Häwermann“ von Storm, über den ich schon einmal berichtet habe, bewies mir doch grade wieder, daß ich Recht habe, vor einseitig übersteigter Virtuosität zu warnen: auch Wiederholungen früherer Motive dürfen eben nicht einfach Wiederholungen sein, sondern Neuschöpfungen, und man erwartet von Hardts Kunst, daß sie die Momente des ersten Lichtwerdens und Entdeckens stets frisch aus sich gebiert — jenen Plag, den man dem Dichter selbst abverlangt. — Für den 12. November kündigt H a r d t einen Heine-Abend an. An. Ku.

Hahnenkampf

Von Heinrich Lautensack

Der Komödie schier völlig umgearbeitete erste Szene

Personen:

- Die alte Wahn vom Kupferhammer
- Innocentia
- Der Apotheker

(Wohnzimmer im Kupferhammer. Ein wenig eigen eingerichtet. Eine Ofenbank und eine Chaiselongue. Unterm Christusbild zwei japanische Fächer und davor eine rote Papierlaterne. Auf einem modernen Damenschreibtisch eine alte Handnämaschine und ein paar halbgenähte Bettlissenüberzüge. Auf einem runden Tisch ein großer Spiegel, dem einige Romanbände, Gebetbücher und wohl auch eine Heilige Schrift als allernotwendigste Stütze dienen; dazu zwei Brennscheren, ein Spiritusbrenner, ein Kamm, Haaröl, und eine Haarbürste. Im Hintergrund neben der Tür, die von der Küche hereinführt, an der Wand ein Weihwasserkeßel. Rechts zwei Fenster; nischenförmig. Links eine weitere Tür; geschloßen. Samstag nachmittag.)

(Innocentia sitzt halbentkleidet vor dem Spiegel; unbeweglich.)
Wahn (in der Küche): Wo bist denn wieder? (Keine Antwort.)
 Innozenz! (Tritt ein.) Wo bist ...
Innocentia (antwortet jetzt erst): Im Wohnzimmer ...
Wahn (nach einer Weile): Im Wohnzimmer! Vorn Spiegel! Stundenlang! (Versteckt.) Was siehst denn im Spiegel?
Innocentia (ahnungslos): Was ich da ... was ich da drin ... (Vergißt ganz zu antworten). Der Apotheker wird gleich kommen.
Wahn: Der Apotheker? Wieder versteckt.) Und das siehst du im Spiegel?
Innocentia (immer noch ahnungslos, weil ganz wo anders.) Ja ... das ... ja ... (Begreift jetzt erst. Fährt auf. Unterdrückter Schrei): Was? (Geärgert: Ausscheltend): Mit deinen ewigen Fragen! Alte ... Hehl! Will sich verteidigen.) Was ich im Spiegel seh?
Wahn (fällt ein): Den Apotheker? Und daß er kommt?
Innocentia (wütend): Du ... Kupferhammerhehl! (Ruhiger) ... Als ob hier im Haus Geister ... (Wieder wütend): Du hast das Haus erst zum wahren Geisterhaus gemacht!
Wahn: Ich?
Innocentia: Ja ... du! Was umgehn soll drinn ...
Wahn: Ich?
Innocentia: Du gehst drinn um! Da herinn! Sonst niemand.
Wahn: Ich also?
Innocentia (fast schreiend): Ja!
Wahn (nach einer Weile und nachdem sie sich das Folgende ausgedacht hat): Das hat dir wieder einmal dein Apotheker so einge-redet.
Innocentia (lügend, um sie zu ärgern): „Rein“ Apotheker? Rein, „Dein“ Schandarm! Dein Biakindl! Dei' Doan!

Wahn: Der? Das ist g'wiß nicht wahr Der? Der mag mich. Aber... (Sie kommt auf das frühere zurück): Das hat dir wieder einmal dein Apotheker so einge-redet. Kupferhammergeist? Ich die Hez vom Kupferhammer? (Sie lacht. Dann giftig): Da sind noch andre Geister, Innozenz... mei liabe Innozenz. Mit Bärten! Und der eine trägt gar Augengläser!

Innocentia (späterlich): Wer?
Wahn: Dein Herr Schullehrer!
Innocentia: Der? (Gespannt): Die? Die meinst du mit den Geschwistern.
Wahn: Der andere Geist ist ... dein Herr Feuerwehrhauptmann! Der dritte ist dein Herr Braumeister, der Sau-saus der! Der viert dein Herr Kommandant, ein geheirateter Mann! Der fünft dein Herr Apotheker, der wo gleich kommt! Und der sechft ... der sechft? Grad schad um ihn, daß man ihn mit den andern zusammen in einem Atemzug nennt: der sechft? ... der Schandarm.
Innocentia (steht auf).
Wahn: Die Geister, die gehn um! Deine Liebhaber! Das „Kom-miteh“! Und... Und das sind Geister! Die sechse ... und du dazu. Denn ... das geht doch nimmehr mit rechten Dingen ..
Innocentia (schreit): Wahn!
Wahn (böse): Gut, gut... alsdann keine Geister. Aber dann wenigstens ist das Haus ein ... merkwürdiges Hotel! Ein merkwürdig's Hotel ... mit nur einem Bett ... beim Federbett ... das meinige ist Stroh ... (Sie macht sich davon. Zurück nach der Küche.)
Innocentia (steht grad so unbeweglich wie sie vordem saß.)
 Nach etlicher Zeit:)
Wahn (kommt wieder herein. Und macht sich erst irgendwo zu schaffen.)
Innocentia (merkt nichts).
Wahn (zieht dann unter der Chaiselongue einen Pappdeckel hervor, ziemlich großen Formats, welcher schön eingekranzelt ist und -- so wie ein christlicher Haussegen -- mit einer bunten Schrift darauf. Denselbigen Pappdeckel staubt sie umständlich ab und hängt ihn zuletzt, vermittelt einer langen Besenstange, über die Schlafzimmertür.)
Innocentia (wird dadurch, daß der Pappdeckel das erste Mal nicht hängen bleiben will und herunterfällt, auf die Praktik Wabns endlich aufmerksam.) Was hängst denn den alten ... Hutschachteldeckel da auf?
Wahn: „Alten Hutschachteldeckel“? Na, das aber wenn der Apotheker jetzt gehört hätt!
Innocentia: Was hängst's denn jetzt mit einmal wieder auf?
Wahn: Na, wenn's doch der Wahlpruch ist vom Herrn Apotheker -- und wenn er doch jetzt gleich kommt! -- (Ohne zu lesen, sie kann übrigens garnicht lesen, bissig): „Hier .. darf .. ich .. Mensch .. sein!“ Der Herr Apotheker muas's doch ständig drauf vor Augen hab'n, damit er's net vergißt, zu was er überhaupt herkommt!
Innocentia: Tu's wieder runter!
Wahn (so recht trocken): Hängt schon! (Mit dem Besen auf ein neues nach der Küche ab.)
 (Wieder vergeht eine Weile.)
Innocentia (plötzlich energisch bis nach der Küchentür gehend. Wird hinausprechend): Aber Wahn, das sag' ich dir, Wahn, paß auf: Auf den Schlich, wenn ich dir komm, daß du dem nötigen Schandarm hinter meinem Rücken auch noch heimlich Geld zu-steckst -- ja! Geld! --
Wahn (erscheint in der Küchentür): Jetzt hab' ich grad' glaubt, auf weiß Gott was für einer Schandtät ich ertappt werden soll ... (sich verteidigend) Dabei hast du mir die ersten Mal, wie er nachspionieren kommen is, der Schandarm -- hast du mir selber g'lagt daß ich ihn ein etliches Mal abschmieren soll mit Geld --
Innocentia (immer wilder): Wie er nachspionieren kommen is? ganz recht, aber ist das nicht ein ganz kleiner Unterschied zwischen damals und jetzt? Was??
Wahn (unverschämt, noch mehr hereintretend): So gar so groß ist der Unterschied eigentlich nicht. Denn die fünf, die ihrer schon war'n, sind höchstens nur noch um einen einzigen mehrer wor'n --
Innocentia (schreiend): Du hast mir'n Juagschanzt, den Schandarm!! -- Plötzlich ruhiger und schler singend im Ton): Und ich leids einfach nimmer, daß du ihm Geld gibst --
Wahn (vernichtend): Weil du ihm sowieso schon hinten 'nein steckst, was vorn nimmer reingeht. -- Jetzt aber, das hätt ich doch net glaubt, daß du sogar auf mich altes Weiberleut noch ... eifersüchtig werden könntst!! (Wieder ab.)
 (ganz kleine Weile):

Babu (kommt ein viertes Mal. Ueberaus bissig anmeldend): Der Herr Apotheker.

Innocentia (geht einen Schritt auf sie zu).

Babu (brüdt sich): Ich geh schon. (Ab.)

Apotheker (begegnet der Abgehenden in der Küche. Tritt ein. Die Küchentür wird hinter ihm geschlossen. Er ist im Jagdanzug. Mit Gewehr, das er in eine Ecke stellt. Er grüßt garnicht, geht lange umher, ganz bleich).

Innocentia — (ebenfalls stumm).

(Große Pause).

Apotheker: Ich denk, du bist lang fertig anzog'n, wenn ich komm —

Innocentia: Das ist mir aber was Neues! — Wann hab ich denn schon einmal „lang fertig anzogn“ sein müssen, wenn du gekommen bist? Wächstest du mir das nicht sagen? — Was .. was heißt denn das überhaupt?? — aber gut, gut: so werd ich mich jetzt eben anzieh'n. Damit daß ich nur ja lang genug ehvor angezogen bin. (Macht Keine, nach links abzugehen).

Apotheker (aufstampfend): Na also — es hat ja noch Zeit!

(Pause).

Innocentia: Was ... ist dir? Was ... hast du denn?

Apotheker (antwortet nicht).

Innocentia: Grad hab ich mich — wieder einmal — über die Babu schauerhaft gisten müssen.

Apotheker (antwortet nicht).

Innocentia (Da auch diese ihre Appellation an sein Mitleid nichts verschlug — es noch aus einem andern Ton versuchend: lockend): Siehst übrigens nicht, was ich dir heut in aller Früh schon — wie ich noch lang im Bett glegen bin — über der Tür hab aufgehängen lassen?

Apotheker (vermag nur schmerzhaft aufzulachen über die Fronte, daß ausgerechnet heute wieder einmal der solche „Wahl-spruch“ über der Tür hängt. — Und steht absichtlich nicht nach dem Pappendeckel hin und antwortet auch diesmal nicht, sondern lacht eben nur schmerzhaft).

Innocentia: Ober — — oder soll ich den meinigen Spruch auf-sagen: dein Spottgedicht, was du auf die andern gmacht hast?

Apotheker (schier peinlich berührt): Sei so gut und laß das.

Innocentia: Wenn dus aber doch eigens für mich gmacht hast — auf die andern—?

Apotheker: Ich will nicht.

Innocentia: „Da Firngibi, da Braumoasta, da Kommandant und da Lehra, dö vier mitanand, meil dös sand so Berehral Wenns dö viere bloß wärn, diese vier ganz allein, alsdann müßt ich noch heute ein Jungfräulein sein —“ (Sie will ihn bei den letzten Worten an sich ziehen).

Apotheker (widersteht ihr): Ja, ja, ja: „Wenns dö viere bloß wärn, diese vier ganz allein —“

Innocentia (fährt fort zu zittern): „Denn beim Firngibi, da brennts im Oberstübl, und da Braumoasta hat koane Lebens-goasta — (Etwas den Marktschreierton imitierend). Aber das, meine Herrschaften, war mir der verwässerte Lezt. Wenn Sie den unverfälschten hören wollen, so treten Sie bitte ein ins Extrakabinett —“

Apotheker: „— wenns dö viere blos wär'n“ — — so ist da aber noch ein fünfter da!

Innocentia: Na ja: du, Franz!

Apotheker (lacht so ähnlich wie vorhin).

Innocentia: Na, bist vielleicht du nicht da?

Apotheker: Für den, den ich mit dem fünften mein, für den ... bin ich wirklich nicht da! Für den bin ich ... Lust! Für den sind wir alle miteinander: der Firngibi, der Braumelster, der Lehrer und ich — einfach Lust! Raum daß er seinen Vorgesetzten, den Kommandanten, grüßt —

— aber was soll ich mich da lang noch erelfern? (Ganz offiziell): Du kommst nachher — heut auf den Abend — ins Gasthaus zum Stemplinger hin?

Innocentia: Ja. — Und ich hab sogar fest glaubt, daß du mich hinbringen wirst.

Apotheker: Ganz recht, ich bring dich hin —

(Wieder sehr offiziell): Aber nur, weil da die andern vier auch da sein werden, und wir alle fünf dir dann etwas zu sagen haben werden, was du getreulich an denjenigen ausrichten müßt, der dich vom Stemplinger dann wieder nach dem Kupferhammer hieher zurückbegleitet.

Innocentia (scharf): Wer begleitet mich denn vom Stemplinger dann wieder nach dem Kupferhammer hierher zurück — wer denn??

Apotheker: Der, mit dem du schon öfters solche solche Mond-scheinpromenaden gemacht hast! Der, für den vier von uns

einfach Lust sind und für den unser Kommandant gewiß ebenfalls längst schon Lust wär, wenn der nicht — glücklicherweise — immer noch ein wenig sein Vorgesetzter wär —

(Fast schreiend): Ein für allemal: die Geschicht mit dem Schandarm muß ein End' hab'n!

Innocentia: Die ... Mondscheinpromenaden?

Apotheker: Vielleicht haben wir Beweise, daß es zwischen euch zweiten nicht bei bloßen Mondscheinpromenaden geblieben ist — — oder aber wir verzichten auf die Beweisführung, indem die Sache doch so klar ist wie der lichte Tag! — Jedenfalls kann ich dir eben garantieren, daß die Geschichte mit dem Schandarm ein Ende nimmt — und zwar heut Abend noch ein Ende nimmt. (Noch einmal furchtbar offiziell): Wir alle fünf stellen dich heut abend einfach vor die Entscheidung —

Ich hab die Stimmen von uns allen fünf —

Innocentia: Also ... (schwer atmend) Also ... 's Messer auf die Brust setzen wollts ihr mir??

Apotheker: Weil er uns 's Messer auf die Brust setzt —

Innocentia: Wieso??

Apotheker: Er schneid' uns bereits! Er grüßt uns schon immer! Auf offenem Markt! In der Doffentlichkeit! — Ist das nicht grad schon genug für'n Anfang? — Dabel ist der Kerl kaum ein Vierteljahr hier! — Und das ist doch der verwundbarste Punkt bei ein'm Mann: seine Ehr'! seine Ehr'! — Meine Ehr' ist mein alles!!

(Deutlich auf Innozenz gemünzt). Was der für einen verborgenen Rückhalt haben muß, daß er sich ein derartiges uns gegenüber herausnehmen kann —! (Geht hin und her).

Innocentia: Jetzt will ich dir aber mal was sagen, Franz ... daß ihr übrigens alle fünf selber noch nicht drauf gekommen seid: Wenn der Schandarm wahrhaftig so zu seinem eigenen Vorgesetzten ist wie du sagst, dann braucht der Kommandant als Vorgesetzter doch nur einen Wink geben und der Schandarm wird verfehrt —

Apotheker (sieht sie einen Augenblick starr an und dann unterlaufen ihm die Augen quasi mit Blut, so sehr bricht er aus). Kreuzhimmelherrgottsfakrament! das ist es ja eben, daß du dich mit dem Kerl eingelassen hast! Dadurch will er festen Fuß fassen bei uns, der — der Strafverfehrt! Will uns in Gewalt kriegen! Und hat uns eigentlich schon lang in Gewalt! Wies heute ist, kann der Kommandant garnicht mehr darum einkommen daß der Schandarm auf ein Neues verfehrt wird — denn —

(Das Folgende sagt er, als ob er sich nicht laut zu sagen getraute). Denn — das müßt du doch selber sagen —: Können wir ihm was beweisen? Nein aber er uns!

Innocentia: Soweit ist's doch garnicht!

Apotheker: Soweit kommts!

Innocentia: Soweit kommts auch garnicht! Ich kenn ihn besser —

Apotheker (nimmt das letztere Wort als ein Geständnis auf): Du kennst ihn — „besser“ —

Innocentia: Ja! — Und aber wenns wirklich so weit kommen könnt, dann wärs nur dadurch, daß ich ihn jetzt aufgeben tät —

Apotheker: (stiert sie an).

(Pause).

Innocentia (red't sich erst selber in ein Bild möglicher Ungerechtigkeit, so man ihr antun könnte, hinein): Uebrigens — also — du führst mich heut hin? Und die andern vier — was? — die sitzen schon da? Hinter ein'm Tisch — wie auf'm Gericht? — Bist vielleicht erst schon beim Stemplinger g'wesen und hast ihm g'nau angebn, wie er's stellen soll, die Tisch? — Und hast vielleicht gar schon an Fünferstrich mitbracht und führst mi' „kaufts Rabi“ — (Sie macht die Geberde des Gefesseltseins) — durch ganz Hausenberg??

Paß auf — also geh ich heut durch'n Markt! also: — (wieder die Geberde des Gefesseltseins) — unter'm Schürz'l — bis zur „Anklagebank“ —

(Jetzt sagt sie's ihm). Fünfe gegen einen! — Und dabei trauchs ihr euch, den einen noch gar nicht herzugitler'n! Sondern laßt's euere Feigheit an mir aus!

Apotheker: Feigheit?

Innocentia: Jawohl! — Daß ihr fünf miteinander mich vor die Entscheidung stellt, das ist Feigheit! — Tritt du doch frei 'naus auf'n Markt, wennst'n Mann bist, und bleib da

stehn, bis der Schandarm vorübergeht — und wenn er dich wieder nicht grüßt, dann schlag ihm seine Diensthaub'n vom Schädel —

Apotheker (ist schier entsetzt über solches Anfinnen. Und in einem gewissen Sinn beschämt zugleich).

Innocentia: Wer ist denn der einzige von euch allen, der was eine wirkliche Schmeiß hat? Einzig der Schandarm! Der nimmts mit euch fünf auf — in aller Oeffentlichkeit — indem er euch einfach nimmer grüßt!

Apotheker (bezwingt sich vorerst und kommt erst mählich wieder in gelinde Raserei): Ich hab dich ausreden lassen, Innocenz ... und wenn du noch mehreres derartiges auf dem Herzen hast — weiter, weiter — red dich immerzu aus ... (bleibt vor ihr stehn) Ja aber, will dir denn das garnicht hinein in dein'n Kopf, daß das gerade das Erpresserische von ihm ist?! — Er fordert uns in aller Oeffentlichkeit heraus, er als einer gegen fünf, weil er dadurch nicht nur fünfmal in der Vorhand ist — sondern zehnfach und hundertfach! Er ist nur eine einzle Person, wir aber stellen einen ziemlichen Teil von einer Gesamtheit dar! Wenn er einen von uns nur halbwegs trifft, hat er weit mehr als uns alle fünf getroffen!! — Und weil er das genau so gut weiß wie ich, deswegen nimmt er sich alles Mögliche heraus —

(Er wird in einem neuen Wutausbruch womöglich noch plastischer als sie mit den gefesselten Händen vorhin). Da oben höchst auf einer haushohen Leiter — siehst? — ein verzweifletes Knäuel von fünf Menschen ... einer an den andern sich antrallend. Und unten am Fuß von der Leiter steht dein Herr Schandarm und braucht nur mit dem Knie'n bissel dagegendrücken, dann fall'n wir allesamt übereinander haufen —

Innocentia (bittend): Franz —

Apotheker: Aber wie soll auch der wahre Sachverhalt in so ein verlebtes Weibergehirn eingehn —

Innocentia (noch mehr bittend): Franz —

Apotheker: Du natürlich bist höchstens imstand, mir auch noch jede persönliche Schmeiß abzusprechen —

Innocentia (Sie kann immer noch schöner): Franz —

Apotheker (Unerbittlich sein wollend — auch gegen sich selber): Der Teufel ist dein Franz, in einer solchen barbarischen Zwidmühle wie wir uns befinden —

Innocentia (hauchend): Franz —

Apotheker (bleibt mit einem Mal stehn. Ungeheuer brüst): Was willst denn?! —

Innocentia (wieder nur bittend): Fahr mich doch nicht gar so sehr an, Franz —

Apotheker (geht mit einem Mal zu ihr hin).

Innocentia (zieht ihn zu sich auf die Chaiselongue nieder).

Apotheker (umarmt sie noch leidenschaftlicher).

Innocentia: So, und jetzt woll'n wir die ganze Sache noch einmal ganz vernünftig besprechen.

Apotheker (umarmt sie noch leidenschaftlicher).

Innocentia: In jeder Sache, weißt, gibts einen Ausweg.

Apotheker (wühlt sich schier in sie ein.)

Innocentia (plötzlich): Nicht, Franz —

Apotheker (wie ein kleiner Junge): Warum?

Innocentia (hat sich von ihm befreit): Hier nicht. (Während sie die Tür links öffnet). Die alte Hög Die Wabn. (Im Abgeh'n, was aber mehr ein Sich-hineindrehn zu dieser linken Tür ist, und wobei ihr der Apotheker wie ein Hundchen folgt.) Und vielleicht täuschst du dich auch, und das vorhin mit der haushohen Leiter war doch übertrieb'n, und es ist alles in allem nur also: Indem er euch nichts Schlimmers antun kann, will er euch wenigstens dasjenige antun, daß er euch eben nicht grüßt. — (Diese Worte bereits von drinnen) Er kann sich vielleicht rein nicht mehr fassen vor Wut und besonders Reiz — und so weiß er gar nicht, was er euch antun sollt. — (Da wird die Tür geschlossen.)

(Nach einer Weile.)

Wabn (kommt Späht. Murrend.): Und schaut auch grad so weiß aus, wie ein Geist. (Sie besprengt das Zimmer mit Weihwasser aus dem Kessel. Zuletzt die Tür links. Zu allerletzt aber den Pappendeckel über der Tür. Seufzt. Ab.)

(Nur noch eine kleine Weile.)

(Dann kommt)

Apotheker (von links wieder heraus. Und — einem jedem würde es gleichfalls so ergehen — er muß nun — ob er will oder nicht — den Blick hinauf zu seiner Kalvarienstätte tun. Der Schrift da oben eine Ormasse schneidend): Ja, bleib mich nur an, dul (Da aber geht er mit einem Mal näher — geht nah. Stellt sich auf die Zehenspitzen. Ruft): Innocenz. (Sucht nach einem

Stuhl, da erscheint ihm sein Gewehr dazu besser — und praktiziert den Pappendeckel mittelst des Gewehrlaufs so ähnlich herunter, wie die Wabn mit Hilfe des Besenstils zuvor hinauf. Pacts an, das Ding, und da zerbricht's ihm fast unter seinen Händen.) — — — — —

(Er steht ratlos. Dann leucht

Er): Innocenz!! Wabn!!

(Erst die Wabn erscheint.)

(Dann) Innocentia (desgleichen).

Apotheker: Der Herr Schandarm geht nicht bloß aus und ein hier, sondern er erlaubt sich auch — auf rechte Kommissarshandmanier — sich an den Wänden zu verewigen!

Innocentia: Ja, was ist denn?

Apotheker: Eine Parodie!! Oder — nein — schlimmer noch: ein Pamphlet!! — Die ... Bubenhand!!!

Innocentia: Ja ... aber was denn?

Apotheker: „Hier darf ich Mensch sein.“ (Das liest er — scheu — nur mit halber Betonung. Dann aber womöglich noch scheuer) schreibt er nur mit Bleistift — haardünn! — zwischen „ich“ und „Mensch“ ein „beim“ hinein: — „Hier darf ich beim —“

Innocentia (liest ebenfalls): „Hier darf ich beim Mensch —“

Apotheker (wird rasend geschäftig. Wie ein Bub, der nicht schnell genug zum Verpehen kommen kann). Papier! — Einwickeln! — Das nehm ich mit! (Läuft nach der Küche.)

Innocentia (zu Wabn. Aber nicht natterngleich zischend etwa. Sondern eher wie aus einem Traum erwachend, von dem man nicht weiß, ist es der soeben links drinnen gehabte Liebestraum oder ist es wegen des Pappendeckels und der darauf angebrachten Korrektur) ... Hab ich dir's net hundertmal g'sagt, Wabn: du sollst es hinterher sofort immer wieder runtertun — — —?!

(Vorhang.)

Leon Deubel

Leon Deubel! Wer kennt im lieben Deutschland den Namen dieses französischen Lyrikers? Man findet ihn nicht in Karl Henckells „Weltkritik“ (ein Lebenskreis in Nachdichtungen, Verlag „die Bese“, München), und das ist sehr schade, denn gerade dieser junge Lyriker, das Haupt des Stammtisches der Pariser Closerie des Atlas, würde noch einen ganz eigenen Ton in dieses von mir viel bewunderte Buch gebracht haben, der es noch reicher und tiefer gemacht hätte. Und das ist auch schon so etwas wie eine Antwort auf die mir des öfteren vorgehaltene Frage, wieso ich als deutscher Verleger, dessen bisherige Editionen deutscher Sprache schon gewißlich garnicht oder recht langsam Käufer fanden, nun noch auf die Idee käme, einen unbekanntten Franzosen, dazu außerdem Verse, auf holländisch Blüten zu drucken und für ganze dreißig Pfennig dem pp. Publikum anzubieten.

Als man mich neulich in Paris fragte, wer denn so von den jüngsten Franzosen im literarischen Berlin bekannt oder doch genannt würde, fiel mir aus dem „Zeitgeist“ oder dem „Literarischen Echo“ der Name Henri Guilbeaux ein, von dem ich eine gute Uebertragung von Dehmels „Arbeitsmann“ gelesen hatte. Ich merkte sogleich, daß ich mit der Nennung dieses Namens arg anstieß, und daß man anfing, erheblich mißtrauisch gegen meinen künstlerischen Geschmack zu werden. Und man klärte mich also auf: Guilbeaux sei ein lebenswürdiger versessener Dilettant, der lediglich durch Freundschaft mit dem Pariser Korrespondenten des „Berliner Tageblatts für Deutschland in Scene gesetzt sei. Ob man denn dagegen garnichts von Léon Deubel wisse? Ebendieselbe Frage warf man mir auch in verschiedenen anderen literarischen Kreisen vor, mit denen ich später in Berührung kam. Ich las eines Augustmorgens — unter Oleanderblüten ballte sich schon wieder die metallische Glut dieser unvergeßlichen Tage — im Luxembourg-Park Verse von Léon Deubel, die mich lehzend machten nach einem Wehr. Freunde wiesen mich auf die ganz außerordentlich guten Besprechungen hin, die, mochten sie aus noch so verschiedenen Lagern kommen, alle denselben begeisterten und bewundernden Ton hatten. Schon 1901 schrieb „Le Bessrol“: „Si je cr. yais à la métempsychose, j' inclinerais à croire que l'âme douloureuse de Verlaine habit: à cette heure le corps d' Léon Deubel. Il s' est libéré de Verlaine, tout en conservant l' état d' esprit verlainien. C'est dire qu'il est mélancolique à outrance, «a.urnin et fatal, obsédé par le souvenir des croyances qui ne veulent pas mourir. Il a comme lui désormais la dilection des petits vers brefs et des poèmes ténus, faits d' un soupir ou d' un sanglot, de ne rien comprendre à l' existence.“ Und weiter 1906 „Nouvelle Revue d' Egypte“:

„L'oeuvre de Deubel restera comme sont restés „Les Médailles d'Argiles“ d'Henri de Regnier ou la „Chanson des Hommes“ de Maurice Magre.“ Und schließlich von den etwa sechzig Rezensionen nur noch das Urteil Roger Frène's in „La Rénovation“ (1909): „Un poème de Léon Deubel me semble tendu comme un arc; il prend continuellement je ne sais quelle courbe volontaire et recèle une puissance obtenue sans effort. L'oeuvre de ce poète s'accroît; depuis ses commencements, la forme en reste ramassée, réduite, énergique. D'expression résolument moderne, sans nul compromis avec l'art fluide et nombreux des romantiques, elle résonne ici comme d'un accent wagnérien, et là, compose avec l'étroite mosaïque verbale du parnasse quelques gestes exquis ou superbes, toujours symboliques.“

Die drei bisherigen lyrischen Sammlungen Léon Deubels sind vergriffen. In Frankreichs ersten Reuen begegnet man immer wieder dem Namen Deubel, ohne daß sich der Dichter bisher zur Herausgabe eines neuen Buches entschließen konnte. Man rühmt in erster Linie seine Selbstzucht und Selbstkritik.

Es war mir eine große Freude, als ich den Dichter dann durch Zufall auch persönlich kennen lernte. Man fühlte sofort, das war ein „Kerl“. Wir sprachen anlässlich des hundertsten Geburtstages von Théophile Gautier über den Einfluß der deutschen Romantiker auf die Franzosen. Deubel unterschied mit bewunderungswürdiger Kenntnis zwischen Kavalis und Lied, besonders über letzteren brachte er in den wenigen Minuten so viele neue Ansichten, daß ich ihm ehrlich begeistert die Hand reichte. Meinem Plane, einen seiner noch unveröffentlichten Epiklen im Original zuerst in Deutschland erscheinen zu lassen, entsprach er wenige Wochen später mit „Ailleurs“, das nun soeben als neunzehntes meiner lyrischen Flugblätter ausgegeben wird. Nun mag man darüber das kritische Messer wehen. Ich verweise noch darauf, daß Erna Heinemann-Grautoff eben eine Anthologie junger französischer Lyriker in guten Nachdichtungen herausgibt, in der Deubel etwa mit einem halben Duzend Gedichten vertreten ist.

Alfred Richard Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

Literarische Neuererscheinungen

Jacob Wassermann, Der Moloch. Roman. Neubearbeitete Ausgabe. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Der „Moloch“ Wassermanns ist einer der größten Versuche des neueren deutschen Romans, die Totalität unseres Lebens im Kunstwert zu gestalten. In dieser Hinsicht und in der Größe des Willens ist das Buch nur mit den Romanen der großen Russen zu vergleichen. Der Inhalt —: ein junger Mensch, den der Zwang einer rein geborenen und rein erhaltenen Natur der Idee der Gerechtigkeit dienstbar macht, gerät im Verfolg seiner Absichten in die Stadt; sie ist der Moloch, mit der Macht, das natürlich stiltliche Gefühl des Menschen zu verwirren und seine Kraft zu zersplittern; an ihr hat der Held sich zu erweisen, und an ihr unterliegt er — dieser Inhalt mit allen seinen kulturellen und sozialen Ausbuchtungen hat in der neuen Fassung eine viel straffere Organisation und damit eine erhöhte Wirksamkeit gewonnen. Wassermanns „Moloch“ steht in der ersten Reihe der neueren Kulturromane.

Friedrich Naumann, 'Freiheitskämpfe' (Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg). Preis br. Mk. 3,—, geb. Mk. 4.—.

Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß sich der Stoff unter seiner Feder nicht zu bloßen Allgemeinheiten verflüchtigt — da ist alles mit Anschauung, geschichtlicher Kenntnis, psychologischen Scharfsinn gefüllt. Aber die Wirkung dieser Aufsätze — gleichgiltig ob sie die Teilnahme des Liberalismus an der Reichsgründung beschreiben oder den kulturpolitischen Hintergrund der Freiheitsidee in feinsinnigen und hinreißenden Gedankengängen darlegen, geht doch tiefer als die übliche Agitationsliteratur. Scharf und rücksichtslos wird Rechenschaft gefordert vor der geschichtlichen Verantwortung. Das Buch hat sprachlich prachtvolle Partien — es heißt „Freiheitskämpfe“, weil fast durch alle Teile das Ringen der Freiheitsidee in der Gestaltung unsres staatlichen, wirtschaftlichen, kulturellen Lebens verfolgt wird. Sieg und Niederlage wechseln, doch geht ein optimistischer Hauch durch diese Sammlung, der viele beleben möge. Auch wer mit Naumann nicht einer politischen Anschauung ist, wird in diesem Buche den ehrlichen Kämpfer für eine Idee erneut schätzen lernen. E. B.

Inhalt der vorigen Nummer: Ist die Sozialdemokratie revolutionär? Von Franz Wemferr. / Im Joch des Militarismus. / Sabotage. Von Alexander War. / Glossen. / Georg Polemischer (G. B.). / Lebemanns Traum. Von Arthur Drey. / Victor Hadwiger †. / Der Flüchtling aus dem verschwundenen Garten. Von Ernst Stadler. / Die intellektuelle Bewegung des 18. Jahrhunderts. Von Peter Krapottin. Dies Mädchen . . . Von Peter Scher. / Theater. Von Dr. Anselm Kuest. / Häuser werden eingerissen. Von Max Brod. / Totenklage. Von Victor Hadwiger. / Ein Brief an den Herausgeber. / Heimlehr. Von August Strindberg. / Der alte Kuffschuß. Von Wynoma. Notiz; nachts. Von Ferdinand Hardekopf. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Arthur Schnitzler. Das weiße Band. Tragikomödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Grete Meisel-Hess. Die Intellektuellen. Roman. (Verlag Osterheib & Co., Berlin W. 15.)

Franz Wedekind. Felly und Galathea. Fragment. (A. R. Meyer, Verlag, Berlin-Wilmersdorf.) 20. Flugschrift des Verlages. Preis 30 Pfg.

Die Dreifaltigkeit des Mischylos. Deutsch von Karl Vollmoeller. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 1.—.

Staatsbürgerliche Flugchriften. Herausgeber Dr. H. Dorn. Martin Kade: Mehr Idealismus in der Politik. Ed. Bernstein: Von der Seite zur Partei. Emil Feiden: Landeskirche oder freie Gemeinde. G. Hildebrand: Sozialist. Auslandspolitik. Heinz Potthoff: Soziale Rechte und Pflichten (Bd. Mk. 1.—). Erscheinen im Verlage Eugen Diederichs, Jena.

Hans Ludwig Hess. Buddha. Sein Evangelium und dessen Auslegung. (Hans Sachs-Verlag, München.)

Zeitschriftenschau

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. (Verlag von Gebr. Paetel, Berlin.) Das Oktoberheft enthält: Ernst Jahn: Das Leben der Salome Jeller (Erzählung); Lina Frey: Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer; Charl. Vady: Blennerhassett. Tzu Hsi, Kaiserin-Regentin von China; B. Vikmann: Briefe von Ernst Wildenbruch; E. Raschdau: Bismarck als Leiter der politischen Abteilung u. a. Das Monatsheft kostet Mk. 2.50.

Pan, Halbmonatszeitschrift, begründet von Paul Cassirer, geleitet von Alfred Kerr, bringt in der neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Retternich und Cyrenaica. — Herbert Eulenberg: Das Märchen von Ulla. — Ludwig Gurtt: Stillsetzung eines Richters. — Max Brod: Kommentar zu Robert Walser. — Victor Hadwiger. Von Anselm Kuest, u. a.

Der „Pan“ erscheint am 1. und 16. eines jeden Monats und kostet: 50 Pfg. die Nummer, Probenummer gratis. Paul Cassirer, Verlag, Berlin W. 10.

Rain. Zeitschrift für Menschlichkeit. Herausgeber: Erich Mühsam (Rain-Verlag, München). Heft 7 enthält: August Bebel †; Tagebuch aus dem Gefängnis; Münchener Theater; Kiew; Mainz u. a. Preis 30 Pfg.

Georg Zepler, ein verkannter Humorist

Bei E. Pierson, Dresden, dessen Verlagswerte, geschrieben auf Kosten des Verstands, gedruckt auf Kosten der „Dichter“, sich weitester Nichtbeachtung erfreuen, hat auch der Zeitgenosse Dr. Georg Zepler einen Haufen „Lyrik“ erscheinen lassen. Diese Werke „Rückblende und Stimmungen im Herbst“ und „Stimmung im Herbst (Neue Folge)“ (1906) scheinen uns so köstlich, daß wir ihnen in der nächsten Nummer eine Würdigung zuteil werden lassen wollen. Wir sind überzeugt, einen ungewollten Humoristen entdeckt zu haben, der Mathias Weber weit überragt. Gedichte wie „Gesegnet sei die Bombe“, „Der Fuß“ usw. werden Nachsalben auslösen.

Vortrag von Grete Meisel-Hess 12. November, abends 8 Uhr, Singakademie Am Festungsgraben 2 :: (Kastanienwäldchen) „Für und wider die Ehe“ Karten ab 30. Oktober bei A. Wertheim (Leipziger u. Kantstr.) Bote & Bock (Tauenzienstr. und Leipziger) á 3, 2 und 1 Mark.

Die Aktion

NR

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 36. * 23. Oktober.

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Rastawitzstraße 17, zu senden. :: :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6942. :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mit. 1. — vierteljährl. (erst. Bestellhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf) :: :: ::
Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: :: ::
Inserate: Anfragen erbitten wir an den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::

Inhalt: Das politische Schauspielhaus. Von Franz Pfemfert. / Persönliche Religion. Von Pastor Emil Fedden. / Zum Problem der Erziehung. Von Prof. Dr. Ludwig Gurkitt. / Glossen. / Die geistige Mittellosgkeit. / Der Seher. Von Arthur Drey. / Kouffaus Denkwürdigkeiten. Von Peter Sturz. / Galathea. Von Frank Webelind. / Richard Dehmel. Von Dr. Anselm Kuest. / Welche Blätter fallen. . . Von Erich Mühsam. / Braunschweiger Tagebuch. Von Heinrich Eduard Jacob. / Jurypreie Kunstschau. Von Arthur Segal. / Die große und die kleine Welt. Von Max Brod. / Hilma Schlüter. Von Max Jungnickel. / Die alte Witwe. Von Wynona. / Literarische Neuererscheinungen. / Ueber Georg Zepplers Lyrik. Von F. E. Jacob. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau.

Das politische Schauspielhaus

Wir haben eine sogenannte konstitutionelle Regierungsform, gemildert durch Ferien.

Eben sind diese Ferien, die zwei Drittel des Jahres in Anspruch nehmen, auf einige Tage unterbrochen worden. Der Reichstag ist zusammengetreten. Er wird einige bedeutende Belanglosigkeiten unter munteren Reden erledigen, man wird die herrschende Teuerung benutzen, einige Wahreden zum Fenster hinaus zu halten und man wird sich dann wieder zu der wichtigsten Handlung aufraffen, die ein M. d. R. kennt: man wird sich wieder einige Zeit verschlafen. Man spricht von zehn Tagen. Aber auch wenn diese Hilfsferien sich auf zehn Wochen ausdehnen würden, wär's nicht so schlimm. Wir haben uns so schön daran gewöhnt, den Reichstag als Vergnügungsetablisement zu betrachten, daß wir seine Ferien wie die eines jeden anderen Theaters bewerten. Wenn Schumann und Busch ihre Pforten schließen, packt auch der deutsche Volksvertreter seine gehaltenen und ungehaltenen Reden zusammen und verläßt Berlin. Der deutsche Normalbürger findet sich damit ab. Er ist gewöhnt, sein Parlament als machtlose Institution, als Maste des Absolutismus anzusehen. Er weiß, daß die Reden seiner Vertreter auf die Laten der Regierung ohne ernststen Einfluß sind, er vermischt das Parlament nicht und wundert sich im Winter, wenn es wieder zusammentritt, daß es überhaupt noch existiert. Ob sich während der Ferien die wichtigsten politischen Ereignisse abspielen, ob Lebensinteressen des Volkes gefährdet sind: Unser parlamentarisches Trugbild umgauelt uns vier Monate, in der übrigen Zeit werden wir ehrlich absolutistisch regiert.

Unsere Regierung bedarf garnicht des Januschauer Weisheit. Sie braucht die Volksvertreter nicht erst auseinanderzujagen. Sie ruft den Reichstag nur zusammen, wenn er ihr nicht unbequem ist. Wenn es heißt, für bereits gemachte Ausgaben die formelle Zustimmung zu erhalten. Ueberhaupt wenn man Geld braucht. Im übrigen regieren uns Land- und Regierungsräte nach Herzenslust, und wir finden uns mit

dem Zustand ab. Denn: Auch ein Parlament, das nicht tagt, ist immerhin ein Parlament. Gewiß fehlen uns dann die Clownspäße eines Oldenburg. Aber wir werden durch das Schweigen des Bethmann Hollweg hinlänglich entschädigt.

Unser Parlamentarismus trägt seine Machtlosigkeit unverhüllt zur Schau. Daß er keine irgendwie wirksame Waffe im Kampfe um die Freiheit ist, hat er längst bewiesen. Aber er ist auch nicht, was ihm unsere gewerbsmäßigen Reichtagskandidaten in Volksverammlungen nachrühmen. Unser Parlamentarismus ist kein Mittel zur Regelung wichtiger Kulturangelegenheiten. Er ist (und deshalb hat unsere Regierung sich mit ihm abgefunden) ein famoses Sicherheitsventil für ehrliche Volksleidenschaften. Er ist (praktisch) eine gutfunktionierende Geldbewilligungsmaschine. Und selbst auf dem Gebiete, auf dem er noch etwas zu leisten imstande wäre, auf dem Gebiete der Kritik, wird er von denen, die uns beherrschen, achselzuckend beiseite gedrängt.

Da hören wir immer den beliebten Einwand: „Ja, dieser Reichstag! Wartet nur den Tag der Volksabrechnung, wartet nur das neue Parlament ab!“ Ach, wir kennen diese Weise! Es ist das alte Entfugungslied, das stets erklingt, wenn wir über unseren Scheinkonstitutionalismus hinweg getäuscht werden sollen, wenn stimmenlüsterne Agitatoren sich empfehlen. Es ist die Weise, die politische Kinder so gerne hören. Als ob unsere Regierung einen Reichstag, der mehr als nur ein Feigenblatt für ihren nackten Absolutismus wäre, auch nur einen Tag leben lassen würde! Als ob irgend ein Reichstag die Macht haben könnte, unseren Herrschenden ein freiheitliches Regierungssystem aufzuzwingen! Der deutsche Reichstag hat ausschließlich als Brodstelle für Berufspolitiker seinen Wert und als Etablisement für politische Unterhaltungsschauspiele. Es ist deshalb klug, wenn man darauf sinnt, ihm immer neue interessante Sehenswürdigkeiten, wie z. B. den Grafen Zeppelin, einzureihen.

Franz Pfemfert.

Persönliche Religion

Von Emil Felden, Pastor an der St. Martinikirche,
Bremen.

Was ist freireligiös?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht so einfach, wie es aussieht, weil die freireligiösen Gemeinden voneinander so sehr verschieden sind, daß man, ihren gegenwärtigen Stand berücksichtigend, keine Antwort zu geben vermag, die als allgemein zutreffend erfunden würde. Es ist ja ebenso mit den protestantischen Gemeinden. Welch ein Unterschied besteht doch z. B. zwischen der Martinigemeinde in Bremen und der Gemeinde Kummelsburg in Hinterpommern. Oder zwischen der Petrigemeinde in Berlin und der Gemeinde Großalmerode in Kurhessen! Der Prediger der einen Gemeinde wäre seines „Glaubens“ wegen an der andern einfach unmöglich.

Dasselbe trifft für die freireligiösen Gemeinden zu. Es kann keinen größeren Unterschied geben, als z. B. den zwischen der Berliner Gemeinde und der Königsberger in bezug auf den „Glauben“. Oder als den preußischen und den hessischen Gemeinden in bezug auf Verfassung. Oder als den zwischen der Magdeburger und der Offenbacher Gemeinde in bezug auf ihre Zusammensetzung. — Der Unterschied des „Glaubens“ geht beispielsweise so weit, daß der verstorbene Landtagsabgeordnete Saenger, der Prediger der Frankfurter Gemeinde erklären konnte, „daß es ihm unmöglich sein würde, in eine Gemeinschaft einzutreten, in der das Religionsbuch des Dr. Wille (Berlin) den Kindern in die Hand gegeben würde“. Dabei steht Frankfurt Berlin bedeutend näher als etwa Königsberg.

Trotz dieser großen Verschiedenheiten haben sich die Gemeinden zum „Bunde der freien religiösen Gemeinden Deutschlands“ zusammenschließen können. Also wiederum dieselbe Erscheinung wie im Protestantismus. Denn auch hier bilden die allerverschiedenartigsten Gemeinden Kirchen, die sich, wieder trotz ihrer großen Verschiedenheiten, wenn auch nur lose, zusammengeschlossen haben.

Das ist nur deshalb möglich, weil das Grundprinzip, auf dem sich diese Gemeinden im letzten Grunde aufbauen, dasselbe ist. Und dieses Grundprinzip ist das des Protestantismus.

Die Grundsätze der freireligiösen Gemeinden, soweit sie wenigstens dem Katholizismus entstammen, sind aufgestellt worden auf dem „Konzil zu Leipzig“ im Jahre 1845. Heute noch gelten sie den Behörden gegenüber, von denen die Gemeinden anerkannt sind, als Grundlage der Anerkennung. Genau wie die „Bekenntnisse“ der protestantischen Landeskirchen. Haben auch praktisch denselben Wert!

§ 1 heißt z. B. „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig und allein die heilige Schrift sein, deren Auffassung und Auslegung der von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist“ § 9: „Wir gestatten völlige Gewissensfreiheit, freie Forschung und Auslegung der h. Schrift, durch keine äußere Autorität beschränkt. . . In der Verschiedenheit der Auffassung und Auslegung des Inhalts unserer Glaubenslehren finden wir keinen Grund zur Absonderung und Verdammung.“

Auf dieser Grundlage stehen die Gemeinden. Zum Bunde vereint sind sie auf Grund des § 2 der Bundes-

statuten: „Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten — gemäß der eigenen fortschreitenden Erkenntnis.“

Damit aber ist nichts anderes proklamiert als Recht und Pflicht der persönlichen Religion.

Das ist aber auch das Grundprinzip des Protestantismus, des religiösen Ausläufers von Renaissance und Humanismus, der autoritätsfeindlichen und persönlichkeitsbildenden. Wenn man im deutschen Volke von Luther spricht, so denkt man nur an den Luther, der sich zu diesem Grundprinzip bekannt hat, an Luther den Propheten, nicht an Luther den despotischen Dogmatiker. Als Prophet der Neuzeit stand er in Worms, schrieb er die reformatorischen Hauptschriften. Damals als er noch nicht von Angst erfasst war vor dem Pfingstgeiste, der brausend durch die Lande fuhr!

Man sagt oft, für Luther sei die Bibel die Autorität gewesen. Nichts falscher als das! Autorität war die Bibel einem Augustin, einem Marsilius von Padua, einem Gerson u. a. m. Luthers Ueberzeugung stand jedoch nicht auf der Bibel. Auch ohne sie war er seines Glaubens sicher. Sie ist ihm, obwohl er, der die Gegensätze des ersterbenden Mittelalters und der neuen, werdenden Kultur in sich vereinigte, mehr vom Mittelalter hat als von der Neuzeit, im letzten Grunde doch nichts anderes als Mittel zum Zweck: Werkzeug, Waffe und — Krücke!

In Worms will er durch die heilige Schrift überzeugt werden — oder durch „helle Gründe“. Er nimmt das Recht der Auslegung der Schrift für sich in Anspruch. Er entscheidet souverän, was in ihr zu gelten hat. Was ihm nicht paßt, ist Holz, Stroh, Heu. Auch andere sollen die Freiheit haben. „Weder Papst noch Bischof noch einiger Mensch hat Gewalt eine Silbe zu setzen über einen Christenmenschen, es geschehe denn mit seinem Willen.“ — „Umsonst und unmöglich ist es, jemand zu gebieten oder zu zwingen, sonst oder so und so zu glauben.“ Ja: „folget ihr eurem Gewissen in Gott, unbesehen die Personen und Larven der Menschen“. Und: „Dann kannst du deiner Sache gewiß sein, wenn du frei und sicher schließen kannst: Das ist die lautere Wahrheit, darauf will ich leben und sterben“. Also auch hier: persönliche Religion!

Wo ist dieses Grundprinzip geblieben! Schon Luther ist ihm untreu geworden. Noch ungetreuer aber seine Nachtreter und Nachbeter, die lutherischer waren als er selbst. An Stelle des Gewissens, das allein zu urteilen hat, tritt Bekenntnis und Dogma. Und bringt doch keine Einheit zustande, sondern Zwiespalt und Trennung. Einheit bringt nur das Grundprinzip: jeder bestimmt nach seinem Gewissen — auch in der dunkelsten Orthodogie! — was in Schrift, Dogma, Bekenntnis heute noch zu gelten hat.

Sonderbar, daß das Dogmatisieren dem Menschen so sehr im Blute liegt. Auch bei denen, die sich zur persönlichen Religion bekennen — bewußt oder unbewußt. Es ist auch leicht verständlich. Wer in Wirklichkeit persönliche Religion hat, erkämpft durch lange Arbeit schwerer Stunden, verliert leicht die Erkenntnis ihres nur relativen Wahrheitsgehaltes. Weil sie ihm heilige Ueberzeugung ist, scheint sie ihm die Wahrheit zu sein. Die alleinseligmachende Wahrheit — weil sie ihn selig machte.

Deshalb Orthodogie und Fanatismus überall. Auch das Freireligiösentum ist davon nicht frei. Wie

ein roter Faden zieht sich durch alle Bundesversammlungen hindurch das Bestreben einiger Fanatiker, verbindende Grundsätze zu schaffen — also Dogmen! Die man annehmen müsse, wenn man dazu gehören wolle. Sonst dürfe man nicht dabei sein. Diese Attentate auf den Grundsatz der persönlichen Religion sind bisher glücklich vereitelt worden. Die meisten Gemeinden wären eher aus dem „Bunde der freien religiösen Gemeinden“ ausgeschieden, als daß sie sich auf Grundsätze verpflichtet hätten. Deshalb ist es auch heute noch falsch, unter dem Worte „freireligiös“ einen bestimmten positiven oder negativen „Glauben“ zu vermuten. Tut man es, so mißbraucht man dies Wort, das nichts bezeichnet als ein Prinzip. Dies Prinzip aber eignet ebenso dem Freireligiosentum, wie dem Protestantismus. Freireligiosentum ist — wie auch das streng durchgeführte Gemeindeprinzip es beweist — konsequent durchgeführtes Freireligiosentum. Beider höchste Instanz: das Gewissen. Beider Grundprinzip: persönliche Religion. Das sind die einzigen Dogmen, die Geltung haben und — jedem Dogma ein Ende bereiten.

Zum Problem der Jugenderziehung

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Es gibt kein wahreres Wort als das Schillerische: „Sein Wille macht den Menschen groß und klein“. Wem ein längeres Leben einen weiten Ueberblick gestattet, über zahlreiche Lebensschicksale, der findet es in jedem einzelnen Falle bestätigt.

Aufgabe der Erziehung ist daher, in den Kindern den Willen zu entwickeln. Dazu ist es notwendig, den Instinkten des Kindes die rechten Ziele zu weisen.

Das Kind verlangt vor allem nach Bewegung und Spiel. Dieser Trieb darf ihm nicht unterbunden und gehemmt werden. Im Gegenteil: es muß alles geschehen, ihn zu einer freien und freudigen Entfaltung zu bringen.

Die alte Erziehung hat in unserm Lande mit dem Spieltrieb der Kinder und Jünglinge nichts anzufangen gewußt, hat ihn bekämpft, unterdrückt, nicht entwickelt, sondern irre geleitet und verkümmern lassen und dadurch verdrossenes und mürrisches Wesen groß gezogen. Ich muß wieder, auf die Gefahr hin, als Anglomanie angefeindet zu werden, auf die höhere erziehlische Weisheit der Engländer hinweisen. In England benutzt man schon seit vielen Menschenaltern den leidenschaftlichen Spieltrieb der Jugend als wirksamsten Hebel der Willensbildung. Es ist die Frucht eines gefunden und natürlichen Denkens, das hier wieder der Natur gerecht wird. Die ganze Kunst des Erziehens besteht ja eben darin, das Vorhandene richtig auszunutzen. Der starke Wille des Kindes nach Betätigung ist da. Hier also hat die Erziehung einzusetzen und aus dem starken Spieltriebe eine gesunde Willensbildung und moralische Entwicklung herzuleiten.

Der erste Blick auf ein Kind beim leidenschaftlichen Bewegungsspiele belehrt uns, daß hier gesunde Kräfte in rechter Ausübung sind: der glückstrahlende Blick, die geröteten Wangen, die Frische aller Bewegungen, die gesamte gehobene Lebensfreudigkeit, alles das zusammen gibt uns das Bild gesunder Kraft und Kraftbetätigung.

Das soll aber nicht, wie es in den deutschen Schulen bisher war, ein seltener Ausnahmezustand, sondern der Normalzustand der Jugend sein. Darauf geht die Erziehung der Engländer und Amerikaner hinaus. Es handelt sich dabei nicht allein und nicht einmal vorwiegend um die körperliche, so notwendige Ausbildung der Jugend, sondern vor allem auch um die sittliche. Eine im ausdauernden Spiele zäh und hart gewordene Jugend ist in jeder Hinsicht auch gegen Verführungen des Lebens vorbereitet. Willensschwäche ist die Folge von Nervenschwäche. Nervös heruntergekommene Menschen kommen schließlich auch vollständig um die Kraft des Willens. Willensschwache unterliegen fast widerstandslos den Willensstarken; werden daher leicht Opfer der Verführung und Ausbeutung. Mit bloßen guten Lehren und sogenannten Moralpauken nützt man ihnen gar nichts. Auch von der jetzt so warm empfohlenen „Aufklärung“ verspreche ich mir nicht allzuviel. Da, wo die Neugier der Kinder am stärksten wird, muß die Aufklärung Halt machen. Bis zur Demonstration wills doch kein Verständiger treiben. Es bleibt der Sinnenreiz trotz aller Aufklärung, bleibt die Wißbegier, das heiße Verlangen nach dem anderen Geschlecht. Auch viele Wissende erliegen ihrer Sinnlichkeit und gehen sehend und bangend ins selbst bereitete Verderben.

Erst in den letzten Jahrzehnten sind unsere Pädagogen zu der klaren Erkenntnis gekommen, ein wie hoher erziehlischer Wert in der körperlichen Arbeit liegt. Unsere herkömmliche Erziehung war darauf aus, die Jugend zu duden. Man fürchtete sich vor ihrem überschaumenden Selbstbewußtsein und den Kraftäußerungen, man meinte, sie würde in Zügellosigkeit alle Schranken niederreißen, wenn man ihr das Bewußtsein der Kraft zugestände und auskommen ließe. Es war also mehr auf Willensbändigung abgesehen als auf Willensbildung. Da durch bekam unsere ganze Erziehung asketischen Geist. Das ist es, worunter die Jugend am aller schwersten litt. Man ließ eben die Jugend nicht jung sein. Man legte ihr Pflichten auf, die sie zu einer greisenhaften Lebensführung zwangen, man gestattete ihr freie Lebensäußerungen nur in Ausnahmefällen, als Belohnung für geleistete Schulpflichten. Unsere Direktoren dünkten sich wonders wie nachsichtig und gütig, wenn sie einen Nachmittag zum Schlittschuhlaufen frei gaben, wenn sie beim Antritt der Ferien den Schulsack einmal etwas weniger mit Ferienaufgaben bepackten. Eigentlich, meinten sie, müßte die Jugend überall und stets arbeiten und ihrer Pflicht eingedenk sein. Jeder Urlaub, jede Entlastung hätten ihren Wert nur darin, daß dadurch neue Kräfte zur Arbeit gesammelt würden. Wir wurden in die Ferien mit Ermahnungen entlassen, die Lücken unseres Wissens auszufüllen und in der Schule dann wieder empfangen mit der Ermahnung, uns nun endlich auch alle Zerstreuungen aus dem Sinn zu schlagen. Zerstreuungen nannte man aber alles, was nicht auf dem Lehrplane stand. Es fehlte also vollständig an dem Zugeständnis, daß die Jugend ihr Recht auf Jugend habe. Man ließ sie nur als Vorbereitung fürs Leben der Erwachsenen gelten. Danach beurteilte man auch die Kräfte und den Willen der Jugend. Alles, was sich in den Dienst einer bewußten Vorbereitung für das Mannesalter stellte, alles das stand hoch im Werte. Was aber nur Ausdruck jugendlicher Lebensfreudigkeit und Selbstbetätigung war, alles das wurde als feindlich abgewiesen. Der törichte Satz: „Jugend hat keine Tugend“ wurde völlig ernst genommen. Was die Jugend wollte,

galt von vornherein als verdächtig. Ja, die Pädagogik tat sich etwas darauf zugute, den jugendlichen Willen geflissentlich abzulehnen. Daraus erklärt sich der in unserm Volke tief eingewurzelte Schulhaß. Wir, die wir die deutsche Schule durchgemacht haben, behaupten, dort nicht verstanden worden zu sein, dort unser Recht nicht gefunden zu haben. Wir waren nicht böse, wir wollten nicht das Schlechte, wir wollten nur uns selbst behaupten und unserer Natur dienen: im guten dienen, denn wir hatten selbst eine tiefe Abscheu vor allem Frechen, Häßlichen, Gemeinen. Uns wäre jeder herzlich willkommen gewesen, der uns herausgeholfen hätte aus den Zweifeln und den Anfechtungen des Lebens. Aber wir fanden keine Blicke, die uns verstanden, keinen Willen, unsere Natur gelten zu lassen und richtig zu leiten.

Die heutige Erziehung, wie sie von uns Reformern gefordert und zum guten Teil schon erzwungen worden ist, nimmt den Willen des Kindes als den wichtigsten Faktor der ganzen Erziehung in bewußte Pflege. Also nicht Willen brechen, nicht Willen hemmen, sondern den vorhandenen Willen beleben, stärken und dadurch zur Tat führen. Wo nur immer bei einem Kinde sich ein Wille zum Guten zeigt, da soll der Erzieher sofort fördernd eingreifen. Bisher galt in der von mir so tief mißachteten ererbten Erziehung der Satz: Kinder dürfen nicht wollen, Kinder haben zu gehorchen. Ich sage, Kinder müssen wollen und scheltete meine Kinder, wenn sie, vor Entscheidungen gestellt, die flauere Auskunft geben: „Das ist mir egal“. Es soll ihnen nichts gleichgültig sein, sie sollen ihre Wahl treffen, wie auch später in allen Lebensfällen. Sie sollen nicht erst auf den Befehl warten, der ihnen den Willen abnimmt, sondern sollen aus eigenem Entscheiden handeln. Es ist nämlich sehr verkehrt, zu glauben, daß durch steten Gehorsam der Wille gestärkt werde. Ich meine im Gegenteil, daß dadurch der Wille gelähmt wird. An Stelle des eigenen Willens tritt dann eben der fremde und macht dadurch den Vollstrecker des Willens zu einer seiner eigenen Energie dienenden Maschine. Diese Menschen verlernen es mit der Zeit vollständig, nach ihrem eigenen Willen zu fragen. Es werden aus ihnen die traurigen und lächerlichen Gestalten, die uns auf der Bühne und in den Witzblättern, aber leider auch im Leben zu häufig als Kanzleidner und Subalternbeamte begegnen. Der vernünftige Satz: „Wer nicht gehorchen kann, kann auch nicht befehlen!“ wird durch gedankenlose Uebertreibung in Unfönn umgewandelt, denn wer nur gehorchen kann, kann erst recht nicht befehlen.

Die Erfahrung lehrt, daß gerade zu streng gehaltene Kinder die Neigung haben, sowie sie in Freiheit kommen, über die Stränge zu schlagen. Es hat vielleicht nie schwerere häusliche Konflikte zwischen Eltern und Kindern gegeben und nie mehr gescheiterte Existenzen unter der Jugend, als in der Zeit strengster häuslicher Zucht, der Zeit des Rationalismus und des Radikalismus in der Erziehung, die auf die Leidenszeit der französischen Fremdherrschaft in Preußen folgte und sich auf den kantischen kategorischen Imperativ stützte. Auch die strenge Erziehung in den Pietistenschulen hat nach Zugeständnis ihrer bedeutendsten Vertreter, nämlich Spencers, dazu geführt, daß die zu streng gehaltene Jugend dann vielfach einem disoluten Leben verfiel.

Die sehr gründlichen Aufklärungen, die uns in den letzten Jahren von den sachkundigsten Nervenärzten über Wesen und Ausprägungen der sexuellen Erkrankungen ge-

geben sind, müssen auch die Behandlung der davon Befallenen gegen früher ändern.

Zunächst gilt es, die Ursachen zu finden. Die sind sehr häufig rein physischer Natur. Das Kind braucht deshalb Pflege, nichts anderes als Pflege. Durch Strafe vergrößert man das Uebel nur und schädigt das an sich schon leidende Kind an Leib und Seele. Ueber die Mittel der Pflege hole man sich beim Arzte Rat. Das schlechteste Mittel ist das, was bisher von den Lehrern empfohlen wurde: Verschärfte Ansprüche an die Pflichterfüllung der Schule gegenüber. Kann es etwas Verlehrteres geben, als einem im Willen geschwächten und gerade an Willensschwäche krankenden Kinde erhöhte Willensleistungen aufzuerlegen? Ferner etwas Verlehrteres, als nervös Ueberreizte zu noch größerem Sitz- und Stubenzwang zu verpflichten? Noch mehr Nachtwachen und seelische Erregungen, als vor der Erkrankung? Gerade durch die zu hohen Ansprüche der Schule in den kritischen Jahren, durch die zu frühzeitig einsetzenden starken geistigen Ansprüche und die ganze mit dem Schulleben verbundene Unnatur und Unrast, durch den Druck auf die sexuellen Nerven, den das stundenlange Sitzen auf hartem Holz erzeugt, also gerade durch die Schule wurden oft die nervösen Ueberreizungen verschuldet, gegen die dann dieselbe Schule mit verdoppelten Ansprüchen glaubte aufkommen zu können, „Mäßigung ist aller Laster Anfang“, sagten unsere alten Lehrer und gaben uns dreizehn-, vierzehnjähriger Tertianer so viel zu arbeiten auf, daß wir bis in die Nacht hinein saßen und uns noch vor Schulbeginn auf zur Arbeit mühen lassen. Als ich einmal deshalb bescheiden zu meinem Klassenlehrer Klage führte, lachte er spottend und zitierte mir nur zum Beweis dafür daß es so gerade recht wäre, den lateinischen Spruch: *Sedulus ante diem librum cum lumine poscas* (Bist Du fleißig, so schaffe vor Tagesbeginn Dir die Lampe).

Und bis in unsere Tage hinein höre ich immer wieder die alte Schulmeisterweisheit vortragen: In den Fliegerjahren müssen die Jungen scharf rangenommen werden! D. h. also: in den Zeiten der Pubertät, wo das ganze Nervenleben an sich schon stark überreizt ist, muß die Ueberreizung durch geistige Ansprüche noch vergrößert werden?

Anstatt sich wegen sexueller Verirrungen mit harten Anklagen gegen die Jugend zu wenden, sollten also die Erwachsenen dafür sorgen, daß die Jugend unter gesunden Lebensbedingungen und vernünftigen Lebensansprüchen aufwache. Wir könnten uns den größten Teil unserer sittlichen Entrüstung ersparen, wenn wir vorerst die Ursachen der sittlichen Erkrankungen wegräumten: elende Wohnungsverhältnisse, verschuldet durch einen geradezu verbrecherischen Bodenwucher, mangelnde Fürsorge für die erholungsbedürftige Jugend, Mangel an Spielplätzen, an Bewegungsmöglichkeit und Bewegungsfreiheit; dagegen zu viel engherzige Polizei, zu viele Stacheldrähte, sodann wieder zu strenger Schulzwang und damit zu wenig Zeit und Möglichkeit für die Jugend, sich körperlich auszutoben.

Vor allem aber müßten wir auch dahin wirken, daß eine viel frühere Ehemöglichkeit als bisher der Jugend die Aussicht auf eine Ehe in absehbarer Zeit eröffne. Der heutige Zustand ist ungesund und unerträglich. Die Männer der besseren Stände heiraten zwischen 30 und 50 Jahren, die Hälfte aller Mädchen der oberen Gesellschaftsschichten bleibt ledig. Man ertrage diesen abnormen

Zustand nicht als ein gottgewolltes Mißgeschick, sondern tue alles, durch staatlichen und privaten Eingriff, um Abhilfe zu schaffen. Wenn es in England möglich ist, daß die jungen Männer durchschnittlich mit etwa 25 Jahren heiraten und wenn es auch bei uns, zu Zeiten unserer Großväter, möglich war, weshalb soll es nicht auch heute gehen?

Aber es fehlt außer der rechten Einsicht bei uns vielfach auch am rechten Willen. Und woher kommt das? Weil nach meiner immer wieder betonten Ueberzeugung durch eine fehlerhafte Erziehung in Deutschland seit Jahrhunderten eine kräftige Willensentwicklung unmöglich wurde. Bei uns haben nur Vertreter des Staates einen Willen, das Volk ist zum Gehorsam verurteilt. Sogar in unsern Parlamenten fehlt bis heute noch der Wille zur Macht. Wir sind zur Untertanendemut erzogen und erschrecken über uns selbst, wenn wir uns bei einem Willen ertappen. Wir sehen eine Menge Uebelstände und schauen um uns her, wer sie wohl abstellen werde. Der Gedanke, daß wir selbst verantwortlich sind für alles Ungefunde und Unfreundliche, das uns umgibt, ist erst in wenigen Köpfen lebendig. Es wird noch langer mühevoller Aufklärungsarbeit bedürfen, ehe in unsere Erziehung und damit in unser ganzes öffentliches Leben der Wille zur Macht als treibende Kraft Herrschaft gewinnt.

*) Unser geschätzter Mitarbeiter begnügt sich nicht damit, seine Theorien vorzutragen; in diesem Jahre hat er ein Muster-Jugend-erholungsheim ins Leben gerufen, wo er seine Erziehungs-ideale praktisch anwendet. Wir werden in der nächsten Nummer über diese Gründung eingehender berichten. (D. Red.)

Glossen

Erkenne dich selbst

Im Verlage von Erich Reisk, Berlin, hat Heinrich Maenstein ein Buch erscheinen lassen, das nun in 10 000 Exemplaren verbreitet ist. „Der Preußenpiegal“ heißt es.

Wer Preuße und Vater ist, sollte dieses Buch seinen vierzehnjährigen Kindern kaufen. Diese Studien aus einem Kulturstaate besitzen einen hohen erzieherischen Wert. Mit Hilfe des Buches wird es möglich sein, das politische Schamgefühl im Kinde zu wecken. Und politisches Schamgefühl tut unserem Volk bitter not.

Denen, die gegen die Unsitlichkeit in Wort und Schrift zu Felde ziehen, sei es gesagt: mößt ihr tatsächlich kulturfördernd wirken, so helft uns, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl im Volke zu verbreiten. Helft uns den staatlichen „Schmuck in Wort und Bild“ aus dem Lande zu jagen, und ihr habt dann auch der „Unzucht“ den Nährboden genommen. Verbreitet, statt eurer Traktätchen, den „Preußenpiegal“. Rudor aber lest ihn. Studiert ihn. Und lernet euch selbst erkennen. Und erreat euch künftig mehr über die nackte, politische Unwissenheit, als über einen entblößten Frauenschentel. Nicht zwischen Nabel und Strumpfband einer Miss Desmond ist der Kulturfeind zu suchen. Unter der blassen Schädelwand unserer Snießbürger ruht die Gefahr.

Das sündende Wort hat Heinrich Maenstein in seinem Buche nicht gesagt. Das sündende Wort über Preußen wird aber auch nur von Menschen geäußert werden können, die wegen Geisteskrankheit gerichtlich

entmündigt sind. Oder, im Freundeskreise, von Staatsanwälten. Sonst Aber Maenstein hat dennoch alles ausgesprochen, was man, mit dem Strafgesetzbuch in der Hand, aussprechen kann. Und Maenstein verfügt über wunderbar aufreizende Gedankenstriche. Und Punkte. Dem besoldeten Gehilfen der preußischen Staatsanwaltschaft muß die Lektüre viel Kummer bereitet haben.

F. B.

Der polemische Kritiker

Ein Rezensent, über den man sich schon oftmals ärgern konnte, hielt sich neulich genötigt, ein . . . nun sagen wir . . . sachliches Referat mit einem Tropfen Polemik zu würzen. Er sagt bei Besprechung einer Dramenfigur: „Ihre noble Erscheinung, ihr seelischer Adel, ihre scheinbare Ruhe, und doch der unverkennbare Zug des Entbehrens — die Giganten, die haben Alfreds, die Leute vom Cafe Größenwahn gehen daran vorbei; aber gerade auf tiefere, feinere Mannesnaturen macht das Eindruck.“ Die Unfähigkeit und die sonstigen Eigenschaften jenes Herrn zu beklopfen, hat die „Aktion“ kein Bedürfnis. Immerhin ist es von Interesse, daß unser Rezensiererrchen sich anscheinend für eine „tiefere, feinere Mannesnatur“ hält. Da kann man wirklich nichts gegen tun. Anders verhält es sich mit den sonstigen Offenbarungen jener eminenten Wortfolge. Es gibt gewisse Funktionen und Redensarten in Europa, deren anstößige Menschen sich nicht bedienen dürfen. Man ist z. B. nicht Antisemit, Inquist, Haedellianer Missionar, spricht nicht in Adiektiven wie „feinsinnig“, „apart“, „geschmacklos“, „dezent“ und kennt keine Artbezeichnungen wie „Fortschrittspionier“, „Ertorener“, „Jüd“, „Boi“, und „Kafe-Größenwahn“. So etwas unterdrückt man wie Rülpsen, da es so schlecht und bittig ist — auch bei Hofräten. Und was bedeuten die haben Alfreds? He?

Waldis

Georg Zepler,

diese massige und spröde Schwerfälligkeit wird in unserer heutigen Nummer als Kritikus gewürdigt. Es soll dabei nicht sein Bemenden haben. Wir haben es bei diesem Reizaffen mit einem Top zu tun, der mehrseitig belichtet werden muß. Was sich da hinter einem gefüllten Geldsack verbirgt, die geistige Mittellosigkeit, die die Mittelwelt als Bücherstammler und Zeitschrifttherausgeber belästigen zu dürfen wähnt, nur weil ihr (ohne eigenes Verdienst) das Geld zur Verfügung steht, wird hier noch gründlicher entkleidet werden. Heute sei nur festgestellt, daß diese Gestalt sich mir gegenüber Handlungen zu schulden kommen ließ, die als böswillige Verleumdungen und unlauterer Wettbewerb eine Abstrafung mit bloß literarischen Mitteln als kaum mehr möglich erscheinen lassen.

F. B.

Der Seher

Ich stand in Wüsten, sah unendlich weit
Und schrie dem Volk von neuen Dornenwegen.
Da hat's mir Kloden in den Kopf gestreut,
Die sich wie Nebel in das Licht mir legen.

Ich ward gesenkt auf tiefen Brunnens Sand,
Hier haben meine Glieder nur noch Winter.
Ich taste mühsam an der steilen Wand
Und meine Hände werden schon wie Kinder.
M a r b u r g. Arthur Drey.

Denkwürdigkeiten von Johann Jacob Rousseau

Von Helferich Peter Sturz

2.

Rousseau war nach Rotiers Travers geflüchtet, weil in Paris der Fanatismus den Stab über ihn brach. Sein Emil war durch die Garbbonne zensiert, durch den Henker zerissen und verbrannt, und durch Hirtenbriefe verflucht. Man spielte das ganze Possenspiel durch, welches in jedem Lande ein Buch berühmt, und seinen Verfasser unglücklich macht. Rousseau war mit Gefängnis und Strafen bedroht, und wollte sich anfangs nicht retten; seine Freunde bewegten ihn mühsam dazu. Er sprach: „Ich werde ruhiger in der Bastille, als unter den Menschen leben.“ In der nämlichen Zeit wütete man auch in Genf gegen ihn, und der Senat beschloß, ihn einzuziehen zu lassen. „Ich,“ sprach er, „ein Bürger einer Republik, schrieb, in einem Freistaat, gegen die monarchische Verfassung und die Fabeln des Papsttums, und das Pariser Parlament verurteilte mich, als ob es über alle Menschen und alle Meinungen herrschte. Ein Erzbischof stieg auf seinen Thron, und scheuderte seinen Bann auf einen Keger herab, der an seine Flüche nicht glaubt. In Genf, wo man weder Eigengewalt noch Papsttum duldet, ahmte man das Parlament und den Erzbischof nach; man verfuhr wie in einer despotischen Regierung, um einen freien Bürger zu unterdrücken.“ Er entsagte darum seiner Vaterlande, und gab, in folgendem Brief an den ersten Syndikus, sein Bürgerrecht auf.

„Endlich habe ich mich von meinem Erstaunen über das Verfahren des Rats erholt, und ich fasse den Entschluß, den mir Vernunft und Ehre gebieten, ob er gleich mein Herz empfindlich kränkt. Erklären Sie dem Rat in meinem Namen, daß ich auf ewig meinem Bürgerrecht in der Stadt und dem Gebiet von Genf entsage. Ich glaube, nach meinen Kräften, meine Bürgerpflichten erfüllt zu haben. Ich habe nie dafür einigen Vorteil genossen; also bin ich in keinem Rückstand gegen den Staat. Ich habe getrachtet den Namen eines Genfers Ehre zu machen. Ich habe meine Landsleute zärtlich geliebt, und ich wünschte von ihnen geliebt zu werden; aber keine Absicht ist mir übler gelungen. Auch ihrem Hass will ich mich fügen. Das letzte Opfer in meinem Vermögen ist das Opfer eines Namens, der mir teuer war. Dennoch, mein Herr, mein Vaterland kann mir zwar fremd werden, aber es wird mir niemals gleichgültig sein. Ich bleibe mit ihm durch die zärtlichste Erinnerung verbunden, und ich vergesse nichts, als seine Beleidigungen. Möge seine Wohlfahrt ferner gedeihen, möge es einen Ueberfluß an bessern Bürgern, und die glücklicher sind als ich besitzen!“

Rousseau fand in dem einsamen Dorfe den Frieden nicht, den er suchte. Weder die Macht des Philosophen auf dem Thron, noch die Freundschaft seines Stadthalters, konnten ihn gegen Priesterlicher Schützen. Rousseau ward als ein Gottesläugner geschildert; auf der Kanzel kam die Betrachtung vor, daß eines einzigen Verbrechers wegen, oft ein ganzes Volk vernichtet worden sei. Nun war das Zeichen zum Aufruhr gegeben. Wo Rousseau ging, da folgten ihm ein Haufen Weiber und Kinder, und riefen ihm Flüche und Scheltworte nach. Am 1. September 1765, nachdem sich die Gemeinde erst zu der verdienstlichen Tat, durch das Abendmahl, geheiligt hatte, warf man dem Philosophen die Fenster ein. Diese Anfälle wurden in den folgenden Nächten wiederholt; endlich in der Nacht vom 7. September ward sein Haus wie die Höhle eines Räubers bestürmt, eine Tür aufgebrochen, die andere zertrümmert: alle Wände wurden durchlöchert; ein schwerer Stein fiel nahe vor Rousseau's Bette nieder; es fehlte nicht viel, so hätte man ihn aus Eifer für den Gott der Liebe ermordet. Nun war es Zeit zu entfliehen. Man kann unter Schwärmern und Loren wohnen, und ihre Verblendung bebauern, aber unter keinem rasenden Haufen, der aus Christenpflicht nach Blute dürstet. Rousseau rettete sich in den Kanton Bern. Dasselbst wollte man ihn auch nicht dulden, und schickte den Bund mit Genf vor. Rousseau erbot sich umsonst, in einem Gefängnis zu leben; er mußte in der rauhen Jahreszeit fort, und ging nach Frank-

reich zurück. Er floh aus dem Lande der Freiheit, und ein despotischer Staat nahm ihn auf.

Die Franzosen zürnen nicht lange. Der Hirtenbrief und Rousseau's Buch waren beide vergessen. Hume, der sich damals in Paris aufhielt, bewog ihn mit nach England zu gehn, wo er einen Jahrgelalt für ihn ausgewirkt hatte; aber diese zwei Philosophen vertrugen sich nicht.

Hume war zum kalten Spott geneigt, der jeden Unglücklichen foltert; und Rousseau, den sein Schicksal nicht zum Vertrauen auf Menschenliebe stimmte, argwohnte nichts Beringeres, als daß ihn sein Begleiter wie ein lächerliches Geschöpf herumzeigen wollte. Es fiel ihm ein, daß ihn der Jahrgelalt entehre, und er behauptete, man habe seinen Namen mißbraucht, und Geld wider seinen Willen begehrt. Um diese Zeit erschien in den öffentlichen Blättern folgender an ihn gerichteter Brief eines großen Königs, der Horace Walpole zum Urheber hatte.

„Sie haben Ihrem Vaterlande entsagt, Sie haben sich aus der Schweiz jagen lassen, die Sie so sehr in ihren Schriften erheben; in Frankreich will man Sie festsetzen; kommen Sie also zu mir. Ich bewundere Ihre Tugenden, und Ihre Seltsamkeit belustigt mich, ob sie gleich, unter uns gesagt, bereits zu lange dauert; denn endlich ist es einmal Zeit vernünftig und glücklich zu werden. Einen wirklich großen Mann kleiden ewige Paradoxen nicht. Sie sind dadurch berühmt geworden, lassen Sie's dabei bewenden, und spielen Sie Ihren Feinden den Possen, zu zeigen, daß es Ihnen nicht am ordentlichen Menschenverstand fehlt. In meinen Staaten kann ich Ihnen eine ruhige Zuflucht anbieten, und ich will Ihnen gerne gut begegnen, wenn Sie's erlauben wollen; oder wenn es ihrem Scharfsmut schmeichelt überall ein Unglück aufzubieten, so wählen Sie nach Ihrem Geschmack; denn ich bin König, und kann Ihnen Böses genug tun. Außerdem will ich Ihnen versprechen, was Sie von Ihren Feinden nicht hoffen dürfen: ich will aufhören Sie zu verfolgen, sobald Sie nicht mehr Ihren Ruhm darein setzen, verfolgt zu werden.“

Rousseau, durch diesen Spott äußerst gereizt, hatte Hume als Verfasser in Verdacht, und verklagte ihn vor der ganzen Nation. Es entstand ein trauriger Federkrieg, der die Philosophie nicht verherrlichte.

Um die nämliche Zeit lud ihn der Graf Orlow durch folgenden Brief nach Rußland ein. „Sie werden sich nicht wundern, daß ich Ihnen schreibe; jeder Mensch hat seine Seltsamkeiten, Sie die Ihrigen, und ich die meine; das ist alles ganz natürlich, so wie der Bewegungsgrund dieses Briefes. Ich sehe Sie schon lange von einem Ort zum andern ziehen, und so ist es mir eingefallen, Ihnen zu sagen, daß ich ein Landgut zehn Meilen von Petersburg besitze, wo die Luft gesund, das Wasser vortrefflich, die Gegend angenehm und recht zum Phantasieren gemacht ist. Meine Bauern verstehen weder Englisch, noch Französisch, weder Griechisch, noch Lateinisch; höchstens wissen sie ein Kreuz zu machen, und ihr Priester hat weder zu predigen noch zu disputieren gelernt. Wenn Ihnen dieser Ort gefällt, oder irgend einmal gefallen möchte, so steht es Ihnen frei, da zu wohnen. Es wird Ihnen an keiner Bequemlichkeit, an keinem Bedürfnis fehlen; allenfalls können Sie auch, wie der Mensch der Natur, von der Fischerei und der Jagd leben. Wenn Sie, um sich aufzumuntern, mit jemand reden wollen, so werden Sie Ihren Mann finden; aber überhaupt sollen Sie frei und ungehindert sein, und niemanden einige Verblindlichkeit haben. Ihr Aufenthalt kann heimlich bleiben, zumal, wenn Sie der Reugierde entgehn, und Ihre Reise zu Schiffe machen wollen. Ich schreibe Ihnen dieses aus Dankbarkeit, für das Gute, das mich Ihre Schriften lehrten, ob sie gleich nicht für mich geschrieben sind.“ Rousseau antwortete, wie folget. „Sie sagen mir, Herr Graf, daß Sie Ihre Seltsamkeiten haben; und freilich ist es seltsam genug, jemand, den man gar nicht kennt, ohne irgend eine Absicht, zu verbinden. Ihr gütiges Erbieten, der Lon, womit Sie es tun, und die Beschreibung der Wohnung, die Sie mir bestimmen, würden mich

zuverlässig reizen, wenn ich gesunder, beweglicher, jünger wäre, und wenn Sie der Sonne näher wohnten. Ich würde außerdem befürchten, daß Ihr Entschluß Sie gereute. Sie erwarten vielleicht einen Gelehrten, einen angenehmen Redner, der durch Wig und schöne Worte Ihre Gastfreihelt vergelten soll. Dafür würden Sie einen guten einfältigen Mann finden, den sein Geschmacl und sein Unglück äußerst einsam gemacht haben. Der den ganzen Tag umherläuft, um Kräuter zu suchen, und der endlich unter den Pflanzen den Frieden fand, den ihm die Menschen versagten, und der seinem Herzen so teuer ist. Ich werde also nicht kommen, um in Ihrem Hause zu wohnen; aber ich werde mich immer dankbar Ihres Erbietens erinnern, und es zuweilen bedauern, daß es mein Schicksal nicht war mit Ihnen zu leben und Ihrer Freundschaft zu genießen.“

Rousseau eilte nun wieder nach Frankreich. Er war im Sommer 1768 eine kurze Zeit in Lyon, und wanderte, um Pflanzen zu suchen, in die Gebirge von Dauphiné. Er ging hierauf nach Paris, and lebte äußerst eingezogen; er besuchte niemanden, und nahm ungern Besuche an; er ward von Briefen ohne Zahl heimgesucht, aber er antwortete selten, und nannte diese Zudringlichkeit den Fluch der Celebrität.

Er trennte sich von Menschen und Büchern, und schrieb um die Zeit an einen Freund: „ich lebe mit der vegetierenden Natur, und finde, daß sie mannigfaltig reizend, und, was ich über alles schätze, verträglich ist.“ Er besuchte zuweilen den Café de la Regence, und sprach freundlich und gerne mit jedermann; aber wenn man seiner Schriften erwähnte, so brach er ab und ging davon. Er hatte sich mit seiner Haushälterin verheiratet, die weder Jugend, noch Gestalt, noch seltene Geistesvorzüge besaß; außerdem war sie unverträglich gegen Fremde, und hat ihm manchen Verdruß zugezogen. Aber sie war ihm unentbehrlich geworden; sie verstand, sich in seine Launen zu schicken, und heiterte ihn, durch ihre Munterkeit, auf. Rousseau wäre reich geworden, wenn er nicht das Geld verachtet hätte. Er hat nur wenig von dem Verdienst seiner Schriften genossen; kein Sterblicher kann sich rühmen, ihn irgend beschenkt oder belohnt zu haben. Der Zug ist bekannt, daß die Marquise von Pompadour ihm für kopierte Ruffit fünfzig Louisdor übersandte, und er achtundvierzig davon zurücksandte. Nur für seine Frau haben seine Verleger eine Leibrente von 1200 Livres ausgemacht. Er nährte sich vom Notenschreiben; man bezahlte ihm mehr als gewöhnlich, aber dafür schrieb er auch in der größten Vollkommenheit ab. Seine kopierte Ruffit wird teuer gekauft; denn sie trägt, außer ihrem äußeren Wert, auch den Stempel der innern Vortrefflichkeit, weil er nichts abschrieb, als was seinen Geschmacl als Kenner befriedigte.

Im Jahre 1770 ward sein Drama *Pygmalion* bekannt. Es ist ganz mit Jugendfeuer durchglüht, voll glimmender, wachsender, wütender Leidenschaft, und scheint nicht das Werk eines alternen Philosophen zu sein. Er wurde erst 1775 auf der Pariser Bühne vorgestellt. La Rive machte den *Pygmalion*, und Ramsell Raucour die *Bildsäule*. Es wirkte, wie alles, was in Frankreich gefällt, wie eine Art von Zauberei; ganz Paris strömte trunken dahin. Rousseau hatte nicht in die Aufführung gewilligt, und schlug auch die Autor-Belohnung aus.

Noch ist ein Werk von ihm in der Welt, gewiß das einzige in seiner Art, nämlich ein aufrichtiges Tagebuch seiner selbst. Freunde, denen er es vorlas, versichern, daß er alle Geheimnisse seines Herzens mit einer fürchterlichen Wahrheit entfaltete. Folgende Vorrede zu diesem außerordentlichen Werk ist bekannt geworden: „Ich unternehme etwas ohne Beispiel, und das gewiß nicht nachgeahmt wird: ich will einen Menschen nach der nackten natürlichen Wahrheit zeichnen, und dieser Mensch bin ich. Ich allein kenne mein Herz, und ich habe die Menschen kennen gelernt; ich bin nicht wie einer unter ihnen; ich bin vielleicht weder besser noch schlimmer, aber ich bin eine ganz eigene Gattung. Ob die Natur wohl oder übel getan hat, die Form zu zerbrechen,

worin sie mich goß, darüber kann man urteilen, wenn man mich gelesen hat. Ich werde Gott, wenn er Rechenschaft fordert, mit diesem Buch entgegen kommen; ich werde sagen: so dachte ich, so handelte ich, ich habe nichts verschwiegen, nichts beschönigt, ich habe mich strafbar und niedrig dargestellt, wenn ich es war, ich habe mein innerstes aufgedeckt, so wie es, Unwissender, vor deinen Augen offen lag! Laß die Menschen mein Bekenntnis hören, laß sie erröten über meine Schande, laß sie über mein Elend seufzen! Jeder entschleierte sein Herz vor deinem Thron; und wenn er darf, so sag' er es kühn, daß er besser gewesen sei, als ich!“ Man hat ihm diese Schrift nicht entwendet, wie ein Gerücht versichern wollte, sondern es ist gewiß, daß sie bei einem Freunde verwahrt liegt, und zu seiner Zeit erscheinen wird.“)

Rousseau lebte in der letzten Zeit, nicht weit von Paris, zu Armenonville, einem Landsitz des Marquis von Gerardin, der in Frankreich durch die Anlegung seines reizenden Gartens berühmt geworden ist. Er hatte den Sohn dieses Herrn, einen hoffnungsvollen Knaben, o lieb gewonnen, daß er ihn erziehen wollte; er schien sich zu versingen, und war schon entschlossen, wieder zu schreiben, als er nach einem Spaziergange vom Schlag gerührt ward. Er lebte nur wenige Stunden darnach, unter Augenbliden von Erinnerung und Gegenwart des Geistes; er befahl ernstlich, daß man ihn öffnen möchte, weil er sich fürchtete, lebendig begraben zu werden. Als seine Frau vor seinem Bett in Tränen zerfloß, bat er sie, ein Fenster aufzumachen: „siehe,“ sprach er, „dort den heiteren Himmel tröste dich; ich komme dahin.“ Dies war der Mann, den man eifrig gelesen und bewundert, verfolgt und lächerlich gemacht hat. Er war nicht von den Leuten, die man umräuchert und verachtet, sondern einer von den wenigen, die man hochschätzt und quält. Er wirkte unwiderstehlich auf alle Gattungen Geister; er hat die Jugend entzündet, die Philosophen verwirrt, die Menschenfreunde gerührt, und die Klerisei, wo er sich nur zeigte, zum Kriege gereizt. Er lenkte Herzen, fesselte den Verstand und trieb eine Menge Lehrgebäude, wie Seifenblasen, vor sich her. Aber er war, sagen seine Widersacher, ein Apostel der Paralogie. Er baute auf den Trümmern des Menschenverstandes; er verlor sich in Widersprüchen und Träumen. Er wollte die Rechte der Menschheit aus einem eingebildeten Vertrag herleiten, wovon schon Jahrtausende lang kein Dokument mehr übrig ist; er kannte die blutige Völkergeschichte, die Landesväter und Helden, und glaubte doch an die Möglichkeit eines ewigen Friedens; er fluchte die Wissenschaften und Künste, und schrieb über Wissenschaften und Künste; er nannte die Bühne eine Schule des Lasters, und verfertigte Operetten und Dramen; er bezeugte, daß man ohne verdorbene Sitten keinen Roman lesen dürfe, und schrieb einen sittenverdorbenen Roman; er setzte die Besserung der Welt in einer veränderten Erziehung, und sein Emil ist nicht für diese Welt erzogen. Er versprach aufrichtig für die Wahrheit zu kämpfen, und verdunkelte die erkannte Wahrheit durch neue verwirrende Zweifel; er erhob die Vorzüge der christlichen Religion, und bestürmte den Grund, worauf sie sich stützt. Vieles hiervon kann nicht geläugnet werden; auch trug es sich zu, daß er zuweilen einen Irrtum immer heftiger verteidigte, je mehr ihn der Spott seiner Gegner reizte; außerdem gibt es über alles, *qua caliginosa nocte premit Deus*, auf jeder Seite, Gründe genug. Alle, die ihn kannten, geben ihm das einmütige Zeugnis, daß er die Wahrheit ernstlich suchte, daß er von dem Satz, den er jedes Mal lehrte, durchdrungen war, daß er nicht glänzen, sondern überzeugen, keine Sekte stiften, sondern bessern wollte.

*) Eine neue Nachricht von Paris versichert; er habe vor seinem Tode alle bittere Stellen gegen seine Feinde aus dieser Schrift gerissen und verbrannt. Der einzige Zug verherrlicht den Mann. Ob Diderot nicht dabei errödet, der sich auf Rousseaus Grab hinstellt, und ihn für den schändlichsten Bösewicht erklärt? S. *Essai sur la vie de Sénèque*.

Über war nicht Rousseau ein Träumer? hat er seine Zeit, hat er die Menschen gekannt? lebte und webte er nicht in einer idealischen Welt? fordert er nicht zu viel von dem verdorbenen Geschlecht? Ist sein Vorbild der Tugend und Weisheit nicht aus der Halbgötter Zeit? Es kann sein; gleichwohl ist es ein ehrwürdiger Traum, uns Tätigkeit, Gefühl uneres Wohls, und Trost auf unsere Rechte zuzutrauen. Er wurde freilich getäuscht, er irrte zur Belohnung arm und vogelfrei auf der Erde herum; aber er gestand auch seinen Irrtum. „Ich unternahm es,“ sprach er, „mit den Menschen über ihr wichtigstes Interesse zu reden. Sie wollten lieber singen hören; darum schrieb ich Noten für sie ab.“ Man fragt ferner: widersprach er sich nicht? nahm er nicht oft Lehrlänge wieder zurück? Heil also der übereinstimmigen Mittelmäßigkeit, die immer auf ihrem geraden Weg im Gängelband der Schule taumelt, und keine Meinung ändert, weil sie sich nie einer eigenen bewußt war! So zählt uns denn, fährt man fort im triumphierenden Ton, die Summe der Wahrheiten auf, die Rousseau gefunden oder bestätigt hat, oder gesteht vielmehr, daß er wieder einriß, was er baute, und daß er, durch sein ewiges Für und Wieder, alle Gewißheit aus der Seele vernünftel! Welches Lehrgebäude hat er befestigt? welches neue gegründet? irret er nicht in lauter Ruinen herum? hat er nicht in alle Systeme tiefe, schreckliche Lücken gerissen? Alles zugegeben, meine Herren; aber er fand diese Klüfte auf seinem einsamen Pfad, und warnte getreulich den Wanderer davor; es war seine Schuld nicht, wenn er nicht so glücklich als andere war, und irgend auf eine Notbrücke stieß. Unsere Ratheder-Systeme hängen besser zusammen; wir erklären die verborgensten Dinge; wir verhören die verschwiegene Natur; wir vereinigen Notwendigkeit und Freiheit, und verteidigen mit kühnem Frevel Gott gegen seine Geschöpfe. Es gibt Herden von Universitäts-Philosophen, die alles begreifen und beweisen, die nie ein Zweifel geängstigt hat. Nur ist zu beklagen, daß die wenigsten unter den Menschen nach langem Grübeln immer fanden, daß sie nur wenig wußten. Unsere Jünglinge spotten über Zweifel, und der hundertjährige Theophrast starb darum ungern, weil er, wie er sagte, eben anfing, ein wenig klug zu werden.

Es ist verdächtig, wenn ein roher Rindling eben da die größte Klarheit entdeckt, wo die Bagle zweifeln und die Leibniße vermuten, wenn man da am trohigsten entscheidet, wo die Rousseau und die Locke ihre Unwissenheit gestehn. Die Grundbegriffe aller Dinge, das Wie? in den Erscheinungen der Natur, das Warum? in der moralischen Welt, die Rathschlüsse der Vorsicht, die widersprechenden Schicksale des Lasters und der Tugend sind Geheimnisse des Allmächtigen. Wir werden selbst in der bürgerlichen Weisheit nur einzelne Beziehungen gewahr, wenn sie just in unserm Gesichtskreise liegen. Darum überläßt der Wetse, wenn ihn keine Offenbarung erleuchtet, den Olymp den unsterblichen Göttern, erträgt oder genießt sein Loos, ist nützlich, wenn er kann, und bildet an sich selbst. Wir sind auch ohne tiefes Forschen durch unsere Vernunft genug aufgeklärt, um uns zu lieben, zu ertragen, um gütig und gerecht zu sein. Wohlthätigkeit und Menschenliebe sind älter als Systeme, älter als die goldenen Sprüche des Pythagoras, und es gab freundliche Erdenöhne, eh Plato über die Tugend schrieb, eh Sokrates dafür starb.

War es aber dein Schicksal, Freund der Wahrheit, in einer Religion erzogen zu werden, die, bei ihrer Unerkklärbarkeit, doch für deine Einsicht und dein Gefühl unlängbare Spuren eines hohen Ursprungs trägt, so grüble weniger als Rousseau, haße nicht so emsig nach Zweifeln, die dich weder klüger noch glücklicher machen; aber entscheide auch nicht so trohig und kühn, wie deine Orthodoxen, mähle nicht zwischen Geheimnissen und Vernunft, vertrage dich nicht um die Hälfte, demonstriere den einen Teil nicht weg, um den andern metaphysisch zu erklären, sondern Dinge, die du weder verwerfen noch begreifen kannst, verehere mit bescheidenem Schweigen, und demüthige dich vor dem alles erfüllenden Gott, der zu dir

spricht, im Herzen, und im lauten Jubel der Natur, der wahrlich ist — weil alles ist, und vor dem allein die Wahrheit ohne Hülle erscheint.

Galathea

(Ein Jugendgedicht aus dem Jahre 1881.)

O, wie brenn' ich vor Verlangen,
Galathea, schönes Kind,
dir zu küssen deine Wangen,
weil sie so verlockend sind.

Daß ich auch die Gnade fände,
Galathea, schönes Kind,
dir zu küssen deine Hände,
weil sie so verlockend sind.

Und was tät ich nicht, du süße,
Galathea, schönes Kind,
dir zu küssen deine Füße,
weil sie so verlockend sind.

Und mich treibt der Pulse Stoden,
Galathea, schönes Kind,
dir zu küssen deine Loden,
weil sie so verlockend sind.

Aber deinen Mund enthülle,
Mädchen, meinen Küffen nie,
denn in seiner Reize Fülle
küßt ihn nur die Phantasie.

München.

Frank Bedekind.

Richard Dehmel

Von Anselm Kueft.

2.

„Zwei Menschen“: Verwandlungen der Venus gewissermaßen persönlicher und objektiver zugleich gefaßt, als das Erlebnis zweier mit Fleisch und Blut bekleideter Seelen vor Augen geführt, dann aber, im Verlauf doch wieder in eine moderne Mythologie von Adam und Eva gewandelt; und schließlich auch hier wieder, und jetzt allerdings mit mehr innerer Folgerichtigkeit, zur riesenhaften Allegorie sich auswachsend, zum Bild der Menschheit, die ihr unablässiges Ringen nun genauer in seinem männlichen und seinem weiblichen Teil gespiegelt findet. Indes nur gespiegelt, so fühlen wir am Ende und verlangen desto ungestümer den Akteuren auch einmal lebhaftig ins veränderte Menschenantlitz blicken zu dürfen; wir haben ein faustisches Problem, aber seine eigentlichen Kämpfe liegen hinter der Bühne, werfen lediglich ihren letzten Abglanz auf die dialektischen Siege dieser vorüberwandelnden Gespräche, an deren peripetale Kraft wir, so im Wandeln eben, nicht immer zu glauben vermögen. Was Dehmel über die Möglichkeit der Epistlerung seines Grundthemas täuschte, war, daß er die hier ruhenden Konflikte in zwei einander noch zu ähnliche Naturen verlegte; es ist in ihnen etwas von vornherein auf einander Abgestimmtes, das den Mann nicht selten erst aus diesem Weib, das Weib aus diesem Mann gerade hervortreten läßt: Wie wird, so fragt man sich da unwillkürlich, die Trilogie „Erkenntnis“ (biblisch zu fassen) — „Seligkeit“ — „Klarheit“ unter den noch ganz anderen Mißgeräuschen, Mißheiligkeiten und vor

allem Mißverständnissen der Welt bestehen, zur Erscheinung dringen können? Diese „Welt“ aber ist auch keineswegs, wie im reinen Bild oder Gleichnis, völlig ausgeschaltet. Nur so erklären sich jene Zwittergefühle, die uns beim Lesen bald in der Metapher bald in der Wirklichkeit festhalten. Erst also wenn man sich jene Frage klar vorlegt, kennt man ohne weiteres auch die Entscheidung, die Lösung: Noch immer nämlich hat einzig der Dehmel des großartigen lyrischen Monologs, der Allegoriker gesprochen, der das Recht hat ganz allein seine Welt sich zu bauen, die von der andern lediglich jene Sphing- und Rätselzüge leihet, an deren Aufhellung ihm vorläufig noch am dringendsten gelegen ist. Schon aber guckt eigentlich ein Dramatisches zu allen Ecken und Enden heraus: Wird es die Puppe einmal sprengen?

Vielleicht liegt hier auch das Geheimnis verborgen, weshalb Dehmel das ihn so sehr beschäftigende Grunderlebnis und Grundproblem in seiner epischen Prosa bisher noch kaum fortgeführt hat, obwohl es auch den ungebundenen Entwicklungsroman als hindurchziehende Idee tief beseelen würde. Was wir vielmehr auf diesem Feld bisher von ihm besitzen, ist nur eine Reihe der ungleichartigsten Skizzen, Novellen, Erzählungen, voll des verschiedensten Inhalts und geschrieben in einer eigentümlichen Mischung von Stilen, als befände sich der Dichter selbst auf der Suche nach der überzeugendsten, gerade ihm gemäßen Form. Eine ungeheure Entwicklung liegt übrigens doch schon auf diesen „Lebensblättern“ vor uns ausgebreitet; und wer einmal den Weg von den „Drei Schwestern“ bis zur „Gottesnacht“ dem Erzählenden aufmerksam nachgegangen ist, der dürfte denn freilich über seine eigentlichste und abgründigste Kraft auch auf diesem Gebiet kaum mehr im Unklaren sein. Sie ruht, wo sie im Lyrischen geruht hat, in der visionären Augenblicksdarstellung, in der Sichtbarmachung eines ungeheuren Proteus der Erscheinungen, der am Grund jedes Einzeldings noch immer sein Wesen treibt und entlegenste Zusammenhänge fortwährend auch in der sinnlichen, greifbaren Welt stiftet, von denen der gemeine Verstand sich für gewöhnlich nichts träumen läßt. Indes, noch bei den letzten sonst so meisterhaft wiedererzählten Träumen seiner „Gottesnacht“ behält man schließlich, wahrscheinlich wegen der noch mithineingezogenen Episoden des Erwachens, ein Gefühl zurück, als habe der Dichter den erschöpfendsten Mut sich völlig frei fallen, frei schweben zu lassen noch nicht aufgebracht; seine Natur so absolut triebartig gewähren zu lassen, wie übrigens — außer in so vielen Gedichten — auch in den Märchen, Spielen und Geschichten für Kinder, die alle aus einem Geratewohl zunächst, aus tiefem Sinn zuletzt entsprungen scheinen. Dafür blickt man in den „Träumen“ freilich in einen dichterischen Kristallisationsprozeß, der die Urverwandtschaft aller in Dehmel lebenden Worte, Begriffe, Vorstellungen mit lyrisch-aufschlußfähigen Kräften fast zur Gewißheit macht. Das würde denn auch für seine Prosa eine notwendige Verseelung aller darzustellenden Dinge nach sich zu ziehen haben, wie etwas Ähnliches bei dem Amerikaner Walt Whitmann vor sich gegangen ist. Die suggestive Kraft, mit der Dehmel schon heute die verborgene Bedeutung im Unbewußten sich abspielender Vorgänge an den Tag und zur Offenbarung zwingt, scheint unvergleichlich.

Man findet es wunderbar, daß ein solcher Dichter mit so geheimnisvoll schlummernden Tiefen und sich

oft blitzartig erhellenden Abgründen auch „Betrachtungen“ geschrieben hat, sich absichtlich zuweilen auch dem Schneidenschritt langsamer Logik anbequemt, wo ihn längst vorher schon Adlerflügel emporgetragen haben. Und zwar an dasselbe Ziel: man täusche sich hierüber nicht. Auch hier sind die „eigenen Äußerungen“ dieser Seele tatsächlich immer schon vorangegangen, ehe sie an demselben Ariadnesfaden gerade sich wieder aus dem Labyrinth herausfindet, nachträglich „hinter sich selbst kommt“. Aber sie kommt hinter sich selbst: Das eben ist die Polarität des Grundprinzips der Dehmelschen Dichtung. Und Dehmel hat darum ein Recht jedem Teil seiner Bewunderer, die immer so tun, als ob sie lediglich vor der Wildheit und Grandiosität seiner Urinstinkte sich besiegt erklären dürften, möglichst deutlich auch mit nüchternsten Worten einzublauen, daß die Schlüsse, Weisheiten und Erfahrungen, die das tiefere Erleben gewinnt, auch die Duzendwahrheiten der anderen um ein Beträchtliches übersteigen möchten.

Richard Dehmel der Dramatiker endlich: Ich glaube, wem das dämonische Spiel der Triebe, das Jakobsringen zwischen Gefühl und Geist, die ewig in sich selbst zurückmündende Metamorphose in dieser Menschenbrust deutlich zum Bewußtsein gekommen ist, der mußte in Dehmel den heimlichen Dramatiker erblicken, der wunderte sich einzig darüber, daß dieser furor igneus nicht längst auch schon als der Sturmwind über unsere Bühnen gefegt ist. Alle seine Gedichte, es muß ihm bezeugt werden, sind Dramen in nuce. Nie ist mir die Verwandtschaft zwischen lyrischer und dramatischer Kunstgattung wieder so klar geworden wie bei diesem modernen Wanderer durch die moderne Welt, dem im Schreiten die ältesten Dinge wieder in der Urweltssprache zu reden anheben, dem aber auch die Telegraphendrähte heute das jüngste Wort „Von Pol zu Pol“ zusaufen. Indes, er hat sich der eigentlich feierlichen, erhabenen-erhebenden, selteneren Ausnahmewerte bisher lediglich in der Allegorie bemächtigt; dort glaubt er im Zwiegespräch von Chören, von Stimmen und Gegenstimmen, von Mann und Weib, bezeichnenderweise auch im Zurückgehn auf die Pantomime, die urälteste Symbolsform aller Handlung wie im „Luzifer“ ein schon ursprünglich Großes und Stattendeseinzelnenstehendes ohne weiteres einfangen zu können. Der Allegoriker aber nähert sich den von ihm selbst beschworenen Gestalten noch immer mit einer gewissen Scheu, der Ehrfurcht vor ihrem scheinbar-eigenen Objektswert. Er nähert sich ihnen nicht mit Sturmgewalt, nicht mit der grohen Geste des Siegers, der das von ihm gehegte Heldenwild — man denke: der Dichter steht so im Drama an Stelle des allmächtigen Schicksals selber — erbarmungslos in den Tod jaat. Ich glaube, hier erkennt Dehmel noch den überzeitlichen Wert des Shakespeareschen Dramas, das er an einer Stelle gegen das französische zurücksetzt. Und in seinem einzigen, auch formalen Drama, dem „Mitmenschen“ hat er, in seinen Grundinstinkten dem Briten so verwandt, sich tatsächlich auch vom Kalkül ins Schlepptau nehmen lassen.

Ob Dehmel je das einzige ihm anscheinend angemessene Drama, das der Titanenstürze erneuern wird, mer will es sagen? Ich habe lediglich nach seinem vorliegenden Werke eine, sehr, sehr wenige, Ringe seines bisherigen Bildes aufzuhellen gesucht. Alles Zukünftige aber liegt nur bei ihm und bei jenen immerironischen Mächten, die aus den Verwickelungen und Verworrenheiten noch jeder gegenwärtigen Literaturepoche anders als Menschen vollständig vorauszu sehen pflegten hinausgeführt haben.

Welke Blätter fallen . . .

Beste Blätter fallen von den Zweigen;
 und die Aeste starren kalt und kahl,
 starren in den Nebeldunst und schweigen.
 Fröstelnd schütteln Winde an den Spitzen.
 Aus den Wurzeln ächzt erstarrte Qual;
 Sehnsucht nach vergangenen Sommertagen,
 Sehnsucht nach der Furcht vor heißen Blüten; —
 Sehnsucht rinnt und findet keine Klagen. —
 Ach, der Winter ist erst im Beginnen;
 manchen Baum wird seine Faust zerknien,
 manchen wird der Frühling nicht erblicken. —
 Herbstreif rinnt wie Sehnsuchtstränen rinnen.

München.

Erich Mühsam.

Braunschweiger Tagebuch

Von Heinrich Eduard Jacob.

1. Oktober.

Ich komme an in einem ockergelben Vormittagslicht und trete über eine fremde, kleine Brücke in nasse Straßen ein. Der Regen, der Sonntag, und, daß ich aus einer noch viel lauterer Stadt komme, dämpfen sie ab. Immer durch den unablässigen Regen hintastend, finde ich mein sehr schönes Hotel. Es liegt gerade gegenüber dem Hoftheater, das heute Abend jubileren wird. Einstweilen reißt es nur fröstelnd ein paar festliche Fahnen in die Luft. Den schon novemberlichen Platz und den Regen, den in schmutzigen Silberwolken der Wind darüber hinwegtrifft: mehr bekomme ich, im Fenster lehrend, an diesem Tage von Braunschweig nicht zu sehen.

Um sechs Uhr nachmittags beginnt auf den Korridoren befrachtetes Getümmel. Ich denke: es sind die Kriegskorrespondenten. Sie können hier einen Orden bekommen oder auch, durch die Minderwertigkeit einer künstlerischen Leistung, erschlagen werden. Ist es denn schon Zeit? Wir gehen alle hinüber. Die Hoftheaterdiener sehen gutmütig aus, wollen Würde nicht vertauschen. Das Theater — es ist das alte rote Barocktheater mit dem noch gemalten Vorhang — hatte ich mir überall schwarz gedacht, mit einem Zentrum weißer Hemdbrüste — es ist aber nicht so feierlich. Die Minister kommen zwar im Frack allein sie sehen gutbürgerlich aus, wie Veteranen im Festkleide, die gerne Regel spielten und Wein tranken. Würde gegen sie eine liberale oder sozialdemokratische Presse, wie doch bei uns, irgendwie schwere Vorwürfe erheben? Der Herzog und die schöne Frau Herzogin betreten ihre Loge im ersten Rang, kommen ernst und sehr höflich an die Brüstung und verneigen sich gegen das aufstehende Parkett. Das Parkett setzt sich, es wird dunkel.

Diese Aufführung der Iphigenie auf Tauris hat leider keinen Thoas. Der Darsteller erschafft statt seiner ein völliges Vakuum, ein Loch, in das, sobald es auf der Bühne erscheint, die umliegende Vorzüge hinein stürzen. Noch nie habe ich so sehr empfunden, daß für Thoas eigentlich die Hauptrolle dieses Schauspiels geschrieben ist; für Thoas, den in der chauvinistisch-griechischen Schreibart des Euripides noch heillos übertölpeltesten Barbaren, der sich bei Goethe selbst bewirgt; für Thoas, den urindogermanischen Bruder des eddischen Drum, dem Tor und die Zivilisation die Braut und den Hammer stehlen. Er ist nicht hier; ihn zu ersetzen ist auch diese Iphigenie nicht stark genug.

Jedoch: was für wundervolle Sprecher treten als Herkes und als Pylades nunmehr auf! Es sind die Herren Kunath und Paris. Durchbrecht das Gesetz des Dichters, ihr geflügelten Stimmen, and bleibet noch ein wenig! Wenn ihr es so wollt, befreundete Jünglinge, dann treten wirklich, ungezählt wie Sterne, die ungetanen Taten aus der Nacht, die Erde dampft erquickenden Geruch, und wir bereiten uns mit euch auf ihrer Fläche nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen. — Regie in dieser aus Hoftheater-Klassik und neueren Stilen sonderbar zusammengewachsenen Aufführung führt mit guten Einfällen Müller-Heinz, der bei Hagemann in Mannheim manches gelernt hat. Er läßt nicht, während überlanger Selbstgespräche, die unbeschäftigten Schauspieler tot, gleich Requisiten, umherstehen; er stellt, statuarisch und wie von einer alten Grabstelle uns überkommen, den Herkes gebückt unter einen Torbogen und läßt ihn in Augenblicken, da wir die Erynnyen um ihn glauben sollen, den schwarzen Mantel der Verdammung umwerfen. Indessen, konnte diese doch talentierte Regie nicht verhindern, daß Fräulein Scarla als Iphigenie das Parzenlied, das wie eine scharlachgefleckte Orchidee aus dem Fieberboden der nächsten Umgebung natürlich emporsteigen muß, als etwas Unorganisches, eine Einlage, ein deklamatorisches Brunkstück auffaßt? Und was für ein toller Einfall ist es auch, am Aufzug und Schluß jedes Aktes die Sturmmaschine in Bewegung zu setzen! Glaubten wir sonst das Meer nicht, das hinter der Ueberschneidung des mykenischen Gemäuers unsere Augen doch deutlich genug sehen? Immerhin ist mir dieses partielle Rauschen in seiner Ueberdeutlichkeit noch lieber als eine Regieleistung, welche die Meeresnähe überhaupt streicht und die ganze Iphigenienhandlung in einen liebenswürdig deutschen Buchenwald verlegt. Eine solche habe ich im Jahre 1910 in einem der besseren Berliner Theater gesehen.

2. Oktober.

Den heutigen Tag kann ich nicht besser beginnen, als daß ich hingehe und mir den Löwen ansehe, von dessen Treue die dunkel rührenden Sagen melden. Der Wind in den Straßen ist stöhnend hart und hat den Tritt der alten Sachsenritter. Ich bewege mich, im wehenden Mantel, wie ein kluges Schiff: da bin ich auch auf dem Plage hinter der Burg Dankwarderode und sehe den Löwen, wie er gestraubt zu den niederdeutschen Wolken emporläßt — ein wundervolles Tier! Da steht das herrliche und ist so herrlich, daß, käme nur einem in den Sinn dergleichen heute hinzustellen, ein breitetes Lachen vom linken bis zum rechten Ohre Deutschlands fließen würde: „Ah, das Hündchen aus der assyrischen Spielzeugschachtel!“ Wir aber soll es gegrüßt sein mit seiner grotesken Flankenmagerkeit, von der unsere Tiermaler noch nichts ahnen, mit seinen Läckchen, seiner archaischen Hilflosigkeit. Waren eigentlich die Künstler des damaligen Zeitalters so überirdisch schlau zu wissen, daß eine durch formelle Mittel erregte Rührung sich schließlich dem Thema zuwenden muß? Es ist unmöglich; hier möchte man es fast glauben. Wenigstens dies eine werden wir jedoch zu behaupten wagen, daß der Schöpfer dieses Tieres ein Literat gewesen ist, der, noch unverdorben durch die Theorien, man müsse immer nur malen, die Natur abmalen und dürfte nicht denken, die Geschichte des Löwen genau gekannt hat.

Der genau wußte, daß er hier keinen König der Tiere nachzubilden habe, sondern eine fast zum Hunde gewordene Spielart, die sich der Christensitte bequemt, die zwischen Italien und der Berberet auf einem Deck zahm-wilde Spaziergänge unternommen hat und schließlich, unter nördlichen Himmel die Branten über ein frisches Grab gespreitet, greis und treu eingeschlafen ist. Denn es ist nicht irgendein Löwe, der hier steht, sondern der Löwe, der einzige, der Begleiter Herzog Heinrichs.

Erinnere ich mich recht, so sagte mir in Berlin jemand, hier solle sich ein Rembrandt befinden. Das kann nur im Herzoglichen Museum sein. Hineingetreten, verwirren mich Zahl und Pracht der allerreichsten Sammlung von Niederländern und Blamen. Ich gehe, immer den Rembrandt suchend und meiner gemessenen Zeit achtend, scheu umher, damit nicht, aus irgendeinem gleichgiltigeren Bilde herauslangend, ein welttiefes Braun oder ein dämmeriges Grün mich festhalten. Dort muß es sein — mir steht das Herz still! Eine Badende, bleich-nackt neben Säulentrümmern, welche die Melancholie alles Seienden eingezogen haben, vor ein schwarzes Waldgebirge gestellt! Nein, es ist nicht Rembrandt, ein ganz unbekannter Name steht darunter. Aber dort?! Wirklich, es ist der „Leser in der Bibliothek“. In einem bleifarbenen Licht — man kann also aus Blei Licht gewinnen! — liest dieser Mensch, jung oder alt, mit gesenktem Kopfe, den Arm aufmerksam aufgestützt. Das schwarze Barett hat seine Stirne bis über die Nasenwurzel hinaus überwachsen — aber den Ausdruck des Lesens, die von Zeile zu Zeile rollenden Augen, erlebte der Kunstverstand des göttlichsten Meisters dadurch, daß er dem schweigenden Manne den Mund aufbrach. Die Kiefer spielen, die Lippen bewegen sich von den Zähnen fort und wieder zu ihnen zurück: er liest laut. Nachdem ich dies gesehen habe, will ich umkehren, da hält mich ein Bild von Pieter Lastmann fest, ein groß erfundenes. Odysseus vor den Phaiakenmädchen. Kostrot von den Schlägen der Salzflut, den Zweig an die Lende gepreßt, entsteigt der Umgetriebene flehend dem Ufergebüsch. Die Wäscherinnen kreischen, ein köstlicher Ambiß, auf den Rasen gestellt, stürzt durcheinander, ganz rückwärts wenden Maultiere mit erhobenen Rüstern die Häupter zur Flucht. Sturm auf dem Lande, Sturm auf dem Meere! — im milchblauen Himmel taumeln Möwen, trunken von Lust. Anderen Bildern rühmt man die Stille nach; hier laßt uns den entsetzlichen Lärm lobpreisen. Es schrillen die Seevögel, es donnert der anfliegende Schaum, zu dem Furchtschrei der Frauen trompeten die Esel — dazwischen spricht Odysseus sein erstes phantastisch-feierliches Wort an Naustika —: soviel hallende Welt kann auf dem kleinen viereckigen Leinwandstück eines Meisters eingefangen sein, der uns fast nur ein Name und kein Mensch mehr ist.

Das Herzogliche Museum ist doch besser als das Herzogliche Hoftheater, wenigstens als das heutige vom 2. Oktober. Sie wollen an diesem zweiten Jubiläumstage einmal modern sein und spielen deshalb eine hübsche Belanglosigkeit von Roberto Bracco, die modern zu sein glaubt, weil sie im Kostüm unserer Zeit steckt und vorher Schnitzlers „Literatur“. Soll man gegen dieses Stück polemisieren? Man weiß, daß es ein durch Situationsfarcen zu einem Einakter

ausgewalztes Bonmot ist, das mit einer drallen und unwahren Gegenüberstellung des ehrlich - vornehmen Bürgers und des indistret-haltlosen Literaten spielt. Arthur Schnitzler ist ein großer Dichter. Ich freue mich auf sein „Weites Land“! Es wird ein weites Land sein und nicht, gleich diesem Stück Welt hier, klein wie der Boden einer Bonbonniere.

Nunmehr nach allerhöchstem Befehl auf die Burg. Ein alter Saal blendet mit Orden und Lichtern. Der Herzog ist jagdlich verhindert. Statt seiner erhebt sich der Intendant v. Frankenberg, ein edel-nervöses Haupt, und begrüßt die Gäste. Er gehört nicht mehr zu den Jüngsten; gleichwohl will er nächstens (o, warum nicht schon heute?) Hofmannsthal's perlenbesäte „Sobeide“ aufführen und Wildes „Florentinische Tragödie“. Er hat auch gewagt, die traditionell goethesche Iphigenieninszenierung zu durchbrechen und den unerträglichen, leuchtenden Jontertempel durch ein an der Schliemannforschung orientiertes zyklisches Gemäuer zu ersetzen — eine Handlung, um deretwillen man in braunschweigischen Lokalblättern schon arg angezeteret werden kann. . . . Im Durchblick schwarzer Menschenmassen erscheinen jetzt Tische mit Schweinstöpfen, Fasanenteibern, mit Salaten von Fischen und Krebsen und mit köstlich überhängenden Saucen. Wir werden speisen wie die alten Sachsenritter.

3. Oktober.

Das Unwetter ist fortgerast. Der Tag klingt, eine blaue und goldene Strophe. Die Lindenalleen sind über Nacht rotwangig geworden. . . . Heute finde ich ohne Mühe, wie freundlich geleitet, die Altstadt. Grün patinierte Türme haben, schlank wachsend, die Türkischschale des Himmels seit Jahrhunderten getragen. Till Eulenspiegel sitzt nachdenklich-lustig auf einem Brunnenrand und wiegt den Pantoffel auf seiner großen Zehe, die Eulen und Meerkatzen, die er einst bul, hochern ehern um ihn her. Der Platz auf dem er sitzt heißt Bäckerkint; ein Hauch von alten Innungsfahnen, Holzschuhklappern und Festtuchenduft ist um das Wort. Weiße Kraftsprüche laufen schief gemalt über die Türen uralter Häuser, und mit der unregelmäßigen Wellenlinie der Fensterreihen scheint sich der Wind, gleichwie mit hangender Wäsche, eine scherzhaft Unordnung zu erlauben. Dieser Stadtteil ähnelt einem in Jugend strahlenden Greise. Als mich gestern ein Wiener Musikritter um mein Verhältnis zu Wilhelm Raabe befragte, sagte ich noch ohne Bedauern, daß ich ihn nicht kannte; heute tut es mir leid.

Abends „Fidelio“, greis, aber in Jugend strahlend. Greis in seinen freimaurerischen Humanitätsgedanken, jung, solange es ein Land gibt, das Rußland heißt, solange die purpurne Ungerechtigkeit aus Kanonenschünden fährt und Kerkermauern über geborstene Seelen nachten. O, Golfstrom der Bolinen um zackige Baulenmirbel, mörderische und richtende Trompetensolaren. Vielfarbigkeit der Herzen und der menschlichen Wünsche im Quartett! Die Gefangenen steigen mit ausbreiteten Handflächen ans Licht: Florestans Grab wird gegraben, und selbst die nasse Erde beginnt mittrauernd zu klingen: — es kann ohne Tränen nicht hingenommen werden.

Diese Aufführung ist mundervoll. Es tritt nieder einmal ins Helle, wie turmhoch an den Hoftheatern die Oper über dem Schauspiel steht. Solange es keine ernstzunehmenden Privatopern gibt, darf es ja auch nicht anders sein. Fidelio und Florestan sind zwei heroische

Opfiter von weitestem Stimmfelde, Fräulein Englerth und Herr Hagen. Der Kapellmeister, schleppt er nicht ein wenig? An ihm gemessen, haften die Sänger vorwärts, versuchen unruhig auszubrechen. Alle drei Leonorenouvertüren! . . . Während der dritten treibt irgendeine Angst mir die Uhr in die Hand. Ist es denkbar, daß ich in Minuten, die man zählen könnte, nämlich, einen Koffer in der Hand, über einen trübehellsten Bahnsteig laufen werde? Ich muß fort und löse mich langsam von den Tonschlingen. In meinem Rücken stößt das Orchester wie rauchendes Erz den großen Trompeteneinsatz aus. Er trifft mich in den Nacken; vornübergebeugt und trunken falle ich in die Garderobe.

Juryfreie Kunstschau

Von Arthur Segal, Mitglied der Neuen Sezession.

In der Potsdamerstraße 39 a ist zum ersten Mal in Berlin eine Gemälde-Ausstellung veranstaltet worden, die sich dadurch von den anderen unterscheidet, daß hier ein Jeder das Recht auszustellen hat, der sich 3 qm Wandfläche käuflich erwirbt. Solche Veranstaltungen sind nicht mehr neu. Hier in Berlin wie überall hat die Juryfreie Kunstschau gegen viele Vorurteile und viele Bedenken zu kämpfen gehabt, und daß sich doch die Ausstellung verwirklichte, ist sehr zu begrüßen. Die Bedenken gegen solche Veranstaltungen sind ungefähr folgende gewesen: Juryfreie Ausstellungen leisten dem Dilettantismus Vorschub und dadurch wird das Künstler-Proletariat, das Künstlerelend verstärkt; die gute Kunst habe dann eine neue Konkurrenz; der Geschmack werde verdorben u. dgl. m. Wir wollen die Frage einmal von möglichst objektivem Standpunkt aus betrachten. Ich behaupte, der Dilettantismus ist eine Notwendigkeit. Der Dilettant ist Vermittler zwischen dem großen Publikum und dem Künstler von Bedeutung. Der Dilettant ist im großen und ganzen mehr kunstverständnisvoll, als der absolute Laie — er hat Interesse für die Kunst, und durch ihn werden Kreise mit Kunst, (meistens mit Talmalkunst, aber doch mit der Kunst) als Sache von Bedeutung in Berührung gebracht — die sonst nie an Kunst denken würden. — Die höhere Tochter, die malt oder musiziert, weil es Mode ist, lernt, ob sie will oder nicht, bedeutende Namen kennen, und gibt sie ihren der Kunst noch so fern stehenden Kreisen weiter. Wenn diese Künstler auch nicht verstanden werden, wenn Minderwertige vorgezogen werden, die Wirkung ist doch da — man beschäftigt sich mit der Kunst und mit den Künstlern — damit ist schon viel getan. — Den Dilettanten verneinen, hieße die ganze Menschheit verneinen, der allergrößte Teil der Menschen, das sind ja Dilettanten: Dilettanten der Kunst, Dilettanten der Wissenschaft, Dilettanten jedweden Berufs, Dilettanten des Lebens, des Glücks und des Unglücks! Wie wenig Ueberragende gibt es! Und gewiß fliegt alles Streben diesen Ueberragenden zu — aber leistet denn auch heute nicht ein jeder das Bedeutendste im Sinne seiner Individualität? Es bleibt fest — der Dilettant ist notwendig. In sehr wie der Mittelmäßige und wie der Ueberragende. — Nie kann und wird der Dilettant und der Mittelmäßige das Genie oder Talent dauernd verdunkeln, ideell und materiell. — Materiell gehen oft sowohl der Dilettant wie das Genie zu Grunde, trotzdem beide von der Kunst leben wollen oder müssen. — Ich bin überzeugt, daß eine Statistik erweisen würde, daß prozentual mehr Dilettanten und Mittelmäßige dem

Elend preisgegeben sind als Talente und Genies. — Nun wird man sagen: Darum dürfen die Dilettanten, die Mittelmäßigen nicht ausstellen usw. — Weit gefehlt! — Haben alle Rezensionen der Ausstellungen mit Jury etwas dagegen vermocht? Im Gegenteil. — Die verkannten Genies sind das Produkt dieser Rezensionen. — Die Wenigsten lassen sich so entmutigen, daß sie die Kunst an den Nagel hängen. Daß die Juryfreie Ausstellung viele Nachahmungen bringt, ist nicht so verwerflich. — Auf Nachahmung beruht ein Teil der Entwicklung. Nachahmung ist Verbreitung — zwar gute und schlechte Verbreitung, aber im besseren Sinne auch Zeugnis einer Beeinflussung, die zum Weiter- und Neubauen führt. Diesen großen Künstlern wurde zuerst der Vorwurf der Nachahmung gemacht — dann des Beeinflusstseins, dann standen sie auf einmal als Persönlichkeiten da — und viele entschieden beachtenswerte, junge, moderne Künstler sind einstweilen Nachahmer der Franzosen!

Gewiß — der Mittelmäßige bleibt in der Nachahmung stecken — was schadet das der Kunst als solchen! — Erreichen denn alle die Höhen der Kunst? Ob diese Nachahmer ausgestellt werden oder nicht, ist für die Kunst selbst gleichgültig; Rembrandt wird dadurch nicht schlechter und Liebermann auch nicht. Aber die Nachahmer treten die Masse breit, machen sie zum Allgemeinut, und bereiten dadurch die Notwendigkeit neuer Ideen vor. — Das Gute wird dann noch leichter erkannt, das Schlechte einfacher, besser zurückgewiesen. Durch den Vergleich — durch den Vergleich am selben Orte, in derselben Ausstellung — wie jetzt z. B. in der Juryfreien. Die Hängelkommission der Juryfreien hat ihre Aufgabe glänzend gelöst. — Es ist zwar nicht gleich, ob man gut oder schlecht gehängt wird, und ist dadurch in der Juryfreien auch eine Jury entstanden — aber es kommt doch ein Jeder zu Worte — wenigstens mehr, als wenn man garnicht zu Worte kommt. Es ist gut gehängt worden, die Bilder sind nach Schulen und Richtungen zusammen gebracht — sogar nach Harmonien. — Ich kann nicht behaupten, daß ein Saal, als Gesamterscheinung so abstoßend auf mich gewirkt hätte, daß ich es sehr unangenehm empfand. —

Was die Bilder in den ganz oberen Sälen und viele Bilder derselben Qualität, in den unteren Sälen anbelangt, so muß ich sagen, gar so schlimm ist es nicht. — Man geht ja nicht mit hohen Ansprüchen hin, und man ist nicht enttäuscht. Im Gegenteil, ich bin angenehm überrascht worden; ich hatte es mir viel viel schlimmer vorgestellt. Ich denke, man braucht nicht zu zimmerlich zu sein — man müßte sonst, wenn man z. B. Beethoven liebt und wer weiß wie versteht, auf der Straße sich die Ohren zuhalten, wenn man Gassenhauer hört, oder die Gesellschaften, wo die Tochter musiziert, meiden. — Das kann in der Juryfreien auch geschehen, wenn man so fein henerot ist — man meidet die schlechten Säle. — Es sind auch gute Säle da, wo Gutes hängt, wo sogar Hochbedeutendes hängt. — Zum ersten Mal ist hier sehr gute und sehr schlechte Kunst so zusammen gebracht worden. Darin liegt das Gute. Der Laie sieht beides und ist geneigt zu vergleichen. — Er sieht hier Kunstrichtungen, die er sonst nie sehen würde, meist er jene Vereinnahmungen, die diese Kunst bringen, nie aufsuchen würde, er sieht hier Verschiedenwertiges und muß vergleichen. — Die gute Kunst kommt hier sehr zur Geltung. — Die gesamte Kritik hat einstweilig die selben Säle als die besten bezeichnet. — Diese

Juryfreie zeigt, daß es eine falsche Auffassung ist, daß das Gute neben dem Schlechten nicht zur Geltung kommt. — Im Gegenteil, hier wirkt das Gute stärker und unmittelbarer — durch den Vergleich.

Die Juryfreie hat ihre praktische Notwendigkeit dokumentiert. —

Der Dilettantismus und die Mittelmäßigkeit von Akademien und juryrten Ausstellungen mit dem Nimbus der von Autoritäten anerkannten Kunst — sind zehnmal schädlicher als der harmlose Dilettant, der sich in einer Kunstschau, ohne autoritative Anerkennung, Wandflächen kauft, um seine Kunst seinen Freunden und Verwandten zu zeigen.

Die große und die kleine Welt

Vertrauter ist mir als das krause Band der Welt
Das rosa Band, das Deines Hemdes Krause hält,
Und heilender als Balsamhauch an Meerestüften
Der Duft, der aus dem Luftschacht zwischen Deinen Brü-
sten,
Als hätte man ein noch nicht aufgeräumtes Zimmer
aufgellint,
Bähe und wärmefächelnd wie aus träggerschlafnen
Betten dringt.
Prag. Mag Brod.

Hilma Schlüter

Ein Erinnerungsblättchen von Mag Jungnickel.

Im Thronsaal meiner Erinnerung steht eine, die um ein paar graue Werkeltagsstunden den Purpur des Feiertages schlug: Ein Lied; steht Hilma Schlüter. Sie trug einmal Dichtungen vor, es muß wohl bald ein Jahr her sein. Ich höre noch immer ihre Stimme, ihre Stimme.

Dem verträumten Mörkte schenkt sie die schwebende Flatterhaftigkeit ihrer Seele. Und als sie den schimmernden Erdenburschen Eichendorff umzauberte, wob sich um ihr Haupt ein Regenbogenglanz. Dann glitt in's Poetenländchen der Droste. Ein mustzierendes Gemüt, ein Aufleuchten, Zerflirren und Abdunkeln. Als hätte das alles ein Mensch gesprochen, der spiegelklare Augen hat, eine erdenbraune Wange und ein singendes Vogelherz, das sich ein lila Fliederreis an den zerfetzten Hut steckt und singend weiter zieht mit verstaubten Wanderschuh. Ich habe Andersen, den poetischen Mondschuster, der mit Kinderhänden herniederhuschendes Licht auffängt, nie so sehr geliebt wie in jeder Stunde in der Hilma Schlüter seine Lieblichkeiten erzählte. Ein Scherzen, ein Lauschen, ein Zärteln, ein Gelstern, ein herniederrieseln von den Sternen. Ihre Augen waren lächelnde Märchen und ihre Seele tanzte. Ich habe Andersen nie so sehr geliebt.

Und Hilma Schlüter ist eine wenig Bekannte. Ich sah sie einmal im Deutschen Theater in Shakespears Sommernachtstraum. Wie kam sie mir nur damals im Rathausbürgerhalle vor? Wie ein Strauß Veilchen, den seine Hand aus einer stillen, verträumten Stube soeben hinausgestellt hatte in eine tuschlige Hausflurnische. Nun stand er da und durchduftete das ganze, ganze Haus.

Ein wenig Bekannte und doch umwoben von erden-schöner Gloria.

Die alte Witwe

Von Myrona

Der Spaß bestand in nichts Geringerem, als daß endlich eine freundliche alte Witwe auf den Einfall ge-

kommen war, sich wieder zu verheiraten. Wie es die Art alter Frauen nun einmal ist, so griff sie nachdenklich in die Dose und begann zu schnupfen. Da sie nachgerade ins Niesen geriet, wurde ihr der Kopf hell und sie sprach zu sich selber: „Anna!“ und als wenn sie nicht zugehört hätte, betonte sie lauter: „Anna Anna!“ Jeder wird ihr gewiß Recht geben. Sich selber laut beim Namen zu nennen, wenn man einen Gedanken hat, welcher unser Leben höllisch revolutioniert, ist ein gar deutliches Zeichen von Liebsinn.

Die Witwe — Handschuhnummer 8!! — zog ihr Taschentuch, schneuzte sich, daß es klang wie eine morsche Turmglocke, schluchzte auf und weinte sich wieder jung. In diesem zivilisierten Zustande holperte sie auf die Straße und ging zu einem mäßigen Junggesellen, der ihr Nachbar war und dem sie gern zu verstehen geben wollte, was eine Harke ist. Es war nicht allzu leicht, indem dieser Nachbar besonders prophylaktisch veranlagt war. Aber wenn erst 'n olle Wittab —

„Guten Abend!“

„Guten Abend!“

Hierauf verfuhr die infame Witwe resolut. Sie setzte sich hageldicht an den Nachbarn heran und begann einen Plausch, daß diesem die Weste zu eng wurde. Sie sprach von Theater, Gurkensalat, Maßliebchen, Schnürleibchen, Moses, Spitzhunden, Bettlaken, Delfardinen, Kanonen und Flöhen. Als sie sah, daß der Augenblick gekommen war — nämlich der Nachbar, ein Herr in mittleren Jahren mit ungeheurer Vorliebe für Filzschuhe und Einsamkeit — war fast unter den Tisch geredet, alsdann heulte und jammerte sie unter Tränengüssen, rang die Hände, warf sich plötzlich über ihn, verbarg ihre Flügelhaube an seiner Hemdbrust und stöhnte:

„Wir tun uns eben zusammen!“

Selbst ein sehr strenger Logiker hätte über diese Manier, zu schlussfolgern, keineswegs überraschter sein können als Herr Wenndudoch (so hieß er leider). Wenndudoch besann sich etwa so lange wie ein Hahn braucht, um energisch zu krähen — dann aber krähte er mit einer förmlich unirdischen Stimme in die obige Witwe hinein: „Frau Trodendoch (so hieß sie glücklicher Weise) „ich bedaure mit geneigter Miene, daß ich auf Ihre Jeden von uns so sehr ehrende wie auch beglückende Offerte nicht eingehen kann.“ Darauf tuschelte er ihr etwas in's Ohr, worauf sie ihm aber laut antwortete: „So? Na das macht doch nichts!“ In diesem Augenblicke beschloß Wenndudoch, da eben nichts weiter half, irrsinnig zu werden. Siehe da, die Trodendoch fand ihn jetzt erst interessant. „Wissen Sie,“ sagte sie zärtlich, „Sie glauben garnicht, wie langweilig der normale Mann ist. Bleiben Sie man so!“ Wenndudoch wurde blaß wie weiße Stubendeckentünche. Fünf Minuten später war er † † † Leiche. Dieser edle Mann war den Stürmen der Leidenschaft nicht gewachsen.

Es ist verzeihlich, daß er starb. Nur half es ihm nichts. Die Witwe radelte mit der Leiche zum Standesbeamten. Der blickte sie lange verwundert an. Er begab sich nach vollbrachter Amtshandlung sofort in ein Sanatorium. Das Ungewohnte ist so anstrengend!

Witwe Trodendoch fand in ihrer neuen Ehe keine Befriedigung. Leichen sind stets schlechte Ehemänner gewesen — und gar wenn sie, wie in diesem Falle, schließlich gegen ihren Willen geheiratet wurden. Aber immerhin — ! Es ging. Man vertrug sich. Man ergänzte

sich, so gut es ging. Man wahrte die Dehors. Von Wennbuboch hat sie nie ein böses Wort gehört; überhaupt teins . . .

Literarische Neuerscheinungen

Das XXV. Jahr. Ein Jubiläumsbuch. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)
Geb. 1 M., Pappband M. 1.25.

Für den geistigen Tiefstand des bürgerlichen Deutschlands sind die Riesenaufgaben, die minderwertige Literaturerzeugnisse erleben, charakteristisch. Verleger, die sich an die Kritiklosigkeit der Zeitgenossen wenden, haben es leicht, geschäftliche Erfolge zu erringen; Ideale sind im Buchhandel hinderlich. Diese traurige Tatsache festgestellt, muß man es den Männern besonders hoch anrechnen, die es trotzallem wagen, gegen den Strom der Gewöhnlichkeit anzukämpfen. Verlage wie Eugen Diederichs, Jena, Insel-Verlag, Georg Müller, München, Julius Zeitler, Rütten & Loening, Frankfurt a. M., Erich Reiß, Desterheld & Co., Paul Cassirer und Bruno Cassirer, Berlin, Albert Langen, München, der Hyperion-Verlag Hans von Webers, München, die grandiose Gründung Tempel-Verlag, an der die Verleger S. Fischer, Eugen Diederichs, Julius Zeitler, Hans von Weber, Carl Ernst Boeschel und Georg Hartmann beteiligt sind, haben den deutschen Buchverlag zu einem Kulturfaktor erhoben, haben jeder einzelne zur Wehrung unserer geistigen Güter mehr getan, als das ganze preußische Kultusministerium.

Anlässlich der fünfundsamzigsten Jahrgang des Gründungstages veröffentlicht der Verlag von S. Fischer, Berlin ein Jubiläumsbuch unter dem Titel „Das XXV. Jahr“, das dafür einen Beweis gibt. Diese Gelegenheitspublikation läßt uns einen Überblick tun, über die Arbeit eines ersten Verlages. Das Jubiläumsbuch gliedert sein umfangreiches Material in drei Teile; in dem ersten wird das „Buch“ zum Brennpunkt von zehn verschiedenen Betrachtungsweisen gemacht, die jede aus Intellekten und Individualitäten der verschiedensten Art wie Richard Dehmel, S. Fischer, Emil Strauß, Jakob Wassermann, E. R. Weiß, es auf stets eigentümliche Weise als wirtschaftlichen, literarischen oder künstlerischen Faktor nehmen. An diesen ersten Teil schließt sich ein zweiter, der fünfundsamzig unveröffentlichte Arbeiten, Novellen, Essays, Dramatisches, Gedichte, Briefe und Skizzen von Autoren des Verlages enthält. Darunter sind, um ein paar Namen zu nennen: Gabriele d'Annunzio, Peter Altenberg, Hermann Bang, Richard Beer-Hofmann, Otto Brahm, Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Johannes B. Jensen, Bernhard Kellermann, Ellen Key, E. von Keyserling, Thomas Mann, Julius Meier-Gräfe, Peter Ransen, Alfred Kerr, Jakob Schaffner, Paul Schlenker, Hermann Stehr, Emil Strauß, Arthur Schnitzler, Bernard Shaw, Karl Vollmoeller und noch viele andere. Hundertvierundzwanzig Porträtreproduktionen sind dem Buche beigegeben, eine kleine Armee interessanter und verschiedenartiger Köpfe. Die Beschlus des Buches, dessen Einbandzeichnung E. R. Weiß entwarf, bildet eine vollständige Bibliographie des Verlages und eine interessante Chronologische Tabelle. Die Publikation findet zu Gunsten des Pensionsfonds deutscher Schriftsteller und Journalisten statt.

Ueber Georg Zepplers Lyrik

Von Heinrich Eduard Jacob.

Rotto: Rechts sind Bäume — links sind Bäume
und dazwischen Zwischenräume.

Friderike Kempner.

Die Schönheit dein o Liebling mein,
die hat genommen mich in Haft.

Ein Pieronsänger.

Aus alten Zeiten melden die Mären, daß, als ein böser Drache eine edle Jungfrau gefangen hielt, der heilige Ritter Georg gekommen sei und sie aus der Umstrickung des Drachen erlöst habe. Aber

auch in unserer Zeit können Georgstaten geschehen. Die Dame Deutsche Poesie windet sich in den Klauen des Modernitätsungeheuers; wer kommt, sie zu erlösen? Und abermals kommt ein Georg — siehe da! — des Weges gezogen, freilich kein heiliger, sondern ein Dichter, ein Zepler, ein Sinnierer. Unter jovielen Halben und Schiefgewachsenen erscheint endlich ein Ganger und Gerader, einer der das Herz auf dem rechten Fied und den rechten Fied auf dem Herzen hat. Einer von dem in erhöhtem Maße das Wort gilt, das Otto Holztrause in seiner Beigabe zum Rasthauer Gymnasialprogramm von 1904 auf Friderike Kempner prägte: „Sie wußte sich in einer verirrten Zeit den Glauben zu erhalten, daß der Himmel blau und die Blätter grün seien.“ „Rückblick und Stimmung im Herbst“ und „eindito; neue Folge“ sind die Titel der Gedichtsbücher, die der gereifte, gleichwohl im Herzen noch immer jung gebliebene Dichtersmann in der letzten Detade an's Licht gegeben hat. Bücher? Freilich, nicht Bücher im gemeinen Sinne sind es, sondern Fundgruben, wo nicht gar Schatzkästlein — und sie auf des Autors Kosten drucken lassen hat sich nicht nehmen lassen der Pieronsche Verlag. Ja, wie lieblich klingen in diesen unverbefferlichen Bänden! Selbst ein solch erlebener Kenner, selbst ein Ludwig Fulda mag Zepler um einen so glücklichen Wurf beneiden, wie es das folgende Gedicht ist:

Der Ruf.

Ich will nur Geist von Frauenlippen küssen,
nicht tierisch an den Seelenuren saugen.
Die Seele, so sich kündigt in den Augen
den Geist der Form, zum Liebesrausch Praemissen
will ich am Rosenhage mir erfüllen.

Wie wahr! Wie schön gesagt! Und — das müssen wir bekennen: wenn Zepler ersehnt, daß seiner Lieber wenigstens eines „einer armen Duldseele zum Trost gereicht und Tränenfluten ölt“, dies hier wird es nicht sein. Denn es steht zu bedenken, daß wohl gerade dasjenige was an unsere tiefste Wesenheit rührt, uns Tränen erpreßt. Wurde eine Regenstimmung jemals sicherer onomatopoetisch festgehalten als hier? Hört:

Tip, tip — Also regnets in einem fort,
Es schläft der belebende Wind,
Und wo sonst die Sonne geschienen dort,
Jetzt Wolken, nur Wolken noch sind.

Berse, von denen sich sicher Gertrud Bertheims lautmalende Neuherung „Klopp, klopp, ein Telegramm“ (M. Journal, 16. Oktober 1911) heranzieht. Doch Zepler selbst, von wem erduldet er Vereinfachung? Gemach, ihr Herrchen und Schnüffler, dieser Mann bewirtschaftet seinen Ader selbst, bäckt nicht fremdes Brot, ist mithin nicht bloß ein Sinnierer, sondern auch — ist es nötig, das auszusprechen? — ein Eigenbrödl. Wie gebrödel ist doch wahrlich alles, was er schreibt, und wie eigengebrödel! Höchstens das Reformwerk Mathias Webers möchten wir als richtungsweisend für Zepler in Anspruch nehmen — und das Verdienst Schreibers dieser Zellen wird es sein, wenn Hofmann und Paulmüller in die nächste Auflage ihrer großangelegten Monographie „Mathias Weber, der Dichter der „Welle“ einen Zepler berücksichtigenden Anhang aufnehmen werden. Ebenjowenig wie Weber oder die Kempner ist Zepler Aesthet; Liebhaber leeren Wortprunkes und gedreckelter Künstelei mögen seine Bücher nicht aufschlagen. Weber finden sie da perverjes Reimgeklingel, noch ist irgend ein heiliges Gefühl um eines gemachten Ausdrucks willen verbogen. Hei, wie gibt er's den grünen Caféhausjünglingen!

Die jungen Herrchen, fertig in Gedanken
Und große Geister, seh'n ihr Licht schon funkeln,
Das Licht der Besten durch ihr Licht verdunkeln,
Schon seh'n die alte Lit'ratur sie wanken.

Ein tödlicher Hieb! Doch auch formel wie fein geführt! Man be-

achte besonders das „Lit'atur“ — die Kunst, an die rechte Stelle Apostrophe zu setzen, ist unseren Jüngsten ja leider ganz abhanden gekommen. Aber der Polemiker Zepler wäre nicht endgiltig gewürdigt, verschwiegen wir, daß in ihm auch ein für Freiheit und Volksrecht erglühendes Herz wurmt. Ein Lavaström von Worten — und die ganze Hohlheit des mondänen Lebens ist mittels dieser Schilderung hinweggefegt:

Zwei Damen sahen aufgepußt
Mit allem, was die Mode trägt,
Ein Herr, geschmiegelt und gestuget,
Die Anstaltlinien roh geprägt.

Welch flammende neue Ausdrücke gräbt Zepler in dem gegen die Tyrannei geschleuderten Prachtgedichte „Gefegnet sei die Bombe! aus jeinem innersten Erleben. „Bedrückt — erstickt, Menschenrechte — Knechte, Entmannen — Hasenbrannt, richten — vernichten.“ Allein: Kritiklos sind wir nicht, selbst einem so reichen Können gegenüber nicht, und wir erklären bestimmt, bei einem Gedichte wie folgendem nicht mitgehen zu können.

Gynäkologie.

Nachmittags, grad' zur Kaffeetränzchen-Stunde
Zuweilen auch des Morgens in der Früh',
Beschäftigt mich die edle Frauentunde,
Betreib' ich praktisch Gynäkologie.

Mit Kugelzange, Sonde, Tamponade
Ich bin, wie keiner besser wohl, zu Haus.
Zum five o' clock mit Thee nicht, Chokolade:
Mit Ichtzol treib' ich das Böse aus.

Und mit den Weiblein, so sich mir vertrauen,
Ich darf nicht flirten, nasche keinen Kuß.
Mit Kerzte-Augen darf ich nur erschauen
Vagina, Vulva, Portio, Uterus.

Sedoch zu andrer Stund' hab' mit Ovarien
Ich nichts im Sinn und mit des Kreuzes Weh.
Dann ist's erlaubt, daß, lebende Herbarien,
Die liebe Frauenwelt entzückt ich seh'.

Dann find ich in dem Weibe nur das Ganze,
Und Seel' und Körper nur in einem Guß.
Beim Konvertieren und im edlen Tange
Nichts weiß mein Sinn von Tube, Uterus.

Und wenn mich noch des Welstes Feuer blendet
Und Biß und Lieblichkeit den Sinn erfreut,
So seh' das höchste Kunstwerk ich vollendet,

Wie's reicher nicht der Schöpfung Pracht uns deut.

Selbiger Autor, Dichter, Lyrikus, Geburtshelfer, Wurmund, selbiger Georg Polemischer zeigt mit diesem Gedicht, wie gefährlich es ist, wenn der Pegasus mit dem Frauenarzt durchgeht.

Derlei erscheint uns denn doch zu gewagt und, ohne prüde zu sein, für ein poetisches Schamgefühl nicht wohl gar erträglich. Nun, nun, eine kleine Entgleisung. Das soll uns nicht abhalten, unserer Freude Ausdruck zu geben, wenn Zepler noch vor Jahresablauf der Welt ein drittes Gedichtenbüchlein aus seiner Feder schenken würde; es dürfte sodann von uns umgehend in unserer Artikelserie „Rund um den Weihnachtsstich“ und „Im Fluge durch den Christbaum“ einer längeren Besprechung unterzogen werden. Inzwischen seien vorderhand die beiden Erfüllingsbände dieses starken Sinnierers und Eigenbröblers in optima forma, dieses Urgesundens par excellence und deutschen Dichters kat' exochen dem Leser ans Herz gelegt, und hoffen wir, daß in Bezug auf ihn das Geleltwort des Dichters sich bewahrheiten, sich als wahr ausweisen und nicht falsch erscheinen möge:

„Doch wird — ich hoffe — aus des Gebotnen Wahl
Ein Teil besonders dem zu Herzen bringen,
Der mir im Schönheitschmachten kongential.“

Gott geb's.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Marlin Beradt. Das Kind. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin W.). Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Heinrich Lautensack. Das Schlafzimmer. Ein neues poetisches Flugblatt. (Erschienen bei H. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf). Blüten 30 Pf.

Heinrich Spiro. Neue Kunde von Villenron. (Lenien-Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 3.—

Mag Laurenbrecher. Das Leid. Eine Auseinandersetzung mit der Religion. (Bei Eugen Diederichs, Verlag, Jena.)

Friedrich Naumann. Geist und Glaube. Theologische und religiöse Aufsätze. (Buchverlag der „Hilfe“, Schöneberg). Kartoniert Mk. 3.—

Maximilian Harden. Köpfe 2. (Erich Reiß, Verlag, Berlin.)

Mag Dauthendey. Raubmenschen. Roman. (Albert Langen, Verlag, München.)

René Schickel. Meine Freundin So. Eine Geschichte aus Paris. (Paul Cassirers Verlag, Berlin W. 10.) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Zeitschriftenschau

März. Herausgeber Ludwig Thoma und Hermann Hesse. (Verlag Albert Langen, München). Heft 42 enthält: Conrad Hausmann: Bei der Reichstagsöffnung; Otto Corbach: Maximilian Harden und Tripolis; Carl Jentsch: Sünde und Erlösung u. a. Preis 50 Pf.

Lenen. Schriftleiter Paul Runad. (Lenien-Verlag, Leipzig.) Das Oktoberheft ist mit folgenden Beiträgen erschienen: Maria Brie: Die Kunst der Kritik; Adolf Schults: Schiller und Goethe; R. von Schuch-Wankiewicz: Wallfahrt nach Bayreuth; Lit. Berichte von Paul Runad, Arthur Babilotte, Wilhelm Dreedon u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

Die neue Generation. Herausgeberin Dr. Helene Stöcker. (Desterheld & Co., Verlag, Berlin W. 15.) Heft 10 enthält: Dr. med. Magnus Hirschfeld: Die Vergeltung des Geschlechtstriebes; Helene Stöcker: Unser erster internationaler Kongress; Moral-Debatten; Dr. Anton Nyström: Ueber Präventivmittel usw. Preis 50 Pf.

Notiz

Die Neue Secession Berlin veranstaltet in der Zeit von Mitte November 1911 bis 31. Januar 1912 ihre 4. Ausstellung.

Als eingeladene Gäste beteiligen sich die „Neue Künstlervereinigung München“ E. B. und Künstler aus Prag.

Die Ausstellungsräume sind Potsdamerstr. 122 im Hause Ropp & Joseph.

Vortrag

VON

oooo Grete Meisel-Hess oooo

12. November, abends 8 Uhr, Singakademie
Am Festungsgraben 2 :: (Kastanienwäldchen)

oo „Für und wider die Ehe“ oo

Karten ab 30. Oktober bei A. Wertheim (Leipziger u. Kantstr.)
Bote & Bock (Tauenzienstr. und Leipziger) á 3, 2 und 1 Mark.

Inhalt der vorigen Nummer: Metternichtwürdigkeiten. Von F. Pfemfert. / Die Zeitungen. Von Balzac. / China. / Stoffen. / Vorwort zur Wahlbewegung. / Es lebe der Betrieb. / Der Bürger. Von Arthur Drey. / Die deutsche Kultur. Von Franz Blei. / Zwei Gedichte. Von Peter Scher. / Richard Dehmel. Von Dr. Anselm Hueft. / Schmerzensnacht. Von René Schickel. / Die Denkwürdigkeiten von Rousseau. Von Peter Sturz. / Finale. Von Frank Wedekind. / Theater. Von Rudolf Kayser und An. Hu. / Hahnenkampf. Von Heinrich Lautensack. / Leon Deubel. / Von H. R. Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenschau. / Georg Zepler, ein verkannter Humorist.

Ashbach
uralt

ist ein echter alter
Weinbrand Cognac
erzeugt aus edlen
erlesenen Weinen
der Gharente.

Geoch. U. 17

Bäder, Hôtels, Pensionen etc.

Das billigste Hotel am Friedrichs-
bahnhof **Berlin** ist
„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätstrasse 2.
Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1.50 bis 6.— Mark.
Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**

Hotel Monopol-Metropole
I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
rechts. Zimmer von M. 2.50, mit Privat-
bad von M. 5.— an. Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

Rheinsberg i. M. b. Berlin Töchterpension u. Erholungsheim
für jedes Alter.
Vorber. z. Abtlur. jegl. Art u. Selecta in kürz. Zeit, kl. Kl., akad.
Leh-kr. Haush.-Schule, Musik, Sprach., Sport. Beste Pflege, ärztl.
Aufs. Sorgf. Erz. Herri. Wald, See. **Rf. Prosp. Villa Warten.**

WILDBAD-SANATORIUM KURORT
TOBELBAD Steiermark
Aerztl. Leiter: Professor Dr. E. v. Döring. — Ganzjährig geöffnet.
4 Aerzte. — Prosp. gratis. —

Dresden-N. Hotel „Vier Jahreszeiten“ a. Markt
Erstklassig. Neu renoviert;
je 10 Minuten von den Bahnhöfen.
Ruhige, vornehme Lage. **+ Mässige Preise.**

München. **Hotel Europäischer Hof.**
Bequemst gelegenes Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof (Süd-
ausgang). Moderner Komfort. Mäßige Preise. Bestgeführtes
Restaurant. Auto-Garage. **Besitzer Hans Hübner.**

Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Rastauische Straße 17
Verlag „Die Aktion“, Berlin-Wilmersdorf.
Druck von Eberhard Vainich, Berlin S. 14, Dresdenerstr. 97.

Die Aktion

H.R.

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911.

Herausgegeben von Franz Pfersfert

Nr. 37. * 30. Oktober.

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Zusendungen, Beauftragungen, Abbestellungen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfersfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: ::
Erscheinen Anschlag: Amt Felsberg No. 5212 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mit 1. — vierteljährlich (erst Bestellungen) 3.00, bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Korrespondenz: Gustav Brauns, Leipzig :: :: ::
Interate: Anfragen erbitten wir an den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::

Inhalt: Sensationsmache und Verteidigung / Schülerlektüre von Dr. Heinrich Ilgenstein. / Glossen. / Gegen die Feuerung. / Die bürgerlichen Friedensfreunde. / Don Quixotte. Von Arthur Drey. / Louis Gurlitt und Friedrich Hebbel. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Die Jünglinge und das Mädchen. Von Ernst Stadler. / Gedanken. Von Victor Hadwiger. / Gefühl vom Leben. Von Anselm Kuehl. / Theodor Fontane. Von Franz Pfersfert. / Ueber das Marionettentheater. Von Kleist. / Erika von Baydorf-Bachhoff. Von Max Jungnickel. / Die Fischer Scharfrichter wurde. Von A. N. Meyer. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Sensationsmache und Verteidigung

Von einem unserer ersten Juristen erhalte ich folgenden Aufsatz:

Der Metternich-Prozeß hat einen anderen Ausgang genommen, als man erwartet hatte, insbesondere auf Seiten der Verteidigung. Sie ist moralisch, ihr Klient strafrechtlich verurteilt worden. Mit aller Hartnäckigkeit hatte sie seine Schuld und, als sich aus ihrer Taktik ein Verdacht ihrer Schuld ergab, auch diese bestritten. Ihr Fehler lag darin, daß sie in ihrer Herzenseinfalt beides nicht vorausgesehen und den Höhenflug ihres Ruhmes unternahm, ohne daran zu denken, daß man stürzen kann. Wer als Verteidiger mit allem Enthusiasmus für das Schicksal seines Klienten eintritt, wird nicht sowohl vor dem Gerichtshof, als vielmehr auf den Gerichtshof wirken wollen. Die Verteidigung in ihrer Art der Taktik hat für ihren Klienten weniger innerhalb, als außerhalb des Gerichts zu wirken gesucht und hätte glänzend mit der neuerdings beliebten Methode abgeschnitten, die öffentliche Aufmerksamkeit von dem Angeklagten ab und einem Zeugen zuzulenken, wenn sie nur nicht die Absicht allzusehr hätte merken lassen. Und die Absicht hat allerseits verstimmt.

Für diesen Prozeß, der sich von den tausenden Straffällen ähnlicher Art, die die Tagesnahrung der Strafjustiz bilden, nur dadurch unterscheidet, daß der Angeklagte ein Graf war, hatte die Verteidigung durch geschickte Bornotizen, wie sie jetzt üblich sind, die öffentliche Aufmerksamkeit zu gewinnen gesucht. Der Träger eines bekannten Namens hinter, die Trägerin eines bekannten Namens vor der Barriere der Anklagebank — das waren die beiden Momente, die eine geschickte Regie zu einem Sensationsprozeß auszugestalten wußte, der die Namen der Regisseure in alle Winde trug. Wir würden trotz der Aufdringlichkeit, mit der man sich dem öffentlichen Interesse zu empfehlen wußte, an dem Grafen und seiner Assistenten vorübergehen, wenn man nicht mit Sensationsmit-

teln gearbeitet hätte, die nicht allein den öffentlichen Geschmack beleidigt, sondern die wenigen Verteidigungsrechte, die das öffentliche Recht bietet, einfach diskreditiert hätten. Gerade dieser letzte Punkt zwingt uns zu einer näheren Betrachtung in einer Zeit, da wir einen Ausbau der Verteidigungs- und der Verteidigungsrechte verlangen und gegenüber dem durch den Strafprozeß sanctionierten Uebergewicht der Behörde für größere Bewegungsfreiheit zu Gunsten des Staatsbürgers plaidieren. Aber dann müssen wir ehrlich genug sein, einen Schelm eben einen Schelm zu nennen, und dagegen protestieren, daß man den Mißbrauch, den im gegebenen Falle die Verteidigung getrieben, einem gewohnten Gebrauch der Verteidigungsrechte gleich zu stellen sucht.

Was an Taktlosigkeiten begangen wurde, mag eben der systematische Mangel an Takt erklären, an Takt, der den Anwalt raten sollte, auch den Schein der Reklame zu meiden, um wievielmehr eine Taktik, die mit den der Schmutz- und Schundliteratur abgelauchten Mitteln der Sensation auf Wirkung nach außen berechnet war. Ein Manko an Charakter und Lebensart, ein Ueberschuß an Selbstbewußtsein und Reklamebedürfnis mag zu einer Haltung beigetragen haben, die das Tribunal zur Szene machte, aber zu einer Szene, wie man sie nur noch an Vorstadtbühnen gewohnt ist. Die feinere Schauspielkunst ist auf intime Wirkungen eingestellt und verschmäh den starken Lärm, der auf die Nerven geht. Sie sollte mit ihrer feinfühligsten Psychologie auch endlich eine Heimstätte im Gerichtssaal finden und die dortigen Akteure erziehen und bilden. Aber schließlich sind das mehr interne Fragen, die den Anwaltstand beschäftigen, ob seine Glieder im Gerichtssaal ein Verhalten nötig haben, das die Ehre des Standes zu beslecken, die Würde der Kollegenschaft zu beeinträchtigen geeignet ist. Wir, die Staatsbürger, haben nur das Inter-

esse, die Verteidigung zu überwachen und daraufhin zu prüfen, ob sie nicht unsere wenigen Rechte durch die Art, wie sie sie in sensationeller Weise nutzte, — sagen wir ruhig — beschmüht und damit das allgemeine Verlangen nach ihrem weiteren Ausbau in der heutigen Zeit der Reform diskreditiert hat. Und das ist der Fall. Aber ein Fall, der nur eine Ausnahme bedeutet.

Zunächst die Ablehnung der Richter.

Der Vorsitzende, der vor dem Termin die Nachricht erhält, daß eine wichtige Belastungszeugin ausbleibt, läßt die Verteidiger zu sich bitten, um ihnen von der durch das Ausbleiben der Zeugin veränderten Rechtslage Kenntnis zu geben und von einer prozessleitenden Verfügung, die er in Konsequenz der gegebenen Umstände zu treffen gedenkt, die eben nur, wenn sie in der Sitzung getroffen wird, Wert und Geltung hat. Ist die Verteidigung der Ansicht, daß mit dem Zeugen ihr Belastungsmaterial fällt, kann sie von dessen Bewertung absehen. Ist sie anderer Ansicht, wird sie sich in der Sitzung für dieselbe einsetzen und gegen die Disposition des Vorsitzenden, der sie behindern will, mit den allein zulässigen Mitteln, wie sie das Gesetz bietet, Beschlüsse des Gerichts herbeizuführen haben, um ihrer Tätigkeit den Wirkungskreis zu sichern. Das wäre gesetzlich, aber weniger sensationell. Die Verteidigung wählte einen sensationellen Auftakt zu ihrer schrillen Melodie und machte eine prozessleitende Verfügung, die garnicht ergangen, die nur avisiert war, zum Kern und Ausgangspunkt eines mit allem Eifer vorher schriftlich formulierten und umfangreichen Ablehnungsantrages. Wir sehen von der Vertraulichkeit der Rücksprache ab, über deren Charakter man streiten kann. Aber eine Rechtsansicht und nur eine solche prozessualer Art, die der Vorsitzende vorher äußert, weil er sie in Anbetracht der gegebenen Situation zur Directive für die Behandlung des Prozeßstoffes zu machen gedenkt, ist, das weiß jeder Jurist, so wenig geeignet, zur Unterlage für einen auf persönliche Voreingenommenheit gestützten Ablehnungsantrag zu dienen, daß eine derartige Bezugnahme an den „Haaren herbeigezogen“, ja frivol erscheint. Wir bedauern, daß dies Ablehnungsrecht dem Staatsbürger schon heute stark verkümmert ist. Es ist ihm vom Gesetzgeber beschmitten, aus Furcht, man könnte damit „Mißbrauch“ treiben. Das haben die Motive vor Jahrzehnten gesagt, fast könnte man meinen, vorausgesetzt. Zum Glück ist dieser Fall aber eine Seltenheit. Damit darf beseibe nicht jener Fall verwechselt werden, den wir im Noabiter Krawall Prozeß erlebt haben, da eine ernste und gediegene Verteidigung die ganze Kammer ablehnte. Sie lehnte die Kammer ab, weil sie aus Gründen einer von der Anklagebehörde beliebten Geschäftsbehandlung den Prozeß dem gesetzlichen Richter entzogen und vor einen unzuständigen Richter gebracht sah. Jene Ablehnung war von der im Metternich-Prozeß konstruierten soweit entfernt, wie der Ernst und das Gewicht jener Motive von diesen. Der moralische Unterschied der Prozesse ist fast symbolisch für den der Verteidigung.

Und sie überstiel den Gerichtshof. Obwohl der Ablehnungsantrag schriftlich formuliert war und bereits in den Händen des Berichterstatters, wurde er zur Ueberraschung des Gerichts diesem plötzlich vorgetragen — ganz entgegen der Sitte, die den taktvollen Anwalt verpflichtet, vorher den Gerichtshof zu avisieren. Verblüffung war die Absicht. Verblüffung war die Folge. So ungefähr wie seinerzeit — irren wir nicht: teilweise wenigstens — die gleiche Verteidigung einen ganzen Gerichtshof wegen Besorgnis der

Befangenheit ablehnte unter Bezugnahme auf einen Schadenersatz-Prozeß, den sie kurz vorher im Auftrage des Angeklagten gegen das Gericht hatte anstellen lassen. Es klang wie Hohn, als der Staatsanwalt damals mit aller Schärfe erklärte, daß man den Schadenersatzprozeß nur angestrengt hätte, um darauf — den Ablehnungsantrag zu stützen.

Dererlei Mittelstücken sind verwerflich, so geeignet sie sind und bleiben, die öffentliche Aufmerksamkeit zu dem Prozeß hinüber zu zerren, in dem sie gebraucht werden. Sie werden aber gebucht zu Lasten des Volkes, dem diese Rechte gesetzgeberisch entzogen werden können unter Hinweis auf ihren aus Reklamebedürfnis allein erklärlichen Mißbrauch.

Man hat dann ferner im Brustton gut gespielter Ueberzeugung von einem Eingriff des Justizministers in dem Straffall gesprochen und damit auf die niedrigsten Instinkte der sensationslüsternen Menge spekuliert. Wir sind gewiß über den Verdacht erhaben, als wenn wir mit dem Justizminister sympathisierten. Aber es gehört dazu die ganze Befangenheit eines Angeklagten, der in der Einsamkeit seiner Isolierzelle seinen nachtschatteten Ideen nachhängt, um das Märchen wirklich zu glauben, der preußische Justizminister hätte aus Gefälligkeit für den Botshafter-Onkel ein Interesse daran, dessen Neffen schleunigst bestraft zu wissen. Mag der Angeklagte aus dem oder jenem vom Untersuchungsrichter aufgeschmappeten Wort diese Deutung herbezogen haben, wer will es ihm verderben, wenn er und gerade er sie im Gerichtssaal ausspricht?! Aber die Verteidigung, die diesen Liebesdienst ihm erweist, scheint weniger seinen Interessen sich dienstbar gemacht und mehr seinen Intentionen sich gefällig erwiesen zu haben. Ist das in der Tat die rechte Stellungnahme des Verteidigers zu seinem Klienten? Ja, in diesem Falle wurde seine Leichtgläubigkeit, die an dem Märchen hing, weit übertroffen — sagen wir durch den Freimut des Verteidigers, mit dem dieser auch, nachdem das Märchen widerlegt war, noch den Dank des Gerichts für sich zu beanspruchen schien, weil dem Gericht mit dem in allem Ernst behaupteten Märchen vom Eingriff des Justizministers doch die Gelegenheit geboten worden wäre die eigene Unabhängigkeit zu betonen. Ein kleines Qui pro quo, das Klarheit und Recht ins Gegenteil verkehrt. Und um sich selbst vor dem Vorwurf der Leichtfertigkeit zu retten, hielt es der Verteidiger, auch nach dem dieser Teil der Bataille schon verloren war, für angezeigt, den behaupteten Eingriff der Justizbehörde in einem anhängigen Straffall plausibel zu machen unter Hinweis darauf, daß sie gelegentlich — gesetzliche Bestimmungen kommentiert. Das tut nämlich nicht allein die Justizbehörde, das tut jeder Professor und oft mancher Jurist. Aber Keinem von ihnen kam es in den Sinn, daß sie bei einem findigen Verteidiger damit in den Verdacht geraten können, in einen besonderen Straffall eingegriffen zu haben. Eine derartige Beweisführung wird nur noch überboten durch das ausgeprägte Selbstbewußtsein, mit dem der Verteidiger seine Ansicht verfocht.

Und ohne Bedenken, ohne Strupel, ohne Gewissensbisse, wie der Verteidiger diese Ansicht des Angeklagten vertrat und verfocht, machte er die andere sich zu eigen und warf der Anklagebehörde den Handschuh ins Gesicht, stolz wie ein Ritter, mit den Worten: Die Anklagebehörde die in Sachen Stallmann die Auslieferung Metternichs beantragt hatte, hätte sich von seiner Unschuld in der dortigen Sache überzeugt und suche seine Verurteilung in dieser Sache anzustreben — um für die dort ungerechtfertig-

te Auslieferung eine spätere Legitimation zu gewinnen. Nun kann man es dem Angeklagten nicht weiter verübeln, wenn er sich in diese Idee verrennt. Sie hat viel einschmeichelndes für den Häftling, der in der Auslieferungssache seine Schuldlosigkeit bestätigt glaubt. Aber wer sich von aller Befangenheit frei fühlt, die leidenschaftliches Eigeninteresse, zitternde Sorge und grüblerischer Sinn bei dem Angeklagten erzeugen, weiß und muß wissen, daß die Behörde die Auslieferung vertritt nur auf Grund der Ermittlungen, wie sie gerade vorliegen, und nicht weiter zu vertreten hat, wenn weitere Recherchen deren damalige Ergebnisse ändern, der Behörde vorwerfen, sie will diese Auslieferung *coute qui coute* rechtfertigen durch Konstruktion einer neuen Anklage, ist nichts anderes, wie Domestiken-Geschwäg, das man sich lächelnd ins Ohr flüstert, wenn man sich gelegentlich und ohne Gefühl der Verantwortlichkeit unterhält. Wer dann daraus eine offizielle Staatsaktion macht, scheint für die volle Schwere der eigenen Verantwortlichkeit weniger Verständnis zu haben als für das Aussehen, das sie erregen kann und muß.

Und sie hat Aufsehen erregt, nicht der Graf und sein Abenteuer, nicht das *Misieu*, in dem gestrandete Existenzen zu landen pflegen, auch nicht der Verkehr, den er durch nichts weiter legitimiert als durch den Laß auf seinem Namen und seinen Halbschuh, womit er Bürgerkreise für sich zu gewinnen wußte. Sie sind einander gleichwertig und gleichwürdig. In dem Moment, wo er die Anklagebank betrat, flüchtete er aber unter den Schutz des Gesetzes; hier wandelte sich sein Daseinstampf um blaue Lappen in einen heiligen Kampf ums Recht. Er hat es profaniert, er aber immer noch weniger als die, die diesen Kampf als Vertrauensmänner des Volkes zu führen berufen sind. Sie haben seinem Namen einen schlechten Dienst erwiesen in der trügerischen Hoffnung, daß sie ihrem Namen einen besseren erweisen könnten. Geschädigt aber (das ist die Lehre, die dem Metternich-Prozeß eine Bedeutung über seine Zeitdauer verleiht) geschädigt sind und bleiben wir, wenn wir nicht mit wachsamem Auge neben der Rechtsprechung insbesondere die Tätigkeit jener Organe verfolgen, denen wir unsern Schutz und unser Recht anzuvertrauen haben. Der Mißbrauch, den sie mit unsern Rechten treiben, entheiligt unsere Stellung gegenüber den zahllosen Uebergriffen der Behörde, zu denen ihre Machtstellung, ihr Machtbewußtsein sie verleitet. Wir haben gegen diese anzukämpfen. Es ist tief bedauerlich, daß unsere „Volkstribunen“, nur weil sie ein Applausbedürfnis fühlen, mit ihrem Treiben eine Angriffsfläche bieten, die der Reaktion die erwünschte Basis zu einem Ausfall gegen unsere Rechte liefert.

Hegrimm.

Schülerlektüre

Von Heinrich Ilgenstein.

Zuerst hat man von einem Schülerduell gesprochen. Aber das traf nicht die Wahrheit. Trotz der äußeren Anzeichen, die im ersten Augenblick dafür sprachen.

So unnatürlich es scheint, wenn siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge ihr junges lockendes Menschenleben wie einen abgetragenen Mantel von sich werfen: Die Geschichte von einem Schülerduell wäre noch unnatürlicher gewesen. Gewiß, die bösen Beispiele der Erwachsenen haben schon mehr als eine Kinderkatastrophe ge-

zeitigt. Aber das auch heute noch in gewissen Kreisen hochgeachtete Institut des Zweikampfes, indem die letzte Entscheidung in einer Streitsache und die Reparatur verletzten Ehrgefühls dem blinden Zufallslauf einer Pistolenkugel anvertraut wird, ist etwas so Unsinniges, daß wohl das Gehirn eines exklusiven Standesherrn, aber nimmermehr das von Standesvorurteilen noch nicht verdorbene Gemüt eines Jünglings an diesem Wahnwitz Geschmack finden kann.

Also wieder ein Schülerelbstmord. Da Schülerelbstmorde ohne Uebertreibung gesprochen) bei uns zu Lande an der Tagesordnung sind und in Preußen-Deutschland mit unheimlicher Regelmäßigkeit junge Leute, die in den letzten Schülerjahren Hand an sich legten, von bedauernswerten Eltern und nicht minder bedauernswerten Lehrern auf den Kirchhof hinausgetragen werden, hat es, so hart es auch klingen mag, kaum noch etwas Aufregendes. Zwei neue Opfer. Material für den Statistiker. Material für den Fanatiker, dessen nur allzu verständliches Mitgefühl, sich zu noch leidenschaftlicherem Haß gegen die Lehrer von heute verdichtet. . . Dazu das rasende Lebens-tempo der Zeit. Die nächste Sensation. Die Nachrichtenfülle. . . Hüten wir uns in der Frage der Schülerelbstmorde vor der fatalischen Hinnahme, die schon einfach davon spricht, daß „jede menschliche Einrichtung schließlich ihre Opfer fordert“. Hüten wir uns vor der Leidenschaftlichkeit, die in der ersten Trauer über sinnlos zerbrochene Menschenleben sich blindlings auf die Erzieher und Lehrer als die Schuldigen wirft. Aber nehmen wir jeden Schülerelbstmord trotz der immer wiederkehrenden Ähnlichkeit der Katastrophen als das Aufreizende und Unerhörte, das er ist.

Sind die beiden neuen Opfer ihrer Schulzeit an ihren Lehrer gestorben? Nein! Nur voreingenommene Parteilichkeit wird es übersehen, daß auch bei der neuesten Schülerkatastrophe wie bei so mancher anderen, von der wir in letzter Zeit hörten, irgendeine nachweisliche Schuld der Lehrer nicht vorliegt. Nicht nur ein Vorkommnis ist bekannt geworden, das zu dem verhängnisvollen Entschluß der beiden jungen Menschen den unmittelbaren Anlaß gegeben hätte, noch mehr: Es ist erwiesen, daß die beiden Gymnasiasten durchaus nicht nach der Art rückständiger Pädagogen in Schule und Haus irgendwie am Gängelband gehalten wurden. Stundenlang durften sie, wie das durchaus ihrem Alter entsprach, unbehelligt von lästiger Aufsicht, als die guten Freunde, die die beiden einander waren, in Wald und Flur umherschweifen. Genossen das unbedingte Vertrauen eines offenbar sehr vernünftigen Pensionsvaters, der ihnen jedes anständige Vergnügen gönnte und nach allem, was man hört, dem gesunden Grundsatz huldigt, daß sich siebzehn- und achtzehnjährige Jünglinge ohne ein gewisses Maß von Freiheit weder wohl fühlen noch richtig entwickeln können. . . Zu dieser verständigen Freiheit die herrliche Umgebung Rudolstadt. Dabei reich begabt, durchaus nicht von Schulsorgen belastet. . . Wer beneidete die jungen Menschenkinder, die sich noch gegenseitig durch das Glück ihrer Jünglingsfreundschaft reich machen dürften, nicht um diese Vorausetzungen ihrer letzten Schülerzeit?

Und doch konnte dieses alles sie von dem einen nicht erlösen, was sie schließlich in den Tod getrieben haben muß. . . Kein Vorkommnis. Etwas mit ihrem Jünglingsleben offenbar fest Verwachsenes, das selbst der Ausblick sich nach ein paar Jahren unter allen Umständen davon frei machen zu können, nicht erträglich zu machen imstande war. Etwas, daß die beiden jungen Menschen-

kinder wie ein Alp gedrückt haben muß und über das sie, auch wenn dahinter der ganze Reichtum des Lebens winkte, nicht hinweg zu kommen wähten.

Zwei Jünglinge, die ein jeder in seinem Hause nur von Verständnis suchender Liebe umgeben sind, rauben sich gegenseitig das Leben. Und nicht in einem Anfall momentaner Verzweiflung. Nach langer, unheimlich kalter Ueberlegung.

„Können wir beide morgen früh um vier Uhr aufbrechen und eine gemeinsame Bergwanderung machen?..“ Der Pensionsvater freut sich. Solch zwei junge besreundete Bengel so voller Wander- und Morgensehnsucht, das ist ein Anblick, der ihm das Herz im Leibe lachen macht, und gerne sagt er: „Ja!“

Diese Nacht, nachdem am Abend das Fürchterliche unter den beiden Freunden beschlossen ist. Diese schreckliche Nacht, in der jeder der beiden Jungen zum letztenmal mit sich zurate geht und wo aus dem Dunkel des Zimmers nur immer die Augen des Todes starren. Ein graufiger Traum, eine Verirrung... Nicht wahr, wenn der Morgen zum Fenster hineindämmert und sein erstes Licht die schwarzen Schatten aus der Stube gedrängt hat, sind die beiden Jungen kuriert und beide springen, jubelnd, daß sie noch leben, von ihrer Lagerstatt auf? „Ich treff' mich, wie verabredet, mit Necker und sag ihm, daß wir beide verrückt sind...“ Und wenn sich's die Jungen nicht gleich beim verabredeten Stelldichein sagten, wenn jeder dem anderen die Angst der Nacht verschwieg, wenn der eine, wie versprochen, den Revolver, der andere sein Tesching mitgebracht hatte, so ist es doch nur, weil sie voreinander nicht feige sein wollen, und dann ist es ja noch so weit bis zum Uhuselfen. Die beiden Jungen steigen bergan. Ganz langsam steigen sie bergan... Sie müssen viele Windungen machen, und immer wieder kommt eine Wegkreuzung, die lockend und versprechend zur Umkehr ladet. Die Jungen sind auf ihrem Uhuselfen angekommen. Rote Schleifen befestigen sie sich da, wo ihr Herz sitzt. Die Morgen Sonne, die längst alle Nebel zerstreut hat, die Berge, die Weite, das Leben... Der Betroffene stürzt nieder. Bäumt sich jetzt, da das Sein schon zu entschwinden beginnt, in dem Betroffenen der Wille zum Leben auf? „Harry, schieß mich nochmal!“ Der Freund gehorcht. Dann gibt er zwei Schüsse auf sich selber ab.

Wozu diese peinlichen Einzelheiten? Erst diese Einzelheiten zeigen, wie übermächtig stark das eine gewesen sein mußte, was die Jungen in den Tod trieb. Aber was war es, wenn weder Eltern und Lehrern es an verständiger Liebe fehlen ließen, noch der Schule wissenschaftliche Forderungen sie bedrückten?

Was war es? Der Direktor und der Pensionsvater, die der jugendlichen Selbstmörder Lebensführung ja am besten gekannt haben, geben ungeeigneter Lektüre die Schuld. Also wieder mal ein paar junge Menschenleben, die angeblich an Büchern zugrunde gingen.

Wer in der Geschichte der modernen Schülertatstrophen zu Hause ist, weiß, daß diese Erklärung durchaus nicht so von der Hand zu weisen ist. Kaum zwei Jahre ist es her, da erlebten wir am Charlottenburger Realgymnasium einen ganz ähnlichen Schülerelbstmord. Und auch damals hieß es wie jetzt in Rudelsstadt: Die Bücher... Nietzsche, Schopenhauer, Oskar Wilde... Wie damals heißt es auch jetzt: Das kommt davon, wenn man sich nicht an den eisernen Kanon der von Amts wegen empfohlenen Privatlektüre für Schüler hält und siebzehnjährige Jünglinge nicht vor den drei „Jugendverder-

bern“ Nietzsche, Schopenhauer und Oskar Wilde zu schützen weiß...

Nicht die Schule. Aber Friedrich Nietzsche. Nicht die Eltern. Aber Schopenhauer. Ueberhaupt niemand, der auf die jungen Leute Macht und Einfluß hatte. Aber — Oskar Wilde. Es muß einmal gesagt werden, daß diese Methode, an der Bahre jugendlicher Selbstmörder so große Geister wie Nietzsche und Schopenhauer der Schuld am Unglück zu zeihen, etwas Lächerliches hat. Das nenne ich wirklich ein schwieriges Problem nur von außen betrachten und sich, über die tieferen Gründe bequem hinweggehend, nur am (allenfalls) letzten Anlaß halten. Gewiß, es gibt für siebzehn- und achtzehnjährige Burschen trotz aller Lebensbejahung, die in den Büchern dieser angeblichen Pessimisten lebt, bessere Weggenossen als den Dichter des Zarathustra und Schopenhauer, und daß Goethe mit seinem Werther mehr als einem Jüngling den Tod gespendet, ist eine Tatsache, die in jeder Literaturgeschichte zu lesen steht. Aber so weit reicht keines Dichters Macht, daß er eine gesunde und für das Starke herangebildete Menschenseele bis zum Entschluß freiwilligen Sterbens verwirren kann. Die da sterben, wenn sie lesen... Wie kommt es, daß es immer wieder just halb-erwachsene Schüler unserer höheren Lehranstalten sind?

Täuschen wir uns doch nicht: Hinter dieser Katastrophe steht wieder einmal der nur zu verständliche Hunger nach einer Lektüre, die endlich auch etwas vom gegenwärtigen Menschen erzählt. Was hilft's, wenn es nicht die Schuld der an allzu enge amtliche Vorschriften gefesselten Lehrer, sondern die Schuld des Systems ist? Es mag für die Lehrer ebenso tragisch sein wie für die heranwachsenden, sich nach Gegenwart und Leben drängenden Schüler. Aber es ist doch wahr: So weit die höhere Schule von heute überhaupt eine Anregerin und Führerin in die Welt der Bücher ist, hat sie gerade für das Empfindungsleben des werdenden Jünglings etwas so übertrieben historisches und ewig Rückschauendes, daß der Schüler, der sich als Kind seiner Zeit zu fühlen beginnt, schließlich zur Selbsthilfe greifen muß. Was Wunder, wenn er dann, im Dunkeln tappend, nach Ungeeignetem greift! Was Wunder, wenn er dann, so gar nicht für die Geistesprodukte seiner Zeit vorbereitet, das seelische Gleichgewicht verliert! Kein Verständiger wird den Zarathustra als Schullektüre empfehlen. Kein Vernünftiger Goethe und Schiller durch Henrik Ibsen ersetzt sehen wollen. Aber am Ende der historischen Vorbildung, die immer die Grundlage einer sinngemäßen höheren Schulbildung sein wird, hat die Schule für Kinder der Zeit die Brücke zum geistigen Leben der Gegenwart zu schlagen. Und das tue sie ganz und gar nicht. Die Folge davon: Der Lebensüberdruß gerade begabter Jünglinge, die über die Dede der noch zu absolvierenden Schuljahre nicht hinwegkommen zu können glauben.

Aber woher die Zeit nehmen? Das Provinzialkollegium versteht in Sachen „Schulpensum“ keinen Spaß, und der zu „erledigenden“ Klassiker gibt es gerade in Deutschland so viel wie in keinem anderen Land der Welt. Aber nur tapfer und ungeniert für die Lebenden Platz gemacht! Da ist zum Beispiel die beliebteste Klassenlektüre aus Klopstocks „Messias“ Man kann es verstehen und billigen, daß der Lehrer bei dem Kapitel Klopstock, wenn er das Leben und die Bedeutung dieses Mannes durchgenommen hat, einige Proben aus seinen Werken vorträgt. Aber jeder, der die Zeit der Jugend für eine kostbare Zeit hält, wird — um bei dem einen Schulbeispiel zu bleiben — sagen, daß die wochenlange oder gar monatelange Klassen-

lektüre des „Messias“ eine Zeitverschwendung ersten Ranges ist. Und so viele, viele, viele. Nicht nur Klopstock. Klopstock und Co. Aber diese alle, die im Schweiße unseres Angesichts und selbst mit dem Hunger nach Lebendigerem im Herzen durchzuwandern unsere wahrhaft nicht leichte Amtspflicht ist, sind doch vom historischen Standpunkt aus betrachtet, Klassiker zu nennen? Sie sind es. Deshalb erzählt von ihnen und preist sie, wie es den einst Verdienstvollen geziemt. Nur vergeudet nicht Monate und Jahre kostbarer Jugendzeit damit, um die bemittelten Schüler an die Lektüre nur noch philologisch interessanter Werke zu fesseln. Es gibt Klassiker, die sterben, und Klassiker, die überhaupt nicht tot zu kriegen sind. Klopstock und Co., so nenne ich die Klassiker, die im Unterschied zu Goethe, Schiller und manchem anderen, die ewig leben werden, schon einige Lustern nach ihrem leiblichen Tode gestorben sind. Der deutsche Unterricht sollte für den Jüngling immer eine besondere Lichtseite seiner Schultage sein. Und wer die Klassiker, die noch leben, die Klassiker wie Goethe, Schiller und so manche andere, an der Hand eines Lehrers, dessen Herz jung geblieben war, einst als Schüler zum erstenmal so recht kennen lernte, hat nicht vergessen, wie reich ihn das machte, und noch jetzt als Mann fühlt er es, wie man in den Schülertagen, die dem Jüngling künstlerisch Lebendiges schenken, gar nicht fähig gewesen wäre, sich in unüberwachten Stunden heimlich mit Nietzsche und Schopenhauer anzubiedern. Aber wenn (so oft und immer wieder!) die öden Strecken kamen, wenn mal wieder Klopstock und Co. regierten, wenn des Jungen Herz immer leerer und der Hunger nach schöpferischen Geistern, die einen wieder begeistert und gepackt hätten, immer größer und unerträglicher ward, dann hat unverständige Jünglingssehnsucht allerdings zu den Büchern gegriffen, deren Titel es zu versprechen schien: Hier werden die Rätsel des Lebens gelöst.

Die Jünglinge von heute lieben die ewig lebendigen Klassiker, ob sie nun Goethe, Schiller oder sonstwie heißen. Aber sie hassen die Klassiker, die der Ausdruck eines längst verschwundenen, bigotten, sentimentalen und tränenreichen Zeitalters sind. Sie hassen sie, weil sie, die Kinder ihrer Zeit, ein anderes Fühlen und ein anderes Sehnen als Erbe bekamen. Steine statt Brot... Zum Schluß heißt es dann: „Angeklagter Nietzsche“. Aber ich glaube, auch die beiden armen Jungen in Rudolstadt sind mehr an Klopstock und Co. als an Zarathustra gestorben.

Glossen

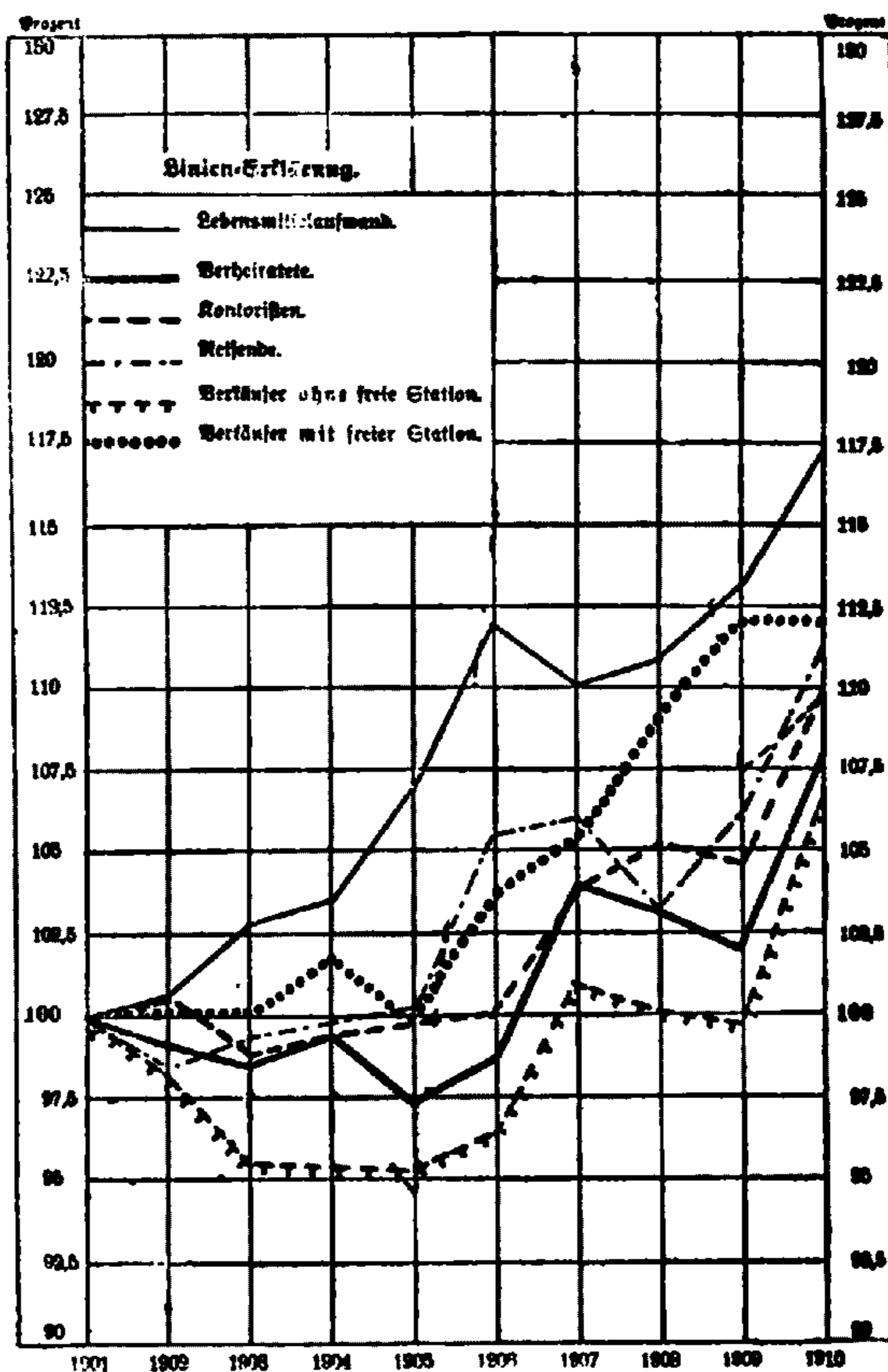
Gegen die Teuerung. Die beständig steigenden Preise der notwendigsten Lebensmittel wirken besonders ungünstig auf die Kreise der gegen festes Gehalt beschäftigten Privatangestellten ein, weil die Gehaltsgrenzen nicht flüchtig genug sind, um den standard of life aufrecht zu erhalten und das Gleichgewicht zwischen Teuerung und Gehalt herzustellen. Auf diese Tatsache weist eine Eingabe hin, die vor kurzem von dem an 100 000 Mitglieder zählenden Verbands Deutscher Handlungsgehilfen (Sitz Leipzig) an die Regierungen des Reiches und der Bundesstaaten, den Reichstag sowie 450 deutsche Städte gerichtet wurde, um ein behördliches Eingreifen zugunsten einer Verbilligung der Lebenshaltung herbeizuführen.

In der Eingabe wird der Standpunkt vertreten, daß eine zielbewusste Gehaltspolitik sich nicht nur darauf beschränken darf, lediglich eine Erhöhung der unzureichenden Gehälter zu fordern, sondern daß auch

Mittel und Wege gefunden werden müssen, um die Lebenshaltung zu verbilligen, denn schließlich nützt eine Gehaltszulage nichts, wenn der erreichte Fortschritt durch fortwährende Steigerung der Lebensmittel, Mieten und Steuern wieder mehr als wett gemacht wird.

Gehalt und Lebensmittelaufwand 1901 bis 1910.

Lebensmittelaufwand	Durchschnittsgehälter für				
	Berbeitete	Kontoristen	Reisende	Verkäufer ohne freie Station	Verkäufer mit freier Station
1069	2125	1459	1662	1307	472
1077	2108	1359	1601	1286	473
1099	2091	1334	1615	1249	473
1106	2110	1340	1619	1246	480
1142	2069	1344	1631	1245	471
1156	2098	1351	1717	1261	490
1177	2210	1402	1724	1320	489
1186	2194	1419	1681	1309	516
1209	2168	1412	1725	1304	529
1254	2293	1489	1809	1393	529



Von allgemeinem Interesse ist die der Eingabe beigefügte graphische Darstellung, in der zum erstenmal ein Vergleich zwischen dem Einkommen der Handelsangestellten und den Lebensmittelpreisen an Hand unanfechtbarer Ziffern gezogen wird.

Die Zeichnung veranschaulicht die allmähliche Verteuerung einer bestimmten gleichbleibenden Nahrungsmenge, die annähernd dem Lebensmittelaufwand einer vierköpfigen Familie entspricht (zwei Kinder — ein Erwachsener gerechnet). Als Grundlage dient die Wochenportion eines einfachen deutschen Matrosen (Marineportion mit drei multipliziert). Die Durchschnittspreise

sind berechnet aus den Markthallenpreisen der Städte Berlin, Chemnitz, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Leipzig, Mannheim, Stuttgart. Die Durchschnittsgehälter entstammen der seit Jahrzehnten geführten Stellenvermittlungstatistik des Verbandes und beziehen sich im ganzen auf 147541 Personen, im Jahresdurchschnitt auf 14754 Personen. Die Gehälter der verheirateten Handlungsgehilfen beziehen sich auf 16979 Personen, im Jahresdurchschnitt auf 1698 Personen. Die fettgedruckten Ziffern am Kopfe der Zeichnung stellen die Gehälter und die Summe des Lebensmittelaufwandes für das Jahr 1901 dar und dienen in allen Fällen als Ausgangspunkte der Vergleiche, weshalb für alle Ziffern des Jahres 1901 die Prozentzahl 100 angelegt ist. Durch die entsprechenden Linien ist die gegenseitige Verschiebung der späteren Jahresdurchschnittsziffern dargestellt.

Es sei betont, daß es sich hierbei nur um die Preise der notwendigsten Lebensmittel handelt; alle übrigen Mehrausgaben für Mieten, Steuern, Genußmittel usw. sind außer acht gelassen worden. Wenn es möglich wäre, diese Ziffern ebenfalls graphisch darzustellen, so würde die Linie des Lebensaufwandes sich weit über den vorgezeichneten Raum erheben, denn schon 1908 schätzte man bei den Ausschußverhandlungen über die Beamtenbesoldungsvorlage im Reichstage den Betrag der allgemeinen Verteuerung im letzten Jahrzehnt auf 30 Proz., und seitdem ist kein Stillstand in der Aufwärtsbewegung der Preise eingetreten.

Herr Justizrath Reinbacher!

Sie decken mit Ihrem Namen einen Wahltritt, der, wenn er nicht direkt ungesetzlich ist, ein Pressionsmittel verwerflichster Art darstellt. Wir hängen diese Sache hiermit niedriger!

Zu den Schöneberger Stadtverordnetenwahlen versendet die Partei des Herrn Reinbacher Werbebriefe an die Wähler, denen eine Karte beigelegt ist, die auf der einen Seite die Adresse des Herrn Justizraths und auf der anderen den vorgedruckten Wortlaut hat:

„Ich bin bereit, Herrn (folgt der Name des Kandidaten) zu wählen“.

Diese Karte, die der Wähler ausfüllen soll, hat nicht nur den Zweck, bindende Wahlversprechen zu erlangen; es sollen auch jene Wähler festgestellt werden, die die Absendung der Karte unterlassen! Muß noch die Absicht gekennzeichnet werden? Ein sauberer Plan, Herr Justizrath!

Die bürgerlichen Friedensfreunde

wollen ernst genommen sein. In ihrem (von Fried herausgegebenen und von Bertha Suttner mitgearbeiteten) Organ „Die Friedenswarte“ wird dem Artikel „Der Krieg“, den die „Aktion“ am 4. September veröffentlichte, verübelt, daß er „zwanzig Jahre nach Beginn der Friedensarbeit in Deutschland“, diese Friedensarbeit der bürgerlichen Friedenspartei nicht ernst nimmt. Ja, ihr lieben Leute, die ihr von eurem Wirken eine so respektable Meinung habt, wir müssen nach wie vor aussprechen, was euch mißfällt, denn es entspricht leider den Tatsachen. Was, frage ich, haben die Friedensfreunde (deren Absichten niemand diskreditieren will), was haben sie bisher getan, um den Krieg gegen den Krieg zu führen? Haben sie im Volke das Wollen und die Fähigkeit geweckt, gegen massenweise Abschächtung sich aufzulehnen? Haben sie innerhalb der Volksmassen eine antimilitaristische Kraft großgezogen? Haben sie überhaupt ernsthaft dort gearbeitet, wo allein die Friedensgarantien zu schaffen

sind? Die Sozialdemokratie muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie zu diplomatisch ist, um jeder Kriegsgefahr zu leibe zu gehen. Und die Guten um Bertha Suttner, wollen mehr geleistet haben? Nichts, nichts wirklich ernsthaftes ist erreicht worden. Wenn morgen ein Krieg Tatsache werden sollte, so werden unsere Brüder im Waffenrock losmarschieren, ohne überhaupt zu ahnen, daß ein Organ „Die Friedenswarte“ seit vielen Jahren den Krieg gegen den Krieg führt... J. B.

Don Quichotte

Der Himmel tanzte silberschwarz wie Särge
In seinen Augen, die von trankem Schauer
Anschwellen in kühne Lust. Ach so viel Berge
Lagen, ihn zu töten, auf der Lauer.

Doch Krieger hoben ihn in einen Karren
Und fuhren ihren Held aus seinen Schmerzen
Zum Thron. Dann zünden ihm die Narren
Vor Mund die spitzen Finger an wie Kerzen.

Marburg.

Arthur Drey.

Louis Gurlitt und Friedrich Hebbel

Demnächst erscheint im Verlag von Julius Bard (Berlin Wilmersdorf) eine reichhaltige Biographie des Landschaftsmalers Louis Gurlitt (1812—1897) geschrieben von seinem Sohne dem klassischen Philologen und Reformpädagogen Ludwig Gurlitt in Steglitz.

Uns waren flüchtige Einblicke in den Aushängebogen möglich und wir teilen daraus wenigstens nur andeutend mit: Natürlich lassen wir später eine eingehende Würdigung folgen.

I.

Rom, 1844.

Mein Vater erzählt: „Überall auf der Reise habe ich fleißig gearbeitet, und jetzt sollte es sich in Rom zeigen, ob ich aus meinem Studium auch Bilder zusammen brächte und noch dazu verkäufliche!“

Wir bezogen mit Thöming in der via Rosella eine herrliche Wohnung. Mein Freund hatte schon länger dort gewohnt und die Etage darüber einer italienischen Beamtenfamilie übergeben, die dafür seine und auch jetzt unsere Aufwartung besorgte und für uns kochte. Sie verriet uns, daß zwei junge elegante Damen, Italienerinnen, jetzt erst das Lesen und Schreiben lernten. Sie dürfte es aber ja nicht verraten. Il padre, der Beichtvater, dürfe es nicht erfahren. So stand es damals unter päpstlicher Herrschaft mit der Bildung des Volkes. Im übrigen waren die Fremden mit Schuld an dem üblen Kulturzustand und Ueberhandnahme der klerikalen Anmaßung. Gerade unter den Deutschen griff die Proselytenmacherei mächtig um sich. Als eifrigster Bekehrer tat sich ein Vater Augustin hervor, ein deutscher Konvertit von fanatischer Zubringlichkeit. Aber auch unter den Malern waren manche, vor allem der einflußreichste Overbeck zum Katholizismus übergetreten und eifrig für ihn tätig. Die Gattin des Bildhauers C. Steinhäuser aus Bremen, eine begabte Künstlerin, die Tochter eines lutherischen Predigers, war durch den Eifer der Neubekehrten, zumal Vater Augustins, so sehr an ihrer religiösen Ueberzeugung irre geworden, daß sie angesichts des nahen Todes nach den Trost eines katholischen Priesters verlangte, um in dessen Hände das Bekenntnis ihres protestantischen Irrglaubens abzulegen. Nachts ritt Vater Augustin auf dem Maultiere von Rom nach Rocca di Papa, die sündige Seele zu retten. Das Wunder blieb auch nicht aus. Unmittelbar nach ihrer Bekehrung

erholte sich die Kranke, und alles Volk in Rocca di Papa und selbst in Rom war entzückt von dem Mirakel (vergl. A. Stahr, „E. J. i. J.“ I, S. 211). Wir werden von diesem Vater Augustin bald noch mehr hören. Mein Vater erzählt weiter:

„Mein erstes Bild in Rom war der Bild vom Posilippo über die Ebene. Er wurde vom Kunstverein in Kopenhagen, das zweite vom König Christian VIII. angekauft und so ging es weiter: jedes Bild, das ich malte, fand bald seinen Liebhaber. Wir lebten glücklich in Rom und sahen mit Freuden der Geburt eines Kindes entgegen.

Am 7. März 1844 wurde unser Knabe geboren. Alles verlief normal und glücklich. Das Kind wurde bei schönem Wetter schon ausgetragen, und wir sahen, am Fenster stehend, seiner Rückkehr mit Sehnsucht entgegen. Der Knabe hatte den Rufnamen Wilhelm — (starb als Professor der Archäologie zu Graz, wo er begraben liegt). Die Amme, die ihn Giulio nennen sollte, kürzte das in Memo ab, und dieser Name blieb ihm in der Familie und bei Bekannten bis in sein Mannesalter, ja über sein Grab hinaus. In einigen Tagen sollte auch die Mutter ausgehen und dann wollten wir auf einige Monate in das Schloß von Remi ziehen. Es war alles schon dazu vorbereitet, da erkrankte sie an Typhus und acht Tage darauf war sie tot und unser sonniges Glück zerstört!

Dr. Pantaleone war ihr Arzt. Er galt für den besten in Rom. Leider mußte er, während Julie schon mehrere Tage krank lag, eine Reise antreten. Er brachte einen Kollegen und sagte mir, daß er nach dem Befehl verpflichtet sei, einen Geistlichen rufen zu lassen: Der Zustand der Kranken sei lebensgefährlich. Der dänische Maler Rugler war gerade bei mir. Er war kurz vorher zur katholischen Kirche übergetreten und sagte: „Ich werde gleich einen ganz vortrefflichen Geistlichen, einen Deutschen, den Vater Augustin holen.“ Der Mönch kam, ich zog mich zurück, da ich bei der Beichte nicht zugegen sein wollte. Ich zweifelte nicht daran, daß der Kranken Frau die Absolution erteilt würde, da die geliebte eine fromme Katholikin war und stets allen ihren kirchlichen Pflichten nachkam. Als der Geistliche aus dem Zimmer kam, fragte ich ihn, ob er die Absolution erteilt habe. „Noch nicht, aber ich werde morgen wieder kommen.“ Kurz vor dem Erscheinen des Geistlichen hatte der Arzt den Zustand der Kranken recht günstig gefunden. Als ich jetzt in ihr Zimmer eintrat, fiel mir auf, daß sie mir immer mit dem Blicke folgte und mich beständig ansah. Am nächsten Tage kam der Geistliche wieder. Ich war töricht genug, ihn wieder zu der Kranken zu lassen. Als er heraustrat, richtete ich die geistliche Frage wieder an ihn. Er antwortete mir: „Ich kann die Absolution nicht erteilen.“ Voller Bestürzung eilte ich an das Krankenbett. Ich fand meine arme Frau in aufgekrattem Zustande, die Augen ganz aus den Höhlen getreten. „Um Gottes Willen,“ rief sie mir zu, „laß das Ungeheuer nicht wieder zu mir herein! Denke Dir, er verlangt, ich solle meine Bebe zu Dir erst abschwören, ehe könnte er mir die Absolution nicht erteilen.“ Ich stürzte außer mir vor Erregung hinaus, traf den Geistlichen noch im Vorraum und nach einem fürchterlich erregten Auftritt sagte er mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicke: „Ich habe meine Schuldigkeit getan!“ Bald darauf kam der Arzt. Nachdem er die Kranke betrachtet hatte, trat

er an mich heran und fragte: „Was ist hier geschehen?“ Ich erzählte ihm den Vorfall. Er zuckte die Achseln und sagte: „Er hat sie gemordet: Ihre Frau stirbt noch heute!“

Und so geschah es. Noch am Abend gab die junge 21jährige Frau ihren Geist auf. Nachdem sie von mir den herzbrechendsten Abschied genommen hatte, ließ sie auch mehrere unserer Freunde rufen, um auch von ihnen Abschied zu nehmen, und dann ihr Kind bringen. Sie sagte: „Mein goldener Junge, lebe und sei glücklich! So, jetzt kann ich ruhig sterben.“ Und keine Viertelstunde darauf tat sie den letzten Atemzug.

Während sie starb, sang nichts ahnend im gegenüberliegenden Hause ein deutscher Student mit jugendfrischer Stimme: „Brüder lagert Euch im Kreise, singt nach alter Väter Weise,“ und so oft ich seitdem dieses schöne Lied höre, schneidet es mir tief in die Seele. Zwei neue Geistliche, ein Italiener und ein Franzose, waren gekommen, knieten und beteten beständig an dem Krankenbett. Der Italiener sagte, als er die ruhige Ergebung der schuldlosen Seele sah: „É una santa, é veramente una santa!“ Während dessen war auch ein anderer Geistlicher mit dem gewöhnlichen Gepräge gekommen, um der Sterbenden die Absolution zu erteilen und die Kommunion zu vollziehen.

Sein Leben lang hat mein Vater einen tiefen Groll gegen die Kirche im Herzen getragen, die sich in den Dienst der Leibe zu stellen vorgibt, dabei aber Laten fanatischen Hasses ausübt. Als ich mich 46 Jahre nach diesem Trauerfall mit einer Katholikin verloben wollte, riet mir mein Vater dringend, sie vor der Vermählung zum Protestantismus übertreten zu lassen. Er wollte seinem Sohne so Schmerzliches ersparen, wie er es erlebt hatte — und ich bin ihm dafür wie für unzählig Anderes von Herzen dankbar.

Das wichtigste Erlebnis des ausgehenden Jahres war für ihn seine Bekanntschaft mit Friedrich Hebbel, der am Abend des 3. Oktober von Paris aus nach Rom gekommen war. Die Begegnung war für beide ein Ereignis. Hebbel schrieb darüber zum ersten Mal am 16. Dezember 1844 an Elise Lensing und dann öfter wieder. So heißt es am 31. Dezember im Tagebuche: „Der fröhlichste Tag für mich in Rom war der Weihnachtsabend, den ich bei meinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte, es war bei dem dänischen Stiftsamtmanne Thygesen, ein himmlisches Wetter, wovon man im Norden keine Vorstellung hat... ein Himmel über mir, als ich die spanische Treppe hinaufstieg, wie eine blaue Kristallglocke, in den Gärten blühende Rosen. Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl. Loafte wurden ausgebracht, sogar einer auf mich, und alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreise, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund ausgesperrt zu sehen. Denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf. Bekanntschaften: Gurlitt, Landschaftsmaler, trefflicher Künstler und Mensch, der sich meiner in kranken und gesunden Tagen wader angenommen und mir auch zu jener Weihnachtsfeier den Zutritt verschafft hat.“

Es war unvermeidlich, daß auch an diesem Feste der politischen Wirren im Norden gedacht wurde. Hebbel brachte einen Trinkspruch aus, dessen Inhalt er aber in

seinem Briefe an meinen Vater vom 26. November 1845 bedauerte: „An Holstein und die Verwicklungen mit Dänemark mag ich gar nicht denken. Ehrlich und offen gestanden: Der Trinkspruch, den ich im Rom am Weihnachtsabend ausbrachte, hat mich seit dieser Wendung schon oft gereut und . . . ich hätte ihn schon öffentlich zurückgenommen, so unschuldig er auch gemeint war. Ich hasse neue Etablissements von Fürstentümern . . .“ Man lese weiter nach in den Tagebüchern 3, 3812 (in der Ausgabe von Theodor Poppe, Deutsches Verlagshaus Bong u. Komp., Band 9/10, „Tagebücher“, 2, 3192).

Hebbel und meinen Vater führten gleiche politische Bedürfnisse, als dänische Untertanen deutscher Kultur sich in den politischen Wirren zu orientieren, gleiche Liebe zur Kunst und verwandte Gemütsstimmung schnell eng zusammen.

Wer sich von dem geistigen Gehalt der jungen Freundschaft zwischen Hebbel und meinem Vater eine lebendige Anschauung schaffen will, der muß Hebbels Tagebücher aus jener Zeit nachlesen. Da findet man auch Hebbels Klage, die auf meinen Vater gemünzt ist:

„Freunde hast Du so viel wie Tage im Jahre und leider schließt der Plural hier immer den Singular aus,“ findet aber auch manche schöne Erzählung, manch treffliches Wort meines Vaters von Hebbel gebucht und damit verewigt.

Das Verhältnis, das zwischen Friedrich Hebbel und meinem Vater bestand, habe ich anderenorts*) ausführlicher dargegeben. Indem ich darauf verweise, will ich es hier kurz machen: Ich wiederhole nur: Mein Vater fand nie Worte genug, den geistigen Reichtum zu schildern, den Hebbel in seinen Gesprächen austreute. Hebbel gefunden zu haben, war ihm das größte Erlebnis, in ihm fand er auch den Weg zu neuem Schaffen im Dienste der Kunst.

So ging ihm das Jahr 1844 doch noch hoffnungsreich zu Ende. Am Weihnachtsabend waren sie lustig vereint. Mein Vater hatte Hebbel eingeladen, an dem Feste der Dänen teilzunehmen. Hebbel erzählt davon in einem Briefe an Elise Lemsing vom 31. Januar 1845: „Anfangs wurden kleine Geschenke verlost, ich gewann eine kleine silberne Dose. Darauf speisten wir in einem großen Saale, an dessen Wänden, mit schwarzer Kreide umrissen, sich die Silhouetten all der Künstler, die sich seit einer Reihe von Jahren an diesem Abend darin gefreut hatten, fanden. Ich saß Torwaldsen gegenüber; wir alle waren mit Weinlaub bekränzt, eine Rose lag neben jedem Teller. Die Fröhlichkeit war allgemein und bei mir mit tiefer Rührung gemischt. Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich. Vorher war mir von unbekannter Hand schon eine Feder geschenkt worden mit der Devise: Wohl bin ich stumm, aber gebraucht von Dir, sprech ich zu ewigen Zeiten. — Um 12 Uhr ging ich bei dem herrlichen Mondschein, meinen Kranz auf dem Kopfe behaltend, zu Hause.“

Die Jünglinge und das Mädchen

Was unsern Träumen Schönheit hieß, ward Leib in dir
Und holde Schwungung sanft gezogener Glieder
Im Schreiten, anders nicht als wie in einem Tier.
Doch unsre Sehnsucht sinkt zu deinen Füßen nieder.

Erhöhung stammelnd wie vor dem Altar,
Und daß dein Blick Erfüllung ihr befehle.

*) Westermanns Monatshefte.

Was dumpf in deinem Körper Trieb und Odem war,
Das wurde staunend unserm Suchen Sinn und Seele.

Du ahnst nicht dieser Stunden Glück und Qual,
Da wir dein Bild mit unserm Traum behängen —
Doch du bist Leben. Wir sind Schatten. Deiner Schönheit Strahl

Muß, daß wir atmen, funkelnd erst uns übersprengen.
Brüssel. Ernst Stadler.

Gedanken

Von Victor Hadwiger.

Man soll sein Leben nicht in Aphorismen leben, eben so wenig wie man es in Reimen auffassen darf. Der Stil knebelt und ermüdet.

Intelligenz läßt sich nirgends durch Fleiß ersetzen. Die meisten Menschen sind Bastarde des Intellekts. Loslösung von aller Geschäftigkeit ist kosmische Reinkultur, ist intelligentes Nichtstun als letztes Ziel.

Die besten Frauen sind nicht die Reinen, sondern die Reinlichen.

Zur Liebe gehört mehr Hartnäckigkeit als zur Zeugung. Die Ehe ist im besten Falle Liebe mit Kompromissen

„Wer keinen Verstand hat, braucht ihn nicht zu verlieren“ sagte das alte Maultier und tat etwas ganz Unüberlegtes.

Ob die Gewaltsamkeiten einer Polizeiherrschaft oder die des Familiensinns einen langsameren Erstickungstod befördern können, darüber mag ihre Autorität gemäß die Polizei entscheiden. „Cave canem“ ruft der Weise den Bläulingen zu. Wehe, wenn ihr das Bürgertum verachtet. Die Braven sind die Polizisten der Polizei.

Die großen Charmeure entzünden durch kleine Treulosigkeiten, die kleinen Charmeure entrüsten durch Organisation erdrückend — der Massentreue.

In allen Kirchen könnte man über die letzten Dinge nachdenken, wenn die Priester nicht immerwährend plärrten.

Eine alte Naturgeschichte sagt von dem Rohrdommel: Wann er seinen Schnabel in den Morast steckt, kann er entsehrlich schreien und fast ebenso wie ein Ochse brüllen.“ — Dieser Vogel scheint etwas Moralpriesterliches zu haben.

Die Geschichte lehrt uns, die einzelnen Systeme der Erpressung zu unterscheiden. Möge man doch den Erpressern pragmatische Geschichte beibringen! — Man wird so tüchtige Erpresser erzielen, eine geringe, aber geniale Zahl. Man wird sich nicht vor feigen Dilettanten oder brutalen hartleibigen und halbwichsigen Schwägern dieses Metiers hüten müssen.

Wer den Begriff Anständigkeit endgültig definiert haben wird, der wird sich rühmen dürfen, das Wort Moral aus dem Wege geräumt zu haben.

Die Reichen haben den Begriff Dankbarkeit erfunden, die Armen haben ihn als Münze geprägt.

Nur das Wissen ist ruhig; der Geist tanzt und tänzelt und begeht Fehltritte.

Die Treue des Hundes ist die Sache seiner Nase; wie alle seelischen Phänomene läßt sich auch die Treue auf bestimmte Organe lokalisieren. Das wollen manche Frauen nicht wahrhaben.

Das Liebesorgan ist das Foyer der Frauenseele.

Gefühl vom Leben

Wohin ich seh', ich seh' Vergangenheit,
Und jedes Heute sich sofort versteinen,
Zu Eins geronnen mit dem Riesig-Einen.
Und schon zgetürmt zu starrer Ewigkeit

Und was auch immer noch ans Herz mir greift
Ist doch, als wärs schon vor mir hergegangen,
Und eh's zu mir noch konnte hingelangen,
Ward es im leisen Wachstum schon bereift.

Nun weiß ich nicht, ob ich nicht selbst bloß Traum,
Aus alten Zeiten eine alte Sage;
Verwoben schein' ich stets mit jedem Tage,
Und jeder Tag, ich seh's, zerrinnt zu Schaum.

Friedenau.

Anselm R u e f t.

Theodor Fontane

Von Franz Pfeiffer.

Er hatte die Geste der Toleranz selbst dem unbarmherzigen Schicksal gegenüber. In seinem letzten, nach dem Tode des Dichters erschienenen Buch „Stecklin“ das sich wie eine Autobiographie liest (und wohl auch als solche gedacht war) ist diese Geste besonders deutlich wahrzunehmen. „Gedulde, gedulde dich sein.“ Das ist der Lebensweisheit letzter Schluß. Nur nicht aufbäumen! Nur nicht gegen Gegebenes ankämpfen! Ueberhaupt nicht kämpfen und streiten. „Alles ist wichtig nur für: Stunden.“ Gewiß ist nicht alles gut. Gewiß könnte vieles besser sein. Aber es ist nun einmal so. Und: „Auslehnen ohne Aussicht auf Erfolg hatte in seinem Rechts- und Ordnungsgefühl keine Billigung zu erwarten“, heißt es im „Stecklin“. Respektiert das Gegebene! Seid aber doch gleichzeitig tolerant dem werdenden gegenüber, denn — auch das werdende hat über kurz oder lang Aussicht, Gegebenes zu sein. Man liebe das Alte und lebe für das Neue. Theodor Fontane hatte die Geste der Toleranz, weil er seiner ganzen Natur nach passiv war. Jedes Geschehnis in Leben und Dichtung sah ihn nur als aufmerksamen Zuschauer. Als Stoiker, der in der Tugend das höchste Gut, in dem Laster das einzige Uebel erblickte, allen übrigen Dingen jedoch gleichgültig gegenüberstand, der alle menschlichen Handlungen nur daraufhin betrachtet, ob sie der Natur des Handelnden entsprachen. Mit innerer Ruhe und Erhabenheit beobachtete er alle Gefühlsäußerungen seiner Mitmenschen, ihn selbst bewahrte sein passives Empfinden vor Affekten und Leidenschaften.

Wer heute den Lebensgang des am 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin geborenen Gascognersprößling betrachtet, der wird in dem äußeren Hin und Her dieses Menschenchicksals wenig Abgeschlossenes wahr werden. Der Apotheker, der der junge Fontane versehentlich wurde (versehentlich, denn der spätere Fontane beweist uns ja, daß er nicht Neigung noch Talent hat, der Menschheit heilkräftige Mixturen zu bereiten . . .), hat recht wenig Seßhaftigkeit gezeigt. Er taucht bald hier, bald dort auf, der Wandertrieb, das Erbeil der Väter, ist in ihm rege. Aber es ist, wenn wir näher hinschauen, doch kein ruheloser Pilger, dem wir da begegnen. Er ist ein stiller Weltbeschauer, der nachdem er seinem Apothekerberufe entsagt hat, durch fremde Lande schreitet. Wir treffen ihn in England, wo er bereits im Dienste der Presse tätig ist. Wir finden ihn in den Jahren 64, 66 70-71 als „Schlachtenbummler“ auf dem Kriegsfelde. Er gerät von ungefähr selbst in Kriegsgefangenschaft. Aber nichts drängt ihn aus seiner Passivität; er bleibt stets der gleich-

mütige sachliche Beobachter, der Ausschnitte aus dem Ringsumher sammelt. Vorerst aus innere Notwendigkeit heraus. Dann, um daheim seiner Redaktion ein objektives Bild senden zu können. Der Krieg (und auch die Gefangenschaft) sind aus. Fontane kehrt in die Mark zurück. Tritt, fünfzig Jahre alt, aus der Redaktion der „Kreuzzeitung“ (deren Mitglied er zehn Jahre gewesen war) in die der „Bosslischen Zeitung“ ein. Hier ist er zwanzig Jahre lang als Theaterkritiker tätig.

Wenn irgend etwas geeignet ist, die passive Natur des Dichters zu beweisen, so ist es diese Kritiker Tätigkeit. Wer heute die „Gauserien über Theater“ von Theodor Fontane zur Hand nimmt (sie sind, von Paul Schlenker herausgegeben, im Verlage F. Fontane & Co. erschienen), wird klar erkennen, wie zurückhaltend, wie zartfühlend, wie besorgt darum, keinem wehe zu tun, hier „gerichtet“ worden ist. Fontane, dem nichts ferner gelegen als Weltverbesserungspläne, hat auch als Theaterkritiker, der er nur widerwillig und nur des Brotes wegen wurde, nie den Reformatoren gespielt. Im Gegenteil. Er litt, wie Schlenker sagt, bis in sein siebzigstes Jahr hinein das Martyrium eines gewissenhaften Rezensenten, der von der Subjektivität und Relativität aller ästhetischen Urteile durchdrungen ohne das geringste Kritiker gnadentum die Pflicht zur eigenen Ueberzeugung fühlte. Ihm war das Amt des Kritikers eine schwere Bürde, da es ihm die Verpflichtung auferlegte, aktiv zu wirken. Lachend soll er einst zugestimmt haben, als ein Wikbold die Initialen Th. F. mit denen Fontane seine Kritiken unterzeichnete, mit „Theater-Fremdling“ übersetzte. Der zum stillen Schauer. Gehörte mußte seiner ganzen Gefühlsrichtung nach zu dem Landschaftsschilderer werden, dem wir die köstlichen und leider viel zu wenig bekannten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zu danken haben. Was haben wir vor ihm von unserer Mark gewußt! Erst er (und Walter Leistikow) haben uns unsere Heimat entbedt, haben uns sehend gemacht, daß wir heute die tiefen Schönheiten unserer „Sandbüchse“ schätzen und lieben. Die „Wanderungen“ die Fontane während seiner Redaktionsfröhlichkeit, brachten dem Autor sofort bei ihrem Erscheinen uneingeschränkte Anerkennung ein. Berühmt und zu einem ersten Erzähler wurde er erst 1882, als Dreißundsechzigjähriger, durch seine wundervolle Novelle „L'Abultera“.

Es war recht natürlich, daß der Schöpfer der „Wanderungen“, der poesiestarke Schilderer sagenumwobener Landschaften, sich auch als Menschenschilderer versuchte und zum Roman kam; er konnte schlechterdings, wollte er Zeitgeschichte schildern, das Bild nicht unbelebt lassen. Freilich: das wertvollste in seinen Romanen, das Zeitlos-Wertvolle, werden immer die Naturdarstellungen bleiben. Wie in seinen „Wanderungen“, so gab er auch in seinen Romanen vorwiegend Ausschnitte von Geschautem. Klar geschaut und liebevoll gezeichnete Ausschnitte, die aber häufig ohne innere Notwendigkeit aneinandergesügt sind. Charakteristisch hierfür ist Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm“, der, 1878 erschienen, die Zeit vor 1813 widerspiegelt. Eine Spannung ist nicht vorhanden, die Komposition wenig straff. In seinen späteren Werken, besonders in „Irrungen und Wirrungen“, das man wohl neben „Effie Briest“ zu den vollkommensten Werken Fontanes rechnen kann, sind diese Mängel zwar teils gemildert, teils völlig beseitigt, aber allen Werken ist eine allzu gemächliche Entwicklung eigen. Man hat bei der Lektüre mitunter das Gefühl, daß die Menschen des Buches sich gegen den Willen ihres Schöpfers bewegen. Das Schicksal scheint sie zu führen, und der Autor steht mit ver-schränkten Armen dabei und beobachtet. Die passive Natur

des Dichters ist es, die hier zum Nachteil der Dichtung bemerkbar wird.

Fontanes Romanen geht das dramatische Moment meist ab. Und wenn einmal Katastrophen unabwendbar sind, dann treten sie ein, ohne daß der Dichter Stellung dazu zu nehmen scheint. Diese stoische Gleichmütigkeit, mit der Fontane Gut und Böse zeichnet, dieses Gewährenlassen ist selbst dort vorhanden, wo der Autor Menschliche Schwächen behandelt. Trottel, Bösewichte und auch seine tüchtigen Bürgervertreter ernten höchstens ein leichtes Lächeln des Schilderers. Konflikte, mit denen das Buch steht und fällt (ich denke hier z. B. an den Fehltritt der Effie Briest), werden von dem Dichter oft mit auffällender Sorglosigkeit fallen gelassen. Nie moralisiert der Dichter seine Helden, nie scheint ihm ihr Geschick besonders nahe zu gehen. Mit der Geste der Toleranz begrüßt Fontane jedes Geschehen . . .

Und dennoch, trotz allem Einspruch, müssen wir Theodor Fontane zu unseren größten Erzählern zählen. Ist es nicht die Vollkommenheit an sich, die seinen Dichtungen Dauerkraft verleiht, so sind sie doch als Spiegelbilder einer verbrauchten Zeit von unvergänglichem Werte. Der geschichtliche Charakter der Romane, speziell der in Berlin spielenden, verbürgt, daß sie alle Modeschöpfungen überleben werden. Kann der Romandichter nicht zur Nachwelt sprechen, so ist es der Zeitgeschichtsschreiber, dem kommende Generationen lauschen werden. Fontane selbst hat seine dichterische Kraft niemals überschätzt. „Ich bin gewiß eine dichterische Natur,“ schreibt er in einem Briefe an seine Familie, „aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Der einzelne Tropfen mag gut sein, aber es ist und bleibt nur ein Tropfen, kein Strom, auf dem die Nationen fahren und hineinschauen in die Tiefe und in das himmlische Sonnenlicht, das sich drin spiegelt.“ Diese Bescheidenheit des Dichters übertreibt hier zweifellos. Aber der Kern ist doch richtig erkannt: Kein Tropfen nur; aber auch kein Strom. Er, der uns in einem Alter, in dem andere längst mit dem Leben abgeschlossen haben, seine reifsten Werke geschenkt („Frau Jennn Treibel“, „Effie Briest“, „Quitt“, „Unwiederbringlich“, „Irrungen und Wirrungen“), er, dem 1890 eine neue Generation den Dank der Jugend darbrachte, er wird auch den Dank kommender Zeiten ernten. Selbst wenn wir nicht so traurig arm an großen Erzählern wären, müßte und würde ihm ein Ehrenplatz in der Reihe unserer Ersten zustehen. Denn er hat uns die Heimat liebenswert gemacht.

Ueber das Marionettentheater

Von Heinrich von Kleist.

Nachstehende erstaunlich-tiefsinnige Betrachtung, die Kleist in der letzten und reifsten Periode seines Schaffens kurze Zeit vor seinem Tode für die „Berliner Abendblätter“ verfaßte, gehört merkwürdiger Weise zu seinen unbekanntesten Sachen. Und verdiente die gelesenste und berühmteste zu sein! Sie gibt nicht mehr und nicht weniger als eine Philosophie, eine vollständige Metaphysik; sie eröffnet Perspektiven in wahre Gründe und Abgründe des Daseins. Beispielsweise ließe sich das hier aufgestellte Prinzip sehr wohl noch zu einer fundamentalen Ästhetik verwerten, und speziell auf das Kleist'sche Drama, vielleicht aber auf das Drama überhaupt, fallen ungemein kräftige Schlag Schatten. Stehe dieser Aufsatz denn, ob ihn gleich jeder in seinem Kleist nachlesen kann, als Manqvolle: er Auftakt zur Rasse auch all jener „Huldigungen“, die den Dichter leider heute wieder wie vor hundert Jahren mißhören und verfehlen werden!

Als ich den Winter 1801 in M . . . zubrachte, traf ich daselbst eines Abends, in einem öffentlichen Garten, den Herrn C. an, der seit kurzem, in dieser Stadt, als erster Tänzer der Oper angestellt war, und bei dem Publikum außerordentliches Glück machte.

Ich sagte ihm, daß ich erstaunt gewesen wäre, ihn schon mehreremal in einem Marionettentheater zu finden, das auf dem Markte zusammengezimmert worden war, und den Böbel, durch kleine dramatische Burlesken, mit Gesang und Tanz durchwebt, belustigte.

Er versicherte mir, daß ihm die Pantomimit dieser Puppen viel Vergnügen machte, und ließ nicht undeutlich merken, daß ein Tänzer, der sich ausbilden wolle, mancherlei von ihnen lernen könne.

Da diese Aeußerung mir, durch die Art, wie er sie vorbrachte, mehr, als ein bloßer Einfall schien, so ließ ich mich bei ihm nieder, um ihn über die Gründe, auf die er eine so sonderbare Behauptung stützen könne, näher zu vernehmen.

Er fragte mich, ob ich nicht, in der That, einige Bewegungen der Puppen, besonders der kleineren, im Tanze sehr grazios gefunden hätte.

Diesen Umstand konnt' ich nicht läugnen. Eine Gruppe von vier Bauern, die nach einem raschen Takt die Ronde tanzte, hätte von Lenier nicht hübscher gemalt werden können.

Ich erkundigte mich nach dem Mechanismus dieser Figuren, und wie es möglich wäre, die einzelnen Glieder derselben und ihre Punkte, ohne Myriaden von Fäden an den Fingern zu haben, so zu regieren, als es der Rhythmus der Bewegungen, oder der Tanz, erfordere?

Er antwortete, daß ich mir nicht vorstellen müßte, als ob jedes Glied einzeln, während der verschiedenen Momente des Tanzes, von dem Maschinisten gestellt und gezogen würde.

Jede Bewegung, sagte er, hätte einen Schwerpunkt; es wäre genug, diesen, in dem Innern der Figur, zu regieren; die Glieder, welche nichts als Pendel wären, folgten, ohne irgendein Zutun, auf eine mechanische Weise von selbst.

Er setzte hinzu, daß diese Bewegung sehr einfach wäre; daß jedesmal, wenn der Schwerpunkt in einer graden Linie bewegt wird, die Glieder schon Kurven beschrieben; und daß oft, auf eine bloß zufällige Weise erschüttert, das Ganze schon in eine Art von rhythmische Bewegung käme, die dem Tanz ähnlich wäre.

Diese Bemerkung schien mir zuerst einiges Licht über das Vergnügen zu werfen, das er in dem Theater der Marionetten zu finden vorgegeben hatte. Inzwischen ahndete ich bei weitem die Folgerungen noch nicht, die er späterhin daraus ziehen würde.

Ich fragte ihn, ob er glaube, daß der Maschinist, der diese Puppen regierte, selbst ein Tänzer sein, oder wenigstens einen Begriff vom Schönen im Tanz haben müsse?

Er erwiderte, daß wenn ein Geschäft, von seiner mechanischen Seite, leicht sei, daraus noch nicht folge, daß es ganz ohne Empfindung betrieben werden könne.

Die Linie, die der Schwerpunkt zu beschreiben hat, wäre zwar sehr einfach, und, wie er glaube, in den meisten Fällen, gerad. In Fällen, wo sie krumm sei, scheine das Gesetz ihrer Krümmung wenigstens von der ersten oder höchstens zweiten Ordnung; und auch in diesem letzten Fall nur elliptisch, welche Form der Bewegung den Spitzen des menschlichen Körpers (wegen der Gelenke) überhaupt die natürliche sei, und also dem Maschinisten keine große Kunst koste, zu verzeichnen.

Dagegen wäre diese Linie wieder, von einer andern Seite, etwas sehr Geheimnisvolles. Denn sie wäre nichts anders, als der Weg der Seele des Tänzers; und er zweifle, daß sie anders gefunden werden könne, als dadurch, daß sich der Maschinist in den Schwerpunkt der Marionette versetzt, d. h. mit andern Worten, tanzt.

Ich erwiderte, daß man mir das Geschäft desselben als etwas ziemlich Geisloses vorgestellt hätte: etwa was das Drehen einer Kurbel sei, die eine Leier spielt.

„Keineswegs,“ antwortete er. „Vielmehr verhalten sich die Bewegungen seiner Finger zur Bewegung der daran befestigten Puppen ziemlich künstlich, etwa wie Zahlen zu ihren Logarithmen oder die Asymptote zur Hyperbel.“

Inzwischen glaube er, daß auch dieser letzte Bruch von Geist, von dem er gesprochen, aus den Marionetten entfernt werden, daß ihr Tanz gänzlich ins Reich mechanischer Kräfte hinübergespielt, und vermittelt einer Kurbel, so wie ich es mir gedacht, hervorgebracht werden könne.

Ich äußerte meine Verwunderung zu sehen, welcher Aufmerksamkeit er diese, für den Haufen erfundene, Spielart einer schönen Kunst würdige, nicht bloß, daß er sie einer höheren Entwicklung für fähig halte: er scheine sich sogar selbst damit zu beschäftigen.

Er lächelte, und sagte, er getraue sich zu behaupten, daß wenn ihm ein Mechanikus, nach den Forderungen, die er an ihn zu machen dächte, eine Marionette bauen wollte, er vermittelt derselben einen Tanz darstellen würde, den weder er, noch irgend ein anderer geschickter Tänzer seiner Zeit, Bestris selbst nicht ausgenommen, zu erreichen imstande wäre.

„Haben Sie,“ fragte er, da ich den Blick schweigend zur Erde schlug: „haben Sie von jenen mechanischen Beinen gehört, welche englische Künstler für Unglückliche verfertigen, die ihre Schenkel verloren haben?“

Ich sagte, nein: dergleichen wäre mir nie vor Augen gekommen.

„Es tut mir leid,“ erwiderte er; „den wenn ich Ihnen sage, daß diese Unglücklichen damit tanzen, so fürchte ich fast, Sie werden es mir nicht glauben. — Was sag' ich, tanzen? Der Kreis ihrer Bewegungen ist zwar beschränkt; doch diejenigen, die ihnen zu Gebote stehen, vollziehen sich mit einer Ruhe, Leichtigkeit und Anmut, die jedes denkende Gemüt in Erstaunen setzen.“

Ich äußerte, scherzend, daß er ja, auf diese Weise, seinen Mann gefunden habe. Denn derjenige Künstler, der einen so merkwürdigen Schenkel zu bauen imstande sei, würde ihm unzweifelhaft auch eine ganze Marionette, seinen Forderungen gemäß, zusammensetzen können.

„Wie,“ fragte ich, da er seinerseits ein wenig betreten zur Erde sah: „wie sind denn diese Forderungen, die Sie an die Kunstfertigkeit desselben zu machen gedenken, bestellt?“

„Nichts,“ antwortete er, „was sich nicht auch schon hier fände: Ebenmaß, Beweglichkeit, Leichtigkeit — nur alles in einem höheren Grade; und besonders eine naturgemäße Anordnung der Schwerpunkte.“

„Und der Vorteil, den diese Puppe vor lebendigen Tänzern voraus haben würde?“

„Der Vorteil? Zunächst ein negativer, mein vortrefflicher Freund, nämlich dieser, daß sie sich niemals zerte. — Denn Hiererei erscheint, wie sie wissen, wenn sich die Seele (*vis motrix*) in irgend einem anderen Punkte befindet, als in dem Schwerpunkt der Bewegung. Da der Maschinist nun schlechthin, vermittelt des Drahtes oder Fadens, keinen andern Punkt in seiner Gewalt hat, als diesen: so sind alle übrigen Glieder, was sie sein sollen, tot, reine Pendel, und folgen dem bloßen Befehl der Schwere; eine vortreffliche Eigenschaft, die man vergebens bei dem größten Teil unsrer Tänzer sucht.“

„Sehen Sie nur die P . . an,“ fuhr er fort, „wenn sie die Daphne spielt, und sich, verfolgt von Apoll, nach ihm umfliehet; die Seele sitzt ihr in den Wirbeln des Kreuzes; sie beugt sich, als ob sie brechen wollte, wie eine Najade aus der Schule Bernins. Sehen Sie den jungen F . . an, wenn er, als Paris, unter den drei Göttinnen steht, und der Venus den Apfel überreicht: die Seele sitzt ihm gar (es ist ein Schrecken, es zu sehen) im Ellenbogen.“

„Solche Mißgriffe,“ setzte er abbrechend hinzu, „sind unvermeidlich, seitdem wir von dem Baum der Erkenntnis gegessen haben. Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.“

Ich lachte. — Allerdings, dachte ich, kann der Geist nicht irren, da, wo keiner vorhanden ist. Doch ich bemerkte, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, und bat ihn, fortzufahren.

„Zudem,“ sprach er, „haben diese Puppen den Vorteil, daß sie antigrav sind. Von der Trägheit der Materie, dieser dem Tanze entgegenstrebendsten aller Eigenschaften, wissen sie nichts: weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist, als jene, die sie an die Erde fesselt. Was würde unsre gute G . . darum geben, wenn sie sechzig Pfund leichter wäre, oder ein Gewicht von dieser Größe ihr, bei ihren Entschats und Pirouetten, zu Hilfe käme? Die Puppen brauchen den Boden nur, wie die Elfen, um ihn zu streifen, und den Schwung der Glieder, durch die augenblickliche Hemmung, neu zu beleben; wir brauchen ihn, um darauf zu ruhen, und uns von der Anstrengung des Tanzes zu erholen: ein Moment, der offenbar selber kein Tanz ist, und mit dem sich weiter nichts anfangen läßt, als ihn möglichst verschwinden zu machen.“

Ich sagte, daß, so geschickt er auch die Sache seiner Paradoxe führe, er mich doch nimmermehr glauben machen würde, daß in einem mechanischen Gliedermann mehr Anmut enthalten sein könne, als in dem Bau des menschlichen Körpers.

Er versetzte, daß, es dem Menschen schlechthin unmöglich wäre, den Gliedermann darin auch nur zu erreichen. Nur ein Gott könne sich, auf diesem Felde, mit der Materie messen; und hier sei der Punkt, wo die beiden Enden der ringförmigen Welt ineinander griffen.

Ich erstaunte immer mehr, und wußte nicht, was ich zu so sonderbaren Behauptungen sagen sollte.

Es scheine, versetzte er, indem er eine Prise Tabak nahm, daß ich das dritte Kapitel vom ersten Buch Moses nicht mit Aufmerksamkeit gelesen; und wer diese erste Periode aller menschlichen Bildung nicht kennt, mit dem könne man nicht füglich über die folgenden, um wie viel weniger über die letzte, sprechen.

Ich sagte, daß ich gar wohl wüßte, welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie des Menschen, das Bewußtsein anrichtet. Ein junger Mann von meiner Bekanntschaft hätte, durch eine bloße Bemerkung, gleichsam vor meinen Augen, seine Unschuld verloren, und das Paradies derselben, trotz aller ernstlichen Bemühungen, nachher niemals wieder gefunden. — Doch, welche Folgerungen, setzte ich hinzu, können Sie daraus ziehen? Er fragte mich, welcher Vorfall ich meine?

Ich badete mich, erzählte ich, vor etwa drei Jahren, mit einem jungen Mann, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut verbreitet war. Er mochte ungefähr in seinem sechzehnten Jahre stehen, und nur ganz von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf sich, daß wir grade kurz zuvor in Paris den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguss der Statue ist bekannt und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welche Entdeckung er gemacht habe. In der That hatte ich, in eben diesem Augenblick, dieselbe gemacht; doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm bewohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiderte — er sähe wohl Gekster! Er errötete, und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraussehen lassen, mißglückte. Er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten, er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! er war außerstand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen — was sag' ich? die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten. —

Von diesem Tage, gleichsam von diesem Augenblick an, ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menschen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem andern verließ ihm. Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt schien sich, wie ein eisernes Reh, um das freie Spiel seiner Gebärden zu legen, und als ein Jahr verfloßen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menschen sonst, die ihn umringten, ergöhnt hatte. Noch jetzt lebt jemand, der ein Zeuge jenes sonderbaren und unglücklichen Vorfalls war, und ihn, Wort für Wort, wie ich ihn erzählt, bestätigen könnte. —

„Bei dieser Gelegenheit,“ sagte Herr C . . . freundlich, „muß ich Ihnen eine andere Geschichte erzählen, von der Sie leicht begreifen werden, wie sie hierher gehört.“

„Ich befand mich, auf meiner Reise nach Rußland, auf einem Landgut des Hrn. von G . . , eines liefländischen Edelmannes, dessen Söhne sich eben damals stark im Fechten übten. Besonders der ältere, der eben von der Universität zurückgekommen war, machte den Virtuosen, und bot mir, da ich eines Morgens auf seinem Zimmer war, ein Rapier an. Wir fochten; doch es traf sich, daß ich ihm überlegen war: Leidenschaft kam dazu, ihn zu verwirren; fast jeder Stoß, den ich führte, traf, und sein Rapier flog zuletzt in den Winkel. Halb scherzend, halb empfindlich, sagte er, indem er das Rapier aufhob, daß er seinen Meister gefunden habe: doch alles auf der Welt finde den seinen, und fortan wolle er mich zu dem meinigen führen. Die Brüder lachten laut auf, und riefen: „Fort, fort! in den Holzstall herab!“ und damit nahmen sie mich bei der Hand und führten mich zu einem Bären, den Hr. v. G . . , ihr Vater, auf dem Hofe auferziehen ließ.“

„Der Bär stand, als ich erstaunt vor ihm trat, auf den Hinterfüßen, mit dem Rücken an einem Pfahl gelehnt, an welchem er angeschlossen war, die rechte Laxe schlagfertig erhoben, und sah mir ins Auge: das war seine Fechterpositur. Ich wußte nicht ob ich träumte, da ich mich einem solchen Gegner gegenüber sah; doch „stoßen Sie! stoßen Sie!“ sagte Herr v. G . . „und versuchen Sie, ob Sie ihm eins beibringen können!“ Ich fiel, da ich mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt hatte, mit dem Rapier auf ihn aus: der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Laxe und parierte den Stoß. Ich versuchte ihn durch Flinten zu verfolgen; der Bär rührte sich nicht. Ich fiel wieder, mit einer augenblicklichen Gewandtheit, auf ihn aus, eines Menschen Brust würde ich unfehlbar getroffen haben: der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Laxe und parierte den Stoß. Jetzt war ich fast in dem Fall des jungen Hrn. v. G . . . Der Ernst des Bären kam

hinzu, mir die Fassung zu rauben, Stöße und Finten wechselten sich, mir triefte der Schweiß: umsonst! Nicht bloß, das der Bär, wie der erste Fechter der Welt, alle meine Stöße parierte; auf Finten (was ihm kein Fechter der Welt nachmacht) ging er gar nicht einmal ein: Aug in Auge, als ob er meine Seele darin lesen könnte, stand er, die Luge schlagfertig erhoben, und wenn meine Stöße nicht ernsthaft gemeint waren, so rührte er sich nicht.

„Glauben Sie diese Geschichte?“

„Vollkommen!“ rief ich, mit freudigem Beifall; „jedwem Fremden, so wahrscheinlich ist sie: um wie viel mehr Ihnen!“

„Nun, mein vortrefflicher Freund,“ sagte Herr C. . . „so sind Sie im Besitz von allem, was nötig ist, um mich zu begreifen. Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt. — Doch so, wie sich der Durchschnit zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das unendliche, plötzlich wieder auf der anderen Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in dem Gott.“

„Witkin,“ sagte ich ein wenig zerstreut, „müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen?“

„Allerdings,“ antwortete er; „das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.“ —

Erika von Wajdorf-Bachoff

Von Max Jungnickel.

An die Droske muß ich denken, an die große Heimatseele, an die Tiefäugige. Sie ist ja eine Droske unserer Tage, die Erika von Wajdorf-Bachoff.

In Blumenduft und Morgentau, taucht sie ihre Feder. Und ihre Kiefblütenverschneite, lichtschöne, matrische, umsonnte und umblaute Poetenseele flattert um jede Blume, lauert im Zwiellicht, huscht hinaus in's Flodentreiben, lächelt in Mondmärchenträumen, schaukelt im Erntewind, zerflirrt im Licht, zerhuscht in die Nacht.

Wie der intime, pittoreske Reiz einer Radierung mühen die Bildchen an, die sie hegt. Wenn sie durch verschlafene, mondensilberüberschüttete Städtchen leise, leise Schuhe gehen läßt, das ist so schön wie ein Bild von Strich-Chapell, so ein einträumendes, facherndes, nachwächterdurchbummeltes Farbenwunder.

Und sie ist doch eine Sonnenträftige, Baldlustige, lieblich Sonderbare. Weh und zag und kinderherzig klingt manchmal ihre Harfe. Und nun fällt mir noch ein Bild ein, ein liebes, verschwiegenes Bild, das hat die Wolfsthorngemalt. Ein kleines Mädchen mit Seerosen im Haar und in der Hand. Weiß und lang gekleidet. Und oben, unterm weißen Kleid, hebt sich scheu und lebend die kleine Mädchenbrust wie weiße Margueriten unter dämmrigen Erlentbüschen. Und die Kinderaugen so groß und sinnend und ernst als lausche die Kleine auf Weisen, die hinter ihr der Tod Wellenaestigkeit auf zirkender Route zupfte. Und die Harfe der Erika von Wajdorf-Bachoff hat manchmal einen so weh kinderherzigen Klana, die tautropfen-, sonn-, mondnebel- und spinnwebumschleierte Harfe.

Und die Gloria dieser Dichterin ist so erdenschön und weihnachtumsungen.

Bei Gustav Kiepenheuer in Weimar ist eben ihr Gedichtband: „Das Jahr“ erschienen.

Wie iach Fischer (FM XX.XX.X) Scharfrichter wurde Grotoske von Alfred Richard Meyer.

Es war selbstverständlich, daß Lobegott Quirl aus Apolda, als er gerade im besten Mannesalter nicht etwa

durch Gottes Güte, sondern durch allgemeinen Zuruf — das unerklärliche Schweigen des 361. und 879. Bezirkes konnte natürlich in keiner Weise ins Gewicht fallen — für fünf Jahre den bombensichern Thron der Vereinigten Staaten von Europa bestieg, auf Reformen, und zwar auf durchgreifende Reformen, bedacht war. Und es war nicht weniger selbstverständlich, daß diese Reformen auf einem Gebiete liegen mußten, denen sonst niemals ein Herrscher seinen allweisen Willen zuwendet. Lobegott Quirl hätte ja auch ein Präsidentenpreisschreiben für eine neue mitteleuropäische Volkshymne erlassen können, jedem Luftballon eine patriotische Fanfare anbefehlen oder aber, wie die meisten seiner erlauchten Vorgänger, für die Land-, See- und Luftsoldaten schönere Uniformen ersinnen können, doch nein, sein Ehrgeiz stand ganz einzigartig da, erschreckte zunächst ein wenig die Gemüter Europas, um ihnen nicht viel später die Ergebenheit einer ehrfurchtsvollen Bewunderung abzunötigen.

Die Sache war nämlich die: Lobegott Quirl haßte die Rohheit, ja er verachtete sie so sehr, daß er sie während seiner Regierung möglichst aus der Welt schaffen mußte. Darum fiel der erste Reformgedanke auf den Mann des Landes, dessen rohe Hände nur so von Blut fließen, gegen dessen Fingerdruck sich niemand wehren kann: ich meine den Scharfrichter, dessen elektrischer Sessel jährlich etwa zehntausend Sünder kalt macht. Lobegott Quirl sah in der Wehrlosigkeit, die in der einmaligen schrecklich zischenden Kurbeldrehung lag, die größte Grausamkeit. Er hatte sich vor seinem Regierungsantritt als Bürger erster Ordnung schon zweimal der Verpflichtung nicht entziehen können, einer elektrischen Hinrichtung beizuwohnen. Ein alter weißhaariger Zeuge, dessen ziemlich kindische Fafeseien man allerdings mit einem gewissen Mißtrauen hinnehmen mußte, hatte damals ernsthaft erzählt, er entsänne sich noch aus seiner Jugend, daß die Mörder mit einem Beile, einem richtigen, großen, scharfen Messer, zusammengehauen seien. Man erinnerte sich allerdings der Guillotine, aber auch die Zeit der französischen Revolution war ganz von einem romantischen Zauber umgeben. Und doch war es eigentlich dieser Hinweis gewesen, der Lobegott Quirl den ersten Gedanken einer unbedingt erforderlichen Humanität auf diesem Gebiete gegeben hatte. Es war für ihn klar, daß die Reform in erster Linie dem unangenehmen Aktus das Schauerliche, dann aber auch das Erniedrigende nehmen mußte. Wie man im gewöhnlichen Leben das Individuum nach seiner Befähigung, nach seinen Kenntnissen und Ehren bewertete, mußte man entschieden auch die Todesarten je nach Befähigung, Kenntnissen und Ehren des Mörders bestimmen. Das heißt, es durfte nicht mehr ein Scharfrichter alle nach einem Leisten abmurksen, sondern es mußten Dezernentenstellen geschaffen werden mit praktizierenden „Räten“, während „der Scharfrichter“ selbst ein Ehren-, Titel- und Versorgungsstellung für einen pensionierten Offizier oder einen Konsistorialrat blieb. Freilich, das war noch nicht die Hauptsache. Das Gemeinste war eigentlich dieses gänzlich kampfslose und widerstandsunmögliche Abschlagen. Warum band man die Menschen eigentlich fest? Ein Sterben in Freiheit war ritterlicher, tröstlicher und appetitlicher. Zwar konnte es den Staat das Rehnfache kosten; einerlei, mit der Organisation einer Scharfrichteruniversität mußte sogleich begonnen werden, das stand für Lobegott Quirl unumstößlich fest.

Jede Hinrichtung würde von jetzt ab ein Zweikampf sein, bei dem natürlich der Scharfrichter immer die „schwerere Partie“ war. Studierte Herren durften sich zwischen Säbel- und Pistolenmensur entscheiden, für die übrigen gab es Messer-, Schlagring-, Faust- und Ringkampf, bei dem sämtliche Griffe, einschließlich die Erdrosselung erlaubt waren. Für die Frauen mußte außerdem noch eine besondere Scharfrichterin herangebildet werden, die sehr lange Fingernägel hatte und namentlich im Besenkampf sehr geübt war. Daneben blieb selbstverständlich die gute alte elektrische Hinrichtung bestehen, denn es konnte doch immerhin einmal vorkommen, daß der Delinquent freiwillig auf den Zweikampf aus psychischen oder physischen Gründen verzichtete, wie etwa ein lyrischer Dichter, den Verse, Weiber, Benzin, Azetylen und Morphium zu deladent machten.

Eine große Schwierigkeit würde sich freilich wohl in der Besetzung der einzelnen Dezernentenstellen herausstellen; an Bewerbern zwar würde es wegen der hohen Dotierung nicht fehlen, aber man mußte gerade im Anfang dieser neuen versuchsweisen Einrichtung sehr vorsichtig in der Wahl sein, um sich nicht bei einem eventuellen Fehlgriff allzusehr zu blamieren. Man würde eine geheime Umfrage in den Berliner Athletenvereinen halten müssen, ein Duzend Freiwilliger für den Faust- und Ringkampf „bis zur Kampfunfähigkeit“ würde man ohne Mühe als erster Vertreter des neuen Berufes gewinnen. Aus Italien würde man schon ganz bewährte Messerhelden beziehen können, und München würde sicherlich wenn nicht einige Schlagringkünstler so doch vorläufig einige Maßtrugschlagkünstler mit Vergnügen zur Verfügung stellen. Am leichtesten schien sich der Punkt der Pistolenmensur zu erledigen; denn abgesehen davon, daß man in der halbseidenen Aristokratie immer ein wohl assortiertes Lager haben würde, fiel natürlich der erste Schuß immer dem Herrn Scharfrichter zu.

All diese Bedenken waren kleinlich, ja wurden lächerlich, wenn man an die Besetzung des Säbelscharfrichters dachte. Dieser einzige Punkt war vielleicht geeignet, die ganze wunderschöne Reformidee null und nichtig zu machen. Lobegott Quirl sann Tag und Nacht, und er wurde sogar schon ein wenig unruhig. Als er eines Morgens jedoch ganz allein bei seinem Präsidentenfrühstücken saß und trübe in den Wappentrag seines alten Korps stierte, tauchte aus dem Alkoholnebel seiner Jugendtage das sehr breite, sehr ölige Antlitz seines lieben, leider etwas verkommenen Korpsbruders Andreas Fischer (FM. xx, xx. x) auf, der sich noch immer als betagter Iach zwischen den grauen Häusern Marburgs bewegte. Und das hatte seinen guten Grund, also war er doch eigentlich nicht so ganz verkommen: Fischer hatte einen guten Onkel gehabt, der ihm in seinem Testament für die Studienzzeit in Marburg einen monatlichen Wechsel von dreihundert Mark ausgesetzt hatte. Da Fischer ein sah, daß er bei seinen bescheidenen Ansprüchen recht gut davon leben konnte, faßte er den männlichen Entschluß, bis an sein Lebensende in dem schönen Marburg zu studieren und ebenso bis an sein Lebensende die Rente des guten Onkels zu beziehen. Er verzichtete also schnöde auf jedes Examen, kam dahingegen mit festener Pünktlichkeit den Verpflichtungen des Früh-, Mittags-, Nachmittags-, Dämmer- und Abendstübens voll und ganz nach. Einen Haken freilich hatte dieses etwas gewaltsam verlängerte Studium: Fischer konnte niemals alter Herr seines Korps werden,

denn dazu mußte er erst ein Staats- oder Doktorexamen oder sich doch wenigstens eine gesicherte Lebensstellung erringen. Das war Fischer aber gänzlich gleichgültig, er fühlte sich als ewiger Iach so wohl wie seine Korpsbrüder als A H A H, wenn nicht noch wöhler. Und dieser Fischer — ! Lobegott Quirl trank vor Glück, daß er diesen Gedanken gehabt hatte, seine Maß sofort aus und bestellte die dritte oder vierte. Dieser Fischer hatte eine Hakenquart geschlagen, die fast jedesmal einen kleinen Schädelbruch oder doch wenigstens eine kleine Gehirnerschütterung in sich gehabt hatte. Wenn Fischer die Hakenquart noch schlagen konnte! Heute nachmittag mußte an Fischer noch ein Präsidentenbrief geschrieben werden, nein, es war schon besser, wenn sich ein Geheimrat aus dem Zivilkabinett sofort mit der geheimen Order nach Marburg begab, um Fischers Fähigkeiten im allerhöchsten Auftrage zu examinieren.

Am übernächsten Mittag traf Fischer schon in der Residenz ein. Er roch sehr nach Alkohol, seine Augen waren nur noch zwei blinzelnde Striche, er spuckte auch bei der Audienz auf das Parkett, aber das schadete ja alles nichts, Fischer konnte noch seine berühmte Hakenquart. Einige Lakaien, die als getreue Bürger gern das Versuchskarnikel spielten, erzählten schon abends im Himmel von der wunderbar schönen und verdammt schneidigen Hakenquart Fischers, die sie so schmerzlos hierher gebracht habe. Lobegott Quirl war selig, Andreas Fischer noch seliger, weil sein Korpsbruder in so lebenswürdiger Weise an ihn gedacht hatte und ihn so fort zum Geheimen Oberscharfgerichtsrat mit dem Range der Räte dritter Klasse ernannte, denn der Vater der dem „verlorenen Sohn“ bisher wegen des ewigen Studiums tief gegrollt hatte, war nur Rat vierter Klasse, und so war auch der Vater selig.

Drei Monate nach seiner Ernennung hatte Andreas Fischer Gelegenheit, seine Kunst praktisch im Dienst des Staates zu gebrauchen. Ein Raubmörder, der in seiner guten Zeit einmal ein Semester irgendeiner frei um sich schlagende Verbindung angehört zu haben behauptete, bat um die Vergünstigung der neuen Institution. Sofort wurde ihm durch den etatsmäßigen Sekundanten des Geheimen Oberscharfgerichtsrats Andreas Fischer mit dem Rang der Räte dritter Klasse eine Forderung auf schwere Säbel ohne Binden und Bandagen bis zur Abfuhr ordnungsmäßig überbracht. Die Hinrichtung fand öffentlich in Gegenwart des Hofes und zahlreicher außereuropäischer Fürstlichkeiten auf dem Marktplatz der Residenz statt. Um nicht einen Formfehler zu begehen, forderte der Unparteiische, der Herr Justizminister in höchsteigener Person, die Pautanten noch einmal auf, sich zu verfühnen. Die Verachtung mit welcher der Raubmörder sein „Verzichte!“ zwischen den weißblühenden Zähnen hervorstieß, erregte wirklich allerhöchstes Erstaunen und beinahe Bewunderung. Den ersten Gang endigte gleich ein lautes „Halt!“ der Sekundanten, der Delinquent hatte in seiner Erregung vor „Los!“ geschlagen. Die Menge starrete in eisigem Schweigen. „Herr Unparteiischer, wir bitten um den Fortgang der Mensur!“ — „Silentium für den Fortgang der Mensur!“ Man sah nur noch Fischers blanken Säbel, der unheimlich durch die Luft piff. In demselben Augenblicke tönte die Stimme des Gegensekundanten schneidig und schnarrend: „Herr Unparteiischer, wir erklären die Abfuhr wegen Ablebens unseres Pautanten!“ Die Hakenquart hatte den Schädel fast ganz gespalten. Der Herr Justizminister küßte

ernst seinen Zylinder: „Der irdischen Gerechtigkeit ist Genüge getan. Mensur ex nach einer halben Minute.“

In diesem Tage wurde Andreas Fischer nicht nur Wirklicher Geheimer Oberscharfgerichtsrat mit dem Rang der Räte zweiter Klasse und der Berechtigung eines Begräbnisses auf Staatskosten im europäischen Staatendom, nicht nur Ehrenvorsitzender der vereinigten Schlachterinnerungen Europas, sondern er wurde alter Herr seines Korps, weil er sich endlich eine gesicherte Lebensstellung aus eigener Kraft errungen hatte.

Literarische Neuererscheinungen

Johannes B. Jensen, Die neue Welt (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Den Titel dieses Buches hat sein Verfasser nicht unter jenem Punkt gewählt, unter dem gemeinhin der Weltteil Amerika verstanden wird, — wiewohl jeder dieser Essays heimlich oder ganz unverhüllt auf die Vereinigten Staaten hindeutet. Neue Welt — das heißt für Johannes B. Jensen: ein Gefühl haben, das auf dem Bewußtsein einer Verjüngung, wie er es nennt, sich allgemeiner erhebt, das den kommenden Menschen zjubelt, sich ganz hingibt den berausenden Gedanken der Weltentwicklung, die sich heute sichtbar denn je vollzieht.

Jensen bemüht sich objektiv zu sein, aber das gelingt ihm nicht immer. Seine Begeisterung für das werdende, seine Lust an den Erscheinungen der Gegenwart, den Maschinen, dem wirklichen alles belebenden Amerikanismus, an Roosevelt, Frank, Nordis, dem alten Björnson und vielen Anderen geht manchmal auf eine bezaubernde Weise mit ihm durch, und es zeigt sich, daß er doch ein Dichter ist, und was für ein Dichter!

Dieses sein Buch ist erfüllt von einem brausenden, gegenwärtigen Weltgefühl, es findet sich in ihm angehäuft eine unbeschreibliche Menge von Bildern dessen, was geschieht und wirkt, was da ist und sich immer kräftiger auswickelt. Er sagt einmal im Bezug auf Grundhug „Was der große Seher dunkel in seinen geschichtlichen Gerichten ahnte, wird heutzutage alltäglich unter dem Symbol des Verkehrs betrachtet; statt Träume; Reisen; als Ersatz fürs Himmelreich: Amerika.“ Das ist ganz Jensenisch. Eine Lebhaftigkeit sondergleichen gibt ihm immer das Wesentliche ein, so sonderbar es auch in seiner Ausdrucksweise klingen mag. Es ist unglaublich kühn in dem, was er zu sagen fertig bringt, aber man kann sich ihm auf die Dauer nicht verschließen, denn es ist nicht ein beliebiger Schriftsteller, der zu einem spricht, sondern um das vielmißbrauchte Wort anzuwenden, das Leben selber und die gesamte Gegenwart und sehr deutliche Ahnung der Zukunft. Dieses Buch von Jensen ist garnicht hoch genug einzuschätzen, es ist ein Katechismus aller Menschen, die mit vollem Bewußtsein in dieser Zeit leben. Ja, es ist ein Buch nach dem Herzen derer, die mit gutem Gewissen in der Luft dieser Zeit atmen können, und deren sind gottseidank nicht wenige.

Will Scheller.

Heinrich von Kleists Werke, in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Professor Dr. Hermann Gilow, Dr. Willy Manthey und Dr. Wilhelm Waegold. Mit einer Biographie von Dr. Adolf Wilbrandt. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Nicht erst die hundertste Wiederkehr von Kleists Todestag bringt uns die Werke dieses unglücklichen Dichters in Erinnerung. Er, der niemals selbst von einer Szene von sich auf der Bühne sah und dessen Hauptdramen „Hermanns Schlacht“ und „Prinz Friedrich von Homburg“ überhaupt erst zehn Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurden, — während ein großer Roman Kleists verloren gegangen ist — er ist heute in den Ehrentempel unserer Nationalliteratur aufgenommen und seine Werke werden als kostbares Vermächtnis behütet.

In der vorliegenden Ausgabe der rühmlichst bekannten Goldenen Klassiker-Bibliothek kommt die erst in jüngerer Zeit voll gewürdigte Tätigkeit, die Kleist als politischer Journalist in jener schicksalsschweren Periode entfaltet hat, zu ihrem vollen

Recht, indem die Herausgeber irgendwie bedeutende Aufträge dargeboten haben. Die Dichtungen Kleists, die erst durch die neueren Forschungen aus langjähriger Entstellung befreit werden mußten, werden hier in der jetzt gesicherten reinen Fassung und in ihrem vollen Umfange vorgelegt. Dazu wird von den Briefen eine so reichliche Auswahl gegeben, daß mit ihrer Hilfe Kleists Leben von Katastrophe zu Katastrophe verfolgt werden kann. Aus der Hempelschen Ausgabe wurde Adolf Wilbrandts berühmtes, mit dem intuitiven Verständnis des Dichters gezeichnetes Lebensbild herübergenommen und sachliche Berechtigungen, die inzwischen neuere Forschung notwendig gemacht hat, in Anmerkungen hinzugefügt. Nach dem Prinzip der Goldenen Klassiker-Bibliothek sind den einzelnen Werken Einführungen beigegeben, die dem Leser die Absichten des Dichters mit feinem Gefühl und großer Sachkenntnis darlegen. Alle sonst für das Verständnis notwendigen Erklärungen bringen die Anmerkungen. Die Bände sind geschmückt mit einer Wiedergabe des einzigen beglaubigten Kleistbildes von Krüger, sowie den interessanten Facsimilebeilagen eines Briefes und eines Gedichtes. Druck, Papier und Einband sind von jener Vortrefflichkeit, welche die Ausgaben der Goldenen Klassiker-Bibliothek so schnell beliebt gemacht hat. Da trotz alledem der Preis für zwei stattliche Leinenbände nur M. 3,50 beträgt, so dürfen wir hier eine wirkliche Volks-Ausgabe von Kleists Werken begrüßen.

Vornotizen

Nur wichtige Bucherschreibungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Bernhard Shaws. Fannys erstes Stück. Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Anton Wildgans. Und hättet der Liebe nicht . . . Ein Cyclus neuer Gedichte (Ugel Junfer Verlag, Berlin-Charlottenburg.)

Heinrich Ilgenstein und Lothar Schmidt. Fiat justitia. Kriminalgroteske. (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, S.W.)

Agnes Henningsen. Die vielgeliebte Frau. Roman. (Ugel Junfer, Verlag, Charlottenburg). Geh. M. 3,— geb. M. 4,—.

E. v. Kesperling. Novellen. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin). Geh. M. 3,— geb. M. 4,—.

August Strindberg. Das Buch der Liebe. Ungebrudtes und Gedrucktes aus dem Blaubeuch. Deutsch von Emil Schering (Georg Müller, Verlag, München.)

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgegeben Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W. 35.) Heft 22 erhält: Karl Reutner: Tripolitaniischer Lehrkurs; August Erdmann: National-liberal-ultramontane Koalition in Worten? Paul Kampfmeyer: Die Auslese der Führenden; Max Hochdorf: In der Straße vom gesegneten Baum u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

Die Schaubühne, enthält in der Nummer 43. Das Zeitalter Shakespeares. Von Egon Friedell. — Ruhme Kunkel. Von Christian Morgenstern. — Fannys erstes Stück. Von S. J. — Ernst Hartmann. Von Alfred Polgar. — Die Dreiste in Berlin. Von Herbert Ibring. — Sudermann und Ende. Von Julius Bab.

Die Schaubühne erscheint wöchentlich kostet: 40 Pfg. die Nummer. Probenummer n gratis durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W. 62.

Vortrag

VON

OOOO Grete Meisel-Hess OOOO

12. November, abends 8 Uhr, Singakademie
Am Festungsgraben 2 :: (Kastanienwäldchen)

OO „Für und wider die Ehe“ OO

Karten ab 30. Oktober bei A. Wertheim (Leipziger u. Kantstr.)
Bote & Bock (Tauenzienstr. und Leipziger) á 3, 2 und 1 Mark.

Inhalt der vorigen Nummer: Das politische Schauspielhaus. Von Franz Pfemfert. / Persönliche Religion. / Zum Problem der Erziehung. Von Prof. Dr. Ludwig Gurtt. / Gloffen. / Die geistige Mittellosigkeit. / Der Seher. Von Arthur Drey. / Rousseaus Denkwürdigkeiten. Von Peter Sturz. / Galathra. Von Frank Wedekind. / Richard Dehmel. Von Dr. Anselm Ruest. / Welche Blätter fallen. . . Von Erich Mühsam. / Braunschweiger Tagebuch. Von Heinrich Eduard Jacob. / Juryfreie Kunstschau. Von Arthur Segal. / Die große und die kleine Welt. Von Max Brod. / Hilma Schlüter. Von Max Jungnickel. / Die alte Witwe. Von Wynona. / Literarische Neuererscheinungen. / Ueber Georg Jeylers Lyrik. Von H. E. Jacob. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 38 * 6. November

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Regensions-, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17, zu senden. :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6942. :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Wrl. 1.— vierteljährl. (exkl. Bestell-
handlungen etc. gelb) bei allen Postanstalten, Buch-
handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den
Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: ::
Inserate. Anfragen erbitten wir an den Verlag der
„Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::

Inhalt: Die Schlafkrankheit. Von Franz Pfemfert. / Polizei und Bühne. Von Dr. Lothar Schmidt. / Was Bethmann Hollweg profitierte. / An unsere Freunde. / Glossen. / Von der Ohnmacht der Sozialdemokratie. / Drama. Von Robert Jenzsch. / Louis Gurlitt und Friedrich Heibel. / Zwei Gedichte. Von Arthur Dren. / Metamorphose. Von Max Prod. / Sprechkünstler. Von Max Jungnickel. / „Japanischer Spaziergang“. Von Will. Scheller. / Der Jaghafte wirbt um eine Kellnerin. Von Otto Wick. / Das Weihnachtsfest des alten Schauspielers Nesselgrün. Von Mylona. / Auf Puschkins Tod. Ode von Vermonstoff. / Die Lösung. Von Grete Meißel-Hef. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Schlafkrankheit

In Preußen-Deutschland scheint die Zeit still zu stehen. Ringsum erleben wir das politische Erwachen der Völker. Die Freiheit schreitet durch die Lande. Wir sehen ringsum ein Aufwärtstreben der Nationen zu den Höhen der Kultur. Wir stehen resigniert beiseite.

Kopfschüttelnd blickt die Kulturwelt auf uns. Würden wir nicht durch den Paradeschritt, durch den grandiosen Ehrungswinkel von 45 Grad, durch unser Hurraschreien und durch unseren Bierkonsum Lebensäußerungen kundtun, sie würde unsere Existenz anzweifeln. Die Kulturwelt könnte wähnen, wir seien Tote, denen eine strafende Gottheit die Grabesruhe nahm und die nun als Spukgestalten ihre tiefmystischen Reigen aufführen.

Aber unser Bierkonsum, unser Hurra, unser Ehrungswinkel und unser Paradeschritt lassen derartige Gedanken nicht aufkommen.

Die Kulturwelt wird deshalb eine andere Erklärung suchen müssen für die Tatsache, daß ein mündiges Volk, das wirtschaftlich so ungemein Tüchtiges leistet, politisch ein Schattendasein führt. Daß dieses Volk sich von einem kleinen Häuflein Junker geduldig gängeln läßt. Daß dieses Volk einem Phantom, einem Nichts willig Sklavendienste leistet.

Leo Tolstoi hat uns eine Erklärung gegeben: „Diejenigen Völker, welche sich von einer kleinen Minderheit gewaltsam unterdrücken lassen und den Gehorsam, den sie diesen Gewalt herrschern leisten, noch als Patriotismus ausgeben, solche Völker dokumentieren damit ihre Unvernunft.“

Es gibt aber für die deutschen Zustände noch eine andere, treffendere Erklärung: nicht die Unvernunft sondern Feigheit des Bürgers ist Schuld, daß er von einer habgierigen Junkersippe gewissenlos niedergehalten wird. Wäre der deutsche Bürger um 1911 nicht jeder ernsthaften Freiheitssehnsucht bar, er könnte über Nacht frei sein;

aber der deutsche Vollbürger hat nicht den Wunsch, frei zu sein.

Was hat unsere Junkerklique in den letzten Jahren dem Volke nicht alles geboten! Mitunter schiens ein gefährliches Spiel, das da von einer sinkenden Rasse gewagt worden war. Doch der gute Normaluntertan sorgte immer wieder dafür, daß seine gottgesegnete Obrigkeit das Spiel gewann. Der brave Deutsche hat nie gemuckt. Jede politische Entmannung ließ er an sich vornehmen. Nur nicht erregen! Schließlich: man ist doch kein Arbeiter, kein Roter. Man muß doch zu Thron und Altar stehen! Nur nicht den Verdacht aufkommen lassen, etwa ein Revolutionär zu sein!

Der deutsche Vollbürger hat nicht den Wunsch, frei zu sein . . . Er weiß, was ihm die preußische Kassenregierung an Würdelosigkeit auch zumuten mag, lammgeduldig zu ertragen. Allenfalls wird der wachsende Bierkonsum dafür zeugen, daß die Unzufriedenheit tief in der Brust des Stammtischlers wühlt.

Zu dem Nationalreichtum Deutschlands ist jetzt, dank dem famosen Marokkoabkommen, die physische Schlafkrankheit zu zählen. Die politische Schlafkrankheit der Deutschen besitzt längst internationalen Ruf. Das Volk, das berufen wäre, im friedlichen Wettstreit der Kulturstaaten an hervorragender Stelle zu stehen, das seine geistige Tüchtigkeit bewiesen hat, dieses Volk lebt in einem politischen Dämmerzustand, der keine Zukunftshoffnungen aufkommen läßt, energielos dahin.

Der deutsche Vollbürger hat nicht den Wunsch, frei zu sein . . . Keine Agitatoren, die uns das Gegenteil behaupten, die mit dem „Volkszorn“ hausieren gehen, können daran etwas ändern. Das Volk ist weder durch Versammlungssphrasen noch durch Provokationen aus seinem politischen Pflanzenschlaf zu schrecken.

Franz Pfemfert.

Was Bethmann Hollwegs geniale Diplomatenkunst aus dem Marokkohandel für Deutschland profitierte

Polizei und Bühne

Von Lothar Schmidt

Wir deutschen Bühnenschriftsteller stehen unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Unser Schaffen ist strenger Aufsicht unterworfen. Jedes Wort, das wir schreiben, muß, ehe es von der Bühne herab Laut und Gestalt annehmen darf, auf seinen konfiszierlichen Inhalt amtlich geprüft und gestempelt werden.

Mit der Tatsache dieser unwürdigen Ueberwachung, die uns im Wesen ähnlich stellt wie die Dirnen der Straße, haben wir uns wohl oder übel abzufinden, bis auf weiteres. Ueber kurz oder lang wird auch für Deutschland der Tag der bürgerlichen Freiheit dämmern. Ja, sogar für Preußen, dem durch seine politische Rückständigkeit lächerlichsten aller Kulturstaaten. Man spottet unserer nicht nur bei den Feinden jenseits des Rheins und jenseits des Kanals, sondern leider auch mit Recht in dem verbündeten Oesterreich und im eigenen Vaterlande südl. der Schwingen des Preussischen Mars. Wärs nur der Spott! Der Haß gegen das Preukentum ist draußen im Reich größer fast als die Liebe zum geeinten Deutschland. Videant consules...

Aber ich gerate in Gefahr, vom Thema abzuirren. Ist's meine Schuld, wenn sich bei dieser Gelegenheit so ungelegen gleich eine bedrohliche Fernsicht eröffnet: weit hinweg über die Schultern eines preussischen Regierungsrates?

Ich rufe mich selbst zur Sache.

Drei Artikel geistiger Kontrabande sind es, nach denen prinzipiell und von berufswegen der Zensor den Theatralarren durchstöbert. Sie tragen die amtliche Rubra: a) Sexuelles; b) Religiöses; c) Politisches. Unser Verhältnis zum Weibe, zum lieben Gott und zur Regierung wird polizeilich in mikroskopische Beschau genommen. Raun daß nun der Dramatiker in einem von diesen Punkten die Grenzen der Enge überschreitet, so die Ethik des Gartenlaubens stills gebietet, gerät er unversehens sofort in Konflikt mit den ästhetischen Hütern der öffentlichen Ordnung. Liebe — ja. Sei's drum, zum Teufel! Aber hübsch moralisch muß sie sein wie ein Fuß etwa, den ich die legitimen Gatten am Morgen der goldenen Hochzeit geben. Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich hier auch die Ausnahmen von der Regel verzeichne. Es bleibt trotz allem immerhin die Möglichkeit fast unbegrenzter Schweinereien auf der Bühne bestehen. Wer's nicht glaubt, der

sehe sich gewisse Stücke an in gewissen Theatern, die ich nicht nennen will. Von den Cabarets ganz zu schweigen. In all diesen Fällen handelt es sich fast ausnahmslos um die minderwertigen Produkte gallischer oder obskurer deutscher Autoren. Dramatiker von Ansehen werden dagegen sehr häufig von Zensurverboten betroffen, so häufig, daß es kaum einen Namen von Klang gibt, dem noch nicht aus „sittenpolizeilichen Gründen“ die Aufführung eines Bühnenwerkes untersagt worden wäre. Lange hatte ich vergeblich nach den Motiven geforscht für die unterschiedliche Behandlung von Mach- und Kunstwerken. Solche Motive mußte es doch geben, wenn ich nicht von vornherein annehmen wollte, daß der Zensor so verfare aus purer Lust am Widersinnigen. Ich hatte mich in meinem Optimismus nicht getäuscht. Als mir vor einigen Jahren das inzwischen in der ganzen zivilisierten Welt unbeanstandet gespielte Lustspiel *Nur ein Traum* aus ebenfalls „sittenpolizeilichen Gründen“ vom Berliner Polizeipräsidenten verboten wurde, ging ich — ach wie ungern — hinein in jenes unfreundliche rote Haus am Alexanderplatz, um von dem Zensurgewaltigen persönlich zu erfahren, was ich in meinem Manuskripte denn Schreckliches etwa verbrochen haben könnte. Dem gescheiten Herrn von Glasenapp schien das Interdikt offensichtlich unangenehm. Er wies mich nach kurzem Bourparler an den Herrn Regierungsrat:

„Darf ich mir, Herr Regierungsrat, die bescheidene Frage erlauben, was die Zensur veranlaßt hat, eine nach dem Urteil literarischer Sachverständiger moralisch durchaus unbedenkliche Arbeit von der scenischen Darstellung auszuschließen? Man erlaubt doch von derselben Stelle aus die Aufführung der zotenreichsten Cochonnerien?“

Und der Herr erwiderte: „Das will ich Ihnen gern erklären. Sehen Sie, Herr Doktor, Ihr Lustspiel schildert realistisch ein Milieu im Grunewald. Die Schwänke, die im Theater gegeben werden, aber sind in der Voraussetzung und in der Form so blödsinnig, daß kein Publikum dabei an die bestehende Wirklichkeit denken wird, während bei Ihnen jeder Zuschauer sich unwillkürlich sagen muß: Ja, diese Vorgänge können sich tatsächlich so zutragen, wie sie von Ihnen geschildert werden! Darum gehen die Zoten dort zensurfrei aus, Ihre Pilanerien aber nicht.“

Der Herr ahnte nicht, wie komisch er war in diesem Augenblicke ernster amtlicher Belehrung. Literarische Qualifikation als erschwerender Umstand! Bis dahin war ich immer der Meinung gewesen, Kunst läme als Milderungsgrund für den angeklagten Autor in Betracht. Da seht ihr, wie man sich täuschen kann. Ja, ja, es ist heilsam den Trunk polizeilicher Weisheit an der Quelle selbst zu schöpfen.

Steigen wir aus der Hölle des Sexuellen hinauf in die Sphäre des Himmlischen. Gleich sind die Konflikte mit der Theaterpolizei seltener. Zwar läßt auch hier der Zensor die Dichter gern schuldig werden, um sie der Pein des Bannes zu übergeben, aber die Gelegenheit ist ihm wenig günstig. Autoren von Geschmack — und diese, wie gesagt, bilden ja zumeist das Objekt der Verfolgung — kümmern sich nicht sonderlich viel um metaphysische Angelegenheiten. Sie leben im Diesseits und überlassen mit Heine den Himmel den Engeln und den Späzen. Doch selbst wenn einen von uns Glaubenssachen reizten, die Erörterung von Problemen, die das Gebiet des Kirchlichen berührten, wäre schlechterdings ausgeschlossen. Man denke nur an

Stoffe, wie sie sich bei Nennung der Namen Jatho und Traub aufdrängen, oder an ein Drama, das einen Konflikt zum Gegenstand hätte, der aus dem Modernisteneid flösse. Hier der römische Merus, dort die protestantische Orthodogie eine unbezwingliche Phalange. Denn die Regierung will ja immer wie die Geistlichkeit, und der Zensor hat eine feine Bitterung für das „regierungsseitig“ Erwünschte oder Unerwünschte. Man darf nämlich den Zensor nicht immer für so beschränkt halten, als man manchmal versucht ist, es zu glauben. Die Entäußerung einer persönlichen Ueberzeugung ist ihm ja doch ein Gebot der Selbsterhaltung. Und wenn eine eigene Meinung haben und vertreten auch nicht gleich das Amt kostet, die Karriere verdirbt es allemal — in Preußen.

Daher ist am unsichersten und hilflosesten das Verhalten des Zensors gegenüber dramatischen Erzeugnissen von politischer Färbung. Kommt noch gar ein bißchen Satire hinzu und ein Unzweifelndes Opposition, so gerät — darauf könnt ihr schwören — das Staatsschiff sofort ins Wanken. Die einzige Remedur? Ein Polizeiverbot. Die sogenannte gute, die waschechte patriotische Gesinnung bleibt natürlich unbehelligt. Hohenzollerndramen mit einem starken Zusatz von Byzantinismus sind sogar sehr erwünscht, werden leicht Hoftheaterfähig und tragen dem Herrn Verfasser womöglich den Kronenorden vierter Klasse ein. Man muß sich nach alledem wundern, wieviele Kollegen immer noch der Lodung, wie ein Rechnungsrat geehrt zu werden, zu widerstehen vermögen. Wen aber so billige Lorbeern reizen, dem empfehle ich, irgendeinen Stoff aus der Brandenburgischen Geschichte zu wählen, am Schluß in bengalischer Beleuchtung den Großen Kurfürsten erscheinen und ihn die Schlacht bei Sedan prophezeien zu lassen.

Es gibt bekanntlich Autoren, deren „ganze Richtung“ der Polizei nicht genehm ist. Bei ihnen sucht und findet der Zensor leicht den Dolus sträflicher Absichten selbst da, wo auch nicht der Schatten einer Invektive vorhanden ist. Brachte es doch Herr von Jagow fertig, in einer harmlosen Dialogstelle von Gerhart Hauptmanns Ratten eine Verpötlung der Manen des seligen Herrn von Madai zu erblicken. Ueberhaupt, wenn es anginge, möchte Herr von Jagow den Bürgern der Reichshauptstadt all die Maulkörbe umbinden, die er so unendlich human den Hunden von Groß-Berlin abgenommen hat.

Nun stelle sich der Leser vor, was der Bühnenschriftsteller zu erwarten hat, dem wirklich einmal Talent und Charakter gebieten, sein bürgerliches Gewissen von der Szene herab reden zu lassen. Daß gar vieles faul ist im Lande, daß wir, um politisch zu gesunden, einer Reformation an Haupt und Gliedern bedürfen, daß das Ansehen des Reiches nach außen wie nach innen bei Freund und Feind immer mehr und mehr Einbuße erleidet, ist den loyalsten Patrioten längst schon eine schmerzliche Erkenntnis. Dem angehäuften Unmut Lust zu machen, ratend, warnend, spottend, ist das legitime staatsbürgerliche Recht eines jeden Deutschen. Aber die Freiheit der Rede in Wort und Schrift, die man ungern genug dem intelligentesten Volke der Welt konzedierte, sie gilt nicht für das Theater, Dinge, die sonst jedermann unbehelligt sagen und drucken läßt, dürfen auf der Szene nicht ausgesprochen werden.

Im Gesetzbuch gibt es einen Paragraphen, wonach auf Grund des Allgemeinen Landrechts die Po-

lizei mit Rücksicht auf die öffentliche Ordnung ein Stück zu verbieten befugt ist. Und dieser Ordnungsparagraph wurde durch Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts folgendermaßen ausgelegt:

„Die Polizei ist zum Verbot der Aufführung eines Theaterstückes unter der Voraussetzung befugt, daß die Wirkung der Aufführung auf die Zuschauer eine Gefahr für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung herbeizuführen geeignet sein würde. Und zwar — man merke wohl auf — kann diese Wirkung nicht nur darin bestehen, daß die Zuschauer zu einer Störung der äußeren Ordnung durch Lärm und sonstige Ausschreitungen veranlaßt werden, sondern auch darin, daß das Publikum in seinem Innern zu Anschauungen verleitet wird, welche für das Gemeinwohl und die öffentliche Ordnung eine Gefahr bilden. Hierzu gehört z. B., wenn es mit Beunruhigung durch den Gedanken erfüllt wird, daß die jetzige Staatsordnung ihm nicht das ihm zukommende Recht gewähre. Insbesondere bildet die Erschütterung des Vertrauens in die Strafrechtspflege einen Grund für die Unterjagung der Aufführung eines dramatischen Werkes.“

Ist diese Auslegung schon in der Hand des weisesten Richters eine bedenkliche Waffe gegen die gesamte dramatische Produktion, so wird sie geradezu eine Geißel in der Hand eines Polizeimannes. Sie bildet den nur zu willkommenen Vorwand, alle, aber auch alle Gestaltung des öffentlichen Lebens auf der Bühne unmöglich zu machen. Paßt ihm oder seiner vorgesetzten Behörde ein Stück aus irgendwelchem Grunde nicht in den Kram, liegt es auch nur außerhalb der reaktionären Anschauungen des Lektors, so dekretiert der Zensor einfach, das Werk sei danach angetan, auf das Innere des Staatsbürgers so zu wirken, daß durch die Aufführung die öffentliche Ordnung gefährdet werde.

Gesetzt aber, wir hätten, wie wir ihn nicht haben, innerhalb der gesetzlich ihr gegebenen Normen einen Idealzustand der Theaterzensur. Angenommen, so ein polizeilicher Lektor fühle nichts von dem Anklagebedürfnis eines Staatsanwalts in sich, bilden wir uns ein, er schiele auch niemals nach oben, habe eine persönliche Ueberzeugung und den Mut, sie zu vertreten, besäße gar noch literarische Einsicht und ließe sich von ihr und von objektiven Erwägungen leiten. Auch dann noch wären amtlichen Irrtümern und Mißgriffen kraft eben dieses bestehenden Ordnungsparagraphen Tür und Tor geöffnet. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß sich selbst die geübtesten Theaterfachleute Dramaturgen, Direktoren, Regisseure tagtäglich über den Wert und die Wirkung eines Bühnenstückes täuschen, das sie nur aus der Lektüre kennen. Um wieviel mehr die Regierungsräte und Polizeipräsidenten, denen doch in Sachen der Kunst nur das dilettantische Urteil eines gewöhnlichen Laienverstandes zugesprochen werden kann.

Und so könnte man denn die Frage aufwerfen, ob nicht durch das Bestehen des Ordnungsparagraphen und seine praktische Handhabung das Theaterpublikum in seinem Innern mit Beunruhigung durch den Gedanken erfüllt wird, daß die jetzige Polizeiverordnung ihm nicht das ihm zukommende Recht gewähre. Insbesondere aber dürfte die Erschütterung des Vertrauens in die Theaterzensur einen Grund bilden zur Aufhebung der ganzen Institution.

Freunde der Aktion!

Die regelmäßige Auflage der Aktion mußten wir innerhalb weniger Wochen **verdoppeln!**

Der Leserkreis, den wir stolz den Mitkämpferkreis nennen können, hat, dank der Propaganda unserer Freunde, einen Umfang angenommen, der heute die Ziffer von 7000 erreicht. Diese relativ gar nicht so überwältigend scheinende Zahl gewinnt Bedeutung, wenn wir unseren Freunden mitteilen, daß die „Aktion“ allwöchentlich ihre Reise nach Paris, London, Buenos-Aires, New York, San Francisco, Yokohama, Ost-Sibirien, Konstantinopel antritt.

Uns selbst zur Freude, Euch, Freunden, zur Ermunterung, rufen wir unser:

Welter...welter...welter!!

Glossen

Von der Ohnmacht der Sozialdemokratie

Englands ist schon viel gesprochen worden. Als jetzt die großen Ausstände die Welt überraschten, als sich zeigte, wie enorme Energien das englische Proletariat an den Tag zu legen weiß, da war (natürlich) die sozialdemokratische deutsche Presse eifertig dabei, die Bewegung ihrer Partei, der „völkerbefreienden“ usw., gutzuschreiben. Selbstverständlich zu Unrecht. Denn wenn jemand die englischen Riesenstreiks gefährdete, so waren es die Beamten der englischen sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen.

Wir möchten heute aus einem Briefe, den der Führer der englischen Streikbewegung an H. W. Lee, den Sekretär der sozialdemokratischen Partei Englands, gerichtet hat, einige Teile wiedergeben, die uns zeigen, welcher Geist die englischen Arbeiter, die Tom Mann Gefolgschaft leisteten, beseelte. Mann erklärte in diesem (von der sozialdemokratischen Presse Deutschlands unterschlagenen) Briefe seinen Austritt aus der Partei mit folgender Begründung:

„... Nach sorgfältigster Ueberlegung habe ich die Anschauung gewonnen, daß die wahre Ursache, weshalb die gewerkschaftliche Bewegung dieses Landes sich in einem bedauernswerten Zustande befindet, in der trügerischen Wichtigkeit gefunden werden kann, die die Arbeiter der parlamentarischen Betätigung anzudichten gelehrt wurden.

Als alter Kämpfer muß ich nur sehen, daß fast alle jüngeren Elemente in der Arbeiter- und sozialdemokratischen Bewegung ihre Gedanken einzig und allein darauf konzentriert haben, irgend ein öffentliches, gut bezahltes Amt zu bekommen, wie es eine Abgeordnetenstelle als städtischer, Gemeinde- oder Reichsvertreter ist; oder daß sie schon irgend einen staatlichen Posten bekleiden oder darauf hinstreben, irgend eine parlamentarische Anstellung zu bekommen.

Ich muß, auf Grund meiner langjährigen Erfahrungen in der Arbeiterbewegung, den Standpunkt vertreten, daß dies vollständig unrichtig ist, und daß die

wirtschaftliche Befreiung der Arbeiterklasse auf diesem Wege und mit solchen Mitteln sich niemals verwirklichen wird. Darum erkläre ich mich zu Gunsten der Direct Industrial Organisation, die mir nicht nur ein Mittel zur Verbesserung unserer gewöhnlichen alltäglichen Lebenshaltung, sondern das wichtigste und einzige Mittel ist, wodurch die Arbeiter das kapitalistische System dereinst umwälzen und die tatsächlichen Eigenschmiede ihres wirtschaftlichen und sozialen Schicksals werden können.

Ich bin der Meinung, daß alle Fragen der Arbeiterklasse allein auf wirtschaftlichem Gebiete ausgekämpft werden müssen, frei von all den Umgarnungen und Kompromissen mit dem plutokratischen Feind, die wir in den Parlamenten notgedrungen einzugehen haben und die ein Ruin für die gesamte Arbeiterklasse und ihre Ziele sind.“

China

Die Revolution eines geistreichen Volkes mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohlbedenkender Mensch sie, wenn er sie zum zweiten Mal unternehmend glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen nicht beschließen würde, — diese Revolution sage ich, findet doch in den Gemütern aller Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiel mit verwickelt sind) eine Teilnehmung dem Wunsch nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Neußerung selbst mit Gefahr verbunden war, die also keine andere als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann.

Dies also und die Teilnehmung am Guten mit Affekt, der Enthusiasmus, gibt zu der wichtigen Bemerkung Anlaß: daß wahrer Enthusiasmus nur immer aufs Idealische und zwar reine Moralische geht, dergleichen der Rechtsbegriff ist, und nicht auf Eigennutz gepfropft werden kann. Durch Geldbelohnungen konnten die Gegner der Revolutionierenden zu dem Eifer und der Seelengröße nicht gespornt werden, den der bloße Rechtsbegriff in ihnen hervorbrachte, und selbst der Ehrbegriff des alten kriegerischen Abels (ein Analogon des Enthusiasmus) verschwand vor den Waffen derer, welche das Recht des Volkes, wozu sie gehörten, ins Auge gefaßt hatten.

„Krieg oder Massaker?“

Es geht nichts über die Geschicklichkeit der Presse, selbst in der schmierigsten Sache Gesinnungstüchtigkeit an den Tag zu legen. Sie kann ruhig eine Kulturwidrigkeit dulden, sie wird immer wieder Gelegenheit finden, darüber hinweg zu täuschen. Wenn sie auch in Dingen der Kultur versagt, so achtet sie doch peinlich darauf, daß eine Barbarei, die geschieht, korrekt geschieht.

Gegen den Raubzug Italiens wußte die Presse, da es sich um einen formell erklärten „Krieg“ und damit um eine „gesetzliche“ Tat handelte, wenig zu sagen. Dann aber protestierten die liberalen Organe aller Nationen gegen „Megeleien engros“. „Krieg oder Massaker?“ diese gewichtige Frage schrieb uns von den Leitartikeln entgegen. Urpöhlisch war der Krieg, der methodisch geführt, etwas rührend Gesittetes; „einige militärische Hinrichtungen von Arabern“ ließen sich „als Notwendigkeiten des Krieges“ nicht verurteilen. Aber: „es bestehen Anzeichen“, daß die Italiener „den Krieg in einer Art führen, die einer zivilisierten Macht ganz und gar unwürdig ist“. Aber im Prinzip hat die Zivilisation gegen den Krieg nichts anzuführen...

Drama

Da starke Stimmen schollen, da Gestalten
Ihr Haar zerreißend vor dem Gott sich wunden,
Da grelle Flammen durch die Tempel stürmten,
Deren erzene Weihetafeln schmolzen,

Sahen wir aus, ob noch der Himmel drehe
Die weißgeschuppte Kuppel über den Höfen:
Riesentürme stiegen in die Nacht,
Die schwarz hinbrauste, mächtig, über der Stadt.

Berlin.

Robert Jenzsch.

Louis Gurlitt und Hebbel

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

II.

Der erste Brief von Vater fand sich 10¹/₂ Monate nach dem Tode der Julie geschrieben und enthält wertvolle Mitteilungen.

Rom, den 17. Februar 1845.

„Es ist mir wie am Vorabend einer Schlacht. Morgen werde ich ein großes Bild ausstellen, von dem hier schon viel die Rede war. Alle warten darauf, um gut oder böse darüber herzufallen. Es trifft sich glücklich, daß mehrere der besten Talente der Landschaftsmalerei sich hier zusammenfinden und, unter uns sei es gesagt, ich habe den Mut, mit ihnen um den Preis zu ringen. An Anerkennung fehlt es mir nicht. Ich werde von den verschiedensten Leuten aufgesucht. In meinen letzten Arbeiten scheine ich wieder einen Schritt vorwärts getan zu haben, was mir die Beruhigung gibt, daß es trotz der Schicksalsschläge, die mich getroffen haben, noch nicht alle mit mir ist. Ich kämpfe mich immer wieder durch. Gottlob, daß ich meine Kunst habe! Sowie ich ganz von ihr beseelt und durchdrungen bin, fühle ich mich rüstig und mutig, den Kampf mit der Welt durchzufechten. In dem Augenblick aber, wo keine künstlerische Idee mein Inneres erfüllt, bin ich allen finsternen Dämonen der Melancholie preisgegeben, die mich nicht eher verlassen, bis sich ein neues Bild in meiner Seele gestaltet. So ist es denn immer natürlich Ebbe und Flut in mir. Heute leidlich heiter, ja fröhlich, morgen zum Tollwerden. Das wird nun wohl auch so bleiben, und es lebt sich dann auch so noch ganz leidlich. Ich wohne mit dem berühmten Dichter Friedrich Hebbel aus Wesselsburen in Dithmarschen zusammen, vielleicht dem geistreichsten Mann und nach dem Ausspruch der deutschen Kritik dem ersten dramatischen jetzt lebenden Dichter. Sein Umgang wirkt sehr wohlthuend auf mich ein und wird von Folgen für mich sein. Wir haben eine sehr enge Freundschaft geschlossen, die, hoffe ich, das Leben aushalten wird.

In einem Jahre wird er nach Hamburg kommen und Euch dann recht oft besuchen.“

Unter treue Liebe der Freundschaft schwand beiden das bitterste Leid und Hebbel konnte am 19. April in seinem Tagebuche eintragen: „So wie hier, habe ich noch nie gelebt, daß ich ganz wie der Tag bin, heiter und hell oder düster umwölkt wie er. Gestern in der Villa Malta bei Gurlitt, göttlicher Sonnenuntergang, Champagner.“ Wo Briefe verstummen, beginnt wieder die Beredsamkeit der Studien, die gerade für dieses Jahr von unglaublichem Reichtum sind. Es ist eine Lust, mit diesen lebendigen Zeugen die geistige Wanderung durch die herrliche itali-

enische Landschaft zu machen! Mitte Juni war Hebbel nach Neapel gereist. Anfang Juli ging auch mein Vater ins Freie. Vorher noch schrieb er einen Brief dem Prof. Lund, Historienmaler, Ritter vom Danebroog usw. in Kopenhagen. Rom, den 14. Juni 1845. „Ich bereue jetzt sehr, daß ich Etatsrat Treslow die Bilder sehen ließ. Er hat daran Anlaß genommen, mir einen Brief zu schreiben, der die Absicht gehabt zu haben scheint, mich Bescheidenheit zu lehren. Ich werde in einer Weise, die auf mich den Eindruck von Ohnmacht macht, mit Prof. Dahl zusammengestellt usw. Ja, ja, wir Künstler werden leicht zu übermütig, müssen mitunter gedemütigt werden! Wenn Sie meine Stellung hier in Rom nach dem Ertrage meiner Arbeit ermessen wollen, so müssen Sie finden, daß es mir sehr schlecht geht, denn nur ein einziges Bild habe ich bisher verkauft. Auf der anderen Seite habe ich aber noch nirgends bei meinen Kunstbrüdern so viel Anerkennung gefunden. Die Künstler aller Nationen haben mir viel Freundliches über meine Arbeiten gesagt, namentlich haben mich die Italiener mit vielem und großem Lobe überschüttet. Catel sagte in einer Künstlergesellschaft, wo er mein Wohl ausbrachte, er müsse gestehen, daß er meine Bilder für die besten halte, die in vielen Jahren hier gemalt seien. Er nehme natürlich sich dessen nicht aus, denn er habe nie so gute Bilder gemalt. Indem ich Ihnen dieses individuelle Urteil wieder schreibe, bin ich weit entfernt, es als ein allgemeines beanspruchen zu wollen. Auch würde ich, wenn ich nicht ganz fest auf Ihre Diskretion baute, erschrecken, ein solches Wort wiederholt zu haben, das manchem eine erwünschte Waffe gegen mich geben würde. Es ist ja leider so, daß nachdem man mit Anstrengung und mit Sorgen sein Bild bis zu dem Punkte eigener Kunstertkenntnis herangebildet hat, man für das arrogante Lob jenes Janhagels, um nicht eingebilhet zu erscheinen, schamhaft gerührt danken muß.“ (Ankündigung zweier Bilder, die für Kopenhagen bestimmt, erst in Hamburg ausgestellt werden und im Oktober eintreffen sollen.) „Es ist heute ein echt italienischer Tag, vor mir liegt in goldiger Glut die großartige Campagna ausgebreitet, das Dampfschiff auf dem fernen Meere sehe ich ganz deutlich, und wäre es hier nicht so herrlich, mich würde gewiß die Sehnsucht erfassen, mit ihm in den Golf von Neapel einzulaufen. Ich fühle schon jetzt Heimweh bei den Gedanken, das schöne Land vielleicht bald verlassen zu müssen und lange halte ich gewiß nicht aus, von hier fern zu sein... Den Winter bleibe ich auf jeden Fall hier und werde den Rest meines kleinen Vermögens daran setzen, zwei große Bilder zu malen, eines für die Pariser, das andere für die Berliner Ausstellung.“

Betrachten wir jetzt die Studien vom 2.—4. Juli, so finden wir ihn im Albanergebirge, wo er auf kurzen Besuch weilt: hier entstehen zunächst drei große Blätter vom Kloster Gallora und von Bäumen bei Ariccia. Am 17. erfolgt ein zweiter Ausflug, der bis zum 21. dauert. Karl Becker, der bekannte Historienmaler und spätere Präsident der Berliner Kunstakademie, war sein Begleiter. Mein Vater zeichnete ihn am 17. Juli im Parke Ghici in Ariccia, wie er unter einer Felswand voller knorriger Wurzeln und Baumstämme sitzt. Am 22. Juli zeichnete er die Galeria di Albano, eine mächtige Baumstudie. Es wurde ihm dieser Tag zum Fest, denn er brachte einen Brief von Hebbel, den mein Vater acht Tage darauf beantwortete.

Ariccia, den 28. Juli 1845.

„Lieber Hebbel! Deinetwegen sehr besorgt, erhielt ich vor acht Tagen Deinen lieben Brief und fand ihn, von einer Streiftour zurückgekehrt, in Ariccia, meinem

Standquartier. Sehr beruhigt war mir die Nachricht, daß Deine Krankheit, von dem mir Kopenhagener erzählten, schon gehoben ist." Dieser Brief liegt in voller Ausdehnung im Druck vor.

Am 23. Juli ging dann wieder ein Brief an Prof. Lund ab.

„Noch immer sitze ich in dem schönen Arrica, von lieben Freunden aufgehalten. Italien wird mir mit jedem Tage lieber. Ich fühle mich darin immer mehr zu Hause. Der Reichtum erschreckt mich nicht mehr, ich habe schon gelernt, ruhig zu wählen, was mir gemäß und dienlich ist. Das geistig Demoralisierende, das Italien bei längerem Aufenthalt haben kann, hat auf mich noch nicht einwirken können, im Gegenteil bin ich eifrig mit meiner geistigen Entwicklung beschäftigt. Ich bin in sehr enge Freundschaftsverbinding mit Hebbel und Stahr getreten, habe mit ihnen fast ausschließlich meine freie Zeit verlebt. Es war mir höchst erfreulich, daß meine Ideen unbewußt mit denen der besten Geister unserer Zeit zusammentreffen. Ich habe durch diese Erfahrung außerordentlich an Selbstvertrauen gewonnen...

Zwei Gedichte

Von Arthur Drey

Der Priester

Mein Körper starrt wie eine Kathedrale,
Drin sich der Tag verliert, verrauchte Fresken
An nackter Wand. Und in des Kopfes kahle
Kuppel entfliehen irre Arabesken.

Aus meiner Kehle bringen Peitschenklänge
Wie Orgelschrei. Ich schenke alle Leute
In mich hinein aus eines Beichtstuhls Enge
Und frage sie erblaßt nach ihrer Freude.

Entsagung

In meinen Jügen klopft ein Rot wie Schritte,
Da Menschen mein ersöhnend Wort belachen.
So altern meine Triebe an der Sitte,
Die mich verstümmelnd zerrt in ihren Rachen.

Mich werden keine Kämpfe mehr erfüllen
Und nicht wie Kinderweinen leicht versöhnen
Mit all' den Fremden, die wie Tiere brüllen
Und ihre Leere im Triumphe krönen.

Metamorphose

Von Max Brod (Prag).

Es war schön, damals vor Jahren, als ich mir den ersten Band Flaubert französisch nach Hause trug. Deutsch kannte ich ihn schon. Und nun, da ich in dem kleinen biegsamen, gelben Bändchen der Bibliothèque Charpentier so viel ausgebreitet Schönheit mußte, und verbeutlicht noch durch die angeborene Sprache, schienen meine Hände mir beglückt, sie zu tragen, mein Zimmer eine Kathedrale, das Umblättern eine geweihte Handlung... Ich blätterte. Und alles hatte damals Bedeutung, die mir gefiel. Auch das gebrechliche Papier. Auch die winzigen Buchstaben, in denen

das leichtsinnige, lustige Frankreich seine größten Meisterwerke druckt. Sie und da fehlt ein Buchstabe, warum nicht; wie ein starker Wind reißt es durch das Buch, der Leser kann nicht standhalten, da sollen also auch die Worte fliegen und vergehn, in der großen Luftweite der Welt... Und als ich, zwischen zwei Seiten eingelegt, ein Kellameheftchen der Firma Christofle u. Co., Silberwaren zu Paris, auffand (einen andern hätte das vielleicht geniert...), nein, da billigte ich auch dies, nannte es: ganz der Stimmung angemessen. Neben den Zeilen der „Education sentimentale“, die eine schöne ersehnte Frau im Lichte ihres ehrbaren Hausstandes zeigen, mit ihren Häkelnadeln, nicht ohne Elfenbeinspitzen, ihrem Feuergitter, ihrem silberbeschlagenen Schmuckkästchen, mit all den behaglichen Kleinigkeiten, in Liebe erfaßt von dem armen verlassenen Frederic... oh, neben diesen Zeilen dünkte es mich sehr passend, die Erzeugnisse der ehrenwerten Luxusfirma Christofle u. Co. zu betrachten, diese Austerzangen, die Zuckerzangen, Fischlöffel, Traubenzangen, Saucieren, Randelaber Louis 16. zu 260 Francs, Zitronenpressen, Obstschalen. Ein Glanz aus den unsterblichen Mahlzeiten des Buches (nichts und alles geschieht bei ihnen) strahlt auf alle Eßbestecke der Wirklichkeit, und die Abbildungen dieses industriellen leibhaftigen Prospektes schienen mir der beste Buchschmuck meines Lebensbuches.

So dachte ich mir Flaubert damals: als einen Freund des Lebens, als den besten Darsteller der Wirklichkeit.

Und Salambo? Auch das schien mir Wirklichkeit, Historie, Archäologie... Ich hätte den Prospekt einer punischen Eßbesteckfirma als Buchschmuck für dieses Buch gewünscht...

Meine Freundin erzählte mir, es gebe eine Baumwollsorte namens „Croisset“. Croisset! Ich dachte: Also auch der Ort, an dem Flaubert einsam seine Träume erschuf, seine so wirklichen Träume... auch dieser Ort ist ins Leben gezogen, wirkt und arbeitet. Vielleicht, hat man eine Fabrik gerade dort gebaut, wo er seine Aussicht auf die Seine hatte. Es trifft sich gut, dieser Pulsschlag der Realität hätte ihn gefreut...

Meine Ansicht über Flaubert hat sich gründlich ändern müssen... Oh, es hätte ihn durchaus nicht gefreut. Jetzt weiß ich's. Dieser beste Darsteller der Wirklichkeit war kein Freund des Lebens, war sein grimmigster Feind.

Seine Briefe haben mich darauf gebracht. Wie tobt es da gegen alles, was nicht Kunst und Reinheit und Heiligtum ist! Wie springt himmelhoch die Begeisterung der Visionen, der stürmischen Rhythmen, der Worte; wie verächtlich neben diesen Genüssen zeigen sich die Küsse einer Frau, Spaziergänge!... Flaubert war Romantiker, er haßte alles, was bürgerlich und gemein zuging. Und gerade das so sorgfältig darzustellen, so mit der Genauigkeit des Liebenden, wurde als seine Mission ihm geoffenbart. Er verblutete an ihr. Aber das Jahrhundert hatte von nun an seinen Stil und seine Größe für immer... „Komm nach Paris. Hier weht der Atem des großen Lebens“ schreibt ein Freund an Flaubert. Der antwortet: „Er riecht stark nach faulen Zähnen, dieser Atem des Lebens“ und bleibt allein, auf dem Lande, im Schreibzimmer, und beschreibt... eben dieses Paris, lebendiger als je einer es gesehen hat.

Wer gibt Wege in dieses erstaunliche Labyrinth einer Seele? Zunächst die fünfbandige französische Korrespondenz, neuerdings in Auswahl übersetzt von F. B. Greve. (Verlag Bruns in Minden.) Maupassant, der erst den reifen Flaubert kannte, sagt in seinem berühmten Essay wenig von seiner Entwicklung. Mit weiser Intuition leuchtet das Richtige aus Heinrich Manns Paraphrasen. („Eine Freundschaft“, Verlag E. W. Borsels in München.) Und ein Gelehrter kommt, um es zu bestätigen: E. W. Fischer in seinen sehr dankenswerten „Études sur Flaubert inédit“. (Verlag J. Zettler in Leipzig.) . . . Nun wissen wir es: der ekstatische Strom, der in den Meisterwerken Flauberts so heimlich unter der Erde rauscht, so versteckt hinter Geräten des Alltags und deshalb doppelt wirksam, ist ehemals oberirdisch und in kunstlosen Wirbeln hingegangen. Fischer berichtet von den Jugendwerken Flauberts; Madame Caroline Franklin-Gront, die Nichte des Meisters, hat sie ihm gezeigt, wie sie ordentlich in Kartons verpackt in den Schränken der „Villa Tanit“ liegen. Und in wie umfangreichen Kartons! Ein früherer Entwurf der „Tentation“ ist viermal so lang wie der definitive; und einige solche Entwürfe liegen vor. Da gibt es andere Dinge als die stählerne Objektivität des Siegreich-Vollendeten, da erhebt sich das Wimmern reflexiver Lyrik, schluchzende Selbstanalysen, Hohn gegen alles, zärtliche Beflagung des „Ich“, „Erinnerungen eines Narren“, „Agonien“, „Leidenschaft und Tugend“, „November“. Kurz alles, was der spätere Flaubert nicht mehr schrieb, was er für wertlos hielt. Nur in den Briefen sprudelt Grimm und trübe Ironie weiter. Die Werke werden klar, einfach, real, wie aus dem Herzen Gottes gelöst, der allem in gleicher Güte zugetan ist. Freilich, diese Liebe ist eben die schmerzliche, romantische Liebe eines Gottes, der die Menschen erschaffen mußte, sie beklagt und durchaus nicht unter ihnen leben will.

Sprechkünstler

Von Max Jungnickel

Die Stimme Alexander Moissis

Dieser holdeste, verzückteste Klassiker unter den Mimen unserer Tage hat eine Stimme voller Gloria und Magie. Zitterndes, Bezauberndes, Geistiges, Flatterndes, Volles, Kindhaftes, Weiches und Modernes birgt diese Stimme. Manchmal mutet sie an wie ein hingetraumtes Spiel unter der Sorbine, manchmal wie der Geigenton des Uriel. Und Flügel hat diese celloweiche Stimme. (Ich halte mich in diesem Ueberblick nicht an die Galerie Moissischer Gestalten. Ich zeichne Lichter, die mir seine Stimme zündete.)

Wenn Moissis's Stimme in Liebesjahren erklingt, dann ist's manchmal, als gleite eine violettbewimpelte Gondel mit einer Marchesa durch die Straßen Venedigs. Zu Füßen der stolzen Schönen aber lauert ein kleiner Page. Weiche, leise Liebeslieder klingen von seinen Lippen zu seiner lebenden Gitarre. Manchmal ist's, als ob er im Schatten der Dämmerung säße, der kleine Page. Auf dem Balkon mit der stolzen, schönen Marchesa, und durch die Sonette Petrarca's seine eigenen, heißen, verliebten und leichtsinnigen Strophen fächte.

Ein Glockenspiel der Leidenschaft ist Moissis's Stimme. Sie jubelt, sie stöhnt, sie faucht und zerspringt und verhaucht und zerflattert und verrieselt.

Sie brennt und flammt, sie wabert und verlöscht armfelig und weh. Sie frißt an's Herz wenn der Tod dem Spieler Moissis den funkelnden Lebensbecher entwindet.

Wenn er aber einem blauen Traumflutfahrer gleicht und seine Seele einem verklärten Garten, dann fließt ein Glanz schweigender Sehnsucht und zielloses Märchenglück, durch diese Stimme. Tote, zaubersüße, streichelnde Liebesweisen schleift sie dann mit. Aber wenn seine letzte Herzenssaite zerspringt, wenn's in ihm dengelt und wimmert und irrt und ein Lächeln nach dem andern verlöscht, dann frißt diese Stimme an's Herz.

Ich liebe diese Stimme. Wer spricht auch so bei uns? So lenzschleifend und weihrauchduftend, so priesterlich und himmelher himmelwärts? Wer spricht auch so bei uns?

Wenn ich ihn darstehen sehe, den verzücktesten Schauspieler, sprechend, dann ist's, als webe sich um sein blaßes, vergeistigtes Haupt ein schimmernder Heiligenschein.

Maria Holgers

Nun blühen die Gärten in der Bellebuestraße spätbräutlich und voller Sterbeduft. Fröstelnd und verbrossen stehen die Straßenlaternen im Wind. Der Mond packte die Sterne in den schwarzen Wolkensarg und wirft nun mit hämisch grinsendem Vollmonds Gesicht seinen kalten Leichenschein auf Dächer, die sich hinein in's Dunkle ducken.

„Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
Weh dem, der keine Heimat hat.“

Im kleinen, kuschligen Choralionsaal spricht Maria Holgers von sturmumsauchten Schlössern, von zerbrochenen Herzen und zerschlagenen Kronen und müdge suchten Schwestern. Eine Seele, die noch einmal aufplattert, noch einmal lächelt und dann armfelig verlöscht. Ein Herz, das immer zu jammern scheint: „Gebt mir den Schlüssel zum blauen Traumland wieder!“ Die zerrissene Juliane Dery schuf die arme Thabee und der verjoffene Verlaine nannte das irre, sehrende Seelenstegen: „Ascension“.

Wenn das Herz der Holgers daliegt im knarrenden Sterbelahn, wenn es da noch einmal aufblüht, kletterrösig, heidenblümig, dann wird sie zur Erinnerung. So wie bei Maeterlinck, in jenen Versen von Stimmungsmagie durchsilbert. Die Holgers könnte eine Ophelia spielen wie sie sich Georg Heym vorstellt. Eine Ophelia mit einem Nest von Wasserratten im Haare.

Giftiges, Rotbäckiges liegt ihr nicht. Sie muß Mischlichkeiten malen können mit entfliehender Seele; sie muß jammern können nach vergrabenen Mädchenaugen. Dann, ja dann greift sie an's Herz.

„Japanischer Spaziergang“

Von Will Scheller

Die lehrhafte Sentimentalität Hearn'scher Berichtkunst ist umgeseht worden in eine Aussage von ungleich lebhafterem Temperament. Die Suggestionskraft, welche gewissen Abschnitten Hearn'scher Bücher*)

*) Hearn's Werke sind in der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. erschienen.

zu eigen ist, hat eine Steigerung gefunden in einem Buche von mehr europäischer und mehr neuzeitlicher Gesinnung. Die Studien des amerikanischen Dichters werden dem Bild ihrer Gesamtheit nach nicht gut übertroffen werden; die Fülle des Angehäuftes und dessen Durchdringung mit feinstem artistischem Gewissen, die Zartheit und zugleich die Tiefe der Betrachtungsweise können so, wie sie sich in dem gesamten Werke ausgesprochen haben, nicht leicht übertroffen werden. Dies Enchlopädische der an Farben, Düften und Tönen überreichen Sammlungen Lafcadio Hearn's verbürgt eine zeitlich sehr lange Dauer der Existenz und wird immer für diese Art von Quellenwert eine autoritative Bedeutung mit Fug in Anspruch nehmen.

Es ist nun dem neuzeitlichen Menschen allzu geläufig, in den Büchern, welche über allerlei Dinge der Länder und ihrer Lebensformen mit schönem Geiste geschrieben werden, wie in jedem so gestimmten Werke des Schrifttums nach einer dichterischen Beseelung zu fahnden, als wäre darin das Kriterium seines Wertes eingeschlossen. Aber der neuzeitliche Mensch betreibt dergleichen unbewußt, und es dürfte vielleicht fraglich bleiben, ob er bei seiner Art zu suchen das deutliche Gefühl der künstlerischen Notwendigkeit des Gefahndeten hat, oder ob nicht eine gewisse, der Zeit eigene psychophysische Reizbarkeit hier verwischend ihr Spiel tut.

Der Schwung, welcher von dem lebhaft im Symbol Gestalteten ausgeht, läßt allerdings auf eine dichterische Motivation den Rückschluß machen; die Tatsache, daß gewisse Schildereien Lafcadio Hearn's eine hohe ästhetische Kontemplation zwanglos hervorrufen, beweist, daß die Eigenheit dieses Amerikaners zu schreiben eine spezifisch dichterische war. Und es kann sonderlich aus den Hervorbringungen gegenwärtiger Verfasser leicht ersehen werden, wie von rein künstlerischem Bedenken angetrieben das reproduktive Element ethnologisch und geographisch in überraschend sinnvoller Weise sich äußert, wobei von den neuesten hauptsächlich die Namen Johannes B. Jensen, Jürgen Jürgensen, Birger Moerner, Erlend Nordenskjöld, Norbert Jacques und Ludwig Brinkmann in Betracht kommen.

Diese geistige Gemeinsamkeit heutiger Dichter hat nun eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Der Romancier Bernhard Kellermann ist in Japan gewesen und hat über diesen Aufenthalt einen Bericht*) geschrieben. Ein Mißtrauen diesem Buche gegenüber wäre zunächst begreiflich; es läßt sich denken, daß es einige Schwierigkeiten haben mag, nach dem umfassenden Werke Lafcadio Hearn's noch etwas zu machen, das mehr ist als ein subjektiver Gefühlserguß. Der Reichtum und die Eindringlichkeit dessen, was Lafcadio Hearn mit einem subtilen Empfinden für das innerlichste Eigene des japanischen Wesens in sprachlicher Wiedergabe gestaltet hat, ließ vermuten, daß mit diesem Compendium japanischer Eigenheiten und Formen der Gegenstand in literarischer Hinsicht vorläufig erschöpft sei.

Nun ist sicher, daß in dem Buche von Bernhard Kellermann wohl kaum etwas an Tatsächlichem enthalten ist, was nicht schon durch Lafcadio Hearn aufgezeichnet und berichtet wäre. Dennoch ist dies Buch „Ein Spaziergang in Japan“ ganz überraschend neu, ganz außerordentlich reich und betörend schön.

*) Japanischer Spaziergang im Verlage Paul Cassirer.

Lafcadio Hearn war eine Gemütsart von gefegten Eigenschaften. Seine buddhistisch-kultivierte, von japanischem Wesen halb und halb durchdrungene, feinsinnig-sittenstrenge Moral ist zuweilen sehr wohl bemerkbar. Seine Liebe zu den Dingen ist heiter, ohne besonders leidenschaftlich zu sein. Es spricht aus seinen minutiösen Schilderungen der Gegenstände und ihrer Komplikationen ein nicht zu übertreffendes Wissen, ein bewußtes, undilettantisches Hineindringen in das Eigentliche der Gebilde. Aber er sucht vornehmlich das Schöne in den Gebilden; er war sich vielleicht bewußt, daß ihm von Generationen von Vorfahren überkommen war, eine Art des Abweizens jener Dinge, deren sinnfällige Eigenschaft nicht die Schönheit im allgemainschaftlichen Begriff ist. So sind seine Bücher in einem gewissen Sinne mit Vorbehalt einseitig zu nennen; es ist hauptsächlich das schöne Japan, welches ihn zur Gestaltung reizte. Ein sehr differenziertes Taftgefühl mußte ihm auferlegen, gewisse Dinge zu beschweigen, deren Umgehung gleichwohl im stilistischen Verlauf der Berichte keine Störung verursacht, obzwar bisweilen deutlich zu bemerken ist.

Es ist möglich, daß Kellermann das auch empfunden hat und aus dieser Einsicht heraus den Spaziergang schrieb, der indessen auf eine so glückliche Art kaum zustande gekommen wäre, wenn ihn nicht die bereichernde Kenntnis der Hearn'schen Schilderungen fundiert hätte. Dies besagt nicht, daß nun das häßliche Japan der Gegenstand seines Buches ist; Kellermann ist ein Dichter, er hat nicht irgendeine tendenziöse Voreingenommenheit im Blute, vor seinem wie vor jedem unbeeinträchtigten Intellekt gibt es nicht gute und böse, schöne und häßliche Dinge, es gibt vor ihm nur Dinge, die sind, und solche, die nicht sind. Ihm ist alles, was er sieht, hauptsächlich neu, ihm ist auch jede Kleinigkeit der Betrachtung und Niederschrift wert, und es zeigt sich, daß er im Vorübergehen recht eindringliche Beobachtungen getan hat, ohne der kompendiösen Eigenart seines klassischen Vorgängers irgendwie nahezurücken. Kellermann ist nicht von wissenschaftlicher Gesinnung, er ist, was ihn von Lafcadio Hearn aufs Erlichlichste scheidet, fremd im Lande, dessen atmosphärische Eigenart den amerikanischen Dichter fast zum Sohne des Inselreiches wandelte.

Die Objektivität des Schauens, welche Hearn gleichfalls hatte, aber nicht immer spielen ließ, verbunden mit der Subjektivität eines temperamentvollen Innenlebens umschließt die Voraussetzungen aus deren Influenz das Buch von Bernhard Kellermann entstand. Es ist hier allerdings nicht jenes immenso Wissen zu bemerken, welche bei Lafcadio Hearn zu konstatieren ist. Es ist auch da keine größere Intensität als in den Büchern Hearn's. Aber das Entscheidende ist, daß hier in dem einen Buche das wesentliche der japanischen Welt bezeichnend enthalten ist, ohne doch der Bedeutung der Hearn'schen Werke nur den geringsten Abbruch zu tun. Allerdings hat ein viel rascherer Geist, ein unstreitig lebhafteres, natürlich auch nervöseres Empfinden dieses Buch gemacht; ein im guten Sinne moderner Mensch. Das heißt einer, dessen Gehirn unausgesetzt ventiliert ist, fortwährend aufnahmefähig bleibt, d. h. einer, dessen Innenleben geschmeidig ist und Eindrucksmöglichkeiten in höchstem Maße bietet. So ist in der Tat, unläugbar, das ganze individuelle Erleben des merkwürdigen Landes auf eine Weise reproduziert, die von allen Stimmungen den bezeichnenden Hauch zurückbehält und ein erneutes Er-

leben im anderen Gedankenkreise möglich macht. Beinahe von der Klassizität Lascadio Hearn's und gleichzeitig, diesen voraus, von einer unmittelbaren Scharfzüggigkeit der eigenen Erscheinung, blickt Kellermann mit einer Aufrichtigkeit aus den Worten seines Buches, die veredelt ist durch ein seltenes Begreifen und Wissen um die Kunst. Kellermann wird Lascadio Hearn keine Konkurrenz machen können. Aber Lascadio Hearn wird es auch nicht möglich sein, die Lebhaftigkeit des Buches von Kellermann in irgendeinen Schatten zu setzen. Denn es ist zwischen beiden eine solche Verschiedenheit, wie zwischen der Delikatesse japanischer Holzschnitte und der robusten Färbung europäischer Malerei.

Der Jaghafte wirbt um eine Kellnerin

Deine Brüste waren wie Sklaven,
mußten sich fassen und küssen lassen —
Wünschtest du nie, wenn Lippen wie Peitschen dich trafen,
daß Einer käme, zitternd und kühn,
dessen Wangen, wenn seine Hände dich fassen,
erglühn . . . ?
Einer, der stumm im Winkel geseffen
und fiebernd die Wege der tastenden Hände
der Andern, der Fremden, angstvoll gemessen.
Einer, der im Dunkel die Gegenstände,
die du berührtest, voll Andacht geküßt . . .
Wißt du nicht deine Brüste befreien ?!
Sahst du noch ketnen im Winkel kauern,
in den Augen ein blutendes Trauern
und im Herzen ein süßes Gelüßt!
Sahst du ihn nie ? O bleibe die Blinde ;
lasse ihn stöhnen, laß ihn sich sehnen,
sieh ihn nicht an !

Sieh, deine Brüste waren wie Sklaven,
mußten sich fassen und küssen lassen.
Doch seine Blicke, die stehend sie trafen,
können nicht hassen, können nicht hassen.

Prag.

Otto Pick.

Das Weihnachtsfest des alten Schauspielers Nesselgrün

Von Mynona

Am 21. August 1910 wurde der bejahrte Schauspieler Giselher Nesselgrün so sentimental, wie er es sonst nur Weihnachten war, und mit einer von der Theatromanie begünstigten Einbildungskraft verfezte er sich in eine so festliche Stimmung, daß er beim Gärtner ein Tannenbäumchen erstand und alles irgend Nötige zur Ausschmückung und gehörigen Bescherung einkaufte. „Das ist doch geradezu lächerlich“, knurrte er, „die Feste zu feiern wie sie fallen! Die Natur ist nur eine Art unbequemes Theater mit unübersehbarer Regie — ach! und mit lumpiger Gage. Corrigeons la nature!“ Gegen Abend entzündete Nesselgrün die ganze Pracht, sein Phonograph ließ einen herrlichen Choral ertönen. Der alte Herr schellte, seine Wirtin

kam und geriet über das Ungewöhnliche in einige Besorgnis. „Ihre Kinderchen, bitte!“ rief der alte Herr. „Ja, aber Herr Nesselgrün, mit Weihnachten hat es doch noch Zeit — fühlen Sie sich wohl?“ — „Ich danke, Frau Julke; also, bitte, die Kinder!“ Die Kinder erschienen, von Frau Julke ängstlich behütet, zwei Buben, ein noch ganz kleines Mädchen. Sie brachen in ein gräßliches Gallo aus, als im Moment ein kleines Tischfeuerwerk losprasselte und abbrannte. Frau Julke seufzte und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Dann sagte sie: „Mir freut es gewiß, Herr Nesselgrün, wenn Sie meine Kinder so 'ne Ueberraschung machen — das muß ich Sie aber doch sagen: so alt als wie ich geworden bin“ — — „Julke!“ unterbrach sie der alte Herr streng, „Sie verstehen nichts von Regie, und Ihr Kaffee schmeckt wie Langeweile mit Ekel drin — jehn Sie hinter die Kulissen, das rate ich Ihnen!“ Die Kinder weinten, Frau Julke riß sie aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu. „Eine schlimme Weihnacht“, brummte Giselher. Er sah aus dem Fenster, weil es ihm unten nicht gehauer schien. Eine Menge Menschen starrten zu ihm hinauf, unter ihnen stand Frau Julke, gestikuliert stark und hielt eine Rede. Die Leute lachten und johlten. Giselher stellte den Phonographen ins Fenster. „Stille Nacht, heilige Nacht“ ertönte es in den Lärm hinein. Die Leute führten jetzt vor Vergnügen wahre Weitztänze auf. Nesselgrün wurde wütend: „Das Spiel ist vortrefflich“, schrie er hinunter; „die Regie bewährt sich vollkommen. Daß das Publikum aus der Rolle fällt und den dürftigen prosaischen Umstand, daß heute außerhalb unseres Spiels Ende August ist, nicht vergißt“ — mit eins entstand unten tiefe Stille, alles hielt den Atem an, unwillkürlich gefesselt — „daß das Publikum“, fuhr Nesselgrün ingrimmig fort, „nicht so viel Illusionskraft hat, sich im Sommer den Winter vorzustellen, kommt mir bedenklich vor. Es ist ein Mangel an künstlerischer Kraft. Müßt Ihr immer erst ins Theater gehen, Leute, oder auf Traum und Fastnacht, auf Rausch und Irrsinn warten, ehe Ihr so kühn werdet, die Natur zu dirigieren? Ist nicht Weihnachten ein so schönes, erquickliches Fest, daß man es mindestens ein Mal in jedem Monat feiern sollte? Glaub mir altem, ausgiebtem Manne!“ Damit schleuderte er Konfetti und künstlichen Schnee auf die Straße, und in einem Nu steckte er das kindliche Volk mit seiner Begeisterung an. Die allezeit zu Scherz, Fest und Freude aufgelegte Jugend riß die Eltern mit sich fort. Alle Gärtnerläden wurden geplündert. Bald flammten Lichtbäume an allen Fenstern; man sang heilige Lieder. Der kleine Ort war die ganze Nacht hindurch voller Fröhlichkeit. „Es ist der schönste Erfolg, den jemals ein Schauspieler errungen hat!“ seufzte Nesselgrün. „Da leben sie nun, ganz in meine Illusion gehüllt. Ach! aber wer andere hineinversetzen will, darf selber nicht darin sein.“ Er zog seinen Schlafrock eng um seine alten Glieder. „Frau Julke!“ brüllte er. Die Frau steckte ihre Nase durch die Tür. „Welches Datum haben wir heute?“ — „Außerhalb oder sonstwo?“ replizierte die Julke. Nesselgrün lachte: „Sehen Sie, Frau Julke“, belehrte er sie, „dem Theater gegenüber muß man vorsichtig sein. Wäre die Regie noch besser gewesen, dann hätte es heute auch außerhalb geschneit.“ „Oh, du mein Gott“, jammerte die Julke, „Sie machen alle Welt verrückt. Einen von's Theater nehme ich nie wieder!“

Auf Puschkins Tod

Ode von Michael Vermontoff

Der Dichter fiel, der Ehre Knecht,
Zu schwer verleumdet von der Welt. —
Es traf die Kugel im Gefecht
Die Brust, die Rachedurst geschwellt.
Ja, seine Seele konnte nicht
Der Kränkung arge Schmach ertragen,
Er führte kühn sie vors Gericht . . .
Wie stets allein — und ward geschlagen,
Geschlagen! . . . Doch nun laßt die Klage
Und eitler Lobesprüche Chor. —
Nicht Antwort heischt des Jornes Frage —
Das Schicksal ließ dem Tod sein Ohr.
Verfolgtet ihr denn nicht schon lange
Das freie Leuchten seiner Kunst
Und ließt erglühn aus eittem Drange
Die kaum gelöschte Feuersbrunst?
Nun? Jubelt! — Er, der nicht gekommt
Der letzten Qualen Not besiegen,
Erlösch, ein Licht am Horizont,
Und stürzte, der so hoch gestiegen.
Der Mörder traf ihn kalten Blutes —
Zu retten ihn sich niemand fand:
Ein leeres Herz schlägt gleichen Mutes,
Nicht hebt die Waffe in der Hand.
Und ist's ein Wunder? . . . Aus der Ferne
Gleich Hunderten von flücht'gen Seelen
Kam er verschlagen, frech zu stehlen
Des Glückes und der Liebe Sterne.
Und er verachtete voll Hohn
Des fremden Landes Art und Sitten,
Gen unsern Ruhm kam er geschritten
Und fühlte nicht, daß er gestritten
Mit unsres Volkes bestem Sohn. —

— — — — —
Er starb, nun hüllt das Grab ihn ein,
Das Opfer stummer Eifersucht,
Wie jenen Sänger, dem mit Wucht
Er durfte edle Sprüche weihn,
Ihm, den die Roheit traf wie ihn.
Was mußte aus des Friedens Kreise,
Aus seiner Träume festem Gleise
Er in das schwüle Leben fliehn?
Warum hat er die Hand geliehn
Verleumdern, glaubte falschen Worten,
Er, der der Menschen Art durchschaute?
Den Lorbeerkranz mit goldnen Borten
Umwand der Troß mit scharfer Raute, —
Und Dornen, die das Laub versteckte,
Bermundeten sein teures Haupt,
Und letzten Stunden ward geraubt
Der Friede durch der Neider Sette.
So starb er und er schrie nach Rache,
Voll Jorn ob Hoffnung, die ihn trug.
Ach seiner Liebe Blut verflog . . .
Ob jemals wieder sie erwache?
Des Dichters Bett ist eng zur Stunde . . .
Ein Siegel liegt auf seinem Munde.

— — — — —
Ihr Entel, die mit plumpem Fuß
Ihr nach dem Beispiel roher Ahnen
Voll Stolz bewarft mit Staub und Ruß
Vom Glück verratne edle Fahnen!

Die gierig ihr den Thron umringt,
Der Freiheit Henter und des Lichts,
Auf starrer Sägung Wort ihr dringt, —
Euch gilt das Recht, die Wahrheit nichts . . .
Doch gibt's, ihr Frevler, ein Gericht,
Und euer harrt des Schicksals Spruch.
Er legt auf Ehre kein Gewicht,
Ließt die Gedanken wie ein Buch.
Und alle Flüche im Verein
Erhöhn vergebens euren Mut,
Und euer Blut wäscht nimmer rein
Des Dichters königliches Blut . . .

(Deutsche Nachdichtung von Mario Spiro, Berlin).

Die Lösung

Von Grete Meisel-Hef

Da war kein Ausweg mehr.
Das war das Chaos — unentwirrbar, unentrinnbar.
Da blieb nur der letzte graufige Sprung — mit-
tendurch — ins Nichts.
Sie hatte ihr ganzes Vermögen verloren. Die
Bank, wo ihr verstorbener Gatte es angelegt hatte,
war an einem einzigen fehlgeschlagenen Industrieunter-
nehmen zugrunde gegangen. Sie stürzte krachend zu-
sammen und unter ihren Trümmern lagen zerschmet-
terte Leichen.

Ganz Europa blickte auf die Katastrophe, welche
die weitesten Kreise in Mitleidenschaft gezogen hatte
und durch eine erschreckende Anzahl von Selbstmorden
illustriert worden war.

Auch ihr blieb nichts anderes übrig als der Selbst-
mord.

Erst nach langen dumpfen Wochen war sie zu die-
sem Bewußtsein gekommen. Anfangs hatte sie das
nicht begriffen. Denn sie hatte doch weiter ihre hübsche,
kleine Wohnung, die warmen, behaglichen Zimmer, das
treue Mädchen, das sie bediente. Aber plötzlich war
kein Geld da. Es kam auch keines. Ja so, die Bank
hatte ja falliert. Und sie hatte ihr ganzes Vermögen
verloren.

Ihre Familie war die einer Stiefmutter, die, eben-
falls verwitwet, mit ihren Kindern in der Provinz
lebte. Dabin konnte sie nicht.

Also hieß es irgendeine Stelle suchen, von der sie
leben konnte. Denn man mußte doch Einkommen haben
— monatlich, regelmäßig, sicher.

Irgendeine Stelle . . . die suchen alle
„gebildeten“ Frauen, die plötzlich verarmen. Ein biß-
chen Klumpen, Stümpfen und Ländeln — damit sollen
diese Unseligen aus den verschlossenen Erzadern der
Welt das Gold herausklopfen, das man braucht, um
diese Zellen zusammenzuhalten.

Und in diesem „irgendeine Stelle“ liegt
der ganze Jammer der unqualifizierten Arbeit.

Sie hatte also begonnen, die Annoncen zu lesen:
„Comptoristin mit böhmischer Sprache . . .“, „Damen
mit großem Bekanntheit . . .“, „Fräulein, bewan-
dert in Kinderpflege . . .“, „Redegewandte Verkäuferin
aus der Metallwarenbranche . . .“, „Feine, verlässliche
Stütze . . .“, „Sympathisches Fräulein zu einzelner
Herrn . . .“, „Jeune et jolie menagère . . .“, „Be-
scheidenes Fräulein . . . zu vier Kindern . . . Lyzeal-
unterricht . . . dreißig Kronen . . .“

O Elend, Elend! Schläff sanken ihre Hände her-
ab. Die Augen wurden leer.

Auch an ihre Malerei dachte sie. Aber damit hatte sie noch nie Geld verdient. Wohl hatte sie erstaunliche Fortschritte gemacht in den wenigen Jahren, seit ihr Gatte gestorben war. Früher hatte sie die Pflege des kränklichen Mannes zu sehr in Anspruch genommen. Dann, als sie einsam zurückblieb, war sie sich ihrer jungen Kraft bewußt geworden und des sehnlichen Wunsches ihrer Kindheit. Und sie war die Schülerin eines lange verehrten Meisters geworden — stolz und froh, daß er sie angenommen hatte. Sie hatte auch hier und da schon ein bescheidenes Bildchen ausgestellt und freundliche Worte geerntet. „Ihr Zeichentalent ist bedeutend“, hatte der Meister gesagt, „und gerade das ist selten; aber es fehlt Ihnen noch an Sinn für das Malerische, für interessante, malerische Probleme. Sie sollten dem nachgehen und dann etwas Größeres arbeiten, etwas, das man nicht übersehen kann . . .“

Auch das war vorbei. Es gab für sie nichts mehr zu tun — nur noch zu leiden. Der Schlag, der sie so unerwartet getroffen, hatte das Leben in ihr zum Erstarrten gebracht. Mit toten Blicken sah sie zu, wie die hübsche, warme Wohnung langsam zersprengt wurde. Erst kam das Silber fort, der Flügel, die Teppiche, die Bilder, dann die überflüssigen Möbel.

Jetzt stand nur noch ihr Schlafzimmer. Und auch das sollte morgen fortgetragen werden, da das „Viertel“ zu Ende ging und sie die Wohnung räumen mußte.

Da war sie hinausgegangen auf die Straße. Es war ein strahlend goldener Herbsttag. Mitten in den eleganten flutenden Corso der Großstadt war sie hineingetaucht, — und da hatte sie gefühlt, wie die Wellen über ihr zusammenschlugen. Da um sie herum war das Brausen des Lebens. Sie aber hatte kein Teil daran.

Denn in ihr war alles tot und still.

Und während sie durch die glänzenden, bewegten Straßen ging, sah sie nur immer einen einzigen, weißen, unbeweglichen Punkt. Durch die bunte, rauschende Menge schritt sie hindurch — und da wurde er größer und größer. Und näher und näher kam sie dem Ziel: das war fahl und endlos, sanft und still — eine weiße, selige Dede . . .

Wie lange dieser Spaziergang dauerte, wußte sie nicht.

Endlich überraschte sie der Abend. Sie spürte eine feuchte Kühle ihre Kleider durchdringen, bleiche Auerlichter leuchteten trüb durch den Nebel, der die Stadt durchdrang und alles Bunte, Glänzende, Verschiedene mit grauer, feuchter Eintönigkeit umhüllte.

Da lenkte sie die Schritte nach Hause.

Vorher aber ging sie in ein hellerleuchtetes, glänzendes Stadtgeschäft und kaufte die Waffe. Ihr Portemonnaie war schwer von Silbergeld. Es war der Erlös für die kleine Salongarnitur, die sie gestern davongetragen hatten. Viele, viele schwere silberne Gulden rollten über den Ladentisch, als sie den Revolver bezahlte. Hastig strich sie sie zusammen: war sie denn nicht närrisch? Das war doch viel schweres Geld, das sie da hatte, eine lange, blinkende Reihe von Gulden — zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig, sechsunddreißig silberne Gulden, — die waren schwer im Kleide zu schleppen.

Sie lachte plötzlich laut auf, zahlte, ergriff das kleine, leichte Bündchen und ging schnell davon.

Aber in der dunkeln, einsamen Straße, die sie nach Hause führte, strömten ihre Tränen — verborgen

unter dem dichten Schleier — lautlos und ununterbrochen, bis sie ihre Wohnung betrat.

Sie sperrte auf. Und aus den halbausgeräumten, frostigen Zimmern kam ihr wieder das Grauen entgegen. Ganz allein war sie in der Wohnung, denn das Mädchen hatte sie längst verlassen.

Sie öffnete schnell das Bett und warf die Kleider ab. Ihr Körper zitterte vor Kälte. Das Geld und die Waffe legte sie auf den Tisch neben dem Bett; dann zündete sie die Kerze an, versuchte wie alle Abende, bevor sie sich niederlegte, ob der Gashahn und die Türen gut versperrt und die Fenster fest verschlossen waren. Sie rüttelte an den Fenstern und sah dabei in die stille Gasse hinaus. Die lag ganz einsam da. Nur ein Schatten streifte drüben an der Wand vorbei.

Sie war so allein in der Wohnung — und die lag im Parterre. Ein Angstgefühl schlich an sie heran.

Zitternd legte sie sich zu Bett. Wie war das weich und warm und federnd. Eine Nacht noch sollte sie darin schlafen. Und morgen . . . sie tastete nach dem Revolver. Nur nicht jetzt in der schwarzen Nacht. Morgen früh, im Lichte der Sonne!

* * *

Ihr Herz klopfte stark und unruhig in der Finsternis. Grüne und rote Kugeln tanzten vor ihren Augen. Aber sie wurden blässer, und endlich war alles fahl — weiß — verloren — — —

Plötzlich hörte sie ein Geräusch. Kam das nicht vom Fenster? Nein, das kam da vom Tische her. Ein schwarzer Schatten stieg riesengroß in der weißen Dede empor.

Das war ein schwarzer, riesiger Mann mit Augen wie Feuerlösen. Er stand mitten in ihrem Zimmer und spielte mit roten und grünen Kugeln. Darm — horch! Er trat zum Schranke, riß alle Laden auf und durchwühlte sie . . . Er suchte nach Geld. „Da ist es, lieber Mann, neben dem Bette auf dem Tische . . . viele glänzende, silberne Gulden . . . schweres . . . zentnerschweres Silber, soviel . . . nimm es fort . . . aber töte mich nicht! . . .“

Zu spät! Ein Messer blitzt durch die Luft. Er tritt an ihr Bett, sie will schreien, herausschreien all das namenlose Entsetzen . . . da dringt der Stahl hart und eisig in ihre Kehle, ein Blutstrom schießt empor.

Mit einem gellenden, entsetzlichen Schrei fuhr sie empor. Hin zum Fenster stürzte sie und riß es auf.

Das Morgenlicht strömte herein und der Tag überflutete sie mit feinem Glanz.

Bebend und schluchzend sank sie zu Boden, und in namenloser Seligkeit streckte sie die Arme zum Licht.

Heiliges Leben — heiliges Leben!

Halb weinend und halb jauchzend richtete sie sich auf. Sie betastete ihren jungen Leib, der war warm und lebendig und ihr köstlich Eigentum.

Und die Gruft, in der sie gelegen seit Wochen, seit der Schlag auf sie niedergesaut, die war zersprengt.

Der Wille war auferstanden.

Da stand sie — noch immer bebend vor dem Schrecken des fürchterlichen Gesichtes — vor dem Grauen des Todes, an dem sie vorüber gegangen . . .

Sie sah sich selbst in dem großen Spiegel, in ihrem weißen, wallenden Hemd.

Sich selbst — sich selbst hatte sie wieder — die süße Wärme, das klopfende Herz, den blühenden Leib,

die strahlenden Augen, die ins Licht blicken durften, in die goldene Sonne!

Und der schwere, schwarze Vorhang, der sich auf sie niedergesenkt hatte vor vielen Wochen, rauschte zurück.

Und sie sah das Leben, sie sah die wahre, große Gefahr, der sie entronnen war: die lag nicht im Verluste des Materielle.

Aber sie lag in der Zerknirschung des Willens, des Willens zum Kampf, zur Aktivität!

Und sie begriff: Wenn der wieder in uns aufsteht und seine Loden schüttelt, dann sind wir gerettet, dann finden wir Mittel und Wege uns zu erhalten und durchzusetzen.

Lichtüberflutet stand sie da, das Gesicht überströmt von seligen Tränen. Durch das offene Fenster brauste der Morgenwind und ließ ihre Haare flattern. Und plötzlich sah sie das Bild, das sie lange gesucht, das malerische Problem, das ihr Meister von ihr gefordert: ein Weib, wie sie selbst, so nackt, so jung, so arm und umtost vom Sturm, der sie an den Haaren zerrt. Aber in ihren Augen sprüht der Triumph und gegen Wind und Wetter schwingt sie hoch in der Luft einen grünen Zweig.

Das wollte sie ihrem Meister sagen, für den sie seit Wochen verschollen gewesen, — gleich heute. Sie wollte ihm erzählen, was über sie gekommen war, und wie sie schon beinahe in dem Chaos versunken gewesen, weil sie nirgends die Lösung gefunden.

Nun war sie ihr dennoch gekommen, von wo sie sie am wenigsten erwartet: aus Traumland, wo die geheime Wahrheit der Dinge wohnt, die, uns selbst verborgen, sich nur über die Schwelle des Bewußtseins wagt, wenn Wünsche und Begierden schlafen.

Literarische Neuerscheinungen

Des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen *Abenteuerlicher Simplicius Simplicissimus*. Neu an Tag geben und in unser Schriftdeutsch gesetzt von Engelbert Hegaur. Verlag von Albert Langen in München.

Die Ausgabe des Grimmelshausenschen *Simplicius Simplicissimus* ist nicht wie die bisher erschienenen ein bloßer Abdruck einer der alten Editionen. Sie entstand vielmehr auf Grund einer genauen Vergleichung der ursprünglichen Drucke und benützte aus der vom Autor selbst erweiterten zweiten Bearbeitung und deren späteren Auflagen alle wichtigen Ergänzungen, Textverbesserungen und Druckfehler-Korrekturen. Besonders wurden außer der Erstausgabe 1668 bezw. 1669 die umgearbeitete Fassung von 1671 und die Gesamtausgabe von 1713 zu Rat gezogen und aus ihnen der vorliegende Text hergestellt. Außerdem hat der Herausgeber die willkürliche Orthographie und Interpunktion des 17. Jahrhunderts vollständig dem heutigen Gebrauch angepaßt, um einen flüssig lesbaren Text herzustellen. Dabei blieben aber die altertümlichen Wort- und Satzformen mit einigen ganz unbedeutenden Ausnahmen unangestastet, so daß das Stil- und Zeitkolorit des Romanes nichts von ihrer Eindringlichkeit eingebüßt haben. Im Gegenteil steht zu hoffen, daß durch Wegfall jener rein äußerlichen Eigentümlichkeiten der Leser für das Wesentliche um so empfänglicher gestimmt werde. Auch sollte er nicht durch Fußnoten, die stets häßlich wirken, abgelenkt werden; alles Erklärungsbedürftige findet in einem Register seine Stelle. Ueber den Roman selbst etwas Empfehlendes zu sagen scheint überflüssig. Als umfassendes Zeitbild aus Deutschlands trübster Zeit, als aufrichtiges Bekenntnis

eines schicksalreichen Lebens, als echt vollstimmliche Darstellung auf dem Grund einer überlegenen humoristischen Weltanschauung hat sich sein Wert für uns immer bedeutungsvoller entwickelt. Besondere Vorzüge dieser neuen Ausgabe sind ihre Wohlfeilheit und ihre vornehme Ausstattung.

Vornotizen

Nur wichtige Vätererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Gustav F. Steffen, Der Weg zu sozialer Erkenntnis. (Eugen Diederichs Verlag Jena) Pappband M. 3,—, Leinen M. 4,—.

Hermann Böns, Der kleine Rosengarten, Volkslieder (Ebenda) kart. M. 2,—.

Alfred H. Fried, Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus. (Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen).

Oscar Klein-Sattungen, Die Geschichte des deutschen Liberalismus, zweiter Band. (Buchverlag der „Hilfe“ Berlin-Schöneberg.)

Ku Hung-Ming, Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. (Eugen Diederichs Verlag Jena) Geh. M. 3,—, geb. M. 3,—.

Clara Viebig, Ausgewählte Werke. (Egon Fleischel & Co. Berlin W9) 6 Bände, geb. M. 25,—.

E. G. Seeliger, Siebzehn Schlesiische Schwänke. (Georg Müller Verlag, München)

Emil Strank, Kreuzungen, Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin) M. 1,—.

Hans Ludwig Held, Tamar, Tragödie in vier Akten. (Hans Sachs Verlag, München) Geh. M. 2,50.

Zeitschriftenchau

Van, Halbmonatschrift, begründet von Paul Cassirer, geleitet von Alfred Kerr, bringt in seiner neuesten Nummer folgende Beiträge: Alfred Kerr: Was ist zu tun? — Theodor Reik: Flauberts Jugendregungen — August Vetter: 4 Gedichte — Georg Gräner: Arnold Schönberg — Krites: Hefe-Kritiker — Poiret in Berlin — Anwälte. Der „Van“ kostet 50 Pf. die Nummer.

Das literarische Echo. (Egon Fleischel, Verlag, Berlin.) Das erste Novemberheft bringt: Arthur Closser: Penthesilea auf der Bühne — F. Schottboefer: Maurice Donnay — Georg Witkowski: Wilhelm Meisters theatralische Sendung — Echo der Zeitungen und Zeitschriften etc.

Der Strom, Monatschrift. (Desterheld & Co., Verlag, W15.) Das Oktoberheft enthält folgende Beiträge: Otto Erich Deutsch: Ferdinand Rüdnbergers demokratisches Glaubensbekenntnis — Julius Bab; Das Evangelium Hauptmanns — Wilhelm Schmidtbonn: Meiner Frau — St. Großmann: Zur ästhetischen Erziehung der Arbeiter etc. Einzelheft 30 Pf.

Für und wider die Ehe

Unsere geschätzte Mitarbeiterin, Grete Meisel-Hefz, hält Sonntag den 12. November, abends 8 Uhr in der Singakademie einen Vortrag „Für und wider die Ehe“, in welchem sowohl die Momente, die die Ehe vor allen anderen Verbindungen auszeichnen, als auch die Gefahren ihrer „Weltmachtstellung“ analysiert werden sollen. Besonders kritische Beachtung sollen auch die verschiedenen Reformvorschläge finden, die zur Lösung des Problems gemacht wurden.

Karten vom 30. Oktober an bei A. Wertheim und Bote & Bock.

Inhalt der vorigen Nummer: Sensationsmache und Verteidigung / Schillerlektüre von Dr. Heinrich Jigenstein / Glossen / Gegen die Teuerung / Die bürgerlichen Friedensfreunde / Don Quichotte. Von Arthur Drey / Louis Gurlitt und Friedrich Hebbel. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt / Die Jünglinge und das Mädchen. Von Ernst Stadler / Gedanken. Von Victor Hadwiger / Gefühl vom Leben. Von Anselm Kueft / Theodor Fontane. Von Franz Pfemfert / Über das Marionettentheater. Von Kleist / Erika von Wagdorf-Bachhoff. Von Max Jungnickel / Wie Fischer Scharfrichter wurde. Von A. R. Meyer / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 39 • 13. November

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten
Sendungen, Manuskripte, Rezensionen,
Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern
Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin:
Wilmerdborf, Kassautschesstraße 17, zu senden. :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mt. 1.— vierteljährl. (erstl. Bestell-
handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den
Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmerdborf :: ::
Kommissionär: Gustav Braun, Leipzig. :: ::
Inserate. Anfragen erbitten wir an den Verlag der
„Aktion“ Berlin-Wilmerdborf :: ::

Inhalt: Die neueste Sensation. Von Franz Pfemfert / China und die Europäer. Von Ku Hung-Ming / Blossen / Deutschland, Deine Armen! Von Max Jungnickel / Soldaten. Von Otto Pick / Das Leben in Furcht. Von Edward Carpenter / Der Freund des Künstlers. Von Ernst Stadler / Robert Musil. Von Alfred Kerr / Zehn Sprüche. Von Robert Schumann / Der Einsame. Von Arthur Dren / Die Schwester des Rebellen. Von Robert Keigel / Nietzsche und Hölderlin. Von Heinrich Jgenstein / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenchau

Die neueste Sensation

I
Unsere grandiose Presse ist augenblicklich eifrigst bemüht, lichtvolle Kommentare zu geben zu der weltgeschichtlich immerhin unerhört bedeutungsvollen Tatsache, daß der deutsche Kronprinz im Reichstage genickt hat, ja mehr noch, belangvoller noch, daß er, wie geistesgegenwärtige Zuschauer bestimmt versichern, sogar „fortwährend stark genickt“ hat. Daß er überdies „alle Wendungen durch Kopfnicken unterstrich“. Daß er (das demokratische „Berliner Tageblatt“ erzählt es uns gewissenhaft in seinem Stimmungsbericht vom 9. November), daß der deutsche Kronprinz schließlich und überhaupt auch sichtbar applaudiert hat! Der Mittagsleitartikler der „B. Z.“ durchhastete allsogleich seinen gedächtnisstarken Zettelkasten und kurz vor Redaktionschluß hatte er bereits das unvermeidliche historische „Seitenstück“ gefunden: auch der junge Georg III. von England hat ... Die Redakteure der Konkurrenzorgane dagegen suchen noch.

Er geht eben nichts über Sensationen. Geschehnisse haben überhaupt nur dann das Recht, zu geschehen, wenn sie sich als „aufsehenerregend“ verwerten lassen. Zustände können getrost „unhaltbar“ sein; wenn sie die Redaktion nicht als Tagesensation ausnützen kann, sind sie unbeachtet zu lassen. Aber das Vorhandensein „sensationeller“ Werte entscheidet bei allen „Fällen“ ausschließlich die Presse. Findet sie das Kopfnicken des deutschen Kronprinzen „überraschend“, ist es ihr ein „nie dagewesener Vorfall“, so muß's schon so sein. Eine Berufung gegen Urteile der Richter in Presse gibt es nicht.

II

Aber man wird immerhin doch die Unfehlbarkeit dieser Dame anzweifeln müssen, wenn man entdeckt, daß

sie zwar imstande ist, in scharfbewachten Augenblicken von ihrer „Mission“ zu reden, daß sie im übrigen jedoch in den allerernstesten Angelegenheiten absolut versagt. Die Presse hat bei dem Metternichskandal die Fähigkeit gezeigt, einer lüsternten Menge intime Privatgeschichten zu servieren. Diese selbe Presse aber hat sich z. B. nicht entschließen können, einen Fall zu behandeln, der mindestens so wichtig war (und ist) wie die Marokkodebatten im Reichstag. Aber den Metternichprozeß sind mehrere Hundert Leitartikel geschrieben worden; über die seltsame Rolle, die ein königlicher Kriminalkommissar im dritten Mordprozeß Breuer spielen konnte, vernahm man in Norddeutschland kein Wort. Heute ist Herr von Treskow a. D. und annonciert seine „zuverlässigsten vertraulichen Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art“ in den verschiedensten Zeitungen. Heute ist Herr von Treskow also Privatperson und als solche zu behandeln. Aber weshalb hat die Kritik seinerzeit das Wirken des beamteten Herrn von Treskow im Prozeß Breuer so gar nicht beachtet? Sie, die doch überall redet, warum schweig sie hier?

Herrn von Treskows Wirken in der Mordsache Breuer, seine Zeugenvernehmungen und Protokollierungen (die hier noch sorgsam beklopft und gerichtet werden sollen) ließen uns ein System erkennen, daß alles andere verbürgt als Rechtsgarantien. Der Fall dieses Kommissars war zweifellos nicht typisch für das System, nach dem die rechte Hand der Staatsanwaltschaft (die Kriminalpolizei) arbeitet. Doch daß dieses System solche Praktiken nicht ausschließt, das war der Umstand, der die Kritik wachgerufen haben mußte. Aber diese Kritik hat, wie wir sehen, ja schließlich eine leichtere Arbeit, wenn sie das Kopfnicken des Kronprinzen als „neueste Sensation“ verwertet.
Franz Pfemfert

China und die Europäer

Von Ku Hung-Ming

Ich kam einmal mit einigen Fremden in ein Gespräch über die vergleichsweise moralische Höhe der in Schanghai lebenden Chinesen und Europäer. Ein Engländer sprach: Da kommt alles auf den Standpunkt an. Die „Standpunktphilosophie“ dieses Engländer ist nach dem Ausspruch Matthew Arnolds eine spezifisch englische Form des Atheismus. M. Arnold sagt: „Es gibt unter uns eine weit verbreitete philosophische Theorie, die behauptet, daß etwas wie ein besseres Ich oder eine richtige Vernunft, die Anspruch habe auf eine unbedingte Autorität, überhaupt nicht existiere, oder zum mindesten, daß diese Dinge unerschaffbar und für die praktische Anwendung unbrauchbar seien.“ Er zitiert dann weiterhin einen Artikel der Londoner „Times“, in dem es heißt: „Es lohnt sich nicht für uns, den Versuch zu machen, unseren Nachbarn unsere verschiedenen Sympathien und Antipathien aufzuzwingen. Wir müssen die Dinge nehmen wie sie sind. Jeder hat seine eigene kleine Ansicht über religiöse und bürgerliche Vollkommenheit.“

Der Grund, warum jeder Versuch, einem Engländer zum wirklichen Verständnis der Sachlage in China zu helfen so hoffnungslos ist, beruht eben darauf, daß nicht nur jeder Engländer seine eigene kleine Ansicht oder seinen Standpunkt hat, sondern daß er überhaupt nicht daran glaubt, daß es Dinge wie einen richtigen und falschen Standpunkt gibt. Ein Engländer, der zu meinen geschätztesten Bekanntschaften gehört und einer der verständigsten Geschäftsmänner in Schanghai ist, gab mir einmal die Ehre in meinem Haus zu speisen und als ich ihm eine Handschriftprobe eines der größten Kalligraphen, den es in China gab, zeigte, sagte dieser Engländer, daß er überzeugt sei, sein Komproadore schreibe eine weit bessere Hand, zum mindesten seien die Züge regelmäßiger. Das war seine eigene kleine Ansicht oder sein Standpunkt. Ein anderer Engländer, der ebenfalls eine staatliche Schule besucht hatte und der sich in den feinsten Kreisen Schanghai bewegte, erwähnte mir gegenüber in einem Gespräch über Poesie, daß er Macaulays „Lays of Ancient Rome“ ungemein bewundere. Als ich ihm den Ausspruch Matthew Arnolds über dieses Buch zeigte, daß eines Menschen Fähigkeit, den Klang des falschen Metalls darin zu entdecken, ein guter Maßstab dafür sei, ob er überhaupt imstande sei eine Meinung über poetische Dinge abzugeben und daß es schwer falle, die Zeilen Lord Macaulays:

To all the men upon this earth
Death cometh soon or late

zu lesen ohne laut aufzuschreien, da sagte mir dieser Engländer mit seiner öffentlichen Schulbildung, daß das nur die persönliche Meinung oder der Standpunkt Matthew Arnolds sei; er seinerseits halte diese Zeilen Macaulays für ausgezeichnet. So hat, wie die „Times“ sagt, jeder Engländer seine eigene kleine Ansicht, seinen Standpunkt, in Beziehung auf das, was hervorragend, was vollendet ist in Poesie, Kunst, Religion, Politik und Kultur.

Selbstverständlich ist der Schaden nicht allzugroß, wiewohl es ein Schaden ist, daß einer seine eigene kleine Ansicht oder seinen Standpunkt hat in Beziehung auf solche Dinge wie chinesische Kunst oder englische Poesie. Aber wenn Engländer wie Dr.

Morrison und J. D. B. Bland, die als Korrespondenten der „Times“ in China weilen und sich ebensowenig genieren, eine Meinung abzugeben über den Charakter der verstorbenen Kaiserin-Witwe oder die Politik und Kultur Chinas als jener verständige englische Freund sich genierte, seine Meinung über ein chinesisches Kunstwerk auszusprechen, wenn solche Leute dann eine Beschreibung der Lage in China von ihrem Standpunkt aus an die Londoner „Times“ schicken und die englische Regierung ihre Politik und ihre Maßnahmen auf solche Standpunkte, die in der „Times“ veröffentlicht werden, basiert: kann man sich dann wundern, daß wir so tragische Verwirrungen erleben mußten wie seinerzeit die Boxerbewegung und die Belagerung der Gesandtschaften in Peking oder die noch tragischere wissenschaftliche Schlächterei, die unter dem Namen eines Kriegs für die Sache der Kultur zwischen Japan und Rußland in der Mandschurei geführt wurde?

Aber gibt es denn keinen absoluten Maßstab für wahr und falsch, keine sichere Autorität der wahren Vernunft, um zu entscheiden, was ausgezeichnet und was nicht ausgezeichnet ist in Kunst und Poesie, in religiösen und bürgerlichen Einrichtungen und schließlich auch in einer Kultur? Mit Beziehung auf Moral oder Religion oder Zivilisation werden die christlichen Missionare behaupten: „Gewiß, es gibt einen Maßstab. Es ist der Maßstab des Christentums.“ Aber in einem solchen Fall werden dann die konfuzianischen Gelehrten Chinas behaupten: „Gut, wenn ihr christlichen Missionare euren christlichen Maßstab aufstellt, so wollen wir Chinesen unsern konfuzianischen Maßstab aufstellen.“ Der jüngere Bruder des berühmten Dichters Su Tung-Po, aus der Sung-Dynastie (1039 bis 1112 n. Chr.) erzählt von einem Bauerntölpel, der zum ersten Mal in die Stadt kam und als er ein Pferd sah, sagte, es sei ein Ochse. Als die Leute ihm erklärten, daß er unrecht habe, und daß man das Tier da ein Pferd nenne und nicht einen Ochsen, da drehte sich der Bauerntölpel um und sagte: Mein Vater hat gesagt, daß es ein Ochse sei, wie könnt ihr euch unterstehen zu behaupten, daß es kein Ochse sei. Wenn daher die christlichen Missionare den chinesischen Gelehrten erklären, daß der christliche Maßstab in Moral, Religion und Kultur der absolute sei, oder wenn die chinesischen Gelehrten den christlichen Missionaren erklären, daß der konfuzianische Maßstab der absolute sei, so benehmen sie sich beide in Wirklichkeit gerade so wie der Bauerntölpel in der obigen Geschichte.

Unsere chinesischen Literaten waren ebenso hilflos gegenüber den zerstörenden Kräften der modernen Zivilisation Europas, wie z. B. die Mittelklasse in England seinerzeit gegenüber den Ideen und Lehren der Französischen Revolution. Um mit den zerstörenden Kräften der modernen Zivilisation sich in wirksamer Weise auseinanderzusetzen, ist auf Seiten der chinesischen Literaten unbedingt notwendig eine Erweiterung des Gesichtskreises. Was ich unter Erweiterung des Gesichtskreises verstehe, ist das Wissen darum, daß die Aufhäufung von Theorien, Regeln des Benchmens und der Disziplin, die von den Epigonen in ein System gebracht wurde, das man Christentum bzw. Konfuzianismus nannte, nicht die absolut wahre Religion ist; ebensowenig wie die heutige Zivilisation in China und Europa die wahre absolute Zivilisation darstellt. Ich will im Verlauf einer weiteren Untersuchung zeigen, daß die chinesischen Literaten hilflos wa-

ren, weil sie das verantrugen. Der große Wert und die große Macht im Guten und Bösen, die die moderne Kultur Europas besitzt — und ich hoffe hier Frieden schließen zu können mit denjenigen meiner Freunde, die mich fremdenfeindlich nennen, — liegt eben darin, daß die Völker des modernen Europas seit der großen Französischen Revolution diesen Gedanken der Erweiterung des Gesichtskreises machtvoll ergriffen haben. Dieser große Gedanke ist nun auch nach China gekommen. Was Matthew Arnold über die Zustände in England zu seiner Zeit ausspricht, trifft auch auf das heutige China zu: „Ist nicht der enge beschränkte intellektuelle Horizont, in dem wir so lange lebten und webten, jetzt im Begriff sich zu heben, und finden nicht jetzt neue Lichter einen freien Weg uns zu leuchten? Lange Zeit war kein Weg für sie da, auf dem sie zu uns gelangen konnten und solange war es nutzlos darüber nachzudenken, wie man den Gang der Welt ihnen entsprechend gestalten könne. Wo war eine Hoffnung, die Vernunft und den Willen Gottes zur Geltung zu bringen unter Leuten, die eine Routine besaßen, die sie Vernunft und Gottes Willen getauft hatten, in der sie unauflöslich gebunden waren und über sie hinauszublicken keine Fähigkeit besaßen. Aber nun ist die eiserne Macht der alten Routine — in Gesellschaft, Staat und Religion — wunderbar gebrochen. Die eiserne Macht, die alles was neu ist, ausschloß, ist wunderbar gebrochen. Die Gefahr heutzutage ist nicht, daß die Leute sich eigensinnig weigern, etwas anderes als ihre alte Routine als Vernunft oder Gottes Willen gelten zu lassen, sondern daß sie irgendeine Neuheit zu leicht dafür gelten lassen, oder aber daß sie die Wichtigkeit dieser Dinge im Ganzen unterschätzen und es für genügend erachten, ihren Handlungen freien Lauf zu geben, ohne sich überhaupt darum zu kümmern, der Vernunft und dem Willen Gottes den entscheidenden Einfluß dabei einzuräumen“.

Tatsächlich ist die Gefahr sowohl in China als auch in Europa nicht die, daß die Leute das, was Matthew Arnold Routine nennt, den herkömmlichen Maßstab von Gut und Böse, als die wahre Vernunft und den Willen Gottes ansehen, sondern daß sie glauben, daß es überhaupt nichts Derartiges wie wahre Vernunft und Willen Gottes gibt. Die Londoner „Times“ sagt: „Jeder hat seine eigene kleine Ansicht über Vollkommenheit“. Ja noch mehr, jeder Engländer, der sich heutzutage liberal nennt, betrachtet seine eigene kleine Ansicht über Vollkommenheit für so gut, wenn nicht für besser als die irgendeines andern und gibt keinen Pfennig um das, was wir wahre Vernunft und Gottes Willen nennen. Der moderne Engländer kommt nach China, weil er Geld zu machen sucht durch irgendeine Lieblingsidee, sei es Eröffnung von Goldminen, sei es Verkauf billiger Seife oder sei es Ausleihen von Geld an die Chinesen zum Zweck des Baus irgendeiner nutzlosen Eisenbahn, und daneben versucht er den Chinesen seine eigene kleine Ansicht über Vollkommenheit aufzubinden. Und wenn die Chinesen sich wehren, dann wird der Engländer wild, er wird zum bössartigen Pessimisten wie ein J. D. P. Bland und schreibt gehässige und schmutzige Dinge gegen das Mandarinentum.

Denkende Engländer, die die gehässigen Albernheiten lesen, die Menschen solchen Schlages über die chinesischen Mandarine schreiben, sollten auch lesen, was der verstorbene General Gordon über eben dieselben chinesischen Mandarine gesagt hat. Wenn man die bei-

den Standpunkte vergleicht, so muß man dessen eingedenk sein, daß General Gordon ein weltberühmter christlicher Held und Gentleman war, während J. D. P. Bland nichts weiter ist als ein geschickter Zeitungsschreiber und enttäuschter Ex-Angestellter der chinesischen Regierung. General Gordon sagt: „Meine Ansicht ist, daß wenn wir versuchen die Chinesen zu plötzlichen Reformen zu treiben, sie dann um sich schlagen und sich wehren mit dem Eigensinn eines Schweins. Aber wenn wir sie führen, so werden wir sie bis auf einen gewissen Grad willig finden und entdecken, daß sie leicht zu behandeln sind. Sie lieben es, eine Entscheidungsmöglichkeit zu haben, und hassen es, sich einen Weg vorschreiben zu lassen, als wenn sie in der ganzen Sache nicht mitzählen würden. Was wir versucht haben, war, sie in eine bestimmte Richtung zu zwingen und sie dafür zahlen zu lassen, ohne es für der Mühe wert zu halten, uns mit ihnen überhaupt in der Sache auseinanderzusetzen. . . Ich halte mir immer die große Schwierigkeit vor Augen, mit der die hohen Mandarine zu kämpfen haben. Es mag sein, daß sie in jedem einzelnen Punkt, zu dem wir sie drängen, vollständig mit uns einverstanden sind, aber sie sind nicht imstande, die Sache auszuführen und wir müssen bekennen, daß es leichter ist zu sagen: geh hin und tue dies oder das, als es zu tun. Wir schelten die armen Teufel, daß sie keine Reformen durchführen in ihrer Armee, aber wir ziehen nicht in Betracht, daß Änderungen allmählich vor sich gehen und so weit wie möglich schmachhaft gemacht werden müssen. . . Ich könnte noch viel mehr beibringen zugunsten der Kaiserlichen (Chinesen). Sie haben viele Fehler, aber sie haben auch von den Fremden, die ihr Land ausgeplündert haben, viel Unrecht erduldet. Die nutzlose Geldverschwendung, die durch Osbornes Flotte herbeigeführt wurde, ist ein durchaus peinlicher Gedanke.“

Fast will es mir scheinen, als ob der Geisteszustand des modernen Durchschnitts-Europäers, der nach China kommt und von Fortschritt und Reform redet, noch weit hoffnungsloser wäre, als selbst der unserer alten chinesischen Literaten. Es ist wahr, die chinesischen Literaten kennen keine andere Kultur außer ihrer eigenen, aber sie wissen wenigstens etwas von ihrer eigenen Kultur. Der Durchschnitts-Engländer oder -Europäer auf der anderen Seite, der so gewandt von Fortschritt und Reform in China zu reden versteht, kennt nicht einmal seine eigene Kultur, ja er weiß nicht und kann nicht wissen, was Kultur überhaupt ist, weil er nicht daran glaubt, daß es so etwas wie wahre Vernunft und Gottes Willen gibt.

Wahre Erweiterung bedeutet nicht, daß es überhaupt nichts Derartiges gibt wie ein besseres Ich und eine wahre Vernunft, die unbedingten Anspruch haben zu entscheiden was recht ist und falsch, was vorzüglich ist und was wertlos. Der tatsächliche Wert wahrer Erweiterung beruht eben darauf, daß sie uns in den Stand setzt, zu erkennen, daß unsere eigene kleine Ansicht von Vollkommenheit weit entfernt ist von der absoluten Vollkommenheit, wie sie im ewigen Wesen der Dinge begründet ist, ja daß unsere eigene kleine Ansicht über religiöse und bürgerliche Vollkommenheit im Grunde eine sehr beschränkte kleine Ansicht ist. Wer erst das erkannt hat, wird nicht mehr so begierig sein, diese seine beschränkte kleine Ansicht anderen, speziell der chinesischen Nation, aufdrängen zu wollen.

Die große Schwierigkeit besteht nun darin, zu dieser wahren Erweiterung einen Weg zu finden. Ich

glaube die wichtigste Vorbedingung hierfür ist die Durchführung des Grundsatzes der offenen Tür, — nicht für Handel und Eisenbahnen, sondern für intellektuelle und moralische Werte. Sonst ist wahre geistige Erweiterung unmöglich. Dieser Grundsatz der offenen Tür ist ausgesprochen in den Worten des Apostel Paulus: „Prüfet alles und das Gute behaltet.“

Kurzum, was wir brauchen, nicht nur in China, sondern in der ganzen heutigen Welt, sind nicht so sehr Fortschritt und Reformen, sondern offene Tür und Erweiterung des Geistes, und ohne wahre Erweiterung des Geistes gibt es keinen Fortschritt. Ich habe eben die Definition des Apostel Paulus über die offene Tür erwähnt, ich möchte auch noch die Definition des Konfuzius über Erweiterung erwähnen. Konfuzius sagt: „Unter wirklich Gebildeten gibt es keine Rasseunterschiede.“ Um die Sache dieser offenen Tür des Intellekts und der moralischen Erweiterung zu fördern, lege ich die Aufsätze meines Buches der Rücksicht des Lesers vor.

„Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ heißt ein Buch, das soeben bei Eugen Diederichs in Jena erscheint. Ein Chinese spricht. Der vorstehende Aufsatz bildet sozusagen die Einführung in die Ideenwelt des Werkes, das uns China nahebringen wird.

Glossen

Deutschland, Deine Armen!

Im kalten, rauhen Herbststurm standen Zwei: Eine alte Frau und ein junges Mädchen. Die alte war nur noch ein müdes Gespenst am Stabe; ein Scherben; e Verhegte, Vergrämte, Verwabernde, Zerrungene. Ihr Gesicht war wie ein altes, blutbesudeltes Buch in das Not und Sorge, Kummer und Verzweiflung mit grausamem Stift ihre Runen eingekritzelt hatten. Ihre Augen waren erloschen, ganz erloschen. Neben ihr das Mädchen. Der Rock zerissen, die Hände zerstoßen, die Wangen zehungert und die Augen so müd, so müd. Ein abgegriffener Falter; eine junge Zerquälte, Zerschundene, eine zertretene Blume. Und der Herbststurm zerrte die Beiden. Schauerlich, grausam klang wie Rabengekrächz.

Nur Blut und Wunden hatte Der. für die Zwei, der für die Hochzeiter Wasser zu Wein machte, der Hungerige und Beladene in die Herberge führte und mit seinen Jesushänden über Kinderblondköpfe und Kinderwangen streichelte. Der Gottumlächelte, der seraphische Erdenpilger hatte nur Blut und Wunden für die Zwei

Deutschland! Diese beiden Jammerstummten reden so schmerzhaft deutlich wie mit Tubenstößen von Deiner entschwindenden Gloria. Wer nimmt Dir aber Deinen Schimmer, Dein Blühen und Deine Umsingheit? Man soll sie beleuchten und vor Dein Antlitz zerrn, die mit ekelranker Verachtung auf Deine Lichtlosen, Plackenden, langsam Verkommenden, auf Deine Totensterneüberglänzten blicken. Oh! Wie sie, die Vollmäuligen, mit gierigen Händen in Deiner Krippe wühlen! Wie sie herablächeln auf Deine Armen, die sich um's Brot wie wilde Tiere im Staube balgen und sich dabei das Herz aus dem Leibe reißen. Und während die da oben, die Gewaltmenschen, die mit kultivierter Faulheit Besessenen, die geschmackvollen Müßiggänger mit dem Glanz durchschimmernder Fäulnis immer mehr Geld scheffeln, immer mehr, immer mehr, weinen Deine Armen Ströme von Tränen. Viele, viele,

viele Tränen. Und während sie von den Striemen der Not blutig geschlagen werden, drehen sich Deine Schlafäugigen, Deine idealistisch Gestelzten, Deine Pfennigmenschen, Deine hübschen fetten Nullen, Deine gemütlich Verlotterten im Tanz. Jawohl im Tanz! Und ihre Walzergeige erzählt den Verblutenden, daß die verflungenen Tage wieder aufgegangen sind, an denen der vierzehnte Ludwig von Frankreich den Totgehetzen die Hemden vom Leibe riß, um für seine Huren einen berausenden Wein zu brauen.

So schleichen sie umher, Deine Gedrückten, Deutschland. Die Kollwitz, die große zeichnende Volkspopphetin und Gerhart Hauptmann, das goldene Dichterherz, haben das schmerzlich wehe Flattern und Wirrmern und Stöhnen dieser erdverfluchten Seelen aufdämmern lassen vor unseren Augen.

Und wenn einer kommt, Deutschland, ein Tiefschauender, Tiefschlürfender, der den Quälenden eine Sonne schaffen will, wenn so ein Leuchterl aufstehen sollte, der wird von den Machtflunkerern und Regerrichtern und Thronklaven hinausgeworfen werden auf den Mist, damit er verreckt und verfault, damit ihn Hund und Raben fressen.

Die Tage sind wieder da, die verrauschten, schauerrollen Tag. Recht nicht das Gespenst der Guillotine sich schon in den verkommenden Augen Deiner Armen und Verbissenen und in den Augen der Abgetanzten, Verjubelten, die von keinem Gewissen mehr gebissen werden, die alle Götter in ihrer Brust knebeln?

Nur Deine mondbeglänzten Siebeldächer, Deutschland, die liebe ich. Deine Siebeldächer unter denen Marder, Maus, und Märchen wohnen. Wenn ich diese Silberüberrieselten in mich getrunken habe, dann ist's als ob ich ein paar zarte Heckenrosen heimbrächte in mein traulich stilles Stübchen und die Verängstigten, Verschüchternen, hinstreute über ein grobleinenes Leichentuch daraus ein paar gefaltete, wächserne Mädchenhände schimmerten.

Max Jungnickel.

Herr von Heydebrand

ist nicht nur der konsequenteste Kopf unseres Reichstages, er ist auch der ehrlichste. Während die Bebel, Bassermann usw. die politische Situation ausnutzen, um Wahlreden zum Fenster hinaus zu halten, während sich der „Todfeind der bürgerlichen Gesellschaftsordnung“ aufträgt zu dem Ausspruch: „Wenn die Regierung mit guten Vorschlägen kommt, stehen wir auf ihrer Seite. So prinzipielle Gegner der Regierung sind wir nicht, daß wir . . .“ — während also Herr Bebel, der reaktionäre Radikale, Agitatorenkniffe anwendet, um draußen im Lande zu wirken, bleibt Herr v. Heydebrand der radikale Reaktionär. Er ist nicht nur der beste und geschickteste Redner, den wir heute besitzen, er ist auch der einzige Kerl, der das ausspricht, was er will. Wahrlich, dieser Gegner ist uns lieber als jene Halben, so sich Freunde nennen.

Soldaten

Der Posten vor dem Gefängnis.

Ein Schatten ist über die Mauer gelaufen, ein Vogel schwirrte. Der Posten erschrak, hob das Gewehr, dran die Kling grell stak, und tat einen Schritt. . . Vor ihm war ein Haufen Geröll, den die Sträflinge liegen gelassen, gestern im Regen, am Nachmittag. Er erstieg ihn und sah die Lichter, die vag

aufzuckten hinter Gittern in Kerker gelassen,
in Fenstern, in kahle Mauern geklemmt.
Er bebte, zog den Gewehrriemen fester
und stand wie ein Frierender, wie ein Durchwälder,
den Kolben an den Schenkel gestemmt;
sah die Sterne sich spiegeln in einer Lache,
und stand und hielt Wache.

Einmarsch in die Stadt.

Wenn sie ihre Schultern jetzt entblößten,
sähest Du die Spur der breiten Riemen,
die in dunkeln, bläulichroten Striemen
ihren Druck dem weichen Fleisch einflößten. . .
Sieh die Ersten, noch Aufrechten, Größten.
Hundert Schritt noch und dann werden wanken
sie, auch sie, gleich jenen, die schon sanken,
glühend, schweißbeucht, krumm im Sonnenrösten.
Dumpe Blicke! Sehn sie in die Ferne?
Sehn sie überhaupt? Und denkt noch Einer?
Humpeln, Schweigen. . . Alles ist so bleiern.
Da, die Erde! „Schwenkt!“ — Schon humpelt Keiner.
Aus der Stadt in Mittags-Rauchfangschleiern
schimmert kahl — doch Ziel! — einladend die Kaserne.

Prag

Otto Pick

Freunde der Aktion!

Die regelmäßige Auflage der Aktion
mußten wir innerhalb weniger Wochen
verdoppeln!

Der Leserkreis, den wir stolz den Mitkämpferkreis nennen können, hat, dank der Propaganda unserer Freunde, einen Umfang angenommen, der heute die Ziffer von 7000 erreicht. Diese relativ gar nicht so überwältigend scheinende Zahl gewinnt Bedeutung, wenn wir unseren Freunden mitteilen, daß die „Aktion“ allwöchentlich ihre Reise nach Paris, London, Buenos-Aires, New York, San Francisco, Yokohama, Ost-Sibirien, Konstantinopel antritt.

Uns selbst zur Freude, Euch, Freunden, zur Ermunterung, rufen wir unser:

Welter . . . weiter . . . weiter!!

Das Leben in Furcht

Von Edward Carpenter

I.

Die Triebfeder des äußeren Lebens der heutigen Gesellschaft ist vor allem und hauptsächlich die Furcht. Der armselige Lohnsklave steht vor Tagesanbruch auf, hastet beim trostlosen Ton der Fabriksdampfpeife durch die schmutzigen Straßen, verrichtet neun, zehn oder zwölf Stunden lang für einen Hungerlohn irgend eine einförmige Arbeit, welche ihm kein Interesse und keine Freude bietet; er kommt erschöpft nach Hause, findet seine Kinder schon zu Bett, ißt sein karges Nachtmahl und legt sich totmüde schlafen, um den nächsten Morgen wieder denselben ertötenden Kreislauf zu beginnen; und er führt dieses öde, menschenunwürdige unsinnige Leben

einfach nur, weil er durch die Furcht vor dem Verhungern dazu getrieben wird.

Und der große Geschäftsmann, der weiß, daß sein Vermögen aus Spekulationen und Konjunkturen und Schwankungen des Marktes entstanden ist, schwebt in fortwährender Angst, daß ihm dasselbe auf ebensolche Art wieder entschwinden kann; er fühlt, daß, je mehr Reichtum er besitzt, es umsomehr Möglichkeiten gibt, denselben zu verlieren, und daß ihm desto mehr Sorgen und Befürchtungen aufgebürdet werden; und um seine Stellung zu sichern, ist er gezwungen — oder bildet er sich ein, gezwungen zu sein — sich zu allerlei schmutzigen und gemeinen Kniffen zu erniedrigen. Derselbe düstere Geist breitet seine grauen Schwingen über die ganze große Masse der Menschen. Fieberhafte Angst ist der Hauptton in ihrem Leben. Es gibt keinen Platz für natürliche Fröhlichkeit oder übersprudelnde Freude. Wenn man die Straßen unserer Großstädte entlang geht, hört man niemanden singen — außer um Almosen; kaum, daß ein Adertnecht heutzutage pfeifend hinter dem Pflug einhergeht; und beinahe in jeder Fabrik (dies ist Tatsache) würde der Arbeiter, der bei seiner Arbeit singt, entlassen werden. Wir sind wie ein Haufen Schiffbrüchige, die eine Klippe hinanklettern. Unten toben die Wogen; ein jeder hält sich fest mit Hand und Fuß, wie er kann, und wenn er in der Panik seinen Nachbar von irgend einem Stützpunkt hinunterstoßt, so ist das freilich sehr zu bedauern, aber es geht eben nicht anders. —

Aber dieser Zustand der Dinge ist nicht normal. Wenn man auch zugeben mag, daß der „Kampf ums Dasein“ bis zu einem gewissen Punkt und in irgend einer Form unvermeidlich ist, so bietet uns die Geschichte der Menschheit, ausgenommen in einigen schmerzlichen Krisen, nirgends das Beispiel einer so allgemein verbreiteten Angst. Wenn wir das Leben der primitiven Völkerschaften betrachten — welche vom heutigen wirtschaftlichen Standpunkte „arm“ genannt werden — sehen wir keine Spur dieser allesbeherrschenden Furcht. Stellen wir uns für einen Moment vor, daß ein ganzes Volk von dieser Bürde der Furcht befreit sei, und was das Ergebnis davon wäre.

Stellen wir uns also vor, daß eine gütige Fee mit einem Zauberschlag für uns alle alles, was zu einem anständigen Leben notwendig ist, für immer gesichert hat, so daß in Zukunft niemand mehr für die materielle Sicherheit seiner selbst oder seiner Familie Sorge zu haben brauchte. Was würde die Wirkung davon auf unsere Handlungen sein?

Vielleicht würden, wie viele es behaupten, Neunzehntel der Bevölkerung sagen: „Hol' mich der Teufel, wenn ich je wieder eine Hand rühr, um zu arbeiten!“ Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine gegenwärtige Beschäftigung jedem so verhaßt und ekelhaft vorkommen würde, daß wir alle nur den einen Wunsch hätten, denselben für immer den Rücken zu kehren. Sehr möglich. Und mit vollem Recht, denn die Arbeit, welche der größte Teil der Menschheit heute tut, wird unter so elenden und erniedrigenden Verhältnissen getan, daß es das Beste und Menschlichste wäre, uns zu weigern, dieselbe weiter zu tun.

Aber nehmen wir an, da unsere Existenz uns gesichert ist, und keine Gefahr besteht, daß wir verhungern, mir alle recht lange Ferien nehmen und uns ängstlich hüten, irgend etwas zu tun. Nehmen wir an, daß wir zwei, drei, vier oder sechs Monate lang die Hände in den Schoß legen und faulenzgen. Ist es nicht dennoch ein-

leuchtend, daß nach dieser Zeit Neunzehntel der Bevölkerung den bloßen Müßiggang entsetzlich öde und langweilig finden würde, und daß sie sich selbst irgend eine Beschäftigung suchten — um nützliche oder schöne Sachen zu erzeugen, entweder für ihren eigenen Gebrauch, oder für ihre Familien und Freunde, oder möglicherweise sogar für die Gesellschaft im allgemeinen; daß also eine freiwillige und freie Produktion entstehen würde, gefolgt natürlich von einem ebenso freiwilligen und freiem Austausch der Produkte einer sich selbst erhaltenden Gesellschaft, deren Grundlagen nicht die Furcht und Sorge eines Einzelnen, sondern die Fülle des gemeinsamen Lebens und der gemeinsamen Arbeit sein wird.

Daß Menschen, die nicht von Sorgen bedrückt werden, sich aus eigenem Antrieb eine Arbeit suchen, wird durch das Beispiel der heutigen wohlhabenden Klassen genugsam bewiesen. Denn diese Leute, obgleich sie alles haben, was sie brauchen (und nicht nicht nur die Mittel zur bloßen Existenz, wie wir es angenommen haben), suchen mit ganz außerordentlicher und fieberhafter Energie nach einer Beschäftigung. Ein paar Jahrzehnte haben genügt, um ihnen zu zeigen, daß Vergnügungsgesellschaften nicht das Ziel des Lebens sein können; und jetzt sind wir überschwemmt mit philanthropischen und wohlthätigen Vereinen, Missionen für die Armen und hundert derlei Dingen, die einfach der Ausdruck der natürlichen Energie der Menschen sind, die nach einer gesellschaftlich nützlichen Betätigung suchen. Es ist freilich bedauerlich, daß, infolge der sehr unzugänglichen Erziehung dieser Klasse, ihre Ideen und Fähigkeiten betreffs einer gesellschaftlich nützlichen Tätigkeit so beschränkt sind: übrigens dies ist ein Manneel, dem ohne Zweifel in der Zukunft abgeholfen wird. Was uns hier interessiert, ist nur dies: wir sehen, daß, nachdem die Reichen, obgleich sie durch ihre Lebensweise und Verhältnisse in vielem ungeeignet dazu sind, aus eigenem Antrieb sich einem Leben voll — nach ihren Vorstellungen — nützlicher Tätigkeit hingeben, es gar nicht unvernünftig ist, anzunehmen, daß der Durchschnittsmensch, umgeben von so vielen unbefriedigten Bedürfnissen, das gleiche tun würde.

Und wenn jemand trotzdem noch daran zweifelt, so möge er folgende Tatsache bedenken: es gibt heute tausende in unseren großen Städten, die was immer dafür geben würden, wenn sie auf's Land hinausziehen und dort arbeiten könnten — nicht so sehr, weil sie dadurch ein Vermögen zu erwerben hoffen, als einfach aus Liebe zum Landleben; oder andere, die in ihrer freien Zeit, als Reitvertreib und Erholung, ihren Garten oder kleines Grundstück bearbeiten, oder die Tausende, welche, wenn ihre regelmäßige Tagesarbeit getan ist, sich eine neue eigene kleine Beschäftigung — Drechseln, Tischlern, Metallarbeit usw. suchen; die Hunderttausende, die tatsächlich von Natur aus Gärtner, Tischler, Metallarbeiter usw. sind, und bedenken wir, wie alle diese Leute, wenn sie frei wären, freien Zutritt zu allen Werkzeugen der Gesellschaft hätten, sich aus eigenem Antrieb an die Arbeit machen würden, an der sie Vergnügen finden.

So scheint es uns gewiß denkbar zu sein, daß ein Volk, welches nicht durch Amana angetrieben und durch bloße Autorität in Knechtschaft gehalten ist, sich selbst freiwillig daran machen würde, diejenigen Sachen zu erzeugen, auf welche es einen Wert legt.

Natürlich folgt daraus nicht, daß das Ergebnis sofort eine vollständige Ordnung und Harmonie wäre. Doch wir müssen folgendes beachten:

Erstens: ein jeder würde in der Wahl seiner Be-

schäftigung durch seine eigenen Neigungen und Fähigkeiten geleitet werden, oder würde wenigstens viel mehr durch dieselben geleitet werden, als dies heutzutage der Fall ist. Im Allgemeinen würde jeder viel eher die Arbeit finden, für welche er geeignet ist, als es gegenwärtig sein kann. Der Zuwachs an tatsächlichem Arbeitsergebnis und an Lebenskraft wäre schon aus diesem Grunde allein bedeutend; während die unendliche Verschiedenheit der Neigungen und Fähigkeiten zu einer ebenso großen Abwechslung in den freiwillig hervorgebrachten Produktion führen würde.

Zweitens: die geleistete Arbeit würde nützlich sein. Es ist unzweifelhaft, daß kein Mensch sich aus freiem Willen daran machen würde, ein Loch zu graben, nur um es wieder zuzuschütten — obgleich es ebenso unzweifelhaft ist, daß ein riesiger Teil der heute getanen Arbeit nicht nützlicher ist als dies. Wenn ein Mensch z. B. ein Tischler wäre und für sich selbst oder für einen Nachbarn eine Kommode verfertigte würde er dieselbe so machen, daß man die Schubfächer öffnen und schließen kann. Aber Neunzehntel der Kommoden, die heutzutage nach kommerziellen Grundsätzen hergestellt werden, sind so, daß die Fächer weder zu öffnen noch zu schließen sind. Sie haben nicht den Zweck, nützlich zu sein, sie haben den Zweck, so auszusehen, als ob sie nützlich wären, aber in Wirklichkeit ist ihr Zweck, verkauft zu werden und so einen Profit abzuwerfen. Und für diesen Zweck sind sie besser geeignet, wenn sie nur nützlich aussehen, in Wahrheit aber sich als unnütz erweisen, denn dann muß der Käufer wieder kommen und so dem Fabrikanten und dem Kaufmann einen neuen Profit gewähren. Die nutzlose Verschwendung zum Schaden der Allgemeinheit, welche heute aus derlei Ursachen entsteht, ist ungeheuer; aber sie kommt nicht in Wegfall, solange eine gewisse Klasse dadurch einen Profit machen kann.

Die Arbeit in einer freien Gesellschaft würde getan werden, weil sie nützlich ist. Es ist seltsam, wenn man es bedenkt, daß in Wahrheit es keinen anderen vernünftigen Grund geben kann, weshalb eine Arbeit getan werden sollte. Und natürlich verstehe ich hier unter dem Wort „nützlich“ auch alles, was schön ist — da es gar keinen Sinn hat, etwas, das ein Bedürfnis des Menschen, wie z. B. das Bedürfnis nach Schönheit, von etwas, das ein anderes Bedürfnis, z. B. den Hunger befriedigt, zu trennen. Wie gesagt, der Begriff der Arbeit schließt es in sich, daß dieselbe deshalb unternommen wird, weil ihr Ergebnis befriedigt. Aber seltsam genug ist dies unter dem kommerziellen System der Gegenwart nicht so. Die Arbeit wird unternommen, damit das Produkt verkauft werden kann, und so einen Profit abwirft; das ist alles. Es ist ganz einerlei, was das Produkt ist, oder ob es gut oder schlecht ist, solange es diese eine Bedeutung erfüllt. Und so würde der ganze Geist des Lebens und der Arbeit in der neuen Gesellschaft so ganz und gar verschieden von jenem der Gegenwart sein, daß es uns wirklich schwer fällt, die Wirkungen beider miteinander zu vergleichen. Es ist aber nicht schwer zu sehen, daß, wenn unter den Prinzipien der Freiheit nicht so viel an bloßer Quantität produziert werden würde als heutzutage, und die Menschen nicht (wie wahrlich zu hoffen wäre) so viele Stunden im Tage arbeiten würden wie jetzt, dennoch, da die erzeugten Sachen ehrlich und echt wären, in Wirklichkeit im Laufe eines Jahres viel mehr Werte geschaffen würden als unter dem

starrten System des heutigen Kommerzialisismus, denn alles, was erzeugt würde, wäre echt und nützlich.

Drittens folgt: — (wie William Morris dies fortwährend betont), daß die Arbeit in diesem neuen Sinne eine Freude sein würde — unzweifelhaft eine der größten Freuden des Lebens; und diese eine Tatsache würde ihren ganzen Charakter umändern. Heute können wir dies nicht sagen. Wie viele Menschen gibt es, die an ihrer täglichen Arbeit wirklich Freude und Befriedigung finden? Kann man sie nicht in jeder Stadt an den Fingern abzählen? Aber was ist das Leben wert, wenn ein Hauptbestandteil und das, was notwendigerweise immer sein Hauptbestandteil sein muß, verhaßt ist? Nein, die einzig wirkliche Ökonomie besteht darin, daß man seine tägliche Arbeit so einrichtet, daß dieselbe in sich selbst eine Freude ist. Dann und nur dann haben wir unser Leben sichergestellt. Und wenn unsere Arbeit so ist, dann wird deren Produkt unfehlbar schön sein; der peinliche Unterschied zwischen dem Schönen und Nützlichen verschwindet, und alles was erzeugt wird, ist ein Kunstwerk. Die Kunst wird gleichbedeutend sein mit dem Leben.

Der Freund des Künstlers

Ich bin nur Flamme, Durst und Schrei und Brand,
Durch meiner Seele niedre Mulden schießt die Zeit
Wie dunkles Wasser, heftig, rasch und unerkant.
Auf meinem Leibe brennt das Mal: Vergänglichkeit.

Du aber bist der Spiegel, über dessen Rund
Die großen Bäche alles Lebens gehn,
Und hinter dessen quellend goldnem Grund
Die toten Dinge schimmernd auferstehn.

Mein Bestes glüht und lücht — ein irrer Stern,
Der in den Abgrund blauer Sommernächte fällt —
Doch deiner Tage Bild ist hoch und fern,
Ewiges Zeichen, schützend um dein Schicksal hergestellt.

Brüssel

Ernst Stadler

Robert Musil

Von Alfred Kerr

1.

Robert Musil ist in Südbösterreich geboren, fünfundzwanzig Jahr alt, und hat ein Buch geschrieben, das bleiben wird.

Er nennt es: „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“. Der Wiener Verlag bringt es heraus.

In diesem jungen und wohl bald verrufenen, verzerrten, bespienen Werk, das auf den Index ornatoßer Pfaffen gesetzt wird, wenn ein halbes Duzend Menschen es nur erst gelesen hat, sind Meisterstücken. Das Starke seines Wertes liegt in der ruhigen, verinnerlichten Gestaltung absseitiger Dinge dieses Lebens, — die eben doch in diesem Leben sind. Die unser Hexenprozeßverfahren heute straft. „Nachtseiten“ sagt der Feuilletonist; also Nachtseiten. Für jeden sind sie nicht vorhanden: insofern sein Leib oder die Konjunktur seines Schicksals es mit sich brachten, daß er in keine dieser Nebenwelten je geriet; aber vorhanden sind sie.

Und als Episoden im Gesamtschauspiel der Menscheneigenschaft haben sie dargestellt zu werden ein Recht, das Kinder oder Kaffern durch Stimmkraft und Faustgewalt nicht ernsthaft erschüttern können. Mögen sie beim Lesen des Buches umfallen (ich höre bereits ihr Gemedel), — es zeigt neue Stufungen im Seelischen.

Was ihr da erblickt, sind dämmernde Zwischengrade: vom Aug' eines Unterscheiders umrissen, mit den Nerven eines Beteiligten empfunden, in der Handschrift eines Dichters nacherzählt. Ich erinnere mich des Friedrich Schlegelschen Satzes: „Wenn man einmal aus Psychologie Romane schreibt oder liest, so ist es sehr inkonsequent und klein, auch die langsamste und ausführlichste Zergliederung unnatürlicher Lüste, gräßlicher Marter, empörender Infamie . . . scheuen zu wollen.“ Hundert Jahre vergingen, seit er das schrieb. Indessen war Dostojewski da. . . Aber ihr werdet trotzdem zetern, medern und schäumen.

2.

Musils Erzählung ist ohne Weichlichkeit. Es steckt darin keine, sozusagen, Lyrik. Er ist ein Mensch, der in Tatsachen steht, — nur aus ihrer Sachgestaltung erwächst ihm dasjenige Maß von „Lyrik“, das in den Dingen etwa steckt. Man bemerkt Lichter und Dunkles. Das Buch gibt, was mir wertvoll erscheint, die Luftstimmung zwischen dem Räumlichen und dem Seelischen. . . Bei der Erinnerung an das Buch hat man die Erinnerung an Dinae, die visionär aufleben und doch Wirklichkeit sind. Einzelheiten haften im visuellen Gedächtnis. (Das ist vielleicht der Brückstein für die Gestaltungsart eines Schriftstellers: ob seine Szenen in visuellem Gedächtnis wiederkehren oder in einer abstrakteren Gedächtnisercheinung).

Ein kleiner Wald etwa, mit einem Haus darin; das Atmosphärische darum; alles verflochten mit einer Seelenstimmung . . . nein: so gemalt, daß die Vorhänge die Räume, das Wetter, die Beleuchtung, der Inhalt des Hauses und die zeitweiligen Gäste darin, eine Dirne Bona, die Schüler eines mährischen Konvikts in ihrer Uniform, die niedlichen Degen an der Seite, die Gerätschaften des Zimmers, und das Eckchen Gemöbel, das von oben hereinsieht, — daß alles wie ein Bestandteil der Seele des Rösslins Törleß wirkt . . . und dämmerig sichtbar bleibt. Frei von Empfindsamkeit. Tatsachenabstellung. Nicht „gemalt“ ist die Stimmung, sondern das Dargestellte wirkt sie ab. Alles wird nach längerer Zeit im Gedächtnis bleiben mit der Tönung der Umwelt, mit der Beleuchtung von Aufwinden und, nicht zuseht, mit dem Konviktzuständen eines Menschen: des Rösslins Törleß. Alles das wirkt real und beim Erinnern, visionär — ein Konvikt, wie ihn Törleß ähnlich selber an seiner Art zu sehen beobachtet. . . . Oder man nehme zuvor einen inneren Zustand am Sonntagnachmittag in der Konditorei einer kleinen Stadt: oder auf einem Gang bei den ersten kleinen Häusern des Orts, vorüber an Kindern, Schmutz, Höfen, slawischen Weibern. . . .

Visionär und real wirken dann absonderlich-furchtbare Geschehnisse zur Nachtzeit in einem Bodenraum des Konvikts. In einem Hell Dunkel sind sie gemalt, daß neben den wirklichen Dingen etwas Unmähbares, Entleidendes durch sie hindurchschwinnt, auch über ihnen montiert man fühlt über allen Greueln und Parbarien, die sich dort zutragen, etwas Verströmendes wie den Gang der Zeit. Die Beleuchtung drückt sich nieder dem Gedächtnis ein, aht den Greueln und Tierheitsauftritten etwas Unwirkliches. Bei aller Körperlichkeit.

Und sie bleiben körperlich bei allem Visionären. „Nachtseiten“, — ja; aber Nachtseiten muß einer malen können.

Die Darstellung immer frei von Empfindsamkeit. Nur aus Tatsachen quillt, was an erschütternden Empfindungsmöglichkeiten in ihnen steckt. Und die Hauptgestalt, der junge Törlek, ist sogar allzu frei von entscheidendem Mitfühlen, von zupackendem Anteil: denn vor dem Furchtbarsten, das ein anderer durchmacht, steht er, nicht wie vor einer ethischen Angelegenheit; sondern bloß wie vor einer Angelegenheit seines Bewußtseins. Vor einer Frage nach dem inneren Geschehen, — „weil mich dabei ein Vorgang in meinem Gehirn interessiert, ein Etwas, von dem ich heute trotz allem noch wenig weiß, und vor dem alles, was ich darüber denke, mir belanglos erscheint“.

3.

Diese junge Zentralperson, welche durch ein Hin- und Her von Abscheulichkeiten wandelt, — um dann halb gefestigt, halb erinnerungsvoll auf der Erde zu stehen, mit der Kenntnis von ihren rätseläufigen Nebengebieten: die Kernperson führte einen Kampf um das Festhalten des Entgleitenden. Der Zögling möchte beleuchten, was ihm dümmlich heranwittert. Er möchte manches, was in uns lebt, emporreißen, packen, es stellen. Deinen Namen will ich wissen, deine Sippschaft, so ruft er zu Dingen, nicht zu Menschen. Auch zu Menschen: zu Etllichem, das um sie geistert, das in ihnen schwebt. Ich will, schwindet. Rebloße Sachen befremden ihn zunächst; er ist „in der Aufregung eines Menschen, der einem Gelähmten die Worte von den Verzerrungen des Mundes ablesen soll und es nicht zumeist bringt“. So, als ob er „einen Sinn mehr hätte als die andern, aber einen nicht fertig entwickelten, einen Sinn, der da ist, sich bemerkbar macht, aber nicht funktioniert“. Und die Menschen wirken auf ihn ebenso zweifelserregend wie das Rebloße. Bassini heißt ein Mitzählender, an dem Gräßliches vollzogen wird. Törlek sitzt ihm spät und still einmal gegenüber. Wie Törlek ihn von anderen durch nichts unterschieden erblickt. „wurden die Erniedrigungen in ihm lebendig, die Bassini erlitten hatte. Burden in ihm lebendig: d. h., daß er gar nicht daran dachte mit seiner gewissen Anständigkeit, die die moralische Ueberzeugung im Gefolge hat, sich zu sagen, daß es in jedem Menschen liege, nach erduldeten Erniedrigungen möglichst schnell menschenähnlich nach der äußeren Haltung des Unbefangenen wieder zu trachten“, sondern Törlek spürt einen Schwindel; dazwischen „wie stehende Fahrenpunkte“ allerlei, was er in auseinanderstreichenden Reittabellen über Bassini aufzählt. „Eigentlich war es ja immer nur ein und dasselbe Gefühl gewesen. Und dann eigentlich überhaupt kein Gefühl, sondern mehr ein Erheben ganz tief am Grunde, das gar keine merklichen Wellen warf und vor dem doch die ganze Seele so verhalten mächtig erzitterte, das die Wellen selbst der stärksten Gefühle daneben wie harmlose Kräuselungen der Oberfläche erschienen. Wenn ihm dieses eine Gefühl zu verschiedenen Zeiten dennoch verschieden zu Bewußtsein gekommen war, so hatte dies darin seinen Grund, daß er zur Ausdeutung dieser Woge, die den ganzen Organismus überflutete, nur über die Bilder verfügte, welche davon in seine Sinne fielen — so wie wenn von einer unendlich sich in die Finsternis hinein erstreckenden Dünung nur einzelne losgelöste Teilchen an den Felsen eines beleuchteten Ufers in die Höhe spraken, um gleich darauf hilflos aus dem Kreise des Lichtes wieder zu versinken.“ In welcher Beziehung steht Törlek zu einem neben ihm Lebenden? „Nie, sah er Bassini irgendwie in kör-

perlicher Plastik und Lebendigkeit irgend einer Pose, nie hatte er eine wirkliche Vision: immer nur die Illusion einer solchen, gewissermaßen nur die Vision seiner Visionen. Denn immer war es in ihm, als sei jenseits ein Bild über die geheimnisvolle Fläche gehuscht, und nie gelang es ihm, im Augenblicke des Vorganges selbst, diesen zu ergreifen. Daher war beständig eine rastlose Unruhe in ihm, wie man sie vor einem Kinetographen empfindet, wenn man neben der Illusion des Ganzen doch eine vage Wahrnehmung nicht loswerden kann, daß hinter dem Bilde, das man empfängt, Hunderte von — für sich betrachtet ganz anderen — Bildern vorbeihuschen . . .“ Die Erkenntnisnot des Helden wird erzeugt von der Unvergleichbarkeit des Erlebens und des Erfassens. Von der Unvergleichbarkeit, die herrscht zwischen Erleben und Erfassen. Und wie er gleichsam nach einer unbekanntem Insel schwimmt, zu der ihn das Geheimnis zieht, verirrt er sich im Labyrinth der Geschlechtlichkeiten . . . der besonderen Greuel, die ebenso abseits vom hellerlichten Tage des Lebens scheinen wie anderes Verborgene . . .

Und am Schluß liegen diese Dinge hinter ihm wie etwas, das niemals war (und doch gegenwärtig ist). Die bürgerliche Sonne leuchtet über die bürgerliche Welt. Das Acherontische schweigt. Doch es war einmal, es war einmal in seinem Leben.

4.

Ein Konvikt. . . . Ferne Beziehungen zu den Eltern (etwas einem Draht ohne Strom ähnlich). Ein Suchen in erkenntnisloser Einsamkeit. Irgend eine Annäherung zu einem auftauchenden Menschen, der Schatten einer inneren Beziehung — ein Verbleiben. Zwischendurch Episoden bei einem Frauenzimmer a. D. Dann: Ein Zögling, Bassini, begeht Diebstähle; kommt hierdurch in die Gewalt, auf Gnade und Ungnade, zweiter fester Mitschüler, Reiting und Beineberg. Der junge Törlek, anfangs Zuschauer, acht nachtwardlerisch, seinen Rätseln folgend ins unabgesteckte Reich des Scheußlichen, des Brauchlosen . . . wird hineingezogen . . . und gewahrt in der vollziehenden Sekunde: „Das bin nicht ich! . . . nicht ich!“

Nicht alles kann ich nachprüfen. Der Schwerpunkt dieser Dinge liegt mir so fern wie die Menschenesserei der Südsee: aber ich weiß doch, daß es Menschen mit diesem Drama gibt. Ich hab' es bisher nicht geglaubt: jetzt glaub' ich es. Ecco.

Das Bild ist schlecht gewählt: Es handelt sich um Leute, die nicht, wie Kannibalen, tiefer stehen als wir. Sondern die vielleicht, da sie in anderen Teilen ihres Lebens oft zu unseren geistlich anerkannten Empfindungen kommen, einen Raum mehr besitzen als wir: die so fühlen können wie wir, aber zugleich noch anders fühlen können: die um eine Gliederung reicher sind, vor der wir erschauern. Oder doch die Augen aufreißen. Oder auch nicht mehr die Augen aufreißen. Mussil, der den Törlek gemalt hat und sein Erlebnis, hat zum erstenmal in Fleisch und Blut und Nerven einen hinausgestellt, bei dem die Fremdheit aufhört. Das alles ist also keine Sage, bisher hielt man es doch immer dafür, wenn man sich schorft beobachtet: sondern es ist gar nicht mehr zu hearnelken. Die Fremdheit wird gemindert, weil der Akt Zusammenhängen fühlt. Weil triebmäßig eine Erkenntnis wächst, die keine Wissenschaft, aber die ein Dichter sehen kann.

Törlek leuchtet später nicht, durch eine Erniedrigung (er braucht dieses Wort, nicht am Ende sein Autor) hindurchgegangen zu sein. Doch er fügt hinzu — der spätere Törlek, indem er mit Recht betont, daß die anderen auch

Dinge durchleben, die von der Qualität jener Erlebnisse wirklich nicht so sehr abweichen, — er fügt mit nachdentlicher Klugheit hinzu: „Wollten sie übrigens die Stunden der Erniedrigung zählen, die überhaupt von jeder großen Leidenschaft der Seele eingebrannt werden? Denken Sie nur an die Stunden der absichtlichen Demütigung in der Liebe! Diese entrückten Stunden, zu denen sich Liebende über gewisse tiefe Brunnen neigen oder einander das Ohr ans Herz legen, ob sie nicht drinnen die Krallen der großen unruhigen Raken ungeduldig an den Kerkerwänden hören? Nur um sich zittern zu fühlen! Nur um über ihr Alleinsein oberhalb dieser dunklen, brandmarkenden Tiefen zu erschrecken! Nur um jäh — in der Angst der Einsamkeit mit diesen düsteren Kräften — sich ganz einander zu flüchten!“ Und er spricht ein blühendes Wort: von schlagender Kraft, wie es kein Anwalt geben, sondern wieder nur ein Künstler in dieser Prägung finden kann, — das ernste Wort, welches die Verwandtheit auch des Nichtüblichen erleuchtet: „Sehen Sie doch nur jungen Ehepaaren in die Augen. Du glaubst . . . steht darin, aber du ahnst ja gar nicht, wie tief wir versinken können! — In diesen Augen liegt ein heiterer Spott gegen den, der von so vielem nichts weiß, und der zärtliche Stolz deren, die miteinander durch alle Höllen gegangen sind.“

. . . Törleß versucht von dem einen Teil seiner Erlebnisse, nämlich vom Kampf um das Sehen der Erscheinungen, der Lehrerschaft einen Begriff zu geben. Ohne den geringsten Erfolg. Von dem anderen Teil, dem scheuervollen, träumen sie nichts. Wegen Diebstahls wird Bassini, der Entwürdigte, zwangsweis entfernt. Törleß kehrt zu den Eltern zurück. Er weiß mehr als viele; hinter seinem Schweigen steht ein seltsam einmaliges Gelernt-haben. Und das Leben liegt vor ihm.

5.

In seinem Bezirk ist dieses Buch ein Lebensbuch. Geschrieben von einem selbständigen, nach Einsicht grabenden, tapferen Geist; dem Niedriges und Widriges darum fernliegt, weil es ihm, alles in allem, um das Bedeutungsvolle zu tun ist.

Kontrastierende Richtungen gibt es immer auf engem Raum; doch nicht immer ist die Scheidung so bequem wie etwa dazumal in Frankreich, als es hieß: Die Freßer für Balzac, die Schmecker für Musset — Les gloutons pour Balzac, les délicats pour Musset. Da aber Gustav Freitag tot ist, wird wohl Frenssen als der Gegenpol solcher schürfenden, entschlossenen Versuche zu betrachten sein, wie Robert Musil einen mur'ig hinstellt. Törn Uhl ist gewiß anders: aber Werke dieser Art sind nicht reiner, weil sie Sonne geben und Blauäugigkeit.

Ich liebe Schöpfer, die sich nicht kindlicher stellen, als sie sind; und denen sich mit dem Mut, nach jedem für Menschen ernstem Stoff zu greifen, die Kraft verbindet, Odem hineinzuwehn.

(Dieser Essay, den Alfred Kerr mir für die „Aktion“ zur Verfügung gestellt hat, ist vor Jahren für den „Tag“ geschrieben worden. Inzwischen hat Robert Musil bei Georg Müller in München zwei neue Bücher erscheinen lassen.)

Zehn Sprüche

Von Robert Schumann

Eine Zeitschrift soll nicht blos die Gegenwart abspiegeln; der sinkenden muß die Kritik vorausseilen und sie gleichsam aus der Zukunft zurückbekämpfen.

Der gebildete Musiker wird an einer Raffaelschen Madonna mit gleichem Nutzen studieren können wie der

Maler an einer Mozartschen Symphonie. Noch mehr: dem Bildhauer wird jeder Schauspieler zur ruhigen Statue, diesem die Werke jenes zu lebendigen Gestalten; dem Maler wird das Gedicht zum Bild, der Musiker setzt das Gemälde in Töne um.

Das Talent arbeitet, das Genie schafft.

Bebt ihr nicht zusammen, ihr Kunstschächer, bei den Worten, die Beethoven auf seinem Sterbebette sprach: ich glaube erst am Anfang zu sein — oder wie Jean Paul: mir ist, als hätte ich noch nichts geschrieben.

Verzeiht den Irrtümern der Jugend! Es gibt auch Irrlichter, die dem Wanderer den rechten Weg zeigen, den nämlich, den die Irrlichter nicht gehen.

Das ist der Fluch des Talents, daß es, obgleich sicherer und anhaltender arbeitend als das Genie, kein Ziel erreicht, während das Genie längst auf der Spitze des Ideals schwebt und sich lachend oben umsieht!

Wir wären am Ziel? — Wir irren! Die Kunst wird die große Fuge sein, in der sich die verschiedenen Völkerschaften ablösen im Singen.

Wer sich einmal Schranken setzt, von dem wird leider verlangt, daß er immer drinnen bleibe.

Das Unglück des Nachahmers ist, daß er nur das Hervorstechende sich anzueignen, das Eigentlichschöne des Originals aber nachzubilden wie aus einer natürlichen Scheu sich nicht getraut.

Es ist nicht gut, wenn der Mensch in einer Sache zu viel Leichtigkeit erworben hat.

Der Einsame

Das ist der Kummer, der das Haar versengte:
Aus meiner Fülle konnt' ich nie beglücken —
Ich mußte betteln gehen, wenn ich schenkte,
Denn auch die Nächsten wandten mir den Rücken.

Es ist schon lange, daß ich nicht mehr zürne,
Daß die Gefühle ausgebrannt zu Wüste.
Ich küsse kalte Mauern auf die Stirne,
Ein leerer Schatten, der nie Menschen grüßte.

Marburg

Arthur Drey

Die Schwester des Rebellen

Von Robert Keigel

Nach langem Suchen in den Gäßchen einer großen deutschen Stadt, wo das Elend einen anschaut mit den Augen eines immer mißhandelten, bössartig gewordenen und trotzdem stets wieder zu unterwürfigem Herankriechen bereiten Hundes, fand ich das schmutzig graue Häuschen, in welchem die Eltern und Geschwister eines Revolutionärs wohnten, der in Amerika in dem Kampfe: Einer gegen Alle, gefallen war. Zwei Fenster gingen vorn heraus, über sie hinaus konnte ein Langgewachsener die Brüstung der Mansarde erfassen. Wenig reinlich wie die Scheiben waren auch die innen herabhängenden zerrissenen Gardinen, das traurigste aber die zwei Blumentöpfe mit den aus Vernachlässigung gestorbenen Pflanzen. Durch einen dunkeln Gang gelangte man in die Küche, wo eine alte vergrämte Frau über einen Waschzuber gebückt stand, während zwei ganz kleine Kinder, ihre Kinder, heulend an ihrem Kleide zerrten. Sie brachte mich in die gute

Stube mit den zwei Fenstern, und nachdem ihr Mißtrauen und ihre Angst vor der Polizei, mit welcher sie jeden Fremden in Verbindung setzte, überwunden waren, flossen und brannten mir auf dem Herzen, als ob ich der Mörder wäre, die Tränen echten Mutter Schmerzes um den Sohn, welcher der ganze Stolz ihres verkümmerten Daseins gewesen war und blieb.

In diese Trauerszene schlich unter vielen Entschuldigungen der Mann und Vater, einer jener untersten städtischen Beamten, die sich nur durch einen Uniformknopf vom Proletarier unterscheiden, gutmütige, Bierverwaschene Züge, zungenfertig in der Klage über die Ungerechtigkeit des Schicksals und der hohen Behörde. Und endlich trat auch sie herein, die mir sofort das Bild des Gefallenen vor Augen rief, im Kleide der Arbeiterin eine Walküre, in der Reinlichkeit ihres ganzen Habitus, in der edelstrengen Fülle ihrer Formen ein Protest gegen ihre Umgebung. Rotblonde, rebellische Fülle des Haares, klassisch-griechisches Profil, dunkelgraue große Augen, jetzt verdrossen und feindselig blickend, aber schon das sieghafte Leuchten ver ratend wie die zusammengepreßten Lippen die unendliche Wärme dem, der sie im Kusse zu erschließen verstände.

Wir wandelten im nächtlichen Schloßgarten wie Kinder Hand in Hand, aber wenn ein Mondstrahl ihr Angesicht beleuchtete, jauchzte es mir im Herzen: Du hast die Königstochter des Märchens, du hast die Heldin der Zukunft gefunden! — Sie erzählte mir aber ganz kindlich allerlei, was mir, dem Vielerfahrenen, wie kalte Teufelsfaust ins Herz krallte. Ich würde die einfache, von allem Pathos, ja von jedem Ton innerer Entrüstung freie Sprache und den Dialekt wiedergeben, wenn nicht besonders der letztere bei Unkundigen häufig den Eindruck einer gewissen Rohheit hervorrufe, von der in der Wirklichkeit nichts zu spüren war.

Von ihrem Bruder wollte sie nicht viel wissen. Er war ein Narr; nur daß er frühzeitig von Hause weggelaufen, war gescheit. Sie amüsierte sich soweit ganz gut, ihre Fabrikarbeit war leicht, Liebhaber konnte sie haben, soviel sie wollte. Einer, der auch schon ein paar Mal als Sozialdemokrat gefessen, war sogar ein sehr guter Kerl, dem man schon einmal einen Gefallen tun konnte; denn reinfallen, das gibts bei uns heutzutage nicht mehr. Auch wollen die dummen Menschen immer heiraten, und das lassen wir erst recht bleiben. Viele geben mir Geschenke und Geld, das sie selber sehr gut brauchen könnten, aber die kriegen nie etwas von mir.

Ich begriff, daß ich es mit einem neuen Geschlecht zu tun hatte; vor zwanzig Jahren hätte ich in demselben Schloßgarten eine solche Diana nicht finden können. Aber dieses Weib, das jeder Mondstrahl nach in ihrer Götterpracht vor meine kaum noch zu bezähmenden Sinne zauberte, war ja erst fünfzehn Jahre alt! Ich mußte ja Alles falsch verstanden haben, ich schämte mich und klagte mich an, für das Naive verdorben zu sein, ich klammerte mich an das Wort: „aber die kriegen nie etwas von mir“; mein Herz wurde ruhig und warm zu ihr, und ich küßte sie, so zaghaft und rein, wie ich dort vor zwanzig Jahren meine erste Liebe geküßt.

Sie schien das für selbstverständlich zu halten und machte mir das Kompliment, daß ich ein anständiger Mann sei (immerhin sagte sie nicht Herr!). Und ich, soll mich der Teufel holen! Ich hab's ihr geküßt.

Wir waren die Bösung hinauf an den mächtigen Strom gekommen. Die Springen dufteten, die Nachtigallen jauchzten und klagten aus allen Tiefen des Schloßgartens. Mit einfältigen Worten versuchte ich ihr die Bedeutung dieses Momentes für mich, den Heimatfremden, zu sagen; die nun ganz vom Mondlicht übergossene Göttergestalt hatte kein Verständnis dafür. Sie schwakte weiter von ihren kleinen Leiden und Freuden. Sie macht sich nicht viel aus dem Lärmen, weil sie keine schönen Kleider hat, sie macht sich nicht viel aus dem Theater, weil sie doch immer auf dem Fuße sitzen muß; in der Kirche, da ist mehr alles egal, aber sie merktens doch, wenn man zu oft bei demselben Kaplan beichtet. Aber Geld hat sie, mehr als sie alle glauben, sie spart alles zusammen für die Reise nach Paris. Was sie da will? O, sie geht zu einer Freundin, der es sehr gut geht. Und was ist, was treibt diese Freundin? Was die ist? Die ist im Hurenhaus. — Das alles so selbstverständlich im Ausdruck der Stimme wie ihr ganzes Wesen.

Wir wars, als ob der Himmel wie eine Riesenglocke sich über mich herabgeenkt und als hätte der Klöppel dicht an meinem Ohre vorbei an die Wandung angeschlagen. Ein wahnsinniges Getöse füllte meine Ohren, mein Gehirn. Ich hatte ihre Hand fahren lassen und stand abgewandt. Eine Minute lang hörte ich nur meine schweren Atemzüge, das Rauschen des Flusses und das Gelächter der Nachtigallen. Darin sie mich herum, und jetzt brannte Leidenschaft in den großen Augen. Ja, Sie denken am Ende, ich bin so dumm und werd mein Lebtag schaffen, während die andern spazieren fahren, ich soll auch so werden wie die andern Weiber, die jedes Jahr so ein Kind kriegen, das wieder wegläuft, wenn mans aus dem schlimmsten Dreck gebracht hat, ich soll so werden wie meine Mutter, die auf ihre alten Tage waschen muß und Prügel kriegt, wenn ihr Mann besoffen nach Haus kommt? Das müssen Sie selbst sagen, das kann man von mir nicht verlangen. Da war der Zorn auch schon wieder aus ihren Augen verschwunden, und es kam von kindlich lächelnden Lippen: Gelle Se, Sie sin nit böß? — Ich, böß? Mir gelte es durchs brausende Gehirn: Betend, daß Gott dich erhalte so — — Und doch sah ich das Ende, das scheußliche Ende, grinsend an dem taufeuchten Saum ihres Kleides hängen. Wir sind aber nicht mehr Hand in Hand gegangen.

In derselben Nacht lernte ich noch den guten Kerl kennen, der schon einigemal aus Prinzip gefessen hatte und sich einbildete, ihr Bräutigam zu sein. Es war nicht bloß ein guter Kerl, sondern ein anständiger, vernünftiger junger Mann, den ich jetzt schon im Geiste über seine politischen Jugendtorheiten lachen sehen konnte. Er vertraute mir an, daß sie gerade wie ihr Bruder sei, gut nichts genug, immer mit dem Kopf durch die Wand. Aber wenn die einmal ihre Muden los hat, das gibt die beste Frau.

Ich weiß heute noch nicht, wen und was ich anklagen, verdammen, vernichten soll . . .

Nietzsche und Hölderlin

Von Heinrich Ilgenstein

Für alle die, welche neben Nietzsche auch den Dichter Hölderlin kennen, hat die Verbindung dieser beiden Namen nichts Befremdendes. Nietzsche hat, um Außerliches vorweg zu nehmen, gerade in seiner

frühesten Jugend Hölderlin seinen „Lieblingsdichter“ genannt, ja ihn reizte die von Hölderlin in dem gleichnamigen Trauerspiel behandelte Gestalt des Empedokles zu einem Tragödienentwurf, der denselben Helden zum Mittelpunkt hatte.

Wenn ich aber trotz manchem, was über Nietzsche Beziehung zu Hölderlin schon gesagt worden ist, auf diese Frage noch einmal genauer eingehe, so geschieht es, weil dieser Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung wert ist und dann, um manchen aus der großen Nietzschegemeinde einmal besonders auf den Mann aufmerksam zu machen, in dessen Werken schon längst die Grundzüge der Nietzscheschen Philosophie in überraschendem Maße enthalten waren, und der auch dem Dichter Nietzsche in einem Grade innerlich verwandt ist, wie man es in der Kunstgeschichte selten findet.

Die äußerliche Tatsache, daß Nietzsche und Hölderlin in geistige Umnachtung verfielen, will natürlich an sich nichts besagen, wenn man, wie das vielfach geschieht, die Erkrankung Nietzsches einfach aus der übergroßen Arbeitsfülle herleitet, die in der Baseler Dozentenzeit auf dem damals Vierundzwanzigjährigen lastete, oder aus den gesundheitschädlichen Einflüssen, denen Nietzsche sich im Deutsch-französischen Kriege als Krankenpfleger ausgesetzt hatte. Gewiß werden diese Umstände zur Erkrankung Nietzsches beigetragen haben, ich bezweifle aber, daß ohne sie die Erkrankung etwa unterblieben wäre, und ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Nietzsche auch ohne Ueberarbeitung und bei der denkbar gesundesten Lebensweise dem Wahnsinn anheimgefallen wäre. Der Wahnsinn ist bei ihm ebenso wie bei Hölderlin die naturgemäße Folge seiner diesem Dichter so ähnlichen Veranlagung und Entwicklung. Nur eins hätte beide retten können: das Gottesbewußtsein, das den Künstler erfüllt, der Gestalten und Menschen bildet und seinen Geschöpfen die Seele einhaucht, die er vergeblich bei den Erdmenschlichen sucht. Dazu aber fehlte dem zu lyrisch empfindenden Nietzsche das Können und dem Lyriker Hölderlin die Kraft. Hätte Nietzsche nur einmal den Uebermenschen — Zarathustra erscheint wie ein lyrischer Abglanz davon — wirklich erschaffen können, wie er ihn sich dachte und ersehnte, groß, mit starken Sinnen, dionysisch, rauschend, er wäre nicht ein armer Geisteskranker, sondern ein starker, glücklicher Künstler geworden.

„Gott ist tot“, sagt Zarathustra. Für einen rein philosophischen Kopf will das wenig besagen. Er wird die Kunde ohne Verwunderung, ja mit Befriedigung vernehmen, denn Gott führt wohl manchen zum Glück, keinen zur Wahrheit. Aber für eine künstlerisch so stark empfindende Natur wie Nietzsche ist die Kunde von dem Tode seines Gottes — ich verstehe natürlich den Glückspender unter diesem Begriff — eine Erkenntnis, die ihn sofort an den Rand des Wahnsinns führen mußte. Nietzsche war seiner Veranlagung nach ein Künstler allerersten Ranges, und Künstler können ebensowenig ohne einen Gott, wie irgend ein Sterblicher ohne die Sonne leben. Nach dem Tode Gottes konnte also Nietzsche nur eins helfen. Der tote Gott mußte durch einen lebendigen ersetzt werden. Daher die Lehre vom Uebermenschentum und die Verachtung der Massen. — Was zählt ein Volk, was zählen Völker, wenn es sich um das Werden eines Gottes oder, besser gesagt, des Gottes handelt! Der wirkliche Uebermensch wäre der neue Gott gewesen. Daß Niet-

sche den Uebermenschen weder erleben noch schaffen konnte, war sein Untergang. Ganz Ähnliches findet bei Hölderlin statt. Um das jedoch richtig zu bewerten, müssen wir uns erst die Frage vorlegen, wann und woran Gott gestorben ist. Künstlerisch veranlagte Naturen werden darüber nicht einen Augenblick im Zweifel sein: er starb in dem Augenblick, wo Christus ans Kreuz geheftet wurde — denn nicht durch die Verneinung, sondern durch die Bejahung des Daseins, nicht durch den Tod, nur durch das Leben kann der künstlerisch empfindende Teil der Menschheit erlöst werden. Ein Gott, der die Erde als Jammertal angesehen wissen will, der Selbstverleugnung fordert und des höchsten Preis ein Jenseits ist, das sich den Sinnen entzieht, ist ein totgeborener Gott für die Menschen, welche die Sinne unaufhaltsam zur Schöpfung treiben, die nur mit den Sinnen erfassen können, solange sie den Erdgeruch ihrer Heimat als Menschen spüren. So war es bei Nietzsche, so bei Hölderlin. Das Irdische an sich hat sie freilich nie befriedigt. Wenn dem so wäre, wären sie a priori zufriedene oder für das beschränkte Glück beanlagte Naturen gewesen. Wie Nietzsche aber die „Zufriedenen“ haßte, ist bekannt, und für Hölderlin heißt „glücklich sein“ — er meint hier die Zufriedenen, wie aus der betreffenden Stelle im „Hyperion“ hervorgeht — „schläfrig sein, im Munde der Knechte.“

Das Kind allein macht sich über das Jenseits keine Gedanken, denn es ist, wie Hölderlin einmal sagt, unsterblich, da es vom Tode nichts weiß. Mensch werden — die Masse freilich wird es nie — heißt also seine Unsterblichkeit verlieren. Wäre die Kirche sich dessen bewußt, sie würde erst in der Zeit der Menschwerdung an uns mit der Kunde vom Jenseits herantreten. Das Kind braucht keine Religion, denn es lebt in einem Paradiese, dessen Bewohner nichts von einem Anfang oder einem Ende wissen. Aber in der Zeit der Menschwerdung würde die Kirche mit der Kunde vom Jenseits vielleicht manchen von denen ein Halt und ein Ziel geben, die mit der Erkenntnis vom Tode sich plötzlich als heimatlose Bettler fühlen, die dastehen wie Abgebrannte, arm, nackt, frierend unter dem Schauer der Endlichkeit.

Auch Nietzsche und Hölderlin haben, um auf den Gegenstand meiner Untersuchung zurückzukommen, so dagestanden. Dazu hatten sie ja wie viele — Nietzsche freilich mehr als Hölderlin — durch die vorzeitige Kunde von Gott schon das richtige Verhältnis zu ihm verloren, um an der Schwelle der Erkenntnis durch ihre Menschwerdung angelangt, noch hier einen wirklichen Halt zu finden. Kindern, die ihrer Veranlagung nach sich später zu Künstlern auswachsen müssen, wird der ihnen von unklugen und gewissenlosen Lehrern in ihr Kindheitsparadies vorzeitig getragene Gottesbegriff besonders unnatürlich und zwecklos erscheinen. Gott ist ihnen ein Wesen, das nicht in ihre Welt paßt; sie müssen an ihm zweifeln, ja sie werden ihm von vornherein gram sein, denn die Kunde von ihm kommt — wer wollte das leugnen? — für Kinder von starkem Empfinden einer Vertreibung aus dem Paradiese gleich. Mit der Kunde von Gott geht die Kindheitssonne der Unendlichkeit, die bis dahin Wirklichkeit war, unter ins Meer der Begriffe. Der sich vom Irdischen abwendende Gottesbegriff nimmt dem Kindheitsparadiese seine lachende Klarheit, und fortan liegt es wie das Dämmern des Abends auf der einst sonnigen Flur. Was das für Kinder, wie sie Nietzsche und Hölderlin bei

ihrem Empfindungsreichtum gewesen sein müssen, zu bedeuten hat, bedarf keines Kommentars. Sie hatten von vornherein zuviel Schönheit in sich, um an einen Gott — und sie mußten ihrem Gotte zusauchen können — zu glauben, der ihnen das getan hat.

Nielsche steht daher, an der Schwelle des Lebens angelangt, dem Christengott schon fremd, Hölderlin wenigstens schon zweifelnd gegenüber. Daß Hölderlin an vielen Stellen seiner Werke Gott ganz im christlichen Sinne persönlich nimmt, ihn gar Jehova nennt und ihn preist, will dem gegenüber nichts besagen, wenn man zu lesen versteht und Hölderlin so nimmt, wie auch Nielsche erfasst werden muß: als ein im großen leicht zu übersehendes Ganzes, das aber im einzelnen durch die äußerst feinnerbige Veranlagung der beiden Naturen den unberechenbarsten Stimmungen ausgesetzt ist. So lesen wir in Hölderlins Gedicht „Die Unsterblichkeit der Seele“ (1788):

Und o! Wie wird's einst werden, wann Erdentand
Und Menschendruck auf ewig verschwunden ist,
Wann ich an Gottes, Gottes Throne
Bin und die Arbeit des Höchsten schaue!

Aber gleich in der nächsten Strophe ringt er mit dem Zweifel, mit dem er offenbar schon lange kämpft.

Und weg, ihr Zweifel, quälendes Seelengift!
Hinweg! Der Seele Jubel ist Ewigkeit!
Und ist er's nicht, so mag noch heute
Tod und Verderben des Lebens große
Befehle niedertrümmern.

Und wenn es in demselben Gedichte später heißt: „Doch nein: Der Seele Jubel ist Ewigkeit!“, so will geben wie Nielsche in seinem „trunkenen Liede“:

Doch alle Lust will Ewigkeit
— Will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Der so auffallend gleiche Standpunkt, zu dem Nielsche und Hölderlin kommen, hat diesen unbezähmbaren Ewigkeitsdrang ohne Zweifel zum Ausgangspunkt. Wenn beide eine so ähnliche Melodie haben, ist dieses das Leitmotiv. (Schluß folgt.)

Literarische Neuererscheinungen

Haupts Märchen. Illustriert von Rubin (Georg Müller, Verlag, München).

Neuerdings werden aus der großen Schatzkammer halbvergeßener Dichtungen immer wieder neue Kostbarkeiten gehoben. Es ist anzusehen, als wäre fast ein Wettstreit ausgebrochen unter denen, welche die Bücher gestalten und einkleiden, um die höchste Zahl und das schönste Gewand der Werke. Nun ist aber eine Ausgabe von Wilhelm Hauffs Märchen gemacht worden, die alles, was bisher durch Neugestaltungen Gutes geleistet wurde, sehr weit hinter sich läßt. Diese Märchen von Hauff hatten bisher den zweifelhaften Vorzug, in dem Wust der sogenannten „Kinderbücher“ zu hospitieren, unter welche sie, nach der Beschaffenheit des Kindergemütes von heute, wahrhaftig nicht gehören. Es spricht aus diesen sonderbaren Geschichten eine solche Bezauberung, eine solche Macht der Phantasie, daß den Kindern von heutzutage eine Einfühlung nicht wohl möglich ist, wie gerade diese Geschichten sie verlangen. Denn sie sind in einer Weise erzählt, die mit den strengsten künstlerischen Maßstäben gemessen werden kann, sie haben ganz jenen Hauch des im besten Sinne deutschen Erzählens, sie sind durch und durch romantisch.

Nun sind sie geradezu aufs Neue gemacht worden und haben ein Aussehen, wie es würdiger für sie nicht gedacht werden kann. Alfred Rubin, der herzhafte Romantiker unserer Zeit, hat sie nämlich neugebildet, indem er seine illustrative Aeußerung jene Richtung einschlagen ließ, nach welcher der wundervolle Sinn Hauffs deutet. Dies will sagen, daß Rubin der neuen Ausgabe ihre Berechtigung und ihren besonderen Reiz dadurch bereitet, daß er Bilder zu den Märchen schrieb, seltsame, lebhaft empfundene Bilder, die genau das ausdrücken, was der Dichter Hauff zwischen den Zeilen fühlen läßt. Es ist unmöglich, sich einen Berufeneren zu diesem Geschäft zu denken als Alfred Rubin, der in seinem Roman „Die andere Seite“ ein Dokument seines Wesens und Lebens von unbeschreiblicher Kraft des Ausdrucks gegeben hat und jetzt mit einer Mappe neuer Zeichnungen — „Sansara“ — hervortritt, die seinen Namen ein für alle Mal zu dem eines Meisters unter den heutigen Zeichnern machen werden. Ich möchte hier etwas wenigens über den Zeichner Rubin bemerken. Man ist in einem Irrtum befangen, wenn man diesen Zeichnungen gegenüber mit bloß technischen Maßstäben an die meist unberufene Beurteilung herangeht. Wessen Augen zu stumpf sind, um hinter die Stücke sehen zu können, wessen Intellekt zu schwerfällig ist, um dem phantastischen, fieberhaft lebendigen Geist nachzuspüren, der wird in diesen Bildern niemals mehr sehen können als absonderliche Phänomene einer abseitigen Einbildungskraft. Indessen ist zu konstatieren, daß jeder Strich von einem außerordentlichen Vermögen der Einfühlung, von einem ungemein differenzierten Gefühl für das Innerlichste, Wesenhafteste der Erscheinung hingeworfen ist, wie denn auch dem, der von solcher Kunst mehr empfindet als den Klang des Namens, ein weites Reich seltsamer, eindringlicher und beziehungsreicher Gestaltungen sich öffnet, das nicht mehr auf dem Papier seine Wohnung hat.

Alfred Rubin hat also Bilder zu Hauffs Märchen gemacht, merkwürdige Bilder, die jeweils den ganz bestimmten Hauch dessen an sich haben, was sie im Lauf der Erzählung bildhaft bekräftigen sollen. Diese Ausgabe von Hauffs Märchen wird, wer einmal den Sinn des Dichters erfasst hat, um so mehr lieben, als er darin zugleich auch den hohen Sinn des Zeichners erfasst hat, der nämlich der gleiche ist in seinem außerordentlich feinen Begreifen von dem ganzen Sinne Hauffs. Uebrigens hat Paul Renner einen sehr schönen Einband gezeichnet für dieses Buch, das kein Buch des Marktes ist sondern ein Buch vertrauter Beziehungen.

W i l l S c h e l l e r.

Zeitschriftenchau

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W. 35.) Heft 23 enthält: Dr. Bissolati: Sozialdemokratie und Regierung in Italien. — Bernstein: Bebel und die Partei. — Wallf Zepler: Frauenbewegung. — Dr. Franz Staubinger: Zur Lösung des Erkenntnisproblems. — Arthur Schulz: Abwehr der Lebensmittelsteuerung u. a. Das Heft kostet 50 Pf.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Wilhelm Herzog. Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.) Mit einem Porträt von Slovot und einer Gravüre. Geb. Mk. 7.50.

Inhalt der vorigen Nummer: Die Schlafkrankheit. Von Franz Pfemsfert. / Poltzel und Bühne. Von Dr. Lothar Schmidt. / Was Bethmann Hollweg profitierte. / An unsere Freunde. / Glossen. / Von der Ohnmacht der Sozialdemokratie. / Drama. Von Robert Jenzsch. / Louis Gurlitt und Friedrich Hebbel. / Zwei Gedichte. Von Arthur Drey. / Metamorphose. Von Max Brod. / Sprechkünstler. Von Max Jungnickel. / „Japanischer Spaziergang“. Von Will. Scheller. / Der Jaghafte wirbt um eine Kellnerin. Von Otto Vöck. / Das Weihnachtsfest des alten Schauspielers Nesselgrün. Von Mynona. / Auf Puschkins Tod. Ode von Lermontoff. / Die Lösung. Von Grete Meißel-Hef. / Literarische Neuererscheinungen. / Vornotizen. / Zeitschriftenchau.

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 40 * 20. November

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242. :: :: Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (inkl. Bestell- handlungen etc. gelb) bei allen Postanstalten, Buch-Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: Kommissionsdr.: Gustav Braun, Leipzig. :: ::
Inserate: Anfragen erbitten wir an den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::

Inhalt: Bethmann Hollwegs Demaskierung. Von Franz Pfemfert / Frankreichs Patrioten-Fabrikation. Von Gustav Hervé / Pressepranger. Von Prof. Dr. L. Gurliitt / Glossen / Gegen den guten Engel des Berliner Tageblatt. Von F. P. / Der Zielbewusste. Von Nolo / Nießsche und Hölberlin. Von Dr. Heinrich Ilgenstein / Die Schwindsüchtige im Herbst. Von H. E. Jacob / Eulenbergs Trauerrede. Von E. Sternow / Der Genußmensch. Von Hans von Hülsen / Am Grabe des Freundes. Von Max Brod / Schnitzlers neues Werk. Von Rudolf Kanfer / Meine Hände. Von Kurt Erich Meurer / Der Rat des Narren. Von Juchani Uchi / Harbts-Abend. Von Jungnickel / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.

Bethmann Hollwegs Demaskierung

Ein Schlußwort

Ende Februar d. J. sah sich „Die Aktion“ gezwungen, den Plan einiger gewerbsmäßiger Scharfmacher, eine Kriegshege als Wahlmanöver zu benutzen, aufzudecken. Ein Wutschrei beantwortete unsere ersten Andeutungen, ein Wutschrei, der uns bestätigte, was wir ohnehin aus unserem Tatsachenmaterial wußten.

Am 6. März (Nr. 3 der „Aktion“) richtete ich dann an den unzulänglichsten Reichskanzler, den wir je erlitten, einige zarte Fragen. Ich schrieb: „Es ist Ihnen, verantwortungsmüder Herr, seit Wochen von Personen, deren reaktionäre Gesinnung Sie schätzen, wahrscheinlich sehr oft die Aufgabe gestellt worden, eine Wahlparole zu finden. . . Ist Ihnen, Herr Bethmann Hollweg, bekannt, daß in Berlin kürzlich (zweimal, dreimal) „vertrauliche“ Besprechungen zwischen einigen „maßgebenden“ Politikern stattgefunden haben zwecks Dichtung einer Wahlparole für die Regierung? Mit Vertrauensleuten der Regierung? . . . Haben Sie in irgendeiner Form (als Kanzler oder als Gesellschaftsmensch) dazu Stellung genommen? . . . Ist Ihnen vielleicht auch schon der Wink geworden, unsere Auslandspolitik aufmerksamer denn je belauern zu lassen, um (das wurde dem Unterbewußtsein gesagt) eine Wahlparole zu entdecken? . . .“

Dieser „offene Brief“ machte die Runde durch die internationale Presse, aber eine Antwort erfolgte nicht. „Die Aktion“ wurde deutlicher und veröffentlichte acht Tage später, den 13. März, ein Geheimzirkular, eine „Erklärung“, von der ich behaupten zu können glaubte, daß sie den Niederschlag einer vertraulichen „Besprechung“ bildete, die zwischen „maßgebenden Politikern“ und Vertretern der Regierung stattgefunden hatte. In dem Zirkular hieß es: „. . . An den Ausgang der bevorstehenden Wahlkämpfe müssen die schlimmsten Be-

fürchtungen geknüpft werden, wenn es der Regierung nicht gelingen sollte, Maßregeln zu treffen, um die Wirkung der monatelangen gefährlichen Agitation der regierungsfeindlichen Parteien abzumenden. Die Hoffnungen unserer treuen Anhänger im Lande bauen auf eine nationale Demonstration der Regierung. . . Die Parteien, die es mit ihrem monarchischen Empfinden nicht vereinbaren können, ruhig zuzusehen, wie breite Volksschichten von der Sozialdemokratie und der ihr gesinnungsverwandten „Fortschrittlichen Partei“ Tag für Tag in der Presse und in Volksversammlungen erregt werden, die Parteien, die treu zu Kaiser und Reich stehen, blicken in dieser politisch so bewegten Zeit erwartungsvoll auf ihre Regierung. Wir können nur dann zuversichtlich den kommenden Kämpfen entgegensehen, wir können des inneren Feindes, der immer dreister wird, nur Herr werden, wenn wir das Volk zur Selbstbesinnung aufrufen, wenn wir auf den äußeren Feind die Blicke und Gedanken lenken. Wir können der Volksverhegung, die von Liberalen und Sozialdemokraten mit allen Mitteln betrieben wird, nur entgegenwirken, wenn wir Gelegenheit haben, an die nationale Ehre des Volkes zu appellieren. Das deutsche Volk muß wieder an seine Ideale, für die seine Väter ihr Leben einsetzten, erinnert werden, soll es von den kleinlichen Interessen, die ihm von Versammlungs-demagogen ans Herz gelegt werden, absehen. Wir müssen das nationale Gewissen des Volkes, das gar zu selbstsicher träumt, aufrütteln. Eine Wahlparole, die diesem Gedanken Rechnung trägt, wird zweifellos im Lande begeistertsten Widerhall finden. . .“

Diese (authentische) „Erklärung“, die die Machenschaften der Kriegslüftlinge entlarvte, die bligartig die politische Situation beleuchtete, stellte ungefähr das Un-

glaublichste dar, was je einer Regierung zugemutet worden ist. Die gesamte Presse forderte eine Antwort von Bethmann Hollweg. Aber die Dementiersprache, die sonst so leicht und schnell funktioniert, trat nicht in Tätigkeit.

Herr Bethmann Hollweg schwieg!

Wir wiederholten am 20. März unsere Vorwürfe. Wir behaupteten, daß Herr von Bethmann Hollweg dem unerhörten Vorhaben einiger gewissenloser Hezer, eine Kriegshege zu Wahlzwecken zu arrangieren, nicht mit der Schärfe entgegengetreten sei, die hier im Interesse der Nation geboten war.

Herr Bethmann Hollweg schwieg!

Am 31. März wiederholte der Abgeordnete Dr. Frank (Mannheim) unsere Anklage im Reichstage.

Herr Bethmann Hollweg schwieg!

Herr Bethmann Hollweg schwieg, als dann die Kriegshege, gemäß dem vorgefaßten Programm, einsetzte; als Deutschland durch das wüste Treiben der Chauvinisten an den Abgrund eines frivolen Krieges gedrängt wurde, Herr Bethmann Hollweg schwieg!

Ein Wort von ihm hätte genügt, der ganzen erbärmlichen Komödie der Prozentpatrioten (die nicht völlig identisch sind mit der konservativen Partei) ein klägliches Ende zu bereiten. Ein Wort des Reichskanzlers hätte dem Volke die Augen geöffnet und Millionen vom schweren Abdruck befreit.

Herr Bethmann Hollweg schwieg!

Nun, endlich, hat er gesprochen. Acht Monate lang wütete die wüteste Hege; nun, da die Gefahr vorüber, nun, da der chauvinistische Taumel einem elenden Ragenjammer wich, nun hat auch Herr Bethmann Hollweg sich gnädigst herabgelassen, Rede und Antwort zu stehen. Aber es war nicht der Wille des Volkes, dem er sich fügte. Als die Lebensinteressen der Nation eine Erklärung des Reichskanzlers forderten, blieb der Philosoph von Hohenfinow stumm. Er redete, aber — als es ihm plötzlich um seine eigene kleine Person ging. Acht Monate lang duldete er die Gefährdung des Friedens. Dann aber enthüllte er, urplötzlich, jäh, spontan, was wir vom Marokkospiegel längst wußten: „... Meine Herren, es sind dabei Kräfte im Spiel gewesen, die mehr mit den bevorstehenden Wahlen, als mit Marokko und mit dem Kongo zu tun haben. Das muß einmal offen ausgesprochen werden... Um Parteizwecke willen aber die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze zu bringen — meine Herren, das heißt, den Patriotismus kompromittieren, ein wertvolles Gut vergeuden.“

Dieses „Geständnis“ legte der Verantwortliche für deutsche Politik am 11. November im Reichstage ab. Inzwischen sind neun Tage verstrichen, und Herr Bethmann Hollweg ist noch immer Reichskanzler. Neun Tage sind verstrichen, und die Linke hat sich noch immer nicht besonnen, das „stürmische Bravo“ zu widerrufen, das sie Herrn Bethmann Hollweg für sein Geständnis aussprach. Man lobt noch diesen Minister und man scheint garnicht zu fühlen, worauf dieses Lob sich stützt!

Was bedeutet Bethmann Hollwegs plötzliche Wendung gegen Herrn von Hennebrand? Was bedeutet der Vorwurf, der von diesem Kanzler „einmal offen ausgesprochen werden mußte?“ Eine patriotische Tat? Oder gar eine „befreiende“ Tat? Im bürgerlichen Leben nennt man es wohl anders, wenn jemand so handelt, wie Herr Bethmann Hollweg gegen einen politischen Freund gehandelt hat, als ihm dieser Freund unbequem wurde. Ein Racheakt wars, ein ganz offensichtlicher Racheakt! Und eine solche Tat wird bejubelt, weil sie Werte für die Wahlagitiation ergibt? Fürwahr, wenn

die leidige Wahlpolitik nicht gar so sehr die einfachsten Moralbegriffe verwirren würde: die Parteien der Linken müßten sich heute ihrer Beifallsbezeugung schämen. Oder hoffen sie etwa noch auf diesen Mann, der, um sich persönlich zu schützen, seine Zeltgenossen preisgibt? Und fühlt dieser Kanzler nicht selbst, daß seine Rolle ausgespielt ist, daß er sich mit seiner Auffassung von der Abbelungentreue unmöglich gemacht hat? Nie sank ein Kanzler so tief!...

Franz Pfemfert.

Frankreichs Patrioten-Fabrikation

Von Gustave Hervé

Der zukünftige Patriot kommt zur Schule.

Der Patriotismus ist noch ein Keim in seiner jungen Seele.

Die Schule wird ihn bald entwickelt haben.

Das Kind kann noch nicht lesen, aber es hat Gedächtnis und Freude an Lärm und Gesang.

Beim Eingang und beim Ausgang aus der Klasse singt es aus vollem Halse.

Was singt es? Vom Vaterland! Vom Vaterland, immer nur vom Vaterland!

Man gibt ihm ein „gutes“ Lehrbuch in die Hand.

In Frankreich, in Deutschland und überall nennt man „gute“ Bücher alle diejenigen, die das Kind nicht zu Fragen veranlassen, und „schlechte“ Bücher nennt man, besonders in Elementarschulen, alle, die das Kind zum Nachdenken und zum Fragen anregen.

Die guten deutschen und französischen Lehrbücher erkennt man auf den ersten Blick an ihrem ganzen Zuschnitt. Hier sind: Erzählungen über die ersten Jahre der französischen Geschichte, von Ernest Lavisse, Mitglied der französischen Akademie. Man braucht gar nicht darin zu lesen, darin blättern genügt schon, um sich zu überzeugen, daß es ein gutes Schulbuch ist. Man sehe auch noch recht genau seine Bilder an.

J. B. hier: Johann der Gute mehelt die Engländer bei Poitiers nieder.

Dort schlägt der Ritter Bayard die Ritter in die Flucht und verfolgt sie mit einer solchen Wut, daß er in ihrer Nachhut mit in die feindliche Stadt eintrittet, und nun dort gefangen genommen wird.

ferner: Franz der Erste schläft am Abend nach der Schlacht von Marignan auf dem Rohr der Kanone.

Über Lavisse hat vergessen, uns Bayard auf der Brücke Garigliano zu zeigen, und Franz den Achten, wie er seine „französische Wut“ zu Fornovo enthüllt; wie Heinrich der Vierte seinen weißen Federbusch in der Schlacht von Jory zeigt, und wie derselbe Heinrich der Vierte seine Feinde in der Schlacht von Fontaine-Française tötet: er spricht nicht vom Herzog von Enghien zu Rocroy, und auch nicht von Turville, der im Dienste des Königs sterben will, noch von dem Tod des heldenhaften Montcalm in Kanada.

Halt! Lavisse hat uns ja auch nicht die Matrosen des „Vengeur“ gezeigt, von denen die Legende berichtet: Sie versanken ins Meer mit dem Ruf: es lebe die Republik.

Und außerdem macht Lavisse uns nicht bekannt mit Marengo (nach dem Gemälde von Charles Vernet), und nicht mit der Rückkehr aus Rußland oder mit dem Marschall Ney, der das Feuer wie ein gemeiner Grenadier schürt. Er spricht weder von der Einnahme Saragossas, noch von der Schlacht bei Leipzig, noch

von der Verteidigung von Paris (nach Horaz Vernet), noch endlich von Camborne bei Waterloo.

Das Buch beschränkt sich auf eine Seite Bilder, auf denen wir den Kampf von Sidi-Brahim, Mac Mahon bei Malakoff, den Angriff auf Reischaffen, und die Beschießung Foutscheons bewundern können.

Die Heldentaten sind alle auf seiten der Franzosen und die Schreckenstaten auf seiten der Ausländer.

In demselben Buch von Lavisse ist ein Bild, das die Marter eines Eingeborenen, den man lebend verbrennt, darstellt. Zur Erklärung steht darunter: Eroberung Amerikas (Grausamkeiten der Spanier).

Nach der hohen Meinung desselben Autors binden die Engländer die aufständigen Hindus vor die Mündung ihrer Kanonen.

Aber man wird vergebens nach einem Bilde suchen, das die Franzosen darstellt, wie sie, zu den heldenhaften Zeiten der algerischen Kriege, die Araber in ihren Höhlen verbrennen.

Der Bericht der Laten geht Hand in Hand mit den Bildern.

Der Pater Loriguet, dem die antiklerikalen Patrioten so große erzieherische Fortschritte zuschreiben, lügt zum Ruhme Gottes und des Vaterlandes.

Die Loriguet-Patroten lügen alle und überall zum Ruhme des Vaterlandes.

Der Erfolg ist auch in allen Ländern derselbe.

Er besteht darin, daß man beim Erzählen vergangener Ereignisse das Unrecht der Ausländer ins beste Licht setzt und das der Landsleute liebevoll in Dunkel hüllt.

Wenn das Vaterland siegreich ist, so feiert man jauchzend den Sieg; ist es aber besiegt, so findet man immer achtbare Gründe, die seine Niederlage begreiflich machen.

Es ist in Frankreich eine unanfechtbare Tatsache, daß die Franzosen nur durch Verrat, durch die Ueberzahl oder durch die Torheit ihrer Führer besiegt werden können; selbst, als 80 000 Mann auf einmal bei Sedan kapitulierten oder als sich bei Metz sogar 180 000 ergaben; sie sind doch immer Löwen, Löwen, die — von Eseln geführt werden.

Die Verfasser der französischen Geschichtsbücher haben endlich entdeckt — sie haben lange Zeit dazu gebraucht —, daß nicht allein Bayard, Turenne, Condi, Napoleon und der Marschall Bugeaud zum Ruhme Frankreichs beigetragen haben; sondern, daß auch Rabelais, Molière, Voltaire, Michelet, Hugo, Lavoisier und Pasteur ihrem Geburtslande Ehre machen.

Aber wie man Sorge getragen hat, die Schüler, und besonders die Elementarschüler, darüber in Unwissenheit zu lassen, daß das Vaterland eines Michel Angelo und Rafaels, das eines Goethe, Beethoven und Wagner, eines Shakespeares, Newton und Stephenson, auch ein wenig zum Fortschritt der Kultur beigetragen hat, so hätte diese letztere Entdeckung ja auch nur dazu gedient, das französische Vaterland in den Himmel zu heben, und den Ruhm aller anderen Länder weiter systematisch zu verdunkeln.

Wenn der Geschichtsschreiber — der unparteiische Geschichtsschreiber — sich zu solchen Fälschungen hergibt, so darf man sich nicht wundern, wenn der öffentliche Unterricht, dessen einzige Aufgabe es ist, gute Patrioten heranzubilden, die abschreckenden Lügen und die den niedersten Haß aufreizenden Erzählungen aufgreift, und sie zur Erlangung seines Zieles ausnützt.

Im Jahre 1903 veranstaltete die sozialistische Zeitung „Die kleine Republik“ eine Preiskonkurrenz der Bücher, die im bürgerlichen Elementarunterricht benutzt werden. Der Preisgekrönte dieses Wettbewerbes, Antonin Frachet, einer der freiesten Geister, der sich viel mit der Elementarerziehung beschäftigt, hat seine Ergebnisse in einer kleinen Broschüre, „der gute weltliche Gott“, veröffentlicht. Diese Broschüre enthält zahlreiche Zitate, die den heute am meisten gebrauchten Unterrichtsbüchern entnommen sind.

Die Auszüge sind teilweise recht erbaulich. — Einige seien hier, ihrer Wunderlichkeit wegen, angeführt.

Lehrbuch der sittlichen Erziehung,
von A. Bourdeau.

(S. 95.) „... Wen müssen wir lieben?“

„Wir müssen alle Menschen lieben, auch wenn sie keine Franzosen sind.“

„Können wir die Deutschen lieben?“

„Diejenigen, die Frankreich verwundeten, die den Franzosen Elsaß-Lothringen entrißen? Wir können gar nicht daran denken, sie zu lieben.“

Die bürgerliche Erziehung in der Schule, von Paul Bert.

(S. 85.) „... Erinnerst euch wohl der Worte euers alten Lehrers: „Keinen Haß unter den Franzosen; den Haß bewahrt euch für die Feinde auf!“

Die ersten Jahre der bürgerlichen und sittlichen Erziehung,
von P. Lalol.

(S. 171.) „... Es ist zu Ende, sagt einer unter uns, für immer zu Ende. Frankreich ist in einen Abgrund gestürzt. Welche Niederlage! Welche Schande! Wir werden uns niemals davon erholen!“

„Einige Augenblicke der Stille folgten diesen Worten; dann rief ein junger Mann: „Ich bin zwanzig Jahre alt, aber ich werde die Erhebung des Vaterlandes erleben!“ Alsdann sprach er mit bewegter und lauter Stimme: „Nun wohl, ich sage euch, das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts wird zu neuem Glanz erstehen, wie das des vierzehnten Jahrhunderts. Ich sage euch, daß diese Sauerkrautesser, diese Bombenwerfer, nicht lange nach dem Frieden das Land einiger unserer Provinzen bewohnen werden. Der Tag wird kommen, spät vielleicht, aber er wird kommen, wo nichts mehr von ihnen in Frankreich ist, als ihre Toten, die in der Erde schlafen.“

„... Unser junger Freund belebte unsere Seelen mit neuer Hoffnung.“

Die dem Verständnis des Kindes angemessene Sittenlehre,
von O. Pavette.

(S. 141.) „... Man schuldet dem Vaterland sein Leben!“

„Es gibt nichts, das dem Ruhme des Bürgers gleichkäme, der für sein Vaterland stirbt.“

„Es ist die Pflicht des Soldaten, seine Fahne bis zu seinem Tode zu verteidigen.“

Ausgewählte Geschichten,
von Bonnehon und Turgan.

(S. 110.) „... Wenn man in anderen Sprachen etwas schreibt, so ist man zufrieden, wenn die Leser es verstehen, nachdem sie am Ende angelangt sind; wenn man französisch schreibt, so muß man zuerst sich selbst verstehen. ... Die französische Sprache

ist diejenige, in der man am deutlichsten das sagen kann, was man sagen will, in der es den unehrlichen Leuten am schwersten wird, andere zu täuschen."

(S. 202.) "... Das französische Volk ist das einzige Volk, dessen Sitten sich verschlechtern können, ohne daß das Innere des Herzens verdorben wird."

Stunden der Sittenlehre in der
Elementarschule,
von Curé und Honzelle.

(S. 151.) "... Kein Vaterland verdient mehr geliebt zu werden als Frankreich."

"Sein Vaterland zu lieben, ist ein ganz natürliches Gefühl: Wir ziehen die Franzosen allen anderen Menschen, und Frankreich allen anderen Nationen vor. Wenn wir bedenken, wie viele Wohltaten wir von ihm empfangen, so verpflichtet uns schon die Dankbarkeit dazu, es hoch über alle Länder der Erde zu stellen."

Von allem ein wenig, von A. Cartière.

(S. 72.) "Was wirst du tun, wenn du groß bist?"

"Mein Herr, ich werde Soldat werden, in den Krieg ziehen und viele Preußen töten. Sie haben meinen Onkel Peter getötet und Großmutter weint immer, wenn sie davon spricht." — "Du bist ein Tapferer und die Preußen werden sich nicht freuen."

Sittenlehre und bürgerliche Erziehung, von A. Salgnette. (Buch d. Lehrers.)

(S. 64.) "... Lebensregel: "Derjenige, der sein Vaterland nicht absolut und blind liebt, wird immer nur ein halber Mensch sein."

Und so etwas lehrt man heutzutage, im 20. Jahrhundert in den Schulen der französischen Republik!

Man sage nicht, daß diese Auszüge nichts beweisen; man erinnere sich nur an die Lehrbücher, die uns zur Schulzeit in die Hand gegeben wurden; man blättere nur in den heute am meisten gebräuchlichen Lehrbüchern, und man muß unumwunden zugeben, daß diese Zitate den vorherrschenden Gedanken aller Bücher, aus denen sie entnommen sind, charakterisieren.

Alle diese bürgerlichen Lehrbücher — mit einigen wenigen Ausnahmen, sind nichts weiter als schamlose Erläuterungen der Geschichtsbilder von Lavisse und der Lieder von Deroulade. Wie diese Lieder und Bilder, schüren sie die Verherrlichung des Säbels, die nationale Eitelkeit und den Ausländerhaß.

Die gläubige Kindesseele nimmt alles an, was ihr der Lehrer anerzieht; gerade so nimmt ein Kind, ohne die Miene zu verziehen, die Feenmärchen der Bibel an.

Der Lehrer, der selbst in seiner Kindheit mit diesen Büchern gespeist worden ist, der bei einem normalen Schulgang nie etwas anderes hat läuten hören als die Glocken Lavisse und Paul Bert, für die er dieselbe Bewunderung hegt, wie der junge Seminarist für seinen Bischof, lehrt dieses politische Dogma mit demselben Ernst, wie der Priester die geoffenbarten Mysterien seiner Religion.

Wenigstens hat das Kind, wenn es erst Zeitungen lesen kann, die Möglichkeit, das, was der Priester lehrt, bestritten, kritisiert und lächerlich gemacht zu sehen; eine heilsame Ausfehlung bereitet sich dann häufig vor. Wenn der junge Mann aus dem klösterlichen Institut heraus und dem Seminar und den Einflüssen

des Familienkreises entzogen ist, so könnte er noch seine religiösen Vorurteile abschütteln.

Viel schwerer würde es schon für ihn sein, sich von seinen politischen Vorurteilen loszumachen.

Nach beendeter Schulzeit erinnert ihn alles an seine patriotische Schulerziehung und nichts tritt ihr entgegen. Das Theater ist voller militärischer Schaustellungen und kriegerischer Erzählungen; in den Jahrmarktsbuden sind immer lebende Bilder, die Kriegsszenen darstellen und die Bilder in den Beilagen zur "Kleinen Zeitung" und zum "Kleinen Pariser" haben stets Bilder, die der Verherrlichung der Armee und des Vaterlandes geweiht sind; die großen Zeitungen berichten mit wahren Wohlgefallen über die Bewaffnung der Armee und der Marine, über Kriegstaten und diplomatische Anschläge; dann die militärischen Bilder in unseren Museen — alles dies ist auf das beste vereinigt, um den Patriotismus, den man in frühesten Jugend eingepflanzt hat, zum Wachsen und Gedeihen zu bringen.

Es gibt eine Menge bekannter Zeitungen, welche die Religion auf das heftigste angreifen; aber es gibt kein einziges großes Blatt, das es wagen würde, dem Patriotismus entgegenzutreten.

Pressepranger

"Ein kräftiger, deutscher Mann".

Im "Hammer", einer — nach eigenem Bekenntnis — "partellosen Zeitschrift für nationales Leben", bin ich (Nr. 224, S. 558 ff) totgeschlagen worden. Zum wie vielten Male wohl schon?

Ein Mensch, der sich R. Dresden nennt, benutzte einen Vortrag von mir, den ich am 22. Sept. in Dresden über "die Hygiene der Kindesseele" hielt, um mich seinen Lesern als einen kompletten Narren vorzustellen.

Ich empfahl Schonung und liebevolle Behandlung der Kinder: R. Dresden ist fürs Prügeln: Er hat auf der Schulbank und im Elternhause seine Hiebe bekommen und das "hat seiner Individualität nicht geschadet". Er hat trotzdem sich die Erkenntnis ins Leben gerettet, daß liberale Theoretiker nur Schaden anrichten würden, wenn sie ihre weltbeglückenden Ideen restlos in die Wirklichkeit umsetzen könnten".

Es gibt Ausnahmemenschen, die brauchen Hiebe, um zu gedeihen. Zu ihnen scheint R. Dresden zu gehören. Menschen von freierem Stoffe haben sie nicht nötig. Weshalb prügeln, wenn keine Verschuldung vorliegt? Man zieht doch auch den Menschen keine gesunden Zähne aus. Meine Kinder gedeihen geistig und sittlich ohne Prügel. Soll ich sie trotzdem hauen, deshalb hauen, weil R. Dresden Prügel nötig hatte? Aber zu viele Worte über diesen "Pädagogen".

Der Mann ist unredlich: er will mich nicht verstehen, er verdreht meine Gedanken und klagt dann über meine angeblichen Uebertreibungen. Ich hatte von der nervenzerrüttenden Wirkung der Extemporalien gesprochen. Seitdem haben die preußischen Schulbehörden in gleicher Erkenntnis diese Schülerqual zum großen Teil beseitigt; seitdem wird also wohl auch mein Kritiker umgelernt haben.

Uebrigens wer kennt nicht diesen Typus von Kritikern, die mit hochgezogenen Augenbrauen zuhören und jede Notiz schnell ins Witzige — nein nicht ins Witzige,

ins Witzelnde verdrehen und dann grinsend nach rechts und links schauen, um Beifall einzuheimsen.

Mein Kritiker ist nach Stil und Gesinnung Volksschullehrer. Ich ehre und preise diesen Stand in seinen guten Vertretern. Diesen aber mit seiner „national-christlicher“ Erziehung nehme ich aus. Er ist nicht einmal im gewöhnlichen Sinne gebildet.

Seine Ausführung beginnt gleich mit einer Dummheit: „Herr Professor a. D. Dr. Gurlitt.“ Es gibt, Männlein, keinen Professor a. D. Professor ist ein Titel den man auch außer Dienst behält. Er meint Oberlehrer a. D. Mangelnde Bildung verrät auch der miserable Stil meines Kritikers: Man sagt nicht: „das Zeug als Reformator in sich entdecken“, sondern „das Zeug zum Reformator“. Lüge ist, daß ich „gemäßregelt“ worden wäre. Dergleichen sollte niemand drucken lassen, der seiner Sache nicht sicher ist. Mir liegt nichts daran. Ich habe keine so hohe Meinung von unseren Behörden, daß ich einen „Gemäßregelten“ für minderwertig ansehe. Eher das Gegenteil! Aber in den Augen des rechten sächsischen Untertanen mag das ein Makel sein, über den er nicht hinweg kommt.

Ich hatte gesagt, wir brauchten die nationale Einheitsschule, damit alle Intelligenzen des Volkes entwickelt würden. R. Dresden meint, wir hätten schon Intelligenzen genug. Vielleicht rechnet er sich selber dazu. Wenn er freilich den Maßstab so klein nimmt! Wohl aber meint er, hätten wir Mangel an „kräftigen, deutschen Männern“. Zu diesen rechnet er sich nicht; denn sonst hätte er mich nicht unter einem Pseudonym angegriffen. Das tut kein „kräftiger deutscher Mann“. Der verleumdet auch nicht wie R. Dresden, der hinter dem „deutschen Erziehungsbund“ „jüdischen Einfluß“ vermutungsweise annimmt. Er kann sich nämlich nicht vorstellen, daß sich liberale Gedanken mit Germanentum vereinen lassen. Der rechte Germane muß konservativ, dickbütig, christlich sein (Christus war nämlich ein Germane, ein Arier!), ja, streng gläubig bis ins alte Testament hinein, kurz, er muß sein wie R. Dresden: beschränkt, ungebildet, großmäulig und feig.

Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Glossen

Der Engel mit dem vorwurfsvollen Blick

Er muß dabei sein. Er muß auch da mittun. Da hat der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ einen „Ausruf zur Kleist-Stiftung“ erlassen, einen Ausruf, der sich offen gegen die Praktiken der Engelmacher richtet, die heute das Holzpapier unterhalb des Strichs entwerten; aber Fritz Engel vom „Berliner Tageblatt“ stellt sich ahnungslos und drängt sich dazwischen. In dem Ausruf heißt es: „Am 21. November 1811 ist der Dichter des „Kätzchen“, des „Prinzen von Homburg“ und der „Penthesilea“, einer der größten Poeten deutscher Zunge, das geborene dramatische Genie unseres Volkes, der stärkste Zeuge für die poetische Triebkraft der Mark, freiwillig in den Tod gegangen. Auf der Höhe genialen Schaffens hat er in einer Gemütsverdüsterung, die durch Verkennung und Hilflosigkeit zur Verzweiflung gesteigert war, das unsäglich wertvolle Leben von sich geworfen. Nach seinem Tode erst ging das Gestirn seines Ruhmes auf, und seit einem Jahrhundert wächst mit dem Stolz auf seine unsterblichen Werke auch der Schmerz um sein Ende, verschärft durch die beschämend traurige Erkenntnis, daß der Mitwelt

Kleist, die kein Auge für seine Größe und kein Herz für seine Leiden hatte, eine schwere Schuld an dem erschütternden Ausgang seines Lebens und an dem vorzeitigen Verlust einer einzigartigen Kraft zufällt. Auch die Literaturgeschichte schließt, wie die politische, tiefste Lehren in sich, und das Gedächtnis der Kleist-Katastrophe sollte mit seiner ähnden Schärfe dem nationalen Willen den Entschluß einprägen: nie wieder soll ein Genie unseres Volkes durch Mißschuld einer stumpfen Umgebung ein gleiches Schicksal erleiden, wie es den Unvergleichlichen mit ungehemmter Rauheit erfaßt und in der Vollkraft gefällt hat. . . . Wir wollen zum Gedächtnis des Dichters eine Kleist-Stiftung ins Leben rufen, die ringende Talente durch rechtzeitige Hilfe davor bewahren soll, im Lebenskampf unterzugehen.“

Da muß Engel mitmachen. Er muß. Daß er, solange das „B. T.“ unter seiner Verständnislosigkeit leidet, ein Stück „der dumpfen Umgebung“ darstellt, die der Ausruf anklagt, daß ein Kleist, lebte er heute, von allen guten Tageblatt-Engeln nichts zu erhoffen hätte, das gilt im Augenblick nicht. Kleist ist tot. Die „flammende Herbe seiner Kunst“ und das „einst verwahrloste Grab am Wannsee“ lassen Herrn Engel einen „vorwurfsvollen Blick zurücksenden auf die Zeitgenossen des Dichters, die ihn seelisch und leiblich haben darben lassen.“ Ueber diesem „vorwurfsvollen Blick“ aber befindet sich die Stirn, die folgende Zeilen zu schreiben wagt:

„Hat sich das literarische Gewissen Deutschlands seitdem, in diesen hundert Jahren, geschärft? Wie, wenn es auch jetzt Talente, wohl gar Genies, gäbe, die zugrunde gehen, ehe sie erkannt und leidlich gut gebettet sind? Begabungen, welche händeringend verzagen, weil niemand da ist, sie zu stützen? Das ist ein Gedanke, so hart, daß er körperlichen Schmerz bereitet.“

Wem sagen Sie das, Engelchen! Gibt's Talente, gibt's Genies, die nicht in der Feuilletonredaktion des „B. T.“ gut gebettet sind? Engel stöhnt weiter:

„Gewiß, wir sind reicher geworden, und das künstlerische Interesse hat in Schichten dringen können, die es früher nicht gekannt haben. . . . vielleicht darf man sagen, daß Talente, die schon Anerkennung gefunden haben, nun nicht mehr so rasch und öllig ins Elend zurücksinken müssen wie in ärmeren Zeiten. . .“

Nein, Engel, man darf nicht sagen. Man darf es nicht, wenn man mit der Last der Schuld gegen jedes Neue, gegen jedes Können, so beladen einherwandelt wie ein Feuilletonredakteur des „B. T.“. Man hat zu schweigen, hat nicht das Recht, einen Ausruf zur Kleist-Stiftung zu unterzeichnen, wenn man Fritz Engel heißt!

Herr! Man soll Sie nicht wichtig nehmen, man soll es nicht. Sie sind, da man Ihnen ein Blatt anvertraut hat, gefährlicher als der Holzbock vom Lokal-Anzeiger. Doch man soll Sie nicht wichtig nehmen. Man soll dem leichtesten Plauderer nicht mit ernstesten Worten kommen. Aber man wird es dennoch dem Andenken Kleists schuldig sein, Sie, Herr, von seinem Grabe zu scheuchen! Wie können Sie es wagen, von dem literarischen Gewissen Deutschlands zu sprechen, Sie? Ufkrredakteur! Was legitimiert Sie?

Daß Sie irgendwann einen talentlosen Menschen von seinem ehrsamem Schneidergewerbe gelobt und ihn als Dichter ausgeschrien haben? Ist es das? Daß Sie das Genie Heinrich Mann anrumpeln ließen und

selbst anrumpelten? Daß Sie einen Dichter vom Format Victor Hadwiger bewußt totgeschwiegen haben, da er lebte und wirkte, und daß Sie schließlich, als Hadwiger, verbittert, entmutigt, zermürbt, starb, daß Sie da noch den Mut ausbrachten, auch diesen Tod den Tageblattlesern zu verheimlichen? Herr! wie können Sie die Dreifigkeit haben, von einem literarischen Gewissen zu reden? Haben Sie in Ihrem Amte als Feuilletonredakteur des „Berliner Tageblatt“ nicht systematisch jeden Ueberragenden im Hintergrunde gelassen? Man frage doch einen treuen Tageblattabonnenten, der seine Literaturkenntnisse ausschließlich aus der Hand des Engel empfängt, nach Rainer Maria Rilke, nach Hugo von Hofmannsthal, nach René Schickele, Peter Altenberg, Peter Baum, nach Gustav Meyrink, Franz Blei, Ferdinand Hardekopf, nach Julius Bab, nach Robert Musil, nach André Gide, Brjuhoff, Paul Claudel (das Ende der Liste ist nicht abzusehen). Einzig der Name Vollmoeller findet freudigen Widerhall — und dann ist der Wettflieger gemeint. Und Sie, Herr, wagen von dem literarischen Gewissen zu faseln? Sie, Herr, dessen literarische Verständnislosigkeit sich längst zu einem Skandal auswuchs, Sie, der allem werdenden, Tastenden, allem Talentvollen, kurz, allem Nichtengelschen feindlich begegnet, Sie, ausgerechnet Sie wagen einen „vorwurfsvollen Blick“ auf die Zeitgenossen Kleists?

Herr!

Aber die Heiterkeit kehrt wieder, wenn man ihn sich ausdenkt, diesen Engel mit dem vorwurfsvollen Blick. „Das ist ein Gedanke, so hart . . .“

Franz Pfemfert.

Der zielbewußte Genosse spricht!

„Wat?“ schreit Jottlieb, „wat wär det? Nischt zu machen! sag' id' Ihnen, — bei die nächste Wahl — id' wett! — wer'n wir mal die Bande dienen.“

Ich verlaß mir janz und jar uf Bebeln,
Und det muß id' och als Zielbewußter!
August wird det dämliche Jekluster
schonst mit seine Schnauze jut vermöbeln.

Die moderne Wissenschaft
— sag' id' — is det eenzig Wahre,
un die Proletarjakraft
ziept den Bürger an die Haare.

Jestern hat't in Vorwärts erst gestanden,
det det Heil uf unsre Schultern lastet,
und det der die Intelligenz antastet,
der det Wahlrecht schlagen will in Banden.

Noch en Nordlicht ran! ich weiß:
funktioniert die olle Wahlmaschine,
denn jekt's jut. En jeder schmeiß'
Bebeln rin in de Terrinel

Wat? Den Vorwärts les' id' anstandsohne,
wenn id' abends mit de Beene schlunker.
Wat die andern schreiben, is Jeklunker,
allens Quatsch! Von Bildung keene Bohne.“

No 1 o.

Ueber das Kopfnicken des Kronprinzen

läßt sich das Wochenorakel des „B. L.“ vernehmen. Eine Rosine aus diesem Kuchen: „Einige speichelledende Blätter haben sich so weit entwürdigt, dieses bedauerliche Schauspiel nicht bloß zu rechtfertigen, sondern sogar noch zu verhimmeln. Wer auch vor Königsthronen das Haupt aufrecht trägt, der wird. . .“

Im Drange nach Kunst.

Die Kinematographen-Gesellschaft, deren Eigentum die Berliner Union-Theater sind, hat in ihrer Klage wider ein polizeiliches Ausführungsverbot bekanntgegeben, daß sie für das Ausführungsrecht des verbotenen Films in Deutschland an die amerikanische Gesellschaft 1 1/2 Millionen Mark gezahlt habe.

Solch ungeheure Summen werden also für geistiges und künstlerisches Eigentumsrecht aufgebracht! Solche Riesenopfer läßt man sich die künstlerische Unterhaltung des Volkes kosten! Freilich geschieht es in der sicheren Aussicht auf Gewinn. Aber wie gewaltig muß doch der Drang zu Bildung und Kunst im Volke sein, wenn solche Opfer gebracht werden!

Du fragst, was der Film darstellte? der „Lürner“ verrät es uns: Den Bokkampf zwischen dem Reger Johnson und dem früheren Weltmeister Jeffries.

Er wird berühmt

H. E. Jakobs Aufsatz über den genialen Pierson-Lyrikus (Nr. 36 der „Aktion“) ist bis heute von 25 Zeitungen in der Provinz nachgedruckt worden.

Wir wollen Kleist feiern

wenn der Jahrmarktslärm verstummt sein wird.

Ein Urteil

„Wer auf den realen Wert der Dinge sieht und von den Tageserscheinungen also verlangt, daß sie fördernd und wertschaffend sich erweisen, wer den Maßstab rücksichtslos strenger Prüfung an die politische, soziale und literarische Arbeit anzulegen gewohnt ist aus Temperament, aus einer männlich-ehrliehen Meinung und dem Verantwortlichkeitsgefühl einer historisch-reifen Weltanschauung heraus, der wird durch die von Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, herausgegebene Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur, „Die Aktion“, lebhaft unterstützt werden. Freilich muß der allzu Feinsühlige sich mit einer Sprache vertraut machen, die ohne stilistische Retouche, ohne mildernde Medien, aphoristisch-knapp, etwas robust sich gibt; er wird sie als charakteristisch betrachten lernen, auch wenn er gewisse hämisch-peffimistische Unterströmungen entdeckt, sobald er zur Echtheit ihrer Gesinnung vorgeedrungen ist. „Die Aktion“ (das einzelne Jekupfennigheft erscheint jeden Montag; Preis vierteljährlich 1 Mk.) sagt in der verb-tüchtigen Eindringlichkeit ihrer Manifeste, was sie allerorts an wichtigen Zeitfragen fand. Sie erzieht jeden zum Mitkämpfer für ein gesundes und fortschrittliches Geistesleben und stellt ihn mitten in die Brandung der Tagesgeschweiffe.“ (Mannheimer Tageblatt.)

Freunde der Aktion!

Die regelmäßige Auflage der Aktion mußten wir innerhalb weniger Wochen **verdoppeln!**

Der Leserkreis, den wir stolz den Mitkämpferkreis nennen können, hat, dank der Propaganda unserer Freunde, einen Umfang angenommen, der heute die Ziffer von 7000 erreicht. Diese relativ gar nicht so überwältigend scheinende Zahl gewinnt Bedeutung, wenn wir unseren Freunden mitteilen, daß die „Aktion“ allwöchentlich ihre Reise nach Paris, London, Buenos-Aires, New York, San Francisco, Yokohama, Ost-Sibirien, Konstantinopel antritt.

Uns selbst zur Freude, Euch, Freunden, zur Ermunterung, rufen wir unser:

Welter...welter...welter!

Nietzsche und Hölderlin

Von Heinrich Ilgenstein

(Schluß.)

Sie haben von vornherein einen tief tragischen Zug in ihrem Wesen. — Es sind zwei Menschen, die über die Enttäuschung des Lebens nicht hinwegkommen, da sie das Paradies ihres Kindheitszustandes nicht vergessen können. — Sie brauchen das Ewige, das dieser enthielt. — Und das, was ihnen die Menschen in der Religion dafür bieten wollen, hatten sie verloren, eh' sie es nutzen konnten. — Sie hätten sich — Gottsucher, die sie stets waren — vielleicht wie andere doch schließlich den Glauben an das verheißene Jenseits zu eigen gemacht, wenn sie nicht gerade zwei Naturen gewesen wären, deren ganze künstlerische Kraft — Nietzsches Herrtenphilosophie erscheint in diesem Zusammenhang wie ein Aufbäumen gegen das, was ihn verzehrt — im Leide lag . . .

Gerade die Farben, in denen das verheißene Jenseits erscheint, mußten der Erde in den Augen dieser beiden einen bisher ungeahnten Glanz und Reichtum geben. — Glück wird im christlichen Jenseits verheißen, ein ewig ruhender Glückszustand. — Das Leid ist tot, aber auch die Liebe und der Wunsch ist begraben. — Wehe dem Künstler, der sich hierher verirrt! — Ein kalter Hauch würde ihm von der Stätte des ewigen Lebens entgegenströmen, der ihm die Hände erstarren und das Herz zu Eis machen würde. Der Schmerz, sein herrlicher, warmer Mantel, würde wie ein Hauch von ihm fallen, und ein Schweigen würde durch seine Sinne gehen, tiefer als die Ruhe des Grabes. — Der Reichtum der Unendlichkeit würde sich auf ihn legen wie eine trostlose Armut. — Eine unstillbare Sehnsucht nach der Erde würde seine Ewigkeit sein . . .

Hier an der Schwelle des Jenseits wird es den Künstlern unter den Gottsuchern offenbar werden, daß ihr Jenseits die Erde ist. Sie erscheint ihnen aber nunmehr ganz anders als den Künstlern, die etwa wie Goethe ihr reales Verhältnis zu dieser nie verloren

hatten. Für Goethe ist sie die nie verlorene Heimat, für Nietzsche und Hölderlin . . . den auf der Suche nach Gott heimatlos Gewordenen unter den Künstlern, wird sie das Land der Verheißung. Erstarrt, den Tod im Herzen, hatten sie sich von dem Jenseits abgewandt, und nun schweben sie als Erdsucher wieder im Chaos.

Sie schweben der Erde, jetzt dem gelobten Lande, entgegen, das sie nun wie ein Sonnenland grüßt. Alles an ihr hat einen neuen Wert bekommen. Vorher das Land der Vergänglichkeit, ist sie jetzt für sie das Unsterbliche geworden. Eine Wandlung aller Begriffe ist nur natürlich. Das Irdische hat einen Sinn bekommen, der die Ewigkeit ist.

Ewige Sinneglut ist die Morgenröte dieser Erde und unstillbare Sehnsucht das Meer, das sie umspült. Man gehe durch die Landschaften Nietzsches und Hölderlins, um einen Begriff davon zu bekommen, wie auf dieser neuen Erde die Schönheit der Natur ins Riesenhafte wächst. Das Herz will uns still stehen, wenn wir sehen, wie hier die Heide glüht und die Einsamkeit redet, wie die Ewigkeit aus jeder Blume leuchtet und der Schmerz ein Licht gibt, als wäre er der Sinn des Seins.

Dieser neuen Erde einen neuen Menschen zu schaffen, ist, nachdem sie einmal zu ihr gelangt sind, ganz naturgemäß das Ziel Nietzsches und Hölderlins. Die Suche nach ihm wird der Inhalt ihres Lebens. Für ihn erfinden sie philosophische Systeme, ihm werden die Massen geopfert, ihm bereiten sie den Weg. Es findet eine merkwürdige Wiederholung statt: Die neue Erde bedarf ebenso wie die alte eines Heilandes. Für die Erde der neugeborenen Sinnenkraft ist es der Uebermensch, wie es für die Erde der Daseinsentwertung der die Entsagung predigende Christus war.

Der Idealmensch Hölderlins wäre der Uebermensch Nietzsches gewesen. Auch für ihn ist der einzelne wertlos geworden, auch er will die Massen geopfert sehen, um zu dem Menschen der Zukunft zu kommen. „Ich will“, so lesen wir im „Hyperion“, „die Schaufel nehmen und den Kot in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit anderen, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär' ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre, faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift.“ Und später: „Das ist endlich einmal meine Melodie. Mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurm soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehen und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! Nein! Man fragt nicht, ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! Man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Heide brenne, die Mine bereite mir einer, daß ich die trägen Klöße aus der Erde sprengel!“

Und wo ist der durch die ewige Enttäuschung hervorgerufene Pessimismus erschütternder ausgedrückt, als im „Hyperion“, wo Hölderlin schon Jahrzehnte vor Nietzsche die ganze Grundstimmung dieses Philosophen

ausdrückte? „Wenn ich ein Kind ansehe“, so lesen wir hier, „und denke, wie schmächtig und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, weil es allein sein wird, wie wir, daß es — o nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens vor eurer Schande sie zu retten!“ Hölderlin will hier wie Nietzsche die Menschheit opfern, um zum Menschen zu kommen. Er hat ganz wie Nietzsche trotz der Bejahung der Erde das reale Verhältnis zu ihr völlig verloren. Er ist sich ebenso wie Nietzsche nicht ganz klar darüber, daß der neue Mensch ebenso wie ihre neue Erde nur im Künstlerischen wurzelt. Sie übersehen, daß in dem realen Sein die Menschheit viel unsterblicher ist als der Mensch, daß das Unsterbliche ihrer Erde nicht von der Natur, sondern nur vom Künstler hervorgebracht werden kann.

So wird für sie auch der größte Mensch, dem sie im Leben begegnen könnten, eine Enttäuschung. Sie gehen auf der Suche nach dem Uebermenschen zugrunde; sie wähnen sich gewöhnliche Sterbliche und wissen nicht, daß sie schon längst jenem dritten Reiche angehören, in dem der Künstler König und der Wahnsinn Gott ist.

Einen gewaltigen Ewigkeitsdrang in sich tragend, griffen sie nach der Krone als dem einzigen, was sie retten konnte. Aber ihre Sehnsucht war größer als ihr Können, und so nahm der Gott ihres Reiches sie mitleidsvoll zu sich.

Nietzsche und Hölderlin sind die beiden größten Wegweiser für eine Kunst der Zukunft. Hölderlin ist tot. Viele kennen ihn gerade dem Namen nach. Nietzsche aber ist schlimmer als tot. Er, der den Künstlern den Weg zu einer neuen Kirche wies, der still wie etwas Heiliges erfaßt werden mußte, ist zur Lärmtrommel geworden und zum Mißbrauch des Jahrhunderts.

Die Schwindsüchtige im Herbst

Mir ziemt nicht Winter, Herbst, Entblättersein und Regen —
Ich werde, bis es lenzt, mich in die Rissen legen.

Nur so vermeide ich den grellen Ost,
Den Rauch des Nebels, mitleidloser Nächte Frost.

Denn dort hinabzuziehn, wo mir's der Arzt geraten,
Vermag ich nicht: — wer gäbe mir Dukaten?

Im Traum nur bin ich dort. Mit zugeschlossenen Augen
Grüß ich die Ebenen, die gut sind und mir taugen,

Die dunkelblaue Luft, die Wolken, die sich küssen,
Die sanften Brücken über götterklaren Flüssen

Und ihre Tempel. Ich gedenke ihrer gerne,
Der niemals frierenden, hellgoldnen Junisterne.

Ich sehe alles hell: die Sonne trinkt mit Gnade
Die in Narzissen eingewirkten Gartenpfade,

Und Fels und Olbaum lagern um mich her
Und ein von Beilschwinden sanft gesaltetes Meer.

Berlin

Heinrich Eduard Jacob

Eulenbergs Trauerrede

Von E. Sternow.

I.

Ich ging spazieren, während ein Platzregen herniederging, auf meinen breiten, neuen Hut für acht Mark fünfzig; während der Regen fiel auf meinen neuen Hut für zehn Mark, ging ich spazieren. (Strohützen — schadet kein Regen nicht!, überlegte ich, nicht sicher.) Ich stellte mich in einen Hauseingang, um abzuwarten. . . . Ernst sprach ich vor lauter Regen zu mir: „Sternow, im Grunde genommen ist dieser Herbert Eulenberg doch ein Mittkämpfer, für eine gerechte Sache! Für die Kunst und gegen das Publikum. Für die Kunst und gegen die Menge aus Schiebern, Buchmachern, und Zigarrenfrißen, die sich amüsieren wollen. Dies bedenke, Sternow! Im Grunde genommen hat Eulenberg in der Schrift „Die Kunst in unserer Zeit“, welche der Verlag Ernst Rowohlt, Leipzig, hat erscheinen lassen, Recht. Recht, wo er Recht hat.“

Später hatte es sich aufgeklärt.

II.

Im Weitergehen fiel mir ein, was mein Freund zu mir über Eulenberg gesagt hatte. „Eulenberg“, hatte er gesagt, „ist ein Gemisch aus Genialität und Unter. . . und Außerkitsch.“ Das stimmt. Aus Genieland und Regionen, auf die rauf es eine Kunst-Perspektive nicht gibt. Oder: Zwischen Zugspitze und den „Blättern für Freistudenten.“

Er schimpft auf das heutige Publikum? Was er vorbringt, wußten wir. Es ist auch richtig. (Wir wissen aber auch, daß banale Sachen aufregend geäußert werden können.)

III.

Eulenberg spricht toternst und traurig davon, daß der Künstler der Kunst treu bleiben soll und sich nicht durch schnöden Mammon verlocken lassen. . . . Er merkt aber auch alles: Die Maezene handeln aus Eitelkeit. Die Künstler werden vom Ungeschmack der Menge terrorisiert. Hungern müssen die wirklichen Künstler. Unter ihnen aber „wächst das Unkraut des Reides wie nie zuvor“. Sie sollten sich vertragen und gemeinsam. . . (Aber auch alles merkt er.)

— Ein Brecher alter Tafeln ist Eulenberg nicht.

IV.

Ich halte es für gut, gegen die Zensur zu polemisieren. Aber es ist nicht gut, vom „Sittenwächter“ zu schreiben: „Er hat die Statuen der Antike mit Feigenblättern aus Gips verklebt und damit unsere Augen auf Dinge gerichtet, die kein anständiger Mensch sonst weiter zu beachten pflegt“. —

Zwischen Zugspitze und Blättern für Freistudenten. — Halten wir uns künftig an die Höhen! (sagte ich zu mir, im Weitergehen.)

Der Genuffmensch

Von Hans von Hülsen

Das ist eine neue Spielart: der unbedenkliche, schrankenlose, rücksichtslose Genießer. Ein Typ, der sich seit den Tagen der Borgias und Medicis in der Welt immer mehr verweist hat. Vollblutnaturen, die Welt und Leben unterjochen. . . Zwei Philosophen

sind da, die diese Menschenspielart visionär erschauten und dichterischen Geistes voll verkündeten: Stirner und Nietzsche. Aber die gaben ihre beste Kraft ans Zerlegen, Sezieren und Predigen weg, und was für's Leben blieb, war ein schaler, kümmerlicher Rest. Denn dem Bezeichneten ist das für immer verwehrt, was die größte Leidenschaft, das brennendste Begehren dieser neuen Spielart ist: Mensch, ganz Mensch, von ganzer Seele und ganzem Fleische Mensch zu sein. „Genießen will ich, glühend heiß genießen!“ ruft dieser Typ mit jedem Atemzuge aus; er rennt nur durch die Welt, ein jed' Gelüst bei den Haaren ergreifend, wie Casanova, wie Faust, und auch sein Leben hängt in den Angeln von Genuß und Begierde. Sein Leben, dessen Ursprung und Ziel er nicht kennt, noch kennen will. Nur ein Einziges kennt er: den Ur-Drang, zu leben, sein Dasein in die Breite zu entfalten, in die Tiefe zu senken und in die Höhe emporzusteigern. Von einem Morgen weiß er nichts; dem Heute gehört seine Liebe. Von einem Jenseits will er nichts wissen: auf dieser Erde wachsen seine Freuden. Einen Beruf verschmäht, verachtet er als häßliche Fessel. Die Tat schätzt er gering, wo sie Selbstzweck ist, und er vergöttert die Leistungsfähigkeit . . . Er ist in das Leben verliebt, in das ewige Fest des Lebens, wie es ein Lorenzo träumte. Widrigkeiten schüttelt er kalt von sich ab. Nach Totalität strebt er und rümpft die Nase über das Spezialistentum in der Welt. Nicht der Sakai der Kultur will er sein, sondern ihr Herr und Souverän. Nichts liegt ihm so fern, als das Postulat: seine Instinkte und Begierden abzutöten; vielmehr läßt er sie leben, hegt und pflegt sie als einen köstlichen Besitz und taumelt, auf sie gestützt, von Genuß zu Genuß . . .

Diesen Hedonisten und modernen Epikuräern ist nunmehr das Brevier geschrieben worden, der Katechismus für rücksichtslosen Lebensgenuß. Man kann ihnen Glück wünschen dazu, daß diese Arbeit — die gewiß seit langem notwendig war — keinem Unberufenen in die Hände fiel, keinem blassen Gelehrten, der am Schreibpult meditierend von all' den prangenden Herrlichkeiten des Lebens den schalen Saft auf Flaschen zieht; sondern einem, der selber vom heimlichen Orden der rücksichtslosen Genießer ist, der aus der Fülle seiner vollblütigen Erfahrung hervorholt, was er dem Adepten aufzeichnet, der kein Seher ist, sondern ein Weltmann, der mit allen Sinnen seine Lehre lebte. Willem van Wulffen ist eine Persönlichkeit, die man nach diesem unerhörten Buche nicht mehr vergessen kann. Auch wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, einer diametral entgegenlaufenden Meinung ist, und mit Schopenhauer den Genuß für illusorisch, den Schmerz allein für wirklich hält („Le bonheur n'est qu'un rêve, et la douleur est réelle“, Voltaire), wer infolgedessen als Motto über seine Anschauung vom Leben die Worte Anvari Soheilis schreibt: „Geht an der Welt vorüber, es ist nichts!“ — selbst der wird sich dem machtvollen und erschütternden Eindruck dieser antipodischen Riesenpersönlichkeit nicht ganz zu entziehen vermögen. Und zwar deshalb, weil sie soviel Berückendes und Bestrickendes hat, Gaben, die bei den Philosophen dieser Zeit nicht gerade häufig sind. Auch wer sich nach den bisherigen Ausführungen in schroffem Gegensatz zu der Lebensauffassung Wulffens weiß, sollte sein Buch zur Hand nehmen, und auch er wird viele genußreiche Stunden damit verleben, wofür er nur fähig ist, an einer un-

geheuren geistigen Elastizität, an bildkräftiger, gesättigter und gepflegter Sprache sich zu freuen. Denn, ob man auch gegen den Ideengehalt diese Genuß-Vademekums viel, sehr viel einwenden kann, rücksichtlich der Gruppierung des Stoffes, der kunstreich-weltmännischen Vortragsweise, der Sprache und des Stils, hinsichtlich seiner literarischen und ästhetischen Qualitäten gebührt ihm unzweifelhaft ein erster Platz in unserem neueren Schrifttum, das seiner Art wenig, vielleicht nichts an die Seite zu stellen vermag.

Willem van Wulffen. Der Genußmensch. Ein Cicerone im rücksichtslosen Lebensgenuß. (Superion-Verlag Hans von Weber, München.)

Am Grabe des Freundes

Von Max Brod (Prag)

Nur wenig Unterhaltung hat mein toter Freund.
In Monatsabständen besuch ich ihn,
Der ich ihn sonst doch Tag für Tag gesehn.
Er liegt im Grabe tief und rührt sich nicht.
Dann steh ich eine Weile, rede nichts —
Was kann man reden — und die meiste Zeit vergeht
Noch damit, daß ich einen Stein, nicht groß, nicht klein,
Ein richtig angepaßtes Steinchen suche
Und zu den wenigen an das Grabmal lege.
Nur kleine Unterhaltung dies. — Es sei denn, daß du Nachts,
Mein Toter, auferstehst zur Geisterstunde
Und deinen Grabstein kritisch musterst und den Vers,
Den ich dir auf ihn schrieb, nicht ganz empfunden findest
Oder auch lobst — ich weiß es nicht —, doch Lob
Kam freudiger aus deinem klugen Mund.
Entschwebst du manchmal auch und siehst dir noch
Die anderen Steine an, die neben dir?
Ach neben wie Gleichgültigen, zufällig
Im gleichen Mond Verstorbenen, liegen wir
Für ewig, die wir unsern Umgang sorglich wählten!
Doch sicher ist dir dies nicht traurig, o ich weiß,
Du lächelst vielmehr über diesen Einfall,
Dir waren ja des Lebens kleine Widersprüche lieb,
Du lächelst auch, wenn du die innigen
Grabausschriften im Feuilletonstil liest,
Vom „früh entrissenen“ und „teuern Gatten“
Und „Ruhe sanft“ und „Wiedersehn in jener Welt“, —
Und wenn du lachst, so ist's nicht böß, nur Freude
An diesem komplizierten Bürgerlichen
Und Häßlich-Schönen . . . Kleine Unterhaltung dies,
Wenn man bedenkt, daß es Paris gibt, närrische
Menschen und so Erhabene, neue Erfindungen
Und neue Wize jährlich, Kinematographen,
All dieses siehst du nicht, du armer Freund. —
O hörst bei Tag nur monotones Klopfen
Des Eisenmeißels, der dem neuen Stein
Buchstaben aushackt in der nahen Werkstatt,
Hörst diesen scharfen und metallnen Vogelsang,
Und dann manchmal an einem frischen Grab
Eine pathetische, shakespearezitternde,
Mit Rührung wohlbetropfte Leichenrede. —

Nur kleine Unterhaltung, und man wird nicht lange mehr
In deiner Nachbarschaft bestatten, bald entfernt sich dir
Diese Belebung, interessante Heuchelei
Und dieser echte Schmerz der Trauerfeiern.
Dort jenseits alter Bäume gehn jetzt die Begräbnisse,
Die Enkel sterben schon und niemand mehr
Besucht das Friedhofsviertel, wo du liegst,
Wo Gras die Hügel zauft wie langes ungekämmtes Haar
Und Scherben im Gebüsch wie Dornen hängen.
Auch ich bin tot. Dann stirbst du erst zum zweitenmal
Und immer tiefer gleitest du dem Dunkel zu,
Nie mehr zu retten . . . Aber immer noch
Gibt es Paris und neue Bücher, neue Mädchen.

Himmel und Erde, hört mich an, hört an das Lied
Das sich an diesem Grab dem Busen jäh entringt:
Trotz allem, nur ein einziges wahrhaftiges
Unglück besteht in dieser Welt: — Tot sein.

Schnitzlers neues Werk

I.

Um Arthur Schnitzler ist es in den letzten Jahren immer stiller geworden. Nie schmeichelt ihm „der Knaben Preis und Jubel“, nie stiegen graugewölkte Wehrauchdämpfe zu seiner bleichen Einsamkeit empor, nie ging er als Heros von Zeit und Volk einer berauschten Menge voran. Die Ewigtangemuten, die Pantomimiker hatten ihn längst mit mitleidsvoller Geste abgetan — sie, die ihn nie besaßen. Mit dem Bekenntniswort des Anatol etikettierten sie ihn als leichtsinnigen Melancholiker, als Wiener. Uns war er mehr: Der Erfinder jener müden Spaziergänger in dunkelroten und morgenblauen Tälern, der Verleiblicher der unaussprechlichsten Hemmungen und Vibrationen, der Gestalter der zartesten, silberweißen Krankheiten, der Empfänger unserer letzten Müdigkeiten und Sehnsuchtstode. Paracelsus, Georg Merklin, Sala, der Mime im „Grünen Katadu“, das Musikerpaar im „Zwischenspiel“, die Kunst- und Rassenkranken im „Weg ins Freie“ sind solche Stationen. Lautlos zogen sie an uns vorüber; doch lange zitterte die Musik ihrer Blicke in uns nach. Wir drückten die heißen Stirnen qualvoll an die Fenstergläser des tobenden Zuges und sahen ihnen nach, wie man den eigenen Lüften nachsieht, die auf abendlichem Meere unter ausgestirntem Himmel als kleine Segel weiß in das Dunkel der Nacht jagen.

II.

Auch in dem neuen Drama Schnitzlers*) erklingen noch manchmal diese uns liebgewordenen Motive. Doch sie kommen von weit her und zerflattern, ehe sie unser Ohr erreichen. Trotz allen meinen anders gerichteten Bemühungen sehe ich in diesem Stück nur die geschickte Verschlingung derber Spannungen, Unterhaltungsdramatik, gesteigert durch elegante Dialogführung, Zuspitzungen mit Ausblicken ins Seelische, dazwischen allerhand Humore, Späßhaftigkeiten, Geistreicheleien, Sentenzen und Wienertum. Ich vermisse vor Allem das Bekennen, das ehrliche Bekennen zu einem thematisch

„Das weite Land“, wie alle Werke Schnitzlers bei S. Fischer, Berlin erschienen.

fundamentierten Stil, der der Dichtung Rahmen und Färbung, dem Beschauer einen Weg zur Formel des Gesehenen gibt. Bis zum Mittelakt plätschert „seiner Lustspielton“ durch die Szenen. Man glaubt: in dieser Richtung nun weiter. Dann aber wird mit Hilfe der krasssten Effekte (Ertappen beim Ehebruch, öffentlicher Affront, Duell) ein tragischer Schacht erhoben. Und allerlei Signale tönen.

In den Geschehnissen und ihren Trägern mengt sich Sozialkritisches, Ethisches, Allmenschliches, Adliges mit Familienschmus und „lokalem Teufel“. Dazwischen spensieren die Gesichte des Dramatikers H. Ibsen: Robert Hellmer und Nora sprechen des Besteren aus den Münden des Ehepaars Hofreiter (manchmal als vertauschte Seelen) und über dem Schicksal einer edlen Frau dehnt sich der Schatten der Alving. Doch nichts atmet des Norwegers Zwang zum Vollbringen, das Krampfen und Zerren zum Ich, das nächtliche Aufstürmlettern. Schnitzlers Gestalten sehen das weite Land zu ihren Füßen liegen. Allerlei Signale tönen. Scheu blicken die Bürger herab. Doch bald kehren sie zu den Teufischen zurück, auf grünem Rasen, unter laubigen Bäumen. Sie setzen sich und plaudern. Die guten Leute — sie plaudern.

III.

Am Stärksten lebt in der Erinnerung ein Gespräch auf einer von Nacht umrauschten Gartenterrasse. Zwischen zwei einsamen Frauen, allein in dem tollen Wirbel, der sie umstößt. Die eine lebt seit langem getrennt von dem Gatten, den sie liebt. Ihre Gegenwart gehört ihrer Kunst und dem Sohne; doch die Erinnerung ihm. Der anderen steht ein ähnliches Schicksal bevor. Schon klinkt es die Türe auf . . . leise . . . leise, gleich wird es hereintreten. Davon sprechen die beiden Frauen und von ihren Söhnen, die sie nie besitzen werden. In leisen, schlichten Worten schmiegen sie ihre Seelen ineinander. Ueber die Beete zieht Weinen und Sehnsucht. Und die beiden sprechen, wie nur Frauen es können auf einer von Nacht umrauschten Gartenterrasse.

Der Gatte der jüngeren ist von jenem etwas leichtem spezifischen Gewicht, das ihn in Laumel, Räusche, Abenteuerien, Ausflüge in alle möglichen Regionen führt, nie aber zu sich selbst und in andere Seelen hinein (Ich mag solche kultivierten Turner nicht). So flieht er an dem bleichen Gesicht der Frau vorbei zu Kleinlichen, inhaltslosen Liebeleien. Von dem einen Gefühl der „Revanche“ bis zum letzten Rache erfüllt, ergibt sie sich der anstürmenden Jugendheit des Sohnes ihrer Schicksalsgefährtin. Die Entdeckung des Ehebruchs führt endlich den Mann zur Erkenntnis der Aufrichtigkeit und Einzigkeit seiner Liebe zur Gattin. Nun kennt sein Rasen kein Hindernis mehr. Er ruht nicht eher, bis der Beleidiger seiner Liebe von seiner Waffe getötet im Sande liegt. Doch auch um ihn schmiegen sich die kalten Falten der Einsamkeit. Jetzt wo er sein Königreich wiedererobern, wo er sich zum Mahle niedersetzen will, sagt sich die Gattin von ihm los.

IV.

Das alles gibt sich bei Schnitzler nicht mit den tiefen Seelenlichtern und zart abgestimmten Schatten, die wir sonst bei ihm kennen. Laute Effekte, beabsichtigte Verwirrungen, Feuilleton-Scherze und -Figuren, Vorstadt-Romiken, Witzblattkarikaturen überwuchern den Kern und sperren dem Auge den Ausblick in das weite Land. Allerlei Signale tönen. So bleibt die Grundimpression; Aktionschleuderei mit verhaltener Geistigkeit, interes-

fantasies Unterhalten mit Schicksalshintergrund, Ausschnitte aus vornehmen Familienleben mit Differenzierungen, musikalische Genüsse im Weinrestaurant.

Rudolf Kayser.

Meine Hände

Ich habe meine Hände oft gegast.
Nun macht sie mir die Dämmerstunde teuer,
da sie wie königliche Bettler tun.

Sie sind an dich geschmiegt so ohne Last
und nie empfanden sie das Schöne treuer,
als wenn sie sanft in deinem Segen ruhn.

Nur manchmal, wenn dein Feuer überspringt,
dann werden sie gleich jungen Löwenpranken,
bis Kettenzauber ihre Stärke zwingt,
sich um dein nacktes, weißes Knie zu ranken.

Doch später fühlst du: Sie sind unberingt
und haben ihre eignen Gramgedanken,
so daß es Fluch dem Ungeborenen bringt,
wenn sie wie leblos in den Schoß dir sanken!

Berlin

Rurt Erich Meurer

Der Rat des Narren

Finnisch von J u c h a n i A h i.

Auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt, zwischen Rathaus und Dom, sind verschiedene Folterwerkzeuge aufgestellt: Daumschrauben, Stühle und Fässer mit langen, spitzen Nägeln, glühende Zangen . . .

In der Mitte des Platzes brennt ein Scheiterhaufen, bestimmt, den Kezer aufzunehmen, wenn er sich weigern sollte, seine Irrlehren zu widerrufen.

Man schleppt den Frevler herbei.

Man hängt den Kezer an den Händen auf und bindet schwere Bleigewichte an seine Füße. Die Sehnen drohen zu zerspringen, aber dennoch schreit der Gequälte nur: „Ich widerrufe nicht! Ich gestehe nicht! Ich gebe nicht nach! . . .“

Man setzt den Kezer auf den Marterstuhl. Die langen, spitzen Nägel wühlen sich ins Fleisch. Aber nur mit noch festerer Stimme, mit noch größerem Trotz protestiert der Gepeinigte. Er schleudert seine Anklagen gegen die Folterknechte und gegen das Volk, das ringsum steht, das die Straßen füllt und die Fenster und Dächer der Häuser dicht belagert und schweigend das Schauspiel beobachtet.

Vergeblich brennt man das Opfer mit glühenden Zangen. Es wird nicht gefügig. Es schwört nicht ab und gibt nichts zu.

Der Kardinal, der Groß-Inquisitor, der auf Befehl des Papstes selbst hergereist kam, um die Irrlehren mit den Wurzeln auszurotten, wird ungeduldig; er weiß nicht mehr, was er mit dem Unbeugsamen beginnen soll. Ein „freiwilliges“ Lossagen vom Kezerglauben, eine freiwillige Unterwerfung wäre ihm das angenehmste. Dadurch bliebe ihm erspart, das letzte Mittel anzuwenden: das Verbrennen des Kezers auf dem Scheiterhaufen. Dieses letzte Mittel besitzt nämlich, wie der Kardinal weiß, in den Reihen der Oberen wenig Zuneigung.

Auf den Balkon des Rathauses, wo er, bekleidet

mit dem roten Inquisitorgewande, Platz genommen hat, läßt der Kardinal die Henker kommen. Durch sie läßt er dem Beschuldigten, dessen Geschlecht und sogar der ganzen Stadt ewige Vergebung zusichern, für den Fall, daß er widerruft.

Mit Geringschätzung nimmt der Märtyrer die Nachricht entgegen.

Die Geduld des Kardinals ist erschöpft.

In wütendem Zorn befiehlt er, dem Starrsinnigen die linke Hand abzuschlagen.

Trozig streckt der also Verstümmelte auch seine rechte Hand hin.

Und je größer die Qualen des Gefolterten, je entsetzlicher seine Leiden, um so lauter erdröhnt seine Proteststimme. Sie braust durch die Straßen, sie dringt durch die Wände der Gebäude, und sie ist noch weit hinter der Stadtmauer zu vernehmen . . .

Schweiß perlt auf der Stirn des Kardinals. Er hat Befehl, den Kezer zu zwingen . . . Wenn nun aber alles erfolglos bleibt? . . . Dem Inquisitor droht Ungnade bei dem Heiligen Vater und beim Kollegium der Kardinäle.

„Woher die unnatürliche Kraft?“ wendet er sich an seine Umgebung. Niemand weiß Antwort zu geben; alle anderen hatten bisher gestanden, sobald sie der Folter unterworfen wurden.

Da tritt der Hofnarr, den der Kardinal immer mit sich führt, aus dem Hintergrund und bittet um die Erlaubnis, sprechen zu dürfen.

„Rede!“ befiehlt der Kardinal.

„Verstopfen Sie dem Widerspenstigen den Mund. Das Schreien erleichtert die Leiden. Sie verdoppeln seine Pein, wenn Sie ihm die Möglichkeit zum Schreien nehmen.“

„Ein närrischer Rat! Wenn wir ihm den Mund schließen, dann wird er seine Sünden nicht bekennen, wird er seine Irrlehren nicht widerrufen können.“

„Schweigen heißt gestehen!“

„Du bist gescheit, Narr“, rief freudig der Groß-Inquisitor, „Dein Rat ist genial!“

Der Rat des Narren wird sofort ausgeführt. Der Mundschließer ist angelegt und die Enden des Strides sind in einen Knoten im Nacken des Delinquenten festgeknüpft.

Und ob man den Kezer jetzt an das Gerüst hängt, ob man ihn auf den Marterstuhl setzt und ihn mit glühenden Zangen brennt — er schweigt.

Als aber das Volk seine Stimme nicht mehr vernimmt, schreckt es plötzlich aus seiner Gleichgültigkeit empor und beginnt selbst zu schreien. Von dem Platz, auf den Straßen, aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser ertönt ein vereinter, gewaltiger Schrei, der alles erzitternd macht: „Widerrufe nicht! Gib nicht nach! Gesteh nicht!“

Und er gestand nicht. Zwar wurde er zum Schweigen gezwungen, doch das Schreien des Volkes erleichterte ihm seine Qualen und gab ihm Mut.

Er starb unter den Händen der Henker.

Und nun erschüttert ein Donnerschrei, ein Schrei des Jubeln die Luft: „Er hat nicht widerrufen! Er hat nicht gestanden! Nicht nachgegeben hat er! . . .“

In sinnloser Wut rauft sich der Kardinal das Haar.

Der Narr aber lacht schadenfroh: Das war sein Rat, der das ganze Volk zwang, die Stimme zu erheben, weil man einen zum Schweigen brachte . . .

(Deutsch von A l e x a n d r a K a m m.)

Hardts Heine-Abend

Der hat so etwas Rattenfängerhaftes. In manchem Mädchenzimmer hängt wohl das Bildnis dieses markanten Schauspielergesichtes. Ueberhaupt: die Mädchen mit den haargewordenen Schnecken um die Ohren und die Alten und Jungen von den Glattrasierten mit den riesigen Haarmähnen scheinen ihm Treue geschworen zu haben. (Ich hatte so den Eindruck.)

Aber Ludwig Hardt ist einer, der mitreißt und erschüttert. Ein Meister im Ueberblitzen seelischer Bezirke ist Ludwig Hardt. Er las von Heinrich Heine das Lied des ersten Karl an der Wiege des Köhlerkinds. Es lag so viel glückverlorenes Lächeln, so viel zerquältes, so viel geisterhafte Ruhe und Traumschmeichelndes in der unsäglich vergeistigten, irren Greisenstimme. Die Traumblumen, die sich um's Bett des schlafenden Köhlerkinds rankten. Hardt las auch: „Die Weber“ von Heine. Elend fiebernd, hineingekniert in Schmerz und in Verkommenheit, verhehzt, verkrämmt, verbissen, blutschäumend und faszinierend riß er da einen Sinkenden vor meine Augen, der sich mir in die Seele brannte, hineinstach. (Man hört dergleichen sehr, sehr selten.) Und hat Heines Simsontragödie vermenschlicht, hat ihr Blut gegeben und Seelenduft. Als der blinde, gebrochene Simson, dieser Scherben einstiger Größe, noch einmal die Säulen umspannte und stehete und stammelte, das klang, als ob einer aus der Lemurenwelt heraufgekrochen wäre, racheblutig. Und dann das stehende, wimmernde, tatbeschattete Stimmchen des armen Judenjungen, das war so erschütternd und herzugreifend.

Ludwig Hardt gab mir Eindrücke, die ich nie vergessen werde. Mir war's, als schwebten um ihn die erdenkranken Elendsgestalten einer Kollwitz und die lachenden, lenzleuchtenden Nymphengesichter eines Givlio Romano.

Mar Jungnickel.

Literarische Neuerscheinungen

Martin Beradt, Das Kind. (E. Fischer, Verlag, Berlin.) Roman. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Ueber dieses Buch (wie über den Dichter Beradt überhaupt) wird noch streng zu reden sein. Es wird gesagt werden müssen, was die Kritik leider nicht sagt. Denn Beradt ist kein Argendwer, kein Roman-Industrieller, keine Klammgröße, aber er wird kompromittiert, auf falsche Wege gedrängt, durch die Herrschaften, die ihn loben, weil sie ihn gern zu den Ihren zählen möchten. Ueber Beradt, den Dichter, wird zu reden sein, da er ein Dichter ist, den der Tageslärm ungünstig beeinflusst. Beradt ist wichtig, da er den „Go“ uns geschenkt hat, da er uns mehr geben kann. Aber er hat uns mit seinen neuen Werken kopfscheu gemacht. Wodurch — das, eben das soll betrachtet werden. Heute geben wir den Inhalt des „Kindes“ wieder.

Wie die „Eheleute“, so hat auch das neue Buch Beradts das heutige Berlin zum Hintergrund, aber dieses Mal nicht das wohlhabende, zu seinen Erlebnissen durch Mühsiggang verführte, sondern den Argrund der Bevölkerung, den Not und Triebe bewegen. Beradts Heldin ist eine aus einem kleinen Ueberbürgerstädtchen nach Berlin verschlagene Dienstmagd, die, muttersehnüchelig, sich verführt glaubt, ohne es zu sein, sich Mutter fühlt, obwohl sie Jungfrau ist, und dies erfährt und nicht vorhandene Kind ermordet zu haben wähnt, sie, deren reine Hände nie zu einem Frevel langten. Diese Geschichte, so sonderbar sie aussieht, ist dem Kriminalisten ver-

traut, der Psychologe begründet sie Schritt vor Schritt aufs exakteste. Was aber der Dichter daraus macht (und nicht macht) — darüber das nächste Mal.

Verkehr mit Frauen. Kultur-Breviere von Lothar Brieger-Wasservogel. (Gustav Lammer's, München.)

In einer Reihe kurzer Kapitel plaudert Lothar Wasservogel über den Verkehr mit Frauen. Er gibt seinen kurz-sichtigeren Brüdern eine Reihe beherzigenswerter Ratsschläge, ein wohlpräpariertes Rezept, bei dem man unfehlbar reussiert. Und stellt einen Typ Frauen hin, der die launischsten Fehler, die charmantesten Unzulänglichkeiten, die köstlichsten Laster, den reizenden Epizismus hat, die aber den allezeit gültigen, meißelnden, starken, klugen Mann immer wieder entzücken. Der Frauen ganzes Leben, Denken, Trachten, Grübeln, Frühlen gipfelt jedem Mann gegenüber in der einen bangen Frage: was bin ich ihm? Und aus der Hand und dem Fuß schießt jeder Frauenkenner auf die Seele der Frau. Je feiner der Fuhrhüchel, je rosigter die Fingernägel desto reizvoller die Seele der Frau. Ja, sie sind geradezu die Probe auf das Exempel, daß man es mit einer mimosenhaft duftenden Seele zu tun habe. Und so geht es lachend fort in tausend Varianten. „Die Frau“, sagt der feine Frauenkenner und lächelnde Fronier männlicher Schwächen, „darf sich nie ganz frei und offen geben, wie sie ist, sonst behauptet der Mann, es zerstöre ihm seine Ideale. Spricht aber dabei überlegen von der Künstlichkeit weiblicher Psyche.“ Mit diesen Worten in einem der manchmal ganz reizenden Essays bricht Brieger-Wasservogel seiner ganzen launischen Theorie die Spitze, die, so scherzhaft wie sie gesagt wird, wohl nichts anderes zu sein erwartet als ein lapriziöser Scherz.

Marie Holzer.

Vornotizen

Nur wichtige Vätererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Karl Spitteler. Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.)

Ludwig Brinkmann. Die Erreckung der Maria Carmen. Aufzeichnungen. (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geh. Mk. 4.—, Geb. Mk. 5.—.

Alfons Paquet. Kamerad Fleming. Roman. (Ebenda.) Geh. Mk. 3.—, Geb. Mk. 4.—.

Anna und Hermann Bahr. Bayreuth. Auffäge. (Ernst Roh-wolft, Verlag, Leipzig.) Geh. Mk. 1.—.

Dr. Karl Mahler. Die Programme der politischen Parteien in Deutschland. (Verlag von D. Gracklauer [Richard Goldacker] in Leipzig.) Geh. 75 Pf.

Zeitschriftenchau

Kenien. Monatschrift für literarische Aesthetik. Schriftleiter Paul Runad. Die Novembernummer enthält: G. J. Plotke: Über Dostojewskis „Idiot“. — Friedr. Jaskowski: Die Zweibeutigkeit in der Dichtung. — Literarische Berichte von Paul Runad, Friedrich, Ed. Block, Wilhelm Dreckon u. a. Das Heft kostet 40 Pf. Probehefte gratis durch den Kenien-Verlag, Leipzig.

Rain. Herausgeber Erich Mühlam. (Rain-Verlag in München.) Heft 8 enthält: Justiz. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchener Theater. — Bemerkungen. — Zeitfragen. — Tripolts und China u. a. Die Nummer kostet 30 Pf.

Notiz

Die neue Seceffion Berlin E. B. eröffnete ihre vierte Ausstellung am 18. November, 12 Uhr, Potsdamerstraße 122 im Hause Kopp & Joseph. — Dauer der Ausstellung 18. November bis 1. Februar 1912.

Voge Lebendige Literatur

Unter diesem Namen ist eine Vereinigung ins Leben getreten, die in einigen Tagen ihr Programm der Öffentlichkeit vor-tragen wird.

Inhalt der vorigen Nummer: Die neueste Sensation. Von Franz Pfemsfert / China und die Europäer / Glossen / Deutschland, Deine Armen! Von Mar Jungnickel / Soldaten. Von Otto Pick / Das Leben in Furcht. Von Edward Carpenter / Der Freund des Künstlers. Von Ernst Stadler / Robert Müll. Von Alfred Kerr / Zehn Sprüche. Von Robert Schumann / Der Einsame. Von Artur Drey / Die Schwester des Rebellen. Von Robert Reigel / Nietzsche und Hölberlin. Von Heinrich Jgenstein / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenchau

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 41 • 27. November

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Rosa-Luxemburg-Str. 17, zu senden. :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6343. :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Wrt. 1.— vierteljährl. (exkl. Postgebühren) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. :: ::
Inserate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ullrich, Berlin NW., Gollmannstr. 22.

Inhalt: Politischer Karneval. Von Franz Pfemfert. / Die neue Gesellschaft. Von Edward Carpenter. / Neue Bahnen in der Erziehung. Von Nadja Straffer. / Glossen. / Kleistrummel. Von Anselm Kuest. / Zum Todestage Tolstois. Von F. P. / Coda. Von Alfred Kerr. / Ueber den Tod. Von Arthur Schopenhauer. / Die Freistudentische Kleistfeier. Von Heinrich Eduard Jacob. / Junger Künstler. Von Arthur Drey. / Münchener Anmerkungen. Von Rudolf Kayser. / Jules Laforgue. Von Otto Plick (Prag). / Sapphische Ballade. Von Paul Verlaine. Deutsche Nachdichtung von U. R. Meyer. / Ein neuer Verband. Von Ossip Dymow. /

Politischer Karneval

Die Wahlagitation, der Karneval der politischen Weisen hat begonnen.

Auch das erhabenste M. d. R., das während eines halben Jahrzehnts verächtlich auf das Gebudel unter sich blickte, steigt jetzt in die Volksversammlungen hinab, um sich im Phrasennebel als der einzige zuverlässige Verteidiger der Volksrechte und Bürgerfreiheiten beifehlen zu lassen. Das Maulheldentum geht nun auf Geschäfte aus. Die Galeerenklaven der Politik beherrschen für die nächsten Wochen das öffentliche Leben, und all die erprobten Schlagworte rühriger Wanderredner machen die Reise von Wahlkreis zu Wahlkreis. Je nach der Parteistellung der jeweiligen Agitatoren wechselt der Text der Predigt; aber der Refrain ist überall der selbe: Gib mir deine Stimme, Wähler, ich und nur ich und ausschließlich ich bin dir Rettung!

Und der liebe Wähler ist schließlich durch den phonographenmäßigen Gesang völlig hypnotisiert; er vergißt, daß dieser nämliche Gesang sich eintönig vor jeder Neuwahl wiederholt, daß dieses törichte Ciropopeia ihn nur zur Wahlurne locken will; er vergißt, daß der sogenannte „Tag der Volksabrechnung“ dem preußisch-deutschen Scheinkonstitutionalismus kein Haar krümmen kann. Im Kopfe des lieben vielumworbenen Wählers erhält der 12. Januar 1912 einen unirdisch magischen Glanz: Das Volk steht auf, der bricht los . . . (Und so.) Ein Massenrausch packt die deutschen Vollbürger. Vernunft wird Schlagwort, Wahrheit Phrase; alle Lebenswerte, alle Kulturangelegenheiten werden zu Programmpunkten stimmengieriger Mandatsinteressenten degradiert.

Man könnte diesen Karneval der politischen Handwerker heiter nehmen, als Karneval, man könnte die „Volksgericht“-Farce belächeln. Aber leider wirkt dieser Humbug, der dem Volke periodisch vorgemacht wird, verheerend auf die ernste Kulturarbeit. Das dreiste Spiel der politischen Drahtzieher löst im Volke Energien aus, die zwecklos vergeudet werden. Unsere Berufspolitiker

peitschen die Leidenschaften der Bürger auf, um die Geschäftskonkurrenz aus dem Wege zu drängen. Der Wahllakt, (der bei unserer halbabsolutistischen Regierungsform völlig bedeutungslos bleiben muß, wie auch das Ergebnis der Wahl für die einzelnen Parteien sein mag), wird zur wichtigsten politischen Handlung, wird zur staatsbürgerlichen „Ehrenpflicht“ umgelogen. Dem Parlament, das nur eine Gelegenheit für ehrgeizige oder herrschsüchtige Allesbesserwisser darstellt, werden Kräfte geopfert, die sonst der Sache der Kultur, der Sache der Freiheit dienstbar zu machen wären. Deshalb und nur deshalb muß man gegen den politischen Karneval Front machen. Istes nicht unerhört, das Hunderttausende mündiger Männer ihre Vernunft ausschalten und ellenbogenstarken Agitatoren zuwillen sind? Darf man nicht endlich hoffen, daß diese unfinnigen Wahlkomödien durchschaut werden und der Bürger die Ausgestaltung seiner Geschicke selbst übernimmt. Wird die irrsinnige Hoffnung auf das Jenseits des Wahltermins nie begraben werden?

Zeitgenossen, Freunde, laßt uns nicht länger untätig zuschauen, wie politische Leithammel das Volk als Herde behandeln, die ihren selbstsüchtigen Zwecken brauchbar sein muß. Laßt uns dem Treiben der Maulhelden unsere Agitation entgegenstellen. Laßt uns wirken, die Phrasen in Nichts aufzulösen. Wir wollen in die Versammlungen gehen und die Menge aus der Hypnose schrecken. Wir wollen ihr zeigen, daß der Weg, der zu ihrer Erlösung führt, nicht über den Zettelkasten geht.

Bewiß, auch wir wollen politische Arbeit leisten. Aber diese Arbeit hat darin zu bestehen, daß wir die Köpfe der Zeitgenossen von der Phrase der Wahlredner freimachen, daß wir dem Volke klar machen, wo in Wirklichkeit sein Feind steht und wie es ihn wirksam bekämpft. Nicht Straßenschlachten und nicht Parlamentsgemäch verheizen uns Freiheit und Kultur. Die Köpfe müssen revolutioniert werden, wollen wir aufwärts schreiten.

Franz Pfemfert.

Die neue Gesellschaft

Von Edward Carpenter

Ich möchte hier versuchen, die Grundlagen einer Gesellschaft klar zu legen, in welcher das Privateigentum nicht durch einen Apparat von bewaffneter Autorität aufrechterhalten, sondern soweit dasselbe besteht, ein vollkommen freies, freiwilliges, gegenseitiges Uebereinkommen sein wird; eine Gesellschaft, in welcher das Hauptmotiv des Lebens weder Furcht noch Habgucht, sondern die Gemeinschaft des Lebens und das Interesse am Leben ist — in welcher der Mensch eine Arbeit auf sich nimmt, weil er diese Arbeit gerne tut, weil er dieselbe leisten kann, weil er weiß, daß ihr Ergebnis entweder für ihn selbst oder für jemand anderen nützlich sein wird!

Wie „utopisch“ dies alles klingt! Wie lächerlich einfach und simpel — zu arbeiten, weil man die Arbeit gerne tut und deren Ergebnis braucht! Wie schön, wenn man es verwirklichen könnte; aber natürlich ganz „unpraktisch“ und unmöglich!

Und dennoch — ist es wirklich unmöglich? Von altersher hat man uns geraten, von den Bienen und Ameisen zu lernen und siehe! sie sind auch unpraktisch und utopisch. Kann es etwas Unsinnigeres geben als das Betragen dieser kleinen Wesen, von denen ein jedes jeden Augenblick bereit ist, dem Tod entgegenzutreten, um seinen Stamm zu verteidigen? Die Biene ist wirklich und wahrhaftig so unwissend und unvernünftig, daß, anstatt den Honig, den sie einheimst, in einer eigenen kleinen Privatzeile hübsch unter Schloß und Riegel aufzustapeln, sie denselben tatsächlich in die gemeinsamen Zellen einträgt und ihn nicht vom Produkt der anderen zu unterscheiden weiß! Dumme kleine Biene, sicher wird der Tag kommen, wo du deinen „Leichtsinn“ bitterlich bereuen wirst, und du Hungers sterben wirst, während deine Stammesgenossen die Früchte deiner Arbeit verzehren!

Und der menschliche Körper, dieser wunderbare Inbegriff und Spiegel des Weltalls, wie steht es mit ihm? Ist er nicht auch utopisch? Er besteht aus Myriaden Zellen, Organen, Körperteilen, zu einer lebenden Einheit verbunden. Ein gesunder Körper ist die vollkommenste Gesellschaftsbildung, die man sich vorstellen kann. Was sagt die Hand, wenn irgend eine Arbeit von ihr verlangt wird? Handelt sie zuerst darüber, welchen Lohn sie dafür erhalten soll, und weigert sie sich zu rühren, solange sie sich nicht die ihr zusagenden Bedingungen gesichert hat? Oder zögert der Fuß, uns irgendwo hinzutragen, ehe er weiß, welchen speziellen Nutzen er für sich selbst von der Reise heben wird? Nein, keineswegs! Sondern jedes Organ und jede Zelle tut die Arbeit, welche vor ihr liegt und (dies ist das utopische Prinzip) dadurch, daß sie es tut, bewirkt sie, daß die Lebensäfte ihr zufließen, und sie, im Verhältnis zum Dienste, den sie leistet, ernähren. Und wir müssen uns fragen, ob dies nicht auch das Lebensgesetz einer gesunden menschlichen Gesellschaft ist? Ob die Tatsache, daß ein Mitglied derselben der Gemeinschaft einen (wenn auch noch so bescheidenen) Dienst tut, nicht vollkommen genügend dazu wäre, daß alle übrigen Mitglieder es mit allem, was es zum Leben notwendig hat, versorgen? Würde die Gemeinschaft daran denken, einen solchen verhungern zu lassen? Wäre dies nicht dasselbe, als wenn ein Mensch z. B. seinen kleinen Finger verkümmern und absterben ließe? Ist es nicht

möglich, daß die Menschen aufhören, sich über den „Lohn der Arbeit“ Sorgen zu machen; daß sie vor allem an ihre Arbeit denken werden und an die Freude, die sie daran haben und keinen Zweifel darüber hätten, daß der Lohn folgen würde?

Denn der Trieb, irgend etwas zu tun, was augenfällig vor einem liegt, um getan zu werden, was man braucht, und was man tun kann, ist sehr stark in der menschlichen Natur. Sogar Kinder, diese primitiven Wilden, sind oft äußerst stolz darauf, „nützlich“ zu sein, und es ist ganz gut denkbar, daß wir, statt sie, wie heutzutage, anzuspornen „voranzukommen“, Geld zu erwerben, ihre Mitmenschen im Wettrennen des Lebens zu überholen, und, indem sie auf die Köpfe anderer steigen, schließlich eine Stellung zu erreichen, wo sie nicht mehr zu arbeiten brauchen — daß wir statt dessen ihnen lehren werden, wie sie, wenn sie erwachsen sind, Mitglieder einer Gesellschaft sein werden, welche ihnen umsonst alles zum Leben Notwendige zur Verfügung stellt, dafür aber selbstverständlich von ihnen erwartet, daß sie im Interesse aller ihr in Ehren einen nützlichen Dienst dafür tun. Sogar kleine Kinder könnten das verstehen. Ist es denn ganz undenkbar, daß eine Gesellschaft von erwachsenen Männern und Frauen danach handeln soll?

Es ist aber wirklich lächerlich, über die Möglichkeit solcher Zustände in der menschlichen Gesellschaft zu disputieren, wenn wir so viele tatsächliche Beispiele derselben vor uns sehen. Hermann Melville, in seinem reizenden Buch „Typee“, beschreibt die Bewohner der Marquesas-Inseln im Stillen Ozean, unter denen er im Jahre 1846 eine Zeit lang gelebt hat. Er schreibt:

„All die Zeit lang, während welcher ich unter den Typees gelebt habe, wurde niemand wegen irgend eines Verbrechens gegen die Gemeinschaft vor Gericht gestellt. Dem Augenschein nach gab es überhaupt keine Gerichtshöfe oder Friedensrichter. Es gab keine Gemeindepolizei, um Bagabunden oder Ruhestörer festzunehmen; kurz, es gab keine gesetzlichen Vorschriften um das Wohl und das Bestehen der Gesellschaft zu wahren, was das hochweisse Ziel aller zivilisierten Gesetzgebung ist.“

Trotz alledem ist das ganze Buch ein Lobgesang auf die sozialen Einrichtungen, die Melville dort vorfand; doch ist seine Beschreibung der Bewohner der Südseeinseln unzweifelhaft richtig und wird vollständig von den übrigen Reisenden derselben Zeit bekräftigt. Es herrscht ein freier, zwangloser Kommunismus unter ihnen. Wenn sie einen guten Fischzug taten, behielten jene, die daran teilgenommen, die Beute nicht für sich selbst, sondern verteilten sie und sandten allen Stammesgenossen ihren Teil, für sich selbst nur den auf sie fallenden Anteil behaltend. Wenn eine Familie eine neue Hütte brauchte, kamen alle übrigen und halfen, dieselbe aufzubauen. Er beschreibt eine solche Gelegenheit, wo wenigstens hundert Eingeborene Baumaterial zur Stelle trugen; einige brachten ein oder zwei Bambusstämme, aus welchen die Wände erbaut wurden, andere dünne Zweige des Hibiscusstrauches, mit Palmenblättern zusammengebunden, für das Dach. Ein jeder trug etwas zur Arbeit bei; und durch die vereinte, aber leichte Arbeit aller, wurde das ganze Gebäude vor Sonnenuntergang fertiggestellt.

Dieselben kommunistischen Sitten finden sich natürlich bei einer großen Anzahl primitiver Völkerschaften, und in Wirklichkeit überall, wo unsere be-

sondere kommerzielle Zivilisation nicht ihre Spuren zurückgelassen hat. Wir finden sie z. B. auf der kleinen primitiven Insel St. Kilda in den Hebriden, wo heutzutage noch genau dieselben Sitten betreffs der allgemeinen Verteilung des Fischzuges und der vereinten Arbeit beim Hausbauen bestehen, wie sie Melville in „Typee“ beschreibt; und sie finden sich überall an den Grenzlinien unserer Zivilisation in den Erntefesten und anderen Veranstaltungen der Landbevölkerung. Und wir können uns mit Recht fragen, nicht ob solche Gesellschaftsgebräuche möglich sind, sondern ob dieselben nicht am Ende die einzige mögliche Form der Gesellschaft sind; denn jedenfalls ist es unnütz und lächerlich, diese modernen Völkerhorden, in denen jeder Einzelne mit allen übrigen einen bitteren Kampf untereinander um die Mittel des Daseins führt, und durch gewaltige und barbarische Strafgesetze zu solchen Verhältnissen herabgedrückt wird, unter welchen er zu diesem Kampfe gezwungen ist — Gesellschaften zu nennen! Wenn jeder Mensch sich nur für einen Augenblick auf seine eigene innere Natur besinnt, wird er sehen, daß die einzige Gesellschaft, welche ihn wirklich befriedigen würde, jene wäre, in welcher er sich vollkommen frei fühlte und wo ihn dennoch das tiefste Vertrauen mit den übrigen Mitgliedern derselben verbinden würde; und wenn er weiter nachdenkt, wird er sehen, daß die einzige Möglichkeit für ihn, vollständig frei zu sein (tun zu können, was er möchte) eben darin besteht, daß er seinem Nachbarn ebenso vertraut und ebenso um dessen Wohl bedacht ist wie um sich selber. Diese Bedingungen sind ganz einfach; und da sie mehr oder weniger durch unzählige Tier- und Menschenstämme erfüllt worden sind, ist es doch gewiß nicht unmöglich für die Kulturmenschen, sie ebenfalls zu erfüllen. Wenn man sagt (was vollkommen richtig ist), daß die moderne Gesellschaft so viel komplizierter ist als die primitive, so können wir darauf antworten, daß, wenn der moderne Mensch mit all seiner Wissenschaft und Erziehung und seinem seit Jahrhunderten kultiviertem Geist nicht befähigter ist, ein komplizierteres Problem zu lösen als der Wilde, es dann besser wäre, wenn er zur Wildheit zurückkehren würde.

Ich bin sicher, daß an der Möglichkeit einer freien kommunistischen Gesellschaft nicht der geringste Zweifel möglich ist.

Neue Bahnen in der Erziehung

Von Nadja Strasser.

Denen, die mit Stolz von den herrlichen Errungenschaften unserer Kultur sprechen, möchten wir empfehlen, einen Augenblick innezuhalten und dem düstersten aller Schatten, die dieser Kultur anhaften, seinen Blick zuzuwenden, nämlich dem Kinderelend.

Was frommen einer Gesellschaft selbst die schönsten Errungenschaften, wenn sie es nicht zustande bringt, eine gesunde, lebensstüchtige und lebensfrohe Jugend heranzuziehen, die einst diese Kulturgüter zu erben, zu genießen und weiterzuentwickeln hat?

Es ist schwer in kurzen Worten zu sagen, wo das Kinderelend anfängt und was beseitigt werden müßte, damit sich die Zustände für die Kinder günstiger gestalten.

Von einem großen Teil der heranwachsenden Kinder kann gesagt werden, daß ihr Elend auf sie schon lauerte, bevor noch sie selber die Schwelle zum Dasein überschritten haben. Ihr Elend ist — das Elend ihrer Eltern. Ueberarbeitete, geschwächte, ungenügend genährte Eltern können keine gesunden und kräftigen Kinder haben. Aber dann kommen noch alle die Umstände dazu, welche das Kind selbst und unmittelbar treffen. Hier gebührt der erste Platz den verderblichen Wohnungsverhältnissen, in denen die meisten Kinder, besonders in den Großstädten, leben und aufwachsen. Ihnen gesellen sich die übrigen Schäden der Großstadtatmosphäre und nicht zuletzt die heutige Schule mit ihren überfüllten Klassen, ihrem gesundheitschädlichen langen Sitzen, mit ihrem ganzen, jeder Vernunft hohnsprechenden Geiste, der bewirkt, daß die Schule eher verdummend als bildend auf die Kinder einwirkt.

Die Schattenseiten unserer Kultur lasten schwer genug auf jedem, der nicht vom Schicksal besonders begünstigt ist. Zehn- und hundertfach aber lasten sie auf den Kindern, deren schwächere Kräfte sie weniger widerstandsfähig machen. Hier hat die heutige Gesellschaft und die heutige Kultur eine schwere, kaum zu ermessende Schuld abzutragen.

Schwache, nervöse, frühzeitig verdorbene Kinder sind das Unglück unserer Kultur, Kinder-Verbrecher und Kinder-Selbstmörder sind ihre Schmach. Ein Kind, das freiwillig in den Tod geht, kann entweder wirklich zu stark gelitten haben oder es besaß für das gewöhnliche Maß der Unbillen im kindlichen Dasein, und mag dieses Maß nicht übergroß gewesen sein, keine genügenden Kräfte, sie zu tragen. Beides ist widernatürlich und zeugt von einem Fäulnisprozeß, der durch das ganze Innere unserer Lebensstruktur geht. So schrecklich an sich jeder einzelne Fall eines kindlichen Selbstmörders ist — und die Statistik zeigt, wie immer häufiger unglückliche Kinder zu dieser letzten und wirksamsten aller Arten von Selbsthilfe greifen — so hat es noch eine zweite, weitere und tiefere Bedeutung für uns. Nämlich die, daß auf ein Kind, welches den verhängnisvollen Schritt getan, zehn kommen, die der Zufall zwar geschont hat, die aber die Voraussagung eines Selbstmordes in sich tragen: den geschwächten Lebensimpuls, die gebrochene Widerstandsfähigkeit. Diese Kinder sind von vornherein zur Lebensuntauglichkeit und Lebensunfähigkeit verurteilt und ihr Dasein kann weder ihnen noch der Gesellschaft etwas Gutes bringen. Die kindlichen Selbstmörder sind die furchtbarste Sühne, die das Leben selbst für die Schuld der Väter der Gesellschaft auferlegt . . .

Wo soll aber der Hebel angelegt werden, um Hilfe zu schaffen? Wo ist der kranke Kern zu treffen? Wohl am sichersten und wirksamsten dort, wo für einen über-großen Teil der Kinder die Uebel anfangen: in der Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse der breiten Bevölkerungsschichten, in der kürzeren Arbeitszeit, in der teilweisen Beseitigung der Frauenarbeit und gänzlichen Abschaffung der Kinderarbeit, in einer Gesundung des ganzen Volkslebens, mit einem Worte: in weitgehenden sozialen Reformen.

Nun ist dies aber gerade dasjenige Gebiet, auf dem unser Kulturfortschrittsgepann sein rasendes Tempo in Schildkrötenge triebe verwandelt. Nähert sich das Gefährd diesem Gebiet, da versagen alle elektrischen Ströme und pufft der Dampf mit schrillum Pfiff seinen letzten Rest hervor. Da geht es vorsichtig und behutsam, re-

spektvoll den eigenen Warnungstafeln ausweichend, die die mysteriöse Inschrift tragen: „Es geht halt nicht!“ Hier heißt es sich bescheiden, sich beschränken, auf den längsten Umwegen zum nächsten Ziel zu gelangen suchen.

Deshalb kommt es, daß in der Frage des Kinderelends, so laut die Zustände nach einer Aenderung schreien, zu Palliativmitteln gegriffen werden muß. Von Tausenden unterernährter Kinder werden ein paar Duzend täglich einmal in der Schule gespeist, von Tausenden schwächerer und blutarmer kleiner Städte werden ein paar Hundert auf einige Wochen in die Ferienkolonien gebracht. Was ist es anders als Palliativ- und Flickarbeit? Es ist eine Millionenschuld abzutragen und es werden ein paar armselige Kreuzer geboten.

Und wenn auch das von jedem Einsichtigen mit Freude begrüßt wird, so ist es nicht nur, weil es eine kleine Bresche bedeutet, die in die Mauer der Gleichgültigkeit gegen das Kinderelend geschlagen wird, sondern weil es ein wichtiges Symptom darstellt. Dem Warnungsruf „Es geht nicht!“ auf der einen Seite schallt ein ebenso eindringlicher Warnungsruf auf der anderen Seite. Es geht nicht, daß die Kinder an der Kultur zugrunde gehen, deren Träger sie einst zu sein berufen sind! Die Sinnlosigkeit dieses Mißverhältnisses ist es, die die Deffentlichkeit zu den kleinen Zugeständnissen auf dem Gebiete der Kinderfürsorge zwingt.

Aber während die offizielle „Gesellschaft“ die Träger der Macht, dem Kinderelend nur in oberflächlichster Weise Beachtung schenkte, haben viele ernste Pädagogen — was leider lange nicht immer Pädagogen von Beruf bedeutet — der Frage ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet und all die Uebel mit unbefangenen und offenem Blick gesehen.

Kinderelbstmorde sowie die verschiedenen anderen moralischen und körperlichen Gebrechen, die der heutigen Jugend anhaften, häufen sich ganz besonders in den Großstädten, den Zentren der heutigen „Kultur“. Deshalb wurde es zur Minimalforderung aller Pädagogen: Hinaus mit den Kindern aus der Großstadt! Zurück zur Freiheit, Luft und Sonne! Das aufreibende, entnervende, anstrengende Großstadtleben mit seiner Enge, seinen Lärm, seiner unstillen Beschäftigung soll den Kindern fernbleiben. Kinder sollen kindlich sein dürfen, das heißt froh und sorgenlos! — Nur dann können sie zu gesunden Menschen heranwachsen, nur dann können sie später geistig und moralisch ungebrochen ins tätige Leben treten. Das ist der Ruf der Erzieher, die wohl Menschen im Auge haben, aber sich wenig um die „Sozialpolitik“ von heutzutage kümmern, deren Hauptfrage lautet: „Menschenrechte? — Das geht halt nicht!“

Daß der Ruf der Pädagogen seinen Widerhall zuerst in den wirtschaftlich bevorzugten Schichten fand, ist nicht zu verwundern. Denn auch für die Kinder, die das Glück haben, alle Vorteile einer sorgfältigen Erziehung zu genießen, haben sich die üblen Folgen des Großstadtlebens und der heutigen Schule eingestellt. Auch hier suchte man nach Wegen und Mitteln. Hier fand sich der Ausweg auch bald. Die städtische Schule, ausgerüstet mit allen Hilfsmitteln der modernen Pädagogik, wurde einfach aufs Land übertragen. Es wurden die sogenannten *Landerziehungsheime* gegründet, wo die Kinder, all die Herrlichkeit des Landlebens genießend, zugleich sorgsam bewacht, geleitet und unterrichtet werden. Die Landerziehungsheime, die aus Amerika und England verpflanzt, jetzt auch in der Schweiz und in

Deutschland immer mehr Verbreitung finden, sind der erste Versuch, die Idee der freien Erziehung in der freien Natur zu verwirklichen. Sie haben wohl noch viele Mängel aufzuweisen, es haftet ihnen vor allem das Uebel an, daß sie auf Gewinn berechnete Privatunternehmen sind. Aber doch stellen sie eine Erziehungsform dar, die vieles vom Zukunftsideal in sich birgt. Das Landerziehungsheim vereint in harmloser Weise Schule und Heim, ohne das Kind in Widersprüche zwischen der einen und dem andern zu verwickeln, ohne seine Seele zu belasten, wie es so oft sowohl die heutige Schule als das heutige Elternheim tun. Das Landerziehungsheim arbeitet mit den besten Erziehungsmitteln, die die Pädagogik kennt: der Natur und den Kindern selbst.

Für diejenigen — und ihrer sind wohl nicht wenige — die an der Meinung, daß das Elternhaus unter allen Umständen die beste Erziehungsstätte für die Kinder bedeutet, nicht festhalten, die sogar diese Meinung für eine veraltet, nicht mehr aufrecht zu erhaltende Ueberlieferung halten, bietet das Landerziehungsheim das Beispiel, wie mit dieser Ueberlieferung gebrochen werden kann. Wenn auch nicht ganz in der Durchführung, so kündigt sich doch in dem Prinzip des Landerziehungsheims ohne Zweifel eine der Zukunftsformen der Kindererziehung an. In ihrer heutigen Gestalt jedoch sind diese Lehranstalten von vornherein auf einen kleinen Kreis gutsituerter, aufgeklärter Eltern berechnet und kommen für die breitere Bevölkerungsschichten gar nicht in Betracht.

In der allerletzten Zeit aber wurde ein Versuch mit einer neuen Schulform gemacht, die deswegen besonderer Beachtung wert ist, weil sie die weitestgehenden Möglichkeiten für ein neues, auch den jetzigen Verhältnissen entsprechendes Schulsystem bietet. Das sind die *Wald- oder Freiluftschulen*, die seit ein paar Jahren in mehreren Städten Deutschlands bereits bestehen. Die Idee der Waldschule entwickelt sich aus der Praxis der Kindererholungsstätten und Ferienkolonien. Der Gedanke lag nahe und erscheint jetzt ungemein plausibel, daß man für diejenigen Kinder, die dem gewöhnlichen intensiven Schulbetriebe körperlich nicht gewachsen sind, den Unterricht für die Sommermonate aus der Stadtschule in die Walderholungsstätte verlegt. Die jetzige Waldschule hat also nur die gesundheitlichschwachen Kinder im Auge.

Das Milieu der Waldschule selbst, das ganze System und — was wohl das Wichtigste ist — das pädagogische Verständnis der dabei tätigen Lehrkräfte bringt es mit sich, daß hier mit der gewohnten Steifheit und der methodischen Trockenheit, die angeblich für die Schuldisziplin unentbehrlich sein sollen, gebrochen ist. Die Kinder werden unter freiem Himmel oder in luftigen Hallen unterrichtet. Sie sitzen bald auf Bänken, bald scharen sie sich zwanglos um den Lehrer. Zu den Schulfächern gehört auch der Handfertigkeitsunterricht, außerdem verrichten die Kinder Gartenarbeiten: säen, graben, pflanzen. Die freien Stunden sind mit Spiel oder selbsterdachten Beschäftigungen ausgefüllt.

Was aber für das schwächliche oder tränkliche Kind Hilfe bedeutet, das ist für das normale Kind Schutz gegen all die Gefahren, die ihm durch das heutige Familien- und Städtelieben drohen. Die Schule als Erziehungsfaktor — und das ist sie und muß es sein — soll ja in erster Linie vorbeugend wirken.

Glücksgefühl und Heiterkeit für die Kinder — das ist heutzutage nicht mehr eine Forderung der bloßen

Humanität sondern eine Forderung der Medizin. Man kann, gestützt auf ärztliche Beobachtungen, es als feststehende Tatsache betrachten, daß eine glückliche, heitere und sorgenlose Kindheit, bei der die kindliche Seele und der kindliche Körper nicht belastet sind — die physiologische Vorbedingung einer normalen und gesunden Entwicklung des Kindes zum Menschen bedeutet. Neben der erblichen Belastung gibt es häufig auch eine „Kinderjahrebelastung“, die die Menschen ihr ganzes Leben lang mit sich herumschleppen. . . . Von dieser Last die Kinder zu befreien, ist eines der höchsten und größten Interessen der Gesellschaft, und keine Mittel dürften da zu teuer sein.

Die freie Schule in der freien Natur! — ist eine Forderung, die den ersten und entscheidenden Schritt zur Befreiung der Kinder von der Städtelkultur bildet. Die Waldschule zeigt die Bahn an, auf der geschritten werden muß. Aus einem Kinderfürsorgeinstitut im engen Sinne muß die Wald- und Freiluftschule ein **B o l l s i n s t i t u t** im vollen Sinne des Wortes werden. Aus einer Gunst für Hunderte muß die gesundheitsfördernde Schule eine Selbstverständlichkeit für alle Kinder werden. „Schutz den Kindern!“ muß die Parole der Gesellschaft sein, will sie nicht an ihrer eigenen Entwicklung zugrunde gehen. Die Kinder schützen, heißt sie schonen vor all den Schäden, die jetzt bereits ein Geschlecht nervöser, willenloser und schwacher Menschen geschaffen haben.

Glossen

Teure und verehrte Mitwelt!

Für so rein und echt und wahrhaft tief empfunden ich heut deine Klage und Trauer um den „vorzeitigen“ Hingang Heinrichs von Kleist — ich habe ja keinen Grund, dir zu mißtrauen! — erachten mag: so gefällt es mir ganz und gar nicht an dir, daß du so billigen Kaufs und mit so geringen Beschwerden, wie sie eine Säkularfeier zweifellos verursacht, von aller Mitschuld loszukommen denkst. Daß du dem toten Kleist heut so warm die morsche Steiltband schüttelst, und so süß in sein sandiges Grab dort am Wannsee hineinstößt: ja, welch ein Pech doch, mein Lieber, daß du nicht mit uns und unter uns leben durftest! Vielleicht, wenn der Tote antworten könnte, — daß er geringschätzig nur bemerken würde: Ich sehe, daß wieder bloß fetteste Selbstgenugsamkeit sich bläht, und das neue Geschlecht, statt reumütigst auch **s e i n e** ganze irdische Verlogenheit und Unvollkommenheit einzugestehn (für die es ja am Ende zu absolvieren wäre), lieber auf den fatalen Optimismus seiner Oberlehrer sich stützt, der nun einmal mit Gewalt sich anbietern und kollegial von „Unserm Kleist“ erzählen will. Und warum nicht freimütig bekennen, daß das Kleist'sche Erleben und Kleist'sches Schicksal noch immer und zu allen Stunden und Epochen möglich ist? Vielleicht nicht, — und soll man nicht lachen über den neuen Fonds, der selbstverständlich wieder nur von den Sattesten und Behaglichsten verwaltet just den schädlichen Mitteltalenten, denen, die im gleichen verständlichen Schülerton weiterdichten, Nahrung gibt? Und dann: liegt nicht wieder das ganze banausische Mißverstehen des Hausens in dieser so einseitigen Auffassung von der jäh zerstörten, durchaus nur abrupten, zerhackten und unvollendeten Lebensbahn des Dichters? Wer ist, der die morgen-trunkene Heiterkeit, die jauchzende Entdeckersorge allein, wie sie aus Kleists Abschiedsbriefen spricht, tief auf

sich wirken läßt und dem sich davor die Schreden und Schatten und Verzerrtheiten dieses Lebens fast ehrfürchtig auflösen? War dieser Tod nicht viel mehr als zehn Dramen? Und was sollte er denn? Bis siebzig warten, — ja das wäre etwas für Kleist gewesen! Als ob einfach Alle Uhren wären, die vollkommen abzuschmurren hätten! Ja, Goethe, — aber das war doch was ganz anderes; er hielt es zur Not eben aus, — und daraus machen die Bohnen nun den geruhigen, behaglichen Dichterlebensabend! Mit dem Herzen Kleists, das einmal eisig und erfroren schein-tote Jahre versinkt, dann im glühendsten rasendsten Taft wie die Meute der Penthesilea einherstürmt und Neonen zu Sekunden verkürzt: sind vierunddreißig Jahre ein vollendetes Wunder. . . Und niemand ist, der erstaunt den Mund aufreißt, daß dieser Blitz hier so lange geglüht! Und wie blieb die Atmosphäre um ihn elektrisch geladen, — wie schwer war das auszuhalten! Wie schwer war dieses Menschenkind zu ertragen — jawohl, das wissen doch heut' Alle! Aber du, meine teure und verehrliche Mitwelt, du willst mir heut' vormachen, ihn hättest du **g e r n** ertragen, du hättest einmal deine krasse Selbstsucht gedämmt, hättest Hände unter seinen Weg gebreitet, ihm Rosen statt der Dornen gestreut? O psui! Und wenn er dir's nun mit einem Peitschenhieb lohnte oder dich anspuete — du würdest nicht gleich Zeder und Mor-dio über den Undant schreien? Oder wenn er etwas zu tun wäge, was deine Nase nun einmal nicht riechen kann — du würdest ihm nicht wieder die Eisen um den Hals legen, oder ihn mit gefesselten Händen nach dem Zuchthaus zu Reading abführen? Der Tod, der Tod, der Tod —! ja natürlich, das ist euch nun einmal der Bruch, die Rechnung, die nicht aufging! Und da tun sie, als ob sie von Jetzo bereit ständen, noch größeres selbst mit Jubel zu empfangen. . . Aber ein deutscher Verleger empfängt einen zweibändigen Kleist'schen Roman im Manuskript, und er läßt ihn verschwinden, zu Makulatur stampfen. Ach, tut nicht so —; viel schlimmer und verdächtiger klingt's, wenn ihr leugnet, daß das auch heut' und jeden Tag so passieren würde. . .

Du willst nur, meine teure und verehrte Mitwelt, Zufriedenheit und Unererschüttertheit um jeden Preis, gesteh's! Und darum ist der Grund, weshalb du deine toten Helden so ausblüdigst feierst, dieselbe schlimme Ursache und Wurzel, aus der dein Haß gegen die großen Lebendigen, die nun einmal unbequem werden, entspringt; ergo, daß du sie mit diesem Haß rasch ins Jenseits zu befördern trachtest.

Nur damit Klarheit zwischen uns herrsche:

Dein wohlaffektionierter U. R.

Zur Verfallgeschichte des früheren Revolutionärs sollten die Worte gebucht werden, die Herr August Bebel am 11. November im Reichstage mutig aussprach: „ . . . Man hat die Massenstreikrede des Genossen Däumig in der Berliner Versammlung gegen uns verwendet, der „Vorwärts“ aber hat sich, wie ich gegenüber gegenteiligen Behauptungen erklären muß, durchaus reserviert verhalten, weil die Anschauungen Däumigs nicht die der Partei sind. Hätte der „Vorwärts“ das propagiert, dann wäre das Strafgesetzbuch in Anwendung gekommen wegen Aufreizung von Personen des Soldaten- und Beur-laubtenstandes zum Ungehorsam . . .“ Herr Bebel ist, wie Augenzeugen eidesstattlich versichern, nicht rot geworden, als er das sprach, als er einen Parteigenossen der Staatsanwaltschaft preisgab . . .

Zum Todestage Tolstois

Ein Jahr verging, seit er starb.

Die am Journalismus leidende Zeit, der das Holzpapier zweimal täglich aktuelle Unsterbliche serviert, wird nun in regelmäßigen Zwischenräumen über Tolstoi lesen, aber sie wird sich kaum bemühen, ihm näher zu kommen. Für diese Zeit ist Tolstoi ein immerhin zu Feiernder, dessen Werk man aus den Referaten hinreichend kennt, das man aber nicht zu leben braucht. Erst kommende, glücklichere Geschlechter werden Tolstoi besitzen, werden in Tolstoi den einzig wahren Religionsstifter grüßen und ihm Altäre erbauen.

Der Fünfundachtzigjährige ist als Künstler und als Mensch seiner Zeit um viele Jahrhunderte vorausgeeilt; viele Jahrhunderte wird die Menschheit brauchen, um ihm nahezukommen.

Er lebte als das unbequeme Gewissen unserer Tage, als der Fackelträger einer neuen, besseren Zeit, als das sittliche Prinzip.

Jahrhunderte werden ins Nichts eilen, aber die Menschheit wird nie den Reichtum aufbrauchen, den Tolstoi ihr geschenkt.

F. P.

Alfred Kerr

ist aus dem „Pan“ ausgeschieden. Hier sein Schwanenlied:

Coda

Allen Ruhmen, allen Vettern
Einen Gruß aus diesen Blättern.
Allen Vettern, allen Ruhmen
Abschiedswürste, Abschiedsblumen.

Freundlich in der Lebensbahn
War die Würksamkeit im Pan.
Junge Dichter junger Strophen
Sind in Hoffnung mitgeloosen.

Und zuerst ward und zuletzt
Radikales hochgeschätzt.
Dabei bleibt's, bald spürt Ihr's ferner —
Und ich schwör's wie Theodor Körner.

Schön ist's mit verhängten Zügeln
Reiten und sich rumzuprügeln.
Jede Tatkraft wird verhunzt
Durch Beschäftigung mit Kunst.
Mit dem Stuhlbein, mit der Pike
Kriegt ein Dasein erst Musike —
(Sagt sich, wer gen Morgen reist
Und das Auge rückwärts schmeißt).

Manches blonde Herz erobert
Hat von hier aus Gustav Flaubert.
Bethmann Holzweg schlechterdings
Hörte hell den Ruf nach links.
Und die Komik von Prozessen!
Bahnverbot nicht zu vergessen.
Reinhardt, Ritsch und Pollezei.
Sittenrüger ziehn vorbei.

Mancher Mann in manchen Tagen
Lernte leiden, ohne zu . . . klagen.
Allen Vettern, allen Ruhmen
Abschiedswürste, Abschiedsblumen.

Meine Gegner sollen plagen
Und verrecken wie die Ragen.

Doch der Freunde winziger Haufen,
Zwölfmal täglich Nektar saufen.

. . . Und wenn ich den Sinn versenke
In mein Herz was es wohl denke,
Spricht es, wenn ich recht versteh':

„Qu'est-ce qu'elle en dira? Qui sait?“ . . .

Grete Meißel-Heß' doppeltes Pech

Am Sonntag, den 12. November, sprach sie in der Sing-Akademie über das Thema „Für und wider die Ehe“. Daß Grete Meißel-Heß Sagenswertes (und Nichtgesagtes) vortrug, braucht den Lesern der „Aktion“ nicht ausdrücklich versichert werden. Auch: daß der Vortrag allgemeines Interesse beanspruchen konnte. Der größere Teil der Tagespresse brachte denn auch eingehende Berichte. Nur das „B. Z.“ schwieg diesen Vortrag (wie die anderen wichtigen Vorträge der Woche: Werner Sombart, Prof. Milan, Ludwig Hardt) tot. Grund? Die witzigen Plaudereien und Anekdoten, womit das Feuilleton gefüllt ist, dürfen nicht beschnitten werden. Aber Meißel-Heß' Pech ist doppelt gewesen: daß „B. Z.“ schwieg — und der „S. Z.“ schrieb über ihren Vortrag! Und das war schlimmer. Die unheilbare Ahnungslosigkeit, die sich da wohlwollend „kritisch“ erging, diskreditierte den Vortrag derartig, daß Grete Meißel-Heß zweifellos von diesem Zeitgenossen die Beachtung des Sprichwortes erbitten wird: „Schweigen ist Gold“.

Ueber den Tod

Von Arthur Schopenhauer

Wenn was uns den Tod so schrecklich erscheinen läßt der Gedanke des Nichtseins wäre; so müßten wir mit gleichem Schauer der Zeit gedenken, da wir noch nicht waren. Denn es ist unumstößlich gewiß, daß das Nichtsein nach dem Tode nicht verschieden sein kann von dem vor der Geburt, folglich auch nicht beklagenswerter. Eine ganze Unendlichkeit ist abgelaufen, als wir noch nicht waren: aber das betrübt uns keineswegs. Hingegen, daß nach dem momentanen Intermezzo eines ephemeren Daseins eine zweite Unendlichkeit folgen sollte, in der wir nicht mehr sein werden, finden wir hart, ja unerträglich. Sollte nun dieser Durst nach Dasein etwa dadurch entstanden sein, daß wir es jetzt gekostet und so gar allerliebste gefunden hätten? Gewiß nicht; viel eher hätte die gemachte Erfahrung eine unendliche Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese des Nichtseins erwecken können. Auch wird der Hoffnung der Seelen-Unsterblichkeit allemal die einer „bessern Welt“ angehängt, — ein Zeichen, daß die gegenwärtige nicht viel taugt. — Dieses allen ungeachtet ist die Frage nach unserm Zustande nach dem Tode gewiß zehntausend mal öfter, in Büchern und mündlich, erörtert worden, als die nach unserm Zustande vor der Geburt. Theoretisch ist dennoch die eine ein so nahe liegendes und berechtigtes Problem, wie die andere: auch würde wer die eine beantwortet hätte mit der andern wohl gleichfalls im Klaren sein. Schöne Deklamationen haben wir darüber, wie anstößig es wäre, zu denken, daß der Geist des Menschen, der die Welt umfaßt und so viele höchst vortreffliche Gedanken hat, mit ins Grab gesenkt würde: aber darüber, daß dieser Geisteine ganze Unendlichkeit habe verstreichen lassen, ehe

er mit diesen seinen Eigenschaften entstanden sei, und die Welt eben so lange sich ohne ihn habe behelfen müssen, hört man nichts. Dennoch bietet der vom Willen unbestochenen Erkenntnis keine Frage sich natürlicher dar, als diese: eine unendliche Zeit ist vor meiner Geburt abgelaufen; was war ich alle jene Zeit hindurch? — Metaphysisch ließe sich vielleicht antworten: „Ich war immer Ich: nämlich Alle, die jene Zeit hindurch Ich sagten, die waren eben Ich“. Allein hiervon sehen wir auf unferrn, vor der Hand noch ganz empirischen Standpunkt ab und nehmen an, ich wäre garnicht gewesen. Dann aber kann ich mich über die unendliche Zeit nach meinem Tode, da ich nicht sein werde, trösten mit der unendlichen Zeit, da ich schon nicht gewesen bin, als einem wohl gewohnten und wahrlich sehr bequemen Zustande. Denn die Unendlichkeit a parte post ohne mich kann so wenig schrecklich sein, als die Unendlichkeit a parte ante ohne mich; indem beide durch nichts sich unterscheiden, als durch die Dazwischentunft eines ephemeren Lebens- traums Soviel geht aus dem Gesagten hervor, daß über die Zeit, da man nicht mehr sein wird, zu trauern, eben so absurd ist, als es sein würde, über die, da man noch nicht gewesen: denn es ist gleichgültig, ob die Zeit, welche unser Dasein nicht füllt, zu der, welche es füllt, sich als Zukunft oder Vergangenheit verhalte.

Aber auch ganz abgesehen von diesen Zeitbetrachtungen, ist es an und für sich absurd, das Nichtsein für ein Uebel zu halten; da jedes Uebel, wie jedes Gut, das Dasein zur Voraussetzung hat, ja sogar das Bewußtsein: dieses aber mit dem Leben aufhört, wie eben auch im Schlaf und in der Ohnmacht; daher uns die Abwesenheit desselben, als gar keine Uebel enthaltend, wohl bekannt und vertraut, ihr Eintritt aber jedenfalls Sache eines Augenblicks ist. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete Epikur den Tod und sagte daher ganz richtig „der Tod geht uns nichts an“; mit der Erläuterung, daß wann wir sind, der Tod nicht ist, und wann der Tod ist, wir nicht sind (Diog. Laert., X, 27). Verloren zu haben, was nicht vermißt werden kann ist offenbar kein Uebel; also darf das Nichtseinwerden uns so wenig anfechten, wie das Nichtgewesensein.

Die Freistudentische Kleistfeier

Sie steht sehr schön auf einem dunklen Orgeltrauschen. Wagnerbilder, von der Hand des Musikers Karl Raempff, umzirkeln sie, Fresken hinter einem Rauch von Schwermut. Hagen wirft einen Speer, er zittert in Siegfrieds Rücken. Die Burgunden kommen mit der Leiche Heinrichs von Kleist; der ward im Tann erschlagen. Zwischen den Schultern ernster Schreiter blicke ich hindurch und sehe träumend den regengrauen Rhein; vielleicht aber ist es ein Prolog Wilhelm Schmidtbonns. Die Burgen reden ernst mit den nassen Ulmen; aber ich träume ja, und dieses Gesicht mit dem holzschnittartigen Munde wird wohl Kapplers sein. Jetzt spricht, denke ich, der Doktor Elosser. Und etwas sagt mich an und geht mit mir durch eine Zimmerreihe, die eben noch bewohnt war. In einem Gemache stehn marmorne Dinge, verhüllte sowohl als leuchtende; in einem anderen ist nur ein zermühltes Bett, ein Degen, halb aus der Scheide gefahren, liegt darauf, Briefe sind welk auf die Erde geweht, ein silbergestickter Uniformrock hängt, körperlose Traurigkeit, über einer Stuhllehne. Helbische Luft geht vor mir her, macht alle Türen auf, und ich weine sehr ob des gestorbenen Mannes. Heinrich Eduard Jacob.

Junger Künstler

Kommt keine Sonne über meine Augen,
Die schon so jung wie Wald von Gräbern lagen?
Ich will den Freund mir aus den Büchern fangen,
Die meine frühgepreßten Qualen tragen.

Doch wie verzweifelt stockt mein tiefes Weinen
Nach Armen, die ich um die Schultern führen
Wollte, ganz dicht. Nie wird von Edelsteinen
Mein Leib gesprengt aus seinem großen Frieren.

Marburg

Arthur Drey

Münchener Anmerkungen

Von Rudolf Kayser.

Das Schicksal dieser Stadt ist es, himmelsstürmende Sehnsucht mit kleinen Erfüllungen überschatten zu wollen. Ueber den gleichmäßigen ernstesten Frohsinn der Straßen, den von einem leichten Herbst bestreuten weiten Plätzen und Anlagen, dehnt sich ein zitterndes Sehnen nach formgroßer Schönheit, nach goldgepreßter Rahmung für farbiges Suchen, Finden und Verlieren, für Serenaden gerader Menschenseelen bei deutschen Musikern, für die Simplicität eines eindimensionalen Pathos. Doch gleichzeitig ruft aus den blaß leuchtenden Fenstern, den schwarzen Hausfluren, die gespenstlich die roten Flammen der Maronenöfen erhellen, ein grenzenlegendes Warum: schwingt nicht in unserer von der Alrenwand bestirnten Atmosphäre die ganze Seligkeit künstlerischen Erlebens? (So sprechen die Fenster und Hauseingänge). Tragen uns nicht die schwellenden Südwinde tagelang die Sonnenräusche Italiens herüber? Stützen die Theatiner- und Frauentürme nicht ein Himmelsgezelle, das sich über die weltumspannenden Farbensymphonien blasser Künstlerhände formt? Gibt es auf dem ganzen Erdenrund ähnliche Realisierungen königlicher Kunstträume? So antworten fragend die Fenster und Hauseingänge dem bedenkenden Fremden. Vergnügt medernd erfolgt die Bestätigung des bierseiften Bürgers. Und die Blicke gleiten die breiten Straßen entlang, fangen die rundlichen Taubenkörper, die kleine Körner aus weichen Frauenhänden picken, in ihre Reize, lehren zurück in die bleigraue Erinnerungstiefe vergangener leidvoller Erlebnisse und Kämpfe und bedecken sich mit dem losenden Vorhang des Bewußtseins einer ruhigen Lebensvollbringung.

Nach der sich hart an München anschmiegenden Vorstadt Schwabing leitet eine Straße hinüber, die ein gedankenloser Klassizismus mit Häusern in florentinischer und romanischer Maskierung, mit tödlich wirkender Unterstreichung des Horizontalen, besanzte; eingeleitet und beschlossen wird sie durch Kopieen der Loggia dei Lanzi in Florenz und des Konstantinbogens in Rom. Die Ludwigstraße ist eine jener läugerischen Erfüllungen Münchener Sehnsüchte. Mit weißem Munde dürsten sie nach der durch Einfachheit der Mittel gesteigerten Formenglut der Renaissance, die sich aus der Eigenart ihres Bodens emporschwingen sollte, und man reicht ihnen die matte Versilberung fremder Vollendungen, eratische Blöde römischen Empfindens auf deutschem Boden. Das muß diese Stadt tränken, die wie keine andere ein eigenes Leben in den Augen trägt.

*

Ich liebe München, wie ich nur noch den Haag liebe, dessen waldduftiger Willenfranz die von Rembrandtschen Farben durchpulste Altstadt umschlingt, wie ich das pariserische Brüssel und das arbeitame Antwerpen liebe. Das Erlebnis einer Stadt legt sich in tiefen Falten in unsere Erinnerung, wie die Blicke einer einsamen Frau, wie ein linderndes Wort weichgeschwungener Lippen, wie der nachklingende Ton einer Symphonie. Die Art der Straßenführung, die Merkmale einer eigenen Architektur mit ihren eigenen Fehlern und Schwächen, die Farben, die das Ganze erfüllen und umkleiden, wie seidenschwere Gewänder einen elfenbeinweißen Körper, die Farben, die die Steine und Bäume mit Lachen, Weinen und Schreien durchjagen und jene Menschen, die die Straßen begehen, aus den Fenstern lehnen, in den Kaufhäusern ein- und ausgehen, in Automobilen in die Theater jagen, als zerlumpte Bettler schwarze Quartiere mit schlürfenden Schritten durchstreichen, als Geselligkeitsgenossen in musikdurchschwellten Restaurants sitzen, die Hunde, wie sie einherschreiten mit freudigem Bellen oder kummervoller Miene, der Bau der Karren, die schwere Pferde ziehen, das alles heftet sich an uns und schmiegt sich mit schmeichelnder Gebärde in unsere Erinnerung ein. München trägt nicht die Entwicklungsmöglichkeiten Berlins im Schoße, das nach einem klugen Worte Hermann Bahrs so voller Häßlichkeit ist daß es die reichsten Ausblicke auf künftige Schönheit besitzt. München strahlt keine leuchtende Zukunft wie auch eigentlich keine Vergangenheit sein Wesen umspielt. Aus reinen Zügen lacht, spricht und fordert der Tag; geruh-same Beschäftigungen erfüllen die Stunden; einfache Geschehnisse huschen durch die Zimmer, mit weichen Konturen und fieberstillenden Händen.

Mit schwerer Silhouette verschwindet das nervenbündlige Berlin in ein nebliges Gestern. Wie fremd erklingen doch jetzt die Schreidnisse unserer Seele, die jene Stadt in wehen Bindungen zum Gipfel emporsteigerte. Es ist gefährlich, einen Mechanismus (das ist in diesem Sinne Berlin) nachträglich zum Resonanzboden leisester Vibrationen machen zu wollen, wenn man für einige Zeit sich aus seinem Atmungskreise entfernt. Ich weiß, es ist gefährlich; denn, wie Bergson erkennt: derselbe Mechanismus, den wir zunächst nur zur Erklärung unserer Handlungen herbeiziehen, wird sie schließlich auch beherrschen. Doch zwingt uns nicht der Fieberstrom des Morgens, das lauchzende Umfängen blauer Bergesketten, die heiße Lust zum Sein, zum wirrenbefreiten Sein dem Gestrigen das Gestrige aufzubürden? Als ich von einer scharf über die Nar herüberhängenden Klippe aus die Alpen als bleibenden Wolkenszug auf blauem Himmelsgrund erblickte, weinte ich ihnen entgegen mit der ganzen Brunst des felseharten Willens zum Leben.

Jules Laforgue

Von Otto P. d.

... il a su dire des choses que personne encore n'avait dites, ou du moins réunies, et dont pourtant aucune n'était inconcevable.

Ist Neuartigkeit ein Zeugnis für die Bedeutung eines Schriftstellers? Und können Camille Mauclairs oben zitierte Worte als eine Anweisung auf voll zu empfangende neue Werte gelten? — Wer die Antwort auf diese Frage überzeugend erhalten will, der lese, was von Laforgues Werken in deutscher Sprache erschienen ist: Paul Wieglers Uebersetzung der „Mo-

ralités légendaires“ als „Sagenhafte Sinnsprüche“ und die Auswahl, welche Franz Blei und Max Brod zusammengestellt haben: „Pierrot, der Spatzvogel.“*) Ein unbedingtes Ja wird ihm aus diesen wunder-vollen Nachdichtungen entgegnet.

Als Einundzwanzigjähriger kam Laforgue im Jahre 1881 nach Deutschland. Als Vorleser der Kaiserin Augusta lernte er die deutsche Kultur, Kunst und manche Provinzstadt kennen. Damals schrieb der Dichter neben andern Versen die „Sonntage“ betitelten Hülferufe aus der langweiligen Oede der Provinz. Daneben kleine Prosagedichte, die noch nicht übertragen worden sind. In französischen Revuen erschienen seine Aufsätze über Kunst. Nur ein paar Freunde, Paul Burget u. a., kannten und bewunderten sein Genie; infolge seiner steten Abwesenheit von Frankreich blieb der Dichter den eigenen Landsleuten fremd. Die Literaten selbst nannten ihn nur gelegentlich als auch einen der Nachfolger Baudelaires.

Während er sich die volle Zufriedenheit der Kaiserin durch sorgfältige Vorbereitung zu den Vorlesestunden erwarb, lebte er nur seinen literarischen Plänen. Sein Geist arbeitete ohne Unterlaß. Er war Literat in dem Sinne, wie ihn Max Brod dem Dichter-Nichtliteraten (einer, der nur fallweise, schier ver-sehentlich dichtet) gegenüberstellt.

Er wollte einen Roman schreiben, der lauter selbstbeobachtete Charakterzüge enthalten, eine Autobiographie von des Dichters Organismus werden sollte. In einem Buche „Le sanglot de la terre“ wollte er seine frühen Verse vereinigen, die zum Teil noch in Paris entstanden waren, in den Tagen der Ent-behrungen, die er ergreifend und voll trüben Humors in Briefen an seine Schwester schildert.

In der vom Mercure de France veranstalteten Gesamtausgabe lesen wir die Namen seiner Gedichtsammlungen, die zu des Dichters Lebzeiten nur zum Teil veröffentlicht wurden: „Les complaints“, „L'imitation de Notre-Dame la Lune“, „Le concile féerique“, „Derniers vers“, „Des fleurs de bonne volonté“.

Ein wunderbares Chaos von Verheißungen und Erfüllungen, Verse, diktiert vom Ekel vor der Nichtigkeit des Seins, Hymnen an den Kosmos und dazwischen Lieder einer innigen Sehnsucht nach Liebe, Kampenschein, Gesundheit . . . Dann, jäh auftauchend, ein Stemmen gegen die Wucht des Schicksals, das seinen schwindfüchtigen Leib zermalmen will, bevor sein Werk der Welt kundgetan, welches Genie in dieser schwachen Hülle gewohnt. . . In kosmischen Visionen erschafft sich der Dichter neue Welten und sendet die Seufzer der Erde empor zum Monde, dem Leuchtturm, „den Scharen klagender Marusse gewahren“. Und dann beginnen seine Pierrots zu reden, diese blasierten. Dandys des Mondes, die verkannt und einsam sind, übermütig und frech, doch im Innersten keusch und sehnsüchtig gleich ihrem Dichter. „O, läme eine . . .“ ist die wehmühtige Weise, die in seinen Versen zittert, Sehnsucht nach dem Weibe, Angst zu sterben, ohne die makellose Ersehnte gefunden zu haben, ein mächtiges Verlangen nach der „stolzen Wissenschaft, mit einem Weibe Mann zu sein“. Und die große Trauer seines Lebens ist, denken zu müssen, daß sie, die Engel, Beinkleider und Geschlechtlichkeit — pfiu! pfiu! haben.

Formell bedeuten Laforgues Gedichte den Bruch mit der Tradition. Anfangs nur machte er Sonette

*) Beide Bücher hat Agel Junker, Charlottenburg, verlegt.

wie Baudelaire, dann aber rief ihm sein künstlerisches Gewissen die Mahnung zu: . . . Originell sein um jeden Preis . . . alles sagen, jedoch alle Dinge in raffinierter Art zu sagen. Die Starrheit der Parnassiens verdroß ihn und so schuf er Verse, die bald schwirren, sich überschlagen oder von eleganter Gangart sind. Allem falschen Pathos fremd, mied er die erhabenen Gesten, die abstrakten Gemeinplätze, wie sie in der landläufigen Lyrik, aller Epochen spuken. Er brachte das Detail zur Wirkung, die Abenteuer des Alltags und die Realität in ihrem Konflikt mit den romantischen Träumen des Poeten. Noch vor einigen Jahren durfte ein deutscher Uebersetzer eins seiner schönsten Gedichte höhnisch als abschreckendes Beispiel nachdichten . . . Wir heutigen berauschen uns an diesen mißverstandenen Herrlichkeiten:

Blockade des Gefühls! Fuhrwerke der Levante. . .
 O, Regenfall o fallen dieser Nacht,
 O, Wind der Straßentempel . . .
 Allerheiligen, Weihnacht und das neue Jahr,
 O, und im Uebelsichern meine Rauchfangschar
 Der Fabriken . . .

So beginnt Laforgues Gedicht vom nahenden Winter. Höchst irdische Dinge sind darin beschrieben, aber wie! Wagenspuren, unlängst aufgerührt, steigen donquichottesk zum Himmel an, die Herbstsonne liegt jämmerlich zum Bleichen am Ginsterhügel und in der Stadt schleicht der Husten im Konvikte durch die Betten. . .

Ein rastloses Ringen um die Schaffung neuer künstlerischer Werte ist Laforgues Leben. Nicht als Experimentator, Charlatan und Phrasenerfinder steht er da, sondern als Entdecker und Verkünder ungekannter Schaffungsmöglichkeiten, die späteren Epochen nahe und vertraut sein werden.

Siebenundzwanzig Jahre alt ist Laforgue gestorben. Ein Jahr vor seinem Tode verließ er Deutschland und kam nach Paris mit seiner jungen Frau, die ihn nicht lange überleben sollte. In Briefen an die Schwester erzählt er den düstigen ahnungsvollen Roman seiner Liebe, in der im Hintergrunde das Gespenst der Schwindsucht drohte. Nach Vollendung der „Moralités“ verließ der Dichter diese Welt. Armut war die Gefährtin seiner letzten Monate. Und schon hatte man seine Bedeutung zu ahnen begonnen. „In meiner Generation ist jetzt kein Literat, dem man eine solche Zukunft verheißt wie mir“, konnte er auf dem Sterbebette schreiben.

Jules Laforgue hat den Pfad in das Reich einer neuen Schönheit gewiesen. Er wollte ihn wandeln; auf der Straße der „Sagenhaften Sinnsprüche“ betrat er sein Neuland, dann blickte er im entdeckten Gebiete um sich und tausend Pläne entstanden, die jungfräuliche Erde herrlichste Frucht tragen zu lassen. Der Tod verwehrt die Vollendung.

In den „Sagenhaften Sinnsprüchen“ hat Laforgue Prosastücke geschaffen, die einsam in der Literatur stehen, die in jeder Zeile aussprechen: Die Erkenntnis der Nichtigkeit des Daseins, das Aufbäumen des Genies gegen die Dumpsheit alltäglicher Gewohnheiten, milde Entlarvung anerkannter Helden der Literatur (Hamlet, Lohengrin u. s. f.), die Sehnsucht einer wildfeuschen Dichterseele, die furchtbare Ahnung eines verfrühten, zermalmenden Endes — — und im Hintergrunde ein fein lächelndes Antlitz, das ironisch auf die Oede aller Dinge blickt, indes die bebende Hand vergeblich das blutende Herz verbergen will. . .

So besitzen wir denn sein Hauptwerk in Wieglers vorzüglicher Uebersetzung, und seit kurzem wenigstens einen Teil der Gedichte, die Max Brod herrlich nachgedichtet hat, während Franz Blei die Szene „Pierrot, der Spaßvogel“ und die Betrachtungen über die Frauen wiedergibt. Noch fehlen Laforgues Briefe, diese Schilderungen seines Lebens am Hofe, seiner literarischen Entwürfe und seiner kurzen Liebe. Vielleicht erweckt die neue Auswahl den Wunsch nach diesen letzten Dokumenten des Dichters. Und noch sei mit Nachdruck betont, daß es wenige Uebersetzungen gibt, die sich mit den genannten vergleichen können. Wer Laforgue im Original liest, wird bekennen, daß hier schier Unmögliches mit kongenialer Leichtigkeit vollbracht worden ist.

Maeterlinck schloß seine Einleitung zu einem Essay Maclaurs über Laforgue mit der Tröstung: „Ein Dichter wird nur von denen verstanden, die um ihn sind und die ihm folgen. Und darum glaube ich, daß das Werk Laforgues, vor dem sich die besten unseres Geschlechtes neigen, die Zukunft nicht zu fürchten hat.“ Vielleicht ist heute diese Frist erfüllt.

Sapphische Ballade

Von Paul Verlaine

Die heißen Lüfte meiner Mädchenhand
 sich lächelnd um den lieben Leib dir rollen,
 ihr Feuer wächst aus deiner Sinne Brand,
 die wieder meine Blut noch glüher wollen.
 Ich muß den Körper, diesen wundervollen,
 nackt sehn, im Rausch versinken ungestillt,
 in neuen Zärtlichkeiten Dank dir zollen.
 Ich bin der großen Sappho Ebenbild.

Laß meinem irren Mund Eroberland,
 durch Täler wild sein, suchen, selig tollern,
 bis trunken ich die Schatten, Düste fand,
 des Leibes Trank, den tief geheimnisvollen.
 Laß sich die Seele deines Dichters trollen
 durch Berge, Wälder, jegliches Gefild,
 wie deine und wann meine Wünsche wollen.
 Ich bin der großen Sappho Ebenbild.

Dein Leib, dein Fleisch in meinem Eisenband
 der Mannesmuskeln, daß sie Schmerzen sollen,
 die, weich noch eben, jetzt so kraftgespannt
 den Sieg nicht sattfam triumphieren wollen,
 da Herzen und Vernunft einander grollen,
 weil der Umarmung Schoß nicht fruchtbar quillt,
 vergeblich der Vollendung sich geschwollen.
 Ich bin der großen Sappho Ebenbild.

Geleitet:

Ob Prinz, Prinzessin du, der Ehrenvollen,
 Verfehmten einer, der die Liebe schilt,
 daß dir des Dichters Worte sagen sollen:
 Ich bin der großen Sappho Ebenbild.

Uebersetzt von Alfred Richard Meyer

Ein neuer Verband

Von Ossip Dymow

I.

Es ist Zeit, einen neuen Verband zu gründen. In dem alten begannen schon Streitigkeiten. Außerdem waren dort die Verbandsabzeichen, offen gestanden, unschön, leichtverderblich und liefen schnell an. Und überhaupt. —

Alle diese und auch andere Ursachen führten dazu, daß ein Teil der tätigen Mitglieder des alten Verbandes zu einer außerordentlichen Beratung zusammentam. Die Sitzung war streng konfidenziell; Reporter waren nicht zugelassen.

Es präsiidierte der Wirt des Hauses. Er sprach:

„Meine Herren! Sie kennen den Zweck unserer Versammlung. Es ist notwendig, die Partei der Rechten aufzufrischen. Sie ist geneigt, den Weg der Konzessionen zu beschreiten. Das kann unser Patriotismus nicht dulden. Wir müssen eine neue Partei gründen.“

„Aber vor einem Monat gründeten wir doch, wie mir scheint . . .“ unterbrach eine Stimme.

„Das war etwas anderes“, belehrte der Vorsitzende, „wir waren alle „Rechte“. Zur Befestigung des Patriotismus trennte sich ein Teil in die Partei der „Rechtesten“. Jetzt wollen wir eine Partei der „Allerrechtsten“ bilden.“

„Aber wen wollen wir schlagen?“ —

II.

Die Frage war so nebenbei gestellt worden, wie etwas Nebensächliches. Aber sie bildete eine so einfache und klare Formel für die Bildung einer neuen Partei der Rechten, daß sie die Versammlung in Verlegenheit setzte. Der Vorsitzende gewährte dies und wollte die Sache korrigieren.

„Meine Herren, Freunde! Könnt ihr gleichgültig zusehen, wie die Regierung allmählich ladettisch wird. Empört sich der Patriotismus in eurem Herzen nicht? Das Vaterland ist in Gefahr! Ohne eine Minute zu verlieren, müssen wir uns zu einem Verband der „Allerrechtsten“ vereinigen. Ich schlage vor . . .“

Aber er kam mit dem Sage nicht zu Ende. Die unerbittliche Stimme von vorhin rief: „Und wen wollen wir schlagen?“

Und allen wurde es klar, daß diese Frage unumgänglich war, daß sie im Wege stand, wie auch der Vorsitzende hin und her laviieren mochte. Sie zu lösen, war notwendig.

„Na ja“, rief ein dritter, „er redet ja zur Sache. Man muß überlegen.“

„Richtig! sonst hieße es, mit den Kleinigkeiten begnügen zu haben: „Vaterland in Gefahr“, „Patriotismus“.“

„Ordnung muß sein; erst die Hauptsache, dann erst der rednerische Teil.“

„Nun gut“, sagte der Vorsitzende, „dann wollen wir das Hauptsächliche besprechen.“

Und sein Herz zuckte zusammen, da er ahnte, daß seine Sache schwankte.

III.

„Also“, begann der Vorsitzende, „zur Diskussion steht die Frage — —“

„Is' ja bekannt, die Juden!“ unterbrach eine leichtsinnige Stimme.

Ringsum belachte man die Naivität dieser Antwort,

der Rufer selbst bemerkte seinen Fehler und ward verlegen.

„Ich nehme meinen Vorschlag zurück“, sagte er.

„Aber selbstverständlich“, erklärte der Vorsitzende, „von den Juden kann auch keine Rede sein. Diese Nation bildet ja das Monopol der Rechten. Wir können doch nicht ihr Reglement benutzen.“

„Wir müssen ein eignes Reglement haben.“

„Nun, dann wollen wir die Polen!“ schlug unsicher ein anderer vor.

„Ja natürlich, die Polen, dies . . . dies schadet nichts“.

„Aber da werden wir wieder auf fremde Interessen stoßen. Nein, die Polen eignen sich nicht.“

„Eignen sich nicht!“ riefen andere. „Man wird noch sagen: Plagiat“.

„Dann die Finnländer.“

IV.

„Meine Herren, ich bitte Sie, nicht unnützig Namen zu nennen, sondern zu überlegen. Das zwecklose Erwähnen der Völker und Nationen reizt nur den Appetit und läßt nur die Phantasie spielen, der die Wirklichkeit nicht gerecht wird.“

„Natürlich die Finnländer — das riecht nach „Nowoje Wremja“. Und in der „N. W.“ sitzen feurige Konstitutionalisten, ich hab's selbst gelesen. Und werden wir! . . .“

„Außerdem sitzen dort Oktobristen, hab's auch gelesen.“

„Genug, genug!“

„Meine Herren, Sie irren auch. In der „N. W.“ sitzen lauter echt russische Leute, ich hab's ebenfalls schwarz auf weiß gelesen.“

„Genug! Genug!! Genug!!! Wie es auch nicht sein mag, auch die Finnländer eignen sich für uns nicht.“

„Jedoch — wen? —“

„Hm . . . wen? Wen?“

„Ich weiß: die Armenier.“

„Ich hat doch! hat, nicht unnützig den Appetit zu reizen. Wozu? Wir müssen originell sein. Hören Sie: o—ri—gi—nell!“

„Ja, ich dachte — —“

„Sie dachten . . . lieber denken Sie ein anderes Volk aus.“

„. . . Man kann auch außerhalb der europäischen Fläche . . .“

„Freilich! Patriotische Ideen sind doch an keine terroristen — ich wollte sagen: territorialen Grenzen gebunden.“

„Also dann ist's klar, wen!“

„Wen denn? Warum ist es klar?“

„Aber die Japaner!“

„Schau einer! Probieren Sie's mal, schlagen Sie sie!“

„Ja habe ich denn gesagt, daß Kuropatkin und Stössel in unserem Verbands sein sollen? Man kann auch andere, Menschikow zum Beispiel. Der schlägt die Japaner!“

„Ach, schweigen Sie doch lieber!“

„Warum schweigen? Jeder hat das Recht der freien Meinung.“

„Ich entziehe Ihnen das Wort!“

„Herrgott soviel fremde Völker sind in Rußland, und es gibt keins, das man schlagen kann. Welche Geißel!“

„Sind schon fast alle erwähnt?“,

„Vielleicht die Kanibalen oder die Lappländer“, schlug jemand aus dem Hintergrunde vor.

„Der Gedanke ist nicht schlecht, aber — — weit.“

„Und kalt.“

„Man kann dreimal erfrieren, bis man hinkommt.“

„Hinkommen könnte man schon; aber man sagt, sie hätten Hunde.“

„Stimmt. Hunde haben sie wirklich viel.“

„Also sehen Sie, 's ist kein Bläfler.“

„Denken Sie, denken Sie, meine Herren! Wir können sonst nichts machen.“

VI.

„Ich hörte, es gäbe ein Volk, Azteten!“

„Gibt's!“

Nicht: gibt's! hat's gegeben. Heut ist es ausgestorben. Nur zwei lebende Exemplare gibt es noch; in Museen werden sie gezeigt.“

„Dann schlagen!“ — —

„Wie denn schlagen, wenn nur in Museen?“

„Wichtigkeit! Man schlägt eben und bezahlt den angerichteten Schaden.“

„Sie reden Dummheiten. Das ist schon nicht mehr Patriotismus, sondern Debauch.“

„Und noch eine Frage: haben die Azteten Ostern? Wenn nicht, wird tatsächlich für den Patriotismus nichts herauskommen.“

„Meine Herren, wie ich sehe, steht unsere Sache ungünstig.“

„Schade! Ehemals konnte man noch die Skythen!“

„Aber, Himmel! die Skythen — das sind doch wir!“

„So; dann nehme ich natürlich meine Worte zurück.“

„Ja — was tun —? Bevor die Frage des Hauptthemas nicht gelöst ist, können wir, glaube ich, in der alten Partei bleiben.“

„Und was dann?“

„Vielleicht werden wir mit der Zeit ein passendes Volk finden.“

„Meine Herren. Wir gehen auseinander. Aber unsere Absicht lassen wir nicht fallen. Weil das Vaterland in Gefahr ist!“

„Ich schlage vor, die geographische Gesellschaft um Auskunft zu bitten“, rief noch ein Gast.

Aber man hörte ihn nicht mehr, man ging auseinander.

Der Vorsiehende war betrübt; seine düstere Ahnungen hatten sich erfüllt. Wie fest hatte er gehofft, für seinen Patriotismus etwas zu erhalten. . . .

(Deutsch von Alexandra Ramm.)

Literarische Neuerscheinungen

Jakob Schaffner, Der Bote Gottes. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 4.— Mk., geb. 5.— Mk.)

„Der Bote Gottes“ stellt eine Entwicklung aus zerstörten und drahtischen Zuständen in einen organischen, hoffnungsvollen und fruchtbaren Zustand dar. Die Handlung besteht darin, daß, kurz nach dem Westfälischen Frieden, ein entgleister Schweizerischer Gelegenheitschulmeister die innere Berufung erhält, ein zerstörtes Dorf zu restaurieren und daß er der Berufung gehorcht und die Mission erfüllt. Er ist ein Befessener der spekulativen Güte; im Gegensatz zu ihm lebt in dem zu restaurierenden Dorf ein Befessener der reinen Güte, ein Bauer mit zwölf Kindern, der in seinem Zustand nicht weiter kommt. Der Schweizer bringt eine ganze Reihe durch den Krieg und durch eigenen Risikowach entwurzelte Existenzen zusammen, eine Menagerie von Typen und Charakteren vier verweifte Rittermädchen, drei städtische Umgetriebene und Lagediebe, zwei jän-

liche Bauernlümmele, ein verlorenes Schuster-Ehepaar, drei offenbare Buschklepper, den übergütigen Bauern mit seiner Wittwerenschaft und seinen zwölf Kindern, und zuletzt das Mädchen Christine, das des Bauern ewige Barmherzigkeit nicht ausläßt und ihm aus dem Dienst und aus der unerklärten Liebe läuft. Die Liebe erklärt sich schließlich, und aus dem Dienst wird ein Vergnügen Gottes. Andere Schicksale sind hineinverwoben, Schwärmerei, Himmelssehnsucht und Erden Schwere. Durch alle Situationen läuft der führende rote Faden des Boten Gottes. Aus der menschlichen Armut und der menschlichen Verheißung erwächst ein neuer Morgen jener mutigen Würde, die uns nach allen Niederlagen einzig ansteht und die immer unser Heil enthält. Nachdem der Bote Gottes, sich selber läuternd, durch eine Reihe unerschrodener und fröhlicher Situationen gelaufen ist, nimmt er in der ersten Frühe jenes neuen Morgens seine Selbstaufhebung vor: er verschwindet und überläßt den auszerstreuten Samen des Friedens und der höhern Besittung der Liebe von Sonne, Wind und Regen. Schaffner bewährt in seinem Buche gleichermäße die Freude am Chaos, die auf dem Humor beruht, wie eine von Werk zu Werk wachsende Tendenz und Kraft zur Ordnung. Es ist soviel Historisches darin wie poetische Gegenwart: Ein Buch voll des tatkräftigen Optimismus, voll Gestaltung, Ahnung und Bewußtheit.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Schillers sämtliche Werke, herausgegeben vom Tempel-Verlag zu Leipzig. Soeben sind sechs neue Bände erschienen. Preis geb. Mk. 3.— der Band.

Das Japanbuch. Eine Auswahl aus Lafcadio Hearn's Werken. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Geb. Mk. 2.80.

Insel-Almanach auf das Jahr 1912 (Im Insel-Verlag zu Leipzig.) Kart. 50 Pfg.

Rudolf G. Binding. Die Gelge. Vier Novellen. (Leipzig im Insel-Verlag.) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. (Insel-Verlag.) Geb. Mk. 3.—.

Heinrich Mann. Schauspielerei. Drama. (Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10.)

Heinrich Volkrat Schumacher. Lord Nelsons letzte Liebe. Hist. Roman. (Richard Bong, Verlag, Berlin) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Ellen Key. Seelen und Werke. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Camille Lemonnier. Aus den Tagen von Sedan. (Ugel Junker, Verlag, Charlottenburg.) Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Emil Rasmussen. Was Frauen wollen. Roman. (Ugel Junker, Verlag, Charlottenburg.) Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Jahrbuch der freien Generation für 1912. (Verlag „Die freie Generation“ W. Schouteten) Brüssel, Rue Haute 42), Preis Mk. 1.—.

Zeitschriftenchau

Der Türmer. Monatschrift. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mark, Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Novemberheftes: Theologie und Radiologie. Von Dr. J. Lang-Liebensfels. — Das Märchen vom Tode. Von Georg Lomer. — Monistische Sonntagspredigten. Von Willibald Kirßen. — Die Demokratisierung der regierenden Fürstenthümer Europas. — Parteihistorie. Von Dr. Richard Vahr. — Der Volkzeitung. — Türmers Tagebuch. — Zu Heinrich von Kleists Gedächtnis. Von Erich Schlaikjer. — Im Zeichen Kleists. Von Hermann Riensl. — Kleists Arbeit am „Zerbrochenen Krug“ u. a.

Deutsche Rundschau. Herausgeber J. Rodenberg (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin). Das Novemberheft enthält: Berthold Eichmann: Briefe von Widenbruch. — Hermann Gunkel: Die Psalmen. — Hermann Fischer: Neues über Umland. — Max Mell: Der Freiherr v. Dahlerup. — Albert Leichmann: Beethoven und Theresie Malfatti. — Freiherr v. d. Golz: Jung-Deutschland u. a. Das Heft kostet 2,50 Mark. Probehefte gratis.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. Heft 24 enthält: L. Bertrand: Das liberal-sozialistische Kartell in Belgien; Karl Leuthner: Ein Nachwort zur Innsbrucker Tagung; Dr. Frida Schak: Naturwissenschaften; F. Staudinger: Zur Kritik der Weltanschauung; Henriette Fürth: Die Frauen und das soziologische Geschlechtsproblem u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

Jan. Halbmonatschrift, begründet von Paul Cassirer, bringt in seiner neuesten Nummer (mit der Alfred Kerr aus der Zeitschrift ausscheldet) folgende Beiträge: Theodor Reik: Der liebende Glaubert. — Arnold Schönberg: Lied Arsène Alexander: Durand-Ruel. — Ernst Bläß: Banns „Schauspielerin“. — Appell an ehrliebende Theaterdirektoren von Rudolf Kury. — Alfred Kerr: Coda. — Der „Jan“ kostet 50 Pfg. Probenummern gratis durch Paul Cassirer, Verlag, Berlin W. 10.

Janus. Die seit dem ersten September bestehende Münchener Halbmonatschrift bringt in ihrer eben erschienenen Nummer 6 einen interessanten Aufsatz „Eduard von Bauernfelds ‚Soldaten-

liebchen‘ und J. M. A. Lenz‘ ‚Soldaten‘“ aus der Feder des bekannten Münchener Privatdozenten Dr. Artur Rutschker. Außerdem enthält das Heft die 6. Fortsetzung des Romans „Der goldene Schatz“, „Lalmudlegenden“ in freier Bearbeitung von dem durch sein „Buddha“-Werk rühmlichst bekannten Schriftsteller H. L. Held, den periodisch erscheinenden „Berliner Brief“ von Hans von Hülsen und, nebst Gedichten und einer Novelle, einen Bericht über die sensationelle Heidelberger Lichtfeier. — Die früheren Nummern brachten u. a. Beiträge von Dr. Hugo Eich, Dr. W. Hagen und Wilhelm von Scholz. — Preis des Einzelheftes 50 Pf. Vertriebsstelle: Hans Sachs-Verlag, München, Kaiserstraße 37.

Inhalt der vorigen Nummer: Bethmann Hollwegs Demaskierung. / Frankreichs Patrioten-Fabrikation. Von Gustav Hervé / Pressepranger. Von Prof. Dr. L. Gurlitt / Blossen / Gegen den guten Engel des Berliner Tageblatt. Von F. B. / Der Zielbewusste Von Nolo / Nietzsche und Hölderlin. Von Dr. Heinrich Jagenstein / Die Schwindsüchtige im Herbst. Von H. E. Jacob / Eulenberg's Trauerrede. Von E. Sternow / Der Genußmensch. Von Hans von Hülsen / Am Grabe des Freundes. Von Max Brod / Schnitzlers neues Werk. Von Rudolf Kanfer / Meine Hände. Von Kurt Erich Meurer / Der Rat des Narren. Von Juchani Achi / Hardt-Abend. Von Jungnickel / Literarische Neuerscheinungen / Vornotizen / Zeitschriftenschau.



Bildschön

ist ein zartes, reines
Gesicht mit rosigem, jugendfrischen
Aussehen, weißer, sammetweich. Haut u. blendend
schönem Toint! Alles dies erzeugt die echte:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Dresden-Radebeul
allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Albert Ullrich Berlin

Buchdruckerei

empfeht sich zur Herstellung von
Werken, Zeitschriften :: :: ::
Broschüren, Katalogen :: :: ::
Merkantil- und Kunst drucken

Die Buchdruckerei der Aktion

Meine Herren!

Denken Sie recht-
zeitig an Ihre
Weihnachtsgarderobe!

Beste Massarbeit
liefert

Anton Rutkowski

Engl. Herren-Moden

Berlin C. 19

Seidelstr. 18.



Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 42 • 4. Dezember

Redaktion. Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17, zu senden. :: :: ::
Telefon-Anschluß: Amt Pfalzburg No. 6242 :: :: ::
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement. Dfl. 1.— vierteljährlich (erst Bestell-
handlungen etc. oder unter Kreuzband durch den
Verlag der „Aktion“ Berlin-Wilmersdorf :: :: ::
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig :: :: ::
Interale. Durch alle Annoncen-Expeditionen und
Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin NW., Hollmannstr. 22.

Inhalt: Der ethische Defekt. Von Franz Pfemfert. / Wir jungen Juden! Von Cheskel Zwi. / Wie Frankreich Chauvinisten züchtet. Von Gustav Hervé. / Glossen. / Der Löwe Oskar Blumenthal. / Die Feuilleton-Redaktion des „B. T.“. / Erinnerung. Von René Schickele. / Wissenschaft und Reaktion. Von Peter Krapotkin. / Lover's Seat. Von Ernst Stadler. / Variétékritik. Von F. P. / Sternheims Kafette. Von Ferdinand Hardekopf. / Vorleseabend. Von A. Ruejt. / Schatten. Von Otto Pick. / Wenn wieder ein Stern uns glüht. Von Victor Habwiger. / Kurt Geucke. Von Jungnickel. / Der Mar Brod-Abend im Harmoniumsaaal. /

Der ethische Defekt

Der Tischlergeselle Njegus, der durch seine unsinnige Revolverchießerei jüngst die sonst so heitere österreichische Parlamentszene einem Tribunal ähnlich machte, ist erkannt. Seine törichte Tat hat nicht nur ihren Richter gefunden, sondern auch ihren Psychiater. Nun wissen wir, woran wir sind. Dieser Psychiater, Dr. Hermann Hövel geheißten, hat im Schweiß seines Scharfsinns ein Gutachten gefertigt, das alles erklärt. Nichts, aber auch nichts ist diesem Hövel entgangen. Aus den belanglosen Nebenumständen, daß das Attentat im Parlament auf den Justizminister verübt worden war und daß der Attentäter „Hoch der Sozialismus“ gerufen hatte, aus diesen Nebenumständen erkannte der Psychiater die „politische Natur der Motive“. Der Täter wurde als ein „fanatisierter Unzufriedener“ und die Tat als „Folge eines ethischen Defektes“ entlarvt.

Also „ethisch defekt“. Das Wort verdient Flügel. „Ethisch defekt.“ Was läßt sich mit diesem Wort nicht alles abtun? Nie ist der Verständnislosigkeit eine bessere Waffe zur Hand gewesen! Aber vielleicht prüft der Dr. Hövel sein Gutachten noch einmal nach? Vielleicht untersucht er, ob nicht der ethische Defekt der Umwelt die unglückselige Tat des Tischlergesellen Njegus verurfacht hat? Wie ist der Bedauernswerte zu seiner Torheit gekommen? Er geht, voll der Illusionen, die phrasenreiche Wahlagitatoren in ihn erweckt, zum ersten Male ins Parlament. „Ich hörte dem Dr. Adler zu. Er sprach von den Feuerdemonstrationen und der Schandjustiz. Ich habe den Justizminister noch gar nicht gesehen, aber wie ich gehört habe, daß Dr. Adler Schandjustiz sagt und eine Handbewegung gegen den Mann macht, habe ich gewußt, das ist der Justizminister, gerade jetzt hat er angefangen zu lachen. Ein Sozialdemokrat hat unten geschrien: Und der lacht noch! Da habe ich gesehen, es ist nicht recht, daß der Justizminister lacht, wenn man über so etwas spricht, und hab' mir gedacht:

Du wirst nicht mehr lachen! Ich hab' den Revolver herausgerissen und habe geschossen.“

Erzählt dies ein ethisch Defekter? Oder spricht hier einer, der in seinem primitiven Denken sich nicht mit der Tatsache abfinden konnte, daß die Illusion, die er sich vom Parlament als von dem hehrsten Tempel gemacht hatte, nur Phantasiegespinnst sei? „Sein“ Abgeordneter redet. Redet? Donnert, peitscht, zerschmettert, vernichtet die herrschende Kaste. Kreidebleich vor Erregung, die Fäuste geballt, verschlingt Der auf der Galerie jede Phrase. „Schandjustiz“. Der Tischlergeselle möchte die Wirkung dieses Schlagwortes, das eben in den Saal faßt, auskosten. Wie? Man achtet dort unten kaum auf den Redner? Und dort, dort der soeben Verurteilte, der Justizminister lacht? ...

Nein, der Tischlergeselle Njegus ist nicht einmal im Sinne besoldeter Staatsstützen ein geistig Defekter. Er ist ein Fanatiker, wohl; aber ein Fanatiker der Phrase. Er unterscheidet sich von den Hunderttausenden, die an Wahltagen zur Urne schreiten, um durch Abgabe ihrer Stimmzettel ihre Geschicke zu lenken, nur durch sein stärkeres Temperament.

Der Tischlergeselle Njegus ist kein ethisch Defekter. Er ist eines der vielen Opfer, die das Phrasenuntier Parlamentarismus schon verschlungen hat und täglich verschlingt. Njegus büßt seinen Irrglauben im Kerker. Er ist ein besonders krasser Fall. Sonst begnügt sich der Moloch mit dem Gelde und den Illusionen derer, die seiner Lüge leben.

Dem famosen Sachverständigen Dr. Hövel ist dieser Njegus ein „fanatischer Unzufriedener“. Stimmt. Aber ein Fanatiker für Unzweckmäßigkeiten. Ein Irregeleiteter, der mit untauglichen Mitteln dem leeren Schein zuleibe gehen wollte. Aber kein Psychiater hat das Recht, diesen Mann zu beschimpfen.

Franz Pfemfert.

Wir jungen Juden!

Von Cheskel Zwi.

Ob es erlaubt ist, über uns zu schreiben?

Mehr noch: ob es uns erlaubt ist, über uns zu schreiben?

Nehmt es gleichsam als das erste Symptom des Wesens von uns jungen Juden, daß wir eine derartige Frage nicht gelten lassen. Wir wollen über uns schreiben, also schreiben wir über uns!

Nehmt das auch als Symbol: wir wollen über uns schreiben! Nehmt es nicht zu eng; wir wollen auch über uns sprechen, dichten und singen. Ueberhaupt: wir wollen uns!

Ich glaube, daß das Beachtung verdiente, auch bei denen, die nicht zu uns gehören. Gewollt hat man immer im jungen Judentum, aber man wollte immer das Andere, wollte nie sich selbst. Darum war das Wollen stets größer als das Können, darum erreichte man nie, was man gewollt. Seit undenklichen Zeiten wollten die Juden immer das werden, was sie nicht waren: Hellenen, Römer, Deutsche.

Dieser Wille zum Fremden aber bedingte es, daß sie ebensowenig, wie sie sich dem Fremden assimilierten, das blieben, was sie waren: Juden. Die Religionsgeschichte kennt „Judenchristen“, warum spricht man nicht von „Juden Griechen“ und „Juden Römern“? Nur Deutschland ist brav und gründlich, und fand für die rein gezüchtete Kreuzungsgattung zwischen jüdischer und arischer Geistesart den kategorisierenden Ausdruck „Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. (Leider hat sich diesen abgeschmackten Namen auch ein Verein beigelegt, der es wirklich verdient hätte, als „jüdisch“ im besten Sinne angesprochen zu werden. Auf ihn paßt das folgende also nicht.)

Schön gelogen!

Wir jungen Juden sind keine „Deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens!“

Man mißverstehe mich nicht. Fragen Sie einen jungen Juden: „Bist Du deutsch?“ „Bist Du Staatsbürger?“ „Bist Du jüdischen Glaubens?“ so erhalten Sie auf jede dieser Fragen ein glattes „Ja“ zur Antwort. Und dieses „Ja“ kommt aus vollem und ehrlichem Herzen! Aber wenn uns gewisse Kreise einreden wollen, man brauche diese drei Merkmale unter vielen nur zu einem unklaren Begriff zusammenzubrauen und uns dieses Gericht als höchste Formel unseres Wesenskernes vorzusetzen, um unserem stürmischen Fragen nach dem eigenen jüdischen Ich eine möglichst beruhigende Antwort zuteil werden zu lassen, — dann, ja dann leugnen wir das Ganze. Das Judentum hat Jahrtausende gelitten, weil es an der Dreieinigkeit keinen Geschmack fand, und wir sollten für „deutsch“ „Staatsbürger“ und „jüdischen Glauben“ ein merkwürdiges: „aus drei mach eins“ gelten lassen? Man hat da heterogene Dinge zusammengetan. Ja, wenn's ein Geusenname wäre, ein Bonmot, mit dem wir uns stolz beladen hätten als mit einem „Judenfleck“, neben dem man „Nun erst recht!“ geschrieben hätte, wenn wir uns so nannten, um die Unmöglichkeit dessen darzutun, was an logischem Widersinn in diesem professorenhaft erfundenen Mißbegriff liegt, ja dann... — Aber unsere Herren Väter glauben nicht nur, daß sie „Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“ sind, sondern auch daß sie in der Gestalt dieses dreiteiligen Fabelwesens etwas besonders Schönes und Würdiges präsentierten.

Wir müssen die geistige Kindshaft dieser unserer Herren Väter, — in corpore — ablehnen. Wir, die Kin-

der der „Deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens“ fallen einer, — meinetwegen regenerierenden — Metamorphose anheim und werden aus komplizierten Dingen ganz einfache Menschen — Juden!

Man wird mich verstanden haben. Wir wollen „echt“ werden. Wir wollen einheitlich und wesenhaft werden. Rein Ragout sin aus dem Extract aller Rassen und Zeiten wollen wir mehr sein. Keine Träger einer Mission an die Völker, aber erfüllt von unserer Mission an uns selbst, an unser Volk! Wir wollen Eins sein an Leib und Seele und Hirn und Herz! Juden — weiter nichts!

Es geht ein Röstliches in unserer jüdischen Jugend vor: eine Renaissance, ein Kampf um Altes und Neues. Die Einen wollen stürmen, wollen eigenes Land, eigenes Volk, eigene Sprache — wollen ein eigenes Judentum haben und sie reißen die mit fort, die eigentlich nur „jüdischen Glaubens“ sein wollen, und deren sonstiges Judentum geleugnet wird, um des „deutschen Staatsbürgers“ willen. Kühne Träume beginnen wahr zu werden, das Herzliche wird vom „Judenstaat“ erstet in Wirklichkeit in dem genialen Experiment der Franz Oppenheimer'schen Siedlungsgenossenschaft in Palästina, und der erste „Freibürger“ dieses Miniaturmodell's des Zukunftsstaates wird nach Jahrhunderten wieder einmal etwas ganz Echtes sein — ein echter Jude!

Wir jungen Juden geben uns ernsthaft Mühe, diesem unserem Ideale näher zu kommen. Wir leben jüdisch, unser Denken, Fühlen, Handeln, unsere Arbeit, unsere Erholung, unsere Liebe und unseren Haß — wir gestalten sie jüdisch! —

Warum ich Euch das Alles erzähle? — Ja, warum denn nicht? —

Ober dürften wir trotz alledem nicht über uns schreiben? — Einerlei, wir taten's, ob's Euch freut oder reut! Wir sind eben Juden!

Wie Frankreich Chauvinisten züchtet

Von Gustave Hervé

Die beiden am meisten in den Schulen verbreiteten Musikbücher sind die von Marmontel und Auge. Sie wimmeln von Gefängen, in denen nur die Rede ist vom Vaterland, von Frankreich, vom Banner und von der Rache.

Paul Déroulède, unser großer nationaler Sänger, hat diese Mode, oder wenigstens ein Muster dazu, aufgestellt.

En avant! la route est large,
Le clairon sonne la charge,
Et les zouaves vont chantant.
Et là-haut sur la colline,
Dans les forêts qui dominent
Le prussien les attend.

Sie sehen diese tapferen Franzosen; sie gehen singend, voller Tapferkeit, in den offenen Himmel, nicht wahr? Das ist die französische Tapferkeit, die biedere französische Tapferkeit?

Während der Preuze sich heimtückisch auf die Lauer legt, und im Schutze des Waldes auf seine Beute lauert.

Der zarte Dichter Maurice Bouchor, der schwer beleidigt wäre, wollte man ihn als Nationalist behandeln, hat auch diese patriotische Literatur bereichert.

Dieses durch Zufall entlehnte Lied ist unter anderen Hunderten ebenso zarten patriotischen Gesängen, nicht etwa von Déroulède oder François Coppée, sondern von Maurice Bouchor.

Es heißt „der französische Soldat“.

Où vas-tu, soldat de France,
Tout équipé, prêt au combat,
Plein de courage et d'espérance,
Où t'en va-tu petit soldat?
C'est comme il plait à la patrie,
Je n'ai qu'à suivre les tambours,
Marche toujours.
En traversant bois ou prairies,
On peut rêver de ses amours.
Va, je suis prêt à la souffrance,
Même à laisser làbas ma peau.
Gloire au Drapeau!
J'aimerais bien revoir la France,
Mais bravement mourir est beau.

Unter Aufsicht Charbots, des Oberinspektors des öffentlichen Unterrichts, eröffnet man einen neuen musikalischen Kursus zur Elementarerziehung.

Charbot ist nicht wie Bouchor ein Nationalist. Er ist ein radikaler Republikaner. In dieser Sammlung sind drei Lieder so bevorzugt, das Vaterland zu besingen.

Alle drei verherrlichen die ruhmvollen Taten des Säbels.

Das eine hat den Titel: Abschied von der Klasse.

Tu pars, Conscrit. Vive la classe!
Un Français jamais ne se lasse
D'aimer de servir son pays.
Aurais-tu peur? Non, tu souris!
Pars donc Conscrit. Vive le classe!

Das andere hat den bezeichnenden Titel: Auf für Frankreich!

Das dritte ist betitelt: Mein Regiment. Es ist eine naive Verherrlichung von Säbel, Trommel und Helmbusch, alles dessen, was ein Kind an dem vorüberziehenden Regiment liebt.

Das patriotische Lied ist keine Errungenschaft Frankreichs. Déroulède hat Lehrer und Nebenbuhler in allen benachbarten Ländern. Es wäre überflüssig, hier alle patriotischen Lieder zu sammeln, die ein kleiner Engländer, ein kleiner Deutscher oder ein kleiner Italiener in der Schule, auf der Straße oder zu Hause lernt.

Hier folgen indessen einige Proben von deutschen Gesängen, die der Verfasser eines Schulbuches (Ch. Bigot, Le Petit Français), zusammengestellt hat, um den kleinen französischen Schülern zu zeigen, wie sehr man sie auf der andern Seite des Rheins verabscheut.

Die Husaren.

In der Schlacht, inmitten der Gefahr ist niemand lustiger als der Husar, die Kanone donnert und zündet wie der Blitz; das Blut macht unsere Augen leuchten und wir stürzen uns mitten ins Handgemenge.

Immer voran! rufen wir Husaren, und den Säbel und die Pistole in der Hand, lachen wir über den Sturm.

Sie sprechen französisch zu uns, wir verstehen sie nicht.

Spalten wir ihnen den Kopf, damit sie schweigen.

Der Husar reitet weiter, immer weiter; wenn sein Nebenmann getroffen wird, es regt ihn nicht auf; der Körper sinkt ins Grab, aber die Uniform und die Seele gehen triumphierend in den Himmel ein.

Wo ist der Rhein?

Wo ist der Rhein? — Er fließt auf deutscher Erde. Merkt euch das, Franzosen, ihr, die ihr nichts von Geographie versteht. Und wenn wir nicht unglücklicherweise durch Jahrhunderte hindurch geschlafen hätten, so hättet ihr Ruchlosen uns nicht die beiden Ufer unseres Stromes streitig gemacht.

Heute rächen wir die Schmach, die ihr dem deutschen Volke angetan habt. Unsere Tapferen sind bereit, mit dem Schwert in der Hand, unsere Grenzen von Zuaven und Türken zu reinigen.

Die Länder Elsaß-Lothringen und Burgund, die ihr geraubt habt, sind deutsche Länder! Lacht nur! Lacht! Bald werden euch vor Angst die Zähne klappern.

Wir werden euch diese drei Provinzen abnehmen, wir werden sie euren Klauen entreißen; wir werden die deutsche Ehre wieder herstellen auf Kosten des französischen Ruhmes, und uns als Herren über beide Ufer des Rheins setzen.

Ueber die Franzosen.

Ihr kennt das alte Lied! Hurra! Hurra! Hurra! Wir sangen den Refrain während der langen Märsche, oder wir anderen, indem wir uns übten zu dem kommenden Kriege.

Hurra! Hurra! wir sangen diesen Refrain zu Friedenszeiten; heute singen wir ihn von neuem, denn man will kämpfen, Hurra, es geht auf die Franzosen.

Die Alten haben uns dieses Lied gelehrt, Hurra! Ich denke, uns sind die Alten wert! Nun können wir es zeigen, Hurra! Sie sangen an der Katzbach, bei Großbeeren und Dennewitz, und also singend fielen sie wie der Blitz über die Franzosen her.

Gott segne euch, ihr Alten; Hurra! Wir singen wie ihr nach der guten, alten Weise, Hurra! Und wir haben sie schon erprobt, als wir bei Weissenburg, Forbach und Wörth mit den Franzosen kämpften.

Mein lieber Herr Franzose, wie befindest du dich? Hurra! Du wirst diesmal ruhig und weise sein. Hurra! Du tust gut daran, jetzt zu trohen, herauszufordern, zu lügen und List zu gebrauchen, wie der Teufel! Du wirst bald genug daran getan haben. Voran denn, kämpfen wir mit den Franzosen.

Begrüßt siehst du, König Wilhelm, tapferer und stolzer Held! Hurra! Hurra! Hurra! Nach Paris! Paris ist unser Ziel, wie es das unserer Väter gewesen ist. Wir werden bald dort sein. Sieg! laßt uns den alten Refrain singen: Hurra! kämpfen wir mit den Franzosen.

Wir nehmen ein anderes Lehrbuch zur Hand:

Sittliche Erziehung und bürgerliche Lehren, von A. Mézières (Mitglied der franz. Akademie).

(S. 37.) „... Das Vaterland hat ein großes Unglück zu tragen, es hat zwei Provinzen verloren. Wenn euer Mutter krank ist, so umgibt ihr sie mit Sorge und Zärtlichkeit. Bedenkt, daß das Vaterland euer zweite Mutter ist, und wie sie leidet und weint um die Kinder, die man ihr von der Brust riß. Liebt sie drum, meine Kinder, und tröstet sie, wie sie es von euch erwartet.“

(S. 80.) „... Ihr werdet eines Tages Frankreich als Soldaten dienen. Von diesem Tage an, meine Kinder, schuldet ihr dem Lande euer Blut. Die nationale Geschichte ist erfüllt von Heldentaten, die auf dem Schlachtfelde geschehen sind. Ruft euch diese

ruhmreichen Taten immer wieder ins Gedächtnis zurück, und nehmt euch vor, alles zu opfern und alsdann werdet ihr Großes leisten zum Wohle des Vaterlandes und zur Ehre des Banners.“

Welche Kinderseele, sei sie nun deutsch oder französisch, widerstände einem solchen Einfluß der systematischen Vergötterung seines Vaterlandes und der Herabsetzung der Nachbarländer?

Ein Kind kann kaum lesen und weiß von nichts etwas. So weiß es doch ein Ding und das ist fest in seine Seele eingepägt: das ist, es muß sein Leben opfern, wenn es sein Vaterland befiehlt.

Glossen

Der scheinotote Löwe

Der Löwe Oskar Blumenthal hatte Jahre hindurch nichts mehr von sich hören lassen, schien gestorben. Da war — Ritterlichkeit! — nichts zu machen. Nunmehr aber ist es abermals Zeit, lächelnd einen Pfeil aus dem Köcher zu nehmen: — denn siehe, der Wüstenkönig hatte nur geschlafen. Vor kurzem ist er mähneschüttelnd erwacht (noch blinzelt er . . . Darum rasch!) und erhebt auf's neue die sandigen Pranken gegen die Kunst. Warum er es tut? Je nun! Weil er sie haßt. Von wo er es tut? Je nun! Von welcher anderen Plattform aus als vom Feuilleton des B. T.? Wann er es tut? Je nun! Wenn man es, ohne sich gerade allzu sehr zu exponieren, tun kann; wenn dem Börsenherzen die Konjunktur saftig genug erscheint, einen furchtsam-raschen Prankenhieb zu wagen; wenn es möglichst unbemerkt vor sich gehen kann . . . (solche Löwen haben häufig als Altmeister deutschen Humors und deutscher Kritik einen Ruf zu verlieren . . .).

Über Du hast Dich geirrt! Du bist bemerkt worden! Trotz der saftigen Konjunktur! Zweimal erwischt, Du Wüstenkönig! Einst hast Du Ibsen beslechts, Rosmersholm beknurrt. Sie haben sich durchgesetzt, es geht nicht mehr. Aber, siehe da! am Horizont begibt sich was — D'Annunzio schreibt Oden, schreibt Positives, Feierliches über Menschenschlächtere. Das ist etwas für Dich, darauf mußt Du Dich stürzen. Und darfst's doch garnicht. Wann ist man doch mehr Barbar, wenn man das „Weiße Röhl“, oder wenn man bewaffnete Carmina schreibt? Na also! Wer von Euch macht die schlechtesten Verse, Er oder Du? Na also! Konjunkturfrihe — willst Du uns glauben machen, Dir sei die Barbarei des Italieners zuwider und nicht sein Talent? Wem willst Du einreden, daß erst seine blutdürstigen Oden Dein Herz gekränkt haben und nicht schon sein unsterblichstes Teil, seine marmornen Offenbarungen „Fuoco“, „Voluptà“, „Città morte“, „La Gioconda“? Du bist erwischt. Habeas tibi! Und was tust Du nun, zehn Tage später? Konjunkturfrihe — Du weißt genau, es geht ein Meinungswind gegen unsere Hoftheater. Staubklassik; Schablone; Erstarrung u. s. w. Dahinter, meinst Du nun, kannst Du Dich bergen und kannst getroßt und wohlgenut ein paar Verschen gegen die Rosenkavalierdichtung und gegen Hofmannsthal loslassen. (Gegen R. Strauß nicht: — er ist kein Konkurrent.) Du hast das Textbuch nicht verstanden; warum auch? Es scheint Dir unmotiviert, schief und der Wirrnis der ganzen Handlung entsprechend, daß am Ende ein kleiner Mohr hereintrippelt und ein Taschentuch aufhebt? Freilich, im „Weißen Röhl“, in „Als ich wiederkam“ schien alles sehr motiviert und gerade; einer Mehrdeutigkeit kann ich mich nirgend entsinnen. Aber Du

hast recht: nieder mit der Konkurrenz! Die Neuromantik hat Dich aus dem Sattel gehoben. Und doch warest Du einst mit Dr. Ludwig Fulda zusammen Größter Deutscher Dichter!

Welches wird Dein dritter Streich sein? Die Kunst ist lang, Dein Wiß kurz. Ich will Dir helfen. Wie wäre es, zum Beispiel, mit einer kleinen Stinkbombe gegen Stefan George? Ich müßte einen prächtigen Gedankengang. Dieser Meister schreibt alle Hauptworte klein; ergo müßte sein Größenwahn keinem Dinge Bedeutung bei. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Du, trefflicher Sprachkonditor, diesen Irrsinn à tempo auf 6 Bierzeiler („sie sprühen vor Laune“) ziehen könntest. Ferner bitte ich Dich, künftig zu bedenken, daß der Name Hofmannsthal die drei Elementarworte „Hof“, „Mann“, „Tal“ enthält — zu was für tränenreichen Permutationen und spaghaftesten Wortwigen könnte das ausgeschlachtet werden! Reinhardt macht Gastspielreisen; erfinde doch, wie er zum König Menelik gerufen wird! Behaupte doch, daß Vollmoellers Dichtungen darum so lustig seien, weil sein Bruder Axiatiker ist! (Ha, ha . . . Et liegt in de Familie . . . Berlin lacht Tränen . . .) Aber wie dem auch sei, rechne damit, daß ebenfalls Deine nächste Tat nicht unbemerkt und nicht ungewürdigt bleiben wird.

„Eben lese ich bei Börne“

verkündet Fritz Engel am 28. November 1911 im „Berliner Tageblatt“. Man wird sich diesen Tag als Markstein in der Entwicklungsgeschichte des Ludwig Pietsch-Jünger notieren. Er ist bei Mosse, kauft bei Wertheim, er kann also nur bei Börne lesen. War's aber nicht nur der Bettelkasten, der dem Engel einen Börne-Ausspruch in die Hand spielte? Denn Börne wäre für den „leitenden Redakteur“ nicht die schlechteste Kost. Börne hat (neben anderen lieben Wahrheiten) Sätze geschrieben wie diesen: „Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armut hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armut nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausstehliche.“

Die Feuilleton-Redaktion des „Berliner Tageblatt“

entwaffnet mich. Ich habe hier festnageln müssen, daß sie wichtige Ereignisse totschweigt. Aber die Wirkung meiner Kritik ist ungeheuerlich: Jetzt berichtet das Feuilleton über Ereignisse — die überhaupt nicht stattgefunden haben! Am Sonntagmorgen, den 26. November, wird der Alfred Richard Meyer-Abend gewürdigt. Es heißt da: „Den Schluß des Abends bildete ein Vortrag des Zwiegesprächs aus Frank Wedekinds Schäferspiel „Felix und Galathea“, eines Jugendwerkes des Münchener Dichters, das zwar an seine späteren Dichtungen nicht heranreicht, aber immerhin manche echte Perlen aufweisen kann.“ Das ist glatt erfunden. Diesen Schluß des Abends bildete die Einbildung des B. T.-Rezensenten. Frank Wedekinds Schäferspiel ist weder zum Schluß noch überhaupt zum Vortrag gekommen. Aber was tuts? Die Kritik weiß doch ihr: „zwar —, aber immerhin . . .“ zu fällen. Und diese Kritik wird empört sein, wenn man ihr Leichtfertigkeit vorwirft.

F. P.

Erinnerung

Sab ich dich damals in den Armen denn gehalten
und fest an mich gedrückt?
Versank ich nachts entzückt
in Zärtlichkeiten, die wie Gottes Hände walten?

Wenn ich dich suchte, um dich nicht mehr fort
zu lassen,
und dich von weitem sah,
war ich von Sinnen da
und nahm dich wie ein Kind und stürmte durch
die Gassen?

Was waren deine Worte, die die Welt um bauten,
so daß ich heute noch
erzittern muß? Und doch
weiß ich nicht mehr, wann du sie sprachst, und
wie sie lauten.

Strasburg

René Schickele

Wissenschaft und Reaktion

Von Peter Krapotkin

Nach der Niederlage der großen französischen Revolution trat eine Periode allgemeiner Reaktion ein, nicht nur auf dem Gebiete der Politik, sondern auch in der Wissenschaft und Philosophie.

Die Grundprinzipien der Revolution gingen natürlich nicht verloren. Die Befreiung der Bauern und der Arbeiter in den Städten von der Leibeigenschaft, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Repräsentativ-Regierung, diese drei Prinzipien, welche die Revolution verkündet hatte, brachen sich allmählich in- und außerhalb Frankreichs Bahn. Nach der stürmischen Revolution, die die großen Prinzipien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf ihre Fahne geschrieben hatte, setzte die allmähliche Evolution ein, d. h. eine langsame Umgestaltung der Institutionen, eine Verwirklichung der von der Revolution vorgezeichneten Prinzipien im Leben und Gesetz. Eine solche auf dem Wege der Evolution eintretende Verwirklichung von Prinzipien, die ein vorheriges Revolutionsgewitter verkündet hat, könnte als ein allgemeines Gesetz in dem Entwicklungsleben der Gesellschaft angesehen werden.

Obgleich die Kirche, der Staat, und sogar die Wissenschaft die Fahne der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit mit Füßen traten, und obgleich es eine Zeit lang allgemein — auch in der Philosophie — Lösungswort wurde, das Bestehende anzuerkennen und sich ihm anzupassen, drangen dennoch die freiheitlichen Prinzipien allmählich in das Gesellschaftsleben ein. Allerdings begann man die Lehnverpflichtungen, welche die republikanischen Armeen in Italien und Spanien zerstört hatten in diesen Ländern wieder einzuführen auch die Inquisition regte sich daselbst wieder. Aber nichtsdestoweniger hatten sie den Todesstreich erhalten und erholten sich nicht mehr davon.

Die Woge der Befreiung von der Leibeigenschaft rollte zuerst zum westlichen Deutschland, von dort nach Preußen und Oesterreich, sie verbreitete sich über die Halbinseln, und in ihrer Bewegung nach Osten erreichte sie im Jahre 1861 Rußland und im Jahre 1878

den Balkan. In Amerika verschwand die Sklaverei im Jahre 1863. Die Ideen der Gleichheit Aller vor dem Gesetz und der Repräsentativ-Regierung verbreiteten sich gleichzeitig von Westen nach Osten; und am Ende des Jahrhunderts war nur Rußland noch unter dem Joch der Autokratie, und auch diese steht dort nur auf schwachen Füßen.

Andererseits sehen wir, wie bereits am Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts die Ideen von der wirtschaftlichen Befreiung proklamiert werden. Der Engländer Godwin ließ im Jahre 1794 ein bemerkenswertes Werk: „Untersuchungen über Gerechtigkeit in der Politik und den Einfluß dieser auf die öffentliche Moral“ (An Enquiry into political justice etc.) erscheinen. Dieses Werk machte ihn zum ersten Theoretiker des regierungslosen Sozialismus, d. h. des Anarchismus. Babeuf trat, wahrscheinlich von Buonarotti beeinflusst, im Jahre 1796 als der erste Theoretiker des zentralistischen Sozialismus, d. h. des Staatssozialismus hervor.

Später kamen Fourier, Saint-Simon und Robert Owen, die drei Begründer des modernen Sozialismus in seinen drei Hauptrichtungen und arbeiteten an der Weiterentwicklung der Prinzipien fort, welche bereits das Ende des vorherigen Jahrhunderts verkündet hatte. Und noch später, in den vierziger Jahren entstand in Proudhon, dem Godwin unbekannt war, aufs neue ein Begründer des revolutionären Sozialismus.

Die wissenschaftlichen Grundlagen für den Sozialismus mit seinen beiden Polen, dem staatsfreundlichen und dem staatsfeindlichen Sozialismus, wurden bereits am Anfang des 19. Jahrhunderts gelegt, und dies mit einer Gründlichkeit und Gedankenfülle, die unsern Zeitgenossen leider meistens nicht bekannt ist. Nur in zwei, allerdings sehr wichtigen Hinsichten ist der moderne Sozialismus wesentlich weiter gekommen. Er ist nämlich einerseits revolutionär geworden, andererseits hat er sich von der christlichen Religion, mit der man vor 48 gern kokettierte losgesagt.

Der heutige Sozialismus hat beariffen, daß zur Verwirklichung seiner Ideale die soziale Umwälzung von primärer Notwendigkeit ist; nicht eine Ummäzung im Sinne einer Umaestaltung der Industrie oder einer „Revolution der Wissenschaften“, sondern eine solche im echten Sinne des Wortes, wonach Umwälzung den allgemeinen und unmittelbaren Neuaufbau der Gesellschaft von Grund auf bedeutet. Und ferner hat der Sozialismus aufgehört, seine Ansichten mit den halben und sentimentalen Tendenzen christlicher Reformer zu verquiden. Dieser letztere Schritt war übrigens, nicht zu vergessen, schon von Godwin, Fourier und Robert Owen gemacht worden.

Demgegenüber sind aber das Prinzip der Regierung und der Zentralisation, der Kultus der Autorität und der Disziplin, diese Ueberbleibsel einer dunklen Vergangenheit, wie Peter Lavroff sie treffend gekennzeichnet hat und welche die Menschheit vornehmlich der Theokratie und dem römischen Recht verdankt, noch heute ein Glaubensartikel der meisten Sozialisten, welche somit noch nicht die Stufe ihrer englischen und französischen Vorgänger erreicht haben.

Es führt zu weit, wenn wir erörtern wollten, welchen Einfluß die triumphierende Reaktion auf die Entwicklung der Wissenschaften ausübte. Es genügt hier, zu konstatieren, daß alles, worauf die heutige

Wissenschaft so stolz ist, bereits angedeutet, und häufig nicht nur angedeutet, sondern sogar in klarer, wissenschaftlicher Form gegen Ende des 18. Jahrhunderts definiert war. Die mechanische Theorie von der Wärme und die Unzerstörbarkeit der Bewegung (Erhaltung der Kraft), die Veränderlichkeit der Arten infolge der Umgebung, die physiologische Psychologie, die anthropologische Behandlung der Geschichte, der Religion, der Gesetzgebung und der Ideenentwicklung, — kurz: die ganze mechanische Weltanschauung und die synthetische Philosophie — alle diese Entdeckungen bestanden bereits im vergangenen Jahrhundert im Stadium des Entwurfes, vielfach auch in weiterer Ausführung.

Aber unter dem Einflusse der Reaktion wurden diese Entdeckungen volle fünfzig Jahre in den Hintergrund gedrängt. Die Gelehrten erklärten sie für „wenig wissenschaftlich“. Unter dem Vorwand, erst einmal die Tatsachen zu untersuchen, oder „wissenschaftliches“ Material zu sammeln, wies man in den wissenschaftlichen Gesellschaften Untersuchungen zurück, die nichts mehr und nichts weniger als genaue und exakte Berechnungen und Messungen bedeuteten, — wie die Bestimmung des mechanischen Äquivalents der Wärme d. h. die Bestimmung der Quantität von Reibung, die zur Erzeugung einer bestimmten Quantität Wärme nötig ist, durch den älteren Seguin und Joule.

Die englische „Royal Society“ weigerte sich sogar, Joules Bericht drucken zu lassen, mit der Motivierung, daß er „unwissenschaftlich“ sei. Auch das im Jahre 1843 geschriebene ausgezeichnete Werk Groves über die Einheit der physischen Kräfte fand bis 1856 keinerlei Beachtung. Nur wenn man die Geschichte der Wissenschaften während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts studiert, versteht man vollkommen die verfinsterte Nacht der Reaktion, die in Europa herrschte.

Der Vorhang zerriß plötzlich am Schluß der fünfziger Jahre, wo im westlichen Europa jene liberale geistige Bewegung einsetzte, die zur Erhebung Garribaldis und zur Befreiung Italiens führte, die in Amerika die Aufhebung der Sklaverei, und in England die liberalen Reformen brachte. Diese gleiche Bewegung führte für Rußland die Abschaffung Leibeigenschaft und der Knete herbei und stürzte in der Philosophie die Autorität Schellings und Hegels und gebär jene frische und entschiedene Empörung gegen die intellektuelle Hörigkeit und Erniedrigung vor jeglicher Autorität, die uns unter dem Namen „Nihilismus“ bekannt ist.

Es ist von Wichtigkeit, sich zu vergegenwärtigen, in wie weit die republikanischen und sozialistischen Lehren der dreißiger und vierziger Jahre, sowie die Revolution vom Jahre 1848 der Wissenschaft halfen, die Fesseln zu zerreißen, mit welchen die kontre-revolutionäre Reaktion sie niederzuhalten suchte. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, genügt es, hier zu bemerken, daß der soeben erwähnte Seguin, Augustin Thierry (der Historiker der Volksgerichtsbarkeit und des Föderalismus im Mittelalter), sowie Sismondi (der Historiker der freien Städte Italiens) Saint-Simonisten waren, daß Darwins Kollege A. R. Wallace in seiner Jugend zu den begeistertsten Anhängern von Robert Owen zählte, daß August Comte in Saint-Simon seinen Lehrmeister erblickte und Ricardo und Bentham Owenisten waren, und daß die Materialisten Karl Vogt und George Lewes, sowie auch Grove, Mill, Spencer und viele andere unter dem Einflusse der radikal-sozialistischen Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre

gestanden hatten. Aus dieser Bewegung schöpften sie ihre wissenschaftliche Kühnheit.

Das Erscheinen der Werke von Grove, Joule, Berthelot, Helmholtz, Darwin, Claude Bernard, Rolenschott, Vogt, von Linné, Bain, Mill und Burnouf, welches im Verlaufe von fünf bis sechs Jahren (1856—1862) erfolgte, das plötzliche Erscheinen dieser reinen Plejade von Arbeiten bewirkte eine vollständige Revolution in den Grundanschauungen der Wissenschaft. Die Wissenschaft schloß plötzlich ganz neue Bahnen ein. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit wurden ganz neue Wissensgebiete erschlossen. Die Wissenschaft von den Lebenserscheinungen (Biologie), die der menschlichen Einrichtungen (Anthropologie und Ethnologie), die Wissenschaft von der Vernunft, dem Willen und den Gemütsbewegungen (physische Psychologie), die Geschichte des Rechts und der Religionen entstanden unter unsern Augen und überraschten uns durch die Kühnheit ihrer Verallgemeinerungen und den revolutionären Geist ihrer Schlußfolgerungen. Was im vorigen Jahrhundert nur allgemeine Annahme gewesen war, war jetzt durch Wage und Mikroskop bewiesen und durch tausende von Experimenten gerechtfertigt. Ja sogar die Art, zu schreiben, änderte sich. Die oben erwähnten Gelehrten lehrten zu jener Klarheit, Exaktheit und Schönheit des Stils zurück, welcher die induktive Methode kennzeichnet und jenen Denkern des 18. Jahrhunderts eigen war, die sich von der Metaphysik losgesagt hatten. —

Es ist sicherlich unmöglich, im Voraus zu bestimmen, in welcher Richtung sich die Wissenschaft künftig weiter bewegen wird. So lange die Gelehrten noch von den Besitzenden und von der Regierung abhängig sind, wird ihrer Wissenschaft dadurch unfehlbar der Stempel aufgedrückt und besteht stets die Gefahr einer Stillstandsperiode, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschte. Aber eins ist gewiß: in der Wissenschaft, die wir heute haben, bedarf es nicht mehr der Hypothesen, die bereits Laplace entbehren konnte, noch der metaphysischen „Wörtlein“, über die sich schon Goethe lustig machte. Das Buch der Natur, das Buch von der Entwicklung des organischen Lebens und der Menschheit, können wir heute schon lesen, ohne daß wir unsere Zuflucht zum Schöpfer, zu einer geheimnisvollen, Leben gebenden Kraft, einer unsterblichen Seele, oder zur Hegelschen Trilogie nehmen, ohne daß wir unsere Unwissenheit hinter irgend welchen metaphysischen Symbolen verbergen. Die mechanischen Erscheinungen, die immer nur komplizierter werden, je weiter wir uns von der Physik zu den Manifestationen des Lebens entfernen, genügen uns zur Erklärung der Natur und des gesamten organischen, intellektuellen und sozialen Lebens.

Es gibt viel, sehr viel in der Welt, das uns noch unbekannt, dunkel und unverständlich ist; und es werden immer neue, der Erklärung bedürftige Räden in unserem Wissen sich auftun, sobald die alten ausgefüllt worden sind. Aber wir kennen kein Gebiet, auf dem uns die Erklärung der Erscheinungen nicht durch einfache physikalische Tatsachen, wie wir sie im Zusammenstoß zweier Billardbälle und beim Fall eines Steines beobachten, oder durch bekannte chemische Reaktionen möglich sein sollte. Diese mechanischen Tatsachen genügen uns bis heute. Nirgends haben sie uns im Stich gelassen.

Lover's Seat

Im Abend sind wir steile grünbebuschte Dünenwege
hergeschritten.

Du ruhst an mich gedrängt. Die Kreideklippe schwingt
ihr schimmerndes Gefieder über tiefem Meere.

Hier, wo der Fels in jäher Todesgier ins Leere
Hinüberlehnt, sind einst zwei Liebende ins weiche blaue
Bett geglitten.

Fern tönt die Brandung. Zwischen Küssen lausch ich
der Legende,

Die lachend mir dein Mund in den erglühten Sommer-
abend spricht.

Doch tief mich beugend seh ich wie im Glück erstarren
dein Gesicht

Und dumpfe Schwermut hinter deinen Wimpern warten
und das nahe Ende.

Brüssel.

Ernst Stadler.

Varietekritik

Von Franz Pfeffert.

Seit Willibald Stille, der Held des Romans von Otto Julius Bierbaum, an der Haltbarkeit eines Strickes zugrunde gegangen ist, haben Berufene und Unberufene wiederholt die Verebelung des Varietes gefordert. Eine umfangreiche Literatur beschäftigt sich mit dieser Frage. Und den theoretischen Erörterungen sind auch praktische Versuche gefolgt. (Wolzogens Ueberbrettel und die Münchener elf Scharfrichter dürften die bemerkenswertesten gewesen sein.) Aber alle diese Versuche mißglückten und mußten mißglücken. Sollte die Reformbewegung Erfolge haben, so war es notwendig, entweder neue Mustervarietes zu schaffen, oder die vorhandenen Spezialitäten-Theater selbst zu verbessern. Statt dessen schuf man Ueberbrettelhäuser, die mit dem landläufigen Variete nichts gemein hatten und wohl auch nichts gemein haben wollten. Die einfach einem theatermüden (oder richtiger: theaterträgen) Publikum eine flüchtige Modellaune bedeuteten. Eine Modellaune. Wie die Korsfahrten, wie der Fünf-Uhr-See oder der Humpelrod. Heute ist das Ueberbrettel vergessen, und was wir noch als „Cabaret“ dahinsiechen sehen, ist nichts anders als unser altes liebes Lingeltangel-Ungeheuer, ins rein Erotische übersetzt. Es sind teilweise sogar die lieben alten Chanteusen, die uns jetzt im Cabaret so gut gefallen, wie sie uns einst (..schön war die Jugend..) in der Elssasserstraße zu Berlin gefielen. Das Variete selbst hat von dem seligen Ueberbrettel nichts übernommen.

Das ist nur zu natürlich. Das Variete glaubte, in dem Ueberbrettel nicht ein leuchtendes Vorbild, sondern eine Konkurrenz erblicken zu müssen. (In Wirklichkeit mit Unrecht: das Durchschnitts-Varietepublikum hat von dem Dasein der Ueberbrettel kaum Notiz genommen.) Man wartete also ab. Wäre das Varietepublikum in den Wolzogenschen Kunsttempel geströmt, so wären schon die Aktionäre der Spezialitätenbühnen für eine Reformierung der Varietekunst eingetreten. So jedoch blieb alles beim alten. Das Publikum wollte es so. Das Ueberbrettel ist tot: das Variete lebt und gedeiht.

Und ist heute noch so reformbedürftig, wie es früher reformbedürftig war. Und es ist auch reformfähig!

Aber — und das ist das Malheur — wir sind noch immer daran gewöhnt, das Spezialitätentheater verächtlich abzutun. Wir übersehen dabei, welche Rolle die Varietekunst im Leben unseres Volkes spielt. Wir unterschätzen den Varietebesucher. Seht euch die Stammgäste unseres Apollotheaters, unseres Wintergartens an. Sind es stumpfsinnige Trottel? Es sind gute Bürger. Es sind dieselben Bürger, die anderswo als der „Kern“ der Nation angesprochen werden. Sicher haben sie zu Hause ihren Goethe und ihren Schiller. Sicher begeistern sie sich auf Befehl des Wandkalenders für alles Gute, Schöne und Edle. Sie feiern zweifellos auch unsere Kleistfeier mit. Aber das wird sie nicht abhalten, der zehnten Muse treu zu sein. Nicht aus blinder Liebe zum Brettel. (Sie würden in vielen Fällen das Theater vorziehen.) Aber ein Theaterbesuch verlangt „Stimmung“. Der Bürger nun ist nach des Tages Mühen den Anforderungen, die ein ernstes Stück an die Aufmerksamkeit des Zuhörers stellt, nicht gewachsen. Er sucht leichte Kost. Die bietet das Variete.

Wir werden also den Bürger nicht aus dem Variete locken. Wir können aber dahin wirken, daß die Varietekunst verbessert wird. Das moderne Spezialitätentheater ist nun einmal ein Machtfaktor, mit dem wir rechnen müssen. Was taugt es, das zu übersehen? Wir schädigen schließlich uns allein. Denn ob das Brettel auf den Kunstsinne des Volkes verderblich wirkt oder segensreich, das hängt letzten Endes von uns ab. Wir haben es in der Hand, das Variete in unserm Sinne zu veredeln. Indem wir uns mit ihm beschäftigen. Indem wir unsere Kritiker ins Spezialitätentheater schicken.

Schaffen wir eine Varietekritik.

Nehmen wir doch endlich das Brettel ernst. Es ist kein „notwendiges Uebel...“ Wir brauchen das Variete, weil wir die Kunst einer Ruth St. Denis nicht entbehren wollen, weil eine Fuller, eine Guilbert, weil die Wiesenthals einen würdigen Rahmen für ihre Sondernkunst brauchen. Sie gehören nicht in den Konzertsaal. Sie sind kein Hausenfüßel für das Theater. Deshalb brauchen wir das Variete: Als Kleinkunst-Theater.

Schaffen wir eine Varietekritik.

Die Waschzettel und die Reporternotizen über Premieren der Spezialitätenbühnen sind nachgerade eine Gefahr. Der Reklameheld Harry Houdini wird mit langen Leitartikeln bedacht. Die Schöpfung der Denis ist mit dem Wörtchen „eigenartig“ abgetan. So wird die Urteilslosigkeit der breiten Masse gefüttert. So wird das Kunstverständnis im Volke getilgt. So wird das Variete zur unmoralischen Anstalt.

Varietekritiker täten not. Dem Publikum fehlt heute jeder Maßstab, um sich selbst ein Urteil bilden zu können über das, was ihm im Variete geboten wird. Der Kritiker wird also vorerst die Rolle des Lehrers und Mahners zu übernehmen haben. Er wird sein Gut und Böse begründen müssen wie der Theaterkritiker. Er soll ein Stück Wildnis der Kunst dienstbar machen. Die Tagespresse muß sich endlich dazu bequemen, neben den Theater- und Konzertkritikern auch sachverständige Varieterichter zu beschäftigen. Dafür sollten die Leser sorgen, indem sie sich fordernd an die Redaktion ihres Spezialorgans wenden.

Theater

Carl Sternheim: Die Kaffette

Das beste Bild an diesem allzulauten Abend des Deutschen Theaters bot, in des Direktors Loge, der Doktor Blei aus München. Der Stirne fahlen Aufstiege kränzte ein Reif zermühlter Haare, aus putriden Pudern glomm wächserner Tod, der Mund schien ein kleines Grab, die Kiefern durchliefen ihre mönchische Geometrie. Und wenn der Vorhang gefallen war, dann erhob sich dieser Doktor, verblieb stehend gegen die Logenbrüstung, en tendant au ciel ses deux bras, les deux mains jointes, les dix doigts appliqués, debout, les uns contre les autres, en ce geste que les imagiers d'antan donnèrent aux saints et aux guerriers morts, sculptés sur des tombeaux (J. R. Hunsmans, La Cathédrale). So schenkte er dieser Art Dramatik vor den Menschen seine Neigung, die eine Anbetung ist, und die er, vor drei Vierteljahre, in einem Essai nachgewiesen hat. Carl Sternheims Stücke „aus dem bürgerlichen Heldenleben“: „Die Hose“, „Der Rock“, „Die Kaffette“ — voilà la vraie comédie. Molière wird genannt. Nicht Diskussionen um Probleme herum errichte dieser Autor, sondern Ideen, leidenschaftlich incarniert in eindeutigen Menschen heutiger Formung. Ein kulturelles Ereignis: „die ewige Idee ist in ihrer zeitlichen Erscheinung zu künstlerischer Gestaltung gekommen.“ So Franz Blei. Man kann es so sehen. Sternheim, durch Schlaraffenberge von Literatur, Künstlichkeit, Luxus gedrungen, giebt den Vermutungen, Deutungen der Literaten zu fressen, ihrer detektivischen Indizien-Gier. Der Boudoirs, wo er Ergänzungen fand, bewahrt er lange den Duft, — der spät zerstäubt in irgend einer Arabeske, in einer stilistischen Verdampfung, in irgend einer sehr gefühlten Vernachlässigung, einer schaumigen Kleinigkeit Luft. So delikater Stellen — reines Rococo etliche — enthielt die „Hose“ mehr, als die anschaulicher herumgereichte „Kaffette“. Denn der Dichter, jenseits aller Kuren, erfährt seinen realen Blick. Der Entlarvung des Deutschtums gilt es nun? dem Wüten einer Lust, die in Bürgerherzen fiel? Ach, gleichgültige deutsche Restbestände nur werden da zur Explosion gebracht: der Beamte Maske, der Oberlehrer Krull. Der könnte Marokko-Enthusiast sein, gratis; dahnisch betäubt ihn seine Hochzeitsreise: „Vor stolzen Burgen, die auf uns niedergrüßen, auf deutschem Ströme gleitet man zu Tal. Germania grüßt und Lurley . . .“ Was soll uns die, noch so radikale Desorganisierung einer solchen Existenz? Die Versuchung und die schmachvolle Hypertrophie einer Bürgerseele: ein Spaß für Bürger. Auf der Fragwürdigen, nicht der Eindeutigen Abenteuer käme es uns an, auf die ersten Europäer, nicht auf die letzten Deutschen: — auf das Theater, das, falls er Lust haben wird, Heinrich Mann schreiben wird (ja: in den Sälen Sardous; voilà la vraie comédie) . . . Oberlehrer Krull steht zwischen zwei Kaffetten: dem Geldkasten einer Erbtante und la marmite seiner jungen Gattin. Das Geld siegt; die kapitalistische Idee sprengt diesen mittelmäßigen Geist, der erst, infiziert und gelockert, einige barocke Größe aufdecken wird . . . Auf das Genrehafte, Biedermeierische des Rahmens warf sich, mit ihrem Scharfblick für Lichtseiten, die Regie Felix Hollaenders und verklärte es zum Jahrmarktsulk. Da blieb der (vom Insel-Verlag gedruckte) Text nicht sicher. Einen neuen Schluß erfand man auch. Und auf die Posse, die so wurde, flog das Parquet. Bassermann hatte ein antiquarisches Nuancen-Museum aufgebaut. Sei, wurde da Bewährtes hingebreitet. Schauspieler

sollten anonyme Sklaven des Dichters sein, ihm für sein Stück vom Direktor überantwortet und völlig preisgegeben.
Ferdinand Hardekopf.

Ein Vorleseabend

Der Verlag A. R. Meyer-Wilmersdorf, der den Ehrgeiz hat, nur Werke herauszugeben, zu denen er ein persönliches Verhältnis gewonnen, gab einen Vorleseabend im Architektenhaus. Der war also gleichsam die Probe auf seinen Geschmack, sein künstlerisches Gewissen, und ich will es gleich vorwegnehmen: diese Probe hat er, bei leichten Ungereimtheiten und Absonderlichkeiten, im ganzen trefflich bestanden. Es ist mir keine Angst, daß Dichter, die hier ihre Inkunabeln erlebten, dann als Strohfeuer verlöschen könnten. Heinrich Lautensack — bisher unter ihnen zweifellos die männlichste Kraft; von seiner starken Lyrik war in diesen Blättern einmal die Rede, diesmal las er Dramatisches, Szenen aus dem „Hahnenkampf“ (vgl. Aktion Nr. 35) und der vor kurzem erschienenen „Pfarrhauskomödie“. In Lautensack erfüllen sich vielleicht die letzten Intentionen, die dem Naturalismus der 90er Jahre dunkel innewohnten; d. h. wir haben einfach wieder realistische Kunst im wohlverstandenen Sinne, und diese Realität ist näher die psychologisch-detaillierte des 19. Jahrhunderts. Damit ist in meinem Sinne freilich ein Rest angedeutet: ich glaube, tiefste und innerste Realität läßt sich ohne ein dämonisches Ingrediens (sei es unverständlichster Sorte!) nicht bannen. An L's Komödien kann ich dies noch nicht zeigen, (beiläufig erkenne ich nicht hier und da dämonische Wirkungen, sie sind jedoch Effekte des dramatischen Impetus als solchen); aber an L's Tragödien — wenn er sie schreibe — würde sich das rächen, oder er müßte umlernen. Man denke sich in Lautensack einen völlig unsentimentalisch gewordenen Gerhart Hauptmann; mit der harmonischen Pathetik hat aber L. das ihr zugrunde liegende ideale Moment mithinausbefördert, — nun verweise ich ihn eindringlich auf die Verschmelzung von klarer Alltäglichkeit und dunkel-unterirdisch grollender Geheimsprache in Strindbergs „Kammerspielen“ oder im „Totentanz“. — Musikalisch sehr fein abgetönte Strophen las August Better vor (mehr war nicht zu deuten); Alfred Richard Meyer selbst ein Kapitel seines noch unvollendeten Romans „Der Leichenhochzeiter“, worin sich eine üppige, strogende Kleinkunst mit humorvollen Lichtern offenbarte. Statt des Wedekind'schen Schäferspiels „Felix und Salthea“ (ersch. ebd. 1911), brachte S. Friedländer eine jener Grotesken, die die Leser der „Aktion“ kennen, zu Gehör: „Der geflügelte Ottokar und die betrunkenen Blumen.“ Sollen wir über diese Dichtung schon etwas sagen? Wer fühlt nicht, daß diese Grotesken seltsamste Grenzgewächse und Zwitterwesen sind, mit all dem schillernden Reiz, all der oberflächigen Unergründlichkeit der Geschöpfe, die auf der Grenze leben? Sie sind, wenn man näher zusieht, nur die schrulligen, schnörkelhaften Begleit- und Unterstimmen einer großen Grundmelodie von der Welt als Polarität. Und es ist Experimentalbetätigung eines sie erfassenden Geistes darin, der versucherisch zwischen Höhen und Tiefen gaukelt, ohne das Gleichgewicht zu verlernen. Ein Ein- und Ausatmen der reinsten wie vergiftetsten Lüfte, ein Grimassenschneiden und ein stilles Duckmäusertum, ein Hindurchgehen durch alle Sympathiemöglichkeiten, von der Ruh Klaudine bis zum Leben Gott in Verlegenheit. — Friedländer liest selbst seine Sachen auch ausgezeichnet vor; die Mehrzahl der anderen Autoren aber fanden

ihre Interpretin in Rest Langer. Das nun war ein Erlebnis für sich, sie vortragen zu hören! Sie war zärtlich und hingebend mit ihren Vokalen an jedes Gefühl und jeden Sinn, sie hub etwas kränklich-blutarme Gedichte wie auf Flügeln, sie bändigte die Leidenschaft der allzulauten, sie war ganz tanzende, tänzelnde Stimme in Friedlaenders Rokokoversen, bei nur andeutend mitgehenden Gesten, und sie verglühte selig und sterbens-trunken wie Victor Hadwigers „Mein Tag“. Rest Langer ist in dieser durchaus nur anpassenden, aufgehenden Art meisternde Künstlerin; sie hält sich fern von allen mimischen Verrenkungen und äußeren Tonvergewaltigungen, dafür formt sie mit Grazie und Klugheit an der harmonischen Totalität. — Der Verlag darf stolz auf diesen seinen ersten Abend sein.

Anselm Kuest.

Schatten

Stil. Sonntag Abend. Schwanke Bäume werfen
Ganz dünne Schatten auf die Straßenbreite.

Laternen flackern, klirren. In der Wette,
Vom Marktplatz her, ein Schrei! Du mußt die Sinne schärfen,

Um nicht mit aufzuschreien, sondern beinahe gelassen
Den schmalen Fußsteig sicher nachzugehen,
Bis alle Laute in die Nacht verwehn,
Die Abendruhe der verlassenen Gassen.

An Straßenecken flammen bleiche Lichter.
Zwei Schatten nähern sich und werden eins
Im ungewissen Glanz des Lampenscheins
Aus einem Wirtshaus. Immer dichter, dichter

Drängen die Zwei sich aneinander, wie:
Ein Mann und eine Dirne ... Zwei Bettler, die sich wärmen. ..
Ein Mörder und sein Opfer .. Vom Turm fällt ein Lärmen:
Zwölfacher Schlag — — doch reglos stehen sie.
Prag Otto Pick

Wenn wieder ein Stern uns glüht

Von Viktor Hadwiger.

Ich grenze mit meiner Stirne an den Tag. — Laß mich meine Arme hochheben, hinein in das viele Licht da oben. — Ein Gürtel aus Erde schnürt uns. Wir sterben immer noch vor Haß und Hoffnung und wie wir so ewig noch immer dahinstirben, wachsen die Wurzeln der Bäume uns entgegen. Es wächst und wächst, mit hohlen Händen warten wir, weil etwas wächst, unser Mund ist weit geöffnet zu empfangen. — Und dann müht ihr euch füllen, ihr, Hand und Mund, denken die Toten, und sie wälzen die Last ihrer Leichname einander zu und starren einander an aus fragenden Augen. So liegen sie da, so warten sie, Last an Last, Schweigen an Schweigen. Und die Bäume spielen mit den Toten und zeigen ihnen die Qualen der Welt mit ihrem Wachsen.

Aber manchmal da ist es wie Rufen unter der Scholle, durch den Wald von Wurzeln kommt es und regt sich uns entgegen, dann mühte man aufstehen können, sich einen Weg mit seinen Händen zu graben, einen Weg für seine Füße, mit seinen Naden die Rinde heben, her austreten aus der Demut der Gestorbenen, seine Kette zerdrücken wie einen Wurm. — Laßt uns felern, sagen

die Toten, daß wir stark werden. Aus unseren Händen blühen Schwerter.

Wir wohnen Stern an Stern. — Du weißt nicht, wie man Träume zu Boten macht, Träume sind wie weiße Vögel in der Dunkelheit; oder weißt du, wie man Häuser baut aus Küssen und einen Brunnen aus der hohlen Hand? — Horch, ich werde erzählen. Ich will nicht ein Toter sein, wenn du meine Geschichte nicht glauben darfst.

Wir kauften eine Mühle auf dem Windhügel mit großen Greifenflügeln, ein Riesentier von einer Mühle sag ich euch. — „Dieser Pakt soll uns nicht zum Grame geraten, Katharina“, sagte ich, während ich dem Hans, dem Müller, so auf die Finger schielte. Aber wie das so bei dem Paktieren geht, man schneidet den Tagen den Kopf ab mit verdrießlichen Redensarten, da hüpf es, so Stunde an Stunde wie Frösche ins Wasser. Eine zänkische Arbeit das Gründen und das Plak machen noch zänkischer. Wir brauchen einen Krug, Müller, zu unserer Einigkeit.

Und eh der Tropfen den Handschlag bringt, ist die Liebe schon ein Jährchen alt. Das Mädel kann keinen Humper mehr heben. Da bringt man reifes Korn zur Mühle, eh sich der Flügel dreht. —

Katharina, es geht jetzt nicht mit dem Hochzeitmachen. Katharina, der Pfaffe zieht ein schiefes Maul, wir wollen warten, bis die Mühle mahlt und die Wiege wiegt, dann wollen wirs in aller Stille besorgen.

Das war das erste Kapitel, als ich wartete, und jetzt will ich das zweite berichten, da alles wieder gut werden wollte.

Wir saßen vor unserer Mühle und schauten ins Tal hinunter. „Es kommt heuer bald zur Reife das alles da ringsum. Sie werdens bald zur Mühle bringen. Und dann wird auch rasch ein Myrtenkranz gefunden sein und eine Brautjungfer.“ — Ich lauschte, wie emsig die Bienen waren und wie der Wind die Korntöpfe wiegte auf seinen Windhänden. Ich blickt' auch ab und zu auf die großen Mühlenflügel, wie sie da in Erwartung still standen. Es war ein großes Warten ringsum. „Mühle, Mühle dreh' dich!“ Aber ich fühlte, wie der Wind meine Worte fing und zum Scherze in die leeren Böden warf.

Da faßte ich den kleinen blonden Kopf an meiner Seite mit beiden Händen und küßte ihm die stumme Angst aus den Augen. — Wenn etwas reißt in uns, kommt eine Angst uns an und jagt das Herz in den Herbst hinein. Mühle, Mühle, mach' uns das Glück nicht schwer! Und so saßen wir und harrten der Abende, die aus der gelben Flut der Felder zu uns hinaufflogen und bewirteten sie mit unseren Hoffnungen. „Es wird alles gut werden. Hat man doch ein Haus. Und laß die Kränzlein und das Pfaffengerät. Ein gelber Kranz ist um den Hügel. Den will ich zu einem Goldreif schmieden lassen und auf deinen lieben Kopf legen, Kathrin, wenn wir zu Ende gewartet haben.“ — Ich gab ihr meinen Arm und führte sie bis an die Türe. Noch lag ein Stück Sonne über ihrem gesegneten Leib. Sie nahm es mit in unser Haus, wohin ihr meine trunkenen Augen folgten. — Das war wieder ein Kapitel. —

Es ist zu wenig Licht in den Stuben für uns drei, Kathrin. Ich will noch ein Fenster durch die Wand brechen lassen. — Und die Türe sollst du immer fest schließen, nicht lässig anlehnen. Man hört die Knechte husten. Auch schielen sie durch den Spalt, wenn sie vorbeigehen. —

Sie saß an der Wiege und sah auf das Kind nieder, wie es mit seinen Rissen kämpfte, den kleinen mageren Mund krampfhaft verzog und leise gequälte Laute von sich gab.

Ich legte meine Hand auf ihren blonden Kopf, auf den der Goldreif meiner ersten Ernte so schön gepaßt hätte. „Über dies Kapitel ist wohl vorbei,“ verbesserte ich meine Gedanken. — Der kleine häßliche Mund schnappte nach meinen Blicken und ich verlor die Worte, die sich mein armes gerechtes Herz mühsam gespart hatte in den letzten unruhigen Tagen.

Aber dann bracht' ich es doch hervor: Kathrin, ich hab' den Vater Pantradius aus Polen für uns gebeten.

Der blonde Kopf zuckte unter meiner Hand. Schnell zog ich sie zurück, wie von einer beißenden Glut überrascht. „Und er hat alles zugesagt,“ log ich zu Ende. Da wandte sie sich nach mir um und ihr Lächeln kam mir entgegen, das treue Tier das Lächeln, das ich so sorgsam zog und an mich gewöhnt hatte. Ich hatte es ganz vergessen über meiner Angst.

Und ich legte meinen Mund an den ihren und preßte sie an mich, wie ich sonst nur selten tat. „Es wird nicht mehr lange so dunkel bleiben, Kathrin, und der Regen und — und ich weiß nicht — und alles das wird sein Ende finden, die Sterne, paß' auf, die Sterne sind auch bald wieder da.“ Ihr Mund schluckte in meinen hinein. Unsere Lippen wühlten sich fest in einander. — „Es darf nicht mehr dunkel bleiben.“ — Da fühlte ich, wie sie sprechen wollte. Aber ich ließ sie nicht los und klammerte mich an ihren Mund. — Frag' nicht, frag' nicht, Kathrin!

Sie blieb still. — Alles blieb still. — Alles blieb still, wie erwürgt lag die Welt auf dem Boden. Nur die Geräusche der Mühle kamen ängstlich durch alle Luken und die Schatten der Flügel huschten über unsere Knie und das schlafende Kind.

Dann gab ich sie frei. Ich bog ihren Kopf sanft zurück und leise gingen meine Finger über ihr Gesicht. Meine Liebe hatte Macht über sie. Frag' nicht, frag' nicht, frag' nicht, Kathrin. — Sie schloß die Augen.

Und ich trat an die Wiege. Ich wußte, was ich tat. Ich feilschte mit meinem Schicksal um diese Tat und ich fürchtete um jeden Schritt. Deutlich sah ich den großen, häßlichen Kinderkopf, die zerquälten blauen Lippen, wie das zwischen uns hinaufwuchs, ein feindliches Gewächs. Da nahm ich die Rissen und sang ihm ein Schlummerlied, das nur die Toten verstehen, so tief ist es.

Jetzt darfst du mich nach dem Pfaffen fragen, Kathrin. Ich lauf ihn dir für drei klebrige Taler.

Sie schlief sehr fest. Ich wollte sie auch nicht wecken. So stieg ich den allein die Treppe zum Bodenspeicher hinauf. Die bleiche Spreu tanzte einen Herzentanz um meine Knöchel. Auf einem Balken saß ich lange. Die heiße Stirne gestützt wartete ich auf meine Sterne.

Das war auch ein Kapitel. — Und das letzte ist kurz, wie so ein Kapitel sein muß.

Ein weißer Fegen hängt am Himmel und flattert um den Morgenstern. Die Knechte schlafen noch in ihren Kammern. —

„Da kommt ein Stern“, hauche ich aus meinem Halbschlaf heraus und starre verloren in die Frühlichter. „Da kommt ein Stern, Katharina.“ — —

Halt es pocht! — Und kriege einen gelinden Stich ins Herz. Oder soll man sich nicht auf seine Seligkeit besinnen, wenn so früh gepocht wird irgendwo.

Herr Müller! Gevatter Müller, ihr seid es doch, der auf die Sterne wartet!

Und es pocht wieder.

Ein früher Besuch, denke ich, indes ich aber doch öffne. — — Guten Morgen, guten Morgen! Ihr kommt bald — und dann habt ihr so eine häßliche Narbe im Gesicht.

Ich schiele noch einmal nach dem schwächtigen Stern und dem Wolkensegen, wie die im Streite mit mir spielen.

„Huh, hat dieser Morgen hundert kalte Hände, die den Wandrer in den Nacken schlagen. Aber ihr habt wohl ein Anliegen, Meister Nachrichten.“

Und dann geh' ich mit dem so den Abhang hinunter durch die schlafenden Blumen. „Ach, es muß wohl so sein, daß mir kein Sterbenswörtlein mehr einfällt.“

— — Und hab' auch nichts mehr zu bemerken vor dem Blutstuhl. — Du lieber Gott, hast du's nicht wachsen lassen mit seinem großen häßlichen Kopf, mitten in unser Glück hinein. Hast mirs in meine Liebe geworfen, wie einen eklen Unrat. Auf meine Beete hast du's gelegt im Frühling und in meinen Speichern hab' ich's gefunden mitten im goldenen Korn. Deß' klag ich dich an. Amen. — —

Und während der Tote so sein Amen sprach, war es ihm, als riefte da oben jemand. Und er reckte sich wie im Kampfe, seine begrabenen Hände zu befreien. — O wir armen Toten, die wir noch immer Posauern hören, wenn uns einmal unsere Geschichte einfällt.

Und er wollte nach seinem Halse fassen, den roten Strich zu verwischen.

„Da sind Sterne, die suchen uns,“ schrie er. — Da rollte ein lockeres Erbkümpchen in seinen Mund.

Kurt Geucke

Es gibt in unserer modernen Literatur ein erschütterndes Kapitel: „Peter Hille.“ Ein warmes Kinder- und Dichterherz wird niederaetrampelt von der Grausamkeit und Undankbarkeit Berlins.

Wie wenige kennen heute Kurt Geucke. Aber die wenigen, die ihn kennen, lieben ihn alle, den Dichter und Denker. Ein seltsamer Zauber alänzt über seinen Büchern. („Nächte“, „Gassen- und Siebelgeschichten“, und „Meisterdieb“, Komödie, verlegt bei Grote, Berlin. „Sebastian“, Tragödie, bei Walther, Berlin.) Hier fühlt man den Magierstab des Dichters, hier sind aufleuchtende Gedanken, hier sind sanfte, blaue Träume und Musik und Erschütterungen und Tiefblütenverschneites. Hier spricht die sanfte, sanfte Volksliederstimme.

Geucke hat Balladen geschrieben, die sind durchgeistert und voller Mondenschein. Es lebt eine phantastische Empfindungsfülle in diesen kleinen Meisterwerken, die an Gottfried Bürger erinnern.

Wie wenige kennen heute Kurt Geucke! Aber die wenigen, die ihn kennen, lieben ihn. Nun hat er einen Roman geschrieben: „Rust.“ (Bei Jos. Scholz, Mainz.) In diesem Roman ist Leben und Holdheit und Seelenduft und Herzergreifendes. Es gibt Stellen in diesem Meisterroman, die sind so schön wie der sanfte Schimmer einer Madinlampe. Man hört die Stimme eines Vollblütigen und wird mitgerissen.

Wie grausam ist es, wenn dieser Dichter: Kurt Geucke nur eine Schattengestalt ist in der Moderne. Wie grausam, wenn dieser Besflügelte hinter literari-

schen Talglütern und Adergäulen stehen muß! Man hat Peter Hille, den Großen aus Wolkenkuckstheim, von der Not zerfleischen lassen. Wie lange wird's dauern, daß das fletschende Untier auch die Poetenpsyche Kurt Weudes knickt und den Schmelz, den himmlischen, schillernden Schmelz davon abstreift.

Mag Jungnidel.

Literarische Neuererscheinungen

Der Schiller des Tempel-Verlages.

In diesen sechs Bänden sind enthalten: die Gedichte, die Dramen: Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, der Tell, Schillers dramatischer Nachlaß, die sämtlichen dramatischen Uebersetzungen, die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und sodann die vermischten Schriften, von den Reden aus der Militär-Akademie bis zu den Ankündigungen, Redaktionsnoten, Besprechungen und dramaturgischen Abhandlungen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß diese Bände inhaltlich wieder in der sorgfältigsten Weise hergestellt sind. Die Redaktion ist namhaften Literaturhistorikern, wie u. a. Dr. Fritz Strich, Dr. Paul Kluchohn, Dr. Stephan List, Dr. Julius Zeitler, anvertraut. Als alte bekannte Vorzüge der Bände, wie der gesamten Tempel-Klassiker, erweist sich auch hier wieder, daß die Inhalte in einer instruktiven organischen Weise nur Zusammengehöriges vereinend den Einzelband ausfüllen. Das Prinzip der Tempel-Klassiker, daß jeder einzelne Band verkäuflich ist, macht diese innerliche Organisation und einheitliche Anordnung ganz besonders willkommen. Wer sich auf diesem Wege in Einzelanschaffung eine schöne Bibliothek zulegen will, der bekommt in den Bänden, die er sich nach und nach kauft, etwas Kurzes und Volles und innerlich durchaus Geschlossenes. Ueber die äußeren kunstgewerblichen Vorzüge der Tempel-Klassiker bedarf es keines weiteren lobenden Wortes. Auch diese Bände sind, wie ihre in ihrer Farbenschönheit und Solidität so meisterhaften und intimen Vorgänger, der Schmutz und die Bierbe jedes Bücherschranks.

Elisabeth und ihr deutscher Garten. Aus dem englischen überfetzt von Hedwig Deneke-Wächter. (Julius Zeitler, Verlag, Leipzig.) Geb. Mk. 4.00.

Horaz. Oden und Epoden. Deutsch von Paul Levinsohn. (Julius Zeitler, Verlag, Leipzig.) Geb. Mk. 5.50.

Georg Engel. Die verirrte Magd. Roman. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin SW. 60.) Geb. Mk. 5.00, geb. Mk. 6.00.

Hans Hauptmann. Wer bin ich? Roman. (Hesperus-Verlag, Berlin SW. 68.) Geb. Mk. 2.00.

Leo Tolstoi. Nachgelassene Werke. Einzige autorisierte Uebersetzung von August Scholz und U. Stein. (J. Ladnschnikow, Verlag, Berlin.) Bd. 1, geb. Mk. 2.00, geb. Mk. 3.00.

Carl Sternheim. Die Kassetten. Komödie in fünf Aufzügen. (Im Insel-Verlag, Leipzig, 1912.) Geb. Mk. 3.00.

Ernst Hardt. Sudrun. Ein Trauerspiel. (Insel-Verlag, Leipzig.) Geb. Mk. 3.00.

Sigurd Ibsen. Menschliche Quintessenz. Essays. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 4.00.

Emil Ludwig. Bismarck. Ein psychologischer Versuch. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 4.00.

Ida Boy-Ed. Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.) Geb. Mk. 2.00, geb. Mk. 3.00.

Hans v. Hülsen. Das aufsteigende Leben. Roman. (Hans Sachs-Verlag, München.) Mk. 4.00.

Richard Dehmel. Michel Michael. Komödie. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. Mk. 3.00, geb. Mk. 4.00.

Valerius Bruffoff. Die Republik des Südkreuzes. Novellen. (Hyperion-Verlag, Hans v. Weber, München.) Geb. Mk. 3.00, geb. Mk. 4.50.

Zeitschriftenchau

Jung Ungarn. Monatschrift. Herausgeber Josef Vészti. (Paul Cassirers Verlag, Berlin). Das erste Heft mit folgendem Inhalt erschienen: Emil Neugeboren: Bemerkungen zu den September-Streifzügen. — Dr. Elemér Kulasi: Das Goethe-Museum in Budapest. — Ludwig Bíró: Der Kaiser stirbt. Erzählung. — S. Simonji: Franz Misteli. — Josef Vészti: Streifzüge. Das Einzelheft kostet Mk. 1.50.

Die neue Generation. Herausgeberin Dr. Helene Stöcker. (Osterheld & Co., Verlag, Berlin W. 15.) Das Novemberheft enthält: Frida Steinhof: Die Klassenmoral. — Dr. Rosenthal: Heiratschancen und Liebe. — Helene Stöcker: Vom IV. Neumalthusianerkongress in Dresden. — Gutzelt: Rousseaus Weibideal u. a. Das Einzelheft kostet 50 Pfg.

Die Literarischen Abende der „Aktion“

Freitag, den 15. Dezember 1911 abend 8¹/₄ Uhr
im neueröffneten

Harmoniumsaal, Steglitzerstr. 35

Mag Brod-Abend

Der Dichter wird ausschließlich aus seinen ungedruckten Werken lesen und am Konzert-Flügel zum ersten Male
:: eigene Kompositionen zum Vortrag bringen. ::

Preise der Plätze: 3, 2 u. 1 Mark.

Billets im Vorverkauf bei Edmund Meyer, Buchhandlung, Potsdamerstr. 27b und an der Abendkasse.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

André Chevillon. In Indien. Autorisierte deutsche Ausgabe von Annette Kalb. (Julius Zeitler, Verlag, Leipzig.) Mit 10 Bildbeilagen, Ganzleinen, geb. Mk. 8.00.

Was muß der deutsche Wähler wissen?

Es war bisher für den politisch und literarisch nicht vorgebildeten, am Staats- und Wissenschaftsleben aber interessierten Deutschen nicht leicht, sich über die endlos wechselnden Erscheinungen und Probleme zu unterrichten, die unsere hastende Zeit am Auge des Beobachters vorüberziehen läßt. Jedes Gespräch, jeder Blick in ein Buch, in die Tageszeitung, jeder Vortrag, jede Diskussion läßt Fragen auftauchen, die nur zu oft ungelöst, unbeantwortet bleiben, weil im Augenblick der Wissense fehlt, der Auskunft geben kann. Vor kurzem ist solch ein Wissen der erschienen. Ein kleines Handbuch, das unter ca. 2000 Schlagwörtern alle wichtigen Fragen der Politik beantwortet, ihre Begriffe erklärt, ihre Fremdwörter verdeutscht und doch die Tasche nicht zu sehr beschwert. Immer neutral und objektiv bietet es das Wissenswerte in knappen Definitionen, instruktiven Erklärungen, statistischen Tabellen und markiert die Stellung, die die politischen Parteien zu den Tagesfragen einnehmen. Der „Führer für den deutschen Reichstagswähler“ ist ein zuverlässiger Begleiter, der bei der Tageslektüre, in politischen Versammlungen, am Stammtisch seinen Besitzer nicht im Stiche lassen wird. Möge er dazu beitragen, daß alle die gleichgültig und resigniert abseits Stehenden erkennen, wie notwendig ihre Mitarbeit im gewaltigen Getriebe des politischen Lebens ist, daß sie sich als Teile eines großen, lebenden Organismus fühlen lernen, der tätige Anteilnahme von jedem einzelnen beanspruchen darf, vor allem von denen, die seine Fehler erkannt haben und ihre Beseitigung wünschen. Der mäßige Preis von Mk. 1.40 sollte dem freundlichen und brauchbaren Führer, der im Verlage von Arthur Volge, Stuttgart, erscheint, jedes Haus öffnen.

Inhalt der vorigen Nummer: Politischer Karneval. / Die neue Gesellschaft. Von Edward Carpenter. / Neue Bahnen in der Erziehung. Von Nadja Strasser. / Glossen. / Kleiststrummel. Von Anselm Ruest. / Zum Todestage Tolstois. Von F. P. / Coda. Von Alfred Kerr. / Ueber den Tod. Von Arthur Schopenhauer. / Die Freistudentische Kleistfeier. Von Heinrich Eduard Jacob. / Junger Künstler. Von Arthur Drey. / Münchener Anmerkungen. Von Rudolf Kanfer. / Jules Laforgue. Von Otto Bick (Prag). / Sapphische Ballade. Von Paul Verlaine. Deutsche Nachdichtung von U. A. Meyer. / Ein neuer Verband. Von Ossip Dymow. /

Die Denkwürdigkeiten des größten Lebens- und Liebes-Künstlers!

Die Memoiren Casanovas

Zwei Bände, 1300 Seiten, mit 6 französischen Kupfern sind für 8 Mark soeben erschienen im Pan-Verlag, Berlin W. 15

Autoren!

Neuer, moderner Verlag für Lyrik, Romane, Dramen, bietet jungen Talenten Gelegenheit, eingeführt zu werden. Verlag „Die Sonde“ Berlin SW. 68.

JANVS

MÜNCHENER HALBMONATSSCHRIFT FÜR LITERATUR, KULTUR UND KRITIK

BEGRRUNDER
DR. HANS BIEBER
DR. HANS FRIEDRICH
DR. WILHELM HAGEN
GOTTHILF HAIST
HANS LUDWIG HELD

DER JANVS kostet durch die Geschäftsstelle, Buchhandlung oder Post bezogen:

für ein Vierteljahr M. 2,75
für ein Halbjahr M. 5,75
für das ganze Jahr M. 10,—
Einzelhefte M. 0,50

Probenummern durch jede Buchhandlung sowie durch d. Verlag

JANVS-VERLAG G. M. B. H. MÜNCHEN

VERTRIEBSSTELLE:

HANS SACHS-VERLAG MÜNCHEN, KAISERSTR. 37

Die Mahabodhi-Gesellschaft (Hauptquartier Colombo)

ist die älteste und einflussreichste internationale Gesellschaft buddhistischen Charakters. Am 1. Mai dieses Jahres ist ein Deutscher Zweig der Mahabodhi-Gesellschaft

mit der Geschäftsstelle Leipzig begründet worden, der sich bereits sehr gut entwickelt hat. Wer am Buddhismus und an der buddhistischen Religionswissenschaft Interesse nimmt, sollte auf die illustrierte, weit verbreitete und allgemein geschätzte Monatsschrift

Buddhistische Warte

(jährl. Bezugspreis nur 4 M.) abonnieren, die in Deutschland über Buddhismus und die buddhistische Bewegung am besten und zuverlässigsten informiert. Man bezieht die buddhistische Warte schnellstens durch Herrn

G. T. Strauß, Leipzig, Humboldtstraße 2.

Dasselbst auch gratis Flugschriften, Probenummern der Zeitschrift sowie Auskunft über die Mahabodhi-Gesellschaft.

Für den Buchhandel liefert:

Jaeger'sche Verlagsbuchhandlung Leipzig.



Eugen Diederichs Verlag in Jena

Soeben erschien:

KU FUNG-MING

Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze.

Wer die Entwicklung der chinesischen Revolution verstehen will, lese dieses Werk! Broschiert Mk. 3,—, gebunden Mk. 4,—.

Politisches Lexikon

Beim Zeitunglesen leistet dieses Buch unschätzbare Dienste. Es Für die Debatte :: erläutert jedes Fremdwort, jedes politische Schlagwort. In der Unterhaltung :: Alphabeticisch nach Stichworten geordnet, informiert es über den gesamten politischen Stoff. Vorzügliche Tabellen. Bei den wichtigsten politischen Fragen ist der Standpunkt der Parteien gekennzeichnet. So findet jeder Wähler die Partei, die seinen Anschauungen am meisten entspricht. — 2000 Schlagworte. :: :: ::

Führer für den deutschen Reichstagswähler.

Von D. Schröder.

Neutrales Handwörterbuch

NUP

der wichtigsten politischen Begriffe mit orientierenden Angaben über die Stellung der Parteien zu ihnen

1 Mark 40 Pf.

Arthur Dolge, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Aus dem modernen Guckkasten

Das mag schon Jahre her sein. Sie, lieber Leser, waren noch lange nicht auf der Welt. Und ohne die Höflichkeit zu übertreiben und mich der Lächerlichkeit auszuliefern, darf ich wohl behaupten, daß Ihr Fräulein Großmutter sich dessen wenigstens entsinnen kann, wie wir Beide in unserer Jugendzeit Stunden froher Begeisterung genossen haben, wenn man irgendwo für den bei lieben Verwandten erlisteten Bettelgroßchen in den Guckkasten sehen konnte. Sehen und staunen, hoffen und träumen über den engen Kreis der Alltagsfragen heraus, unbekümmert um Schule und Strafe, in's Weite, hinaus in die Welt. Durch das Medium eines Gucklochs! Für das Opfer eines Großchens! Eine kurze Zeitspanne: Träume von Weltengröße. Und was man sah, Treiben fremder Menschen auf fremden Landstrich, ganze Kulturen und Schlachtenbilder und Hymnen auf des Vaterlandes Größe getragen von Pferdegetrampel einer Kavallerie-Attache. Man sah nicht mehr in den stillen ruhigen, engen Guckkasten: Man schaute in das wirre Weltengetümmel, in den stutenden Menschenstrom. Das war immerhin einige Rippenstöße wert, die man vom Nachbar erhielt, der einen verdrängen wollte. Und man wachte dabei auf und fühlte schmerzhaft: Nun bist Du wieder in Deiner Welt. Fragen Sie nur verehrte Redaktion, Ihr Fräulein Großmama. Sie kann sich lebhaft noch jener Zeiten erinnern, ich mich auch.

Und heute? Heute leben wir im Zeitalter der Dimensionen. Heute braucht man sich nicht an einen Guckkasten heranzudrängen, die Stirne sich wund zu drücken und seine Rippen zu riskieren. Heute geht man zum Kino und sieht bequem von seinem Hinterplatz auf einer großen Fläche Bilder in Lebensgröße, die mit ihrem schnellen und bunten Wechsel das Leben wieder spiegeln in wechselnder Beständigkeit. Das rührt und rüttelt an der eigenen Phantasie, die kurz entschlossen mit einem kühnen Satz an den wirbelnden Eisenbahnzug sich klammert, um Länderstrecken zu durchrasen, hier hinter dem gehekten Verbrecher herjagt, um ihn das Kind zu entreißen, dann wieder in einer Tonne, die Sturzbäche des Niagarafalles durchschwimmt und sich endlich — erhigt, ermüdet, aber beseeligt — an's Licht flüchtet, um erst mit dem Scheinwerfer zu pausieren.

Und ist man nach Hause geschlichen, um im stillen Winkel auszuruhen von alledem, wird die abgehekte Phantasie wieder aufgepeitscht durch ein Kino anderer Art, das uns bis in's Bett hineinverfolgt: die Zeitung. Die alte, schüchterne Botenfrau — wer hätte ihr's angemerkt? drückt einem leise die Zeitung in die Hand, in die man Nase steckt, und plötzlich projiziert sie mittels der Druckschwärze auf der großen Hirnwand lesehüftiger Idioten eine Fülle von Bildern, die er in ewiger Hehjagd mit einander wechseln: die Duncan, die hagere Duncan auf dem politischen Tanzboden, noch länger und magerer, als sonst, und, wenn man genauer hinsieht, ist es überhaupt *Bethmann*, an den Rockschößen festgehalten von dem kleinen *Hadubrand*. Sie tanzen einen Cancan mit einem Kaplan, der für seinen Umfang sich tapfer auf den Beinen hält. Und dann — ha, ha, ha, — da drüben über dem Kanal ein Englishman, dem man an der Kellerrhysiognomie den Lord ansieht. Aber wie er wettet, wie er donnert und *Riderlen* streicht sich über die gelbe Weste und trinkt einen Sekt nach dem andern. Das bischen Motion, das er in diesem Sommer zu seiner Kur gebraucht, hat er weg. Das war der Zweck

der Uebung. Wozu da weiter der Lärm? Er lacht und muß lachen. Man nimmt ernst, was er als europäisches Unterhaltungsspiel nur gedacht und getrieben. Das ist der Unterschied zwischen ihm und dem Serviertellerer von England und erklärt sich schließlich aus dem unterschiedlichen Maß ihrer Westen. Der ist zu mager da drüben. Ein bischen Fettansatz und man behält seinen Humor wie unser *Wächter*!

Aber halt! Was da?

Eine — seh' ich recht? — eine Gerichtsitzung, feierlich, ernst, im Lalar verbergen sich langgestreckte Beine, scharfe Augengläser eingepaßt auf strenge Mienen. Vom Präsidenten sieht man kaum mehr als die geschwollene Zornesader auf der Stirn. Sein hoher Chef ist im österreichischen Parlament vorbeigeschossen von dem gallischen Narren. Der fuchtelte mit den Händen auf der Anklagebank und hebt seine Stimme zu wuchtigem Ton: „Und Adler sprach über die Teuerung. Millionen leiden darunter und Adler sprach für die, die leiden. Und der Justizminister sitzt da und lacht: Er lacht? — hab ich mich gefragt, — und Adler spricht von den Millionen und ihren Leiden? Da nahm ich den Revolver und schoß und habe leider nicht getroffen!“ Mit fest zusammengezogenen Brauen hört ihn der Präsident. „Sind Sie fertig?“ fragt er ihn mit eisiger Stimme. Der Angeklagte ganz in die Erinnerung verloren, in seine Erbitterung, er schweigt. „Der Herr Justizminister!“ ruft der Präsident hinein in die atemlose Spannung und seine Mienen — eben umdüstert — klären sich auf, ein verbindliches Lächeln umspielt seine Züge, wie der Gewaltige erscheint. Jeder Zoll ein Minister, getragen von dem Bewußtsein, daß die Augen der Welt ihn in den Gerichtssaal begleiten. „Gelacht über die Rede von Adler?“ Ein schneidender Hohn liegt in den Worten. Seine Lippe wölbt sich zu bissiger Ironie. „Nicht einmal angehört habe ich sie und, während der Sozialdemokrat sprach — von der Teuerung — den Millionen — ihren Leiden — im Parlament, da habe ich privatim mit einigen gesinnungsverwandten Seelen Scherze gemacht und über diese Scherze gelacht.“ Er richtet sich auf, hoheitsvoll. Den Verdacht hat er mit dem Fuß zurückgeschleudert, den geheimen Verdacht, ein Minister würde einen Sozialdemokraten auch nur anhören, wenn er von den Leiden spricht der Millionen zu Zeiten der Teuerung. Und er blickt sich um im Kreise, voller Selbstbewunderung, und der Präsident ganz unter dem Bann dieser hoheitsvollen Pose stammelt ehrfurchtsvoll „Darf ich mir auf die Frage erlauben, Ew. Erzellen?“ Und die Frage, die das Gesetz erlaubt, war *Erzellenz* gütig genug, gleichfalls zu gestatten . . .

Ja, ja, sie sind viel leutseliger die *Erzellenzen*, sie gestatten jede Schweifwebele, wenn sie sie nur rean sehen können. Und die Gerichtspräsidenten kennen sich auf den Chef schon aus und wissen von ihrer Gunst zu erbitten, was ihnen ein brutales Gesetz zur Pflicht macht. In aller Untertänigkeit. Mit der Hand an der Hosennaht. Wie's trifft.

Unsere militärische Disziplin verlangt mehr Strammheit und Manneszucht. Bei uns spricht der Präsident von seinem „hohen *Vorgesetzten*“ mitten im Schönbed-Prozeß, wenn der Vorgesetzte sich auch nur bescheiden als stummer Hörer einfindet. So bietet das Bild überall, fein abgetönt auf die Autorität, ein glaubensstarkes Zeichen, daß sie noch fortleben werden über uns hinaus, diesen lieb gewordenen Sitten. Solange

wir solche Präsidenten haben, brauchen wir deren Verfall nicht zu fürchten. Aber ob es nicht besser wäre, ihr Konterfei in dem Brunksaal der Justiz als Mahn- und Wahrzeichen aufzuhängen einer guten, einer charakterstarken Zeit? Hier werden z. B. im Parlament die Bilder der Kanzler hingehängt, damit man sich ihrer ab und zu erinnert, wenn man ihr Wirken in der Geschichte schon längst vergessen. Ein Konterfei ihrer Persönlichkeit als Copie ihres Wirkens. Die verschiedenen Originale wollen wir voller Ehrfurcht den Würmern überlassen.

D a c h s.

Die Macht der öffentlichen Meinung

Von Leo Tolstoi.

Die Macht der Regierungen beruht heute nicht mehr auf der Gewalt wie früher, sondern auf der sogenannten öffentlichen Meinung. Nach dieser sogenannten öffentlichen Meinung ist der Patriotismus ein erhabenes tugendhaftes Gefühl und ist es Ehrenpflicht, das Vaterland als das beste Land der Welt anzusehen. Diese sogenannte öffentliche Meinung verlangt weiter, daß man sich geehrt fühle, wenn man die Autorität der Regierungen anerkennen und sich ihr beugen muß; daß man mit Freuden Soldat werden, dem Staate Steuern zahlen und sich den Urteilsprüchen der Gerichte unterwerfen soll; daß man alles als göttliche Wahrheit betrachte, was offiziell dafür ausgegeben wird. Eine solche sogenannte öffentliche Meinung ist vorhanden; sie hat eine Obrigkeit mit fast unbeschränkter Macht geschaffen, die zurzeit über Williardern, über wohlgeordneten Regierungsapparate, disziplinierte Armeen, Gerichte, Polizei, über eine dienstfertige Priesterschaft, Schulen und selbst über eine Presse zu verfügen hat, eine Macht, welche die zur Erhaltung der Autorität erforderliche sogenannte öffentliche Meinung fabriziert. Denn die öffentliche Meinung schafft die Macht und diese Macht wieder schafft die öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung ist heute die einzige Gewalt, die alle Menschen und alle Völker regiert.

Soll unsere, dem menschlichen Gewissen widersprechende Gesellschaftsordnung durch eine, dem Gewissen zusagende ersetzt werden, so ist die alte öffentliche Meinung durch eine neue, bessere zu verdrängen.

Wenn nun die öffentliche Meinung nicht dem Wechsel unterworfen wäre und die Regierungen es dauernd in der Hand hätten, stets die öffentliche Meinung hervorzurufen, die sie gerade brauchen, wir könnten niemals hoffen, den Verhältnissen zu entwachsen, die uns heute bedrücken. Glücklicherweise verändert sich die öffentliche Meinung ständig, wie sich auch die Menschheit fortwährend verändert. Die öffentliche Meinung kann nicht immer von den Regierungen nach ihren Wünschen befehligt werden, vielmehr ist sie es, die Regierungen schafft und mächtig macht.

Wenn wir den Wechsel der öffentlichen Meinung durch hundert Jahre verfolgen, so werden wir entdecken, daß die öffentliche Meinung der herrschenden Klassen von früher, die die Sklaverei, der Tortur und die Körperstrafen verteidigte, zur Legende geworden ist, und daß das, was heute von der öffentlichen Meinung vertreten wird, vor einem Jahrhundert Utopie genannt wurde.

Um in der Geschichte der Menschheit große, bedeutungsvolle Umwälzungen hervorzurufen, braucht es nicht großer Waffentaten; es genügt, die öffentliche Meinung umzugestalten. Man braucht weder Bestehendes zu verwerfen, noch Neues zu errichten. Man hat nur nötig, sich von der zur leeren, toten Form gewordenen öffentlichen Meinung, die von den Regierungen künstlich gestützt wird, freizumachen. Es ist nur nötig, daß jeder sagt, was er denkt, oder zum mindesten nicht sagt, was er nicht denkt. Wenn das eine Reihe Menschen tun würden, die althergebrachte öffentliche Meinung müßte von selbst fallen. Eine neue würde entstehen und das Beseitigen und neu gestalten, was uns gegenwärtig bedrückt und peinigt. Um die Menschheit von dem Elend zu erlösen, das heute auf ihr lastet, ist es genug nicht mehr zu lügen. Wenn die Menschen nicht aussprechen, was sie weder fühlen noch denken, wenn sie nicht lügen, dann wird mit einem Schlag in unserem Leben eine Umwälzung eintreten, wie sie von Revolutionären nicht in Jahrhunderten hervorgebracht werden kann. Wenn wir das Lörichte der Dinge, was wir wahrnehmen, rücksichtslos bloßstellen, so gewinnen wir eine unüberwindliche Macht, die Macht der wahren öffentlichen Meinung, die vorwärtstrebend den Fortschritt der Menschheit mit sich bringt.

Glossen

Friedrich Dernburg ist tot!

Einer vom Geschlecht der Ferdinand Kürnberger und Ludwig Speidel, ein Mann, ein Mann und ein Künstler ist gestorben.

Freunde . . . laßt euch nicht beirren, wenn schlimme Ohnmacht sich an die Bahre des Toten drängte. Laßt euch nicht durch die Ostar Blumenthal, Paul Lindau, laßt euch nicht durch das unerhörte Kupletgedudel eines Paul Bloch (konnte Theodor Wolff diesen Skandal nicht verhindern? . . .) in eurer Andacht stören. Haltet euch die Ohren zu, wenn flüchtige Parteeiwitzen vom Lören das phrasenhohle „Er war unser“ nachtreischen. Was kümmerts uns, ob Friedrich Dernburg „unser“ war! Er ist eine Persönlichkeit gewesen in dieser lauen und schlechten Zeit. Senket die Fahnen. . .

Infantia Eulalia

Die Tagespresse brachte kürzlich „alarmierende“ Nachrichten über eine ganz unerlaubt emanzipierte Tante vom König Alfons. Die spanische Infantin, die in Paris lebt, soll ein Buch geschrieben haben, in dem sie moderne und radikale Ideen vertritt. Während der „Lokalanzeiger“ sich begnügt, diese Tatsache ohne Kommentar mitzuteilen, hat der Korrespondent des freiheitlichen „Berliner Tageblattes“, — jener „witzige“ Herr Auburtin, der nur noch „Heiteres“ aus Paris zu berichten weiß, — es für gut befunden, seinem Blatt zu telegraphieren: „Wie man sich ungefähr im voraus denken konnte, besteht das Werk aus ziemlich leichtem Gewäsch. Es wird darin beispielsweise von der Religion gesagt, daß die alten Kulte durch ein moralisches Ideal ersetzt werden müssen. Die Ehe soll ein einfacher Kontrakt sein, der wie jeder andere Kontrakt aufgelöst werden darf. Und von der Frau heißt es: Ihre scheinbare Inferiorität kommt daher, daß die Frau seit Jahrhunderten durch die Geseze bedrückt worden ist. Dieser Stumpf-sinn, über den die meisten bereits in der Schule hinaus

waren, wird in Paris gewiß in zwanzig Auflagen verlangt werden.“ So Herr Auburtin. Wir kennen das Werk der emanzipierten Infantin nicht, können uns daher darüber kein Urteil erlauben, aber gerade die angeführten Sätze sind nichts weniger als Gewäsch und Stumpfsinn. Daß die alten Kulte der Religion durch ein moralisches Ideal ersetzt werden müssen, das ist eine Idee, die als ein unabweisbares Erfordernis von jedem sinnlich empfindenden und dabei logisch denkenden Menschen gefühlt wird; ebenso die Forderung, daß die Ehe als Kontrakt wie jeder andere betrachtet werden sollte; und daß die Inferiorität der Frau durch Sitten und Gesetze geradezu gezüchtet wurde, wird kein Mensch bestreiten, der überhaupt gewohnt ist, kritisch zu denken. Nun könnte man sagen, daß diese Aussprüche der Infantin, wenn auch nicht Gewäsch so doch ziemlich banal sind; leider aber kann man das solange nicht sagen, solange es eine „freiheitliche“ Presse gibt, die Hunderttausende von Menschen von jeder Berührung mit diesen Fragen fernhält, sodaß dergleichen kriechende Ideen sozusagen nur auf Schleichwegen zu ihren Lesern dringen können, die daher sicherlich nicht bereits „in der Schule darüber hinaus“ sind. Ja, — wenn man „erotische“ Probleme „ulzig“ abtun kann — dann sind alle Spalten offen. Wenn irgend eine Dilettantin, wie neulich eine Dame namens Karina Karin vor Backfischen über das „Liebesleben“ „plaudert“, dann wird darüber in drei Spalten berichtet. Aber ernsthafte Gedankengänge über Probleme und Phänomene der Moral dürfen beiseite nicht erwähnt werden. Diese bleiche Furcht vor der Unzufriedenheit der Abonnenten beruht übrigens auf einer geradezu beleidigenden Unterschätzung des Publikums. In Wahrheit ist das Publikum des wirklichen „Gewäsch“ müde und wäre sehr zufrieden mit einer Kost, die nicht nur für zahllose Mummelgreise bestimmt scheint.

Da die spanische Infantin mit ihrer Stellungnahme Ernst zu machen scheint, wird sie bei der „freiheitlichen“ deutschen Presse natürlich noch schlechter wegkommen als bei ihrem Neffen König Alfons.

S. M. bei Kempinski

Im Berliner Weinhaus Kempinski, das manche für einen „Kulturfaktor“ halten, weil es mit nicht zu leugnendem Erfolge den Genuß von Austern, Hummern und Kaviar demokratisiert hat, ist kürzlich ein Neubau eingeweiht worden, für den Majoliken aus Cadinen bezogen wurden. Das war verständlich von der Firma Kempinski, denn diese Majoliken sind gut. Aber vielleicht, meint der „Türmer“ sehr treffend, vielleicht war es auch nur, was man im Zeitungsneudeutsch „smart“ heißt. Denn eines schönen Tages fuhr — was einer Bombenreflexion gleichkam — der kaiserliche Schloßherr von Cadinen mit Frau und Tochter und Gefolge bei Kempinski vor. Die allzeit Begeisterten und die kritiklosen Gaffer jubelten: Seht her, welche Leutseligkeit, wie bürgerlich und wie menschlich! Die Konkurrenten des ohnehin vom Glück verwöhnten Weinhauses knirschten: Gemügt es nicht, daß wir für Inserate und Lichtreklame ein Heidegeld ausgeben! Sollen wir auch noch künstlich bunte Kacheln aus Cadinen beziehen? Die Dritten aber, die Unbefangenen, die in Wahrheit natürlich nur argwöhnische und böse Mörgler waren, meinten: es sei doch sonderbar, daß just in diesem Moment der Hauptinhaber der Firma zum Kommerzienrat befördert worden sei. So ging auch dieser Versuch des Kaisers, sich leutselig zu

geben, in Verstimmung und Mistöne aus. Oder war's am Ende doch nicht die rechte Leutseligkeit? . . .

Sie gründen sich noch immer unentwegt, die Berliner Anarchisten. Sie gründen überhaupt durchaus, absolut und ausschließlich. Sobald drei beisammen sind, gründen sie. Gruppen, Vereine, Verbände, Föderationen. Kürzlich aber scheinen sie sich sogar zu einer Großtat entschlossen zu haben, denn sie gründeten besonders gründlich und schufen direkt eine „Union“, mit Pressekommission, Presekontrollkommission und einer Kommission, die die Kontrollkommission zu kontrollieren hat. Und dann, als diese Tat getan, teilte man dieses welterstatternde Ereignis der Presse mit, schnell, schnell, damit es bekannt werde, bevor noch durch den Austritt eines Mitgliedes die ganze „Union“ bedroht ward. Die „Tägliche Rundschau“ und andere Blätter berichteten angsterfüllt dem Bürger, was sich da eben wieder Grauses begeben hatte. F. P.

Die praktische Vorausbefimmung der Geschlechter

Herr Dr. med. Otto Schöner in Rottach am Tegernsee ließ im Medizin. Verlag Schweizer & Co., Berlin NW. 87, ein Buch unter dem genannten Titel erscheinen. Es liegt schon in dritter Auflage vor. Plötzlich wird eine Strömung gegen dieses Buch bemerkbar, die es als „unsittlich“ brandmarken möchte. Große Zeitungen lehnen die Aufnahme von Ankündigungen ab, und Kritiker weisen es aus dem selben Grunde zurück. Eine Arbeit von Jahren, ernste Arbeit ist dadurch bedroht. Ob das Ergebnis dieser Arbeit richtig ist, weiß ich nicht und geht mich auch nichts an. Mir scheint aber, nachdem ich die Argumente gehört habe, als ob die Sache ihre Richtigkeit habe. Ich enthalte mich dennoch jedes Urteils. Eines aber kann ich auf Grund eigener Lektüre behaupten: unsittliche Absichten und Wirkungen kann ich nirgends erkennen. Es mußte denn unsittlich sein, das Wirken der Natur zu belauschen und zu ergründen.

Als unsittlich könnte ich nur das Bestreben der Menschen betrachten, die sich stets als Tugendhüter der freien Forschung in den Weg stellen und jeden Fortschritt in der Erkenntnis durch alles Pharisaertum erschweren und hemmen. Wenn Dr. Schöner richtig beobachtet hat, so wird keine Polizei und keine Staatsanwaltschaft auf die Dauer seine Erkenntnis zurükdämmen können; hat er geirrt, so wird seine Theorie auch ohne Anwendung von Gewalt und List verschwinden.

Ich schreibe nicht für Dr. Schöner's Theorie, sondern gegen den Versuch, ihn mundtot zu machen.

Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Misericordia

Von Holger Drachmann.

Es tönt ein Gesang, ein seltsamer Sang,
Wenn der Lärm des Tages geschwunden;
Ein einziger Ton, hinzitternd bang,
Hält mich wach in den nächtlichen Stunden

Mich lullte die Weise wohl ein, wenn sie
Nur künstlerisch gliedert ihr Klagen;
Doch diese eintönige Melodie
Muß den Schlaf von den Augen verjagen.

Sie gaukelte süßen Traum mir vor,
Wenn's die Stimme der Wellen wäre;
Doch scheucht sie vom Lager jäh mich empor:
Das Lied ist kein Lied aus dem Meere.

Oft lauscht' ich der Wellen wehmütigem Sang
Am Strand bei Nacht und bei Tage —
Nein, dieser eintönige, schneidende Klang
Ist nimmer der Wellen Klage.

Wo kommt er denn her? Was Stimme gelst
Unmelodisch so und verdrossen?
So hoffnungs-, so trostlos hinaus in die Welt?
Ich will es Euch künden, Genossen!

Die Weise tönt aus dem Keller her,
Wo der Hunger lauert am Lager,
Wo der Tod den Elenden schüttelt schwer
Den Leib, der so fahl und hager.

Wo der Unbill sich selbst und ihr Kind erwehrt
Die Mutter, die ruhlos bedrohte,
Vor dem Gatten, der taumelnd heimwärts kehrt,
Besudelt vom Straßentote;

Aus der Lasterhöhle die Weise hallt,
Wo Sünde und Frechheit sich paaren,
Wo zum Traualtare die Schande wallt,
Wurmzerfressene Blumen im Haare.

Wo entstand die Weise? Geboren in Not,
In Wüsten verklingt ihr Geweine;
Der Ruf war immer derselbe: „Brot!“
Und die Antwort lautete: „Steine!“

Eine Telefonlegende

Ein Großkaufmann mit napoleonischen Ambitionen hatte sich mit dem Redakteur seiner Zeitschrift verkracht — aus weltanschaulichen Motiven. Nun bedurfte er eines neuen Herrn, der mehr auf gute Bezahlung als auf gute Behandlung eingestellt war. Ein Dichter, der ihn besuchte, wurde mit der hastigen Frage überrascht, Vorschläge, ganz bestimmte Vorschläge zu machen. Etwas verwirrt ließ er seine Erinnerung spielen: Namen auf Namen entrann ihm — als er überlegen und gereizt unterbrochen wurde. „Ich bitte Sie, das interessiert mich doch alles nicht; wer von den Herren hat Telefonanschluß!“ Etwas überrascht und nicht ohne Beschämung, sich als einen weltfernen Träumer entlarvt zu haben, nannte er schlichtern einen Herrn, dessen weltstädtische Allüre ihm bekannt war: und schon setzte sich der gigantische Mechanismus in Bewegung; die Räder griffen ineinander, elektrische Funken knisterten, ein paar elegante Bewegungen: und der neue Redakteur fand sich strahlend auf seinem Sessel: bereit, der Zeit seine Physiognomie aufzuprägen.

Vom Ranggefühl des Dichters

Von Hans von Hülsen, Berlin.

Unbestritten hat sich die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in den letzten Jahrzehnten wesentlich gehoben. Wovon die Ursache darin zu suchen sein mag, daß auf dem Wege der Akklimatisierung die Gesellschaft allmählig ein größeres Vertrauen zum Dichter gefaßt hat.

Man mag es beklagen, daß die Dichtung unserer Tage immer bürgerlicher und — ich wage das Wort — philiströser wird, daß auch Leute, die das Zeug zu etwas Tüchtigem haben, aus bürgerlicher Rücksicht die unerforschten pestverdächtigen Gebiete des Erotischen, des Dämonischen, des seelisch Irrealen, kurz: die Nachtseiten der Welt und Menschheit allzuängstlich meiden, — man mag es be-

klagen, aber man wird es nicht wegleugnen können. Unsere Dichter haben nun einmal den Ehrgeiz, herauszukommen aus der Atmosphäre von Unsauberkeit und Kaffeehausdunst, und, umhegt von der Anerkennung der „gebildeten“ Klassen, der „Gesellschaft“, ein gut bürgerliches Leben zu führen, — ein Bestreben, das auf die Dauer auch ihre künstlerischen Emanationen beeinflussen muß. Dieser Ehrgeiz erklärt sich wohl einesteils aus der Ueberfättigung am Typ des Bohemiens, der nachgerade wirklich ein wenig vieux jeu geworden ist, andererseits aus einem gewissen Ranggefühl, das der Ueberzeugung von der Bedeutsamkeit und Unentbehrlichkeit ihrer Leistung entspringt. Tatsache ist, daß jeder Dichter, der etwas auf sich hält, heute dem von Murger so liebevoll gezeichneten, einst als Künstlerideal gepriesenen „freien Leben“, das heißt: dem Dasein der pumpenden Kaffeehaushabitus mit kühlem Naserümpfen und fast schon verständnislos gegenübersteht, daß ihm die enggezogenen Zirkel des Verkehrs mit Kollegen und Kolleginnen nicht mehr genügen und daß er, der geistige Aristokrat, über sie hinaus brennend gern Zutritt zur haute volée zur Aristokratie der Geburt und wohl auch zu der des Geldes sucht. — so zwar, daß er dort nicht als Wundertier, als „Bratenbarde“, sondern als vollgültiges Mitglied aufgenommen wird.

Dies Ranggefühl ist zweifellos gut und berechtigt, und nur ausgemachte Zigeuner können dagegen eifern. Gute Manieren und gesellschaftlicher Pli haben noch nie einem Künstler geschadet, wohl aber das nur allzuoft beobachtete Gegenteil, welches von vornherein das begründete Mißtrauen eines jeden Menschen von Erziehung und Haltung wachruft. Der Schriftsteller, zumal der, den man als „literarischen Großindustriellen“ bezeichnen könnte, ist heute zu einem bedeutsamen Faktor unseres Wirtschaftslebens geworden, und es ist nicht einzusehen, warum ihn die gesellschaftliche Geltung vorenthalten werden soll, die doch dem Großindustriellen in des Wortes gewöhnlichem Sinne ohne Weiteres bewilligt wird. Zudem steht jeder Dichter von Bedeutung nicht für sich allein, sondern für Viele, er repräsentiert, und wer ihn ehrt oder verachtet, der ehrt oder verachtet eine Korporation von Intellektualwesen. Und wäre es nicht ein befremdendes Schauspiel, wenn die „gute Gesellschaft“ Leuten ihre Pforten versperrte, die sich täglich in zuchtvoller Arbeit um die Vermehrung des geistigen Besitzstandes der Nationen mühen?

Aber es gibt noch ein anderes Ranggefühl, dem man billigerweise eine nicht minder große Intensität und Verbreitung wünschen muß, weil es das für die Entwicklung unserer Dichtung Wesentlichste und Notwendigere zu sein scheint. Das ist jener feine Takt, jenes innere Standesbewußtsein, welches dem Dichter ein für allemal verbietet, seine eigene erlesene Leistung, und sei es auch nur auf Zeit, mit einer andern zu verschwistern, die ihrem Wesen nach ihr an Rang und Kulturhöhe nicht ebenbürtig ist. Jeder Schriftstellerkatalog teilt sich in Dichter und Handwerker: das war immer so und ist auch natürlich, weil den zwiegespaltenen Bedürfnissen des Lesepublikums anaevast. Das Publikum zerfällt in zwei Gruppen: es gibt Leute, die von einem Buch nichts verlangen, als daß es ihnen über die Langeweile einer Stunde auf anaenehme Art hinweghelfe oder daß es mit der Stahlkegel der Spannung auf ihre abgespannten Nerven einschlage oder daß er mit großartigen und farbenreichen Bildern sie über die Armseligkeit und graue

Dede ihres eigenen Lebens täusche. Hier werden die flinken Romanfabrikanten mit dem handlichen Allschie immer ein dankbares Auditorium finden. Andere Leser aber gibt es und ihre Zahl wächst. Gott sei Dank! — die sind so anspruchsvoll, von einem Buche zu erwarten, daß es ihr Menschentum um seelische Werte bereichere, daß es als Lebensfreund sie bei der Hand nehme, durch das Land ihres Traumes. ihrer Sehnsucht sie zu geleiten. Hier tritt dann der Dichter in sein Recht, der Räuber des Herzens und seiner geheimsten Regungen. Kein Fall kann sich ereignen, in dem Dichter und Handwerker einander feindselig und als Konkurrenten beaeagnen. Ein dicker Strich trennt beide Kategorien, und nur natürlich sollte es sein, daß ihre Vertreter nicht über diese wesenscheidende Barriere kollektional sich die Hände reichen. Wie beschämend oft aber geschieht das, aller theoretischen Erkenntnis zum Trost! Man schlaue eine belletrische Kritik-Sammlung auf, und man wird die schönsten und tiefsten Gedichte von Hofmannsthal Schulter an Schulter mit munteren Strophen von Carl Busse und Frieda Schanz finden. Oder es kann sich wirklich ereignen, daß an einem Vorlesungsabend abwechselnd der Dichter Frank Wedekind und der Spakmacher Roda Roda am Pult Platz nehmen, — der selbe Roda Roda, der mit seinem Buche „Wistan reitet in die Nacht“ literarische Ambitionen perriet, die ihm dann leider nicht hinderten, im Berliner „Wintergarten“ zusammen mit Don, dem sprechenden Hund aufzutreten! Noch peinlicher natürlich ist der Wunsch, wenn ein Künstler von Distinktion wie Thomas Mann, aus dessen Büchern in jeder Zeile das „Odi Profanum“ spricht, am selben Vortragstische mit „Karischen“ und „Biedermeyer“ aus der „Zuaend“ sich präsentiert, — wie leider auch geschehen Gar nicht zu reden von lässlich sich ereignenden Geschmacklosigkeiten, wie beispielsweise der, daß Heinrich Mann sein Buch einem Besuche anvertraut, der gleichzeitig auch die „literarischen Skizzen“ eines nicht gerade heller berühmten Münchner Malers publiziert, Flohorate, deren künstlerischer Wert nur noch durch eine Null mit davorgesetztem Minuszeichen auszubrücken ist.

Alles das sind Lauffrauen, mehr noch: es sind Fragen eines entwickelten Kunstgefühls. Der letzte Kunstmalers-Arhémien Schmahinas würde mit empörter Leidenschaft dagegen protestieren, daß man ihn mit einem gewöhnlichen Anstreicher verwechselt. Unsere Dichter aber, und gerade die besten und erlesensten, ermanneln nur allzuoft des sicheren Gefühls für Distanz, zwar kaum in der Theorie, wohl aber in der Praxis. Es ist jedoch nicht ohne Bedeutung für die Entwicklung wenn nicht der Literatur selber, so doch sicher des Geschmacks beim Publikum, ob dies Kunstgefühl der Dichter sich vertiefen wird oder nicht. Denn eine solche praktische Kritiklosigkeit von Seiten der Produktiven muß allmählich zur Vermirrung des Urteils bei den Geniekern führen, während doch nichts so sehr im Interesse geistlicher Kunstentwicklung steht, als reinliche und haarcharfe Sonderung der Geister.

Theater

Jedermann

Die große und kleine Kritik Berlins, vor dieses Musterstück von Hans Sachs und Hugo Hofmannsthal gestellt, hat sich nicht wenig Schande bereitet. Da entdeckte, obgleich er Jude ist, der eine angesichts dieser katholischen Szenen sein protestantisches Herz. Der andere stieß sich an der kantigen Vätersprache; schließlich aber könne er wohl begreifen, daß Aestheten, nachdem sie zuviel Ausern

mit Chablis genossen hätten, an solchem Schwarzbrod Gefallen fänden. Der dritte schrieb, wir wüßten in einer schnelllebigen Zeit, nach Aristophanes und Sophokles brächte man uns bereits mittelalterliche Legendenspiele: der hatte, scheint mir, Euripides erwartet. Der vierte, fünfte und sechste fassungsverstärkte — obgleich ich ein warnendes Memorial vielen Redaktionen ersandt hatte, — den Namen Hofmannsthal nach zwanzig Jahren deutschen Dichtens abermals mit zwei f; sonst werden so in Berlin nur Würstwaren als besonders gut flantifiziert. Es ist aussichtslos, diese sechs Kritiker zu widerlegen. Aber den anderen, den positiven, den ernst zu nehmenden soll doch gesagt werden, daß es unrecht war, so sehr zu vergessen, wer schließlich dieses Stück geschrieben hat. Arbeiten sie nicht für Ubertausende, die Fritz Stowronnel für einen Schriftsteller und, wenn es hoch kommt, Otto Erich Hartleben für einen Dichter halten? Und geschehen bei uns so oft Hofmannsthalauführungen, daß die Kritiker der Leserschaft verschweigen dürften, der Dichter des „Jedermann“ sei auch der Schöpfer des „Herzlichen Menedia“, des „Wentzingers und der Sängerin“, des „Kleinen Welttheaters“? Unsere Kinder werden es ja doch einmal in den Schulen auswendig lernen müssen — einstweilen aber, neben der Amoralität und der Dummheit der Schlechten, welche Lässigkeit der Guten! Gibt es, weil „Jedermann“ für Hofmannsthal wie für uns nur ein Seitenwerk ist, keine Literaturpolitik mehr? —

Dies hat Hofmannsthal geschaffen: daß Jahrhunderte wie Schwanken sich eben aufstun, daß aus fernem Moskau eine Hand die goldene Kronkranz taucht und eine andere Hand die Schale mit dem Wein der Welt. Wie finkelt er, wie ist er homig-schmeckend! — aber das Heilige überleitet, überfüllt ihn dennoch, und der irdische Frank wandelt sich in den Wein Gottes. Der Herr entfernt den Tod, auf daß er den Jedermann zum Gerichtssaal hole, den reichen Herrn, der vieles sich selbst und wenig den andern zuatzen, Jedermann muß die Welt nicht allein machen. Er hat nun je sein Herz der Puhlschaft, der Prasserei, dem Manne angeschlossen: nun sollen sie mit auf den höchst kalten Pfad. Aber die Geste, die Schlemmer, der Geist des Goldes welchen rückwärts, als sie die arakliche Perikula in Jedermanns Rücken, in seiner leeren Brust den verächtlichen Herzschaal süßen. Galt ihn in so fürchterlicher Verlassenheit der trüchernen Note fortzuschleifen? Nein, da er noch verarmt schäumt ist, siehe, als ein Komant an der Erde ein fieses Maßlein erschienen, seiner guten Werke rührende und verächtliche Gestalt. Wie schmach sie ist! Nicht sie an Krücken den weiten Weg zu Gott nachbringen können? Aber der Masche, die ernste blaue Himmelsfrau, tritt vor die Kifflosseite der hohen, Jedermann lernt haben. Da lassen — und jeder Saak des Kaiser unter kriecht ein Stück der Schwäche ab — die Krücken der „Guten Werke“ in den Staub, da fassen sich Schultern, Arme werden voll, und eine starke Gestalt facht Jedermanns Hand. Der Teufel, der schon wie eine Würstschlange den riesigen Schmanz um seines Oxfers Hals schleudern mußte, stürzt wutschreiend rückwärts in seine roten Tore. Der Parkörte aber kann, die Gestalt seiner milden Taten und die des Glaubens wie zwei mächtige Flügel an seiner Seite, todesarou, doch lächelnd, sich zur Welt schicken.

Schon einmal hat Hofmannsthal um die Abhaltung eines Menschen durch den Tod ein uns teures Gedicht gestellt. Es war selbständiger — wenn auch keineswegs in der äußeren, reinlich archaisierenden Form — und trat uns heutige härter an. Jedermann schließlich verkümmert nur das Christsein und die Gerechtigkeit, Claudia aber das Leben und die Aktivität. Alaschwohl: „Der Tod und der Tod“ ist Blüte und Wort des Künstlers, die auch der inneren Form nach ganz unvollständige Jedermann-Beachtung aber Wert des Mannes und Frucht. Oder nicht? Wohnt das Können des menschlichen Künstlers auch schon über die erste Schärfe dieser halsanlehner, Perikula? Beherrichte er bereits mit solcher Männlichkeit die Wortreihen, daß er sie eher zerstückelte als haa? Wüßte man von jenem Werke Mithras die unvollständigen Stimmen ab, so könnten nicht anders Klänge als manche Worte in „Jedermann“, die wie Felsenfälle durch donnernde Luft sind. Das Beste darin stammt, wohl wörtlich, von Sachs; der Tod spricht es an Gott:

Herr, ich will die ganze Welt abrennen
und sie heimlichen Groß und Klein,
die Gottes Befehle nicht erkennen
und unter das Riech gefassen sein.
Der sein Herz hat auf irdisch Gut geworfen,
den will ich mit einem Streich treffen,
daß seine Augen brechen
und er nicht findet die Himmelsarten.
es sei denn, daß Himmel und Mächtigkeit
befreundt ihm wären und hilfsbereit.

Aber die Verse, die Hofmannsthal selbst ganz ohne Vorlage aus dem Nichts ermittelte hat, sind oft nicht schwächer, und nicht anders als bei der Empfangnis seiner großen Werke kann uns auch

hier geschehen, daß wir das Haupt in den Schatten wenden müssen, um von dem Sturme dieser Strahlen nicht zu heftig getroffen zu werden.

Von der Aufführung „Jedermanns“ erwarteten Sie um Reinhardt ein Alles: die Rechtfertigung der Arena. Dagegen ist zu sagen, einmal, daß die Arena nach den ersten zehn Minuten der Oedipus-Aufführung gerechtfertigt war, dann, daß gerade „Jedermann“ nicht in's Rundtheater gehört. Die Philosophie des Amphitheaters — sie ist nunmehr in den erschienenen zehn ersten Nummern der „Blätter des Deutschen Theaters“ von jungen Essayisten wie Friedrich Gerber, Heinz Heinz Herald, Wilhelm Breuer und anderen festgelegt worden — tipfelt ja in dem Maße: „Laß Menschliches unter Menschen geschehen“. Folglich sollte man nicht gerade Göttliches unter Menschen geschehen lassen. Das mittlere Licht des Jedermanns-Spiels aber ist die Stimme Gottes, und von den Sternen kommen mehr Geister und Engel herabgeweht als in der Tiefe die Menschheit des 16. Jahrhunderts für unser Auge ihnen Widerpart schaffen kann. Hat denn Reinhardt nicht gefühlt, daß, wo vor unseren Blicken seine Bühnenarbeiten so taktlos alles auf- und umbauten, goldene Rebel hätten schwimmen müssen? Daß man zum Rationalisten werden könnte, wenn man am meisten ist Gott, Tod und Teufel von drei Seiten zu sehen? Daß jegliche Raffik, Sünde und Unfehlbarkeit — die wie Rektor durch die Adern dieses Stückes fließen — in der Arena vom Rundbild zu Tode geschleift werden müssen? Und hat Reinhardt ganz vergessen, daß bereits Bessing ein Etwas über dreidimensionale Geistererscheinungen gesagt hat? Die falsche Raumwahl lag lähmend auf den Händen des Regisseurs. Gleichwohl vollbrachten durch deren Wink Moissi, Winterstein, Wegener, Breiderhoff, Diegelmann, Biensfeldt, die Ensoltdt, die Dietrich und die Konstantin Wunder an Tapferkeit, Anmut, Gotteserkenntnis, Größe.

Heinrich Eduard Jacob.

Das Korsett

oder:

Als das wunderschöne Fräulein des Bürgermeisters von Kalteneck — im vierten Monat — auf einem Spaziergange von den andern etwas abseit ging

Weh! könnt ich mein Mieder lüften!
 Wer ist elender als ich?
 Alle Lust versperrt in Grüften —
 alle Ketten wider mich —
 wider Brust und wider Lenden —
 oh ich unglücksel'ges Weib!
 Dreimal eingesperrter Leib
 zwischen unbarmherz'gen Wänden!

Wie mir's unter'm Herzen schwillt
 wild und wilder — wie Verlangen,
 das ich einstmals blind erfüllt
 in wahnsinnigem Umfangen! —
 in dem Maße wie es drängt,
 wilder drängt und wilder dränget,
 wird es stärker eingezwängt,
 schmerzlicher nur eingezwänget —

Draußen singen meine Freundel —
 Wenn sie ahnten, wo ich blieb —
 wenn sie sähen, daß ich weinte —
 wenn sie wüßten, was mich trieb,
 einmal — wenn nur in Gedanken! —
 aufzuatmen aus den Schranken,
 aus dem würgenden Geschling,
 das die Lust wie Tod umfing —!

Wenn sie wüßten, was ich ach!
 unbesonnen ach! verschuldet! —
 Trat ein Jüngling in's Gemach,
 und ich hab es ach! geduldet! —
 Einmal einem hingegeben —
 und schon büß ich meine Lust:
 unter'm Herzen keimend Leben
 und so weh ach! weh die Brust!

Doch — — in Ketten wach und werde,
 Kind, du Mein Kind, trübste Lust —
 einmal schaust du Licht und Erde,
 einmal trinkst du meine Brust,
 einmal — ! Und dann laß ich nicht,
 läßt die Mutter nicht vom Kinde —
 Kind, dann sterben wir! — Die Sünde
 ist's, die uns're Blüten bricht — —

Abgeänderte Disposition

oder:

Als das wunderschöne Fräulein des Bürgermeisters von Kalteneck — im siebten Monat — ein zweites und letztes Zusammentreffen einging

Unsere Stadt ist klein,
 die wenigen alten Häuser
 sehen so ernsthaft drein —

Und kommt die dunkle Nacht,
 hinter Fenstern und in Herzen
 nicht Licht noch Liebe wacht —

Dunkel löscht alles aus:
 Es ist wie ein großes Sterben
 nächstens in jedem Haus . . .

Und mußt' ich zu dieser Stund'
 um alles dir hier begegnen:
 ich schloß dem Tod den Mund —

Der blies kein Lichtlein an,
 das uns verraten hätte,
 eh wir uns g'nug gethan —

Doch länger verzieht er nicht —
 Sieh! dort!! in meinem Hause
 weckt er das erste Licht — —

Nun weiß ich meiner Wege
 Ein Kuß noch deinem Mund
 Bald schauen hoch vom Stege
 viel Lichter in schwarzen Schlund

1901/02

Heinrich Lautensack

Peer Gynt und Joachim v. Brandt

Von S. Erich

In der Halle des Bergkönigs, unter dem scheeläugigen Rondevoll, weilt das Erdentind Peer Gynt. Die Wichte in Herz und Hirn, die zu bekämpfen für seinen Erdichter: leben hieß, haben den Phantasten unter das Trollenpad gezerrt. Aber wie? Wodurch konnte Peer so tief sinken? Was ist's denn, das den Unterschied zwischen Mensch und Troll bezeichnet? Der verschmitzte Bergkönig, der Dove-Allte lehrt's: „Draußen im Sonnenstrahl ruft man sich zu als heimlichste Weisheit: „Mensch, sei du! Hier aber unter uns Trollen heißt's klug geredet: Troll, sei du — dir genug!“ Das also ist das Entscheidende: wie gleicht da Peer dem Trollengesindel! Wie ist seine Phantasie stets willig, seiner lügnertischen und feigen Eitelkeit Brücken zu bauen, nie verlegen um Ratschläge, Auswege, am bequemsten die Dinge zu sehen, die abschreckende Wahrheit schön zu lügen! Fast ist Peer Gynt schon ein Troll. Sein phantasieverwirrter Blick schielt schon, wie der eines Wichts, ist immer fähig, „von zwei Seiten“ die Dinge zu sehen. Tragen läßt er sich von seiner Gier zum Lügen, weil er zu feig ist, nach dem Erkennen des Wahren zu trachten. Nicht der Menschenwille, sich selbst zu gleichen, der niederste Egoismus, der Trieb, sich selbst genug zu sein, leitet den Entpersönlichten, vom Zufall Geschüttelten. Ist Peer Gynt nicht ein Troll? Nicht einer, der „im Dreck patst“, dessen Blick nicht grad und persönlich die Dinge zu erareifen und abzugrenzen weiß, sondern dessen Auge schielt, nach Gefallen von zwei Seiten betrachten kann, weil das Persönlich-Grad ausgerichtet ihm mangelt? Kann solch einem Schwachen Erlösung werden? Was bewahrt ihn denn vor dem Schmelzloffel des Knopfsiekers, der die Unpersönlichen wieder zum Rohstoff, zur Masse, aus der etwas anderes werden mag, umschmilzt und so ihr Dasein für alle Zeit auslöscht? Peers Wesen war verschwommen, von den Wichten bedingt, nie aus sich selbst leuchtend. Und dennoch bleibt er, weil er in Solweigs Sehnen und Hoffen und Lieben als Der lebendig war, den sein Schöpfer mit seiner Erschaffung wollte, und dieses Lebendigsein nicht unaemelen zu machen ist.

Das ist das Schicksal Peer Gynts, das mit Rettung und Verklärung ausklingt. Gab es denn eine andere Rettung für den Armen? Er wollte „durch“, als der groke Krumme ihm riet, „außen herum“ zu gehen. Aber die Persönlichkeit kann sich nicht behaupten im Kampf gegen die sie determinierenden Mächte, die sie ihres Selbst berauben und ohne zu kämpfen immer siegen. Diese Szene: Peers Kampf mit dem Krummen ist wohl der großartigste und allgemeinste Ausdruck des Kämpfens und Unterliegens heutiger Menschen. So gewaltig, daß sie allein den Kommenden mehr als Bände Kulturgeschichte vom Sehnen, vom Ringen und von der Besiehung der in unseren Jahrzehnten Lebenden enthüllen wird.

Mit dem großen Krummen streitet auch der Rittmeister Joachim von Brandt, der Titelheld einer von traatischen Fiebern genesenen Komödie, mit der Moritz Heilmann die Mitlebenden und die Kommenden beschenkt hat. Aber von der leichtsinnigen Blindheit des Onfers seelischer Trollmächte bis zu der von heißer, nervöser Anstalt erreichten Uebersichtlichkeit des mütend gegen das Dunkle Ankämpfenden ist viel mehr als ein Schritt. Joachim von Brandt ist ein Mensch, dem das Bewußt-

sein, von unverstandenen, chaotisch scheinenden Mächten irgendwie gehalten zu sein, das Herz in leidenschaftlicher Angst klopfen läßt. Er hält das Leben, das nicht im Takt und Gleichschritt geht mit einem irgend Etwas, einem Unbegriffenen, aber leidenschaftlich Gefühlten, nicht für erträglich. Er will das Draußen fordern, stellen; das Rätsel der Sphing lösen und sie zum Sturz in den Abgrund zwingen. Und als beängstigendstes Symptom des scheinbar nicht mehr mit dem Ich zusammenhängenden Lebens erscheint ihm das verwirrende Wesen des Staats. Das kommt ihm vor wie der Kopf einer ihn umwindenden und erdrückenden Schlange. Ihn will er treffen. Will das Gespenst anrufen, mit ihm kämpfen auf die Gefahr der Vernichtung hin, nur um zu erkennen, was es eigentlich ist. „Nein, das will ich nun ausprobieren bis auf den letzten Zweifel, ob ich betrunken bin oder der Laternenpfahl; . . . nun werde ich es dahin treiben, daß endlich einmal hart gegen hart stößt, sonst kenn ich mich nicht mehr aus.“ Und als ihm erwidert wird: „Der Kopf gegen die Wand, das ist hart gegen hart“, lautet seine Antwort: „. . . man rennt mit dem Kopf gegen die Wand doch nicht immer bloß um der Wand willen.“ Ecce Brandt. Er kennt sich nicht mehr aus. Schreit, lärmt mit seinem Leben, um aus dem allgemeinen verwirrenden Stimmgetöse seine persönliche Stimme überhaupt noch heraushören zu können. Anstatt vom Geist der Realität ruhig zu lernen, rückt er dem Unverstandenen mit dem Brügel auf den Leib. An den Gesichtern der anderen Menschen sieht er vorbei. Das ist sein Augenfehler. Alles, was ihn umgibt, wird ihm zum Turngerät, an dem er die Bauchwelle probiert. Aber der Staat, den er packen will, schlägt nicht wieder, sondern zieht vor, auszuweichen und den Landfriedensbruch, den der einflußreiche Gutsbesitzer wagte, zu vertuschen. Das wirft ihn fast zu Boden. Er versteht nichts mehr. Die Welt erscheint ihm als unsinnigstes Chaos, das sein Bedürfnis von Sinn und Takt brutal erstickt. Doch auf das furchtbarste Fieber der Anstalt folgt am Ende des Dramas die Genesung. Der Trostkopf, der mit Gewalt das Draußen zu stellen unternahm, lernt noch zuletzt Ehrfurcht und Staunen vor dem Geiste, den er beschwören wollte, ohne den Sinn seiner Formel nur ein wenig zu verstehen. Das Wunder der Geburt einer Tochter löst ihn aufhorchen, ihn einen Blick tun in die Tiefen der Rätsel, die er, ohne zu begreifen, für sinnlos hielt. Vielleicht wird er sich zu dem zarten, empfindenden Wesen des Doktor Ensen wandeln, eines Menschen, der nicht in prahlendem Sturm die Realität zu zwingen sucht, sondern als ein aufmerksamer und nachdenklicher Schüler den Stimmen des Daseins lauscht.

Wie das Kämpfen und die Wandlung Joachims von Brandt sich vollzieht, das hat Moritz Heilmanns Kunst zu einem Drama gestaltet, das mir wenigstens als künstlerische Ausformung einer großen allgemeinen Vorstellung vom Leben kaum seinesgleichen zu haben scheint in der Dramenproduktion seit Ibsen. Daß sich aber die Wandlung Joachims von Brandt überhaupt so vollzieht, das weckt dem Empfindenden religiöse Stimmung. Wie in diesem Drama von 1908 der Kampf mit dem Krummen nicht mehr als der Jammer des Menschengeschlechts angeschaut ist, sondern bewundernde Ehrfurcht vor den Tiefen und Rätseln des Draußen die Dual geistigen Unterliegens zum Andachtsgefühl umstimmt, das wird zum tief nachhallenden, Relativität weckenden Erlebnis, das man auf lange Zeit in seinem Herzen bewegt.

Gabriele d'Annunzio

Von Henri de Régnier, Mitglied der Académie française

Gabriele d'Annunzio ist in der Literatur durchaus nicht das, was man einen Erfinder nennen könnte; er ist vielmehr genauer gesagt, einer, der sich alles nutzbar macht. Ich sage dies nicht etwa, um das wirkliche Talent des Autors der „Gioconda“ herabzusetzen, sondern, um zu versuchen es zu definieren. Gewiß, d'Annunzio macht sich alles nutzbar, aber trotzdem formt er alles um und setzt ihm Schönheit zu. Wie er das verschönt, was er sieht, fühlt, beobachtet, so verschönt er das, was er sich nutzbar macht.

Wenig Schriftsteller haben so viel Einwirkungen erduldet wie d'Annunzio; aber, wenn man von ihm spricht, ist das Wort „Dulden“ nicht am Platze. Dieses Wort drückt etwas Unbewußtes, Unfreiwilliges aus und läßt sich schlecht auf d'Annunzio anwenden. Diese Einwirkungen erduldet er in der Tat nicht; er sucht sie, sicher, daß sie ihm nicht unheilvoll, sondern im Gegenteil nützlich und fruchtbar sein werden. Er hat keine Furcht vor ihnen; er braucht sie ja auch nicht zu fürchten. Er fühlt sich fähig, sie in sich zum Schmelzen zu bringen, sie zu assimilieren und sie — wenn nicht bis zur Unkenntlichkeit — wenigstens so zu verkleiden, daß die daraus entstandene Substanz, die Farbe und das Gepräge seines Genius hat.

Sein Genius besteht aus den verschiedensten literarischen Elementen, aber er hat sie so gut zu vereinigen verstanden, daß sie ihm zu eigen geworden sind. Man könnte die Formation dieses eigenartigen Geistes zerlegen und gleichsam die Analysis der ihn zusammensetzenden Parzellen machen. Ich will mir diese Operation legaler Literatur nicht einfallen lassen. Wozu soll ich genau zeigen, was d'Annunzio Tolstoi, Nietzsche, Waagner verdankt; was er der zeitgenössischen französischen Literatur verdankt; was er den Realisten von vorgestern, was er den Symbolisten von gestern verdankt? D'Annunzio kennt unsere modernen Schriftsteller gründlich: Goncourt, Maupassant, Beladan, Barrès. Das versteht sich; und d'Annunzio selbst gäbe es zu, wie wir nun zugeben müssen, daß er einen prachtvollen Gebrauch von den Quellen gemacht hat, die wir ihm boten.

Und ich glaube, gerade diese Verwandtschaft mit unserer Literatur hat den Werken d'Annunzios zu einem Erfolge in Frankreich verholfen. Wir finden in ihnen Gedanken, Gefühle, die wir schon kannten, deren wir aber ein wenig müde geworden waren, die jetzt zurückkamen, mit neuer Anmut und Schönheit.

Gabriele d'Annunzios Verse kennen wir am wenigsten; nur durch die in ihrer Studie über italienische Poesie enthaltenen Auszüge von Frau Jean Dornis. Diese Fragmente zeigen uns hinreichend, daß d'Annunzio ein bemerkenswerter Dichter ist, was wir übrigens schon durch seine Romane wußten.

Die Romane d'Annunzios sind in der Tat lyrische Romane. In ihn sehen wir neuen episodischen, sehr wahren, packend und mächtig beobachteten Personen, meistens einen Haupthelden, dem der Dichter seine Beredsamkeit leiht, seine Sensibilität, seine Gedanken, seinen Geschmack an der Leidenschaft und an der Schönheit; dieser Held ist Tullio Hermil im „Intrus“, Georg Aurispa im „Triumph des Todes“, Stello Effrena im „Feuer“.

Gewiß Handlung und Hintergrund wechseln; aber der Held bleibt ungefähr der gleiche unter den verschie-

denen Gestaltungen gleicher Gedanken, denen er Ausdruck gibt. Mögen sie tollstoisch sein, wie im „Intrus“, wagnerisch wie im „Triumph des Todes“, nießlich wie im „Feuer“: für ihn sind es nur verschiedene Gestaltungen gleicher Gedanken. Im Grunde scheint den Helden d'Annunzios der Lebenszweck Vergnügen und Liebe zu sein; Leidenschaft und Wollust; Schönheit und Ruhm. Das sucht er in den Wesen und Dingen, das sucht er in sich selbst. Dieser Schimmer sinnlicher, innerlicher Apotheose erhellt das ganze Werk d'Annunzios mit seinem Strahlenlicht, und dieses Licht verbirgt und färbt das, was er sich in seinen Ursprüngen und Vorgängen angeeignet hat; es macht uns auch seinen Fehlern und Schwächen gegenüber unempfindlich und breitet über seinen Arbeiten Magie und Zauber aus.

So wie sie sind, üben die Romane d'Annunzios eine sonderbare Anziehungskraft aus. Man kann ihnen ihren romantischen Wert streitig machen, aber man kann ihrem lyrischen Wert gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Sie haben Gabriele d'Annunzio in Frankreich jene Popularität gesichert, wie sie kein Parnass und kein Feuilletonist beanspruchen darf; und d'Annunzio ist weder das eine noch das andere. Er ist ein Künstler, aber er gehört nicht zu den Künstlern, die sich mit einer stillen Berühmtheit zufriedener geben. Liebt er den Ruhm, so liebt er auch den Erfolg, und dieser lärmende, mit Händen greifbare Erfolg, er hat ihn im Theater gesucht, das heutzutage den Berühmtheiten das Hinzuströmen der Masse ermöglicht und das schneller einen Namen von Mund zu Mund fliegen läßt als ein Buch von Hand zu Hand gehen.

Dieser Erwartung verdanken wir die dramatischen Werke Gabriele d'Annunzios.

Deutsch von Jean Jacques.

Mein Wohltäter

Von Myrona.

Georg Budraff — hier muß man Atem holen — hatte — recht recht tief — einen — kurz und gut es muß heraus: er hatte einen ganz echten Wohltäter. Wir leben in verkommener Zeit, wir wissen nur noch sehr schwächlich, was Wohltäter, was Dankbarkeit ist. Georg wußte es, und mußte büßen — ein Unschuldiger für uns Schuldige! Budraff war früher Kiraise (oder Tischerlesse) gewesen. Ein heißes Blut mit hufeisenförmig herabhängendem fuchsroten Schnurrbart. Ein ursprüngliches Temperament ohne Geld und Gut. Ein Herz von einem Menschen, so unschuldig, so weich, daß er die Totkünde selber in seiner jungen Arglosigkeit für eine schöne Dame hielt, welche nur aus Spaß ein häßliches Gesicht macht. Als der Wohltäter, für den Budraff einaenommen wurde, als er zum ersten Male in die Tasche für ihn langte, da hatte er ja gar keine Ahnung mehr von der ursprünglichen Güte, aus der eine Wohltat quillt, und von der göttlichen Dankbarkeit, mit welcher der Ur Mensch sie empfängt. Geben und Nehmen: Soll und Haben — ach! die ehemalige heilige Weltordnung ist ja längst zur nüchternen Buchführung entartet. Wilhelm Lehmann, Wohltäter, hielt Wohltun für fashionable, nichts weiter; er gab aus honnêteté aus einem Gemisch von Gleichgültigkeit und gutem Magen. Dagegen Budraff nahm wie Einer, der die Augen verzückt ausschlagend, überirdisches erlebt. Sein Verstand geriet aus den Angeln, seine Arme sehnten sich weit, Tränen der ungeheuersten Freude spritzten

geradezu aus seinen Augen. Wudrass war das Genie des Gefühls der Dankbarkeit. Lehmann wußte das nicht. Lehmann ritt des Weges daher, sah den verlumpten Wudrass an der Straße liegen, wunderte sich über seine wildgütige fremde Physiognomie, winkte ihm, ließ sich Wudrasss Leben von ihm erzählen und gab ihm so nachlässig wie möglich, ohne sich viel dabei zu denken, fast zerstreut ein Geldstück. — Ueber Lehmann wäre Wudrass gleich einer Lawine gerollt, hätte Lehmann nicht seinem Gaul die Sporen gegeben. Aber Wudrass stand am Wege, seine Hände krampften sich schmerzlich um das Geld, ein Schüttelkrampf fuhr durch seine Gestalt; er lachte, weinte, sprang, führte Tänze auf, schrie den Gendarm Meyerbeer, der den kategorischen Imperativ an ihm ausprobieren wollte, wie ein Auerochs an, sodaß dieser das Gehör verlor. Wudrass ging, selig wandelnd und unbesonnen, durch des Städtchens Gassen, stand vor jedem Weibe still und kniete wie vor der Gottesmutter. Eine hohe Frömmigkeit hatte ihn durchdrungen, denn Gott war ihm, dem Lumpenkerl auf der Landstraße begegnet: Gott Lehmann hatte ihm, diesem lebendigen Dreck vom hohen Gaul herab Geld gereicht — Wudrass mußte sein schwellendes Herz halten, daß es nicht zerspringe und mit seinem lodernden Blute wie mit rotem Blut alles übersprühe. Ach! Lehmann war auf und davon. Unermessliche Qual, wenn Gott, einmal sichtbar geworden, sich wieder verbirgt.

Was machte nun Wudrass mit dem Geld? Hat er ergänzte seine Natur damit, der etwas fehlte, wenn keine funkelnbe Waffe, kein Dolch, kein blitzendes Messer ihr zum Scepter diente. Wudrass kaufte ein Messer, mit dem man einen Auerochsen hätte abhachten können wie eine Maus. Und immer blieb er, das Messer gramvoll schwingend, erschüttert stehen, tief in die verzweifelt-glückliche Betrachtung der ihm angetanen Wohltat versenkt. Mit einer Stimme, die, aufbrausend, in ein fast schämiges Flüstern verrann, rief er immer wieder aus: Mein Wohltäter-Wohltäter! wobei es als ein mächtiges Taktgefühl anzusehen war, daß er nicht Lehmann sagte (— allerdings kannte er den Namen garnicht).

Inzwischen Lehmann. Der hatte sich ländlich-sittlich irgendwo im Garten zum Frühstück hingesezt. An Wudrass dachte er überhaupt nicht mehr. Das ist es eben! Es muß, es muß sich ja irgendwie rächen, wenn man sich Gottes Geste gibt, ohne jede innerliche Berechtigung. Lehmann gab, wie er Cigarren paffte. Da war nichts dahinter. Stammelnd, in bebender Hand sein Schlachtschwert, machte sich Wudrass auf die Suche nach seinem Wohltäter. Angstvoll beinahe, die Furcht, ihn nicht mehr finden zu können, beklemmte ihn mehr und mehr. Und Lehmann kam auf dem Gaul, satt und schlaftrunken, vom guten Frühstück. Wudrass ging wieder aus dem Städtchen hinaus; Lehmann ritt wieder auf sein Städtchen zu. Ja, die Begabung mußte zur Katastrophe werden. Wudrass sah in der Ferne den Reitersmann, selbstverständlich zückte er, von einer beseligenden Ahnung ergriffen, das Messer. Man beachte es wohl: die ganze angesammelte Erregung Wudrasss mußte wie ein gestauter Blitz im Metall des Messers verharren und nach Betätigung lechzen. Hei! jetzt sah er Lehmanns Hut, jetzt sah ihn Lehmann! Brrr! jetzt kam es: Wudrasss mit dem Messer bewehrter Arm fuhr, als Lehmann erkannt und ihm nahe war, wie von selber starr und weit aus. Besinnungslos durchstach er, wieder und wieder, in lauter Freude weinend und brül-

lend, Lehmanns verständnislosen Körper. Lehmann starb jählings, ohne auch nur w a r u m zu fragen, — er war keine wissenschaftlich gerichtete Persönlichkeit gewesen. Wudrass zerfezte die Leiche mehr und mehr, mit wollüstiger Wildheit, die Raserei seiner Dankbarkeit ging mit ihm durch. Seine Grausamkeit war nichts als Freude sein Morden nichts als überstürzte, unerträgliche irr-sinnige Dankbarkeit. Lehmanns Gaul sah zuerst alles in erbarmungswürdiger Dummheit mit an. Endlich schien selbst ihm ein mäßiges Verständnis aufzugehen. Nicht ohne Wudrass ehrfurchtsvoll zuzuwiehern, verließ das edle Roß mit inbrünstigem Galopp die ganze Situation, im Städtchen erzählte Thasver — so hieß das Tier — dem Magistrat die ganze Geschichte, und die gesamte Einwohnerschaft machte sich auf den Weg, um sich das blutige Exempel der Dankbarkeit einzustudieren. Da sahen sie denn da den Wudrass mit Lehmanns zerschlitzenen Kadaver Fußball spielen. Er schleuderte ihn empor und fing ihn mit dem Messer sehr geschickt wieder auf. Das Protestieren war Lehmann längst vergangen. „Mein Wohltäter, Wohltäterchen,“ schluchzte Wudrass. Meyerbeer legte ihm die Hand schwer aufs Haupt und erklärte ihn als verhaftet; was niemanden mehr überraschte.

Auch Wudrass nicht, er ließ sich fesseln und transportieren, ohne darauf zu achten; unterwegs sang er kirgisische (oder tscherkessische) Volkslieder. Lehmann's Gaul wieherte dazu unmäßig; er hatte auch gut gestühstückt. In diesem Gewieher lag viel unfreiwillige Tragik; und doch, wer könnte es einem unschuldigen Tier verargen? Wudrass sitzt im wunderschönen Irrenhaus, und Combroso ist außer sich, daß er diesen Fall nicht mehr erlebt hat. Wenn unser Gemüt überschnappt, wird Mord zur Zärtlichkeit, wird ein anarchistisches Attentat zur monarchischsten Kundgebung — ein Pferdegewieher zum melancholischsten Epigramm; Tieffinn Narretei.

Literarische Neuererscheinungen

Hermann Löns, Das zweite Gesicht. Eine Liebesgeschichte. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Brosch. M. 3.—, geb. M. 4,20.

Nach den balladesken Bildern des dreißigjährigen Krieaes, den uns Hermann Löns in seinem „Wehrwolf“ erleben läßt, schildert uns der Dichter in seinem „Zweiten Gesicht“ eine moderne Liebesgeschichte, in deren Mittelpunkt ein männliches Wesen steht, das Jäger und Bauer, sowie Stadtmensch und Künstler ist. Gemeinsam ist beiden Romanen der Boden der Lüneburger Heide, deren Schönheit und Größe erst in diesen beiden Romanen der Schöpfung wahrhaft ebenbürtig gestaltet wurden.

Stärker als früher bei Löns kommt hier die Tendenz zum Urmenschenempfinden, zu einer Lebensführung, würdig der großen Natur zum Durchbruch. Was das aber bedeutet bei einem tiefwurzelnden, mächtigen Manne im Kampf um Vollenbung seines Lebens, im unbeirrten Triebe, das Rätsel Weib zu lösen und aufgehen zu lassen in sich selbst und seine Entwicklung, dessen wird man sich hier erschüttert und freudig ganz bewußt. Nicht allein das Problem, sondern auch die Kühnheit des Ausdruckes erinnern an die großen Würfe des Sturm und Dranges.

Privatdozent Dr. Artur Rutscher

Peter Altenberg, Neues Altes. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Das neue Buch von Altenberg sammelt eine große Anzahl seiner gelegentlichen Äußerungen: Briefe, Postkarten, Tagebuchnotizen, Bücherwidmungen, Einfälle, Skizzen; aber keine Äußerung von Altenberg ist so zufällig, so flüchtig, daß sie nicht den ganzen Menschen enthielte, den Dichter in seinem melancholischen Optimismus, den Philosophen, welchen Tänzer, Akrobaten und Tiere mehr lehren als Bücher, den Künstler des Wortes, vor allem den Menschen, der ein Freund jeder Kreatur ist, eine populäre Figur in den Straßen und Cafés von Wien, und dennoch unbekannt und einsam. Sein neues Buch ist in seiner Buntheit und Zufälligkeit geeignet, gerade von dem Menschen Altenberg ein Bild zu geben.

Liste empfehlenswerter Bücher für den Weihnachtstisch

Nur wichtige Büchererschreibungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen:

- Ernst Hardt.** Gudrun. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Geh. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,00.
Salzac. Die dreißig tolldesten Geschichten, genannt Contes Drolatiques. Übertragen von Benno Rüttenauer. 2 Bde. Geh. Mk. 8,00, geb. Mk. 10,00.
Heinrich Mann. Die Rückkehr vom Hades. Novellen. Geh. Mk. 4,00, geb. Mk. 5,00.
Swan Turgeniew. Väter und Söhne. In der vom Dichter veranlaßten deutschen Übertragung. Leinenband Mk. 3,00, Leder Mk. 5,00.
Henri Murger. Die Bohème. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Deutsch von Felix Paul Greve. Leinen Mk. 3,00, Leder Mk. 5,00.
Jens Peter Jacobsen. Frau Marie Grubbe. Deutsch von Mathilde Mann. Leinen Mk. 3,00, geb. Mk. 5,00.

Bei Eugen Diederichs in Jena erschienen:

- Karl Gjellerup.** Die Hirtin und der Sinkende. Ein arkadisches Idyll. Geh. Mk. 2,00, geb. Mk. 3,00.
Stendhal. Reise in Italien. Mit 25 Kupfern und zahlreichen Briefen und unveröffentlichten Fragmenten. Deutsche Bearbeitung von Oppeln-Bronikowski. Geh. Mk. 8,00, geb. Mk. 9,50.
Laotse. Vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Geh. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,00.
Liädfl. Das wahre Buch vom quellenden Urgrund. Die Lehren der Philosophen Liannkou und Yang Tschu. Geh. Mk. 4,00, geb. Mk. 5,00.
Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur. Band III: Enca Silvio Piccolomini Briefe. Deutsch von Max Mell. Geh. Mk. 6,00, geb. Mk. 7,20.
Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl von D. und E. Grautoff. Kart. Mk. 4,50, geb. Mk. 7,50.

Im Hyperion-Verlag, Hans von Weber, München erschienen:

- Valerius Brjussow.** Die Republik des Südkreuzes. Novellen. Deutsch von Hans von Guenther. Geh. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,50.
Chesteron. Der Mann, der Donnerstag war. Pappbd. Mk. 9,00.
André Gide. Der schlechtgefesselte Prometheus. Illustriert. Geh. Mk. 4,00.
A. Kusmin. Die Laten des großen Alexander. Deutsch von Ludwig Rubiner. Geh. Mk. 3,00.

Bei S. Fischer, Verlag, in Berlin erschienen:

- Friedrich Huch.** Geschwister. Roman. Geh. Mk. 1,00.
Björnson. Briefe an seine Tochter Bergflot Ibsen. Geh. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,00.
Hugo von Hofmannsthal. Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes. Geh. Mk. 1,00.

Bei Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart erschienen:

- Hans Dankberg.** Vom Wesen der Moral. Eine Physik der Sitten. Geh. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,00.
S. G. Wells. Jenseits des Strius. Geh. Mk. 4,00, geb. Mk. 5,00.

Bei Georg Müller in München erschienen:

- Franz Blei.** Vermischte Schriften. Dritter Band: Das Kokoko. Variationen über ein Thema. Kart. Mk. 4,00.
Robert Musil. Vereinigungen. Novellen.
Robert Musil. Die Verwirrungen des Zöglings Törleß. Geh. Mk. 4,00.
 Über Musil und insbesondere über die „Verwirrungen“ hat Alfred Kerr in seinem Essay (Nr. 39 der „Aktion“) geschrieben.
August Strindberg. Drei moderne Erzählungen. (Bd. 9 der Gesamtausgabe.) Deutsch von Emil Schering. Geh. Mk. 4,00.

- M. Argibajew.** Am letzten Punkt. Roman. Geh. Mk. 3,00.
William M. Thackeray. Die Geschichte von Pendennis. 3 Bde. Geh. à Mk. 4,50.
J. Turgeniew sämtl. Werke. Herausgegeben von Otto Buek. Bd. II: Rubin. Die neue Generation. Deutsch von Ludwig Rubiner und Frida Ischak. Geh. Mk. 5,00.

Bei Erich Reiß, Verlag, Berlin, erschienen:

- Sophus Michaëlis.** 1812. Der ewige Schlaf. Deutsch von Marie Herzfeld. Geh. Mk. 3,00.
Eva Lotting. Nervosität. Roman. Geh. Mk. 4,00.
Magimilian Harden. Köpfe. Zwei Bände. Geh. Mk. 15,00.

Im Verlage Egon Fleischel & Co. erschienen:

- Gerhard Lukama Knosp.** Verfalltag. Roman. Geh. Mk. 3,50.
Lulu von Strauß und Ternay. Judas. Roman. Geh. Mk. 6,00.
Clara Viebig. Ausgewählte Werke. 6 Bände. Geh. Mk. 25,00.

In der C. S. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, erschienen:

- Wilhelm Herzog.** Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk. Leinengeb. Mk. 7,50.
Roman Woerner. Ibsen. Der Dichter und sein Werk. Geh. Mk. 18,00.

Im Hans Sachs-Verlag, München, erschienen:

- M. Argibajew.** Dämon. Vergeltung. Zwei Erzählungen. Geh. Mk. 2,00.
J. Delbrück. Totenvolk. Legende. Geh. Mk. 3,50.
M. de Rubris. Im Banne der Erinnerung. Erzählungen. Geh. Mk. 2,00.

Zeitschriftenchau

Pan, Halbmonatsschrift (Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10.). Das erste Dezemberheft enthält: Heinrich Mann: Reichstag. / Max Liebermann: Tschudi. / August Strindberg: „Hut ab!“ / Bernhard Kellermann: Die Geisha u. a.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W 35.) Das 25. Heft enthält: Ed. Bernstein: Die Intellektuellen und die Reichstagswahlen. / Wilhelm Schröder: Sozialdemokratie und Vaterland. / Wally Zepler: Frauenbewegung. / Paul Kampffmeyer: Der Klerikalismus als Staatsretter u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

Der Strom. Organ der Wiener Freien Volksbühne. Herausgeber: Bernerstorfer, Stefan Großmann und Arthur Rindt. (Osterheld & Co., Verlag, Berlin W. 15.) Das Novemberheft enthält: Engelbert Bernerstorfer: Heinrich v. Kleist. — Herbert Eulenberg: Abend bei Goethe. — Björnson: Der Falbe. — Franz Molnar: Vor der Kommission. Das Einzelheft kostet 30 Pfg.

Das literarische Echo. (Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9.) Das 1. Dezemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Erich Schlaikjer: Der Regisseur als Epiker der Bühne. — Peter Kosegger: Vier Gebichte. — Leon Kellner: Eine Geschichte der englischen Romantik. — Oskar F. Walzel: Hamann. — Alexander von Weilen: Ludwig Spetdel. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften.

Die Literarischen Abende der „Aktion“

Freitag, den 15. Dez. 1911 abends 8 $\frac{1}{4}$ Uhr
im neu eröffneten

Harmoniumsaal, Steglitzerstr. 35

Max Brod-Abend

Der Dichter wird ausschließlich aus seinen ungedruckten Werken lesen und am Konzert-Flügel zum ersten Male eigene Kompositionen zum Vortrag bringen.

Preise der Plätze: 3, 2 u. 1 Mark.

Billets im Vorverkauf bei Edm und Meyer, Buchhandlung, Potsdamerstr. 27 b und an der Abendkasse.

Inhalt der vorigen Nummer: Der ethische Defekt. / Wir jungen Juden! Von Cheskel Zwi. / Wie Frankreich Chauvinisten züchtet. Von Gustav Hervé. / Glossen. / Der Löwe Oskar Blumenthal. / Die Feuilleton-Redaktion des „B. L.“. / Erinnerung. Von René Schickel. / Wissenschaft und Reaktion. Von Peter Krapotkin. / Lover's Seat. Von Ernst Stadler. / Variétékritik. Von F. P. / Sternheims Kafette. Von Ferdinand Hardekopf. / Vorleseabend. Von A. Ruest. / Schatten. Von Otto Pick. / Wenn wieder ein Stern uns glüht. Von Victor Sadwiger. / Kurt Brucke. Von Jungnickel. / Der Max Brod-Abend im Harmoniumsaal. /

Theater - Konzerte - Vorträge - Vergnügungen

Lessing-Theater

Friedrich-Karl-Ufer 1
Montag, den 11. Dezember 1911
abends 8 Uhr

Glaube u. Heimat

Dienstag: Gudrun
Mittwoch: Gudrun
Donnerstag: Gudrun
Freitag: Das weite Land

Berliner Theater

Charlottenstraße 90-92
Montag, den 11. Dezember 1911

Bummel-Studenten

Dienstag:
Ahnengalerie
Mittwoch:
Ahnengalerie
Donnerstag:
Ahnengalerie

Theater i. d. Königgrätzer Str.

Königgrätzer Straße 57-58.
Montag, den 11. Dezember 1911

Spielereien einer Kaiserin

Dienstag:
Spielereien einer Kaiserin
Mittwoch:
Spielereien einer Kaiserin.
Donnerstag:
Spielereien einer Kaiserin.

Thalia-Theater

Dresdener Straße 72-73
Montag, den 11. Dezember 1911
abends 8 Uhr

Polnische Wirtschaft

Ausstattungs-Posse mit Gesang
und Tanz in 3 Akten von
Kraatz und Okonkowsky.
Musik von J. Gilbert.
Dienstag und folgende Tage:
Polnische Wirtschaft.

Berliner Eis-Palast

Lutherstraße Nr. 22-24

Geöffnet v. 10 morgens

Allabendlich 9 u. 10 1/2

Sensationelle

Eislauf-Attraktionen

Eintrittspreise bis 8 Uhr

1 Mk. nach 8 Uhr 2 Mk.

Metropol-Theater

Behrenstraße 55-57
Täglich, abends 8 Uhr

Die Nacht von Berlin

Große Jahresrevue in 7 Bildern
von Julius Freund. Musik von
Viktor Hollaender. In Szene
gesetzt von Direktor R. Schultz

J. Giampietro

J. Josephi

G. Thielscher

V. Norbert

Else Kupfer

Magde Lessing

Ly Winter

Gussy Holl

W. Bishop

Lori Leux.

■ Rauchen gestattet. ■

Metropol-Palast

Behrenstr. 53-54.

Bier-Cabaret.

Anfang 8 Uhr.
Das größte u. interessanteste
Programm Berlins

Gisela

Schneider - Nissen

in ihrem Repertoire

Daisy Dorn

Tacianu — !

Roland

Elise Trebst

Murrhly

Martin Kettner

vom Metropol-Theater

Jaques Berger

Gertrude Bery

Dora Castella

Rolf Stein

Bergère

12 Neuheiten 12

Eintritt 50 Pf.

Reservierter Platz M. 1.—

Sperritz M. 1.50.

Balkon M. 1.50.

Terrasse M. 1.50.

Kgl. Akademie der Künste zu Berlin.

Gedächtnis - Ausstellung

R. Begas L. Knaus W. Friedrich
E. Hundrieser V. P. Mohn G. Eilers

Pariser Platz 4

Geöffnet von 10—6 Uhr. Eintritt 1 M., Sonntags 50 Pf.



Weihnachts-Messe



Große Kunst-Ausstellung



DAHLHEIM, Kochstraße 8,



Wochent. bis 8 Uhr abends, Sonnt. 12—2 Uhr

Eintritt Mk. 0,50.



500 Gemälde erster Meister, Kunstgegenstände
aller Art. Persische Teppiche in Riesen-Auswahl.

Zirkus A. Schumann.

Abends 7 1/2 Uhr:

Neu! Neu! Neu!

Die Geschwister Weise gen.: Die Biedermeier

mit ihren hier noch nie gesehenen
konkurrenzlosen Original-Triks.

Mr. und Mlle. Corradini, großer Dressur-Akt

Elephanten, Zebras, Pferde und Hunde. Die 5 Affen
am fliegenden Trapez, vorgeführt von Sig. Bracco, sowie
alle übrigen neuen Attraktionen.

9 1/2 Uhr die große Feerie

1000 Jahre auf dem Meeresgrund.

Central-Hôtel
Restaurant
Vörös Miska.

Bäder, Hotels, Pensionen usw.

Hotel Monopol-Metropole

I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf.
rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privat-
bad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. Frankfurt a. M.

Das billigste Hotel am Friedrichs-
bahnhof Berlin ist

„Hotel Alt-Heidelberg“, Universitätsstraße 2.

Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M.

Telephon Amt I, 4799. Bäder im Hause.

Die Aktion

M R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 44 * 18. Dezember

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unsern Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 17 zu senden.
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242
Unserlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen

Erscheint jeden Montag
Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1,- vierteljährl. (exkl. Bestell- handlungen etc. ober unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig
Inserate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigen-Verwaltung der Aktion: Buchdruckerei Alb. Ulrich, Berlin SW., Hohlmannstr. 22.

Inhalt: Patriotismus als Religion. Von Gustave Hervé. / Der strafrechtliche Schutz der Kirche. Von Kurt Besche. / Friedrich der Große. Von Prof. Dr. L. Gurkitt. / Pressepranger. / Glossen. / Trinkt nur deutschnationalen Fusel! / Ueübung. Von Arthur Dren. / Vom Manöverfelde der schweren Prinzipienreiterei. Von Dr. Max Adler. / An die Schönheit. Von Ernst Stadler. / Frederik van Ceden. Autobiographische Skizze des Dichters. / Spargel. Von Max Brod. / Venus und Dauthenden. Von Otto Pick. / Literarische Neuerscheinungen. / Weihnachtsbücher. Zeitschriftenschau.

Patriotismus als Religion

Der Patriotismus ist eine Religion. Die geoffenbarten Religionen haben ihre fanatischen Anhänger; andere, deren Glauben etwas geklärt ist, haben zwar den Fanatismus verloren, sind aber dennoch, ohne blind alle geoffenbarten Wahrheiten zu glauben, Weisheit.

Die patriotische Religion der Fanatiker, der Nationalisten und Imperialisten, ist in jedem Lande zu finden; und auch die vernünftigeren Patrioten, welche alle Uebertreibungen des Patriotismus abgestreift haben, aber doch im Grunde ihres Herzens das Götzenbild anbeten, sind überall vertreten.

Für die einen wie für die anderen ist das Vaterland eine Gottheit, deren Namen nicht mit Ehrerbietung anzusprechen ruchlos wäre; diese Mystik der Gefühle ist selbst bei den verständigeren Patrioten zu finden. Dazu gehören auch die Freidenker, die bereit sind, alles zu diskutieren: Gott, das Eigentumsrecht etc. Das Vaterland aber steht hoch über aller Diskussion, sollten sie doch einmal einwilligen, darüber zu diskutieren, so geschieht es mit kindlicher Zärtlichkeit, sie tragen eine sentimentale Bevorzugung zur Schau, die an eine Andachtsübung erinnert. Die einen wie die anderen sprechen vom Vaterland wie die Gläubigen von Gott. Das Banner wird zum „heiligen“ Sinnbild des Vaterlandes; die Erde des Vaterlandes ist die „heilige“ Erde, selbst für die armen Teufel, die nicht ein Stück dieser Erde besitzen.

Die alten Religionen haben ihre Priester; die neue patriotische Religion hat ebenfalls ihre Priester; auf das Postament, auf das die alte Religion und deren treue Anhänger den Priester stellte, umgeben mit einem Schein von Heiligkeit und Reinheit, stellt die patriotische Religion ihrerseits den Soldaten, das Berufsmilitär, denjenigen, der aus Neigung, weil ihn sein Instinkt dazu trieb, die militärische Laufbahn, das vornehme Kriegshandwerk erwählte.

Denn dieses allein ist das vornehme Handwerk.

Ein vornehmes Handwerk ist zum Beispiel nicht das des Bergmanns, der mit Gefahr seines Lebens aus der Erde das schwarze Metall, das Brod der Maschinen hervorholt; es ist auch nicht das des Landmannes, der die Erde fruchtbar macht und dessen Ernte morgen alle Menschen ernährt. Es ist nicht das des Erziehers, der vorsichtig unbebaute Seelen urbar macht und versucht, den guten Kern des kritischen Geistes und der freien Forschung zu heben.

Die einzig vornehme Laufbahn ist die militärische; sie, bei der man seine Persönlichkeit und seinen Willen aufgibt; wo man nichts weiter ist, als eine Nummer, eine Maschine. Eine Maschine, die auf Befehl tötet, ohne zu fragen, warum.

Die Armee ist die Schule der Ehre, des Mutes und der Opferfreudigkeit.

Der Glaube an das erhabene Ziel seiner Religion, die hoch über allen anderen steht: der Protestant sieht voll Mitleid auf den katholischen Uberglauben, der Katholik, der seinen Rosenkranz betet, lacht über die Gebetsmühlen des Buddhisten und der Buddhist betrachtet den Muselman als vollkommenen Barbaren. Genau so ist es bei den Patrioten. Der Engländer hält sein Vaterland für das beste der Welt; der Amerikaner findet, daß sein junges Amerika viel höher steht; der Franzose glaubt, sein Vaterland stehe hundertmal über Deutschland; der deutsche Patriot möchte um nichts in der Welt sein Vaterland mit Frankreich vergleichen lassen; so geht es weiter bis zum ärmsten russischen Bauern, der auch sein heiliges Rußland hoch über alle anderen Länder stellt.

Diese Eitelkeit ist lächerlich.

Unglücklicherweise erzeugt aber diese patriotische Religion einen Geisteszustand, der nicht nur lächerlich,

sondern auch gefährlich ist. Die alten Religionen waren zur Zeit, als noch der Glaube lebendig in allen Herzen war, voll Haß und Mißtrauen gegen alle Ketzer und Ungläubigen; die Katholiken verabscheuten glühend die Juden und andere Ungläubige, für die die Scheiterhaufen der heiligen Inquisition angezündet wurden; sie unternahmen im Namen des Gottes des Friedens und der Liebe, Kreuzzüge gegen die Muselmänner im Orient; sie behandelten, nach dem, was die Geschichte berichtet, die Protestanten mit ungeheurer Strenge. Protestanten und Muselmänner waren ihnen gleich unangenehm, da beide nicht ihre Religion teilten.

Die Patrioten aller Länder nähren die gleichen Gefühle für den Ausländer, für ihn, der das große Verbrechen begangen hat, nicht in ihrem Vaterlande geboren zu sein. Und die Schule trägt, wie wir gesehen haben, Sorge, die blutige Erinnerung der Völker an vergangene Kriege zu unterstützen.

Könnten doch die erleuchteteren Geister einer jeden Nation diesen kulturhöhnenden Zug, der ihnen durch die patriotische Schulerziehung eingepflanzt ist, verwischen, diesen Zug, der bei der geringsten internationalen Krise, und dem geringsten Konflikt unter der Masse auf beiden Seiten der Grenze brutal hervortritt und den einen dem anderen an die Gurgel springen läßt!

Es ist reizvoll, festzustellen, daß die patriotische Religion überall durch dieselben Vorgänge, die sonst der alten Religion eigen sind, in Herz und Seele eingeführt wird.

Die eine wie die andere nimmt die Kinder vom frühesten Alter an, ehe noch der kritische Geist sich zu bilden begonnen hat, auf; die patriotischen Lieder nehmen die Stelle der Lobgesänge ein; die bürgerlichen Geschichts- und Lehrbücher stehen an Stelle der Bibel und des Katechismus; an Stelle der prunkvollen Gewänder der Priester stehen die schreienden und auffallenden Kostüme der Offiziere und Soldaten, ein buntes Gemisch von blau, rot, grün, gold, von Hahnen- und Straußenfedern; der Rosenkranz und die anderen katholischen Einrichtungen werden ersetzt durch die Übungen der dressierten Menschen im Kasernenhof, die außerdem dazu bestimmt sind, jede Initiative und jedes Nachdenken zu unterdrücken; an Stelle der verwirrenden Orgelmusik tritt der entnervende Lärm der Trommler und Trompeter, der Kriegsmusik; an Stelle der Prozessionen kommen die Paraden, die Truppenschau, die Vorbeimärsche mit klingendem Spiel, wo man 50,000 menschliche Marionetten auf Kommando die Füße im Takt setzen sieht.

Es gibt weder in Frankreich, noch sonstwo ein Volksfest, das nicht von einer feierlichen Zurschaustellung der bewaffneten Truppen begleitet ist.

Tausende von Bürgern ziehen schon am frühen Morgen hinaus, um den nationalen Trubel mitzumachen.

Sie stoßen laute Beifallsrufe aus, wenn inmitten einer großen Staubwolke Menschen, Pferde und Kanonen vorbeiziehen. Und wenn vor ihnen am Ende eines Stockes das Stück Stoff, welches das geheiligte Sinnbild des Vaterlandes bedeutet, vorbeiflattert, dann läuft ihnen ein heiliger Schauer über den Rücken und sie entblößen das Haupt, wie einstmal ihre Väter vor dem Sakrament taten.

Gustave Hervé (3. Jt. im politisch. Gefängnis Paris.)

Der strafrechtliche Schutz der Kirche

Von Kurt Besche.

So großzügig, ja bisweilen radikal der Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuche in seinem Allgemeinen Teile den Forderungen der modernen Zeit zu folgen sich bemüht, so kleinherzig und philistriös hält er in seinem besonderen Teile die einzelnen strafbaren Tatbestände allen fortschrittlichen Anregungen verschlossen.

Die zweite Alternative des § 116 des geltenden Strafgesetzbuches*) bestraft mit Gefängnis bis zu drei Jahren (!)

denjenigen, der öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft

Diese Strafbestimmung wird seit vielen Jahren von allen möglichen Seiten aus aufs Schärfste befehdet. Nicht nur die gänzlich religionslosen Gesellen rufen nach ihrer völligen Streichung; auch ein Mann wie Pleiderer hat sich für ihre Abschaffung ausgesprochen. (Mon. Schr. „Deutschland“ vom 1. X. 1902). Sogar die Gelehrten sind sich darüber einig, daß die Fortdauer des bisherigen Rechtszustandes unmöglich ist. (Rahl in der Vergleichenden Darstellung des Deutschen- und ausländischen Strafrechts, besonderer Teil Bd. III S. 87.)

Der Vorentwurf glaubt nun mit folgender Reform das Richtige getroffen zu haben (§ 156).

Wer öffentlich und böswillig eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Körperschaftsrechten innerhalb des Reichsgebietes bestehende Religionsgesellschaft beschimpft, wird mit Gefängnis oder Haft bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark bestraft.

Da ist also zunächst die Privilegierung der korporierten Religionsgesellschaften aufrecht erhalten. Gemeinschaften, welche sich oft aus ganz zufälligen Ursachen der Körperschaftsrechte nicht erfreuen, werden eines besonderen staatlichen Schutzes nicht für würdig befunden. (Motive Bd. II S. 514). Dazu gehören Notabene die griechisch-katholische und die anglikanische Kirche. Man muß erstaunen, warum der Staat, der die Religion paritätisch zu wahren und den religiösen Frieden zu erhalten gesonnen ist, innerhalb des doch schon ziemlich entwickelten Sektengewebes allem Unfrieden freie Bahn gibt. Wird eine Religionsgesellschaft dadurch heiliger, daß sie juristische Person wird?

Ein bedeutender Fortschritt scheint die Weglassung der „Einrichtungen und Gebräuche“ als Objekte des Angriffes zu sein. Doch dadurch ist wenig geändert. Der Vorentwurf selbst faßt diese Streichung im Wesentlichen als redaktionelle Aenderung auf, da der Begriff der mittelbaren Beschimpfung die Angriffe auf diese Gegenstände meist mitumfasse und „die besondere Hervorhebung der Einrichtungen und Gebräuche nicht erforderlich und schon insofern nicht ohne Bedenken erscheine, als dadurch die nach Lage der Sache gebotene Annahme einer mittelbaren Beschimpfung bei Angriffen auf andere Dinge als auf Einrichtungen oder

*) Bezgl. der ersten Alternative vgl.: Derselbe im „Freien Wort“ XI. Jahrg. Nr. 7. Der strafrechtliche Schutz des lieben Gottes.

Gebräuche der Absicht des Gesetzes widersprechend erschwert wird." (Mot. Bd. II S. 515).

Also sogar eine Vermehrung der von allen Staatsbürgern mit heiliger Scheu zu beachtenden kirchlichen Angelegenheiten wird so erzielt! War bisher schon die Beschimpfung gewisser Glaubenssätze (z. B. der 10 Gebote, der Konzilien, des Unfehlbarkeitsdogmas (!) als solche der Religionsgesellschaft selbst aufgefaßt worden, so wird es in Zukunft ein Leichtes sein, auch die Einrichtungen und Gebräuche als Ausflüsse der Dogmen und damit als Bestandteil der Kirche wieder einzuführen. Hat doch das Reichsgericht eine derartige doppelt indirekte Verletzung für möglich erklärt, Entsch. Bd. 2 S. 428. Durch Beschimpfung der Macht und Wirkung der Lehre kann das Dogma und dadurch die Kirche beschimpft sein. Ein Richterstand, erfüllt von der Tendenz des Gesetzgebers, dem Volke die Religion zu erhalten, wird auch nach § 156 des B. G. den Unglücklichen bestrafen, der bei einer Beurteilung der christlichen Kirchenlieder, des Ablasses, der Konfirmationscheine oder gar des heiligen Rockes in Trier seine Worte nicht auf die Goldwaage legt.

Es klingt ja sehr nach vornehmer Gesinnung, daß Gewissensfreiheit nicht Schimpffreiheit bedeute. Aber der Begriff des Beschimpfens ist doch ein allzu sehr nach subjektivem Ermessen dehnbarer und vieldeutiger. Die bisherige Rechtsprechung des höchsten Gerichtshofs läßt eine klare brauchbare Definition durchaus vermissen.* Es hängt eben alles ab von der religiösen Empfindlichkeit des Urteilenden, welche mit der Tiefe seines religiösen Empfindens in keiner Beziehung zu stehen braucht. Soll das alte deutsche Vorrecht, auch einmal saugrob werden zu können, uns vom Kahi entrisen werden, soll es ganz unmöglich werden, daß unter uns wieder einmal eine Streiteratur wie die Luthers erwächst? Daß der Vorentwurf schließlich vom Willen des Täters „Bös willigkeit“ verlangt, ist zwar gut gemeint. Man will Menschen, deren ehrlicher Zorn oder heilige Erregung die Worte haben finden lassen, ausschließen aus dem Kreise derer, die voll verwerflicher Gesinnung in der Herabsetzung der Kirche ihre Befriedigung suchen. Aber der Zweifel, wann der Täter in der Beschimpfung selbst und wann er in einem höheren idealen Zwecke sein Ziel fand, wird zu nie befriedigenden Entscheidungen führen. Man kann sehr wohl ehrlich eine andere Lehre bekämpfen und dabei doch niederträchtig verfahren. Will aber der Vorentwurf wirklich konsequent sein und nur den kleinen Krakehlern, die in ihrer Plumpheit die feinen Grenzen nicht zu beachten wissen, die Würde der Kirche zu Bewußtsein bringen, so verliert er jeden praktischen Strafzweck ganz aus den Augen. Und das ist auch dem Vorentwurf gelungen, der uns im Großen und Ganzen den Tatbestand des § 166 StGB wieder vorzusetzen wagt. Was will er eigentlich damit? — Er antwortet: Die Religion, den religiösen Frieden, die Bedeutung und Würde der großen historisch entwickelten Kirchengemeinschaften bewahren (Mot. Bd. II S. 513.)

Nun die Religion wird durch Strafen nicht erhalten werden, um so weniger, wenn der Staat die ernsthaften religiösen Kämpfe in größter Schärfe sich frei abspielen läßt. Die Bedeutung der Kirche dürfte auch nicht dadurch gewinnen, daß Strafgerichte darüber entscheiden,

was zu den wesentlichen Bestandteilen ihrer Lehre gehört. Es wirkt ja freilich imponierend, daß man auf Universitäten, Städte, ja den Staat selbst so häßlich wie möglich schimpfen kann, der Kirche aber stets gentlemanlike entgegenkommen muß. Ob aber die Kirche selbst nicht besser täte, sich zu solchen Verletzungen des guten Lones wie jeder andere anständige Mensch zu stellen? Zur Verinnerlichung des religiösen Lebens hat der § 166 nicht beigetragen; je äußerlicher eine Religionsübung ist, je mehr „Einrichtungen und Gebräuche“ sie hat, um so besser wird sie geschützt.

Hat der § 166 schließlich den religiösen Frieden erhalten? Die Sachverständigen bekennen offen, daß er demselben geschadet hat. (Kahl u. a. D. S. 93). Und das wird immer in geistigen Kämpfen passieren, wenn der Staat dem Queruantentum die blinde Justitia zur Verfügung stellt. — Ein durchschlagender Grund wäre allein eine Gefährdung des öffentlichen Friedens. Mit Recht macht deshalb Kahl (S. 93) dieses Moment zum entscheidenden Kriterium. Aber ebenso mit Recht bemerkt dagegen der Vorentwurf (Mot. Bd. 2 S. 514): Das würde sich selbst bei Beschimpfungen gröblichster Art regelmäßig nicht feststellen lassen. — In unserer Zeit nehmen eben selbst scharfe religiöse Dispute nicht mehr den Charakter öffentlicher Friedensstörung an, es sei denn, der Staat mische sich hinein.

Der Vorentwurf hat seine Aufgabe hier verkannt. Nicht die gesetzgeberische Technik ist der Mangel im § 166, sondern der Grundsatz. Wir verlangen, so frei über religiöse Dinge reden zu können wie über andere Sachen auch, und das Maß von Widerstandskraft muß jeder haben, daß er auch heftigen Vorstößen trogen und Ungezogenheiten begegnen kann, ohne sofort beim Jüdex zu denunzieren. Haben sich die Kirchen bisher nicht zu diesem Standpunkte durchdringen können, so mögen sie es lernen. Die Jurisprudenz hat keine Veranlassung, wie der große Anselm von Feuerbach sagte, „der Theologie Magddienste zu leisten.“

Friedrich der Große

Wir stehen wieder vor einer Gedächtnisfeier: Am 24. Januar 1912 sind 200 Jahre, daß der große Fritz ins Leben trat. Sein Dasein war ausgefüllt von großen Taten und großen Gedanken. Als er starb, schrieb Minister von Herzberg in der Todesanzeige: „Sein Volk betete ihn an, Europa sucht ihm nachzuahmen, die Welt bewunderte ihn, und die Nachwelt wird erstaunt die Geschichte seiner Taten kaum glaublich finden. Wenige Könige waren so groß wie er, noch weniger so gut wie er; kaum einer so gut und groß zugleich wie er! Wer Gefühle für Geistesgröße hat und für Tätigkeit zur Beförderung von Menschenglück, der wird seinen Namen nie anders als segnend aussprechen.“

Im Verlage von C. A. Koch (H. Ehlers) Dresden, hat Prof. Dr. P. Kannengießer zu guter Stunde ein Werk erscheinen lassen „Friedrich der Einzige. Ein Charakterbild aus seinen Worten zusammengestellt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.“ Eine fleißige solide Arbeit. Der Stoff mit Umsicht und Strenge ausgewählt: nichts Wichtiges und Gleichgültiges darunter, lauter Edelmetall! Man gewinnt ein vollständiges Bild von Friedrichs Geistesart und Geistesgröße.

Manche Sätze sind heute noch modern und „aktuell“, so wenn er schreibt:

*) Vgl. die treffliche Schrift von Belling: Die Beschimpfung von Religionsgesellschaften usw. 1906, sowie Feder im „Freien Wort“ Jahrg. IV S. 903 f.

„Es ist nur zu wahr, daß ein ohne Freiheit geschriebenes Werk nur mittelmäßig oder schlecht sein kann, und daß man weniger Rücksicht nehmen muß auf die Menschen, welche vergehen, als auf die Wahrheit, welche niemals stirbt.“

Mémoires . . . de la maison de Brandebourg.

Oder wenn es heißt:

„Für mich ist der größte aller Fürsten der, welcher die Wahrheit liebt und sucht; neber ihn aber stelle ich den achtungswerten Mann, der den Mut hat, sie ihm zu sagen.“

Zu den englischen Gesandten Michell (Aus „Friedericus Rex“, Leipzig 1897).

Der König sollte auch recht behalten, wenn er schrieb:

„Ich fühle nun, daß es mit meinem irdischen Leben bald aus sein wird; da ich aber überzeugt bin, daß nichts, was einmal in der Natur existiert, wieder vernichtet werden kann, so weiß ich gewiß, daß der edlere Teil von mir darum nicht aufhören wird zu leben. Zwar werde ich wohl im künftigen Leben nicht König sein, aber desto besser! Ich werde doch ein tätiges Leben führen und noch dazu ein mit weniger Umdant verknüpftes.“

Er lebt und wirkt noch heute unter uns, wenn schon in anderem Sinne, als er es meinte. — Auch Kannengießers „Königs-Brevier“ wird dazu beitragen, ihn immer noch mehr dem deutschen Volke vertraut und bewunderungswert zu machen.

Prof. Dr. L. Gurlitt.

Pressepranger

Im „Berliner Lokal-Anzeiger“, dem Zentralorgan für die geistigen Belanglosigkeiten Berlins, erstreckt sich ein H. v. D., über Heinrich Manns „Romane der Herzogin von Uff“, folgende Sätze drucken zu lassen:

„. . . Hier waltet nur die Erfindung des Romanschriftstellers, der allerdings — nicht immer mit erlesenem Geschmack — geschichtliche oder gesellschaftliche Vorkommnisse in sein buntes Fabelgewebe zu verflechten liebt. Es muß offenherzig gesagt werden, daß diese anspruchsvollen drei Bände nicht um ein Haar ‚literarischer‘ sind als hundert andere Geschichten von Politik und Liebe. Ja, das böse Wort ‚Kolportageroman‘ drängt sich einem unwillkürlich auf die Lippen. Eine allzu absichtliche und plumpe Erotik redet mit zudringlichem Fieberhauch aus diesen Seiten. Die Sprache widerstrebt oft allen Satzungen deutscher Grammatik; dies zu bewundern, liegt wirklich kein Anlaß vor. Einzelne Episoden von mehr künstlerischer und besonnener Haltung vermögen uns die peinliche Kraftmeierei dieser Romantrilogie nicht erträglicher zu machen.“

Wenn man diese Infamie dieses H. v. D. liest, bedauert man zähneknirschend, daß es für gemeingefährliche Verständnislosigkeit keine Prügelstrafe gibt. Da reden wir vom Ranggefühl der Schriftsteller; würde so etwas keine schöne Phrase sein, kein Schriftsteller dürfte es mit seinem Ehrgefühl vereinbaren können, für ein Blatt zu schreiben, daß eine derartige Beschimpfung Heinrich Manns ermöglicht. Freilich könnte man einwenden, daß es nur natürlich sei, wenn unsere besten Dichter von Druckpapieren vom Schläge des „B. L. U.“ geschmäht werden. Daß Anerkennung von dieser Seite fatal wäre. Zugegeben. Aber dann sollten Schriftsteller, die auf Sauberkeit sehen, erst recht Taktgefühl äußern . . . F. P.

Blößen

Blöße zu Goffengeruch

Egon Fridell schreibt . . . schereibt . . . scherrreibt fürs Feuilleton. Ist das recht von ihm gehandelt? — Er ist Psychologe; er weiß wo er hingehört.

Die Frankfurter Zeitung (auch bessere Zeitungen haben mitunter schlechte Feuilletons) ist das Blatt, mit dem er seine Blößen zu decken versucht. Man liest: „Alles Dichten ist eine Art Unkultiviertheit. Das Sichströmen-lassen der Dichter setzt immer einen gewissen Mangel an Scham voraus. Zudem ist jeder Dichter bis zu einem gewissen Grade unehrlich. Er soll eine abgerundete, in sich geschlossene Schöpfung hervorbringen und da geht es nie ohne ein bisschen Draperie und Arrangement ab. Mit zunehmender Zeit geht die Phantasie und damit die Dichtkunst zurück. Es ist möglich, daß die Dichtkunst mit der Zeit überhaupt verschwinden wird. — Es ist noch sehr die Frage, ob jene Genialität nicht höher steht, die sich in den täglich improvisierten Lebensäußerungen eines Menschen offenbart. — Naturvölker dichten leichter als Kulturvölker, Kinder leichter als Erwachsene, Frauen leichter als Männer. . .“

Ich glaube es ist hier angebracht, eine sachliche Widerlegung zu unterlassen. Ich habe keine Zeit dazu. Es sollte besondere Anstalten für die Erziehung von Dichthäuten zum Kunstverständnis geben.

Noch drei Minuten für Herrn Fridell. Ich schreie ihm ins Gesicht:

Alle Produktivität ist Kultur. Höchste Produktivität ist Kunst.

Es gibt zwei Arten von Schreien. Der Bürger kennt nur den bei äußerer Verletzung. Des Künstlers Schrei ist der bei innerer Verletzung, Anbödung, Anpöbelung. — Warum die Bürger bei Zingri sen auf Inneres nicht schreien? — Weil sie hohl sind und schamlos.

Nie haben Menschen ihre Ansichten und Gefühle ehrlicher geäußert, als die Dichter in ihren Dichtungen. Sie können es, weil sie sich ihrer tiefen Ansichten und Gefühle nicht zu schämen brauchen.

Ein Wortwerk mit Draperie und Arrangement ist niemals ein vollendetes Kunstwerk. In diesem gibt es nur unverrückbare Sätze ohne Schnörkelei. Erst wenn man einen Gedanken locht — und dann absteht läßt — bleibt ein Satz.

Mit zunehmender Zeit werden die Probleme, die innerhalb der Dichtkunst gestellt werden können, komplizierter. Dies bei jeder Kunstart. Jede Zeit aber wird — solange es Menschen gibt — Köpfe hervorbringen, die die passende Phantasie für die Probleme ihrer Zeit aufbringen. Dies werden Dichterköpfe sein. Wer hingegen glaubt, daß die Dichtkunst mit der Zeit verschwinden wird, der hat die Kunst und ihre Wurzeln nie gefaßt.

Schweigen ist eine eines Künstlers unwürdige Formung seiner Eindrücke.

Künstler sind kultivierte Heiden. Sind aber die Heiden nicht gläubiger als die Gläubigen, da sie viele Götter verehren und diese nur einen?

Unproduktive Kaffern, Bürger dürfen noch so sauber sein: — sie stinken doch. — Sie werden immer Feinde der Künstler sein. Sie werden immer versuchen, den Mangel eigenen Könnens dadurch zu verdecken, daß sie Künstler die Anerkennung versagen. Arthur Drey.

Cesefrüchte

In der „Berliner Allgemeinen Zeitung“, dem Ullstein'schen Zentralorgan für Berliner Intelligenz, liest man mit hochgezogenen Augenbrauen und fassungslosem Erstaunen eine Notiz, worin ein Kritiker namens „wde“, der mit dem Chefredakteur des genannten Organs identisch sein dürfte, sich für den Grafen Gobineau ins Zeug legt. Er kann nicht anders, er muß etwas für den Mann tun! Und da zufällig ganz kürzlich Herr Bernhard Tolles (offenbar ein guter Bekannter des Herrn „wde“) die schon von berufenerer Seite verdeutschte „Renaissance“ von Gobineau neuerlich überseht hat, so bemüht „wde“ die Gelegenheit, uns darüber zu belehren, daß Graf Gobineau, einer der feinsinnigsten Schriftsteller Frankreichs aus dem vorigen Jahrhundert. zu dem ein treuer Freund Richard Wagners,“ gewesen ist, der bei uns „leider noch immer eine verhältnismäßig recht kleine Gemeinde von Verehrern“ „besitze“. „Der großen Menge der Literaturfreunde ist er unbekannt, von seinem Wesen und Wirken und seinem großen Können haben nur die Wenigsten eine Ahnung.“ Das muß gründlich anders werden! „Jetzt hat es Bernhard Tolles unternommen“ „Der Uebersetzer hat sich dieses geistertiefen“ — das Wort steht wirklich da! — dieses geistertiefen Buches angenommen und eine Arbeit geliefert, die dem Original in ausgezeichneter Weise gerecht wird.“

Man sollte also eigentlich meinen, daß „wde“ das Original wirklich kennt. Aber er tut nur so; denn gleich darauf versichert er mit einer leichtfertigen Geste, die über sein Verhältnis zu jenem Original die ganze traurige Wahrheit enthüllt: „Wer diese Uebersetzung gelesen hat, hat die Schönheit und Eigenarten des Wertes genau so kennen gelernt, als hätte er das Original studiert.“ Nachher freilich reut ihn sein halbes Geständnis und er behauptet wieder etwas Lecker: „Jedes Wort scheint abgewogen und immer wieder darauf geprüft zu sein, ob es auch wirklich dem Gedanken und der Stimmung des Dichters voll entspricht.“ Zuletzt aber kommt es faustdick — ein schwerlich zu überbietender Gipfel in der Geschichte literarisch-kritischer Schiebungsversuche: „Das ist keine Uebersetzerarbeit im landläufigen Sinne, sondern die Nachdichtung eines gleichwertigen Schriftstellers.“ (!!!)

Tolles, Tolles — wie sehr hast du dir verändert! . . .
Pieter Brueghel.

Zum Nachdenken

Es ist eine Schande, wie leicht wir vor Namen und Ordenszeichen, vor Gesellschaften und toten Institutionen kapitulieren. Jedes anständige und gutbelemundete Individuum bestimmt und beeinflusst mich mehr als recht ist. Ich sollte aufrecht und lebenskräftig einhergehen und die rauhe Wahrheit auf allen Lebenswegen sprechen. Wenn Bosheit und Eitelkeit das Gewand der Philanthropie anlegen — soll ihnen das durchgehen? Wenn ein ärgerlicher Mucker die schöne Sache der Sklavenbefreiung in die Hand nimmt und mir mit den letzten Nachrichten von Barbados daherkommt, warum soll ich ihm nicht sagen: „Geh und liebe deine Kinder, liebe die Leute, die das Holz für dich hacken, sei freundlich und bescheiden und sei froh, wenn diese Gnade dir zuteil wird, und verbräme deinen harten lieblosen Ehrgeiz nicht mit dieser unglaublichen Liebe für schwarze Menschen, die tausend Meilen von dir entfernt sind!“ Rauh und unlieblich würde dieser Gruß allerdings

klingen, aber die Wahrheit ist besser, als diese Liebesheuchelei. Auch die Güte muß eine gewisse Schärfe haben, sonst ist sie keine. Wenn die Lehre der Liebe jammert und winselt, dann muß die des Hasses als Gegengift gepredigt werden. Ralph Waldo Emerson.

Trinket nur deutschnationalen Fusel!

Hinweg mit der Selbsttäuschung! ruft uns die freie Vereinigung deutscher Schnapsfabrikanten zu. Die Braven haben gemerkt, daß man mit dem Appell an den Nationalismus Geschäfte machen kann, also proklamieren sie: Im nationalen wie im eigenen Interesse wollen unsere Landsleute nur Schnäpfe, die „unter ehrlichen deutschen Namen auftreten“, verlangen.

Unöbung

Wie grün die Wände meines Käfigs blicken,
Wo Ratten um die langen Dielen jagen
Und enge Knochen vor das Türbrett drücken,
In Löchern hör' ich Krallen gierig nagen.

In meinen Füßen wurmige Menschen schwelen.
Ich trete zu — sie schreien zum Ersticken.
Im flachen Winde wimmern ihre Seelen
Und knicken ein wie hohle Bambuskrücken.

Marburg

Arthur Drey

Vom Manöverfelde der schweren Prinzipienreiterei

Von Mag Adler.

In Bezug auf die Dinge, die den Befreiungskampf der Persönlichkeiten betreffen, stehen Viele gegenwärtig ernüchtert da. Die Ringe und Truist des soziativen Gewaltens, die an dem Bestand einer parasitären Massenkultur ihre Freude haben, legen eine zähleberne Ausdauer an den Tag, die Alles, was in diesem präoccupierten Gelände urkräftigen Wachses emporschießen will, zu ersticken droht. Ihren lebensnotwendigen Fond an Kraft und Beweglichkeit aber ziehen diese beharrenden Mächte fast einzig und allein aus dem eigenartigen Umstande, daß sie schon auf Grund ihrer spezifischen Entstehungsarten zu einem fortwährenden Kampfe unter einander gezwungen sind. Freilich gleichen ihre Konflikte mehr jenem Hahnenkämpfen, die eine Gesellschaft von Nichtstuern veranstaltet, um das erhebende Schauspiel zu genießen, wie zwei Puter auf einander losgehen, bloß weil dies nun einmal zu ihren idealen Lebenszwecken gehört.

Das ist eben das einfache, leider noch immer verkannte Geheimnis aller Kampfmöglichkeiten: ein ausgesprochenener, unüberdrückbarer Konflikt ist nur möglich zwischen Gegnern von annähernd gleicher Stärke. Eine graduell fundamentierte Ueberlegenheit ist der Tod jeglichen Kampfes. Innerhalb der rein physischen Macht-sphäre ist der Beweis eines unzweifelhaften Uebergewichtes streng genommen überhaupt nicht zu erbringen. Japan hat durch seinen Waffenerfolg keinerlei dauernde Ueberlegenheit bewiesen, sondern bloß seine relative Ebenbürtigkeit mit den europäischen Militärstaaten. Wer die Sozialdemokratie „aus Prinzip“ vernichten will, wer Thron und Altar zum Gegenstand spektakulöser Attaquen erwählt, wessen Ingenium von einer so dürftigen Kapazität ist, daß sich sein Kulturinteresse im Kampf gegen

den Alkoholismus zu erschöpfen vermag — er beweist damit eigentlich in der Regel nur Eines: daß er des angegriffenen Gegners nicht Herr zu werden weiß. Die lauten Feinde sind immer die ungefährlichsten. Und überdies: ein einseitiger Prinzipienkampf setzt immer noch die Existenz gewisser wesentlicher Berührungspunkte voraus.

Das Ideal keiner Gegnerschaft, die geisterhaft starke, fast lautlose Art, wie Jesus eine Welt aus den Anaeln hob, hat bisher keine Nachfolge gefunden. An den tief empfundenen Gebrechen dieses Lebens geschlossenen Augen vorüber zu schreiten, zwischen durch und darüber hinaus zu leben, Niemand bekämpfen und doch der Nebenbester Feind Aller sein zu müssen — das erfordert in Wahrheit die Kraft eines Gottes. Aber ein Teil dieser christlichen, tief revolutionären Friedsamkeit hat wohl auf alle Kreatur abgefärbt. An wie viel grauenhaften Gegensätzen schreitet nicht der gemeine Mann still vorüber, indem er sie innerlich überwindet. Wie Vieles vergibt er oft, in dem siegreichen Gedanken an die junge Generation, einem unverständigen Weibe. Wie zurückhaltend und diplomatisch reserviert steht er der Ungehörigkeit eines fest geschlossenen Gesellschaftssystems gegenüber, das hohnlachend zurückschlägt, wenn man mit plumper Hand seine Symbole berührt. Wie meistkündig mahnt er oft einem Mißgeschick durch das Mittel des passiven Widerstandes, dadurch, daß er das Uebel schlechthin als nicht existierend betrachtet oder es in der mächtigen Flut seines souveränen Daseinswillens ertränkt. „Leben — ein Kampf mit den Dämonen im eigenen Herzen und Hirn!“ — in dem Gedanken an diese optimistische Konsequenz der Kant'schen Philosophie befreite sich Ablen aus den Klauen der Realität, und so befreien sich in ihrer Art täglich und stündlich Millionen schlichter Mittelstandsmenschen.

Nur manchmal bricht der ermüdete Prinzipienmensch wütend durch das Gehege der Lebensflughet. Dann gefällt er sich, statt harmonisch und wurzelhaft alles Böse in sich selbst nieder zu kämpfen, in dem rein äußerlichen Gesankel gegen eine Art negatives Stedenpferd, dem er sich prahlerisch auf seinem eigenen positiven Holzgaul entgegenwirft. Ein derartiges Bronuntamento hat immer etwas von verdrossener Unfähigkeit an sich. Was einem tief innen Seele und Willen bewegt, das kündigt man nicht, das tut man. Nur wenn man eines wirklichen Tuns nicht fähig ist, entäußert man sich der innerlich leuchtenden Schwere durch das Wort. Jesus hat keine neuen Prinzipien verkündet sondern das Leben in seiner Totalität lediglich auf Grund jener günstigen Vorbedingungen zu regenerieren gesucht, die für jedes unschuldvolle Auge immer und überall vorhanden sind. Nur dort, wo man die Brücke der Prinzipien verschmähete, und sich auf dem Grund eines reinen Lebensgeföhls aufbaute, schritt man je rüstig und sicher einher. Daß sich der ermüdete Kulturmenschen der Gegenwart gar so leicht zu einem Prinzipienentschlekt, das ist das größte aller Kulturübel. Nichts ist ja im Grunde so schwierig, als von Fall zu Fall die Ursprungsrichtung aufzufinden, die das Einzelindividuum befähigt, den Mikrokosmos, den es in seiner Seele trägt, harmonisch zum All zu erweitern. Auch Formeln haben wie Carlisle treffend bemerkt, ihre Wirklichkeit; sie sind in der Tat so wirklich, wie Haut und Muskelaewebe im Leben des Menschen und können sebensreich wirken, so lange ihnen noch Lebenskraft inne wohnt. Aber gerade deshalb mühte auf die Bildung dieser notwendigen Armatur jeglicher Lebentatigkeit eine viel größere Ge-

wissenkraft und Fürsorsichtigkeit verwendet werden, als es heute gemeinlich geschieht.

Es ist ein billiges und zweifelhaftes Veranlassen, sich als Gegner oder Anhänger eines Prinzipien zu bekennen, das in seiner jeweiligen konkreten Fassung als Objekt oder Subjekt des Kampfes ausschließlich im Gehirn des Vorstellenden existiert. Will man ehrlich sein — ganz ehrlich! — so muß man gestehen, daß bisher noch jeder abstrakt formulirte Prinzipienkampf fehlschlagen hat, daß der „Sache“ an sich niemals auch nur so viel klärende Kraft inne wohnte, Freund und Feind strenge von einander zu scheiden. Unter den großen Heiden der katholischen Renaissance sind Viele, die dem Sinne des reinen Euanatismus ungleich näher standen als so Manche unter den verkündeten Anführern des Protestantismus. Was bisher noch fast jedem Reformator gefehlt hat, war die seelische und leibliche Gabe, das Dasein in seiner Ganzheit zu umfassen. Niemand ist daran gescheitert, daß er wähnte, Emanationen einer tellurischen Schöpferphantasie im Salonrod und für Träger von Salonröden verkünden zu können. Er hatte das Auge zu einem Diogenes, zu einem Peter Hille — seine Durchschnittsschüler aber sind die Kurt Brennas, die im Scherf'schen „Lag“ den Erdgeist heraufbeschwören — um ihm die Frage nach dem künftigen Schicksal Bethmann Hollweas vorzulegen. . . Und dieser ursprünglich tragisch geartete Kontrast zwischen vermeintlicher und tatsächlicher Zielhöhe verengert sich nach unten hin mehr und mehr, bis er an der alleruntersten Grenze, im Fusedpunkt prinzipieller Wirtshaus- und Straßendifferenzen in's Bossenhafte umschlägt, ohne aber deshalb Etwas von seiner lehrhaften Kraft einzubüßen.

Die Gesinnung allein, die abrupte, vom reinen Gesamtleben abstrahierende Spezialgesinnung, hat noch nie die Welt zu erschüttern vermocht. Es schadet ja sicherlich nicht, wenn sich Leute finden die ihre Lebensaufgabe darin erblicken, von Fall zu Fall ihre Spezialansicht über diesen und jenen Furunkel am Körper der Gesellschaft auszuwaschen. Aber man kann ihnen keine übermäßige Bedeutung zusprechen. Und vor Allem: man wird über ihre Existenz nicht die Notwendigkeit jener durchgängigen, einzeln wirklichen Lebensreform vermissen, die sich nicht auf ein einzelnes Drama sondern auf die immanenten Lehren einer fundamental erhöhten, überweltlichen, im Detail nicht beschmückbaren Sittlichkeit gründet. Die wahren Reformatoren sind nicht die Ritterer und Krämer einer stets verdächtigen Gesinnungs- und Kleinware, sondern diejenigen, denen der Genius des Lebens zur Seite steht. Diejenigen, die in alldringendem Erfassen aus den tiefinnersten Lebensinteressen eines Volkes und seiner reichsten Zukunftsmöglichkeit jene furchtbare Einheit des reformatorischen Tatgedankens schmieden, der sich wie ein ähenes Gift in das ersterhende Leben der Gegenwart eingräbt, von dem es kein Entrinnen mehr gibt.

Abonnementserneuerung

erbitten wir sofort zu bewirken, damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt. Neuzuzutretende Abonnenten erhalten die im Dezember erscheinenden Nummern kostenlos geliefert.

In die Schönheit

So sind wir deinen Wundern nachgegangen
wie Kinder, die vom Sonnenleuchten trunken,
ein Lächeln um den Mund, voll süßem Bangen,

und ganz im Strubel goldnen Lichts versunken,
aus dämmergrauen Abendtoren tiefen.

Fern ist im Rauch die große Stadt ertrunken.

Kühl schauernd steigt die Nacht aus braunen Tiefen.

Nun legen zitternd sie die heißen Wangen
an feuchte Blätter, die von Dunkel tiefen,

die schmalen Hände tasten voll Verlangen
auf zu dem letzten Sommernachtsgefunkel,
das hinter roten Wäldern hingegangen —

ihr leises Weinen schwimmt und stirbt im Dunkel.

Brüssel

Ernst Stadler

Frederik van Eeden

Autobiographische Skizze des Dichters.

Diese Zeilen schrieb der Dichter für
seine deutschen Verehrer.

Ich bin im Jahre 1860 in Haarlem geboren. Mein Vater besaß zu jener Zeit unweit Haarlem eine große Gärtnerei, die er indessen verkaufte, als ich fünf Jahre alt war, weil kaufmännischer Geist ihm völlig abging. Er wurde darauf Schriftsteller, Botaniker und Philosoph und begründete in Haarlem das Kolonialmuseum. Meine Mutter war eine Pfarrerstochter aus Gouda. Beide von rein holländischer Herkunft.

Im Jahre 1878 begann ich in Amsterdam Medizin zu studieren. Zwar hatte ich schon zu jener Zeit starke literarische Neigungen, namentlich lyrische und dramatische, aber das Naturstudium lockte mich mehr als die Philologie, und die Karriere des Arztes bot in Holland mehr Chancen als die des Künstlers. Auch erstrebten meine Eltern für mich den Dokortitel. Diese Richtung entsprach meinem innerlichsten Wunsch, mich wirtschaftlich nützlich zu machen und helfen zu können.

Als Knabe schrieb ich kleine Komödien, die im Familienkreise aufgeführt wurden. Das erste bedeutendere Werk war ein phantastisches Spiel in Versen, das ich als kaum zwanzigjähriger verfaßte, und in dem ich die materialistische Wissenschaft verspottete. Das Stück hieß: „Das Reich der Weisen“.

Im Jahre 1883 gelangte mein erstes Bühnenwerk „Das Sonett“ in Amsterdam zur Aufführung. Ich war damals Präses des Studentenkorps, und es wurden mir warme Ovationen dargebracht. Eine zweite größere Komödie, ein bedeutenderes Werk „Das kleine Tor“ wurde seitens der Direktion zurückgewiesen. Erst dreizehn Jahre später ist es mit Erfolg aufgeführt worden. Im Jahre 1886 spielte man mein zweites Stück „Der Student daheim“, ein frisches Lustspiel ohne viel Tiefe. Im Frühjahr desselben Jahres promovierte ich mit einer Dissertation über „Die künstliche Ernährung bei der Tuberkulose“. Ich selbst hatte mir das Thema „Hypnose und Suggestion“ erwählt, das indessen von meinem Professor nicht abbilligt wurde.

Ich ließ mich als Arzt in Bussum nieder. Kurz zuvor hatte ich den ersten Teil meines Romans: „Der

kleine Johannes“ vollendet, und dieser erschien in der ersten Nummer des „Nieuwe Gids“, einer Zeitschrift, die ich mit mehreren andern jungen Schriftstellern begründet hatte.

Im Jahre 1887 ging ich nach Nancy und Paris, um mich dort dem Spezialstudium der Hypnose und der Suggestion zu widmen, und noch im nämlichen Jahre richtete ich mit einem Kollegen, Dr. van Renterghem, eine Klinik für Psycho-Therapie ein.

Im Jahre 1885 schrieb ich wiederum eine größere Komödie „Don Torribio“, in der das Königstum und der Sozialismus einander gegenübergestellt und die Volkshüter, die die Bucht von Erfolg und Macht nicht zu tragen vermögen, geschildert werden. Auch diese Komödie wurde nicht sogleich zur Aufführung angenommen, sondern erst vierzehn Jahre später mit Erfolg gespielt.

Im Jahre 1890 erschien der lyrische Zyklus „Ellen, ein Lied von Schmerz“, darnach das lyrische Prosaewerk „Johannes Viator“ (deutsch: „Johannes der Wanderer“, Blätter der Liebe), das zu Unrecht als Fortsetzung des „Kleinen Johannes“ angesehen wurde und in der Tat mit dem vorgenannten Werk nur lockere Zusammenhänge aufweist. Es enthält eine Reihe von Stimmungsbildern und Gedanken, die das innerlichste Seelenleben des „Kleinen Johannes“ mit lyrischer Prosa umkleiden. Die eigentliche Fortsetzung der Erzählung vom „Kleinen Johannes“ erschien in den Jahren 1904 und 1906.

Im Jahre 1895 zog ich mich aus der Amsterdamer Klinik zurück, da diese meine Kräfte und meine Zeit allzusehr in Anspruch nahm und meine dortige Tätigkeit mich nicht befriedigte. Ich vollendete in jener Zeit ein großes episch-dramatisches Werk in Versen: „Die Brüder“ (deutsch „Der Bruderkampf“). Nachdem die Theaterdirektionen sich dauernd geweigert hatten, meine wertvolleren Werke aufzuführen, verzichtete ich auf jeglichen Versuch einer Aufführung und beanütete mich damit, die Bühne durch epische, beschreibende Poesie zu ersetzen. Später habe ich dann die „Brüder“ dennoch für die Bühne umgearbeitet. Dieses Werk, das die höchsten Fragen über Gott, Satan und die Gerechtigkeit behandelt, erachte ich selbst als eines meiner bedeutendsten.

Darnach erschien „Gioba“, ein romantisches Versdrama, das zur Zeit des Mittelalters spielt, und in dem die epischen Intermezzo der „Brüder“ nicht vorkommen. Beide Werke habe ich zu wiederholten Malen selbst in Holland vorgetragen.

Zu jener Zeit wurde der Kreis des „Nieuwe Gids“ gesprengt, und ich habe wohl von allen, die ihm seinerzeit angehörten, am einsamsten weitergearbeitet und bin von meinen früheren Mitarbeitern am heftigsten angefeindet worden.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann ich mich theoretisch und praktisch mit sozialen Fragen zu befassen. Ich machte einen Vorschlag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit vermitteltst rationeller Durchführung des staatlichen Landbaues. Von der Sozialdemokratie die damals verschiedene junge Autoren an sich zog, hielt mich der dogmatische Marxismus stets zurück. 1898 gründete sich bei Bussum ein Unternehmen, durch welches die Möglichkeit eines sozialen Zusammenarbeitens praktisch erprobt werden sollte. Ich selbst zog mich völlig von der medizinischen Praxis zurück und beteiligte mich soviel wie möglich an allen dort vorkommenden Arbeiten.

Im Jahre 1902 gründete ich den Verein „Gemeinschaftlicher Grundbesitz“, der auch heutigentags noch besteht und dauernd Versuche anstellt, um die Praxis mit den sozialistischen Theorien in Einklang zu bringen. Der Verein gibt eine Wochenschrift „Der Pionier“ heraus, die sicherlich viel dazu beigetragen hat, übertriebene fanatische Begriffe und unpraktische Volksredner-Theorien in den Kreisen holländischer Arbeiter zu bekämpfen. Während dieser Periode soziologischer Arbeit schrieb ich den Roman „Von den kühlen Bässern des Todes“ (in Deutschland unter dem Titel „Wie Stürme segnen“ erschienen), einen Band Gedichte „Die leidenschaftslose Lilie“ und mehrere Broschüren und Artikel. Auch hielt ich zur Zeit in der Arbeiterbewegung viele Reden und Vorträge.

Im Jahre 1903 beteiligte ich mich an dem großen Eisenbahnerstreik. Um den Streitenden nach ihrer Niederlage beizustehen gründete ich in Amsterdam eine Konsumsaenossenschaft „Die Eintracht“, die anfangs eine gewisse Blüte versprach und sechzigtausend Mitglieder zählte, die indessen nach zwei Jahren durch allzu rasches Wachstum, Mangel an guten Kräften und unbrauchbares Personal zu einem finanziellen Ruin führte, der mein ganzes Vermögen verschlang und auch den Sturz der in Bussum gegründeten Kolonie Walden nach sich zu ziehen drohte. —

Damals hielt ich in Amsterdam und Silbersum zehn Vorträge, die ich als „Betrachtungen über die Menschheit und die Gesamtheit Aller“ bezeichnete und an die sich stets eine freie Diskussion anschließen pflegte. Mein Auditorium gehörte den verschiedensten politischen und religiösen Richtungen an. Aus diesen Vorträgen ist dann nachträglich das Buch „Die freudige Welt“ entstanden.

Zu jener Zeit schrieb ich auch den zweiten und den dritten Teil des „Kleinen Johannes“, während ich mich später, nachdem sich mir im Winter des Jahres 1905 gelegentlich eines ersten Aufenthaltes in Berlin die Möglichkeit vollendeter Theateraufführungen offenbart hatte, vornehmlich auf dramatische Arbeiten verlegte. Nach jenem Winter schrieb ich fünf Bühnenwerke, von denen eines, „Minnestrahle“, ein Versdrama in Buchform erschien, während ein zweites, „Isbrand“, eine Tragikomödie, vom „Niederländisch Tooneel“ in Amsterdam zur Aufführung angenommen wurde. Die übrigen sind noch ungedruckt. Alle diese Werke sind Dramen oder Tragikomödien, die im modernen Leben spielen und die aktuellsten Lebensfragen umfassen.

Außer den genannten Werken schrieb ich noch abgesehen von einigen medizinischen und psychologischen Aufsätzen vier Bände Studien über Kunst, Literatur, Psychologie. Darunter auch eine philosophische Abhandlung „Die Grundlage der wechselseitigen Beziehungen“ in streng logisch-dialektischer Form.

Frederic van Eeden.

Spargel

Von Max Brod (Prag)

Welches der ekelhafteste aller menschlichen Zustände ist?

Ich behaupte — das Warten.

Auch Arwed Krönne war nicht mehr sehr entfernt von dieser Ueberzeugung. Er stand sogar schon

Diese Novelle ist die allererste Arbeit Max Brods. D. R.

so weit, daß er darüber nachdachte, warum irgend ein phantasiebegabter Forscher dies nicht schon längst als ebenso originelle wie grausame Hinrichtungsmethode bei einem exotischen Volke in Innerafrika entdeckt hatte.

Der Vergleich mit einem heißen Erdstrich lag überdies auch aus andern Gründen nahe. Schwül und unbeweglich lastete die Luft über der mürbe gekochten Erde — nur hier und da von unheimlichen Tönen durchzittert. Trompetenseufzer — Paukenschläge im Takt — ganz afrikanisch! — —

Spezifisch europäisch war nur die unabsehbar heranpilgernde Bürgerherde, die sich das Sonntagsvergnügen nicht versagen konnte, in der beliebten Ausflugsrestauration für ein Glas Bier 18 Kreuzer zu zahlen — natürlich wegen des Militärkonzertes, d. h. man erhielt dafür das Recht, dieses Konzert mit Aufgebot aller Lungenkräfte überschreien zu dürfen, was man denn auch besorgte — prompt und ausgiebig wie Kanarienvögel — obgleich das Programm nach strenger Kunstwartregel „gemütvoll“ zusammengestellt war.

Arwed hatte sich eine ganze Zeitlang über diese Bemerkung amüsiert. — — Aber schließlich wurde das furchtbar langweilig. — —

Ebenso wie das ewige Selbstvergleichen. — Es ist ja wahr, die Ähnlichkeit der Situation war unverkennbar und drollig genug — nämlich mit der des Violinistenknaben von gestern, der während des Klavierstücks nicht gewußt hatte, was er anfangen sollte und den Augenblick nicht erwarten konnte, an dem er einsetzen und brillieren durfte. Aber gestern war ja sie dabei gewesen. —

Sie — im rosa Kleide — auf die er schon so lange gewartet hatte.

Und in das Rendezvous hatte sie doch gewilligt — freilich erst nach langem Widerstreben — natürlich erst nach langem Widerstreben. — — Sie war ja nicht so eine — — —

Musik (Ton auf der ersten Silbe — entzündend!) liebte sie riesig; besonders die Konservatoriumsprüfungen sind so interessant — hm, Entree frei — aber ein reizendes Ding! — — —

Rosa Kleider kamen in Fülle — ein ganzes Warenhaus. Und jedes zog schon aus der Ferne Arweds Blick auf sich; — langsam kam es näher, er hörte in solchen Momenten die Weltuhr ticken, und wenn sie es dann doch nicht war und wieder nicht war — na, dann tröstete er sich schnell damit, daß sie doch nicht Sonntags daselbe Kleid anhaben müsse wie in der Woche — o diese ewigen Selbstbetrügereien! — und die Zornesworte, die er sich jedesmal zu ihrem Empfange vorbereitete, wenn er sie erspät zu haben glaubte — und der schnelle Abfall zum sanftmütigen Wunsche: „Wenn sie es lieber wenigstens gewesen wäre!“ Kein Standpunkt mehr; kein Gleichgewicht; keine Festigkeit. — —

Ja, jetzt wußte er es schon ganz genau: Warten ist der ekelhafteste aller menschlichen Zustände.

Sein einziger Trost bestand darin, daß es anderen nicht besser ging. Hier der Herr in den unmotivierten Gamaschen — und dort die Dame in Schwarz — sehr fesch überdies — scheinen auch nicht der Blümelein wegen schon eine Viertelstunde — — Aber eine ganze volle Stunde, wie er — —

Gegen Schluß dieser Stunde verfiel auch dieser Trost nicht mehr. Er war müde — totmüde — seine Füße zitterten vom langen Stehen — und dieser Kopf-

schmerz! — er mußte sich an den Baum anlehnen — ein Gefühl, wie wenn ihm statt Blut kleine Kieselsteine durch die Adern rollten. — Wenn sie jetzt noch wirklich kommt, könne er kein gescheites Wort mehr herausbringen — oder irgend etwas mit ihr anfangen — — das heißt — — es wurde schon dunkler — aber die Wahrscheinlichkeit ist ja von Minute zu Minute geringer. —

Da plötzlich — — ist sie es wirklich! sie kommt ja geradeaus auf ihn zu — zwar die Bluse ist etwas auffallend, schwarzgelb, defolletiert — Halbschuhe mit Maschen — hm! — nein, wieder nicht; nur sehr ähnlich in der Gestalt — aber sie geht ja doch direkt gegen ihn — — na, wenn schon die andere nicht — und sie lächelt so reizend: „Willst du mich?“

Er macht ein paar Schritte ihr entgegen. —

Aber was ist denn das, zum Teufel! das Fräulein geht ruhig weiter lächelnd an ihm vorbei — also hinter ihm ist jemand gemeint — just am End dreht er sich nicht um — wütende Blamage jedenfalls — richtig sie hats auch bemerkt — Geficher hinter seinem Rücken.

Das war zu viel! Mit einem entschiedenen Ausdruck wandte er sich seitwärts von seinem Standort und stürmte, wie rasend, unter den Klängen des „Siegfriedidylls“ in den Restaurationsgarten — zwischen den Tischreihen hindurch. Was waren ihm in diesem Augenblicke Damenschleppen, Schirme, Sesselbeine, Kinderspielzeug, die ganze menschliche Gesellschaft? — Der Beruf eines tschechischen Politikers erschien ihm als Ideal. Hrom a peklo! — Warum hatte man ihn auch so tief gekränkt, ihm Unrecht getan, jawohl, davon war er jetzt überzeugt — Unrecht, schreiendes Unrecht! — denn hat nicht jeder Mensch ein Recht auf Vergnügen — so etwa könnte man das ausdrücken — neben dem Rechte auf das Notdürftige. O die Welt ist schlecht — und am Ende findet er nicht einmal einen Platz!

Nun, so boshaft war die Welt denn doch nicht — und das gab ihm jedenfalls Grund, sie sofort, nachdem er sich niedergesetzt, mit erneutem Interesse anzuschauen und besonders jenes schmale Stückchen Fußweg, das man zwischen zwei Bäumen durch von seinem Sitze aus sehen konnte. — —

„Mein Name ist Siegwart Bernstein“ stöhnte da ein Kopf, der über die Tischplatte hervorzuragen bemüht war — „ich hatte bereits das Vergnügen, Ihnen vorgestellt zu werden.“

„Ganz Ihrerseits“ wollte Urwed schon sagen; der Antisemit regte sich in ihm. Aber er beschränkte sich auf ein vieldeutiges Schweigen.

Der andere: „finden Sie es nicht merkwürdig, daß die kleinen Kinder, die auf dem Rücken in ihrem Wägelchen liegen, die einzigen Menschen sind, die noch in dem Himmel sehen — gewissermaßen — sozusagen — symbolisch!“

Wa — — as? — —

„Wir ändern sehn doch nur immer die niedern Gegenstände der Erde oder unsresgleichen, wenn wir mit ihnen reden. Außer im Schlafe . . .“

„Reden Sie vielleicht auch im Schlafe?“ warf Urwed passend ein — diesmal laut.

Dem Gespräche schien jegliche Lebensfähigkeit zu mangeln. Es bewegte sich nur träge vom Fleck —

wie bei einem Ehepaare, das die gesegnete Mahlzeit verdaut.

Nach einer Pause fuhr der Kleine fort, die Mittelmäßigkeit und Urteilslosigkeit der Welt anzujammern. — Urwed fühlte plötzlich den Beruf in sich, diesem Aburteilen entgegen zu treten und auf feinere Unterscheidungen bei diesem komplizierten Thema zu dringen, wenn er es nicht vorzog, nicht zuzuhören und in die vorüberfahrenden Wagen zu grüßen.

„Sie kennen Herrn K?“ unterbrach sich plötzlich der Jammernde.

„Ja — selbstverständlich.“

„Das ist doch der Bruder von dem bekannten Verleger?“

In diesem Augenblicke fiel Urwed etwas ein — — ha ha ha! — natürlich war es so. — Er erinnerte sich nämlich, daß sein Gegenüber in der Gesellschaft, wo er ihn vor Jahren getroffen, den Spitznamen „das Automobil“ geführt hatte, weil er immer, wenn man es am wenigsten vermutete, auf der Straße stehen blieb — d. h. wenn ihm plötzlich Einfälle kamen. So muß man es ja machen, wenn man Dichter ist — ha ha ha! — Richtig, — er spricht auch schon von seinen Werken — die er unter solchen Verhältnissen niemals, nicht einmal in einer noch so schlechten Ausgabe, auf elendem Papier gedruckt zu sehen hoffen dürfe. „Wie in einem Kerker komme ich mir vor — Was, Kerker — das klingt noch viel zu erhaben — gewissermaßen — alle Luft und Wärme und Licht haben sie mir genommen, wie unter einer dumpfen Conglode.“ Dies schien der Höhepunkt zu sein, denn er schnappte hier erwartungsvoll ab.

„Nun da . . .“ Urwed wollte etwas sagen; er wußte vorläufig noch nicht recht, was. Da tritt hinter dem Baume rechts auf dem Fußweg hervor — — sie — — wirklich sie — aber in schwarzgelber Bluse — Sollte er, der Erfahrene, sich getäuscht haben? — Und neben ihr — — die Lächelnde von vorhin — Aha, da hat sie ihn am Ende doch erwartet, hinter ihm — das Geficher! — Sie wollte ihn nur nicht ansprechen — oder hat er sie gar nicht gesehen, er war ja schon ganz blöd in der letzten halben Stunde von dem ewigen Vorwärtsstarren — auf, zu ihr, — da, ehe die Schwestern noch hinter dem Baume links auf dem Fußweg verschwinden, erscheinen zwei Offiziere in raschem Schritte hinter ihnen — eins, zwei, drei, Anschmiß — zum Teufel! — Konnte der Vorhang nicht früher fallen? — —

Das Ganze hatte nur eine Sekunde gedauert. Aber noch in derselben Sekunde war Urwed auf die richtige Antwort für den Kleinen gekommen.

„Nun, da — kann ja noch ein ganz genießbarer Spargel aus Ihnen werden.“

Ja, das war das rechte Wort für diese Anmaßung. — Ist es denn nicht eine Anmaßung, wenn dieser Mensch da, wenn irgend ein Mensch sich einbildet, irgend etwas anderes zu sein als die übrigen — ein Welterkorener, der einen Anspruch auf Sonderstellung, auf Genuß machen darf, — eine Blume der Menschheit. — Hat sich! — Blume — — Gemüse sind wir, alle zusammen nichts mehr, die wir froh sein müssen, in unserer Alltagsnützlichkeit am gemeinen Leben teilnehmen zu dürfen. Aber gerade davor entfetzt sich ja solch ein Noli-me-Tangerich und alle diese sogenannten Auserwählten, die man vernichten soll, wo man sie trifft. — —

Der andere schwieg auch schon seit dem Höhepunkte.

Da es aber nicht sehr angenehm ist, neben einem vernichteten Menschen zu sitzen, empfahl sich Urwed und sprang in die nächste Elektrische. — — Gegenüber sitzt das Gigerl mit der Dame in Schwarz. — — Verwandte Seelen haben sich gefunden! — Das hätte er doch schließlich zustande gebracht. — Aber wozu noch darüber nachgrübeln — er hatte sich ja gerächt.

Gerächt?!

War es denn etwas anderes als Wahrheit, was er gesagt hatte? — Sogar eine sehr tiefe und selbstverleugnerische Wahrheit. — Aber, merkwürdig! — er fühlte sich doch erleichtert, — wie wenn er seine Gleichgewichtslosigkeit auf den andern hinübergewälzt hätte.

Und der Unglückliche, der durch ein Wort Zerschmetterte. —

Der saß noch lange schweigend an dem Tische und ging dann nachdenklich nach Hause. Dort angelangt, schloß er seinen Schreibtisch auf und begann aus zahlreichen Fächern noch zahlreichere beschriebene Hefte herauszukramen. Endlich hatte er das richtige gefunden — Gedicht! — das erste hebt an:

Dies Büchlein schreibe ich für mich allein,
Kein anderer . . . usw.

und machte sich daran, es eifrig und sorgsam ins Reine zu überschreiben — für einen andern — für Urwed Krönne. —

Der war ja der Freund des Bruders des Verlegers. Bis gegen Mitternacht schrieb er — glückstrahlend — und träumte dann von einer Ausgabe seines Buches, deren Blätter so dick waren wie Eisenbahnbillets.

Venus und Dauthendey

Wer den „Bänkelsang vom Balzer auf der Balz“ kennt und liebt, weiß auch, welch' entzündender Humor dem größten Liebesdichter Deutschlands eigen ist. So überraschte es uns nur angenehm, als der vornehme Verlag Rowohlt, Leipzig, eines Tages ein humoristisches Epos von Dauthendey herausbrachte: „Der Venusinenreim“. Auszug der Frau Venusine aus dem Hörfelberg und Venusinens Abenteuer. Eine schalkhaft heroische Liebesmär in zwölf Reimen. — Man staunte aber doch, als man erfuhr, daß es sich um eine beschränkte Subskriptionsausgabe handelte. Ein Dauthendey in 600 Exemplaren?! Das gibt's ja gar nicht! Volksausgaben müßte man von seinen Gedichtbüchern veranstalten. Aber der „Venusinenreim“ lag da, in kurzzeiligen Strophen auf feinstes Papier gedruckt, würdevoll und nur im länglichen Format ein bißchen Schalkhaftigkeit verratend. Des Rätsels Lösung ist leicht gefunden: Das Buch ist zu unsittlich, um Verbreitung zu finden. Und in der Form regellos zu alledem. Und sprachlich unzureichend, und . . . doch das lese man in der mit verschämten Lettern die Aufschrift „Literatur“ tragenden Rubrik der Familienblätter nach. Die haben's dem Dauthendey tüchtig gegeben!

Also, der Venusinenreim ist unmoralisch. Denn: im ersten Abschnitt macht Venus, „frei von Kleid und Schleppe“, eifrig Coquette, um sich per D-Zug nach Rom zu begeben und die Menschen an das Recht und

die Pflicht ihrer Sinne zu erinnern. Denn, ach, die Leibeslust ist in Vergessenheit geraten. Und Venus fährt durch die Lande, träufelt den Vergesslichen das liebe Gift der Liebe wieder mal ein und (o Triumph der Philister!) sie muß erkennen, daß sie der Wirkung nicht gewachsen sind, durcheinandertaumeln und erst am Beispiel brünstiger Tiere zum Bewußtsein ihrer Gefühle gelangen. Und Dirnen treten auf, eine Hetäre des Altertums, Satan und Sanct Peter, ein verliebtes Reitermonument ohne Feigenblatt (weil's ach, keins nötig hat), Amor in schlechtgeknöpften Höschen und viele andere Sünder und Heilige mehr . . . Und überall hinterläßt Venusine die grausame Spuren ihrer göttlichen Wirklichkeit: Liebesverwirrung und Taumel und böse Lüste. Doch stets bleibt sie anfangs unerkannt, sie muß die Menschen mit ihren kalten Nasen erst die Atmosphäre ihrer Gegenwart einsaugen lassen: „Duft aus Venushaaren und von Venusbrüsten fühlten auf den Straßen alle, die gern küßten.“ Aber Pflanzen und Tiere erkennen sie gleich, „Palmen und die Blumen möchten mit Gerüchen ihren Namen nennen.“ Und die höchst unmoralische Europafahrt endet mit des Teufels Liebestod und einem Festmahl im Himmel, bei dem der Liebesdichter Dauthendey von Venus huldvoll empfangen wird, während Satan auf des Dichters Schimmel aufs Festland reitet und Zensor wird.

Und dieses Werk, das übermütig und tief, voll köstlicher Details und sprachlich vollendet ist, hat man als moralwidrig, fehlerhaft, unoriginell, schlecht gereimt und eitel hinstellen wollen. Sie seh'n ja nicht, die Schnüffler und Bedmesser, daß der „Venusinenreim“ eins der schönsten fröhlichen Epen überhaupt ist, daß Dauthendey weder zu schnell noch zu schlampig arbeitet, sondern daß er, daß sein starkes Genie sich alles erlauben darf: unreine Reime, beabsichtigte Holprigkeit und die verwegensten Bilder. Weil er ein Dichter ist, den man nicht auf metrische Waghalsigkeiten untersuchen, sondern als einen unserer Größten bewundern soll.

Otto P i d.

Literarische Neuererscheinungen

Agnes Henningsen, Die vielgeliebte Eva. (Arel Junler, Verlag, Berlin-Charlottenburg.) Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Dieses Buch, das schon in Dänemark, der Heimat der Verfasserin, eine Preßfehde zwischen ersten, auch in Deutschland bekannten und anerkannten Dichtern (Eben Lange und Karl Varsen) hervorrief, handelt von der Liebe; es handelt im Grund von alltäglichen Dingen; aber man weiß, daß Agnes Henningsen vor allen Künstlerinnen unter den schreibenden Frauen den unentwegten Mut einer rücksichtslosen Wahrhaftigkeit voraus hat. So ersweint das Alltägliche neu und oft — unerhört.

Mit einem alten Wort des Heiligen Augustinus als Motto umschreibt die Dichterin das Problem ihres Werkes erschöpfend: Ich liebte noch nicht, aber ich liebte es zu lieben; ich suchte, was ich lieben könnte, da ich es liebte zu lieben, und erzählt von der jungen Eva, die dem Liebesglück so jauchzend entgegengeht, um dann in Resignation und Ernüchterung zu fragen: Liegt die Schuld bei mir oder bei dem Geliebten? Ist es eine Trägheit meines Herzens oder — war er nicht der Rechte? . . . Aber das Geheimnisvolle an diesem Buch: es gibt keine Lösung, obwohl die Geschehnisse so unzweideutig sprechen. Das Herz des Lesers gibt diesem Gemälde Ton und Farbe, es wird zum persönlichen Erlebnis, und das Erlebnis dieser Dichtung wird sein wie die Persönlichkeit, die von ihr erfasst ist.

Nur dies eine ist gewiß: viele Frauen werden es schelten und — heimlich lieben.

Johannes R. Becker. Der Ringende. Kleist-Hymne. Verlag Heinrich F. S. Bachmair, Berlin D. 34, Remelerstraße 80. Einmalige Auflage von 510, davon 10 auf Van Geldern.

In einer sehr so ignierten Ausstattung bringt ein neuer Verlag zum hundertsten Todestag Heinrich von Kleist's diese Hymne heraus, die mit einer wahrhaft heroischen Geste und mit einer nicht immer ganz glücklichen Vertuppelung schmückender Beiworte sich chaotisch auf- und ausströmt läßt. Man fühlt hinter diesen verworrenen Zeilen das Gähren einer noch vielfach gehemmten Kraft, von deren künstlerischer Befreiung erst die genauere Beurteilung dieses jungen Talentes abhängen wird. Der Verlag kündigt weiter an: Gedichte „Die Jugendwelt“ und den Roman „Erde“.

Alfred Richard Meyer.

Otto Rung. Die weiße Nacht. Roman. (Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Geb. 3 50 Mk., geb. 4,50 Mk.

Auf der weißen Nacht machen einige junge Männer und junge Mädchen verschiedener Nationen eine Luftfahrt. Seltsame, vielfältige, zugleich wage und leidenschaftliche Beziehungen, die nur ganz leicht angedeutet sind, vereinigen paarweise diese aufs höchste kultivierten und überfeinerten jungen Menschen; das nähere intimere Verhältnis zwischen ihnen bleibt indessen im Ungewissen. Woher sie kommen, wohin sie gehen, wir wissen es nicht und fragen nicht danach; ebensowenig wie diese durch einen Zufall zu Genossen geworden selbst es tun. Sie kommen aus der Welt, hängen am Leben und werden wieder hinausgehen in das Leben der Welt. Und von diesem Leben, aus dem sie auf diese Nacht traten, und in das sie aus ihr zurückkehren werden, erzählen sie: jeder aus seiner Atmosphäre, aus seinem Wirkungskreis, aus seinen Träumen. Und während die weiße Nacht an der dänischen Küste entlangfährt oder still vor Anker liegt, kürzen sie mit ihren Geschichten einander die langen weißen nordischen Nächte in fast traumhafter Geselligkeit. Sie erzählen von des Lebens Steigerungen und Untergräben, von seinen Entscheidungen und Katastrophen. Durch Fabriken, Gefängnisse, Hospitäler, über Rennbahnen, Sportplätze, Schiffsdecke führt der Weg. Und ohne daß die Erzählenden es wissen oder gewahr werden, ist es immer das eine Motiv: die Nacht des Antimalischen über Differenzierte und Undifferenzierte, die Lockung dieser Nacht, ihr Glanz, ihre Beln, ihr Verderben, ihr Schauer, ihr Stolz.

So ist Rungs „Weiße Nacht“ eine Rahmenereählung eigener Art, ist wie ein Tag aus einem modernen „Decamerone“.

Nachtrag zur Liste der Weihnachtsbücher

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

In der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., erschienen:

Lascadio Hearn: Japan. Ein Deutungsversuch. (Aus dem Nachlaß des Autors.) Geb. Mk. 8,00, geb. Mk. 10,00.

Chinesische Geister und Diebesgeschichten. In Seide gebunden Mk. 6,50, numm. Ausgabe auf China Mk. 20,00.

Bei S. Fischer, Verlag, Berlin:

Björnstjerne Björnson. Gesammelte Werke. Bd. 4 und 5. Zweite Reihe der Gesamtausgabe. Geb. Mk. 6,00. (Das fünf-bändige Werk kostet geb. Mk. 15,00.)

Im Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber, Berlin:

Asielm Rueft. Jean Paul. Im Garten der Freude. Eine Auswahl. Geb. Mk. 4,00.

Porträts. Von F. P. Greve, Georg Brandes, F. Poppenberg u. a. Geb. Mk. 4,00.

Bei Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10, erschienen:

Heinrich Manns Romane: Im Schlaraffenland; Die Götinnen; Professor Unrat; Zwischen den Rassen; Die Jagd nach Liebe.

René Schickele. Weiß und Rot. Gedichte. (Von Viktor Habwiger in der „Aktion“ gewürdigt.) Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. Geb. Mk. 4,00.

Bei Albert Langen, München:

Selma Lagerlöf. Sämtliche Werke.

Ely Braun. Memoiren einer Sozialistin.

Zeitschriftenchau

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, (Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9). Das 2. Dezemberheft enthält: H. Liliensien: Sören Kierkegaard. — Monty Jacobs: „Deutsche Stilkunst“. — Egon Freiherr von Kapferr: Der Schamane. — Kurt Martens: München. — Echo der Zeitungen und Zeitschriften u. a.

Die Schaubühne enthält in der Nummer 50: Die Delegiertenversammlung. Von S. J. — Die sechshundertachtundneunzig Seiten des Wilhelm Herzog (über Kleist). Von Herbert Jhering. — Zum Fall Giampietro. Von Julius Bab. — Aus München (Die Hydra, Der Drache Braudi, Kilians Kleistzyklus). Von Eton Feuchtwanger. — Die Kurfürstenoper. Von Robert Breuer u. a.

Reisen. Das Dezemberheft dieser leipziger Monatschrift enthält: Hans von Hülsen: Kurt Martens. — Paul Zucker: Ornament. Rhythmus und Gedanke. — Schellenberg: Landschaft. — Lit. Berichte von Paul Kunad, Dreecken, Hecht, v. Scheffer u. a. Das Heft kostet 40 Pfg.

Deutsche Rundschau. In dem soeben erschienenen Dezemberheft beginnt eine Veröffentlichung über die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49, die Aufmerksamkeit verdient. Wilhelm Alter, der sich bereits durch seine Aufsätze über Benedek und den Krieg 1866 einen Namen gemacht hat, giebt eine umfassende Darstellung dieser für die Bildung der modernen Staaten so wichtigen Zeit auf Grund einer Fülle neuen Materials. Die Briefe aus Frießlaff, die Hermann Witte mitteilt, werfen neues Licht auf das Verhältnis zwischen Bismarck und den Konservativen. Neues aus Gottfried Kellers Frühzeit erfahren wir durch Emil Ermatinger: es handelt sich um die unglückliche Liebe des Dichters zu der „Winterthurerin“ Luise Rieter, die nicht nur literarhistorisch, sondern rein menschlich von stärkstem Interesse ist. Eine anschauliche Studie ist Richard M. Meyers Aufsatz „Goethe im Gespräch“.

Inhalt der vorigen Nummer: Hungernde Volksschullehrer. / Aus dem modernen Buckkasten. Von Dachs. / Die Macht der öffentlichen Meinung. Von Tolstol. / Glossen. / Infantin Eulalia und das „B. T.“. / Die Vorausbestimmung der Geschlechter. Von Prof. Gurliit. / Misericordia. Von Holger Drachmann. / Vom Ranggefühl des Dichters. Von H. von Hülsen. / Hofmannsthal's „Jedermann“. Von Heinrich Eduard Jacob. / Das Korsett. Ballade von Heinrich Lautensack. / Peer Gynt und Joachim v. Brandt. Von S. Erich. / Gabriele d'Annunzio. Von Henri de Régnier. / Mein Wohltäter. Von Mynona. / Literarische Neuerscheinungen. / Weihnachtsbücher. /

Gustave Flauberts Gesammelte Werke

10 Bände

Erste deutsche, von d. Rechtsnachfolgern Flauberts autorisierte Gesamtausgabe
Unter Mitwirkung von René Schickele, Fr. von Oppeln-Bronikowski, Luise Wolf
Felix Paul Greve, E. W. Fischer als Uebersetzer :: Herausg. von Dr. E. W. Fischer

10 Bände

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden (Westf.)

Bildschön
 ist ein zartes, reines
 Gesicht mit rosigem, jugendfrischen
 Aussehen, weißer, sammetweich. Haut u. blendend
 schönem Teint! Alles dies erzeugt die echte:
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
 von Bergmann & Co., Dresden-Radebeul
 allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd.**
 à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Freunde der Aktion!

Die regelmäßige Auflage der Aktion mußten wir innerhalb weniger Wochen **verdoppeln!**

Der Leserkreis, den wir stolz den Mitkämpferkreis nennen können, hat, dank der Propaganda unserer Freunde, einen Umfang angenommen, der heute die Ziffer von 7000 erreicht. Diese relativ gar nicht so überwältigend scheinende Zahl gewinnt Bedeutung, wenn wir unseren Freunden mitteilen, daß die „Aktion“ allwöchentlich ihre Reise nach Paris, London, Buenos-Aires, New York, San Francisco, Yokohama, Ost-Sibirien, Konstantinopel antritt.

Uns selbst zur Freude, Euch, Freunden, zur Ermunterung, rufen wir unser:

Weiter ... weiter... weiter!!

Autoren!

Neuer, moderner Verlag für Lyrik, Romane, Dramen, bietet jungen Talenten Gelegenheit, eingeführt zu werden.

Verlag „Die Sonde“ Berlin SW. 68.

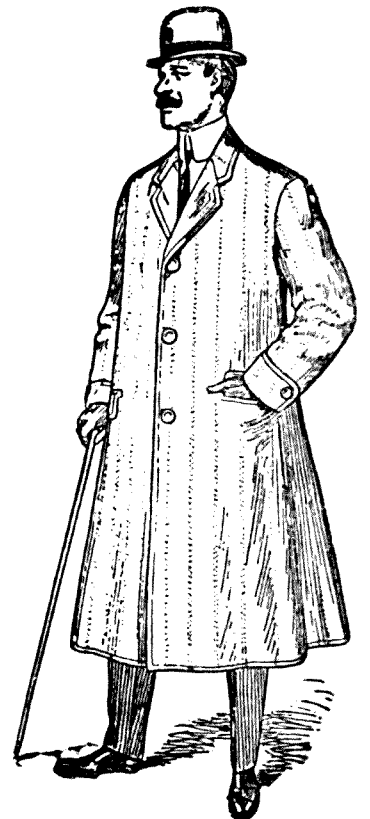
Meine Herren!

Denken Sie rechtzeitig an Ihre Weihnachtsgarderobe!
 Beste Massarbeit liefert

Anton Rutkowski

Engl. Herren-Moden

Berlin C. 19
 Seidelstr. 18.



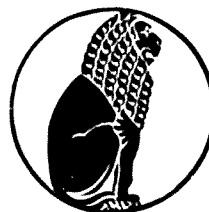
Eugen Diederichs Verlag in Jena

Soeben erschien:

KU FUNG-MING

Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze.

Wer die Entwicklung der chinesischen Revolution verstehen will, lese dieses Werk!
 Broschiert Mk. 3,—, gebunden Mk. 4,—.



Bäder, Hotels, Pensionen usw.

Hotel Monopol-Metropole
 I. Ranges. Ruhigste Lage. Am Hauptbhf. rechts. Zimmer von M. 2,50, mit Privatbad von M. 5,— an. :: Auto-Garage. **Frankfurt a. M.**

Das billigste Hotel am Friedrichsbahnhof **Berlin** ist „Hotel Alt-Heidelberg“, **Universitätsstraße 2.**
 Neu eingerichtete Zimmer, gut möbliert von 1,50 bis 6,— M.
 Telephon Amt I, 4799. **Bäder im Hause.**

Die Aktion

M/R

Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur

Jahrgang 1911

Herausgegeben von Franz Pfemfert

Nr. 45 • 25. Dezember

Redaktion: Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen, Manuskripte, Rezensionen, Tausch-Exemplare etc. sind ausschließlich an unseren Herausgeber und Schriftleiter Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 17 zu senden. : : : : :
Telephon-Anschluß: Amt Pfalzburg Nr. 6242. : : : : :
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Erscheint jeden Montag

Einzelheft 10 Pfennig

Abonnement: Mk. 1.— vierteljährl. (inkl. Bestellgeld) bei allen Postanstalten, Buchhandlungen etc. oder unter Kreuzband durch den Verlag der „Aktion“, Berlin-Wilmersdorf. : : : : :
Kommissionär: Gustav Brauns, Leipzig. : : : : :
Inserate: Durch alle Annoncen-Expeditionen und durch die Anzeigenverwaltung der „Aktion“: Buchdruckerei Wb. Ulrich, Berlin SW., Holzmannstr. 22.

Inhalt: Hängt Bajonette an den Christbaum. Von Franz Pfemfert. / Weihnachtsjudentum. Von Cheskel Jwi. / Eine Weihnachtslegende. Von Ferdinand Kürnbeger. / „Organisierter Unglaube“. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. / Glossen. / Die „Erziehung des Publikums. Von H. v. S. / Legende. Von Albert Ulrich. / Wilhelm von Polen. Von Dr. Heinrich Jigenstein. / Vorortballade. Von René Schickele. / Der Mar Brod-Abend der „Aktion“. Von Dr. Anselm Ruest. / Ein kurzes poetisch-Christliches Gedicht. Von Spec. / Unser Weihnachtsmann. Von Jean Richépin. / Literarische Neuerscheinungen. / Bornotizen. / Zeitschriftenchau. / Verlagsnotiz. / Inhaltsverzeichnis des IV. Quartals 1911.

Hänget Bajonette an den Christbaum!

Schon rein äußerlich macht sie sich bemerkbar, die „selige, fröhliche Weihnachtszeit“. Die Diener Gottes steigen von der Kanzel herab und ergehen sich leitartikelnd in den „verbreitetsten“ Zeitungspapieren über das Thema: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“. Die braven christlichen Gefühle, die man ein langes Jahr gewaltsam zurückdämmen mußte, dürfen nun die rührendsten Purzelbäume schlagen. Für einen Tag, für zwei Tage geht die Kriegspolitik in Filzschuhen durch die Welt. Sentimentalische Betrachtungen wechseln empfindsame Liedchen ab. Sogar die säbelrasselnde Presse unserer D. R. P.-Patrioten leistet sich einen gefühlvollen Erguß mit der Überschrift „Friede auf Erden...“

Die verlogene Gefühlsathletik beherrscht die Situation. Friede auf Erden! ... Wenn's irgendwer ernstlich im Sinne des Religionsstifters predigt — dann tritt der Staatsanwalt in Aktion. Jene gefährlichen Elemente, die man als Antimilitaristen zu ächten sucht (oder, wenn sie harmloserer Natur sind, durch Verleihung des Nobelpreises verhöhnt), wissen ein Lied davon zu singen. Sie erfahren es im Gefängnis, daß das Friede auf Erden, das uns periodisch vorgelallt wird, eine nichtsagende Phrase, eine tote Formel bedeutet.

Friede auf Erden ... Rings starrt die Welt in Waffen. Wir feiern unser Friedensfest bei geladenen Kanonen. Wir feiern den „bewaffneten Frieden“. Wenn es einem fatalen Ungefähr gefällt, kann unser „Friede auf Erden“ im Geschützdonner untergehen. Aber wir singen es dennoch, ernster Miene und kindlichen Herzens. Denn wir feiern Weihnachten. Brutales Unrecht, schamlose Gewalt und soziale Gewissenlosigkeit schreiten mit Siegergebärde durch die Lande. Kerker, Zuchthäuser, Galgen, Schafotte, Guillotinen, Kasernen, Kanonen, Bajonette, Polizei und Soldaten grüßen als Eckpfeiler einer göttlichen Weltordnung allüberall. Am Wege sterben Tausende, denen die Gesellschaft ein menschenwürdiges Dasein vor-

enthält. Aber all das Stöhnen und all den Jammer der Enterbten des Lebens übertönt sturmgewaltig das Hohelied von der christlichen Nächstenliebe. Und alle Kulturwidrigkeiten und alle Greuel werden goldig überstrahlt vom schimmernden Kerzenglanz ...

Friede auf Erden ... Für Stunden rasten wir, um dann mit ausgeruhten Kräften gegen diesen Frieden zu wüten. Friede auf Erden! Wenn die staatsanwaltschaftlich beschirmte Christenheit ihre kompakte Lieblosigkeit übertünchen, wenn sie den grellen Kontrast zwischen Festtagschein und Alltagssein verhüllen will, deklamiert sie besonders laut ihre Glaubenssätze. Je unseliger das Jahr, je dröhnender erschallt der Jubelsang auf die „selige, fröhliche Weihnachtszeit“.

Aber diese dickaufgetragene Gemütschminke bleibt doch Schminke. Die große Selbstsucht mag sich noch so christlich geben, sie wird über die Gefühlsarmut nicht hinwegtäuschen, die hinter den tönenden Worten gähnt. Sie mag das ganze mystische Dunkel der Vorzeit beschwören, sie mag brausende Choräle gen Himmel senden: all der bunte Märchenglaube muß an seiner inneren Unwahrhaftigkeit sterben ...

Hängt Bajonette an den Christbaum, gröhlet Kriegsmärsche, und wir wollen euch eure Ehrlichkeit bescheinigen. Aber verschont uns mit einer Sentimentalität, die vom Wandkalender befehligt wird! Höhnet nicht „Friede auf Erden“, ihr, die ihr den Frieden meint, der mit gespannten Gewehren und geladenen Kanonen paradiert! Täuscht nicht lebendige Frömmigkeit vor, ihr, die ihr leeren Herzens seid! Errötet ob des tollen Widersinns, der zwischen euren Worten und Taten waltet.

Hängt Bajonette an den Christbaum. Und Schuzmannsfäbel. Ihr werdet damit eurer Gesinnung einen klaren, unverfälschten Ausdruck verleihen und besonders zuverlässig wird es dann klingen, wenn ihr anstimmt: „St-i-h-i-l-e Nacht ...“ Franz Pfemfert.

Weihnachtsjudentum

Von Cheskel Zwi

Es ist nichts so paradox und geschmacklos, unser Assimilationsjudentum bringt es fertig!

Es scheint, als wenn sich die Opferung alles Eigenartigen, alles Volksindividuellen unvermeidlich dadurch rächt, daß es zu Lächerlichkeiten führt, denen ein gewisser haut gout des Widerlichen untilgbar anhaftet.

Als eine solche widerliche Lächerlichkeit stellen sich uns all jene Versuche besonders unserer wohlhabenden jüdischen Kreise dar, die darauf hinauslaufen, ihren Willen zur „Anpassung an das Wirtsvolk“ in möglichst reklameähnlicher Weise in freundliche Erinnerung zu bringen, und deren höchstes Streben darin besteht, in der christlichen guten Gesellschaft eine „Zwangsassimilation“ durchzusetzen. Dieses „Streben“, — das man in antisemitischen Kreisen wahrhaftig nicht mit Unrecht „Heranschmeißen“ genannt hat, treibt periodenweise die absonderlichsten Blüten. Eine davon ermöglichte vor Kurzem die Gründung der „Kaiser Wilhelm Stiftung,“ und man muß es wirklich als den Gipfelpunkt „schönen“ Selbstverleugnens bezeichnen, daß die jüdischen Geldmagnaten die Millionen so leichtes Herzens aus der Westentasche warfen für eine neue Bildungsstätte, an der die Judenreinheit des Professorenkorps durch alt-preußische Tradition fast besser gewährleistet ist, als durch ein Dumagegeseß. — Weniger auffallende, aber nicht minder liebliche Blüten am Baum jüdischen Interesses an christlicher Kultur zeitigen die heurigen Tage der Wohltätigkeitsbazare. Im Gnadenmonat christlicher Liebe darf unsere Damenwelt der jüdischen Geldaristokratie nicht feiern. Und darum feiert sie den ganzen Dezembermonat die fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit in so ausgiebiger Weise, daß ihr der Festestrubel jedes Gefühl dafür nimmt, wie gerne man auf sie verzichten würde, blechte sie nicht mit der Naivität solcher, die nicht sehen wollen, in braunen und blauen Scheinen für die Ehre „unter dem Protektorate Ihrer Kgl. Hoheit der Erbprinzessin von Soudso“ — gedruckt zu stehen.

Aber die absonderlichste Blüte pseudojüdischer Assimilationssehnsucht erblüht unter den Kerzen des Weihnachtsbaumes. Geht am Heiligen Abend über den Kurfürstendamms, wo ihr die — nach Brohengesmack — schönsten Weihnachtsbäume seht, da, des könnt ihr sicher sein, singen „Weihnachtsjuden“ das Lied von der stillen heiligen Nacht!

Sic transit gloria mundi! Ein altes Hamburger Judengesetz verbietet den Juden, am Weihnachtsabend ihr Ghetto auf dem „Dredwall“ zu verlassen; die Epigonen vom Jungfernstieg und der Uhlenhorst betrachten „Weihnachten“ als eines der Feste, die man feiern muß, wie sie fallen, wie das Horner Rennen und die Elbregatta. Die Zumutung, an den Mattabäertagen die Channukalichter ins Fenster zu stellen, werden sie mit Entrüstung zurückweisen.

Nun gibt es Leute die meinen: „Wenn das Christentum sich das gefallen läßt — wir anständigen Juden haben keinen Grund, uns aufzuregen!“

Welt gefehlt! So wenig wir uns anmaßen dürften, in eine rein christliche Angelegenheit uns hineinzu-mischen, so sehr müssen wir im eigenen Interesse fordern, daß das anständige Christentum seine Gleichgültigkeit gegen das Weihnachtsjudentum, die einer stillen, aber

trächtigen Förderung gleicht, aufgibt. Es darf uns nicht gleichgültig sein, das Hunderte von Kindern, die die soziale Stellung ihrer Eltern geradezu dazu prädestiniert, im Judentum leitende Rollen zu spielen, daß sie in den Anschauungen einer widerlich unehrlichen, vor allem aber so durchaus unjüdischen Zwittermoral aufwachsen. Und darum erachten wir es als unsere Pflicht, auch alle anständigen Christen zu dem von uns längst aufgenommenen Kampf gegen diese Weihnachtsjuden aufzurufen, umsomehr, als der Staat die Zwecktaufe unterstützt und daher jeder derartigen Heuchelei Vorschub leistet!

Wir begreifen nicht, warum die, denen Weihnachten wirklich noch etwas ist, (es gibt doch auch solche urechte Christen?) nicht protestieren. Warum bringt man unseren famosen „Religions Schmähungsparagraphen“ nicht da in Anwendung, wo Christentum und Judentum sich gleichmäßig verhöhnt und persifliert fühlen müssen?

Ich weiß, man wird mir von jüdischer Seite vorwerfen, ich provoziere den Antisemitismus. Ich gestehe offen, mir läge nichts daran; aber ich glaube es auch nicht. Ich glaube viel mehr, daß wir nur dann Grund zur berechtigter Verachtung gäben, wenn wir nicht unmachtsichtlich an den Pranger stellen, was an den Pranger gehört.

Eine Weihnachtslegende

Von Ferdinand Kürnberger

In der Nacht des Heiligen Christ zog ein Knabe durch's Land — ein Knabe aus der Fremde, den ich so wenig zu nennen weiß, als ein größerer vor mir „das Mädchen aus der Fremde“. Goldgelockt war sein Haar, liebreizend Mund und Wange, und in seinem Auge strahlte ein warmes, freundliches Feuer voll Geist und Kraft. Es erinnerte an das Wort: Wenn die Götter sich noch so gut verkleiden, an ihrem Auge kann man sie erkennen. Es war etwas Göttliches in dem Auge des Knaben. Man hätte ihn für einen Amor halten können, aber für einen Amor nach den Ideen Platos. Für einen Liebesgott, nicht der Sinne, sondern der unsterblichen Seele.

Der Knabe blickte neugierig zu den tausend erleuchteten Fenstern hinein und fragte die Vorübergehenden, was dieses Leuchten und Glänzen bedeute. Wir feiern die Geburt Jesu Christi, war die Antwort. Ein Freudenstrahl fuhr über das Antlitz des Knaben. Die will ich mitfeiern, sagte er rasch.

Und soeben fuhr ein großer stattlicher Herr in seiner Equipage heran, stieg aus und begab sich in sein Palais. An seiner Hand blitzten Diamanten und auf seiner Brust hing ein goldenes Kreuz. Wunderbar ergriff der Anblick des Kreuzes den Knaben. Er sprang heran und faßte zutraulich die Hand des Prälaten. Du Mann, sagte er, wir wollen die Geburt Jesu Christi feiern.

Der aber brummte: Ich hab jetzt keine Zeit. Ich muß einen Hirtenbrief schreiben gegen die Teufel der Hölle gegen die Juden und Heiden, gegen die Unfläter und Seelenmörder, kurz gegen die Rotte Korah — die Konkordatsstürmer.

Tu' das, sagte der Knabe erschrocken; das müssen ja böse Menschen sein. Aber was ist das Konkordat?

Das Konkordat ist ein Vertrag mit Rom.

Und was sagt dieser Vertrag?

Dieser Vertrag sagt: Kein rechtgläubiger katholischer Christ kann heiraten, kann lesen und schreiben lernen, kann geboren werden und sterben, ohne daß dabei nicht alles so hergeht, wie es Rom befiehlt.

Boß Bliß! rief der Knabe, hat sich Kaiser in Rom einer solchen Gewalt vermessen?

Ei was, Kaiser, ich spreche vom Papst.

Was für ein Mann ist das?

Der Papst ist der Statthalter Christi auf Erden.

Das ist wohl nicht recht möglich, sagte der Knabe bescheiden. Christus der Herr hat seine Religion nicht auf Konkordate gegründet, sondern auf die freie Wahl der Gewissen.

Kindergeschwätz! rief der Prälat und machte sich fort.

Der Knabe aber ließ traurig das Köpfchen sinken und seufzte in sich hinein: Mir scheint, ich bin noch immer nicht geboren! —

Die Glocken des Domes läuteten; die Gemeinde der Gläubiger strömte andächtig nach der Kirche. An den Pforten der Kirche stand eine Frau in Sammt und Seide, auf dem zierlichen Scheitel ein Grafenkrönlein. An ihrem Halse hing ein kostbares Kreuz, und in der Hand hielt sie eine Büchse, womit sie fromme Beiträge sammelte.

Wieder war es das Kreuz, welches wie ein Magnet auf den Knaben wirkte. Lächelnd trat er heran und sagte: Schöne Frau, das ist brav von dir, daß du Almosen sammelst. Was ihr den Armen tut, das habt ihr mir getan. Du sammelst doch für die Armen?

Aber die Gräfin maß das Bübchen von oben bis unten und antwortete stolz: Ich sammle den Peterspfennig.

Was ist das? fragte der Knabe.

Das sind Millionen einer freiwilligen Kriegssteuer, damit der Stuhl Sancti Petri Soldaten bezahlen und Krieg führen kann.

Ei, ei, Peterchen, ein so großer Herr bist du geworden? murmelte der Knabe. Was man nicht alles erlebt! Der Fischer aus Galiläa hält sich Soldaten! Und nachdenklich schlich er weiter, und immer ernster und nachdenklich wurde er. Wenn das mein Petrus tut, ach, dann bin ich noch immer nicht geboren! seufzte er traurig im Weiterwandern. —

So schlich er zur Stadt hinaus. Die Weihnachtslichter verschwanden hinter ihm, vor ihm lag nächtlich und dunkel ein weites Blachfeld. Nach einiger Zeit sah er ein Dorf und im Dorfe ein altes Schloß, welches zu einem Gefängnisse eingerichtet war. Das ganze Gefängnis strahlte von Weihnachtslichtern.

Der Knabe jubelte. Recht so! rief er, die Armen, die Nackten, die Gefangenen sollt ihr bedenken. Hier endlich wieder meine Wiege stehen.

Sofort war er im Hause. Da sah er ein Weib, welches in einer Ecke saß und weinte, unbeteiligt am Weihnachtsfeste.

Warum bist du verstoßen? fragte der Knabe voll Mitleid.

Weil ich eine Rückfällige bin, war die Antwort des Weibes.

Warum wurdest du rückfällig?

Ich mußte. Ich war in Not und vergriff mich an fremdem Eigentume.

Hat man aus einem christlichen Besserungshause dich im Stande der Not entlassen?

Ja.

Soll ich das glauben? Ist das die Wahrheit? Und das Geistauge des Knaben sah mit wunderbarer Schärfe ins Herz.

Das Weib antwortete: Ich könnte aus dem Ueberdienste meiner Strafarbeit allerdings eine Barschaft von 28 Gulden haben. Aber die frommen Schwestern und ihre gottselige Oberin haben den Teufel der Eitelkeit im Herzen und wollen sich bei allen Gelegenheiten in den Augen der hohen Herrschaften hervortun — leider auf Kosten der armen Gefangenen. Und so nehmen sie uns unaufhörlich unser bischen Erspartes weg, woran wir ein kleines Kapital zu einem ehrlichen Erwerbe hätten. Bald müssen wir Steuern für die Wassernot, bald für die tapferen Krieger, am meisten aber für den Papst und den Peterspfennig. So haben sie mir meine 28 Gulden nach und nach bis auf 12 zusammengeplündert.

Sage nicht „plündern“. Solche Gaben sind freiwillig und du hattest ein Recht, nein zu sagen.

Du sprichst wie ein kleines Kind. Wenn man nicht tanzt wie die Nonnen pfeifen, so tujontieren sie einen zu Tode.

Bin ich doch neugierig, meinen Peter zu sehen, der so viele Pfennige braucht, sogar den erpreßten Schweiß der armen Gefangenen! So sprach der Knabe und zog auf der Straße nach Süden immer tiefer hinab. Von seinem Wandel ging ein Schein aus und in Städten und Dörfern guckte bald da, bald dort einer zum Fenster heraus und meinte, es sei ein Nordlicht. Kein Mensch erkannte — den Knaben aus der Fremde!

Auf einmal stand eine Riesenkupel in der Luft und ein Palast lag dabei mit unzähligen Vorhöfen, und das Ganze war umschwärmt von bewaffneten Garden, Livree-Bedienten, Karossen, Fackeln, Pifferari-Gebudel. Der Knabe schlüpfte durch all das Gewühl und — stand im Kabinette des Heiligen Vaters.

Der Heilige Vater saß bei einem guten Kaminfeuer und schlürfte eine Tasse Schokolade. Es war ein alter freundlicher Herr mit milden, leutseligen Zügen, welche sogleich das Herz des Knaben gewannen.

Grüß' dich Gott, Statthalter, sagte er, ich bringe dir meinen Peterspfennig. Aber sage, wozu brauchst du nur all diese Pfennige, he?

Um das Reich Christi zu verteidigen.

Warum nicht gar! Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin er sein Haupt legte, und soll sein Statthalter mehr haben? Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sagte Christus.

Der Statthalter antwortete: Kind, das verstehst du nicht. Wenn die Menschen gehorchen sollen, so müssen sie Macht sehen. Erst geistige Macht, bald aber sinnliche, glänzende, ja schreckende, denn die Menschen sind ein schwaches Geschlecht.

Der Knabe schmunzelte mit einer holdseligen Ironie. Nun man muß ihrer Schwäche nur nicht allzu willig entgegenkommen.

Der Statthalter fuhr fort: Ich habe die Frage der weltlichen Herrschaft reichlich studiert. Wenn ich mich bestrebe, dieselbe aufrechtzuerhalten, so geschieht das wahrlich nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich überzeugt bin, daß diese Herrschaft mir unerläßlich ist, um einer vollständigen Unabhängigkeit zu genießen und um meine geistliche Autorität mit aller Freiheit auszuüben.

Der Knabe schüttelte den Kopf. Du sagtest, die Menschen sind so schwach, daß sie weltliche Macht sehen müssen, um zu gehorchen. Wie aber, wenn sie diese Macht bestreiten? Dann ist in ihren Gemütern eine Wandlung vor sich gegangen und diese Gemütswandlung ist selbst wieder eine Macht, eine geistige Macht, stärker als deine weltliche. Peterchen, Peterchen, in was für einem falschen Zirkel bewegst du dich da!

Das ist ein verdrießliches Gespräch, sagte der Statthalter und kraute sich das Ohr.

Der Knabe fuhr fort: Vergangene Zeiten haben dich mit weltlicher Fürstlichkeit ausgestattet, die veränderte Meinung der gegenwärtigen entkleidet dich wieder derselben. Denk' also mit Hiob: der Herr hat's genommen, gelobt sei der Herr.

Der Statthalter sagte: Hiob war ein frommer Mann, aber Petrus ist größer.

Der Knabe antwortete: Ich streite nicht um deinen Besitz. Du bist ein Friedensfürst, und kannst du ihn friedlich genießen, so tu's. Aber du kannst es nicht. Er kostet dich Blutvergießen, Krieg. Und wenn du von Petrus sprichst, so hat Christus der Herr zu Petrus gesagt: Wer das Schwert gebraucht, wird durch das Schwert umkommen.

Der alte Herr, welcher bekanntlich ein wichtiger Kopf war, sagte mit heiterer Laune: Ja siehe, mein Kind, das befolge ich aufs Wort. Ich gebrauche auch nicht das Schwert, sondern das Chassepot-Gewehr.

Aber dem Knaben tat dieser Witz bitterlich weh. Eine Träne trat in sein schönes Auge, und mit dem tiefsten Herzenstone sagte er: Ach, ich bin noch immer nicht geboren! —

Er irrte vom Trastevere ans andere Ufer hinüber. Hier war eine andere Welt. Kein fröhliches Menschengewühl, kein tausendflammiges Weihnachtsleuchten. Dede und menschenleer war die Gasse, still und dunkel. Es war das Ghetto.

Indem der Knabe im traurigen Sinnen so hinschlich, drangen aus einem Fenster des Erdgeschosses die Gebetesworte an sein Ohr:

„Hanaures haloilo onu madlichim al hanissim . . .“

Ha meine Muttersprache! rief der Knabe. In diesen Lauten hat meine allerjeligste Mutter mich sprechen gelehrt! Begrüßt sei die Zunge des Landmannes und gesegnet die Lippe des Beters! Sein Herz wallte hoch auf, eine Freudenträne durchglänzte sein Auge.

Im Nu stand er im Zimmer. In der Mitte schwarzlockiger Knaben ragte die Gestalt des Patriarchen; Silber umwallte sein Haupt und sein halbblindes Auge sah Gottheit und Ewigkeit. Noch hielt er den Schames in der Hand, womit er zum Chanuka-Feste das erste Licht der achtzüngigen Lampe angezündet. Und soeben kam die Mutter nach Hause, einen schweren Pack von Wochenkram auf dem Rücken, wovon sie den alten Vater und die jungen Kinder im Schweiß ihres Angesichts ernährte.

Sie hatte den Kindern Spielzeug und Süßigkeiten mitgebracht, worüber ein Sturm von Jubel ausbrach. Aber der fremde Knabe bekam von allem sein Teil, und die Kinder luden ihn ein, Trenderl mit ihnen zu spielen, und so oft er gewann, freuten sie sich und alle herzten und hätschelten ihn, und der Freude wurde kein Ende.

In der Mitte der Juden Kinder feierte sein Weihnachtsfest — der Knabe aus der Fremde!

So verging die Nacht. Die Kinder schliefen in ihren Bettchen. Aber der Knabe aus der Fremde schlief nicht.

Er trat an die Bettchen seiner Gespielen heran, streckte segnend seine Hände über sie aus und sagte: Wachset und werdet groß, und alle Schätze der Erde sollen euch verliehen sein. Ihr sagt wenigstens nicht, daß ihr sie sammelt in meinem Namen und zu meiner Ehre. Ihr beleidigt mich wenigstens nicht! — —

„Organisierter Unglaube“

Als die erste Kunde in die Zeitungen davon drang, daß sich im Weimarer Kartell die freiheitlich gesinnten Vereine Deutschlands zusammengeschlossen hätten, da wurde von gegnerischer Seite das recht annehmbare Wort vom organisierten Unglauben geprägt. Annehmbar insofern, als diese Vereinsmitglieder sich jedenfalls an das nicht binden, was uns von staats- und kirchenwegen so gemeinhin als „der“ Glaube präsentiert wird.

Bisher kämpften all diese Vereine jeder für sich, jeder mit großem Aufwand von Kraft, Geld und Stinggabe, jeder mit bescheidenen Erfolgen, weil jeder so gut wie alles gegen sich hatte: Staat, Kirche, Beamtentum, Behörden, Angst und — den Fluch unserer Zeit — Gleichgültigkeit in Fragen des Gewissens und der persönlichen Kultur.

Inzwischen machte das katholische Vereinswesen in Deutschland rapide Fortschritte. Da wirken 21000 ordentliche römische Priester, nicht nur wie im Nebenamt, sondern mit Volldampf, daneben ein Heer von 1700 Ordensleuten für Predigt- und inneren Missionsdienst; da wirkt der „Volksverein für das katholische Deutschland“ mit etwa 15 Millionen jährlicher Druckschriften, mit Flugblättern und Pfennigblättern, denen schon an 40 Millionen unter das Volk gebracht sind. Dazu die stets wachsende Mitgliederzahl aller möglichen Vereine: Volksvereine, katholischer Frauenbund, Müttervereine, Kindheit-Jesuvvereine, Marianische Kongregationen für die Jugend (bisher 1610 weibliche mit etwa 350000 Mitgliedern), Jünglings-, Burschenvereine und so fort und fort.

Demgegenüber war ein Zusammenschluß aller freiheitlichen Vereine ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung. Im Weimarer Kartell schlossen sich also zusammen: der Deutsche Freidenkerbund, der Monistenbund, die Gesellschaft für ethische Kultur, der Bund für Reform der Schule und Erziehung (ideell auch der Bund freier religiöser Gemeinden).

Jetzt darf niemand mehr klagen, daß er in Deutschland für seine kulturellen Bemühungen kein Verständnis und keine Gemeinde finde. Es liegen zwei Schriften vor, die schnell und gründlich orientieren:

1. Freidenker-Kalender, Freireligiöses Jahrbuch 1912. Im Auftrag des Deutschen Freidenker-Bundes herausgegeben von E. Vogtherr. (Verlag des Deutschen Freidenker-Bundes, München 2.)
2. Jahrbuch für sozialen Fortschritt und freiheitliche Weltanschauung. Herausgegeben von Dr. Hermann Haffe in Verbindung mit dem Institut für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen. Erster Jahrgang 1910/11. Gaußsch bei Leipzig, Felix Dietrich, Preis 2 Mk., mit Schreibpapier durchschossen 3 Mk.

In diesem sozialpolitischen „Bäcker“ findet man „alles“. Das soll und muß deshalb jeder besitzen, der sich am Fortschritt im Kulturellen in irgend einer Weise beteiligen will. Man folge meinem Rat und man wird ihn mir danken. Prof. L. Gurkitt.

Glossen

Romische Adressen

In der „Berliner Allgemeinen Zeitung“, deren Leistungen auf dem Gebiet kollegialer Buchbesprechungen neulich hier gewürdigt wurden, erfreuen sich außer dem „mit Gobineau gleichwertigen Schriftsteller“ Bernhard Solles auch Fan's Sodener Mineral-Pastillen einer ganz außerordentlichen Wertschätzung. Der im Hause Ullstein als Dirigent angestellte Antikorruptionist Georg Bernhard, der erst kürzlich mit großartiger Gebärde einen Fachkollegen aus der finanzjournalistischen Branche zur Strecke gebracht hat, weil der arme Teufel das landesübliche „business is business“ etwas allzu offenherzig praktizierte, möge sich den folgenden neckischen Scherz, den die „Berliner Allgemeine Zeitung“ unter der Ueberschrift „Romische Adressen“ als angeblichen Beleg für die „Findigkeit der Post“ mitteilt, auf keinen Fall entgehen lassen:

„Daß auch Ausländer bei mangelnder Kenntnis unserer Sprache und der geographischen Begriffe unseres lieben Vaterlandes zu komischen Adressen unbeabsichtigt Anlaß geben, lehren uns die mitgeteilten Kuriosa. Es belustigt uns z. B. die folgendermaßen adressierte Bestellung auf S o d e n e r P a s t i l l e n eines Handlungshauses in Konstantinopel:

Monfieur

Fan's Sodener Mineral-Pastillen
Frankol bei Husten.

Der Brieffschreiber hat offenbar das Uebel, gegen das die betreffenden Pastillen gebraucht werden, für einen geographischen Begriff gehalten und damit das Deutsche Reich um eine Postanstalt bereichert. Es braucht wohl kaum hinzugefügt werden, daß der Brief richtig nach S o d e n gelangte und die Bestellung darauf ausgeführt wurde.“

Es braucht wohl kaum hinzugefügt werden, daß diese „komische Adresse“ nicht in den redaktionellen, sondern in den Inseratenteil gehört! Selbst Redakteure mit „mangelnder Kenntnis unserer Sprache“ sollten sich vor einer derartigen Verwirrung aller Ressortbegriffe streng in Acht nehmen . . . Pieter Brueghel d. J.

„Der er jedenfalls hätte sein sollen“

In der Druckschrift, die sich die analphabeteske Zettelscheinung Zeppler zur Befriedigung seiner privaten Notdurft anfertigen läßt, finde ich eine Stammelei, die ich wort- und interpunktionsgetreu wiedergebe:

„Ein bemitleidenswertes Opfer seiner geistigen Armut, offenbar doch! ist der französische Arzt Dr. Menager geworden, der in der Kathedrale zu Nantes während des Gottesdienstes von einem herabfallenden Gewölbstein erschlagen wurde. Gewiß hat der liebe Gott auch hier gewußt, was er tat, in seinem unerforschlichen Ratschluß. Wollte er etwa die Einfalt dieses Mannes strafen, der als Gebildeter, der er jedenfalls hätte sein sollen, in den katholischen (!) Gottesdienst ging? Man weiß nicht, was man mehr bedauern soll, die geistige Armut dieses Mannes oder das Malheur, das ihn betroffen: das Malheur seines Lebens, das habituelle, oder das akzidentelle.“

Ist je Blöderes gedruckt worden? Hier konkurrieren sittliche Roheit und fette Stupidität. F. P.

Die „Erziehung“ des Publikums.

Ich gestehe, daß es unschön ist, in einem Stück von Hofmannsthal zu pfeifen, und gar auf Hauschlüsseln. Es ist doch immerhin Hofmannsthal, der den „Tod des Tizian“ und die unvergeßlichen „Terzinen über Vergänglichkeit“ geschrieben hat; nein, es ist nicht schön, in einem Stück von diesem Dichter zu pfeifen, und gar auf Hauschlüsseln. Begreiflich ist es ja, daß die Lust dazu einen anwandelt, aber ein Mensch von Geschmack und Haltung tut so etwas einmal nicht; er wartet vielmehr bis er wieder auf der Straße ist: dort kann er pfeifen, soviel er mag, vorausgesetzt, daß der Schutzmann es ihm nicht im Interesse der öffentlichen Nachtruhe untersagt. Aber dem Trio Hofmannsthal-Reinhardt-Moissi hat man schweigend zuzuhören; und erlaubt ist nur jenes Geräusch, daß durch lebhaftes Aufeinander schlagen der Handflächen hervorgebracht wird. Weh dem, der pfeift! Daß an ihm ein fürchterliches Exempel statuiert wird, hatte man Gelegenheit, in der Premiere von „Jedermann“ zu beobachten, und allen Mörglern zur heilsamen Lehre, aber auch als interessantes Dokument zur Geschichte des Geschmacks, sei das kleine Begebnis hier angemerkt.

Ein paar junge Leute, vom Schlage derer, die mit fieberndem Herzen und heißen Augen in Premieren die Gallerie füllen, Studenten vielleicht, vielleicht auch Rommis, hatten ihrem Unwillen über Hofmannsthals Dichtung energisch Luft gemacht. Vielleicht waren es unentwegte Haeckelianer, die von christlichem Erlösungsmystizismus nichts hören wollten, vielleicht trasse Naturalisten, denen der verstiegene Symbolismus nicht behagte, jedenfalls sandten sie ein paar verhallende Hauschlüsselpfiffe in das Sturmgebräus des entzündenden Berlins. Die Pfiffe verhallten fast ungehört. Aber ein paar Mimen hatten sie doch vernommen, und das tränkte ihre Eitelkeit gewaltig, und sie beschloßen, fürchterliche Rache zu nehmen. Als ich, nach dem guten Ende, in der Garderobe meinen Zylinder glattstrich, sah ich, wie die Missetäter von den wutentbrannten Komödianten die Treppe hinaufgeschleppt und unter dem Wutschrei: „Du wirst nicht mehr pfeifen, mein Bürschchen!“ in einer Ecke fürchterlich übers Knie gezogen wurden. Womit dann offenkundig die Ehre Hofmannsthals gerettet war.

Nun aber frage ich Jedermann: wogegen soll das gut sein? Ein schlechtes Stück wird, trotz solcher handgreiflichen Beweise, uns nicht überzeugen, daß es gut ist. Und wenn die Reinhardtischen Bemühungen die Riffe von ein paar heißköpfigen Enthusiasten nicht zu überdauern vermögen, so ist es schlecht um sie bestellt. Hofmannsthal, der ja selbst ein Mann der zurückhaltenden Reserve ist, wird gewiß über dies Satyrspiel zu seinem Stücke nicht sehr erbaut sein. Und, frage ich, wie soll das enden? Künftighin wird man ja schon aus purer Angst vor den im Hinterhalt lauenden Schergen und Abspässern klatschen, wie besessen. Habe ich, wenn ich mein Billet bezahle, das Recht der Meinungsäußerung oder nicht? Und wie? Wenn ich meinen Beifall kundgeben darf, soll mir verwehrt sein, auch meinem Mißfallen Ausdruck zu verleihen? Das ist absurd. Da einmal, wie das Scharren bei Studenten, im Theater die Hauschlüsselmusik als Zeichen der Ablehnung approbiert ist, so darf ich pfeifen, wenn das Stück mir mißfällt. Das ist mein gutes Recht, ich habe es mir an der Theatertasse erworben. Und wer mich

deswegen angreift, der ist — ich liebe im allgemeinen nicht die starken Worte — ein Hundsfott; wer es aber gar wagt, deswegen tätlich gegen mich vorzugehen, der verdient die Peitsche. Vorfälle, wie dieser, sind des Deutschen Theaters unwürdig, darin wird Herr Professor Reinhardt mir zustimmen. Und ich richte ausdrücklich die Frage an ihn, ob er die rüden Patrone von Schauspielern aus dem Verbande hinausgejagt hat, den sie arg diskreditieren.

H. v. H.

Abonnementserneuerung

erbitten wir sofort zu bewirken, damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt. Neuzuhinzutretende Abonnenten erhalten die im Dezember erscheinenden Nummern kostenlos geliefert.

Zum Nachdenken

Allezeit und überall, in allen Lagen und Verhältnissen, haßt Beschränktheit und Dummheit nichts auf der Welt so inniglich und so inqrimiglich, wie den Verstand, den Geist, das Talent. Daß sie hierin sich stets treu bleibt, zeigt sie in allen Sphären, Angelegenheiten und Beziehungen des Lebens, indem sie überall jene zu unterdrücken, ja ausrotten und zu vertilgen bemüht ist, um nur allein dazusein. Keine Güte, keine Milde kann sie mit der Ueberlegenheit der Geisteskraft ausöhnen. So ist es, steht nicht zu ändern, wird auch immer so bleiben. Und welche furchtbare Majorität hat sie dabei auf ihrer Seite! Dies ist ein Haupthindernis der Fortschritte der Menschheit in jeder Art.

Schopenhauer.

Legende

Winter kam und nahm mich mit
in die blanken Berge.

Senkte lächelnd sich mein Blick
in krystallene Särge.

Alles Erschrecken, Ebenensohn,
das ich die erzeige!
Hyazinthen, Rispen, Mohn
und das Duftgezweige?

Lachte wilder der schlaue Bart:
Narre! und dich foppen!
Leib und Baum sieht deine Art
unter allen Koppen.

Iris, die täuschende, ist es, die täusche!
Klang im Ohr deine Räusche!
Bunter Schimmer im bleichen Eis!
Nicht Pfad, nicht Gleis!

Ob es! Mag dein Fürchten wuchten;
eh ich glaube, schaue.
Blinkend blank in den Schluchten
eine, meine Fraue.

Steglich

Albert Ulrich

Wilhelm von Polen

Von Heinrich Ilgenstein.

Der rührige Verleger des Dichters Wilhelm von Polen, der um ihn hochverdiente Herr Friedrich Fontane, hat dem Dichter des „Büttnerbauer“ nun auch ein Denkmal gesetzt. Auf seine Weise, als Verleger, und so schön er konnte. Er hat alles, was der Dichter nur je geschrieben hat, zusammengetragen und zehn große, stattliche Bände daraus machen lassen, daß sich die Werke meines lieben Otto Erich Hartleben und alles, was Hauptmann bisher gedichtet hat neben dieser zehnbändigen Riesenausgabe ausmachen wie kleine Kindlein neben einem riesigen, aufgeschwemmten Herrn.

Sicher sind hier Opfer gebracht, und die Freude, daß wir nun endlich unsern „Polen“ in der Hand haben, ist groß. Aber ich fürchte, daß das ganze Werk viel zu umfangreich ist und in seiner Massigkeit viel zu wenig zum Kauf reizen wird. Vielleicht entschließt sich der Verlag, neben dieser Ausgabe, noch zu einer Sonderausgabe, die nur die Werke des Dichters enthält, die wirklich dauernde Bedeutung haben. Wilhelm von Polen gehört zu den Dichtern, die nur buchhändlerisch dem Volke wirklich zugänglich gemacht zu werden brauchen, um volkstümlich zu sein.

Der „Büttnerbauer“ füllt den ersten Band der Gesamtausgabe. Mit Recht. Er bedeutet den Höhepunkt in dem künstlerischen Schaffen des Dichters Wilhelm von Polen und gehört zu den wenigen Büchern aus unserer literarisch so fruchtbaren Zeit, die den Adel der Klassizität an der Stirne tragen. Wie alles wirklich Hervorragende ist es leicht, dies Buch in die Literaturgeschichte einzureihen. Es gehört in die Reihe der Werke, die, wie Immermanns „Oberhof“, Kleists „Michael Kohlhaas“, Otto Ludwigs „Erbförster“, Dichtungen spezifisch männlichen Naturempfindens, Natur aus erster Hand geben.

Wie ein Riese erscheint der „Büttnerbauer“ unter den dekadenten, feinfühligsten, hypernervösen Helden unserer modernen Romane. Kulturfremd, verwachsen mit der Natur, ein Kind seines Bodens wie der Eichbaum im Walde, kann er nur auf den Boden leben, der seine Heimat ist. Wie viele modernen Romanhelden geht er durch Selbstmord zugrunde, aber nicht wie jene in dem Labyrinth der Kompromisse, in die sie sich treiben ließen, übersättigt, längst heimatlos im Garten der Natur, sondern als treuer Sohn der Erde, die ihn hervorgebracht. — Der „Büttnerbauer“ schildert den langsamen, aber unabwendbaren Verfall eines bäuerlichen Besitzes. Es ist ein hoher, künstlerischer Vorzug, daß Polen hierbei nichts auf den Zufall gestellt hat und daß die ganze Geschichte von einer innern, unerbittlichen Notwendigkeit beherrscht wird. Traugott Büttner geht nicht an irgendwelchen verhängnisvollen Eigenschaften zugrunde, kein Unfall beschleunigt — wie so oft in unseren Romanen — das Verhängnis, natürlich, wie ein Tag an den andern, reiht sich Glied an Glied, bis der Mann, den wir gesund und aufrecht kennen lernten, seinen Hof und seine Heimat im Besitz eines intriganten Wucherers sehend, sich erhängt. So bekommt der Untergang des Bauern — in nichts vom Zufälligen bedingt — etwas Typisches und erscheint wie ein Ausschnitt aus dem Leben der Allgemeinheit. Dies gibt dem Roman geschichtlichen Hintergrund und vertieft die Tragik des Helden. Nicht bei allen wird der Mund im Schmerz so verstummen wie bei diesem Bauern, aber alle, die den unerbittlichen Gesetzen

der fortschreitenden Natur und der Geschichte gegenüber so hartnäckig und treu auf dem Boden des Natürlichen verharren, müssen so oder ähnlich zugrunde gehen.

Ganz vorzüglich in dem Romane ist die Schilderung der Bauern geglückt. Ich wüßte keine deutsche Erzählung, die in dieser Hinsicht einen Vergleich mit dem „Büttnerbauer“ aushalten könnte. Wie prächtig ist gleich am Eingang des Romans die Schilderung des alten Büttner, der mit seinen beiden Söhnen zur Kirche geht! Groß, hager, bartlos, rotbraun im Gesicht, mit starken, edigen Gliedmaßen, die „sich ausnehmen, wie knorrige Eichenäste“, steht er vor uns. Breitspurig und wuchtig schreitet er mit sonntäglicher Gemessenheit zwischen seinen Söhnen, die, selbst sehlig und gut gewachsen, mit dem Vater zusammen daherkommen, als regiere heute noch bäuerische Kraft und unmittelbare Natur die Welt. Polenz gehört nicht etwa zu den Schriftstellern, die, selbst Kinder des Landes, die Bauern und ihr Treiben mit einer gewissen Verliebtheit schildern. Er scheut sich nicht, ihre Fehler aufzudecken. Hartnäckig bis zur Dummheit, rennen sie oft in ihr eigenes Verderben; wir sehen, wie leicht sie es mit der Moral nehmen und wie sie dem Trunke ergeben sind. Die Bauern werden mit Ruhe und Sachlichkeit, aber auch mit der Liebe geschildert, die Polenz im Verständnis für historische Werte und als Sproß des Landes denen entgegenbrachte, die seit Jahrhunderten den deutschen Acker bebauen und die durch ihr schlichtes Verhältnis zur Natur denen gegenüber im Nachteil sind, die sich naturfremder, aber klüger als sie die Waffe der Intelligenz zu eigen gemacht haben. Aber wie gesund ist das sinnliche Empfinden unter den Bauern, wie sie Polenz zeichnet.

Polenz ist ein Dichter, der es wie wenige verstanden hat, dem mehr norddeutschen Element der sich nach innen zurückziehenden Wärme künstlerisch Gestalt zu geben. Fast starr steht der alte Büttner auf dem Boden der Pflicht, wie Kälte geht es von ihm aus, er ist wortkarg, scheint den Besitz mehr zu lieben als wie sein eigen Kind. Einer zärtlichen Regung wirklichen Ausdruck zu geben, würde er sich schämen wie ein Mädchen seiner Schönheit. Doch in seelischer Zurückgezogenheit lebt keusch, fast unangetastet das Warme und Weiche, das in allen Menschengestalten ist, die einen wirklichen Künstler zum Schöpfer haben.

So entbehren auch die Liebeszenen durch ihren Mangel an Schwung und Leidenschaft nicht einer gewissen äußeren Herbheit. Aber von ihnen gilt, was Polenz von dem Verhältnis des Büttnerbauers zu seiner Frau sagt: „Unter rauhen Formen wurde die Liebe gewahrt als etwas Stilles und Keusches, weil es so selbstverständlich war.“

Diese Herbheit des Stiles gibt dem alten Büttner sein besonderes Gepräge. Er ist äußerlich fromm, geht zur Kirche und nimmt sein Abendmahl. Aber sein Inneres hat wenig Anteil daran. Ein rein geistige Freuden verheißender Himmel mußte ihm stets etwas Fremdes bleiben. Auch er will sein Leben über den Tod fortgesetzt sehen, aber nicht in Verklärung, er will als echter Sohn dieser Erde Fortdauer seiner Werke und Fortsetzung der Wirklichkeit. Nichts Mystisches, ja fast nichts Kulturelles ist an ihm. Er ist derb und nüchtern und hat doch tief in seinem Innern durch sein Verhältnis zur Scholle, durch seine Unmittelbarkeit und Schlichtheit eine große Andacht in sich. Ich wüßte kaum eine Gestalt in der deutschen Literatur, in der so wie in diesem Bauer

das Innere und Äußere auf die lebendige Wirklichkeit gestellt ist.

Mit meisterhafter Psychologie weiß Polenz auch die innersten Regungen des Alten zu zeichnen. Nichts erscheint unnatürlich an ihm, denn alles ist mit künstlerischer Konsequenz gleichmäßig auf den Ton des Natürlichen gestimmt. Nicht eine egoistische, aber natürliche Nützlichkeitslehre ist die Philosophie dieses Bauern. Alles, was nicht dem Haushalt der Natur dient, ist tot für ihn. Gott hat in seinen Augen ebenso sehr seine Pflichten zu erfüllen wie der Mensch. „Sein Verhältnis zu Gott bestand in einem nüchternen Vertrage, der auf Nützlichkeitslehre gegründet war. Der himmlische Vater hat für gute Ordnung in der Welt, für regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten, gut Wetter und Gedeihen der Feldfrüchte zu sorgen War das Wetter andauernd schlecht oder die Ernte war mißraten, dann grollte der Bauer seinem Schöpfer, bis wieder bessere Zeiten kamen. Von der Buße hielt er nicht viel.“ Die Verehrung des Göttlichen ohne falsche Demut und als Fordernder, zu der der Pfarrer von Breitendorf unter der Last der traditionellen Verbildung erst nach langen Kämpfen kommt, ist dem gesund empfindenden Naturkind von vornherein die einzig mögliche. Die Seele des Bauern ist dabei stark und gesund geblieben. Nichts hat die Kirche an ihr verderben können. Er trug ein ein deutliches, höchst persönliches Bild von seinem Gotte in der Seele. Er wußte ganz genau, wie er zu dem da oben stand; es bedurfte keines Vermittlers, um ihn zu Gott zu führen.“ Nüchtern und herbe ist sein auf strenger Sachlichkeit beruhendes Verhältnis zu Gott. Sich vor ihm als Sünder hinzustellen, ist sein Bauernadel zu steif. Und doch liegt auf seiner Gottesverehrung ein stiller Glanz und der Blütenhauch echter Keuschheit. Nicht unter dem Dache der Kirche, nicht bei den Worten des Pfarrers, den er, hartnäckig am Traditionellen festhaltend, sonntäglich hört, sondern draußen unter freiem Himmel erschließt er ihm seine Seele. Nicht die Menschen, nicht Worte, nur die Natur kann den Feiertag in ihm wecken. „Manchmal in früher Morgenstunde, wenn er auf dem Felde stand, allein, und die Welt erstrahlte plötzlich in überirdischem Glanze, dann fühlte er Gottes Nähe, da nahm er die Mühe vom Haupte und sammelte sich zu kurzem Gebet. Oder ein Wetter brauste daher über sein Haus und Land mit Blitzschlag und Donnerrollen, dann spürte er Gottes Allmacht. Oder nach langer Dürre ging ein befruchtender Regen nieder, dann kam der Allmächtige selbst hernieder auf seine Erde. In solchen Augenblicken ließ der Alte etwas wie eine Weihestimmung in sich aufkommen“

An den typischen Bauernfehlern, Eigensinn und beschränkter Troß, leidet der alte Büttner freilich in hervorragendem Maße. Aber größere Fehler, als die seinem Stande nun einmal eigentümlichen, können ihn kaum zum Vorwurf gemacht werden. Sein Benehmen ist äußerlich derb, oft bis zur Rauheit derb, aber sein Herz und seine Sitten sind stets rein geblieben. So unverrückbar notwendig sein Untergang, so weit und fern liegen die wirklichen Ursachen seiner Schuld zurück. Lange vor ihm, in den Zeiten der Väter und Vorfäter begann sie zu keimen. Aber nicht nur in der Familiengeschichte lag die Schuld, nicht nur in seiner Entschlossenheit, es sind Verhältnisse, die Entwicklung, der Gang der Weltereignisse, die auch auf dieses winzige Zweiglein am großen Baum des Volkes gewirkt haben. Auch dieser kleine Ausschnitt aus dem Menschenganzen steht unter den ewigen

unverrückbaren Gesezen von Werden und Vergehen, dem die Familie und der Einzelne ebenso wie ganze Völker unterworfen ist. Vielleicht war das große Ereignis der Bauernbefreiung am Anfange des Jahrhunderts zu spät eingetreten. Zu sehr durch die Jahrhunderte an unerbittlichkeit und knechteligkeit gewöhnt, waren sie vielleicht überhaupt nie imstande, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Jahrhundertlang vergewaltigt und bedrängt, eine Beute des Feudalismus, waren sie von den Großen der Welt mißbraucht und von jeder Entwicklung ausgeschlossen worden. Am Eingang der heutigen Geschichte noch frei und glücklich, war der Bauer durch den Romanismus, jener schlimmsten Seuche, die je in ein gesundes Volk aus der Fremde drang, für immer aus seinen einfachen, erdgewachsenen Verhältnissen entrißen. Alle anderen Stände hatten es verstanden, sich das fremde Rechtsystem zunutze zu machen. Ritter und Kaufmann wußten seine Maximen zu verwerten. Nur der Bauer wußte sich nicht dem Egoismus anzupassen, der — das Grundprinzip des römischen Rechtes — auch das Leitmotiv der neuen Zeit wurde. Abgezogene Begriffe, aus einer toten Kultur, wurde an Stelle eines einfachen und natürlichen Rechtes gestellt. Diese konnte nie ein Stand verstehen, dessen ganze Kultur nur schlichtes Naturempfinden, und dessen einzige Waffe die Gerechtigkeit war. Und als schließlich die Stunde der Freiheit schlug, da waren dem deutschen Bauernstande schon längst die Lebenswurzeln abgestorben.

Der Büttnerbauer weiß von der Geschichte und Entwicklung seines Standes nichts. Ihn kümmern nur die Tüte und die Bedürfnisse des Augenblicks. Und doch ist seine Geschichte die Geschichte des ganzen Standes; die Schuld und die Schwäche seiner Väter und Vorväter treiben ihn ebenso wie seine eigene ins Verderben. Nie wird es ihm in den Kopf kommen, mit welchem Rechte jemandem nur durch Eintragung in Büchern Grund und Boden zum Eigentum werden kann. Fast über Nacht kommt das Verderben über ihn. Menschen haben plötzlich Rechte über ihn und sein Eigentum, Fremde, die ihm vor zwei Jahren nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Er hatte diesen Leuten nichts Böses angetan. Er hatte nur die Hilfe in Anspruch genommen, die jene ihm aufgenötigt hatten. Und daraus waren durch Vorgänge und Wendungen, die er nicht verstand, Rechte erwachsen, durch die er diesen Menschen hilflos in die Hände gegeben war. Er mochte sich den Kopf zerbrechen. Nie wird er das Ganze begreifen.

Aber ein dumpfes Gefühl, eine dunkle Ahnung sagt ihm, daß ihm unsägliches Unrecht geschehe. Sein Mund verstummt; hätte er ihn aufgetan, es wäre eine Klage erschollen, die kein Richter dieser Welt angenommen hätte. — So muß im Kampfe zwischen dem Natürlichen und dem bewußt Egoistischen das Natürliche nach einem eisernen Gesez der Geschichte stets unterliegen. Der „Büttnerbauer“ ist so nicht nur die Tragödie des Bauern, sondern die Tragödie des schlichten Naturmenschen überhaupt.

Die Schilderung, wie sich dieser im Grunde so gesund empfindende Bauer selbst den Tod gibt, gehört zu dem künstlerisch Vollendetsten und Erschütterndsten in der ganzen deutschen Erzählliteratur. Die Momente, die er — draußen am blühenden Walddessaum angelangt, im Begriffe, das Leben wie ein abgetragenes Gewand von sich zu werfen — durchlebt, sind mit einer Gegenständlichkeit und einer Künstlerschaft geschildert, daß die Lektüre dieser Stellen die Rück Erinnerung eines gro-

ßen Erlebnisses in uns hinterläßt. Der ganze Stolz und die ganze Wonne des wirklich Einsamen lebt in ihnen. Mit der ganzen Verachtung des Bedürfnislosen und Sterbenden sieht er auf Menschen und Leben hinab. Er ist mit allen fertig. Keine rückschauende Liebe erschwert ihm das Sterben. Eine grandiose Armut ist sein ganzer Besitz; was weich und innig in ihm war, hat das Leben längst erfrieren lassen. Ein Frösteln geht wohl im Angesicht des Todes durch seine Glieder, aber seine Seele ist frei von Trauer.

Von größeren Dichtungen Polenz' sind noch die Romane „Liebe ist ewig“, der „Wurzellocher“ zu nennen. In dem vorwiegend in der bayrischen Hauptstadt spielenden Roman „Liebe ist ewig“ wird uns, wie in „Thella Lüdelind“, ein Frauenschicksal vorgeführt. Das Buch ragt weit über einen Unterhaltungsroman üblicher Art hinaus, stellt aber ebensowenig wie der sehr akademisch gehaltene und das moderne Literaturtum schildernde „Wurzellocher“ einen Fortschritt in dem Schaffen des Dichters dar. Sie bedeuten wenig im Vergleich zu den großen Dichtungen, die uns Polenz in dem großen ländlichen Triptychon „Der Pfarrer von Breitendorf“, dem „Büttnerbauer“, dem „Grabenhänger“ und in der „Thella Lüdelind“ geschenkt hat. —

Unter den sozialpolitischen Erzählern unserer Zeit und unseres Vaterlandes ist er sicherlich der bedeutendste gewesen. Es tut nichts, daß auch er in seinen Werken ebensowenig wie etwa Zola in Frankreich, eigentlich keinen Beitrag zu einer Lösung der sozialen Frage geboten hat. Denn nicht in der Kunst, sondern im Leben wird diese brennende Frage der Menschheit einst gelöst werden müssen.

Vorortballade

Um seine Villa beneidet der eine den andern,
um das Leuchten des Wannsees,
um seine Terrasse mit geflochtenen Stühlen,
um das Segelboot +Ramses+.

Um seinen Hühnerhof auch und den schattigen
Garten,
wo er in vielen Nächten verdammt war zu
warten,

bis eine Dame kam, mit hellem Haar und
dem Schlüssel zum Auszug.
Ihr Haar fiel, und sie lachte leis, bis die
erste Lerche im Tau schlug.

Nun aber möchte er Starkästen bauen, mit
kleinen Hunden spielen,
dem Wetter vertrauen und im Schatten nach
glickernden Möwen zielen,

das Boot +Ramses+ besteigen, in Himmel
und Wolken baden!
Vor allem wünschte er sehr, seine Freunde zum
Essen zu laden.

Wogegen der andre mit Schnaken kämpfte
im schattigen Garten,
verdammte, in vielen Nächten zu sehn und
lange zu warten,

bis eine Dame käme, mit hellem Haar und
dem Schlüssel zum Auslug.

Ihr Haar fiel, und sie lachte leis, bis die
erste Lerche im Tau schlug.

Straßburg

René Schickele

Der Max Brod-Abend

(Zweiter Autoren-Abend der „Aktion“)

Was für ein interessanter Kopf! — ich sah ihn zum ersten Mal. Und die Stimme geistige Reinheit, geschliffene Tugend. Die Züge zu fast mephistophellischer Geste anhebend, wie plötzlich von einem Schatten überhuscht, mitten im Grübeln erstarrt. Stirn und Augen, von der Brille atzentuirt, ganz Meditation und Philosophie; Mund und Rinn von einsaugender und wieder breit austönender Sinnlichkeit, die Nase hakenförmig darüber wie alles zu einer mittelsten Kombination, zu einem Ja und Nein zugleich scharfsammelnd. Ich mußte wieder an den Verfasser von „Tod den Toten!“ denken. Der ist vielleicht noch garnicht so lange verstorben, wie er glaubt. „Wenn man nichts vergißt und alles mit Liebe tut, erscheinen immer erfreuliche Ergebnisse“ — war es nicht die Weisheit des Knaben So, wie deine eigene von je, Max Brod?

Nun gesteh' ich, daß ich mir Dichter, die aus ihren jüngsten gar noch unveröffentlichten Bekenntnissen lesen, beinahe nur als die Symbole ihres Dichtens, und fast garnicht mit ihren einzelnen empirischen Worten nahen lasse. Selbst wenn das, was sie geben, für sie schon Abgeschlossenes bedeutet, für uns müßte es in der kurzen Minute des Hörens notwendig stückhaft bleiben; geschweige das Fragment, — noch fragmentarischer. Aber da ist nun die Person, ihr psychophysisches Monon, und dann die Idee all ihres Früheren: wir sind sogar viel fähiger, Ergänzungen zu ersinnen, mit ihrem Blute zu zeugen, wenn wir nur erst gesehn, unter was allem sie auch zu leiden haben, lüsternen Wertstattschnüfflern so gut wie ahnungslosen Badfischsüchtern ausgesetzt. Max Brod las zuerst „Böhmische Dorfzene“, in der nacheinander ein Städter, ein hierselig aus dem Wirtshaus taumelnder Bauernbursch und eine schlafwandelnde Bauerndirne in faustisch monologisirenden Strophen zu Worte kamen. Der Artist in Brod jongliert hier mit vollstümlichen Elementen, und das Ganze schmelzete sich ein; nicht zum geringsten wirkte hier aber auch die wie vollständig ins Objekt versunkene Stimme, ihr dumpf-dunkles, wie sie als junger Bauer selig „braunes Bierchen“ pries, ihr dünn-zittriges, wie sie bei aufwachender Sinnlichkeit das Ungegeschlachte der Dirne unsicher macht. — Nach einem Romankapitel aus dem noch unveröffentlichten „Arnold Beer, das Schicksal eines Juden“ etwas über den ganzen Roman sagen zu wollen, ist ja handgreiflich verfrüht. In der äußeren Art setzt er wohl den Realismus kräftig fort, den wir schon in den „Jüdinnen“ gefunden und gelobt haben. So in seiner Einzelheit ein Kapitel in seiner minutiösen Detailsbehandlung herauszugreifen, kann leicht den

schiefen Eindruck von Unsparsamkeit und Breite nachlassen; Brod mußte auch hasten, um nur etwas irgend Ganzes zu geben. Wie kristallrein durch all diese tausend versprengten Tropfen schließlich die eine Sonne, das ideelle Moment hindurchleuchtet, dies würde erst wieder das ganze Werk deutlich machen, — wie ich das denn an den „Jüdinnen“ schon zeigen konnte. Dann trug Max Brod auch Werke eines Andern, des noch wenig bekannten jungen Lyrikers Franz Werfel vor, da es denn klar wurde, was ihn just mit diesem verbindet. In Werfel scheint man wie mitten aus einem sehr geräuschvollen, sehr geläufigen fast banalen Erleben heraus plötzlich im erstarrenmachenden Moment einer Kontemplation aller auch begleitenden Unter- wie Ober- töne des zu lauten Weltwesens inne zu werden. Es wird ein Dichter sein, der über alle Mittel der Naturalisten nebenher verfügend alle Mosaiksteine des zusammengesetzten Lebens erst wie spielend in seiner Hand wägt, um sie dann mit einer ihm schwerlich nachzumachenden Geste, in einzigem Schwung zu einer ganz besonderen Gruppierung, einer neuen Sicht der Dinge auszuschütten. Dabei ist nicht zu leugnen, daß immer auch noch einige Steine gegriffen werden, die etwas sehr himmelblau und verwachsen erscheinen oder durch Peter Altenbergs Besitz gegangen; dennoch, der neue starke überzeugende Ton ist da. Wenn Brod nun von seinen eigenen Gedichten danach las, unter anderem das in Nummer 40 der „Aktion“ veröffentlichte „Am Grabe des Freundes“, so ward die Zusammenstimmigkeit sogar klarer. Auch Brod's Verse holen immer wieder einige schwachbeleuchtete, sehr unterbewußte Momente des Alltäglichen herauf und lassen sie in einer ganz neuen beinahe empfindsamen Innigkeit erstrahlen; unstreitig hat er in seiner Gemütsart etwas Jean Paulsches, nur hat er freilich unglaublich mehr Zucht und Regel angenommen, aber um all die starre Dekonomie, die nun in die Welt der unmöglich gemachten Schulmeisterlein Wuze gekommen ist, wittert es trotz allem wie Sehnsucht nach Fahrigkeiten, Abspannungen, Intervallen.

Max Brod trug dann auch noch eigne Kompositionen vor, zehn Klaviervariationen auf ein tschechisches Soldatenlied. Ich verstehe sehr innigheimlich diese Zusammenhänge der Brod'schen Kunst mit allem Musikalischen, zu weiterem versagen mir leider die Sinne. Ich sah nur die ungeheure Behemanz einer Seele, ekstatisch an die Verschmelzung von Hoch und Tief, Schriff und Selig, Grausamkeit und Süße hingegeben, aber die einzelnen Motive und Melodien zerflatterten mir immer wieder in der unvergleichlichen Einheit des inbrünstigen Spielers.

Anselm Ruest.

Unser Weihnachtsmann

Von Jean Richopin.

Weihnachtsmann, auch ich habe dich gekannt. Wer deine Existenz mir abzusprechen versucht hätte, den würde ich einen Lügner gescholten haben. Ich habe dich mit eigenen Augen in jeder Dezembernacht, in der du mich besuchtest, gesehen. Du hattest einen großen Bart, weiß wie die Schneeflocken, blaue, unsagbar sanft blickende Augen und ein Kleid, so licht wie die Luft an strahlenden Sonnentagen. Von den Spielsachen, deren Menge dich fast erdrückte, wählte ich die sehnlichst gewünschten aus. War dann die heilige Nacht endlich ge-

kommen, so legtest du mir gerade diese auf meine wohlweislich in die Asche des Kamins gestellten Schuhchen. Alles geschah ganz leise, um meinen Schlaf nicht zu stören. Du meintest, ich schlief fest! — Hätte ich dich dann so genau sehen, dich beobachten können?

Und ich sah dich gut, Weihnachtsmann!

Weihnachtsmann, du selbst bist schuld, daß ich meinen kindlichen Glauben an dich verlor. Deine Güte ließ dich merken, daß ich mit dem Laufe der Jahre auch größer geworden war. Du hättest niemals wiederkommen dürfen nach jener Nacht, in der ich dich sah und — und gehen hörte. Du selbst weißt, daß dein Fuß den Boden nicht berührt. Da das Parkett aber knarrte, so mußte mit dir Jemand im Zimmer sein. Warum hast du diesem Jemand nicht zugeflüstert, daß ich in dieser Nacht aufhören sollte, Kind zu sein! Durch diese Unterlassung zwangst du mich, dem Jemand im folgenden Jahre sagen zu müssen: „Ach Vater, — — — du bist der Weihnachtsmann?!“

Deine große Güte wollte mich ein Jahr länger die himmlischen Blumen jenes köstlichen Traumes pflücken lassen, sie reichte mir aber die erste giftige Blüte des Zweifels!

So nahmst du mir meinen kindlichen Glauben, Weihnachtsmann!

Weihnachtsmann, trotzdem bin ich dir nicht böse! Ist der Dezember da erzähle ich deine Sage meinen Kleinen. Mit offenen Mäulchen sitzen sie da und hören zu, wie ich dich schildere: deinen großen, schneeflockenweißen Bart; deine blauen, unsagbar sanft blickenden Augen; dein Kleid, das so leicht ist wie die Luft an strahlenden Sonnentagen; die Spielsachen, deren Menge dich zu erdrücken scheint. Ich suche ihre Wünsche zu erraten. Ist dann die heilige Nacht gekommen, dann lege ich gerade diese Spielsachen auf ihre in die Asche des Kamins gestellten Schuhchen.

Wie fest sie schlafen; — Still — Kein Geräusch! Damit auch sie am Morgen glauben, nicht geschlafen, sondern dein gutes Gesicht deutlich gesehen zu haben. Bald wird auch ihnen die Stunde schlagen, nicht länger Kinder zu sein. Schon versichert mein Ältester, daß er im letzten Jahre das Parkett knarren gehört habe. Zweifellos wird er diesmal zu mir sagen: „Vater, also du bist der Weihnachtsmann?!“

Könnte ich ihn doch noch viele Jahre täuschen! Möchte er noch lange die himmlischen Blumen dieses köstlichen Traumes pflücken und im Glauben glücklich sein, damit eigenen Augen gesehen zu haben, dich Weihnachtsmann!

Weihnachtsmann, wer als Kind an dich geglaubt hat, wird dich nie vergessen; er wird nie verbittern, sondern die Freude am Schönen sich bewahren, wenn er erwachsen ist. Dann werden ihn statt den Spielsachen Ideale begeistern: Kunst, Liebe, Ruhm. Bringen sie ihm auch statt Erfüllung — Enttäuschung über Enttäuschung, nie wird ihn das ganz entmutigen.

In den herbsten Momenten wird er mit Entzücken zurückdenken an die Zeit seiner flammendsten Begeisterung für diese herrlichen Ideale. Ihm wird nie einfallen, andere abzuhalten, diesen köstlichen Trugbildern nachzujagen. Er wird vielmehr mit diesen Anderen wiederum Kind werden und ihre Träume mitträumen, um mit ihnen alle Herrlichkeiten dieser wunderbaren Idealwelt nochmals zu genießen!

Handeln wir Idealisten, Dichter, Philosophen im Leben nicht samt und sonders so? Laufen nicht alle soviel ihrer auch sind, Truggebilden nach, um sie anzubeten?

Welchen Wert hätte ein Leben ohne den köstlichen Traum vom Ideal, der zugleich Wirklichkeit ist, weil Jeder ihn sieht — — nur Jeder mit anderen, mit seinen Augen; ähnlich dem Weihnachtsmann, den alle Kinder gesehen haben?

Hoffen wir, daß auch ferner alle großen und kleinen Kinder den Spender ihrer schönsten, sehnlichsten gewünschten Spielsachen, den sogar der Skeptiker für seine Kleinen auferstehen läßt, so sehen: dich Weihnachtsmann!

Ein kurzes poetisch Christgefang

Der Wind auf leeren Straßen
streckt aus die Flügel sein,
streicht hin gar scharf ohne Ragen
zur Bethlems Krippen ein;
er brummet hin und wieder,
der fliehend Winterbot,
greift an die Gleich und Glieder
dem menschengewordenen Gott.

Ach, ach, laß ab vom Brausen,
laß ab, du schnöder Wind,
laß ab von kaltem Sausen
und schon dem schönen Kind!
Vielmehr du deine Schwingen
zerschlag im wilden Meer,
allda dich satt magst ringen,
kehr nur nit wieder her.

Friedrich von Spee (1635)

Literarische Neuerscheinungen

Alfons Baquet. Kamerad Fleming. Roman. (Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.)

Alfons Baquet, der durch sein Weltwandlerer-Gedichtbuch „Auf Erden“ und durch die in mehreren Schriften niedergelegten Ergebnisse seiner asiatischen Reisen schon bekannt geworden ist, gibt uns in diesem Roman sein erstes erzählendes Werk. Es hat die ganze Echtheit und Wucht des Selbst-erlebten, die einem Erstlingswerk eigen sein kann, zugleich aber die Geschlossenheit und Klarheit, die nur reifer Künstlerschaft gewährt ist.

Karl Fleming, ein junger Rheinländer, ist nach einigen wechselreichen Amerikajahren in die Heimat zurückgekehrt, um die Staatswissenschaften zu studieren. Er betreibt seine Studien mit strenger Planmäßigkeit und erheblichen Erfolgen. Da — kurz vor dem Examen liest er Zeitungsberichte über die Ferrer-Unruhen in Paris. Das darin vorkommende Wort „Straßenkundgebung“ weht ihn an „wie der Klang einer großen Zeit.“ Schon am selben Mittag fährt er nach Paris, um eine Woche lang dem Leben der bewegten Masse nahe zu sein. Zuerst beobachtete er nur, wie die unzähligen Welten und Wirbel der großen Flut an ihm vorüber gehen; dann aber wird er selbst mitgerissen. Er übernimmt es, unter den deutschen Arbeitslosen Propaganda für die Demonstrationen zu machen und beim bevorstehenden Aufzug die Kolonne der Angeworbenen zu führen. Daß er, der zum Erkennen Berufene, sich damit selbst aufgegeben, sich dem gährenden und formlosen Element ausgeliefert hat, begreift

er erst, als er sich nach dem Aufzuge wiederfindet. Da aber ist es schon zu spät. Der Geist kann sich wohl frei machen, die Handlung jedoch steht unter dem Gesez der Kaufaktität. In einzelnen seiner Augenblicks-genossen ist Mißtrauen und Haß gegen den Fremden erwacht, der nicht bedingungslos mitmacht, der Sondergedanken hegt, Sonderziele verfolgt. . . Und unerbittlich verklängt die Masse den ihr Verfallenen.

Dies ist das Schema der Erzählung. Sie selbst hat nichts Schematisches: sie ist ganz Farbe, Vorgang, Erlebnis.

E. v. Keyserling, Wellen. Roman. (C. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Wellen sind die veränderten Kräfte in dem Leben, das wir durchschwimmen. Wir werden erfaßt und gehoben, ergriffen und in die Tiefe gezerrt; wenig bleibt für uns zu tun. — Doralice, Gräfin Köhne-Jasch, kam aus einem harmlos vegetativen Mädchensein plötzlich, ohne Wunsch und Willen, an die Seite ihres schon gealterten Gemahls. Das ist wie selbstverständlich, bis das niederwünschte Band bleiern drückt. Da kommt Hans Grill ins Schloß, um sie zu malen, und die jungen Leute verlieben sich ineinander. Doralice verläßt den Grafen; sie heiraten in England, haben gereist und sind nun in einem Fischerhaus am Meer, nur für einander zu sein, zu ruhen. Doch die Vergangenheit läßt Doralice nicht. Jede Nacht bringt ihr im Traum ihr früheres Leben. Dann ruft auch der Tag die Erinnerung: in die Nähe ihres Hauses sind Bekannte gezogen, die Familie des Barons Buttlar mit zwei jungen Töchtern. Leidenschaft erheben sich und drohen alle zu verstriden. Der Bräutigam einer der Schwestern umwirbt geblendet die schöne, seltsame Frau. Doralice, scheinbar mehr und mehr von ihrem Manne entfernt, dessen fast brutale Liebesbesessenheit und ein unumschränktes Gewähren jealicher Freiheit sie verlezen, ist verwirrt und bereit, als eine verzweifelte Tat des jungen Mädchens sie zur Wirklichkeit zwingt. Erschreckt, verschüchtert sucht sie Geborgenheit bei ihrem Manne, die ihr zu werden scheint. Doch er ertrinkt im Sturm auf nächtlichem Fischfang. So verläßt das Leben Doralicens, unerwartet im Aufstieg wie im Niederfall. Dahinter steht ein dunkler, bedeutungsvoller Prospekt, das Meer. Nicht beherrschend, aber mit den Geschehnissen engt verknüpft, auch selbst die Handlung treibend oder hemmend, gewaltig und unverständlich. — An der Kunst, mit der dies erzählt wird, ist uns fast nichts mehr fremd und unbekannt; es ist die gleiche, ein wenig traurige Anmut des Stils, der selbe weiche Glanz farbiger Kreiden auf den Bildern, die nämliche Unfehlbarkeit im Zeichnen adeliger Charaktere; nur daß sie von der Wärme des jetzt im Zenith stehenden Gestirns schwer und süß geworden ist in einer köstlichen Reife.

Vornotizen

Nur wichtige Büchererscheinungen werden hier vornotiert. Die Besprechung der einzelnen Werke folgt in den nächsten Nummern der „Aktion“.

Im Verlage Albert Langen, München erschienen:

Ludwig Thoma. Der Wittiber. Roman. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,50.

Otto Kühle. Das proletarische Kind. Eine Monographie. Geh. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,50.

Eberhard Buchner. Das Neueste von gestern. Kulturgeschichte.

Inhalt der vorigen Nummer: Patriotismus als Religion. / Der strafrechtliche Schutz der Kirche. Von Kurt Peschke. / Friedrich der Große. Von Prof. Dr. L. Gurlitt. / Pressepranger. / Glossen. / Trinken nur deutschenationalen Fusell! / Anöndung. Von Arthur Drey. / Vom Manöverfelde der schweren Prinzipienreiterei. Von Dr. Max Adler. / An die Schönheit. Von Ernst Stadler. / Frederik van Eeden. Autobiographische Skizze des Dichters. / Spargel. Von Max Brod. / Venus und Dauthenden. Von Otto Pick. / Literarische Neuerscheinungen. / Weihnachtsbücher. / Zeitschriftenchau.

liche Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Erster Band: Das 16. und 17. Jahrhundert. Geh. Mk. 4,50, geb. Mk. 6.—.
Charles Dickens. Die Pickwickier. Roman in zwei Bänden. — Deutsch von Gustav Meyrink. Geh. Mk. 6,—, in zwei Pappbänden Mk. 8,—.

Otto Soyka. Das Herbarium der Ehre. Roman. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,50.

Im Verlage A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf:

Victor Hadwiger. Abraham Abt. Roman in vier Büchern. Das Buch der Felsen. / Das Buch der Herberge. / Das Buch des Gartens. / Das Buch der Sonnenuntergänge und der Sterne. Geh. Mk. 5,—, geb. Mk. 7,50.

Zeitschriftenchau

Der Türmer. Monatschrift. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4,— M., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des Dezemberheftes: Weihnachten. Von Friedrich Lienhard. / Der von der Vogelweide. Von Franz Karl Ginzken. (Fortsetzung.) / Der Glaube an die nachirdische Fortdauer. Von W. Kuhaupt. / Numerus clausus. Von Otto Corbach. / Das Byron-Geheimnis. / „Die Unpopularität der evangelischen Landeskirche“. Von Pfr. Dr. / Fahnenraub und Staatsbürgerrecht. Von Oberst J. D. Janke. / Türmers Tagebuch. / Vulkanisches Werden. Von Dr. Karl Stork u. a.

Die Schaubühne enthält in der Nummer 51: Das Gehirn des Journalisten. Von Karl Hauer. — Offiziere. Von S. J. — Leidenschaft. Von Kurt Münzer. — Türkenzug 1683. Von Heinrich Eduard Jacob. — Kammerkunst. Von Grete Meißel-Heß. Die „Schaubühne“ kostet 40 Pfg. Probenummern durch den Verlag Erich Reiß, Berlin W 62.

Sozialistische Monatshefte. Herausgeber Dr. J. Bloch. (Verlag Berlin W 35). Heft 26 enthält: Arthur Schulz: Sozialdemokratie und innere Kolonisation; Paul Umbreit: Das neue Hausarbeitsgesetz; Heiden: Die Versicherung der Privatangestellten; Dr. Frida Schak: Naturwissenschaften; Henriette Fürth: Der Neomalthusianismus und die Soziologie; Paul Wertheim: Kunstgewerbe u. a. Das Heft kostet 50 Pfg.

Mit dieser Nummer

schließt das vierte Quartal 1911 der „Aktion“. Der komplette Jahrgang kostet portofrei direkt vom Verlag bezogen für Deutschland und Österr.-Ungarn Mk. 6.—, Ausland Mk. 8.— bei Voreinsendung des Betrages. Wir bitten um umgehende Bestellung, da nur noch wenige vollständige Exemplare vorhanden sind.

Inhalts-Verzeichnis des IV. Quartals

Huhani Aho. Der Rat des Narren	1269
Max Adler. Vom Manöverfelde der Prinzipienreiterei	1386
Honoré de Balzac. Die Zeitungen	1091
Franz Blei. Deutsche Kultur	1098
Otto Buek. Zur Kritik des Marxismus	1029
Max Brod (Prag). Häuser werden eingerissen	1075
Die große und die kleine Welt	1145
Metamorphose	1195

Am Grabe des Freundes	1266
Spargel	1391
Bronu. Es lebe der Betrieb	1097
Edward Carpenter. Das Leben in Furcht	1225
Die neue Gesellschaft	1283
Otto Corbach. Die Stellung der Beamten im Staat	1027
Im Joch des Militarismus	1060
China	1092

Sachs. Aus dem modernen Guckkasten	1347	Weihnachtsfest	1201
Arthur Drey (Marburg). Undächtige Nacht	1050	Mein Wohltäter	1362
Lebemanns Traum	1066	Kolo. Der zielbewusste Genosse spricht	1259
Die Bürger	1097	Kurt Besche (Steglich). Der strafrechtliche Schutz der Kirche	1380
Der Seher	1130	Franz Pfemfert. Politischer Unfug	1025
Don Quichotte	1164	Ist die Sozialdemokratie revolutionär?	1057
Zwei Gedichte	1195	Metternichswürdigkeiten	1089
Der Einsame	1234	Das politische Schauspielhaus	1122
Junger Künstler	1294	Theodor Fontane	1169
Glosse gegen Friedell	1384	Die Schlafkrankheit	1187
Andung	1386	Was Bethmann-Hollweg profitierte	1189
Ossip Dymow. Ein neuer Verband	1300	Die neueste Sensation	1219
Frederik van Eeden. Autobiographisches	1389	Bethmann-Hollwegs Demaskierung	1249
S. Erich. Peer Gynt und Joachim von Brandt	1359	Der Engel mit dem vorwurfsvollen Blick	1257
Pastor Emil Felden (Bremen). Persönliche Religion	1123	Politischer Karneval	1283
Glossen. 1033, 1065, 1095, 1129, 1161, 1191, 1223, 1257, 1289, 1319, 1350	1417	Zum Todestage Tolstois	1291
Prof. Dr. Ludwig Gurliitt. „Gefunden“	1033	Der ethische Defekt	1313
Zum Problem der Jugendberziehung	1125	Varietékritik	1325
Louis Gurliitt und Friedrich Hebbel I.	1164	Hungernde Volksschullehrer	1345
Gurliitt und Hebbel II.	1193	Pressepranger	1383
Ein kräftiger deutscher Mann	1256	Hängt Bajonette an den Christbaum	1490
Die praktische Vorausbestimmung der Geschlechter	1352	Otto Plöck (Prag). Sonntage	1047
Friedrich der Große	1382	Der Jaghafte wirbt	1201
„Organisierter Unglaube“	1416	Soldaten	1224
Victor Hadwiger. Die Totenklage	1075	Jules Laforgue	1295
Ein Brief an den Herausgeber der „Aktion“	1077	Schatten	1329
Gedanken	1168	Venus und Dauthenden	1395
Wenn wieder ein Stern uns glüht	1329	Pressepranger. „Der Hammer“	1256
Ferdinand Hardekopf. Notiz; nachts (2h 45 bis 2h 47 matin)	1082	„Der Berliner Lokal-Anzeiger“	1383
Carl Sternheim: Die Kassette	1327	Alexandra Kamm. Zuhant Ucho, Der Rat des Narren	1269
Max Hermann (Neiße). Die Gefangenen	1036	Ossip Dymow, Ein neuer Verband	1300
Oktave Hervé. Frankreichs Patrioten-Fabrikation	1252	Henri de Régnier (Paris). Gabriele d'Annunzio	1361
Wie man Chauvinisten züchtet	1316	Robert Keigel. Die Schwester des Rebellen	1234
Patriotismus als Religion	1377	Jean Richepin. Unser Weihnachtsmann	1428
Hölderlin. Wenn ungefehrt	1040	Anselm Kneft. Penthesilea	1049
Hans von Hülsen. Der Genußmensch	1264	Ein Roman von Victor Hadwiger	1040
Vom Ranggefühl des Dichters	1353	Victor Hadwiger †	1067
Ku Hung-Ming. China und die Europäer	1219	Dauthenden „Spielezeiten einer Kaiserin“	1072
Heinrich Ilgenstein. Schillerlektüre	1157	Rudolf Kurz „Sein Inkognito“	1074
Nietzsche und Hölderlin I.	1236	Richard Dehmel I	1099
Nietzsche und Hölderlin II	1261	Ludwig Hardt-Abend	1108
Wilhelm v. Polený	1420	Richard Dehmel II	1136
Isegrimm. Sensationsmache und Verteidigung	1153	Gefühl vom Leben	1169
Heinrich Eduard Jacob. Die Penthesilea-Aufführung	1042	Kleistfester	1289
Braunschweiger Tagebuch	1139	Ein Vorleseabend	1328
Der humor. Sänger Georg Zeppler	1147	Brod-Abend	1426
Die Schwindsüchtige im Herbst	1263	Wil Scheller. „Japanischer Spaziergang“	1198
Die freistudentische Kleistfester	1293	Haußs Märchen	1238
Hofmannsthals „Jedermann“	1355	Peter Scher. Die Mädchen, Anny	1071
Robert Jengsch. Drama	1193	Zwei Gedichte	1099
Max Jungnickel. Ein Fibusabend	1048	Kené Schickel (Straßburg). Schmerzensnacht	1102
Hilma Schlüter	1145	Erinnerung	1321
Erika v. Walzdorf-Bachoff	1175	Vorortballade	1424
Sprechkünstler	1197	Lothar Schmidt. Polizei und Bühne	1187
Deutschland, deine Armen!	1269	Arthur Schopenhauer. Über den Tod	1292
Kurt Geucke	1332	Robert Schumann. Zehn Sprüche	1233
Rudolf Kayser. „Vertauschte Seelen“	1107	Arthur Segal. Jurnfreie Kunstschau	1143
Schnitzlers neues Werk	1267	F. v. Spee. Christgesang	1428
Münchener Anmerkungen	1294	Eust Stabler (Brüssel). Charles de Coster	1037
Alfred Kerr. Robert Musil	1229	Der Flüchtling aus dem verschwundenen Garten	1069
Coba	1291	Die Jünglinge und das Mädchen	1267
Heinrich von Kleist. Ueber das Marionettentheater	1171	Der Freund des Künstlers	1229
Fürst Peter Krapotkin. Die intellektuelle Bewegung des 18. Jahrhunderts	1069	Lover's Seat	1325
Wissenschaft und Reaktion	1321	An die Schönheit	1389
Ferdinand Kürnberger. Weihnachtslegende	1412	C. Sternow. Eulenberg's Trauerrede	1264
Heinrich Lautensack. Hahnenkampf	1109	Radja Straffer. Neue Bahnen in der Erziehung	1285
Das Korsett	1357	August Strindberg. Heimkehr	1078
Michael Vermontoff. Auf Buschkins Tod	1203	Helferich Peter Storz. Denkwürdigkeiten Rousseaus	1194
Literarische Neuerscheinungen. 1051, 1082, 1115, 1147, 1179, 1207, 1239, 1269, 1301, 1333, 1364, 1398	1398	Albert Ukrich. Legende	1419
Grete Meißel-Hef. Die Lösung	1204	Alexander Mar. Sabotage	1062
Kurt Erich Meurer. Meine Hände	1269	Paul Verlaine. Sapphische Ballade	1298
Alfred Richard Meyer. Leon Deubel	1114	Vornottjen. 1052, 1083, 1117, 1150, 1180, 1208, 1240, 1270, 1302, 1333	1270,
Wie iach Fischer Scharfrichter wurde	1175	Frank Wedekind. Finale	1107
Erich Mühsam. Welche Blätter fallen	1139	Galathea	1136
Myriana. Die betrunkenen Blumen und Ottokar	1044	Weihnachtsbücher. 1365, 1397	
Der alte Aufschluß	1081	Leo Tolstoj. Die öffentliche Meinung	1349
Die alte Witwe	1145	Zeitschriftenchau. 1052, 1084, 1117, 1150, 1180, 1208, 1240, 1270, 1302, 1334, 1366, 1398	
		Chekel Zwi. Wir jungen Juden	1315
		Das Weihnachtsjudentum	1411

